Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 53. 1. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Du.

Sey mir gegrüßet, trautes Wort
  Du! Sprößling zarter Triebe;
Du lebst im Mund der Freundschaft fort
  Und im Erguß der Liebe.
Wenn über Welt und Zeit das Herz
  Sich schwingt zum Vater droben,
Dringst Du hinauf in Freud', im Schmerz,
  Im Dank, im Fleh'n und Loben.

Du wohnst im präch't'gen Marmorsaal,
  Du weilst in dunkler Hütte,
Ein Du erklingt in Dorf und Thal
  Und in der Städte Mitte.
Doch wie verschieden ist dein Sinn,
  Und wie kann ich erblicken:
Erzeugt dich Treue? zielst du hin
  Durch Täuschung zu umstricken?

Bei fröhlichem Gelag' entlockt
  Ein Gläschen dich dem Munde,
Der Mann gibt, der sonst schüchtern stockt,
  Von dem Geheimsten Kunde;
Vergißt Personen, Ort und Zeit,
  Merkt nicht der Arglist Blicke;
Du! Wörtchen der Vertraulichkeit,
  Birgst oft des Falschen Tücke.

Wenn gnädig Männer von Gewicht
  Mit einem Du dir schmeicheln,
So glaube unbesonnen nicht,
  Was sie umgarnend heucheln.
Du bist es nicht, das süße Du,
  Das Lieblingswort des Knaben,
Deckt man mit dir die Grube zu,
  Von dem Verrath gegraben.

Ich seh' so gern ein Liebespaar,
  Das in Gesellschaftskreisen,
Droht ihrem Herzensbund Gefahr
  Sich Sie ganz ehrbar heißen;
Doch finden sie sich bald allein,
  Was kann zurück dich halten?
Du trautes Du wirst Sieger seyn
  In hunderten Gestalten.

Und die Erfahrung hat gelehrt:
  Das Eis ist schon gebrochen,
Wenn Du man in der Liebe hört;
  In gold'nen Flitterwochen

Ist Seligkeit dein holder Ton;
  Doch stellt das Cer'monielle,
Und eine Nebenkonnexion
  Schnell Sie an deine Stelle.

Du wirst im stolzen Sylbenbau
  Der Poesie stets glänzen,
Das Dichterheer stellt dich zur Schau
  In den Sonettenkränzen;
In Elegieen, im Idyll,
  In Oden und Balladen,
Ein Du der Sänger gerne will,
  Kein Sie und Ihre Gnaden.

Auf Bändern und auf Seide fein,
  Bist Du gewirkt, genähet;
Auf Gold und Silber und auf Stein,
  Geformt, gegraben stehet,
Ein Du recht lieblich anzuschau'n;
  Doch oft von Narrenhänden,
Stehst Du, gewiß nicht zum Erbau'n,
  Auf Fensterglas und Wänden.

Doch wird in uns'rer klugen Welt
  Dein Reich nun immer kleiner,
Für höflich Niemand dich mehr hält,
  Man meint, das Sie sey feiner;
Und schon der elegante Frack
  Erschaff' Honoratioren,
Und finde daran viel Geschmack
  Nennt man ihn Wohlgeboren.

Ihr lieben Du! der Kindheit Glück,
  Warum muß ich euch missen?
Der Tod und grausames Geschick,
  Hat euch mir all' entrissen!
Die Todten liegen in der Gruft,
  Und zwischen Schulgenossen
Schuf das Verhältniß eine Kluft,
  Seit Jahren hingeflossen.

Auch ich hab' Rang und Ruhm gesucht,
  Mit Eifer, Fleiß, Talenten;
Das Schicksal wollt' mir keine Frucht
  Aus seinem Füllhorn spenden.
Ihr stieget mühsam nicht und schwer
  Empor mit Riesenschritten —
Das Du, auf unserm Lebensmeer
  Hat Schiffbruch schnell gelitten.

J. Schuster.

Carnot.

(Antwerpen hat kürzlich dem Andenken des Generals Carnot, der im Jahr 1814 diese Stadt vor Zerstörung bewahrte, ein Monument gewidmet. Dieß veranlaßt uns, das Leben jenes merkwürdigen Mannes unsern Lesern in's Gedächtniß zurückzurufen.)

Lazare Nikolas Marguérite Carnot, geboren den 13. Mai 1753 zu Nolay, Hauptort im Departement Cote d'Or, war der Sohn eines achtbaren, aber an Mitteln um so beschränktern Mannes, da er noch außer diesem, siebzehn Kinder hatte. Dieß bewog den Vater ihm den ersten Unterricht selbst zu ertheilen, dann aber den Knaben auf das Kollegium und Seminar zu Autün zu senden, wo er sich als guter Redner bemerkbar machte, und eine entschiedene Vorliebe für abstrakte Wissenschaften an den Tag legte. Im 16. Jahre begab er sich in die, dem Unterrichte des Geniewesens, der Artillerie und Marine gewidmete Specialschule nach Paris, trieb dort, neben dem Hauptstudium der Mathematik, angeregt durch Spöttereien seiner Kameraden, 18 Monate ununterbrochen Theologie, und trat, nach sehr glücklich bestandenem Examen, in das Ingenieurkorps, wo er auf der, für die höhere Ausbildung dieses Militärzweiges errichteten Anstalt zu Mezières, außer der Fortifikation, sich unter Monge's Leitung mit Naturwissenschaften beschäftigte. Bei seinem Austritte daselbst, ward er nach Calais gesandt, um in diesem Hafenorte noch, gleichsam jenen praktischen Kurs in den militär-hydraulischen Arbeiten zu machen. In jener Zeit gelangte Carnot zuerst auf die Ideen zur Vertheidigung fester Plätze, wodurch er beabsichtigte, ihre, durch Vaubans unverhältnißmäßige Vervollkommnung des Belagerungskrieges, herabgesunkne Kraft zu verstärken. Er theilte diese Ansichten seinen Vorgesetzten im Geniekorps mit, fand aber keinen Eingang, wiewohl sie ihm später den unbestrittenen Ruhm: Einer der größten Ingenieurs seiner Zeit zu seyn, errungen haben. Nicht viel mehr zu seinem Rufe in der gelehrten Welt, trug sein erstes 1783 herausgegebnes Werk, „Essai sur les machines en général,“ obwohl in einige Sprachen übersetzt, in Frankreich bei; dagegen wurde ihm durch die 1784 auf Vauban, in der Akademie zu Dijon, gehaltene Lobrede die Aufnahme in gedachte Akademie zu Theil. — Indeß hatte er sich verheirathet, war in der Dienstreihe zum Kapitän aufgerückt, und beschäftigte sich eben eine neue Auflage seines Buches zu veranstalten, als die ausgebrochene Revolution (indem das Departement Pas de Calais, welches er bewohnte, Carnot 1791 zum Deputirten bei der ersten gesetzgebenden Versammlung wählte) ihn seinem stillen Leben entriß und in ihre tobenden Strudel zog. Nach und nach war er zum Mitglied des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht und Diplomatie und zu mehren augenblicklichen Kommissionen, sowohl im Innern der Versammlung, als in einzelnen Departements und bei den Armeen ernannt worden. Ueberall hatte Carnot Geschick, Milde und Festigkeit, aber auch eine entschiedene republikanische Denkart gezeigt, deren unglückliches Extrem ihn als Mitglied des Konvents (1793) für den Tod Ludwigs XVI. stimmen ließ. Die vortheilhaften Erfolge, welche seine Sendungen bei den im Felde stehenden Heeren bewirkten, machten den Konvent geneigt, ihn im Februar desselben Jahres zur Nordarmee zu senden, und hier war es, wo er, erkennend, daß die Stadt Fürnes der Vereinigungspunkt der feindlichen Operationen sey, diese mit der Brigade unter dem General O'Moran, mit dem Gewehr in der Hand, stürmend nahm. Hierauf leitete er die Aushebungen von 300,000 Mann in den Norddepartements und eilte von da, erhaltenen Befehlen gemäß, zu Dumouriers Armee, um das Betragen dieses Generals zu untersuchen. Aber er kam zu spät, dieser war schon übergegangen, und es blieb ihm daher nichts übrig, als den Folgen bei den Truppen zu steuern. Zurückgerufen, und (14. August 1793) zum Mitglied des Wohlfahrtsausschusses ernannt, machte er sogleich den kühnen Antrag, der, unter Prinz Koburg Maubeuge einschließenden stärkern österreichischen Armee, eine entscheidende Schlacht zu liefern, um dem dort nachtheiligen Stand der Dinge eine günstigere Wendung zu geben. Die Ausführung ward, mit ausgedehnter Vollmacht, ihm und einigen Kommissarien übertragen, mit denen er sich in das Hauptquartier des französischen Generals en Chef Jourdan begab, den Angriffsplan diesem entwickelte und dessen Annahme durchsetzte. Er war es, dessen Rath die Schlacht im entscheidenden Moment gewann, der die wankenden Truppen ins Feuer führte und den feigen General Gratien auf dem Schlachtfelde absetzte. Von nun an entwickelte sich Carnots großer Einfluß auf alle Kriegsoperationen der Republik unaufhaltsam; er ertheilte 14 Armeen Befehle, und diese bezogen sich nicht immer, wie man irrig behauptet hat, bloß auf allgemeine strategische Vorschriften; sondern gingen oftmals bis in Einzelheiten der Postirungen (s. die merkwürdige Instruktion für Pichegrü, datirt den 21. Ventose des 2. Jahres der Republik) über; wobei sein Genie allerdings wohl durch die Plane unterstützt wurde, die er in den Archiven Ludwigs XIV. vorfand. Doch würde, in der Schreckenszeit, dieß Alles seinen Kopf nicht vor der Guillotine gesichert habe, zumal er es ausschlug, Jakobiner zu werden, keinen Theil an Robespierre's und dessen Helfershelfer Blutbädern nahm und diesen seine Verachtung ins Gesicht äußerte; wenn er sich nicht bloß Militärangelegenheiten, worin er unentbehrlich war, gewidmet und den durch ganz Frankreich tönenden Ruf »Carnot hat den Sieg organisirt« für sich gehabt hätte. Dennoch klagte man ihn einige Male, wiewohl erfolglos, an. Als im Jahr 1795 das Direktorium errichtet wurde, ward er sogleich dazu miterhoben, und er war es, nicht Barras, der Bonaparte zum Obergeneral der italienischen Armee vorschlug, und während dessen dortiger Heldenbahn unablässig mit ihm korrespondirte. Bei allem dem wußte er noch Zeit zur Herausgabe seiner „Reflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal“ zu gewinnen, und lebhaften Theil an Begründung der polytechnischen Schule, so wie des Nationalinstitutes, in dessen erster Klasse er Mitglied wurde, zu nehmen. Endlich gelang es den Intriguen von Barras und dessen Kollegen, mit denen Carnot verfeindet war, und die er wohl selbst zu stürzen die Absicht haben mochte, ihn den 18. Fruktidor (4. Sept. 1797) zur Deportation zu verurtheilen, der er durch die Flucht nach der Schweiz und von da nach Nürnberg, nur mit Noth entging. Wie er, der tiefe Denker, der geniale Krieger, der gewandte und geübte vielseitige Geschäftsmann solchen Umtrieben erlag, und wie auch späterhin er oft das Spiel der Faktionen oder Einzeler wurde, die mit ihm nie zu vergleichen waren, darüber mögen hier einige Andeutungen stehen. Obschon in vielen Beziehungen ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, ermangelte er doch in Sachen der Politik eines in die Ferne tragenden Blicks. Gewöhnt in seinen Studien sich an das Positive zu halten, mehr die Wissenschaft als die Menschen kennend, fremd den Intriguen der Höfe und Parteien, sah er weder in den Lauf der Begebenheiten noch in die Herzen so tief, als man von einem Geiste wie dem seinigen wohl erwarten sollte, und dieser Punkt blieb immer seine schwache Seite. Hiemit vereinigte sich sein Hauptgrundsatz: die einmal eingeführte Regierung, sobald sie nur die Gewalt des Augenblicks wirklich hatte, als die rechtmäßige zu erkennen und ihr zu gehorsamen, wiewohl er, entschiedener Republikaner, eigentlich beflissen war, Frankreich immer nach dieser Staatsform hinzuleiten, und endlich ein ziemlicher Grad beharrlichen Eigensinns in vorgefaßter Meinung. So konnte es nicht fehlen, daß er in der

Zeit der Republik, den Freiheitsmännern viel zu gemäßigt, Napoleons Despotie zu entgegengesetzt gesinnt, und den Bourbons wie den Ereignissen, die diese auf den Thron riefen, abgeneigt erschien. Während seiner Verbannung, schrieb er zu seiner Rechtfertigung: „Reponse de L. N. M Carnot, citoyen français, l'un des fondateurs de la république et membre constitutionel du directoire exécutif: au rapport fait sur la conjuration du 18 fructidor an V. au Conseil des cinq Cents par Bailleul, au nom d'une commission spéciale (à Londres 1799)," in welcher er die Schändlichkeiten seiner ehemaligen Kollegen, oft sehr naiv aufdeckt, indem er z. B. sagt: ich gestehe, daß ich die Kunst nicht besitze, Jemand auf eine feine Weise zu sagen, daß er sey was er ist, ein Lügner, ein Verräther, ein Mordlustiger, welches in Paris von den Feinden des Direktoriums mit Begierde gelesen wurde und zu dessen (d. 18. Juni) 1799 erfolgtem Sturze unstreitig beitrug. Nach dem 18. Brumaire (9. November 1799) rief Bonaparte Carnot zurück, ernannte ihn zum Revue-Inspecteur und einige Monate darauf (im April 1800) zum Kriegsminister.

(Schluß folgt.)

Physiologische und hygienische Eigenthümlichkeit einiger berühmten Männer.

(Aus dem Extrait de Physiologie et Hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit, par le docteur J. H. Reveillé-Parisse.)

Tycho de Brahe hatte auf einer Insel in Dänemark ein Haus und einen hohen Thurm bauen lassen, dem er den Namen Uranienburg beigelegt. Er lebte dort ein und zwanzig Jahre lang, ging fast nie aus, und arbeitete mit einer seltenen Emsigkeit an astronomischen Beobachtungen. Dort zog er sich wahrscheinlich die Blasenkrankheit zu, die ihm das Leben kostete, als er, bei dem Kaiser Rudolph II. zur Tafel geladen, sich zu entfernen Anstand nahm.

Leibnitz brachte zuweilen drei Tage und drei Nächte nach einander in einem und demselben Lehnstuhl zu, um ein Problem zu lösen, das ihn interessirte; eine herrliche Sache, wie Fontenelle sagt, um eine Arbeit zu fördern, aber auch sehr ungesund. — Der Abbe de Lecaille, ein berühmter Astronom, hatte sich eine Art von Gabel machen lassen, in die er den Kopf steckte und so ganze Nächte lang in der Beobachtung des Himmels zubrachte, ohne, wie ein geistreicher Mann bemerkte, einen andern Feind zu kennen, als den Schlaf und das Gewölk. Er zog sich aber eine Brustentzündung zu, die seinem Leben innerhalb wenig Tagen ein Ende machte. — Girodot arbeitete nicht gern bei Tage. Mitten in der Nacht von einer Art Begeisterungsfieber befallen, stand er auf, ließ die in seiner Werkstatt befindlichen Lustres anzünden, setzte sich einen mit Wachslichtern besteckten großen Hut auf den Kopf, und malte dann mehre Stunden lang in diesem sonderbaren Kostüm. Auch hat es wohl nie eine hinfälligere Konstitution, eine schwächere und zerrüttetere Gesundheit gegeben, als die des Girodot war. Gegen das Ende seines nur kurzen Lebens war es, als ob sein Geist an eine Leiche gebunden wäre.

Der berühmte Cujas studirte, der Länge nach auf den Leib am Boden hingestreckt und von Bücherbergen umgeben.

Michel Angelo hatte einen merkwürdigen Zufall, nachdem er die Plafonds der sixtinischen Kapelle gemalt hatte: er konnte fast nicht anders, als von unten nach oben sehen und mußte, wenn er einen Brief lesen wollte, ihn über sich in die Höhe halten. Diese Sonderbarkeit soll mehre Monate lang angehalten haben.

Es machte Jemand Friedrich II. darauf aufmerksam, daß der häufige Genuß des Kaffees seiner Gesundheit schade. »Ich weiß das,« erwiederte er, »und habe darin auch schon eine große Reform gemacht: ich trinke des Morgens nur noch vier bis fünf Tassen, und Nachmittags eine Kanne voll.«

Die äußeren Eindrücke oder Zerstreuungen verhindern die üblen Folgen einer anhaltenden Einsamkeit. Einige berühmte Personen haben aus Ueberlegung oder aus Erfahrung dieß Princip angewandt. Es ist bekannt, daß der Kardinal Richelieu dabei betroffen wurde, als er im bloßen Hemde auf einer Mauer umherlief. — Boileau war ein leidenschaftlicher Kegelspieler. — Bayle lief wie ein Kind hinter Seiltänzern und Gauklern her.

Claude Bourdaloue, ein berühmter Arzt, trank während des Tages in Uebermaaß Kaffee, um des Nachts bei seiner Arbeit munter zu bleiben, und nahm andererseits wieder Opium ein, wenn er schlafen wollte: auch starb er sehr jung. — Der Geschichtschreiber Mezerai hatte die Gewohnheit, stets bei Licht zu arbeiten, selbst bei hellem Tage mitten im Sommer. Er unterließ es nie, diejenigen, die ihn besuchten, mit einem Lichte in der Hand bis an die Hausthür zu begleiten. — Um sich im Komponiren anzufeuern, fastete Gretry im Uebermaß, trank aber Kaffee und erhitzte sich Tag und Nacht vor seinem Fortepiano dergestalt, daß er ein furchtbares Blutspeien bekam. — Rousseau botanisirte mit dem Hute unterm Arm auf freiem Felde selbst in den Hundstagen, weil, wie er sagte, die Glut der Sonne ihm wohlthue.

»Wir, Offiziere und Aerzte,« erzählt Hr. Reveille-Parisse, »waren unserer eilf eine Stunde vor der Schlacht von Waterloo beisammen. Von dieser Schwätzergruppe fanden wir uns den andern Tag nur selbander wieder vor: die andern waren sämmtlich getödtet oder verwundet worden. Einige Jahre darnach traf ich mit einem davon in Paris zusammen. »Ich habe Sie für todt gehalten, lieber Kapitän,« sagte ich zu ihm, »und so freue ich mich außerordentlich, Sie wieder zu sehen.« — »»Mir ist nur eine Kugel durch beide Schenkel geschlagen und ich habe drei Tage auf dem Schlachtfelde gelegen,«« erwiederte er. »Aber was machten Sie an diesen drei furchtbaren Tagen?« — »»Ei, Lieber, ich aß ein Bischen Kommißbrod, das ich bei mir hatte, und löschte meinen Durst aus der kleinen Wasserflasche eines Soldaten, der mir zur Seite getödtet worden war, und las den Horaz im Taschenformat, den ich bei mir trug. Nachdem haben die Engländer mich nach Brüssel geführt, meine Wunden sind geheilt worden, meine Gesundheit ist hergestellt, und nun kann's wieder losgehen.««

Ein junger Gelehrter gerieth mit einem andern über die Stellung in Streit, welche die Armee der Athenienser und die der Perser in der Schlacht von Platäa inne gehabt, und wettete auf die Richtigkeit seiner Meinung einen Thaler. Da er den fraglichen Punkt durchaus ermitteln und so seine Wette gewinnen wollte, so unternahm er zu Fuß — anders zu reisen gestatteten ihm seine Mittel nicht — den weiten Weg nach Griechenland, um persönlich das in Rede stehende Schlachtfeld zu besichtigen.

Als Vaillant, ein berühmter Numismatiker, das Schiff, auf welchem er sich befand, in Gefahr sah, von einem Kaper genommen zu werden, so setzte er zu Ehren der Archäologie sein Leben ein: er verschluckte nämlich große Medaillen, deren er sich nachdem nur unter großen Schmerzen wieder entledigen konnte und von welchen er die eine über vierzehn Tage bei sich behielt.

Der ernste Banks, nachher Präsident der königl. Gesellschaft zu London, scheute es nicht, sich zu Otaheiti von Kopf bis zu Fuß schwarz anstreichen zu lassen, weil er nur in diesem Aufzuge einer Leichenbestattung der Insulaner beiwohnen

konnte. — Es ist eine bekannte Sache, daß der Maler Vernet sich an einen Mast festbinden ließ, um das hehre Schauspiel eines Sturmes auf dem Ozean besser genießen zu können. — Der Abbe Barthelemy sagte allen Ernstes, indem er von einem Antiquar in Italien sprach, der sich geweigert, ihm eine Medaillendoublette zu überlassen: »Ich habe es nie dahin bringen können, diesen Tieger zu erweichen.« — Wenn man den Herrn *** fragte, wie es ihm möglich gewesen sey, so viele Medaillen zu sammeln, so antwortete er ganz naiv: »nun, ich habe deren geschenkt erhalten; ich habe deren gekauft, ... ich habe deren wegstipitzt.«

Napoleon, der am Schlagfluß zu sterben fürchtete, forderte einst den Hrn. Corvisart, seinen Arzt, auf, ihm etwas Bestimmtes über diese Krankheit zu sagen. »Sire,« erwiederte dieser, »mit dem Schlagfluß ist es immer ein gefährliches Ding; aber er hat seine Vorboten. Es ist sehr selten, daß die Natur einen Schlag ausführt, ohne im Voraus zu warnen. Der erste, fast immer nur leichte, Angriff ist eine Aufforderung, die Nichts kostet; die zweite ist weit kräftiger und kostet auch schon was, und mit der dritten ist es dann aus. An Corvisart selbst hat sich die Wahrheit dessen, was er gesagt, nur zu sehr bewährt.

Der Kaiser Napoleon konnte keinen Druck am Kopfe leiden, daher setzte er nicht gern einen neuen Hut auf und trug sehr lange diejenigen, an die er einmal gewöhnt war; dieß ist auch die Ursache des kleinen Hutes, der in der Geschichte dieses großen Mannes so berühmt geworden ist.

Ein berühmter Botaniker, der Doktor Clarke, zog durch starkes Aufriechen des Duftes einer Blume, die er dicht an die Nase hielt, ein Insekt ein, welches in der einen Nasenhöhle eine so heftige Entzündung verursachte, daß es ihm das Leben kostete.

Der Musiker Lulli schlug sich einst, als er mit einem langen Stock den Takt markirte, dabei so heftig auf den Fuß, daß er gleich krankhafte Anfälle bekam, die ihm den Tod zuzogen.

Der Aderlaß muß bei schwachen und nervenkränken Individuen nur mit großer Umsicht angewandt werden. Raphael kam in der Blüte seines Alters in Folge eines ihm zu unrechter Zeit verordneten Aderlasses um. Erkrankt, wie man sagt, nach einigen Ausschweifungen mit la Fornarina, ward ihm eine starke Portion Blut abgelassen, und er erlag dieser Kur. — Geßner lag sechs Monate krank darnieder, weil man ihm unüberlegt Ader gelassen hatte. — Als Mirabeau an einer entzündlichen Kolik litt, ward ihm ein starker Aderlaß verordnet, der ihn plötzlich und ohne Wiederkehr aller Kraft beraubte. Es war dieses, wie er sich selbst ausdrückte, für ihn der Uebergang aus dem Sommer in den Herbst seines Lebens. — Byron empfand nach seiner Ankunft in Griechenland einen heftigen Andrang des Blutes zum Kopfe. Es wurden ihm Blutigel an die Schläfe gelegt; da aber einer derselben die Arterie getroffen hatte, so kostete es viele Mühe, das Blut zu stillen, das so stark floß, daß er darüber ohnmächtig ward. Seitdem blieb dieser große Dichter immer schwach und kränkelnd. Geschreckt durch diese Erfahrung, zögerte Byron späterhin, als er an einer inflamatorischen Krankheit darniederlag, dermaßen, sich Ader zu lassen, bis es zu spät war und er, am 19. April 1824, erst sechs und dreißig Jahre alt, seinen Geist aufgeben mußte.

Als Michel Angelo an dem Bilde des jüngsten Gerichts malte, fiel er von seinem Gerüst und erhielt eine schmerzliche Wunde am Bein. Er schloß sich ein und wollte Niemand vor sich lassen. Als nun Bacio Rutini, ein berühmter Arzt und fast eben so eigensinnig als Jener, sein Freund, zufällig zu ihm kam, aber alle Thüren verschlossen fand, ohne von den Leuten im Hause und von den Nachbarn den Grund davon erfahren zu können, ließ er sich mit Mühe in den Keller hinab und stieg an dessen entgegengesetzter Seite, abermals unter großer Anstrengung, wieder herauf, suchte und suchte, bis er endlich das Gemach traf, in welchem Michel sich mit der Absicht, dort zu sterben, eingeschlossen hatte. Als er diesen endlich bewogen, ihn einzulassen, drang er ihm mit Gewalt einige Mittel auf und stellte ihn auch wieder her.

Der vor einigen Jahren zu Paris verstorbene Dichter Marquis Ximenes war immer höchst nachlässig in seiner Toilette. Als er einst dem Grafen von Thiars begegnete, sprach er zu diesem von seiner Unschlüssigkeit, in welcher Weise er einen seiner tragischen Helden enden lassen sollte. »Ich wüßte schon Rath dazu,« antwortete der Graf, indem er that, als ob er sich die Nase zuhielte: »Sie sollten ihn in Ihre Nähe kommen lassen, und Sie würden ihn vergiften.«

Karl IV., Herzog von Lothringen, hatte sich sterblich in die Tochter eines Bürgermeisters zu Brüssel verliebt. Einst bat er deren Mutter, in Gegenwart mehrer Personen, der jungen Dame nur zwei Worte allein sagen zu dürfen; die vorsichtige Mutter schlug das aus; da bat er wieder, ihre Tochter nur so lange sprechen zu dürfen, als er im Stande sey, eine glühende Kohle in der Hand zu halten. Das schien so wenig verlangt zu seyn, daß man es nicht verweigern durfte. Der Herzog entfernte sich mit dem Fräulein, die glühende Kohle in der Hand; aber die Unterhaltung währte so lange, daß die Mutter sie zu unterbrechen nöthig fand. Die Kohle war erloschen, und man kann denken, wie dem Fürsten die Hand geschmerzt haben muß; und doch behauptete er, daß er kaum etwas davon empfunden habe.

Frankfurter Theater.

Am 28. Juni: Oberon, König der Elfen, Oper in drei Aufzügen von K. M. von Weber.

Ueber diese Tondichtung und über Weber's romantische Musik ist schon so viel gesprochen und geschrieben worden, daß es unnütz wäre, tausendmal Besprochenes zu wiederholen. Unser Konversationsblatt ist überdieß nicht für Kritiken bestimmt, in welchen Partituren mit den grammatischen Augen eines Setzkünstler-Aristarchen geprüft sind. Weber's Genialität, deren kühnster Wurf sein Freischütz (uneingedenk der trefflichen Musik zur Preciosa) war, beurkundet sich auch im Oberon, seinem Schwanengesang, dessen Töne aber an so manchen Stellen die erschöpfte Brust verrathen. Mad. Pirscher, vom Mannheimer Hoftheater, sang heute die Partie der Rezia. Sie ist im Besitz einer schönen Stimme, die sich besonders in der mittleren Skala auszeichnet, und nach den Regeln der Kunst herangebildet ist. Die Nüancen des äußeren Schmucks sind wohl aufgefaßt und adoptirt. Die große Arie im zweiten Akte, worin die Gränzen des Ausführbaren kaum berücksichtigt sind, und die Brust eine herkulische Aufgabe zu lösen hat, sang Mad. Pirscher mit gerechtem Beifalle. Sie begleitet ihren Gesang mit trefflichem Spiel; es spricht sich eine Wärme des Gefühls in ihren Darstellungen aus, die eben nicht häufig ist bei deutschen Sängerinnen; ihre Jessonda legte davon das schönste Zeugniß ab. Hr. Schmetzer sang als Auftrittsrolle (so sagte der Zettel) nach seiner Urlaubsreise den Hüon. Diese Auftrittsrolle beginnt bekanntlich sitzend und schlafend, denn so erscheint der fahrende Abenteurer Hüon durch Zauberkraft im Lande der Elfen. Stärker aber als Oberons Lilienstengel wirkten die Bewillkommnungsgrüße unseres Publikums: sie löß'ten die Fesseln des Schlafs, Hüon-Schmetzer erhob sich, würdigte Oberon und seine Elfen keines Blickes, wandte sich dankend ans Publikum, versprach ihm, recht fleißig zu bleiben, setzte sich nieder und schlief in völliger Unschuld seines ersten Naturzustandes wieder ein. Das Publikum kicherte. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 54. 2. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Vision des Arsenius.

In Waldes Dunkel, fern vom Weltgewühle,
Arsenius, der heil'ge Klausner wohnt;
Der Greis war nah' schon dem ersehnten Ziele,
Wo Seligkeit dem Gottergeb'nen lohnt.
Einst sah er einen Engel niedersteigen,
Der sprach: »Ich will des Menschen Thun dir zeigen.«

Und erst ließ er ihn einen Mohren schauen,
Der emsig mit der fast erlahmten Hand
Bemühet war im Walde Holz zu hauen,
Bis aufgehäuft ein schweres Bündel stand,
Das er, als ihm die Last das Heben wehrte,
Mit neuen Scheitern fort und fort vermehrte.

Und weiter wandern sie nach ferner Stelle:
In eine löchrige Cisterne goß
Ein Mann von Neuem stets aus einer Quelle
Das Wasser, das zurück gleich wieder floß;
Und die Cisterne blieb, trotz allen Strebens
Des Thoren leer, die Mühe war vergebens!

Der Klausner wieder sah zwei trotz'ge Ritter,
Mit mächt'gen Keulen in gestrecktem Lauf,
Ansprengen gegen eines Thurmes Gitter,
Und grimmig stürmend schlugen sie darauf;
Doch prallten sie zurück mit ihren Hieben,
Und draußen sind sie ewiglich geblieben!

Die Deutung ward dem Klausner nun gegeben:
Der Mohr, der immerfort sein Bündel mehrt,
Das ist der Mensch, der mit des Kleinmuths Streben
Im Kampf ist mit der Sünd', die ihn beschwert,
Und doch, weil er verzweifelt, unterlieget,
Und stets zur alten Schuld die neue füget.

Der Thor, der in durchlöchertem Gefäße
Das Wasser, das er schöpft, zu sammeln strebt,
Ist wie der Mensch, der immer durch das Böse
Selbst das vollbrachte Gute untergräbt;
Verloren ist die Arbeit und sein Mühen,
Für ihn wird auch des Guten Frucht nie blühen.

Die stolzen Ritter jenem Menschen gleichen,
Der übermüthig glaubt im falschen Wahn,
Des Himmels Pforte müsse vor ihm weichen —
Umsonst! dem Trotz wird sie nicht aufgethan;
Das diamant'ne Thor seh'n die nur offen,
Die stets in Demuth glauben, lieben, hoffen!

Schuster.

Carnot.

(Schluß.)

Carnot führte in seiner Verwaltung die ganz verloren gegangene Ordnung und Sparsamkeit in die Administration zurück, auf seine Vorschläge ward Türenne's Asche in den Tempel des Mars gebracht und Latour-d'Auvergne-Cornet zum ersten Grenadier Frankreichs ernannt. Indeß billigte er keinesweges alle Plane der neuen Regierung, und bemerkte wohl die Tendenz, welche sie zu einer Aenderung der Verfassungen in sich trug, fühlte aber auch, daß er, vermöge seines Amtes, am wenigsten vermochte, sich diesem Streben zu widersetzen. Zum Erstaunen Aller, denen öffentliches Ansehen und Glanz das Höchste auf Erden sind, bat er um seine Entlassung. Zwar ließ er sich durch schriftliche Zurede Bonaparte's noch bewegen, für einige Zeit das Portefeuille zu behalten; da aber dieß keine Veränderung in dem antirepublikanischen System bewirkte, so schrieb er den 16. Vendemiaire des Jahres IX. (Sept. 1800): »Bürgerkonsuls! Ich ersuche aufs Neue um meine Entlassung; genehmigen Sie, sie mir nicht länger zu verweigern, Gruß und Achtung.« und verließ ohne weiteres das Portefeuille seines Ministeriums. Dem Privatleben zurückgegeben, erschien, nachdem er während des letzten öffentlichen Postens „lettre au citoyen Bossut, membre de l'Institut contenant de vues nouvelles sur la trigonométrie“ herausgegeben hatte, von ihm im Jahre 1801 „sur la géométrie de position“ und „sur la corrélation de figures de géométrie.“ Allein nur kurze Zeit ward es Carnot vergönnt, die Süßigkeiten stiller Muße zu genießen; denn schon 1802 ernannte ihn der Erhaltungssenat zum Mitgliede des Tribunats. Sein neues Verhältniß, obwohl minder schimmernd, war dennoch weit unabhängiger und ließ es zu, seine stetigen republikanischen Ansichten bei Gelegenheit der Gründung der Ehrenlegion unumwunden auszusprechen. Eben so unerschrocken erklärte er sich gegen das Konsulat auf Lebenszeit, und am kräftigsten und ganz allein gegen den Antrag, Bonaparte zum Kaiser zu erwählen. »Welche Dienste auch,« sagte er unter andern, mit der Gediegenheit und Kraft eines Redners des alten Roms, »ein Bürger dem Vaterlande erwiesen haben mag, es gibt Gränzen der öffentlichen Dankbarkeit, die sowohl Vernunft als Ehre nicht zu überschreiten gebieten. Wenn dieser Bürger die öffentliche Freiheit wieder hergestellt, wenn er das Wohl des Vaterlandes gegründet hat, kann es dann ein Lohn für ihn seyn, eben dieses Wohl und diese Freiheit sich geopfert zu sehen? Heißt es nicht sein eigenes Werk vernichten, wenn man aus dem Lande, dessen Freiheit man erhielt, sein Eigenthum macht?« und ferner: »Bonaparte konnte zwischen dem republikanischen und dem monarchischen System wählen, ihm war das Palladium der Freiheit anvertraut, er hatte geschworen, es zu vertheidigen. Indem er dieß Versprechen hielt, erfüllte er die Erwartungen der Nation. Er hätte sich mit unsterblichem Ruhm bedeckt.

Statt dessen — was wagt man jetzt? Man wagt den Vorschlag, ihm eine Macht unumschränkt und erblich zu übergeben, deren Verwaltung ihm nur anvertraut war.« Trotz des Ausdrucks solcher Gesinnungen, blieb er, als Napoleon die Kaiserwürde genommen hatte, bis zur Auflösung des Tribunats in diesem und zog sich dann wieder in die Stille des Privatstandes zurück. Obschon er oftmals und längere Zeit sowohl die höchsten Stellen in der Armee vergeben, als auch über den öffentlichen Schatz mit verfügt hatte: so war er doch nicht weiter, als zum Bataillonschef in seiner Anciennetät gestiegen, und statt erworbener Reichthümer hatte er kaum sein kleines väterliches Erbtheil ungeschmälert aus den Stürmen gerettet. Die Stunden seiner nun eingetreten Muße füllte die Sorge für Erziehung seiner Kinder, rege Theilnahme an den Beschäftigungen des Instituts und Bearbeitung ernster Wissenschaften aus. Neben verschiedenen interessanten Berichten an jenes Institut, gab er „Principes fondamentaux de l'équilibre et du mouvement“ und „Mémoire sur la rélation qui existe entre les Distances respectives de cinq points pris dans l'espace; suivi d'un essai sur la théorie des transversales“ heraus. Nach neunjähriger, wohl nicht unabsichtlicher Vergessenheit, gedachte seiner Napoleon, wie er wenigstens in seinem Erlaß an den damaligen Minister sagt, wegen des Entsatzes von Maubeuge, unter dem aus Schönbrunn den 23. Aug. 1809 gegebenen Dekret mit einer jährlichen Pension von 10,000 Franken, eigentlich aber wohl nur dadurch eine Einleitung zu machen, ihn zu Abfassung des Werkes „de la défense des places fortes“ zu veranlassen, die er ihm bald darauf übertrug; ein Werk, das zwar in mehre Sprachen übersetzt worden, dessen erste Hälfte aber leider! mit Uebertreibungen und Herausstreichen der sogenannten großen Nation zum Ueberdruß angefüllt ist. Wiewohl Carnot so lange Zeit in der vollkommensten Zurückgezogenheit gelebt hatte: so erinnerte sich doch Frankreich noch seiner Dienste und Talente, und das Departement Cote d'Or ernannte ihn, [illegible] vom Widerstreben einer einflußreichen Partei, zum Abgeordneten beim Erhaltungssenat. So der großen Welt wiedergegeben, schien es ihm passend, Napoleon aufzuwarten und für die verliehene Pension zu danken; und obgleich ihm die ehrenvollste Aufnahme ward: so erschien er doch dann nicht weiter in den Tuilerien, und verlangte weder für sich, noch seine Familie etwas. Als aber die Zeit endlich eintrat, wo Bonaparte noch schneller von der Höhe herabsank, als er sie erstiegen hatte, war es wieder Carnot, der nicht um ihm, sondern seinem Vaterlande nützlich zu seyn, am 24. Jan. 1814 seine Dienste anbot und sein Schreiben mit den Worten schloß: »Noch ist es Zeit, Sire, einen ehrenvollen Frieden zu erlangen und die Liebe einer edlen Nation wieder zu erwerben.« Napoleon ernannte ihn hierauf zum Gouverneur von Antwerpen, damals dem wichtigsten festen Platz seines Reichs. Er übernahm diese Stelle unter bedenklichen Umständen, wobei er die tapferste Vertheidigung mit der umsichtigsten Schonung der Stadt vereinigte und seinem Benehmen gelang es, sich sowohl die Achtung der Feinde als die Anhänglichkeit der Einwohner, die sich auf manche rührende Art aussprach, zu erwerben. Als Ludwig XVIII. den Thron seiner Väter bestieg, übergab er die Festung auf seinen Befehl dem General Graham und stellte sich seinem Monarchen und den Prinzen in Paris vor, die ihn aber mit einer Kälte empfingen, welche deutlich zeigte, daß man ihn nicht gern bei Hofe sähe. Er zog sich ohne weiteres zurück, verfaßte jedoch eine Denkschrift, von der er wünschte, daß sie allein in des Königs Hände kommen sollte, durch Intriguen indeß wider seinen Willen und sein Wissen so gedruckt wurde, daß sie den Verdacht höchst unziemlicher Indiskretion auf ihn warf. Seine Erklärungen halfen wenig, da er den Hauptinhalt dieses „Mémoire adressé au Roi en Juillet 1814 etc.“ nicht verläugnen wollte und konnte. Diese Broschüre berührt in den Gegenständen der Revolution, der Flucht der Emigranten ꝛc., Dinge, die der königlichen Familie höchst empfindlich seyn mußten, machte Vorwürfe statt Entschuldigungen, enthält Paradoxen und Gedankensprünge, schweift in die älteste Geschichte und philosophirt über das alte Natur-, wie neue Staatsrecht, und gab Carnots zahlreichen Gegnern, an deren Spitze Fouché, die beste Gelegenheit, auf sein Verderben hin zu arbeiten. Napoleon kam indeß nach Frankreich zurück, und obwohl Carnot nicht unter der Zahl derer war, die ihm sogleich in den wieder in Besitz genommenen Tuilerien aufwarteten, so ernannte ihn Jener doch noch in der Nacht seiner Ankunft zum Pair von Frankreich, Grafen und Minister des Innern; eine Stelle, die er in der mit Lucian getheilten Hoffnung annahm, jetzt für eine freiere Verfassung wirken und diese seinem Idol, der Republik, möglichst nahe bringen zu können. Die Folgen der Schlacht bei Belle-Alliance störten jedoch diese Entwürfe nur zu bald, und als Napoleon seine Abdankung niedergeschrieben hatte, erhielt Carnot den Auftrag, sie der Kammer der Deputirten vorzutragen, worauf er unmittelbar von dieser zum Mitgliede der Regierungskommission ernannt wurde. Auch in diesem Posten zeichnete er sich, so weit es die schwierigen Umstände nur erlaubten, vortheilhaft aus, übernahm unter anderm, am 1. Juli 1815 den Vortrag in der außerordentlichen Sitzung über die militärische Lage der Armee und der Stadt Paris, der drei Marschälle, die vornehmsten Generale, vier Staatsminister und die Mitglieder der Pairs- und Deputirtenkammer beiwohnten, und beschwichtigte den 3. Juli, auf das Gesuch des Herzogs von Vicenza, die unzufriedenen Truppen in der Ebene von Montrouge. Sobald Ludwig XVIII. die Zügel der Regierung wieder ergriff, zog sich Carnot 12 Stunden von Paris nach Cerny zurück und machte von hier aus, da er erfuhr, daß er von allen Ministern des Exkaisers, von allen Mitgliedern der Regierungskommission der Einzige sey, der auf die Proskriptionsliste vom 24. Juni (1815) gesetzt worden war, seinen „Exposé de la conduite de Carnot“ bekannt, in dem er die Vorwürfe und Verläumdungen seiner Gegner in nachstehender Art entkräftet und widerlegt: »Es war stets mein unerschütterlicher Grundsatz, mich der bestehenden Regierung zu unterwerfen, und man verschreit mich als einen Unruhigen, der sich mit nichts beschäftigt, als nur eine Empörung nach der andern zu bewirken.« »Ich habe meine Tage und meine Nächte dazu angewendet, um die Unternehmungen unserer Armeen zu ordnen, und man gibt vor, ich hätte mich in dieser Zeit mit nichts, wie mit Anfertigung von Proskriptionslisten beschäftigt. Während meiner zahlreichen Missionen habe ich nie aus eigner Machtvollkommenheit eine Verhaftung befohlen, und man schildert mich als einen blutdürstigen Prokonsul.« »Nie habe ich mich um Stellen und Ehren beworben, gegen meinen Wunsch ward ich zu großen Aemtern berufen, ich liebe und treibe die Wissenschaften, und habe nicht mehr Vermögen als beim Beginnen der Revolution; dennoch nennt man mich einen Ehr- und Geldsüchtigen, der den öffentlichen Unterricht vernichten will ꝛc.« Diese Schrift hatte jedoch keinen günstigen Erfolg, sondern kurz darauf erhielt er die Weisung, sich nach Blois unter polizeiliche Aufsicht zu begeben. Da schien Carnot der Zeitpunkt gekommen, sein Vaterland zu verlassen, und unter angenommenem Namen durch Deutschland, nach Warschau, mit Genehmigung des russischen Kaisers zu gehen. Anträge, die ihm höchsten Ortes gemacht wurden, in die Dienste eines fremden Souveräns zu treten, lehnte er ab, und die wenigen Einkünfte, das rauhere Klima zugleich, gaben die Veranlassung, daß er sich mit des Königs von Preußen Erlaubniß, in

dessen Staaten begab, und Magdeburg zu seinem Aufenthalte wählte. Hier lebte er, in ziemlich beschränkten Umständen, aber mit großer Achtung behandelt, den Wissenschaften und der Erziehung seines jüngsten Sohnes Hippolyt. Er schrieb daselbst einen Nachtrag zu seiner Vertheidigung fester Plätze unter dem Titel: „Mémoire sur la fortification primitive" und weit entfernt sich der Hypochondrie zu überlassen, beschäftigte sich Carnot nicht bloß mit ernsten Wissenschaften, sondern widmete auch manche Stunde heiterer Dichtkunst und nahm auch zuweilen Theil an den Gesellschaften, zu denen man ihn einlud. In der letzten Zeit hatte seine Gesundheit schnell abgenommen, und der 2. August 1823 war der Tag, an dem das Leben dieses merkwürdigen Mannes endigte.

Talma im gewöhnlichen Leben.

Mitgetheilt von Lembert.

Wer Talma nur auf der Bühne in seinen tragischen Rollen gesehen hatte, mußte sich ihn natürlicher Weise außer derselben als einen düstern, heftigen und energischen Menschen vorstellen; aber er war von allem dem das Gegentheil. Er erschien einfach, indolent, nachgiebig bis zur Schwäche, natürlich und treuherzig; weit davon entfernt, einen festen Willen zu haben, wurde es oft höchst mittelmäßigen Köpfen leicht, ihn zu beherrschen. Es fehlte ihm nicht an tiefem, durchdringenden Geist, wohl aber an jenem, der reich an Worten und arm an Ideen ist, aber die Menge besticht und befriedigt.

Sein Sichgehenlassen entsprang aus Gutmüthigkeit und einer Art Faulheit; denn man darf sagen, daß er kaum einige Stunden des Tages im eigentlichen Sinn des Wortes lebte; das träumerische Hinbrüten, in welchem seine moralischen Fähigkeiten während der übrigen Zeit auszuruhen schienen, glich dem Schlafe, und diese Ruhe war vielleicht eine Bedingung seiner Existenz, nachdem er sich der Ueberspannung aller seiner Geisteskräfte überlassen hatte, die seine Leistungen auf der Bühne in Anspruch nahmen; denn welche Erschöpfung muß der Anstrengung eines Künstlers folgen, der während mehren Stunden kein Wort spricht, keine Bewegung macht, ohne aufzuhören er selbst zu seyn und ein Andrer zu scheinen! Talma war mehr als irgend Einer mit der Fähigkeit begabt, sein ganzes Wesen in ein andres zu verwandeln — er war Nero, Orest oder der unglückliche Karl VI., niemals Talma. Einmal auf der Scene nahm er die Natur der darzustellenden Person so ganz an, daß er sich und die Welt vergaß und nur in und für seine Rolle lebte. Als Beweis mag Folgendes dienen: Bei der ersten Vorstellung des »Othello« fanden einige Kunstrichter die Katastrophe zu peinlich, und nur mit vieler Mühe willigte Talma in eine Veränderung derselben, nach welcher Desdemona am Leben bleiben sollte. Am Abend der zweiten Vorstellung kam er ins Theater, er hatte die veränderten Stellen seiner Rolle vollkommen inne und versprach sie zu sagen, allein fortgerissen durch die Gewalt der Situation und die Wahrheit des Charakters, den er sich ganz angeeignet hatte, fühlte er sich so eifersüchtig, so wüthend, daß er nicht unterlassen konnte, Desdemonen zu tödten, obgleich man ihm die Abänderungen vornehmlich aus den Coulissen zuflüsterte, und wollte in Zukunft von keiner Veränderung der tragischen Katastrophe etwas hören.

Talma besaß jene Beweglichkeit der Seele, welche es möglich macht, die Leidenschaften, den Charakter und selbst die Haltung einer gegebenen Person ganz anzunehmen, in bewunderungswürdigem Grade. So wurde er eines Tages in Gesellschaft von einem Freunde ersucht, den Traum des Aegisth aus Lemercier's »Agamemnon« vorzutragen. Er bequemte sich dazu, indem er bemerkte, daß er die Stelle lange nicht gesagt habe und sein Gedächtniß ihm deßhalb leicht ungetreu werden dürfte. Man schließt einen Kreis um ihn, er erhebt sich von seinem Stuhle, bekleidet mit einem braunen Ueberrocke — er fängt an, und mit dem ersten Vers, den er spricht, hat seine Gestalt nichts bürgerliches mehr, sein schöner Kopf nimmt den Ausdruck der leidenden Größe an, der zugleich imponirt und rührt; sein Schritt, sein Blick, seine Bewegungen, alles ist von tragischer Bedeutung; man vergißt, daß man sich in einem Salon befindet, man wohnt mit ihm dem furchtbaren Mahle bei, wo der Vater das Blut seines Sohnes trinkt, man sieht ihn den Becher halten, sieht wie er ihn an die Lippen führt und schaudert — — mit einem Male verläßt ihn das Gedächtniß — er führt die ausgestreckte Hand an die Stirne und besinnt sich — jetzt war er wieder Talma. »Ich hab' es!« ruft er endlich lächelnd, und kaum hat er die Hand wieder ausgestreckt, so ist Talma verschwunden und Aegisth steht vor uns, mit rollenden Augen, blassen Lippen, zitternden Knieen und sich sträubenden Haaren. Diese Metamorphose war so blitzschnell, daß Madame Pasta, die mit von der Gesellschaft war, sich nicht enthalten konnte, einen lauten Schrei der Bewunderung auszustoßen.

Eine solche Anstrengung mußte natürlich alle geistige und körperliche Kraft erschöpfen, und es ist begreiflich, daß Talma in einer Art von Apathie, die ihm eigen war, die verschwendeten Kräfte wieder zu finden suchte, daß er zerstreut und träumerisch war, und daß man ihn leicht für einen ganz gewöhnlichen Menschen halten konnte, besonders wenn er sich von fremden Gesichtern umgeben sah; denn in Gesellschaft seiner Freunde, und er hatte deren eine große Anzahl, war er immer fröhlich, gesprächig und so liebenswürdig, als man es nur seyn kann. Seine Freimüthigkeit war bemerkenswerth. Nie hat er seine Gefühle verfehlt, sie mochten seyn, welche sie wollten, und man kann mit Recht von ihm sagen, er war gewohnt über sich und Andere laut zu denken. Auch hatte er nichts zu verhehlen; denn außer seinem Hang zur Verschwendung, worüber ihm seine Freunde oft den Krieg machten, und der ihn doch nicht hinderte, nach seinem Tode ein nicht unbedeutendes Vermögen zu hinterlassen, würde es schwer gewesen seyn, einen Fehler an ihm zu entdecken. Gut, gefällig, ohne Groll, kannte er weder Neid noch Haß.

Nichts war interessanter, als ihn über seine Kunst sprechen zu hören; nie sagte er etwas über eine Rolle, was nicht lebhaft empfunden und tief gedacht gewesen wäre; so zwar, daß, wenn man seine Bemerkungen über diesen Gegenstand niedergeschrieben und dem Druck übergeben hätte, sie allen denen, die sich dem Theater widmen wollen, zum lehrreichen Studium dienen könnten. Obgleich er sehr wenig im Lustspiele gespielt hatte, so war er doch ein gründlicher Beurtheiler desselben, und nie hat ihn ein Autor oder ein komischer Schauspieler ohne Frucht um Rath gefragt, denn sein düsteres Talent und sein melancholisches Gemüth hinderten ihn nicht, an jeder Sache die komische Seite herauszufinden. Niemand verstand es besser, eine komische Begebenheit zu erzählen, als er, und seine Reisen in den Provinzen boten ihm hiezu reichen Stoff. Eine dieser Anekdoten, die buchstäblich wahr ist, und seine Freunde oft lachen machte, sey mir vergönnt zum Schlusse hier anzuführen.

Talma war in einer Provinzstadt angekommen und sollte seine Gastrollen mit der des Ninias in dem Trauerspiele »Semiramis« beginnen. Zum Unglück hatte der Schauspieler, der das Fach der edlen Väter spielte, die löbliche Gewohnheit, sich fast alle Tage zu betrinken. Obgleich die Direktrice der Gesellschaft, Madame Lobrau, Bitten und Drohungen verschwendet hatte, um von ihm das Versprechen zu erhalten, sich während Talma's Anwesenheit des Trunkes zu

enthalten, so kam doch der unglückliche edle Vater schon am Abend der ersten Vorstellung betrunken ins Theater und erklärte, es sey ihm unmöglich, den Oberpriester in der »Semiramis« zu geben. Da das Schauspielhaus übervoll war, und Madame Lobrau die reiche Einnahme nicht gerne verlieren wollte, so gerieth sie in Wuth, überhäufte ihn mit Drohungen, sprach von Schadloshaltung, Gefängniß — kurz schüchterte den armen Trunkenbold dermaßen ein, daß er sich bereit erklärte, seine Rolle zu spielen. Obschon er auf keinem Fuße stehen konnte, kleidete man ihn doch an und schob ihn, als sein Stichwort kam, auf die Scene, hatte aber zum Unglück nicht bemerkt, daß er die Pergamentrolle und die königliche Stirnbinde, die er dem Ninias erst im 4. Akte des Trauerspiels zu überreichen hatte, in der Hand hielt. Der Anblick des zahlreichen Auditoriums brachte den edlen Vater nicht aus der Fassung, denn er hatte seinen Entschluß genommen. Schwankenden Schrittes taumelte er bis zu den Fußlampen vor und redete das Publikum folgendermaßen an: »Meine Herren! die Barbarin, Madame Lobrau, will mich zwingen, in dem Zustande, in welchem ich mich befinde, meine Rolle zu spielen; aber es geht nicht, denn ich entsinne mich auch nicht eines Verses. Ich würde das Stück nur verwirren und bin überzeugt, Hr. Talma wird sich ohne mich besser aus dem schwierigen Handel ziehen.« Hierauf wendete er sich an Talma und sprach: »Geben Sie wohl acht, Ninias! Hier ist das Pergament, das alles erklärt, und hier das Stirnband — Semiramis ist Ihre Frau Mutter — bringen Sie das in Ordnung, so gut Sie können, ich muß mich schlafen legen." — Mit diesen Worten taumelte er unter schallendem Gelächter des Publikums von der Scene, und das Trauerspiel war zu Ende.

Naive Anerkennung von Garrick's Talent als Schauspieler.

Ueber Garrick ist jetzt eine hübsche Anekdote in England bekannt geworden. Er hatte einen älteren Bruder in dem Städtchen Lichtfeld. Ein Freund dieses Bruders reis't nach London und nimmt einen Brief von dem älteren Brudar an den Schauspieler mit. Als er in London ankommt, spielt Garrick an diesem Tage die Rolle eines Vaurriens und ist bereits im Theater. Man weis't den Fremden dahin, er muß 3 Schilling Entree bezahlen, sieht Garrick in der Rolle und denkt: »nein, mit einem solchen Menschen willst du nichts zu thun haben. Das ist ja ein Ausbund von Lüderlichkeit und um sich mir so zu zeigen, muß ich noch 3 Schilling bezahlen!« — Er gibt daher den Brief nicht ab, reis't zurück und beklagt nach seiner Heimkehr den älteren Garrick ganz aufrichtig über das Unglück, einen solchen Taugenichts zum Bruder zu haben. — Eine bessere Huldigung konnte Garrick's vortrefflichem Spiele kaum gebracht werden. (Eremit.)

Mannigfaltigkeiten.

(Ueber das zu Fuße gehen.) Diese Kunst, wenn man ohne zu ermüden lange fortgehen kann, ist sehr nützlich und keine Nation hat es hierin so weit gebracht als die englische. Ein guter Fußgänger geht in einer Stunde, wenn er nur eben eine Stunde gehen will, bei gutem Wege sechs englische Meilen, wovon 3½ auf eine deutsche gerechnet werden; ist er dagegen ein sehr guter Fußgänger, so geht er in zwei Stunden hinter einander 17 engl. Meilen. Achtzehn Meilen in drei Stunden hinter einander zu gehen, ist schwerlich Jemand im Stande. Bei je fünf Meilen in einer Stunde können Fußgänger des ersten Ranges wohl 40 Meilen in 8 Stunden zurücklegen, ja vielleicht 50 in zehn Stunden. Bei vier Meilen in einer Stunde kann man lange Zeit gemächlich fortlaufen.

(Die Reiselust der Menschen.) Die Erforschung des Innern von Afrika, besonders des Laufs des Nigers, dessen Mündung nunmehr die Gebrüder Lander entdeckt haben, ist mit vielen Gefahren und Mühseligkeiten verknüpft und doch läßt die Lust, diese Gegenden kennen zu lernen, nicht nach. Wie viele Reisende haben dabei ihr Leben eingebüßt? Hornemann, Röndchen, Burckhardt, Dr. Seetzen, Mungo Park und so viele Andere haben dabei ihren Tod gefunden und doch ist der Zweck dabei noch immer nicht erreicht. Noch immer bleiben die Quellen des westlichen Arms des Nils (des Bahr el Abiad), des Nigers unbekannt; die Mondsgebirge (in Afrika) sind noch nicht erforscht und das Innere Afrika's bleibt noch ein unbekanntes Land, allein der Mensch wird nicht müde, nach der Erforschung des innern Afrika's zu streben, so viel vermag die Wißbegierde.

(Vor 50 Jahren wurden die Menschen bedeutend größer als jetzt.) Wer sich noch dieser Zeit erinnert, der wird auch wissen, daß damals ein Schlag von Menschen lebte, der viel länger und stärker von Statur war. Man denke nur an die Soldaten, welche den Aushub dieser Menschenklasse enthielt. In Sachsen zeichnete sich hierin besonders das Regiment aus, das in Langensalza stand, so wie die Regimenter, die in den beiden Lausitzen ihre Werbebezirke hatten. Man schiebt es auf den übergroßen Genuß des Tabakrauchens und des Brantweintrinkens, daß jetzt die Menschen nicht mehr so stark und lang werden als sonst, wo man beides in weit geringerm Grade genoß. Jetzt trinken Knaben viel Brantwein und rauchen Tabak in Menge, wenn sie im schönsten Wachsthume begriffen sind.

(Der Winter in Oberägypten.) Im Dezember und Januar beginnt hier der Winter, aber mit Unrecht nennt man ihn so; denn man sieht nie weder Eis noch Schnee. Er ist so gemäßigt und milde, daß während seiner ganzen Dauer die meisten Bäume, selbst die zartesten, ihren ganzen Schmuck behalten, und daß sogar mehre, welche im freien Felde stehen, Blüten bekommen. Der Frühling fällt in den Februar und März, welche beiden Monate die angenehmste Jahreszeit sind. Im Februar erndtet man schon die Gerste und die übrigen Feldfrüchte reifen im März. Der Himmel erscheint in einem Glanze, wovon man sich in Europa keine Vorstellung machen kann und der Mond scheint mit einer Helligkeit, die an Schönheit kaum ihres Gleichen hat. Man kann jede Arbeit dabei verrichten, so hell ist die Nacht.

Frankfurter Theater.

Der ästhetische Preiskourant unseres Theaters ist mit einer neuen Waare versehen worden. Vergangenen Sonntag, den 29. Juni ward zum Erstenmale aufgeführt: Leontine, oder: die Prophezeihung, Drama in drei Aufzügen, frei nach dem Französischen, von L. Angely. Neues fanden wir in diesem Drama so wenig, als überhaupt unter der Sonne. Was aber in einem dramatischen Gemälde vor allem interessirt: Charakterzeichnung, das hat Hr. Angely, wie so manche seiner komödienschreibenden Kollegen, weggelassen. Einige Scenen, die etwas theatralisch wirken und ein Paar schlagende Repliken können eben so wenig diesen Mangel ersetzen, als für die langweilige Breite der Handlung und den sehr ordinären Dialog entschädigen. Genug, das Stück verdient nicht, ausführlicher besprochen zu werden. Unter den heute mitspielenden Personen fand besonders Dem. Lindner Gelegenheit zu glänzen. Ihre Bauermädchen werden in den Annalen der Theaterwelt als unerreichbare Kunstleistungen verzeichnet bleiben. Hr. Grahn, vom Mainzer Theater, der heute zum zweitenmale unsere Bühne betrat, ist ein angenehmer, gewandter Schauspieler; er gab den Sausewind, den er darzustellen hatte, mit einer Laune, die durchaus fern von dem gezwungenen Wesen war, das sich so oft für jene auszugeben sucht. Wird dieser Hr. Grahn, wie es heißt, engagirt, so dürfte er manchen unserer Schauspieler aufwiegen. — Nach dem Drama spielte ein Knabe, Namens Hermann Cohen, Variationen von H. Herz für das Pianoforte. Im mechanischen Theile seiner Kunst hat das Kind Bedeutendes geleistet. Die vorgetragene Komposition ist fast mehr als mittelmäßig. Noch sahen wir heute Weigl's liebliche Operette: Adrian van Ostade. Dem. Bamberger, welche die Marie gibt, besitzt eine recht wohltönende Stimme. Gesang und Spiel verrathen aber ein Phlegma, das jeden Eindruck auf das Publikum verhindert. So fanden wir zum Beispiel in ihrem Spiele keine Spur von freudiger Ueberraschung in dem Momente, wo Ostade erscheint und Maria ihren Geliebten erkennt. Ohne Ernst der Behandlung kann auf der Bühne keine Täuschung erzeugt werden. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, | Nº 55. | 3. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das ruhige Gemüth.

Ein nied'res Loos ward mir beschieden,
Doch meine Wünsche sind erfüllt;
Des Lebens Hoffnungslust hienieden,
Und seine Sorgen sind gestillt;
Kein Feind kann mir den Sieg entwinden,
Den größten, den mir Gott beschied,
Denn er ließ einen Freund mich finden:
Ein ruhiges Gemüth.

Den Glanz entbehr' ich ohne Grollen,
Verachte Flitter, eiteln Tand;
Und schmollt das Glück mir, laß ich's schmollen,
Wer kennt nicht seinen Unbestand?
Nicht Ehrgeiz soll mein Herz bewegen,
Wofür ein schwacher Mensch nur glüht;
Ich wünsche mir des Lebens Segen:
Ein ruhiges Gemüth.

Der Lorbeer, den man Helden spendet,
Ein Stammbaum noch so hoch und breit,
Der Weihrauch, den der Ruhm verschwendet,
Gewähren sie Zufriedenheit?
Wer nach Gewinn und hohen Dingen
Sich eigennützig quält und müht,
Wird der das schönste Gut erringen:
Ein ruhiges Gemüth?

Mit meinem Stand bin ich zufrieden,
Verlange höher nicht hinauf,
Und seufze nimmer, weil beschieden
Mir wenig nur im Lebenslauf;
Ich bin zufrieden, weil ich sehe,
Daß was da blüht zuletzt verblüht;
Mir bleib' bis ich von hinnen gehe:
Ein ruhiges Gemüth.

Ich lass' den Stolzen sorglos wandern,
Der Dünkel schwing' sich über mich;
Ich seh' in ihnen wie in andern
Nur Menschen und ein Mensch bin ich!
Dem ohne große Macht und Habe,
Auch etwas Stolz im Busen glüht,
Fühlt er des Daseyns beste Gabe:
Ein ruhiges Gemüth.

Ich ahm' dem Stutzer vor dem Spiegel
Nicht zeitverderbend äffisch nach,
Ersetze nicht aus Topf und Tiegel
Die Schönheit, die dem Leib gebrach;
Und doch hat mir im schlichten Kleide
Nicht minder süße Lust geblüht:
Ein Liebchen und die reinste Freude —
Ein ruhiges Gemüth.

Auch Leiden finden mich geduldig,
Sie fehlen dieser Erde nie,
Nennt mein Gewissen mich nicht schuldig,
Besiegen Glaub' und Hoffnung sie;
Beherrschend kränkliche Gefühle,
Weil alles mir zum Heil geschieht,
Behaupt' ich bis zum Lebensziele:
Ein ruhiges Gemüth.

Stets wechselndes Geschick verkündet:
Nichts trotzet der Vergänglichkeit!
Die Freunde scheiden, Liebe schwindet,
Kein Immergrün erkennt die Zeit! —
Da hilft kein Klagen, hilft kein Sträuben,
Wenn nur der letzte Freund nicht flieht,
Und Trost und Stütze mir wird bleiben:
Ein ruhiges Gemüth.

Schuster.

Erinnerungen an Götz von Berlichingen.

(Aus den Schattenrissen aus Süddeutschland, von W. Alexis.)

Wie in Rheinbaiern sein Held Franz von Sickingen noch im Volke lebt, so sind auch die Ufer des Neckar, des Main, des Tauber, des Kocher und der Jaxt noch voll Erinnerungen an den Ritter mit der eisernen Hand, und man spricht vom Götz, ohne vom Göthe etwas zu wissen. In Heidelberg wohnte er in dem stattlichen Wirthshause zum Ritter St. Georg, was noch jetzt in seiner künstlichen Façade mit saubern Reimsprüchen nach dem Markte zu, und seiner gewölbten Trinkstube, und noch vor Kurzem mit den trefflichen Weinen, die man daselbst geschenkt erhielt, allen Rittern und ihrer Zeit Ehre gebracht hätte. Leider ist das Ehrenhaus jetzt zu einer Fuhrmannsausspannung herabgesunken.

Am Neckar, bei der herrlichen Burg der Freiherren von Gemmingen, am Hornberg, den er von Konrad Schott gekauft, wurde er gefangen, und saß in Haft auf dem Felsenschlosse, das ihm eine Aussicht gewährte, wie er sie in seinem bescheidenen, ererbten nie gehabt. Die Ruine gehört zu den wohlerhaltensten und ist wahrhaft schön gelegen. Noch bis vor wenig Jahren bewohnte der alte Hr. von Gemmingen den spätern Anbau dieses Felsenschlosses. Erst seit Kurzem hat er sich in das moderne Wohnhaus unten am Berge überquartirt. Und welch ein dunkler Wald senkt sich von der Burg herab landeinwärts — ein Wald, geeignet für Ritterthaten, die über die Zeiten eines Götz hinausreichen!

In Heilbronn weiß jedes Kind den Thurm, wo der

Götz gesessen, und in **Weinsberg** findet sich in einem Fensterchen des Thurms unter der Burg ein buntes Glasgemälde, darstellend den ehrenfesten Ritter in seiner Häuslichkeit. Er ist krank; der Arzt ist bei ihm mit seiner Hausfrau — ein kräftig frisches Bild. Es verdiente, bekannter zu werden.

Aber wo du hintrittst und hinblickst, an der Jaxt und am Kocher, hügelauf und hügelab, es kommt dir überall vor, als sey hier das rechte Feld für diesen letzten Ritter aus dem Stegreif, als könne er noch jetzt dort die aussterbende Birnbaumallee heraufreiten, dort unter den Haselbüschen ausruhen und aufpassen auf Nürnberger Kaufleute oder einen Franz von Weislingen. Jeder Meierhof, jeder Stall in dieser Gegend trägt das Gepräge des späten Mittelalters; die Städte sind noch alle feudalistisch mit ihren Mauern und Wartthürmen, und die Wege sind auch so, daß Nürnberger Waaren langsam fahren müssen. Nur zweifle ich, ob den Wein, wie er am Neckar und Tauber heut getrunken wird, der Ritter mit der eisernen Hand schon im letzten Kruge, den ihm seine Hausfrau verstohlen reichte, an die Lippen gebracht.

Tief unten in einem gewaltigen Hügelbette, dessen Seitenwände oft zu bedeutenden Felsbergen werden, windet sich ein kleiner Bach unter binsigen Wiesenufern fort; man begreift nicht, wie das wenige Wasser einst diese ungeheure Schlucht bohren konnte. Doch ist es kein plätschernder Forellenbach, es ist dunkel und tief, und seine Wellen fließen unaufgehalten fort. Es ist die **Jaxt**. So steinig, steil und rauh sind ihre Ufer, daß auf den schmalen Straßen, die mit den Bergen steigen und mit ihnen sich senken, kaum alle halbe Jahre zwei Wagen sich begegnen; es ist dann nicht dafür gesorgt, daß sie sich ausweichen. Jeder Wanderer sah uns verwundert an, und im Dorfe standen sie zusammen, wie vor einem nie gesehenen Schauspiele, wenn wir unser Cabriolet über ein Geröll von Feldsteinen unter dem Stöhnen des Pferdes hinabgleiten ließen. Auf unsere Frage, wie es denn zu machen, wenn uns ein Wagen begegne, antwortete man nur: »O, es wird Ihnen keiner begegnen.« Einer müßte unbedenklich umkehren, oder den steilen Abhang hinunterstürzen. Die Straßen erinnerten mich an die norwegischen, nur hat man hier keine norwegischen Pferde. Ich meine, daß auch Götz hier nicht oft geritten ist. Ausgebessert sind die Straßen gewiß nicht seit seiner Zeit. Sie sind oft so steil, daß wir, statt uns ziehen zu lassen, hinten nachschieben mußten, um es dem sonst guten Thiere möglich zu machen, die Last hinaufzuziehen; und doch war das nur die geringere Mühe gegen die, einen solchen Berg hinabzufahren, ohne Arm und Bein zu brechen.

Jetzt grünen schon lachende Weingärten an der Sonnenseite der Jaxtufer. Die hohen Ufer haben, trotz der oft überraschend lieblichen und schönen Einblicke ins Thal, ein nur steriles Ansehen. Niedriger werden die Flußgebirge gegen die nördlichste Wendung der Jaxt, und hier, auf einem noch niedrigeren Vorhügelufer, liegt die Burg **Jaxthausen**, kaum wenige Fuß über dem Flecken des Namens, nur durch einen schmalen Graben von demselben getrennt, und ich glaube, man übersieht nicht einmal von der Thorwarte den ganzen Ort. In der That ist man überrascht, wo man so viel erwartete, so wenig zu finden — und man begriffe nicht die freien Ritter von Berlichingen, wie sie gerade hier an einer tiefen Stelle ihr festes Stammschloß erbauen können, wenn man nicht annehmen wollte, daß sie ihren besten Schutz in der Unzugänglichkeit der Wege suchten. Auch war Jaxthausen vielleicht, ehe es eine Ritterburg wurde, nur der befestigte Weiler eines freien germanischen Sassen, genug zum Schutz, und an einen Angriff dachte man nicht. Für diese ursprüngliche ehrenwerthe Bestimmung spricht auch der Umstand, daß man ringsum auf den höheren Höhen der Jaxt kein eigentliches Ritterschloß erblickt. Es war kein spezielles Revier für Raubritter.

Das Herrenhaus der Berlichingischen Familie liegt, nur durch einen Obstgarten getrennt, unterhalb des Burgthores, und wird auch erst seit einigen Jahren ausschließlich von derselben bewohnt, indem noch vor Kurzem die erhaltenen Theile der Burg zum Wohnhause dienen mußten. Der letztverstorbene Graf von Berlichingen, ein Mann von Sinn für das Alterthum und Kenntniß dessen, was die Zeit fordert, hat eine ehrenwerthe Stiftung errichtet, vermöge deren die Burg seiner Ahnen im gegenwärtigen Zustande erhalten und jedem Fremden auf die gastlichste Weise gezeigt werden soll. Der bestellte Führer und Verwalter darf nämlich für seine Bemühungen nicht die geringste Erkenntlichkeit nehmen. Ein einziger Schlüssel öffnet dieß einzige morsche Eichenthor der Burg, welche einmal einer kaiserlichen Exekutionsarmee Trotz bot (denn ich folge dem Dichter, der Götzen hier hausen läßt: der Götz der Geschichte, dem das Alles auf Hornberg passirt, nimmt nicht dasselbe Recht der Theilnahme in Anspruch, als der des Drama's) — und man sieht, daß die Herrlichkeiten einer reichsfreien Ritterburg sich auch auf dem Papiere glänzender ausnehmen, als in der Wirklichkeit. Holzbauten, wenig Gewölbe, dafür Eichendecken. Eine kleine Stechbahn um den Burghof und ein tiefes, schauriges Burgverließ, nach der Jaxt hinabgehend und vielleicht noch von Niemand ergründet, sind fast die einzigen Symbole des echten Feudalismus. Dagegen tritt überall nicht unerfreulich der Charakter des Häuslichen heraus; der große Rittersaal, mit seinem uralt eichenen Schranke ohne Schmuck und Zierde — und dicht daran ein Ort, den man nicht nennt, der aber doch im Götz vorkam; die große Küche, in der man die Mägde und die rüstige Hausfrau noch walten zu sehen glaubt, denn der Schlott ist noch voll Ruß, und von dem nach alter Art niedrigen Heerde mögen sie kaum die Asche abgekehrt haben, vermuthlich um Seife zu kochen. Ich suche mir das Fenster auf, das Georg eingeschlagen haben kann, um aus dem Blei Kugeln zu gießen mit Lerse; auch suche ich nach dem Taubenschlage, aus dem das Thier geflattert seyn kann, als der feindliche Soldat schoß, um dem guten Belagerten einen Braten zu verschaffen. Alles das kann ich mir denken, aber nicht, wie die Wucht eines geharnischten Götz über diese Treppen konnte — und sie brachen nicht!

In einer gewölbten kleinen Halle, jetzt Archiv, Registratur, Rüstkammer und Ahnensaal der Familie, werden einige Rüstungen, alte Waffen und dergleichen aufbewahrt, von nicht viel Bedeutung; aber aus einem Kästchen holt der Führer das werthvolle Kleinod hervor, die theure Hand, welche der Klosterbruder an seine Brust drückte, die Hand, welche ein Schrecken der Reichen, ein Schild und Schirm der Armen war: Und wie klein ist diese Hand, und dabei, obgleich von Eisen, doch gelenkig. Sie wurde festgeschraubt an das Schwert; aber ich meine nicht, daß ein ungarischer Ochs von jedem Schlage davon zu Boden fallen mußte.

Einige Kanonenschüsse müßten das Schloß, wie es jetzt ist, demoliren, und ich stelle mir nicht vor, daß es ehedem eben anders gewesen. Noch ist seine Lage, wenn man es im milden Abendlichte sieht, anmuthig genug. An Thürmen hat es keinen Mangel; ebendesgleichen nicht an Wiesenwachs. Eine bedeutende Heuerndte grünt rings umher, und Ehren-Götz hätte ein trefflicher Viehzüchter gewesen seyn können.

(Schluß folgt.)

Nekrolog.

Dr. Ferdinand Wilhelm Becker.

Der älteste Sohn des in Offenbach bei Frankfurt a. M. wohnenden Arztes und deutschen Sprachforschers, Dr. Karl

F. Becker, endete, wie bereits angezeigt worden ist, am 22. Juni in einem Alter von 29 Jahren sein thätiges und in so vielen Beziehungen reiches Leben zum Leidwesen aller Freunde rein sittlicher Ausbildung und der Wissenschaften. Zu früh entriß ihnen also leider das Geschick diesen von Jedermann so sehr geschätzten jungen Mann, dessen Werth von Jedermann beweint, und sein Verlust doppelt von Jedermann gefühlt wird. In der kurzen Zeit seines so würdigen Lebens hat er so Vieles gethan für die Wissenschaften, so viele Beweise von seinem unermüdeten Eifer in allen Berufsthätigkeiten und Ausführungen seines Thuns und Treibens abgelegt, daß gewiß der Dank aller Freunde wissenschaftlicher Ausbildung seinen Namen recht verewigen wird. Doch nicht allein in dem vornehmsten und nützlichsten unter allem Geräthe, dessen der Mensch bedarf, in der Wissenschaft, sondern auch in Gefühl und Glauben, welche höhere Rechte in unserm Geiste haben, als jene, in Tugend und Frömmigkeit, den schönen Zierden des Menschengeistes, war er ein ausgezeichnetes Muster und Vorbild; denn für die Religion lehrt sein Leben, welcher Ausspruch des Glaubens der richtige sey; für die Tugend lehrt es, wohin der fromme Wille sich richten, wonach die sittliche Willenskraft streben solle. — Schon mit seinem sechzehnten Jahre verließ er den heimathlichen Herd und eilte nach England, um seine wissenschaftliche Ausbildung vollkommen zu machen. Im Jahre 1824 ging er von London nach Edinburgh, auf welcher Reise beim Einlaufen des Schiffes in den Hafen von Hull der Dampfkessel zersprang und er, dem allgemeinen Gerüchte nach, mit sieben andern Personen in die Wellen des Meeres begraben wurde. Die Nachricht von seinem Tode erreichte die schmerzlichbetrübte Familie; doch zum Glück erwieß sie sich falsch, denn er ward gerettet.

Wie große Anerkenntniß den Verdiensten dieses jungen Gelehrten England, dem er mit Recht so gut angehört, als seinem Vaterlande, hat zu Theil werden lassen, wird sich aus Nachstehendem ergeben, welches wir einer englischen Zeitung entnehmen, als im Jahre 1831 die zum zweitenmale ungegründete Nachricht seines Dahinscheidens von Berlin nach England kam.

»Mit tiefer Betrübniß,« heißt es in einem Glasgower Blatte vom 21. November 1831, »finden wir in der neuesten Nummer der ›London Medical Gazette‹ die Anzeige von dem Tode dieses jungen Arztes, der in Berlin ein Opfer der Cholera geworden ist. Dr. Becker, welcher den vornehmsten Theil seiner medizinischen Bildung in dieser Stadt erhalten hat, während er zu gleicher Zeit den Pflichten eines Bibliothekaradjunkten in der Advokatenbibliothek oblag, hatte einen beträchtlichen Zirkel von Bekannten. Die Milde und Feinheit seiner Sitten, sein munteres Temperament, seine Bereitwilligkeit, ja Sorgfalt, sich nach Kräften verbindlich zu machen, sein unauslöschlicher Durst nach Belehrung, und sein Enthusiasmus auf der Bahn eines jeglichen Zweiges der Kunst, Literatur oder Vergnügung, worauf er seine Aufmerksamkeit lenkte, machten ihn mit allem Rechte zum Liebling aller derjenigen, mit welchen er in Berührung kam; während seine literarischen Erwerbungen, sein kräftiger Verstand, sein Eifer, sich in der Arzneikunde auszubilden, und seine stete Bereitwilligkeit sowohl, als das unermüdete Streben, seine erworbenen Kenntnisse für den Unterricht Anderer nützlich zu machen, wie der hiesigen königl. mediz. Gesellschaft, von welcher er zweimal zum Präsidenten erwählt worden, wohlbekannt ist, seine näheren Freunde ermuthigten, vertrauensvoll der Zukunft entgegen zu blicken, wo er einen hohen Rang in der medizinischen Schule von Berlin, die er sich zum Felde seiner Bestrebungen ausersehen hatte, erreichen würde. Die letzten Nachrichten, welche seine hiesigen Freunde von ihm erhielten, sind in einem von Berlin, 30. Sept. datirten Briefe von Dr. Thomson enthalten, unter dessen Leitung er seine medizinischen Studien in diesem Lande fortsetzte, und in dessen Familie er während der letzten 12 Monate, die er in Edinburgh zubrachte, lebte. In erwähntem Briefe gab er einen kurzen Bericht von seinen Beobachtungen, die er über die Cholera, bei seinem täglichen Besuche eines der für die Aufnahme der mit jener Pestillenz befallenen Kranken bestimmten Hospitäler in Berlin zu machen Gelegenheit gehabt. Einen ausführlicheren Bericht von diesen Beobachtungen sandte er durch den englischen Gesandten am Berliner Hofe, Hrn. Chad, an die englische Regierung, und bei Publizirung dieses Berichtes ist es, daß der Herausgeber der medizinischen Gazette die betrübende Nachricht, welche ins Gedächtniß seiner vielen Bekannten in dieser Stadt und in Glasgow, wo er einige Zeit unter dem gastfreundlichen Dache des Hrn. Bannatyne verweilte, jene zufriedenen und seelenvollen Blicke, womit sie ihn an dem gesellschaftlichen Leben zuletzt Theil nehmen sahen, zurückruft.«

Er war, wie sein Vater, welcher in England wie auf dem Festlande als ein ausgezeichneter Sprachforscher wohlbekannt ist, und in dessen Hause viele junge Leute, sowohl Deutsche, als Engländer nicht nur Unterricht, sondern auch den heimathlichen Herd, von allen geselligen Freuden eines reinen und schönen Familienlebens umgeben, fanden und noch finden, Arzt, und zu gleicher Zeit Privatdozent an der königl. Universität zu Berlin. Sein Name bleibt den Verehrern der Natur- und Arzneikunde unvergeßlich. Die ältesten, erfahrensten Aerzte Berlins würdigten bei kritischen Krankheitsfällen diesen jungen Mann zu Rathe zu ziehen; Minister beschenkten ihn mit aller möglichen Aufmerksamkeit und Auszeichnung, und seine Kollegen mit einer seltenen Liebe und Freundschaft. Zwei Länder beweinen ihn; die gelehrte Welt verliert durch diesen herben Tod sehr viel, wenn man bedenkt, was seine späteren Jahre versprechen ließen, da schon die Jahre des Jünglingsalters alle Erwartungen übertrafen. Seiner betrübten Familie mag dieser schwache Tribut zum geringen Troste werden; denn »wer edel lebt, hat doch, stürb' er auch früher, Jahrhunderte gelebt!«

Korrespondenz.

(Durch Zufall verspätet.)

Stuttgart, Ende Mai 1831.

Wenn das gesellschaftliche Leben hier auch wenig Stoff zu Betrachtungen liefert, weil man die Familienkreise den öffentlichen Unterhaltungen vorzieht und bei den gebildeten Ständen gar häufig einen bedeutenden Theil seiner Zeit auf das Studium schwieriger wissenschaftlicher Fächer verwendet, wenn die übrigen Zweige der Kunst mehr noch einer Anregung von Außen bedürfen, um den vorhandenen Talenten den gebührenden Standpunkt zu erringen: so bietet darum doch das Getriebe der Bühnenkunst stets die reellste Gelegenheit zu Beobachtungen und folglich auch zu Nachrichten. Durch Seydelmann's zweimonatliche Abwesenheit waren wir freilich einigermaßen in Beziehung auf unser Schauspielrepertoire brach gelegt, mit Schmerz mußten wir das Wiederauftauchen von Stücken bemerken, die bei seiner Anwesenheit ihren alten Schlaf fortgeschlafen haben möchten, wir mußten wieder Zeugen einer Produktionsweise seyn, die wir verbannt glaubten, und das gemahnte uns ernstlicher, als manche seiner trefflichen Leistungen, was wir dem Geiste dieses Mannes zu verdanken haben, welche Zukunft unserer Bühne ohne seine Mitwirkung bevorstände.

Mein heutiges Schreiben erlauben Sie mir vorzüglich mit Bemerkungen über den Personalbestand unserer Bühne auszufüllen. Immer noch trauern wir über den Verlust der liebenswürdigen und so mannigfaltig brauchbaren Dem. Esser. Sie ist uns noch in keiner Beziehung ersetzt; Mad. Benesch sollte, wie bekannt, an ihre Stelle treten; sie hat es verschmäht in das gewölbte Haus einzuziehen und die Brautkränze einer neuen Liebe in Empfang zu nehmen, die man im Schwabenland schon in Bereitschaft hielt, die Intendanz legte für die

Kränkung eine starke Lanze ein; jetzt erst nach einem halben Jahre ist **Ringelhart** in Leipzig im Namen des Geschickes in die Schranken getreten, weil man hier in Stuttgart eine Dem. **Schultze**, eine Schauspielerin der unter seiner Direktion stehenden Bühne, engagirte, welche für gut gefunden hat, hier eine Anstellung mit 1100 fl. anzunehmen, ohne sich im Augenblicke ihrer mit Ringelhart eingegangenen Vertragesverbindlichkeiten erinnern zu können. Ich habe Ihnen sechs Damen zu nennen, die uns mit der Beständigkeit ihrer jugendlichen Liebe beehren wollen; nur Eine vermochte zu beweisen, daß sie die Fähigkeiten dieser Liebe nach der Schöne des Geistes und Körpers in sich vereine, es ist dieß nicht Mad. **Benesch**, denn diese haben wir nicht gesehen, und nicht Dem. **Schultze**, denn diese **haben** wir leider gesehen, es ist dieß Dem. **Klara Hirschmann**, von der ich unten weiter reden werde. Die Erste, welche ihr Gold am kritischen Probiersteine des Publikums abrieb, war eine Dem. **Mayerhofer** aus Karlsruhe, ein Mädchen, das sich in ein edles Vorbild gleichsam verbissen hat; Mad. **Haitzinger** wird mit erstaunlicher Pünktlichkeit nachgeahmt; Dem. Mayerhofer verhält sich aber zu dem Vorbilde, wie die **lithographirte** Kopie zu dem Gemälde, das die Welt der höchst **originellen Färbung** wegen anstaunt. Die Kopie kehrte zum alten Kunstverlage zurück und wir bekamen das zweite Bild zu schauen, Dem. **Berg** aus Dresden. Was die Schule des sächsischen Hoftheaters an Manierirten aufzuweisen hat, das hatte sich diese Schauspielerin zu eigen gemacht; dem Ausdrucke ihrer Empfindung gebrach es durchgehends an Wahrheit, ihre Affekte waren Affektation, ihre Naivetät trug überall das Gepräge des Erlernten, ihre Sentimentalität ließ kalt, weil sie berechnet war, eine schöne Gestalt allein vermochte das Vermißte nicht zu ersetzen. — Den dritten Schuß wagte eine Dem. **Hoffmann**, ebenfalls aus Dresden. Hätten die uppigen kastanienbraunen Ringeln und das sprechende Auge beim Ausmessen der Scheibe allein gezählt, so dürfte diese Schauspielerin mit »Stern und Kranz vor'm Leibe« als engagirtes Mitglied auf unsern Brettern wandeln; die Berechnung wurde aber auf andere Weise angestellt, man nahm ein krankhaftes, stets belegtes Organ, den Mangel an Ueberlegung und Auffassungsgabe so wie den Umstand mit in Betracht, daß eine jugendliche Liebhaberin, selbst, wenn sie zu gurlisiren hat, die Regeln des Anstandes nicht so Schlag für Schlag verletzen darf. Dem. **Hoffmann** scheint noch Anfängerin zu seyn, sprach lange Reden, die Arme über die Brust gekreuzt, und wenn es ihr dann einfiel, daß sich eine solche Stellung nicht schicke, so ließ sie die Arme plötzlich sinken und kreuzte sie dann, so bald als möglich, über den Rucken, welche Position einem alten Magister nicht übel lassen möchte, die brausende Königin von 16 Jahren aber gar sehr verunstaltete. Die junge Schützin schoß hier fehl, schoß sodann in Karlsruhe fehl, und schiest jetzt, so viel ich höre, auf irgend einer Bühne am Rheine. — Dem. **Erhartt** aus Wien eröffnete einen Cyklus von Gastrollen mit dem Suschen im Bräutigam aus Meriko und beschloß denselben mit dem fünften Akte genannten Stückes; diese Jungerin der Kunst entwickelte nichts, wenn nicht sehr lange, hellblonde Locken, womit sie bei den Römern Furore machen könnte, und eine Festigkeit im österreichischen Jargon, die ihr Glück auf Karl's Bühne in der Wiener Lokalposse dereinst begründen dürfte.

Nun kam sie — aber nicht die Erlösung von dem Uebel, sondern Dem. **Schultze** aus Leipzig, eine Tochter der bekannten Schauspielerin gleichen Namens, welche einst bei Ihrer Bühne angestellt war. Das Publikum blieb bei den Gastspielen der Dem. Schultze (in Deinhardsteins Hans Sachs, Raupachs Zeitgeist u. s. w.) im höchsten Grade kalt und hatte auch wahrlich keine Ursache sich durch die neue Erscheinung erwärmen zu lassen; es fehlt ihr an den Grundelementen der darstellenden Kunst. Dem mimischen Theile ihrer Leistungen gebricht es durchaus an allem edeln Anstande; ja es lassen sich nicht selten Momente wahrnehmen, in denen der niedrige Ausdruck ihrer Bewegungen geradezu verletzend auf den Zuschauer wirken muß, wenn er die Bühne auch nur halbwegs als ästhetische Anstalt betrachtet. Dem. Schultze hat einen selbst für das naive Fach beinahe zu kleinen Körper, da sie nicht seit heute erst auf der Bühne steht, hätte sie, dieses einsehend, fleißig studieren sollen, wie sie ihre Gestalt heben könnte; das scheint ihr aber gleichgültig gewesen zu seyn, denn oft läßt sie ihre Figur so hängen, daß sie noch viel unscheinbarer wird. Das Organ ist nicht ungeeignet, aber auch hier bekommen wir bloß den übler klingenden Theil zu hören, weil es dieser jungen Dame nicht gefallen hat, das Wesen ihrer Stimme zu studiren, während sie doch schon auf andern Bühnen in der Oper in kleineren Partieen aufgetreten ist. Hiezu kömmt der gänzliche Mangel an Auffassungsgabe, wodurch so oft der Sinn in ihrem Munde gerade verkehrt wird. Sie kennen wohl »des Goldschmieds Töchterlein« ein Sittengemälde, das Blum aus Uhlands duftiger Romanze sinnig genug gewebt hat, um zum Herzen zu sprechen; Dem. Schultze spielte die Titelrolle und zerschnitt so alle Fäden des Gewebes durch ein totales Anti-Gefühl; daß auch nicht die Spur einer eingewirkten Blüte mehr übrig blieb. Das Bedürfniß einer gewöhnlichen naiven Schauspielerin war für uns gar nicht vorhanden, wenn Dem. Schultze in diesem Fache auch zu treffen wüßte, so wäre sie darum für uns nicht einmal ein Gewinn; wir bedürfen einer ersten jugendlichen Liebhaberin nach den verschiedenen Richtungen der Tragödie und Komödie; hier liegt der faule Fleck unseres Theaters; wenn diese Lücke nicht ausgefüllt wird, so bleibt die Stuttgarter Hofbühne, an der so hohe Namen glänzen, doch stets bloß Stückwerk im weiblichen Theile des recitirenden Schauspiels. Dem. Stubenrauch muß sich in so verschiedenartigen Aufgaben bewegen, muß ihre Kräfte im Studium so heterogener Dinge verschwenden, darf oft so lange nicht in dem ihr eigenthümlich (nach dem natürlichen und besonders ausgebildeten Talent) zukommenden Charakter erscheinen, daß es ein wahres Wunder zu nennen ist, wenn Lust und Stärke nicht unterliegen; es ist ihr durch Dem. Schultze, welche während Seydelmann's Abwesenheit eine Anstellung hier erhielt, keine Bürde abgenommen.

Daß Ende gut, nicht Alles gut macht, das zeigte mir Dem. **Klara Hirschmann**, welche in jüngster Zeit bei uns spielte, denn ihre Vorgängerinnen erschienen mir durch sie nur noch mehr in ein widriges Dunkel gestellt. Dem. Hirschmann besitzt eine ausgezeichnet schöne Gestalt und ein nicht minder reizendes Gesicht, aus dem ein dunkles lebhaftes, jeder Bewegung fähiges Auge in den klarsten Worten zum Zuschauer spricht. Ihr Organ ist umfangreich und in den Modulationen desselben erkennt man, daß diese Künstlerin vor Allem ihre eigene Natur mit Fleiß und Umsicht geprüft hat, um sie stets auf geeignete Weise dem fremden Charakter anzupassen. Der mimisch plastische Theil ihrer Darstellung ist zu einer hohen Stufe der Vollendung vorgeschritten, in ihrem stummen Spiele zeigt sich die Ruhe der Ueberlegung und ein sicherer Takt, vermittelst dessen in jedem Momente die Gesetze der Schönheit und des konventionellen Anstandes aufrecht gehalten werden müssen. Aus dem rhetorischen Theile ihrer Produktionen spricht ein tiefes Gefühl, eine rege Phantasie, eine scharfe Auffassungsgabe und ein sehr glückliches Talent, das Aufgefaßte wiederzugeben. Und bei allem diesem von der Natur gegebenen und durch eigenes Studium, so wie durch fleißige Bildung noch erhöhten Talente, bei diesen mannigfaltigen körperlichen Reizen, bei den Triumphen, welche Dem. Hirschmann von Bühne zu Bühne in den österreichischen Staaten gefeiert hat, entschlug sich dieselbe bis jetzt doch nicht der geziemenden Bescheidenheit. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(**Große Schlittenfahrt in Berlin im Jahre 1594.**) Da im Winter des Jahres 1593 der Administrator von Chursachsen, Herzog Wilhelm Friedrich, die Churbrandenburgischen Herrschaften zu Kölln an der Spree besuchte, wurde ihm zu Ehren eine große Schlittenfahrt bei Fackelschein angestellt. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft fuhren Abends um sieben Uhr die jungen Markgrafen Christian und Joachim Ernst, Prinzen von Brandenburg, nebst vielen Grafen und Herren vom Adel aus des Hofmarschalls Berndt von Arnim's Behausung, mit lieblicher Musik, vielen Windlichtern und einer prächtigen Mummerei zu Hofe, um im Maskenzug den hohen Fremden zu bewillkommnen. Des folgenden Tages fuhr wieder derselbe ganze Zug mit vierzehn Schlitten, worauf lauter große Thiere und Vögel, wie sie im brandenburgischen Wappen geführt werden, gar künstlich mit Gold und Silber und anderen Farben ausgemalt waren, in herrlichen und prächtigen Kleidern, mit wohl geputzten Rossen, Morgens am Vermittage rings umher durch beide Städte Berlin und Kölln.

(**Brand in Dresden.**) Vor vielen Jahren brannte in Dresden ein großes Palais ab. Es war Winter und die Brunnen eingefroren; die Menschen scheuten die fürchterliche Kälte. Es fehlte an Hülfe. Zuschauer gab es in Menge. Unter andern stand auch ein dicker Herr mit einem großen Muffe vor und einem gewaltigen Haarbeutel hinter sich, und sah dem Feuer wie einem Schauspiele zu. »Allons, Herr, helfen Sie hier Wasser tragen,« rief eine Stimme aus den Wasserträgern ihm zu. »Ich bin der Hofrath N.« antwortete der Herr mit dem großen Haarbeutel. »Und ich der Herzog Karl von Kurland,« antwortete der Wasserträger, und goß dem Herrn Hofrathe einen Eimer Wasser über den Kopf.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 3. Juli. **Kabale und Liebe**, Trauerspiel in fünf Akten, von Schiller. — Gastrolle: **Louise**, Dem. **Brentzler**, vom Mainzer Theater.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher **Redakteur**: Dr. G. C. Thomas. — **Drucker**: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №. 56. 4. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Eine Audienz bei dem Könige von Siam.

(Von einem Ungenannten im „Singapore Chronicle“ mitgetheilt.)

Nachdem wir ein wenig unterhalb des Palastes angekommen waren, wurden wir von Radsetieh, einem Offiziere der Haustruppen, empfangen, und einige Naquodahs, die ebenfalls zur Audienz gelassen werden sollten, schlossen sich an uns an. Wir wurden nun nicht in gerader Richtung nach dem Palaste geführt, sondern mußten einen Umweg durch enge, schmutzige Straßen machen, bis wir endlich zu einem großen Schuppen außerhalb der innern Mauer des Palastes gelangten, wo man uns niedersitzen und die für den König bestimmten Geschenke ordnen hieß.

Als dieß geschehen war, kündigte man uns an, daß wir jetzt vor Sr. Maj. zu erscheinen hätten; wir gingen vorwärts und gelangten bald zur Thüre der Halle, vor welcher, etwa zwei Fuß von derselben entfernt, nach Innen ein bemalter chinesischer Glasschirm stand, der dazu diente, daß die außerhalb Stehenden den König nicht sehen sollten. Der zum Eintritte gelassene Raum war so beschränkt, daß jedesmal nur Eine Person durchkonnte. Wenn Radsetieh, der Hafenkapitän und Andere an dieser Thür anlangen, so müssen sie, wie alle Eingeborne des Landes, sich auf die Knie niederlassen, außerhalb drei Salaams oder Verbeugungen machen, und dann auf Händen und Füßen in die Halle kriechen. Gelangen sie auf diese Weise bis zu Sr. Majestät, so fügen sie ihre Hände zusammen und machen drei tiefe Salaams, wobei sie jedesmal mit der Stirn fast den Boden berühren. Ich trat aufrecht durch die Thüre, machte nach europäischer Sitte meine Verbeugung, schritt dann ungefähr fünf Fuß vom Schirme vorwärts, und setzte mich so auf den Boden nieder, daß die Füße nach rückwärts kamen; hierauf fügte ich meine Hände ineinander, hielt sie vor das Gesicht und schüttelte sie dann dreimal in der Luft. Als dieß geschehen war und Phya Chulia das Verzeichniß meiner Geschenke vorgelesen hatte, mußte ich abermals meine Hände emporheben und sie schütteln, wobei ich fast der Länge nach auf den Boden gefallen wäre. Die Naquodahs blieben, eben so wie die Siamesen, auf den Knieen und Händen liegen, und diese Stellung schien ihnen, da sie auf ihren Schenkeln und Füßen saßen und sich mit den Händen und Ellenbogen stützten, gar nicht beschwerlich zu fallen.

Der König ließ mich durch Phya Chulia fragen, warum ich nicht nach Europa gegangen sey. Die Antwort war, weil dieß meine Geschäfte noch nicht gestatteten. Der König fragte hierauf, ob ich in Siam viel gewonnen habe, worauf ich erwiederte, daß dieß im Anfange wohl der Fall gewesen sey, daß ich aber während der letzten beiden Jahre verloren habe. Phya Chulia machte die Bemerkung, er wage nicht, dem Könige diese Antwort treu zu übersetzen, und sagte daher nur, daß ich Anfangs viel, die letzte Zeit aber weniger gewonnen habe. Der König wollte nun wissen, warum die Amerikaner nicht kämen, um Handel zu treiben. Weil sie den Zucker jetzt in andern Ländern wohlfeiler haben könnten, versetzte ich. Auch diese Antwort wollte Phya Chulia nicht wiedergeben, und begnügte sich daher zu sagen, ich wisse die Ursache nicht anzugeben. Se. Maj. fragte hierauf, wohin denn die Amerikaner Handel trieben; nach allen Theilen der Erde war die Antwort. Die nächste Frage war, ob noch mehre Engländer sich in Siam niederlassen würden, oder ob ich der einzige sey, dem dieß gestattet worden. Wenn hier reichlicher Gewinn zu hoffen sey, erwiederte ich, so würden bald eine Menge kommen. Auch diese Antwort hatte Phya Chulia's Beifall nicht, er berichtete also wie früher, ich wisse es nicht. Se. Maj. fragte nun weiter, was die Europäer von Cochinchina hielten und ob es ein großes Land sey; die Antwort war, die allgemeine Meinung halte dieses Land zwar für groß, aber nicht für mächtig. Hierauf wollte er ferner wissen, welche Nation die stärkere sey, ob die Cochinchinesen oder Burmesen; Antwort: die Burmesen. Der König fragte zuletzt noch, warum die Engländer nicht mit Cochinchina Handel trieben, worauf ich erwiederte, daß ich es nicht wisse, aber vermuthe, daß die Produkte dieses Landes auf den englischen Märkten keinen Absatz fänden; die Franzosen handelten gewöhnlich dort.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, um den Audienzsaal genau zu betrachten. Am obern Ende desselben stand ein großer, beiläufig 20 Fuß hoher, unten sehr breiter, und nach oben spitz zulaufender Thron; diesem gegenüber befand sich ein anderer kleinerer, doch von derselben Gestalt, und ungefähr im dritten Theile der ganzen Ausdehnung des Saales, von oben nach unten gerechnet, stand ein drei Fuß hoher vergoldeter Tisch, mit Sammtkissen belegt, auf denen der König saß oder vielmehr lag. An einer Seitenthüre zu den Füßen Sr. Majestät befand sich Chow Fa und gegenüber zwei andere Prinzen, sämmtlich am Boden liegend. In der Tiefe des Saales sah man den ersten Minister und nach diesem die übrigen Minister, je nach ihrem Range, in derselben Stellung. Die Geschenke wurden in die Mitte und die Geber unmittelbar hinter dieselben gestellt; der übrige Raum des Saales war mit Beamten geringeren Ranges angefüllt. Der König kaute während der ganzen Audienz Betel und wusch sich zuweilen den Mund mit Thee aus. Ein wenig hinter ihm stand die aufwartende Dienerschaft, größtentheils aus Knaben bestehend, von denen zu jeder Seite Sr. Maj. zwei oder drei stehend ihm mit goldenen Fächern Luft zuwehten. Zu beiden Seiten waren auch mehre Reihen von weißen Sonnenschirmen aufgespannt, und auf einem Kissen neben dem Könige lag das Staatsschwert, ein goldener Spucknapf und eine goldene Betelbüchse.

Se. Maj. ist von kleiner Statur, sehr wohl beleibt, aber von lichter Gesichtsfarbe. Er war in ein gewöhnlich seidenes

siamesisches, mit einem lichtbraunen Krepon eingefaßtes Gewand gekleidet. Als er aufstand nahm er das Staatsschwert in die Hand, schritt vorwärts und blieb einige Sekunden vor Chow Fa stehen, mit dem er sprach, und als er umkehrte, um zu der Thüre hinter dem großen Throne hinauszugehen, machten alle Anwesende drei große Salaams und schwatzten dann laut mit einander. (Schluß folgt.)

Erinnerungen an Götz von Berlichingen.

(Schluß.)

Ungefähr eine Stunde die Jaxt aufwärts finden wir ein stilles, schönes Thal, das auch von Bedeutung ist in der Geschichte der Berlichingen. Von hohen Bergen eingeschlossen, vermöge steiler, gefährlicher Wege schwer zugänglich, liegt hier in Abgeschiedenheit von der Welt das alte Kloster Schönthal. Die frommen Geister, welche es, ich glaube um 1100, gründeten, dachten nicht daran, welche Umgestaltungen, welche Vervollkommnung, Verschönerung und welcher Ausgang ihrem Institute bevorstände. Sie nannten das Thal vallis speciosa, und bauten eben nichts als ein altes, kleines Kirchlein und Kloster. Nachdem es im Verlauf des Mittelalters sich amplificirt hatte, wurde es vor noch keinen zweihundert Jahren zu einem der elegantesten Klostergebäude im Styl der jesuitischen Architektur umgewandelt. Statt der stillen Beschaulichkeit lebte geistlicher Luxus in den prachtvollen Räumen des einsamen Schönthals. Die Sage weiß viel Historchen von der Herrlichkeit der geistlichen Herren, unter deren Regiment sich übrigens gut leben ließ. Jetzt — es sind noch nicht dreißig Jahre — sind sie ausgetrieben, d. h. säkularisirt und pensionirt; ihre wunderthätige, an Reliquien reiche Kirche dient einer sehr kleinen, armen Gemeinde, die keinen Anspruch hat auf solchen reichen Kultus, zum Gotteshaus, und das große, reich begabte Kloster ist zu einem protestantischen Seminar geworden. Dieß jedoch nur mit Modifikationen; denn von den 80,000 Gulden, welche die frommen Dominikaner in Schönthal jährlich verzehrten, bezieht das Seminarium nur 11,000. Von den andern 69,000 ist indeß kein neuer Büßerorden gestiftet worden.

Der würtembergische Kommissär, beauftragt, die Schätze des Klosters zu inventiren, lag im süßen Mitternachtsschlummer in dem herrlichen Gastgemach, das zum letzten Male zu diesem Zwecke dienen sollte, als es entsetzlich knarrte und krachte. Er schlug die Augen auf, und auch die Wand über seinem Bette that sich auf, und ein Glatzkopf beugte sich über ihn. Die stieren Augen und die heisere Stimme gehörten jedoch dießmal nicht dem rächenden Schutzgeist des Klosters, sondern seinem Verräther an. Es war ein guter Mönch, welcher gewisse, vom Prior anzugeben vergessene Schätze dem königlichen Kommissär auf diese Weise zu notifiziren für die Pflicht eines gewissenhaften säkularisirten Mönchs hielt. Das Gastzimmer war so eingerichtet gewesen, daß die frommen Herren die heimlichen Gedanken ihrer ehrenwerthen Gäste vermöge durchlöcherter Spinden belauschen konnten, und der höchst gewissenhafte Klosterbruder hatte diesen Weg gewählt, um seine Herzensergüsse an den Mann zu bringen.

Noch immer ist die Kirche ein Meisterstück der glanzsuchenden Architektur. Arme Bauersleute in entlegenen Thälern mußten vor Staunen und Bewunderung auf die Knie sinken, wenn sie diesen Lüstre erblickten. Für das Kunst und Alterthum suchende Auge, das sich dadurch nicht bestechen läßt, haben sie dafür aufgerichtete die eherne Statue eines Friedrich Barbarossa, eines Pabstes Alexander III, eines Hohenstaufen, des Konrad von Weinsberg u. s. w. — Dieß sind sehr interessante, doch zweifelhafte Alterthümer. — Minder zweifelhafte weis't uns der eine Kreuzgang auf mit ehrwürdigen Leichensteinen.

Hier ruhen die alten Berlichingen — eine lange Wand voll in Stein gemeißelter Ritter, uralte Bilder, von solchen an mit enganschließenden Schuppenpanzern, hagern, schmächtigen Taillen, langen Panzerhemden und Schnabelschuhen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts — bis zu den Vollmondsgesichtern und Panzerleibern der Helden des sechzehnten! Leider muß ich es bekennen: der theure Götz gehört zu den behaglichen Vollmondsgesichtern; wenigstens hat sein Bildhauer oder Steinmetz ihn mit »klobigen« Händen konterfeit. Er kniet in voller Rüstung und betet — derweil seine »große Ahnen« sehr keck, vermuthlich ihrer Schnabelschuhe wegen, in der Mauer stehen und ausschauen, ob Jemand etwas dagegen hat! — Götz betet und ist zerknirscht! Ob aus christlicher Demuth, oder aus antidemagogischer Reue, daß er einmal die rebellischen Bauern angeführt, weiß ich nicht. Man erzählt sich dabei eine kuriose Geschichte, aber sie ist beglaubigt. Götz von Berlichingen hatte sich in seinem letzten Lebensjahre zu dem — wie es die Mönche nannten — »lüderlichen Lutherthume« gewandt und daran festgehalten. Wer durfte nun erwarten, daß in einem streng katholischen Kloster das Bildniß eines Abtrünnigen aufgestellt werden könne? Seine Ahnen hatten ungeheuer viel dem Kloster geopfert, — aber genügte das? Allein Götz, der lutherische Götz, hatte in seinem letzten Willen dem Kloster sein Reitpferd vermacht! dieß war ein Faktum, was sich nicht abstreiten ließ. Also — argumentirten die Geistlichen — hat der alte Götz auf dem Todtenbette Reue und Hinneigung zum Katholizismus empfunden: ergo — wird weiter argumentirt — konnte man dem verlornen Sohne die Thüre nicht verschließen. Er trat ein in die steinerne Reihe seiner Ahnen und erwartete daselbst mit ihnen — die Auferstehung. Ich wurde durch dieses sein wahrhafies Bildniß lebhaft an den seligen Darsteller des seligen Helden in Berlin erinnert, an den Schauspieler Mattausch. Sickingen schaut nach jenem Bildniß, von dessen merkwürdiger Erhaltung am andern Orte gesprochen ist, etwas schärfer und entscheidender in die Welt.

In Schönthal führt Hr. Professor Kleiber vom dortigen Seminar die Fremden, welche sich für die historischen Erinnerungen interessiren, mit zuvorkommender Güte umher. Es möchte für manchen Leser nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß seine liebenswürdige Gattin die jüngere Schwester des seligen Hauff ist.

Es war eine große Idee des Mittelalters, die Klöster an abgeschiedenen Orten, in den Schauern der Waldeinsamkeit zu erbauen; und das Bedürfniß, welches die Lehrinstitute, welche in die Stelle der Klöster getreten, dort ließ, ist auch mehr, als ein Zufall.

Talleyrand.

Der Ernst und die Wichtigkeit der Geschäfte zur Zeit der beiden Restaurationen verhinderte Hrn. v. Talleyrand nicht, die gute Gesellschaft mit seinen Witzen und Bonmots zu ergötzen.

Hr. Alexis von S.... fragte einst, während der Konferenzen mit Alexander im Jahr 1813, Hrn. von Talleyrand über den Gang der Regierung. »Nun Fürst,« sagte er zu ihm, »wie gehen die Geschäfte?« — »»Wie Sie sehen,«« antwortete Talleyrand Um den Sinn dieser Worte zu verstehen, muß man wissen, daß die Augen des Fragenden ganz schief stehen und er entsetzlich schielt.

Ein anderesmal sagte man ihm, daß viele Leute ihn tadelten, beim Abfall (von Napoleon) die Initiative übernommen zu haben. »Mein Gott!« antwortete er, »das alles beweis't

weiter nichts, als daß meine Uhr vorausging, alle anderen aber Stunde hielten.«

Vor der Bekanntmachung der konstitutionellen Charte hatte eine Diskussion im Konseil Statt gefunden. Der Kanzler las den Entwurf vor, und Talleyrand, der sehr aufmerksam zuhörte, verlangte plötzlich, eine Bemerkung machen zu dürfen. »Welche?« fragte Ludwig XVIII. mit Bitterkeit. — »»Sire,«« antwortete Talleyrand, »»ich sehe keinen fixen Gehalt für die Glieder der Wahlkammer.«« — »Nein, ohne Zweifel, davon ist nicht die Rede; ihre Funktionen werden um so ehrenvoller seyn, als sie unentgeltlich sind.« — »»Ja Sire, ich verstehe wohl, aber unentgeltlich — unentgeltlich — das wird viel theurer zu stehen kommen!«

Es müssen heute sehr wichtige Dinge im Kabinet berathen worden seyn, sagte Jemand zu Hrn. von Talleyrand, denn die Minister sind fünf Stunden beisammengeblieben. Que s'y est donc passé? — Il s'y est passé cinq heures, antwortete dieser.

Ein Emigrant redete einst in seiner Gegenwart vom Kaiserreich, sprach sich verächtlich über alle Verfügungen aus und behauptete, daß die Restauration allein im Interesse des Landes administrire. »Ganz richtig,« sagte Talleyrand, »unter dem Kaiserreiche war man sehr zurück. On ne faisait que des merveilles, tandis qu'actuellement on fait des miracles.“

Eine Emigrantin klagte Ludwig XVIII. an, nicht Royalist zu seyn. »Inzwischen,« sagte Hr. von Talleyrand, »ist er doch in Gent gewesen und bereit, dahin — zurückzukehren.« Dieses dem Könige wieder hinterbrachte Wort reizte ihn sehr gegen Hrn. von Talleyrand auf.

Bei der zweiten Restauration quälte irgend ein Mensch Hrn. von Talleyrand um eine diplomatische Anstellung. »Ich möchte Ihnen gern gefällig seyn,« antwortete dieser, »aber Sie müßten doch einige Ansprüche haben. — Monseigneur, ich bin nach Gent gegangen. — Nach Gent! Sind Sie dessen ganz gewiß? — Wie so? — Ja sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie dahin gegangen oder nur von dort zurückgekommen sind? — Ich begreife nicht. — Sehen Sie, es waren zu Gent sieben- bis achthundert Royalisten, mehr nicht, meines Wissens, und mehr als fünfzigtausend sind von dort zurückgekommen.«

Man fragte ihn um seine Meinung über den Herzog von Richelieu, der berufen war, ihn zu ersetzen. »Ich denke,« antwortete er, »daß er der Mann Frankreichs ist, der die Krimm am Besten kennt.«

Im Jahre 1825 glaubte Frankreich in den Angelegenheiten Spaniens interveniren zu müssen. Hr. von Talleyrand, der das Verdienst wieder erneuern wollte, das er sich hatte beilegen lassen, als habe er sich der Unternehmung Napoleons gegen dieses Land widersetzt, tadelte diesen Schritt der Regierung. Ludwig XVIII. war darüber sehr unzufrieden und das Gerücht ging schon, daß Hr. von Talleyrand nicht nur gänzlich in Ungnade fallen, sondern selbst verbannt werden würde. Das erstemal, als der Oberkammerherr wieder vor ihm erschien, nahm er ihn so auf, daß Hr. von Talleyrand, mit seinem Takt, wohl sah, daß etwas im Werke sey. »Apropos, ich wünsche Ihnen Glück,« redete ihn der König an, »Sie gehen aufs Land? — Nein, Sire, es sey denn, daß Ew. Maj. nach Fontainebleau gehen, denn dann würde ich um die Gnade bitten, Sie zu begleiten, um die Pflichten meines Amtes zu erfüllen. — Nein, nein, das ist's nicht, was ich sagen wollte. Doch genug!« Dabei blieb es einstweilen; einige Tage nachher aber wiederholte Ludwig XVIII. seine Frage. Hr. von Talleyrand antwortete darauf, wie das erstemal. Endlich, zum drittenmale, sagte der König zu ihm: »Wie weit ist es von Paris nach Valencay? — In der That, Sire,« antwortete Talleyrand, »ich weiß es nicht genau, aber es muß noch einmal so weit seyn, als von Paris nach Gent.« Nach dieser Replik entschloß sich Ludwig XVIII., den Oberkammerherrn in Ruhe zu lassen.

»Meine Bourbons,« sagte er einst mit prophetischer Bitterkeit, »haben mir ihre Gunst entzogen; das Beispiel des Direktoriums und Napoleons haben ihnen nicht zur Lehre gedient. Nun, sie werden auch fallen! Es ist in mir etwas, was denjenigen Unglück bringt, die mich vernachlässigen! — (Wahrlich, prophetische Worte, die 1830 und seitdem in Erfüllung gegangen sind und die Ludwig Philipp bis jetzt zu beachten scheint.)

Am Ende der Krankheit Ludwigs XVIII. sagte Talleyrand von ihm, indem er über das Ministerium sprach: »Wenn er die Augen nicht öffnet, so muß er sie schließen.«

Unter dem Ministerium Villèle sagte er, als er eines Tags Hrn. Ferrand, unterstützt von zwei Bedienten, in die Kammer der Pairs treten sah, zu Jemanden: »Sehen Sie einmal Ferrand an, er ist das Bild der Regierung; er glaubt zu gehen und man trägt ihn.«

Man behauptete in Gegenwart des Hrn. von Talleyrand, das Ministerium Polignac habe geschworen, daß es Frankreich retten würde; »Ja,« sagte er, »wie die Gänse das Capitol gerettet haben.«

Eines Tages, wo er sich in seinem Dienste als Oberkammerherr in den Tuilerieen befand, erschien das diplomatische Corps zur Cour beim König. Irgend Jemand bemerkte, daß er einen Minister fixirte. Was hat Ihnen denn dieser arme Mann gethan? fragte man ihn. »Er setzt mich in die größte Verlegenheit,« antwortete Hr. von Talleyrand, »denn, wie viele Mühe ich mir auch gebe, so ist es mir doch unmöglich, zu errathen, ob er drei Beine hat, oder drei Degen trägt.«

Alexander Sallé.

Korrespondenz.

(Fortsetzung.)

Dem. Hirschmann trat zuerst als Emilia Gallotti auf; Anfangs war einige Beklommenheit vorherrschend, sobald sie sich aber von dieser befreit hatte, eröffnete sie uns auch die ganze Seelentiefe der herrlichen Dichtung mit ungestörter Sicherheit von Nuance zu Nuance des gesteigerten Gefühles fortschreitend. Hier ergriff uns das innere tragische Leben, in ihrer Königin von sechzehn Jahren dagegen die Regsamkeit des jugendlichen Blutes, das rasche Auffassen der Momente; die Künstlerin suchte hier schlagendere Lichter einzusetzen, als die vielen Schauspielerinnen, die ich bis jetzt in dieser Rolle zu sehen das Vergnügen oder Mißvergnügen hatte; es brachte ihr diese Verstärkung keine Gefahr, weil sie sich wohl den heftigen Wallungen hingab, wie sich die historische Christine hingegeben hatte, dabei aber nie vergaß daß diese Christine doch eine königliche Erziehung genossen hatte. — Als Leopoldine in »der beste Ton« entwickelte uns Dem. Hirschmann den ganzen Schatz ihrer liebenswürdigen Laune und hiemit endigte sich das Gastspiel, welches auf vier Rollen von Anfang festgestellt war und, im Falle die Künstlerin ansprechen würde, ein Engagement begründen sollte. Wohl sprach sie vollkommen und allgemein an, aber ein fataler Umstand schnitt sogar die vierte Gastrolle ab. Dem. Hirschmann hatte sich früher einmal einige Wochen hier aufgehalten, ohne daß ihrem Wandel auch nur der geringste Tadel anzuhängen gewesen wäre. Am Tage, da sie hier zum erstenmale auftrat, erhielt nun der Pflegevater derselben, der bekannte Schauspieldichter Vogel, die Erklärung, daß man seiner Pflegetochter die vierte Gastrolle verweigern müsse, weil sich eine anklagende Stimme in Beziehung auf ihren früheren Aufenthalt in Stuttgart gegen dieselbe erhoben habe. Dem. Hirschmann, ihrer Unschuld bewußt, verfolgte die kränkende Aussage Schritt für Schritt, sowohl bei den einzelnen Personen, von welchen sie herrühren sollte, als auch bei der Behörde, welche davon hätte Kenntniß haben müssen. Bald stellte sich die Anklage als bloße Verläumdung heraus, mit der man den Chef der Bühne, Gott weiß aus welchem Grunde, zu hintergehen gesucht hatte, und das letzte Ergebniß der genauesten Untersuchungen war die Aussage eines alten Weibes, welches behauptete, ein längst verstorbener Stadtdirektor habe Dem. Hirschmann eine Aufenthaltskarte verweigert. Selbst dieser

Umstand, der ja an und für sich nicht die mindeste Entehrung in sich schließt, konnte nicht nachgewiesen werden, weil in den Protokollen nicht die geringste Spur einer solchen Verweigerung aufzufinden war. Die Gekränkte erhielt die vollständigste Satisfaktion; die Intendanz stellte ihr das Zeugniß der vollkommenen Zufriedenheit mit ihrem Gastspiele mit der Versicherung aus, daß nur der gegenwärtige Etat der Theaterkasse eine Anstellung verhindere. Dem. Hirschmann hat nun ihre Kunstreise nach Karlsruhe fortgesetzt, und uns bleibt ein schmerzliches Nachsehen, denn die wenigen Gastrollen, die sie uns gegeben, zeigten doch klar genug, daß durch ihr Engagement die bedeutendste Lücke unseres Schauspiels ausgefüllt wäre. Wie lange werden wir noch so schmachten müssen!

Ein solcher Mangel im Personale wird beim männlichen Theile nicht fühlbar. Durch Seydelmann's Vielseitigkeit sind wir zum Voraus vor mancher Noth geschützt, und diese Vielseitigkeit kommt uns um so mehr zu Statten, als dieser treffliche Künstler mit seinem Talente gar nicht sparsam zu Werke geht, sondern im Gegentheile stets den ungewöhnlichsten Fleiß und die angestrengteste Regsamkeit entwickelt. Leider mußten wir seiner Theilnahme an den Produktionen unserer Bühne längere Zeit entbehren. Die Kunst soll nicht einer Stadt, nicht einem Kreise angehören; ohne im höchsten Grade unbillig zu werden, durften wir es daher nicht mit neidischen Augen betrachten, daß uns Seydelmann am Anfange des Februar auf zwei Monate verließ, um sich in Düsseldorf und Frankfurt die Anerkennung zu erringen, die ihm hier und an andern Orten schon geworden war. Aber daß wir uns seiner Rückkehr nicht freuen sollten, nachdem er, um seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, die Gastspiele in Kassel und Berlin ausgeschlagen hatte, darüber durften wir uns doch, wie über jede Fatalität, ärgern. S. war nach seiner Heimkehr durch wiederholte Unpäßlichkeit verhindert, öfter aufzutreten, und wir hatten in der That zu empfinden, was die HH. Mäder und Wolff, die Direktoren des Mainzer Theaters, nicht glauben wollten, weil sie es weder sehen noch mit Händen greifen konnten. Im Schauspielrepertoire war auch längere Zeit nicht mehr die Durchführung einer großen Idee wahrzunehmen; durch S's. Wiederherstellung ändert sich jetzt aber wieder Alles zum Besseren. Die Hauptveränderung bei dem männlichen Personale ist die, daß Hr. Wallbach nach und nach gänzlich außer Thätigkeit und Hr. Moritz, beinahe durchgängig an seine Stelle getreten ist. Ersterer wollte zwar im Verlaufe des Februar wieder einige von seinen Paradepferden aus dem Strome auftauchen lassen, in welchem sie eben unterzugehen schienen, aber als das Publikum einst (ich glaube, es war im Bilde) so unerhört unhöflich war, seine Leistung mit Zischen zu belohnen, überließ er sein Feld Andern zu beliebiger Benützung. In welchem Acker er jetzt Furchen ziehen wird, das wissen die Götter; eine seiner neuesten Rollen ist ein französischer Spieler mit einer ganzen Scene im Doppelgänger. Moritz hat nun alle seine Liebhaber übernommen; wir haben bei dem Tausche gewonnen, denn dieser Künstler bleibt stets eine angenehme Erscheinung auf der Bühne. Sein Rollenfach ist sehr ausgedehnt, da er alle Sorten von Liebhabern spielt, sogar zum Theile diejenigen komischen, für welche wir an Hrn. Dobritz schon einen tüchtigen Repräsentanten besessen hatten. Ein eigentliches Talent für das Lustspiel ist bei Hr. Moritz nicht vorleuchtend, es ist nicht eine wahre vis comica, welche ihm hier den Beifall erringt, es ist mehr eine gewisse Willkürlichkeit mit dem Stoffe umzuspringen, eine gewisse Routine des Schauspielers, der sich seine Lichter selbst zu schaffen sucht, wo ihm der Dichter für seine eigenthümliche Kraft nicht genug gethan zu haben scheint, die Freiheit, die sich Hr. Moritz nimmt, da und dort komische Kokettrieen u. s. w. einzusetzen, die beim Publikum Lachen erregen, wenn der Dichter dem darstellenden Künstler vielleicht auch keinen Dank für sein Einlegen wissen möchte. Was die Leistungen des Hrn. Moritz in der Tragödie betrifft, so scheint derselbe bei seiner früheren Stellung zu sehr beschäftigt gewesen zu seyn, um später in die ganze Tiefe seiner Aufgabe einzudringen. Für den Zuschauer, der die Bühne nicht mit kritischem Auge betrachtet, der im Theater nur seine Abendunterhaltung sucht, wird Hr. Moritz in seinen meisten Produktionen ansprechend bleiben, aber wer einen schärferen Maßstab anlegt, wer die Wahrheit in ihrem innern Leben geprüft hat, der wird ihm verargen, daß er sich häufig mit der leichten Darstellungsweise begnügt, daß er nicht mehr in das Mark seiner Charaktere eindringt und dann die Erzstufen so gewichtig wiedergiebt, als er sie im Schachte gefunden. Natur und Bildung haben diesem Künstler einen hohen Standpunkt angewiesen, es ist an ihn die Forderung gestellt, daß er nicht an der Oberfläche verharre, er ist nicht in den äußeren Mitteln gehemmt, wie sein Vorgänger im Liebhaberfache, Hr. Wallbach, aber eben weil es nicht Mangel an Talent ist, weil Hr. Moritz nur mehr auf sich selbst aufmerksam gemacht werden, weil ihm nur gezeigt werden muß, daß er nicht tief genug in die Seele seines Berufes eindringt, eben darum darf die Kritik nicht schonend mit ihm zu Werke gehen, sie darf ihn nicht behandeln, wie ein Wesen, das zu höhern Zumuthungen noch nicht genug gekräftigt ist. Wohl hat sich dieser Künstler erhoben an der Wahrheit Seydelmann's, die oft so scharf gezogen ist, daß wir — in der wirklichen Welt und auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, nur an Trug und Unwahrheit gewöhnt — von Anfang oft kaum den Glauben daran gewinnen können, wohl dürfen wir hoffen, daß das große Vorbild noch mehr bewirken wird, aber die Zeit eilt, und bei keinem Menschen gewaltiger als bei einem Liebhaber! — Hr. Maurer hat sich aller Rollen, welche an die Jugend anstreifen, so sehr begeben, daß er auch vollends auf den Marquis Posa Verzicht leisten wird, der ihm so schöne Früchte getragen hat. Er wird uns als zärtlicher Vater, als älterer Held stets willkommen seyn; er hat uns in älteren komischen Rollen schon herzlich erfreut, aber oft scheint er nicht ganz mit seiner Aufgabe einig zu seyn; die Ehrwürdigkeit sucht dieser Künstler manchmal in einem gleichmäßigen Predigertone, die überzeugende Kraft in unzeitiger Wehmuth, wie bei seinem Peter in den Strelitzen; doch bei diesem Manne läßt sich mit Recht annehmen, daß solche Schwächen nur der Uebergangsperiode angehören, und in kurzer Frist völlig verschwinden werden. Im Uebrigen ist beim Schauspiele Alles beim Alten geblieben. (Schluß folgt.)

Wiesbaden, 30. Juni 1834.

Durch die Aufführung der Oper Othello ist den Bewohnern und den vielen in unserer Stadt anwesenden Kurgästen gestern Abend ein großer Kunstgenuß bereitet worden. Hr. Wild als Othello, Mad. Fischer-Achten als Desdemona und Hr. Diez als Rodrigo wetteiferten durch ihre vorzüglichen Leistungen; es wurde ihnen stürmischer und verdienter Beifall zu Theil, und Wiesbadens Bewohner werden sich noch lange dieser ausgezeichneten Vorstellung erinnern.

Daß heute Abend bei überfülltem Hause für die Abonnenten der Logen und des Parterre's keine erhöhten Eingangspreise Statt fanden, kann nur rühmlich erwähnt werden.

Der herzoglichen Theaterkommission — deren Mitglieder sich bei vielseitiger anderer Beschäftigung auf eine höchst uninteressirte und loyale Art diesem oft mühevollen Amte unterziehen — gebührt für diese Rücksicht, so wie für die vielen Beweise großer Thätigkeit und Umsicht der größte Dank, und wir glauben in dem Sinne aller Theaterfreunde Wiesbadens zu handeln, wenn wir uns hierüber heute öffentlich aussprechen.

Es ist genannter Kommission allein zuzuschreiben, daß ungeachtet einer mangelhaften Direktion unsere Bühne keinen untergeordneten Standpunkt neben den übrigen Bühnen Deutschlands einnimmt, und nur ihr haben wir es zu danken, daß uns seither so mancher genußreiche Abend zu Theil wurde.

Morgen wird die Aufführung der Oper Don Juan mit derselben Besetzung Statt finden.

***

in Auftrag mehrer Bewohner Wiesbadens.

Frankfurter Theater.

Am 1. Juli. Fridolin, oder: Der Gang nach dem Eisenhammer, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Franz von Holbein. Es gab eine Zeit, wo der Gang nach dem Eisenhammer der Theaterkasse reichen Gewinn brachte! Die Direktionen verstanden auch das Eisen zu schmieden, so lange es warm war. Ohne Schiller's herrliches Gedicht würde jedoch das Schauspiel nicht die günstige Aufnahme gefunden haben, die ihm jenes bereitete. Denn obgleich es nicht zu läugnen ist, das sich der dramatische Bearbeiter auf den sogenannten Theatereffekt sehr gut versteht, und daß er die Scenen sehr zweckmäßig anzuordnen weiß, sobald nur von dem die Rede ist, was stark wirkt und sich fühlbar macht, so verleitete ihn doch die Fertigkeit in dieser Kunst, fast ausschließlich bloß auf den Effekt hinzuarbeiten, wodurch das Ganze seiner Dichtung alle poetische Wahrheit verlor, und in dieselbe ein Zwang, eine Heftigkeit und ein Tumult kam, der alle tiefe Wirkung unmöglich macht. So ist der Fridolin ein abenteuerliches Unding, welches nur der gedankenlosen Menge gefallen konnte. Wie gezwungen, erkünstelt, gewunden und geschraubt ist zugleich die Sprache, die sich so gern in dem jambischen Rhythmus bewegen möchte! — Ein ehemaliges sehr beliebtes Mitglied der hiesigen Bühne, Hr. Illenberger (vom Koburgischen Hoftheater) spielte heute den Grafen von Savern. Sein Erscheinen mochte wohl manche angenehme Rückerinnerung erweckt haben, und er erfreute sich sonach einer sehr wohlwollenden Aufnahme von Seiten des Auditoriums. Er wurde nach der Vorstellung einstimmig gerufen, und dankte, sichtbar bewegt, mit einigen passenden Worten. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 57. 5. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Ballade.

(Nach Gay.)

Bei des Meeres wildem Toben,
  Wenn der Sturmwind dröhnt,
Lag ein Mädchen schmerzlich klagend,
  An den Fels gelehnt;
Ihre Blicke eilen sehnlich
  Fernen Wogen nach,
Und ihr Haupt umschatten Weiden
  Trauernd an dem Bach.

Ach! schon sind's zwölf lange Monde
  Und neun Tage her,
Da vertrautest du, Geliebter,
  Dich dem falschen Meer.
Stille! tück'sche Fluth, laß ruhen
  Meines Lebens Lust,
Gleicht doch nicht dein wildes Stürmen
  Dem in meiner Brust!

Mit Verzweiflung blickt der Kaufmann
  Auf des Sturmes Noth;
Und was sind denn alle Schätze,
  Wenn der Liebste todt?
Landet ihr an einer Küste,
  Wo's Demanten giebt,
Trefft ihr wohl ein reich'res Mädchen,
  Keines, das so liebt.

Wer mag sagen, nichts vergebens
  Bracht' Natur hervor;
Wozu ragt denn in der Tiefe
  Schroffe Klipp' empor?
Und die Klippe unter Wogen
  Keinem Aug' erscheint,
Der geliebte Wand'rer scheitert,
  Und das Mädchen weint.

Und so klaget sie im Sturme,
  Der die Luft durchschnitt,
Und so giebt sie jeder Welle
  Eine Thräne mit;
Und ein Leichnam schwankt zum Strande,
  Schnell erkennt sie ihn,
Neigt das Haupt gleich einer Lilie
  Und sinkt todt dahin.

Schuster.

Eine Audienz bei dem Könige von Siam.

(Schluß.)

Die meiste Zeit der Audienz ging mit dem Hersagen der Titel des Königs verloren. Jede Frage und jede Antwort war von drei großen Salaams begleitet, dann kamen die Titel und hierauf erst die Antwort, was die ganze Sache höchst langweilig machte.

Die Halle ist ein geräumiges Gebäude mit bemalten Pfeilern und Wänden und ungefähr 90 oder 100 Fuß lang. Die Pfeiler, welche das Dach tragen, sind sehr groß, viereckig und halten ungefähr 5 Fuß auf jeder Seite. Von der Decke hingen einige chinesische Kronleuchter und mehre altmodische Verzierungen herab. An den Mauern zwischen den Pfeilern hingen schlechte Gemälde auf Glas, europäische Männer und Weiber vorstellend.

Der Platz außerhalb ist, da er mit breiten Steinen gepflastert ist, außerordentlich rein. Der Palast nimmt einen großen Raum ein, und besteht aus mehren abgesonderten Gebäuden. Nach jeder Audienz ist es Sitte, den Fremden die Seltenheiten zu zeigen; den Anfang macht man mit dem weißen Elephanten, der mit einem goldenen Netze über den Kopf und mit einer goldenen Decke behangen vorgeführt wurde. Er wird der weiße Elephant genannt, ist aber eigentlich von lichtbrauner Farbe, nicht sehr groß, denn er mißt höchstens 10 bis 11 Fuß, und hat kleine und sehr alte Zähne. Außerdem waren noch viele schwarze Elephanten da, worunter einige sehr große von mindestens 14 Fuß Höhe, mit 6 bis 7 Fuß langen Fangzähnen, mit goldenen und vergoldeten Ringen verziert. Eine Menge von Verbrechern werden dazu verwendet, um Gras für diese Thiere zu mähen, was in Siam für eine Erniedrigung gilt. Macht irgend Jemand sich eines Vergehens schuldig, so pflegt man zu sagen: Er sollte verurtheilt werden, Gras für die Elephanten zu mähen.

Früher war es Sitte, vor dem Eintritt in die Audienzhalle die Schuhe abzulegen; diesem Gebrauch unterwarf sich im Jahre 1822 auch Hr. Crawfurd, nur vergaß er anzugeben, wann er seine Schuhe wieder anzog. Die Sache war, daß irgend Jemand ihm während der Audienz die Schuhe stahl oder versteckte, was ihm um so verdrießlicher ward, weil eben ein starker Regen einfiel, und er nun genöthigt war, in seinen seidenen Strümpfen den weißen Elephanten, die Pagode und die übrigen Merkwürdigkeiten zu besuchen.

Die nächste Sehenswürdigkeit, die man uns zeigte, waren drei sehr hübsche weiße Affen, die sich mit einem weißköpfigen Elephanten der vor Alter bald ganz weiß werden mußte, in Einem Stalle befanden.

Als wir den Palast verließen, sah ich, wie zwei Beamte niedern Ranges einen Mann quälten, der ein Verbrechen gestehen sollte, von dem er durchaus nichts zu wissen behauptete. Der Unglückliche befand sich mit dem Halse zwischen zwei Bambusstöcken, die gleich einer Scheere geöffnet waren, die

beiden offenen Enden wurden dann zusammengedrückt, und so der Hals des armen Menschen auf eine fürchterliche Weise gepreßt. Eine ähnliche, nur kleinere Verrichtung befand sich an einem seiner Finger, dann wurden seine Füße angebunden und er mittelst eines um seinen Leib geschlungenen Seiles so stark nach der andern Seite gezogen, daß man jeden Augenblick erwartete, ihn in zwei Hälften gerissen zu sehen. Endlich wendeten die Schergen noch ein Instrument an, das fast einem Nußknacker ähnlich sah, und aus zwei an dem einen Ende an einander befestigten Stücken Holz bestand, und in der Mitte mit einem kleinen, einer Betelnuß ähnlichen vorragenden Holze versehen war; dieses Instrument wurde dem Manne gerade über den Ohren angesetzt und zusammengepreßt; er schauderte am ganzen Körper, und der Schmerz, den er erduldete, schien größer zu seyn, als die menschliche Natur ihn zu ertragen im Stande ist.

Wir machten nun dem Prinzen Crom-ma-Chebet unsere Aufwartung, von dem wir sehr gut aufgenommen und mit Thee, Süßigkeiten und Früchten bewirthet wurden. Dieser Prinz war in seinem Benehmen sehr kindisch, und die unbedeutendste Kleinigkeit machte ihm das größte Vergnügen. Sein Audienzsaal ist wie ein Apothekerladen mit Flaschen, Medizinen und Schubladen versehen. Er hielt eben, als wir eintraten, eine Arznei in der Hand, die nach seiner Angabe und unter seinen Augen bereitet worden war. Eine Menge Glaswaaren und ein gläserner Thron für seinen Gott Budh befanden sich an dem einen Ende des Saales; außerdem war er noch mit Leuchtern behangen, von denen besonders einer sehr schön und von Werth war.

Ein kleines, drei Jahre altes Mädchen, Luc-noi-nam, oder das schwimmende Kind genannt, machte vieles Aufsehen. Dieses Kind konnte schon schwimmen, als es kaum noch 1 Jahr alt war, und scheint sich nur dann recht behaglich zu fühlen, wenn es im Wasser ist. Legt man es hinein, so macht es Bewegungen aller Art, schwimmt aber nicht gleich andern Menschen, sondern kugelt sich, ohne die mindeste Anstrengung zu machen, um sich über dem Wasser zu erhalten, zusammen und scheint so leicht zu seyn als Kork. Nimmt man es aus dem Wasser, so schreit es, sträubt sich und strengt alle Kräfte an, um es wieder zu gewinnen. Bringt man es wieder hinein, so ist es vergnügt und kollert sich voller Freude im Wasser umher. Es kann weder gehen noch sprechen; der einzige Laut, den es vorbringt, ist ein gurgelnder Kehllaut, dem eines Erstickenden ähnlich. Die Mutter ist ein hübsches Weib und hat vier Kinder gehabt, zwei Knaben und zwei Mädchen, von denen die beiden ersteren bereits gestorben sind, und die älteste Tochter jetzt 7 oder 8 Jahre alt ist. Diese Letztere schwimmt gewöhnlich mit ihrer kleinen Schwester und führt die Aufsicht über sie. Das schwimmende Kind hat auch ein blödes Gesicht, und bis jetzt noch keine andere Nahrung genossen, als die Milch seiner Mutter.

Anekdoten von Napoleon.

I.

Napoleon und Bernadotte.

Napoleon sah es sehr ungern, daß die Wahl der schwedischen Nation auf **Bernadotte** gefallen war, und dieser hatte allen möglichen Grund zu fürchten, daß ihn der Kaiser nicht aus Frankreich entlassen werde. Unter diesen Umständen war die Unterredung, welche zwischen Beiden über diesen Gegenstand vorfiel, ziemlich stürmisch. Napoleon hatte, während sie im Zimmer mit einander auf- und abgingen, eine Menge von Einwendungen zu machen, welche sich Bernadotte so gelassen als möglich zu widerlegen bemühete, um die Innigkeit seines Wunsches zu verbergen. Plötzlich blieb der Kaiser stehen, und rief, ohne daß ein bestimmter äußerer Umstand diese schnelle Aenderung seines Entschlusses motivirt hätte, aus: „Hé bien, que la destinée s'accomplisse!“ — Mit diesem Worte war der Würfel geworfen, und Bernadotte ging nach Schweden. Welch eine andere Wendung aber hätte wahrscheinlich Napoleons späteres Schicksal, und somit das Loos von ganz Europa, ohne dieses „que la destinée s'accomplisse!“ genommen. Bernadotte's Einfluß auf den Fall des französischen Kaiserreichs ist unläugbar; er hätte aber ohne jenen raschen Entschluß des Autokraten nicht geübt werden können. Wer gab dem Letzteren nun aber diesen raschen Entschluß ein? Der Zufall? Das glauben wir nicht.

II.

Napoleon und die Matrone.

Die ganze Zeit über, als sich Napoleon im Jahre 1809 im Schlosse Schönbrunn in Oesterreich aufhielt, pflegte er zu bestimmten Stunden in der Woche denjenigen, die ein Anliegen oder sonst etwas vorzubringen hatten, Audienz zu ertheilen. Niemanden ward der Zutritt verweigert, und sicherlich Jeder vorgelassen, sobald er sich nur acht Tage zuvor bei einem Kammerherrn gemeldet hatte.

Bei einer solchen Audienz war es nun, wo sich dem Kaiser eine durch ihr Alter und ihr übriges Aeußere ehrwürdige Matrone vorstellte; sie schritt ganz rasch auf ihn zu und betrachtete ihn einige Zeit über ganz in Stillschweigen.

Als Napoleon sah, daß diese Dame ihn nicht anredete, so ersuchte er sie, ihn den Beweggrund, der sie hierhergeführt habe, wissen zu lassen.

— Sire, antwortete diese, ich wage es nicht, ihn Ew. Majestät zu gestehen.

— Sprechen Sie nur ohne Furcht, Madame, erwiederte Napoleon.

— Sire, ich komme nicht, um Geld oder Ehrenstellen zu erbitten; ich komme nur allein in der Absicht, um Ew. Majestät um die Erlaubniß zu ersuchen, dieselbe noch vor meinem Tode umarmen zu dürfen.

Der erstaunte Kaiser zeigte sich alsbald mit der besten Miene von der Welt bereit, eine dem Staatsschatz so wenig schwer fallende Bitte zu gewähren; und während er so mit seinen Blicken über die gealterten, aber noch regelmäßigen Gesichtszüge dieser Matrone hinstreifte, konnte er sich doch dieser Worte nicht enthalten, die er halbleise zum Prinzen Berthier äußerte, der sich gerade bei ihm befand: Hätte sie doch diesen Gedanken vierzig Jahre früher gehabt! . . .

— Sire, erwiederte ganz leise die alte Matrone, die dieß gehört hatte, vor zwanzig Jahren brannte dieser Wunsch wohl noch lebhafter in meinem Herzen, als heute, aber damals hätte er leicht mit einiger Gefahr für mich verbunden seyn dürfen.

Napoleon lächelte und reichte der Bittstellerin seine Hand, auf welche diese nochmals mit noch größerer Ehrfurcht vielleicht, als sie es bei der kaiserlichen Wange gethan, ihre Lippen heftete.

III.

Bonaparte und der Ackersmann.

(Nach dem „Impartial.“)

Der erste Konsul ging eines Tages früh Morgens in seinem grauen Ueberrocke gekleidet, mit dem General Duroc in der Nähe von Marly spazieren. Sie erblickten einen Ackersmann, der pflügend auf sie zukam.

Bonaparte blieb stehen und sagte: Guter Mann, ihr pflüget nicht gerade, ihr versteht euer Handwerk nicht!

Ei! ihr lieben Herren, soll ich es vielleicht von euch lernen; ihr würdet schön verlegen seyn, um es nur eben so gut zu machen.

Wahrlich nein!

Glaubt ihr? Nun denn, versucht's einmal, erwiederte der wackere Mann, indem er dem ersten Konsul seinen Platz abtrat.

Dieser ergriff die Pflugsterze, und wollte, die Pferde antreibend, den Unterricht beginnen; aber er that nicht einen einzigen Schritt in gerader Linie, so ungeschickt stellte er sich an.

Geht nur, sagte der Bauer, indem er seine Hand auf die des Generals legte, um seinen Pflug wieder in Besitz zu nehmen, eure Arbeit taugt nichts; jeder bleibe bei seinem Handwerk; geht spazieren, das ist euer Geschäft.

Aber der erste Konsul setzte seinen Spaziergang nicht fort, ohne die Lektion zu bezahlen, die ihm der Bauer in der Moral gegeben. Der General reichte ihm zwei oder drei Louis-d'ors, um ihn für den Zeitverlust zu entschädigen, den er ihm verursacht hatte. Der von dieser Großmuth überraschte Bauer verließ seinen Pflug, um sein Abenteuer Jedermann zu erzählen. Unterwegs begegnete er einer Frau, und sagte ihr, er glaube wohl mit vornehmen Herren gesprochen zu haben, denn er trüge den Beweis davon noch in seiner Hand. Die Bäuerin, klüger als er, frug ihn, wie die Spaziergänger gekleidet gewesen seyen, und als sie die Beschreibung vernahm, errieth sie, daß es der erste Konsul und einer der Seinigen war. Der gute Mann war zuerst ganz bestürzt; aber am andern Morgen entschloß er sich schnell, zog seine schönsten Kleider an, und ging nach Malmaison, wo er den ersten Konsul zu sprechen verlangte, um ihm, wie er sagte, für das schöne Geschenk zu danken, das er gestern von ihm erhalten hätte. Constant, der erste Kammerdiener des ersten Konsuls meldete seinem Herrn den Besuch, und Bonaparte befahl, den Ackersmann hereinzulassen.

Während Constant ihn meldete, sammelte der Bauer allen seinen Muth, um zu dieser großen Unterredung gehörig vorbereitet zu seyn. Ins Kabinet tretend, begann der ehrliche Bauer damit, den Herrn von Bourienne zu grüßen, der ihn nicht sehen konnte, indem er an einem kleinen Arbeitstische, der in einer Fensternische stand, mit Schreiben beschäftiget war. Der erste Konsul saß auf seinem Lehnstuhle ausgestreckt, und bearbeitete, einer alten Gewohnheit nach, eine der Seitenlehnen des Stuhles mit der Spitze seines Federmessers; eine Zeit lang schaute er auf die Begrüßungen des Landmannes, dann nahm er endlich das Wort:

Nun, mein Freund, die Ernte fiel dieses Jahr gut aus?

Hier verdoppelte der Bauer seine Grüße, indem er sich fast bis zur Erde beugte, und antwortete ziemlich fest:

Ei, Bürger, mein General, sie war nicht schlecht.

Der erste Konsul fuhr fort: Wenn die Erde erzeugen soll, so muß man sie umgraben; nicht wahr? die hübschen Herren taugen nicht für dieß Geschäft.

Nehmt es nicht übel, mein General, die Hände der Bürger sind zu zart, um einen Pflug zu handhaben. Es gehört eine tüchtige Faust dazu, um dergleichen Werkzeuge in Bewegung zu bringen.

Das ist wahr, erwiederte Bonaparte lächelnd. Aber groß und stark wie ihr seyd, hättet ihr was anderes führen sollen, als einen Pflug — eine gute Muskete, zum Beispiel, oder einen guten Säbel.

Der Bauer nahm eine fast stolze Haltung an.

General, ich habe zu seiner Zeit nicht weniger als andere gethan. Ich war seit fünf oder sechs Jahren verheirathet, als die Preußen in Landrecies einrückten. Da erfolgte das Aufgebot; man gab mir eine Flinte und eine Patrontasche im Gemeindehaus, und nun hieß es marsch! Potz tausend, wir waren nicht wie die großen Kerle equipirt, die ich im Hofe sah, als ich herkam.

Er meinte die Grenadiere der Konsulargarde.

Warum habt ihr den Dienst verlassen? nahm der erste Konsul das Wort; die Unterredung schien ihm sehr zu gefallen.

Meiner Treu, General, an jeden kömmt die Reihe; es gab Säbelhiebe für jedermann, einer fiel hierher (der brave Bauer bückte sich, und zeigte seinen Kopf, indem er die Haare sonderte), und nach einigen Wochen im Feldhospital gab man mir den Abschied, um wieder zu meiner Frau und meinem Pfluge zurückzukehren.

Habt ihr Kinder?

Ich habe drei, General, zwei Buben und ein Mädchen.

Aus dem ältesten eurer Jungen müßt ihr einen Soldaten machen; und wenn er sich gut anstellt, so werde ich mich seiner annehmen. Lebt wohl, wackrer Mann; und wenn ihr mich nöthig habt, so kommt wieder zu mir.

Hierauf erhob sich der erste Konsul, ließ sich einige Louis geben, die er zu jenen fügte, welche der Bauer schon von ihm erhalten hatte, und befahl Constant, ihn zurückzuführen!

Schon war der alte Soldat wieder im Vorzimmer, als Bonaparte ihn zurückrief, und ihn fragte:

Ihr wart bei Fleurus?

Ja, mein General.

Könnt ihr mir den Namen eures Obergenerals nennen?

Das wollt ich meinen! es war der General Jourdan.

Nun gut; auf Wiedersehen.

Und der alte Soldat kehrte heim von der Aufnahme ganz bezaubert. Schuster.

Korrespondenz.

(Schluß.)

Bei der Oper haben wir Hrn. Hambuch vor etwa einem halben Jahre auf immer verloren; man hat ihn in Ruhestand versetzt, nicht gerade, weil er einer geschwächten Stimme wegen nicht mehr fähig gewesen wäre, die gehörige Wirksamkeit zu entwickeln, sondern weil Krankheit ein so ängstliches Wesen in ihm hinterließ, daß er selbst nicht mehr aufzutreten wagte. An seine Stelle ist der bekannte Tenorist, Hr. Rosner, engagirt. Wir mußten uns um so mehr freuen, diesen Künstler bei uns erscheinen zu sehen, als wir in unserem männlichen Personale zwar wackere Sänger besitzen, aber was die schöne Manier betrifft, doch in den letztverflossenen Jahren eben nichts Erhebliches aufzuweisen hatten. Hr. Pezold besitzt eine schöne wohlklingende Baritonstimme, aber die Weise seines Vortrags befähigte ihn nur zum einfachen, deutschen Gesange, wieße ihn auch nicht schon der Mangel an innerem Feuer hieher. Hr. Vetter, ebenfalls für erste Tenorpartieen engagirt, hat nicht sattsam gelernt, wie man Töne verbindet, und namentlich gebricht es seinen Uebergängen von der Brust- zur Kopfstimme an jener Verwebung, die den Künstler bezeichnet. Hr. Rosner dagegen besitzt eine Geläufigkeit, die ihm die schwersten Koloraturen zum leichten Spielwerke macht, er verbindet die Töne, daß sie sich weniger abscheiden, als der Glanz der Perlen an der dicht gereihten Schnur. Zu der Gewandtheit, zu dem edeln Vortrage kommt eine Masse von Gefühl, eine Begeisterung, wie sie sonst in der Regel nur den Sängern Italiens eigen ist. Der größte Gewinn durch Hrn. Rosners Fixirung liegt allerdings auch in seiner Wirksamkeit in der italienischen Oper, darum ist aber seine Brauchbarkeit in der deutschen doch nicht zu verkennen. Hat uns eben diese Volubilität, diese im welschen Geschmacke ausgebildete Manier bei seinen Debutrollen als Graf Almaviva und als Georg Brown recht lebendig angesprochen, so durften wir doch bei seinem Tamino nicht verkennen, daß Hr. Rosner eben so gut sich darauf versteht, Töne zu halten und den Aufgaben der Komposition in ganz einfacher, ungezierter Weise nachzukommen, und daß die Sage, als suche Hr. Rosner sein Heil im Tremuliren, gelinde gesagt, eine sehr voreilige gewesen ist. — Je mehr wir von gerechter Liebe für Dem. Hans durchdrungen sind, je mehr wir uns glücklich schätzen, eine Sängerin

von so seltener Bravour unser nennen zu dürfen, desto mehr müssen wir es bedauern, daß die Kräfte im weiblichen Theile des Opernpersonals so ungleich vertheilt sind. Wenn wir uns heute von den mächtigen Klängen, von dem wohlthätig hellen Tone des Organs der Dem. Haus, von der umfangreichen Stimme, die sich von ihrer höchsten Höhe bis zur Tiefe in gleicher Schönheit bewahrt, kräftig angesprochen und hingerissen sehen, müssen wir uns morgen mit den leichten Läufchen, mit den beaux restes ehemaliger Bedeutsamkeit der Mad. Wallbach-Canzi begnügen, die sich auf dem schwankenden Brette nur dadurch noch zu halten weiß, daß sie einst von einem tüchtigen Schiffsmann gut zu rudern gelernt hat, nicht aber, weil sich das Fahrzeug noch in gutem Stande befindet. Während sich Dem. Haus auf den innern Gott und die angestammte Kraft verlassen darf, muß Mad. Wallbach ihr Heil beim Volke in jenen Schmeichelkünsten der halben Stimme suchen, die ihres Effektes bei denen häufig auch nicht verfehlen, die über einer gefälligen Färbung das ganze Bild näher zu betrachten völlig vergessen; so läßt sich nicht läugnen, daß diese Sängerin die Prinzessin in »Robert der Teufel« auf eine gewiß zierliche bestechende Weise zu geben wußte, aber alles Großartige der Meyerbeer'schen Komposition war darum doch verwischt, und wo die Wirkung besonders auch von der Stimme ausgehen mußte, blieb Mad. Wallbach bei weitem hinter Frau von Pisterich zurück, die später mit ungetheiltem Beifalle und namentlich unter allgemeiner Anerkennung des hier zuletzt Gesagten in dieser Rolle auftrat. Es geht uns bei der Oper, wie bei dem Schauspiele — wir bedürfen einer Künstlerin, welche erst in die jugendliche Blüte getreten ist. Dem. Haus füllt ihr Fach vollkommen aus, aber Frau von Pisterich, obgleich ihre Stimme in jüngster Zeit frischer geworden ist, fängt doch schon an, ihren früheren, allein der Jugend angehörenden Wirkungskreis zu verlassen; sie bereitet sich mit Leichtigkeit eine neue Sphäre, ein Glück, das andern Sängerinnen selten vergönnt ist, und vielleicht auch Mad. Wallbach-Canzi nicht vergönnt seyn möchte. Auch hier sehen wir einer baldigen Ausfüllung der Lücke wohl nicht entgegen, da Mad. Wallbach noch auf einige Jahre mit unverhältnißmäßig großer Besoldung bei unserer Bühne engagirt ist.

In einer Beziehung hat uns der Himmel mit seinem Wohlwollen gesegnet. Lindpaintner ist uns wiedergegeben. Nach siebenmonatlicher, lebensgefährlicher, mit unsäglichen Schmerzen verbundener Krankheit ergriff er zum erstenmale wieder das Regiment, das er so lange mit Kraft und Umsicht zum Heile der Kapelle und zum gefühltesten Danke aller Musikfreunde geführt hatte. Als der wackere Meister seinen Stuhl bestieg, erscholl aus Aller Munde ein donnerndes »Bravo.« Lange wollte das freudige Jauchzen über die Wiedererscheinung des geliebten Mannes kein Ende nehmen. Lindpaintner's wahrhaft hohe Komposition, die Oper Vampyr, wurde aufgeführt. Der Ouverture folgte stürmischer Applaus; Nummer für Nummer erhielt die gerechte Anerkennung; die Mitspielenden wetteiferten in begeistertem Gesange. Als der Vorhang fiel, wurde der Meister gerufen, und dieses Rufen hielt wohl eine Viertelstunde an, obgleich man wußte, daß der Gerufene nach den Stuttgarter Gesetzen nicht erscheinen durfte. Festmahle fanden zur Feier der Wiedergenesung Statt, und der Liederkranz huldigte den Verdiensten unseres Kapellmeisters durch eine große Nachtmusik in Verbindung mit dem Orchester. Nie hat eines Mannes Wohl und Wehe eine so allgemeine Theilnahme in Stuttgart gefunden.

Meinem etwas langen Artikel über die personellen Verhältnisse unserer Bühne habe ich, der Vollständigkeit wegen, Bemerkungen über Gäste in der Oper beizufügen. Ein Professor hatte nur zwei Zuhörer; als einst der erste ausblieb, fragte er den zweiten: »Wo bleiben denn die anderen Herren?« »Er ist spazieren gefahren,« lautete die Antwort. So geht es mir; nachdem ich von Hrn. Rokner gesprochen, bleibt für die ganze Saison nur ein Hr. Oberhofer aus Wien übrig, der sich vor einigen Wochen zuerst als Zampa, dann als Graf Aubri und zuletzt als Kaspar im Freischütz produzirte, ohne nur den geringsten Beifall zu finden. Das Spiel dieses jungen Mannes ist hölzern und trivial; der Stimme gebricht es nicht gerade an Schönheit, aber der Eigenthümer weiß nicht damit umzugehen, namentlich weiß er einem organischen Fehler in der Nase, eine gewisse Verstecktheit, nicht zum umgeben. Es scheint mir noch sehr problematisch, ob dieser Wiener »im Reiche« sein Glück machen wird.

Für heute erlauben Sie mir zu endigen. Am 23. d. M. wird unsere Bühne geschlossen; dann mögen Sie die Güte haben, einen Bericht über die Thätigkeit des Repertoirs in den letzten zehn Monaten dem Konversationsblatt einzuverleiben. Zum Schlusse halte ich es für meine Pflicht, Sie auf eine Erscheinung in der Musik aufmerksam zu machen, welche vielleicht bald auch bei Ihnen Eingang finden dürfte: es sind dieß Entreakte, komponirt von Hrn. Belz, einem Mitgliede unserer Bühne, die sich wirklich durch ihre unendlich gefällige Weisen auszeichnen, und bei uns schon mehre Abende das Kleingewehrfeuer des Parterregeplauders verstummen gemacht haben. Ich führe diese Kompositionen jetzt an, weil sie vielleicht vor meinem nächsten Berichte nach Frankfurt kommen, und ich denselben auch da gerne die verdiente Aufnahme bereiten möchte. Die Zwischenakte seyen keine Finale.

August Zoller.

Mannigfaltigkeiten.

(Ibrahim Pascha.) Schon in seiner frühen Jugend hatte sich Ibrahim durch seine Feldzüge in Hedschas hervorgethan; indeß hatte er es doch nicht weiter als zur Berühmtheit eines gewöhnlichen türkischen Generals gebracht. Sein Geist und Charakter blieben eigentlich noch unentwickelt, bis der Feldzug gegen die Griechen ihn mit den Europäern in Berührung brachte und ihm für die Neuerungen seines Vaters Interesse einflößte, die er Anfangs mit fast ganz gleichgültigen Augen betrachtet. Seit jener Zeit erscheinen Geist und Gemüth total an ihm verändert. Er hatte den Werth europäischer Civilisation erst schätzen lernen, die, wie er nun deutlich sah, die Elemente aller Staats- und Kriegsmacht in ihrem Schooße trägt, und diese Ueberzeugung trug ganz besonders dazu bei, seinen Charakter sanfter und milder zu machen. Diejenigen, welche ihn in der Nähe gesehen, stellen ihn als einen Mann von scharfer Beobachtungsgabe dar, der in allen seinen Handlungen einen solchen Ernst und eine Strenge bekundet, daß seine Befehle auf die zähen Gemüther der Türken noch mehr Eindruck machen, als die des Pascha's selbst. Als General soll er an seiner Gestalt, an seinem lebhaften scharfen militärischen Auge vor Allen kenntlich seyn. Seine Befehle sind genau abgefaßt und werden mit Eifer befolgt; erfordert es die Noth, so scheut er keine Gefahr und befindet sich zuweilen an der Spitze seiner Schaaren im Schlachtgetümmel. Man hat ihn, und vielleicht mit Recht, wegen großer Verwüstungen in Morea angeklagt, und die europäischen Admirale, die in der Schlacht bei Navarin ihre Flotten befehligten, werfen ihm noch dazu Treulosigkeit vor. Was seine Gestalt anbelangt, so ist er von mittlerer Statur, von besonders regelmäßiger Haltung, mit dem lebhaften scharfen Auge des Pascha's und von einem noch ernsteren und gebieterischeren Ansehen als er. Bei der Energie seines Geistes und bei der Kräftigkeit seines Körpers, der sich etwas zur Korpulenz hinneigt, ist ihm jede Bewegung und Anstrengung sehr erwünscht, und er erfreut sich auch nie einer vollkommneren Gesundheit, als während der Zeit, die er auf seinen Feldzügen und in den Schlachten zubringt.

(Das Ausziehen der Schuhe.) Die Sitte, die Fußbedekkung vor den Thüren zu lassen, ist im ganzen Morgenlande sehr alt und gründet sich vielleicht mit auf die Heiligkeit der Fußteppiche, weil man darauf zum Beten hinkniet. Der Herr rief deßhalb Moses zu, er solle seine Schuhe ausziehen, als er ihm in einem feurigen Busche erschien, und Josua mußte auf der Ebene Gilgal im ähnlichen Sinne die Schuhe abthun.

(Wie man in Italien die Stunden zählt.) In Rom und im Allgemeinen in ganz Italien wissen die Fremden kaum, wie viel Uhr es ist, so verschieden und verwickelt ist die Art, die Stunde zu bestimmen. Die erste Stunde der vier und zwanzig, woraus der Tag besteht, beginnt eine halbe Stunde nach Sonnenuntergange; man sagt also zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche zu Mittage, es sey halb achtzehn und um halb acht Uhr sagt man ein Uhr. Die Uhren der Kirchen werden zu Mittage gestellt, und zwar vor oder nach, je nachdem die Tage zu- oder abnehmen; besonders ist es aber die Ave Mariaglocke, welche eine halbe Stunde nach Sonnenuntergange geläutet wird, wornach man die Uhren stellt. Beim Tone dieser Glocke stellen alle diejenigen, welche auf Pünktlichkeit halten, ihre Uhr auf 12, die Meisten denken aber nicht eher daran, bis der Unterschied fünfzehn bis zwanzig Minuten beträgt. Eine andere Ursache der Verwirrung ist, daß die Zifferblätter der Uhren im Auslande gemacht und mit 12 statt mit 24 Stunden bezeichnet werden: deßhalb muß man ein Uhr dreizehn Uhr nennen. Demungeachtet sind die Italiener überzeugt, ihre Art zu zählen sey die beste; »denn,« sagen sie, »Jeder weiß, wenn er auf seine Uhr sieht, wie viel vom Tage noch Stunden übrig sind und das ist doch die Hauptsache.«

Theateranzeige.

Sämstag, 5. Juli. Camilla, große Oper in drei Akten, nach dem Italienischen, Musik von Paer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 58. 6. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Erscheinung.

> Es gibt weit seltsamere Dinge in der Welt, ich schwöre es dir, Horatio, als ihr in euren philosophischen Träumen zu ahnen oder zu fassen vermöget.
>
> S.

An einem Abende des denkwürdigen Monats Juni, im Jahre 1815, war bei der Lady W**** in einem schönen Hotel einer der entlegentsten Vorstädte Londons eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft versammelt. Englands Siege auf dem Kontinente machten Alles freudetrunken, und überall sahe man nur Feten und Bälle; aber nirgends waren diese glänzender als bei der Lady W****. Ihr Hotel strahlte hell erleuchtet und erscholl von den Akkorden heiterer Symphonien und den lauten Tönen der Freude.

Unter dieser Gesellschaft, der gewähltesten und glänzendsten schien nur eine einzige Person, ein junges schönes Mädchen, traurig und bekümmert zu seyn. Vergeblich war sie verschiedene Male umringt und gebeten worden, die beliebte schottische Arie die Ufer des Allan zu singen; sie hatte sich jedesmal entschieden geweigert. Diese Ballade harmonirte zu sehr mit ihrer Lage; sie würde ihr Herz zu lebhaft ergriffen haben, denn auch sie liebte einen jungen Mann, den alle die Gefahren des Krieges umgaben: sie war einem jungen Hauptmann der Garde verlobt, der sich auf der Halbinsel rühmlichst ausgezeichnet, und dem sie nach seiner Rückkehr vom Kontinente ihre Hand zu geben versprochen hatte.

Trotz ihrer wiederholten Weigerung zwang man sie so zu sagen, endlich, sich an das Pianoforte zu setzen, da man diese Stimme, von der so viel gesprochen wurde, gern hören wollte. Sie schien befangen und in Gedanken vertieft zu seyn, während ihre Finger einige Augenblicke die Tasten durchliefen; dann aber lebte sie allmählig auf und stimmte die sanfte und liebliche Melodie zu die Ufer des Allan an. Die ganze Gesellschaft stand still lauschend um sie her; jetzt erscholl ihre sanfte klangvolle Stimme, und alles war wie bezaubert von dem Gesange der rührenden Ballade. Doch sie hatte kaum diesen Vers der zweiten Strophe: »Dem jungen Krieger gibt sie ihre Hand,« vollendet, als sie zum größten Erstaunen aller Umstehenden, plötzlich zu singen und zu spielen aufhört, ohne aufzustehen, oder auch nur die leiseste Bewegung zu machen; in ihrem starren und unbeweglichen Auge malte sich Schrecken und Bestürzung; sie entfärbte sich und wurde blaß wie eine Lilie. Von ängstigender Besorgniß ergriffen, eilt ihre älteste Schwester zu ihr:

Luisa, Luisa, was ist Dir?

Und sie legte ihre zitternde Hand sanft auf ihre Schultern, um sie vielleicht diesem Zustande der Erstarrung zu entreißen. Luisa antwortete nicht; aber einige Augenblicke darauf stieß sie, ohne sich zu regen, einen so durchdringenden Schrei aus, daß alle Anwesende mit Entsetzen erfüllt wurden.

Luisa, meine gute Luisa, bist Du krank? fragte über und über zitternd ihre Schwester von Neuem; aber ihre Versuche, sie wieder zu sich selbst zu bringen, waren vergebens.

Es erfolgte keine Antwort; sie schien Allem, was um sie vorging, entfremdet. Dort saß sie starr und regungslos, wie durch den Anblick entsetzlicher Dinge festgebannt. Es schien, als fürchteten alle Umstehende ihr zu nahen oder sie nur anzusehen. Von allen Seiten hörte man: Sie ist unwohl! sie ist ohnmächtig! Wasser! man bringe Wasser! welch ein fürchterlicher, herzzerschneidender Schrei!

Miß *** stammelte endlich einige Worte, die auf ihren entfärbten Lippen zu ersterben schienen; die ihr zunächst stehenden vernahmen diese Worte:

Ach! da sind sie! da sind sie mit ihrer Laterne! da kommen sie um einen Leichenhaufen herum; sie suchen den Todten. Seht, seht, wie sie einen nach dem andern untersuchen. Dort ist er!... dort... ach! schaudervoller Anblick! Das Herz ist ihm durchbohrt!

Sie seufzte tief und fiel ihrer Schwester bewußtlos in die Arme. Bei jenen seltsamen Worten schauderten und erbleichten alle Anwesenden; diejenigen, deren Wagen schon angekommen waren, entfernten sich eiligst, aus Furcht, den leider schon zu großen Kummer der Familie durch ihre Gegenwart noch zu vermehren; bald war niemand mehr in dem Salon, als die Verwandten nhd vertrautesten Freunde. Ein Bedienter war zu Pferde gestiegen, und kam in der größten Eile, mich zu holen. Bei meiner Ankunft fand ich sie im Bette, in einer tiefen Ohnmacht liegend. Sie hatte seit jenen sonderbaren Worten, die wir angeführt haben, nichts weiter gesprochen; sie war regungslos und starr wie Eis; offenbar hatte sie einen furchtbaren Choc erlitten, der ihre Existenz beinahe vernichtete. Durch die Anwendung reizender Mittel gelang es indessen, sie wieder in's Leben zurückzurufen; aber nach Allem zu urtheilen, wäre es leider besser für sie gewesen, wenn sie niemals aus ihrer tiefen Lethargie wieder erwacht wäre. Als sie die Augen öffnete, blickte sie mit verstörtem Blicke die Umstehenden an. Ihr bleiches Gesicht war im Schweiße gebadet, und tiefe Seufzer lösten sich in langen Zeiträumen aus ihrer Brust.

O, ich Unglückliche! murmelte sie endlich. Warum mußte ich das erleben? warum habt Ihr mich nicht sterben lassen? Er rief mich zu sich; ich wollte zu ihm, und ihr habt mich zurückgehalten, aber ich gehe zu ihm, ich gehe.

Luisa, meine theure Luisa, warum sprichst du so? Karl ist nicht todt, er wird bald zurückkehren, gewiß kehrt er zurück, sagte ihre Schwester mit vor Schluchzen erstickter Stimme zu ihr.

O, nie! nie! Du hast nicht gesehen, was ich gesehen habe, Jenny, erwiederte sie bebend. Ach, es war schrecklich, entsetzlich! wie sie ganze Haufen von Leichen unter ihre Füße traten! wie sie sie plünderten! — O, abscheulich! abscheulich!

Führwahr, meine theure Miß, es ist ein bloßer Traum,

sagte ich, ihre Hand ergreifend, zu ihr. Wohlan reißen Sie sich los von diesen trüben Bildern der Phantasie; ängstigen Sie um eines Nichts willen Ihre Freunde und Verwandten nicht. —

Was sagen Sie? entgegnete sie, mich starr anblickend. Was ich gesagt, ist wahr. Ach! ich Unglückliche! Karl ist todt, ich weiß es; ich habe ihn gesehen, er war durchbohrt; sie plünderten ihn, als . . .

Sie schluchzte und wurde von Neuem ohnmächtig. Ihre Schwester konnte diese herzzerreißende Scene nicht länger ertragen; sie fiel ohne Bewußtseyn in die Arme ihres Gatten. Es kostete unendliche Mühe, Miß *** in das Leben zurückzurufen. Die öftere Wiederkehr der Ohnmachten machte mich sehr besorgt; ich fürchtete, der heftige und anhaltende Sturm möchte diese liebliche Blume zerknicken. Ich wendete Alles an, was mir Kunst und Erfahrung an die Hand gaben; und als ich mich bereit erklärt hatte, im Falle eines bedenklichen Ereignisses, die Nacht bei ihr zu bleiben, verließ ich sie mit dem Versprechen, am folgenden Morgen bei guter Zeit zurückzukehren. Ich nahm lebhaften Antheil an diesem jungen Mädchen, und mich verlangte besonders, zu erfahren, ob sich ihre traurige Vorhersage bestätigen würde.

Am nächsten Morgen gegen 9 Uhr befand ich mich wiederum am Bette der Miß ***. Ich fand sie fast noch in dem nämlichen Zustande, noch immer außerordentlich schwach, und fortwährend in einem dumpfen Hinbrüten befangen. Sie war offenbar von einem fürchterlichen, aber geheimnißvollen Schlage getroffen worden. Sie sprach kein einziges Wort; nur bisweilen hörte man sie in längeren Zwischenräumen murmeln. Ja, bald, Karl, bald, Morgen!

Sie nahm nicht im geringsten Theil an dem, was um sie her vorging, und antwortete auf keine ihr vorgelegte Frage. Ich erklärte eine Berathung für nothwendig, und nach Tische fanden sich zwei berühmte Aerzte mit mir ein. Sie waren derselben Meinung, daß sich ihre Kräfte allmählig aufzehren würden, und daß, wenn nicht ein Wunder ihre Energie wieder aufrichtete, sie nur noch wenige Tage zu leben habe. Meine Kollegen entfernten sich wieder; ich für meine Person verweilte nur noch eine Stunde am Bette der Kranken. Es lag auf ihrem Gesichte ein Ausdruck so tiefen Schmerzes und Kummers, daß man sie, ohne die lebhafteste Rührung zu empfinden, nicht ansehen konnte. Geheimnißvoll und furchtbar schien die Last zu seyn, die ihr Herz zusammenpreßte.

Todt! todt! murmelte sie, todt auf dem Schlachtfelde! Ach, ich werde den jungen Sieger sehen, ich werde ihn sehen... wie wird er mich lieben! Nach einer langen Pause setzte sie hinzu: Ach, ich erinnere mich jetzt, die Ufer des Allan war es, was jene Grausamen mich zu singen zwangen, als ich sahe . . . als mein Herz brach . . . . Sie versank wieder in tiefes Schweigen; sie erwiederte nichts auf alle die Vorstellungen, alle die Tröstungen, die man an sie richtete, sondern flüsterte nur dann und wann: Ach! laßt mich, laßt mich in Frieden sterben!

Am vierten Tage der Krankheit der Miß *** erhielt ihre Familie aus Paris einen schwarzgesiegelten Brief. Er war von dem Obersten des Regiments, bei welchem Karl diente; er enthielt die traurige Nachricht, daß der junge Hauptmann zu Ausgange der Schlacht von Waterloo, als er an der Spitze seiner Kompagnie ein Korps französischer Reiterei angriff, durch eine Flintenkugel, die ihm das Herz durchbohrte, getödtet worden sey. Die ganze Familie wurde von Schrecken und Staunen zugleich ergriffen, als sie die Erscheinung der Miß *** demnach verwirklicht sahe; und in der Hoffnung, vielleicht eine glückliche Krisis herbeizuführen, übertrug man es mir, ihr denselben Abend noch diese schreckliche Nachricht mitzutheilen.

Ich ging allein an ihr Bett; noch immer lag sie blaß und kraftlos da. Ihr Puls, ihr kurzes und behindertes Athmen, ihre ungemeine Mattigkeit, Alles deutete darauf hin, daß das arme junge Mädchen nicht lange mehr leiden würde. Ich war einige Augenblicke unschlüssig, ich wußte nicht recht, wie ich dieses drückende Schweigen brechen sollte. Endlich bemerkte ich, daß sie ihr sterbendes Auge auf mich richtete, und beschloß, ihr den verhängnißvollen Brief, den ich in der Hand hielt, wie zufällig sehen zu lassen. Ihr Auge haftete sogleich auf dem schwarzen Siegel, und diese Erscheinung schien wie ein elektrischer Schlag auf sie zu wirken. Es schien, als ob sie reden wollte, und vergebliche Anstrengungen dazu machte. Ich öffnete den Brief, und sagte mit sanfter Stimme, so gut es mir bei meiner Bewegung möglich war, zu ihr:

Muth, meine theure Miß; ängstigen Sie sich nicht, sonst kann ich Ihnen nicht sagen, was ich Ihnen mittheilen wollte.

Sie zitterte; ihr Empfindungsvermögen schien zurückgekehrt zu seyn, denn in ihrem Blicke drückte sich Unruhe und Ungeduld aus. Dieser Brief fuhr ich fort, ist von Paris gekommen; er ist von dem Obersten, und meldet daß... daß... Ich war so bewegt, daß ich nicht vollenden konnte.

Daß mein Karl todt ist!... Habe ich es Ihnen nicht schon gesagt? rief Miß *** mit starker und sonorer Stimme.

Ich war bestürzt. — Hatte die außerordentliche Wirkung dieser Nachricht den Zauber gelös't, der ihre geistige Energie gefesselt hielt? Kehrte sie ins Leben zurück?

Wie die verlöschende Flamme aufzuleben scheint, um einen Moment im trügerischen Glanze zu leuchten, ehe sie auf immer verschwindet, so war es mit der armen Louisa. Sie hatte noch ein Mal alle die Kräfte zusammengerafft, um ihre schreckliche Erscheinung durch die Wirklichkeit bestätigt zu sehen, dann aber sollte sie, gleich einer zerknickten Lilie, ihr Haupt neigen, welken und sterben.

Sie bat mich mit schwacher Stimme, ihr den ganzen Brief zu lesen. Sie hörte, die Augen halb geschlossen, mir zu, und als ich zu Ende war, that sie keine Frage mehr. Nach einem langen Schweigen rief ich:

Gott sey gelobt! mein Fräulein, daß Sie diese Schreckensnachricht mit einer Kraft ertragen haben, deren ich Sie nicht fähig hielt.

Doktor, sagen Sie mir, haben Sie nicht irgend einen Trank, nach dem man weinen kann? O, geben Sie mir ihn! Er würde mich erleichtern, denn ich fühle eine Bergeslast auf meinem Herzen: sie erdrückt, sie erstickt mich! Ich nahm sie bei der Hand: Beruhigen Sie sich, sagte ich ihr, und Ihre Beklemmung wird sich verlieren.

Ach! könnte ich doch weinen, Doktor! Und sie murmelte noch einige unvernehmbare Worte. Ihr Athem wurde langsamer und beschwerlicher. Ich sahe, daß der entscheidende Moment herannahte, und befahl der Wärterin, sogleich die Familie zu rufen. Ihre Schwester Jenny war die erste, welche eintrat. Ihre Augen waren verweint, und sie bemühte sich vergebens, ihre schmerzliche Bewegung zu verbergen. Ach! meine Luisa! meine theure Luisa! rief sie schluchzend. Sie kniete am Bett nieder, schlang die Arme um den Hals ihrer Schwester und küßte sie mit Zärtlichkeit. — Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Alle, die im Zimmer waren, standen um das Bett, und weinten auch. Ich war so ergriffen, so bewegt, daß ich nicht deutlich zu unterscheiden vermochte, ob der Puls des jungen Mädchens noch schlug.

O antworte mir, meine theure Luisa, antworte Deiner Schwester! wiederholte die arme Jenny schluchzend.

Plötzlich wich sie erschrocken zurück.

O Gott! sie ist todt! schrie sie laut, und sank ohnmächtig nieder.

Ach! es war nur zu wahr; das interessante Mädchen, die

liebliche junge Luisa war nicht mehr! Die Liebe hatte eine kurze Zeit die Pulse ihres Herzens getrieben, der Schmerz es auf immer gebrochen.

Die letzten Augenblicke ausgezeichneter Menschen.

Wollt ihr die Eitelkeit in der Todesstunde recht con amore walten sehen, so besucht die Paläste reicher und vornehmer Wüstlinge, wo die Kaprice Gesetze gibt und sinnliche Genüsse das Leben aufzehren. Der eitle Narr hat Muße zur Narrheit, und sein Paroxismus endet nicht eher, bis er ausgeathmet hat. Der französische Hof war zu Choisy, als Frau von Pompadour in eine tödtliche Krankheit fiel. Der Etikette gemäß durften nur Personen von königlichem Geblüt in Versailles sterben. Verkündet es jetzt in den fröhlichen Zirkeln von Paris, daß etwas Unerhörtes erlaubt worden ist! Oeffnet euch, ihr Pforten des Palastes, um die liebste Maitresse des Fürsten zu empfangen! Ihr Gemächer, in denen das Laster frech walten und triumphiren, aber nicht den Geist aufgeben durfte, seyd jetzt die Zeugen einer noch ungesehenen Scene.

Die Marquise befragte ihre Aerzte mit Festigkeit; sie bemerkte ihr Zögern; sie fühlte die Hand des Todes und beschloß, als Königin zu sterben. Ludwig XV., obgleich selbst keiner starken Aufregung fähig, ließ sich's doch angelegen seyn, der sterbenden Freundin diesen Trost zu bewilligen. Die Höflinge drängten sich um das Lager einer Frau, die mit ihren letzten Athemzügen noch Gunstbezeugungen und Aemter vertheilte. Fürsten und Große machten diesem Weibe ihre ehrerbietigste Aufwartung, deren Macht und Einfluß in einer tödtlichen Krankheit sich gleich blieben und die sie zu ihrem Erstaunen kostbar gekleidet fanden. Die Spuren des Todes auf ihrem Antlitz waren durch Schminke verdeckt. Sie lehnte auf einem herrlichen Polster; in ihrer Gegenwart verhandelten die Minister politische Fragen; sie rühmte sich dessen, daß sie noch im letzten Augenblick die Zügel der Herrschaft hielt. Selbst ein sykophantischer Klerus bewieß der sterbenden Maitresse Achtung und schämte sich nicht, durch seine häufigen Besuche die Laster eines Weibes zu heiligen, das den Palast nur als Ehebrecherin betreten hatte. Nachdem sie den Gebräuchen der römischen Kirche Genüge gethan, suchte sie zunächst die Approbation der Philosophen. Kein Gedanke an Reue! Als der Pfarrer von ihr schied, sagte sie ihm sterbend: »Warten Sie einen Augenblick; wir wollen mit einander das Haus verlassen.« Kaum war sie todt, so veränderte sich die Scene. Zwei Domestiken trugen sie auf einer Bahre nach ihrem Hause. Der König stand am Fenster und sprach: »Die Marquise wird auf ihrer Reise schlechtes Wetter haben.«

Es ist allgemein bekannt, daß die vorwiegende Leidenschaft in der letzten Stunde noch einmal auflodert, wie das zitternde Licht noch einmal ungewöhnlich hell scheint, bevor es erlischt. Die Zeit, welche alles Andere zerstörend berührt, verschont die herrschende Leidenschaft, die mit der Seele innig verknüpft ist. Napoleon verschied gleichsam in einem Gewittersturm, und seine letzten Worte zeigten, daß seine Gedanken auf dem Schlachtfeld waren. Der verdiente Verfasser der Memoiren Cabot's, eines Werkes, das an Genauigkeit und umfassender Forschung den meisten der neueren Werke über Entdeckungen zur See weit überlegen ist, erzählt uns, daß der Entdecker Nordamerika's, in einem Fiebertraum vor seinem Tode, noch einmal auf dem Oceane und auf Entdeckungsreisen zu seyn vermeinte. Wie manches Auge hat wohl Thränen vergossen, wenn es die erdichteten Schicksale eines Fergus Mac Ivor las? Nicht weniger Bewunderung verdient der Marquis von Montrose. Er hatte für die Stuarts gefochten und fiel in die Hände der Presbyterianer. Er wurde zum Tode verurtheilt; sein Kopf und seine Glieder sollten vom Leibe getrennt und in verschiedenen Städten Schottlands öffentlich aufgehängt werden. Mit dem Stolze der Loyalität und mit edlem Trotze hörte er seinen Richterspruch und antwortete: »Ich wünschte, ich hätte so viel Fleisch, daß man, als Beweis, für welche Sache ich leide, in jede Stadt der Christenheit ein Stück davon senden könnte.«

Betrachten wir jetzt einen Mann, dessen Charakter bis ins Alter fleckenlos war und der bis zum letzten Augenblick unerschüttert blieb. Es ist gleichsam an der Mode, Sir Henry Vane einen Fanatiker zu nennen. Was ist aber Fanatismus? Sir Henry war allerdings ein strenger Kalvinist; allerdings hat er ein schwer verständliches Werk über das »Geheimniß der Göttlichkeit« (mystery of godliness) geschrieben, in welchem Alles, was wir verstehen, vortrefflich ist, und also für das Uebrige wenigstens ein günstiges Vorurtheil erweckt. Wenn eifrige Vertheidigung der bürgerlichen und religiösen Freiheit, wenn Verzeihung erlittener Kränkungen, wenn der Glaube, daß Gottes Barmherzigkeit auf alle Kreaturen sich erstrecke, für Zeichen eines fanatischen Sinnes zu halten sind; wenn Sir Henry Vane aus Fanatismus die Gewissensfreiheit in dem Langen Parlament unterstützte, der Verfolgung der Katholiken eifrig entgegenarbeitete und immer eine eben so uneigennützige als gewissenhafte Konsequenz zeigte: dann mag man ihn getrost einen Fanatiker nennen. Das Volk von Massachusets wollte ihm sein Amt nicht lassen, und als er in England mächtig war, da vergalt er dieser Kolonie mit Wohlthaten. Er widersetzte sich der Tyrannei Karl's I., ohne einer seiner Richter zu werden. Er opponirte gegen Cromwell's Tyrannei. Als dieser gewaltige Mann ins Unterhaus trat, um das Parlament aufzuheben, weil es an Gesetzen arbeitete, die sein Suprematrecht bedrohten: da warf ihm Vane seinen Verrath vor. Als die Musketiere in den Saal des Parlamentes traten und Alles schwieg: da rief Vane, dem gewaltigsten Mann in Europa zugewendet: »Das ist nicht rechtschaffen. Es streitet gegen Moralität und Rechtschaffenheit.« Wohl konnte Cromwell, seiner verbrecherischen Pläne bewußt, ausrufen: »Sir Henry Vane! Sir Henry Vane! Gott befreie mich von Sir Henry Vane!«

Vane erlebte noch Cromwell's Sturz und die Restauration. Der streng sittliche Mann, den Cromwell gefürchtet hatte, war jetzt das Schrecken eines entarteten Hofes. Man beschloß seinen Untergang. In einem andern Zeitalter oder Lande würden ein Giftbecher oder der Dolch eines Banditen das rechte Mittel zu diesem Zwecke gewesen seyn: in diesem Zeitalter der Bestechlichkeit wählte man den juristischen Mord. Sein Tod war ein deliberirtes Verbrechen, aber eines Monarchen ganz würdig, dem ein Staatsmann von so reiner Seelengröße als ein lästiger Zuchtmeister erscheinen mußte. Den Abend vor seiner Hinrichtung brachte Sir Henry in Gesellschaft seiner Familie zu, und die Zeit verging ihm, als weilte er friedlich in seiner Wohnung. Am andern Morgen wurde er enthauptet. Die geringste Nachgiebigkeit würde ihn gerettet haben. »Tausendfacher Tod über mich,« rief Vane, »eh' ich die Reinheit meines Gewissens beflecke!« Die Geschichtschreiber sagen, er habe das Leben geliebt; allein er endete mit der Standhaftigkeit eines Patrioten und der Heiterkeit eines Christen. (Schluß folgt.)

Papier und Menschen.

(Aus Saphir's Konversationsblatt.)

Wenn ich die Menschen hier mit dem Papiere vergleiche, so soll das keineswegs heißen: daß sie alle Lumpen wären, ich würde sonst, wenn ich nicht Holtei's Meinung wäre:

»Der Mensch ist a rechter Uchse!« mich selbst für einen Lumpen halten; ich werde aber auch nicht die Menschheit klassifiziren, weil es mir sonst wie jenem Kandidaten gehen könnte, der vor Lehrern und Schülern eine Abhandlung mit den Worten anfing: »Es gibt in der Welt zweierlei Narren, hochzuverehrende Lehrer und Schüler!« Ich werde nur zu zeigen mich bemühen, wie jede Sorte Papier einer Menschenklasse oder besser einer Männerklasse gleiche, weil ich zu galant bin, die Damen mit dem Papiere zu vergleichen, man findet ja nicht ihres Gleichen.

Der gewöhnliche Mensch gleicht dem gewöhnlichen Schreibpapiere, es ist zu jedem Zwecke brauchbar und kann leicht herbeigeschafft werden.

Die Handwerker, als da sind Schneider und Schuhmacher, sind dem Konzeptpapiere ähnlich, das wir nicht sehr hoch schätzen, welches uns aber dennoch unentbehrlich ist.

Wen könnten wir wohl dem beschnittenen Papier an die Seite setzen? Ohne Zweifel den anständig gekleideten Mann, der vor dem Ausgehen seine Kleidung untersucht, auch das, was hinter ihm vorgeht, berücksichtigt d. h. bürstet.

Die Staatspapiere halten wir gewöhnlich (d. h. wenn wir welche haben), am saubersten, damit nur ja keine fremde Hand sie berühre oder uns entwende. Erkennet in diesen Lumpen den Stutzer, der einem andern sich nicht zu nähern wagt, aus Furcht seine Toilette könne beschädigt werden, der stets die Nase hoch trägt, und daher, nicht selten, gleich den Staatspapieren fällt.

So eben nehme ich ein Fidibus in die Hände und erkenne in dieser Makulatur personifizirte literarische Lumpen, deren Werke gewöhnlich bald nach dem Erscheinen vergriffen sind — zu Makulatur. »Hier zu Düten gebraucht, dort zur Hülle bestimmt.«

Von anderer Art ist das Löschpapier, es legt sich gleich dem Schmarotzer an anderes Papier an, um diesem die Nahrung auszusaugen, geräth aber wie dieser oft in die Tinte.

Die feinen Lumpen unter den Menschen gleichen dem Postpapiere; wie dieses, sind sie nur zu selten zu gebrauchen, weil sie oft so dünne und gehaltlos sind, daß man ihren Unwerth an- und durchschauen kann.

Die Herren Rezensenten mit und ohne Brille würden es mir sehr übel deuten, wenn ich nicht auch für sie eine Sorte Papier hätte, doch mit welcher soll ich sie vergleichen? Unstreitig mit dem Oelpapiere. Wird es auf einen Gegenstand gelegt, so weiß man gleich, wie dieser beschaffen sey. Eben so ein guter Rezensent, dessen Urtheile uns gehörige Auskunft über den Gegenstand geben.

Jetzt fangen meine Papiere an selten zu werden, ich suche, wie ein Lumpensammler von Profession, und finde, daß diejenigen, die durch jede Kleinigkeit beleidigt werden, dem Staatspapiere gleichen, das bei der geringsten Betastung verletzt wird, und das sich für beleidigt und verletzt halten würde, wenn es gleich jenen sprechen könnte.

Auch für den schlichten Landmann hab' ich eine Sorte gefunden, die gleich ihm etwas stark und kräftig ausfällt — das Packpapier.

Der Mensch ist als Kind reines, weißes Papier, auf welches die Tugend und das Laster ihren Stempel drücken; durch die Tugend bleibt er rein und brauchbar auf ewig, durch das Laster wird er Ausschuß und in kurzer Zeit Makulatur.

Frankfurter Theater.

Am 3. Juli. Kabale und Liebe, Trauerspiel von Schiller. Die Glut der Leidenschaften eines Ferdinand's, einer Luise und Lady Milford entzündet noch immer die jugendlichen Gemüther. Ich sah heute ein Märchen bitterlich über die unglücklichen Liebenden weinen, während die heiße Atmosphäre ihr das Tuch zum Trocknen der Thränen ersparte. Nur ein solches weiches Herz sollte Theaterkritiken schreiben: Direktion und Schauspieler, vielleicht auch die Leser würden Wohlgefallen daran finden. Aber die kalte Anschauung eines Rezensenten ex officio tödtet alle Blüten der excentrischen Genialität. So kam mir auch heute der sündige Gedanke in den Kopf, es sey durchaus nöthig, daß Ferdinand und Luise Darsteller haben müßten, welche noch in der Fülle überschäumender Jugend blühen; so ganz ausgewachsene Menschen, meinte ich, die sich aus Liebe und Schwärmerei einander umbringen, seyen alzu polizeiwidrig, um noch tragisch seyn zu können. Dem. Breutzler, vom Mainzer Theater gab die Luise. Soll die Schwärmerei des liebenden Bürgermädchens ihre Wirkung nicht verfehlen, so muß sich die Darstellerin vor dem Pathos und der Präziosität hüten, wodurch die Gemüthlichkeit, die doch dem Charakter zu Grunde liegt, gefährdet wird. Dem. Breutzler hat diese Klippe nicht vermeiden können. Hr. Becker gab den Ferdinand mit Kraft und Feuer. In der Schlußscene des zweiten Aktes scheint mir bei der Stelle, wo er seinen Vater bittet, Gewaltthätigkeiten zu vermeiden, der Ton der Sprache verfehlt gewesen zu seyn: statt der gesteigerten Betonung, welche der Ausdruck seiner Herzensangst erforderte, vernahmen wir ein girrendes Flehen, das gar nicht mit der aufgeregten Stimmung, worin sich Ferdinand in diesem Augenblick befindet, übereinkam. Hr. Becker gefiel uns als Ferdinand, und gerade in diesem Tadel möge er erkennen, daß wir seiner Darstellung mit Interesse folgten. Hr. Otto, als Präsident von Walter ist immer noch recht imposant; man findet nicht viele Schauspieler mehr, die eine so glückliche Haltung in der Darstellung der Personen aus den höhern Ständen zu behaupten wissen. Dem. Lindner gab die Lady Milford mit ergreifender Wahrheit. Hr. Weidner stellte die alt-bürgerliche Derbheit seines Millers mit vieler Wahrheit dar. Daß er im ersten Akte, nach der Scene mit Wurm seine Rolle nach eigener Phantasie auszuschmücken suchte, möge dem Stadtmusikanten verziehen seyn. Kalb und Wurm — Hr. Meck und Hr. Steck glänzten beide nicht sonderlich

S.

Notizen.

Man lies't in der Dresdner »Abendzeitung« aus Berlin: Hr. Jerrmann hat seine deutschen und französischen Gastrollen beendet — ma foi, je suis très in Verlegenheit; j'ai wahrhafte, innige éstime vor diesem Künstler, dont les écrits mir so vieles plaisir gemacht haben; mais mit dem Deutsch- und Französischseyn, en vérité, kann ich mich nicht wohl befreunden. Voyant Monsieur Jerrmann au Königstädtischen Theater, er mir schien un artiste français, als ich ihn als Auguste und Don Diègue in „Cinna“ und „Cid“ aux Français sah, glaubte ich einen artiste allemand zu sehen, der alle efforts machte, ein artiste français zu seyn. Soyons Allemands! Cinna. — Nur als deutscher, aber darum nicht minder willkommener Künstler und Gast erschien der Schauspieler des Nationaltheaters zu Frankfurt a. M., Hr. Becker, auf der königl Bühne. Seine Leistungen im Lust- und Trauerspiele, seine Darstellung des Baron Wiburg in »stille Wasser sind tief,« des Gärtners und Hauptmannes in dem Lustspiele »die Vertrauten,« des Marquis Posa, Beaumarchais und des Fiesko berechtigen vollkommen, ihn zu den ersten deutschen Künstlern zu zählen. Das Berliner Publikum schenkte ihm die wärmste Theilnahme, lohnte jede seiner Vorstellungen mit reichem Beifalle und durch Hervorrufen. Man wünscht den ausgezeichneten Mimen bald wieder und nicht nur als Gast zu sehen.

Die Chinesen zählen die Bevölkerung nicht nach Seelen oder Personen oder Einwohnern wie wir, sondern nach Mäulern und sagen deßhalb, diese oder jene Stadt hat so und so viele Mäuler, wo wir sagen würden Einwohner.

Theateranzeige.

Sonntag, den 6. Juli. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in zwei Akten, nach dem Italienischen, Musik von Rossini. — Gastrolle: Rosine, Demoiselle Pistor, kurfürstlich hessische Hofsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Baurhofer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, **Nº 59.** **7. Juli 1834.**

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Edwin und Ethelinde.

(Nach Anna Lätitia Barbauld.)

»Gieb mir,« bat Edwin, »Ethelinde,
»Der Liebe Abschiedskuß,
»Mich mahnen deines Vaters Tritte,
»Daß ich von hinnen muß.

»Und morgen Abend in dem Walde,
»An dem bewußten Ort,
»Erwart' ich dich, mein einz'ges Leben,
»Du kömmst und hältst doch Wort?«

Und sie umschlang den Heißgeliebten,
In Thränen glänzt' ihr Blick:
»Ich komm' gewiß, du meine Wonne,
»Nichts halte mich zurück.«

Sie küßten, schieden; doch ein Diener
Von boshaftem Gemüth,
Ach, sie belauschend, dem Gebieter
Den Liebesbund verrieth.

Des Freiherrn Stirn umzog sich düster,
Es glüht sein Angesicht:
»Zu meiner Tochter will erheben
»Den Blick, der kecke Wicht!

»Doch büße mir der freche Bube
»Sein Unterfangen schwer,
»Und ihren Buhlen nimmer sehe
»Die lose Dirne mehr.«

Der Abendthau fiel feucht hernieder,
Die Nacht naht dämmernd sich,
Als Ethelinde hin zum Walde
Mit bangem Herzen schlich.

Begierig sucht umher ihr Auge,
Und findet Edwin nicht:
»Er bleibet aus? — Doch ist's nicht möglich,
»Daß er die Treue bricht!

Hoch klopft ihr Herz bei jedem Laute,
Wenn's nur im Walde rauscht;
Und schnell durchkreuzt sie nun die Wege
Dann steht sie still und lauscht.

Der Hoffnung Trost, des Schreckens Schauer
Zieh'n wechselnd durch ihr Herz;
Bald ruft sie des Geliebten Namen
Weint bald im herben Schmerz.

Des Tages letzter Schein verglühte,
Ein grauser Sturm erwacht,
Und Blitze zucken, Donner rollen
Erschütternd durch die Nacht.

Bestürzt und bang sieht Ethelinde —
Angst brach der Armen Muth —
Des Himmels Droh'n, des Waldes Oede,
Des Ungewitters Wuth.

»Wo weilst du denn, o mein Geliebter,
»Dein Mädchen hülflos ist;
»Weh' mir, wie's meinem Herzen ahnet
»Du selber hülflos bist!«

So irrt sie, Stürmen preisgegeben,
Verlassen und betrübt,
Blickt flehend bald hinauf zum Himmel,
Ruft ihn bald, den sie liebt.

Sieh, fernes Leuchten einer Kerze
Durch's Dunkel schimmernd bricht,
Und schwankend eilt sie durch das Dornicht
Hin zum willkommnen Licht.

Hier lebt ein Klausner, friedlich wohnend
In frommer Einsamkeit;
Wer Hülfe suchte, fand ihn immer
Mit Wort und That bereit.

Er öffnet gastlich seine Thüre,
Und staunend sah er jetzt,
Der zarten Jungfrau Anmuthsformen
Vom rauhen Sturm durchnetzt.

»Woher du kömmst, sey mir willkommen!
»Den müden Gliedern beut
»Die warme Zelle, holde Jungfrau,
»Schutz, Ruh' und Sicherheit.«

Er sah des Grames Thränen fließen;
Sein mitleidsvoller Blick
Fragt gütig und besänftigend
Nach ihrem Mißgeschick.

Kaum hat der Klausner, tief gerühret,
Der Jungfrau Leid gehört,
Als dumpf Geräusch verwirrter Stimmen
Sich seiner Zelle näh'rt.

»Hilf, Vater, hilf!« Die Stimmen riefen,
»Ach, er verblutet sich!
»Reich' deinen Balsam schnell dem Armen —
»Sein Athem schon entwich!«

Sie legen einen Jüngling nieder
Von Wunden graß entstellt,
Als, Jammeranblick! Edwin selber
Zu Boden blutend fällt.

Mit Wahnsinns Schmerz wirft Ethelinde
Hin zum Geliebten sich:
»Erwach' mein Edwin! ach erwache,
»Eth'linde rufet dich!«

Noch einmal dem Entschlaf'nen Leben
Der Liebe Ton erwirbt;
Er sieht sie, lispelt ihren Namen,
Ermattet, athmet, stirbt.

Betäubt erst starrt sie auf die Leiche
Im stummen, dumpfen Schmerz,
Die Lipp' erbleicht, das Auge dämmert,
Da brach das treue Herz.

Schuster.

Die letzten Augenblicke ausgezeichneter Menschen.

(Schluß.)

Lorenz von Medici wählte auf seinem Sterbebette den Savanarola zum Beichtvater. Der strenge Anachoret stellte den sterbenden Sünder unerbittlich zu Rede. »Glaubt Ihr vollkommen an die Barmherzigkeit Gottes?« »»Ja, ich fühle sie in meinem Herzen.«« »Seyd Ihr wahrhaft bereit, alles Eigenthum, das Ihr ungerechter Weise erworben, wieder herauszugeben?« Der sterbende Herzog zögerte; er überzählte in seinen Gedanken die Summen, die er angehäuft; Selbsttäuschung flüsterte ihm zu, er habe fast Alles ehrbarer Weise erworben; allein die Qualen der Hölle schreckten ihn, und so bekannte er seine Bereitwilligkeit. Noch einmal fragte der entschlossene Mönch: »Wollt Ihr der Souveränetät über Florenz entsagen und der Republick ihre demokratische Verfassung wiedergeben?« Lorenz hatte, wie Macbeth, eine Krone erworben, aber, ungleich Macbeth, konnte er sich rühmen, Vater von Prinzen und Stammherr eines Fürstenhauses zu seyn. Sollte er dieser glänzenden Hoffnung entsagen? Sollten die Drohungen eines Beichtvaters ihn einschüchtern und als bloßer Kaufmann zu sterben zwingen, ihn, der regierender Fürst gewesen war? Nein! und hätte die Hölle schon unter seinem Lager sich aufgethan. »Nein«, rief er, »nein, das kann ich nicht!« Savanarola entfernte sich entrüstet und Lorenz starb ohne Beichte.

»O Himmel, schütze mein Vaterland!« rief der wackere Quincy, als er sterbend Massachusets noch einmal erblickte — »O, mein Vaterland!« waren die letzten Worte des großen Pitt. —

Der Feige stirbt in panischer Angst; dem Abergläubischen füllen Schreckbilder die Seele. Wir wissen von einem Manne, den die Furcht vor der ewigen Pein so gewaltig ergriff, daß er ihr gleichsam entgegenstürzte und aus Verzweiflung sich die Kehle abschnitt, wie ein Schwindlicher dem Rande des Abgrundes zutaumelt, dem er ausweichen wollte. Cäsar Borgia hatte den Herzog v. Gravina, Oliverotto, Vitellozzo Vitelli und einen Anderen, unter dem Vorwand eines Vertrages, durch die feierlichsten Eide nach Sinigaglia gelockt, wo Oliverotto und Vitelli meuchlerisch ermordet wurden. Was that der sterbende Vitelli? Er bat den ehrlosen Borgia, seinen Mörder, ihm von Alexander Erlösung aus dem Fegefeuer zu erwirken!! Hat ein Sterblicher jemals größere Schwäche und Verzagtheit bewiesen?

Selbst Cromwell war auf seinem Sterbelager nicht frei von Aberglauben. Er fragte den Prediger Godwin, ob die Auserwählten der Seligkeit verlustig werden könnten? »Niemals«, versetzte dieser. »»Dann bin ich gerettet««, sagte der Mann, dessen letzte Jahre mit Grausamkeit und Tyrannei befleckt waren; »»dann bin ich gerettet, denn ich weiß zuversichtlich, daß ich einst im Zustand der Gnade war.««

In einer wackeren Seele bleibt das Gefühl der Ehre bis zum letzten Athemzuge wach. »Uebergebt das Schiff nicht,« rief Lawrence, als sein Herzblut dahinströmte. Abimeleck seufzte darüber, daß er durch die Hand eines Weibes unrühmlich fiel. Wir kannten einen Mann, der in seinen letzten Augenblicken so lebhafte Besorgniß zeigte, sein Vermögen werde nicht ausreichen, um seine Schulden zu decken, daß er kaum Zeit hatte, an die unglückliche Lage seiner Familie zu denken. Wir haben immer den Heldentod des Sir Richard Grenville bewundert, der mit seinem einzigen Schiffe einer zahlreichen Flotte die Spitze bot, und, als er schon tödtlich verwundet war, mit Aufbietung aller seiner noch übrigen Kräfte den Feinden zurief: »Hier sterbe ich Richard Grenville, mit heiterem und ruhigem Gemüthe; denn ich habe als braver Soldat, für Vaterland, Königin, Religion und Ehre fechtend, mein Leben beschlossen.«

Das Publikum von Boston und seinen Umgebungen ist neuerlich mit den einzelnen Umständen der Verrätherei Benedikt Arnold's bekannt geworden, und zwar durch einen Forscher, dessen Scharfsinn und Parteilosigkeit nicht weniger Ruhm verdienen, als seine Emsigkeit und geschickte Darstellung. Das Opfer des Verraths war André. Dieser protestirte gegen die Art seines Todes, nicht gegen den Tod. Er scheute nur den Galgen, — nicht den Verlust des Lebens. Was ihm diese Scheu einflößte, war sein edler Stolz, dasselbe Hochgefühl, welches die Brust eines Lawrence, Nelson und Wolfe durchglühte.

Ein Mensch, der innere Harmonie besitzt, begegnet dem Tode mit Ruhe, mit Resignation und Hoffnung. Der heilige Ludwig starb auf den Trümmern von Karthago, ein christlicher König, der sich vergebens abmühte, die Religion Muhammeds da auszurotten, wohin Dido die Syrischen Idole verpflanzt hatte. »Meine Freunde«, sagte er, »ich bin am Ziele meines Laufes. Es ist natürlich, daß ich, als euer Haupt und Führer, euch vorangehe. Ihr müßt mir folgen. Haltet euch bereit zum Aufbruch.« Dann segnete er seinen Sohn, gab ihm weisen Rath, empfing das Sakrament und starb mit den Worten Davids: »Ich werde in Dein Haus kommen, und in Deinem heiligen Tempel anbeten.«

Der Pfarrer von St. Sulpice fragte den Geistlichen, der Montesquieu's Beichtvater gewesen war, ob der Pönitent ihn befriedigt habe? »Ja, versetzte Vater Roust, wie ein Mann von Genie.« Der Pater hatte Montesquieu gefragt: »Herr, seyd Ihr vollkommen überzeugt von der Größe Gottes?« »»Ja,«« versetzte der scheidende Philosoph, »»und von der Kleinigkeit des Menschen.««

Wie ruhig waren die letzten Augenblicke Cuvier's! Fest überzeugt, daß die Hand des Todes auf ihm ruhe, unterwarf er sich doch ärztlicher Behandlung, um nur seinen Freunden gefällig zu seyn. Als man ihm Blutegel ansetzte, bemerkte der große Naturforscher, er selbst habe entdeckt, daß diese Thierchen rothblütig seyen. Diese Entdeckung war eine seiner frühesten. Die Gedanken des sterbenden Naturforschers weilten auf dem Schauplatz seines früheren Lebens, an der Küste der Normandie, wo er, in der Einsamkeit des sich selbst bewußten Genius, am Rande des Oceans hinrudernd, durch

Beobachtung der Wunder des thierischen Lebens, die in seinen Tiefen erzeugt werden, den Weg zur Unsterblichkeit sich bahnte. Er gedachte seiner in Armuth verlebten Jugend, der grämlichen Zurückweisung, die seine ersten Ansprüche auf Beförderung fanden, und aller Wechsel von Handlung und Leiden, durch die er zur höchsten Auszeichnung sich emporarbeitete. Der Mann, dem es in seiner eignen Heimat an Mitteln fehlte, um Pastor eines Dörfchens zu werden, hatte die feinsten Zirkel von Paris durch die Klarheit seiner Beschreibungen entzückt, wie die Anmuth und der Fluß seiner Rede die Aufmerksamkeit der Deputirtenkammer auf sich zogen. Jetzt sagte er sein Ende gelassen vorher. Sein Athem wurde rasch: er erhob das Haupt, und ließ es, wie in tiefer Betrachtung, wieder sinken. Seine Seele war ohne schweren Kampf zu ihrem Schöpfer hinübergegangen. Ein zufällig Hereintretender hätte denken können, der edle Greis schliefe in seinem Lehnsessel am Kamin und würde leise durch's Zimmer geschritten seyn, um ihn nicht zu stören.

Eben so ruhig und sanft starb Albrecht Haller, Cuvier's großer Vorgänger. Den Abend seines Lebens brachte er in seinen theuren Alpen zu, und als die Todesstunde nahte, da beobachtete er mit philosophischem Gleichmuth die Ebbe des Lebens und prüfte seinen Pulsschlag, bis die Seele entflohen war. —

Das Irrenhaus zu Kairo.

Dasselbe ist in einem der Flügel der großen Moschee angelegt, deren Haupteingang man pasüren muß, um nach dem Hofe zu gelangen, wo die Irren eingesperrt sind. Ein Irrenhaus ist in allen Ländern stets ein furchtbares und den menschlichen Stolz tief demüthigendes Schauspiel; aber nirgends wohl gräulicher und abschreckender als eben zu Kairo. Nach dem wilden Ansehen der Wächter und dem Zustande der mit Wunden und Quetschungen bedeckten Opfer zu urtheilen, müssen dort Scenen der Grausamkeit vorgehen, die zu schauerlich sind, um eine Beschreibung zu gestatten. Mitten auf dem Hofe ist ein viereckigter Teich, den man mit dem Namen eines Brunnens belegt, der aber seinem Ansehen und seiner Ausdünstung nach vielmehr als ein Sumpf oder Kloak zu bezeichnen wäre. Die Mauern und das Pflaster sind mit einer grünlichten und feuchten Materie überzogen, die das Gemüth gewissermaßen auf die Schrecknisse vorbereitet, deren Zeuge es in den Zellen seyn soll. Der Mauer, welche den Hof umgiebt, gegenüber, sieht man eine gewisse Anzahl Oeffnungen, die durch viereckige eiserne Thüren verschlossen sind, und die man für die Ausgänge vormaliger unterirdischer Höhlen zur Aufbewahrung wilder Thiere halten könnte, wenn man nicht hinter ihren Gittern, gewöhnlich in gänzlicher Nacktheit, menschliche Wesen erblickte. Eine schwere Kette hängt an dem massiven eisernen Halsbande, das dem Unglücklichen umgethan ist. Diese Kette, welche sich durch das Gitter außen an der Mauer bis zur nächsten Zelle hinzieht, fesselt dort einen zweiten Irren in derselben Weise, so daß wenn der Eine eine Bewegung macht, der Andere ihr nothwendig folgen, oder, wenn er der stärkere ist, ihr Widerstand leisten muß.

In der ersten Zelle, von der rechten Seite angefangen, sahen wir, berichtet ein englischer Reisender, einen jungen Araber, der in eine Lethargie versunken war, aus welcher ihn nichts zu erwecken vermochte. Er sah uns nach, als wir an ihm vorübergingen, sonst hätte man ihn für eine Statue halten können. Der zweite war ein Soldat, der auf der Insel Kandia vom Wahnsinn befallen, durch Mehemet-Ali hieher gesandt worden war, um hier den Rest seines Lebens zuzubringen. Er saß, völlig nackend, mit untergeschlagenen Beinen und die Arme über der Brust gekreuzt, mit geschlossenen Augen, wie wenn er träumte, am Gitter. Durch Anrufung seines Namens geweckt, schlug er langsam die Augen auf. Als einer der Besuchenden ihm eine Blume präsentirte, roch er daran, und schien uns mit Interesse zu betrachten; wenn er angeredet wurde, lächelte er, sprach aber kein Wort. Sobald wir ihn verlassen hatten, versank er gleich wieder in seine vorrige Betäubung.

Das Individuum, welches die anstoßende Zelle inne hatte, und in seine Decke gehüllt in einem Winkel auf seiner Matte lag, erhob das Haupt, als es angerufen ward, stierte uns mit seinen verstörten und erloschenen Augen an, zog sich die Decke dann wieder über's Gesicht, und wollte weiter nichts von uns wissen. Dicht neben demselben, hinter dem nächsten Gitter, befand sich ein junger etwa achtzehnjähriger Mann, der, mit Gewalt aus seinem Dorfe entführt und unter die Soldaten gesteckt, darüber den Verstand verloren hatte und sich nun auf ewig von den Seinigen geschieden sah, während er, verständig behandelt, wohl zu heilen gewesen seyn möchte, indem seine Krankheit am Ende nur ein Heimweh höheren Grades war. Nach ihm kam ein junger Araber, der mit einer ungewöhnlichen Zungenfertigkeit die Geschichte seiner Einsperrung erzählte. Es sey, sagte er, seine Schwester daran Schuld, die ihn aus seinem Dorfe habe wegführen lassen, um ihn hier festzusetzen.

Aber es ist unmöglich, alle die Unglücklichen in Augenschein zu nehmen, die diese Stätte des Jammers bewohnen. Der Scheußlichste darunter war ein Mann aus Kairo, versunken in allen Lastern, obwohl einer respektablen Familie angehörend. Er war mit Wunden und Narben bedeckt, zu einem Gerippe abgemagert und noch die Beute des Fiebers, welches ihn um seinen Verstand gebracht hatte. — Dicht neben ihm befand sich ein Muzzlim, der, als er gesehen, daß wir Franken waren, uns mit Schimpfwörtern überhäufte, die gegenwärtig nur einem Wahnsinnigen in Aegypten nachgesehen werden. — Einer der Insassen des Narrenhauses stand in dem Verdacht, daß er nur, um sich der Strafe für ein großes Verbrechen zu entziehen, die Rolle eines Verrückten spiele: auch bemerkten wir, als wir ihn sahen, keine Spur der Geistesverwirrung an ihm: er war beschäftigt, Agraffen und Knöpfe zu fabrizieren.

Der, durch den steten Anblick solcher Leiden abgehärtete, alte arabische Wächter, welcher uns umherführte, hörte nur mit Widerwillen auf die verworrenen Reden der Irren hin. Wie die Unglücklichen genährt und wie sie sonst behandelt werden, darüber konnte oder wollte er keine Auskunft geben; jedoch flöß't schon der bloße Anblick der Anstalt und ihrer inneren Oekonomie den Ausländern Abscheu ein.

Ein Besuch bei der Favoritgemahlin des Pascha's von Aegypten.

(Aus the Captives in India etc. by Mrs. Holland.)

— Nachdem Olivia die Thore des Kastells passirt war, ward sie nach einem kleinen Hofplatze geführt, in dessen Mitte eine Quelle ihr klares Wasser in ein Marmorbecken ergoß, wie dieß in den östlichen Ländern überall der Brauch ist; der Platz war von vergoldetem Gitterwerk und anderen Zierrathen in einem Styl umgeben, wie sie es nie gesehen, und es verwirklichten sich so in ihrem Geiste die Eindrücke, welche sie in ihrer Jugend von dem Reichthum und der Pracht, womit die arabischen Mährchen prunken, gewonnen hatte.

Darnach thaten sich ein paar Flügelthüren auf und sie ward durch ein Vorzimmer, belegt mit dem Produkte der

persischen Weberkunst und duftend von Wohlgerüchen, in das innere Gemach geschoben, welches zu ihrem Erstaunen ganz mit Frauenzimmern angefüllt war, die sie mit kindischer Neugier, bei einigen selbst mit Furcht gemischt, anstarrten. Die reichen Anzüge und bei einigen selbst die ausgezeichnete Schönheit setzten es außer Zweifel, daß sie die Damen des Harems und keine Sklavinnen waren; dach bildeten sie sofort ein Spalier, das zu einem weiblichen Wesen führte, welches auf einer kleinen viereckigten Ottomanne von Seide mit Gold gewirkt saß, und deren prachtvoller schimmernder Anzug Olivia ganz die Augen verblendete. Die tiefe Verbeugung, womit sie den ersten Blick der Favoritin erwiederte, schien diese aus einer Träumerei erweckt zu haben, und obwohl hastig, dennoch mit Grazie sich erhebend, bot sie Olivia die Hand, sagte ihr einige leise, aber doch vernehmliche Worte, und ließ sie neben sich Platz nehmen. Olivia konnte nun analysiren, was sie im ersten Augenblick so überrascht und eingenommen hatte. So prachtvoll auch der Anzug der schönen Morgenländerin war, stand er dennoch nicht im Einklang mit deren vollendeter Schönheit und hoher Zierlichkeit: doch war die Schönheit von ganz anderer Art, als was sie je gesehen hatte. Diese Eigenthümlichkeit hatte ihren Grund in der blaßgelben Limonienfarbe, an welche sich das ungewöhnte Auge erst gewöhnen mußte. Einige wenige Augenblicke waren aber hinreichend, um Olivia zu überzeugen, daß diese Farbe die Schönheit noch mehr hebe, als blond oder oliv, und sie hatte nie eine zartere Haut, hochrothere Lippen gesehen, nie in größere, dunklere und sanftere Augen geschaut, dabei war jeder Gesichtspunkt rein griechisch, gepaart mit der lebendigen Schönheit, welche der Marmor nie wiederzugeben vermag.

Ein Brand auf dem Meere oder die zwei Neger der Goelette les six soeurs.

— Nacht war's, der Himmel heiter, das Meer ruhig: acht und zwanzig Personen waren am Bord. Alles schien ihnen eine glückliche Ueberfahrt zu versprechen; die Luft war balsamisch und rein; der Gesang der Matrosen mischte sich in das Geräusch der Wellen und der Kapitän Houdoul unterhielt sich mit Madame Mulsit, einer Passagierin auf dem Fahrzeug, vom Vaterlande. Plötzlich schallte ein Schrei des Schreckens zwei Schritte von ihnen; eine glänzende Flamme loderte durch die Nacht. Durch eine unerklärliche Unvorsichtigkeit war Feuer auf der Goelette ausgebrochen und der Brand verbreitete sich mit grausender Schnelligkeit. Alles, was nur die thätigste Energie vermag, wird angewendet, um die gräßliche Gefahr zu bekämpfen; unnütze Anstrengung! Der Wind erhob sich, der Horizont verfinsterte sich. Unwiderstehlich griff die Flamme um sich und umschlang das Fahrzeug in einem magischen Kreise; es brennt, es sinkt, es ist nicht mehr.

Es war im April 1829, in den veränderlichen Tagen des Frühlings; ein kleines Boot, der Wuth der Flammen entronnen, hatte der Mannschaft allein eine augenblickliche Zuflucht gewährt. Darauf hatten sich die Passagiere wild durcheinander geschichtet. Neue Verzweiflung! Sie überzeugten sich bald, daß dem Steuermann nicht Raum genug blieb, um das Fahrzeug vom Schiffbruch zu retten, wenn sich der geringste Sturm erhöbe; und schon heulten die Wellen und der Donner brüllte. Der Kapitän und seine Seeleute beriethen sich in der Eil, was zu thun sey. Einige Opfer sind zur allgemeinen Rettung nöthig. Zwei mindestens müssen den Anfang machen: dann wird man weiter sehen. Aber wen opfern? wen wählen?

Wie sollte man ungestraft die kräftigen Kinder des Senegal ins Meer werfen, deren athletische Kraft dem mörderischen Willen den energischesten Widerstand entgegensetzen würde? Dennoch wuchs der Sturm mit jeder Minute und kein Augenblick war mehr zu verlieren; Houdoul bedeckt sich das Gesicht mit beiden Händen: er sieht ein, die Frau und das Kind müssen sterben.

Diesen Ausspruch hatte ein Neger gehört: er klopft seinem farbigen Bruder auf die Schulter, wechselt leise mit ihm einige kurze lebhafte Worte und redet in feierlichem Tone den Kapitän an: »Schwöre mir, unsere Gebieterin zu retten und wir stürzen uns augenblicklich ins Meer.« »»Nein,«« unterbrach hier Madame Mulsit, »»diese bewundernswerthe Aufopferung kann ich nicht annehmen. Nur eins erflehe ich — die Rettung meines Kindes; es sey von Stund' an das Ihre, Kapitän!««

»Armer Kleiner!« riefen die beiden Neger, das Kind krampfhaft umarmend, aus; »auf Wiedersehen dort oben!« Und mit dem Finger gen Himmel zeigend, stürzten sie sich unter Blitz und Donner ins Meer und verschwinden augenblicklich in den Wellen. Unverhofftes Wunder! diese erhabene Aufopferung scheint plötzlich den Zorn des Himmels entwaffnet zu haben. Der Wind legt sich, der Sturm schweigt — die Mannschaft ist gerettet.

Frankfurter Theater.

Am 5. Juli. Camilla, Oper von Paer. Ein schönes Musikwerk, das nur zu lange von dem Repertoire unseres Theaters ins unverdiente Exil geschickt gewesen war, und das Alle, die Sinn für Treffliches in der Opernmusik haben, erquicken und erfreuen muß. Ja erquicklich ist es, einmal die Kampfplätze zu verlassen, auf welchen die Komponisten des Tages mit Ideen ringen, die nicht herauf wollen in leichter Klarheit, zu deren Beschwörung Formeln gebraucht werden, ganz so bunt und kraus, wie nur irgend ägyptische und kabbalistische Hieroglyphen, und sich zu erlaben unter italischem Himmel an den Reizen eines wahrhaft schönen Gesanges. »Camilla« gehört zu den Tonwerken, in denen alles Musivische, Abgebrockelte, Geleimte, Schwankende verbannt ist, die in schönster Zeugungskraft entstanden, wie aus einem Gusse sich dem Auge und dem Ohre darstellen. Hier ist nichts Abgequältes, nichts Verzerrtes, nichts Erkünsteltes, auch nichts Erklügeltes; hier ist großartige Auffassung, Versinnlichung einer Leidenschaft in ihrer ganzen Tiefe, im Gegensatze der Töne verkannter Unschuld. Wie schön ist nur — um von den vielen herrlichen Musikstücken bloß eines einzigen zu gedenken — das erste Finale! eine Hauptempfindung in den verschiedensten momentanen Abstufungen tönt entzückend durch das Ganze; nichts Gesuchtes, Alles wie zugeströmt; in jedem Takte der Segen des leitenden Genius! — Die heutige Aufführung war minder befriedigend wie die beiden früheren Ausführungen dieser herrlichen Oper: die Hitze des Tages schien auf die Stimmen einen ermattenden Einfluß gehabt zu haben. Der Hitze wegen sollen auch für dießmal alle Erörterungen unterbleiben, und nur der Mad. Fischer-Achten (Camilla) machen wir unser schönstes Kompliment für die wundervolle Behandlung der Arie im zweiten Akte, worin sich das Vorgefühl der bevorstehenden Mutterfreuden über alle Beschreibung schön ausspricht. Ihrem Hrn. Gemahl (der den Cola gibt) erlauben wir uns aber en passant zu bemerken, daß die Partie durchaus keine absichtliche Komik (noch weniger eine solche, wie er sie uns zum Besten gibt) verträgt. S.

Theateranzeige.

Dienstag, den 8. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt.) Der alte Jüngling, Posse in einem Akt, nach dem Französischen, von Lebrün. Hierauf: Zwölftes Violinkonzert von Spohr, vorgetragen von Hrn. H. Blagrove, Kammermusikus Ihrer Majestät der Königin von England. Zum Schluß: Hampelmann im Eilwagen, Hampelmanniade in sechs Bildern.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. F. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 60. 8. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Eine Scene aus dem Leben in Westindien.

Herr Roscoe gründete im Jahre 1821 zu Nottingham eine besonders zum Sägen der Bretter bestimmte Fabrikanstalt. Einige Jahre hindurch hatte er sich über die Wendung, welche seine Geschäfte nahmen, nur Glück zu wünschen; seine Beziehungen dehnten sich beträchtlich aus, und eine Heirath, die er mit einer der reichsten Erbinnen der Grafschaft Nottingham schloß, setzte ihn in Stand, denselben von Tag zu Tag eine größere Ausdehnung zu geben. Im Jahre 1825 hatte seine Manufaktur bereits die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, welche, um sich immer als aufgeklärte Beschützerin der Industrie zu zeigen, ihm eine zu seinem Erfolge theilweise nothwendige Strecke fließenden Wassers unentgeltlich abtrat.

Gegen den Herbst des nämlichen Jahres kam er nach London, in der Absicht, hier mehre Depots zu eröffnen, und für Mittel und Wege zu sorgen, um seinen Geschäften einen noch größern Aufschwung zu geben. Allein von dieser Epoche an verließ ihn plötzlich das Glück, das ihm bis dahin so günstig gewesen; und wie ein Unglück immer noch ein anderes in seinem Gefolge hat, so verlor er auf einmal ungefähr die Hälfte seines Vermögens, und einen Sohn, dem er mit zärtlicher Liebe zugethan war. In Verzweiflung hierüber, faßte er den Entschluß, mit seiner Frau England zu verlassen und sich in Barbados anzusiedeln, wo er einige Verwandte besaß.

In Folge dieser Entschließung verabschiedete er seine Leute, bezahlte alle seine Dienstboten, behielt nur einen einzigen, und verkaufte, da er seinen Handel einstellte, die wenigen ihm noch gebliebenen Waaren im Aufstreiche. Ein Ereigniß, das um so mehr besprochen ward, als es ganz unvorgesehen eintrat: viele behaupteten, Roscoes Unglücksfälle rührten von Verlusten im Spiele her; Andere, und zwar in weit größerer Anzahl, schrieben sie allzu gewagten Spekulationen in Staatspapieren zu. Sey dem indeß wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß Hr. Roscoe viel von der Achtung einbüßte, in der er zuvor bei seinen Mitbürgern gestanden, und daß der beste Ausweg, den er erwählen konnte, der war, wozu er sich entschloß.

Am 30. Dezember 1826 schiffte er sich zu Plymouth auf dem Handelsschiffe »der Nabob«, das nach Kingstown auf Jamaika absegelte, ein. Die Ueberfahrt ging eben so glücklich als schnell von Statten; er kam gesund und wohlbehalten in Port-Royal an, und reiste nach Verfluß von 19 Tagen nach Barbados *) ab, wo er 40 Tage nach seiner Einschiffung zu Plymouth landete. Hier verweilte er sechs Monate bei einem seiner Neffen, dem er bei verschiedenen Gelegenheiten ziemlich beträchtliche Summen vorgeschossen hatte. Nach Verfluß dieser Zeit kaufte er eine Pflanzung mit dreißig Negern, nordwestlich von der kleinen Stadt Dalrymple. —

*) Diese Insel hat eine Länge von 16 und eine Breite von 5 Stunden, und zählt 81,000 Einwohner, darunter 16,000 Weiße, 4000 Mulatten- und 61,000 Schwarze. Die Hauptstadt heißt Bridgetown.

Da der Gegenstand, womit wir unsere Leser zu unterhalten gedenken, zum größten Theile wenig bekannte Thatsachen enthält, so glauben wir, daß die Mittheilung einiger Auszüge aus einem vor Kurzem in London unter dem Titel: Drei Monate auf Jamaika und Barbados, erschienenen Buche am Platze ist. Der Verfasser, Hr. Henry Whiteley, erzählt in einfacher Weise, aber mit Treue, seine Beobachtungen. Nichts desto weniger enthält sein Werk tiefe philosophische Betrachtungen, und wirft ein neues Licht auf die wahre Lage der Schwarzen in den englischen Kolonien. Hören wir ihn indessen selbst:

»Ich landete, sagt er, am 3. September 1832 in Barbados mit mehren Empfehlungsschreiben eines achtungswerthen Londoner Handelshauses.

»Ehe ich Barbados betrat, war ich nicht im Stande, mir einen Begriff von der Beschaffenheit der Sklaverei in den Kolonien zu machen, und das Gemälde, das ich mir oft von der Lage der Neger entwarf, fiel völlig zu ihren Gunsten aus. Ja ich hatte sogar, mit Ausnahme derjenigen, die ich durch Journale kennen lernte, nie auch nur Eine Flugschrift gegen die Sklaverei in den Kolonien gelesen, und nie einer öffentlichen Versammlung beigewohnt oder eine Vorlesung mit angehört, die Bezug auf diesen Gegenstand gehabt hätten; daher schloß ich mich in Wahrheit der Meinung derer an, welche die innigste Ueberzeugung nährten, daß in England selbst eine thatsächlichere Sklaverei bestehe, als in irgend einer seiner Kolonien.

»Manchmal sogar konnte ich mich nicht enthalten, Männer wie Buxton, Lushington und Andere darüber zu tadeln, daß sie über die ewige Sklaverei in den Kolonien so gar viel Lärm machten, während sie (wie ich glaubte) zu Hause die unglücklichen Kinder in den Fabriken so ganz und gar vernachlässigten, um so weniger, da ich deren Lage nur zu gut kannte, indem ich beinahe mein ganzes Leben hindurch in einem Manufakturdistrikte gewohnt hatte. Was noch dazu beitrug, daß ich die Sachen unter diesem Gesichtspunkte betrachtete, das war das Lesen des letzten Geheimrathsbeschlusses zur Modifikation der Sklaverei — ein Beschluß, dem meiner Meinung nach alle unsere Kolonien mit Freuden ihre Bestimmung hätte geben sollen.

»Dieses Aktenstück ward dem Centralkomité von Leeds, dessen Mitglied ich war, zugesandt, um dasselbe in Stand zu setzen, die Frage zu beantworten: ob sich die westindischen Sklaven oder die englischen Fabrikarbeiter in besserer Lage befänden? Da ich die Ueberzeugung hatte, daß er einmüthig gefaßt worden, so schloß ich aus dem Lesen dieses Beschlusses, daß Alles genau betrachtet, die Lage des Negersklaven unend-

liche Vorzüge vor der unserer Manufakturarbeiter habe. — Mit diesen Eindrücken nun schiffte ich mich nach Porte-Royal ein.

»Am Tage meiner Ausschiffung setzte mich einer der Sekretäre des Direktoriums in Kenntniß, daß man mir am folgenden Tage ein Pferd der Pflanzung New-Ground übersenden werde, wo ich bleiben sollte, bis ich entweder von ihm oder von dem Geschäftsführer des Eigenthümers, der sich damals auf seinem gegen sechzehn Meilen von der Bucht gelegenen Landgute befand, neue Nachricht empfinge.

»Ich speiste am nämlichen Tage an Bord des Schiffes, worauf ich die Ueberfahrt gemacht hatte, mit mehren Kolonisten zu Mittag, unter denen Hr. Hamilton Brown Repräsentant des Kirchspiels St. Anna bei der Kolonialversammlung war. Da die Unterhaltung zufälliger Weise auf den Geheimrathsbeschluß fiel, so war ich nicht wenig erstaunt, diesen Herrn bei seinem Schöpfer schwören zu hören, daß dieses Dekret nie, weder auf Barbados, noch auf Jamaika, noch endlich auf den englischen Antillen zur Ausführung kommen werde, ja sogar, daß die Pflanzer der erstern Insel es niemals zugeben würden, daß sich das Mutterland, auf welche Weise es auch sey, in die Angelegenheiten zwischen ihnen und ihren Sklaven mische. Nach dieser Peroration zählte er in einer langen, mit außerordentlichem Nachdrucke durchgeführten Abhandlung die den Sklaven bewilligten Vortheile, das Wohlseyn und Glück auf, deren sie genössen; — Vortheile, Wohlseyn und Glück, deren, wie er sagte, die bedürftige Klasse in England gänzlich beraubt wäre.

»Zur Unterstützung seiner Angaben versicherte ein Hr. Robinson, daß ein Sklave in Bridgetown den Negern seiner Bekanntschaft, aus Veranlassung eines Abendessens, das er ihnen zu geben beabsichtigte, Einladungsbillets habe drucken lassen. Eines dieser Billets sey Hrn. Hamilton Brown unter die Augen gekommen, er habe es behalten und gesagt, er werde es an die Regierung gelangen lassen, als Beweis der glücklichen Lage der Sklavenbevölkerung. Diese und einige andere Umstände, die ich mit Stillschweigen übergehe, bestärkten mich noch mehr in den Begriffen, die ich rücksichtlich der Sklaverei in den Kolonien bei meiner Abfahrt von England gehegt hatte.« (Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen als Denkmalerrichter.

(Konstitutionelle Staatsbürgerzeitung.)

Es baut kein Volk so gern Denkmale als die Deutschen. Wie kommt es, daß kein Schiller-Denkmal zu Stande kommt? An Aufforderungen von Seiten des Stuttgarter Schiller-Vereins hat es nicht gefehlt, an Verehrern und Verehrerinnen des Dichters ist gewiß kein Mangel. Gleichwohl haben wir noch kein Schiller-Denkmal, und nächstes Jahr den 9. Mai werden es bereits dreißig Jahre, daß Schiller zu Weimar verstarb. Woran liegt das, wie kommt das? Ist's Indifferentismus? Bewahre; allseitig vernimmt man die Klage, daß noch Nichts für den Dichter geschehen sey. Die Deutschen räsonniren ordentlich über sich selbst, beschuldigen sich des Indifferentismus, und — dabei hat es sein Bewenden. So währt es schon geraume Zeit. —

Wenn man dem Wie und Warum etwas genauer auf den Grund schaut, so erkennt man allerdings, daß das Bedürfniß, Schillern ein Denkmal zu errichten, noch gar nicht vorhanden ist. Die Deutschen, gern in Idealen lebend, finden es zwar recht schön, wenn sich in Marburg und Weimar Statuen erhoben, bei denen die Davorstehenden sagen könnten: »Seht da den Dichter des Don Karlos, des Wallenstein;« aber bei dem Ideale verbleibt es; — soll es zur Realisirung kommen, zieht sich der Deutsche wie eine Schnecke in sein Haus zurück und denkt: »Eile mit Weile,« »Kommt Zeit, kommt Rath,« wie es ihm überhaupt an Sprüchwörtern, wenn's gilt, eine Sache auf die lange Bank zu schieben, nicht fehlt.

Ein anderer, etwas seltsamer, aber den Deutschen sehr charakterisirender Grund ist jene Schamhaftigkeit, die sich kund gibt, wenn eine Nationalangelegenheit öffentlich zur Sprache kommt. Ich werde nicht recht klug, ist es ein natürliches oder verzärteltes und kränkliches Schamgefühl, das über den Deutschen kommt, wenn er aufgefordert wird, für eine Nationalsache die Hand anzulegen. Im Anfange erglüht seine Wange von der hohen, schönen Idee. Er ist bereit, entschlossen. Er soll den Anfang machen. Da wird er bedenklich. Er blickt um sich, hinter sich. Da sieht er rings bedenkliche Gesichter. Er erbleicht, tritt zurück und spricht: »Hans, geh' du voran!« Es ist oft nicht etwa die Furcht vor Gefahr — sondern Furcht, sich lächerlich zu machen. Ja, so weit ist es mit der deutschen Nationalität bereits gediehen — sie ist dem Bereiche des Lächerlichen anheim gefallen. Man veranstalte irgend Etwas, das ein allgemeines nationales Ansehen gewinnt — so wird's an Lachern und Nasenrümpfern nicht fehlen. Freilich sind oft auch dergleichen nationale Veranstaltungen der Art, sie sind so kolossal, grotesk und bombastisch-erhaben angelegt, daß von ihnen an bis zum Lächerlichen nicht mehr als ein Schritt ist. Man erinnere sich nur der Narrheiten, die von den Deutschen unmittelbar nach dem Franzosenkriege zu Markte gebracht wurden!

Dergleichen hat aber stets nachtheiligen Einfluß auf spätere wahrhafte Nationalunternehmungen gehabt. So auch das Schiller'sche Denkmal.

Ein anderer Grund der Theilnahmlosigkeit an jener Unternehmung mag wohl auch mit der seyn, daß uns der Gefeierte, obgleich seit 30 Jahren geschieden, doch noch immer zu nahe steht. Es leben noch zu Viele, die den Dichter von Person gekannt. Eine Statueerrichtung ist aber gleichsam eine kleine Apotheose, eine Heiligsprechung; diese bleibt aber besser den folgenden Geschlechtern aufgehoben.

Nichtsdestoweniger können wir nicht umhin, das Publikum auf eine jüngsterschienene Bekanntmachung des Ausschusses des Stuttgarter Schiller-Vereins aufmerksam zu machen. Derselbe bezweckt die Aufstellung einer Bildsäule des Dichters in sitzender Stellung, deren Ausführung der berühmte Thorwaldsen überkommen soll. Die erforderlichen Fonds hierzu zu erlangen, hat man sich zuerst an sämmtliche deutsche Schriftsteller und Künstler gewandt. Man beabsichtigt nämlich ein Schillers-Album, und fordert alle Schriftsteller und Künstler auf, sich darin, sey es in gebundener oder ungebundener Rede, einzuschreiben. Die Originalalbumblätter, deren Größe den Umfang eines Quartblattes nicht überschreiten darf, und mit Namen, Wohnort und Stand des Verfassers bezeichnet sind, müssen bis zum 1. Januar 1835 an die Cotta'sche oder Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart eingesendet werden. Sie sollen im Schlußsteine des Monuments aufbewahrt werden, und ein Abdruck derselben wird alsdann jedem Theilnehmer übersandt, wofür er zum Denkmal drei Gulden beisteuert, zu welcher Gabe er sich durch die Uebersendung des Albumblattes vorher stillschweigend verbindlich gemacht hat.

Die andere Aufforderung des Schiller-Vereins wendet sich an die deutschen Frauen. Ein jede soll unter ihren Bekanntinnen für das Denkmal sammeln, jedoch so, daß der Beitrag der Einzelnen die Summe von sechs Groschen nicht übersteigt.

Es ist dieß so eine Art englische Pennysammlung und für dergleichen Zwecke besonders empfehlenswerth. Die Geringfügigkeit der Summe gestattet, daß sich Niemand auszuschließen braucht, weil kein Opfer verlangt wird. Hier wird

die Gabe mehr ein Zeichen der Theilnahme, und je allgemeiner diese ist, um so eher wird der Zweck erreicht. Auch der Unbemittelte wird nicht ausgeschlossen, und die Beisteuer wird eine volksthümliche. Es muß daher dem gefeierten Manne, dem das Volk ein Denkmal errichten will, weit lieber seyn, wenn dieses sein Dasein einigen Millionen Sechsern der Nation verdankt, als wenigen Tausend Thalern der Reichen.

Man hat mit einer solchen Sechsersammlung bereits vor zwei Jahren einen Versuch gemacht, und zwar in Betreff der Gustav-Adolph-Stiftung, und der Erfolg hat recht günstig gesprochen. Nur fehlt es den Deutschen noch an der gehörigen Organisation und Takt bei dergleichen Sammlungen. So beging man z. B. bei der so eben genannten Sammlung für Gustav Adolph den Fehler, mehr als einen Sechser anzunehmen. Dieses Mehr schadete ungemein. Die Wenigbemittelten brachten ihr Scherflein, ihren Sechser. Den Bemittelteren schien die Summe auch gar zu gering, sie gaben einen Groschen; Andere wollten sich nicht lumpen lassen, und gaben zwei — vier — acht Groschen, und noch mehr. Durch solche deutsche Tölpelei ward die schöne Sammlung fast ganz verdorben. Denn alle die, welche gern einen Sechser gegeben hätten, wagten es nun nicht mehr und gaben gar nichts; so entstand eine ganz alltägliche Kollekte. Eine sehr reiche englische Familie, die aus 7 Personen bestand, schickte richtig ihre drei Groschen sechs Pfennige. Die Philister schrieen und geiferten über solche englische Knickerei. Die dummen Teufel begriffen in ihrer Blindheit das Wesen solcher Sammlungen freilich nicht.

Ein anderer Punkt der Denkmalerrichtungen der Deutschen ist die Art und Weise, worin diese Denkmale bestehen. Ob sie hierin sehr glücklich zu nennen sind, möge dahin gestellt seyn. Wie Ehrengeschenke, die sie in neuerer Zeit oft ihren freisinnigen Volksrepräsentanten verehrten, oft ziemlich unpassend gewählt waren, wo selbst einmal ein Lehnstuhl mit vorkam, so möchte auch hinsichtlich der Denkmale Mancherlei zu erinnern seyn. Allerdings kommt oft viel auf die Größe der zu verwendenden Fonds an. Der Schiller-Verein beabsichtigt eine Statue des großen Dichters. Da sich für die Bearbeitung derselben ein so bewährter Meister, wie Thorwaldsen, bereitwillig erklärt hat, so ist gewiß nichts dagegen einzuwenden. Aber für den Fall, daß durch das Album und durch die Frauenvereine ein bedeutenderes Kapital hervorging, so daß ein Ueberschuß verbliebe, wie würde man solchen verwenden? Unstreitig zu irgend einer Stiftung, die dann den Namen Schillerstiftung erhalten würde, denn auf dergleichen Stiftungen halten die Deutschen, als fromme, mildthätige Leute und geborne Schulmeister, ungemein viel. Doch warum verbleibt man immer bei dieser Methode? Gibt es nicht noch andere Mittel und Wege, den Geschiedenen wahrhaft zu ehren? Gibt es nicht welche, die den Gefeierten vielleicht noch mehr Freude machen würden als dergleichen Stiftungen, obschon deren Nutzen durchaus nicht in Abrede gestellt werden kann und soll? Man gehe doch einmal den Weg, den die einfache Natur vorzeichnet. Wie oft hat ein solcher, durch milde Stiftungen gefeierte Mann die nächsten Verwandten in drückender Armuth hinterlassen. Warum übersieht man diese in der Regel so gänzlich? Warum läßt man ihnen nicht Etwas von den Summen zu Gute kommen, wodurch man den Vater oder Großvater ehren will? Was hilft den Armen allein der Ruhm des großen Vorfahren, und, wie gesagt, wodurch könnte ein edler Mann mehr geehrt, seine Seligkeit mehr erhöht werden, als wenn das Vaterland sich dankbar der hinterlassenen Seinen erinnert und hülfreich sich ihrer annimmt.

Die Industrieausstellung zu Paris.

Erster Artikel.

Der französische Minister François de Neufchateau war der Erste, der eine Industrieausstellung in Paris veranstaltete. Sie begann am 19. Sept. 1789 auf dem Marsfelde und dauerte drei Tage. Seit dieser Zeit sah Frankreich sieben Ausstellungen, eine reicher und größer als die andere, in Intervallen von 4 — 8 Jahren. Die Restauration hatte eine momentane Stockung verursacht, aber nur die Zeit verlängert; als 1819 die Säle des Louvre auf Befehl des Königs die Erzeugnisse des Nationalfleißes wieder aufnahmen, übertraf die Sammlung Alles, was man bisher in der Art gesehen hatte, und das neidische England selbst sprach seine Bewunderung aus über die unglaublichen Fortschritte. Die »Times« sagten damals, der Triumph der französischen Industrie über die der Nachbarländer sey größer als der der Napoleonischen Armee; denn die Künste hätten im ganzen Lande Riesenschritte gemacht und die Manufakturen, welche fünf Jahre früher noch in der Kindheit gewesen, seyen herangeblüht zu einem reifen Alter und machten den großbritanischen den Rang streitig.

Die letzte Industrieausstellung war im Sommer 1827 und füllte 28 Säle des Louvre; die Jury war genöthigt, aus Mangel an Raum eine große Anzahl interessanter Dinge abzuweisen, und eine neue Ausstellung für 1830 anzusetzen, die aber unterbleiben mußte. Volk und Regierung waren damals mit ganz andern Schauspielen beschäftigt.

Das Doktrinärministerium, in allen Unternehmungen gern sich auszeichnend, hat mit der jetzt veranstalteten achten Ausstellung allen Wünschen entsprechen wollen. Nicht an Gelegenheit, nicht an Raum, nicht an einer zahlreichen Jury sollte es fehlen. Die Architekten erhielten Auftrag, vier große Pavillons, jeden mit drei großen Galerien, auf dem Concordiaplatz zu erbauen und die Einzelräume mit toskanischen Pilastern und Pfeilern abzutheilen. 400,000 Francs für Bretterbuden, die nicht einmal nach zwei Monaten noch für Meßkramläden gebraucht werden können. Die Dächer sind mit Zink gedeckt, die hunderte Pfeiler der Fronten mit allen Gliedern verziert, und Portale und Fenster mit einer Solidität gefertigt, als ob sie eine Generation aushalten sollten.

Jeder Pavillon hat eine besondere Bestimmung. Der erste gehört ausschließlich den Maschinen und der Mechanik en gros, der andere der Mechanik im Kleinen, den Instrumentenmachern, Uhren-, Metall- und Glaskünstlern. Der dritte enthält die sogenannten Artikel von Paris, das Mode- und Galanteriewesen, die unnützen Kunstwerke und die Spielsachen, und der vierte die Manufakturprodukte. In allen zusammen befinden sich die Industrieerzeugnisse von 2400 Künstlern und Fabrikanten und über 200,000 Kunst- und Manufakturobjekte. Die Theilnahme hat sich demnach im Vergleich zu der Ausstellung von 1827 beinahe verdoppelt *).

Wollte ich eine vollständige und sachgemäße Beschreibung dieser Welt von interessanten Dingen geben, so müßte ich während der zweimonatlichen Dauer der Ausstellung täglich bei den 2000 Künstlern Visite machen und mir von jedem eine kleine Vorlesung halten lassen, was wirklich sehr bereitwillig geschieht, sofern ihre Erklärung nicht besonders gedruckt würde; in diesem Fall würde mir aber, wie Göthe sagt, von alle den Belehrungen so dumm werden, als wenn mir ein Mühlrad im Kopf herumginge. Ich bin seit 14 Tagen noch fast täglich die Pavillons durchwandert und habe vielerlei Kataloge und Notizen und wenigsten ein hundert Spezialerläu-

---

*) Der Katalog jenes Jahres zählte nur 1795 Aussteller und 120,000 Gegenstände.

terungen eingesammelt; dessenungeachtet will sich das Chaos der Erscheinungen nicht zu einem Kollektivbericht ordnen, und ich sehe wie im Traume spuckhaft die tausendarmige mechanische Wissenschaft auf mich zuschreiten und mein profanes Referentengehirn verwirren.

Die Mechanik ist eine unermeßliche Kunst, denn sie hat ein unermeßliches Gebiet. Nie habe ich das so empfunden wie jetzt, da ich von ihren Fortschritten und den Erzeugnissen sprechen will, die um mich her sich regen und bewegen, zu Magazinen aufgeschichtet, zu Werkstätten im Kleinen und Großen verarbeitet sind. Unser Jahrhundert, unsere Zeit ist mechanisch geworden. Sie bewegt sich nach den Gesetzen der Schwere, durch künstliche Hebel, durch leichte Drähte, durch Ventile, durch ein komplizirtes Räderwerk, durch Dampfmaschinen — o, es wird Einem dabei schwindelig! Ich habe mir schon oft die Frage gestellt: Was würde erst England liefern, wenn es seine Mechanik wie Frankreich jetzt auf einen Haufen legte? England, das da immerfort erfindet und verbessert und alle seine Kräfte darauf verwendet, die Menschen auf Erden überflüssig zu machen.

Wir sind in diesem Augenblicke so weit gekommen, daß wir uns nähren und kleiden können, ohne das Geringste dazu beizutragen. Die Wolle und Baumwolle wird roh verarbeitet durch die Maschine, gesponnen durch eine Maschine, zu Zeuch verwebt durch eine Maschine und zu Strümpfen, Hosen, Mänteln und Shawls verarbeitet durch eine Maschine. Köchlin in Mühlhausen, der Mann ist Deputirter Frankreichs, hat eine Maschine erfunden, die Blumen mit Nadeln stickt — hundert Rosen, Nelken, Tulpen auf einmal — eine Maschine, die zählt, mißt, aufschreibt, und eine Maschine, die wie ein Schneider näht. Was wollt ihr noch mehr von der Mechanik, da sie auch die Schneider überflüssig — und die Köche entbehrlich macht? Ja, auch die Köche; denn hier in Paris hat ein Holländer Dampfmaschinen etablirt, die für jedermänniglich nicht bloß die holländische Bouillon kochen, sondern auch braten, rösten, frikassiren und komplett zur Tafel serviren. Man braucht bloß zu einem von den verschiedenen Gefäßen zu sagen: bereite mir ein Ragout, ein Beefsteak, ein Boeuf à la mode, einen Gigot oder einen Plumppudding, so schließt es sich und läßt Dampf strömen, und kocht und siedet und röstet, wie man es haben will, ein Diner in einer Stunde, in einer halben Stunde, à la minute. Dazu reinigen sich die Gefäße von selbst durch Dampf aufs Beste und Schnellste, und der Esser braucht nicht zu fürchten, daß er ein Haar in der Sauce findet. Schon längst war die Rede von einer ambulanten table d'hôte in Paris. Dieselbe wird nun in's Leben treten und in einem besondern Omnibuswagen durch die Gassen fahren, damit sich jedes Haus seine Speisen brühwarm herausnehme. Wahrscheinlich hängt das Projekt mit der compagnie hollandaise der Bouillonboutiken und mit besagter Dampfküche zusammen. Ich fürchte nur, es wird eine Revolution geben unter den Köchen und Restaurants, da dieselben so wenig mit der Dampfküche konkurriren können, als eine gewöhnliche Kanone mit einem Geschütz von Perkins. Die eine schießt so viel Braten als die andere Kugeln ins Publikum.

(Schluß folgt.)

Maria Stuart's Schleier.

Der Schleier, mit welchem die unglückliche Maria Stuart ihr Haupt auf dem Schaffot bedeckte, als der Scharfrichter durch einen falschen Hieb sie in der Schulter verwundet hatte, existirt noch bis jetzt und ist das Eigenthum Sir J. E. Hippislei, der Anspruch macht, von Mutter Seite ein Abkömmling der Stuarts zu seyn. Derselbe hat zu Rom im Jahre 1818 von Matteo Diottavi einen Kupferstich danach anfertigen lassen und unter seine Freunde Kopien davon vertheilt. Der Schleier ist, wie man sagt, eigenhändig von der Königin mit goldenen Flittern gestickt, die sich in geraden Linien durchkreuzen, so daß dadurch kleine Vierecke gebildet werden, die von goldenen Borten eingeschlossen sind; später ist noch eine zweite Borte hinzu gekommen, worin folgende Worte mit goldenen Buchstaben eingestickt sind: „Velum Serenissimae Mariae Scotiae et Galliae Reginae Martyris, quo induebatur, dum ab Heretica ad mortem injustissimam condemnata fuit. Anno sal. 1586, a Nobilissima Matrona Anglicana diu conservatum et tandem donationis ergo Deo et societati Jesu Consecratum.“ Auf dem Kupferstich befindet sich eine Inschrift mit einer doppelten Versicherung seiner Wahrhaftigkeit, besagend, daß dieser Schleier, ein Familienschatz des verbannten Hauses Stuart, endlich dem letzten Zweige dieser Familie, dem Kardinal von York, zugehört habe, der ihn mehre Jahre in seiner Privatkapelle unter andern kostbaren Reliquien aufbewahrt und bei seinem Tode, nebst einem kostbaren Plutarch, einem mit gemalten Buchstaben geschriebenen Gesetzbuch und einer goldenen, in Schottland unter der Regierung der Königin Maria geprägten Münze, dem Sir J. C. Hippisley vermacht hätte. Dieses Bild ward von Pabst Pius VII. in seinem Quirinal-Palast den 29. April 1818 eingeweiht. Nach einer Anmerkung auf dem Bilde ist der Schleier 89 englische Zoll lang und 43 breit.

Mannigfaltigkeiten.

(Sonderbare Sitte bei den Morlacken in Illyrien.) Die Sitten der Völker sind oft sehr sonderbar, und doch hat diese Sonderbarkeit einen Grund, der oft nicht mehr zu ermitteln ist. Verläßt eine Braut bei den Morlaken das Haus ihrer Eltern, so stellen sie diese dem Bräutigam in dem nachtheiligsten Lichte dar. »Du thust Unrecht,« sagen sie, »einen so häßlichen Gegenstand zu nehmen; aber wenn du dich nun einmal mit demselben belasten willst, so höre, daß sie nichts taugt, daß sie eigensinnig, grillenhaft und hartnäckig ist ꝛc.« Die Antwort, welche der Bräutigam gibt, ist in der That nicht erbaulich. »Wohlan!« versetzt er, »wenn du so beschaffen bist, wie dich deine Eltern schildern, so will ich dich schon zur Vernunft bringen; ich will dich daher im Voraus die Stärke meines Armes empfinden lassen.« Bei diesen Worten nimmt er eine Stellung an, als schlüge er sie, und begnügt sich nicht immer mit dieser drohenden Geberde. Diese rohe Sitte gilt bei allen illyrischen Völkern, so wie auch bei den Russen, als ein Beweis von Liebe; ihre Weiber sehen es lieber, geprügelt als vernachlässigt zu werden. Sie sind nicht verdrüßlich darüber, von ihren Männern oder Liebhabern Prügel zu erhalten; die Schläge sind also bei ihnen Liebeszeichen.

(Kindermord in China.) »Am Gestade von Emoy,« erzählt Güzlaff, »wurden wir von dem Anblicke eines hübschen neugebornen Mädchens überrascht, das man kurz zuvor getödtet hatte. Wir fragten einige der Anwesenden, warum dieß geschehen sey. »»Es ist ja bloß ein Mädchen,«« war die ganz kaltblütige Antwort derselben.« — Es ist, wie unser Missionär berichtet, bei den Chinesen allgemein üblich, ein richtiges Zahlenverhältniß unter den neugebornen weiblichen Kindern auf diese Weise zu erhalten. Das scheußliche Verbrechen des Kindermordes ist bei ihnen so ganz gewöhnlich, daß sie es, ohne im Geringsten etwas dabei zu fühlen, sogar unter Lachen und Jauchzen begehen; sie halten es für eine große Unbescheidenheit, irgend Jemand, besonders aber einen Mann von Ansehen zu fragen, ob er Töchter habe. Weder durch die Regierung, noch durch die moralischen Schriften ihrer Weisen ist bis auf den heutigen Tag dieser Unsitte gesteuert worden.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, | № 61. | 9. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Galeerensträfling.

Mit der Diligence von Gap kam Paul Hubert in dem kleinen Städtchen Manosque an und bestellte im Gasthof zum großen heiligen Lorenz ein Abendbrod und ein möglichst gutes Nachtquartier, zur Freude des Wirths, der lange Wochen hindurch keinen vornehmen Fremden beherbergt hatte.

Zugleich mit der Diligence war auch der Gendarme der Station vor den Gasthof angelangt. Der Gendarme ist in Frankreich die unvermeidliche Erscheinung, welche stets in den schönsten Augenblicken alle Reize einer Reise stört, jeder Straße und Landschaft einen traurigen Anstrich macht, jedem Dorfe alle Naivetät, jedem Gasthofe alle Poesie raubt. Sein ganzes Aeußere ist darauf berechnet — Schrecken einzuflößen. Er muß einen wohlthätigen Eindruck machen auf jeden Vagabonden und Landstreicher, dessen Gewissen schwerer belastet ist als der Mantelsack, weil auch der friedlichste und ordentlichste Mensch beim Anblick eines Gendarme eines gewissen schauerlichen Respekts sich kaum erwehren kann.

Nach einem sehr zweideutigen Gruß stellte sich der Mann der Polizei gleich einem Fragezeichen vor Paul Hubert hin, murmelte jene unartikulirten, aber doch so verständlichen Worte, streckte seine große Hand hin und empfing mit hoher Würde und sinnigem Ausdruck in allen Zügen den Paß des jungen Reisenden.

Paul Hubert, Gutsbesitzer, alt 26 Jahre, Größe 5 Fuß 7 Zoll, Haare schwarz, Stirn mittelmäßig, Nase gewöhnlich, Augen blau, Mund klein, Kinn rund, Gesicht oval, Gesichtsfarbe lebhaft, besonderes Abzeichen — keines.

Alles in vortrefflichster Ordnung und genau passend auf den jungen blühenden Besitzer des Passes. Der Gendarme grüßte zum zweitenmale und nahm Abschied mit seinem gewöhnlichen: Glückliche Reise!

Paul Hubert war ein unbefangen fröhliches, gemüthliches Blut, wie es Jeder seyn soll, der kerngesund ist, 8000 Franken sichere Einkünfte und nichts zu thun und für nichts zu sorgen hat, als wie er mit Anstand sein Einkommen verzehre und sich Vergnügen mache, so viel als immer thunlich. Alle Mädchen und Frauen, viele Meilen um Béziers im freundlichen Languedoc, ließen sich gern den Hof machen von dem liebenswürdigen Jüngling, manche von ihnen hegte die süße Hoffnung, sein schönes Landgut mit ihm zu theilen. Umsonst! Seine Gutsnachbarin, die schöne Cécile, die reiche Cécile, die ihn zärtlich liebende Cécile hatte bereits sein Herz gewonnen, gewonnen für ewig. Er hatte eben die kleine Reise angetreten, um in der Gegend von Manosque eine bedeutende Schuld einzukassiren und dann sogleich zur Hochzeit mit der Geliebten zurückzueilen.

Paul hatte, um sich wieder elastisch zu machen nach der herben Fahrt, die Straßen der kleinen Stadt durchrannt, mit Pfeifen und Singen Mädchen- und Frauenköpfe an die Fenster gelockt, hier Einer Kußhändchen zugeworfen, dort Einer mit feurigen Blicken seine Liebe gestanden, Jene im Vorüberhuschen in die vollen Wangen gekneipt, dieser ein Blümchen zugeworfen. Ermüdet von all den harmlosen Abenteuern kehrte er mit der Nacht, voll Appetit in seinen Gasthof zurück. Der Wirth schmauchte sein Pfeifchen unter der Thür, und der Kutscher Claude, der ihn hierher gebracht — dampfte wohlgemuth mit. Sie begrüßten ihn freundlich mit der Meldung, daß seiner ein köstliches Mahl im Speisesaale harre.

In drei Sätzen war er oben und saß vor dem reinen, elegant servirten Tische voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Rosine brachte das Essen. Rosine mit der netten schmächtigen Taille, mit den schwarzen Augen und der niedlichen Griechennase im Lilienantlitz, das ein reicher Rosenduft sanft belebte. Sein Appetit steigerte sich gewaltig beim Anblick der reizenden Hebe. Man sprach, man witzelte, man schäckerte, man lachte hin und wieder. Beide unterhielten sich vortrefflich. Eben war Paul im Begriff, der Zornflammenden einen zweiten Kuß zu appliziren, als eine tiefe Baßstimme mit einem schneidenden: »Scharmante Geschichte!« ihn abschreckte.

In Zornesgluth, gleich Othello, stand der Kutscher Claude unter der Thür, regungslos mit gekreuzten Armen. Desdemona-Rosine sammelte schnell Teller und Bestecke, stammelte: »Ich kann nichts dafür!« und schob sich an dem Drohenden vorüber durch die Thür hinaus. Claude blieb starr und stumm noch immer stehen.

Ist sie Ihre Schwester? — fragte Paul.

Nein!

Ihre Frau?

Noch nicht, zu Martini werde ich sie heirathen.

Aha — das ist etwas Anderes — da haben Sie ein Recht, um solche Kleinigkeiten sich zu bekümmern. Verzeihen Sie! Ein Glück, daß Sie mit mir gefahren sind, sonst — aber kommen Sie mir nicht wieder auf diese Straße.

Gewiß nicht! Na — ohne Groll! Schwemmen wir's hinab, ein Gläschen Rum?

Danke schönstens!

Wann fahren wir morgen ab?

Punkt neun Uhr!

So will ich schlafen gehen!

Gute Nacht!

Rosine begleitete den Fremden nur die Treppe hinab, wo sie mit dem Finger die Nummer seines Schlafgemachs ihm zeigte und verschwand. Er sagte ihr ein gleichgültiges: Gute Nacht! und trat in sein Zimmer. Wie allabendlich nahm er auch heute das Bild seiner Cécile aus der Brieftasche und einen ihrer Briefe. Diesen las er stets wie ein Abendgebet, welchem er freudig seinen Schlaf und seine Träume empfahl. Zum erstenmal konnte er den Brief nicht zu Ende lesen. Auf der zweiten Seite schon überfiel ihn ein leichter Schwindel,

der Kopf wurde ihm schwer, Wolken zogen vor seinen Augen vorüber, eine wirre Gluth jagte und zuckte durch alle Glieder.

Paul machte sich nichts daraus, weil er solche kleine Anfälle schon öfters bestanden hatte. Die Aufregung der Reise war an Allem schuld. Indessen legte er sich nieder und schlief bald ein.

Gräßliche Träume und brennende Schmerzen erweckten ihn. Es war Mitternacht. Alle Glieder schienen ihm wie gelähmt, der Kopf flammte, der ganze Körper war eine Glut. Er stand auf, suchte lange seine Schuhe. Er tappte umher nach seiner Repetiruhr, fand sie auf dem Kamingesimse, sie antwortete dem raschen Druck nur mit einem dröhnenden Geschnarre, er hatte sie aufzuziehen vergessen. Er öffnete das Fenster, die Nacht war schwarz, tiefgehende finstere Wolken umhüllten in dichter Finsterniß Mond und Sterne, kein Lichtschimmer ringsumher, kein Laut, schweigend und bleiern lag die Nachtluft auf der Erde, von Zeit zu Zeit warf ein Windstoß dicke Regentropfen herab. Auf das scharfe Gesimse mit dem Ellenbogen sich stützend, wurde Paul bald von peinlicher Ermattung befallen, die Kniee schienen brechen zu wollen, das Athemholen wurde schwer, stöhnend. Umsonst tastete er an der Mauer umher nach einem Klingelzug. Er wollte um Hülfe rufen, die Stimme versagte ihm. Mit dem Knall der Pistole wollte er die Schläfer wecken, die Kraft verließ ihn, das Gewehr fiel zu Boden, und er stürzte quer über sein Bett. Die Decke schien über ihn hereinzubrechen und ihn zu zerquetschen, — ein Angstruf noch, und er verlor die Besinnung. (Schluß folgt.)

Eine Scene aus dem Leben in Westindien.

(Fortsetzung.)

Hrn. Whiteley's Zeugniß in Betreff des Zustandes der Neger von Barbados kann weder einer Verdächtigung noch einem Zweifel unterliegen, da er selbst das Bekenntniß seiner Parteilichkeit für die Ansichten ausspricht, die man mit großer Sorgfalt in England zu verbreiten gesucht hatte, und da er ferner sich nicht scheut, offen zu gestehen, er sey bei seiner Ankunft auf der Insel, noch voll der europäischen Vorurtheile, in einer Stimmung gewesen, in welcher er dem Gemälde keinen Glauben schenken konnte, das einige eifrige Philantrophen von der beklagenswerthen Lage entworfen hatten, unter der die Sklaven der englischen Kolonien seufzten. Verfolgen wir jedoch unsere Auszüge weiter:

»Am folgenden Tage begab ich mich zu Pferde nach New-Ground, auf dem ganzen Wege dahin die Schönheit der Landschaften bewundernd, die sich meinen Blicken darboten; allein bald gewann die Scene einen andern Anblick: ich traf auf einen Negertrupp, der größtentheils aus Weibern, unter der Oberaufsicht eines Driver (Treiber), bestand, welcher, eine lange Peitsche in der Hand, ihre Thätigkeit anfeuerte, und jeden Augenblick mit schrecklicher Stimme schrie: »Arbeitet! arbeitet!« Diese Arbeit bestand darin, daß sie die Zuckerrohre mit Dünger umgaben, den sie in Körben auf dem Kopfe daherbrachten.

»Ihre Arbeit schien mir eine der ekelhaftesten, denn die Jauche sickerte durch die Körbe und rieselte an ihrem Körper herab. Durch dieses Schauspiel ward ich zu einigen Betrachtungen geführt, die meine erste Ueberzeugung erschütterten, und mich zweifeln ließen, ob wirklich der Zustand der amerikanischen Sklaven demjenigen der englischen Fabrikarbeiter vorzuziehen sey. Ich verfolgte meinen Weg weiter, allein all meine Freudigkeit war verschwunden, Unempfindlichkeit gegen die Schönheit der Natur bemächtigte sich meiner, der Vögel liebliche Gesänge, die Pracht und Mannigfaltigkeit ihres Gefieders, hatten allen Reiz für mich verloren; das Knallen der Peitsche, das fort und fort mir in die Ohren gellte, rief in meiner Seele die peinlichsten Gedanken hervor.

»Bei meiner Ankunft auf der Pflanzung ward ich auf die artigste und feinste Weise von dem Aufseher empfangen, welcher, sobald er einige Fragen über den Stand der Angelegenheiten und die Stimmung der Gemüther in England an mich gerichtet, mir einige faßbindende Neger wieß, die in einem Hofe arbeiteten, und mich fragte, ob ich irgend einen Unterschied zwischen der Lage dieser Sklaven und der der Dienstboten eines englischen Bauers wahrnehmen könnte. Ich mußte gestehen, daß ich durchaus keinen fand. Sie schienen auch wirklich mit der größten Emsigkeit und mit anscheinender Freudigkeit ihre Arbeiten zu verrichten.

»Eine Minute später schrie der Aufseher mit gebietendem Tone: Blow shell! (Blaset die Muschel!) Augenblicklich bließ einer der gegenwärtigen Sklaven aus allen Leibeskräften in eine Muschel, und vier Negerführer erschienen vor der Vorderseite des Hauses in Begleitung von sechs gewöhnlichen Negersklaven. Jeder Führer hielt einen langen Stock in der Hand und eine Kärrnerspeitsche en bandoulière über seinen Schultern: wahre Herkulesgestalten. Der Aufseher nahm seinen Hut und begab sich zu ihnen; ich aber setzte mich vor das Fenster, voll Neugierde, Zeuge des Auftrittes zu seyn, der folgen würde. Man sagte mir, die sechs Neger sollten gestraft werden.

»Die vier Führer beeilten sich, ihrem Obern vermittelst Holzstöckchen, die mit Einschnitten versehen waren, über die während des halben Tages vollbrachte Arbeit Bericht abzustatten. Nachdem ihnen der Aufseher neue Befehle gegeben, befragte er sie über die von den sechs Negern begangenen Fehler. An die Schuldigen selbst ward keine Frage gerichtet und keine Erklärung von ihnen gehört: ihr Urtheil ward unmittelbar ausgesprochen und vollzogen.

»Der erste, ungefähr 35 Jahre alt, war was man einen Penkeeper oder Viehhüter nennt; sein Verbrechen bestand darin, daß er die Entfernung eines Maulesels nicht verhindert hatte. Auf ein Zeichen des Aufsehers entblößte er sich eines Theils seiner Kleider und legte sich flachen Bauches auf die Erde. Einer seiner Führer fing nun an, ihn mit der Peitsche zu geißeln, deren Strang beinahe eine Länge von zehn Fuß hatte, an einen kurzen und dicken Griff befestigt ist, und so eine schreckliche Waffe bildet. Anfangs schwingt sie der Zuchtmeister in Kreisbewegungen über seinem Kopfe hin und her, und läßt sie dann mittelst einer plötzlichen Bewegung des Armes mit solcher Heftigkeit auf sein Opfer fallen, daß bei jedem Schlage das Blut in die Höhe spritzt.

»Als ich dieses Schauspiel betrachtete, das zum erstenmale meinen Blicken sich darbot, und als ich den armen Dulder in Konvulsionen und Geheul sich winden und drehen sah unter der schrecklichen Marter, die er auszustehen hatte, ward ich von Entsetzen ergriffen; ein nervöses Zittern durchzuckte all meine Glieder, und ich kam einer Ohnmacht nahe: schon befiel Schwäche mein Herz, und Dunkel umhüllte mein Gesicht, doch ich raffte all meine Kräfte zusammen, fest entschlossen bis ans Ende zu verharren, und die Entwicklung dieses grauenvollen Auftrittes zu erwarten. Der einzige Schrei des Opfers, das sich, so oft die Peitsche in sein Fleisch drang, wie ein Wurm wand, war: »Herr! Herr! Herr!« Als er ungefähr zwanzig Hiebe empfangen hatte, hielt der Henker inne, um den Zipfel des Hemdes wieder zurecht zu richten, welches auf die unteren Theile des Körpers zurückgefallen, ihn in seiner Operation hinderte. Mit kläglicher Stimme wimmerte nun der Unglückliche: »Glauben ich nicht Mensch? glauben ich nicht Mensch?« Die Geißelung begann nichts desto weniger aufs Neue, und der Neger

fuhr fort zu schreien: »Herr! Herr! Herr!« bis er neun und dreißig Hiebe empfangen hatte.

»Als er sich erhob, sah ich das Blut an den durch die Peitsche zerrissenen und aufgeschwollenen Theilen hinunterrieseln, und seine Kräfte schienen gänzlich erschöpft. Nichts desto weniger mußte er wie sonst seine gewöhnlichen Arbeiten verrichten.

»Der zweite war ein junger Mensch von kaum achtzehn oder neunzehn Jahren. Man zwang ihn, sich zu entkleiden und auf die gleiche Weise, wie sein Strafgenosse, auf dem Boden auszustrecken; vier Sklaven ergriffen ihn an Händen und Füßen, und darunter war einer, den nach ihm das gleiche Schicksal erwartete; dieser letztere war ein Mulatte, und, wie ich erfuhr, der Sohn eines Europäers, der sich früher auf dieser Pflanzung aufgehalten hatte, und einer Negerin, somit schon durch seine Geburt der Sklaverei verfallen.

»Diese beiden jungen Leute wurden wie der erste gegeißelt, und wie er heulten und wanden sie sich unter der Peitsche und schienen die furchtbarsten Schmerzen zu erdulden. Der Mulatte besonders blutete außerordentlich. Nachmittags schlossen sich beide ihren mit dem Schneiden von Zuckerrohren beschäftigten Genossen wieder an. Der einzige Fehler, der ihnen diese abscheuliche Züchtigung zugezogen, war eine Nachlässigkeit in dem ihnen aufgetragenen Geschäfte.

»Nun traf das Loos zwei junge Frauen von ungefähr gleichem Alter; einer nach der andern wurden sie von vier kräftigen Männern auf den Sand gelegt, auf die unschicklichste Weise entblößt, und trotz der schon über und über von Blut triefenden Peitsche, wie die ersteren, mit 39 Hieben gezüchtigt. Auch ihr Ausruf war nur: Herr! Herr! Herr! und schaudererregend die Qualen, die sie unter Henkershand duldeten, von der sie nur erlößt wurden, um alsbald wieder an ihre Arbeiten gesendet zu werden. Wie der übrigen Unglücklichen, bestand ihr Verbrechen einzig darin, weniger als gewöhnlich gearbeitet zu haben. Jetzt sollte die Reihe, aus der gleichen Ursache, eine dritte Frau treffen, der jedoch auf Vermittelung eines der Führer Aufschub gestattet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Industrieausstellung zu Paris.

(Schluß.)

Ich will nicht so unästhetisch seyn, und mehr von den Fleischtöpfen Aegyptens reden, sonst ließ ich bei dieser Gelegenheit die neuen Bratspieße, Kaminroste, und Uhrenkochtöpfe Revue passiren. Ihre Zahl ist groß und ihre Mechanik so lästig und schnarrend, wie die alten karlistischen Vaudevilles. Was mich näher angeht, sind die der Welt im Allgemeinen nützlichen Erfindungen, besonders die neuen Pressen und Dampfpressen. Ihrer stehen im ersten Pavillon wohl sechs- oder siebenerlei, mit größerer oder kleinerer Geschwindigkeit, mit Drehmechanismus und Dampfapparat. Ich habe eine darunter bemerkt, die nur 5000 Francs kostet, die Schwärze durch Walzen selbst aufträgt und wegen ihrer leichten Maschinerie mit größter Geschwindigkeit arbeitet. Ein Kind kann sie bewegen. Thonnelier heißt der Mechaniker. Ebenso bemerkte ich auch kleine und große lithographische Pressen, die die schönsten Abdrücke lieferten und sehr leicht bewegt wurden.

Niemand hat so viel Maschinen aufgestellt als der bereits erwähnte Köchlin. Sie nehmen den zehnten Theil des ersten Pavillons und einen Raum von wenigstens 4000 Quadratfuß ein. Eine kolossale Spinnmaschine, mehre Webmaschinen, worunter die merkwürdige Blumenstickmaschine, die mit hundert und hundert gefädelten Nadeln die verschiedenfarbige Seide wie eine Näherin durch den Stoff zieht und auf der Seite einen großen Blumenmesser hat, der nach jedem Stich die Maschine verändert; ferner verschiedene Meß-, Zeichen- und Glättmaschinen, Rollen, Kratz- und Blumendruckmaschinen. Letztere gleichen fast den großen typographischen Pressen, allein es sind die Figuren auf kupferne Walzen gravirt, die mit dem Zeuche in Berührung gebracht und nach jedem Umlauf neu gefärbt werden. Das Lobenswertheste dabei ist, daß Hr. Köchlin alle Walzen, Platten und Stühle mit in der Arbeit begriffenen Fabrikaten beziehen ließ und so auch dem Profansten die Sache aufs Deutlichste vor die Sinne brachte. Man sieht es handgreiflich, daß die Räder und Stahlstangen und Walzen malen, stechen, nähen, sticken, und man fühlt sich von Bewunderung erfüllt. Wie es hier Hr. Köchlin mit seinen Seiden-, Woll- und Kattunzeuchen, so macht Hr. Gaussee mit seinen Cachemir-Shawlstühlen, die er von Jahr zu Jahr und endlich so vervollkommt hat, daß man seine Fabrikate von den indischen nicht mehr unterscheiden kann. Wir sehen zwei Künstler täglich die Maschinen bewegen, die Fäden durchziehen und die Blumen weben. Jeder arbeitet zugleich mit sechs Nadeln und schießt dieselben nach der Zeichnung durch die ganze Shawllänge, indem er eine Walze bewegt. Stundenlang kann man dabei stehen und zusehen und es nicht begreifen, daß so schöne Blumen dadurch entstehen. Das Gewebe verwirrt, man sieht nichts als die Fäden und Klöpfel und die Walzen und die Nadeln und die Tücher, und am Ende geht man so klug weiter, als man kam, und bedankt sich nicht einmal bei dem Manne, der uns seine Kunst und sein Geheimniß offenbart.

Ich bin in Deutschland in Fabriken gewesen und konnte mir dazu nur die Erlaubniß auswirken, als ich umständlich bewies, daß ich weder ein Fabrikant noch ein Mechaniker sey. Die Eigenthümer hatten eine kindische Furcht vor dem Kopiren, Nachahmen und Veröffentlichen. Diese Angst kennt man hier nicht. Jeder Künstler und Fabrikherr macht sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, seine Maschinen und Instrumente zu zeigen, er weiß, daß, wenn er was Gutes, Besseres hat als Andere, dieß nur seinen Ruf vergrößern kann. Wenn das nicht wäre, was sollte die Ausstellung, wo die ganze Welt sehen und nachahmen kann? Die Regierung ist ja da, um Patente zu ertheilen, wenn man was erfunden hat.

Es sind Dampfmaschinen aller Gattungen hier, sogar ein ganzes geöffnetes Dampfschiff mit einer neuen Vorrichtung und viel kleinerer Maschine als die bisherigen. Jene sind in gewöhnlicher Größe, zum praktischen Gebrauch, diese im verjüngten Maßstab wie die Modellenmaschinen. Der Mechaniker, der in Hinsicht letzterer besonders genannt zu werden verdient, ist Eugene Bourdon, welcher mit einer bisher nicht erlebten Virtuosität ganz kleine Modelle der komplizirtesten Maschinen lieferte, die im Kleinen dieselbe Bewegung machen wie die großen, und bei weitem belehrender sind als diese, indem sie auf einem beschränkten Fleck dem Auge Alles enthüllen, was es zu sehen wünscht, sogar das Innere der Röhren, Kessel, Druck- und Pumpwerke; denn sie sind von geblasenem Glase und in dem genauen Verhältnisse der Maschine. Der Dampf treibt darin mit derselben verhältnißmäßigen Kraft wie in der kolossalsten wirklichen Maschine. Hr. Bourdon hatte die Gefälligkeit, mir in seinem Hause eine von diesen größern ganz neuen Modellmaschinen in Aktivität zu zeigen und bereitete uns dadurch ein ebenso belehrendes als angenehmes Schauspiel. Ein wenig Wasser und ein wenig Feuer, und im Nu entwickelten sich Dämpfe und trieben die Druckwerke und die Räder und Balken. Wir sahen jedes Glied der Maschine und gewahrten die Wirkung jeder Bewegung. Zwei Akademien haben über die Kunstwerke berichtet, die dieser Künstler zur Ausstellung sandte. Er ist auch der Erfinder einer neuen Art Lampen, die die bisherigen

mit Uhren und Räderwerk ersetzen, von selbst Oel und Docht erhöhen und ernähren. Wenigstens zehn Mechaniker haben ähnliche, aber stets in anderer Form und meist mit Rädern und einem großen Mechanismus geliefert.

Zwei andere Mechaniker, Leblanc und Philippe, erregen die Aufmerksamkeit des Publikums in der Kunstwelt durch Modelle rein industrieuser Art. Der Eine zeichnete, der Andere exekutirte, vielleicht aber arbeiteten sie Beide zusammen. Das größte ist die bereits in England bekannte Papierfabrik mit Walzen und großem Fertigungsapparat (sie liefert die größten Formate vollendet aus der flüssigen Masse und nimmt nur einen kleinen Raum ein), das Bekannteste, die neue Roth'sche Zucker- und Syrupfabrik mit messingenem Distillationskessel und eingelegten Schlangen, und das Imposanteste die Eisenbahn mit allem Fuhrwerk, wie sie in Liverpool existirt.

Die meisten dieser Maschinen sind auf Anlaß des Königs oder des Ministers der Kulte für das Conservatoire des arts et métiers angefertigt worden.

In dem Theatermaschinenwesen hat Hr. Bertin, wie es scheint, wieder Fortschritte gemacht. Ich finde zwei Modelle mit doppelten Souterrains und doppelten Höhengängen, eine ganze Höllen- und Himmelsmechanik, zum Fliegen und Untersinken. Dieser Bertin hat es dahin gebracht, daß kein fester Punkt mehr auf der Bühnenwelt ist; überall kann man zu Grunde gehen, und im Fond versinkt nöthigenfalls die ganze Scene. Wahrscheinlich haben wir von seiner Kunst im nautischen Theater bald ganz neue Dinge zu gewärtigen. — Das Versinken im Wasser ist etwas schwerer, es kann dabei ein Tunnelbruch entstehen und Schauspieler ersäufen.

Es ist noch ein Theatermeister da, Namens Flamand, der die Maschinerie des jetzigen Théâtre francais kopirte. Er läßt den Voltaire darin mit allen neun Musen gen Himmel fliegen.

Hier fällt mir ein, daß ich zwei große Turnschulenmodelle unter den Maschinen gesehen habe. Der Major Escalopier und ein Herr College sind ihre Vertheidiger. Wenn ich jemals Leitern, Stricke, hölzerne Pferde und Spring- und Schwungstangen sah, so sind sie in diesen Idealen au grand complet. Eine von den Modellschulen ist eine Marineturnerei und daher mit Wasservergnügen verbunden. Ein Offizier, den ich um einige Auskunft über das französische Turnerwesen bat, versicherte mir, es habe bereits einen ordentlichen Schwung genommen und könne in Kurzem Epoche machen in der Armee. Wenn Altvater Jahn das wüßte! Die französische Regierung fürchtet nicht, daß die Turnerwuth die Studenten ergreift — sie weiß, daß keine Gallomanie unter ihnen ausbricht wie die Germanomanie in Deutschland; Frankreich ist ein Staat, ein Volk — es turnt blos zu seiner Glieder Wohl oder auf Befehl des Generals. Einstweilen hat der Erfinder der französischen Turnerei ein Kreuz der Ehrenlegion bekommen.

Ich komme vom Turnen auf die Nachttelegraphie. Es ist bekannt, daß die Pariser Handelswelt sich deren seit einiger Zeit schon auf der Straße nach Havre bedient und dadurch mit der Regierung einen Prozeß bekam. Diese will Alles zuerst wissen. Es geht mich aber nichts an, was die Regierung und der Telegraph mit einander haben, genug, derselbe existirt einmal, wie man sich auf dem Boulevard Montmartre täglich überzeugen kann, und er war so gütig, uns sein Porträt auf die Ausstellung zu schicken. Diesem gemäß ist die Maschine viel einfacher als der beflügelte Staatsbote, der einen beweglichen Balken mit zwei Armen hat; denn er besitzt blos einen Arm und reicht damit im Kreise herum, jedesmal acht Zeichen oder Winkel machend. Für diese Einseitigkeit besitzt er aber eine sehr nützliche Zweiseitigkeit, nämlich einen zweiten Standpunkt mit einem zweiten solchen Radius. Beide zusammen sind im Stande, Alles zu sprechen, was sie wollen, sogar des Nachts, wenn es stockfinster ist; denn alsdann zünden sie ihre Laternen an, nehmen sie in die Hand und beschreiben damit Kreis um Kreis. Die Bewegung der Doppelmaschine wird durch einen verbindenden Draht bewirkt, den ein Mann an einem gezackten Rade dreht, welches zwischen beiden Ständen errichtet ist und die Figuren vorschreibt. So oft der eine Arm steigt, kreuzt oder fällt der Andere. Das Uebrige ist mir Geheimniß.

Neben dem Nachttelegraphen steht ein großer Pharus zur Erleuchtung des Küstenhorizonts (Morbihan), verfertigt von dem Optiker Soleil, père, mit Eklipsen, acht großen Brenngläsern und 382 Hohlspiegeln. Eine merkwürdige thurmähnliche gläserne Maschine, die mit einer gewöhnlichen Flamme ein Licht verbreitet, daß fünf Stunden weit die Gegend erhellt. Der leuchtende Behälter ist zehn Fuß hoch und hat fünf Fuß im Durchmesser.

Zu den noch besonders bemerkenswerthen Maschinen und dahingehörigen Kunstobjekten des ersten Pavillons gehören außer den besprochenen noch das Modell einer Eisendraht- und Stangengußfabrik, mehre neuerfundne Wagen u. s. w., einige große Distilirapparate, das vollständige Modell einer Zuckersiederei, ein Thurmglockenspiel, große Thurmuhren, die Eisengußtreppenmodelle, neue Feuerlöschgeräthschaften, eine Maschine, um die Gebäude von Außen nach Belieben schnell zu erklettern, endlich eine neue Art Windmühlen mit acht Flügeln, die sich schließen und öffnen, je nachdem viel oder wenig Wind hineinbläs't, eine neue Art Pflüge, eine Dreschmaschine, die zugleich die Frucht reinigt und abschüttet, eine neue Art Dachziegel, welche in schrägen Vierecken in einander laufen, viele Sparkamine, neue Schornsteinschlote, eine in Paris sehr empfehlenswerthe Wasserfiltrirtonne und eine ganze Quantität Schlosser- und Schmiedearbeit.

Frankfurter Theater.

Am Sonntage, den 6. Juli, ging der **Barbier von Sevilla** über unsre Bühne. So unzähligemal diese Oper auch hier gegeben wurde, so wenig ausgezeichnet einige Hauptpartien derselben gewöhnlich ausgeführt werden, so findet sie dessenungeachtet noch immer ein Publikum, das sich fortdauernd an den lieblichen Melodien und an den für den Sänger ausnehmend dankbaren Gesangstücken ergötzt. Wir lernten heute eine sehr wackere Sängerin, Dem. **Pistor**, vom Theater in Kassel kennen, die eine, wenn auch nicht starkklingende, doch sehr wohltönende Stimme besitzt, und zugleich in ihrem Vortrage eine Virtuosität, eine Reinheit und einen Geschmack in den, vielleicht etwas überhäuft angebrachten, Verzierungen entfaltete, der von der guten Schule dieser Künstlerin zeugt. Dem. Pistor scheint für den Genre des **italienischen** Gesanges geboren. Persönlichkeit und Spiel sind angenehm. Die Koloraturen und Fermaten der heute mitwirkenden heimischen Sänger scheinen jenen unsers Gastes bloß zur Folie gedient zu haben: Die Läufe stolperten und die Passagen waren holperig. — Hr. **Hassel** erschien diesen Abend nach einer Urlaubsreise wieder als Doktor Bartholo, und ward, wie es dieser brave Komiker wohl verdient, sehr freundlich empfangen. Seine bei dieser Gelegenheit ans Publikum gehaltene Anrede schweifte zu sehr ins Gebiet der Pathologie, um für einen Laien, wie Ref. einer ist, verständlich zu seyn. Doch glaube ich unmaßgeblich, Hr. Hassel hätte mit den Ausdrücken seiner Rede etwas homöopathischer zu Werke gehen dürfen. S.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 10. Juli. **Die Montechi und Capuleti**, große Oper in zwei Akten, nach dem Italienischen, von Friederike Ellmenreich, Musik von Vincenzo Bellini. — Gastrolle: **Julia**, Dem. **Pistor**, kurfürstl. hessische Hofsängerin

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, | Nº 62. | 10. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Galeerensträfling.

(Schluß.)

Mit Tagesanbruch kam Paul wieder zu sich. Mit Kopf und Leib lag er auf dem Bett, die Füße hingen schlaff herab, so matt, daß er sich kaum erheben konnte. Von allen Schmerzen und Gluthen der Nacht fühlte er nichts mehr als Schwäche in allen Gliedern, eine Art von Erstarrung und Dumpfheit, Ohrengesause wie Glockentöne, schwere Traurigkeit, eine unbeschreibliche Abspannung und Niedergeschlagenheit. Beim Ankleiden glaubte er sich viel magerer zu finden, besonders an Beinen und Armen. Kein Spiegel war vorhanden, um sein Antlitz betrachten zu können. Schweiß und Blutflecken besudelten das Bett. Seine Stumpfheit ließ über das ganze sonderbare Wesen keinen Gedanken in ihm aufkommen. Die frische Morgenluft lockte ihn an das offengebliebene Fenster. Rein war die Atmosphäre, heiter der Himmel, die Blätter zitterten lispelnd, lachend breitete die Au sich vor ihm aus, erquickend dufteten die Oliven- und Mandelbäume. Neu belebt beim Anblick der köstlichen Natur, fühlte er unwiderstehlichen Drang, sich frei in ihr zu bewegen, herumzulaufen. Zum Fenster hinaus kletterte er mit Mühe, fiel auf den Rasen mit Händen und Füßen, raffte sich auf und eilte davon, mit einem freundlichen Wink gegen Rosine, welche Beeren gepflückt hatte und vor Schrecken bei seinem Anblick die Schürze fallen ließ. Er sah auch noch in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Schritten einen Bauer, der in lebhafter Rede heftig gestikulirte, aufschrie, deutete. Aber er rannte fort, ohne weiter darauf zu achten.

Nach einer Viertelstunde ließ er sich ermattet am Ufer der Durance nieder. Wohl zwei Stunden mochte er, auf schwellendem Rasen liegend, den reichen Thymianduft eingeathmet haben, ohne zu eigentlichem Erinnern und Denken sich sammeln zu können. Jahre schienen ihm seit dem vorigen Abend vergangen zu seyn. Schon längst vermählt glaubte er sich mit Cécile, für eine längstvergangene Jugendthorheit hielt er den gestrigen Rosinenkuß. Noch immer braus'te und klang es ihm in den Ohren. Seinen Schatten im Strom erblickend, schrack er zusammen, denn das Bild im Wasser glich ihm nicht. Er strich mit der Hand über das Gesicht, Alles schien ihm mager und voll Runzeln. Mechanisch ordneten die Finger den sonst so üppigen Titus — sie fuhren leicht durch dünnes Haar dahin. Um Gottes Willen! Wie ist mir! Was ist mit mir? Er sprang auf, eilte ganz nahe ans Wasser, um sich darin zu spiegeln — aber hinter sich hörte er wilde Stimmen: Da ist er! Da ist er! und eine Schaar von Bauern, mit Flinten und Prügeln bewaffnet, stürmte gegen ihn, Steinwürfe umsaus'ten ihn, ein Stock, zwischen die Beine geschleudert, warf ihn nieder, Freudengeschrei ertönte: Wir haben ihn! Er ist's und zwanzig Arme hielten ihn fest. — Alles Staunen, Fragen, Reden, Bitten, Drohen half nichts. Gebunden schleppten ihn die Jubelnden zurück in das Städtchen. Seine Geister sammelten sich mehr und mehr. Um so unbegreiflicher erschien ihm diese Gefangennehmung. Vor dem Wirthshaus angelangt, hörte er deutlich durch das Gebrause der immer zahlreicher werdenden Menge, daß man ihn den Mörder nannte.

Der Erdgeschoßsaal des Gasthofs zum großen heiligen Lorenz war in ein Gerichtszimmer verwandelt. Der Friedensrichter mit seinem Adjunkt, der Gendarme, der Wirth, Rosine und Claude standen ernst beisammen. Heftig aufzuschreien glaubte Paul die Worte: wird man wohl endlich mir sagen, was alle diese Feierlichkeiten bedeuten, was man mit mir vorhat? — aber er stammelte sie nur mit schwerer Zunge.

Das sollt ihr gleich hören, antwortete kalt der Friedensrichter. Sagt, Rosine, ist dieß der Mann, den Ihr heute früh zum Fenster heraussteigen saht?

Ja — Herr Friedensrichter.

Freilich bin ich's — aber was ist denn daran so Besonderes?

Protokollirt es, Greffiers, der Angeklagte bekennt! — Angeklagter, Eure Namen, Vornamen, — Eure Papiere, wenn Ihr welche habt.

Nach langem Parlamentiren sprach endlich der Friedensrichter zu Paul: Genug, Angeklagter, schwerer Verdacht und schwere Inzichten lasten auf Euch. Ein junger Reisender, der gestern Abend mit der Diligence hier angekommen, ist verschwunden. Sein Bett ist in völliger Unordnung, ganze Büschel seiner Haare liegen darauf zerstreut, Blutspuren überall. Dieß deutet auf einen Kampf und Mord. Zwei Zeugen bestätigen, Euch gesehen zu haben, wie Ihr heute früh aus dem Fenster desselben Zimmers, worin der Reisende übernachtete, sprangt. Bei Euch fand man seine Kleidung, Uhr, Brieftasche. Wahrscheinlich seyd Ihr also früher schon einmal in das Zimmer durch dasselbe Fenster eingestiegen, habt den Reisenden ermordet, den Leichnam bei Nacht zum Fenster hinausgeworfen, fortgeschleppt und in die Durance geschleudert, um durch sein Verschwinden jeden Verdacht an einen Mord zu beseitigen. Dann seyd Ihr zurückgekehrt, habt die Spuren des Verbrechens, im Zimmer möglichst vertilgt und noch mehr Beute gesucht. Bei Eurem zweiten Heraussteigen hat man Euch erst gesehen. Also — Angeklagter, entweder bekennt Euer Verbrechen, wo läugnen fruchtlos wäre, oder erklärt auf rechtliche Weise das Verschwinden des Reisenden, Euer Entfliehen aus seinem Fenster zu so ungewöhnlicher Stunde, was Ihr bei ihm zu thun gehabt, und wie Ihr zum Besitz seiner Sachen gekommen seyd.

Sprecht Ihr im Ernst, Herr Friedensrichter, so begreife ich von Allem kein Wort, Ihr sprecht von einem verschwundenen Reisenden, Fenstereinsteigen, Mord, Raub. Wer ist der Reisende? Ich weiß nicht. Aber das Fenster, aus wel-

chem ich stieg, war das meines Zimmers, diese Kleider, Uhr, Brieftasche — Alles ist mein!

Euer? Aber sie wurden doch gestern Abend noch an dem Reisenden gesehen. Auf dem Petschaft stehen die Anfangsbuchstaben seines Namens, wie Paß und Papiere ihn angeben — Paul Hubert!

Ganz recht! Mein Name, Paul Hubert! Ich bin ja der Paul Hubert!

Ihr, Paul Hubert? Das ist zu stark! — schrie der Wirth — ich selbst half ihm ja aus dem Wagen.

Ich, — rief Claude — fuhr ihn hierher.

Ich, — betheuerte der Gendarme — rekognoscirte seine Person und visirte seinen Paß!

Ich, — pipte Rosine — ich bediente ihn beim Abendessen!

Und zwanzig Personen, die ihn Abends zuvor vor dem Gasthofe gesehen hatten, schrieen: Ihr wollt der Paul Hubert seyn? Ja, Ihr mögt mir ein schöner Anderer seyn!

Ihr selbst wollt Euch nun für Euer Opfer ausgeben? Neuer Beweis gegen Euch! Der Paß — seht selbst, sagt: schwarze Haare, lebhafte Farbe, 26 Jahre — von Allem habt Ihr nichts, Ihr seyd ja wenigstens 40 Jahre alt!

Paul stürzte zu dem Kamin, warf einen Blick in den Spiegel, stieß einen schmerzlichen Schrei aus und fiel ohnmächtig nieder. Er hatte sich nicht im Spiegel gesehen. Ein abgezehrtes Antlitz voll Falten und Runzeln, mit fahlen, hohlen Augen, einzelnen zerstreuten graugesprengten Haaren auf dem Kopfe, hatte ihn um 15 Jahre älter wie ein Gespenst angestarrt.

Er gewann erst sein Bewußtseyn wieder auf der Landstraße. Gefesselt saß er zwischen zwei Gendarmen im Wagen von Claude, welcher ihn in das Gefängniß von Aix ablieferte, wo sein Prozeß vor dem Tribunal begann. Eine heftige Krankheit warf ihn im Kerker nieder. Der Prozeß begann. Die ganze Gegend seiner Heimath wurde als Zeugen herbeigerufen — Keiner von Allen wollte ihn als Paul Hubert erkennen. Er wurde mit seinem ehemaligen Vormund, mit seiner Braut konfrontirt. Er that alles Mögliche, um durch Erzählung einzelner nur ihnen bekannter Thatsachen, Erinnerungen, Scenen, Reden rc. sie zu überzeugen, der er jener Paul Hubert sey. Aber trotz aller seltsamen Bekanntschaft mit solchen Familiengeheimnissen — mußten sie dennoch sagen: Nein, der alte schwache Mann ist nicht Paul Hubert!

Und das Tribunal erkannte ihn für schuldig des Mords an Paul Hubert!

Sagen Aerzte und Pathologen noch, daß eine so plötzliche Verwandlung unter die unmöglichen Dinge gehöre?

Als ich den Bagno von Toulon besuchte, zeigte mir der Aufseher einen auf sein Lager hingestreckten Todtkranken, mit den Ketten am Fuß und der grünen Mütze auf dem Kopf, und sprach: Das ist der famose Mörder des Paul Hubert, oder dieser selbst, Gott allein weiß es. Hier haben Sie von ihm selbst geschrieben die Geschichte seines Lebens und seiner Verwandlung. Wem soll man glauben, dem Tribunal oder ihm? Ach, meine Heeren, ich glaube **ihm**, **ich muß** ihm glauben! — Eugène Guinot. (Ztg. f. d. eleg. Welt.)

Dr. Hahnemann.

(Gesellschafter.)

Samuel (Christ. Friedr.) Hahnemann, der jetzt so berühmte Stifter des homöopathischen Heilsystems, ist zu Meißen im Jahre 1755 geboren und daher in kurzer Frist ein achtzigjähriger Greis. Sein Vater, Namens Christian Gottfried, war Maler in der dortigen Porzellanmanufaktur. Im zwölften Altersjahre besuchte unser Hahnemann die Fürstenschule seiner Vaterstadt, und gedenkt des damaligen Rektors derselben, des Magisters Müller, welcher mit ausgezeichneter Zuneigung ihn beehrte, mit besonderer Dankbarkeit. Sehr bald mußte er, auf des Rektors Geheiß, andere Schüler in den Elementen der griechischen Sprache unterrichten, hatte stets freien Zutritt zu demselben, und bezog, mit den besten Schulzeugnissen versehen, im Jahre 1775 die Universität Leipzig. Seine sämmtliche Baarschaft bestand in 20 Thalern; mehr vermochte der Vater ihm nicht zu geben, daher er, um seinen Lebensunterhalt sich zu verdienen, einen reichen, aus Jassy gebürtigen jungen Griechen in der deutschen und französischen Sprache unterrichtete, und später mehre medizinische Werke aus dem Englischen ins Deutsche übersetzte. Auch konnte er aus diesem Grunde in Leipzig nur diejenigen Vorlesungen besuchen, welche ihm die nützlichsten schienen, obschon, auf des Bergraths Börner Verwenden, fast alle Lehrer der Medizin ihm unentgeltlichen Zutritt zu den ihrigen verstatteten. In Leipzig bestand damals noch kein akademisches Klinikum, Hahnemann aber brannte vor Begierde, der praktischen Medizin sich zu widmen, und ging daher nach Wien. Nachdem endlich seine Geldquellen gänzlich erschöpft waren, begab er sich, dazu aufgefordert und eingeladen, nach Herrmannstadt zu dem Gouverneur von Siebenbürgen, von Bruckenthal, bei welchem er die Stelle eines Hausarztes und Bibliothekars versah. Fast zwei Jahre lang praktizirte er daselbst, also noch vor seiner Promotion, und ging darauf nach Erlangen, wo er den 10. August 1779 zum Doktor der Medizin kreirt wurde. Nun lebte er als praktischer Arzt im Mannsfeldischen, zu Hettstädt, dann in Dessau. Bald darauf erhielt er ein Physikat in Gommern bei Magdeburg, wo er sich mit der Tochter des dortigen Apothekers ehelich verband. Er entsagte aber meist der medizinischen Praxis und widmete sich der schriftstellerischen Laufbahn, dem Studium der Chemie und kleineren Reisen zur Aufklärung noch unbekannter Gegenstände der Mineralogie und Metallurgie. Außer einer Menge von Beiträgen, die von ihm in Journalen erschienen, gab er auch mehre Eigenschriften heraus, die meist höchst beifällig aufgenommen wurden; unter andern: ein »Apothekerlexikon« in 2 Bänden (Leipzig 1795 bis 1799). Sein Werk über »Arsenikvergiftung, ihre Hülfe und gerichtliche Ausmittlung« (Leipzig 1786), sein »Unterricht für Wundärzte über die venerischen Krankheiten, nebst einem neuen Quecksilberpräparate« (ebendaselbst 1786) verschafften ihm Celebrität. Das gedachte Präparat wurde als »Hahnemann's unauflösliches Quecksilber« in allen deutschen Apotheken eingeführt. Auch die in seinem Werke: »Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers« (Nürnberg 1801) gemachten Vorschläge erhielten ziemlich allgemeine Anerkennung, so wie nicht minder die nach ihm benannte »Weinprobe,« die er in »Crell's chemischen Annalen bekannt gemacht hatte.

Indessen war er bei Gelegenheit, als er nach Leipzig, dem eigentlichen literarischen Marktplatze sich begebend, daselbst 1789 Cullen's »Arzneimittellehre« übersetzte, darauf hingeleitet worden, daß die Wirksamkeit der Arzneien wohl nicht darin bestehen möchte, daß sie den Krankheiten entgegengesetzt wirken. So wurde er auf die Grundlage des paradoxen Satzes, daß Krankheiten durch die nämlichen Mittel, die, innerlich genommen, eine ähnliche Krankheitserscheinung zur Folge haben, wie gewisse Krankheiten, diese auch heilen, wenn sie nur in einer unendlich kleinen Dose gereicht werden, in späterer Zeit der Urheber eines neuen, als Homöopathie bezeichneten Heilsystems, welchen Grundsatz er in einer Abhandlung im Hufeland'schen Journal 1790: »Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen« zuerst aussprach. Er fing an alle anatomische und

physiologische Kenntniß des menschlichen Körpers, alle Lehren der ursächlichen Momente der Krankheiten zu verachten, und lehrte, daß man sich bloß an die Krankheitssymptome halten und darnach diejenige Arznei auswählen solle, welche an Gesunden die ähnlichen Symptome hervorbringe; die göttliche Heilkraft der Natur, die Selbsthülfe, soll bei allen Krankheiten nichts, die homöopathischen Arzneien, welche in unendlich kleiner Dose, in Gaben von Decilliontheilchen eines Granes gereicht werden, dagegen Alles thun!

Er lebte von da an verschiedenen Orten, stand eine Zeitlang einem im Georgenthal von dem Herzog Ernst von Sachsen-Gotha errichteten Heilinstitute für Wahnsinnige vor, wendete sich 1794 nach Braunschweig, dann nach Königslutter, wo er sich durch ärztliche Kuren von der Anwendbarkeit seines Prinzips immer mehr überzeugte und es zu einem wirklichen System ausbildete. Von hier aus ging er nach Hamburg, dann aber nach Eulenburg und von da nach Torgau. Im Geiste der neuen Lehre war seine Schrift: »der Kaffee in seinen Wirkungen« (Leipzig 1803), in welcher der Kaffee als eine dem gesunden Körper durchaus schädliche Substanz geschildert wird; noch mehr das lateinische Werk: »Fragmente über die positiven Kräfte der Heilmittel« in 2 Theilen (Leipzig 1805). Im Zusammenhang aber stellte er sein System in seinem »Organon der rationellen Heilkunde« (Dresden 1810) auf, das seitdem als »Organon der Heilkunst« schon fünf Auflagen erlebt, und sowohl ins Französische als ins Italienische übersetzt worden ist. Doch machte seine Lehre erst seit etwa 1819 Sensation, zog ihm noch mehr Widersacher unter Kunstgenossen zu, als er schon früher dadurch erregt hatte, gewann aber auch auf der andern Seite eine starke unterstützende Partei von nach seiner Lehre sich ausbildenden homöopathischen Aerzten. Zur Erläuterung derselben und Verständigung dient besonders auch seine »Reine Arzneimittellehre,« 6 Thle. (Dresden und Leipzig 1816 — 1821), von der seitdem auch schon einige Auflagen und Uebersetzungen erschienen sind. 1812 ging Hahnemann nochmals nach Leipzig, wo er bei der Akademie durch eine (mit seinem Sohne Friedrich Hahnemann) vertheidigte lateinische Dissertation: »Ueber den Helleborus der Alten,« sich habilitirte, und über elf Jahre lang homöopathischer Arzt war, unter Andern auch den Fürsten Schwarzenberg, wiewohl fruchtlos, behandelte. Im Jahr 1820 fand er aber daselbst, da ihm, in Aufrechthaltung der Apothekerprivilegien, eigene Medikamente zu bereiten und auszugeben nicht weiter verstattet bleiben sollte, eine Hemmung seines Wirkens. Er wendete sich daher von hier aus (1821) mit dem erhaltenen Titel eines herzogl. Anhalt-Köthenschen Hofraths nach Köthen, wo er seitdem zahlreich konsultirenden Kranken homöopathisch beisteht, jedoch freilich nur, was ihm schon oft und mit Recht zu bittern Vorwürfen gemacht worden ist, gegen schweres Geld, und zwar bloß in seinem Hause. Unter solchen Umständen bekommt er selten gefährliche Fieberkranke zu sehen, indem solche meisthin in ihrem Hause bettlägrig sind, und gerade sind es eben diese Kranken, bei deren Behandlung der Nutzen seiner Heilmethode in bedeutende Zweifel gestellt wird.

(Schluß folgt.)

Eine Scene aus dem Leben in Westindien.

(Fortsetzung.)

»Der Aufseher hatte die gräßliche Geißelung seiner Neger mit eben so viel Gleichgültigkeit angesehen, als hätte er ihnen den Lohn ausbezahlt. Mir selbst aber hatten Schrecken und Mitleid fast alle Besinnung geraubt; ich konnte kaum für möglich halten, wie jener noch nicht vier und zwanzig Jahre alte, junge Mann ein weniger menschlich fühlendes Herz haben sollte, als ich. Allein so groß ist die Wirkung dieser tagtäglich verübten Grausamkeiten, daß sie in seinem verhärteten Gemüthe die edlen Gefühle der Rührung und liebender Theilnahme nicht Platz greifen ließen. — Er war zuvor vier Jahre lang Buchhalter auf einer andern, demselben Eigenthümer gehörenden Pflanzung gewesen, und dann später in der Eigenschaft eines Aufsehers nach New-Ground gekommen. Die Art und Weise, wie er mich empfing, war so ungezwungen, so herzlich, so voll Gutmüthigkeit und edlem Anstand, daß ich ihn der Verübung solcher Grausamkeit gegen Nebenmenschen für rein unfähig gehalten hätte.

»Sobald die Exekution vorüber war, trat er in das Vorzimmer und drang in mich, ein wenig Wasser und Rhum mit ihm zu trinken; allein ich antwortete ihm: so sehr hätte mich der Auftritt, dessen ich Zeuge gewesen, in Schrecken und Bestürzung versetzt, daß ich mich unwohl fühlte, und nicht im Stande wäre, etwas zu mir zu nehmen. Er erwiderte mir, daß in der That die Erfüllung seiner Pflicht nichts Angenehmes habe, daß aber sein Verfahren unumgänglich nothwendig sey, und es nicht lange dauern werde, bis ich mich wie die andern an derlei Auftritte gewöhnt habe. Ich fragte ihn, ob er es denn wirklich nothwendig finde, häufig solche Strafen aufzulegen. Er antwortete: »Je nachdem es kommt. Es kann ein ganzer Monat vergehen, ohne daß ich mich im Falle befinde, es zu thun, so wie ich vielleicht morgen schon wieder zu neuen Strafen zu schreiten gezwungen bin.«

»Dieß war der erste Blick, den ich auf die westindische Sklaverei warf. Dieser fürchterliche Auftritt ereignete sich am 4. Sept. 1832 zwischen Mittag und 2 Uhr, einen Tag nach meiner Ausschiffung und eine Stunde nach meiner Ankunft auf der Pflanzung.

»Ich verweilte sieben Wochen zu New-Ground, und war während dieses Zeitraums Zeuge der regelmäßigen Geißelung von nahe zu zwanzig Negern. Außerdem erfuhr ich, daß mehre Sklaven auf dem Felde, ohne daß ich dabei war, gepeitscht worden, sey es auf Befehl des Buchhalters oder des Aufsehers selbst.

»Die Unsittlichkeit und der schamlose Cynism der Pflanzer eckelten mich eben so sehr an, als mich die Grausamkeit ihres Kolonialsystems empört hatte. Buchhalter und Zimmermeister fröhnten sämmtlich der regellosesten Ausschweifung, die man sich nur denken kann. Ja, einer der Buchhalter erröthete nicht, mir zu gestehen, daß er in dem kurzen Zeitraume von sechs Monaten gegen zwölf Negerweiber gehabt habe. Einem andern Weißen der nämlichen Pflanzung sah ich seine Beischläferin mit einem Bratenwender grausam schlagen, obschon sie hoch schwanger war. Es dauerte darum nicht lange, so konnte ich bemerken, daß ich, da ich mich nicht herabwürdigen und dem unterwerfen wollte, was man »die Gebräuche des Landes« nennt, auf einmal der Gegenstand der Verachtung und Verdächtigung der meisten Pflanzer wurde.

»Während meines Aufenthaltes in Barbados war die ins Zuchthaus von St. Anna verurtheilte Negerschaar beschäftigt, Löcher für die Zuckerrohre zu graben. Ich hatte ziemlich oft Gelegenheit, sie zu sehen und mich mit ihnen zu unterhalten, und werde nie den schmerzlichen Eindruck vergessen, den diese Unglücklichen beim ersten Anblick auf mich machten. Der Sohn des Kapitäns oder Oberaufsehers des Hauses, Namens Drake, begleitete mich eines Tages, da ich ausging, um meine Nachforschungen bei dieser Bande anzustellen; er sagte mir unterwegs, ich möchte mich hüten, das Mitleid zu erkennen zu geben, das diese Unglücklichen, deren Leiden ich mit ansehen wollte, mir einflößen könnten, denn es seyen

lauter wohlbekannte Uebelthäter, Rebellen, Diebe und sonstige Verbrecher.

»Als ich an Ort und Stelle ankam, sah ich in der That ein Schauspiel, das ganz dazu geschaffen war, auch das verhärtetste Herz zum Mitgefühl zu rühren. Die Truppe bestand aus fünf und vierzig Negern, Männern und Weibern, sämmtlich zwei und zwei am Halse an einander gekettet; zwei handfeste Führer, jeder mit einer Geißel und einer Strickpeitsche bewaffnet, bewachten sie. Der größte Theil dieser Unglücklichen war selbst der nothwendigsten Kleidungsstücke beraubt, und in diesem kläglichen Zustande mußten sie ihre Arbeit verrichten. Als ich ganz in ihre Nähe kam, bemerkte ich mit Entsetzen, daß der Rücken aller, von den Schultern bis auf die Lenden herab, ganz durchfurcht, zerfleischt, zerrissen, blau und braun geschlagen, mit Schrunden und tiefgehenden Wundmalen bedeckt war, die einzig und allein von der häufigen Anwendung der „cat o' nine tails“ *) herrührten, deren sich die Führer nach Belieben und unbeschadet der grausameren Geißelungen im Namen des Oberaufsehers bedienten. Ich war nicht im Stande, auch nur Einen Sklaven zu finden, dessen Leib nicht die Spuren dieser barbarischen Züchtigung an sich getragen hätte. Einige hatten noch offene und höchst unangenehm anzusehende Wunden; die Andern bluteten beständig und färbten die Hemden auf die häßlichste Weise. Allenthalben endlich sah ich nichts als Leiden und Grausamkeit unter tausend verschiedenen Gestalten.

»Ich erkundigte mich bei einem der Führer nach der Beschaffenheit der Verbrechen, um derentwillen die Unglücklichen verurtheilt worden; er gab mir zur Antwort, einige unter ihnen, aus der Pfarrei Woodshill, hätten an dem letzten Aufruhr Theil genommen, andere wären Diebe und Landstreicher, indem er mir insbesondere drei Individuen (zwei Männer und eine Frau) wies, fügte er bei: »diese da wurden hierher gebracht, während das Martialgesetz noch in Kraft war, weil sie gebetet hatten.« Erstaunt hierüber fragte ich, ob man mit ihnen sprechen dürfe, und da es nicht gehindert ward, so näherte ich mich und begann ein zutrauliches Gespräch.

„Einer von ihnen, der sich Rogers nannte, sagte mir, er sey zur Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil er sich mit einigen andern Negern vereinigt habe, die, wie er, ihre Gebete verrichten wollten. Sein Gefährte, dessen Namen mir entfallen, gab mir die Versicherung, es sey nun das zweite Mal, daß man ihn in Ketten zur Arbeit schicke, weil er mit einigen seiner Freunde und Verwandten, wie sie es zusammen verabredet, seinen Schöpfer und Erlöser angerufen. Um mich von der Wirklichkeit eines so außerordentlichen Umstandes zu überzeugen, erkundigte ich mich bei den verständigsten Negern New-Grounds, welche einige auf die Verurtheilung dieser beklagenswerthen Opfer einer namenlosen Barbarei und Tyrannei bezügliche Einzelnheiten kannten. Ihr Zeugniß bestätigte die mir gemachten Aussagen, und ich hatte allen Grund zu glauben, daß es in mehren Pflanzungen wenige Verbrechen gibt, um derentwillen die unglücklichen Sklaven mit größerer Strenge gezüchtigt werden, als um das, zu Gott zu beten. **)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(Wasserhosen.) Der verstorbene Prof. Wolke sah den 5. August 1796 im finnischen Meerbusen eine sehr auffallende Erscheinung dieser Art, indem er von seinem Schiffe aus sechs Wasserhosen auf einmal erblickte, wovon eine mit ihrem Fuße über das Schiff hinrauschte, ohne demselben einen Schaden zuzufügen; allein sie benäßte alles mit Regentropfen von der Größe der Herzkirschen und ließ einen elektrischen Geruch zurück. Noch viele andere kleinere und größere Wassermassen tanzten um die Hose her, welche an 25 Fuß im Durchmesser hatte, erhoben sich zugespitzt 12 bis 16 Fuß hoch und sanken, während andere stiegen, wieder herunter. Eine leichte Wolke von Dünsten schwebte über den tanzenden Spitzsäulen und um sie herum, und es schien dem Beobachter, als wenn das Wasser in der walzenförmigen Form sich wie Schrauben auf einer Seite herab, auf der andern hinaufwände. Nicht immer kommen die Schiffe so gut weg, wie das, auf welchem sich der Prof. Wolke befand. Im Sommer 1822 wurde an der Westküste von Afrika bei Sierra Leone ein mit 400 Negersklaven beladenes Schiff nebst 16 Matrosen so ganz zu Grunde gerichtet, daß nur 7 Matrosen entkamen. Als Sieber im J. 1817 nach der Insel Creta (Candia) reis'te, sah er im adriatischen Meere in der Gegend von Cattaro 20 Wasserhosen auf einmal. Ihre Bildung geschah folgendermaßen: auf einmal neigte sich aus den Wolken herab eine Spitze nach der andern, wie ein herabhängender Dolch, und jede von verschiedener Länge, Dicke und Größe. Wo diese scharfen Wolkenspitzen tiefer herabreichten, da gerieth das Wasser in Bewegung; es kochte auf der Oberfläche und schäumte und stieg mit unglaublicher Schnelligkeit in die Höhe.

(Der Blitz und der elektrische Funken.) Schon vor Franklin machte der Prof. Winkler in Leipzig die Bemerkung, daß der Blitz und der elektrische Funken von einerlei Beschaffenheit seyen; allein Franklin faßte zuerst den kühnen Gedanken, die Elektrizität der Gewitterwolken herabzuleiten und zu Versuchen anzuwenden.

(Die chinesischen Frauen.) Betrachtet man die Chinesen auch nur rücksichtlich ihrer Behandlung des schönen Geschlechts, so können sie uns nicht anders, denn als rohe Barbaren erscheinen. Es ist unter den höheren Klassen der Gesellschaft etwas ganz Gewöhnliches, sich Frauen zu erhandeln, die nur zu dem Zwecke aufgezogen werden, um einst als Konkubinen zu dienen, und die unter ein und demselben Dache mit den eigentlichen Ehefrauen leben. Weder den Konkubinen, noch den Ehefrauen ist es aber gestattet, mit ihrem Herrn und Gemahl an Einem Tische zu sitzen oder auch nur vor ihm zu erscheinen, wenn er sich in Gesellschaft mit seinen Freunden oder mit Fremden befindet. Was die niederen Klassen anbetrifft, so findet man bei den rohesten Nationen keine entwürdigendere und sklavischere Behandlungen der Frauen, als bei diesem Volke. Wie bei den Wilden, werden die Frauen häufig von ihren Vätern und Gatten der Schiffsmannschaft für Geld preisgegeben. Hr. Gützlaff erzählt, daß dergleichen schändliche Scenen fast an allen Orten, wo seine Dschonke (auf der von ihm unternommenen ersten Reise an den chinesischen Küsten) nur immer ankerte, sich ewig wiederholten. Nur von einem Orte berichtet er, wo man einige englische Meilen in der ganzen Umgegend kein weibliches Wesen zu sehen bekam. Von hier wurde nämlich, wie er erfuhr, auf den ausdrücklichen Befehl der Regierung alle weibliche Bevölkerung verbannt, um den häufigen zügellosen Ausschweifungen, die von den jährlich in zahlreichen Massen hier landenden Matrosen verübt wurden, auf diese Weise zu steuern. Jener Ort heißt Kin schu und liegt an dem Busen von Liau tong, an der Küste der Mandschu-Tartarei. Wir wollen hier noch den Ausspruch eines von Ellis citirten chinesischen Philosophen hinzufügen, der in seiner Schrift über Erziehung, wo er auf die Unwissenheit und den daraus entspringenden Mangel an Liebenswürdigkeit der chinesischen Frauen zu sprechen kommt, die Männer in folgenden naiven Worten zur Ausbildung der Frauen ermahnt: »Selbst Affen unterrichtet man im Gaukelspiel; Hunde lehrt man Mühlen treten; Mäuse richtet man ab, so daß sie in Walzen laufen, und endlich werden Papageien unterwiesen, Verse zu rezitiren. Wenn es demnach ausgemacht ist, daß selbst Vögel und wilde Thiere durch Unterricht zum Begreifen menschlicher Dinge gebracht werden können, um wie viel mehr müßten nicht junge Frauen dazu fähig seyn, da sie doch wenigstens an und für sich schon menschliche Geschöpfe sind.«

*) Eine Peitsche mit neun Federriemen.

**) Die Pflanzer nämlich eifern auf das Heftigste gegen die Prediger der dissentirenden Kirchen, denen sie Schuld geben, die Sklaven zum Aufstand zu reizen.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 16. Juli. Die Montechi und Capuleti, große Oper in zwei Akten, nach dem Italienischen, von Friederike Ellmenreich, Musik von Vincenzo Bellini. — Gastrolle: Julia, Dem. Pistor, kurfürstl. hessische Hofsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 63. 11. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Eine Scene aus dem Leben in Westindien.

(Fortsetzung.)

»Eines Sonntags Nachmittags, während ich wie gewöhnlich bei dem Aufseher vor dem Fenster des Vestibuls saß, schlich eine alte etwa sechzigjährige Negerin schüchtern heran und bat, daß man sie dem Busha »ihre Geschichte« erzählen lasse. Sie setzte Letzterem dann auseinander, daß sie einen Schmerz in den Knieen bekommen habe, der sie verhindere, länger auf dem Felde zu arbeiten, sie bitte daher, man möchte ihr erlauben, sich von nun an zu setzen, d. h. einer regelmäßigen Arbeit auf der Pflanzung überhoben seyn zu dürfen. Der Aufseher verweigerte ihr mit Härte ihre Bitte, und befahl ihr dreimal, sich zu entfernen.

»Als die arme Alte dadurch nicht entmuthigt ward, und ihm ihre Bitte in noch weit rührenderen Ausdrücken wiederholte, verlor er die Geduld, rief einen Haussklaven und gebot ihm, die Bittende in Ketten zu legen, was auch augenblicklich geschah. Eine ganze Woche lang war sie an Händen und Füßen gefesselt, ohne darum aufzuhören, den Tag über gerade eben so viel zu arbeiten, wie gewöhnlich. Am folgenden Sonntage ward sie ihrer Fesseln entledigt, und kam nun dem Aufseher für ihre Loslassung zu danken, der ihr aber den Rücken wandte. Auf solche Weise erstickte man ihre Bitte um Verminderung mühsamer Arbeit, und verhinderte durch die Furcht vor Züchtigung, daß sich andere Bittsteller zeigten.

»Es sey mir gestattet, hier noch einiger anderer Umstände, von denen ich Zeuge war, zu gedenken; sie dienen als Ergänzung meiner schwachen Darstellung des Kolonialwesens auf Barbados, das übrigens auf Jamaika und den Bermuden ganz das nämliche ist.

»Der Sonntag wird weder zu New-Ground, noch, wie ich in Erfahrung brachte, auf irgend einer andern Pflanzung regelmäßig beobachtet. Die Weißen verwenden den Tag des Herrn gewöhnlich zu Besuchen bei ihren Mitbrüdern, den Aufsehern und Buchhaltern der benachbarten Pflanzungen, oder wenn sie nicht ausgehen, so überlassen sie sich entweder dem Spiele mit den Damen, oder mit den Würfeln; was die Neger betrifft, so arbeiten sie auf den zu ihrem Unterhalte bestimmten Ländereien, oder tragen wohl auch ihre Lebensmittelvorräthe auf den Markt. Ausgenommen hievon sind die faßbindenden Neger, welche für diesen Tag bezahlt werden. Die andern empfangen einige eingesalzene Häringe und müssen nothwendig ihr kleines Stückchen Feld am Sonntag bebauen.

»An den Wochentagen begaben sich die Sklaven New-Grounds schon vor dem Morgenroth, um 5 oder 5¼ Uhr an ihre Arbeiten, und verlassen sie nach Eintritt der Abenddämmerung, oder zwischen 6¼ und 6½ Uhr. Für das Frühstück ist ihnen eine halbe Stunde, und manchmal, aber selten, eine ganze zum Mittagessen gestattet. Während der Ernte, welche zur Zeit meines Aufenthalts Statt fand, arbeiteten sie rottenweise, eine jede zwei Nächte, d. h. diejenige Rotte, die sich Montag Morgens an die Arbeit begibt, ruhte nur am folgenden Dienstag Abend, und arbeitete daher den ganzen Tag auf dem Felde, und die ganze Nacht im Siedhause.

»Es wäre eine wahre Unmöglichkeit, die Leiden zu beschreiben, welche die unglücklichen Neger dulden, nicht nur in Folge dieser Zwangsarbeit, sondern auch noch von der schlechten Behandlung der Führer. Wenn sie sich damit beschäftigten, die zur Pflanzung des Zuckerrohrs nöthigen Löcher zu machen, so werden sie alle in eine einzige Linie aufgestellt, und da tritt denn häufig der Fall ein, daß die stärksten Neger es den schwächsten zuvorthun. Die Führer gehen dann auf die Säumigen los und geißeln sie so lange es ihnen gefällt, indem sie selbst der nämlichen Strafe unterworfen werden, wenn die vorgeschriebene Arbeit von ihrer Rotte nicht vollführt wird.

»Ich sah zu wiederholtenmalen, wie Führer, je nach ihrer Laune, sechs bis zwölf Peitschenhiebe austheilten; ich sah sie, wie sie Weibern befahlen, sich in eine gewisse Entfernung zu stellen, um sie mit größerer Bequemlichkeit nach Willkür geißeln zu können; ich sah endlich, wie der Bossemann*) auf gleiche Weise alte und junge Weiber peitschte. Dieser Mann geißelte Nachts einmal eine Sklavin auf so brutale Weise, daß er sie ins Gesicht hieb, daß sie in furchtbaren Zuckungen sich krümmte. Als ich mich nach ihrem Vergehen erkundigte, erfuhr ich, daß ihr Kind in der Serre**) krank lag, und daß sie es gewagt habe, ihre Arbeit etwas zeitiger als gewöhnlich zu verlassen, um es ein wenig früher zu sehen.

»Bei einer andern Gelegenheit peitschte der Bossemann ein junges Mädchen, dem er zehn Hiebe versetzte. Der Aufseher war gerade damals bei mir; er sah kalten Blutes der Mißhandlung zu, äußerte aber nicht das Geringste darüber. Ein andermal sah ich den Oberführer einer ungefähr fünfzig Jahre alten, friedlich mit der ganzen Bande arbeitenden Sklavin einen heftigeren Peitschenhieb versetzen, als selbst der unmenschlichste Kärner seinen Pferden geben konnte. Diese Geißelungen sind so häufig, daß ich nach reifem Nachdenken endlich die feste Ueberzeugung gewann, daß die Sklaven in Folge der Behandlungsweise der Führer weit mehr auszustehen hätten, als durch die härtesten, aber regelmäßigen Geißelungen auf Befehl der Oberaufseher oder Buchhalter.

»Die Ersteren peitschen mitleidslos und ohne Barmherzigkeit diejenigen Schwarzen, die zu spät zur Arbeit kommen; wo es sich dann häufig trifft, daß diese Unglücklichen, wenn

*) Boatswain (Bootsmann) ist der Name, den man dem Aufseher des Siedhauses gibt.

**) Man gebraucht auf Barbados keinen andern Ausdruck zur Bezeichnung eines Hospitals.

sie gewahr werden, daß sie länger geschlafen, als sie sollten, aus Furcht vor der Strafe die Flucht ergreifen, und manchmal mehre Tage von der Pflanzung abwesend bleiben; kehren sie jedoch wieder zum Gehorsam zurück, so dürfen sie sich darauf verlassen, auf Befehl des Oberaufsehers furchtbar gegeißelt, und überdieß verurtheilt zu werden, zwei oder drei Wochen lang in Ketten geschmiedet zu schlafen.

»In einer Unterhaltung mit Hrn. Mac. Lean über die gräßliche Strenge des auf dieser Pflanzung üblichen Strafsystems, gab er mir die Versicherung, daß er weit entfernt sey, strenger zu seyn, als die Aufseher anderer Pflanzungen, und um mich von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen, führte er mir tausend Beispiele von Züchtigungen, oder vielmehr der rohesten gegen die Schwarzen auf einigen benachbarten Pflanzungen ausgeübten Mißhandlungen an, gegen welche das, wovon ich zu New-Ground Zeuge gewesen, kaum Härte genannt werden kann. Andere Personen betheuerten mir die Richtigkeit dieser Thatsachen; unter diesen befand sich eine aus der Pfarrei St. Andreas, die mir sagte, daß die Geißelungen dort einen weit grausameren Charakter trugen, als in St. Anna, und dieß darum, weil die Führer sich einer zur Züchtigung aus den Dornen des Ebenholzes verfertigten und noch mit denselben versehenen Spießruthenpeitsche bedienten.

»Ich werde indeß nicht zu lange bei dem verweilen, was ich bloß sagen hörte, noch bei dem, was ich aus dem Munde selbst derer habe, die, vermöge ihrer Stellung, ein augenscheinliches Interesse dabei hatten, die Wahrheit zu verbergen; ich will nur davon Zeugniß ablegen, was ich mit eigenen Augen gesehen, und da ich diese Regel getreulich beobachtete, so kann ich betheuern, daß ich bis hieher die Einzelnheiten, die man so las, weit eher gemildert habe, als übertrieb. —

»Wie ich schon angeführt, ließ ich mich häufig mit den Sklaven ins Gespräch ein, und ich fand ein Vergnügen darin, Fragen an sie zu stellen. Ihre Antworten waren gleichförmig; es drehte sich immer darum: »Ach, Massa (mein Herr)! ich geworden seyn gepeitscht oft von Busha.« Ein alter Neger, einst ein Schäfer, der Stallknecht geworden war, sagte mir, er sey zu wiederholten Malen gepeitscht worden. Und warum denn? Weil Schafe sich zerstreuten, erwiederte er; weil Schafe krank fielen, weil Schafe starben, dann Busha ließ mich legen auf den Boden und mich peitschen, bis daß ich blutete .... Und wie viele Hiebe, fragte ich, ließ dir Busha geben? Ach, Massa! erwiederte der Alte, wann ich ausgestreckt worden auf den Boden, während daß man peitscht mich, ach! wohl andre Sache zu denken als zählen die Hiebe!

»Derselbe machte, als er mir am Tage meiner Abreise das Pferd sattelte, eine Bemerkung, die mir nicht wenig auffiel. Jetzt, Massa, sagte er mir mit Thränen in den Augen, Sie sahen, wie armer Schwarzer ist unterdrückt; wir nicht achten auf viele Arbeit, aber man behandelt uns zu ungerecht. Ich fragte einen andern Sklaven, der verheirathet und Familienvater war, ob er oder sein Weib je gestäubt worden wären. Er bejahte es, und fügte noch überdieß bei: »daß es sehr niederschlagend sey, nachdem man versucht habe, ein guter Neger zu seyn, zu sehen, daß man eben so wenig der Peitsche entgehen könne, wie die schlechtesten Schwarzen der Pflanzung.« Dieser Mann war sehr religiös und führte einen exemplarischen Lebenswandel. Er war Mitglied der Kapelle Baptiste de St. Anna und konnte etwas lesen und schreiben. Ich machte ihm ein Gesangbuch zum Geschenk.

»Da der Sklave, von dem ich zuletzt sprach, ein Zimmermann war, so fragte ich den Zimmermeister (einen Schotten von Geburt, Namens de Walden), ob er diesen Mann geschlagen habe; er antwortete mir bejahend und fügte noch bei, er habe sich genöthigt gesehen, alle seiner Aufsicht anvertrauten Sklaven zu peitschen. Wenn er sie ins Gehölz führte, so war er immer mit einer Schrecken einflößenden Kärrnerspeitsche bewaffnet, um jeden, der sich nicht so benahm, wie es ihm dünkte, alsbald züchtigen zu können. Kurz, es befanden sich damals 277 Sklaven zu New-Ground, und darunter mehre Kinder, und dennoch gab es Niemand, der seit zwei Jahren unter ihnen wohnte, welcher auch nur einen Einzigen gekannt hätte, der nicht wenigstens Einmal oder öfter dieser eben so herabwürdigenden als grausamen Strafe unterworfen gewesen wäre.« (Forts. folgt.)

Dr. Hahnemann.

(Schluß.)

Jetzt, in einem Alter von 79 Jahren, lebt er in sehr großem Wohlstande und sein ganzes Thun verräth noch das Feuer eines jugendlichen Mannes. Dem Körper sähe man keine Spur des hohen Alters an, wenn nicht weiße Locken die Schläfe umwallten und die Zeit dem Schädel wider Willen die Tonsur, versteckt unter einem kleinen Käppchen, auferlegt hätte. Klein und untersetzt an Gestalt, ist Hahnemann rasch und lebendig; jede Bewegung ist Leben. Die Augen verrathen den Forscher: aus ihnen spricht Jugendfeuer; die Gesichtszüge sind scharf belebt, und wie dem Körper das Alter fremd zu seyn scheint, so ist es auch dem Geiste. Sein Gedächtniß ist bewundernswerth, seine Sprache feurig; oft wälzt sie sich in einem Lavastrom gegen die Hasser und Verfolger seiner Lehre. Seine Gespräche haben meistens etwas Polemisches, und wenn er warm wird, was leicht geschieht, sey es über den Freund oder mehr noch über den Feind, oder über wissenschaftliche Gegenstände, so sprudeln die Worte unaufhaltsam heraus, die Mienen werden ungewöhnlich belebt. Schweiß bedeckt dann die hohe Stirn, das Käppchen muß gelüftet und das Haupt mit einem Tuche gekühlt werden; die große Pfeife, die treue Tagesgefährtin, ist währenddem sogar ausgegangen, und findet dann an dem danebenstehenden, den ganzen Tag brennenden Wachsstock frische Nahrung; das Weißbier darf aber nicht vergessen werden. An dieses scheint sich der Greis so gewöhnt zu haben, daß es immer auf seinem Tische Platz findet. Wein trinkt er nicht; seine Lebensart ist überhaupt sehr einfach, nüchtern, patriarchalisch. Die Zahl seiner Schüler, Anhänger und Verehrer hat seit einem Dezennium sich sehr vermehrt. Mehre zum Theil ausgezeichnete Aerzte der alten Schule haben, nach vorurtheilsfreier Prüfung des homöopathischen Verfahrens am Krankenbette, ganz oder theilweise zu Hahnemann's Fahne geschworen. Eine Gesellschaft homöopathischer Aerzte gibt seit dem Jahre 1822 ein nun bereits zu 11 Bänden angewachsenes »Archiv für die homöopathische Heilkunde« heraus, in welchem Hahnemann selbst zum Theil dasjenige, was über die reinen Wirkungen einiger Arzneien neuerlich zu seiner Kenntniß gekommen ist, niedergelegt hat. Die Schriften anderer der ältern Schule bis dahin ausschließlich anhangender Aerzte, z. B. Widemann's in München, Rau's in Gießen, Messerschmiedt's in Naumburg, Rummel's in Merseburg, Wolff's in Warschau, Bigel's in Petersburg, Schweikert's in Grimma und mehrer Andern zu Gunsten der Homöopathie, haben, im Verein mit den Erklärungen einiger hochberühmten und der gerechten Mitte angehörenden Männer, zu denen vorzugsweise Hufeland zu zählen ist, der neuen Lehre steigende Anerkennung und Aufnahme verschafft; wenn auch anderseits noch in unsern Tagen es nicht an Aerzten fehlt, welche in Wort und That als mehr oder minder heftige Gegner derselben zu beharren fortfahren. Zu ihnen gehören vorzugs-

weise Heinroth, Lichtenstädt, Jörg, Fischer, Wedekind, L. W. Sachs, Grohmann, Mückisch, Glücker, Sahmen, Nietsch und Kaiser. Viele sind geheime Pfleger und Begünstiger der neuen Lehre; ihre zahlreichsten Verehrer leben jedoch im größern Publikum, denn durch ihre große Einfachheit ist sie auch den Laien zugänglich geworden, und kaum findet man noch irgend einen civilisirten Staat, über dessen Gränzen diese Heillehre nicht bereits vorgedrungen wäre. Besonders haben es sich Rechtsgelehrte, in vielen deutschen Staaten, und unter ihnen besonders Albrecht und Tittmann, angelegen seyn lassen, den homöopathischen Aerzten das Recht, ihre Arzneien selbst zu dispensiren und zu vertheilen, aus mannigfachen Scheingründen zu vindiziren. Ein solches Verfahren ist und bleibt aber gesetzwidrig, und beeinträchtigt die Subsistenz und den Frieden eines Standes, welcher bis jetzt zu den geachtetsten der bürgerlichen Gesellschaft gehört. Was man auch immer für die Befugniß des Selbstdispensirens homöopathischer Aerzte anführen mag, wir können damit nicht übereinstimmen, sondern müssen vielmehr glauben, daß, bei der immer weitern Verbreitung der neuen Lehre, den Apothekern Deutschlands Alles daran gelegen seyn werde, in der Bereitungsweise homöopathischer Arzneien dasselbe Vertrauen als die Aerzte selbst sich zu erwerben, und daß, da das ältere in dem homöopathischen Heilverfahren eben so wenig als dieses in jenem untergehen, eines vielmehr neben dem andern fortbestehen wird, kleinliche niedrige Rücksichten auf ihre Gewissenhaftigkeit keinen Einfluß haben würde. Wo übrigens die Regierungen irgend einmal den homöopathischen Aerzten das Selbstdispensiren gestatteten, hat man in der neuesten Zeit, in Anerkennung gesetzlicher Rechte, diese Befugniß wieder zurückgenommen, und es ist wohl an der Zeit, daß die Anhänger Hahnemann's sich dessen endlich vollkommen bescheiden, und in einem Kampfe nicht länger hartnäckig beharren, welcher zuletzt nur als Hinderniß der Anerkennung seiner Heilmethode für bestimmte Krankheitsfälle zu betrachten seyn dürfte.

Wir sagen als Heilungsmethode, untergeordnet den höhern Prinzipien der rationellen Medizin; denn als allgemeines Prinzip der ganzen Heilkunde wird Hahnemann's Behandlungsweise niemals sich geltend machen, am allerwenigsten da, wo es die schnelle Rettung des Lebens gilt. In allen chronischen Uebeln, in allen langwierigen Nervenkrankheiten, bei allen hysterischen Frauen, hypochondrisch verstimmten Männern, bei epilehtischen Kranken und andern Uebeln, wo keine materiellen Ursachen aufzufinden sind, verdient sie vollkommene Beachtung. Doch was bei langwierigen, nicht lebensgefährlichen Fällen ein erlaubtes, gleichgültiges, leicht nachzusehendes Verfahren und Temporisiren seyn kann, das wird in lebensgefährlichen Krankheitsfällen ein Verbrechen. Wer von Aerzten — sagt Hufeland — da, wo das Leben auf dem Spiele steht, aus Vorliebe für eine Methode (in der Diät und Milliontel kleine Dosen die Hauptrollen spielen) die von der tausendjährigen Erfahrung als das beste Rettungsmittel anerkannte Hülfe versäumt, wer z. B. da, wo der Mensch in seinem eignen Blute zu ersticken in Gefahr ist, wer bei lungenentzündlichen, schlagflüssigen und Gehirn entzündlichen Affektionen, überhaupt bei Entzündungen edler Organe die (von den Homöopathen verworfene) Blutentziehung vernachlässigt, worauf der Tod oder eine eben so unheilbare Krankheit folgt; der hat eine schwere Blutschuld auf sein Gewissen geladen, die, wenn er sie auch nicht gleich empfindet, doch einst, wenn der Rausch der Befangenheit verschwunden ist, furchtbar auf ihm lasten wird.

Soviel hier für eine von uns geforderte Skizze über Hahnemann, welcher unbezweifelt große Verdienste um die Heilkunde sich erworben hat, wie viele Flecken auch sonst auf seinem moralischen Charakter ruhen. Wir haben es hier mit seinen Leistungen für die Wissenschaft und nicht mit seinem inhumanen Leben und Handeln, nicht mit seiner Geld- und Ehrsucht zu thun! — Mag immerhin noch der bei weitem größte Theil der Aerzte den Satzungen seiner Lehre abhold seyn, und, sie weder begreifen wollend noch könnend, ein offenes Verdammungsurtheil aussprechen, oder andererseits der kleinere Theil derjenigen, welche seine Verehrer und Anhänger sind, in blinder Vorliebe Alles für wahr und heilig, was aus Hahnemann's Feder oder Munde geflossen, und Alles für unwahr, was Andere gedacht und erfahren haben: wir wollen uns in der Mitte halten (zwischen beiden Extremen), glauben und ohne Scheu verkünden, daß Hahnemann Großes geleistet hat, und ihm eine Ehrenstelle in der Geschichte der Heilkunde gebühre; eben so freimüthig aber auch aussprechen, daß seine Lehre, die leider aller physiologischen Grundlage entbehrt, an dem Gebäude der Medizin eben so fruchtlos rütteln werde, als einseitige Systemsucht im Allgemeinen schon seit Jahrtausenden; daß mit Hahnemann und seiner Lehre der Stein der Weisen, die Weisheit und Wahrheit, noch im Entferntesten nicht gefunden ist, daß es auch Viel nach ihm zu erforschen geben werde in einer Wissenschaft, welche dem Leben angehört, und die weder durch Vernunft, noch durch Erfahrung allein bestehen kann; daß die Hahnemann'sche Methode, Kranke zu heilen, weit entfernt, eine untrügliche zu seyn, bei aller Vortrefflichkeit vielmehr an Mängeln und Unvollkommenheiten leide, welche an Menschensatzungen und irdischen Formen immerdar zu beklagen seyn werden; daß es endlich, wie überhaupt mehr als einen Weg zu demselben Ziele, so insbesondere im Bereiche der Medizin mehr als eine Form, Kranke zu heilen, von jeher gegeben habe, und wohl auch ferner geben wird. Dr. J. J. S.

Denkwürdigkeiten eines Zahnstochers.

Von ihm selbst geschrieben.

Ich bin von edler Abkunft; einer meiner Vorfahren hat das Kapitol gerettet. Ich sage das nicht, um mich damit zu brüsten, denn es ist wohl Niemand mehr Philosoph und Muster der Bescheidenheit als ich, der ist doch wohl nur wahrhaft groß, der sich durch seine eigene Kraft emporgeschwungen hat.

Ich gehörte vor zwei Jahren einer Gans an, die in einem Koben genudelt und gemästet, und die den Tag vor Martini geschlachtet wurde, um am folgenden Tage von einem Zolleinnehmer und seiner Familie als ein Leckerbissen verspeis't zu werden.

In einem Flederwisch gerieth ich in die Hand der Dienstmagd des Zolleinnehmers.

Ein Zollschreiber, der zufällig in die Küche kam, wo der Flederwisch noch unbenutzt auf dem Feuerheerd lag, meinte: es sey Schade um die schönen Posen, daß sie — wie er sich ausdrückte — so vor die Hunde gehen sollten.

Das Mädchen, dem der junge Mensch gefiel, erwiederte: »Wenn Ihnen damit gedient ist, so nehmen Sie den Wisch nur, ich kann ihn schon missen.«

Der Schreiber ließ sich das nicht zweimal sagen, er nahm das Cadeau dankbar an, und so kam ich in seine Gewalt.

Als er die Posen aus dem Flederwisch zog, fand er mich von besonderer Güte; er legte mich bei Seite und machte mich einem Schreiblehrer, seinem Vetter zum Geschenk.

Nun gelangte ich zu der Ehre eine Schreibfeder zu werden. Es ist nicht zu sagen, was ich für Albernheiten und Abgeschmacktheiten geschrieben habe.

Mein Herr begnügte sich nicht, im Schreiben Unterricht zu ertheilen und Vorschriften anzufertigen, er wollte auch ein

Schriftsteller im Gebiete der schönen Literatur seyn. Er lieferte Beiträge zu dem »Gesellschafter«, dem »Freimüthigen«, dem »Figaro« und »Don-Quixotte«, zur »Pandora«, schrieb Bühnenstücke, um die Zahl der dreizehn Bühnendichter aus Humanität mit einem vierzehnten zu vermehren, weil unter dreizehn in einer Gesellschaft Einem immer der Sensenmann den Garaus macht. Er war auch Mitglied einer literarischen Sonntagsgesellschaft und des Räthsel-, Charaden- und Logogryphenvereins.

Ich erinnere mich noch mit Schrecken, wie ich eines Tages gezwungen wurde, zum Lobe eines Uhrmachers, von dem mein Herr gern eine Taschenuhr gegen seinen sogenannten Bratenwender eingetauscht hätte, ein Lobgedicht zu Papier zu bringen, wo jeder Vers sich, um das Gehen der Uhr anzudeuten, mit Ticktack, Ticktack, Ticktack! endete. Ich schwitzte dabei statt Tinte Blut.

Doch, dieß abgerechnet, ging es mir nicht übel; ich schrieb so manche geistreiche und gefühlvolle Zeilen, die mein Herr aus andern Dichtern sich zueignete, und die zwischen dem, was aus seinem Gehirnkasten kam, so grell abstachen, wie ein Purpurflicken auf einem Bettlerkittel.

Abgerechnet diese Manie meines Herrn, ein Schöngeist zu seyn, war er eine ehrliche Haut, der Keinem etwas zu Leide that. Da er sich in allen Arten der Dichtkunst versuchte, so machte er auch Satyren und Epigramme, aber, nach Witz jagend, entschlüpfte er ihm immer; seine Satyren waren ohne Salz, seine Epigramme ohne Spitze; hatte er einmal einen fremden Sarkasmen, ein Witzwort erwischt, so wurde beides durch ihn matt und plump und dadurch so unkenntlich, daß er wenigstens den Vortheil davon hatte, nur höchst selten eines Plagiats beschuldigt zu werden.

Einst hatte er mich auf ein offenstehendes Fenster gelegt. Seine Aufwärterin trat in das Zimmer; der Zugwind, den die geöffnete Thür verursachte, schleuderte mich auf die Gasse. Ich fiel gerade vor die Füße eines eben vorübergehenden Schreibers eines Advokaten nieder; er hob mich auf, fand mich brauchbar, und um meine Spitze nicht zu beschädigen, steckte er mich zwischen der einen Krempe seines Dreimasters, denn er hatte noch nicht längst zu einem Schülerkorps gehört.

Angekommen bei dem Advokaten, mit Vorwürfen überhäuft, daß er sich so spät einstelle, mußte er sich gleich an die Arbeit machen. Darüber vergaß er mich, und als er am Abend, von seiner Arbeit entbunden, heimkehren wollte, wartete ein hübsches Mädchen, eine Schneidermamsell, seiner an einer Straßenecke.

Es war ein zärtliches Rendezvous; aber der Ort dazu schlecht gewählt, denn jeder Vorübergehende machte seine Glossen und blieb neugierig stehen. Das Pärchen ging daher Arm in Arm zum Thor hinaus, und setzte sich in eine wenig besuchte Allee auf eine Bank. Ich war aus der Krempe gefallen, er bemerkte es nicht, wie konnte er in so seligen Momenten an mich denken, und so war ich denn dem Zufall Preis gegeben.

Den Tag darauf kam ein junger Mensch, elegant angezogen, in die Gegend, wo ich lag. Er nahm auf der nämlichen Bank Platz, wo den Abend zuvor das liebende Paar die Gefühle ihrer Herzen und Küsse getauscht hatte. Er schien sehr unglücklich und lehnte sich an den Stamm einer schattigen Buche, verhüllte die Augen mit der Hand und seufzte. Anfänglich glaubte ich, daß ihn Schulden drückten, denn bei einem fashionablen Anzug ist dieß sehr oft der Fall, aber da er endlich einige Zeilen aus Bürger's Gedicht: Das harte Mädchen, halblaut deklamirte, merkte ich, daß er ein unglücklich Verliebter sey. Er kritzelte mit seiner Badine ein A in den Sand; bei dieser Gelegenheit berührte solche mich, er wurde mich gewahr, hob mich auf und steckte mich in die Tasche.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(Der Maskenball). Napoleon war im höchsten Vollgenuß des Glückes; seine Vereinigung mit der Tochter der Cäsaren war geschlossen, und glänzende Feste folgten auf einander am Hofe des gekrönten Soldaten. Eines Tages erschien inmitten eines glänzenden Balles, welcher im Schauspielhause der Tuilerien gegeben wurde, eine Person im Kostüme des Blaubarts. Durch ausgelassene Fröhlichkeit und schnelle, scharfe und seltsame Bewegungen wurde die Maske von allen denen, welche dem Balle beiwohnten, bemerkt; sie verfolgte die anderen Masken mit ihren Scherzen und lustigen Einfällen; vorzüglich heftete sie sich an die Fersen Einiger, welche sie besonders zu kennen glaubte, und sparte weder Witz noch Anreizungen. Unter diesen letztern wurde besonders die Baronin von L..., welche einen blauen Domino und einen Kranz von blauen Rosen trug, hartnäckig von Blaubart angegriffen, der alles Mögliche versuchte, sie in Verlegenheit zu bringen. Endlich, gequält und zugleich gelangweilt von seinen unaufhörlichen Neckereien, ergriff sie jedes nur denkbare Mittel, um sich von ihm loszumachen. »Wirst du bald deine dritte Frau nehmen?« fragte ihn lachend die Baronin, ohne jedoch nur im Entferntesten die Beziehung der Frage zu ahnen, da sie nicht wußte, wer die furchtbare Maske sey, mit der sie zu thun hatte. Jedoch brachten diese Worte eine magische Wirkung auf Blaubart hervor; sie hemmten plötzlich den Strom seiner Witze und seiner Heiterkeit, denn nicht sobald waren sie gesprochen, so schwieg er. Die Baronin, erstaunt über die Wirkung dieser unbedeutenden Worte, konnte nicht begreifen, wie irgend Jemand von einer solchen Frage sich so schmerzlich getroffen fühlen konnte, und bestand darauf, die Gründe eines so überraschenden Stillschweigens zu erfahren. Die Maske blieb noch einige Augenblicke unbeweglich und stumm; als sie endlich immer dringender gefragt wurde, warum sie nicht antwortete, erwiederte sie, indem sie ihre natürliche Stimme wieder annahm: »Deine Bosheit ist der Grund!« Und damit verließ sie schnell die Baronin. Diese wenigen Worte brachten auf die Baronin die Wirkung hervor, als sey sie vom Donner gerührt. Sie hatte das innerste Gefühl des allmächtigen Oberherrn, vor welchem Europa zitterte, verhöhnt; sie hatte das Herz des Menschen und des Herrschers zugleich angegriffen; sie hatte die empfindlichste Spottrede gegen ihn gerichtet, und was das Schlimmste war, einen Sarkasm, der sich nun auf ihn beziehen konnte. Die donnernden Worte: »Deine Bosheit!« hallten in ihren Ohren wie unheilbringende Ankündigung der Ungnade und des Zorns nach. Schon hielt sie das Amt, welches sie am Hofe bekleidete, für verloren, alle Spürhunde der Polizei in heftigster Verfolgung gegen sie begriffen, kurz, sie machte sich auf die furchtbaren Folgen von Napoleon's Rache gefaßt. Außer sich vor Schreck, riß sie schnell den blauen Rosenkranz von ihrem Kopfe und warf ihn unter einen Sitz; dann suchte sie so bald als möglich fortzukommen, um ihren verrätherischen Domino abzulegen. Vierzehn Tage vergingen in Bangigkeit, Angst und Schrecken. Ihr Vater, ihr Gemahl, ihr Bruder bekleideten die ersten Aemter in der Armee; und die Einbildungskraft einer Frau macht Riesenschritte, wenn es darauf ankommt, die Wirkung und Ausdehnung der Rache zu berechnen. Sie fürchtete jeden Augenblick den Arm Napoleon's schwer und schrecklich zu empfinden. Endlich war großer Courtag; die Baronin von L... begab sich zitternd in die Tuilerien, und erwartete bebend das Erscheinen des Kaisers; er erschien, empfing sie noch wohlwollender als gewöhnlich, und gab ihr die Ueberzeugung, daß, wenn er den blauen Domino wirklich gekannt habe, er sich für seinen bittern Scherz nur durch Wohlwollen und Güte rächen wolle.

(Das Wissen der Gelehrten.) Was die Gelehrten gewiß wissen, das hat auf einem halben Bogen Raum; was sie aber glauben oder was sie meinen, das können viele Kameele nicht tragen.

Theateranzeige.

Samstag, den 12. Juli. Das Mädchen aus der Feenwelt, oder: Der Bauer als Millionair, Originalzaubermährchen in drei Akten, von Raimund, Musik von Kapellmeister Drechsler.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, № 64. 12. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Eine Scene aus dem Leben in Westindien.

(Fortsetzung.)

Doch wir wollen diese Auszüge schließen. Nach dem Berichte des Herrn Whiteley werden sich unsere Leser leicht eine Vorstellung von dem Loose der dreißig Neger machen können, die auf Hrn. Roscoe's Pflanzung beschäftigt waren, wenn wir ihnen sagen, daß es dem ihrer unglücklichen Brüder vollständig glich.

In der That, welche plötzliche Veränderung in dem Charakter des ehemaligen Handelsmannes von Nottingham auch vorgegangen seyn, oder welcher Schlag des Schicksals ihn erbittert haben mag, immer war er, so wie seine Frau, voll Zorn und Galle; letztere besonders sparte die Schläge nicht bei ihren Sklaven, oder besser gesprochen »bei ihren Lastthieren« — denn nur so nannte sie sie. Sie befahl, daß zwei von ihnen jede Nacht an ihrem Bette wachten, um bereit zu seyn, ihre Befehle zu empfangen, und wenn sie des Morgens aufwachte und sie schlafend fand, so ließ sie sie peitschen.

Den 21. Julius 1832 sah Hr. Roscoe seines Vermögensumstände sich eben so schnell zum Bessern wenden, als es früher das Gegentheil geschah; er kaufte ein ausgedehntes, an das seinige gränzendes Landgut, und war nun im Besitze von 150 statt 30 Sklaven.

Am folgenden 8. August verlor er sein zweites Kind, das ihm seine Frau einige Zeit nach ihrer Ankunft auf der Kolonie geboren hatte. Dieß Ereigniß trug viel zur Verminderung seiner Freude über seine neu aufblühenden Glücksumstände bei, während es zu gleicher Zeit seine Härte und Erbitterung vermehrte.

Von nun an wollte Mad. Roscoe die allgemeine Oberaufsicht selbst über sich nehmen, und jetzt ging kein Tag mehr vorüber, an dem sie nicht, gleichsam um ihres Verdrusses los zu werden, zehn oder fünfzehn Sklaven geißeln ließ. Sie besaß für eine junge Negerin eine besondere Zuneigung; sie forderte von ihr, daß sie ihr wie ein Hund überall hinfolge, und um die Täuschung vollständig zu machen, nannte sie sie nie anders als Bichonne. Da dieses Mädchen etwas übelhörig war, so traf es sich häufig, daß sie von Mad. Roscoe Schläge empfing, weil sie nicht gehört hatte; sie sagte, ihre Taubheit rühre von Bosheit und Faulheit her, sie werde aber schon Mittel finden, sie von ihrem Fehler zu heilen. Diese Heilung gelang ihr auch in der That so gut, daß die Negerin starb.

Ihre Rolle nahm ein junger Neger ein, Namens Hektor. Auch er hatte einen Fehler, er hinkte auf dem linken Bein. Seine Gebieterin hielt dieß für Verstellung, indem er sich damit bloß von längeren Gängen befreien wolle. Sie glaubte, es hieße die Gerechtigkeit zu weit treiben, wenn sie gegen einen solchen Kunstgriff lange Nachsicht übte. So starb denn Hektor wie Bichonne an den Folgen der Gerechtigkeit der Mad. Roscoe! Da sie indessen nicht ohne Günstling leben konnte, so warf sie ihre Augen auf einen Mulatten und eine Quarteronne *), die sie der Ehre theilhaft machte, auf die Erfüllung ihrer geringsten Launen mit eben so viel Schnelligkeit als Geschick zu achten, wollten sie anders der Peitschenstrafe entgehen. Die Führer hatten die gemessensten Befehle, nie Gnade eintreten zu lassen, und für die geringsten Vergehen nie weniger als zwanzig Hiebe mit der »neunschwänzigen Katze« zu ertheilen. Ihre Strenge nahm so zu sagen von Tag zu Tag zu, in gleichem Verhältniß stieg die ihres Mannes.

Am 4. September 1833 ließ letzterer mit Verachtung aller Gesetze zwei Sklaven auf so barbarische Weise geißeln, daß sie auf dem Platze blieben. Am 20. September verurtheilte Mad. Roscoe in Nachahmung des Beispiels ihres Mannes eine Negerin, die sie auf einer Lüge ertappt, zu sechzig Peitschenhieben. Mit dem 57sten gab sie ihren Geist auf!! Ein gleicher Auftritt hatte sich am 26. Mai ereignet. Allein aufgeregt durch die unerhörten, an ihnen verübten Gräuel, erhoben sich die Sklaven in Masse: im Vereine mit einigen schwarzen Flüchtlingen stellten sie sich, 232 an der Zahl mit Stöcken, Hacken, Messern und Steinen bewaffnet, vor der Wohnung Hrn. und Mad. Roscoe's auf und unternahmen eine förmliche Belagerung.

Nicht sobald hatte sich die Nachricht dieses Aufstandes verbreitet, als 45 — 50 Neger aus der Pfarrei St. Augustin im Verein mit eben so vielen Marrons (entlaufenen Negern) den Reihen der Insurgenten sich anschlossen. Eine Abtheilung von 80 Mann der Garnison von Bridgetown kam gerade im rechten Augenblicke, um Zeuge von der Niedermetzelung von sechs Buchhaltern und zwölf Führern zu werden, die sich in einer Hütte verschanzt, und woraus die Aufrührer sie durch Feuer vertrieben hatten.

Roscoe und seine sanfte Ehehälfte retteten sich auf einem geheimen Ausgange aus ihrem Hause; allein letztere ward auf der Flucht von einer Negerin erreicht und zu ihren Gefährten zurückgebracht. Nun begann für sie eine Reihe der schauderhaftesten Qualen, zu deren Schilderung uns die Feder den Dienst versagt: man band ihre Hände und Füße, beraubte sie der Kleider, beschimpfte sie auf die gräßlichste Weise, öffnete ihr mittelst eines Transchirmessers den Magen, riß ihr das noch schlagende Herz aus dem Leibe und gab es einem Bullenbeißer zum Fraße, während die Sklaven, über die sie eine so viehische Gewalt geübt, mit wildem Geschrei ihr Jammergeheul übertäubten, und die, deren Vater, Mutter, Bruder und Schwester oder Sohn sie ihrer Grausamkeit geopfert, kniefällig die Henker baten, zur Freude der Seelen ihren schmerzhaften Todeskampf noch um einige Augenblicke zu verlängern.

---

*) Quarterons nennt man die von einem Weißen und einer Mulattin, oder umgekehrt, Erzeugten.

Unterrichtet von diesen Ereignissen, setzte sich der Gouverneur von Bridgetown an die Spitze eines Bataillons regulärer Infanterie und griff die Rebellen mit Ungestüm an, die, weit entfernt, ihr Heil in schneller Flucht zu suchen, ihm beinahe drei volle Stunden Stand hielten, wo sie dann, völlig erschöpft, geschwächt durch ihre Verluste und von allen Seiten umzingelt, genöthigt waren, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Die Erbitterung mehrer dieser Unglücklichen hatte einen solchen Grad erreicht, daß sie, um die Fesseln der Sklaverei hinfort nicht mehr tragen zu dürfen, ihre Weiber und Kinder erdrosselten und dann sich selbst den Tod anthaten. Andere kletterten auf Felsenspitzen und stürzten sich in die Tiefe hinab.

Die Negerinnen, die wo möglich noch von höherem Muthe beseelt gewesen, und während des ganzen Kampfes nicht aufgehört hatten, die Truppen mit einem Hagel von Steinen, Gefäßen, Krügen und irdenen Töpfen zu überschütten, waren auch die letzten, die sich ergaben. Als man am folgenden Tage die Todten beerdigte, zählte man zwölf Soldaten und vier und sechzig Schwarze, sowohl Männer als Weiber, die an ihren Wunden gestorben waren.

In Folge dieser Thatsachen, denen eine gerichtliche Auseinandersetzung vorangeht, hatte der oberste Gerichtshof von Bridgetown, am 28. November verflossenen Jahres, über das Loos von 291, nach dem Ausdrucke des Protokolls »mit den Waffen in der Hand gefangen genommenen Individuen, obgleich sie Farbige, und im Zustande der Insurrektion, obgleich sie Sklaven waren,« zu erkennen.

Nach fünfzigtägigen Debatten wurde über 121 das gerichtliche Verfahren aufgehoben und ihre Loslassung ausgesprochen, weil sie nur auf Anstiftung ihrer Kameraden gehandelt hätten. Einen Monat später erließ der Gerichtshof einen Beschluß, in Folge dessen an vierzehn Sklaven das Todesurtheil vollzogen ward.

Die übrigen 57 sollten mit einem glühenden Eisen auf der Stirne gebrandmarkt und auf Lebenszeit bei mühseligen und ungesunden Arbeiten verwendet werden.

Nach solchen Thatsachen, bei denen auch dem eifrigsten Freunde der Negersklaverei die Zunge stocken und das mitleidloseste Herz der Menschlichkeit sich erschließen muß, läßt sich ein Maßstab anlegen, was ein seit drei Jahrhunderten durch verkehrtes Mitgefühl für schwächliche Eingeborne unter das Vieh herabgewürdigter und der Habsucht europäischer Pflanzer und Schlemmer geopferter Menschenstamm gelitten, und welche große Verdienste um die Menschheit Jene sich erworben, welche weder Mühe, noch Anstrengung, noch Kosten scheuen, um diesen auf der Menschheit haftenden Flecken auszuwischen und Tausende fleißiger Hände vernünftiger Freiheit und Civilisation entgegen zu führen.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten eines Zahnstochers.

(Schluß.)

»Du mahnst mich,« rief er aus, »daß ich eine neue Feder springen lassen muß, ehe ich mich der Verzweiflung hingebe!«

Er nahm mich mit sich in seine Wohnung; sie verrieth Wohlstand und Eleganz. Er zog mich aus seiner Tasche und schrieb eine sehr zärtliche Epistel im Elegienton an seine hartherzige Geliebte Angelica, die er zwar einen Engel, aber einen grausamen, nannte, und schloß mit den Worten: wenn sie seine glühende und treue Liebe unerwiedert lassen wolle, so möchte sie wenigstens das beikommende Diadem — es war sehr geschmackvoll und nicht ohne Werth — zum Andenken desjenigen behalten, dem sie das Herz gebrochen, und der nun bald im Grabe unter dem Schatten kühler Zypressen die Ruhe finden werde, die sie ihm durch ihren harten Sinn geraubt habe.

Der Brief wurde durch seinen Diener abgeschickt, ihm aber streng anbefohlen, ihn nur den Händen derjenigen zu übergeben, an die er überschrieben war.

»O,« meinte der Bediente, »darüber können Sie ohne Sorgen seyn. Er ist nicht der erste dieser Art, und ich habe noch nie dabei ein Versehen gemacht.«

Mache nur, daß du fortkommst! sprach der Verschmachtende; ich stehe wie auf Kohlen!

Der Bediente kam mit der Antwort zurück:

»Man läßt sich bedanken, und morgen Vormittag um 11 Uhr wird man antworten.«

Mit Ungeduld erwartete der junge Dandin schon am folgenden Morgen, seit er das Bette verlassen, auf die Antwort. Sie sollte über sein Schicksal entscheiden. Ein Inquisit, dem die Publikation seiner Sentenz bevorsteht, kann kaum in solcher Aufregung seyn, als er zu seyn schien.

Man pochte; er rief: herein! Statt der Antwort erschien die grausame Angelica selbst, ihre Reize noch durch eine scheinbare kunstlose Toilette erhöht.

»Sie haben mich durch Ihr Geschenk,« stammelte sie und erröthete dabei, »so angenehm überrascht, daß ich Ihnen dafür lieber mündlich als schriftlich danken wollte.«

Man kann leicht denken, daß der Verliebte über diese Aeußerung von der früheren peinlichen Unruhe zu dem höchsten Entzücken überging. Man wurde immer offener gegen einander und Angelica ließ sich bei ihm ein Dejeuné à la fourchette unter vier Augen gefallen.

Sie bat sich dabei von ihm einen Zahnstocher aus, nachdem sie sich die Brust eines Rebhuhns hatte gut schmecken lassen. —

Mein Herr — der Barbar! — war so grausam, mich zu ergreifen, die Federn von mir abzureißen, mich in der Mitte zu durchschneiden, mir den Schädel bis zur Spalte abzukürzen, mich wieder zuzuspitzen, ohne mich jedoch zu spalten. Ach! das gewiß so gutherzige Mädchen zog mir großes Unheil zu, und doch schien es sie nicht zu rühren. Sie steckte mich in ihren Mund; es war einer der kleinsten und rosigsten, aber was hatte ich davon? —

Nach gemachtem Gebrauch legte sie mich neben sich. Das Dejeuné hatte ein Ende. Der Bediente trug die Schüsseln, Saladieren, das Salz- und Pfefferfaß nebst den Tellern, Gläsern und Flaschen wieder bei Seite, nahm dann die über den Tisch gedeckte Serviette bei den vier Zipfeln und bevor er sie zusammenlegte, schwenkte er sie aus dem Fenster, um die Brosamen, Knochen u. dgl. auf die Gasse zu schütten.

Eine Feder hat oft seltsame Schicksale; ich war von ihm als des Wegwerfens werth auf der Serviette geblieben und flog nun auch zum Fenster hinaus und auf den Kopf eines Vorübergehenden. Es war ein Mensch, der Zahnstocher feil bot. Ich schien ihm noch ganz brauchbar; er beging daher die Ungezogenheit, mich einem Bund Zahnstocher einzuverleiben, die noch ganz unbenutzt waren.

Ein Restaurateur kaufte einige Bunde von diesem Zahnstocherhausirer, und auch das Bund, in dem ich mich befand. Gestern Abend kam ich auf den Tisch einer fröhlichen Gesellschaft.

Einige Schriftsteller und Schöngeister feierten den Geburtstag von Hans Sachs. Es waren auch darunter die Redakteure von Zeitschriften.

Einer sprach zu seinem Nachbar:

Den Artikel über unser Fest für mein Journal werd' ich selbst ausarbeiten, aber es muß doch in den nächsten Blättern

Mannigfaltigkeit seyn. Ich bin wirklich in Verlegenheit um Manuskript. Die Auszüge aus so eben neu erschienenen Büchern sind erschöpft, auch will man etwas Neues haben. Können Sie mir nicht einen Aufsatz liefern?

»Ich stehe zu Diensten, aber worüber? das ist die Frage.«

Worüber Sie wollen.

»Ich weiß in der That nicht. Bestimmen Sie den Gegenstand.«

Ei nun, über diesen Zahnstocher! rief der Redakteur aus, und hielt mich, den er aus dem Zahnstocherbündel gezogen, seinem allezeit fertigen Mitarbeiter hin.

»Schön,« sprach der Aufgeforderte, »ich werde seine Geschichte schreiben! — Marqueur! ein Federmesser, Tinte und Papier!«

Das Verlangte wurde gebracht. Jetzt wandte er sich an die Uebrigen und sprach:

»Damit die Geschichte ganz authentisch werde, meine Herren, soll sie dieser Zahnstocher selbst aufsetzen. Keiner ist doch besser von seinen Abenteuern unterrichtet, als er selbst. Ich werde ihm keine Sylbe zuflüstern; er soll frei und offen erzählen, was ihm begegnet ist.«

Er schnitt mich nun wieder zu einer Feder, spaltete mir den Vordertheil, steckte mich auf einen Zacken seiner Gabel und nachdem er mich tief in die Tinte getaucht, sprach er zu mir:

»Nun schreib'! . . .

Und auf dem gedeckten Tisch, unter Weingläsern und Weinflaschen, unter einigen Körben mit Obst und unter Butter und Käse, auf Tellern mit Glasglocken bedeckt, schrieb ich die vorstehenden Ereignisse meines Lebens nieder. Ich erkläre sie hiemit für wahr und authentisch, und zu mehrer Beglaubigung derselben, haben sie alle meine Kameraden, die auf dem Tische zerstreut herumlagen, durch ihre nicht immer leserliche Unterschrift bescheinigt, wßhalb sie gewiß eben so viel Glauben verdienen, als eine Menge Denkwürdigkeiten und Memoiren, die seit einiger Zeit die Buchdruckerpresse beschäftigt haben und gewiß noch lange beschäftigen werden.

Der Grenadier Lambert.

Bonaparte, Obergeneral der Armee in Italien, hatte sich mit einigen tapfern Soldaten befreundet, welche er gern im Felde wiederfand, nachdem er Kaiser geworden war. Zu dieser Zahl gehörte ein gewisser **Lambert**, bereits unter den Fahnen ergraut, und der alle Feldzüge der Revolution mitgemacht hatte. Folgende Begebenheit gab zu der Freundschaft zwischen dem Soldaten und dem General Anlaß.

Einige Tage vor der Schlacht bei **Lodi**, untersuchte **Bonaparte** die Vorposten und beklagte sich über die häufigen Flintenschüsse, welche er gehört hatte, indem er sagte: »Man muß sein Pulver nicht so mißbrauchen und in's Gesträuche schießen;« als in demselben Augenblick eine Salve von zwanzig Karabinerschüssen vor seinen Ohren vorbeipfiff.

Einige Sekunden später, nachdem er ein wenig von der Ueberraschung zu sich selbst gekommen war, fand er den Grenadier **Lambert** vor sich, welcher während des Schießens eine Schutzmauer mit seinem Körper für ihn gebildet hatte.

— Was machst du da? sagte Napoleon zu ihm.

— Ich warte darauf, daß Sie mir die Erlaubniß geben, einen von diesen Raben, die im Gebüsche sind, aus dem Neste zu jagen.

— Du glaubst also, daß sie da sind, um dich zu erwarten? Kehre auf deine Stelle zurück.

— Wie gestern befinden sie sich im Hohlweg, mein General.

— Ein Grund mehr, sie würden dich tödten.

— O, die sind ungeschickt; wenn sie recht zielen könnten, würden sie uns alle beide getödtet haben: erst mich, dann Sie.

— Du würdest also ihren Chef nicht verfehlen?

— Befehlen Sie, und ich steige ungesehen hinunter.

— Wohlan denn, du willst es, so gehe! . . .

Und der Soldat ging.

Ungefähr nach ein und einer halben Stunde kam Lambert, den man für todt hielt, denn man hatte eine Menge Schüsse fallen hören, wieder zum Vorschein.

— Es ist geschehen! sagte er, und ich bin gut davon gekommen; ich sagte Ihnen ja, daß sie nicht zielen könnten, jetzt brauchen sie nur ihren Hauptmann zu begraben.

— Wie heißt du, fragte ihn Napoleon.

— Ambroise Lambert, aus Pontoise, Departement der Seine und Oise.

— Gut, erwiederte Napoleon, ich werde mich deiner erinnern.

— Danke, General.

Lambert folgte Napoleon nach Aegypten; aber der Soldat sprach mit seinem General nicht wieder, als nach der Belagerung von St. Jean d'Acre. Lambert war schwer am Kopfe verwundet worden, und bestand darauf, in Reihe und Glied zu bleiben, als Bonaparte seine Brigade musterte.

— Nun, Lambert, redete er ihn an, hier scheinen sie das Zielen besser zu verstehen? Sie haben dir da übel mitgespielt.

— Es ward mir in jeder Hinsicht heiß, in diesem verwünschten Lande . . .

— Was verlangst du dafür von mir?

— Daß Sie mir sagen, ich danke, wie ich, wie Sie wissen einst sagte.

— Ja, ja! aber heute werde ich dir zum Dank einen Ehrensäbel geben.

— Er wird angenommen, General.

In allen darauf folgenden Jahren verlor der Kaiser bei keiner Gelegenheit den Soldaten Lambert aus den Augen, da er ihn sehr gern hatte; aber das letztemal, als sie sich wiederfanden, war ein Tag des Unglücks: man ging über die Berezina.

— Du bist jetzt Pontonnier? sagte Napoleon zu Lambert; es ist schön, daß du niemals gute Gelegenheiten außer Acht lässest.

— Ueberall wo Sie sind, weiß ich, daß man immer etwas erwischt, ich habe keine Nase mehr.

— Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, fuhr Napoleon fort.

— Seit dem Tage, wo es so warm war, und wo wir vorwärts marschirten; aber die Temperatur hat sich seitdem verteufelt geändert.

— Wie! du frierst? erwiederte Napoleon lebhaft, um Lambert zu verhindern, sich ganz auszusprechen.

— Ich, mein Kaiser! pah, ich fühle nichts, und wenn Sie nicht klagen, bin ich ganz zufrieden; übrigens wird mir's warm um's Herz, wenn ich Sie sehe.

Drei Tage später erfuhr der Kaiser, daß der Grenadier Lambert erfroren sey. — Es wird mir schwer werden, ihn zu ersetzen, sagte Napoleon kopfschüttelnd.

Und er trocknete eine Thräne von seiner Wange ab, die schon halb gefroren war.

Schuster.

Todtenbalsamirung des Dr. Tronihina in Palermo.

Oeffentliche Blätter sprachen bereits von der neuen Methode des Einbalsamirens, wodurch Hr. Dr. **Tronihina** in Palermo eine Leiche zwei Monate lang vor jeder Spur der Fäulniß sichert; es ist gesagt worden, daß er, ohne den Kör-

per zu öffnen, in weniger als zwei Stunden einen Todten nach seiner Art behandelte, und ihn sodann der dortigen Universität übergab, um jeden laut gewordenen Zweifel gegen die Wirksamkeit seiner Methode niederzuschlagen. Unter dem 24. Mai schreibt man aus Palermo über den Erfolg dieser Probe Folgendes:

»Am 14. Mai, in Gegenwart von mehr als 500 Personen, größtentheils Sachverständigen, wurde die im anatomischen Saale der Universität ausgestellte Leiche untersucht. Zwei Monate und vier Tage waren seit ihrer Einbalsamirung verflossen; und noch immer verbreitete sie keinen üblen Geruch, noch immer war sie vollkommen erhalten. Man bemerkte äußerlich nur einen kleinen Einschnitt von der Länge eines halben Zolles am Halse; das Gesicht war etwas vertrocknet, so auch die Spitzen der Zehen, die daher etwas hart und bräunlich erschienen; so zeigten auch die vertrockneten Augäpfel eine dunkle häutige einigermaßen gerunzelte Decke. Der ganze übrige Körper hatte seine natürliche Farbe und die vollkommene Biegsamkeit der Gliedmaßen beibehalten. Aber noch ungleich höher stieg die Verwunderung aller Anwesenden, als man den Körper öffnete, um die Eingeweide zu untersuchen. Ein solches Resultat hatte Niemand erwartet. Bei der Oeffnung des Schädels strömte das Blut roth und flüssig wie bei einem eben Verstorbenen; man hob die Hirnschale ab und fand die Gehirnhaut weiß und glänzend; unter ihr lag die innere Gehirnmasse so vollkommen frisch, daß sie kaum einem Todten anzugehören schien; außen war sie grau wie gewöhnlich, innen durchaus weiß; die Blutgefäße waren so sichtbar, roth und markirt, wie sie nur in einem frischen Gehirne seyn können. In demselben natürlichen Zustande zeigten sich bei Eröffnung der Brust das Herz und die Lungen; sie hatten nicht allein ihre gewöhnliche Farbe und Weichheit, sondern es floß auch beim Einschneiden eine Menge frisches rothes Blut heraus, wie das nicht bei allen Leichen der Fall ist.

Die überraschendste Erscheinung bot sich dar, als man den Unterleib öffnete. Die Eingeweide, welche gleich nach dem Tode zuerst sich schwärzen und der Verwesung zueilen, waren gerade am vorzüglichsten erhalten, weiß, feucht, glänzend, geruchlos, obgleich sie noch Flüssigkeit enthielten, die ihre Fäulniß hätte beschleunigen sollen. So waren auch Leber, Milz und Nieren völlig frisch, die Gallenblase zur Hälfte mit Galle gefüllt, und die Urinblase enthielt ihre Feuchtigkeit, ohne daß man eine Spur von üblem Geruche bemerkt hätte.

Da folgte auf das aufmerksame Stillschweigen der Anwesenden bei der Untersuchung, mit ächt italienischer Lebhaftigkeit ein laut und wiederholt dem Doktor gebrachtes Evviva!«

Das französische Budget.

Ein Pariser Witzblatt zeigt den Umfang des Budgets in folgender launigen Darstellung: »Das Budget, wie jeder Steuerpflichtige weiß, und wie die Deputirten es votirt haben, belief sich voriges Jahr auf die mäßige Summe von einer Milliarde und zweihundert Millionen. Wisset ihr aber, was eine Milliarde und zweihundert Millionen sind? Wir wollen es euch sagen. Zuvor aber müssen wir euch warnen, nicht zu sehr zu erschrecken; so macht es der Aufseher einer Menagerie, wenn er ein Ungeheuer zeigt. Die Gesammtsumme des Budgets in Fünffrankenstücken macht zuerst das namhafte Gewicht von zwölf Millionen Pfund aus. Dieß in Betreff des Positiven. Angenommen jetzt, daß ihr euere zwölfhundert Millionen dem Schatze zuzuführen hättet, so müßtet ihr euch mit viertausend Wagen versehen, jeden von drei Pferden. Wenn ihr für jeden Wagen eine Last von dreißig Centnern rechnet, so findet ihr gerade euer ganzes Gewicht, nämlich zwölf Millionen Pfund. Ihr habt dann euer Budget auch aufzuladen. Wenn ihr nur einen einzigen Mann dazu anstellt, so wird der arme Teufel für eilf Monat Arbeit haben, wenn er täglich dreihundert sechzig Centner ladet; wollt ihr in Einem Tage damit fertig werden, so müßt ihr dreihundert drei und dreißig Menschen anstellen, die den ganzen vollen Tag zu thun haben werden. Wißt ihr jetzt wie viel Tuch ihr zu euern Säcken brauchen würdet? Eine Kleinigkeit von neunhunderttausend Ellen, welche die erforderlichen zwölfhunderttausend Säcke geben werden. Und dann, wenn alles dieß fertig ist, wenn dreihundert dreiunddreißig Träger eure viertausend Wagen werden geladen haben, wenn eure zwölfhunderttausend Säcke in regelmäßigen Stößen auf einander liegen, eure zwölftausend Pferde vor ihren viertausend Wagen stehen werden, und euer Riesenzug sich in Bewegung setzen wird, um zu dem Schlunde hinzufahren, der ihn verschlingen soll: so wird das Gespann ganz bescheiden eine Strecke von 16 Stunden in der Länge einnehmen. Da habt Ihr jetzt das Budget unter einer wohlfeilen Regierung!«

Frankfurter Theater.

Am 8. Juli sahen wir den alten Jüngling (Lustspiel in einem Akt nach dem Französischen von Lebrun). Die meisten Bühnen Deutschlands kennen ihn längst; für uns wäre er wahrscheinlich ein unbekannter Jüngling geblieben, hätte man ihn nicht von Darmstadt kommen lassen, obgleich es unserer Bühne nicht an alten Jünglingen fehlte. Das Publikum in Frankfurt behauptet, daß unsere Theaterverwaltung, besonders was das Schauspiel betrifft, selbst mäßigen Ansprüchen nicht Genüge leistet. Wir meinen, das Publikum habe Recht. Woran dieß liegt, wissen wir nicht, denn in's Innere unserer Bühnenwelt sind wir nicht eingedrungen, und auch nicht zudringlich genug, die Ursache ergründen zu wollen. Sollte es der Direktion aber gefällig seyn, einen Theil ihrer Sitzungsprotokolle zu ihrer Rechtfertigung durch unsere Blätter zu veröffentlichen, so werden wir keinen Anstand nehmen, ihnen solche zur Verfügung zu stellen. Wie warden die Widersacher alle verstummen! Nur sage uns alsdann die Direktion nicht, daß sie nicht eigenes poetisches Talent genug hätte, selbst Stücke zu schreiben, und daß sie nicht neue Stücke zur Ausführung bringen könnte, wenn deren keine vorhanden seyen. Ach, wie viele Schöpfungen für die deutsche Bühnenwelt sind bereits anderwärts ergraut, ohne daß sich unser liebes Frankfurt daran ergötzt hat! — Beweise behalten wir noch in petto, bis sie von uns verlangt werden. — Kehren wir zum alten Jüngling zurück, den wir im Stich gelassen haben, obgleich er der Kritik ziemlich Stich hält. Die Idee, daß ein alter Junggeselle durchaus Junggeselle, aber ohne das Epitheton »alt« seyn will, ist, wie jedermänniglich bekannt, nicht neu. Das soll aber unserem heutigen Lustspiele nicht zum Vorwurfe gereichen, da jener Idee in demselben eine recht ergötzliche Seite abgewonnen worden ist: Hr. Steck traf heute ziemlich den Fleck, und gab seinen Jüngling mit alt burschikoser Eleganz. Nur etwas weniger Kathederton und noch etwas mehr kontrastirendes Nüanciren zwischen dem Wollen und Nichtkönnen, womit sich der gute alte Jüngling so ergötzlich abquält, und wir hätten nichts mehr auszusetzen. Secundo hörten wir heute einen Kammermusikus Ih. Maj. der Königin von England. Er spielte die Polonaise des zwölften Violinkonzertes von Spohr (dessen Schüler er ist) mit lobenswerther Sicherheit, schönem, reinen Ton und achtbarer Kunstfertigkeit. Der Beifall blieb nicht aus. Doch bald hätten wir den Namen des Künstlers vergessen; er heißt: H. Blagrove, und ist dem Anscheine nach noch ein ganz junger Mann. Herr Hampelmann im Eilwagen beschloß den heutigen Theaterabend. Ref. war bei der Abfahrt nicht mehr zugegen, und behält sich den kritischen Reisebericht auf ein andermal vor. Daß Hr. Hassel aber als Hampelmann die Beleuchtung eines Hogarth's und Lichtenberg's verdiente, um sein Spiel durch Wort und Grabstichel zu fesseln, wird Niemand in Abrede stellen.

S.

Theateranzeige.

Samstag, den 12. Juli. Das Mädchen aus der Feenwelt, oder: Der Bauer als Millionair, Originalzaubermährchen in drei Akten, von Raimund, Musik von Kapellmeister Drechsler.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 65. 13. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Eine Scene aus dem Leben in Westindien.

(Schluß.)

Wir haben unsere Leser mit der gräßlichen Behandlungsart bekannt gemacht, welcher die Negersklaven auf Barbados ausgesetzt sind; wir führen hier unverändert aus der zu Neu-Orleans erscheinenden »Abeille« vom 3. April d. J. noch ein Beispiel der Grausamkeit an, die an dieser unglücklichen Menschenrace mit teuflischem Scharfsinn geübt wurde.

Eine Feuersbrunst im Hause der Frau Lalaurie in der Hospitalstraße in Neu-Orleans führte auf die Entdeckung von unglaublichen Abscheulichkeiten, die um so mehr Entsetzen einflößen, als sie von einem Weibe verübt wurden.

Das unter dem Namen Mad. Lopez, Witwe Blanque, bekannte, und jetzt mit Dr. Lalaurie verheirathete Ungeheuer wohnt in Neu-Orleans, da wo die Königs- und Hospitalstraße zusammenstoßen, und ist schon seit langerer Zeit in dieser Stadt durch ihre Abscheulichkeiten verrufen, die ihr bereits mehre Male obrigkeitliche Verweise zuzogen. (Sie ward vor mehren Jahren wegen der schlechten Behandlung ihrer Sklaven, und weil sie die Ursache des Todes mehrer derselben war, zu einer Geldbuße verurtheilt.) Es ist unglaublich, wie weit die Barbarei dieses Henkers in Weibesgestalt ging. Folgender Bericht wird sie dem Publikum in ihrer ganzen Schwärze vor die Augen führen und sie der allgemeinen Verwünschung anheimgeben.

Gegen 8 Uhr Morgens brach das Feuer in dem Hause der Frau Lalaurie aus. Eine unermeßliche Volksmenge häufte sich in der Hospital- und den anstoßenden Straßen an, nicht um hülfreiche Hand anzulegen, sondern um Zuschauer bei der Vernichtung eines Hauses zu seyn, wo so viele schändliche Verbrechen vollbracht worden waren. Man hoffte in den Flammen den Rächer zu sehen der zahllosen fluchwürdigen Thaten, die von dieser Frau, der Schande ihres Geschlechts, verübt wurden. Von der Küche aus ergriff das Feuer das von den Eigenthümern bewohnte Hauptgebäude. Hierauf mußte man das Dach abbrechen, denn das in Masse versammelte Volk hegte den Verdacht, diese schmachvolle Megäre möchte irgend einen Mord an ihren Sklaven verübt haben — ein Verdacht, der nur zu gegründet war. Man schaudert bei der Erzählung! es fanden sich sieben mehr oder weniger verstümmelte Sklaven mit zerhauenen Köpfen und zerfetzten Gliedern!

Wir, die wir diese Zeilen schreiben, sahen mit eigenen Augen diese Unglücklichen. Wir sahen die in ihre Wunden getriebenen Eisen, und erfuhren, daß sie seit mehren Monaten in dieser Lage waren, und nur Grütze und Wasser zur Nahrung erhielten, und dieß nicht in hinlänglicher Menge. Wir sahen, wie der Friedensrichter, Hr. Montreil, einige Zeit lang vergebliche Versuche zur Befreiung dieser Unglücklichen machte, welche die verbrecherische Lalaurie ohne Zweifel gerne hätte verbrennen sehen, nur um die Gelüste ihrer wilden Seele zu stillen!!

Endlich wurden die Thüren erbrochen, die Sklaven weggeführt und von einer unermeßlichen Volksmenge vor die Schranken des Maire gebracht, der ihre Fesseln brechen ließ. Unter ihnen befand sich ein Greis, den sein Alter gegen solche Barbarei hätte schützen sollen; aber Frau Lalaurie kannte das Mitleiden nie. Was soll man von Hrn. Lalaurie sagen?! Eine Negerin, auch eine der Sieben, gab dem Maire die Erklärung, sie habe das Feuer angelegt, in der Absicht, ihren und den Leiden ihrer Unglücksgenossen ein Ende zu machen, und den Tod in den Flammen zu finden.

Neue Nachweisungen: Seit gestern Vormittags 9 Uhr bis Nachmittag 1 Uhr ward das Gefängniß nicht von Personen leer, die diese unglücklichen Märtyrer besuchten, welche ohne diese glückliche Feuersbrunst, die ihnen Befreiung brachte, einem unfehlbaren Tode nicht entgangen wären. Wenigstens zweitausend Personen haben sich mit eigenen Augen von den Drangsalen überzeugt, welche diese Unglücklichen zu erdulden hatten. Kaum ins Gefängniß gebracht, verschlangen sie alsbald alle Lebensmittel, die ihnen gereicht wurden; denn seit mehren Monaten waren sie einer genügenden Nahrung beraubt.

Einige Personen, welche die Werkzeuge sahen, deren sich diese Bösewichter bedienen, versichern uns, daß nichts gespart wurde, um ihren Opfern alle Arten Qualen aufzulegen; man fand schneidende Halseisen und eine unendliche Zahl anderer Marterinstrumente, von denen wir keine Beschreibung zu geben vermögen.

Man versichert uns, daß Hr. Mazureau, Generaladvokat, mit der gerichtlichen Verfolgung dieses Ungeheuers, dieser neuen Lukretia Borgia, dieser der Hölle entwischten Furie, beauftragt sey, die von ihren teuflischen Lehren einen nur zu guten Gebrauch machte.

Neue Details: Ein schlagendes Beispiel der Volksrache fand bei einer Frau Statt, die durch mehr als Einen Akt der Grausamkeit eine unglückliche Berühmtheit erlangte!.... Während des gestrigen ganzen Tages strömte unaufhörlich eine große Masse Neugieriger zur Wohnung der Mad. Lalaurie, bekannter unter dem Namen Witwe Blanque, welche Nachmittags unsichtbar geworden war; gegen 8 Uhr Abends, wo die Volksmenge sich beträchtlich vermehrt hatte, begann man einen geregelten Angriff auf ihr Eigenthum. Eine ihrer Karrossen, die auf der Straße stand, ward vor allen Dingen in Stücke gerissen, hierauf schoß man Bresche beim Hauptgebäude, das hermetisch verschlossen war; die ersten Wurfgeschosse waren Kiesel- und andere Steine, die nur wenig Wirkung hervorbrachten, man sprengte daher mittelst einiger Aexte mehre Fenster, die den Stürmenden einen leichten Eingang in diesen Nesselthurm verschafften. . . .

Nichts konnte nun der Volkswuth Einhalt thun; Alles

ward zerbrochen — Meubles und andere Effekten von sehr großer Schönheit, und im Werthe von ungefähr 10,000 Dollars, wurden in Stücke gerissen — die Keller geleert, alles Tafelwerk, alle Fußböden, Plafonds, Treppen, Treppengeländer, und selbst die eisernen Balkone wurden zerstört — die Königs- und Hospitalstraße waren mit Schutt, Trümmern und sonstigen zerstreuten Gegenständen angefüllt, die sich mit erstaunlicher Schnelligkeit anhäuften, und die beim Scheine der Fackeln ein eben so trauriges als gräßliches Schauspiel darboten. Im Augenblick, wo wir unser Blatt schließen (Mitternacht), schien die Volksrache noch nicht befriedigt, da der Sturm fortwährend tobte; vom ganzen Gebäude blieben nur die Mauern stehen, und wir können nicht sagen, ob wir sie beim Erwachen nicht auch niedergerissen finden werden! Es ist das Erstemal, daß sich in Neu-Orleans ein solches Ereigniß zuträgt; bewahre uns Gott für die Zukunft vor einem ähnlichen! (Ausland.)

Die Kunst, Jemanden den Charakter an der Nase anzusehen.

Deine Nase ist wie der Berg Karmel.
Salomo.

Es existirt in der gelehrten Welt ein großer Irrthum, ein Vorurtheil, welches zu bekämpfen, wir für unsere Pflicht halten. Dieser Irrthum liegt in dem Ausspruche: die Augen des Menschen sind der Spiegel seiner Seele, die Augen sind der Abdruck seiner Gedanken, in seinen Augen muß man lesen. — Falsch! Wer den Menschen nach den Augen beurtheilen will, der versteht sich nicht darauf; die Augen sind ein zu bewegliches Organ, auch können sie, wenn sie sich plötzlich schließen, die ganze Schlußfolgerung mit einemmale unterbrechen. Es gibt im menschlichen Gesicht ein anderes, weit sicheres und unfehlbareres Kriterium, durch das man im Stande ist, die Gedanken einer Person zu überraschen, ihnen zu folgen, sie zu studiren und nach Gefallen zu zergliedern; dieser andere Prüfstein ist die Nase. — Die Nase thront vor uns mitten im Gesicht; sie stellt sich unsern Beobachtungen unverhüllt dar, sie läßt keine mögliche Verstellung zu, und wenn wir einmal so weit gekommen seyn werden, daß wir sagen: die Nase ist die Seele des Menschen, wie wir schon gesagt haben: die Verdauung ist gleichbedeutend mit dem Menschen, dann wird man mit einemmale einsehen, welch' ein fruchtbarer Schacht der Beobachtung sich von dieser Seite der Physiologie eröffnet. Kein Mann wird an uns vorübergehen, keine Frau in einen Salon treten, ohne daß wir nicht nach dem bloßen Ansehen der Nase sagen könnten, dieser Mann ist ein Tropf oder ein Genie, diese Frau ist vernünftig, oder ist eine Närrin; mit ein wenig Uebung würde man durch das Ansehen der Nase es so weit bringen, daß man die Beschäftigung einer jeden Person errathen könnte, so daß man also, ohne die geringste Kunde zuvor einzuziehen, und bloß der Nase nach bestimmte: das ist ein Advokat, das ist ein Richter, das ist ein Krämer, jener ein Mitglied der ökonomischen Gesellschaft, ein Arzt oder ein Konditor. — Dieß wäre eine ganz neue, noch zu begründende Wissenschaft, die aber die schönste Theorie zulassen würde. Es würde ihr nicht an Beweisen fehlen, sie hätte historische Belege, Zeugnisse aus vergangenen Jahrhunderten, kurz Alles für sich; der Doktor Gall mit seinen fünfzehn Millionen Beispielen, die er zur Unterstützung seines Systems sammelte, würde dasselbe neben der Nasentheorie selbst für nichts achten, wenn einst ein thätiger Mann sich die Mühe geben und die Fälle aufzeichnen wollte, durch welche sich ihre Autorität begründen ließe.

Unterdessen gibt es feste Grundlagen, an welchen diese neue Wissenschaft einen ganz natürlichen Stützpunkt hat; es sind folgende:

1) Die menschlichen Nasen müssen unter mehre Kategorien gebracht werden; es gibt mehre genau unterschiedene Klassen, denen man jede vorkommende Nase unterordnen muß, von der Stumpfnase bis zu der breit aufgeblähten, die sich auf gewissen Gesichtern wie ein tuberkulöser Auswuchs präsentirt.

2) Die Form der Nase, ihre Länge, ihre Breite, ihr Umfang, stehen in direktem Verhältnisse zu den intellektuellen Fähigkeiten des Individuums, das sie trägt.

Sind diese beiden Grundsätze festgestellt, so bleibt uns nur noch eins zu thun übrig, nämlich zu bestimmen, welche Fähigkeit dieser oder jener Nasenhervorragung, dieser oder jener besondern Entwickelung, sey es am untern Ende, an der Spitze, oder an den Seitenwänden der Nase, entspreche. Diese Schwierigkeit ist aber gehoben, und der Geschichte folgend, setzen wir folgende Kategorien fest:

Die Stumpfnase. — Die Stumpfnase ist die am wenigsten entwickelte; wo sie anfängt, hört sie auch fast schon wieder auf, hat statt eines zugespitzten Endes eine platte, breite, und im Allgemeinen nicht sehr anmuthige Oberfläche. Es ist die Nase eines Sokrates, Xenophon, Aesop, es ist die philosophische Nase. — Es gibt aber noch eine Unterabtheilung zu dieser Kategorie von Nasen, dahin gehören die plattgedrückten; diese sind überaus philosophisch. Der Mensch mit einer plattgedrückten Nase lacht niemals; er hat große Anlage zur Selbsucht.

Die dicke Nase. — Die eigentlich sogenannte dicke Nase erhebt sich breit wie ein Berg und reicht von einem Mundwinkel bis zum andern. Apicius hatte eine Nase dieser Art — es ist die sinnliche Nase, die Nase des Satyr. Ein Mensch mit dieser Nase nimmt sich vortheilhaft aus vor einer wohlbesetzten Tafel, er zecht brav; dafür denkt er aber in der Regel wenig; er ist, wo nicht ein guter Gesellschafter, doch ein Mann, der sich selbst gut unterhält, der sich angelegentlicher mit einer Flasche Wein, als mit einem epischen Gedichte beschäftigt, mit einem guten und saftigen Diner, als mit einer akademischen Sitzung. Die dicke Nase ohne besondere Modifikation ist der Typus der Dummheit; ist die dicke Nase aber entweder rücksichtlich ihrer Länge, oder rücksichtlich ihrer übrigen Bildung modifizirt, so wird sie der Repräsentant der Feinheit und Verschmitztheit. Die Nachkommen einer dicken Nase sind gewöhnlich lang, und die lange Nase ist die Nase der Poesie, die Nase der Intrigue, der Arglist, die Nase des ausgezeichneten Verstandes.

Die lange Nase. — Aristophanes hatte eine übermäßig lange Nase. Man sagt, daß dem Plautus die Kinder auf den Straßen nachgelaufen wären, weil dieses Organ über sein übriges Profil bedeutend hervorgeragt habe. Racine, Boileau, Molière hatten Musterexemplare dieser Art aufzuweisen. Walter Scott und Schiller, in England und in Deutschland, V. Hugo und Lamartine in Frankreich bestätigen ebenfalls die Wahrheit dieses Prinzips. Ein sehr gelehrter Mann äußerte sich kürzlich über Jemanden, welcher abscheuliche Verse vorlas: wie sollte auch dieser Unglückliche Dichter seyn können, hat Jemand bei einem Dichter eine solche Stumpfnase gesehen?

Bei den langen Nasen erwähnen wir noch die von Louis XV. und Machiavelli, und fügen hinzu, daß der langen Nase, außer daß sie die poetische ist, auch noch das Prädikat der Arglist und der Falschheit zukommt. Man nehme sich vor langen Nasen in Acht!

Außer diesen drei Kategorien: der Stumpfnase, der dicken und der langen Nase, den Kulminationspunkten auf dem Felde dieser neuen Wissenschaft, den Leitsternen des Geistes, durch die es möglich wird, sich in der ganzen Materie zu

orientiren; — außer diesen drei Hauptklassen gibt es eine Menge daraus hervorgehender Unterabtheilungen: die gerade, die konkave, die gewölbte Nase, die sich alle mehr oder weniger den aufgestellten Typen nähern. Man müßte ein Buch schreiben, oder vielmehr einen Stammbaum entwerfen, durch den man von der niedrigsten bis zur höchsten Ordnung aufstiege. Man hat zum Behuf der Klassifikation der Mineralien und Vegetabilien Tabellen entworfen, eine leichte Mühe; warum hat man sich von einer ähnlichen Arbeit in Bezug auf die menschliche Nase abschrecken lassen, da sie doch den Grund zu der Kunst legen würde, den Menschen auf den ersten Anblick nach der Nase zu beurtheilen?

Wir haben hier noch nichts von den Familiennasen gesagt, der bourbonischen, der napoleonischen, von denen die erstere aus einer Adlernase in eine Papagoiennase ausgeartet, die zweite, der Typus des Ernstes und der Strenge, ohne Nachkommenschaft verloren gegangen ist. — Wir haben ferner die Frauennasen mit Stillschweigen übergangen, ob diese gleich wegen der Wichtigkeit ihrer möglichen Aufschlüsse einer speziellen Erwähnung verdienen, da sie z. B. angeben könnten, wie weit es eine Nase gleich der der Roxelane, eine andere längere, oder noch eine andere an ihrer Basis mehr oder weniger breite, in der Kokketterie treiben werde. — Die Nasentheorie würde, wie sich aus diesem einfachen Abrisse leicht schließen läßt, eine fruchtbare Theorie seyn, würde eine höchst nützliche und in jedem Augenblicke anwendbare Wissenschaft werden; möge daher ein Genie kommen, das sie begründet, es wird dadurch, wo nicht der Menschheit einen wesentlichen Dienst leisten, doch der ganzen Menschheit ein anderes Ansehen geben; denn es wäre eine große Revolution, wenn einst ein Jeder, um zu wissen, wie er mit seinem Nebenmenschen daran wäre, ihm nur nach der Nase zu sehen brauchte.

Grundsätze des John Bull.

(Nach dem New Monthly Magazine.)

1. Alles in England — es liegt wenig daran, wie es hingekommen — ist besser als irgend Etwas außer England. Eine britische Schlehe ist besser, als eine portugiesische Traube.

2. Jede Neuerung, Veränderung oder Neuigkeit, gleichviel, ob nützlich oder nicht, die vom alten englischen Gebrauche abweicht, sollte vernichtet werden.

3. Religion ist Sache der Politik, und es gibt nur einen Glauben für alle Zeit, welchen Alle, vermöge einer Parlamentsakte, halten müssen. Die nicht glauben, haben kein Recht auf die Institutionen, welche sie mit ihrem Gelde unterstützen helfen, mögen sie nun $^9/_{10}$ oder $^1/_{10}$ der Bevölkerung ausmachen.

4. Vertheidigt Jemand eine Sache, so ist es gleichgültig, ob er sie glaubt, darnach handelt oder nicht. Ein Trunkenbold kann Nüchternheit lehren, weil die Tugend in dem liegt, was man sagt, und nicht in Dem, was man thut; denn das Wort kann ohne die That, ohne das Beispiel wirksam seyn.

5. Nirgends gibt es eine besondere Tugend, als in England; Schottland kommt demselben in der Reinheit und Ehrlichkeit ziemlich nahe; Irland, einige protestantische Geistliche und die Orangemänner ausgenommen, ermangelt aller Menschlichkeiten, ist die Hefe der Nationen.

6. Alle Franzosen sind Wichte.

7. Alle Französinnen taugen nichts.

8. Londoner Porterbier ist besser als Burgunderwein.

9. Die englische Gesetzpraxis ist die beste und unverfälschteste der Welt, und übertrifft das Gesetz selbst, welches doch die Vollkommenheit menschlicher Weisheit ist.

10. Geld ist der Hebel der Welt: wer die vollste Börse hat, ist darum der achtbarste Mann im Publikum.

11. England ist das Muster der Moralität aller Nationen; zwar nicht eben, wie sie sich in den Londoner Salons, in den Theatern, auf den Spaziergängen und in Bagnios zeigt; — allein das Laster muß doch eine Heimath haben, und es ist dann besser, es logirt sich in allbekannten Wohnungen. Außer diesen Orten besteht dann in dem britischen Reiche wenig oder gar keine Unmoralität.

12. Wer eine Tasche ausstiehlt, ist ein Dieb, und muß dafür gehängt werden; wer ein öffentliches Amt bekleidet und einen Dieb macht, fehlt nicht, er ist nur ein Schuldner. Wer Vormunds-, Wittwen- und Waisengelder vergeudet, ist blos in seinen Geschäften unglücklich.

13. Kein Fremder soll ungestraft einen Fehler an unserer Regierung finden; John Bull behält sich das Recht vor, die Fehlenden selbst auszuhunzen.

14. Ein voller Beutel wiegt jeden Charakter auf.

15. Branntwein und Bier aller Art sind die besten Getränke der Welt; ungeachtet sie sehr zu Luxus reizen, sind wir doch das nüchternste, religiöseste und bescheidenste Volk der Welt.

16. Schwere Abgaben sind Beweise des Nationalglückes: denn wie könnte man sie sonst aufbringen?

17. Deutsche Walzer sind Unheil, französische Moden Verderben; unsere Weiber dürfen nur nach dem Dudelsackpfeifentanz tanzen, und sich nur nach alter Mode kleiden.

18. Nimm deinen Hut vor einem Lord ab; bücke dich tief vor einem Baronet und zieh' den linken Fuß zurück; nicke achtungsvoll vor dem Squire, wenn du mit ihm bekannt bist; den Freund aber klopfe so wacker auf die Schulter, als wolltest du einen Ochsen todtschlagen.

19. Beleidige nie den Pfarrherrn, denn obgleich er einer jener trefflichen Männer der Kirche ist, von denen man wenig hört, weil sie viel Gutes thun, so wird er dir doch nie verzeihen.

20. Geh' regelmäßig in die Kirche; es ist ein gutes Exempel. Du brauchst nicht darauf zu merken, was in der Kirche vorgeht; du kannst im Kirchenstuhl deine Ernte und deine Schuldner so gut als hinter dem Kamin zählen; der gute Name, den du durch dein Exempel erwirbst, bezahlt dich reichlich für die Mühe, eine Stunde lang in der Kirche zu seyn; dieß ist das Wahre von $^9/_{10}$ unserer modernen Religion.

21. Brauchst du Wildpret, so kauf es vom Wildschützen; denn du ersparst Geld, und das ist erste Regel. Bist du aber von der Jury, und der Wilddieb wird angeklagt, so verdamme ihn; denn Wilddiebstahl ist Quelle vieler Laster. Es gibt immer noch Wilddiebe genug, so wie es an Wild nicht fehlt.

22. Leih dein Geld deinen Freunden — wenn sie sicher stehen; Allmosen gib nur, wenn es in der Zeitung bekannt wird.

23. Gehst du auf Reisen und hast Calais vor dir, so krame alle deine Flüche aus, und so fort, bis du wieder nach Dover kommst.

24. Kannst du ein paar Worte französisch, so sage, Frankreich sey erbärmlich; man müsse da Hungers sterben, weil es kein Roastbeaf und keine Hammelskeule gebe.

25. Bist du im Louvre, so schwöre, er sey gegen Kensington Palace ein Kuhstall.

26. Glaube nie deinen Augen, wenn sie etwas sehen, was deinen Vorurtheilen widerspricht. Siehst du je etwas wirklich Schönes, so sage, es ist fast so schön, wie in England.

27. Tugend in Lumpen trägt nicht so viel Interesse, um die Lumpen anzuschaffen; vornehmes Laster bezahlt besser; kannst du anstehen, welche Wahl zu treffen?

28. Halte deine Dienerschaft fern von dir und lerne dich selbst achten; Hunde, Bediente und Pferde müssen ihre Stellung kennen, und stets ihre Unterwürfigkeit fühlen.

Die zu Kälbern gewordenen Kühe.

Als zur Zeit der ersten Feldzüge in Italien Napoleon dahin abging, hatte er für die Armee eine Heerde von zehntausend Stück Rindvieh angekauft, welche er einem Intendanten, dessen Name hier nichts zur Sache thut, bis zu seiner Rückkehr zur Fütterung übergab.

Als sich der Intendant mit seinen zehntausend Stück Rindvieh allein sah, stiegen folgende Reflexionen in seinem Gehirne auf: »Der Teufelsmann will Italien erobern; aber man erobert Italien nicht so leicht, wie man ein Glas Wasser austrinkt. Um einen solchen Hauptstreich auszuführen, braucht er wenigstens eben so viel Zeit, als ein Kalb bedarf, bevor es eine Kuh wird.«

Die Folge dieses Raisonnements, welches allerdings vortrefflich gewesen wäre, hätte an der Spitze der Armee ein Mann, wie dieser Intendant, gestanden, war, daß besagter Intendant die 10,000 Stück Rindvieh auf dem Markte verkaufte, eine gleiche Anzahl Kälber dafür ankaufte, den gewonnenen Ueberschuß in seine Tasche strich, und sich mit dem oft wiederholten Ausrufe beruhigte: »Beim Teufel! man erobert nicht Italien, wie man ein Glas Wasser trinkt.«

Allein das Sprichwort: Wer ohne den Wirth die Rechnung macht, muß sie zwei Mal machen, bewährt sich stets, welches um so mehr hier der Fall seyn mußte, wo Napoleon der Wirth war. Denn fast in derselben Zeit, welche man braucht, um ein Glas Wasser zu trinken, hatte Napoleon Italien überwunden. Er kam zurück und verlangte sein Rindvieh. Es war hier an keinen Aufschub, an keine Verzögerung zu denken. Der unverschämte Intendant, wie es alle diese Leute sind, kam mit seinen 10,000 Kälbern zum Vorscheine, und sprach: »General, hier sind sie!«

» — Wahrhaftig, begann Bonaparte, Ihr seyd ein kühner Schurke! Das weiß ich wohl, daß zu jeder Zeit aus Kälbern Kühe werden, aber das hier ist das erste Mal, wo ich erfahre, daß aus Kühen Kälber geworden sind. — Ihr verdient gehangen zu werden, mein Herr Intendant, und dieß soll auch geschehen.«

Dieser ließ sich das Ding nicht noch ein Mal sagen, sondern setzte sich auf die Post und fuhr auf und davon.

Im Jahre 1815 blieb der Kaiser bei einer Revue vor einem Soldaten stehen und sagte: »J! was! .... was macht Ihr denn hier? ich habe Euch ja vor zehn Jahren in Italien aufhängen lassen!«

» — Sire, antwortete der Intendant, denn er war es, Eure Majestät muß es doch nicht gethan haben; indessen stehe ich immer noch Ew. Majestät ergebenst zu Diensten.«

Der Kaiser mußte lachen, verzieh dem Intendanten, und beauftragte ihn selbst mit einer Mission nach Deutschland. Diese Mission bestand in der Ueberbringung von Proklamationen; doch man erkaufte den Intendanten mit sammt den Proklamationen; allein auch hier war die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Teufelsintendant warf nach Empfangnahme des Geldes, um die Proklamationen zu vernichten, diese in ein Paquet zusammen gebunden, ich weiß nicht mehr in welchen Fluß, von wo sie einige von ihm eine Meile weithin an den Fluß abgeschickte Leute aus dem Flußbette retteten und sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangen ließen. (Schnellpost für Moden.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein englisches Journal enthält folgende Einzelnheiten über die Familie Taglioni: Die berühmte Tänzerin Taglioni ward zu Stockholm geboren. Ihr Vater war erster Tänzer und Ballermeister in dieser Stadt, als er die Tochter Karstens, der als schwedischer Sänger und tragischer Schauspieler sich großen Ruf erworben hatte und von Gustav III. mit dem Titel eines Hofsekretärs beehrt worden war, heirathete. Da er zugleich Geschmack und Verstand besaß, so bewirkte Taglioni eine gänzliche Reform in den Kostümen des Stockholmer Theaters, und unterdrückte die Reifröcke, die Schönpflästerchen, die ailes de pigeon u. s. w., welche damals eine unumschränkte Macht übten, gänzlich. Nach einem langen Aufenthalte in Schweden begab sich Taglioni nach Deutschland, und im Jahre 1822 debütirte seine Tochter unter seinen Auspizien auf dem Wiener Theater. Bald darauf ward diese vollendete Künstlerin nach Paris berufen. Jedermann kennt ihren glänzenden Empfang in dieser Stadt, und den Enthusiasmus, den ihr außerordentliches Talent unaufhörlich erregte. Die Wittwe des Schauspielers Karsten lebt noch in Stockholm, so wie die beiden Brüder der Mutter Taglioni.

Ich saß bei Tafel neben Diderot, — erzählt eine galante Dame, aus Ludwig XV. Zeit, in ihren Memoiren: und sah ihn erbleichen, weil ich zufällig mein Messer so auf das seinige legte, daß beide ein Kreuz bildeten. Eilig schob er sie aus einander, nahm wie in der Zerstreuung etwas Salz und warf es hinter sich. »Ich habe Sie ertappt,« sagte ich zu ihm; »Sie glauben an Gott.« Bewahr' mich Gott vor einer solchen Ungereimtheit, entgegnete er; weßhalb meinen Sie das? »Wegen Ihrer Hast, mit der Sie die Messer verschoben, und Salz als Sühnopfer hinter sich warfen.« Er erröthete und sagte achselzuckend: Jugendliche Vorurtheile sind kaum auszurotten; Alles, was unsere Vernunft dagegen vermag, ist, sie mit so viel Lichtern zu umgeben, daß sie unsichtbar werden. Sorgt man aber nicht, daß sie hübsch brennend bleiben, so kommen jene gleich wieder zum Vorschein. Das ist meine Entschuldigung einer beinah unwillkürlichen Handlung, denn ich war zerstreut.«

(Wohlfeile Popularität.) Eines Tages ging Napoleon mit einigen Ingenieuren im Lager von Bologna am Ufer des Flusses spazieren. Ein alter Seemann that dasselbe. Man redete sich an; und ohne daß der alte Seefisch befangen dabei zu werden schien, entspann sich eine Unterhaltung. Im Plaudern zieht der Kaiser, ohne daran zu denken, seine Dose hervor, in welche, nach einer kleinen vertraulichen Verbeugung, der Seemann seine beiden Finger versenkte. »Den Teufel auch,« sagte Napoleon ganz erstaunt; »es scheint, daß der Kamerad meinen Tabak gebrauchen kann!« — Der Kamerad aber, welcher die Fassung verliert, läßt seine Prise fallen, und überschlägt sich in Entschuldigungen. — Der Kaiser machte die Dose zu, und sagte zu ihm: »Da, alter Freund; weil du den Tabak gebrauchst, so nimm auch die Dose.« — Der alte Seemann hatte nichts Eiligeres zu thun, als aller Welt zu erzählen, was ihm begegnet war. Da gab es nun keinen Schnurrbart, der nicht die Tabaksdose hätte sehen wollen. Diese kleine Begebenheit machte Napoleon unter der ganzen Schiffsmannschaft populärer, als wenn er einen sechsmonatlichen Sold bewilligt hätte.

(Vorspiel des Unglücks.) An einem Nachmittage kam Napoleon zu Pferde von der Jagd nach Saint-Cloud zurück. Die Kaiserin Marie Louise fuhr vor ihm her; ihr feuerfarbener Kaschmir weht aus dem Wagen; und das Roß des Kaisers, dadurch scheu gemacht, wirft seinen Reiter ab. Man hält an; Napoleon hatte sich durchaus nicht beschädigt, und steht schnell wieder auf. Die Kaiserin bezeigte ihm den lebhaftesten Antheil; er aber machte ihr folgende schmerzliche Erwiederung: »Ich weiß nicht, wie es zugeht, Madame; aber seit Sie bei mir sind, begegnet mir nur Unglück.« — Die Kaiserin zerfloß in Thränen.

Theateranzeige.

Sonntag, den 13. Juli. Fra Diavolo, oder: Das Gasthaus zu Terracina, komische Oper in drei Akten, aus dem Französischen, von Scribe, Musik von Auber. — Gastrolle: Zerline, Dem. Pistor, kurfürstl. hessische Hofsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 66. 14. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der alte Komödiant.

Ich fragte lang', ich fragte Jeden,
Doch Keiner wußte mir zu reden.
Ich ging hinein in manches Haus,
Aus manchem wieß man mich hinaus;
Und endlich einen Freund ich fand,
Der führt' mich durch die Menschenmasse,
Und sprach: in dieser engen Gasse,
Hier lebt der alte Komödiant.

Ich trat mit schüchtern-stillem Schritte
Hinein in eine kleine Hütte;
Die ward mir schnell zum Heiligthum;
Ein Tempel schien sie, den der Ruhm
Gebaut, und der nun ewig stand.
Jetzt kommt, so dacht' ich, mir entgegen
Und gibt als Priester seinen Segen
Mir mild der alte Komödiant.

Doch trüber Täuschung ward ich inne,
Wie starrten plötzlich meine Sinne!
Auf hartem Boden lag ein Greis,
Sein Haar und Bart war silberweiß;
Der Augen Glut war ausgebrannt,
Und zitternd bebten seine Glieder,
Und flogen fiebrisch auf und nieder;
Es war der alte Komödiant.

Da faßte mich der Schmerzen Schauer,
Ich trat hinzu mit tiefer Trauer,
Ein Thränenstrom schoß mir herab,
Fiel auf's lebend'ge, öde Grab.
Ich faßte leise seine Hand,
Da, ob ein Traum ihm hold erschienen,
Da lächelten sanft seine Mienen,
Es sprach der alte Komödiant:

»So kommst du endlich, mich zu retten,
Und nimmst mir ab die schweren Ketten,
Die meinen Körper wund gedrückt?
Mein Geist floh' längst schon, hochentzückt
Hinüber in das Ruheland;
Zurückgeblieben ist die Hülle,
Bald liegt auch sie in Grabesstille,
Bald ruht der alte Komödiant.

Und hinter mir lass' ich die Sorgen,
Die von des Lebens erstem Morgen
Bis zu dem Abend mich umrankt;
Lang' bin ich matt umhergewankt,
Die Menschen haben mich verbannt.
Des Jünglings und des Mannes Gaben,
Im Greise liegen sie begraben,
Der arme alte Komödiant!

Doch Eines nehm' ich mit von hinnen,
Das schwebt wie Licht vor meinen Sinnen,
Das reißt kein Tod mir aus der Brust;
Es war die Quelle meiner Lust,
Das halt' ich fest am Grabesrand,
Den süßen, heil'gen Götterfunken,
Der frühe ihm in's Herz gesunken,
Nimmt mit der alte Komödiant.

Der Kunst war stets ich treu ergeben,
Sie war mein Licht, sie war mein Leben,
Was ich gethan mit schwacher Kraft,
Das hat ein Gott in mir erschafft;
Hat auch die Menschheit mich verkannt,
Der Werth, der in dem Busen glühet,
Ist schön wie Lorbeer, der da blühet,
Ihn fühlt der alte Komödiant.«

Da brach sein Aug' im blassen Tode,
Ein Lächeln noch, sein treuer Bote,
Verklärte mild sein Angesicht.
Da ward es plötzlich hell und licht,
Ein Säuseln, wie ich's nie gekannt,
Fing an zu weh'n mit Frühlingsfülle,
Sein Athem brach, sein Herz stand stille;
So starb der alte Komödiant.

Die Gräfin Wartenberg.

(Auszug aus dem Werke: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, von Dr. Förster. Potsdam, Riegel. 1834.)

Die Gräfin Wartenberg, Gemahlin des Staatsministers dieses Namens unter der Regierung Friedrich Wilhelm I, war die Tochter eines Weinschenken Namens Rickers zu Kleve. Sie hatte als Frau des Kammerdieners Bidekap sich die Gunst des Ministers zu erwerben gewußt, der sie nach dem Tode ihres Mannes heirathete. Daß sie selbst über den König, zumal nach dem (1705 erfolgten) Tode der Königin Sophie Charlotte, einige Gewalt ausgeübt, scheint daraus hervorzugehen, daß er, um ihrer Hofart Genüge zu thun, die Herzogin von Holstein-Beck durch ein Geschenk von zehntausend Thalern bewog, der Gräfin Wartenberg den Vorrang bei Hoffesten abzutreten. Die Gräfin war so eifersüchtig darauf, ihren »pas« unmittelbar hinter denen Prinzessinnen von Geblüt zu behaupten, daß sie darüber mit der Gemahlin des hollän-

dischen Gesandten in so lebhafte Erörterung gerieth, daß — wie Hr. von Pöllnitz bemerkt — durch diesen Streit beinahe das ganze Staatssystem von Europa verrückt worden wäre. Die Könige von Polen und von Dänemark waren damals (1709) in Berlin anwesend, und erschienen als Zeugen bei der Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, der Tochter des Kronprinzen. Der König hatte den ganzen Hof zu dieser Festlichkeit eingeladen. Die Damen versammelten sich in den Zimmern der Kronprinzessin, um die Markgräfin von Schwedt, die Schwägerin des Königs, welche die neugeborne Prinzessin zur Taufe in die Kirche trug, zu begleiten. Die Gräfin von Wartenberg und die Frau von Lintlo fanden sich auch ein. Als der Zug begann, folgte die Gräfin Wartenberg unmittelbar nach der Markgräfin. Sobald man aber zur letzten Thür der Zimmer herausgehen wollte, sprang Frau von Lintlo, die sich hinter einem Vorhange verborgen hatte, aus ihrem Versteck hervor und lief der Gräfin im eigentlichsten Sinne des Wortes den Rang ab. Diese faßte sie beim Kleide und hielt sie fest. Da nun die Holländerin, die mehr Gewandtheit als Stärke besaß, nicht weiter gehen konnte, machte sie eine geschickte Wendung, that einen leichten Sprung und richtete im Kopfputze der Gräfin eine große Unordnung an, wofür ihr diese einige unsanfte Rippenstöße gab. Der Oberceremonienmeister hatte die größte Mühe, um die Kämpferinnen aus einander zu bringen, welche eine Wolke von Puder aus den zerrauften Haartoupets auf eine Zeit lang den Augen der erstaunten Zuschauer entzog. Die Gräfin Wartenberg behauptete das Schlachtfeld und trug ein Stück vom Kopfputze ihrer Feindin als Siegeszeichen davon. Allein damit begnügte sie sich nicht; sie verlangte Genugthuung bei dem Könige, der die Sache sehr ernst nahm und der Frau von Lintlo sofort den Hof verbieten und sie auffordern ließ, der Gräfin Abbitte zu thun. Da Hr. von Lintlo gegen eine solche Demüthigung seiner Gattin protestirte, verlangte der König bei den Generalstaaten seine Abberufung, und drohte, im Fall Frau von Lintlo die Abbitte verweigern würde, sein Hülfsheer aus Flandern zurückzuziehen. Diese Drohung hatte zur Folge, daß die Frau von Lintlo sich zur Abbitte bequemen mußte. Seit diesem Siege kannte der Uebermuth der Gräfin keine Gränzen mehr. Eines Tages, als sie zur Königin (Sophie Louise, der dritten Gemahlin Friedrichs) mit andern Damen des Hofes geladen war, um an einer Stickerei, welche für den König bestimmt war, zu helfen, ließ sie sich durch ihren eigenen Kammerdiener ihren Kaffee nachbringen und serviren. Die Königin gerieth außer sich, rief nach Leuten, welche die Unverschämte aus dem Fenster werfen sollten, und verbot ihr, die Schwelle ihrer Gemächer jemals wieder zu betreten. Der König vermochte es nicht über sich, seiner Gemahlin eine andere Genugthuung zu verschaffen, als die, daß die Gräfin Wartenberg sie um Verzeihung bat. Dieser Vorfall ward jedoch Veranlassung, daß sich eine Partei am Hofe bildete, welche dem Hause Wartenberg den Untergang schwur; man wartete nur auf eine günstige Stimmung des Königs; auch fand sich hiezu bald Gelegenheit. Die Frau von Matuoff, deren Gemahl Staatsminister des Czaars und Botschafter bei den Generalstaaten war, kam durch Berlin. Der Hr. von Licht, bevollmächtigter Minister des Czaars, gab ihr zu Ehren ein großes Fest, zu welchem die vornehmsten Personen, also auch die Gräfin von Wartenberg, eingeladen waren. Sie ließ lange auf sich warten. Endlich schickte sie ihren Stallmeister an den russischen Gesandten, und ließ ihn fragen, ob die Frau von Matuoff den Rang vor ihr verlange? Da ihr dieser antworten ließ: »dieß sey nicht zu vermeiden,« erschien sie nicht bei dem Feste. Frau von Matuoff fand sich dadurch beleidigt, klagte darüber bei dem Könige, und da diesem, bei der drohenden Stellung Karls XII., sehr viel an dem guten Vernehmen mit dem Czaar lag, befahl er der Gräfin Wartenberg, zur Frau von Mantuoff zu gehen, und ihr zu erklären, daß, so lange Hr. von Matuoff Ambassadeur seyn werde, sie ihr den Rang abtreten wolle *). — Bei Hofe sah man dieß als eine Demüthigung der Gräfin Wartenberg an, man glaubte, daß sie die Gunst des Königs verloren habe, und sogleich wurden die gegen sie und ihren Gemahl gelegten Minen angezündet; jedoch ging man dießmal vorsichtiger als früher zu Werke, wo der Ankläger des Grafen Wartenberg, der Hofmarschall von Wengsen, zwar Gehör bei dem Könige gefunden, für seinen wohlmeinenden Bericht aber nach der Festung geschickt worden war. Dießmal ging der Angriff von dem Kronprinzen aus, welcher sich dazu zweier Herren von Kameke bediente, von denen der eine sich vom Kammerpagen in kurzer Zeit zum Grand-maitre de la Garderobe, der andere vom Kammerjunker zum Staatsminister emporgeschwungen hatte. Es galt nicht allein den Sturz des Oberkämmerers; der des Oberhofmarschalls Grafen von Wittgenstein sollte ihm vorangehen. Unter der Aufsicht des Letzteren stand die Verwaltung der Landesfeuerkasse. Die Stadt Crossen wendete nach einer großen Feuersbrunst sich an ihn, um die ihr zustehende Unterstützung zu erhalten. Mit harten Worten wurde die Stadt abschläglich beschieden, und brachte nun ihre Klage vor den Kronprinzen, welcher davon Gelegenheit nahm, durch die Herren von Kameke diese Sache dem Könige in dem schwärzesten Lichte darzustellen. Die Beschuldigung, jene Feuerkasse veruntreut zu haben, wies der Graf Wittgenstein mit der Versicherung zurück, daß er nachweisen könne: diese Gelder auf Befehl des Königs und des Oberkämmerers ausgegeben zu haben. Dessenungeachtet wurde er am folgenden Abend um zehn Uhr in seinem Hause durch einen Lieutenant und zwanzig Mann verhaftet. Am nächsten Morgen erhielten ein Oberst von der Garde und der Schatzmeister des schwarzen Adlerordens den Befehl, ihm den Orden abzufordern, worauf er unter Bedeckung nach Spandau abgeführt wurde. Nach Verlauf von sechs Monaten erhielt er seine Freiheit wieder, mußte achtzigtausend Thaler Strafe zahlen und die königlichen Staaten für immer meiden.

Die Herren von Kameke hatten, nach dem Wunsche des Kronprinzen, die Gelegenheit wahrgenommen, den Grafen Wartenberg in diesen Handel zu verwickeln, und es glückte ihnen vollkommen. Der König ließ ihm zwei Tage nach der Verhaftung des Grafen Wittgenstein durch den Minister und Staatssekretär von Ilgen die Siegel abfordern und ihm andeuten, daß er sich nach seinem Gute Wolfersdorf in der Mark zurückziehen sollte. Wartenberg bat nur um die Gnade, den König noch einmal sehen zu dürfen; dieß wurde ihm gewährt, und obwohl es dem Grafen gelang, den König, dessen Knie er umfaßte, bis zu Thränen rühren, und zum Zeichen fortdauernder Gnade von ihm einen kostbaren Ring zu erhalten, so ertheilte er ihm dennoch, mit der schonenden Versicherung: »daß das Wohl des Staats es erfordere,« seine Entlassung. Der Graf zog sich hierauf nach seinem Gute zurück. Da jedoch die Herren von Kameke ihn in solcher Nähe noch immer für gefährlich hielten, veranlaßten sie den König, ihm zu befehlen, die königlichen Staaten zu verlassen und sich nach Frankfurt am Main zu begeben. Der König ließ ihm zwar den Kammerherrnschlüssel und das Patent als Erbgeneralpostmeister abfordern, ertheilte ihm aber eine Pension von zwanzigtausend Thalern. Nach der Versicherung des Hrn.

*) Unter vielen Zügen der stolzesten Hofart, welche Graf Dohna in seinen Memoiren von der Gräfin Wartenberg erzählt, ist der auffallendste der, daß sie einst ihre Kammerfrau, welche sie vor ihrem Toilettenspiegel fand, ohrfeigte und ihr die Frechheit verwies, sich mit ihrem Gesichte familiär machen zu wollen.

von Pöllnitz schätzte man die Diamanten seiner Gemahlin auf 500,000 Thaler und das Vermögen des Grafen auf mehre Millionen.

Die Stiergefechte in Spanien.

Von E. Desprez.

(Aus dem Voleur.)

Pampeluna, 8. Juni.

Das erste Stiergefecht ist eben beendigt. Ich leide noch unter den furchtbaren Eindrücken, die mir geblieben sind. Ich habe Mühe, meine Begriffe zu sammeln, so zerstreut und verworren sind sie; wenn ich mich abwende von dem Blute, das da fließt, um dir die Volkmasse zu zeigen, welche vor Freuden brüllt, so wird meine Aufmerksamkeit sofort durch ein Geschrei des Zorns und der Wuth, ausgestoßen, von Frauen, von ganz jungen Frauen, die es übel nehmen, daß ein Matador Vorsichtsmaßregeln trifft, um dem Tode zu entgehen, angezogen... Es liegt in der That etwas Feiges in dem Kampfe dieser Menschen mit ihren betrogenen Opfern... Mit der Linken schwenkt der Matador einen rothen Mantel, in der Rechten hält er versteckt einen bloßen Degen, und wenn der Stier nun mit gesenktem Kopfe auf das ihm vorgehaltene Irrbild losrennt, fährt dem armen Thier der Degen des Menschen gerade ins Herz... In Spanien nennen sie das sich mit Stieren messen; ich sage aber, es heißt, sie feiger Weise morden.

Dieß Schauspiel ist ehrlos. Selbst die Pferde machen sie zu Genossen ihrer Barbarei!... Aber da die Menschen wissen, daß das von Natur hochherzige Pferd sich nicht dazu hergeben würde, sie in diesen grausamen Spielen mit seinem Muthe zu unterstützen, so verbinden sie ihm die Augen, und treiben es, so geblendet, auf den Stier los, den sie mit ihren Lanzen durchbohren. Man nennt diese Reiter, deren ganzes Verdienst darin besteht, ihre langen Lanzen in die Seite des wüthenden Thieres zu stoßen, und zwar ohne große Gefahr, indem sie unter dicken ledernen Beinkleidern noch gepanzert sind, Picadores.

Eine schöne Heldenthat, einem schon durch Blutverlust und Schrecken geschwächten Stiere Trotz zu bieten, wenn man in Eisen gekleidet ist! und wie viele sind überdem gegen einen? Mindestens zehn!

Wahr ist es, daß zuletzt ein Einzelner, der Matador, oder Espada, auf den Feind eingeht. Aber wann? Wenn das unglückliche Thier, von einem langen Kampfe erschöpft und an vielen Stellen blutend, kaum noch auf den Beinen stehen kann.

Menschen, die solchen Grausamkeiten applaudiren können, verdienen es nicht, Menschen genannt zu werden. Und nun vollends Frauenzimmer! Ich habe innerhalb drei Stunden zwei Picadores verwunden, acht Stiere tödten, zwölf Pferden den Bauch aufreißen sehen, so daß ihre heraushängenden Eingeweide die Rennbahn fegten, und bei jedem neuen Opfer klatschten Frauen, schöner und dem Ansehen nach sanfter, als die unsrigen, jubelnd in die Hände.

Auf den Gesichtern einiger Männer nahm ich wohl etwas wahr, was wie eine Theilnahme aussah; aber die Frauen, dürstend nach Blut, selig inmitten des Gemetzels, hatten auch nicht einen Blick des Mitleids für den Stier, so muthig im Leben, so bejammernswerth nach seinem Tode!

Mindestens während der ersten Hälfte dieses gräulichen Festes wünschte ich aus der Tiefe meines Herzens, daß der, so feiger Weise gemeuchelmordete, edle Stier plötzlich seine Kräfte wieder gewinnen möchte, die Pferde der Picadores über den Haufen würfe, Capadores und Espados auf seine Hörner spießte, dann über die Barrieren setzte, welche die Zuschauer absonderten, unter ihnen ein furchtbares Blutbad anrichtete, und sich so für die überdachte Grausamkeit der Menschen rächte.

Siehe Paul, das wünschte ich; aber das war noch nicht alles, und dir kann ich es wohl gestehen: ich wollte, wäre der Stier auf mich eingedrungen, auch nicht einen Schritt weichen, um dem Tode zu entgehen; ich verdiente ihn ja, weil ich nicht einmal den Muth gehabt hatte, mich einem so barbarischen Schauspiel zu entreißen. Ich bin bis zuletzt geblieben: hältst du das für möglich? — Die Stierkämpfe dauern noch zwei Tage lang.

Pampeluna, 9. Juli.

Es half kein Sträuben, ich mußte auch heute der Rosaria wieder nach dem Stiergefechte folgen; doch nahm ich mir vor, nicht über eine Viertel Stunde, gerade lange genug, um den Alkalden und dessen Gefolge in den Cirkus defiliren zu sehen, zu bleiben. Die Scenen vom gestrigen Tage, obwohl durch die dazwischen liegende Zeit in etwas geschwächt, erfüllten mich noch mit einer Art von Schauder.

Zwei junge Leute, der eine ein Engländer, der andere Franzose, boten Rosaria und mir zwei Plätze an einem Fenster an, die sie theuer genug bezahlt hatten; ich acceptirte das unter der Bedingung, für mich und meine Führerin mein Quantum beizusteuern.

Da ich einmal von diesen jungen Leuten spreche, so will ich ihrer auch mit eins in dem Maaße erwähnen, daß ich nicht nöthig habe, auf sie zurückzukommen.

Seit vier Tagen wohnen wir zusammen in einem und demselben Gasthofe und seitdem haben wir auch mit einander die Stadt durchstreift. Was dem Engländer auch in die Augen fallen mag, bricht er gleich in den Ausruf: »pittoresk, pittoresk!« aus. Der junge Franzose hingegen hat noch nichts bewundert; denn bis jetzt hat er von dem, wonach er sucht, noch nichts gefunden. Spanien ist ihm das privilegirte Land der Liebe, und nichts weiter. Genährt von dem Lesen des Gil-Blas, sieht er Spanien in dem wundersamen Buche des Lesage. Es sich anders denken, würde ihm rein unmöglich seyn. Auch pflanzt er sich ohne Unterlaß mitten auf den Straßen auf, starr auf die spanischen Jalousieen blickend... Bei jeder Alten, die ihm entgegen kommt, glaubt er, daß sein Waizen blühe, daß es eine Duena sey, die ihn auffordern will, ihr zu irgend einer Schönen zu folgen, welche sich in seine elegante Tournure verliebt hat.... Er träumt von nichts als von Intriguen, von Dolchen, von Entführungen, und ärgert sich, daß weder eins noch das andere in Erfüllung gehen will. (Schluß folgt.)

Isaak Maus, der Naturdichter.

Ein Erinnerungsblatt.

Unter den vielen ausgezeichneten Männern, welche, noch aus dem vorigen Jahrhundert in unsere zerissene Jetztzeit herüberragend, die Sense des Todes schnell nacheinander fast in jedem Felde des großen Gebiets der Wissenschaft und Kunst wegmähete, verdient der poetische Bauersmann von Bodenheim eine bescheidene Stelle.

Wenn Isaak Maus auch nicht zu den strahlenden Sternen am ewigblauen Himmel der Poesie gerechnet werden kann; wenn er auch nicht zu den Gefeierten unserer Tage mehr gehört, so gab es doch eine Zeit, wo er allgemeine und wohlverdiente Aufmerksamkeit erregte, und er muß den seltenen Menschen beigezählt werden, denen der Himmel die Gabe der Poesie in die Brust gelegt, unter Verhältnissen und Einflüssen, denen sie sonst fremd ist, oder doch zu seyn pflegt — zu den Menschen, deren tiefpoetische Natur die rauhen Schran-

ken der Umgebung und äußern Lebensverhältnisse nicht zu erdrücken vermochten, welche sich vielmehr selbstkräftig darüber erhob, ohne doch die Sphäre zu verlassen, in der ihr zuerst die Sonne gelächelt. Wir glauben darum der Leser Dank zu verdienen, wenn wir bei dem frischen Hügel dieses poetischen Menschen ein »Sta viator!« ihnen zurufen.

In Bodenheim, einem wohlhabenden Dorfe der Provinz Rheinhessen, wurde Isaak Maus am 8. Sept. 1748 geboren. Er brachte zum siebenten Male die Aelternfreude ins Vaterhaus. Isaaks Vater war ein nicht unbemittelter Bauer, den die Hufen väterlichen Erbtheils ausreichend nährten. Er war ein Mann von schlichtem, aber klarem, besonders praktischem Verstande; ein fleißiger Landmann, ein redlicher Mensch, ein treuer Vater und liebevolle Gatte, der des Rufes strenger Sittlichkeit und Einfachheit genoß und die ungetheilte Achtung der ganzen Umgegend besaß. Seine Mutter war eine sittliche, fromme Frau, welche ihrem Hause wohl vorstand und sich besonders durch ein wahres, tieffühlendes Herz auszeichnete. Die Armen vorzüglich hielten sie als Wohlthäterin werth, und nie ging ohne Gabe einer von ihrer Thüre. Der Aeltern Ehe hatte nicht, wie dieß sonst in diesem Stande beinahe Regel ist, berechnender älterlicher Eigennutz gestiftet, sondern eine von Jugend auf genährte Zuneigung; darum war sie eine glückliche und das Familienleben von eben der patriarchalischen, harmlosen Art, die in Isaak's späterm Familienleben sich wieder abspiegelte. Isaak war ein blühender, kraftvoller Knabe, voll Leben und Munterkeit; aus seinen sonnenklaren, großen Augen sah, um mit Hebel zu reden, wie durch spiegelblanke Fenster ein hoffnungsvoller Insasse. Er verhieß ein braver Bauersmann zu werden nach des Vaters Vorbild, so recht vom alten pfälzer Schrot und Korn. Seine Jugend floß hin, wie die Jugend anderer Bauerkinder, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die braven Aeltern auf seine sittliche Bildung redlichen Fleiß verwendeten, so daß er nicht wie ein Wildling aufschoß und die fromme Mutter ihn früher zu dem Gotte hinleitete, dem er nach seinen eignen Worten stets die innigsten Opfer des Herzens darbrachte.«

Was die Schule seines heimathlichen Dorfes geben konnte, das lernte er ohne große Anstrengung. Des Vaters Wunsch war es aber, daß, obwohl der Bauernstand sein Beruf war und bleiben sollte, der Knabe mehr lerne, als was ihm hier konnte geboten werden. — Darum ließ er ihn später auch die Schule eines Nachbarortes besuchen, deren Lehrer eines größern Rufes genoß. Was er mit seinem klaren Geiste erfaßt, hielt er mit seltener Gedächtnißkraft fest und verarbeitete es selbstthätig in sich.

Unter den Hülfleistungen bei dem Ackerbaue, zu denen ihn frühe der thätige Vater anhielt, und dem Schulunterrichte, welcher freilich mit dem Maßstabe jener Zeit gemessen werden muß, floß die Zeit bis zur Konfirmation hin, welche bedeutungsvolle Handlung auf das weiche Gemüth des Knaben einen tiefen Eindruck zurückließ, von dem er oft noch in reiferen Lebensjahren sprach.

Von sehr günstigem Erfolge für Isaak's geistige Ausbildung war nach seiner Konfirmation die Heimkehr eines ältern Bruders, welcher sich dem Lehrerstande gewidmet hatte und, einer Anstellung gewärtig, einige Zeit im Vaterhause zubrachte. Isaak's Rechnenunterricht war lückenhaft. Hier half der Bruder redlich nach. Dadurch wurde ein besonderes Interesse für die Rechenkunst in ihm geweckt, das er selbstthätig pflegte, und dadurch befähigt wurde, sich mit den Anfangsgründen der Mathematik zu beschäftigen.

Bis jetzt war das in ihm schlummernde Talent ein verborgener Funke gewesen. Es äußerte sich zuerst in einer entschiedenen Vorliebe für die alten, seelenvollen Lieder des kirchlichen Gesangbuches, die ersten Produkte der Poesie, welche ihm in die Hand kamen. Nur am Feierabend und an den Sonntagen blieb ihm Muße, sich mit ihnen vertrauter zu machen; aber nichts war auch im Stande, ihn davon zurückzuhalten. Stundenlang konnte er sich damit beschäftigen, den Sinn der poetischen Bilder sich zum Verständnisse zu bringen. Seine Vorliebe für diese Poesieen wuchs stündlich mit dem Vertrauterwerden. Da aber erst, als er vom Wahne zurückkam, sie seyen höhere Offenbarungen, nicht menschliche Werke, als er erfuhr, daß verschiedene Dichter sie verfaßt, regte sich der Trieb, sie nachzubilden. Aus dieser Periode, kaum jenseits des Knabenalters, datirten sich seine ersten poetischen Versuche, welche er mit unüberwindlicher Scheu vor den Augen der Seinigen verbarg. Aber die Lust, auch andere Poesieen zu lesen, war mit dem Bewüßtseyn, daß es ihm sogar möglich sey, Verse zu machen, rege geworden. Er wußte sich Hagedorn's Poesieen, Gellert's Fabeln und Erzählungen zu verschaffen. Nun ging ihm eine neue Welt auf. Es waren ihm Heiligthümer, die er mit seliger Wonne genoß, wenn des Ackerbaus Geschäfte freie Stunden gönnten, oder der jetzt doppeltersehnte Sonntag kam. Nun wurden häufigere Versuche gemacht. Er eiferte seinen Vorbildern nach, ahmte sie nach und allmälig begann sein Geist selbstschaffend die Flügel zu heben. (Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

Am 10. Juli. Die Montechi und Capuleti, Oper von Bellini. Wie sehr die Opernmusik Italiens in unsern Tagen in ein buntscheckiges Geklingel ausgeartet ist, davon gibt diese Komposition Bellini's einen merkwürdigen Beweis. Der tragische Stoff, welchen die Geschichte Romeo's und Julia's liefert, ist von dem Tonsetzer mit einer Frivolität und einer Rücksichtslosigkeit behandelt worden, die auch den letzten Funken, von dramatischer Wahrheit tödten mußte. Die tragische Muse ist hier zur Dirne herabgewürdiget. Es geben Leute, welche behaupten wollen, man müsse die Oper von ausgezeichneten italienischen Sängern hören, die, mit großer Kunstfertigkeit, südliche Gluth und Leidenschaftlichkeit im Vortrage verbinden, um den Werth der Tondichtung würdigen zu können. Diese Behauptung beweis't nichts. Wird nicht auch die Unnatur der Kastraten dumpf angestaunt und verschwenderisch gefüttert? Es ist wahr, die Musik zur heutigen Oper hat manche üppige Melodie, welche das Ohr ganz angenehm kitzelt; aber kann sie in das Herz der Hörer spielen? Was soll man dazu sagen, wenn der Chor der Ritter auftritt, und in der tragischen Situation eine Musik ertönt, als ob eine Kunstreitergesellschaft ihre Evolutionen zu beginnen im Begriffe steht? — Ueberschreitet nun auch die Ausführung einer solchen Oper nicht einmal die Gränze der Mittelmäßigkeit, dann tritt die Abgeschmacktheit um so auffallender hervor, und muß unerträglich werden. Dem. Pistor sang die Julia. Wir können nur bestätigen, was wir bereits über diese Sängerin nach ihrem ersten Auftreten im Barbier von Sivalla gesagt haben. Ihre Stimme schien zwar heute etwas bedeckt; doch beeinträchtigte dieß ihre Leistung nur wenig. Besonders sang sie in der Scene, wo sie Lorenzo's Schlaftrunk nimmt, mit Kunst und Gefühl. Dem. Hill ist der Partie des Romeo nicht gewachsen; doch war manches ziemlich gelungen, und man merkte wohl, daß sie sich mit Fleiß dem Studium der Rolle gewidmet hatte. Dem. Hill hat auf ihrer Künstlerlaufbahn den richtigen Weg verfehlt. Von der Natur war sie mit einer schönen Stimme begabt, welcher jedoch ihre Gränzen vorgeschrieben waren. Aber man schraubte die Stimme in die Höhe, sie sollte mehr leisten, als die Natur gespendet hatte, und diese rächte sich, weil sie nie gegen sich sündigen läßt. Wäre Dem. Hill dem Schauspiele treu geblieben, und hätte sie nur von Zeit zu Zeit solche Partien gesungen, die in ihrer Stimmensphäre lagen, so würde sie vielleicht in der dramatischen Welt eine bedeutendere Stufe erreicht haben. Möglich, daß es noch nicht zu spät dazu ist. Hr. Schmetzer (Tybald) sang wie gewöhnlich gut. Es wäre zu wünschen, daß er die Einförmigkeit in seinen Fermaten zu vermeiden suchte, und die Oktaven-, Septimen- und Sextensprünge weniger häufig anbrächte — Racketen, die nur selten und am gehörigen Platze von der beabsichtigten Wirkung seyn können. In der kleinen Partie des Lorenzo zeigte sich wieder, welches edle Metall die Stimme des Hrn. Wiegand enthält. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baythoffer

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, | № 67. | 15. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Stiergefechte in Spanien.

(Schluß.)

Aber wieder zu unserm Stiergefecht. Das Gedränge war ungeheuer. Diejenigen, die auf den Stufen des Cirkus kein Unterkommen hatten finden können, hatten die Fenster und Dächer der anstoßenden Häuser in Beschlag genommen. Auch nicht eine Klasse Spanier fehlte beim Feste; man sah dort Mönche jedes Ordens und jeder Farbe: Zigeuner von Santander mit ihren langen Haaren, ihrer phrygischen Mütze, ihren Weibern mit den langen Ohrgehängen; Basken mit einem falben Barett; Bauern mit einem rothen Tuche um den Kopf; vornehme und reiche Kastilianer, die ins Seebad nach St. Sebastian reisten; alte Bürger aus Pampeluna, gekleidet wie die Alguasils; Frauen aus Sevilla mit einem weißen Mäntelchen; einem bis auf die halbe Wade reichenden seidenen Kleide; einige Valenzianer, kupferbraun, wie die Mauren...;

Kurz, die ganze Stadt, zweitausend Fremde mit einbegriffen, drängten sich hier mit offenen Mäulern, des Blutes halber, das bald fließen sollte.

Ich will Dir keine vollständige Beschreibung von dem geben, was ich gesehen habe. Die Schilderung gewisser Gegenstände bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück, wie genau sie auch seyn möge.

Was Du mit Recht von mir fordern kannst, ist, däucht mir, minder die nutzlose Beschreibung der Trachten; des roth equipirten Musikkorps; der Herolde mit ihren silbernen Stäben; des Alkalden und seines in altem, düsteren spanischen Kostüm gekleideten Gefolges; der Läufer in blauen Jacken, mit großem Hute, rothen Beinkleidern und Strümpfen; der Picadores mit gesticktem Wams und Gürtel und dem andalusischen Hute; der Espadas, funkelnd in Gold und Seide, das Haar in einem langen Netze tragend, das in ungeheuren Bouffanten ausläuft ꝛc., als der getreue und peinlich belehrende Bericht dessen, was ich während des Kampfes empfunden habe.

Der erste Stier, der im Cirkus erschien, war bis auf die weiß schimmernden Hörner völlig schwarz. »Seht dort einen stolzen Kämpfer,« sagte Rosaria zu mir: »er hat ein Rückgrad so gerade als eine Binse, und das ist ein Zeichen der Kraft. Das wird einen langen und heißen Kampf geben.« Der Stier, der im Lauf auf dem Kampfplatz erschienen war, blieb stehen und sah sich wie verwundert umher. Zu Pampeluna gibt es auch nicht ein Fenster, das nicht bis zu einer gewissen Höhe vergittert wäre. Da der Stier frei in der Rennbahn war, während die Menschen hinter ihren Gittern hervorlugten, so hatte es fast das Ansehen als sey er herbeigeführt worden, um sich diese zu besehen. — »Aufgepaßt, Herr!« begann Rosaria wieder; »seht doch, mit welcher Geschicklichkeit die wackeren Banderillos da ihm ihre Wurfspieße in den Pelz jagen.«

Ich schaute hin, und in demselben Augenblicke sah ich, wie einer dieser Banderillos vor dem Stiere vorbeisprang, der mit hochgehobenem Kopfe auf ihn los ging. Der Erstere rannte dem Letzteren ein paar Stacheln in den Hals, und als das Thier sich bückte, um ihn auf seine Hörner zu nehmen, da setzte der gelenke Spanier seinem furchtbaren Feinde den Fuß auf die Stirn und schwang sich mit einem Satze der vollen Länge nach über ihn hinweg.

Diese Probe der Kühnheit erweckte einen donnernden Applaus. Ich gestehe es zu meiner Schande, Paul, daß die Ueberraschung auch mir ein Lächeln des Beifalls entlockte; ja ich glaube, daß ich mich schon mehr für den Menschen, als für sein Opfer interessirte .... und doch kenne ich nichts so grausames als dieß Banderollenspiel: acht bis zehn Personen spicken den Stier eins ums andere mit den Wurfspießen, an welchen weißen Bänder flattern, die sich aber bald roth färben .... Der Leib des armen Thieres ist bald so voller Stacheln, wie der eines Stachelschweins. Wüthend schüttelt es sich, um die Wurfspieße los zu werden, die es zugleich verwunden und erschrecken; es dreht sich zwanzigmal um sich selbst herum, und außer Stande, sich freizumachen, springt es, gereizt durch das Geschrei der Zuschauer und durch das Knallen der Banderollen, die sich plötzlich in Schwärmer umgewandelt haben, in die Kreuz und Quere.

Rosaria, die alle ihre Beredtsamkeit aufbot, um mich zur Bewunderung auch der barbarischesten Lustbarkeiten ihres Vaterlandes hinzureißen, hat doch dießmal meinen Widerwillen nicht überwinden können; ein anderes aber war es hinsichtlich der Picadores, von deren Tapferkeit und wirklicher Gefahr sie mich mehr als zur Hälfte überzeugt hat. Sie behauptet, und wohl nicht ganz mit Unrecht, daß diese Leute, wenn sie einmal vom Pferde herunterkommen, dem Stiere völlig preisgegeben sind, und ihnen die Eisenschienen dann mehr zum Schaden als zum Vortheil gereichen, indem sie ihnen jede Flucht unmöglich machen.

Aber die armen Pferde, welchen man die Augen verbindet? sagte ich zu ihr. Nun, erwiederte sie, die Perde, die dazu gebraucht werden, sind schon abgenützte Thiere, mit deren Leben es ohnedem schon auf die Neige geht. Morgen würden sie dem Schinder anheimfallen, und so haben sie doch mehr Ehre davon, auf dem Kampfplatze zu enden. Uebrigens seyd Ihr im Irrthum, wenn Ihr glaubt, die Pferde würden den Angriffen des Stieres ausweichen; gerade des Gentheiles wegen geschieht es, daß man ihnen die Augen verbindet.

Unsere Unterhaltung ward durch ein allgemeines Hurrah unterbrochen. Eine kreischende Musik übertönte noch den Tumult. Die Musiker waren Basken, und das von ihnen gespielte Instrument hatte die Form eines Flageoletts. Die Basken nennen es Dulzaina. Der pittoreske Engländer versicherte mir, daß man bei ihm zu Lande nicht bloß dasselbe

Instrument habe, sondern es auch fast eben so nenne, nämlich Dulzinet. Mir war das gleichgültig. Was soll dieser Lärm bedeuten? fragte ich Rosaria, und diese erklärte mir nun, daß das Volk dem Espada, der eben auf dem Kampfplatze war, ein Charivari gabe, weil er den Stier wohl viermal gestochen, ihn aber nicht getödtet habe. Durch den ihm angethanenen Schimpf verlor der Espada alle Fassung und Kaltblütigkeit; der Stier traf ihn mit dem einen Horn in die Schenkel, warf ihn zu Boden, und war im Begriff, ihm den Rest zu geben, als die Capaderes, ihre rothen Mäntel in der Hand, des Thieres Aufmerksamkeit und Wuth auf sich lenkten. Während dieser falschen Attakke ward der Espada aus dem Cirkus weggetragen.

Nun trat ein anderer Toreador, jung und kräftig, mit Feuer im Blicke, auf. — Das ist Jose de Los Santos, sagte Rosaria zu mir. Schickt Euch an, zu applaudiren.

Sie gab das Signal dazu, und als der Applaus verrauscht war, da herrschte die größte Stille unter der Menge — die beiden Feinde, beide einander furchtbar, standen sich gegenüber.

Wie wenn er es gewußt hätte, mit wem er es nun zu thun bekäme, wich der Stier zurück, hob den hinteren Theil des Körpers höher, streckte den Hals aus, senkte den Kopf, schnob in den Sand, daß er weit wegstieb, und scharrte mit den Vorderfüßen den Boden auf, den seine weit heraushängende Zunge mit einem weißen Schaum bedeckte.

Los Santos forderte den Gegner durch Zeichen heraus. Der Stier wich noch einmal zurück; doch ahnte man es schon, daß er gleich einen furchtbaren Anlauf nehmen würde, und daß sein Zögern minder die Frucht der Furcht als der Berechnung sey. Wer wird erliegen? der Mensch oder das Thier? — Sie sind kaum sechs Fuß von einander.

In diesem Augenblicke, Paul, schien mir der Mensch so muthvoll (weil die Gefahr ganz unvermeidlich war), daß ich mich vom Mitleid für eine so große Tapferkeit, in einem so ungleichen Kampfe auf's Spiel gesetzt, ergriffen fühlte: es schien mir nicht möglich zu seyn, daß Los Santos mit dem Leben davon kommen könnte.

Währenddem stand der Espada, den Feind im Auge, die Degenspitze nach unten gekehrt, ruhig wartend da. Plötzlich, mit einem Satze, hatte der Stier ihn erreicht und schoß mit einem Fetzen Seide an den Hörnern, den er ihm von seinem Wams abgerissen hatte, nah an ihm vorüber.

Aber schon war der, den ich für den Sieger gehalten, in die Kniee gestürzt: das Blut schoß ihm in Strömen aus dem Halse; der Degen des Toreador hatte ihm das Herz durchbohrt: er verschied.

Dir den Jubel zu beschreiben, der nun aus der Menge ertönte, vermag ich nicht.

Rosaria fragte mich, was ich von dem Los Santos hielte. »Nun,« antwortete ich, »er scheint mir ein sehr tüchtiger und sehr gewandter Schlachter zu seyn.« Sie sah mich fast verächtlich an. »»Sennor,«« sagte sie dann, »»es gehört doch wohl Muth dazu, das Theuerste, was es nächst der Freiheit gibt, das Leben, einzusetzen, und dieses gegen einen Stier.«« — »Ein Stier, Senora, der schon durch Strapazen abgemattet ist.« — »»Wuthentbrannt, wollt Ihr sagen. Jemehr die Picadores und die Banderilleros ihn gehetzt haben, um so wüthiger ist er und um so größer die Gefahr des Espadas, der sich allein seinem Zorne dartietet.««

Ich gab zu, daß diese Bemerkung gegründet seyn könne, erklärte aber das ganze Treiben noch für eine große Barbarei; indessen fühlte ich mich doch anders gestimmt, als an dem ersten Tage, wo ich dessen Zeuge gewesen war... Ich weilte noch zwei volle Stunden in der Arena, und die vorher gefühlte Indignation wich mehr und mehr einer Art von Trunkenheit.

Ob in Folge der Bemerkungen von Rosaria, oder ob schon aus Gewohnheit, genug, ich empfand schon den edlen Widerwillen nicht mehr, der gestern mein Herz empört hatte. Ich entschuldige die Picadores, ich bewundere fast die Espados; die Blutscenen regen mich auf, ohne mich zu empören, und morgen bin ich wohl gar schon dahin gekommen, zum Morden der Stiere Beifall zu klatschen ... Das ist recht abscheulich, recht erniedrigend für den Menschen. Drei Tage hätten also hingereicht, mich zum Kannibalen zu machen! Sollte es denn wahr seyn, was ich von einigen Aerzten gehört habe, daß unser Instinkt, durch die Erziehung eingeschläfert, beim Anblick des Blutes gleich wieder erwacht, und uns durch seinen nichtverhofften Appetit den Beweis liefert, daß wir nichts weiter als civilisirte wilde Thiere sind.

Isaak Maus, der Naturdichter.

(Schluß.)

Einige dieser Gedichte, welche er auf einen zusammengelegten Bogen geschrieben hatte, kamen in die Hände seiner staunenden Eltern und Freunde. Sie wurden kopirt und durch einen glücklichen Zufall geriethen sie in die Hände eines Kaufmanns von Kreuznach, Namens Schmerz, welcher sie zu würdigen verstand. Schmerz war ein sehr bemittelter Mann von ausgezeichneter Bildung und entschiedener Vorliebe für schöne Wissenschaften. Er besaß Kunstsinn und Geschmack. Mit ihm stand der biedere Götz, Superintendent in Winterburg, einem höchst romantisch gelegenen Dörfchen des Idar, in der engsten freundschaftlichen Verbindung. Götz war Dichter, hatte sich einen wohlbegründeten Ruf erworben und besaß ein edles, jedem Schönen und Guten offenes Herz. Ihm brachte Schmerz die Gedichte des Bauernknaben von Bodenheim, und Beide erkannten das poetische Talent, das roh und unentwickelt in seinem Innern lag. Schmerz, voll eines freudigen Eifers, mit Götz gemeinschaftlich dahin zu wirken, daß dieß Talent nicht verkümmere, begab sich selbst nach Bodenheim, zog den poetischen Knaben durch liebevolle Aufmunterung zu sich und führte ihn zu Götz. Wie an der Sonne milderwärmendem Strale sich die Blume erschließt, so erschloß sich Isaak's Gemüth am Herzen dieser Männer, und Beide faßten den schönen Entschluß, für seine Ausbildung auf der Schule gemeinsam zu wirken. Was Isaak nie zu hoffen gewagt, that sich plötzlich so herrlich vor ihm auf, die Aussicht, höhere Bildung und somit höhere Befähigung für seine, ihm von jetzt an unbeschreiblich theure Geistesbeschäftigung zu erlangen. Aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders. Isaak's Vater war leidend geworden; der Bruder hatte eine Anstellung erhalten; auf Isaak lag die ganze Sorge für den Ackerbau. Schon dieß setzte seinen glühenden Wünschen eine unübersteigliche Schranke. Da raffte der unerbittliche Tod den Vater weg und — jede Hoffnung schwand. Von nun an war Isaak der Mutter einzige Stütze, der Familie Ernährer, der Landwirthschaft Seele. Wie schmerzlich auch ihm das Entsagen wurde — er erklärte mit Thränen im Auge seinen Gönnern den Entschluß, das zu seyn, wozu ihn eine heilige Pflicht rief, wozu ihn zunächst die Vorsehung bestimmt. Sie mußten den Entschluß achten und ehren und ihre Liebe für den bescheidenen, sinnigen, reichbegabten Jüngling blieb, ja sie wuchs. Enger zogen sie ihn an sich. In ihrem Umgange schliffen sich die schroffen Ecken der Außenseite ab; durch ihren Umgang und die von Götz freundlich geleitete Lektüre bildete sich sein Geist. Götz legte die Feile an seine Dichtungen, half ihm zurecht, machte ihn mit dem Versmaße und seinen Verhältnissen und kunstreicher Handhabung bekannt

und leitete ihn so ein in die heiligen Hallen der Poesie, in denen er bald heimisch wurde.

Zu den geliebten Freunden trug er an freien Tagen die Poesieen, welche die Zwischenzeit erzeugt, erbat sich und nahm willig, bescheiden, gelehrig Rath und Zurechtweisung an, änderte und verwarf. Neu gestärkt, auf's Neue ermuntert, kehrte er zum Pfluge heim und that freudig und unermüdet, was der Beruf heischte, war liebevoller Sohn und Pfleger der theuern Mutter.

Schmerz war es, der zuerst Maus in die Lesewelt einführte. Bei Schwan und Götz in Mannheim erschien damals eine belletristische Zeitschrift: »Die Schreibtafel«, welche ein ziemlich ausgebreitetes Publikum hatte. Hier und im »deutschen Museum« ließ er Maus' Poesieen abdrucken. Jetzt wurde man auf ihn aufmerksam. Es war eine zu seltene Erscheinung, der Dichter im Bauernkittel, der so tiefes Gefühl, eine so reinpoetische Auffassung der Natur, ein so für alles Edle, Schöne und Wahre offenes und empfängliches Herz, einen so gebildeten Geist, eine so freie Behandlung der Sprache offenbarte, als daß nicht die Augen der Literatoren und Freunde des Schönen sich hätten auf ihn richten sollen. Viele kamen aus weiter Ferne, ihn kennen zu lernen. Hinter dem Pfluge, bei ländlicher Arbeit fanden sie den Dichter im einfachen, von seinen Standesgenossen in nichts unterschiedenem Kleide; aber sein Geist, sein Gemüth brach leuchtend, erwärmend hervor, sobald sich ihm verwandte Geister nahten. Mit vielen ausgezeichneten Männern stand er in brieflichem Verkehre. Und dennoch änderten diese Verhältnisse nichts in seiner Art zu seyn und zu leben, in seinem bescheidenen anspruchslosen Wesen, in seiner Kleidung, in seinem Verhältnisse zu den Nachbarn. Fühlte er sich auch doppelt wohl unter den Hochgebildeten, so war es ihm nicht minder behaglich unter jenen. Gern sprach er mit ihnen über landwirthschaftliche Gegenstände und gab Rath, den man sich gern bei ihm holte.

Anfänglich fiel den Einwohnern Bodenheims das Kommen so vieler angesehener Leute zu Maus auf. Sie begriffen den Grund nicht. Als sie hörten, er sey ein Dichter, spotteten wohl Manche; aber der Spott erstarb vor der Achtung, welche er ihnen abnöthigte durch seinen Fleiß, durch seine Ordnungsliebe, seine blühende Ackerwirthschaft und seinen tadellosen Lebenswandel. Zuletzt freuten sie sich seines Ruhmes und waren selbst stolz auf ihn.

Seine Gedichte, reine und volle Ergüsse seines Herzens und Geistes, schrieb er oft hinter dem Pfluge nieder in eine Schreibtafel, welche er stets bei sich zu tragen pflegte, um seine Gedanken und Gefühle zu fesseln, wie sie ihm kamen. Später, in stillen, heiligen Stunden, wo sein inneres Leben sich ungestört äußern konnte, verbesserte er sie. Anspruchslos, doch ohne Ziererei, las er sie dem, der sie hören wollte, vor.

Im 28. Jahre wählte er sich die Lebensgefährtin, welche seine Tage verschönerte. Sie war ein reizendes, sanftes Bauernmädchen, das seine ganze Liebe besaß. Sie schenkte ihm neun Kinder, sein höchster Schatz und Reichthum, und war stets eine liebevolle Gattin. Sein Leben war glücklich; besonders schön sein Familienleben. Aber jene Periode, welche auf dem linken Rheinufer die alten Formen und Verhältnisse zerriß, zersplitterte und Jammer in den Schooß Tausender von harmlosen Familien trug, sollte sich auch an ihm nicht unbezeugt lassen. Mancherlei bittere Unbill erfuhr er, sie stille tragend und muthig ausharrend in der Gefahr — doch als im kurzen Zeitraume eines einzigen Monats drei blühende, liebliche Töchter dahinstarben, da blutete das weichfühlende Vaterherz, da wurden des Geistes Flügel lahm und des Kummers Nacht umdüsterte ein Gemüth, dessen Grundton schuldlose Heiterkeit war.

Langsam genaß sein innerer Mensch von diesem Leiden, das ihn in seinen Grundfesten erschüttert hatte. Weithin noch, selbst als Lustren und Dezennien hingeflossen waren, zitterte der Trauerton in den Saiten des Gemüths nach, wurden sie nur von ferne berührt.

Die Zeit äußerer Drangsale ging vorüber; der chaotische Zustand revolutionärer Verwirrung klärte sich ab; die Ordnung trat an ihre Stelle und Maus' gefährdeter Wohlstand hob sich wieder. Mit ihm und dem zurückgekehrten äußern und innern Frieden hob sich des Geistes Schwungkraft und in Liedern und poetischen Briefen ergoß sich das Herz wie früher.

Die Achtung seiner Mitbürger beurkundete sich schön und wohlthuend dadurch, daß sie ihn zu ihrem Bürgermeister erwählten; ein Amt, das er eine lange Reihe von Jahren bis zum Schlusse seines Lebens mit gleicher Auszeichnung von Seiten seiner Mitbürger als seiner Vorgesetzten führte.

Am 31. Dez. 1833 senkte der Engel seine Fackel. Umgeben von seiner zahlreichen Familie starb er sanft und gottergeben. Sein Tod verbreitete allgemeine Trauer. Sein zahlreiches Leichengefolge am 2 Januar d. J. zeigte es am klarsten, wie er geachtet, wie er geliebt war.

Vieles hat Maus geschrieben. Selbst im Gebiete der Landwirthschaft bewieß er seinen klaren Geist.

In dem »deutschen Museum« und der erwähnten Zeitschrift: »die Schreibtafel«, finden sich viele seiner Dichtungen; manche, doch nicht alle sind in folgenden Sammlungen davon enthalten: »Gedichte und Briefe« (Mainz 1786); »Poetische Briefe« (Mainz 1819) — ein ziemlich getroffenes Bild des Dichters ziert diese Sammlung; das Letzte, was er herausgab, waren seine »lyrischen Gedichte« (Mainz 1821).

Es war im August 1817, als wir auf einer Ferienreise durch die herrliche Pfalz, die Maus wohl selbst einen Garten Gottes nannte, nach Bodenheim kamen, um des Biedermanns Bekanntschaft zu machen. Es war gegen Abend schon, als wir uns dem Hause näherten. Maus saß in heiterer Ruhe vor seiner Thüre. Ein grünes, pelzverbrämtes Sammetkäppchen, wie es die reichen pfälzer Bauern zu tragen pflegen, deckte das Haupt, dessen dunkles Haar schlicht herab fiel. Ein einfaches, graues Wamms, kurze blaue Beinkleider machten die Bekleidung aus.

Er stand freundlich auf, nahm das Käppchen ab und reichte die Hand zum kräftigen Drucke. Sein Wesen war sehr einnehmend; die Züge von milder Freundlichkeit übergossen. Einfach und herzlich war die Aufnahme. Seine Sprache rein und wohllautend, floß ungekünstelt dahin. Klar und geistvoll sprach er sich aus. Er führte uns ins Innere seiner Familie ein. Wohlthuend war die Pietät, womit man den »Vater Maus« (wie ihn seine Mitbürger nannten) behandelte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Jedes Ohr lauschte dem beredten Munde des würdigen Mannes, der unwillkürlich sich jedes Herzens bemeisterte. Ein schöner, unvergeßlicher Abend entschwand blitzschnell, eben so der andere Tag. Es war ein Sonntag, und wir konnten ihn ungestört mit Maus hinbringen, der gern seine Poesieen den Jünglingen mittheilte und sich ihrer Liebe freute. Unsere Freundschaft war geschlossen, und oft noch führte ein günstiges Geschick uns zu dem Hause des Friedens und des Glücks, wo der poetische Bauer weilte und genußvolle Stunden gewährte.

Maus war offen, harmlos, rechtlich, bieder. Sein Geist reflektirte jede Erscheinung des Lebens in einem dichterischen Lichte. Sein tiefes Gefühl sprach sich in jedem Worte aus, und ungesucht, ohne es nur zu wollen, wurde die Rede zum Gedichte. Er war ein Liebling des Himmels.

Mit Wehmuth gedenken wir der Tage, die da waren. Mit Thränen standen wir an seinem frischen Hügel. Möge er dem edeln Herzen sanft seyn! (Bl. f. lit. Unterh.)

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London.

Erstes Bild.

Alle Romanschreiber versichern hoch und theuer, daß ihre Schilderungen wahr, treu, daß sie aus dem wirklichen Leben gegriffen seyen. Dergleichen Versicherungen aber, an die Niemand glaubt, schaden denen, welche nichts als Wahrheit zu sagen haben. Wie sollte das Publikum nicht manchmal mit dem Geschichtschreiber, dem ruhigen Darsteller wirklicher Lebensscenen, jene Mährchenfabrikanten verwechseln, die unter der Larve erkünstelten Wahrheitsscheines, ihre Phantasiegemälde als treue Nachbildungen der Natur darbieten, womit sie oft nicht das Mindeste gemein haben? Darum betrachtet man so oft Alles, was ein Buch enthält, als bloßes Spiel der Einbildungskraft, worauf man wenig oder keinen Glauben zu legen gewohnt ist.

Indessen gibt es doch im wirklichen Leben so viele schreckliche Ereignisse, so viele starkanregende Dramen, so viele Scenen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln verdienen, daß man wohl keine der unförmlichen Erzählungen zu lesen brauchte, keines der Mährchen, worin Unglaublichkeiten sich an Unglaublichkeiten reihen, und die oft von verschrobenen Geistern ausgeheckt, mit abgeschmackten Begriffen bereichert, nur als Mißgeburten des menschlichen Verstandes betrachtet werden können.

Ein altes Sprüchwort sagt: »Die eine Hälfte der Welt weiß nicht, wie die andere Hälfte lebt.« Wahrlich, wenn manche Menschen besser die Leiden und Entbehrungen kennten, welche sie andern auferlegen, würde die ungeheure Summe menschlichen Elends bald sich vermindern. Ein thätiger Geist, der positiven Angelegenheiten rastloser Bewegung beigesellt, würde großen Nutzen abscheiden von solchem Unterricht. Eine mit Nachdenken begabte Verstandeskraft würde sie, mit andern Umständen verschürzt, zum Besten der Menschheit zu wenden verstehen.

Solche Betrachtungen vermögen uns, einige nur zu wahre Züge bekannt zu machen, die sich auf Englands Gesetzgebung beziehen, und die man, ohne Uebertreibung, als schmachvolle Ueberbleibsel einer alten Barbarei betrachten darf. Wir wollen von der Einkerkerung, Schulden halber, sprechen. Alles was wir darzustellen Gelegenheit haben werden, ist einfach und getreulich wahr: wir können dafür es verbürgen. Wir theilen nichts mit, als ein ganz gewöhnliches Protokoll, das durchaus kein erdichtetes Interesse enthält, dem es vielleicht sogar an Zierlichkeit des Styls, wie an dem Glanz der Schilderung gebrechen dürfte.

Der Augenblick scheint für England gekommen, wo es möglich geworden, große Verbesserungen in sein ganzes bisheriges Verwaltungssystem einzuführen, seine Gesetzgebung zu reformiren, in alle dunkeln Winkel des gesellschaftlichen Gebäudes die Fackel ernstlicher Prüfung zu tragen.

Möchte es unter andern auch bald dahin kommen, daß man eine barbarische Abgeschmacktheit beseitigte, die eben so sehr gegen christliche Moral, als gegen gesunde Vernunft verstößt. Man nehme dem Gläubiger, oder dem persönlichen Feinde, eine Waffe der Rachsucht und Marter, die nur zu oft gemißbraucht worden. Es ist lächerlich, einem Menschen die Erlaubniß zuzugestehen, einen andern Menschen einzukerkern, um eines Begehens wegen ihn zu bestrafen, woran beide gleichen Antheil genommen. Büßt der Gläubiger sein Geld ein durch eigene Unvorsichtigkeit, so ist dieser Verlust gerecht; denn er hat ihn verdient. Verursacht ein seinem Schuldner zugestoßenes Unglück diesen Verlust, warum soll man den letztern darum bestrafen? Alle Beide sind Mithalter. Der Gläubiger, wie der Schuldner, hofften Vortheil von dem eingegangenen Vergleich zu gewinnen.

Man bestrafe den Betrug, man schlage das Laster, man sey unerbittlich gegen das Verbrechen. Aber erinnert Euch, Gesetzgeber, daß Scenen wie die, welche wir Euch vorlegen wollen, alltäglich in Wien wie in Paris, in Berlin wie in London sich ereignen, daß sie nur dazu beitragen, das Bereich der Entsittlichung mehr und mehr zu vergrößern, und in der Volksmasse eine bei weitem verhängnißvollere Verdorbenheit zu verbreiten, als die Mißbräuche, denen man zuvorzukommen sich bemüht.

Das Spunging-House*) in England ist eine Art Vorhölle, ein Quasigefängniß, welches die vorläufig Verhafteten nicht verlassen dürfen; wo die habgierige Zuvorkommenheit eines Gefangenwärters beauftragt ist, (wie das Wort Spunging schon andeutet), dem Schuldner das wenige Geld zu entreißen, das ihm noch übrig bleibt, und, wie der gemeine Mann in Großbritannien sagt, die letzten Atome seiner Hülfsmittel einzuschnaufen. Betreten wir jetzt dieß irdische Pandämonium.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Am 12. Juli. Der Bauer als Millionär, oder: Das Mädchen aus der Feenwelt, romantisches Originalzaubermährchen mit Gesang in drei Aufzügen, von Ferdinand Raimund; Musik von Drechsler. Welches Geschick hat diesen Bauer nach Frankfurt geführt? ist hier ein Boden für seine Saat, und welche Blüten und Früchte konnte er erwarten? Armer Bauer! Du hast dich bitter getäuscht, kehre zurück nach deinem südlicheren Himmel und verschmerze die mißlungene Partie! Wo Hampelmann hauset und mit Recht gefällt, kannst du nicht weilen, und alle Zauber deiner Feenwelt bleiben wirkungslos auf dem unempfänglichen Boden unserer Bühne. Ein Mährchen thut am wohlsten in der Rockenstube, wo es entstand; ein Taschenspieler muß, wenn er täuschen will, seinen gehörigen Apparat haben; die rechte Wirkung erfolgt nur am rechten Orte, wo die Ursachen am günstigsten zusammentreffen. Das Räthsel des Romantisch-Komischen, wie es Raimund und durch ihn sein Publikum will, lösen wir hier nicht, es liegt ganz außer unserm Begriffe. Die Komik liegt in der Sprache und Geberde, aber der Ernst darf beide nicht überwältigen, sondern nur leichte Hülfe seyn, Schein, den die Umgebung schon als Ernst ausruft. Sollten wir in die Einzelnheiten der Darstellung auf unsrer Bühne eingehen? Nein, unsre Hand mag den dazu nöthigen Dreschflegel nicht führen, um doch nur leeres Stroh zu dreschen. Die Darstellung des Hrn. Hassel als Fortunatus Wurzel, ist wie die Oase in der Wüste, aber doch wie eine Oase, die keine Früchte trägt, obgleich der Bauer im Schweiße seines Angesichtes arbeitet. Einige Späße im bekannten Aschenliede waren gut angebracht, und daher von bester Wirkung; so zum Beispiel, daß unsere Damen mit ihren Blousenärmeln im Theater drei Plätze nöthig hätten, und man sich deßhalb über das Defizit nicht mehr wundern dürfe. Die übrigen Rollen waren fast alle schlecht vertheilt, und Ref. weiß nicht, ob ihn endlich der Haß und der Neid, oder die Tugend und die Zufriedenheit aus dem Hause trieb.

S.

Unser Landsmann, der rühmlichst bekannte Violinspieler, Hr. Heinrich Wolff ist dieser Tage von London wieder nach Frankfurt zurückgekehrt.

Dem. Klara Hirschmann, eine Schauspielerin, die im jugendlich-tragischen Fache Bedeutendes leisten soll (man siehe den Korrespondenzartikel in den Konversationsblättern vom 4. und 5. d. M. aus Stuttgart) befindet sich gegenwärtig ebenfalls in Frankfurt. Ob sie unsre Bühne betreten wird, wissen wir nicht.

*) Wörtlich »Saufhaus,« dem eigentlichen Begriff nach aber vorläufiges Verhaftehaus.

Theateranzeige.

Dienstag, den 15. Juli. Der Wollmarkt, Lustspiel in vier Akten, nach Clauren. — Gastrolle: Hannchen, Dem. Ida Müller. — Hierauf folgt: Großes Divertissement, arrangirt von Hrn. Balletmeister Pree.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 68. 16. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Beim Sturm in der Neujahrsnacht 1834.

Aus den »Stimmen der Zeit in Liedern, von Heinrich Stieglitz.«

Junges Jahr, willst du mit Rasen
Räumen die Vergangenheit,
Und mit Sturmeswirbelblasen
Zeichnen eine neue Zeit?

Freilich wirst du Neues bringen —
Neue That und neuer Sieg
Wird dir, junger Held, gelingen
In der Erde buntem Krieg.

Tummle lustig deinen Rappen,
Stoße kräftig in dein Horn,
Trage feurig deine Wappen
Vor zum Kampf in Lieb' und Zorn!

Blut'ger Feind der nächt'gen Lüge,
Scharfer Rächer feiler List,
Führe leuchtend deine Züge
Gegen Trug und Hinterlist.

Achte Dummheit gleich der Bosheit!
Beide trüben gleich das Licht —
Aber ehr' in seiner Großheit,
Was aus edlen Keimen bricht. —

Und so magst du immer rasen,
Thatendurst'ges junges Jahr,
Wenn die Wetter sich verblasen,
Wird es heiter, wird es klar.

Freud' entquelle deinem Regen,
Deinem Sturm lebend'ge That,
Sei dein Hauch der Völker Segen
Und dein Scheiden Hoffnungssaat!

Sitten der Kaffern.

Reise in das Land der Kaffern, von Steffens Kay.

Die Kaffern sind groß, stark und wohlgebaut; ihr Kopf ist schön und ihre Züge glichen mehr denen der Europäer, als denen der Negerstämme: die Farbe ihrer Haut ist hellbraun, ihre Haare sind wollig. Ihr Ansehen und Wesen ist offen und zutraulich und sie scheinen ganz frei von der Furcht und dem Verdacht zu seyn, welche im Allgemeinen die barbarischen Völker charakterisiren. Die Frauen sind bei weitem nicht so schön als die Männer, sie sind klein, stark und nervig: ihre Züge sind indessen doch angenehm, zuweilen selbst schön; sie haben prächtige Zähne und sind in der Jugend froh und guter Laune.

Die Kleidung beider Geschlechter besteht ganz aus Thierfellen, die so bereitet sind, daß sie geschmeidig und biegsam werden und doch die Haare behalten. Der Mantel (Inguba) ist aus einer Ochsenhaut gemacht, die auf eine eigenthümliche Art zugeschnitten ist und über die Schultern herabhängt; er ist das gewöhnliche Kostume aller Klassen. Die Häuptlinge haben Mäntel oder Kleider von Leoparden- oder Pantherfellen die sie bei großen Feierlichkeiten tragen oder vielmehr gewöhnlich von einem ihrer Offiziere tragen lassen, während der Häuptling mit seinem Mantel von Ochsenleder bedeckt einhergeht. Die Inguba ist das einzige Kleidungsstück der Männer und ist vollkommen von vorn offen; die Völker verbinden keine Idee von Indezenz mit der völligen Nacktheit und betrachten jede andere Kleidung als die Inguba wie eine weibische Mode. Sonst trugen die Kaffern eine Art von Schürze, wenn sie genöthigt waren, die Inguba abzulegen; dieser Theil des Kostumes ist abgeschafft worden, als unverträglich mit dem wilden und barbarischen Muthe, den sie als die erste Tugend der Männer betrachten.

Die Kleidung der Frauen ist viel dezenter. Außer der Inguba, die von der der Männer nur dadurch unterschieden ist, daß sie eine Art von langer Pelerine hat, die vom Hals ausgehend hinten herabfällt, tragen sie noch eine Schürze von Leder, Kio genannt, und ein breites Stück Leder, womit sie den Busen bedecken, das Imbeka heißt. Es gilt als sehr indezent für eine Frau, mit unbedecktem Busen zu gehen, außer im Alter in der Kindheit oder während des Säugens. Sie tragen auch vor den Fremden einen Kopfputz, der in einer Art Mütze oder Turban besteht, der von dem Fell einer Art blauer Antilope gemacht ist, die man Iputi nennt. Dieser Kopfputz ist noch mit Perlenschnuren verziert, die auf eine regelmäßige Art geordnet sind, wo das Weiß und das Blau vorherrscht und diese beiden Farben bilden mit dem Teint derer, die ihn tragen, einen angenehmen Kontrast.

Es findet keine Verschiedenheit noch Wechsel in dem Kostume der Frauen Statt und jede derselben trägt ihre ganze Garderobe mit und auf sich und legt ihre Kleider nicht ab, selbst wenn sie schlafen geht. Die weibliche Koquetterie hat inzwischen doch Mittel gefunden, dieser Einförmigkeit zu entgehen; Armbänder von Elfenbein, Ringe von Gold und Kupfer für Hand- und Fußgelenke, Ohrenringe von Glas oder Kupfer, Schnuren von kleinen Muscheln oder Perlen, die sich bisweilen auf hundertundfünfzig belaufen und sich über den Hals, den Turban, die Imbeka und den Kio ausbreiten, machen den weiblichen Luxus aus. In jeder andern Rücksicht gibt es keinen Unterschied zwischen den Frauen jedes Tribus und wie fast bei allen barbarischen Nationen werden sie als Saumthiere angesehen und behandelt. Von der Frau des Königs oder Häuptlings bis zu der des niedrig-

sten Unterthan betrachtet man sie als geschaffen, das Land zu bauen, zu graben, zu säen, zu pflanzen, zu ärndten, Körbe und andere Wirthschaftsgeräthe zu machen, den Ochsen die Nahrungsmittel oder, im Fall der Wohnungsveränderung, die Mobilien tragen zu helfen, während die Männer den Krieg, die Jagd oder die Viehzucht betreiben.

Die Hütten der südlichen Kaffern sind in der Bauart weit unvollkommener, als die der sie umgebenden Nationen; sie sind aus Zweigen und in die Erde gesteckten Pfählen gemacht, nach Art eines Bienenkorbes gewölbt, mit Rasen oder Schilf bedeckt und inwendig mit einer Art von Mörtel übertüncht, der aus Sand und Kuhmist zusammengesetzt ist. Diese Hütten von sechs bis fünfzehn Fuß im Durchmesser haben weder Fenster noch Kamin. Sie sind selten hoch genug, daß ein großer Mann darin aufrecht stehen kann. Das Klima ist so schön und die Temperatur so warm, daß die Einwohner des Landes im Allgemeinen sehr wenig auf die Bequemlichkeit ihrer Häuser sehen, die ihnen nur des Nachts, bei Krankheiten oder schlechtem Wetter zum Aufenthalte dienen. Sechs bis zwölf Hütten zusammen mit einem oder zwei gemeinschaftlichen Ställen bilden ein Dorf.

Diese Völkerschaften sind mehr Hirten als Krieger und ihr Reichthum besteht in unermeßlichen Viehheerden; die Vermehrung dieser Heerden ist ihr tägliches Studium. Die Schaafe, die Ziegen, die Pferde sind ganz neuerlich erst in das Land eingeführt worden und bis auf diese letzte Zeit war der Ochse das einzige Lastthier, das daselbst in Gebrauch war. Jetzt findet man hier und da kleine Ziegenheerden: man sieht auch Pferde, die den Kolonisten geraubt oder von ihnen als dienstunfähig bei den Expeditionen der Kolonisten gegen die Eingebornen zurückgelassen worden sind. Mehre junge Häuptlinge sind wahre Araber durch ihre Zärtlichkeit für diese Thiere geworden und einige besitzen schöne Stutereien, die sie mit jedem Jahre vermehren. Der vorzüglichste Gebrauch, den sie von ihren Pferden machen, ist der der Jagd, die sie eben so leidenschaftlich als die Araber lieben.

Nichts ist lustiger als die Vorwürfe, welche die alten Häuptlinge ihren Söhnen machen, die, sagen sie, nicht mehr gehen können, seitdem sie Pferde haben und die es verschmähen, ihre Kraft und ihre Gelenkigkeit auf der Jagd zu versuchen; und sie fügen hinzu, wie alle Greise, daß Alles immer schlimmer werde. Das Leben dieser Völker ist ganz patriarchalisch und ihre außerordentlich einfache Nahrung besteht gewöhnlich in Milchspeisen, die sie bereiten, wenn die Milch sauer geworden und geronnen ist; sie bewahren sie, um sie auf diese Art gerinnen zu machen, in ledernen Schläuchen oder in Flaschen auf; diese Gefäße werden Morgens und Abends mit Milch gefüllt. Bisweilen heben sie die Milch in Kürbißflaschen auf, wo sie aber einen Geschmack annimmt, der den Europäern unangenehm ist. Man verbraucht nie süße Milch, außer etwa für die Kinder und nie bereitet man sie anders zu, als wie wir eben erzählt. Diese Milch mit einer Schüssel aufgekochter Frucht macht das Mahl der Kaffern aus.

Die am meisten von den Völkern des südlichen Afrika angebaute Frucht ist eine Art von Hirse, holcus sorghum, von den Kaffern Amazimba genannt. Man bedient sich ihrer auf verschiedene Weise, wovon die gewöhnlichste ist, sie zu kochen. So bereitet trägt man sie in kleinen Körben auf, woraus dann ein Jeder mit der Hand statt des Löffels schöpft. Zuweilen würzt man sie mit Molken, das anderemal zerreibt man sie zwischen zwei Steinen, da der Gebrauch der Mühlen den Kaffern völlig unbekannt ist; noch anderemale bäckt man harte Kuchen daraus, indem man sie unter der Asche des Heerdes, nach Art der Alten, röstet. Das Land erzeugt eine Art von Zuckerrohr, wornach die Eingebornen sehr lüstern sind; bisweilen kochen sie es, so wie den Stengel des türkischen Korns und würzen ihren Hirsen mit dem Zuckerwasser, das sie daraus ziehen. Bei einigen seltenen Gelegenheiten fügen sie dieser Nahrung ein Gericht Fleisch hinzu.

(Schluß folgt.)

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London.

(Fortsetzung.)

An einem schönen Herbstabend des Jahres 1823 hatte Master **Wincork**, nachdem er den Thee getrunken, mit seiner Frau einen Spaziergang unternommen, von dem sich beide Gatten viel Vergnügen versprochen. Seit einigen Jahren bietet London ein immer abwechselndes Schauspiel dar. Neue Säulengänge, neue Straßen entsteigen der Erde wie auf einen Zauberschlag. Wahr ist es, daß man nach drei oder vier Jahren sie schon wieder ausbessern, oder durch andere Bauten ersetzen muß, weil sie durchaus nicht solid sind. Aber auch diese Nothwendigkeit hat ihr Verdienst, und die Dekoration verändert sich um so öfter.

Es begann dunkel zu werden, als die Spaziergänger bei einem ihrer Freunde, Namens **Trueba**, eintraten, der in der Russellstraße wohnte. Es schwatzt sich so angenehm während der Dämmerung. Gedanken und Worte scheinen den gemäßigten, zarten, schwermüthigen Anstrich zu gewinnen, der diese Tageszeit charakterisirt.

Es war noch warm, und die Saalfenster standen offen. Gegen 8 Uhr erschütterten mehre gewaltige Klöpfelschläge die Hausthür, und als die Magd sie geöffnet, vernahm man das Geräusch hastiger Schritte im Hausgange. Man besorgte einen Augenblick, daß Diebe hereingedrungen, die vielleicht hofften, daß ihre Menge einen sichern Raub und eine schnelle Flucht begünstigen könne. Gleich darauf beseitigte jedoch das geräuschvolle Hereintreten mehrer Individuen in den Saal die gehegte Besorgniß, und ersetzte sie durch eine andere nicht minder schreckliche Gewißheit.

»Ist Friedrich Trueba, der ältere, hier?« fragte eine rauhe Stimme, während die Magd Licht holte.

— Ich bin es, entgegnete Trueba, der nichts befürchtete. Was wollt Ihr von mir?

Indem trat die Magd herein, mit dem Licht in der Hand. Man erblickte jetzt fünf oder sechs Männer, mit Gesichtern, die verdient hätten, von dem Pinsel eines Cruishank verewigt zu werden; Köpfe, welche die Mitte hielten zwischen dem eines Raubvogels und dem eines Wiesels, alltäglich, inquisitorisch, im höchsten Grade gemein. Vor ihnen bewegte sich eine Art lebendiges Gerippe, das ihnen als Leitstern zu dienen schien. Dieß war des jungen Trueba Gläubiger. Als spanischer Flüchtling in London lebend, hatte er einige Schulden gemacht, die er zur bestimmten Zeit nicht zu bezahlen im Stande gewesen. Der trockene Harpagon nahm eine theatralische Stellung, wie wenn es um ein heldenmüthiges Begehen, um eine große Muthverschwendung zu thun gewesen, und rief, pathetisch den Arm ausstreckend: »Da ist unser Mann!«

Sogleich trat Master Donaty, der Häschertruppe Oberbefehlshaber hervor, berührte mit dem Finger die Achsel des Schuldners, der nun seine rechtmäßige Beute, sein Eigenthum wurde, und sagte zu ihm: »Sir, Sie müssen die Gewogenheit haben, mich nach dem Gang von Greatshire zu begleiten.«

In diesem düstern Schlupfwinkel, dem es zu Addison's Zeiten an Berühmtheit nicht gebrach, befand sich Donaty's gastfreundliches Dach. Jede Veränderung, sagt Samuel Johnson, ist am Anfang unangenehm und beschwerlich. —

Man kann sich denken, ob Trueba, gezwungen seine junge Frau und drei kleine Kinder zu verlassen, großes Gefallen fand an der neuen Wohnung, die man in einem Spunging-House ihm anwieß.

Solch' Haus ist nämlich eine Art Wirthshaus, zum Gebrauche widerspenstiger Schuldner. Seit 10 Jahren hat ihre Zahl so sehr sich vermehrt, daß man derselben jetzt in allen Stadtviertel Londons findet. Die Häscher bringen hierher den Schuldner, bevor er in ein regelmäßiges Gefängniß eingesperrt wird. Seltsames Fegfeuer, woraus jede Hoffnung noch nicht verbannt, wo man aber von ferne schon alle Entsetzen des eigentlichen Kerkers gewahrt, wo man einen Vorgeschmack aller in Zukunft noch harrenden Leiden und Martern findet; mit einem Worte, ein wirkliches Höllenvorzimmer.

Für einen Mann seines Gewerbes, gewohnt jederlei Schmerz zu sehen, und im Nothfall auch Schmerz zu geben, benahm sich Donaty noch ziemlich nachsichtsvoll. Es fehlte ihm nicht an einer gewissen Zuvorkommenheit. Kaum hatte Trueba seines Wächters Behausung betreten, als er das Bedürfniß fühlte, allein zu seyn.

»Wahrscheinlich habt Ihr wohl ein Strohlager für mich,« sagte er. »Laßt mich dahin führen.«

Die Thür eines kleinen Gemaches im ersten Stock öffnete sich vor ihm. Ein einziges Fenster, mit gewaltigen Eisenstangen, blickte auf einen düstern Hof. Die Thür war mit großen Schlössern und Riegeln versehen. Der arme Spanier verspürte zum erstenmale jene befremdende, schmerzliche Regung, die man nach dem Verlust seiner Freiheit empfindet. In einem Winkel stand ein schlechtes, schmutziges Bett. An einem Tische von Fichtenholz saß ein junges, sehr hübsches Frauenzimmer, gekleidet nach der neuesten Mode, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und den Kopf in die hohle Hand gelehnt. Es war zugleich Milde und Zierlichkeit in dieser Gefangenen Haltung. Trueba hatte wahrlich nicht erwartet, eine solche Gesellschafterin hier zu finden.

Als er indessen einen aufmerksameren Blick warf auf den Tisch, und die ihn bedeckenden Gegenstände, wie groß war sein Erstaunen, da er vor Allem ein zur Hälfte geleertes Glas gewahrte, angefüllt mit jenem Volksgifte, das die untersten Stände Londons so richtig bezeichnend den »blauen Ruin« *) nennen. Daneben stand eine Flasche Porter und ein Maaß Ale. Die Flasche und der Maßtopf waren schon leer. Dagegen suchte das Frauenzimmer von Zeit zu Zeit Trost im Ginglase, dessen Kapazität solchergestalt allmählich sich verminderte.

Mit wahrem Erstaunen betrachtete Trueba die schöne Magdalena, deren wenig erbauliche Beschäftigung anzudeuten schien, daß sie noch nicht ganz bis zu dem Kulminationspunkt der Reue gelangt sey, und daß sie noch eine große Vorliebe für die Nebengenüsse ihres muthmaßlichen Standes habe. In nicht geringer Verlegenheit über dieß Tête-à-tête, setzte er sich. Bald nachher trat eine Magd herein, und forderte ihm sechs Schelling (3 fl. 36 kr.) für sein Nachtlager ab. Wie übertrieben diese Forderung auch war, sah der Spanier sich dennoch genöthigt, derselben zu entsprechen. Er wußte, wie unnütz jede Weigerung seyn würde, und daß die Gefängnißbewohner immer unbedingt in die Vorschriften ihrer Gefangenwärter sich fügen müssen. Er beschloß also, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, und seine Lage sich nicht durch Murren noch zu verschlimmern. Er verlangte eine Flasche Porter, um Master Donaty sich einigermaßen geneigt zu machen, näherte unerschrocken seinen Sessel dem Tische, und erlaubte sich, seine Gesellschafterin etwas näher zu betrachten.

(Schluß folgt.)

*) Blue-ruin, der Gin (Wachholderbranntewein) der nur von der untersten Volksklasse getrunken wird.

Die Leoparden.

Zwei Gutsbesitzer, welche von der Antilopenjagd zurückkehrten, jagten am Abhange eines Berges einen Leoparden auf und machten sich augenblicklich an seine Verfolgung. Der Leopard nahm sogleich seine Flucht auf eine Anhöhe; aber als er von den Jägern gedrängt und schon von einer Kugel getroffen worden war, kehrte er plötzlich um, und mit einem Grimme, der diesem Thiere eigenthümlich ist, wenn es sich aufs Aeußerste gebracht sieht, stürzte es sich wüthend auf den Jäger, der es verwundet hatte, riß ihn vom Pferde herab, brachte ihm einen fürchterlichen Biß in die Schulter bei und zerriß ihm zu gleicher Zeit das Gesicht auf eine entsetzliche Weise mit seinen Tatzen.

Als der andere Jäger die Gefahr seines Kameraden gewahrte, stieg er sogleich vom Pferde und gab auf das wüthende Thier Feuer; aber mochte nun die Eile daran Schuld seyn, oder der Schreck, oder auch die Furcht, seinen Freund zu verwunden, ihn am Zielen gehindert haben, er traf unglücklicher Weise den Leoparden nicht. Sogleich verließ daher das Thier seinen niedergeworfenen Feind, stürzte sich in einem furchtbaren Sprunge auf den Schützen, und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß es den Unglücklichen, noch ehe er Zeit gehabt, sein Jagdmesser zu ziehen, zu Boden warf und ihm mit seinen Zähnen und Klauen das Gesicht auf eine schaudererregende Art verstümmelte. Dieß alles geschah in weniger Zeit, als wir es zu beschreiben gebraucht haben.

Ehe noch der zuerst angegriffene Jäger sich wieder erheben und zu seiner Flinte greifen konnte, war der zweite mit dem wilden Thiere von der Höhe, wo der Kampf Statt fand, hinabgerollt. In einem Nu hatte er seine Flinte wieder geladen und eilte gegen den Leoparden, um seinen Freund zu befreien. Aber es war zu spät. Das wüthende Thier hatte ihm den Leib und die Gurgel aufgerissen, und der Unglückliche gab einige Minuten später unter den gräßlichsten Schmerzen seinen Geist auf. Sein Kamerad hatte den leidigen Trost, das Thier, das durch die vielen Wunden, die ihm der sterbende Jäger noch mit seinem Messer beigebracht, fast alles Blut verloren hatte und erschöpft war, vollends zu tödten.

Ein anderer ähnlicher, aber weniger trauriger Vorfall ereignete sich vor meinen Augen. Wir machten einst Jagd auf einen Leoparden, der seit einiger Zeit des Nachts um unsere Wohnung umherschweifte. Wir waren acht Jäger, und verfolgten das Thier seit einer halben Stunde, als wir es gegen einen buschigen Baum zu setzen und plötzlich vor unsern Augen verschwinden sahen. Wir umstellten den Baum vorsichtig, damit Jeder von seiner Seite sogleich Feuer geben könnte, sobald er entdeckt hätte, auf welchem Aste das Thier seine Zuflucht gesucht hatte.

Einer unserer Begleiter, der einer solchen Jagd zum erstenmale beiwohnte, und der die Ehre haben wollte, das Thier zu erlegen, näherte sich unkluger Weise dem Baume, und ehe wir ihn noch durch unser Schreien von der Gefahr, der er sich aussetzte, unterrichten konnten, hatte sich der Leopard von dem Baume auf ihn herabgestürzt, und beide wälzten sich im Staube. Unser unglücklicher Gefährte erhob ein entsetzliches Geschrei. Wir erkannten die schreckliche Lage unseres Freundes und fürchteten gleichwohl auf den Leoparden zu schießen.

Indessen eilte ihm Einer von uns zu Hülfe und war so glücklich, sein Pistol auf den Leoparden abschießen zu können. Es war die höchste Zeit. Die Kugel zerschmetterte dem Thiere den Kopf und der arme Jäger konnte sich nun von ihm losmachen, aber er hatte eine tiefe Wunde davongetragen, und die Klauen des Thieres hatten ihm fast die ganze Kopfhaut abgerissen. Es war ein fürchterlicher Anblick. Der Blutverlust hatte ihn gänzlich erschöpft, er sank bewußtlos wieder nieder und wir mußten ihn auf einer Sänfte in seine

Wohnung tragen. Seine Wunden, die zum Glück nicht tödtlich waren, fesselten ihn jedoch drei Monate ans Bett, und lange nachher noch trug er als traurige Zeugen der bestandenen Gefahr, tiefe Narben im Gesichte.

Mannigfaltigkeiten.

Der König von Dahomeh hat aus seinen Frauen eine Leibgarde sich gebildet und läßt alljährlich viele Menschen opfern: Das Volk stimmt dabei Freudenlieder an, die Hofsänger preisen den König und wilde Tänzer umgaukeln die Opfergerüste. Ein Tänzer, der ausgleitet, wird sogleich geopfert. Kann man dem Berichte trauen, so ließ 1785 der König Adahunga von Dahomeh sogar 127 Leute bloß deßhalb opfern, um einen Platz im Palast, der noch nicht gehörig mit Menschenschädeln geziert war, mit Köpfen ausschmücken zu lassen. Will der König von Dahomeh gegen einen seiner Unterthanen gnädig seyn, so verleiht er ihm den Titel eines weißen Mannes und die Erlaubniß, sich europäisch kleiden zu dürfen.

(Der kurze Sommer der Polargegenden.) Er beginnt gewöhnlich zu Johannis und dauert etwa 6 Wochen, höchstens 2 Monate. Diese ganze Zeit über ist der Himmel fast immer rein und blau und Gewitter sind sehr selten. Der Pflanzenwuchs geht sehr schnell von statten; doch thauet der Erdboden nicht überall bis in die Tiefe auf. Der Einfluß der Wärme erstreckt sich gewöhnlich nur auf einige Fuß. Während der kurzen Nacht herrscht bloße Dämmerung und man kann um Mitternacht arbeiten, ohne Licht lesen und schreiben u. s. w.

(Wodurch unterscheidet sich der gebildete Mann von dem ungebildeten?) Eine Frage unterscheidet beide, aber diese Frage ist hochwichtig: der gemeine Mann fragt bei jeder Erscheinung: was mag diese wohl bedeuten. Er will immer die Zukunft und ihre Ereignisse voraus wissen, aber der gebildete Mann fragt stets: was mag wohl die Ursache von dieser Erscheinung seyn? Er will ihren Grund und ihr Entstehen wissen; ihn kümmert nicht sowohl das Zukünftige, als das, was er gewahr wird und wie und woher dieses entsteht.

(Welche Flüsse haben das reinste Wasser?) Fast alle Flüsse entspringen in Gebirgen und da es dort oft stark regnet, so führen sie viel Erdreich mit hinweg, das ihr Wasser trübt. Daher sind die Gewässer der Flüsse häufig schmutzig und unrein. Indessen giebt es zwei Flüsse, welche sehr reines Wasser haben sollen und sich darin vor allen andern auszeichnen: diese sind die Themse in England und der Indus in Ostindien.

(Die tragische Entwickelung.) Vor einigen Jahren kam eine Truppe herumziehender Schauspieler nach Cayenne in der französischen Guiana und da es daselbst kein Schauspielhaus gab, so begnügte man sich mit einer Scheune, in welcher Othello aufgeführt wurde. An den Eingang stellte man eine Wache, welche die Neugierigen zurückhalten sollte. Schon ging das Stück zu Ende, als in dem leidenschaftlichsten Augenblicke, wo sich der Mohr eben auf Desdemona stürzt, die Wache auf den wüthenden Eifersüchtigen anlegt, ihn leblos zu den Füßen der Venetianerin streckt und ausruft: »nie soll ein Neger eine weiße Frau in meiner Gegenwart tödten, wenn ich es verhindern kann.«

(Der gute Rath.) Lord Egerton, dem der Palast Noailles in Paris gehörte, verband mit dem Wesen eines englischen Sonderlings ein ungeheueres Vermögen, das ihm erlaubte, seine originellen Einfälle um jeden Preis auszuführen. Nur ein Beispiel davon. Der Palast Noailles, den er bewohnte, sollte nach einer bestimmen Zahl von Jahren niedergerissen werden, um nach dem neuen Plane daselbst zu bauen. Als die festgesetzte Zeit gekommen war, schickte der Stadtrath, der auf seine Rechte hielt, Abgeordnete an den edlen Lord, um ihn zu benachrichtigen, daß er ausziehen möge. Aber der Rath hatte nicht bedacht, daß Lord Egerton alt und schwach war, er sich deßhalb nicht gern aus seiner gewohnten Weise reißen lasse, daß er überdieß der eigensinnigste aller Lords von Großbritannien und, die Hauptsache, sehr reich sey. Lord Egerton empfing die Stadtbaumeister sehr höflich, erklärte ihnen aber, er habe nicht Zeit, sich wegen der Verschönerung ihrer Stadt inkommodiren zu lassen. Darauf folgte eine offizielle Aufforderung und die Drohung, sein Ausziehen und den Verkauf des Palastes auf gerichtlichem Wege zu erzwingen. Der Lord ließ hierauf seinen Arzt rufen und fragte ihn ernstlich, wie lange ihn die Kunst und seine Natur wohl noch auf der Erde erhalten könne. »Fünf Jahre,« entgegnete der Arzt. »Ohne Schmeichelei, ohne falsche Hoffnung?« fragte der Lord nochmals. Der Arzt versicherte es von neuem. »Es ist gut; Sie können wieder gehen, Doktor.« Und Lord Egerton ließ seinen Advokaten rufen, zeigte ihm die Aufforderung der Stadt und fragte ihn: »wie lange können Sie mir versprechen den Prozeß hinzuziehen? Sagen Sie die Wahrheit; bedenken Sie Alles.« — »Ich verspreche Ihnen auf meine Ehre,« entgegnete der Mann des Gesetzes, »ihn fünf Jahre und länger dauern zu lassen.« — »Es ist gut; Sie können wieder gehen.« Und er schickte sogleich das Resultat dieser beiden Konsultationen auf das Stadthaus, indem er dem Rathe die Wahl ließ, zu warten oder den Prozeß zu beginnen. Man hielt es für besser zu warten. Lord Egerton starb 1829 und dann erst wurde der Palast Noailles eingerissen.

(Der Tisch der alten Deutschen.) Man glaubt, unsere Vorfahren haben bloß grobe Kost genossen, allein dieß ist nicht der Fall. Ihr Tisch war weder so einförmig noch so mager; sie aßen Wildpret, Rehe, Auerhähne, Feldhühner, Schnepfen und die herrlichsten Fische und wußten, wie Tacitus erzählt, ihre vielen Gerichte auf mannigfaltige Art zuzubereiten. Ihre kalte Küche bestand in allerhand Milchspeisen, in Butter, Käse, wildem Honig und Waldfrüchten, z. B. in Schlehen, Hagebutten, Haselnüssen und allerhand Beeren. Ihr Getränk war vorzüglich Bier, sowohl aus Waizen als aus Gerste. Die Gränzbewohner tranken auch Wein. Sie kannten die Nachtheile des Geschwindessens und hielten deßhalb lange Mahlzeiten. Sie hatten gesellschaftliche Zusammenkünfte, wozu jede Familie ihre Schüssel mitbrachte, deren Inhalt sie nachher zusammen mit Fröhlichkeit und Gesang bei einem wohlthätigen Feuer oder in grünem Schatten verzehrten.

(Blutegel in Ceylon.) In den Wäldern und auf dem morastigen Boden von Ceylon findet sich, besonders zur Regenzeit, in ungeheurer Zahl, eine Art von Blutegeln, die dem Reisenden große Qual bereiten. Sie sind sehr klein und nicht viel größer als eine Nadel; ihre Farbe ist dunkelroth gesprenkelt. Sie kriechen nicht nach Art der Würmer, so wie es unsere europäischen Blutegel thun, sondern sie sind fortwährend in springender Bewegung, indem sie immer zuerst ihren Kopf an eine Stelle anlegen und dann mit einem plötzlichen Ruck den Schwanz nachziehen, während sie zu gleicher Zeit den Kopf schon wieder vorwärts werfen. Auf diese Weise bewegen sie sich so außerordentlich schnell, daß sie, ehe man es merkt, Einem auf die Kleider kommen, worauf sie dann unmittelbar durch irgend eine kleine Oeffnung auf die Oberfläche der Haut dringen. Sobald sie sich hier befinden, saugen sie sich auch fest, und es ist, da sie durch die leichten Kleider, die man in jenem Klima trägt, immer durchdringen können, fast unmöglich, durch die Wälder und Moräste zur Regenzeit zu kommen, ohne von Blut zu triefen. Auf unserm Wege nach Candy, als wir die engen Pfade in diesen Wäldern passirten, wurden wir von jenen Würmern schrecklich gequält; so oft einer von uns sich niedersetzte oder auch nur einen Augenblick stehen blieb, war er auf der Stelle von einem ganzen Haufen derselben überdeckt; und ehe er denselben wieder los werden konnte, waren Handschuh und Stiefel mit Blut überfüllt. Wir bemerkten dieß nicht ohne große Besorgniß; denn wäre ein Soldat von uns aus Trunkenheit oder Müdigkeit auf dem morastigen Boden in Schlaf gesunken, er hätte auf der Stelle verbluten müssen. Wenn ich des Morgens aufwachte, fand ich oft meine Bettdecken und meine ganze Hautoberfläche so voller Blut, daß ich ängstlich wurde. Die Holländer, die zu verschiedenen Zeiten in das Innere des Landes eingedrungen, verloren dabei mehre von ihrer Mannschaft; und wie wir unseren Marsch antraten, sagten sie uns auch, daß wir wohl kaum im Stande seyn würden, durchzukommen. Indeß waren wir, wenn wir auch schrecklich gequält wurden, doch im Ganzen ohne ernste Unfälle davongekommen. Die Thiere werden von diesen Blutegeln gerade so wie die Menschen heimgesucht. Besonders werden die Pferde so sehr gequält, daß sie fortwährend von vorn und nach hinten ausstoßen und um sich schlagen, weßhalb es auch sehr gefährlich ist, durch die Wälder von Ceylon zu reiten.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 16. Juli. (Zum Vortheil der Dem. Pistor.) Robert der Teufel, große heroische Oper in fünf Haupt- und einer Zwischenabtheilung, von Scribe und Delavigne, Musik von Meyerbeer. — Gastrolle: Isabelle, Dem. Pistor, kurfürstlich hessische Hofsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 69. 17. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Sitten der Kaffern.

(Schluß.)

Die Kaffern halten täglich nur eine Mahlzeit und zwar gegen Abend, ungefähr eine Stunde bevor sie sich schlafen legen; ein wenig Milch ist alles, was sie außer dieser Essenszeit genießen. Es ist ihnen ein Gräuel, Schweinefleisch, Fische, Geflügel und Eier zu essen, die sie als unrein betrachten; eben so wenig essen sie Elephantenfleisch. Da sie weder die Natur noch den Gebrauch geistiger Getränke kennen, so sind sie von der Neigung zum Trunke frei, welcher sich die mehrsten wilden Nationen überlassen; doch haben sie eine Art von Liqueur, der aus wildem Honig gemacht wird, den sie selbst bereiten und wovon sie zuweilen allerdings im Uebermaße trinken.

Obleich die Häuptlinge eine große Zahl von Dienern und Beamten haben, so sieht man sie doch häufig ihre Heerden selbst hüten. Die verschiedenartigen Formen, die sie den Hörnern ihrer Ochsen geben, geben ihnen ein sonderbares und phantastisches Ansehen; sie machen diese Thiere gelehrig und verständig wie Pferde, durch ihre Geschicklichkeit, sie zu erziehen und zu dressiren. Eine ihrer Lieblingsbelustigungen ist, Wettrennen von Ochsen anzustellen, wie man in England und Frankreich mit Pferden hält. Bei dieser Gelegenheit reitet ein Kaffer zu Pferde im vollen Gallopp voraus. Der Ochse, der den Preis davon trägt, wird zu den Wolken erhoben und die Freude der Menge thut sich durch rauschenden Beifall kund.

Die Waffen der Kaffern bestehen in der Zagaia oder Javeline, einer kleinen Keule und einem Schild. Die erstere ist eine leichte Lanze von sechs bis sieben Fuß Länge, an deren Ende eine eiserne Klinge befestigt ist, acht Zoll lang und zwei breit; sie werfen sie mit einer Hand und die Geschicklichkeit besteht darin, ihr eine Art zitternder Bewegung zu geben, welche ihre Geschwindigkeit vermehrt. Mit dieser Waffe erreicht ein Kaffer, auf siebenzig Schritte weit, einen Menschen oder eine Antilope mit hinlänglicher Sicherheit und Kraft, um sie zu durchbohren. Die Krieger und die Jäger tragen jeder sechs oder acht solcher Lanzen. Die Keule ist eine Art von großem Knotenstock, dessen man sich bedient, um seinen Feind niederzuschlagen, wenn man ganz nah, d. h. Mann gegen Mann, kämpft; man bedient sich derselben auch, um die Zagaia auszupariren, indem man sie damit zersplittert.

Der Schild ist ein breites Oval, gebildet aus einer Ochsenhaut, die über zwei kreuzweise zusammengelegte Stücke Holz gezogen wird, die zur Handhabe dienen; es ist vier Fuß lang und zwei und einen halben breit und sehr geeignet, die Krieger gegen die Waffen des Landes zu schützen, aber völlig unnütz gegen Feuergewehr. Diejenigen Tribus des Innern, die mit den Portugiesen in Berührung gewesen sind, führen kleinere Schilde, mit Rhinoceroshaut überzogen, die kugelfest sind; zum Kampf stellen sie sich in Reihe und Glied, dem Feinde gegenüber, und werfen ihre Zagaien. Ein schönes Schauspiel ist das der Scheinkämpfe, die sie sich unter einander liefern, wo man die Menschen von athletischem Baue unter großem Geschrei sich einander entgegenstürzen sieht, den Platz jeden Augenblick wechselnd, um den Waffen ihrer Gegner auszuweichen, sich zur Erde werfend und schnell wieder aufspringend, um ihrerseits wieder anzugreifen.

Die Kaffern sind leidenschaftliche Jäger und verfolgen mit Hitze nicht nur die Antilope, die ihre Wälder und Berge bewohnt, sondern auch den Büffel, den Löwen, das Rhinoceros, das Flußpferd und den Elephanten. Sie verwenden oft mehre Tage darauf, den letztern zu bekämpfen, ohne ihn besiegen zu können.

Die Regierung dieser Völkerstämme ist patriarchalisch. Das Königthum ist erblich, wiewohl man nicht immer dem Gesetz der Erstgeburt folgt. Der Häuptling wählt gewöhnlich seinen Nachfolger unter den Söhnen der ersten seiner Frauen, die immer von hoher Geburt und von einem andern Tribus ist. Die großen Häuptlinge werden als unumschränkt in ihren respektiven Tribus betrachtet, aber ihre Gewalt ist in der Praxis beschränkt: nichts von Wichtigkeit wird entschieden oder beschlossen, ohne den Rath der vornehmsten Mitglieder des Tribus und die Befehlshaber der Dörfer werden gewöhnlich unter den Reichsten, Klügsten und Tapfersten der Horde gewählt. Diese Männer werden Amapagati, d. h. Alte oder Räthe, genannt.

Die traditionellen Gebräuche vertreten die Stelle eines Gesetzbuches und die Art, wie die Urtheile gefällt werden, ist folgende: Wenn Beleidigungen begangen worden sind oder sich Streitigkeiten erheben und die Freunde der beiden Parteien sie nicht wieder versöhnen können, so müssen sie sich vor dem Gerichtshofe des Königs stellen. Die interessirten Parteien werden unmittelbar vor eine Generalversammlung des Tribus vorgeladen. Der Ort der Zusammenkunft ist gewöhnlich der gemeinschaftliche Stall des Dorfes, oder, wenn es heiß ist, so versammelt man sich unter den Bäumen der Wälder; die Parteien stehen am Eingange des Versammlungsortes: die andern nehmen im Kreise, im Innern, Platz; Frauen werden dabei nicht zugelassen; nur einer Anzahl alter und respektabler Personen ist es erlaubt, zu sprechen. Die größte Aufmerksamkeit herrscht, wenn der Gegenstand von einiger Wichtigkeit ist.

Die Redner erheben sich, einer nach dem andern, mit der größten Würde, halten lange und lebhafte Reden, bis die Streitfrage von allen Seiten beleuchtet worden ist. Darauf spricht der Häuptling, welcher den Vorsitz führt, seine Meinung aus und legt sie der Versammlung vor, die sie annimmt oder verwirft unter Angebung der Gründe. Zuweilen dauert ein solcher Prozeß mehre Tage; aber das ist sehr selten, da es dort keine Advokaten gibt, die dabei interessirt sind, die Sache in die Länge zu ziehen. Die Parteien ver-

theidigen ihre Sache selbst und bringen ihre Beweise und ihre Zeugen bei. Ein Redner wird selten unterbrochen, obgleich die Reden oft mehre Stunden dauern; sie sind nicht ohne wahre Beredtsamkeit, kühn und edel im Ausdruck, würdig und energisch in den Gesten.

Mord, Diebstahl, Ehebruch und im Allgemeinen alle Attentate gegen Personen werden mit einer Strafe gebüßt, die vom Gerichtshofe bestimmt wird und die vom Verlust einer Kuh bis zum Gesammtbetrage der Güter des Delinquenten variirt. In diesen wichtigen Fällen oder wenn die Beleidigung gegen einen mächtigen Häuptling begangen worden ist, wird der Angeklagte bisweilen mit dem Tode bestraft.

Ueber die Religion der Kaffern ist es schwer, etwas Bestimmtes anzugeben. Es ist kein Götzendienst; man findet darin den Glauben an ein höchstes Wesen und abergläubische Vorurtheile, welche die Reste alter Religionen und einer höheren Civilisation zu seyn scheinen. Einer der verbreitetsten Benennungen Gottes ist der: Herr der Gestirne und des Donners. Er ist mehr gefürchtet als angebetet und geliebt. Die Zauberer und Hexen werden sehr in Ehren gehalten und veranlassen oft Opfer von Thieren, um erzürnte Schatten zu versöhnen; das Fleisch des Opfers wird dann von dem Zauberer und denen verzehrt, die er erwählt, um an diesem Schmause Theil zu nehmen.

Außer diesen Fragmenten von Religion, die bei diesen Völkern bestehen, beobachten sie noch mit großer Genauigkeit gewisse traditionelle Gebräuche, welche, wie wir so eben gesagt, ihre Abkunft von einer civilisirteren Nation, als sie jetzt sind, anzudeuten scheinen. Die Beschneidung ist bei ihnen gebräuchlich, ohne daß sich sonst eine Spur von Islamismus findet. Sie scheinen diese Ceremonie nicht als einen religiösen Akt zu betrachten, sondern vielmehr als eine Formalität, durch welche der zur Pubertät herangewachsene Jüngling die Würde des Mannes erlangt. Bei diesem Feste werden die jungen Beschnittenen weiß geschminkt, in ein Kostume von Palmblättern gekleidet und drei Monat lang von dem Rest des Tribus getrennt, worauf sie dann feierlich in eine allgemeine Versammlung eingeführt werden, wo sie Platz unter den Männern und Kriegern nehmen. Eine analoge Ceremonie findet mit den mannbaren Mädchen Statt.

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London.

(Schluß.)

Das durch seine Bewegung veranlaßte Geräusch, entnahm die schöne Büßende ihrem Dahinbrüten. Sie dehnte sich, erhob ihren hübschen Kopf mit dem Ausdruck eines besondern Wohlwollens, und statt sich wieder schwermüthigem Nachsinnen zu überlassen, das in ihrer Lage doch von keinem Nutzen war, begnügte sie sich, denn sie schien eine Philosophin erster Gattung, ihr Glas mit Gin anzufüllen, es mit einem Zuge zu leeren, und durch ein ausdruckvolles Zeichen, begleitet mit einer Kopfbewegung, anzudeuten, daß sie auf Seiten des Fremden einen ähnlichen Meisterschluck zu bewundern erwarte. Bis dahin hatte sie den Mund zum Sprechen nicht geöffnet. Trueba, der ohne Mühe ihre beredte Pantomime begriffen, hielt es für gemessen, sie anzureden:

»Ich muß gestehen, Madame,« sagte er, »daß ich kein großer Liebhaber von Gin zu seyn die Ehre habe. Ein Glas Porter genügt mir, und wenn Sie erlauben, so trinke ich es auf unsere baldige Befreiung.«

Die Schöne begnügte sich, mit dem Ausdruck unaussprechlicher Nichtachtung, die alleinige Silbe Ah! zu rufen, deren langgedehnte Betonung ausdrückte, wie geringfügig ihr die Person scheine, die dem elenden Porter vor einem so aufregenden, ergreifenden Getränk wie der blaue Ruin, den Vorzug zugestehe.

Auch Trueba's Meinung hatte nun eine feste Basis gewonnen. Er sah, daß die »Schöne«, mit welcher der Zufall ihn zusammengeführt, weniger mit den Nymphen Diana's, als mit den Thyaden verglichen werden müsse, die mit fliegendem Haar Libers Wagen folgten.

Glücklicherweise wurde dieß wenig angenehme Beisammenseyn unterbrochen durch die Ankunft zweier jungen, schön gekleideten Mädchen, die ihrer Kameradin Sally (so hieß die Bachusschwester) einen Besuch abstatteten. Eine mehr heitere als zarte, mehr belustigende als sittliche Unterhaltung benachrichtete den Spanier, daß die schöne Sally zu jenem Pfarrsprengel von Marylebone gehörte, wo Venus so viele Altäre hat, als im alten Babylon, und daß ein Krämer desselben Stadtviertels, weil er von ihr keine Bezahlung hatte erzielen können, den raschesten und sichersten Weg gewählt, sich Genugthuung zu verschaffen, indem er sie Donaty's väterlicher Sorgfalt anvertraut, bis die Gefangenhäuser von Königsbank (Kings-bench), Marshalsea, oder das Flottegefängniß der Schuldnerin sich bemächtigt haben würden.

Trueba stellte vielerlei moralische und philosophische Betrachtungen an über die Unklugheit und den Wahnsinn von Gesetzen, die immer den Rechtschaffenen mit dem Schuldigen auf eine und dieselbe Stufe stellen, die alle Existenzen in gemeinsamen Gefangenhäusern vermischen, welche die Hefe der Bevölkerung und den unvorsichtigen oder unglücklichen Schuldner in einem und demselben Kerker einsperren. Mit Recht sagte er sich, daß für die Jugend, die so leicht alle Eindrücke aufnimmt, solch Verfahren höchst nachtheilig sey, weil ihr dadurch Laster, Entartung, Unheil jeder Art zugewendet werden.

Während der junge Spanier solche Betrachtungen anstellte, begannen die Frauenzimmer eine lärmende Galoppade, die einige Minuten seine Aufmerksamkeit fesselte. Er beneidete sie, und bemühete sich in ihrem Gleichmuthe, dem äußersten Ergebniß vielleicht aller menschlichen Philosophie, sie nachzuahmen.

Donaty ersc[illegible] endlich, um anzukündigen, daß das Haus verschlossen w[illegible], und daß die fremden Gäste sich entfernen müßten. Sally's Freundinnen steckten ihr ein Siebenschellingstück zu, das in der Diebssprache Spangle genannt wird, kramten allerlei Eßwaaren aus, die sie in ihren Körben mitgebracht, zahlten ihr Schlafgeld, leerten noch zweimal das mit Gin angefüllte Glas, und entfernten sich mit dem Versprechen, morgen um dieselbe Stunde wieder zu kommen.

Trueba befand sich wieder in großer Verlegenheit, als er abermals mit der schönen Sally allein war. Sie verfiel bald in ihr früheres Dahinbrüten. Mehrmals bemühete er sich, der Unterhaltung einen gewissen Schwung zu geben. Er sprach vom Wetter, von der Ursache ihres Kummers und ihrer Haft, von Mode, von Ranelagh, von Allem, was nur irgend ein Frauenzimmer interessiren konnte. Vergebene Mühe; sie verstand ihn nicht, weil er in einer ihr ganz fremden Sprache redete, deren bekannte Worte wohl ihr Ohr trafen, deren Sinn sie jedoch nicht begriff. Sally sprach und verstand nur Cant (Rothwälsch), die Mundart der untersten Volksklassen, wie der Gauner, in London, eine Sprache, die viel Poetisches und Energisches hat, deren Schlüssel ihm, dem Fremden, jedoch unbekannt war.

Mißvergnügt über seiner Gesellschafterin anscheinende Beschränktheit, verspürte der Spanier bald die quälendste Langeweile. Alles, was sie sagte, klang so sonderbar, so unbehülflich, so gemein, wie jede Unterhaltung, die in verdorbener, platter Bauern- oder Kleinkindersprache geführt wird. Sally ihrerseits, wie um schweigend die Meinung zu bestätigen,

welche Trueba von ihr sich gebildet, verfiel in tiefen Schlaf, und schnarchte wie eine Orgel. — O Dryden, o Milton, o Jean Jaques, was wird aus Euren pathetischen Worten, aus Euern beredten Phrasen über des Weibes Bestimmung, das die brutalen Leidenschaften des stärkern Geschlechtes zu zähmen bestimmt ist! Welcher dramatische Schriftsteller wäre auf eine solche Auflösung des verführerischen Beisammenseyns gerathen? Trueba, Mann von Lebensart und gutem Ton, blieb ganz versteinert auf seinem Sessel.

So verstrichen mehre Stunden. Endlich um Mitternacht erschien ein Bediente, um den Spanier einzuladen, sich in Donaty's Sprachzimmer zu begeben. Mit vielem Vergnügen entsprach er diesem Verlangen. Seine Lage war beinahe unerträglich geworden. Des Sprachzimmers Inneres war, wie man in England sagt, »respektabel.« Grog*) rauchte auf dem Tische. Die Wände waren mit Gemälden bedeckt von denen einige als wirklich vorzügliche betrachtet werden konnten.

»Von wem sind diese Skizzen?« fragte er, nachdem er auf das Ganze einen prüfenden Kennerblick geworfen.

Von Georg Morland, entgegnete der Wirth. Er hat lange unter meinem Schutz gestanden. Manchmal habe ich ihn zwei oder drei Monate hier gehabt. Er gab mir zwei Guineen (21 fl. 42 kr.) täglich, bezahlte mich mit Gemälden und Zeichnungen, wobei ich recht gut meine Rechnung fand. Seine Werke waren sehr gesucht, und die Zerrüttung seiner Angelegenheiten rührte nur daher, daß er keine Ordnung hatte, nicht zu sparen verstand, und beinahe immer betrunken war. Mit Leichtigkeit verkaufte ich sogar seine nur zur Hälfte beendete Skizzen drei- oder viermal theurer, als er mir sie angerechnet, weßhalb ich mir aus meinem Gewinn keinen Skrupel zu machen brauchte.

Hatte Morland nur zu trinken, war ihm Gefangenschaft oder Freiheit, Armuth oder Reichthum, Ruhm oder Vernachläßigung durchaus gleichgültig. Er war nicht einmal ein Feinschmecker in seiner Art, und schlürfte alles, was ihm vorgesetzt wurde, ausgenommen Wasser, wofür er einen unüberwindlichen Abscheu hatte. Am Morgen brachte man ihm ein Maaß Gin, das er in kurzen Pausen leerte. Er konnte nicht arbeiten, wenn er nicht, wie er selbst sagte, »eingeludelt (infused)« war. War er betrunken, so setzte er sich, arbeitete mit einer Art Wuth, und erzeugte Meisterstücke. Seine Leichtigkeit und die Kühnheit seines Pinsels verdoppelten sich, je höher sein Rausch stieg. Während den letzten fünf Jahren vor seinem Tode war er vielleicht nicht eine Stunde nüchtern.

Ungefähr bis ein Uhr Nachts unterhielt sich Trueba solchergestalt mit seinem Gefangenwärter, der ihn endlich mit den Worten verabschiedete, daß wenn er sich entfernen wolle, der Bediente ihn in sein Zimmer begleiten werde. Der Spanier war verständig genug, um zu begreifen, daß er hier auf seine feinen Gewohnheiten eines Mannes von gutem Ton verzichten müsse, und daß es am zweckmäßigsten für ihn sey, den Sitten und Gewohnheiten dessen, mit dem sein Mißgeschick ihn in Berührung gebracht, sich anzuneigen. Er leerte demnach mit einem Zuge das ihm dargebotene Glas Grog, schüttelte Donaty die Hand, wünschte ihm eine gute Nacht, und entfernte sich mit raschen Schritten.

Beim Eintritt in das vorher verlassene Zimmer fand er es leer, was ihm nicht wenig Freude machte. Der schönen Dame, die so anmuthig in seiner Gesellschaft geschnarcht, war eine andere Kammer angewiesen worden, und er konnte sich ruhig ausstrecken auf dem armseligen Lager, das ihm wenigstens von keinem Schlafgefährten streitig gemacht wurde. Er verfiel bald in jenen nothwendigen, obgleich oft gestörten Schlummer, den der Verfasser des verlornen Paradieses, Satan auf des brennenden Sees Oberfläche zugesteht.

Am andern Morgen um 7 Uhr fand sich sein Gläubiger ein, und begehrte von ihm die Zahlung nicht allein seiner Schuld, sondern auch der zur möglichen Eintreibung derselben, wie zu seiner Verhaftung gemachten Kosten, wodurch jene sehr gesteigert worden. Leider war Trueba heute eben so wenig als gestern im Stande, ihn zu befriedigen, weßhalb er den Philistern überantwortet, und in ein anderes Verhaftshaus, in das von Marshalsea, im Borough (Flecken) gebracht wurde. Hier beginnt eine neue Scene, die wir in einem zweiten Bilde skizziren wollen.

*) Ein Gemisch von Branntewein, warmem Wasser und Zucker.

Die Industrieausstellung zu Paris.

Zweiter Artikel.

Wenn man von irgend einem Zweige der Industrie sagen kann, er habe sich erschöpft in Erfindungen und Kunstwerken, so ist es der der Uhrmacherei. Nachdem sich die Genfer eine Zeitlang darin übten, Cylinderuhren bis zur winzigen Größe eines Frankenstücks zu machen und die Neufchateller ihren Stolz darin suchten, größere und Haus- und Tafeluhren mit dem einfachsten Mechanismus zusammenzusetzen, kam jetzt gar ein Pariser, Namens Rebillier, und verfertigte ganz kleine Taschenuhren der allerschönsten und niedlichsten Art von Bergkrystall. Die von dieser Gattung ausgestellten Exemplare, welche Publikum und Jury in Erstaunen setzen, enthalten Bodenscheibe, Brücken, Unruhe und Nadelräder von durchsichtigem Gestein, nur die kleinen Räder sind von vergoldetem Kupfer. Alle Zäpfchen gehen in Rubinen, die Schraubenmuttern sind in den Stein gebohrt, sogar in Saphir, und das Echappement oder die Hemmung besteht aus feinem Stein und enthält eine goldene Spindel. Der merkwürdige Künstler hat von diesen Gesteinuhren vielerlei Stücke der heterogensten Art geliefert, und jedes mit anderer Arbeit, anderm Material, den Bergkrystall ausgenommen, der die Masse bildet. Ich fand zwei Chronometer zum Gebrauch für die Marine, eine einfache Uhr, eine Cylinderuhr und eine Repetiruhr à duplex. Die Räder der letztern sind von Achat, die feinsten Zähnchen einbegriffen, und alle Brücken glänzen stahlblau, ohne etwas Anderes zu seyn als Saphir, blauer Saphir, der auf die unbegreiflichste Weise gebohrt, geschnitzt und mit dem ganzen Werk verbunden ist. Ich hatte schon alle Arten Uhren gesehen, ehe ich zu Rebillier kam, und mir mancherlei Erfindungen gemerkt, die jetzt in nichts verschwanden. Was sollen die Maschinen alle gegen diese Glas-, Stein- und Metallarbeit? Man braucht ein Glas, um nur zu sehen, was der Mann erschuf. Der Astronom Arago hat dabei gesagt: »Jetzt bleibt uns noch Eins übrig, nämlich Uhren von bloßem Stein, Diamantenuhren zu machen.«

Mit den musikalischen Instrumenten verhält es sich fast eben so. Die Erfindungen oder Verbesserungen sind so zahlreich als die Produktionen. Wir haben Flöten von Krystall mit silbernen Klappen, Flöten vom feinsten Glas, in denen man gleichsam die Töne sehen kann, die geblasen werden, krumme Flöten, Halbklarinetten, neue Hörner, neue Fagotts und ein Dutzend andere komplizirte Blas- und Saiteninstrumente, deren Aufzählung ich nicht versuche. Harfen aller Art stehen aufgeschichtet, und die Flügel und Pianos nehmen ein großes Appartement des Pavillons ein. Kaum ist eine Form derselben möglich, die nicht hier vorhanden wäre. Und damit das Publikum auf die Trefflichkeit der Instrumente aufmerksam werde, spielt wenigstens immer einer von den Ausstellern einen alten musikalischen Schmarren.

Das merkwürdigste neue musikalische Instrument, welches ich fand, ist eine Orgel zum Spielen für Nichtorganisten.

Die Bälge sind unter den Pfeifen und werden vom Spieler mit einer leichten Fußbewegung regiert. Die Klaviatur ist doppelt: zu unterst eine gewöhnliche für den Musiker, und darüber eine einfache, welche mit oberhalb der Klaven bezeichneten Linien korrespondirt. Wer nicht musikalisch ist, findet in diesen Linien untereinander die einfachen Griffe zu den gewöhnlichen Kirchengesängen dergestalt in Nummern und Zahlen angedeutet, daß er nur ein vorgeschriebenes Tempo zu halten und die Klaven zu drücken braucht, um richtig zu spielen. Der Erfinder dieser Orgel hat dieselbe nach seinem Namen: Cabias, „Orgue Cabias simplifié" genannt. Doch genug von der Musik! (Fortsetzung folgt.)

Dresden, 8. Juli.

Dieser Tage kam die Herzogin von Angoulême von Karlsbad hier an. Es ergreift uns ein seltsames Gefühl, wenn wir dieser letzten Dauphine von Frankreich gedenken. Gibt es einen Sterblichen, der Recht hat, jenes blutige, gewaltige Drama anzuklagen, das wir die französische Revolution nennen, so ist es diese Maria Therese, diese filia dolorosa jener dunkeln, schmerzenreichen Zeit. Sie ist die Einzige, welche den bittern Kelch, der für das Verschulden ihrer Väter getrunken ward, bis auf die Hefe leerte. Sie ist die Einzige jener hohen, unglücklichen Familie, die Alles das wirklich erlebt hat, was die jetzige Generation gleichsam nur wie dunkle Dichtung in den Büchern der Geschichte lies't. Wenn der Mensch sich gern seines Jugendtraums erinnert, gern weilt bei jenen heitern, rosigen Zeiten, wie blutig, gespensterhaft, schauerlich muß dieser Jugendtraum für diese unglückliche Dauphine seyn? Schon ihre königliche Wiege in den Marmorsälen des wollüstigen Versailles schwankte auf einem unheilbringenden Vulkan. Die früheste Kindheit fiel noch in den letzten Schimmer des Abendrothes des alten französischen Königthums. Sie war vier Jahr alt, ein muntres, aufgewecktes Kind von sanftem, zartem Gemüthe. Der damalige Großfürst Paul war in Versailles zum Besuch, küßte sie beim Abschied und sprach: »Leben Sie glücklich, ich werde Sie nicht wieder sehen.« — »Ich werde zu Ihnen kommen!« antwortete, wie von Weissagung erleuchtet, die Dauphine. Außer den geheimen Thränen ihrer schönen Mutter mit dem blonden seidenen Haare, hatte wohl Nichts die ersten zehn Jahre des Mädchens getrübt. Auch vernahm sie nicht die ersten Sturmglocken von Paris, welche die Revolution einläuteten. Ihr dumpfer Ton drang nicht bis Versailles herüber. Aber bereits im eilften Jahre erlebte sie die furchterliche Mordnacht vom 5. zum 6. Oktober. Das kaum von der Mutter verlassene Bett ward von Piken und Bajonetten der Orleansschen Mörder durchbohrt, welche über die Leichen der getreuen Garde du Corps in's Gemach stürzten.

Am andern Morgen schrie das vor dem Schloß versammelte Volk nach der Königin. Maria Antoinette trat, ihre Kinder an der Hand, auf den Balkon. Man schrie: »Keine Kinder, die Königin allein!« Die muthige Frau schickte die Kinder zurück, und stellte sich allein dem ergrimmten Haufen dar. Aber diese Geistesgröße ergriff das Volk. Allgemeiner Jubel empfing sie. Nur ein Kerl schlug das Gewehr auf sie an. Auch der König war auf den Balkon getreten. Lafayette heftete ihm die dreifarbige Kokarde an den Hut. Ein allgemeines vive le Roi! ertönte. Man applaudirte. Die ganze Revolution schien zu Ende. Da rief eine Stimme aus der versammelten Menge: le Roi à Paris! Von diesem Augenblicke an waren die schönen Tage von Versailles vorüber für immer. Der Hof reis'te nach Paris ab. Ja, wenn jene Dauphine erzählen wollte von jener Höllenfahrt von Versailles nach Paris, wo der Wagen der schönen Königin von bestienähnlichen Poissarden heulend umtanzt wurde, welche ihr zuriefen: »Gieb uns deine Eingeweide, schöne Königin, daß wir uns Kokarden daraus schneiden.« — Wenn sie erzählen wollte von den nachfolgenden schrecklichen Zeiten, wer vermöchte ergreifender über jenes blutige Drama zu berichten? Sie hat ja wohl die meisten jener wilden, finstern Revolutionsmänner, von denen wir jetzt fast noch ein halb Jahrhundert, theils mit Bewunderung theils mit Entsetzen in der Weltgeschichte lesen, von Angesicht zu Angesicht geschaut. Sie hat ihn geschaut, den eisernen Postmeister von St. Ménéhould; sie ist zurückgefahren nach dem entsetzlichen Paris mit Barnave und Pethion. Letzterer war es, der sich der französischen Urbanität und Galanterie so sehr entäußerte, daß er in seinem politischen Fanatismus gegen alles Königthum die goldenen Löckchen ihres Bruders, des Dauphins, übel zaus'te. Das beleidigte Muttergefühl der Königin sprach sich ernst und würdig gegen diese Behandlung aus, und befreite den blonden Knaben aus den Händen des ungalanten Volksrepräsentanten, indem sie ihn neben sich nahm.

Wen wird nicht Entsetzen erfassen, wollte die Dauphine erzählen von jenem weltgeschichtlichen zehnten August, von jenem Volkssturm gegen die Tuilerien, wo die Schweizer nach der blutigsten Vertheidigung fielen, von jenem Tage, wo das Königthum völlig zu Boden geworfen wurde. Die königliche Familie flüchtete in die Nationalversammlung. Von da an brachte man sie als Gefangene in den Tempel. Maria Therese war 14 Jahre alt.

Gewiß, Leser, hast du schon mit inniger Wehmuth jene schmerzliche Scene im Bilde erschaut, wie Ludwig XVI. Abschied nimmt von seiner Familie. Maria Antoinette hängt weinend an seinem Halse. Elisabeth ist wie ohnmächtig in den Sessel gesunken, der Dauphin hält des Königs Fuß umklammert. Zu seinem Fuße aber liegt ein junges Mädchen. Es ist die nachmalige Herzogin von Angoulême. Alle die vier genannten Personen fielen als Opfer der Revolution, sie allein ward gerettet.

Dann am andern Morgen bestieg der Vater die Guillotine, in wenig Monden die Mutter, deren Haar in einer einzigen Nacht weiß geworden seyn soll. Ihr folgte die Tante Elisabeth von Frankreich, eine zweite heilige Elisabeth. Der Bruder verstarb zwei Jahre darauf. Nur sie, die Dauphine, blieb am Leben. Vom 14. bis zum 17. Jahre Gefangene ihres eigenen Vaterlandes, über welches ihre Aeltern geherrscht, ward sie 1795 gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Oesterreichern überliefert hatte, ausgelös't. Sie begab sich von Wien nach Mietau, und hielt somit Wort, was sie im vierten Jahre zu Versailles dem russischen Thronerben versprochen hatte. Daselbst vermählte sie sich mit ihrem Cousin, dem Herzoge von Angoulême, Sohn ihres Oheims, des nachmaligen Karl X. Politische Verhältnisse trieben sie indeß bald nach Warschau. Doch auch hier sollte sie keine Ruhe finden. Napoleon drang immer weiter vor. Die Herzogin mußte nach England flüchten. Die neunzehnjährige Verbannte kehrte 1814 nach Paris zurück und mußte bei Napoleons Wiederkehr abermals flüchten. Vergebens waren ihre muthigen Bemühungen gewesen, Bordeaux für die königliche Sache zu erhalten. Sie ward abermals verbannt, und kehrte erst nach Napoleons zweitem Sturze nach Frankreich zurück. Der Fluch, der auf der ältern Bourbonenlinie ruht, sollte sie dennoch treffen und aus ihrer Ruhe schrecken. Die Julirevolution trieb sie zum drittenmale aus dem Lande ihrer Väter, dem schönen Frankreich. England nahm die Unglückliche zum drittenmale gastfreundlich auf, bis sie ein Asyl in Prag fand.

Maria Therese, diese früh und hart geprüfte, oft verbannte, heimathlose Dulderin, dieses mitleidsvolle Sühnopfer für das Verschulden ihrer Väter wird künftigen 19. Dezember 56 Jahre alt. Außer ihrer blutigen frühern Jugend, verlebte sie nur funfzehn Jahre in ihrem Vaterlande, ein Vierteljahrhundert verbannt in der Fremde.

Wo aber das Unglück mit so lauter Stimme spricht, wie bei ihr, der letzten Dauphine von Frankreich, da schweigt aller politische Parteihaß, da übt das schöne Mitleid sein unveräußerliches Recht, und wir heissen die Heimathlose herzlich willkommen in den Mauern unserer freundlichen Hauptstadt! —

Frankfurter Theater.

Am 13. Juli. Fra Diavolo, Oper von Auber. Eine reizende Musik voll schöner Melodieen und angenehmer Uebergänge. Dem. Pistor, Zerline, spielte und sang vortrefflich. Besonders ausgezeichnet gab sie die Scene im Schlafzimmer, und ihre Darstellung offenbarte hier eine Anmuth und eine Anständigkeit, die des größten Beifalls würdig war. Die eingelegte Arie im dritten Akte paßt nicht zur Oper, aber Dem. Pistor sang sie schön. Möchten doch unsere Sänger in dramatisch gehaltenen Opern mit dergleichen Einlagen zurückhaltender seyn: sie harmoniren gewöhnlich gar nicht mit dem Tongebilde, das aufgeführt wird, und halten überdieß die Handlung auf. Hr. Schmezer verdient als Bruder Teufel seines Gesanges wegen gewiß mehr Beifall als wegen seiner Darstellung, indem diese wirklich ohne alle charakteristische Bedeutung ist; der falsche Marquis weiß sich insbesondere nicht die rechte Haltung zu geben; besser gelungen war sein Spiel im dritten Akte, wo er als Banditenhäuptling erscheint. Was die Arie, die er hier zu singen hat, anbelangt, so wünschten wir, Hr. Schmezer hätte solche von Wild gehört, und er würde, wie wir, die Vollkommenheit des Vortrags bewundert haben. So war im Gesange des Hrn. Schmezer das letzte Tempo übereilt, wodurch die Deutlichkeit verloren ging. — Das Uebrige war so ziemlich bei dem lieben Alten, wenn gleich nicht durchweg beim Guten. S.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 17. Juli. (Neu einstudirt.) Der Hausdoktor, Lustspiel in drei Akten, von Ziegler. — Hierauf folgt: Herr Hampelmann sucht ein Logis, Lokallustspiel in fünf Bildern.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, | №. 70. | 18. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Schone mein Blümchen!

Schone mein Blümchen! ich flehe,
Gönn' ihm sein Gärtchen so grün,
Kurz ist sein Leben, d'rum gehe
Lass' es sein Stündchen verblüh'n.

Bald liegt's dem Staub in dem Schooße.
Farblos, verwelket und bleich;
Weih' es zu früh nicht dem Loose,
Unserem Loose so gleich!

Kommt dann ein Lüftchen gezogen,
Trifft's den Gespielen nicht mehr,
Kommt dann ein Bienchen geflogen,
Findet den Kelch es so leer!

Schon' es! an freundlicher Stätte
Sieht's noch dein Auge im Flor;
Von seinem niederen Bette
Schaue zum Himmel empor.

Wirst du mein Blümchen verschonen?
Deine vernichtende Hand
Weiß nicht, daß Reize hier wohnen,
Die noch dein Auge nicht fand.

Einfach gekleidet erscheinet
Zwar dieses Kind der Natur;
Schaffen die Menschen vereinet
Ein einziges Blümchen nur?

Auch in des Blümchens Entfalten,
In der bescheid'nen Gestalt,
Zeigt sich des Ewigen Walten,
Herrlichkeit, Güte, Gewalt.

Folgend, so wie alle Wesen,
Seinem allmächtigen Ruf,
Wird es nicht eher verwesen,
Bis Er will, der es erschuf.

Schone mein Blümchen! ich flehe,
Gönn' ihm sein Gärtchen so grün,
Kurz ist sein Leben, d'rum gehe
Lass' es sein Stündchen verblüh'n.

Schuster.

Der arme Tom.

1.

In einer bedeutenden Stadt des nördlichen Deutschlands lebte vor vielen Jahren ein reicher Kaufmann, dessen ausgebreitete Handelsverbindungen sowohl, wie sein völlig unbeschränkter Kredit, ihm bei seinen Mitbürgern ein großes Ansehen, wenn auch eben keine große Liebe verschafften. Aus einer nicht glücklichen Ehe war ihm eine einzige Tochter geblieben. Marie, so hieß sie, wurde nach dem früh erfolgten Tode ihrer Mutter von einer achtbaren Predigerswitwe erzogen, durfte sich aber erst dann der väterlichen Liebe erfreuen, als sie, zu einer der schönsten Jungfrauen aufgeblüht, dem Ehrgeiz und der Eigenliebe des stolzen Handelsherrn schmeichelte, welcher in ihr ein Kleinod sah, das er nur um den höchsten Preis, das heißt, nur an den reichsten und angesehensten Freier losschlagen wollte.

Mariens körperliche Reize waren es jedoch nicht allein, auch ihre geistigen Vorzüge mußten jeden für sie einnehmen und zur Bewunderung hinreißen, der so glücklich war, in ihrer Nähe zu weilen. Die Sanftmuth ihres ganzen Wesens, der Adel ihrer Seele, die Bildung, welche sie erhalten hatte und die sich in allen ihren Handlungen aussprach, verbunden mit dem innigen Bestreben, den Unglücklichen zu trösten, das Schicksal des Armen durch Wohlthaten zu erleichtern, erhoben sie zur Zierde ihres Geschlechtes, und mußten um so auffallender hervortreten, als ihr Vater, den schärfsten Gegensatz von ihr bildend, nur seinen Handelsgeschäften lebte, das Gold als seinen Götzen verehrte, sein Herz jedem andern Gefühl verschlossen hielt, und nur denjenigen freundlich begegnete, von welcher er auf die eine oder andere Weise Nutzen zu ziehen hoffen durfte.

Gerade damals, als die aufblühende Schönheit des ungefähr zwölfjährigen Mädchens Hrn. Hamann — so hieß der Handelsherr — mit größerer Zärtlichkeit für sie erfüllt hatte, geschah es eines Nachmittags, daß er, den dringenden Bitten Mariens nachgebend, sich entschloß, mit ihr einen Spaziergang zum Hafen zu machen. — Daselbst angekommen, ergötzte sich die Kleine an dem prachtvollen Anblick der vor Anker liegenden Schiffe, an dem Gewühl der Menschen, dem Ab- und Zufahren der unzähligen kleinen Nachen, womit der Fluß bedeckt war, und an den bunten Wimpeln der verschiedenen Nationen, welche die Fahrzeuge schmückten. Schon war der Handelsherr des ewigen Schauens und Fragens müde, schon wollte er den Rückweg antreten, als beide, an einer einsamen Stelle vorübergehend, einen etwa vierzehnjährigen Knaben händeringend auf der Erde liegen sahen, dessen unverkennbarer Schmerz, der nun in lautes Schluchzen ausbrach, Mariens Schritte sogleich gefesselt hielt. Hr. Hamann, welcher sich nur ungern aufgehalten sah, war im Begriff weiter zu schreiten, allein Marie bestürmte ihn so heftig, bat und flehte so innig, daß er sich endlich entschloß, dem Knaben näher zu treten und ihn um die Ursache seines Kummers zu fragen.

Auf Hamanns Anrede richtete sich dieser sogleich empor und sagte mit Thränen in den Augen: »Ach, edler Herr, Ihr seyd wohl recht gnädig, daß Ihr einen armen Verlasse-

nen würdigt, ihn nach seinem Schicksale zu fragen! wisset, ich heiße Tom und bin der Sohn eines braven Matrosen, der auf dem Kauffahrteyschiffe »die Fortuna« in Diensten stand. Mein Vater liebte mich und die gute Mutter herzlich, er that Alles, was in seinen Kräften stand, uns, während er in See ging, nothdürftig zu erhalten; ich wurde sogar zur Schule geschickt, um lesen, schreiben und rechnen zu lernen, damit — wie mein Vater sagte — einmal ein tüchtiger Schiffskapitän aus mir werden solle, und als er vor mehr als einem Jahre eine abermalige Reise antrat, versprach er mir, es nach seiner Rückkehr dahin zu bringen, daß er mich in Zukunft mit sich nehmen und ich den Seedienst gründlich erlernen dürfe. Diese Hoffnung spornte meinen Eifer, ich studirte Tag und Nacht, pflegte meine arme, immer kränkliche Mutter und zählte die Stunden bis zur Ankunft des Schiffes — aber ach! ihr Uebel mehrte sich allmählig — sie konnte bald nichts mehr erwerben, die nothwendigen Arzneien verzehrten den letzten Rest unserer kleinen Habe, und wir sahen uns bereits am Bettelstabe — als der Tod sie vor einigen Wochen von ihren Leiden erlös'te.

Meinen Schmerz über ihren Verlust kann ich Euch, edler Herr! nicht beschreiben; ich weinte auf ihrem Grabe, fristete mein Leben so gut ich konnte, und sah meinem Vater, meinem einzigen Beschützer, dem Retter aus der tiefsten Noth, um so sehnsüchtiger entgegen, als der harte Mann, bei dem wir wohnten, mich nach dem Tode meiner Mutter nicht länger in seinem Hause dulden wollte. Nur mit Mühe ließ er sich bis zur nahen Ankunft meines Vaters vertrösten; ich lief daher täglich an den Hafen, fragte nach jedem einlaufenden Schiffe, ließ mich oft von den Matrosen verhöhnen und von meinem Hauswirthe schmähen, wenn ich ohne Nachricht zurückkam. So war ich denn auch heute wieder hierher geeilt, um abermals Erkundigungen einzuziehen, als der Donner der Kanonen mir die Ankunft eines Schiffes verrieth, in welchem ich bald die sehnlichst erwartete Fortuna erkannte.

Meine Freude war gränzenlos! — ich stürzte ans Ufer, sprang in den ersten besten Kahn, welcher nach dem Schiffe hinüberfuhr, flog, dort angelangt, die Strickleiter empor, rief den Namen meines Vaters und bat die Matrosen, ihm zu sagen, sein armer Tom sey gekommen, ihn nach so langer Trennung wieder zu umarmen. — Da sahen mich alle traurig an, ein alter Mann trat hervor, zeigte auf das Wasser und sagte mit nassen Augen: »Tröste dich Gott, armer Junge! dein Vater ruht schon lange da unten, wo man keine Sorge mehr kennt; vor drei Monden fand er sein Grab in den Wellen; er war ein braver Bursche, der Himmel sey seiner Seele gnädig!«

Mehr, edler Herr, habe ich nicht gehört; — wie ich von dem Schiffe weg und hierher gekommen bin, kann ich nicht sagen, denn es wurde Nacht vor meinen Augen, als ich die schreckliche Nachricht vernahm; ich weiß nur so viel, daß, als ich wieder zu mir selber kam, mein ganzes Elend vor mir stand; ich fühlte, daß ich nun ganz einsam und verlassen, ohne Obdach, ohne Brot sey; weinend lag ich hier auf der Erde, wo Ihr mich gefunden habt, und beschloß so eben den kleinen Grabhügel meiner guten Mutter aufzusuchen, um dort zu sterben, als Eure Anrede mich aus meinen traurigen Gedanken weckte; — seht, edler Herr, nun wißt Ihr Alles.«

Tom schwieg, aus Mariens Augen brachen heiße Thränen, schluchzend ergriff sie die Hand ihres Vaters, und bat ihn flehentlich, sich des verlassenen Knaben anzunehmen; sie erbot sich, ihm ihre ganze kleine Sparbüchse dafür zu geben, versprach, auf jedes Geschenk Verzicht zu leisten, jeder andern Freude zu entsagen; allein Hr. Hamann war der Mann nicht, der sich zu irgend einer unnöthigen Ausgabe hätte bereden lassen, wäre ihm nicht glücklicherweise eingefallen, daß er eben einen Lehrburschen auf seinem Komptoir brauche. Der Umstand, daß Tom schreiben, lesen und rechnen gelernt hatte, auch sonst, trotz seiner ärmlichen Kleidung, ein recht hübsches Aeußere besaß, kam hinzu, er konnte, wenn er fleißig war, dereinst sehr nützlich für ihn werden, — das alles überlegte Hr. Hamann schnell bei sich selbst und so geschah es denn, daß er Mariens Wunsch zu erfüllen versprach, wenn Tom sich gut aufführen und durch Treue und Fleiß seine Wohlthaten zu vergelten suchen wolle.

Tom küßte Hrn. Hamann, so wie der kleinen Urheberin seines Glückes dankbar die Hände; er gelobte den heißesten Diensteifer, die redlichste Treue. Der Handelsherr bezeichnete ihm hierauf Namen und Wohnung, und beschied ihn noch diesen Abend in sein Haus, worauf er sich mit Marien entfernte.

Tom säumte nicht, sich zu rechter Zeit bei seinem nunmehrigen Herrn einzufinden, er wurde ziemlich gut aufgenommen, sein Geschäft ihm angewiesen, und er erhielt bald Gelegenheit seine Brauchbarkeit zu zeigen; allein die untergeordnete Stufe, auf welcher er stand, erlaubte ihm nicht, in Mariens Nähe zu gelangen — nur selten, nur im Vorübergehen durfte er sich des Anblicks seiner Wohlthäterin erfreuen, deren Bild stets vor seinen Augen schwebte, die er längst, ohne es zu wissen, mit der ganzen Glut seines dankbaren Herzens liebte und verehrte.

2.

Mehre Jahre waren vergangen. Tom hatte sich durch unermüdeten Fleiß, durch das Erlernen fremder Sprachen und durch gründliche Kenntnisse im Handelsfache bereits bis zu einem der ersten Arbeiter auf Hrn. Hamann's Komptoir aufgeschwungen, dadurch dessen früher gehegte Erwartungen nicht nur vollkommen gerechtfertigt, sondern noch bei weitem übertroffen — und genoß daher auch schon längst das Glück, Marien wenigstens bei Tische sehen, ein paar Worte an die im Stillen Angebetete richten, oder ihr wohl gar zuweilen einen kleinen Dienst leisten zu dürfen; allein mit den Jahren war auch seine Neigung emporgewachsen — es war natürlich, daß jene ihm so karg zugemessenen Augenblicke dem feurig liebenden Jüngling für die Dauer eben so wenig genügen, als daß seine Leidenschaft der Urheberin derselben verborgen bleiben konnte. Nichts fesselt uns so sehr an andre Menschen, als wenn wir sie uns durch Wohlthaten verpflichtet glauben, es war daher kein Wunder, daß Marie stets ein innigeres Interesse für Tom, als für jeden Anderen fühlte; hatten ihre Bitten doch dazu beigetragen, ihn in ihres Vaters Haus zu bringen, war es doch gleichsam auch mit ihr Verdienst, daß der arme verlassene Knabe jetzt als einer der kenntnißreichsten und gebildetsten jungen Männer in der Handelswelt erschien, dessen Besitz ihrem Vater, wie er selbst bekennen mußte, von mehren Sachkundigen beneidet wurde. Hiezu kam noch die gränzenlose Dankbarkeit, die fast abgöttische Verehrung, hinter welche Tom seine heiße Liebe zu verbergen wußte, alles dieß war ja wohl fähig, auch in Mariens Herzen nach und nach ein Gefühl zu erregen, welches freilich den Planen und Absichten ihres stolzen Vaters gänzlich entgegengesetzt war. Tom kämpfte indessen einen schweren, schmerzlichen Kampf mit sich selbst; je schmeichelnder die Stimme der Leidenschaft ihm zurief, er sey Mariens nicht unwerth, er dürfe um sie werben gleich andern, vom Glück besser Begünstigter, um so lauter erhob sich alsdann eine Stimme in seinem Innern, welche ihn einen Undankbaren, Pflichtvergessenen nannte, seine Wünsche strafbar schalt und ihm in Hrn. Hamann seinen Wohlthäter zeigte, den zu hintergehen, das Herz der Tochter heimlich zu rauben, ihm das größte Verbrechen schien.

Nach solchen Betrachtungen mied er dann wohl einige Tage Mariens Nähe, er erhielt es sogar über sich, nicht bei

Tische zu erscheinen; wenn das aber doch bald wieder geschehen mußte, weil es Hrn. Hamann's Hausordnung einmal so mit sich brachte, und sein Auge dem fragenden, beinahe vorwerfenden Blick Mariens begegnete; wenn sie die Freude, ihn wiederzusehen, kaum verbergen konnte, und den Glücklichen dadurch ahnen ließ, wie schmerzlich ihr sein Außenbleiben seyn mußte, dann waren freilich alle Kämpfe vergebens, alle Vorsätze vergessen, und nur ein Gedanke lebte in ihm, nur ein Streben beherrschte seine ganze Seele: die Geliebte erringen zu wollen, sey es auch um den höchsten Preis. So war wieder eine ziemlich lange Zeit verflossen; die Liebenden erkannten ihre gegenseitige Neigung, allein bis jetzt hatte Tom es noch nicht gewagt seine Gefühle durch Worte zu verrathen. Da erschien Mariens Geburtstag, welchen Hr. Hamann jedesmal durch ein glänzendes Fest zu feyern pflegte.

Auch Tom hatte sich längst auf diesen Tag gefreut, auch er konnte den Augenblick kaum erwarten, in dem es ihm vergönnt war, der Tochter des geehrten Prinzipals seinen Glückwunsch darzubringen, ein unerklärbares Gefühl ließ ihn heute etwas Besonderes, für ihn Wichtiges ahnen, — wie ward ihm daher, als er nun endlich vor Marien stand, und diese ihm, statt heiter und fröhlich wie sonst, jetzt mit verweinten Augen entgegentrat? Erschrocken wich er zurück, wollte so eben seinen Glückwunsch stammeln, als Marie ihn unterbrach, ihm für seine Aufmerksamkeit dankte und mit schmerzlichem Lächeln hinzufügte, daß es für sie kein Glück mehr gebe auf dieser Welt.

Diese so ganz unerwartete Erklärung vermehrte Toms Bestürzung so sehr, daß er vergeblich nach Worten rang, ihr seine Theilnahme zu zeigen und nach der Ursache einer so traurigen Aeußerung zu forschen; Marie, welcher seine Bewegung nicht entging, fuhr daher fort: »Ich sehe, wie sehr mein Bekenntniß Sie erschüttert hat, ich bin überzeugt, keinen treueren Freund finden zu können, als Sie, und säume deßhalb nicht, Ihnen mein volles Vertrauen zu schenken. Wissen Sie denn, daß mein Vater mir diesen Morgen, nach vorhergegangenem Glückwunsch erklärt hat, ich sey Braut — die Wahl, welche er für mich getroffen, sey untadelhaft, und schon seit Jahren das Ziel aller seiner Wünsche. Aufs äußerste erschrocken wußte ich im ersten Augenblick nicht, was ich ihm erwiedern sollte; endlich aber Muth fassend, beschwor ich ihn, mich nicht zu der Verbindung mit einem Manne zu zwingen, den ich nicht kenne und folglich auch nicht zu lieben vermöge; er gerieth in den heftigsten Zorn, schalt mich eine Thörin, nannte mir den erwählten Bräutigam als den Sohn eines der reichsten und angesehensten Handelsherren dieser Stadt, gab mir die Versicherung, daß er binnen kurzer Zeit von seinen Reisen zurück erwartet und daß alsdann die Hochzeit sogleich gefeiert werd. Nach diesen Worten verließ mich mein Vater, ich blieb trostlos zurück, und nun urtheilen Sie selbst, ob ich den Tag meiner Geburt nicht weit eher beklagen, auf mich seiner freuen darf.« (Fortsetzung folgt.)

Die Industrieausstellung zu Paris.

(Fortsetzung.)

Wie weit es Frankreich in Luxusartikeln brachte, weiß man. Indeß lohnt es wohl der Mühe, einmal herzukommen und den Bazar der mancherlei Schöpfungen anzusehen; nur diesen Spiegel von St. Quirin, ihr Damen, denn ihr habt gewiß noch keinen gesehen, der, eine einzige Scheibe, 150 Zoll hoch und 98 Zoll breit ist, oder dieß Stahlboudoir von Frichot, welches für den König ausgeführt wurde, und wie ein Zimmer mit diamantenen Thüren, Schränken, Spiegeln, Kronleuchtern und Möbel aussieht. Gewiß, man würde, erwachte man plötzlich in einem solchen Gemach, sich entrückt fühlen in die unterirdischen Reiche der Gnomen und Elfen. Und das Alles, was das Auge sieht, es ist nicht Gold, nicht Demant, nicht Stein, sondern Stahl, auf tausendfältige Weise verarbeitet, geschliffen, gespitzt und polirt, es ist nichts als Trug und Täuschung, Kunst und Industrie. Frichot steht so hoch unter den Produzenten seines Faches, daß es thöricht wäre, wenn ich mich bei ihnen aufhielte. Was soll mir der Pfennig des Armen bei diesem Millionär; er bringt statt ein paar Leuchter und Gefäße gleich ein ganzes Appartement wie aus Golkonda daher.

Auch so der Bijoutier Odiot, der ein Kabinet von Silber und Gold neben dem Stahlkünstler aufschlug. Den ganzen Tag hör' ich darin lüsterne Damen seufzen und inbrünstige Gebete zum Gotte Plutus schicken. Das ist doch gar zu hübsch. Stelle man sich, um kurz zu seyn, eine Weinlaube von Silber vor, aber die Blätter so dünn wie in der Natur, und die Stengel ganz à proportion, dazu einen Tisch mit stattlichem Silberzeug, mit den allerschönsten Gefäßen, Snyers' Blumen in Metall, eine Landschaft von Ruysdael in Metall, eine Hasenpastete von Weenix in Metall. Das hat Odiot gemacht. Aber nun haben wir auch Sächelchen, die eben so hübsch und kein Silber, sondern nachgemacht sind. Das Metall- und Brillantenfabriziren ist einer der bedeutendsten Industriezweige geworden. Die sogenannten Plaqués sind kaum mehr von den ächten Bijouterieen zu unterscheiden, und was die Diamanten anlangt, da ist Marchal, welcher einen Preis der Akademie bekommen, der hat Steine auf der Ausstellung, die durch ihr klares Wasser die Juweliere verführen. Er hat ein Patent, und ist so gescheid und verkauft sie auch nicht wohlfeil. Ich habe den Mann gesprochen und er sagte, die Kunst liege am Schleifen und seine Steine seyen gewöhnliche Krystalle. Mögen's die Götter wissen. Ein Anderer, dessen Namen ich vergaß, hat nicht weniger täuschend schöne Perlen erfunden und verpflichtet sich auch, dieselben von jeglicher Größe und Form zu fabriziren. Ist das nicht das Maximum, und dürfen wir nun noch sagen, der Stein der Weisen sey noch zu finden? Das Gold allein hat sich noch nicht recht nachmachen lassen.

Was die Spiegel und die Damentoiletten betrifft, so hat die Industrie ihnen Alles zu Liebe gethan. Sie ist sogar bis zur Zeit des Mittelalters zurückgegangen und hat gothische Bogen und Nischen erschaffen. Ich habe eine Toilette gesehen in der Form der alten dreigeflügelten flandrischen und niederländischen Dombilder, die wie eine spanische Wand aufgestellt wird.

Von der königlichen Porzellanfabrik von Sevres ist wie billig nichts ausgestellt. Die Privatproduzenten haben so viel Reichthum, daß man ihre Vasen und Gefäße wohl vermissen kann. Alle Arten Bildwerk belasten die Tische; ganz allerliebste kleine Statuen und Gruppen, das köstlichste chinesische Porzellan mit Blumen, Laub, Palästen und Sonnenschirmen.

Boyer ist Bronzeur und hat uns außer Napoleon's Larve von Antomarchi auch eine zweite Auflage des Vendôme-Napoleon und der Magdalena von Canova gegeben. Der Gebildu von Metall sind mehre Hundert, sogar eine Mutter Gottes von geschlagenem Silber, die, wie ich glaube, von Bordeaux geschickt wurde und erst halb vollendet ist.

Ein paar Holzkünstler, Kartenmacher und künstliche Marmorfabrikanten haben lebensgroße Apostel, eine Venus, eine Nymphe und Statuen von Zeitgenossen geliefert. Die Tischler wollten nicht zurückbleiben und verfertigten gothische Möbel mit Karyatiden, Platten mit eingelegten Gemälden von Elfenbein, Eisendrahtbetten, Billards auf einem einzigen Fuße, Bettstellen aus einem einzigen Holzblock, welche wie eine kolossale oblonge Urne aussehen und vom König gekauft wurden. Zugleich produzirten sie Tische und Wandmöbel von emaillir-

ter Lava im pompejanischen antiken Styl, Spiegel von geflochtenem Holze, verschlungene Stühle und Kanapees, und Komoden und Schreibtische mit ganzen cabinets particuliers von Stein und Metall. Es ist kein Ende ihrer Produktionen abzusehen. Abwechselnd dominirt bald das Antike, bald das Mittelalter.

Die Glas- und Krystallmanufakturen haben augenscheinlich ihre Force in den Kronleuchtern gesucht; Lampen und solche schockweise Kleinigkeiten gar nicht zu rechnen, befinden sich im Pavillon II über zwanzigerlei Lustres u. dgl. Davon sind einige 15 Fuß hoch und die geringsten der Ehre werth, einen herrschaftlichen Saal zu zieren. Ich erwähne des Außerordentlichen, darum muß hier der Krystallwelt der HH. Payen und Bureau gedacht werden, die die kolossale Idee hatten, einen krystallenen Dreimaster zu bauen, der als Lustre dienen soll. Das Kunstwerk ist mehr als gelungen zu nennen, der Bauch des Schiffs, die Masten, die Taue, Alles bildet einen Theil des Kronleuchters, der an den drei Masten aufgehängt wurde und an den Tauen von Messing balancirt. Der Kiel ist aus lauter Krystallnadeln gebildet und das Verdeck mit Lichtern eingefaßt. Anderweitige Krystallgefäße bis zu den größten Schüsseln und Figuren sind aufgeschichtet. Die Lampen nehmen ein Appartement ein und zählen über hunderterlei Arten, davon viele mit Uhrwerken, und eine ganz neue lampe improvisée, welche mittelst Quecksilbers und des leeren Raumes in den Glascylinderröhren von selbst das Oel herauftreibt und es wieder auf der Cylinderfläche unsichtbar herablaufen läßt. (Schluß folgt.)

Die Zeche.*)

Der Exkönig von Westphalen, Hieronimus Bonaparte, führte in Paris, bevor er zur höchsten Würde gelangte, ein Leben, wie es nur der Besitz großer Reichthümer gestattete. Beim Besuche der Schauspielhäuser und Vergnügungsörter befreundete er sich mit einigen jungen Schriftstellern, die damals hinsichtlich ihres Geistes, ihres muntern und leichten Sinnes bekannt waren. Am Abende seiner Ernennung begegnete er, als er aus dem Theater kam, zweien seiner vertrautesten Gefährten, den gewöhnlich seine Lustgelage mit ihm theilten, die HH. von C. und Pigault-Lebrun.

Es freut mich unendlich, meine Freunde, euch zu sehen; ihr wisset... ich bin zum König von Westphalen ernannt...

— Ja, Sire, erlauben Sie uns, die Ersten zu seyn...

— Wie? was sollen solche Ceremonien zwischen uns! Die sind wohl an meinem Hofe an ihrem Platze; aber hier! kein Sie mehr, ich bitte, Du wie früher, und stets dieselbe Fröhlichkeit, dieselbe Offenherzigkeit und Freundschaft. Kommt zum Abendessen.

Hieronimus führte seine beiden Freunde zum besten Restaurateur des Palais-Royal, wo er ein ächt königliches Souper auftragen ließ.

Man plaudert, man lacht, man bringt jene Thorheiten zum Vorschein, die unvorbereitet um so drolliger sind, und dabei ward viel getrunken.

Als der Wein die Köpfe ein wenig erhitzt hatte, sagte Hieronimus: »Meine Freunde, wir wollen beisammen bleiben; wenn ihr wollt, so nehme ich euch mit mir: du, C., wirst mein Kabinetssekretär, und dich, Pigault, mache ich zu meinem Bibliothekar, weil du denn doch die Bücher liebst.«

Das Anerbieten wird angenommen, und sogleich durch eine frische Flasche Champagner ratifizirt.

Endlich war es Zeit, sich zu trennen.

Die Rechnung wird verlangt: Hieronimus zieht seinen Beutel; aber der König von Westphalen, dessen Civilliste noch nicht dekretirt war, findet kaum zwei Louisd'ors darin, und diese waren lange nicht hinreichend, eine Zeche von fast hundert Francs zu bezahlen. Die beiden neuen Würdenträger waren nicht einmal im Stande, einen Thaler zusammenzuschießen. Was war zu thun? Man entschloß sich endlich, dem Herrn des Hauses die Verlegenheit auseinanderzusetzen.

Dieser, ein Mann, der zu leben weiß, nimmt die Sache leicht, und begnügt sich damit, die Herren nach ihren Namen zu fragen.

Ich, mein Herr, sagte C., bin Kabinetssekretär des Königs von Westphalen.

— Und ich Bibliothekar des Königs von Westphalen, setzte Pigault hinzu.

— Schön, meine Herren, sagte der Restaurateur, der nun glaubte, Spitzbuben vor sich zu haben; und dieser da, ist wahrscheinlich der König von Westphalen selbst?

— So ist es, rief Hieronimus, ich bin der König von Westphalen.

— Ei, ihr Herren, das ist doch zu viel; wir wollen doch sehen, ob ihr es wagt, mit dem Polizeikommissär auch euren Spott zu treiben.

— Um Vergebung, sagte Hieronimus, dem die Wendung, welche der Vorfall nahm, bange machte, meiden Sie das Aufsehen; wenn Sie uns nicht trauen, so nehmen Sie diese Uhr, die wohl zehnmal den Betrag Ihrer Rechnung übersteigt.

Und der Wirth empfing eine kostbare Uhr, welche Hieronimus von der Kaiserin Josephine zum Geschenk erhalten hatte, und auf deren Gehäus sogar ihre Namenschiffre in Diamanten war; hierauf ging er mit seinen beiden Freunden von dannen.

Der Restaurateur zweifelte nicht, daß die Uhr gestohlen sey, und trug sie zum Kommissär. Dieser erkannte die kaiserliche Chiffre und eilte zum Polizeipräfekt, der Präfekt ging zum Minister des Innern, der Minister zum Kaiser, der sich zu St. Cloud befand; und am andern Morgen erschien im »Moniteur« ein Dekret, welches besagte, daß: »Se. Maj. der König von Westphalen sogleich nach seinem Königreiche abreisen werde, und zu keiner Stelle und keinem Amte eine Ernennung vornehmen könne, bevor er nicht in seiner Hauptstadt eingetroffen seyn würde.« S.

*) Aus: Napoleon, journal anecdotique et biographique de l'Empire et de la grande armée.

Frankfurter Theater.

Am 15. Juli. Der Wollmarkt, Lustspiel von Clauren. Nach Clauren zerfallen, zufolge seiner Vorrede zum »Bräutigam aus Mexiko« die sogenannten Kritiker in vier Klassen: in solche, die, weil sie an der Schwarzsucht leiden, kein anderes Lustspiel auf die Bühne gebracht wissen wollen, als höchstens ein Shakspeare'sches; in die Neidischen, weil ihre eigenen dramatischen Versuche ausgepocht worden; in die Gegner aus andern unedeln Absichten, und endlich in die Widersacher aus leidigem Unverstande. Wir wollen uns daher eines jeden Urtheils enthalten, um nicht irgend einer von jenen Klassen beigezählt zu werden, welche Clauren, dieser Linné im Gebiete der Dramaturgie, so sinnreich aufgestellt hat. Hr. Meck spielt den Amtsrath Herbert ausgezeichnet gut. Die übrigen Rollen waren alle auf eine unbegreifliche Weise schlecht besetzt. Daß eine Dem. Lida Müller, von Berlin (!) das Hannchen spielte, sey hier nur als eine historische Thatsache erwähnt. Hätte Ref. zu gebieten, so würde er die Rollen zum Wollmarkt — sollte dieser doch einmal aufgeführt werden —, wie folgt vertheilt haben: Prinz von Wiburg: Hr. Becker; die Fürstin: Dem. Lindner; Korn: Hr. Hendrichs; Schrot: Mad. Benesch; Amtsrath Herbert: Hr. Meck; Helmine und Hannchen: Mad. Meck und Dem. Leclerc. Keine Einwendung! Man besitzt Mittel, und benutzt sie nicht, und erwiedert man uns, daß genannte Künstler nicht alles spielen können, so repliciren wir, daß sie fast nichts zu thun haben, als den Ertrag ihrer Sinekuren in Empfang zu nehmen. Nach beendigtem Wollmarkt wurde getanzt. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 71. 19. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der arme Tom.

(Fortsetzung.)

Marie schwieg seufzend, Tom stand ihr, keines Wortes mächtig, gegenüber, plötzlich stürzte er zu ihren Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen, sprang auf und war eben im Begriff davon zu eilen, als sein Name, von Mariens Lippen genannt, ihn unwiderstehlich zu ihr zurückrief.

Daß nun eine Erklärung erfolgte, daß die Liebenden sich gegenseitig ihre Gefühle gestanden, ihr Geschick beklagten, und nach einem Strahl von Hoffnung rangen, brauchen wir unsern Lesern wohl nicht zu betheuern; genug, Tom und Marie, einander zum ersten Mal ohne Zeugen gegenüber, aufgelöst in Trauer und Entzücken, in Wonne und Schmerz, hatten die Welt um sich her bald so vergessen, daß sie selbst Hamann's und seines Begleiters Eintritt in das Zimmer nicht bemerkten, daß sie nicht sahen, wie Ersterer, beim Anblick der Tochter in Toms Armen, starr vor Entsetzen stand. Zum Unglück war Hamann's Begleiter kein Anderer, als der reiche Handelsherr van der Klugen, ihr künftiger Schwiegervater, welchem Hamann seine Tochter heute vorstellen sollte, um von diesem als die nunmehrige Braut seines Sohnes begrüßt zu werden. — Es wäre unmöglich, die Bestürzung der Liebenden, den Zorn des Vaters und Hrn. van der Klugen's schweigenden Ernst schildern zu wollen, womit dieser die Anwesenden betrachtete; — endlich wandte er sich an Hamann und sprach: »Ich gebe Ihnen hiemit Ihr Wort, in Betreff der Verbindung meines Sohnes mit Ihrer Tochter, zurück; das meinige werden Sie mir bei so bewandten Umständen wohl ebenfalls erlassen, denn mein Sohn soll seine künftige Gattin zwar aus meinen Händen erhalten, jedoch muß sie ihm wenigstens ein freies, noch nicht mit dem Bilde eines Andern erfülltes Herz zur Morgengabe bringen.«

Diese Erklärung trieb die Wuth des beleidigten Vaters aufs äußerste; wir übergehen daher den folgenden Auftritt so schnell als möglich und begnügen uns zu berichten, daß, nachdem Hamann sich in Vorwürfen und Schmähungen gegen Tom erschöpft, seiner Tochter mit Enterbung gedroht und weder das Flehen der Liebenden, noch die großmüthige Fürbitte van der Klugen's angehört hatte, seinen Ausspruch dahin endete, daß Tom unverzüglich sein Haus, ja sogar die Stadt verlassen müsse, in welcher er sich des schändlichsten Undanks gegen seinen Wohlthäter schuldig gemacht hätte, daß keine, auch nicht die kleinste schriftliche Verbindung zwischen ihm und Marien Statt finden, und er erst dann seine Schwelle wieder betreten dürfe, wenn er mit so reichen Schätzen zurückgekehrt seyn werde, ihm und seiner Tochter den durch die rückgängige Heirath erlittenen Verlust zehnfach ersetzen zu können.

Je trostloser dieser Beschluß des zürnenden Vaters war, desto muthiger erhob sich Tom unter der Last seines Schmerzes. Er gelobte, sich dem harten Befehl zu fügen, das Haus, die Stadt, ja sogar Europa zu verlassen, und in einem andern Welttheil sein Glück zu suchen, wenn Marie ihm treu bleiben und mindestens drei Jahre seiner Rückkehr harren werde. Hamann wollte nichts von einem solchen Versprechen hören; allein Marie schwor, eher sterben, als vor Ablauf dieser Frist einem Andern ihre Hand reichen zu wollen; auch van der Klugen vereinigte sich mit den Liebenden, indem er Hrn. Hamann erklärte, von der bisher zwischen beiden Theilen insgeheim beschlossenen Verbindung ihrer Kinder nur unter der Bedingung schweigen zu wollen, daß er Tom die geforderte Frist gestattet, widrigenfalls er die ganze Geschichte erzählen und somit jeden Bessergesinnten abschrecken werde, die Hand einer Jungfrau zu begehren, deren Herz einem Andern gehöre.

Diese Drohung war es wohl hauptsächlich, welche Hrn. Hamann bestimmte, endlich nachzugeben. Zwar geschah es mit dem äußersten Widerwillen, ja sogar mit Zeichen des bittersten Hasses, allein er sah wohl ein, daß er sich vor der Hand in die Nothwendigkeit fügen, den guten Ruf seiner Tochter schonen, und alles der Zeit überlassen müsse, von welcher er das Beste hoffte.

Tom nahm nun wirklich Abschied, er wußte, daß ein Schiff im Hafen lag, welches schon am nächsten Morgen die Anker lichten sollte, um nach Ostindien zu segeln; er hatte beschlossen, die Reise mitzumachen und sagte daher Marien sowohl, als ihrem Vater ohne Aufschub Lebewohl. Während das Mädchen weinend in seinen Armen lag, van der Klugen die Gruppe nicht ohne Rührung betrachtete, und Hamann seinen Grimm vergeblich zu beherrschen strebte, rief Letzterer den Scheidenden noch einmal zurück, indem er voll bitteren Spottes sagte: »Du eilst jetzt in einen andern Welttheil, um dir durch deine bei mir erworbenen Kenntnisse Schätze zu sammeln; es ist daher billig, daß dein bisheriger Herr dir ein inländisches Produkt mit auf den Weg gibt, vermittelst welchem du den Anfang deiner kaufmännischen Geschäfte machen und dein Glück begründen kannst.« Nach diesen Worten wandte er sich ab, ging in eine Ecke des Zimmers und brachte ein Körbchen von dort hervor, welches er dem staunenden Tom höhnisch lachend übergab. Tief gekränkt, jedoch mit ruhiger Fassung empfing dieser das Geschenk, während Mariens Augen heiße Thränen entstürzten, und van der Klugen den stolzen Handelsherrn mit Verachtung anblickte. In dem Körbchen befand sich nämlich Mariens Lieblingskätzchen, welches sich der besondern Pflege seiner gütigen Beschützerin erfreuen durfte; Hamann's zufällig in jene Ecke gewendeter Blick gab ihm den Gedanken ein, Tom auf diese Art zu demüthigen, und ihm zu zeigen, wie wenig er gesonnen sey, der Tochter Hand jemals in die Seinige zu legen. Tom verließ nun das Haus, welches seine ganze Seligkeit umschloß, so schnell als möglich; er eilte sogleich in den Hafen, bedung bei dem Kapitän die Ueberfahrt, besorgte alle ihm ob-

liegenden Geschäfte, ließ seine wenige Sachen noch denselben Tag an Bord bringen, und als sich am andern Morgen mit Sonnenaufgang ein günstiger Wind erhob, flog das Schiff mit vollen Segeln dem fernen Meere zu, ohne daß die vielleicht noch schlummernde Marie eine Ahnung davon hatte, wie eben jetzt ihr Geliebter, auf dem Verdeck stehend, mit sehnsüchtigen Blicken die allmälig verschwindenden Ufer des theuern Heimatlandes verfolgte, und den freundlich spielenden Wellen seine letzte Grüße an sie vertraute.

3.

Der Wind war den Reisenden besonders günstig. Pfeilschnell flog das Schiff dahin. Der Kapitän, ein wackerer Mann, fand Gefallen an Tom, suchte ihn auf, so oft es seine Geschäfte erlaubten, und schloß sich endlich mit solcher Innigkeit an ihn an, daß dieser nicht umhin konnte, ihm auch sein Vertrauen zu schenken. Bald wußte der Kapitän Toms ganze Lebensgeschichte, seine Liebe, seinen Schmerz und auch den muthigen Entschluß, Alles zu wagen, um Mariens Besitz zu erringen. Er lobte diesen Vorsatz, versprach sich seiner thätig anzunehmen, ihn in Batavia, dem Ziel ihrer Reise, mehreren bedeutenden Handelshäusern zu empfehlen, und äußerte die Hoffnung, daß es ihm durch seine Kenntnisse und seinen Fleiß bald gelingen werde, sich emporzuschwingen. Wenn sie nun so in mondhellen Nächten auf dem Verdeck weilten, das Schiff majestätisch die Wellen durchschnitt, Millionen Sterne am Himmel flammten, und nur das Plätschern auftauchender Fische die tiefe Stille unterbrach, da fühlte Tom, es sey ein Wesen über diesen Sternen, dessen Allmacht er vertrauen dürfe, da gedachte er seiner geliebten Marie, und ein neuer Muth, eine neue Zuversicht erfüllte seine Brust, daß auch er nicht verlassen seyn, daß auch sein Gebet Erhöhrung finden werde. —

Nach einer äußerst glücklichen Fahrt sahen sie sich endlich an dem ersehnten Ziele ihrer Reise; Batavia's stolzer Hafen lag vor ihnen, seine Paläste stiegen gleichsam aus dem Meer empor, die bunten Flaggen der vor Anker liegenden Schiffe schienen ein freundliches Willkommen zuzuwinken, und halb zagend, halb fröhlich hoffend, schritt Tom nach erfolgter Landung an seines Freundes Seite der Stadt zu.

Nachdem der Kapitän daselbst die ersten dringendsten Geschäfte besorgt hatte, gedachte er auch seines Versprechens, und beeilte sich, Tom in denjenigen Häusern vorzustellen, von welchen er glaubte, daß sie seinem Freunde nützlich werden könnten; auch fanden sie überall freundliche Aufnahme und noch freundlichere Vertröstungen. Allein mit diesen war dem unbemittelten Tom, der keine Reichthümer aus Hamanns Hause mitgenommen hatte, vor der Hand nur wenig gedient. So vergingen mehre Wochen; schon glaubte der Arme unverrichteter Sache zurückkehren zu müssen, schon fing er an alle seine Hoffnungen aufzugeben, als eines Morgens der Kapitän mit vor Freude leuchteten Augen in sein Zimmer trat, um ihm zu berichten, daß die Wittwe eines reichen holländischen Handelsherrn einen kenntnißreichen, wohlerfahrnen Mann suche, welcher geschickt genug sey, an der Stelle des Verstorbenen die weitläufige Handlung fortzuführen. Seine, des Kapitäns Freunde, hätten sogleich ihn der Witwe dringend empfohlen, diese sey auch geneigt, ihm nach vorhergegangener Prüfung die Geschäfte zu übertragen, wünsche aber ihn kennen zu lernen, und lade ihn daher schon diesen Mittag zu sich ein.

Toms Freude über diese Nachricht war groß; er hatte ja nun eine Aussicht, durfte hoffen, wenn ihn das Glück begünstigte, sich den Dank der Wittwe nebst der Gelegenheit zu eigenem Erwerb zu erringen, und so eilte er denn, von seinem Freunde begleitet, in die Wohnung seiner neuen Prinzipalin. Er wurde gütig daselbst empfangen; mehre der angesehensten Kaufleute waren zugegen, das Gespräch fiel natürlicher Weise bald auf den Handel, und nun entwickelte Tom so viel ausgebreitete Kenntnisse, einen so scharfen Ueberblick und ein so inniges Vertrautseyn mit allen Zweigen desselben, daß die Anwesenden sich des Jünglings freuten, seine Kenntnisse lobten und der Wittwe aufrichtig Glück wünschten, einen so sachkundigen Führer ihrer Geschäfte gefunden zu haben.

Daß Tom nicht säumte, seine neuen Verpflichtigungen zu übernehmen, daß der Kapitän, welcher nunmehr die Rückreise nach Europa antreten mußte, den herzlichsten Abschied von ihm nahm, ihm versprach, Marien Nachricht von seinem Schicksal zu bringen, da er selbst ihr nicht schreiben durfte, und den tiefbetrübten Freund auf das nächste Jahr vertröstete, in welchem er wieder nach Batavia kommen werde, das alles brauchen wir unsern Lesern nicht weitläufiger zu beschreiben; genug, die Freunde schieden innig gerührt, jeder seinem Berufe folgend, mit Planen für die Zukunft erfüllt, und durch die Hoffnung des Wiedersehens getröstet, von einander.

Aus dem Fenster eines kleinen Dachstübchens schaute, ungefähr ein Jahr nach Toms Entfernung von seiner Vaterstadt, das blaße, aber schöne Angesicht einer zarten Jungfrau, deren höchst einfacher, fast ärmlicher Anzug, so wie das schlichte, nur von einem Häubchen bedeckte Haar, auf einen sehr niedrigen Stand hätte schließen lassen, wäre nicht ein unverkennbarer Ausdruck von Seelenadel, nebst den Spuren des tiefsten Grames sichtbar gewesen, welche nur allzu deutlich ein ehemaliges besseres Loos bezeichneten. Sie schien einen Mann zu beobachten, der schon mehre Male die enge Straße auf und ab geschritten war, alle Häuser scharf betrachtet hatte, und sich unstreitig bemühte, irgend Jemanden, welcher vermuthlich hier wohnen sollte, aufzusuchen; plötzlich wandte der Fremde sich um, sein Blick traf den ihrigen, er blieb stehen, da zog die Jungfrau sich bestürzt zurück, das Fenster wurde geschlossen und der noch immer auf derselben Stelle verweilende Fremdling, nachdem er sich Haus und Nummer genau gemerkt hatte, verließ den Ort, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden nicht zu erregen.

Dieser war kein anderer als Toms Freund, der Kapitän Horn. Widrige Winde hatten seine Rückreise verzögert, er war erst vor Kurzem in der Handelsstadt angekommen und eilte nun, seinem Versprechen getreu, Marien aufzusuchen, um ihr die gewiß ersehnte Nachricht nebst den Versicherungen der unwandelbaren Liebe und Treue seines Freundes zu bringen.

Wie groß aber war Horn's Erstaunen, als er auf seine behutsame Erkundigung nach Tom's ehemaligem Prinzipal erfuhr, daß dieser in weniger als einem Jahr, durch den Sturz mehrer bedeutenden Handelshäuser, beinahe zum Bettler geworden sey. Man erzählte ihm ferner, daß Hamann zu wenig Freunde besessen, als daß sein Fall ein allgemeines Bedauern erregt haben sollte; nur seine Tochter werde aufrichtig beklagt, da diese mit edler Selbaufopferung das Vermögen ihrer Mutter hingegeben, den Vater aus dem Gefängniß zu retten und alle seine Gläubiger so viel als möglich zu befriedigen. Die Wohnung von Vater und Tochter, das kleine enge Quergäßchen, wohin der ehemals so stolze Handelsherr sich geflüchtet hatte, um den höhnenden Blicken seiner frühern Bekannten zu entgehen, wurden Horn auf seine weiteren Fragen bezeichnet, und wir fanden ihn bereits das Haus emsig suchend, als Mariens Anblick, die er aus den tausendmal gehörten Schilderungen Tom's erkannte, alle seine Zweifel endigte. Er wußte nun, wo die Geliebte seines Freundes zu finden war, und ging, um nachzudenken, wie er es anzufangen habe, sich Marien auf eine schickliche Art zu nähern, da

er nicht errathen konnte, ob das Unglück Hrn. Hamann milder gestimmt und den Wünschen Tom's geneigter gemacht habe. (Fortsetzung folgt.)

Die Industrieausstellung zu Paris.

(Schluß.)

Raum und Geduld fehlen mir, das Alles gehörig zu besprechen. Gehen wir jetzt weiter zu den Optikern und andern mechanischen Subtilkünstlern. Mehre von ihnen haben wichtige Erfindungen gemacht. Mit Uebergehung der zahllosen gewöhnlichen Instrumente, verweile ich bei den imposanten Werken von Lerebours und Jambon und den nützlichen von Tizier und Marcet, die den Himmel wie Giganten stürmen mit Fernröhren groß wie Mastbäume, und die Erde und ihre Herrlichkeiten im Fluge kopiren, bald als Agathographen, bald als Diagraphen, und endlich noch uns mit Pharen statt mit Lampen beleuchten. Lerebours ist ein fürchterlicher Mechaniker. Er hat da eine Maschine, die einen Ochsen todtschlägt mit Elektrizität, einen Tubus, gegen welchen die famöse Feldschlange von Ehrenbreitstein nur ein Schützenböller ist, anderer optisch-mechanischer Produktionen nicht zu gedenken; denn er hält Markt mit Katalog und ist Lieferant der Sternwarte. Was Marcet betrifft, so kann ich noch gar nicht aus ihm klug werden. Er will Paris neu erleuchten nach einem bikatoptrischen Prinzip mit Ellipsen, Kegeln, Parabolen und Reflexgläsern oder Spiegeln. Der erste Versuch soll auf dem Carrouselplatz gemacht und mit einer einzigen Lampe das ganze Innere der Tuilerien erleuchtet werden. Das ist kein Spaß und könnte das Oel wohlfeil und das Gas überflüssig machen. Marcet hat bereits Pharen im Großen für einige Vorgebirge und Signalthürme gemacht, die sehr glücklich ausfielen; es unterliegt also keinem Zweifel, daß sie im Kleinen dieselbe Wirkung thun. Der Vortheil besteht in den Gläsern und der Stralenbrechung und Verdoppelung. Das wichtigste neuerfundene Instrument ist vielleicht der Diagraph, der in verschiedenen Formen existirt, je nachdem er zu Lande oder Wasser, in der Höhe oder Ebene angewendet wird. Mittelst dieses einfachen Werkzeugs kann Jedermann aufs genaueste in beliebig kleinem Maßstabe nicht nur Landschaften und Gebäude, sondern auch Personen auf's Papier zeichnen, indem er bloß dem vom Spiegel zurückgeworfenen Bilde nachfährt. Ich hatte mir vorgenommen, den Künstler in seinem Atelier aufzusuchen, um mich selbst eines Nähern darüber zu belehren, wurde aber bis jetzt daran verhindert.

Der Agathograph ist etwas Anderes, und der neuerfundene Verkleinerer auch. Sie können mit der merkwürdigen Erfindung des Diagraphen in keiner Hinsicht genannt werden.

Der Mechaniker Chevalier hat neue Theaterlunetten, Acliniques genannt, ein neues Mikroskop, Farbengläser seltener Art und ein Alambium zur Weinprobe erfunden, das die Jury honorirte. Ich habe außer seinen mancherlei Augengläsern und Perspektiven noch einige Hundert gefunden, die sich inzwischen freilich bloß durch ihre Verzierung empfehlen. Wir können uns nicht beklagen, für die Augen ist auch gesorgt so lange sie sehen. Dem Blinden hilft keine Brille.

Was die Waffenschmiede anbelangt, so darf ich sie nicht vergessen. Außer im Museum der Artillerie habe ich mein Tage so heterogene Flinten nicht gesehen als in ihrem Quartier; damaszirte Läufe nach Begehr, doppelt und vierfach, es gibt deren, die acht Kugeln schießen, man darf nur abdrücken. Und die Rohre schrauben sich los am Zündloch, und die Kolben sind so höflich wie Hofleute. Eine lange lange Wallflinte steht in einer Ecke auf einem Dreibein und sieht ganz barbarisch aus. Daneben stehen noch einige dicke Büchsen und Karabiner, Husarenblindschleichen. Die Pistolen sind ein Luxus. Man bezahlt 1000 Francs für ein paar blaublitzende Terzerolen und verlangt dafür, daß sie sich in die Westentaschen stecken lassen. Eben so geht's mit den Dolchen; denn es wird Mode, Dolche zu tragen wie unter den Türken. Köstliche Säbel, Degen und Skanderbegs gibt es, die schönsten damaszener, breite herrliche Scharfrichterklingen und nadeldünne Bratspieße. Wenn man aber den Fabrikanten glauben darf, so geht es sehr schlecht mit den Waffen, und es wäre hohe Zeit, daß irgendwo eine Revolution ausbräche oder Krieg in's Land käme. Piken, Lanzen und solcherlei hohe Waffen hat die Jury von der Ausstellung ausgeschlossen. Dagegen fehlen die polnischen Sensen nicht, und die neuen Bauchaufreißer, die ein Italiener erfand; gewaltige Stahlseelen, aber unchristlich wie die Dampfkanonen. Man muß die Mordinstrumente vereinfachen, die Erfindungen sind unnütz.

Ich schließe diesen Artikel mit einer Bemerkung über die Emaillemaler; denn wahrlich, sie verdienen in Frankreich vor den andern Malern Lob. Da ist eine Mad. Brochard, die hat auf Porzellan eine Mutter, mit einem schlummernden Kinde an der Brust, sehr schön gemalt. Es war ein Pendant zu diesem Gemälde auf der Kunstausstellung, das Porträt Rembrand's. Ich habe außer diesem Meisterwerk noch andere kleine Fayencebilder gesehen, die nicht minder Beifall verdienten. Die Künstler malen auf die Uhrkapseln, in die Ringe Porträts so klein wie Erbsen.

Gute Zinsen.

Wenn Napoleon in Paris war, hatte er die Gewohnheit, allein mit Hrn. Duroc, beide in einfache blaue Oberröcke und ohne die geringste Auszeichnung gekleidet, in der Stadt auszugehen, um Bemerkungen einzusammeln, und fast immer begegnete ihnen etwas Bemerkenswerthes. Oft ließ der Kaiser seinem Großmarschall kaum Zeit, sich anzukleiden, und dieser hatte in der Eile nicht immer die Vorsicht, Geld einzustecken, denn Napoleon trug nie Geld bei sich. Einst, als Napoleon und Duroc lange umhergewandert waren, kehrten sie, da der Kaiser hungrig geworden, in einem Kaffeehause an der Ecke des Boulevards ein, und forderten Koteletten und einen Eierkuchen, welches seine Lieblingsgerichte waren. Als sie gefrühstückt hatten, mußte bezahlt werden; der Großmarschall greift in seine Tasche, und wird gewahr, daß er seine Börse vergessen hat; da stehen Beide und sehen sich höchst verlegen an. Der Aufwärter, welcher ihre Verlegenheit bemerkt, versichert, daß es nichts zu sagen habe, wenn sie kein Geld bei sich hätten; sie könnten bezahlen, wenn sie wieder vorbei kämen. Jedoch die Herrin zeigte üble Laune, schalt den Aufwärter, daß er mit so großer Leichtigkeit Leuten kreditire, die er nicht kenne, und fügte hinzu: »Da sind nun wieder acht Francs verloren!« — »Nein, Madame,« erwiederte der Marqueur, denn ich werde sie Ihnen bezahlen. Diese Herren sehen zu anständig aus, als daß ich nicht überzeugt wäre, sie würden sie mir wiedergeben.« — Die Wirthin nahm die acht Francs und murmelte noch einige Redensarten gegen die, welche eine Zeche machten, ehe sie wüßten, ob sie Geld hätten. Da zog der Marschall seine Uhr heraus, und sagte dem Aufwärter: »Mein Freund, hier ist meine Uhr, welche ich Euch als Unterpfand für Euer Darlehen lasse, und ich danke Euch in meinem und meines Kameraden Namen für die gute Meinung, welche Ihr von uns habt.« — Der Aufwärter war nicht zu bewegen, die Uhr anzunehmen, und die beiden Frühstückenden gingen endlich fort. Da sie beide sehr beschäftigt waren, so vergaßen sie gänzlich ihr Frühstück. Mehre Tage hindurch wurde der Aufwärter im Kaffeehause

von der Wirthin über seine Großmuth, wofür er so schlecht belohnt, verhöhnt. Endlich, am fünften Tage, erinnerte sich der Kaiser seines Frühstücks an dem Boulevard, und des Vertrauens, welches der Marqueur in ihn gesetzt. Sogleich sendet er einen Diener ab, welcher im Kaffeehause fragt: ob hier nicht zwei Herrn für acht Francs gefrühstückt hätten, für welche der Aufwärter bezahlt habe? und fügte hinzu: daß er komme, um ihm die Auslage zu ersetzen. Der junge Mensch wird gerufen, und nachdem der Diener sich überzeugt hat, daß er die rechte Person sey, sagt er ihm: »Der Kaiser sendet Ihnen durch mich fünf und zwanzig Napoleonsd'or; er dankt Ihnen, daß Sie die Karte bei seinem Frühstück bezahlt und sich für ihn verbürgt haben.«

K o r r e s p o n d e n z.

M ü n c h e n.

Die Leipziger Theaterchronik hat unserm neuen Theaterintendanten, dem geh. Hofrath K ü s t n e r ein Ständchen und dem Freiherrn von P o i ß l, seinem Vorfahrer, ein Charivari gebracht. Dagegen erhebt Frhr. v. P. laut und mächtig die Stimme; alle Welt, ich meine unsere Stadt, wendet sich nach der Gegend hin, woher die Stimme kommt, und ruft im Chore mit, oder verweilt, angezogen von dem Streite, schaulustig auf dem öffentlichen Markte der Verhandlung. Es sey mir gegönnt, auch meine Stimme hören zu lassen.

Die Vertheidigung des Angegriffenen (er nennt sie: »Abgedrungene Erwiederung auf viele Schmähungen ꝛc.«), etwas eilig und deßwegen nachlässig geschrieben, ist von solcher Wichtigkeit, daß sie nicht ohne Folgen bleiben kann; ich meine die guten, deren sich der ehrliche Mann stets zu erfreuen hat, freilich oft nach langem Warten.

Der Gegner benimmt sich muthwillig-boshaft; der Angegriffene geräth darüber in Aerger, er fühlt sogar seine Ehre gekränkt, und ruft, wirklich unter Zorn und künstlichem Lachen: »Papier, wie weit hast du es in der Unverschämtheit gebracht! Unter 55 Worten dienen 53 der Lüge.«

Diese gräuliche Lüge besteht in der k e c k e n Behauptung: »daß die Garderobe in dem letzten Jahre, d. i. unter K's. Intendanz, reicher geworden, als in den fünf vorhergegangenen; und daß dennoch am Ende des Jahres ein Ueberschuß in der Kasse geblieben, was nicht vorgekommen, so lange das Theater stehe!« (9 Jahre.)

Frhr. v. P. erwiedert hierauf: »Er habe Ende Februars 1833, wo er aus dem Amte trat, einen baaren Kassastand von 1859 fl. 41 kr., sammt einem Waaren- und Materiallager im verbuchten Werthe von 8363 fl. 12 kr., also einen gesammten Aktivbetrag von 10,222 fl. 53 kr. dem Nachfolger frei und unbeschwert von irgend einer Nachzahlung übergeben. Mit der reichen Garderobe, im Werthe von 38,432 fl. und mit baarem Gelde von beinahe 2000 fl. fing der Nachfolger das Werk an. Nach siebenmonatlicher Amtsführung, Ende September, fand sich ein Aktivkassarest von 366 fl. vor; ein großer Theil des Waaren- und Materiallagers war konsumirt, und keine neuen Gegenstände waren angeschafft; und — doch wird prahlerisch das Wunder des vorhanden seyn sollenden Ueberschusses verkündet!« Weiter macht Frhr. v. P. trocken und kurz das Resultat seiner neunjährigen Amtsführung bekannt. Im Etatsjahre $18^{23}/_{24}$ war ein Ueberschuß von 1279 fl. 48 kr. vorhanden; $18^{24}/_{25}$ 1511 fl.; $18^{25}/_{26}$ ein Passivgeldrest von 2630 fl., aber ein bezahlter Materialvorrath von mehr als 3600 fl., also doch ein Ueberschuß von 1000 fl.; $18^{29}/_{30}$ 3100 fl.

Einem zweiten Vorwurfe, »Vergeuden der Freibillets,« welches Frhr. v. P. »Verläumdung« nennt, wird eben so kräftig aber nicht weniger hitzig, (Wärme wäre hier mehr als genug gewesen), begegnet. Der Verläumder gibt die Zahl der verschwendeten Freibillets auf 900 an. (?) Dieses darzuthun gibt es nur e i n legales Beweismittel; dieses ist die von dem Frhrn. v. P. eingeführte strenge Kontrolle. Die Originaldokumente sind wohlverwahrt in den Händen des Frhrn. v. P. Wer ein Recht hat, darnach zu fragen, untersuche sie.

Der Vorwurf der »Ausmerzung des alten Sauerteiges« und die zu freigebige »Erlaubniß zu Reisen« reizt ebenfalls die Gallenblase des Freiherrn nicht wenig.

Hören wir, was der Angegriffene darauf erwiedert. »Ich habe das königl. Hoftheater 9 Jahre hindurch nach wohl überlegten, umfassenden, zwar mehrmals abgeänderten, I n s t r u k t i o n e n zu führen gehabt, deren Einhaltung nicht nur ein Ehrenpunkt für den rechtlichen Beamten seyn mußte, sondern auch dermaßen kontrollirt war, daß es nicht leicht möglich gewesen wäre, dieselben zu umgehen, oder gar ihnen entgegen zu handeln.«

Wen trifft der Vorwurf des Sauerteiges? . . .

R e i s e n mußten bewilligt werden; Urlaub war kontraktmäßig. Den guten Gedanken, kontraktmäßigen Urlaub durch ein Benefiz abzukaufen, hatte die frühere Intendanz auch gehabt, aber sie erhielt, wie die Akten beweisen, die E r l a u b n i ß n i c h t, das Benefiz bis zu einem gewissen Grad zu g a r a n t i r e n, auch wollten die Künstler den ihnen einträglicheren Urlaub für die höchst unsichere Einnahme nicht hingeben.

Wir wissen nun, was den Zorn des Freiherrn rege gemacht hat. Er verhehlt auch keineswegs, daß er grimmig erbos't ist, »da man dem Publikum begreiflich machen will, daß es bei dem Wechsel gewonnen habe ꝛc.« »Bei dem häufigen Weihrauche, der der neuen Intendanz entgegen dampft, war es vorauszusehen, daß sie am Ende in eine ganze Wolke eingehüllt, und allenfalls mit griechischem Feuer beleuchtet werden würde; aber daß man ihr das ganze Weihrauchfaß an den Kopf werfen würde, hätte ich nicht erwartet, und kann jetzt, wo es doch geschehen, nur die Schicksalsmächte flehentlich bitten, daß sie dieses Experiment ohne blaue Flecken vorübergehen lassen möchten.« So macht der Freiherr seinem Aerger Luft; er wird im Zorne lustig, witzig; facit indignatio versum!

Wir aber, ruhige Zuschauer, wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die alte Intendanz entfernt werden mußte, weil man eine neue sehen wollte.

Der Freiherr sah dieses selbst ein, will es aber aus Rücksichten, die wir kennen, nicht gestehen, so ehrlich er sonst zu Werke geht. »Seit mehren Monaten ging das täglich an Gewißheit zunehmende Gerücht von einem bevorstehenden Intendantenwechsel, und aus manchen Erscheinungen im Geschäftsgange hatte ich leicht abnehmen können, daß eine Veränderung im Werke war.« Das ist Alles, was der Freiherr gestehen zu müssen glaubt. Ein kräftiger Pinselstrich, der einzige gewagte, tritt S. 19. uns entgegen. »Daß der jetzige Intendant für Pellegrini die Erlaubniß zur Reise erhalten hat, beweißt, daß die allerhöchste Stelle ihm überall an die Hand zu gehen sucht, aber es beweißt nicht, daß der frühere Intendant die Interessen der Anstalt und des Publikums weniger vor Augen gehabt habe.«

Der Gegner ist nicht der neue Intendant; ein junger, kecker Kritikus von insolentem Ansehen, das stets verletzt, einer unserer Naturalisten ist es, der meint, den Nagel auf den Kopf zu treffen, so oft er sich hören läßt. Solche Gegner sind dem Freiherrn nicht ebenbürtig; warum es mit ihnen aufnehmen? warum ihnen Rede stehen?

Es läßt sich erwarten, daß der Gegner antwortet; möge der Frhr. v. P. sich besinnen, die Erwiederung zu geben; was bisher gesagt wurde, reicht auch, dem Mann die Achtung zu bewahren, die ihm gebührt; der Frhr. v. P. halte sich an Göthe's Beispiel, der, auch ein Vorstand einer berühmten Bühne, sich zurückzog, und an Schiller schrieb: »Ich will mit dem Schauspielervolke nichts mehr zu schaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten; es gibt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht ausüben kann!«

Dann — Hof- und Nationalbühne! Sie ist meist keine von schönem Zwecke ausgehende, edlere Unterhaltungsanstalt, sondern ein verderblicher Luxusartikel der Stadt. Die Gewinnlust hat sie dem Haufen unterthänig gemacht, und später kann das zufällige Aufwachen zu helleren Augenblicken die Fesseln nicht mehr abschütteln. Ob es ein glücklicher Ausweg ist, die Direktion dieser öffentlichen Bildungsanstalten zu einer Hofcharge zu machen?

Die Bühne darf nirgend mehr seyn, als eine unterhaltende Gesellschafterin.

— * —

T h e a t e r a n z e i g e.

Samstag, den 19. Juli: D i e b e i d e n F ü c h s e, oder: Je toller je besser, komische Oper in 2 Abtheilungen, aus dem Französischen von Seyfried, Musik von Mehul. Hierauf: Z w e i t e s K o n z e r t von Mayseder, vorgetragen von Hrn. B l a g r o v e, Kammermusikus Ih. Maj. der Königin von England. (Auf vielfältiges Verlangen) V a r i a t i o n e n a l a T y r o l i e n n e, von Hummel, gesungen von Dem. P i s t o r, kurfürstl. hess. Hofsängerin. S e c h s t e P o l o n a i s e von Mayseder, vorgetragen von Hrn. B l a g r o v e.

V e r l a g: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher R e d a k t e u r: Dr. G. C. Thomas. — D r u c k e r: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 72. 20. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der moderne Freier.

(Zweigespräch.)

Der junge Herr. Verehrte Dame! darf ich es wagen
Um Dero Befinden mich anzufragen?
Die Mutter. Ich danke, so ziemlich, mein werther Herr,
Ich weiß nicht wie komm' ich zu solcher Ehr'? —
Der junge Herr. Geschätzte! Ihr sollet es gleich erfahren. —
Ich stehe nun eben in besten Jahren,
Wo man nicht mehr in der Luft galopirt,
Gar ehrbar auf Erden einher spaziert,
Und von dem irdischen Glücke belehrt
Sich emsig bemüht um den eigenen Herd —
Und da ich die Frau zu erhalten im Stande,
So bin ich nicht gram mehr dem ewigen Bande. —
Der Ruf Eurer Tochter ist zu mir gedrungen,
Und hat schon — im Voraus — das Herz mir bezwungen;
Es wäre ein Blümlein für meinen Garten,
Ich würde gar sorgsam es pflegen und warten! —
Die Mutter. Die Blümlein — um mit Eurem Bilde zu dienen —
Sie wachsen und blühen sehr häufig im Grünen;
Wohin nur das Auge, das männliche, schaut,
Da lächeln die Blümlein ihm lieblich und traut,
Die alle viel hübscher und artiger sind,
Als — ich muß es leider nur sagen — mein Kind.
Es ist meine Tochter — für's Erste — nicht schön!
Der junge Herr. Was schön ist — ich weiß nicht — ich muß es gesteh'n!
Denn nichts, edle Frau, in der Welt, was wir kennen,
Ist eine vollkommene Schönheit zu nennen.
Hans liebet die vollen, die rosigten Wangen,
Kunz trägt nach den blassen Gesichtern Verlangen —
Der Grieche verehret die Ochsenaugen;
Allein beim Kalmucken die kleinen nur taugen;
Rom malt die Venus mit röthlichen Haaren,
Indessen, wir Deutsche, dem Judas sie paaren;
Was nennen nicht Schönheit die ehrlichen Lappen! —
Ihr kennt doch das Sprüchwort von Narren und Kappen?
Wollt' durch Mikroskope die Schönheit man schauen,
Parpleux! man bekäme die Gänshaut vor Grauen.
Die Mutter. Ihr seyd Philosoph, Herr! und zwar von den Rechten,
Und könnt Eure Sache gar tüchtig verfechten,
Doch werden nicht Kränze die Schönen Euch flechten.
Ich find' es in Wahrheit ganz lobenswerth,
Wenn Ihr Euch gerade an Aeußres nicht kehrt;
Die Schönheit verblüht und die Jugend vergeht,
Wie Blumen entblättern — und Freude verweht.
Der junge Herr. Wie herrlich gesprochen! —
Die Mutter. Des Lebens Mai,
Ihr hat er geblühet — jetzt ist er vorbei — —
Der junge Herr. Im Sommer nur reifen die Früchte. — Zu jung
Wagt man allzu rasch den gefährlichen Sprung,
Und rennt in den Ehstand, ohne zu denken,
Daß ewig das Herz und die Hand wir verschenken.
Oft schon getraut, und zur Hälfte noch Kind,
Wissen sie gar nicht, was Pflichten sind,
Sollen sie Kinder und Mägde belehren,
Während sie selbst für die Schule noch wären. —
Stehen sie aber in reiferen Jahren,
Sind sie besonnen, belesen, erfahren,
Achten sie nimmer die flatternden Bübchen,
Die Blatternarben besingen für Grübchen.
Die Mutter. Richtig, mein Herr — doch in Büchern zu lesen
Ist nie die Sache des Mädchens gewesen,
Nur — einzuschlafen — nimmt sie Eins zur Hand,
Das zeiget freilich — nur wenig — Verstand;
Der junge Herr. Götter! dann ist sie ganz liebe Natur,
Solch eine Gattin, die wünsche ich nur;
Sie wird, wie Epheu, sich ranken und schmiegen,
Ich will das Herzchen, das offene, biegen,
Will sie mir bilden nach eigenem Dünken,
Werde sie leiten mit zärtlichen Winken,
Daß sie den Gatten verehre als Haupt,
Und wie der Bibel ihm unbedingt glaubt!
Wie es zu Zeiten der Väter gewesen. —
Eben das kommt von dem ewigen Lesen,
Daß sich das Köpfchen, das schwache, verdreht,
Manche was lies't, so sie gar nicht versteht.
Faseln oft, wenn sie im Spiegel sich schauen, —
Wenn sie sich putzen — von »Würde der Frauen« —
Einzig der Clauren, der hat sie verdorben,
Hat sich bei ihnen ein Bildchen erworben,
Bringet Geschichtchen und süßlichen Quark,
Ist auch darinnen kein Saft und kein Mark,
Locket mit leichten und sinnlichen Scherzen,
Kitzelt die Ohren, verderbet die Herzen,
Wickelt die Zoten, gar höflich und fein,
In tausend niedliche Sächelchen ein,
Daß es die frommen Kinder nicht merken,
Glauben am Quell reinen Lichts sich zu stärken,
Bilden den Gatten nur nach Idealen,
Meinen, sie könnten die Männer sich malen,
Suchen und wägen und finden zu leicht,
Bis mit der Jugend die Liebe entweicht.
Die Mutter. Wahrlich, Ihr redet gelehrt wie ein Buch,
Wär' fast zu drucken der lehrreiche Spruch! —
Eines noch muß ich Euch wissen lassen —
Sie putzt sich —

Der junge Herr. Das freuet mich über die Maßen!
So wie der Mann ist der Säule Schaft
Des Hauses Stütze, des Lebens Kraft,
Wird man die Frau im Knaufe finden,
Mit vielerlei Schnörkeln und Blumengewinden —
Sie ist der funkelnde Diamant,
Zierend des Mannes kräftige Hand,
Und wie wir streben nach Weisheitsfülle,
Nach der Wahrheit innerstem Kern',
Gnüget den Damen die äußere Hülle,
Prunken im Kreise des Schimmers sie gern.
Wenn nun die Sonne auf ihrer Bahn,
Allesbeglückende Stralen versendet,
Wird dem begleitenden Monde — dem Mann —
Eben sein Theilchen des Lichts zugewendet.

Die Mutter. Ihr wisset Euch immer vortrefflich zu rathen
Und tauget vor Allem zum Advokaten;
Verstehet die schlimmste Sache zu leiten
Daß wir sie sehen von freundlichen Seiten.
Aber Eins trübt von dem Mädchen mich eben:
Daß sie so gar nicht fürs häusliche Leben,
Kann weder Stube noch Küche beschicken,
Weiß nur was andre gepflanzet zu pflücken. —

Der junge Herr. Wie man es nimmt — 's ist gerade nicht übel —
Spinnen die Lilien auch nicht in der Bibel.
Mich können wahrlich zu häusliche Frauen
Weniger noch als gelehrte erbauen.
Wenn so der Gatte des Tages Plagen
Rastlos sich mühend hat standhaft ertragen,
Hoffend, daß Abends am traulichen Tische
Geist ihm und Herz seine Gattin erfrische,
Heim ihn erwarte ein Schauspiel für Götter;
Trifft schon von ferne ein rollendes Wetter —
Seiner Gattin Stimme — das Ohr,
Und der Mägde laut gackerndes Chor,
Biegelnd und schnurrend und waschend ohn' Ende
Regen sie alle die schmutzigen Hände;
Kehren im Zimmer das Untere nach Oben,
Fordernd, der Mann soll ihr Streben beloben;
Der — ganz ermüdet — mit großem Verdruß,
Findet kein Ort für den wankenden Fuß. —
Endlich nach ew'gen Schelten und Rufen
Rasselt's — wie Phylar — heran über Stufen,
Ist wie ein Sturmwind die Hausfrau erschienen,
Flatternden Haar's, mit verdrießlichen Mienen,
Im Neglige, ganz im schlichten — bequemen —
Das sich kein Maler zum Muster wird nehmen.
»Schnell jetzt die Suppe!« — Du mußt Dich gedulden,
'S hat sich verspätet — ganz ohne Verschulden!« —
Und nun beginnt sie, ihn sinnreich zu quälen,
All' ihren häuslichen Quark zu erzählen,
Er muß sie loben, mit süßen Geberden,
Ob er gleich möchte des Belzebubs werden! —
Statt mit des Buches erlesenen Gaben,
Trautem Gespräch ihn beim Mahle zu laben
Zählt — mit der Worte unendlichem Meer —
Sie ihren Reichthum an Wäsche ihm her —
Was ihr die Elle gekostet — wie theuer
Gestern der Kaffee und heute die Eier, —
Wie erst das Kleinste so streitig gewesen —
Da wollt' ich lieber die »Wanderjahr'« lesen!

Die Mutter. Ja wahrlich durch Eure beredete Lippe
Werden zum Engel die Lais und Xantippe —
Eins noch — das Letzte — ich muß es doch sagen —
Mein Mädchen ist arm — ich gesteh' es mit Zagen.
Böse Geschäfte und Börsenspiel
Brachten den Gatten, ach leider, um viel.
Eben — wir habens durch Briefe vernommen —
Sind durch Bankrott wir ums Letzte gekommen.
Nun kommt Ihr wie vom Himmel bestimmt,
Der mir die Sorgen, die nagenden, nimmt.
Wollet Ihr heut euch im Stillen vermählen
Wird meiner Tochter Gehorsam nicht fehlen.

Der junge Herr. Heirathen ist ein gar ernstes Beginnen —
Muß mich daher noch ein wenig besinnen,
Rechnen, wie weit meine Fonds sich erstrecken,
Ob sie der Gattin Bedürfnisse decken,
Stellt sich die Rechnung nicht etwa zu nieder,
Komm' ich — vielleicht — in zwei Monaten wieder!

Johann Lange.

Der arme Tom.

(Fortsetzung.)

Leider war das Letztere nicht der Fall. Hamann quälte seine unglückliche Tochter täglich mit den härtesten Verwünschungen Toms, und ihrer Liebe zu ihm. Er warf ihr vor, daß sie allein die Schuld seines Falles trage, weil der alte van der Klugen ihn gerettet haben würde, wenn sie die Gattin seines Sohnes geworden wäre, daß er mindestens nicht in diesen Zustand des Mangels gerathen seyn, im Hause des reichen Schwiegersohns ein freundliches Asyl gefunden haben würde, wenn ihre thörichte Leidenschaft für einen undankbaren Verführer nicht seine schöne Plane zerstört, und ihrer Beider Unglück herbeigeführt hätte. Vergebens flossen Mariens Thränen, umsonst bemühte sie sich Tag und Nacht, durch ihrer Hände Arbeit den Bedürfnissen ihres Vaters abzuhelfen; er blieb ungerührt bei ihrem stillen Dulden, achtete ihres unermüdeten Fleißes nicht, und bewieß, daß seine Liebe zu ihr in eben dem Grade abgenommen hatte, als die Hoffnung, sich durch sie eine glänzende Zukunft zu bereiten, verschwunden war. So standen die Sachen, als Horn ankam. Der ehrliche Seemann, geschickt genug ein Schiff durch Klippen und Untiefen zu führen, fand hier auf festem Lande den Weg nicht heraus, auf welchem er sich Marien ohne Wissen ihres Vaters nähern könnte; sich einem Dritten zu vertrauen, schien ihm weder schicklich noch sicher. Endlich erfuhr er, daß Marie, so selten sie auch ihre Wohnung verlasse, dennoch die Kirche zuweilen besuche, er beschloß diese Gelegenheit zu benützen, und war wirklich eines Morgens so glücklich, sie aus dem Hause treten zu sehen, als er ihr sogleich nacheilte und plötzlich an ihrer Seite stand, ehe die erschrockene Jungfrau noch begriff, wer es so freventlich gewagt haben konnte, sich auf diese Weise zu nähern.

Horn wußte die Zagende bald zu beruhigen; der Name Toms war das Zauberwort, welches sie schnell mit ihm befreundete. Er erzählte ihr nun alles, was sie zu wissen wünschte, beantwortete jede ihrer Fragen mit der innigsten Theilnahme, und forderte sie, als er endlich scheiden mußte, auf, geduldig auszuharren, bis die Vorsehung ihr in Tom einen Retter und den Lohn langjähriger Leiden zuführen werde. Mariens Entzücken läßt sich nicht beschreiben. Sie dankte dem ehrlichen Horn für seine Botschaft, kehrte getröstet, gestärkt, mit neuen Hoffnungen erfüllt, in ihre Wohnung zurück, und sank daselbst betend auf ihre Knie nieder, die hei-

lige Jungfrau preisend, welche ihrem trüben Daseyn einen solchen Strahl des Lichtes gesendet hatte.

5.

An einem kalten, stürmischen Herbstabend saß der ehemalige Handelsherr finster vor sich hinbrütend in einem alten Lehnstuhl am Kamin. Die Flamme brannte düster und erleuchtete nur spärlich den engen Raum des kleinen Stübchens, der Regen goß in Strömen nieder, heulend tobte der Sturm und drohte das morsche Dach vollends zu zerstören, als mit einem Male unten an der Hausthür, und kurz darauf auch an der Thüre seiner eigenen Wohnung geklopft ward. Verwundert, ja sogar erschrocken, gebot Hamann seiner Tochter zu öffnen; diese gehorchte, obwohl mit zögernden Schritten, die Pforte that sich auf und herein trat ein großer, starker Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, dessen Züge auch bei einer helleren Beleuchtung nichts von ihrer Unfreundlichkeit verloren hätten.

Hamann's anfängliche Befremdung über den unerwarteten Besuch des Unbekannten ging in die größte Bestürzung über, als dieser seinen Namen nannte und er in Pedro Ribera einen ehemaligen Handelsfreund erkannte, dem er, troß Mariens Aufopferung, noch immer eine große Summe schuldig geblieben war. Ribera schien Herrn Hamann's Erschrecken nicht zu bemerken, seine Augen schweiften bald in dem ärmlichen Stübchen umher, bald verweilten sie mit einem seltsamen Ausdruck auf Mariens schönen Zügen, bald auch richtete er sie fast stechend auf seinen unglücklichen Schuldner, welcher durchaus nicht wußte, wie er seine Verlegenheit verbergen, und einem Auftritt entgehen sollte, dessen nachtheiligen Folgen er nur zu sehr befürchten mußte. — Ribera unterbrach endlich das peinliche Schweigen, welches sich Aller bemächtigt hatte, er erzählte, daß er Valenzia verlassen, und selbst eine Reise nach Deutschland unternommen habe, um, wo möglich, mehre bedeutende Summen zu retten, die er durch den Fall einiger angesehener Handelshäuser, welche mit dem seinigen in Verbindung gestanden, zu verlieren besorge. Hamann erblaßte, Ribera fuhr fort: »Auch an Sie, mein Herr, habe ich, wie Sie wissen, eine ansehnliche Forderung, und darf hoffen, daß ich nicht der Einzige seyn soll, den Sie unbefriedigt lassen werden, in diesem Falle müßte ich —« »Halten Sie ein!« unterbrach ihn Hamann; »ich weiß, was Sie sagen wollen, allein die tiefe Armuth, welche sich hier Ihren Blicken zeigt, möge Ihnen beweisen, daß ich mindestens nicht unredlich gefallen, für jetzt aber außer Stande bin, Ihre Forderung zu befriedigen. Ich habe nichts mehr als mein Leben, nehmen Sie es an Zahlungsstatt, es wird dem Unglücklichen ohnehin nur eine Last, die er sehr gerne abzuwerfen bereit ist.«

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau nach der Mode.

Die Modefrauen werden in zwei Klassen abgetheilt, die man durchaus nicht miteinander verwechseln darf.

Die Frau nach der Mode mit Vorbedacht, oder die sich mit Absicht und angewandter Kunst nach der Mode kleidet.

Die Frau nach der Mode, ohne daß sie es weiß, oder die sich in natürlicher Einfalt von selbst nach der Mode richtet.

Die Letztere erweis't dieser eigensinnigen und launenhaften Göttin eine unwillkürliche Verehrung und Huldigung, ohne Zwang und ängstliche Sorgfalt, ohne daß sie jedoch von allen Reizen entblößt erschiene; es ist die Huldigung, wie sie eine Jungfrau der Liebe darbringt, und die Mode sowohl, als die Liebe hütet sich wohl, sie vor ihren Sklavenfesseln zu warnen; sie weicht ihr heimlich und im Stillen aus; sie weiß, daß ihr Name die Jungfrau abschrecken würde. Denn eine Frau, welche gleichsam instinktmäßig die Neigung, die natürliche Anlage zur Koketterie besitzt, welche sie nach gezierter Feinheit des Anstandes streben läßt, würde in der That eine schleunige Flucht ergreifen, wenn sie das Idol kennte, welchem sie wider Willen Weihrauch streute; wenn man zu ihr sagte: »Sie sind eine Modedame,« würde sie in Schrecken gerathen, und die Furcht vor Anmaßung oder der Gedanke, sich lächerlich zu machen, würde sie bald eine bescheidene Zurückgezogenheit vorziehen lassen.

Die Frau nach der Mode, ohne es zu wissen, ist nur darauf bedacht, daß ihre Toilette und ihr übriger äußerer Anstand mit denen anderer Frauen übereinstimmen; dieß hält sie für natürlich, und weiß nicht, daß diese Uebereinstimmung von der Bemühung herrührt, welche andere Frauen wieder anwenden, um ihr nachzuahmen; denn wie könnte sie sich auch einbilden, daß man ihr das nachahme, was an ihr originell und keine fremde Nachbildung ist?

Es entschlüpfen einer solchen zuweilen natürliche und ungezwungene Aussprüche, die den Beobachter und Kenner ergötzen; sie sieht z. B. eine lebhafte und spöttische Frau plötzlich ihren Charakter wechseln, wenn diese sentimental und in ein träumerisches Sinnen vertieft zu seyn scheint, um ihre schmachtende Sehnsucht auszudrücken, oder um eine gewisse Nonchalance in ihr Aeußeres zu legen; so betrübt sie sich in ihrem aufrichtigen Herzen darüber; sie begreift Nichts von dieser Metamorphose, und statt ihrer Freundin zu diesen neuen und erborgten Reizen Glück zu wünschen, glaubt sie, weil sie dieselbe nicht mehr fröhlich und heiter sieht, sie sey krank oder unglücklich, und fragt dieselbe mit herzlicher Einfalt: Sie sind sehr traurig und niedergeschlagen? Was fehlt Ihnen?

Aber wir wollen uns nicht zu lange bei der Schilderung der Frauen nach der Mode, ohne ihr Vorwissen aufhalten, sonst dürften sich vielleicht einige junge Schönheiten in diesem Gemälde erkennen und getroffen fühlen, und dadurch aufgeklärt, eine Rolle aufgeben, die ihnen so gut ansteht, was wir nur bedauern müßten.

Die Frauen nach der Mode mit Vorbedacht flößen uns weniger Besorgnisse ein, und wir wollen ohne Rücksicht sie in ihrer Lächerlichkeit darstellen.

Solche Modepüppchen können selten auf große Schönheit Ansprüche machen.

Schöne Frauen bekümmern sich selten viel um gezierten Anstand und Putz. Jene aber bestreben sich vermöge der Toilettenkunst überall eine verbessernde Nachhülfe anzubringen; sie bedienen sich ihrer, um einen Fehler zu verbergen, bestehe dieser nun in allzugroßer Magerkeit, oder darin, daß ihr Teint nicht genug Frische und Lebhaftigkeit, besitzt. Die Kunst, sich gut zu kleiden, besteht, sich mit allen diesen Sachen auszuschmücken; sie macht auf Hindernisse aufmerksam und besiegt sie. Leute, welche z. B. keinen Gedankenvorrath oder Fülle haben, schreiben bessere Verse, als Prosa, denn die Nothwendigkeit, nach Reimen zu suchen, leitet sie zuweilen auf Gedanken. So verhält es sich mit den Mängeln der Taille oder der Gestalt, sie führen auf eine Menge Verzierungen, welche Effekt machen, welche verführerisch sind, weil man ihren geheimen Ursprung nicht kennt, und die bald allgemein Mode werden.

Die Frauen im Gegentheil, welche auf Schönheit Anspruch machen können, achten wenig auf diese arglistigen Kunstgriffe; sie sind in ihrer Einfalt schön; daher kommt es, daß sie weniger reizen und blenden.

Der Geist einer Modedame ist gewöhnlich beschränkt, wiewohl er umfassend ist. Ihr Blick ist auf das Ganze gerichtet, dringt aber nicht durch, daher sie von allem eine oberflächliche Kenntniß besitzt.

Die vorzüglichste Lächerlichkeit, welche sich eine Frau nach

der Mode zu Schulden kommen läßt, ist die, daß sie jede andere Art und Weise tadelt, die nicht der ihrigen gleicht; nach ihrer Meinung hat eine Frau, die ihre Jugend verlebt, ohne einmal einen Tag die Mode bestimmt zu haben, ihren Lebenszweck verfehlt, ein Ausdruck, dessen sich eine Französin bediente, um eine Frau, die niemals geliebt hat, zu beklagen.

Eine ächte Modedame hatte eine Schwester; diese Schwester war sehr glücklich, ihr Gatte liebte sie, ihre Kinder waren liebenswürdig, und gut erzogen; diese Familie führte in ländlicher Stille ein angenehmes ungestörtes Leben. Aber ihre Modeschwester konnte sich nicht über deren schreckliches Schicksal trösten; sie konnte sich nicht erklären, wie man ein so bis auf den Tod langweiliges Leben ertragen könne; sie begriff nicht, daß nur das wahre Glück glücklich mache. Anfangs beklagte sie ihre arme Schwester, »daß sie so jung, so schön, gleichsam lebendig begraben sey;« aber als sie bemerkte, daß die arme Schwester, weit entfernt in der Einsamkeit vor Langeweile zu verschmachten und ihr Schicksal zu verwünschen, sich sehr wohl befand, ging ihr Mitleiden in Unwillen über; sie verließ dieselbe mit den Worten: »sie ist unverbesserlich, sie liebt sich zu langweilen.«

Als nun aber jene arme Schwester ihre Modeschwester einmal zufällig in der Stadt besuchte, und sah, wie diese sich in einem Strudel von Vergnügungen befand, wie Schauspiele, Diners, Konzerte, Landpartieen u. s. w. folgten, sagte sie: »die arme Schwester, sie hat wohl Ursache, Zerstreuungen aufzusuchen, denn eine Frau muß sich unglücklich fühlen, die keine Kinder hat.«

Eine Modedame liebt nichts wahrhaft, weder die Musik, noch den Tanz, noch die Dichtkunst; denn die schönen Künste gewähren ihr nur unter gewissen Bedingungen ein Vergnügen; sie liebt nur den Tanz bei einem großen Feste, das Schauspiel nur, wenn sie in einer Loge der Gallerie sitzt, in der Gesellschaft zweier Elegant's, die ihr Unterhaltung gewähren.

Das vorzüglichste Streben einer Modedame geht dahin, Effekt zu machen; um nun diesen Zweck zu erreichen, wird ihre Toilette oft geschmacklos, obwohl sie nie der Kunst ermangelt. Das Geheimniß derselben besteht in der Auswahl eines ungewöhnlichen Putzes, der ihr gut steht, sie wählt eine Toilette, die schön für das Auge ist, aber deren einzelne Bestandtheile lächerlich sind. Sie ist bizarr, aber nichts desto weniger schön.

Wenn eine Modedame krank ist, so hört ihre Existenz völlig auf; denn es ist nur ein geringer Ersatz für sie, den Arzt herbeizurufen, ein neues System zu versuchen, und die Erstlinge der Homöopathie zu empfangen.

Sie gewinnt nur durch die einzige Hoffnung auf eine zukünftige Toilette, in die sie sich nach ihrer Wiederherstellung kleiden will, wieder neues Leben.

Ein Todesfall betrübt sie nicht, weil sie die Trauer gut kleidet; mit Ungeduld zählt sie die Tage, wo die halbe Trauer eintritt, für die sie sich schon im voraus mit einer Menge von Trauerstaat versieht, die einzigen und besten Trostgründe in dergleichen Unglücksfällen.

Eine Frau nach der Mode, mit ihrem Kleinigkeitsgeiste, in ihrer Gefallsucht und eleganter Trockenheit des Herzens würde ihr ganzes Leben hindurch untadelhaft und unbescholten bleiben, wenn es nicht eine Hauptpflicht derselben wäre, an ihren Siegeswagen den Modeherrn vorzuspannen; unglücklicherweise ist aber wiederum die erste Pflicht dieses Modemannes, die Modedame zu persifliren, woraus eine Menge Unannehmlichkeiten und Aergerniß entstehen, die, wiewohl sie all nach der Mode, nichts desto weniger große Uebel sind, welche die Modeleute in Verzweiflung setzen, ... und ihren Neidern zum Trost gereichen. (Sonntags-Magazin.)

Frankfurter Theater.

Am 16. Juli Zum Vortheil der Dem. Pistor: Robert der Teufel, Oper von Meyerbeer. Es ist über diese Oper unendlich viel geschrieben worden. Folgende Bemerkungen, welche wir hier als Lesefrucht mittheilen wollen, sind zwar kurz, aber, unserer Ansicht nach, treffend.

»Es bleibt doch eine ewige Wahrheit, je trefflicher ein musikalisches oder poetisches Werk ist, je mehr gewinnt es bei wiederholtem Hören, Lesen oder Sehen; je schwächer an Gehalt, je mehr nur durch äußern Firniß glänzend, um so mehr verliert es bei jeder Wiederholung. Auch Meyerbeers Komposition von »Robert der Teufel« liefert einen Beleg zu dieser Wahrheit. Bei der ersten Bekanntschaft mit der Partitur, so wie bei dem ersten Anhören tröstet man sich noch immer mit dem Gedanken, es habe sich wohl noch hie und da ein schönes Blümlein unter der Masse verloren; aber mit jeder näheren Bekanntschaft entdeckt man statt gehoffter neuen Schönheiten, neue und — arge Blößen. Es ist durchaus kein Grundcharakter in dieser Komposition zu entdecken, wie das auch nicht anders seyn kann, da sie durchaus kein Ganzes bildet, nicht aus einem Gusse entstanden ist, keine Minerva aus dem Haupte eines Jupiters hervorgegangen, sondern ein der Reflexion und Imitation des Schöpfers mehr oder minder mühsam abgerungenes Werk ist, an das Glanzmittel genug verschwendet sind, die aber doch nicht immer ausreichen, den Mangel eigener und eigenthümlicher Ideen minder fühlbar zu machen. Eine schöne Mosaik möge man allenfalls dieses Werk nennen, die, wenn gleich nach musivischer Weise bunt genug zusammengewürfelt, doch auch hie und da an reizender Farbenpracht nicht arm ist. Diese Meinung von dem Werke beeinträchtigt übrigens unsere Achtung vor dem Meister keineswegs. Wir erkennen nach Gebühr in ihm den Mann von Verdienst und schönen Kenntnissen; dieser Mann hat aber diesesmal mehr für Paris, als für seinen wahren Ruhm geschrieben und — Pariser Moden wissen sich Bahn zu machen in der Welt. Die solide Schule, der Schüler des Abt Voglers, lassen sich selbst unter dem vulgairen Getöse, von dem die Menge so leicht berauscht wird, nicht verkennen, und harmonische Schönheiten, wie z. B. in Alicens Arie im ersten Akte in E-dur, die Modulation in C- und H-dur und der Uebergang von C-dur (Sextenakkord auf C) in H-dur, — sprechen das »anch'io sono pittore« rühmlich und deutlich genug aus. Gedanken aber kommen von Gott, und der Genius überbringt sie; nur trifft nicht immer der holde Götterbote zur rechten Stunde ein, um sie zur guten zu machen. Der dritte Akt ist reich ausgestattet und hat schon an dem trio in As-dur eine köstliche Perle; der Beschwörungsscene und so mancher anderen Schönheit nicht zu gedenken. Das Ganze aber, wir können nicht unterlassen, es zu wiederholen, hinterläßt keinen Eindruck, als den — der Uebersättigung und Betäubung.«

Dem. Pistor (Isabella) sang heute nicht mit der Vollkommenheit, die ihre ersten Leistungen auszeichnete, denn obgleich sie ihre einzelnen Gesangstücke mit Gefühl und Kunstfertigkeit ausführte, so vermißten wir doch die Kraft, die in den Ensembles und Finales unerläßlich ist. Bei aller Anstrengung reichten hier ihre Kräfte nicht aus, und es wäre gut, wenn Dem. Pistor solche Anstrengungen unterließe, indem dadurch der Klang ihrer Stimme sehr beeinträchtigt wird — eine Bemerkung, die wir heute, besonders was die höheren Tonlagen anbelangt, zu machen Gelegenheit hatten. Die Stimme der Dem. Pistor eignet sich mehr für das Fach der höhern Soubretten; hier wird die Künstlerin vor vielen anderen glänzen. Uebrigens fand sie auch heute wieder großen Beifall, und besonders ward die Kantilene im vierten Akt: »Gnade, Gnade,« sehr günstig aufgenommen. Spiel und Kostüme waren schön. — Mad. Fischer-Achten (Alice) erweckte auch heute wieder durch ihren seelenvollen, herzergreifenden Gesang die Bewunderung der Hörer. Wie himmlisch sind ihre Töne, welche Leichtigkeit und Sicherheit im Anschlag, besonders in dem höhern Register! Diese Stimme kann den Eindruck nie verfehlen. Die Ehre des Hervorrufens, welche heute dem Gaste zu Theil wurde, hätte der Mad. Fischer-Achten vor allen anderen gebührt. — Hr. Schmezer (Robert) schien uns nicht sonderlich bei Stimme gewesen zu seyn; wir haben die Partie schon besser von ihm singen hören. Möchte Hr. Schmezer doch nicht fast immer mit gleicher Stärke singen, und zarte Stellen mit mehr Mäßigung behandeln. Gehörige Vertheilung von Schatten und Licht würde seine schöne Stimme weit mehr heben. — Die Partie des Bertram ist eine der besten Leistungen des Hrn. Dobler. — Die Aufführung der Oper war im Ganzen ohne Leben und Einheit: mehr als einmal standen die Elemente feindselig einander gegenüber. So zum Beispiel ging das schöne Terzett ohne Begleitung im dritten Akte wegen Mangel an Uebereinstimmung spurlos vorüber. Die Vorstellung dehnte sich sehr aus, und obgleich ein langes Duett und ein Chor ausblieben, so währte sie doch bis zehn Uhr. Diese Oper dürfte wohl eine Zeitlang ruhen: es könnte ihr nur zum Vortheil gereichen. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baurhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, | № 73. | 21. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der arme Tom.

(Fortsetzung.)

Hamann schwieg. Marie stürzte ihm weinend in die Arme, und beschwor Ribera, ihren Vater nicht völlig zu verderben. Dieser beobachtete sie einige Sekunden, dann nahm er abermals das Wort und sagte: »Es wäre wohl möglich, mein Herr, daß Sie, außer Ihrem Leben, noch etwas besäßen, was mir genügen, Ihre Schuld tilgen und auch Sie selbst in eine bessere Lage versetzen könnte.« Hamann staunte ihn an. »Würden Sie mir in diesem Falle Ihre Ansprüche auf das Besitzthum, das ich meine, wohl abtreten?« »Mit Freuden!« erwiederte der Ueberraschte, »aber ich begreife nicht« — »Genug für heute,« fuhr Pedro fort, »es ist spät, wir alle bedürfen der Ruhe; morgen mit dem Frühesten komme ich wieder, dann wollen wir die Sache ins Reine bringen, bis dahin leben Sie wohl! Ribera erhob sich, reichte Hamann die Hand, sah Marien bedeutend an, und ging dann, Vater und Tochter in Zweifeln und bangen Ahnungen zurücklassend, welche letztere besonders Mariens treue Brust erfüllten.

Pedro Ribera, einer der reichsten Kaufleute in Valenzia, war in jüngeren Jahren nach dem Willen seiner Eltern verheirathet worden, hatte aber in einer so unglücklichen Ehe gelebt, daß er nach dem Tode seiner Gattin beschloß, sich nie wieder zu vermählen. Er hielt diesen Vorsatz standhaft, wieß jeden Antrag seiner Freunde zurück und hatte das fünfzigste Jahr beinahe schon erreicht, als er die Reise nach Deutschland unternahm, Hrn. Hamann aufsuchte und Marien sah, deren Reize ihn beim ersten Anblick so bezauberten, daß er beschloß, ihre Hand als Ersatz für die Schuld des Vaters zu verlangen. Der nächste Morgen fand ihn abermals auf dem Wege zu Hamann's Wohnung, dessen Entzücken über den nun erfolgenden Antrag eben so groß, als die Verzweiflung seiner unglücklichen Tochter ohne Gränzen war. Erstarrt, lautlos, keines Wortes mächtig, stand sie da, während ihr Vater sogleich seine Einwilligung gab, den willkommenen Freier umarmte, und weder ihres Schmerzes achtete, noch es der Mühe werth hielt, sie um ihre Zustimmung zu fragen. Ribera's Geschäfte nöthigten ihn, noch in dieser Stunde weiter zu reisen; er mußte eilen, wenn er seine Kapitalien retten wollte. Die Hochzeit wurde daher bis zu seiner Rückkehr verschoben, er trug jedoch Hrn. Hamann auf, indessen das Nöthige zu besorgen, händigte ihm eine bedeutende Summe ein, um eine anständige Wohnung beziehen und nach gewohnter Weise leben zu können, steckte einen kostbaren Ring an den Finger der todtenblassen Braut und verschwand eben so schnell wieder, als er gekommen war.

Erst nach Ribera's Entfernung kam Marie gleichsam wieder zu sich selbst. Die ganze Last ihres Jammers fiel nun mit Centnerschwere auf ihr Herz; sie warf sich ihrem Vater zu Füßen, bat, flehte, beschwor ihn, Tom sein Wort zu halten, sie zu keiner andern Verbindung zu zwingen und überzeugt zu seyn, daß dieser wiederkehren werde, um sie alle zu beglücken; da aber erwachte der ganze Zorn des längst Erbitterten auf's Neue, er belastete sie mit Vorwürfen der schmerzlichsten Art, nannte sie eine unwürdige, pflichtvergessene Tochter, die ihn bereits an den Bettelstab gebracht habe, jedoch den Vater lieber darben sehen, als einer strafbaren Leidenschaft entsagen wolle; zuletzt drohte er ihr mit seinem Fluch, wenn sie sich weigere, Ribera's Hand anzunehmen, und schloß, indem er ihr die Versicherung gab, in diesem Falle lieber sein Leben selbst zu enden, als länger, wie bisher, in Dürftigkeit zu schmachten.

Nach diesem schrecklichen Auftritt blieb der Unglücklichen nichts übrig, als sich in ihr Schicksal zu ergeben. Sie kannte ihren Vater zu genau, um nicht zu wissen, daß jeder fernere Widerstand vergebens seyn, daß er ihn sogar wirklich bis zum Aeußersten treiben würde.

So stand sie denn nun, ohne den Trost einer theilnehmenden Seele, ohne Rath und Hülfe, allein mit ihrem Schmerz; sie hatte dem Geliebten entsagt, weinte seinem Andenken heiße Thränen, aber kein Wort der Klage kam mehr über ihre Lippen, kein Seufzer verrieth mehr die Qual in ihrer Brust. Hr. Hamann hatte indessen eine bequeme Wohnung in dem schönsten Theile der Stadt gemiethet; er unterließ nicht, die neue Wendung, welche sein Geschick genommen, auszubreiten, und mit dem reichen Schwiegersohne zu prahlen. Man staunte Anfangs, zweifelte, wunderte sich, viele, die ihn haßten, mißgönnten ihm sein Glück, andere, denen er gleichgültig war, vergaßen diese Neuigkeit bald wieder über wichtigere Gegenstände, und so geschah es, daß in Kurzem Niemand mehr von Hrn. Hamann sprach, nur wenn ein Vorübergehender Marien am Fenster erkannte, die zu Marmor erstarrten Züge sah, oder wenn ihr Vater sie zwang, reich geschmückt mit ihm in die Kirche zu gehen: da standen viele der ihnen Begegnenden still, blickten ihr mitleidig nach und sagten leise: »Gott beschütze jedes Herz vor Kummer, das war des reichen Spaniers bleiche Braut!«

6.

An einem Morgen, dessen Schwüle auf die steigende Hitze des Tages schließen ließ, saß Tom, die Stirne in die Hand gedrückt, in tiefes Nachdenken versunken, auf seinem Zimmer. Es war noch sehr früh, Niemand regte sich im Hause außer einigen Sklaven, welche bereits an ihre Geschäfte gingen; um ihn herrschte die tiefste Stille, desto lauter aber schien es in ihm zu toben, denn er sprang plötzlich auf und rief: »Ja es ist entschieden, ich muß fort von hier, mag auch daraus entstehen, was da will! Soll ich der edlen Frau, die meinen Händen ihr Theuerstes vertrauen wollte, mit Undank lohnen? soll ich das Herz der Tochter brechen, weil die Mutter mich aufgenommen und geliebt hat wie einen Sohn? Nimmermehr; noch heute mögen sie meinen Entschluß erfahren; der

morgende Tag finde mich schon ferne von Batavia, und kehre ich auch nicht viel reicher in die Heimath, als ich ging, so bringe ich dir, meine Marie, doch ein treues liebendes Herz zurück, das alle Schätze Indiens nicht von dem deinen zu trennen vermögen.« Nach diesen Worten eilte er sogleich an den Schreibtisch; die heftige Bewegung aber, in welcher er sich befand, bewieß, wie schwer es ihm dießmal werden mochte, seinen männlich gefaßten Entschluß auszuführen.

Zwei Jahre hatte Tom in dem Hause der Wittwe Hrn. van der Steens gelebt, ihre Handlung mit Fleiß und Glück fortgeführt und sich deren Gunst mit jedem Tage mehr erworben. Während dieser Zeit war ihre einzige Tochter Elisabeth zu einem der reizendsten Mädchen unter Indiens früh reifender Zone emporgeblüht. Tom's Erscheinen im Hause ihrer Mutter, sein angenehmes Aeußere, die Bescheidenheit und Milde seines ganzen Wesens, machte gleich Anfangs einen tiefen Eindruck auf Elisabeth; später aber, als er sich durch sein Betragen die Neigung eines Jeden, der ihn kannte, erwarb, glaubte auch sie sich ihren Gefühlen ungehindert überlassen zu dürfen, ohne jedoch zu ahnen, wie gefährlich diese rücksichtslose Hingebung ihrem Herzen einst werden könnte. Tom indessen, mit treuem Eifer seinen Berufsgeschäften lebend, stets bemüht, jeden erlaubten Vortheil für sich zu benützen und nur von dem Bilde seiner Marie erfüllt, bemerkte nicht, wie theuer er der Tochter seiner Herrin geworden war, deren inniges Entgegenkommen er für nichts mehr als schwesterliche Zuneigung hielt. Wie sehr erschrack er daher eines Tages, als Frau van der Steen, welcher er so eben das glückliche Gelingen einer von ihm ersonnenen Handelsspekulation kund machte, nach vorhergegangenem Dank mit der Frage fortfuhr, ob er, der so unermüdet für Andere arbeite, nicht noch lieber für seinen eigenen Vortheil bemüht seyn wolle? und auf sein schweigendes Bejahen hinzufügte: »Wohlan, ich habe Sie als einen kenntnißreichen und edlen jungen Mann kennen gelernt; habe Sie bereits lieb gewonnen wie einen Sohn; das Glück versäumte bisher, Sie zu begünstigen, lassen Sie mich daher versuchen, ob ich diesen Fehler verbessern kann? Meiner Tochter Neigung für Sie wird Ihnen so wenig als mir entgangen seyn? ich kann nicht anders, als sie billigen, empfangen Sie deßhalb zum Lohne Ihrer mir bisher geleisteten Dienste mein Vermögen und Elisabeths Hand.«

Frau van der Steen schwieg; allein Ueberraschung, Schrecken und Verlegenheit hatten sich Toms so sehr bemeistert, daß er unfähig war, auch nur eine Sylbe auf diesen Antrag zu erwiedern; unglücklicher Weise war Elisabeth in diesem Augenblick unbemerkt eingetreten, hatte die letzten Worte ihrer Mutter gehört, stürzte mit lauten Ausrufungen des Dankes in ihre Arme, wandte sich dann an Tom und zeigte ihre glühende Leidenschaft für ihn so offen, so ganz ohne Rückhalt, daß der Arme sich beinahe bewußlos ihren Liebkosungen hingab, und dem Himmel dankte, als er plötzlich abgerufen wurde, weil dringende Geschäfte seine Gegenwart nothwendig machten.

Mehre Bekannte, welche sich am Abend dieses Tages bei Frau van der Steen einfanden, befreiten ihn von der peinlichen Verlegenheit, Mutter und Tochter heute noch einmal sehen zu müssen; er entzog sich den Anwesenden unter mancherlei schicklichen Vorwänden und eilte ins Freie, um sich in der Einsamkeit von seiner Bestürzung erholen und einen Entschluß fassen zu können. Der nächste Morgen fand ihn, wie wir unsern Lesern bereits gemeldet haben, am Schreibtisch. Frau van der Steen und Elisabeth brachten diesen Tag, wie er wußte, auf dem Landhause einer Freundin zu, sie waren noch in der Nacht dahin abgefahren, er benützte daher diesen ihm günstigen Zufall, denn unfähig, den beiden ihm allerdings sehr theuern Wesen persönlich gegenüber zu stehen, unfähig durch ein mündliches Geständniß alle ihre Hoffnungen zu zerstören, wählte er den Weg schriftlicher Mittheilung, erzählte ihnen sein Schicksal, seine Liebe zu Marien, und seinen Entschluß, eher das Leben, als ihren Besitz aufgeben zu wollen. (Fortsetzung folgt.)

Rüppel's Reise in Abyssinien.

(Aus dem ägyptischen Moniteur.)

Hr. Rüppel ist nach Europa abgereis't und nimmt eine wundersame Menge kostbarer Gegenstände, vor allem naturhistorische, die er während seines Aufenthalts in Abyssinien gesammelt hat, mit dahin. Die Stadt Frankfurt wird diesem berühmten Reisenden bald eine der seltensten und merkwürdigsten Sammlungen verdanken. Ihm steht es zu, davon die Beschreibung zu geben und zugleich das Land, welches er bereiset hat, in seinen geschichtlichen, geographischen und statistischen Beziehungen zur Kenntniß zu bringen; doch wollen wir inzwischen einiges von dem mittheilen, was wir aus seiner Konversation erfahren haben. Freilich wird es uns unmöglich seyn, dieß mit dem natürlichen Reiz zu thun, der stets in dem Worte eines Fremden liegt, der vermittelst eines Idioms, das nicht das seinige ist, die Bemerkungen wiederzugeben sucht, die er gemacht hat, und die Eindrücke, welche er Angesichts der von ihm besuchten Orte empfunden. In Ermangelung dieses Verdienstes hoffen wir den Leser jedoch einigermaßen durch die Neuheit der Thatsachen schadlos zu halten.

Als Hr. Rüppel vor drei Jahren nach Abyssinien ging, waren ihm die Gefahren, welche er auf seiner Reise lief, und diejenigen, welche ihn während seines Aufenthalts erwarteten, nicht unbekannt; aber ein fester und ausdauernder Wille sollte über alle Hindernisse obsiegen, und so hat er sein schönes Unternehmen denn auch glücklich vollführt.

Das Erste, was ihm bei dem allgemeinen Anblick von Abyssinien aufgefallen ist, war die vulkanische Beschaffenheit des Bodens. Es liegt am Tage, daß dieß Land in älteren Zeiten von unterirdischen Feuern umgewühlt worden; man sieht dort nur wenig große Thäler, wohl aber sehr hohe Berge, von welchen einige nach den barometrischen Beobachtungen unsers Reisenden dreizehntausend Fuß über der Meeresfläche erhaben sind. Der Gipfel dieser Berge ist fast beständig mit Schnee bedeckt; denn wenn auch die heißen Strahlen der Sonne ihn über Tag schmelzen, so versammelt die Kälte der Nacht um die höheren Bergspitzen die Dünste neuerdings, womit die Atmosphäre stets geschwängert ist.

Diese Dünste, die sich auf den Gebirgen zu Schneeflocken kondensiren, fallen das ganze Jahr hindurch, hauptsächlich aber vom Monat Mai bis Ende September als Regen in die unteren Regionen herab. Dieser stete Regen alimentirt oder schwellt die Flüsse an, welche das Land durchschneiden, vor allen einen der Hauptarme des Nils, bekannt unter dem Namen des blauen Nils. Dennoch ist keiner dieser Flüsse schiffbar, und dieser Umstand gehört mit zu den vielen Ursachen, welche allem Handelsverkehr im Wege sind. Als Landschaft hat Abyssinien nichts sehr Interessantes aufzuweisen, außer etwa die Umgegend des großen See's Dombea. Ueberall sind die Kuppen der Hügel der Bäume beraubt, weil die Eingeborenen sie in Brand stecken, um so das Land zu befruchten und alsdann ihre Aussaat dem Bischen Stauberde anzuvertrauen, welche der Brand freigelegt hat.

Eigentliche Waldungen giebt es deßhalb nicht in Abyssinien; die Thäler lassen nur hie und dort einige Baumgruppen sehen, die eine ziemliche Höhe haben, vor allem eine Art von Maulbeerfeigenbaum, der sich so zierlich als majestätisch präsentirt. Was die Haupterzeugnisse des Landes betrifft, so bestehen sie

hauptsächlich in Getreidearten, die uns meistens unbekannt sind, aber doch ein ziemlich nahrsames Brod geben. Der wenige Landbau, den die Einwohner treiben, reicht für ihre Bedürfnisse überflüssig aus, und sie würden höchst selten eine Hungersnoth zu befürchten haben, wenn das Land nicht stets durch Bürgerkriege verheert würde. Besonders seit siebenzig Jahren ist Abyssinien fast ununterbrochen der Anarchie preisgegeben gewesen. Der Krieg ist dort wie zu Hause. Ueberall muß der Schwächere der brutalen Gewalt erliegen, reißt der Stärkste und der Schlauste die Gewalt an sich. Sein Ruf der Tapferkeit verschafft ihm Anhänger, die ihn unter allen Umständen zu unterstützen bereit sind.

Man schlägt sich von Provinz zu Provinz, von Dorf zu Dorf. Bei einer Invasion wird alles geplündert, alles niedergebrannt, und die Einwohner des eroberten Landes werden als Sklaven mitgenommen und verkauft. Das ist das klägliche Bild eines Landes, wo keine höchste Autorität mehr anerkannt wird. Dort ist nur unter einem Häuptlinge, vor welchem alle seine Nachbarn erzittern, einige Ruhe zu gewärtigen. Der Schrecken, den er einflößt, ist die alleinige Sauvegarde. Nun mache man uns noch viel Rühmens von den Völkern, die dem schlichten Naturzustande näher stehen als wir! Nach der Schilderung, welche Hr. Rüppel uns davon gemacht hat, kennen wir keinen Zustand, der fürchterlicher wäre. —

Aber so zerrissen dieses abyssinische Volk auch durch die inneren Spaltungen ist, so ist ihm doch eine hohe Meinung von seiner Bedeutsamkeit und von dem Alterthum seines Ursprungs geblieben. Es leitet seine Niederlassung von der Zerstreuung der Völker nach der Sprachverwirrung beim Bau des Thurmes zu Babel her; da man nun, seiner Angabe nach, der Zeit in achtzig Sprachen sprach, und es ungefähr vierzig verschiedene Mundarten in seinem Lande gibt, so folgert es daraus, nach einer eigenthümlichen Logik, daß es allein so viel werth sey, als alle die übrigen Völker zusammengenommen. Uebrigens entsprechen die Annalen, welche die Abyssinier aufbewahrt haben, so ziemlich der emphatischen Meinung, die sie von ihrem ersten Ursprung haben. Sie behaupten, daß ihre Herrscher und mehre ihrer Familien in grader Linie von dem Könige Salomo und den zwölf Richtern abstammen, die an der Spitze der zwölf Stämme Israels gestanden. Das ist denn unstreitig ein ziemlich respektables Alterthum, und es sollten darüber nur recht authentische Beweise beigebracht werden, was bis dahin noch nicht geschehen ist.

Hr. Rüppel, der an dreißig abyssinische Manuskripte von verschiedenen Formaten mitgebracht hat, ist jedoch vermittelst ihrer, und indem er sie eins durch das andere gebessert oder vervollständigt hat, dahin gekommen, eine befriedigende Chronologie seit Jesu Christi, vor allem seit dem dreizehnten Jahrhundert, zu Stande zu bringen. Nur in dem zehnten Jahrhundert, einem Zeitabschnitt, in welchem das Land durch einen Einbruch von Außen gänzlich verheert worden, kommt eine Lücke vor. Diese Manuskripte, von welchen das älteste nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinausgeht, sind alle auf Pergament geschrieben; mehre darunter sind aus ganz neuer Zeit. Eins davon enthält eine Geschichte und eine allgemeine Geographie des Erdballs. Hr. Rüppel hält es für die Uebersetzung irgend eines arabischen Werkes, denn die Abyssinier scheinen nie in der Lage gewesen zu seyn, die für ein solches Buch nöthigen Notizen sammeln zu können.

Die beiden kostbarsten Manuskripte, die er hat auftreiben können, sind: zuvörderst eine Bibel, die ein neues Werk Salomo's, eins oder zwei neue Bücher Esras, und eine bedeutende Zugabe zum Buche Esther liefert, welches alles in Europa völlig unbekannt ist. Es enthält auch das Buch Enochs und die fünfzehn neuen Psalmen, von deren Vorhandenseyn die Gelehrten schon gehört hatten. Das zweite dieser Manuskripte ist eine Art von Koder, dessen Ursprung die Abyssinier von dem Koncilium zu Nicäa herdatiren, zu welcher Zeit er von einem ihrer Könige promulgirt worden. Dieser Koder ist in zwei Bücher abgetheilt. Das erstere bezieht sich auf das kanonische Recht und handelt von den Beziehungen der Kirche zur zeitlichen Gewalt; das zweite ist eine Art von bürgerlichem Koder, welcher die Beziehungen der verschiedenen Glieder der Gesellschaft unter einander regulirt.

Diese Manuskripte, welche alles umfassen, was es in der Literatur der Abyssinier Interessantes gibt, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen kann, enthalten nichts Poetisches, falls man nicht eine Art von Gedicht so nennen will, in welchem unter der Wiederkehr eines gewissen Gleichlautes, aber ohne irgend einen gehaltenen Rhythmus, die Begebenheiten einer großen politischen Revolution gefeiert werden, die im fünfzehnten Jahrhundert vorgefallen. Einige Kirchengesänge bieten auch die eben erwähnte Wiederkehr des Gleichlautes, aber nichts weiter, dar. Alles dieses beweis't, daß dieß Volk nie eigentliche Dichter gehabt hat. Die in Rede stehenden Manuskripte sind in der alten Sprache des Landes, Ghiz genannt, geschrieben, welche, außer in dem östlichen Theile von Abyssinien, wo noch eine Mundart herrscht, die einige Aehnlichkeit mit der alten hat, jetzt nur noch wenigen Leuten verständlich ist.

Der vorbesagte Koder hat im Verlauf der Zeit in den verschiedenen Ländern Abyssiniens manche Veränderung erfahren. Der Text, welchen Hr. Rüppel mitgebracht hat, ist ihm als der unverfälschteste von dem Haupte einer der Familien gegeben worden, deren Ursprung von den Richtern Israels abgeleitet wird, und welchen seit undenklichen Zeiten das Recht geblieben ist, eine Art Justiz im Lande zu üben. Er war der einzige redliche Mann, den unser Reisender, wie er sagt, in ganz Abyssinien angetroffen hat. Das muß wahrlich ein gräuliches Volk seyn, unter welchen man nicht einmal die sieben Gerechten zu finden vermöchte, die Gott von dem straffälligen Sodom verlangte, um es mit dem Feuer des Himmels zu verschonen. Was die Justiz betrifft, welche von den in Rede stehenden Individuen gehandhabt wird, so darf man nicht vergessen, daß es ein fast illusorisches Recht ist. Da diese Justiz nicht die Gewalt hat, sich Gehorsam zu verschaffen, so unterzieht man sich ihren Aussprüchen, oder verwirft sie auch, wie es eben kommt. In Abyssinien schafft sich ein jeder sein eigenes Recht. Das Eigenthum z. B. scheint dort auf keinem bestimmten Prinzip zu beruhen; auch theilt in den Familien ein Vater, ein Ehemann willkürlich einer Frau oder einem Kinde zu, was sie haben sollen. Wenn die andern über eine solche Theilung murren, so wenden sie sich an den Richter; sie können sich hinterher aber doch in die Haare fallen, wenn sie mit seinem Ausspruche nicht zufrieden sind.

(Schluß folgt.)

Türkische Erzählungen von Naseretin Chodsah.

1. Er hat nicht für dich, nicht für ihn, sondern — für mich gesungen.

Eines Tages reis'ten zwei Türken zusammen, und, von der Anstrengung ermüdet, setzten sie sich am Fuße eines Baumes nieder, um auszuruhen. Ein Vogel, der sich auf einen Ast gesetzt, gewahrte sie und fing zu singen an. Der eine der Reisenden rief sogleich: »Er hat für mich gesungen!« — »Nicht für dich!« rief sein Gefährte, und sie stritten endlich so lebhaft, daß sie beschlossen, vor Gericht ihre Sache zu behaupten. Sie treten in den Gerichtssaal; der Erste nimmt das Wort, setzt den statum causae aus einander und spricht zum Kadi: »Mache, daß er für mich gesungen habe!« und,

um sich ihm geneigt zu machen, schenkte er ihm zwanzig Piaster. Jetzt trat der Andere hervor. »Herr,« sprach er, »laß ihn doch für mich gesungen haben!« — und gab dem Kadi vierzig Piaster. Hierauf traten Beide ab, sehr unruhig über den Ausgang ihres Prozesses. Der Richter, der sie gehen sah, schickte einen Tschausch (Gerichtsdiener), um sie zurückzubringen. Dieser rief ihnen zu und führte sie vor den Kadi. »Laßt uns den Gegenstand eures Streites erwägen!« sagte der Kadi zum Ersten. Dieser sprach: »Mein Herr! wir reis'ten zusammen. Ein Vogel, der auf einem Zweige saß, bemerkte uns und fing zu singen an. Nun wissen wir nicht, für wen von uns Beiden er gesungen!« — Sprach's, und verneigte sich hochachtungsvoll. Da erhob der Kadi sein Haupt und rief mit mächtiger Stimme: »Nicht für dich, nicht für ihn — er hat für mich gesungen!« — Und, nachdem er diesen Ausspruch gethan, entließ er sie.

II. Bis so weit lieb' ich meinen Schach; aber darüber hinaus lieb' ich mein Leben.

Unter der Regierung des Sultan Murad lebte ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, der mit der größten Zierlichkeit und Gewandtheit sich auszudrücken wußte. Er hieß Indschili Tschausch. Einstmals ward er als Gesandter an den Hof des Schachs von Persien geschickt. Kaum hatte er den persischen Boden betreten, als man sich beeilte, dem Könige die Kunde von der Ankunft des Gesandten von Konstantinopel mitzutheilen. Er ward in ein prächtiges Wirthshaus gewiesen, das ganz eigens für ihn eingerichtet worden war: kurz, der Monarch hatte befohlen, daß man dem Gesandten mit aller seiner Würde gemäßen Aufmerksamkeit und Achtung entgegenkomme. Drei oder vier Tage nach der Ankunft begab sich der große Schach — wie es hieß, um die Lustbarkeiten einer Jagdpartie zu genießen — in ein prächtiges Landhaus, wohin er den Indschili Tschausch einlud. Nicht weit von diesem Orte befand sich ein breiter tiefer Graben. Nach einigen Minuten interessanten Gespräches wandte sich der Monarch an seine Hofleute, mit den Worten: »Wer mich am meisten liebt, der springe über diesen Graben!« — Kaum hat er ausgesprochen, so stürzen in hastiger Eil' alle Hofleute los und rufen: »Wir lieben Euch Alle!« — In ihrem hitzigen Eifer hatten sie sich vielfach beschädigt; der Eine brach den Arm, der Andere das Bein, ja, Mancher büßte seine Ergebenheit mit dem Leben. — Endlich verläßt auch der Gesandte seinen Platz, bereitet sich gehörig vor, hebt seinen Kaftan auf und tritt eine bedeutende Strecke vom Graben zurück. Alle Zuschauer denken nicht anders, als daß Indschili Tschausch auch seinerseits seine Anhänglichkeit an den Schach zu zeigen bemüht, den Graben unbedenklich überspringen würde. Wirklich fängt der Gesandte mit großer Schnelligkeit zu laufen an, und, endlich am Rande des Grabens angelangt, hält er stille. »Nun, so springt doch!« rief der Schach. Indschili Tschausch aber wandte sich gegen die Versammlung mit den Worten: »Bis so weit lieb' ich meinen Schach; aber darüber hinaus lieb' ich mein Leben!«.

III. Wenn man euch sagt, daß auch nur ein einziges Stück nicht zerbrochen sey, so glaubt es nicht.

Unter der Regierung der ersten Kalifen lebte zu Bagdad ein sehr geiziger Kaufmann. Er pflegte immer sein Gepäck sich tragen zu lassen, ohne dem Träger etwas dafür zu bezahlen. Eines Tages versprach er einem Lastträger zehn Paras, wenn er ihm einen Korb mit Porzellangeschirre trüge. Unterweges sagte er zu dem Menschen: »Lieber Freund! Ihr seyd jung und ich bin alt; ihr könnt noch viel verdienen. Lasset doch von dem Lohne einen Para herunter!« — »Sehr gern!« sagte der Lastträger. So kam er an die Thür seines Hauses, und hatte dem Lastträger endlich so viel abgehandelt, daß er nur noch einen einzigen Para zu bekommen hatte. Endlich, wie sie auf der Treppe waren, sagte er: »Wenn ihr auch noch diesen Para nachlasset, werde ich euch drei gute Regeln sagen.« — »Es sey!« sagte der Lastträger. — »Wenn man euch sagt, es sey besser, hungern, als den Magen voll haben, so glaubt es nicht; wenn man euch ferner sagt, Armuth sey dem Reichthume vorzuziehen, so glaubt es nicht; und sagt man euch endlich, es sey bequemer, zu Fuße zu gehen, als zu reiten, so glaubt es auch nicht!« — Der Lastträger, hierüber betroffen, entgegnete: »Mein Vater sind das eure Regeln? Das weiß ich Alles schon sehr lange. Ich habe euch zugehört, ohne euch zu unterbrechen; jetzt ist's an euch, mich anzuhören. Ich habe Euch einen Rath zu ertheilen, den ihr noch nie gehört!« — Bei diesen Worten dreht sich der Kaufmann um nach ihm, um seine Worte zu hören. Der Träger macht eine Bewegung und läßt den Korb die Treppe herunterfallen. — »O, mein Vater! wenn man euch sagt, daß auch nur ein einziges Stück nicht zerbrochen sey, so glaubt es nicht!« — Sprach's und überließ den Geizhals seiner Verzweiflung.

Mannigfaltigkeiten.

(Die gebornen Mechaniker.) Als Charles Dupin vor noch nicht 20 Jahren England und Schottland besuchte, das dortige Maschinenwesen kennen zu lernen, fand er in Glasgow zwei Bäcker, die ihr Gewerbe als Brüder gemeinschaftlich trieben, aber neben demselben als Verfertiger der besten Maschinen und physikalischen Instrumente sich auszeichneten. Ihre Drechslerarbeit legte allein davon Zeugniß ab. Sie wurde von einer kleinen Dampfmaschine in Schwung gesetzt, bei welcher der Kessel die ihm nöthige Siedhitze von dem Ueberschuß der im Backofen befindlichen Hitze erhielt. Ihr Laden, ihre Wohnung war mit selbgefertigtem Gas erleuchtet, das in beweglichen Röhren vertheilt war, um nöthigenfalls nach verschiedenen Seiten geleitet werden zu können. Die Theorie vom Baue aller Instrumente war ihnen so gut bekannt, wie die leichteste Art, sie zu verfertigen, ob sie schon Alles sich selbst zu verdanken hatten. Und warum waren sie denn Weißbäcker? Weil ihr Onkel einer gewesen war; weil er ihnen sein Vermögen nur unter der Bedingung hinterließ, daß sie mit Teigkneten und Backen sein Andenken in Ehren halten sollten, denn beides galt ihm höher als Sternkunde und Physik und jedes Instrument.

Wir zahlen Steuern — sagt ein englischer Schriftsteller — für Alles, was in den Mund eingeht und den Rücken bedeckt oder unter den Fuß kommt; Steuern für Alles, was man gern sieht, hört, fühlt, schmeckt oder betastet; Steuern für Wärme, Licht und Bewegung; Steuern für Alles auf Erden, auf dem Wasser und unter der Erde, für Alles, was aus der Fremde kommt und daheim wächst; Steuern für rohe Arbeitsstoffe; Steuern für jeden neuen Werth, den der Gewerbfleiß einer Sache gibt; Steuern für die Saucen, die des Menschen Eßlust verderben, und für die Arznei, die ihn herstellt, für den Hermelin, der den Richter schmückt, und den Strick, mit welchem man den Verbrecher hängt, für des Armen Salz und des Reichen Gewürze, für die Messingnägel des Sarges und für die Bänder der Braut. Der Schulknabe peitscht seinen besteuerten Kreisel, der Jüngling reitet sein besteuertes Pferd mit einem besteuerten Zaume auf einer besteuerten Straße, und der sterbende Engländer gießt seine Arznei, die 7 Prozent bezahlt hat, in einen Löffel, der 15 Prozent bezahlen muß, wirft sich zurück auf seine Kattundecke, die 22 Prozent bezahlt hat, macht sein Testament auf einem Stempelbogen von 8 Pf. Sterl. und stirbt in den Armen eines Apothekers, der 100 Pf. Sterl. bezahlt hat für das Privilegium, ihn zu tödten. Sein ganzes Eigenthum wird von 2 bis 10 Prozent mit Abgaben belegt. Hohe Gebühren werden verlangt, wenn er sich in der Kirche begraben lassen will, wo seine Tugenden auf besteuertem Marmor der Nachwelt angepriesen werden, und er geht zu seinen Vätern, um sich nicht mehr besteuern zu lassen.

Theateranzeige.

Dienstag, den 22. Juli. (Zum Erstenmale.) Die ungleichen Brüder, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von F. L. Schmidt. Hierauf: (Zum Erstenmale wiederholt): Der letzte April, Posse in einem Akt, von Professor Gerle.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 74. 22. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der arme Tom.

(Fortsetzung.)

Mit den überströmenden Gefühlen eines vollen Herzens, mit den heißesten Ergießungen des Dankes und der Verehrung, aber auch mit der festen Versicherung, daß er Batavia noch an diesem Tage für immer verlassen werde, schloß er sein Schreiben, da nur die schleunigste Entfernung ihnen allen Dreien zum Heil gereichen konnte. Nachdem der Brief beendet, seine Geschäfte geordnet und alles zur Abreise bereit war, verließ er unbemerkt das Haus und eilte abermals, wie vor zwei Jahren, dem Hafen zu, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl, welches sich bei dem Gedanken in ihm erhob, daß die Liebe es sey, die ihn nun schon zum zweitenmale gleich einem Verbrecher fliehen mache.

7.

Das Schiff, worauf Tom sich befand, hatte bereits seit mehren Stunden den Hafen verlassen, es war schon auf offener See, als Frau van der Steen mit ihrer Tochter von dem Landhause zurückkehrte, woselbst sie sich länger aufhalten mußte, als es anfangs ihr Wille gewesen war. Es würde vergeblich seyn, den Schmerz der Mutter sowohl, wie die Verzweiflung Elisabeths beschreiben zu wollen, nachdem man ihnen bei ihrer Ankunft Tom's Brief überbracht, und zugleich seine Abreise gemeldet hatte. Waren auch alle ihre Hoffnungen zerstört, sahen sie sich auch auf einmal fern von dem Ziel ihrer Wünsche, so konnten sie dennoch dem edlen Jüngling nicht zürnen, welcher, wiewohl ohne seine Schuld, bestimmt schien, Beiden einen langanhaltenden Kummer zu bereiten.

Tom's Brust wurde indessen ebenfalls von quälenden Sorgen erfüllt. Kehrte er auch nicht gerade arm nach Europa zurück; so war der Gewinn, den er mit sich brachte, doch durchaus nicht von der Art, einem Manne wie Hamann zu genügen; er mußte fürchten, von dem reichen Handelsherrn, dafür hielt er ihn noch, zurückgewiesen zu werden, und sah keine Aussicht vor sich, binnen der festgesetzten Zeit die geforderten Bedingungen zu erfüllen. Trübe und in sich gekehrt, saß er tagelang auf dem Verdeck des Schiffes, — starrte in die vorüberrauschenden Wogen und gedachte der Vergangenheit! Vor zwei Jahren hatte er diese Reise an der Seite eines Freundes vollbracht, jetzt stand er allein; damals füllten Muth und Hoffnung seine Brust, jetzt sah er eine dunkle Zukunft vor sich, von dem schmerzlichen Gefühl begleitet, daß Marien's Erwartungen getäuscht worden waren.

So vergingen mehre Wochen, in welchen nichts die Einförmigkeit des täglichen Lebens auf der See unterbrach, als eines Tages kleine Wolken am Himmel sichtbar wurden, das Meer in eine unruhige Bewegung gerieth, die Seevögel ängstlich hin- und herflogen und der Kapitän erklärte, es sey ein Sturm zu befürchten, der nach allen Anzeigen wohl einer der gefährlichsten in diesen Gewässern werden dürfte. Die Reisenden erschracken, jeder Matrose eilte auf seinen Posten, alle Vorkehrungen wurden so gut als möglich getroffen und so sah man denn nun in banger schweigender Erwartung dem Unwetter entgegen, welches, sich entladend, Tod und Verderben bringen konnte.

Keine Feder vermag das fürchterliche Naturereigniß eines Sturmes auf offenem Meere zu beschreiben, kein Pinsel, es mit allen seinen Schrecken darzustellen! Wer das Toben des wüthenden Orkanes, das Brausen der Wogen, das Krachen des Schiffes nicht gehört, wer das Zucken der Blitze, das Heranrauschen der thurmhohen Wellen, die Verzweiflung jener Unglücklichen, die mit den empörten Elementen kämpfen müssen, nicht gesehen hat, der wird doch nur einen schwachen Begriff davon erhalten; es sey uns daher erlaubt, jene Stunden der Angst schnell an unsern Lesern vorüberzuführen. Drei Tage hatte das schreckliche Unwetter gedauert; der vierte graute bereits schon in Osten, als der Sturm sich ein wenig zu legen schien. Die erschöpften, zum Tode ermatteten Matrosen faßten wieder Muth; mit dem dämmernden Lichte des Morgens kehrte auch ein Stral von Hoffnung in die Seelen der Verzagenden zurück; man untersuchte den Schaden, welchen das Schiff erlitten hatte, fand, daß er sehr bedeutend, aber auch, daß jenes völlig von seiner Richtung abgekommen und in eine Himmelsgegend verschlagen worden sey, die der Kapitän nicht anzugeben wußte.

Neues Entsetzen bemächtigte sich bei dieser Entdeckung aller Herzen! Wo waren sie? was sollte aus ihnen werden? wie lange konnte sich das lecke Schiff noch erhalten? wußten sie nicht abermals dem Tode, und zwar einem weit langsameren, martervolleren Tode entgegensehen? Diese und ähnliche Fragen folgten einander immer dringender; der Kapitän, welcher vergebens Bücher und Seekarten zur Hand nahm, konnte sie nicht beantworten, er verwieß seine Unglücksgefährten auf Gott, der sie bis jetzt so wunderbar erhalten habe, und gab Befehl, daß der Matrose im Mastkorbe scharfen Auges in die unermeßliche Ferne schaue, ob der Allmächtige ihnen vielleicht bald ein rettendes Eiland sende.

So waren wieder mehre Tage vergangen; die Noth der Hülflosen stieg immer höher; Tom bemühte sich umsonst, ihnen Trost und Hoffnung einzuflößen, schon hatte ihr Jammer den höchsten Grad erreicht, schon hielten sie sich für gänzlich verloren, als endlich am Morgen des siebenten Tages ihrer Irrfahrt das Zauberwort: Land! erscholl, und in einem Augenblick das Gefühl der tiefsten Verzweiflung in dasjenige des höchsten Entzückens verwandelte. Nun geriethen alle in freudige Bewegung, man drängte sich auf das Verdeck, Jeder wollte zuerst das rettende Ufer erblicken, Jeder, nur seinen eigenen Augen vertrauend, die Wirklichkeit seines Glückes bestätigt sehen. Der Kapitän befahl, sogleich die Richtung nach dem Lande hin zu nehmen und nach einer Fahrt von mehren Stunden sahen sie das heißersehnte deut-

lich vor sich liegen; man suchte nun einen Platz zum Anlegen und fand endlich eine Bucht, worin das Schiff bequem vor Anker gehen konnte.

8.

Die Frage, ob das Land bewohnt sey? ward schnell entschieden; denn es währte nicht lange, so wimmelte das Ufer von Männern und Weibern, welche die Ankömmlinge staunend, jedoch ohne Zeichen feindlicher Gesinnungen betrachteten. Es wurde nun ein Boot ausgesetzt, der Kapitän, Tom und einige beherzte Matrosen beschlossen, die Ueberfahrt zu wagen, da ihnen ohnedieß keine andere Wahl übrig blieb, als im unglücklichsten Falle den Tod entweder hier, oder auf dem lecken Schiffe in den Wellen zu finden.

Kaum waren sie am Lande angekommen, kaum hatten sie ihr Fahrzeug verlassen, als sie sich auch von den Eingebornen umrungen sahen, welche sie theils neugierig betrachteten, theils eine Art von Freudengeschrei ausstießen, woraus jene schlossen, daß man wenigstens keine feindliche Absichten gegen sie hege. Nach dem Dafürhalten des Kapitäns waren es Indianer, vielleicht aus irgend einem wilden Stamme, welcher sich auf dieser Insel angesiedelt hatte, jedenfalls aber zeigten sie sich sehr friedfertiger Natur, wodurch bald alle geheime Furcht der Angekommenen verschwand, und sie die beste Hoffnung schöpften, hier verweilen zu können. Die Indianer gaben hierauf den Fremdlingen durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihnen folgen sollten; sie gehorchten und wurden von diesen landeinwärts durch eine Gegend geführt, deren üppige Pracht keine Feder zu beschreiben vermag. Kleine Wäldchen, von unzähligen Papagaien, Kolibris und andern buntgefiederten Bewohnern belebt, wechselten mit blühenden Reisfeldern, klare Bäche rauschten von sanft aufsteigenden Hügeln herab, freundlich lächelte der azurblaue Himmel auf die paradiesische Erde nieder und schon glaubten die Europäer sich in eine Wunderwelt versetzt, als sie nach einem Wege von mehren Stunden plötzlich eine Reihe von Gebäuden vor sich sahen, deren Aeußeres ihr Staunen in fast noch höherem Grade erregte.

Es waren dieß zwar keine Paläste, wie Tom in Batavia gesehen, aber auch nichts weniger als die roh aufgeführten Hütten eines wilden Volkes; ja man konnte sogar einen leichten Anstrich von europäischer Bauart nicht verkennen, welche sich den Blicken der Freunde auch sogleich kund gab. Der Kapitän fragte die Indianer nun durch Zeichen, wohin sie ihn und seine Begleiter führen wollten? Hierauf riefen sie den Namen »Kapack« und deuteten auf das größte der vor ihnen liegenden Häuser, woraus er schloß, daß man sie dem Häuptling oder König vorstellen wolle.

Er hatte es errathen; sie fanden bei ihrem Eintritt einen freundlichen Greis von noch kräftigem Aussehen, welcher sie durch Zeichen willkommen hieß. Sie mußten sich auf seine geflochtene Matten niedersetzen, bald erschien auch eine Art Dolmetscher, und da entdeckte sich zu ihrer allergrößten Freude, daß Tom, welcher in Batavia etwas von der Sprache der dortigen Eingebornen erlernt hatte, denselben doch wenigstens so viel verstand, um sich einigermaßen gegenseitig erklären zu können.

Der König erfuhr nun das Unglück, welches die Fremdlinge betroffen hatte, die Gefahren, denen sie entgangen waren, nebst dem Wunsche derselben, eine kurze Zeit auf der Insel verweilen und ihr Schiff ausbessern zu dürfen. Er gewährte ihre Bitte mit milder Freundlichkeit, erlaubte ihnen unfern ihres Schiffes Zelte aufzuschlagen, und verhieß, sie während ihres Aufenthaltes reichlich mit Nahrungsmitteln versorgen lassen zu wollen, da er den Europäern sehr gewogen sey und sich aus seiner frühesten Jugend noch gar wohl erinnere, daß damals ebenfalls ein Schiff hier gelandet war, dessen Mannschaft sich mit den Bewohnern befreundet, lange Zeit unter ihnen gewohnt hatte, und noch immer in dem Andenken der Greise fortlebte. (Schluß folgt.)

Rüppel's Reise in Abyssinien.

(Schluß.)

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß in einer so organisirten Gesellschaft auch die sanftesten und geheiligsten Bande höchst locker sind. Der Mann kann so viel Frauen halten als es ihm beliebt. Er nimmt sie und entläßt sie wieder, wie es ihm in den Sinn kommt, und wenn er, um eine Scheinehe zu sanktioniren, eine religiöse Intervention eintreten läßt, so ist es hinreichend, daß der Priester seine Hand in die Hand des Frauenzimmers legt, um ihr so lange, als er oder sie es will — denn beiden Geschlechtern steht es frei, sich einander wieder zu verlassen — anzuhängen. Es läuft dieses, wie man sieht, auf eine förmliche Gemeinschaft der Weiber hinaus. Läßt es sich bei allem diesen nun wohl begreifen, daß sich in einem solchen Lande der sonderbare Brauch erhalten hat, daß die Mitglieder einer und derselben Familie sich gegenseitig füttern, indem sie einander die Speisen in den Mund stecken, die sie genießen!

Die Herrin des Hauses, in welchem ein Fremder aufgenommen worden, ist nach den Gesetzen der abyssinischen Artigkeit verpflichtet, ihn, während er ruht, wie ein Kind zu füttern. Es ist dieses eine Regel ohne Ausnahme. Was der Abyssinier Hauptnahrungsmittel betrifft, so essen sie außer dem Brode, welches aus den, dem Lande eigenthümlichen, Kornarten bereitet worden ist, auch ganz rohes Rindfleisch. Sie zerlegen es, wenn es noch raucht, und gleich nachher, wenn das Thier geschlachtet worden ist, in kleine Stücke. Das Hammelfleisch wird auf einige Augenblicke in die Nähe eines lodernden Feuers gebracht, ehe man es ißt. Ein Ochse kostet nur zwei bis drei Thaler, und mehre Hammel oder hundert Hühner sind für den dritten Theil dieses Werthes zu haben. Was die Gegenstände von minderem Belange betrifft, so verschafft man sie sich auf dem Wege des Austausches. Zu solchen Transaktionen bedient man sich der Pfefferkörner und der Salzstücke von gewissem Gewicht. Etwa dreißig solcher Salzkuchen haben den Werth eines Thalers. Der Handel dieser Länder ist fast null.

Zu Massuah, dem einzigen Hafen der Ein- und Ausfuhr, übersteigen die Zollgefälle nie 35,000 Thaler das Jahr. Wenig für ein Land, das so groß ist als Abyssinien; aber es ermangelt ja auch jeder Art von Industrie und ist fast entvölkert. Massuah zählt kaum 2000, Gondar, die Hauptstadt, höchstens 6000 Seelen. Diese Schätzung variirt ungeheuer mit der von Bruce, welcher der letzteren Stadt 50,000 Seelen beilegt. Wahr ist es, daß sich seitdem manches anders gestaltet hat: Krieg und Barbarei haben sich gleich sehr im Werke der Zerstörung beeifert. Heutzutage gewähren zwei Drittheil der Häuser von Gondar nur das Bild einer allgemeinen Vernichtung.

Uebrigens sind die Wohnungen der Einwohner durchs ganze Land ein lebendes Bild der Armuth. Kalk, oder einige, in Ermangelung von Kalk mit fetter Erde verkittete Steine, bilden die Mauern von Häusern, die ein kegelförmiges Dach haben. Dort hausen unter- und durcheinander Menschen und Vieh, erstere hingestreckt auf Thierhäuten und während der Nacht gegen das Eindringen von Löwen und Leoparden nur durch einen sehr einfachen Verschluß und eine Art von Vorhof geschützt, aus welchem diese Thiere des Nachts oft das Vieh wegholen, welches dort vergessen worden ist. Uebrigens scheinen die wilden Thiere in Abyssinien, wie überall, eine

Scheu vor dem Menschen zu haben und greifen ihn nie anders als in verzweifelten Fällen an.

Das Land hat nirgends Ruinen aufzuweisen, die denen von Aegypten und Nubien zu vergleichen wären, außer einigen Obelisken von außerordentlicher Schönheit zu Axum und einigen Marmortafeln mit alten griechischen Inschriften, die schon vor dem Hrn. Rüppel bekannt gewesen sind. Wir haben jedoch noch hinzuzufügen, daß er selbst mitten unter Trümmern drei neue Tafeln von Kalkstein, ungefähr drei Fuß hoch, aufgefunden hat, die Inschriften in der Ghiz- oder äthiopischen Sprache, aus dem vierten Jahrhundert her und auf die Ereignisse jener Zeit bezüglich, enthalten. Die Eingeborenen des Landes behaupten, daß es weiter nach Süden höchst imponirende Ueberreste von Gebäuden gäbe; aber man kann wegen der feindlichen Völker nicht dahin kommen, weil man jedenfalls von ihnen geplündert werden würde und selbst Gefahr liefe, erschlagen zu werden.

Hauptsächlich die Gallas, ein Wanderleben führendes Hirtenvolk von wildem Charakter, sind es, die sich in dem Lande so inklavirt haben, daß sie von den Völkern gleichen Ursprungs gegenwärtig völlig geschieden sind. Jenseits des Bezirks, den sie inne haben, befindet sich die ebenfalls abyssinische Provinz Kaffee, welcher der kostbaren Bohne den Namen gegeben hat, die im Yemen angebaut wird. Der dortige Kaffee soll im Aroma und in der Qualität noch dem von Mokka vorzuziehen seyn; leider ist dessen Ausfuhr aber theils wegen der Länder, die zu passiren sind, theils wegen der ungeheuren Zölle, die auf der ganzen Route, welche Abyssinien von Aegypten trennt, entrichtet werden müssen, unmöglich.

Wenn wir nun zu den Sitten der Abyssinier übergehen, werden wir sehen, wie sie den scheußlichsten Lastern, welche die Menschheit, schänden, unterthan sind. Diebstahl, Lüge, Liederlichkeit, Trunkenheit sind ihnen bekannte Dinge. Grausam zum Entsetzen, nehmen sie an ihren Feinden die furchtbarste Rache. Ihre Habgier ist so groß, daß man nur durch ihre gegenseitige Mißgunst dagegen gesichert ist. Von dieser hat Hr. Rüppel uns ein Beyspiel erzählt, das schon einer Anführung werth ist.

Auf seiner Rückreise nach Aegypten hatte sich ein Esel, der mit verschiedenen Dingen beladen war, verlaufen, dessen Abwesenheit erst nach Verlauf von ein paar Stunden bemerkt ward. Es wurden sofort Leute ausgesandt, ihn aufzusuchen, aber auch diese kehrten nicht wieder zurück. In Verzweiflung darüber, eine Menge ihm sehr kostbarer Gegenstände zu verlieren, entschloß Hr. Rüppel sich, persönlich nach dem nächsten Dorfe zurückzukehren, um wo möglich Kunde über den Esel und die Diebe, die ihn festgehalten, einzuziehen. Wie groß war nun sein Erstaunen, als das Oberhaupt des Dorfes ihm schon entgegen kam, um ihm anzuzeigen, daß sein verlornes Thier wiedergefunden sey und er es gegen eine Auslösung von drei Thalern zurückbekommen könne. Hr. Rüppel glaubte schon hier den zweiten ehrlichen Mann in Abyssinien gefunden zu haben, als er dahinter kam, daß der Chef des Dorfes ihm seinen Esel nur deßhalb wieder zustellte, weil er seinen Diebsgenossen nicht so viel hatte abzwacken können, als er gewollt hätte. Aus Aerger darüber hatte er nun seinen Antheil am Raube lieber aufgeben und dem Eigenthümer all die gestohlenen Sachen zurückstellen wollen. Das Lustigste bei der Sache war, daß die Abyssinier sich nachher aus Mißgunst insgesammt gegenseitig anklagten, ihm dieß oder jenes entwandt zu haben, und er dergestalt wieder zu alle dem gelangte, was ihm gestohlen worden war.

Es ist unstreitig nicht von großem Interesse, zu wissen, welche Religion ein Volk hat, das so verderbt ist; denn es liegt am Tage, daß die Religion aufgehört hat, ihm ein heilsamer Zügel zu seyn. Das Christenthum ist, wie bekannt, in Abyssinien lange im Flor gewesen. Die meisten seiner Einwohner nennen sich noch jetzt kophtische Christen und erkennen den Patriarchen als Oberhaupt an, der seinen Sitz zu Kairo hat. Von ihm sollten sie jährlich eine Art von Legaten erhalten, um den Priestern des Landes die geistliche Würde zu verleihen; aber es scheint, daß sie es schon seit langer Zeit unterlassen haben, diesen kommen zu lassen, um die ihnen zur Last fallenden Reisekosten zu ersparen. Es werden in der That im Allgemeinen nicht weniger als viertausend Thaler erfordert, um nach Abyssinien zu gelangen, weil man unterwegs alle Augenblick einem neuen Stamm Tribut zollen muß. So treiben die Abyssinier denn gegenwärtig nur so eine Art von Bastardschristenthum.

Es leben seit dem fünfzehnten Jahrhundert, zu welcher Zeit ein muselmännischer Monarch von der Küste der Somaulis in ihre Provinzen einbrach, von dessen Herrschaft sie wieder durch die Portugiesen, angeführt von einem Sohne des Vasco de Gama, befreit wurden, die auf der Ostküste von Afrika eine Niederlassung haben, viele Mahomedaner unter ihnen. Auch eine Menge Juden ist mit den Abyssiniern verschmolzen, und man kann selbst sagen, daß der Letzteren Kultus ein plumpes Gemisch von Judenthum und Christenthum ist. Im Uebrigen sind sie sehr abergläubisch, und wenn man nach den vielen Festtagen urtheilen wollte, die sie haben, so könnte man versucht werden, sie für sehr religiös zu halten; denn deren Zahl beläuft sich auf nicht weniger als zweihundert im Jahr. Es gibt eine Menge Heiliger, deren Andenken sie alle Monate einmal feiern.

Ihre Kirchen bieten überall plumpe Abbildungen der Gegenstände ihrer Verehrung dar. Es dürfte nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß um das fünfzehnte Jahrhundert ein italienischer Maler aus Venedig, Branca genannt, sich hierher geflüchtet und in diesem Lande seinen Kunstbetrieb fortgesetzt hat. Ihm verdankt man unstreitig die ungestalteten Erinnerungen einer Kunst, in welcher er einige Geschicklichkeit besessen haben soll. Im Uebrigen werden alle Industriezweige von einiger Nützlichkeit von Fremden, hauptsächlich von Juden und Levantinern, betrieben. Alles beweißt jedoch, daß Abyssinien vor Zeiten der Wohlthaten einer mehr oder minder vollkommenen Civilisation theilhäftig gewesen ist. Hr. Rüppel hat uns einige vollkommen erhaltene abyssinische Medaillen aus der byzantinischen Zeit gezeigt, die als Beweis einer gewissen Höhe der Künste dort dienen können, indem nie ein Kunstzweig allein im Flor steht. Gebe der Himmel, daß diesem Lande die schönen Tage wiederkehren und daß es in der Zukunft stolz darauf seyn könne, unter den vorgeschrittenen Nationen einen Rang einzunehmen! Bis jetzt sehen wir aber noch nicht ein, wie dieß Ziel zu erreichen seyn sollte.

Lully und seine Oper Armida.

Das Edikt von Nantes war eben widerrufen worden, und während ganz Frankreich in einem trostlosen Zustande sich befand, schwelgte der Hof in Genüssen, überzeugt, das neue Gesetz könne nur dem Volke schädlich seyn. Aber bald erstreckte sich die Verfolgung auch auf den Adel, und in Versailles herrschte große Bestürzung. Nach Außen hin lobte man die Größe des Monarchen, der seine Unterthanen nicht bloß zeitlich beglücken, sondern auch für ihr Seelenheil sorgen wollte; aber im Stillen flüsterte man einander seine Besorgnisse zu. »O, weh!« sagte Einer zum Anderen, »die Zeit der Vergnügungen ist vorüber; bald werden wir Alle Kaputzen tragen, und statt der Opern nur Messe und Vesper hören dürfen.«

Dieses Geflüster gelangte nicht zu den Ohren des Königs; aber Frau von Maintenon erfuhr bald, was vorging. Sie

begriff wohl, wie sehr es in ihrem Interesse lag, so trübe Gedanken des Hofpersonals zu verscheuchen; allein was sollte diesem Völkchen angenehme Zerstreuung verschaffen? Seit dem Tode Molière's hatte die Komödie wenig Reiz mehr, und Racine war nicht eben in der heitersten Stimmung. Der König, seit mehren Monaten mit religiösen Dingen beschäftigt, hatte nicht Zeit gehabt, ein Divertissement vorzubereiten. Doch erinnerte sich die allgewaltige Maitresse, daß Lully und Quinault mit Abfassung einer Oper beauftragt waren, deren Sujet der König selbst gewählt hatte. Welch' ein Glück, wenn man diese Oper fertig haben könnte! Madame besann sich nicht lange und schickte nach Lully.

Lully, obgleich von dem König gern gesehen, kam selten und nur in Dienstgeschäften nach Versailles. Sein Theater zu Paris, dessen Direktor und einziger Komponist er war, machte ihm viel zu thun; auch hatte er in Paris mehr Freiheit, seinen lockeren Lebenswandel zu führen, und endlich verstand er es, den Hofleuten zu mißfallen, die ihn mit ihrem Spott aufzogen, so oft sie ihm begegneten, was Hrn. Lully, der selbst gern spottete, unerträglich war. Der Grund aber, warum er die Zielscheibe der Hofspötter geworden, ist folgender:

Seit langer Zeit hatte Lully vom Könige das Adelsdiplom erhalten und nannte sich Hr. von Lully. Einst sagte ihm Jemand, es sey doch ein Glück für ihn, daß der König ihn von dem Amte eines Hofsekretärs dispensirt habe; denn mehre Hofsekretäre hätten wiederholt geäußert, sie würden dagegen protestiren. Von jetzt an schlief der Musikus nicht mehr ruhig und rastete nicht eher, bis er als Sekretär aufgenommen war. Das Mittel, dessen er sich bediente, um die Zustimmung des Königs zu erlangen, war sehr originell. Im Jahre 1681 sollte der Bourgeois gentilhomme, dessen Musik von Lully war, einmal wieder aufgeführt werden. Lully benutzte diese Gelegenheit, um auch sein Talent als Possenreißer vor dem Könige zu entfalten. Er übernahm die Rolle des Mufti.

Gerade an jenem Tage war der König sehr üblen Humors, und nichts konnte ihm auch nur ein Lächeln abnöthigen. Endlich, in der Ceremonie, die den vierten Akt schließt, erschien Lully mit einem Turban von beinahe fünf Fuß Höhe, so, daß sein Gesicht in der Mitte des Leibes war. Seine kleinen Augen blinzelten noch mehr als gewöhnlich, und er schnitt solch' eine närrische Grimasse, daß Jedermann laut aufgelacht haben würde, wenn der König selbst nicht ernst geblieben wäre. Lully kam nicht außer Fassung und trieb seine Späße immer weiter. Bei dem „donnar bastonnada" überhäufte er den unglücklichen Jourdain (den Helden oder die Dupe des Stückes) mit Schlägen. Letzterer, der sich einer solchen Zugabe nicht versehen hatte, ertrug Anfangs jeden Puff, den ihm der Mufti mit seinem ungeheuren Koran auf Haupt und Rücken versetzte, mit ziemlicher Gelassenheit. Als aber diesen Püffen noch Fausthiebe folgten, verlor der neugebackene Edelmann die Geduld, und sagte ganz leise zum Mufti: »Machen Sie aus diesem Spaß ein Ende, oder ich bringe Sie um.« »»Desto besser,«« antwortete Lully, der eben durch einen verstohlenen Blick bemerkte, daß der König lächelte, »»desto besser! Schlagen Sie mich, so stark Sie nur können!«« Der Schauspieler ließ sich dieß nicht zweimal sagen und versetzte dem Mufti einen unerhörten Faustschlag; dieser aber bückte sich schnell und parirte mit seinem Turban. Vergebens wiederholte Hr. Jourdain seine wüthenden Angriffe; immer bückte der Mufti das Haupt, wie ein Ziegenbock, und schob ihn mit seiner kolossalen Mütze weit von sich. Endlich stürzte der Geföppte auf seinen Gegner los, um ihn ringend zu bekämpfen; allein dieser warf sich so geschickt an den Boden, daß Hr. Jourdain auf den Turban zu sitzen kam. Während Letzterer nun, mit der Wucht des Turbans ringend, sich überkugelte, ließ der Mufti seine Kopfbedeckung im Stich und that einen Satz in das Orchester. Schon seit fünf Minuten lachte der König bis zum Ersticken und versicherte, indem er sich die Augen trocknete, er habe in seinem Leben keinen solchen Spaß gehabt.

Nach der Vorstellung trat Lully vor den König, und Ludwig sagte ihm: »Sie sind der amüsanteste Mann, den ich in ganz Frankreich kenne.« Jetzt sprach der Musikus mit kläglicher Geberde: »Eben das macht mich sehr unglücklich; denn ich hatte die Absicht, bei Eurer Majestät Sekretär zu werden, und die Herren Sekretäre werden mich nicht mehr aufnehmen wollen, seitdem ich die Bühne betreten habe.« »»Das kann Ihnen nur ehrenvoll seyn,«« versetzte der König. »»Gehen Sie in meinem Namen zu dem Herrn Kanzler; ich bewillige Ihnen dieses Amt und außerdem einen Gehalt von 1200 Franken.«« (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(Arabische Sprüche.) Einem frommen Gebet in der Nacht folgt ein glücklicher Tag. — Frage nicht, wer er sey, den Menschen, der deine Bruderliebe verlangt. — Dem gelingen seine Anschläge nicht, der auf einen Andern, als Gott, sich verläßt. — Härter trifft vom Freund ein Schlag, als zwei von einem Fremden. Was das Herz verschließt (Geiz), ist viel ärger, als was die Hand verschließt (Armuth). — Für zwei Feinde ist selbst die Welt ein zu enger Wohnplatz. - Kurzen Hoffnungen folgt langes Bedauern. — Ungerechtigkeit verdeckt wie eine Wolke, das Sonnenlicht des Glaubens. — Der Zufriedene ist ein König, der König aber ist der Schatten Gottes auf Erden. - Hast du einen Feind, so suche ihn in dir selbst. — Widerstehe nur dir, so wirst du auch Frieden haben. — Ein Baum ohne Wurzeln kann nicht zur Vollkommenheit gelangen. — Das Gute am Uebel ist ein Uebel für das Gute. — Ehrst du deinen Vater, so wird dich dein Sohn auch ehren. — Ein Herz ist schwer, wenn es voll ist. — Das Wort Gottes ist Arznei für die Seele. — Der Neidische wird hinlänglich durch seinen Neid bestraft. — Das einzige Reich, das nie untergeht, ist das der Wissenschaft. — Die Gesellschaft der Weisen hat Aehnlichkeit mit dem Paradiese. — Wo das Wasser gut ist, da drängt sich der durstige Haufe. — Glaubst du, daß Gott deinen Segen verdoppeln werde, wenn du deinen Nebenmenschen nicht auch davon gönnst?

(Der Stiefeltoast.) Bassompiere wurde 1602 von seinem Könige Heinrich IV. als Gesandter zu den dreizehn Kantonen nach Bern geschickt, um die von Heinrich III. geschlossene Allianz zu erneuen. Es gelang ihm. Als er zur Abreise schon zu Pferde vor dem Wirthshause hielt, nahten sich ihm die dreizehn Abgeordneten jeder mit einem mächtigen Becher, um den Bundesgruß ihm zuzutrinken. Sie brachten Frankreich ein Lebehoch und Jeder leerte seinen Becher, der eine Flasche Wein enthielt, in einem Zuge. Bassompierre ließ sich seinen Stiefel ausziehen und dreizehn Flaschen Wein hineingießen; er faßte ihn bei den Sporen, »den dreizehn Kantonen!« rief er und schluckte den Inhalt des Stiefels hinab. Die Schweizer fanden das sehr schön und nannten Bassompierre einen würdigen Repräsentanten Frankreichs. Das Wirthshaus in Bern hat noch jetzt einen Stiefel zum Aushängeschilde.

In Lüttich hat man den Glauben, daß Gott den Kindern am Tag ihres ersten Abendmahlsgenusses jede Bitte gewähre. Der bekannte Komponist Gretry, dort geboren, nahm sich als Knabe vor, Gott zu bitten, ihn sterben zu lassen, wenn er kein braver Mann und kein guter Musiker werden könne. An demselben Tage fiel ihm auf dem Glockenthurme ein Balken auf den Kopf, der ihn ohne Besinnung zu Boden stürzte. Als er wieder zu sich kam, waren seine ersten Worte: »Da ich nicht gestorben bin, so will Gott gewiß einen braven Mann, und einen tüchtigen Musiker aus mir machen.« Er ist es geworden.

Theateranzeige.

Dienstag, den 22. Juli. (Zum Erstenmale.) Die ungleichen Brüder, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von F. L. Schmidt. Hierauf: (Zum Erstenmale wiederholt): Der letzte April, Posse in einem Akt, von Professor Gerle.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Baurhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 75. 23. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der arme Tom.

(Schluß.)

Dieser Umstand erklärte dem Kapitän das Freudengeschrei bei ihrer Ankunft; war ja doch die Kunde von den weißen Gästen vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, und also nichts natürlicher, als daß die gutmüthigen Indianer sie beinahe wie alte Bekannte empfingen. Der Kapitän und seine Gefährten wollten nun wieder nach ihrem Schiffe zurückkehren, um den daselbst ängstlich Harrenden den glücklichen Erfolg ihres Wagestücks mitzutheilen, allein der gastfreie Häuptling ließ sie nicht fort, indem er sie einlud, an seinem Mahle Theil zu nehmen. Auf einen Wink ihres königlichen Freundes erhoben sich jetzt die Fremdlinge und wurden von ihm in ein anderes Zimmer geführt, woselbst die Tafel bereitet war; aber kaum erschienen die Speisen, als sie durch einen Anblick überrascht wurden, dessen Seltsamkeit sie in das höchste Erstaunen setzte. Wie aus der Erde herauf beschworen, wimmelte der Boden plötzlich von unzähligen Mäusen, welche sich schaarenweise um den Tisch herum lagerten und jeden Brosam auffingen. Vergebens bemühten sich mehre Indianer, dieselben mit einer Art von Spießen zu tödten, für jede gefallene schienen zehn andere zu erstehen, so zwar, daß die bei Tafel Sitzenden sich ihrer kaum erwehren konnten und im Stillen eine Mahlzeit verwünschten, die ihnen so theuer zu stehen kam. Der König selbst schien jedoch ganz ruhig und gleichsam an seine vierfüßigen Gäste gewohnt, trieben sie es ihm zu arg, so warf er ihnen Reis u. dgl. auf die Erde, was sie dann gierig verschlangen. Endlich wagte Tom die Frage, wie diese Gattung Thiere auf die Insel gekommen wäre, und weßhalb man sie sich so ungeheuer vermehren lasse?

Die Antwort war: vor vielen Jahren hätten sie sich plötzlich gezeigt, es sey aber unmöglich gewesen, sie in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen, und so wäre denn ihre Anzahl immer größer geworden, ohne daß man bis jetzt ein Werkzeug zu ihrer Vertilgung gefunden hätte. Nach weiteren Nachforschungen glaubte der Kapitän vermuthen zu dürfen, daß das Ungeziefer durch eben jenes europäische Schiff, welches einst lange an dieser Insel vor Anker gelegen, verbreitet worden sey. Tom erklärte hierauf, daß er ein Mittel besitze, den König sowohl, wie alle Inselbewohner von dieser Plage zu befreien, und beurlaubte sich nach erhaltener Versicherung, daß der König bereit sey, ein solches Mittel mit einem Theile seiner Schätze aufzuwiegen, nebst seinen Gefährten, indem er versprach, sich am folgenden Tage mit der verheißenen Hülfe einzufinden.

Er hielt Wort! Hrn. Hamann's höhnendes Geschenk, Mariens Lieblingskätzchen, von ihm schon deßhalb wohl gepflegt, war ihm nach Batavia, und von dort wieder bis hieher gefolgt; es hatte erst kürzlich auf dem Schiffe geworfen, er nahm daher die Alte nebst den Jungen mit sich, eilte in Begleitung des Kapitäns am andern Tage zu dem Beherrscher der Insel und bat denselben, ihm, wie gestern, an die Tafel folgen zu dürfen. Es geschah, allein kaum erschienen die Mäuse, als Tom und der Kapitän deren bisher verborgen gehaltene Feinde auf die Erde niederließen und nun ein, für alle Indianer völlig unbegreifliches Schauspiel begann. Die Niederlage, welche die Katzen anrichteten, der bald völlig gesäuberte Boden des Zimmers, die nunmehr ungestörte Ruhe der Speisenden setzten den guten König sowohl, wie seine Unterthanen in ein solches Erstaunen, daß wenig fehlte, so hätten sie Tom für einen Zauberer und seine Katzen für dienende Geister gehalten. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, dem Monarchen die Eigenschaften dieser Thiere begreiflich zu machen; als dieser ihn aber endlich verstanden hatte, schien er hoch erfreut, winkte einem der vornehmsten seiner Diener, und bald sah der glückliche Tom einen unermeßlichen Schatz von Gold und Juwelen vor sich liegen, welchen ihm der König als Preis für seine Wunderthiere bot.

Er stand tief erschüttert; so hatte denn Hamann's verächtlich dargereichte Gabe nun wirklich sein Heil begründet, so sah er sich denn wirklich gerade durch dieß Geschenk am Ziele seiner Wünsche? Er pries die Vorsehung, welche sich oft des geringsten Werkzeuges zu unserem Wohle bedient, und hätte viel darum gegeben, wenn das Schiff schon ausgebessert, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die Insel sogleich zu verlassen und der Heimath zuzueilen.

9.

Das feierliche Geläute der Glocken vom hohen Dome der alten Stadt F... verkündete eines Tages, daß irgend ein reicher, angesehener Patrizier heute ein glänzendes Fest begehen wolle. Hier und da blieb ein Bürger verwundert auf der Straße stehen, den ihm begegnenden Nachbar fragend, was das wohl zu bedeuten habe? — Fromme Matronen eilten mit ihren Gebetbüchern zur Kirche, zierlich geschmückte Jungfrauen schritten ihnen ehrbar nach, allein fast auf allen Gesichtern zeigte sich eine so seltsame Mischung von Ernst, Bedauern und Mißbilligung, daß man daraus schließen mußte, es sey wohl eben kein erfreuliches Ereigniß, welches sie in diesem Augenblicke zur Kirche rief.

Bräutlich geschmückt lag die unglückliche Marie indessen vor ihrem Betaltar auf den Knieen, um Kraft und Fassung flehend für den heutigen Tag! — Die größte Hälfte des dritten Jahres seit Tom's Entfernung war bereits vorüber, Ribera, dessen Geschäfte sich bedeutend verzögert hatten, war nun wirklich angekommen, drang aber auch um so heftiger auf die Beschleunigung seiner Verbindung, als wichtige Gründe ihn unverzüglich nach Valenzia zurückriefen, und so war es denn Ribera's Hochzeitfest, welches die Glocken des hohen Domes verkündeten, weil sein Stolz und seine Prachtliebe dasselbe nicht glänzend genug verherrlichen zu können glaubte.

Marie ließ alles um sich her geschehen, ohne die mindeste Theilnahme zu zeigen, sie sah der Zukunft mit einer Ergebung entgegen, die nichts mehr hofft, nichts mehr wünscht und nichts mehr vom Leben erwartet. Entschlossen, Ribera ihre Hand zu reichen, erfüllte sie ja nun die von ihr geforderte kindliche Pflicht; daß ihr Herz darüber brechen würde, wußte sie, allein eben diese Gewißheit gab ihr für alles, was sie noch zu leiden hatte, Muth und Kraft.

Zum zweitenmale ertönte das Geläute; Marie erhob sich von den Knieen, der Bräutigam trat ein, überreichte ihr einen kostbaren Schmuck und bat sie, ihm zu folgen, weil es hohe Zeit sey, die Zeugen bereits ihrer warteten und der Zug beginnen sollte.

Die Kirche war gedrängt voll Menschen; viele kannten Mariens Schicksal, die Leiden, welche sie deßhalb erdulden mußte und die Härte, womit sie zu dieser Verbindung gezwungen wurde. Theilnehmend ruhten Aller Blicke auf ihr, als die Pforten des Domes sich öffneten und sie an der Seite des finstern Spaniers erschien; mit innigem Bedauern sah man die todtenbleiche Braut bebenden Schrittes zum Altare wanken, fast auf jeder Brust lag es wie eine drückende Last, und lautlos, mit kaum hörbaren Athemzügen lauschte die Menge, um von den Lippen des unglücklichen Opfers das schreckliche J a! zu vernehmen.

Schon hatte der Priester seine Rede geendet, schon wollte er die Trauung beginnen, bewußtlos starrte Marie zur Erde, weder die triumphirenden Blicke ihres Vaters, noch das Mitleid der übrigen Anwesenden bemerkend, als plötzlich ein lautes, donnerndes »Halt!« das Schiff der Kirche durchdrang, ein junger Mann wüthend die Menge theilte, dem Altare zuflog und die bei seinem Anblicke ohnmächtig gewordene Braut mit inniger Zärtlichkeit in seinen Armen auffing.

Ueberraschung, Schreck und Erstaunen hatte sich aller Gegenwärtigen bemeistert! Ribera, nur mit Mühe seinen Zorn mäßigend, forderte Genugthuung für den ihm widerfahrenen Schimpf; Hamann strebte vergebens, seine Verwirrung zu verbergen, der Priester trat zurück; in diesem Augenblicke drängten sich noch zwei Männer in die Nähe der Hauptpersonen, von welchen der eine — nämlich Hr. van der Klugen — die Betheiligten darauf aufmerksam machte, daß hier nicht der Ort zu ferneren Erklärungen sey; daß man daher die Kirche verlassen, Marien nach Hause bringen und sich dort alsdann die nothwendige Rechenschaft über ein Ereigniß ablegen möge, welches schon zu offenkundig geworden wäre, um nicht allen Theilen das Vermeiden jedes weitern Aufsehens höchst wünschenswerth zu machen.

Man fand, daß er Recht hatte und befolgte seinen Rath. Hr. van der Klugen sorgte nun vor allen Dingen, daß die Menge sich zerstreute, er beredete Tom, welcher sich durchaus nicht von der Geliebten trennen wollte, die Kirche zu verlassen und gelobte dem zornglühenden Ribera, unverzüglich mit Jenem in seinem Hause erscheinen und die verlangte Aufklärung ertheilen zu wollen.

10.

Erst am Morgen eben dieses Tages im Hafen der heißersehnten Vaterstadt angekommen, bestürmte der ungeduldige Tom den Kapitän so lange, bis dieser ihn so schnell als möglich nach dem Lande fahren ließ. Mit hochklopfendem Herzen, jeden bekannten Gegenstand freudig grüßend, eilte der Glückliche durch die Straßen, das Haus der Geliebten aufzusuchen: da hörte er plötzlich das feierliche Geläute der Glocken, erfuhr auf seine zufällig gethanene Frage die Ursache desselben, und stand ein Bild des Entsetzens vor dem Grabe seiner ganzen irdischen Seligkeit. Was er nun beginnen sollte, wußte er nicht, es war wieder Nacht vor seinen Augen, wie damals, als er den Tod seines Vaters erfuhr. Endlich, wie auf einen Zuruf des Himmels, fiel ihm der Name van der Klugen's ein, er gedachte des edeln Eifers, womit dieser sich einst seiner angenommen hatte, der allgemeinen Achtung, welche er genoß, und flog nun unaufhaltsam nach seiner Wohnung, von ihm Rath und Hülfe zu erflehen. Der würdige Greis empfing ihn gütig, hörte die Ausbrüche seiner Verzweiflung gelassen an; allein da es zu spät war, in dieser Sache noch irgend einen vermittelnden Schritt zu wagen, so konnte er ihm keinen andern Rath mehr geben als den, unmittelbar in die Kirche selbst zu eilen, und dort, wenn es noch Zeit sey, den Einspruch zu thun, welchen wir unsern Lesern bereits erzählt haben.

Daß Hr. van der Klugen sowohl, als Tom nicht unterließen, dieß alles dem spanischen Handelsherrn mitzutheilen, als sie ihrem Versprechen gemäß sich nach jenem Auftritt bei ihm einfanden, bedarf wohl keiner Betheuerung. Zwar versuchte Hamann, Toms Ansprüche auf Marien und sein gegebenes Wort als einen Scherz zu behandeln, allein Hrn. van der Klugens Zeugniß entkräftete diese Ausflucht, er wandte sich an Ribera's Gerechtigkeitsgefühl, und der stolze Spanier ergriff mit Freuden die Gelegenheit, unter dem Mantel der Großmuth mit Ehren zurücktreten zu können.

Mariens Gefühle, als sie zu neuem Leben erwacht war, lassen sich nicht beschreiben. An der Brust des Geliebten vergaß sie alle ihre Leiden. Toms mitgebrachte Schätze söhnten Hamann bald gänzlich mit dem bisher so verhaßten Schwiegersohn aus; wie groß aber war sein Erstaunen, wie tief fühlte er das Walten einer höhern Macht, als er erfuhr, daß sein verächtlich hingeworfenes Geschenk dessen ganzes Glück gegründet und ihn an das Ziel aller seiner Wünsche geführt hatte.

Abermals ertönten eines Morgens die Glocken des hohen Domes; abermals strömten Jung und Alt zur Kirche, aber überall sah man dießmal nur fröhliche Gesichter; ein feierlicher Brautzug bewegte sich in das Gotteshaus, die freudestrahlende Marie stand an der Seite des Geliebten. Kein Einspruch störte heute den Segen des Priesters. Eine lange Reihe glücklich verlebter Jahre lohnte Beiden die Leiden der Vergangenheit, und noch ihre spätesten Enkel erzählen sich die Geschichte Toms und Mariens, die Lehre tief beherzigend, kein Gegenstand auf Erden ist so klein und unbedeutend, daß er nicht nach dem Willen des Allmächtigen ein Werkzeug unseres Glückes zu werden vermöchte.

Lully und seine Oper Armida.

(Fortsetzung.)

Am Tage seiner Aufnahme gab er den alten Mitgliedern ein prächtiges Gastmahl und regalirte sie des Abends mit der Oper. Man führte den »Triumph der Liebe« auf. Es war in der That ein merkwürdiges Schauspiel, zwei oder drei Reihen würdiger Männer in schwarzen Mänteln zu sehen, welche die Kouranten und Rigodons des neuen königlichen Sekretärs mit bewundernswürdigem Ernst anhörten. Ein paar Tage später begegnete Louvois Hrn. Lully zu Versailles. »Guten Tag, Herr Kollege!« sagte er im Vorbeigehen. Dieß nannte man ein bon mot des Hrn. Louvois, und seitdem rief jeder grand seigneur dem Musikus, wenn er ihn von fern bemerkte, ein »Guten Tag, Herr Kollege!« zu. Dieser Spaß wiederholte sich so oft, daß Lully bald nur nothgedrungen nach Versailles ging.

Eben saß er mit einigen seiner Schauspieler und Musiker in dem »goldenen Reif,« auf dem Platze des Palais-Royal,

zu Tische; die Mahlzeit war recht heiter gewesen und der Wein nicht gespart worden. Er erzählte seinen Kameraden eine jener launigen Anekdoten, die er so scharmant vortrug, als seine Frau ihm sagen ließ, er möge schleunigst kommen, denn ein Wagen von Hofe solle ihn nach Versailles abholen. Er ging etwas ungläubig fort; als er aber sah, daß seine Frau ihn nicht getäuscht hatte, bestieg er eiligst den Wagen, schlief auf dem Wege ein, und erwachte nicht eher, bis der Wagen anhielt. Ein Abbé erschien an der Kutschenpforte, und sagte ihm mit niedergeschlagenen Augen: »Hr. von Lully, ich habe den Auftrag, Sie zu einer Dame zu führen, die unter vier Augen mit Ihnen sprechen will.« Unser Musikus glaubte, er habe eine Eroberung gemacht; er warf einen ärgerlichen Blick auf seine vernachläßigte Toilette und brannte vor Begierde, zu erfahren, welchem Zufall er ein solches Glück verdankte.

Nach vielen Umwegen in einem Theile des Palastes, der ihm ganz unbekannt war, führte man ihn endlich in ein schlicht möblirtes Zimmer, dessen Wände mit Heiligenbildern geziert waren. Er sann hin und her, was dieß wohl bedeuten könne, als eine Thür sich öffnete, und eine Dame von imposantem Aeußeren dem Musiker entgegentrat, der sie wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht erkannte, und ohne weiteres vor ihr auf die Kniee fiel. Frau von Maintenon war anfänglich erstaunt, allein sie dachte, ein so großer Sünder, ein Mensch, der sein Leben unter Exkommunizirten zubringe, sey einer Tugend, wie der ihrigen, diese Huldigung schuldig. Auch ließ sie diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne ihm eine Predigt zu halten. »Hr. von Lully,« sagte sie, »man behauptet, daß Sie sich schlecht aufführen.« Jetzt erst wußte Lully, mit wem er es zu thun hatte, erkannte seinen Mißgriff und entgegnete schnell: »Dem ist gar nicht so, Madame, ich führe nur Opern auf, und das ist Alles.« »»Ich weiß,«« sagte Frau von Maintenon, »»daß Ihr Amt Sie mit vielen berüchtigten Personen in Verbindung setzt; aber der König ist nichts destoweniger sehr unzufrieden mit Ihnen, und es wird Ihnen Mühe kosten, seine Gunst wieder zu gewinnen.««

Der Musiker stand vernichtet; er zerbrach sich den Kopf darüber, was für eine Missetbat ihm wohl dieses Unglück zugezogen habe. Als Madame so weit mit ihm gekommen war, sagte sie: »Ich weiß ein Mittel, den König mit Ihnen zu versöhnen; binnen acht Tagen müssen wir eine neue Oper haben; geben Sie uns diejenige, die der König bei Ihnen bestellt hat, und Alles wird gut gehen.« »»Binnen acht Tagen, meine Armida! schrie der Musikus; Madame! das ist unmöglich; es bleibt mir noch ein ganzer Akt zu komponiren, und Quinault wird mit den Veränderungen, die er am Texte machen soll, gar nicht fertig.«« »Nun, so komponiren Sie diesen Akt schneller als die andern, oder geben Sie uns wenigstens das, was Sie fertig haben.« »Wie,« rief der Musiker entrüstet, »ich sollte ein Meisterwerk verstümmeln und stückweise abliefern? Nein, Madame, mögen nun Se. Maj. sich ärgern oder nicht, aber vor Ablauf eines Monats kann ich meine Armida nicht vorlegen; nie habe ich etwas Schöneres komponirt.« — »Ganz wohl, sprechen wir nicht mehr davon. Ich weiß übrigens, daß Lalande an Etwas komponirt, und der kleine Marais möchte den König ebenfalls seine Musik hören lassen. Einer von Beiden wird schon bereit seyn.« »»Was soll das heißen, Madame? Werden Se. Majestät andere Opern anhören, als die meinigen? »Nein, das darf nicht geschehen; binnen acht Tagen sollen Sie eine Oper haben, zwar nicht Armida«« — »»Nun, ob es Armida ist, oder eine andere, das gilt uns gleich.«« »Wohlan! in acht Tagen sollen Sie eine neue Oper mit Ballets bekommen, Musik von Lully und Text von Quinault. Wollten Sie mir das Sujet angeben?« »»Mein Herr,«« antworte Frau von Maintenon feierlich, »»dergleichen Dinge sind meine Sache nicht.«« Bitte um Verzeihung, Madame, antwortete der Musiker demüthigst; so wie der König Armida gewählt hat, eben so könnten Sie ein anderes Sujet wählen. Armida wird die Oper des Königs heißen, das andere Stück die Oper der — Lully hielt inne, denn er fürchtete, schon zu viel gesagt zu haben, allein die Marquise war nicht ungehalten darüber und sprach freundlich: »Es sey! Ihr Werk wird Sie mit dem Könige versöhnen: betiteln Sie es »den Tempel des Friedens.« Lully entfernte sich unter tiefen Verbeugungen, und fuhr sofort nach Paris zu Quinault, dem er anzeigte, daß in Zeit von acht Tagen eine Oper fertig seyn müsse. »»Was soll denn dieser neue Unsinn!«« rief Quinault ärgerlich. »»Schon zum vierten Male lassen Sie mich den letzten Akt der Armida umarbeiten, und ich kann nicht zum Ziele kommen. Verrücken Sie mir mit Ihren Narrheiten das Konzept nicht!«« »Oho! mein Herr Konfrater in Apollo, wir sind ja übler Laune. Desto schlimmer, beim Henker! Desto schlimmer, denn es handelt sich jetzt nicht von Armida, sondern von dem Tempel des Friedens.« »»Werden Sie denn endlich so reden, daß man Sie versteht?«« »Nun, so erfahren Sie denn, daß ich, um dem Könige, unserem sehr erlauchten Herrn, und seiner sehr wenig erlauchten Maitresse, der verwittweten Scarron, nicht im höchsten Grade zu mißfallen, der Letzteren eine Oper versprochen habe, die innerhalb acht Tagen fix und fertig seyn muß.« »»Was geht das mich an?«« fragte Quinault ruhig. »Oh! das geht Sie sehr wenig an, denn Sie, Hr. Philippe Quinault, Auditeur an der Rechnungskammer, Mitglied der Akademie und Ritter des Ordens vom heiligen Michael, Sie sollen ja nur den Text dazu liefern.« »»Und warum das?«« »Weil ich es versprochen habe. Außerdem wissen Sie ja unsern Kontrakt: ich gebe Ihnen 4000 Livres für ihre großen Tragödien, und 2000 Livres für Ihre Opern mit Ballets; wollen Sie nun in Zeit von acht Tagen 2000 Livres verdienen oder nicht?« »»Aber, mein Gott!«« versetzte Quinault in viel sanfterem Tone, »»wie können sie in so kurzer Zeit fertig werden? Gesetzt auch, wir Beide würden fertig, können wohl die Schauspieler bis dahin ihre Rollen einstudirt haben? Und wozu diese Oper mit ihrem faden und trivialen Titel?«« »Was den faden Titel betrifft, so habe ich diesen von der Wittwe Scarron's; man rede also etwas leiser, wenn man ihn fade nennen will. Ich unternehme dieses Werk, weil Se. Majestät, ich weiß nicht warum, auf mich zürnen, und weil ich gern wieder begnadigt seyn möchte.« »»Wie? was? Zorn des Königs? Noch gestern ging ich nach Versailles, um die vier ersten Akte meiner Armida ihm zu überreichen, die er nach seiner Gewohnheit, erst prüfen will, bevor er sie an die kleine Akademie schickt, und bei dieser Gelegenheit hat er sich mit unendlicher Güte über Sie geäußert.«« »Ei,« sprach Lully, »sollte Scarron's Wittwe mit mir gescherzt haben? Da wär' ich beinahe fähig — aber Lalande und der kleine Marais möchten sich gern produziren — Nein! das Werk muß durchaus zur Vollendung kommen. Lieber Freund, ich habe mein Wort gegeben: also verlasse ich mich auf Sie.« »»Aber, guter Lully, es ist unmöglich — acht Tage! und dann, der Tempel des Friedens; was, zum Henker, wollt Ihr, daß ich aus diesem Thema mache?«« — »O! es gibt ja nichts Leichteres!« — »»Der Tempel des Friedens, hm! hm!««

Schon nach dreien Tagen konnte man in Versailles die Probe des neuen Stückes hören. Der Gesang spielte nur eine untergeordnete Rolle, allein man hatte Mittel gefunden, einige Gesangpartieen, die Effekt machten, für die berühmtesten Sänger einzuschalten. (Fortsetzung folgt.)

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen.

(Auszug aus dem Werke: Friedrich Wilhelm I. König von Preußen, von Dr. Förster. Potsdam, Riegel. 1834.)

Friedrich Wilhelm I. hatte sein fünf und zwanzigstes Jahr angetreten, als er den väterlichen Thron bestieg. An Geist und Körper tüchtig und gesund, glaubte er der Welt etwas bieten zu dürfen, da er vor keiner Aufforderung zurücktrat, welche die Welt an ihn machte. Durchaus auf das Praktische gerichtet, begab er sich nur an das, was er auszuführen wußte; nicht überflügeln wollte er die Zeit, sondern mit ihr Schritt halten, und indem er sich auf eine bestimmte und abgeschlossene Thätigkeit zu beschränken wußte, ging ihm kein Tag, ja nicht eine Stunde verloren. Ihm galt die strenggehaltene Hausordnung für das erste Grundgesetz des Staats, und deßhalb wird es nöthig, zuvörderst ihn in dem häuslichen Kreise und in der nächsten Umgebung seines Hofes aufzusuchen, bevor wir ihm als Feldherrn in den Krieg und als Staatswirth in die Provinzen folgen. Da ferner bei dem Alleinherrscher, wie Friedrich Wilhelm es war, die Persönlichkeit und der Charakter des Monarchen es sind, auf denen das Wohl und Weh des Staats ruht, indem sich hier in dem Willen des Einzigen vereinigt, was sonst als Gesetzgebung, Verwaltung und Vollziehung an die unterschiedenen Staatsgewalten vertheilt ist, so hat auch der Biograph zunächst eine Schilderung dieser ausgezeichneten Persönlichkeit und dieses originellen Charakters zu versuchen.

In seinem ganzen Wesen hatte Friedrich Wilhelm etwas, was ein jeder Unterthan seinen Herrscher nennen mußte; seine Gestalt von fünf Fuß und fünf Zoll war von dem schönsten Ebenmaße, seine Haltung gerade, militärisch, sein Schritt fest, seine Bewegung dem Gespräch, dem Befehl, der Gemüthsstimmung angemessen, bald gebieterisch ruhig, bald lebhaft, zuweilen leidenschaftlich, selten zornig. Sein Gesicht, ein schönes Oval mit hoher Stirn, war voll und blühend, der ernste Ausdruck desselben wurde gemildert durch den offenen, zutraulichen Blick seiner blauen Augen. Bei aufgeregtem Gemüth aber flammten diese milden Sterne in schreckhafter Glut. Mit bösem Gewissen durfte, selbst in ruhigen Momenten, Keiner es wagen, vor den König zu treten, denn sein Blick war so durchdringend, daß ihn nur der ertragen konnte, der sich bewußt war, eine gerechte Sache zu führen und Wahrheit zu sprechen. Die Hautfarbe seines Gesichts war von einer blendenden Zartheit, und ob er schon als Knabe sich mit Oel bestrich und der Sonne aussetzte, und Alles anwendete, um braun zu werden, so war es ihm doch nicht möglich gewesen, seinen schönen Teint zu verderben. Wohlredenheit und der Fluß der Beredtsamkeit war, der damaligen Bildung nach, von dem Könige nicht zu verlangen, er faßte sich mündlich und schriftlich mit kurzen Worten; eine Kabinetsordre durfte keine Parlamentsrede und ein Parolebefehl keine Leichenpredigt seyn. Der Ton seiner Stimme war in dem gewöhnlichen Gespräch etwas schnarrend und leise, so daß, wer ihn zum erstenmal sprechen hörte, ihn nicht leicht verstand, zumal da sich in der gewöhnlichen Umgangssprache das Plattdeutsche von dem Hochdeutschen noch nicht bestimmt geschieden hatte. Da der König bei seinen täglichen Wanderungen zu Fuß und zu Pferde sich gern mit den Leuten unterhielt, bei den öffentlichen Arbeiten aufmunterte, bei dem Exerziren der Truppen kommandirte, so war der Ton seiner Stimme in Berlin Jedermann bekannt. Als er daher im Jahre 1727 bei später Abendzeit, in einen Mantel gehüllt, in dem Hause des Probstes Reinbeck einen Brief eigenhändig abgab, worin er den Probst aufforderte, die Königin zu warnen, die Abendgesellschaften in Monbijou nicht bis tief in die Nacht zu verlängern, erkannte ihn der Bediente, dem er den Brief übergab, an seiner Stimme.

In den späteren Jahren, wo der König sich wegen podagrischer Schmerzen nicht mehr so viele Bewegung wie früher machen konnte, wurde er gewöhnlich stark, so daß seine Weste gegen vier Ellen weit war; das Gewicht seines Körpers betrug am 15. Januar 1735 schon 230 Pfd.; vier Jahre später 270 Pfd. Der König selbst stellte hierüber Beobachtungen an; bei der Ankunft zu Wusterhausen zur Herbstlust ließ er sich und sein ganzes Gefolge im Jagdzeughause wiegen, und darüber ein Protokoll aufnehmen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In dem Garten Wanderstone, dem Generallieutenant Maitland zugehörig, befindet sich gegenwärtig ein Aprikosenbaum von 61 Fuß, 9 Zoll Länge und 14 Fuß und 7 Zoll Breite. Er nimmt an der Mauerwand einen Raum von 893 Quadratfuß ein, ist 46 Jahr alt, und außer seiner Größe auch noch schön durch das Verhältniß seiner Form. Nachdem der Gärtner 8810 Früchte abgelesen hat, um den übrigen Raum zu machen, sind deren noch 4800 geblieben, um reif zu werden.

(Eine Antwort Napoleons.) Zur Zeit als er nur noch Artillerielieutenant war, sagte eines Tages ein fremder Offizier mit vielem Dünkel zu ihm: »Meine Landsleute kämpfen nur für den Ruhm, während die Franzosen sich nur für's Geld schlagen.« Sie haben ganz Recht, erwiederte Napoleon lachend, jeder schlägt sich um das zu erhalten, was ihm fehlt.

Frankfurter Theater.

Am 17. Juli. Neu einstudirt: Der Hausdoktor, Lustspiel von Ziegler. — Ziegler's Schau- und Lustspiele waren ehemals sehr beliebt, und standen auf allen Bühnenrepertoires. Man sollte sich heut zu Tage nicht darüber wundern, denn man würde sich damals über die abgeschmackten Firlefanzereien mancher neuern Theaterspiele sicher auch gewundert haben, und gewiß mit nicht geringerem Rechte. Das heute aufgeführte Lustspiel hat Theatereffekt und gewährt selbst durch einige charakteristische Züge Interesse. Mit der Sprache der handelnden Personen muß man es so genau nicht nehmen; sie reden, wie sie denken, manches Bonmot kömmt zum Vorschein, und man verzeiht selbst die mitunter fließenden Schlüpfrigkeiten, wenn nur der Schauspieler gehörig damit umzugehen versteht. Hr. Otto (Graf von Sonnenschild) und Dem. Lindner (Amalia) trafen den rechten Ton, welchen ihre Rollen erfordern. In dem Andenken aller Theaterfreunde wird stets die Art und Weise fortleben, in welcher sich Hr. Otto auf der Bühne bewegte: diese sichere, ungezwungene und leichte Haltung, die nie, vermöge eines glücklichen Taktes, irgend eine Absichtlichkeit verräth, und durch ihre Natürlichkeit den wohlthuendsten Eindruck macht, ist zur Seltenheit geworden. Jener äußere Geist der Sitte macht gegenwärtig nur allzu oft der Manier und Unnatur Platz. Dem. Lindner spielte mit einer Feinheit, welche den angenehmsten Eindruck nicht verfehlen konnte. Nicht so Hr. Kramer. Er repräsentirte den Hausdoktor nicht mit der angenehmen Leichtigkeit, die der Fakultät Ehre gemacht haben würde; um so weniger konnte man durch seine Verkleidung den Grafen erkennen. Hr. Steck, als Schloßinspektor Eilmann, gab sich Mühe, um auf das Publikum ergötzlich zu wirken. Letzteres scheint sich aber noch nicht recht mit den Eigenthümlichkeiten seiner Individualität befreundet zu haben, um sein Bestreben, das alle Anerkennung verdient, mit dem zur Aufmunterung eines Schauspielers so nöthigen Beifalle lohnen zu können. In dieser Beziehung ist Hr. Meck glücklicher. Freilich gab er auch heute wieder seine Rolle (den Bedienten Hannibal) recht charakteristisch originell, ohne dabei grell und unnatürlich zu seyn. Noch verdient Dem. Leclerc für ihr anziehendes Spiel als Rose die Lobeserhebung, auf welche sie in dieser Rolle mit Recht Anspruch machen kann. — Ferner ward heute aufgeführt: Herr Hampelmann sucht ein Logis. Dieß lokalisirte Lustspiel ist französischen Ursprungs, und dem Kennerauge des Beobachters wird auch seine Abstammung nicht so leicht verborgen bleiben. Der Hauptcharakter ist zwar mit kenntnißreicher Berechnung metamorphosirt; dessenungeachtet aber finden wir denselben Hampelmann nicht wieder, der sich und uns auf seiner Landpartie nach Königstein so gut amüsirt. Der drollige Patron ist viel zu dummdreist, albern-witzig, ja unverschämt geworden, als daß man nicht bedauern sollte, daß er sich vom einfachen Baumwollenwaarenhändler zum Rentenirer emporgeschwungen hat.

S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, | №. 76. | 24. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuizkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Kaiser und die Kinder.

(Aus der »Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater rc.«)

Ein Krieger, vor dem Feinde von unerschrock'nem Sinn,
Tritt bange und beklommen vor seinen Fürsten hin:
»O Herr! vergib' das Zagen, die Furcht in meiner Brust,
Ich hab' auf Deinem Schlachtfeld wohl nie davon gewußt.

Du hast mich, Herr, erhoben in höhern Ehrenstand,
Es ruht auf meinem Herzen die Schrift von Deiner Hand;
Sie ist mein Stolz, mein Kleinod, mein allerhöchstes Glück,
Und gleichwohl muß ich flehen: Nimm Deine Huld zurück!

Die Schrift, sie heißt mich ziehen zu fernem Reiseziel, —
Ich kann es nicht,« hier schweiget der tapf're Degen still,
Doch sein gesenktes Auge, der Wange Scham und Glut,
Die sprechen für ihn weiter, und sprechen wahrlich gut.

Denn mit des Vaters Lächeln, so mild, so treu gesinnt,
Das alle Herzen rühret, und alle ihm gewinnt,
Spricht der Monarch, — fast klingt es wie eines Engels Ton:
»»Es fehlt wohl in der Börse? — Vertraue mir mein Sohn!««

Der Kriegsmann steht erschüttert, so rauh sonst und so hart,
Und eine heiße Thräne rinnt nieder in den Bart,
Und alles Zagen schwindet, die Rinde bricht entzwei,
Jetzt wird das Wort gelöset, jetzt wird die Zunge frei.

»Herr, Deiner Milde Zauber hat meine Scheu entfernt:
Nun ja, ich habe fechten, doch sparen nicht gelernt;
Der Krösus auf dem Schlachtfeld war ein verzagter Held,
Zwei Dinge zähl' ich ungern: die Feinde und — mein Geld!

Und hat auch Gott vor Kugeln mein Herz getreu bewacht,
So nahm ich vor der Liebe zu sorglos es in Acht,
Ein treues Weib im Kreise der Kinder theilt mein Mahl,
Die Noth ist Koch und Kellner, der Bissen gar so schmal.«

Da wendet sich vom Krieger der Fürst zum Schreibtisch hin,
Zwei Zeilen sind bald fertig; »»da nimm das Blatt, darin
Hast du fünfhundert Gulden als Hülfe in der Noth;
Geh' hin zum Säckelmeister, und reise dann mit Gott!««

Der Mann im Waffenrocke schwer seine Rührung dämpft,
Fast will es ihn ersticken, was ihm im Herzen kämpft,
Vom Uebermaß der Freude die Blicke feucht umflort,
Aufwärts zum großen Zahler! — so stürzt der Kriegsmann fort,

Und rennt zum Säckelmeister, und weiset vor das Blatt;
Der lies't, und zahlt, und zählet am Tische, marmorglatt,
Und zählt schon über tausend — »Halt ein, fünfhundert nur!
So hat's der Herr befohlen, ihr irrt auf falscher Spur!«

»»Wollt ihr mich lesen lehren? Da blicket selbst herein;
Die Fünfe mit drei Nullen wird doch fünftausend seyn?««
»Wahrhaftig, ja! und gleichwohl bin ich auch recht daran,
Gebt mir das Blatt nur wieder, bald ist es abgethan.«

Fort eilet der Bestürzte, gejagt von scharfer Hast,
Die Füße haben Flügel, schon ist er im Palast,
Schon in dem Vorgemache, er dringt durch Band und Stern,
Der Kämm'rer muß ihn melden, schon steht er vor dem Herrn.

»O Herr!« — kaum hat er Athem für seiner Rede Flug,
»Als ich die hohe Weisung zum Säckelmeister trug,
Will der fünftausend zahlen, und weil er d'rauf bestand,
Bring' ich's zurück, es zittert das Blatt in meiner Hand.«

»»Laß seh'n! ja, 's heißt fünftausend! wie man sich irren kann!
Wie, oder wär's ein Walten von oben her? — Wohlan!
Des Kaisers Wort bleibt stehen! Nimm nur davon, was dein,
Und was noch etwa übrig, soll deinen Kindern seyn!««

O, wär' ich doch der Sänger, den jetzt die Scene braucht,
Mit Segen, mit Begeist'rung vom Himmel angehaucht,
Daß ich es malen könnte mit heil'ger Farben Licht,
Wie jetzt des Kriegers Stimme, wie Aug' und Herz ihm bricht;

Wie Treue, die das Leben dem Herrn zum Opfer bringt,
Jetzt mit des Vaters Wonne nach Wort und Ausdruck ringt,
Und keine Worte findet, er sich zu weinen schämt,
Und doch umsonst den Ausstrom der hellen Perlen hemmt,

Bis endlich, beide Hände fest auf die Brust gedrückt,
Als wollt' er was da bänd'gen, er vorwärts sich gebückt,
Und stammelt: »O, mein Kaiser! nur Eines nimm dafür!
Früh Morgens — meine Kinder — laß knie'n vor Deiner Thür!«

Wer aber malt den Morgen! Die Thür scheint ein Altar!
Die Kinder knie'n, als brächten sie ihre Herzen dar!
Der Kaiser unter ihnen, — sie, nassen Blicks, hinauf!
Ich leg' den Psalter nieder, ein Engel nehm' ihn auf,

Und fei're die Verklärung der himmlischen Gestalt
Des Kaisers, das Entzücken, das seine Stirn' umstrahlt,
Sein Beten still im Herzen: »»So wünsch' ich sie vor mir,
So glücklich meine Völker, wie diese Kinder hier!«« —

Vom See.

Besuch auf der Küste von Moskito.

Die englische Kolonie auf der Küste von Moskito, im mittlern Amerika, besteht hauptsächlich aus Kreolen, Mulatten und Sambos, den Ureinwohnern von Jamaika, St. Andre und anderen Städten. Eine große Anzahl der erstern hat Eingeborne zu Weibern. Ihre Lebensweise ist gemüthlich und

bequem; die Hütten bestehen aus einem einzigen Geschoß und sind gut gebaut; die Baumaterialien sind Lehm, Bretter und Thon. Die Dächer sind mit fast undurchdringlichen Palmenblättern gedeckt. Die Kaufleute von Jamaika haben zwei Komptoirs daselbst etablirt und die Vereinigten Staaten ein drittes. Die verschiedenen Indianerstämme und Moskitos kommen aus allen Gegenden der Küste mit Schildkrötenschalen, Harz, Cachou, Häuten und andern Artikeln dahin, um sie gegen Segeltuch, Messer und Nägel zu vertauschen. Die Einwohner betreiben zu seiner Zeit den Schildkrötenfang und den übrigen Theil des Jahres verwenden sie zur Jagd und zum Landbau, um Vorräthe von Lebensmitteln einzusammeln. Sie sind sehr wenig unterrichtet und es ist zu bedauern, daß noch kein Missionär diese Gegenden besucht hat; denn sie würden ungeachtet des Widerstandes, den sie ohne Zweifel von den dort ansässigen Kaufleuten zu erfahren hätten, viel Gutes wirken können. Ich bin überzeugt, daß die Missionäre hier die Widerwärtigkeiten nicht finden würden, die sie neuerlich an den Küsten von Guiana erduldet haben.

Während meines ganzen Aufenthaltes in diesen Gegenden habe ich nicht eine einzige Heirath nach dem Ritus irgend eines civilisirten Volkes feiern sehen. Eine Heirath ist dort nichts als ein stillschweigender Kontrakt, der oft mit beiderseitiger Zustimmung wieder aufgelößt wird; die Kinder werden gewöhnlich von Schiffskapitänen, welche Kaufleute aus Jamaika sind, getauft. Dieser Ceremonie unterwarfen die Schiffskapitäne alljährlich alle während ihrer Abwesenheit geborenen Kinder, und es ist nicht zu läugnen, daß manche unter diesen ihnen etwas mehr als die Taufe zu verdanken haben. Diese haben sich übrigens der Gunst der Einwohner so zu versichern gewußt, daß sich bei ihrer Ankunft Jung und Alt am Ufer versammelt, um sie zu bewillkommnen, und daß ihr Aufenthalt unter ihnen die Zeit der Spiele, der Feste, der Gelage und Schwelgerei geworden ist.

Damals herrschte der König der Moskitos über diese Völkerschaften. Dieser Fürst war in Jamaika erzogen worden, aber seine Lehrer hatten allem Anscheine nach keine hohe Meinung von den Pflichten eines Königs, denn sie hatten ihn nichts als gut trinken gelehrt; Se. Maj. hatte auch darin sehr gute Fertigkeiten erlangt, und seine Unterthanen, welche die Bemerkung gemacht hatten, daß ihr König in der Trunkenheit außerordentlich freigebig war, ließen es sich angelegen seyn, ihm so oft als möglich dazu Gelegenheit zu geben. Bei folgender ergötzlichen Anekdote bin ich selbst Augenzeuge und sogar handelnde Person gewesen.

Der Geburtstag des Fürsten sollte durch große Festlichkeiten gefeiert werden. Am Morgen wurde ich durch das Wirbeln einer Trommel aufgeweckt. Die Sambos waren schon auf den Beinen und trafen Anstalten zum Empfange des Königs und zu einem Banket. Der König, umgeben von den Auserwählten seines Hofes, kam in einem großen Kahne an, dem noch mehre kleinere Barken mit etwa zwanzig Personen folgten, welche ebenfalls noch zu seiner Begleitung gehörten. Einige Engländer, begleitet von einigen Oberhäuptern der benachbarten Dörfer, empfingen den König ohne alle andere Ceremonien als mit einem Händedruck und den Worten: How do you do king? (Wie gehts, König?) Der König der Sambos war ein junger Mann von ungefähr vier und zwanzig Jahren, mit einem Kupfergesicht und langem krausem Haare, das gescheitelt in langen Locken über Stirn und Wangen herabfiel. Er war von mittler Statur, hatte kleine Hände und Füße, lebhafte schwarze Augen und eine sehr ausdrucksvolle Physiognomie; er schien mehr gewandt als stark zu seyn.

Das Fest begann alsbald, und je mehr die Kürbißflaschen mit dem Kokusnußlikör unter den Gästen zirkulirten, desto ungezwungener und geräuschvoller wurde ihre Freude; sie standen endlich ohne Ordnung vom Tische auf und begannen eine Art Tanz, den sie von den Engländern gelernt hatten. Der König fuhr fort, mit seinen Günstlingen zu trinken. In demselben Augenblicke trat sein Oheim Andre, begleitet von einer der Mätressen des Königs, zu uns ein.

Andre war ein Indianer von reiner Race, behend in seinen Bewegungen, und wie es mir schien, fein und verschmitzt, was er jedoch unter dem Anscheine eines unbefangenen Wesens verbarg. Er sprach leidlich englisch, unterhielt uns mit Erzählungen von Kaufleuten aus Jamaika und durch satyrische Bemerkungen über die Moskitos. »Sie dürfen sich darüber nicht wundern, sagte Se. Majestät zu mir; damit will mein Oheim den Eingebornen schmeicheln, um sie zur Annahme englischer Sitten und Gebräuche geneigt zu machen. Sie sehen, daß sie schon die Pulpera (ein Kleidungsstück aus gegerbter Baumrinde) abgelegt haben, und Westen, Hosen und Hüte tragen.« Dieß war ihre Kleidung. »Aecht englische Mode« entgegnete ich lachend, und sie wiederholten mit einer komischen Wichtigkeit und einem wunderlichen Accente: »Aecht englische Mode.«

Als der König zur Genüge getrunken hatte, fing er an, eine Eccosaise zu tanzen, die er in Jamaika gelernt hatte, und gab mir die Ehre, mich zu seinem Mittänzer aufzufordern. Man macht sich keine Vorstellung von dem Enthusiasmus, dem Geschrei und Beifallrufen der Versammlung. Als der Tanz zu Ende war, rief man von allen Seiten: »Bis.« Man hatte Befehl gegeben, Niemanden in den Tanzsaal einzulassen; allein dessenungeachtet drang eine Menge Volk, das die Musik herbeigelockt hatte, zu uns ein.

Es war eine Hitze zum Ersticken, und wir mußten aus Mangel an Luft und Raum vom Tanzen abstehen. Der König bemerkte das Mißvergnügen seiner Unterthanen, welche ihres hauptsächlichsten Vergnügens beraubt waren, und schlug ihnen vor, unter freiem Himmel zu tanzen. Alsbald kamen die Sambos aus den untern Klassen, welche in der Nachbarschaft einen Ball angestellt hatten, mit ihrer rauschenden Musik und einer großen Menge Weibern zu uns; hierauf tanzten und sprangen der König und alle Männer, auch selbst die Engländer, unter einem Lärmen und in einer Verwirrung, so daß diejenigen, denen noch ein Fünkchen ihres Verstandes übrig geblieben war, den Platz verlassen mußten.

Als Alle müde waren, hörte die Musik auf; man verließ den Ballsaal und machte sich wieder ans Trinken. Dießmal nahmen auch die Frauen Theil. Aber bald befahlen ihnen die Oberhäupter, sich zu entfernen und nach Hause zu gehen, und nun betrank man sich erst vollends. Jung und Alt brachte die Nacht bei den Kürbißflaschen zu. Von Zeit zu Zeit ließen sich Flintenschüsse und Trommelwirbel vor der Thüre des Banketsaales hören. Sobald ein Gast betrunken unter den Tisch fiel, ließ man seine Frau holen, die nun für ihn Sorge trug; und sobald er wieder zur Besinnung gekommen war, mischte er sich von neuem unter dieses Gelag.

Auch der folgende ganze Tag verging noch unter Trinken, und als der Kokusnußlikör aufgezehrt war, trank man Manioc- oder Maislikör. Erst in der dritten Nacht, wo alle Vorräthe geräumt waren, kehrten die Eingebornen nach Hause zurück, die meisten in einem kläglichen Zustande. Darin muß man ihnen indeß Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß während dieser ganzen langen Orgien kein Streit unter ihnen entstand. Einige Tage darauf schickte mich der König, dessen Gunst ich mir erworben hatte, als Abgesandten zu dem Häuptlinge eines Stammes, der sich von ihm unabhängig machen wollte. Dieser Häuptling, dessen Physiognomie und Gespräch einen lebendigen Eindruck auf mich machten, hatte Aehnlichkeit mit den alten Kaziken, deren Abkömmling er war.

Bei meiner Ankunft erhob er sich von seinem Sitze und reichte mir die Hand mit den Worten: »sey mir willkommen.« Er war ein kräftiger Mann von fünfzig bis sechzig Jahren; in seinem ganzen Wesen lag etwas Edles. Man sah es ihm an, daß er zum Herrscher geboren war und daß er nicht geneigt seyn konnte, das Joch der Moskitos zu tragen. Sein Anzug bestand in einer alten spanischen Uniform, einem blauen Rocke mit rothem goldgestickten Kragen, einer alten seidenen goldgestickten Weste, weißen Beinkleidern, zerrissenen Strümpfen und Schnallenschuhen, zudem trug er einen Stock mit Goldknopf.

Der alte Kazike weigerte sich, meine Vollmacht anzuerkennen, und so war ich gezwungen, zurückzukehren, ohne den Streit geschlichtet zu haben.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen.

(Fortsetzung.)

Die Kleidung des Königs war eben so einfach, wie seine ganze häusliche Einrichtung. Mit der großen Lockenperrücke erschien er zum letztenmale bei dem Leichenbegängnisse des Vaters, dessen Schatten er dieses Opfer schuldig zu seyn glaubte. »Von da an — erzählt Faßmann — sah man den König immer in einer ganz kleinen und artigen blonde Perruque, welche Ihnen ein so vortreffliches Ansehen gab, als es bei Anderen die größte Staatsperrücke nicht thut.« *) Bis zum Jahre 1719 trug der König abwechselnd bürgerliche Kleidung und Uniform, in den folgenden Jahren erschien er fast immer in der Oberstenuniform des Potsdamschen Grenadierregiments, von blauem Tuche, mit rothen Aufschlägen, silbernen Litzen, gelber Weste und Beinkleidern, weißen Stiefeletten von Leinwand mit kupfernen Knöpfen und Schuhen mit abgestumpften Spitzen. Alles mußte fest anschließen; die Knöpfe der Stiefeletten wurden deßhalb mit einem eisernen Haken zugeknöpft. Bei schlechtem Wetter und auf der Jagd trug er Stiefeln. Den Kopf bedeckte ein dreieckiger Hut mit schmaler goldener Borde, vergoldetem Knopf ohne Schnurschleife und einem Kordon von Goldfäden, an welchem zwei kleine Goldquasten herabhingen. Sein Degen war wie der der andern Offiziere, mit breiter Klinge in lederner Scheide, das Gefäß von Messing mit Draht umwunden, daran ein Portd'epée von Silberschnur; das Gehäng war von Elenshaut, mit Kreide angestrichen; die Schärpe von Silberfäden, mit schwarzer Seide durchwirkt; auf dem Ringkragen von vergoldetem Messing war ein emaillirter schwarzer gekrönter Adler mit Scepter und Schwert in den Klauen, auf der Brust die verschlungenen Buchstaben F. W. R. **) Ging der König nicht in Uniform, so trug er einen braunen Rock mit englischen Aufschlägen und eine rothe Weste mit schmaler goldener Borde. Zur Jagdzeit in Wusterhausen und Potsdam trug er ein grünes Jägerkleid und ein Waidmesser an der Seite. »Beinahe das Allerwenigste — sagt Faßmann — verwenden Ihro Majestät auf einen Roquelaure, oder Wetterrock, der entweder weiß oder blau, und von sehr geringem Tuche ist. Ja es scheint, als hielten es Ihro Majestät für etwas Unbilliges und Wunderliches, bei garstigem Wetter mit einem kostbaren Wetterrock zu prangen und einher zu treten.«

*) Hiervon abweichend, berichtet Pöllnitz: »Der König hatte das schönste Haar von der Welt gehabt von einem dunkeln Blond, allein er hatte es abschneiden lassen und lange Zeit braune Zopfperrücken getragen; in den letzten Jahren seines Lebens trug er kleine, fast weiße Perrücken, die zwar schlecht gemacht waren, die aber, wie einem schönen Gesichte Alles gut steht, ihm doch gut kleideten.«

**) Ringkragen, Schärpe, Degen und die Stöcke des Königs werden auf der königlichen Kunstkammer in Berlin aufbewahrt. Auf der Degenklinge stehen die Worte: me fecit Potsdam 1736. Pro Deo et Patria.

Sein gutes Hauskleid schonte der König so sehr, daß er, wenn er im Kabinette arbeitete, leinwandne Ueberärmel anzog und eine Schürze vorband. Von auffallenden Trachten und neuen Moden war er ein abgesagter Feind; so wie er schon als Knabe den französischen Perrücken und goldbrokatenen Kleidern den Tod geschworen, so erfuhren sie auch jetzt noch seinen Zorn. Mit Unwillen hatte der König bemerkt, daß die großen Tressenhüte und Haarbeutel, mit welchen der französische Gesandte, Graf von Rothenburg, und sein Gefolge sich öffentlich zeigten, in der Stadt und bei Hofe Beifall fanden. Um nun in dem nachahmungssüchtigen Berlin das Umsichgreifen dieser Haarbeutel und Hüte zu verhindern, ließ er bei der großen Revue, welche unter dem Zulauf der Menge am dritten Pfingstfiertage 1719 auf der Feldmark von Tempelhoff in der Nähe von Berlin gehalten wurde, die Regimentsprofoße, welche eben so, wie die Abdecker, Nachrichter und Büttel, für unehrlich galten, in der neuen französischen Tracht erscheinen, nur daß die Krempen bis zur Größe von Wetterdächern ausgedehnt und die Haarbeutel zu großen Haarsäcken angeschwollen waren. »Es gibt in der That Leute — bemerkt ein Zeitgenosse — die dafür halten, als ob eine geheime Lehre vor die Herren Franzosen und andere Nationes, die es ihnen nachthun, hierunter verborgen stecke, so daß ihnen gleichsam die Thorheit verwiesen wird, welche mit so großen Hüten und Aufschlägen begangen wird, wie denn Ihro Majestät ein Feind von dergleichen excessiven Trachten und Moden sind.« Der König gab ferner Befehl, daß allen denjenigen, welche für infam erklärt wurden, in Zukunft der Haarzopf abgeschnitten werden und sie Haarbeutel und Profoßentracht tragen sollten. Um die prächtig gestickten Kleider und großen Perrücken der geheimen Räthe und Kammerherren lächerlich zu machen, ließ der König seine Hofnarren dergleichen Haarschmuck und Kleider an Galatagen anlegen und sie darin bei Hofe erscheinen. Die Königin und die Prinzessinnen durften ebenfalls nur in einfacher Kleidung erscheinen; die Letzteren erhielten in ihren Kinderjahren weder seidene noch kattunene Kleider, sondern trugen gewöhnlichen inländischen Rasch. Schminke wurde nicht verstattet. Bei besonders feierlichen Veranlassungen versäumte jedoch der König nicht, sich in einem festlichen Kleide zu zeigen. Dieser höchste Staat bestand in einer Uniform von blauem Sammet, roth gefüttert und mit silbernen Litzen; diamantene Knöpfe kamen nicht wieder zum Vorschein. Bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser Karl dem Sechsten in Prag trug der König, da er inkognito reiste, ein bürgerliches Kleid (habit françois) und eine Perrücke à la cavalière. War indessen sein Anzug auch nur schlicht, so war er doch immer sauber, und die Reinlichkeit war ihm bis zur peinlichen Gewissenhaftigkeit eigen. Er wusch sich täglich nicht bloß fünfmal, wie es den Bekennern des Koran geboten ist, sondern so oft er etwas angriff, was klebrig war, oder die Hände in Schweiß bringen konnte. Eben so sehr liebte er in seinen Wohnungen holländische Reinlichkeit, und nahm deßhalb Holländer als Kastellane in Dienst. Um Staub in den Zimmern zu vermeiden, hatte er die seidenen Tapeten, die Polsterstühle und Teppiche abgeschafft; in seinen Wohnzimmern sah man nur hölzerne Tische und Bänke. Nächst der Reinlichkeit waren Ordnung und Pünktlichkeit in Allem, was zu dem Hausstande und der Lebensweise gehörte, unerläßlich.

(Schluß folgt.)

Lully und seine Oper Armida.

(Fortsetzung.)

Am Tage der Vorstellung glaubte Lully, der alle Details beaufsichtigt hatte, nichts vergessen zu haben, als man ihm

plötzlich bedeutete, an der Dekoration befände sich ein Emblem, das auf der Stelle weggeschafft werden müßte, weil es für den König ein böses Omen sey. Zu einer Oper, die in acht Tagen improvisirt wird, kann man nicht neue Dekorationen malen, und so blieb kein anderer Ausweg, als von den bereits vorhandenen die besten auszusuchen. Die Stelle des Friedenstempels vertrat z. B. ein Tempel der Weisheit, auf dessen Fronion unglücklicherweise Minerva's Lieblingsvogel, eine ungeheure Nachteule erschien. Statt dieses Unglückspropheten wollte man eine Sonne, das Emblem Ludwigs XIV., sehen. Allein woher jetzt einen Maler nehmen? Schon war Alles gerüstet; schon wartete der König mit Ungeduld in seiner Loge. Der arme Lully riß sich die Haare aus; er rannte verzweiflungsvoll auf dem Theater herum, und verlangte mit großem Geschrei einen Maler, einen Dekorateur, einen Mörtelstreicher. Niemand wollte kommen, als höchstens ein verwünschter Gardeoffizier, der ihm schon zweimal gesagt hatte: »Hr. von Lully, der König wartet!« Endlich kam ein Maler, und machte sich gleich an's Werk; er hatte aber kaum angefangen, als der Gardeoffizier von Neuem erschien, und sagte: »Hr. von Lully, ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen anzuzeigen, der König wartet.« »Aber zum Henker!« versetzte Lully, »was geht das mich an? der König kann wohl warten, er ist hier die erste Person, und Niemand hat das Recht, ihm sein Warten zu verbieten!« Jedermann lachte über diese kühne Replik, aber zum Unglück für Lully mußte sie bis zu den Ohren des Königs dringen. Der unumschränkte Fürst wollte diesen guten Einfall seines Hofmusikus nicht eben gut aufnehmen. Trotz des Beifalls, den die Vorstellung einerndtete, sagte er Lully kein Wort des Lobes, und schon am andern Tage sollte Lalande sein Stück produziren.

Der arme Lully kehrte mit hängenden Ohren nach Paris zurück. Seine großen Anstrengungen, die königliche Gunst zu gewinnen, hatten gerade das entgegengesetzte Resultat herbeigeführt. Aber bald rief er getröstet aus: »Es leben meine guten Pariser Bürger! Für sie allein will ich von heute an schaffen; sie werden in meiner Armida ein Meisterwerk erhalten, und mir gewiß ihren Beifall nicht versagen, wenn auch ein Zwischenakt etwas zu lang dauern sollte.

Schon des anderen Morgens ging er wieder an die Arbeit, und vielleicht war er nie großartiger begeistert. Der berühmte Monolog: »Endlich ist er in meiner Macht!« welcher fast ein Jahrhundert lang für das Meisterstück musikalischer Deklamation galt; das Duett: »Lieben wir uns!« das berühmte Duett vom Hasse, welches Gluck selbst in solchem Grade schätzte, daß er gleichsam nur die Formen desselben verjüngte, und noch mehre andere Stücke versprachen dieser Oper den größten Erfolg. Am Tage der Generalprobe war Lully schon lange vor der festgesetzten Stunde im Theater. Dieses Theater hatte er gleichsam geschaffen; alle Schauspieler waren seine Zöglinge; er allein hatte sie gebildet, nicht bloß im Gesang, sondern auch in der Mimik; selbst den Tänzern ertheilte er oft herrliche Rathschläge. Alle Musiker des Orchesters waren in seiner Schule gewesen, denn vor ihm gab es keinen einzigen erträglichen Instrumentisten, kein einziges Orchester in Frankreich. Er war der Erste, welcher die Flöten, die Hautbois, die Fagotte, selbst die Pauken und Trompeten den Violinen beigesellte. Durch ihn wurden Frankreichs Violinspieler die ersten in Europa, und wir brauchen nur einen L'Allouette, Colasse, Verdier, Baptist den Vater, Marchand, Rebel, Lalande u. s. w. zu nennen, um darzuthun, daß Lully ein eben so geschickter Lehrer als geistreicher Komponist war. Kein Musiker des Orchesters wagte es, vor ihm zu murren, so grob und auffahrend er auch seyn konnte. Man wußte übrigens, daß sein Zorn bald verrauchte. Er hatte solch ein feines musikalisches Gehör, daß er allemal wußte, von welcher Seite des Orchesters ein falscher Ton ausgegangen war. Dann gerieth er in rasende Wuth, stürzte auf den unglücklichen Musiker los, entriß ihm die Violine und schlug sie mehr als einmal auf dem Kopfe des Sünders entzwei. War die Probe vorüber, so reute ihn seine tolle Aufwallung, der Fehler war vergessen; er bat seinen Zögling um Verzeihung, bezahlte das Instrument und lud ihn bei sich zu Tische. Seine Musiker verehrten ihn beinahe abgöttisch.

Gewöhnlich durfte Niemand der Generalprobe beiwohnen, ausgenommen einige Personen vom Hofe, denen man diese Gunst nicht abschlagen konnte. Dieses Mal erschien kein Einziger. Der unumschränkte Herr hatte dem Kapellmeister ein böses Gesicht geschnitten, und das war genug, um sämmtliche Hofleute zurückzuhalten. »Desto besser,« sagte Lully; »nun bin ich alle die schönen Rathgeber los, und meine Sache kann dabei nur gewinnen.« Dessenungeachtet ließ sich im Verlauf der Probe Jemand anmelden, der seinen Namen nicht sagen wollte. »Ich habe keine Zeit,« sagte der Musiker; »die bewußte Person soll sich nennen, und dann wollen wir weiter sehen.« Einen Augenblick nachher bringt man ihm ein schmutziges Stück Papier mit den Worten: »Ein alter Freund.« »Ganz wohl,« sprach Lully; »man melde dem Herrn, daß ich, wenn Generalprobe ist, keine Freunde habe.« Des anderen Tages sollte die erste Vorstellung Statt finden. Als Lully das Theater betrat, überreichte man ihm ein neues Billet, worauf die Worte standen: »Du hast mich gestern nicht sprechen wollen; diesen Abend erwarte ich Dich nach dem Schlusse Deiner Oper.« Wieder keine Unterschrift und sehr wenig Orthographie. Lully zerknitterte das Blatt, warf es zu Boden und dachte nicht mehr daran.

(Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

Am 19. Juli. Die beiden Füchse, oder: Je toller, je besser, komische Oper von Mehul. Diese Oper zeigt uns ein wahres Meisterbild: Dichtkunst und Musik gehen Hand in Hand. Jene lieferte eine anziehende Handlung, diese stattete sie aus mit allem Reiz der Töne, der Mehul's Kompositionen eigen ist. Bei der Aufführung dieser Oper darf daher auch kein Sänger glauben, daß die Musik die erste Rolle spiele, nein, er muß die Rechte der Handlung nicht bloß anerkennen, sondern auch freudig alles anwenden, das Eigenste und Schönste der Musik durch sein Spiel in das hellste Licht zu setzen. Jede der hier thätigen Künste muß alles das willig opfern, was sie allein hebt und bevorrechtet, die andere dagegen in ungebührlichen Schatten stellt. Die heutige Aufführung der Oper ließ in diesen Beziehungen vieles, fast alles zu wünschen übrig: nur die HH. Hassel und Wieser (Nicolo und Johann) lassen Spiel und Gesang befriedigend zusammenwirken. Was sollen wir aber von den beiden Füchsen sagen? Die Kritik verschmäht es sie dafür zu prellen. Mad. Fischer-Achten gibt die Antonie; es ist keine von ihren Glanzpartien. Tadeln müssen wir den verkünstelten Vortrag der Romanze im ersten Akte, welche nur durch Einfachheit und inniges Gefühl wirkt. Die Sängerin hat in andern Opern Gelegenheit genug, ihre Kunstfertigkeit zu zeigen, und sollte es verschmähen, die Eigenthümlichkeit einer schönen Musik durch einen äußerlich prunkenden Vortrag zu verwischen. — Warum läßt der Husarenrittmeister in der Scene, wo er dem Maler in dem Kostume des Ritters Bayard zum Modell dient, die Offiziersuniform sehen, obgleich der Maler (der alte Fuchs!) glauben soll, daß ein gemeiner Husar vor ihm stehe? Das ist ein Verstoß, den die Regie nicht erlauben sollte, wenn der Darsteller nicht die Einsicht hat, ihn zu vermeiden.

S.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 24. Juli. Das weiße Fräulein, Oper in drei Abtheilungen, Musik von Boieldieu. — Gastrolle Anna: Dem. Pistor, kurfürstl. hess. Hofsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 77. 25. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Lully und seine Oper Armida.

(Schluß.)

Der Saal fing an, voll zu werden, aber man bemerkte noch viele Lücken. Kein Hofbeamter erschien. Die guten Bürger eilten schaarenweise herbei, aber die zuletzt kommenden trugen ihr Geld wieder nach Hause, weil sie an der Kasse den Bescheid erhielten, daß nur noch auf der Gallerie und in den ersten Ranglogen Platz übrig sey. Niemand hätte sich erkühnt, an Plätzen zu erscheinen, die sonst nur betittelte und besternte Personen einnahmen. Man flüsterte einander zu, Lully sey ganz in Ungnade gefallen, und mehre zagzafte Bürger würden gern das Theater wieder verlassen haben, wenn ihre 40 Sols ihnen nicht am Herzen gelegen hätten.

Der Prolog, ganz zum Lobe Ludwigs XIV., wurde sehr gut aufgenommen, ab nach dem Prologe gab es nur spärlichen Beifall.

Als Dem. Le Rochois, welche die Rolle der Armida gab, zu Rinalds Erdolchung sich ermuthigte, sah man jeden Zuschauer unbeweglich, voll Grausen, die ganze Seele in Auge und Ohr, bis das Nachspiel auf der Violine dem Publikum wieder aufzuathmen vergönnte. Jetzt löste sich Alles in freudige Bewunderung, aber kein lautes Zeichen des Beifalls! Die Oper endigte, wie es schien, so wirkungslos als möglich.

Lully war sehr niedergeschlagen. Langsam und tiefsinnig stieg er die Treppe des Theaters hinab, als ihn Jemand beim Aermel zupfte. Es war ein schlecht gekleideter Mann, den er für einen Bettler ansah. »Laßt mich,« sprach er voll Unwillen, »ich kann nichts für Euch thun.« »»Baptiste!«« sagte der Unbekannte, »»ich habe Dir geschrieben, ich würde nach der Oper zu Dir kommen. Verweile nur einen Augenblick; erkennst Du mich nicht?«« Lully besann sich vergebens. »Das ist natürlich,« fuhr der Unbekannte fort, »es sind nun schon an 40 Jahr, und Dich selbst hätt' ich nicht wieder erkannt, wärst Du nicht vor meinen Ohren genannt worden. Dennoch sind wir uns ehedem recht gut gewesen; erinnerst Du Dich Petit-Pierre's nicht mehr?« — »Petit-Pierre!« rief Lully, »wäre das möglich? Nein, der muß schon lange todt seyn; Ihr täuscht mich; Ihr seyd ein Anderer!« — »Was? Du kannst noch zweifeln? So denke doch an unsere letzte Zusammenkunft im Jahre 1647. Solltest Du vergessen haben, daß ich um Deinetwillen gepeitscht und weggejagt worden bin?« — »Ach nein, gewiß nicht! Ja, ja, jetzt erkenne ich Dich; komm gleich mit mir, laß uns plaudern und an die gute Zeit denken, als wir noch fünfzehn Jahre zählten. Komm, armer Peter!« Sofort nahm Lully den armen Teufel in seinen Arm, vergaß alles Mißgeschick und versank in tausend Erinnerungen aus der alten Zeit. Als sie nach Hause kamen, begann Petit-Pierre: »Wie, Lully, Du bist reich, angesehen, umgeben von Allem, was das Leben reizend macht, und Du beklagst die Zeit, als wir noch die Fleischtöpfe in den Küchen des Fräuleins von Montpensier abschäumten?« — »Freilich,« sagte Lully, »denn damals war ich erst 15 Jahre alt und jetzt zähle ich meine 53. Als armer zehnjähriger Knabe kam ich von Florenz nach Paris, und der Herzog von Guise schenkte mich, wie ein Spielwerk, der Dem. Montpensier; ich war ein artiger Junge; kaum verstand ich ein paar Worte Französisch, und mein Kauderwelsch machte meiner edlen Herrin großen Spaß; aber schon nach sechs Monaten sprach ich so gut Französisch, wie alle Kinder meines Alters; ich hatte keine Originalität mehr, ich war wie jeder Andere, man wurde meiner überdrüssig und verwies mich an den Küchenheerd, wo ich Deine Bekanntschaft machte. Denkst Du noch an die saubere Streiche, die wir unseren Vorgesetzten spielten? an den Wein, den wir heimlich tranken?« — »Allerdings, mein Theurer, auch an jene sechs Flaschen, die wir gemeinschaftlich stahlen, und die ich verkaufen sollte, um Dir eine Violine zu schaffen.« — »Ja wohl,« fuhr Lully fort, »das eben war die Veranlassung meines Glückes. Ich übte mich allein auf diesem Instrument weiter; ein guter Franziskaner in meiner Heimath hatte mir die erste Anleitung gegeben.« — »Der letzte Tag unseres Zusammenseyns,« sprach Petit-Pierre, »war derjenige, als man uns Beiden die Obhut über den Braten der Prinzessin anvertraut hatte. Des vielen Drehens überdrüssig, flohest Du vom Bratspieß zur Violine; ich hörte Dir mit Extase zu. Da erschien plötzlich ein vornehmer Herr und führte Dich fort, so daß ich keine Spur mehr von Dir sah. Unterdeß war der Braten verbrannt, wofür ich die Peitsche bekam und stracks weggejagt wurde.« — »Jener vornehme Herr,« entgegnete Lully, »war der Graf Nogent. Er führte mich zur Prinzessin, die mein Talent sehr in Staunen setzte. Man gab mir einen Lehrer, ich wurde in kurzem sehr geschickt und endlich selbst Lehrer. Kaum zwanzig Jahre alt, kam ich an den Hof, wurde Kapellmeister eines neuen Chors von Violinspielern, zeichnete mich aus, und bin nun soweit gekommen. Aber Du, was ist aus Dir geworden?«

»Ich trat,« antwortete Peter, »in den Dienst eines reichen Engländers, der zurück in sein Vaterland reiste. In Frankreich war ich nur Küchenjunge gewesen, in England galt ich für einen sehr guten Koch. Ich folgte meinem Herrn überall hin, sogar nach Italien, nach Florenz, wo er unlängst gestorben ist. Er hat mir eine Pension von 800 Livres hinterlassen. Oft hörte ich von einem Monsieur de Lully sprechen, allein ich wagte kaum zu glauben, daß es mein armer Baptiste sey. Auch schrieb ich Dir gestern mit einiger Angst und hatte nicht den Muth, mich zu unterschreiben, aus Besorgniß, Du möchtest mich zurückweisen.« — »O, da hast Du mich schlecht beurtheilt; Du wirst immer mein Freund bleiben. Wenn Du aber aus Italien kommst, so mußt Du dort etwas Musik gehört haben. Ich will Dich über die meinige urtheilen lassen, und dann sollst Du Dich rühmen, so traktirt worden zu seyn, wie niemals ein Fürst traktirt worden ist. Ich

werde meine Armida vor Dir allein spielen lassen; wir Beide werden Zuschauer seyn, und dann sage mir, was Du davon denkst. Aber ich verlange auch, daß Du mir eine Schüssel von Deinem Metier auftischest!« — »Von Herzen gern,« versetzte der Andere, »denn jetzt habe ich Talent, ich bin ein guter Koch; ich verstehe die französische und italienische Kochkunst aus dem Grunde.« — »Die Italienische auch?« rief Lully; o! laß Dich umarmen, Herzensfreund. Nicht Einer von den verdammten Pariser Giftmischern ist im Stande, ein vernünftiges Gericht Makkaroni zu bereiten.« — »Sey zufrieden,« antwortete Petit-Pierre; »Du sollst Makkaroni, Ravioli, Polenta, kurz Alles, was Du wünschest, genießen.«

Des anderen Tages wurde allen Schauspielern kund gethan, daß man eine Vorstellung ohne Publikum geben wolle. Lully stellte ihnen den Petit-Pierre als einen vornehmen italienischen Musikfreund vor, und Jedermann bückte sich vor dem Küchenmeister. Darauf nahmen Lully und sein Freund im Parterre Platz, und das Stück begann. Petit-Pierre schien vor Entzücken außer sich, und Lully, höchlich erfreut, daß sein alter Kamerad ihn so gut zu schätzen wußte, konnte nicht umhin, sich selbst Beifall zu rufen. »Bravo, bravo, Lully,« schrie er am Ende jeder Partie, »Du hast nie so was Schönes gemacht, und Du bist ein großer Mann!« Es war dieß gleichsam ein Triumph en famille, der unseren Lully mehr befriedigte, als der Applaus eines ganzen Hofes.

Zu Hause angekommen, schloß er sich mit Petit-Pierre, der all' sein Küchengeräth angeordnet hatte, in sein Zimmer ein, und der Komponist half dem Koch in allen Küchengeschäften. Dann setzten sie sich Beide an die Tafel und erzeigten dem Faß solche Ehre, daß sie nach Ablauf einer Stunde überselig waren. Sie weinten vor Zärtlichkeit und umarmten einander wohl hundert Mal. Sie lobten einander um die Wette. »Ach, welche herrliche Musik!« rief Petit-Pierre; »ach, was für köstliche Makkaroni!« retorquirte Lully. — »Ei, wie schön das war!« — »Ei, wie gut das schmeckte! — »Hr. von Lully, Ihr seyd ein einziger Musikus.« — »Hr. Petit-Pierre, Ihr seyd ein Koch ohne Gleichen.« — »Wir sind Beide wahrhaft große Männer.« So vertieften sie sich dermaßen in ihr fröhliches Geplauder, daß sie ein starkes Klopfen an der Thür erst nach etwa fünf Minuten hörten. In ihrem trunkenen Uebermuth öffneten sie nicht; die Thür wurde eingestoßen, und ein Trupp vornehmer junger Herren stürzte ins Zimmer.

Die Eintretenden überzeugten sich bald, daß beide Freunde stark benebelt waren. Es gelang ihnen jedoch, Hrn. Lully beizubringen, daß der König ihm zu seiner Armida gratulire und das Stück bald möglichst zu hören wünsche.

Die zweite öffentliche Vorstellung der Armida fand ungeheuren Beifall und das Stück behauptete seinen Ruhm achtzig Jahre lang, bis der große Gluck eine musikalische Revolution bewirkte, in deren Strudel das Meisterwerk Lully's unterging.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen.

(Schluß.)

Neben dem König erschien die Königin nicht minder kräftig und gesund, eine blühende Mutter eines heranwachsenden, tüchtigen Geschlechts. Der König bewahrte seiner Gattin eine unverbrüchliche Treue, und wie in jeder Beziehung, so kündigte er vor Allem der französischen Universalliederlichkeit, von der die meisten deutschen Höfe, zumal der nachbarliche Hof des Königs von Polen in Dresden, zu Grunde gerichtet wurden, den Krieg dadurch an, daß er die Heiligkeit des Familienlebens, die Penaten des Hauses wieder herstellte, und mit dem Beispiele guter Zucht und Sitte voranging. Als während eines Besuchs in Dresden ihn König August mit einer schlafenden Venus überraschen wollte, verließ er die verführerische Grotte mit Unwillen, und drohte, auf der Stelle abzureisen, sobald sich ähnliche Scenen wiederholen würden. — Auf der Reise zu dem Kaiser im Jahre 1732 hatte der König in einem schlesischen Dorfe sich mit einem muntern und flinken Bauermädchen zu scherzen erlaubt. Der General Grumbkow glaubte als Reisemarschall sich gefällig erweisen zu müssen, und erbot sich, dem Mädchen Anträge zu machen. Allein der König verwieß ihm dergleichen sehr streng mit dem Bedeuten, daß er seinem »Fieckchen,« so nannte er die Königin gewöhnlich, niemals untreu werden würde. Wie gegen sich selbst, so war der König in dieser Hinsicht nicht minder streng gegen seine Umgebungen, und den größten Anstoß nahm er an dem unsittlichen Lebenswandel, welcher damals von Frankreich aus sich über fast alle deutsche Höfe verbreitet hatte. Dem Könige war bekannt geworden, daß der Markgraf von Baden mehre Mätressen unterhalte und sich zu gleicher Zeit einen Prediger aus dem Hallischen Pädagogium verschrieben hatte. Friedrich Wilhelm glaubte, auf diesem Wege Einfluß auf den Markgrafen gewinnen zu können, und schrieb deßhalb an den Vorsteher des Pädagogiums in Halle, d. d. Potsdam, den 21. August 1726, folgenden Brief: »Ehrwürdiger, besonders Lieber, Getreuer! Ich habe von einem Obristen vernommen, welchen auch allenfalls, wenn die Sache geläugnet werden sollte, nennen will, daß bei dem Markgrafen von Durlach ein Prediger seyn soll, welcher vor diesem in Halle und im Waisenhause gewesen, der dem Markgrafen das heylige Abendmahl giebet, und zugleich approbiret, daß der Markgraf viel Huren hält. Wenn ich nun versichert bin, daß ihr dieses nicht billiget, so habe ich euch hiervon Nachricht geben wollen und werdet ihr den Prediger darüber zur Rede stellen. Ich bin übrigens euer gnädiger König. F. W.« — Einmischung in die Regierungsangelegenheiten gestattete der König seiner Gemahlin nur dann, wenn er in seiner Abwesenheit das Geheimerathskollegium an sie verwiesen hatte, übrigens war er eben so eifersüchtig auf die unbeschränkte Herrschaft im Hause, wie im Staate, und duldete Frauenregiment weder hier noch dort. Mit zurückgehaltener Scheu hatte er, so lange der Vater lebte, sich den Wünschen desselben möglichst gefügt; jetzt, als unbeschränkter Gebieter, hielt ihn nichts zurück, die Ueberzeugung, daß das alte System der Regierung von Grund aus aufzugeben und ein neues Leben am Hofe, im Hause und in dem Staate begonnen werden müsse, geltend zu machen. Diese Arbeit übernahm der fünf und zwanzigjährige Jüngling mit heroischem Muthe, und verfolgte sein Ziel mit unermüdlicher Ausdauer. In dieser Arbeit bildete er seine Persönlichkeit aus, und sollen wir seinen Charakter mit einem einzigen Worte bezeichnen, so würden wir ihn den preußischen Alleinherrscher nennen; weder vor ihm, noch nach ihm konnte es einen zweiten Autokrator dieser Art geben, so eigenthümlich war sein Gepräge. Aus diesem Brennpunkt gingen tausend Stralen nach allen Richtungen aus, und daß in einer jeden derselben die Gegenwart des königlichen Willens empfunden wurde, gab die gedrängte Kraft dieses Willens zu erkennen. Nicht das Gesetz war es, was die Beamten und Unterthanen von dem Höchsten bis zum Niedrigsten, die Nächsten wie die Entferntesten fürchteten, es war das Wort, der Wink des Königs, vor dem sie Alle zitterten, und wie froh wir uns auch fühlen mögen, daß dergleichen Zustände hinter uns liegen, so müssen wir doch gestehen, daß dieses Erzittern in der Furcht des Herrn der Freiheit Anfang war. Schon an einem andern Orte ist bemerkt worden, daß der vorherrschende Volkscharakter zu der Zeit, in welcher

Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, die Feigheit war. Er fand keine trotzigen Ritter, die auf ihren Burgen ihm Krieg angekündigt hätten, keine Bürger, die ihm die Thorschlüssel der Residenz verweigerten, wie es die ersten Hohenzollern erfahren hatten; kein Ober- und Unterhaus verlangte Rechnung über die bewilligten Steuern, und die Ehre der Vertheidigung des Vaterlandes traten die Vasallen um ein Billiges an besoldete Miethlinge ab. Da war es an der Zeit, daß dem entarteten, verweichlichten Geschlechte das Selbstgefühl wiederum durch Züchtigung geweckt wurde, und bei weitem weniger ist der strenge Friedrich Wilhelm des Despotismus halber anzuklagen, als die Nation der sklavischen Gesinnung; daß sie diese in der Folgezeit abgelegt, rechtfertigt die Anwendung der drastischen Mittel, welche Friedrich Wilhelm verordnete. Obschon er wiederholentlich die republikanische Verfassung der Holländer als das Muster für alle Staaten anerkannte und von sich selbst rühmte, »daß er ein wahrhafter Republikaner sey,« so war er doch weit davon entfernt, die Gewalt des unumschränkten Gebieters sich auf irgend eine Weise binden zu lassen, und wenn er auch versicherte, »daß er nichts Anders, als der erste Diener des Staats sey, welcher als Gottes Statthalter von Allem, was er thue, Rechenschaft ablegen müsse,« so stellte er sich dennoch sehr oft über Staat und Gesetz, und verfügte nach gewissenhafter Willkür über Ehre, Leben, Freiheit und Eigenthum. In dem Bewußtseyn, hierzu göttliche Vollmacht zu haben, und in der Ueberzeugung, daß er Gerechtigkeit übe und das Wohl des Staats es so erheische, hieß er oft — wie schwer es auch seinem nicht fühllosen Herzen werden mochte — die Stimme der Menschlichkeit und Gnade schweigen, schärfte den Spruch der Richter, und nahm es auf sein eigenes Gewissen, das Bluturtheil selbst zu sprechen; daß es nie an Händen gefehlt, es zu vollziehen, läßt uns einen Zustand der Gesittung erkennen, der eine solche Strenge nothwendig hervorrief. So furchtbar aber auch diese Gewaltherrschaft war, im Allgemeinen erschien sie dem Volke als gerecht, da der König mit so strenger Gleichstellung verfuhr, daß er keinen Unterschied der Geburt, keine Fürsprache der Gunst gelten ließ, wo ein Verbrechen begangen war, ja sogar seines eigenen Sohnes Haupt nicht schonte, als er ihn schuldig fand. Da sich überdem die Strenge des Königs vornehmlich gegen die treulosen Beamten richtete, gegen Richter und Advokaten, welche armen Leuten das Recht verkümmerten, gegen Kassendiener, welche Unterschleif machten, gegen Gutsherren, welche ihre Bauern mißhandelten, durfte er sich mehrentheils der allgemeinen Zustimmung versichert halten. Nur dann konnte diese Schrankenlosigkeit der Gewalt Besorgniß und Unwillen erregen, wenn sich die Leidenschaft dazu gesellte, und das heiße Blut, dem die Wallungen des Zornes nicht fremd waren, die ruhige Besonnenheit verdrängte.

Als einen vorherrschenden Charakterzug des Königs haben wir ferner seine Thätigkeit zu bezeichnen, durch welche er sich, vielleicht mehr noch, als durch die Gewalt, die er ausübte, die Genugthuung verschaffte, zu wissen, daß er seine Pflicht als Alleinherrscher redlich erfülle, und sich nun für um so berechtigter hielt, von einem Jeden ein Gleiches verlangen zu dürfen.

Wenn aber der Charakter vornehmlich auf der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung des Individuums beruht, so haben wir uns hierbei auf dasjenige zu beziehen, was bereits von der Erziehung Friedrich Wilhelms als Kronprinzen gemeldet wurde. Anzuerkennen haben wir, daß der König sein ganzes Leben hindurch unablässig bemüht war, sich zu unterrichten und moralisch vollkommner zu werden. Seine sittliche Bildung ruhte auf dem festen Grunde des Evangeliums, in welchem er, als ein guter Protestant, das offenbare Wort Gottes erkannte, ohne sich dasselbe »durch Priestergezänk und Gestänk der Schulratzen,« wie er es nannte, verkümmern zu lassen; er war der Versöhnung durch den Glauben an den Erlöser gewiß, ohne dazu irgend einer menschlichen Vermittlung zu bedürfen. Seine Todesstunde ist ein erhabenes Beispiel eines christlichen Königs, welcher von dem Glanze dieser Welt mit Ergebung in den Willen Gottes und der freudigen Zuversicht scheidet, in einem ewigen Leben einen gerechten Richter seines wohl vollbrachten Tagewerks zu finden.

Was die Bildung seines Geistes betrifft, so hat er niemals darauf Anspruch gemacht, für einen Philosophen, für einen Gelehrten oder Schöngeist zu gelten, vielmehr hatten alle diejenigen einen schlimmen Stand, von deren Wissenschaften keine Anwendung auf das Leben und auf das Bedürfniß des Staats gemacht werden konnte. Oft genug hatte er an dem Hofe seiner Mutter über die Monaden und das unendlich Kleine mit Leibnitz disputiren gehört, oft genug die langweiligen Verse der Hofpoeten seines Vaters vernehmen müssen, und dadurch einen Abscheu vor aller Philosophie und Poesie gefaßt. Mit einem gesunden Menschenverstande begabt, der wahrhaft genial genannt zu werden verdient, traf er in verwickelten und schwierigen Verhältnissen fast immer so sehr das Rechte, daß ihm eine jede Wissenschaft entbehrlich schien, von der ihm nicht die Nützlichkeit, welche für den Staatswirth das höchste Ziel war, nachgewiesen werden konnte.

Journalistenkniff.

(Von einem englischen Journalisten erzählt.)

Es gibt vielleicht keinen Ort in der Welt, wo man so viel Lügner und Leichtgläubige findet, als in dem Büreau eines englischen Journals. Es ist in England eine gewisse Anzahl von Menschen, die nicht eben der guten Gesellschaft angehören, und deren einziges Geschäft es ist, die Neuigkeiten zu sammeln. Man muß es sehen, in welchem barbarischen Styl diese zeilenweise bezahlten Einsender ihre Seiten vollschmieren, und welche unverschämten Lügen sie zu Tage fördern. Von wie viel komischen Scenen bin ich in fast allen Büreaus der Londoner Journale Zeuge gewesen! Zuweilen machen sich die Eigenthümer der Journale, wenn sie gewandt und abgefeimt sind, ein Vergnügen daraus, die Eitelkeit und die Unwissenheit ihrer Kollegen zu ihrem Vortheil zu benutzen. Hr. Thwaites, der Herausgeber des »Morning-Herald,« ist ein sehr rechtlicher Mann mit sehr gewöhnlichen Manieren, der einen Pferdehändler leicht mit dem Erben einer Pairie verwechseln würde. Der Eigenthümer eines Sonntagsblattes, einer Art von Figaro ohne Grundsätze, nahm sich vor, von den aristokratischen Anfällen des Hrn. Thwaites und von seiner ungemeinen Leichtgläubigkeit zu gleicher Zeit Nutzen zu ziehen. Er stellte sich ihm als ein Herr nach der Mode vor, der bereit sey, ihm ohne Rückhalt die Geheimnisse der Boudoirs auszuliefern, und ihn mit allen Vorfällen in den vornehmsten Londoner Salons bekannt zu machen. Ein schöner Fund! Welche Mine gab es da auszubeuten! Welch' eine herrliche Acquisition für den Morning-Herald. Hr. Thwaites, entzückt, schloß, ohne irgend andere Erkundigungen einzuziehen, einen Vertrag mit seinem Lieferanten ab, wodurch er sich verpflichtete, ihm wöchentlich fünf Guineen für alle Nachrichten zu zahlen, welche er über das Leben der vornehmen Welt und über Hofintriguen herbeibringen würde. Der Betrüger machte sich sogleich ans Werk. Die Spalten des Herald füllten sich mit zierlichen und poetischen Beschreibungen von Festlichkeiten, Bällen und Konzerten; Namen von vornehmen Herren durch Anfangs-

buchstaben oder Sternchen bezeichnet; bald schlüpfrige und halb empfindsame Schilderungen; Modeartikel und Details über die Liebschaften dieses oder jenes Lords und seiner Gemahlin. Der Erzähler aller dieser schönen Dinge hatte einen doppelten Vortheil. Erstlich verdiente er sich auf eine sehr bequeme Weise Geld, und dann that er einem Kollegen Schaden, der sich nichts Arges dabei dachte. Ein Zwischenereigniß machte indessen der Sache ein Ende, und brachte plötzlich die Emphase des Morning-Herald zum Schweigen. Man denke sich die Versteinerung des Hrn. Thwaites, als er folgenden Brief entsiegelte: »Der Herzog von — — empfiehlt sich dem Hrn. Thwaites, und dankt ihm dafür, daß er seiner in der gestrigen Zeitung erwähnt hat. Er hat nichts dagegen, daß die Journale sich die Zeit damit vertreiben, poetische und lügenhafte Beschreibungen von öffentlichen oder Privatfestlichkeiten zur Unterhaltung ihrer Leser anzufertigen; nur hat er die Ehre, Hrn. Thwaites bemerklich zu machen, daß er an dem Tage, wo er, dem Morning-Herald zufolge, 100 Personen aus der vornehmsten Gesellschaft an seiner Tafel bewirthete, durch den Tod seiner Mutter veranlaßt wurde, nach seinen Gütern in der Grafschaft Bedford abzureisen.« Kaum war dieser Brief gelesen worden, als der Neuigkeitensammler in das Kabinet des Hrn. Thwaites eintrat, und ihm die Beschreibung eines nicht weniger prachtvollen Diners bei einem andern Herzoge zustellte. — »Sagen Sie mir doch,« fragte Hr. Thwaites seinen Merkur, »woher haben Sie die Nachrichten über das Diner bei dem Herzoge von — — ?« — »Ah! das große Diner in der vergangenen Woche? Das prachtvolle Diner! ja — davon hat mir der Herzog selbst erzählt.« — »Er selbst?« — »Er selbst?« — »Ja, der Herzog selbst. Er ist ein vortrefflicher Mensch, aber voller Eitelkeit, und es entzückt ihn, wenn er seinen Namen in den Zeitungen liest. Das ist sein Glück, sein Leben; nun, Jeder hat seine Schwächen. »»Mein Lieber,«« sagte er am vergangenen Montag zu mir, »»lassen Sie dieß in eines ihrer Journale einrücken; ich werde Ihnen unendlich verpflichtet seyn.«« Ich begnügte mich damit, einige orthographische Schnitzer zu korrigiren, und sein Artikel erschien, wie er ihn selbst gemacht hatte. — »Teufel,« sagte Hr. Thwaites sehr sanft, denn seine Kaltblütigkeit ist bewundernswerth, »wie geht es denn zu, daß der Herzog mir diesen Brief schreibt?« — Und ohne Zorn, ohne sich zu ärgern, überreichte er seinem Korrespondenten die verdrießliche Zuschrift. Dieser nahm dieselbe mit gleichgültigem Wesen, las sie flüchtig durch, und sagte, das Blatt nachlässig auf den Tisch werfend: »Der Herzog macht sich über Sie lustig.« — »Nehmen Sie Ihre acht Guineen,« sagte Hr. Thwaites, »und daß ich nicht wieder von Ihnen reden höre!« Unser Spitzbube nahm seinen Hut, steckte das Geld in die Tasche, dankte dem Hrn. Thwaites sehr höflich und ging nach Hause. Am andern Morgen las man in dem Journal, dessen Eigenthümer er war, folgenden Artikel: »Wir erfahren mit Bedauern, daß der Herzog von — — seine Mutter verloren hat. Man kann sich nicht genug über die Unverschämtheit einiger Journale wundern, deren Erzählungen das Publikum gar keinen Glauben mehr schenken darf. Der Morning-Herald behauptete vorgestern, daß derselbe Herzog von — — am Todestage seiner Mutter seinen Freunden ein großes Diner gegeben habe.«

Neue britische Kolonie in Oberkanada.

Die Zeitungen der nordamerikanischen Union sprechen neuerdings sehr viel von dem raschen Gedeihen einer neuen englischen Kolonie in Oberkanada. »Im Mittelpunkte unserer Seen,« sagen sie, bildet sich unter unsern Augen ein neuer Staat, der bald im Stande seyn wird, im Handel und Wandel uns das Gleichgewicht zu halten, und der über lang oder kurz als mächtiger Nebenbuhler auf unserer nördlichen Gränze auftreten dürfte. Eine zahlreiche, kräftige Bevölkerung, bedeutende Kapitalien, ein fruchtbarer Boden, ein vortheilhafter Handel und viel Unternehmungsgeist, das sind die Garantieen des Gedeihens dieser Kolonie. Die Ortschaft York hat bereits über 7000 Einwohner, und Kingston hat deren zwischen 5000 und 6000. Die blühenden Niederlassungen von St. Katharina, Queenston und Niagara, im Distrikt der Wasserfälle, Hamilton, am Ontariosee, Koburg, Brockville und mehre andre, vorzüglich die schönen Ortschaften an der Quintabucht, die man bis jetzt nur als Dörfer betrachten kann, werden in Kurzem zu Städten angewachsen seyn, und lassen eine starke Bevölkerung dieser Gegend voraussehen. Man behauptet, daß die Kolonie durch die ersten Wechselhäuser Europas, an deren Spitze die von Rothschild und Baring stehen, mit den nothwendigen Kapitalien, bis zur Konkurrenz von zehn Millionen Dollars (25 Millionen rhein. Gulden) unterstützt werde. Fünfundzwanzig dieser Kolonie gehörige Dampfschiffe befahren den Ontariosee, die Quintabucht und den St. Lorenzstrom. Einige dieser Fahrzeuge sind sehr groß und haben Maschinen von 40 bis 50 Pferdekraft. Man erbaut jetzt drei andere, die hinter den besten der Vereinstaaten nicht zurückstehen sollen.

Frankfurter Theater.

Am 20. Juli. Der Schnee, Oper von Auber. Eine der hübschesten Konversationsopern, wenn die wahre Konversation vorhanden ist. Es war eine Zeit, wo der Schnee auf unserer Bühne alle Herzen erwärmte. Die Zeit ist verschwunden, weil es die Darsteller sind. Das erste Werk von Bedeutung, durch welches Auber bekannt wurde, ist die Musik zu dieser Oper. Außer dem Terzett (C-dur) im vierten Akt enthalt sie wenig Gediegenes, und die monotone Süßigkeit der Melodien verdirbt endlich allen Geschmack daran. Dem. Pistor entsprach als Hoffräulein unsern Erwartungen nur zum Theile. Ihrem Gesange fehlte die Leichtigkeit, indem sie aus ihrer Partie mehr machen wollte, als nothwendig ist. Das Spiel war zu ernst und einförmig, und entwickelte nicht die verführerische Liebenswürdigkeit, womit es ausgestattet seyn muß, wenn die Rolle gehörig wirken soll. Dem. Hill gab die Prinzessin nicht mit günstigem Erfolg. Das Spiel war ohne Anmuth und der Gesang kalt. Was letzteren betrifft, so muß Dem. Hill mehr Sorgfalt auf ihre Aussprache verwenden, denn selten versteht man, was sie singt. Auch die Intonation war heute nicht die reinste. Hr. Schmezer (Graf) sang vorzüglich; nur hätte Ref. gewünscht, daß er im Terzett Nr. 6 G-dur die effektvollen Triolenfiguren, welche sich in der eingestrichenen Oktave bewegen, mehr herausgehoben hätte. Früher ward dieses Musikstück mit vielem Beifalle aufgenommen, heute blieb es wirkungslos. Das Spiel war nicht hoffähig. — Hr. Marder sollte den Prinzen nur etwas weniger affektirt spielen, und er würde befriedigen. Hrn. Wigand's Haltung als Herzog ist viel zu bürgerlich. Hr. Passel spielt den Gärtner mit Lust und Liebe. Am schlechtesten spielte der Schnee, der sich sehr rar machte, und dabei dermaßen kostümirt war, daß er kaum wie honetter Schnee aussah. Aber an Eis hat es in der heutigen Vorstellung nicht gefehlt.

S.

Theateranzeige.

Samstag, den 26. Juli. Yelva, die Waise aus Rußland, Melodrama in zwei Akten, aus dem Französischen, von Theodor Hell, Musik von Reissiger. Gastrolle: Yelva, Dem. Breutzler, vom Mainzer Theater. — Hierauf: Nehmt ein Exempel dran, Lustspiel in einem Akt, von Töpfer. Gastrolle: Die Frau, Dem. Breutzler.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 78. 26. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Peter.

(Aus dem „Sonntags-Magazin.“)

Es war eben einer jener heißen Sommertage, welche das Klima der Insel Ceylon (Seilan), auf der ich mich schon seit einigen Jahren aufhielt, mit sich bringt. Schlag fünf Uhr verließ ich meine Geschäfte und erging mich in einem nahe am Meere und nicht weit von meiner Wohnung gelegenen Walde. Ich war kaum einige hundert Schritt in seinen schattigen Alleen gegangen, als ich zu meiner Linken ein leises Geräusch vernahm, wie wenn Jemand an einem Gesträuch vorüber eilt. Ich stand still und horchte, vernahm aber weiter nichts und ging in meinen Gedanken wieder vertieft weiter. Doch bald ließ sich von Neuem ein dem ersten ähnliches Geräusch hören. Ich sah um mich her und entdeckte durch das Laubwerk hindurch ein Paar blitzende Augen, die fast mit einer Art Zärtlichkeit auf mir verweilten. Der Kopf, dem sie angehörten, war fast ganz rund, die Nase klein, aber keineswegs platt; zwei rothe Lippen und zwei Reihen milchweißer Zähne vollendeten die Züge eines nicht übeln Gesichts. Die Hautfarbe glich der einer jungen Maus, nur war sie durch einen leichten Silberschein etwas gehoben.

Während ich noch ausfindig zu machen suchte, was es für ein Geschöpf seyn könne, stellte eine plötzliche Bewegung dasselbe meinen Blicken ganz dar. Ich wollte es ergreifen, aber in einem Nu schwang es sich auf den Gipfel eines Kokusbaumes. Jetzt sah ich es ganz deutlich und konnte seine Länge auf vier Fuß und zwei bis drei Zoll schätzen. Während es von einem Aste herab mich mit der größten Aufmerksamkeit zu betrachten schien, machte ich ihm durch ein Zeichen mit der Hand bemerklich, zu mir herabzusteigen. Allein es ahmte meine Handbewegung nach, als wollte es sagen, ich solle zu ihm hinaufkommen, eine Einladung, der ich freilich nicht folgen konnte. — Auf meinen vielen Reisen hatte ich oft Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Affenarten zu vergleichen, namentlich die Urang-Utang's, Jocko's und Pongo's; ich sah bald, daß er den letztern angehörte und gab ihm den Namen Peter.

Ich hatte die Gewohnheit, auf meinen langen und einsamen Spaziergängen einen kleinen Vorrath von Brod für die Vögel, deren prachtvolles Farbenkleid mich sehr ergötzte, mitzunehmen. Peter sah dabei scheel auf die kleinen Günstlinge, für die er sie deßwegen schon halten mochte. Ich steckte auch für ihn ein Stück Brod ein und warf es ihm hin. Da sprang er so schnell wie ein Blitz von seinem belaubten Zufluchtsort herab, nahm sich das Stück Brod, beschnupperte es mehrmals, sah erst mich, und dann wieder das Brod mit unruhigem, zweifelndem Blicke an und — ließ es liegen. Ich wußte aber recht gut, daß dieß den Jocko's und Pongo's eigenthümlich ist, und nahm daher ein anderes Stück Brod, aß die eine Hälfte davon und warf ihm die andere hin. Er nahm das Brod, flüchtete sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf seinen Baum und verzehrte dort seine Beute. Dann kehrte er auch zu dem andern Stück Brod zurück, beschnupperte es noch einmal und verschlang es mit großem Appetit.

Als ich hierauf unbeweglich stehen blieb, streckte er seine Hand gegen mich aus und schien mit ungeduldigem Winken mehr Brod zu verlangen. Ich warf ihm wieder einige Stücke hin, die er eben so schnell verschlang; aber sobald ich auf ihn zuging, floh er eine große Strecke weit weg. Ich versuchte es jetzt auf eine andere Weise: ich drehte ihm nämlich den Rücken zu und warf von Zeit zu Zeit kleine Stücken Brod hinter mich; er folgte mir mit großer Behutsamkeit in der Ferne nach, und winkte mir immer mit den Pfoten, indem er dabei feine, gezogene Töne ausstieß, deren verschiedene Modulationen wahrscheinlich etwas bezeichnen sollten.

Endlich, da er sich nicht verstanden sah, kletterte er auf den Gipfel eines ungeheuren Kokusbaumes, riß mehre Nüsse ab und ließ sie vor meine Füße fallen. Ich öffnete eine, trank einen Theil der Milch und aß ein Stück vom Kern. Darauf entfernte ich mich davon, damit Peter den Rest verzehren könnte; und dieß geschah denn auch sogleich, so daß ich mich überzeugte, diese Nahrung sey ihm nicht fremd. Doch es wurde dunkel und ich nahm meinen Weg nach der Stadt zurück. Das arme Thier lief immer in einiger Entfernung hinter mir her, da es aber sah, daß ich es nicht mehr beachtete, kehrte es betrübt mit langsamen Schritten um.

Den Tag darauf ging ich zur nämlichen Stunde wieder in den Wald hinaus und fand Peter auf derselben Stelle, wo ich ihn Tags vorher gesehen hatte, nämlich auf einem Zweige sitzend und durch die Blätter hindurchguckend. Sobald er mich bemerkte, lief er mit lebhaften Freudenbezeugungen vor mir her und kam bei seinen fröhlichen Sprüngen fast ganz an mich heran. Aber als wäre er selbst über seine Annäherung erschrocken, erkletterte er plötzlich einen zweihundert Fuß hohen Baum, so daß er gerade über meinem Kopfe schwebte. Um seine Besorgniß zu zerstreuen, nahm ich eine ganz gleichgültige Miene an und warf, indem ich meinen Weg fortsetzte, Brodstücke hin. Da kam er ganz sachte herabgestiegen, beroch die Stücke, ohne Zweifel, um zu sehen, ob es wieder solche von gestern wären, und verschlang sie. Ich hatte auch einige Zwiebacke mitgebracht; einen zerbrach ich in zwei Stücke und warf ihm das eine hin; er ergriff und beroch es, ließ es aber liegen. Als ich aber einen zweiten theilte und die eine Hälfte aß, verzehrte er Alles mit großem Behagen. Nun kamen erst die lächerlichsten Sätze und Bocksprünge zum Vorschein, um seine Freude an den Tag zu legen; bald hüpfte er wie im Tanze, bald kugelte er sich, nahm die sonderbarsten Stellungen an, die sich nur Jemand zu denken vermag; oft kam er ganz an mich heran und streckte seine Pfote nach mehr Zwieback aus.

Alle Nachmittage widerholte sich mir dieses Schauspiel;

ich ging mit vollen Taschen hinaus und kam mit völlig leeren zurück. Jedesmal, wenn Peter eine neue Art Zuckerbrod oder Kuchen zu kosten bekam, zeigte er dieselben Zweifel und aß nicht eher, als bis er mich davon kosten gesehen hatte.

Da er bald gewohnt war, mich täglich zu sehen, so lauerte er nun jedesmal meine Ankunft ab. Eines Tages kam er mir entgegen gelaufen und legte, aber immer in einiger Entfernung, mehre schöne Kokusnüsse vor mir hin. Ich mußte in der That seinen Instinkt bewundern, öffnete zwei der schönsten, nahm eine und entfernte mich etwas, daß er die andern nehmen könne. Ich trank die Milch aus und aß einen Theil des Kernes; Peter that dasselbe, indem er mich so recht verständig dazu anschaute.

Als die Zeit zum Zurückkehren kam, machte ich mir den Spaß, den Hut vor ihm zu ziehen und ein tiefes Kompliment zu machen; Anfangs schien er darüber bestürzt, aber seine Klugheit fand bald eine Auskunft; er riß ein paar große Pisangblätter ab, machte mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit und Gewandtheit eine Art Hut daraus, setzte ihn auf seinen Kopf und machte mir nun seinerseits mit der possierlichsten Gravität von der Welt ein tiefes Kompliment: dann ging Jeder seines Weges. So verschwand endlich nach und nach alles Mißtrauen und Zweifeln und Peter kam ohne das mindeste Zeichen von Furcht zu mir heran.

Den Tag nachher ging ich zur gewohnten Stunde in den Wald, fand aber meinen Peter trotz alles Suchens und Rufens nicht; ich setzte mich nieder, um ihn zu erwarten. Und wirklich nach Verlauf einer Stunde kam er mit seiner angebornen Leichtigkeit gerannt; er war ganz außer Athem; ich bot ihm Zwieback und Wein an; den ersteren wieß er zurück, aber den Wein trank er mit einem Zuge aus; hierauf ergriff er meine Hand und suchte mich tiefer in den Wald hineinzuziehen. Doch, ich muß gestehen — ich nahm großen Anstand, ihm zu folgen, wenn er mich etwa in eine große Affenheerde führte, wo ich mich nicht vertheidigen konnte. Jedoch ich überwand meine unwillkürliche Bedenklichkeit und ließ mich führen; und dabei that er so ungeduldig, daß ich seine Absichten nicht zu ergründen vermochte.

Als wir vier- bis fünfhundert Schritte durch Gebüsch nicht ohne Anstrengung für mich gegangen waren, gelangten wir an eine Gruppe schöner Kokusbäume, in deren Mitte — wer hätte das denken sollen — ein noch nicht ganz vollendetes, artiges Hüttchen von Laub stand. Der gute Peter selbst schien über sein Werk entzückt; er klatschte in seine kunstfertigen Hände und ließ jenen feinen, gezogenen Ton hören, durch den er große Freude zu bezeugen pflegte. Aber plötzlich wurde er still und traurig; denn er schien bemerkt zu haben, daß ich nicht ohne mich tief zu bücken in sein Hüttchen treten konnte. Er hatte den Eingang nach seiner kurzen Figur gemessen und weiter hatte ihn sein Instinkt doch nicht sehen lassen. Plötzlich, gleichsam über sich selbst aufgebracht, packte er den Ast, der den Thürstock vorstellen sollte, an und zerstörte die vordere Wand der Hütte. Hierauf führte er mich einige Schritte weiter an einen Ort, wo zubereitete Aeste in Menge lagen, steckte mir einige unter die Arme, nahm deren selbst so viel, als er fortbringen konnte, und gab mir nun das Zeichen, ihm zu folgen. Ich gehorchte, und der angebliche Herr der Schöpfung, der Mensch, wurde hier das willenlose Werkzeug eines Affen.

Er schickte sich nun an, den Eingang seiner Hütte wieder herzustellen; ein Blick reichte ihm hin, denselben nach meiner Länge einzurichten. Ich legte mit Hand an's Werk, und in kurzer Zeit war Alles fertig. Im Innern sowohl als vor der Thüre hatte er zwei Moosbänke errichtet und in einem der Winkel lag ein reichlicher Vorrath von Kokusnüssen.

Doch jetzt machte die Natur ihre Rechte geltend; er setzte sich auf eine Moosbank und streckte seine beiden Pfoten nach mir aus, um mir seine gewohnte Portion abzuverlangen. Ich gab ihm Brod, harte Eier, die er noch nicht gegessen hatte, und Zuckergebäcke. Nach dem Hunger zu urtheilen, den er zeigte, mußte der Arme wohl die ganze Nacht und den größten Theil des Tages zu seiner Arbeit verwendet haben.

Endlich wurde es Zeit, nach Hause zu gehen. Aber wer mag die Betroffenheit und Angst des guten Peter schildern, als er sah, daß ich gehen wollte. Er stand ganz ohne Bewegung, wie betäubt von dieser seiner Enttäuschung: denn er mochte wohl erwarten, ich sollte fortan bei ihm wohnen. Endlich warf er sich vor mir nieder, ohne mich jedoch zurückhalten zu wollen, und als ich wirklich ging, stieß er ein so klägliches Geschrei aus, daß ich wieder umkehrte. Ich suchte ihm verständlich zu machen, daß ich bald wiederkommen würde, weiß aber nicht, in wie weit dieß mir gelang.

Ueberhaupt ist eine solche Klugheit und Verständigkeit bei den Jocko's und Pongo's nichts Seltenes. Hütten bauen können sie alle und da sie in ganzen Heerden oder auch Familienweise zusammen wohnen, so ist ihnen auch der Gebrauch des Feuers nicht unbekannt; sie verstehen es anzuzünden, freilich aber nicht zu unterhalten.

Am nächsten Tage fand ich meinen Peter auf seine Moosbank hingestreckt; sobald er mich erblickte sprang er auf und gab seinen gewöhnlichen feinen Freudenton von sich. Dießmal brachte ich ihm viel Neues mit, einen Hammer, Nägel, einen Kasten mit ähnlichen Werkzeugen, zwei Tassen, zwei Gläser, einige kleine Schüsseln, eine Kaffeekanne, Feuerstahl und Schwamm. Ich wollte nämlich den Instinkt dieses Thieres auf die Probe stellen, wie weit er sich entwickeln könne, und zugleich sehen, ob die Reisebeschreiber ihren Lesern Unwahrheiten erzählen; denn, offen gestanden, ihre Erzählungen von Affen überstiegen oft meinen Glauben.

Also alle jene Herrlichkeiten gab ich meinem Peter, der ganz entzückt darüber war; seine Augen blitzten vor Freude, wenn er seine Schätze betrachtete und angriff. Täglich bereicherte ich seine häusliche Einrichtung mit neuen Stücken, unter andern mit zwei Tischchen, einem Krug, einigen Feldstühlen; und endlich machte ich ihm selbst eine Kommode, weil ich Niemanden zum Mitwisser meines merkwürdigen Geheimnisses machen wollte.

Mit leichter Mühe lernte Peter auf diese Weise vor seiner Hütte eine Tafel, trotz der Pariser Speisehäuser, herstellen. Die Stelle des Tischtuches vertraten große Pisangblätter, die Stühle für uns beide standen jedesmal so, daß wir uns gegenübersaßen; auch fehlte es nicht an Blumen und frischen Blättern, und die Früchte und das Backwerk waren mit einer Art von Regelmäßigkeit aufgesetzt, welche mich Wunder nahm; er schnitt sogar die Brodchen auseinander und bestrich sie mit Butter.

So verstrich eine ziemliche Zeit, indem ich Tag für Tag zur gewöhnlichen Stunde zu meinem Peter herausging, oft ein frugales Mahl aufgetischt fand, und meistens nachher in meiner stummen Gesellschaft las oder schrieb.

Eines Nachmittags trieb mich eine dunkle Ahnung zeitiger als gewöhnlich zu meinem Zögling hinaus. Und in der That, Peter kam mir nicht entgegen, ich verdoppelte meine Schritte und hörte ihn schon von weitem in seiner Hütte stöhnen und ächzen; ich stürze hinein und fand meinen lieben Einsiedler auf die Moosbank hingestreckt; sein ganzer Körper war mit Wunden bedeckt, in denen ich Dornen und kleine Steine bemerkte, als wären sie mit Absicht hineingesteckt worden. Glücklicherweise waren die Wunden nur leicht und keines seiner Glieder gebrochen. Doch erholte er sich nur sehr langsam und selbst nach einigen Tagen konnte er sich nicht lange auf dem Stuhle erhalten, ohne nicht ermattet zurückzusinken.

Eines Tages kam ich auf den Einfall, eine Guitarre mitzunehmen, um die Wirkung zu sehen, welche die Musik wohl auf ihn machen werde. Anfangs war er darüber erschrocken, besonders als er selbst mit seinen Fingern über die Saiten strich und den Ton hörte, den er selbst hervorgebracht hatte. Er zog schnell seine Hand davon zurück und betrachtete mit unruhiger Neugierde das Instrument von allen Seiten, bis er endlich fragend seine Augen auf mich heftete. Ich ergriff die Guitarre und sang mich begleitend eine jener herrlichen venetianischen Barkarolen, welche uns durch ihren Zauber eine wahrhaft südliche Begeisterung einhauchen. Und wahrlich! kaum vermag ich das Entzücken meines Peters zu beschreiben; sein Verstand schien stille zu stehen, er athmete kaum.

Den 28. Dezember 1816 bewog mich, wie ein einst früher, eine gewisse Angst, zeitiger als gewöhnlich in den Wald zu gehen. Vor Ungeduld laufe ich mit meinem Vorrath von Kuchen und gebackenem Obst für Peter mit möglichster Schnelle. Plötzlich höre ich in einiger Entfernung ein sonderbares, mir ganz fremdes Getöse. Ich fliege mehr als ich gehe und sehe, o Schrecken! Blutspuren im Sande; endlich weiterhin hatte eine mächtige Schlange den armen Peter umwunden, seine Glieder waren schon ziemlich zerbrochen und das Blut floß in Strömen aus seinen vielen Wunden.

Sogleich schoß ich mit meiner Pistole, die ich stets bei mir zu tragen pflegte, nach dem Kopf des Ungethüms, streifte ihn aber nur. Da ließ sie vom armen Peter ab und erhob sich hoch gegen mich, als sie nach einem zweiten Schuß einige Schritte zurückfuhr und todt niederfiel. Mein Peter lag regungslos da, durch den Blutverlust sowohl als auch durch den Schrecken, den ihm der Anblick der Schlange so wie die Pistolenschüsse eingejagt hatten, bis zum Tod erschöpft. Ich nahm ihn, trug ihn in seine Hütte und legte ihn auf das Moosbette.

Da ich ihn wirklich für todt hielt, wollte ich eben gehen, als sein klägliches Geschrei mich wieder zu ihm hin rief. Ich flößte ihm frisches Wasser ein, um seine schrecklichen Leiden etwas zu mildern; und wirklich hielt ich ihn nach ein paar Stunden (denn ich blieb die Nacht über bei ihm) für gerettet, weil er leichter Athem schöpfte und das Fieber vorüber zu seyn schien.

Peter, mein armer Peter! rief ich aus.

Da wendete er seinen kleinen Kopf zu mir, sah mich mit einem Ausdruck von Dankbarkeit und Liebe an, den ich nie vergessen werde, machte noch einen Versuch, mir näher zu kommen, fiel aber zurück und athmete zum letztenmal.

Drei Tage nachher schiffte ich mich nach Europa ein; es litt mich nicht mehr auf Ceylon.

Neuere Musik.

Das Geschlecht der deutschen Philister zerfällt in die verschiedenartigsten Gattungen und Arten. Die Meisten führen ein gar behagliches Leben, werden wohlbeleibt und erreichen ihr solides Alter; nur Wenige verbittern sich durch ihr Philisterthum das Leben. Unter diese gehört vor allen die Spezies der sogenannten »Musikkenner.« Aufgewachsen in den Rechnungsschulen der deutschen gelehrten Musik, geleitet von altväterischen, einseitigen Lehrern, haben sie sich ihren eigenen musikalischen Horizont gebildet. Was darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Sie haben größtentheils eine gründliche Schule, aber das ist auch Alles. Aus dieser herauszutreten, die Tonkunst und deren verschiedene Richtungen von einem höhern Standpunkte aufzufassen, sie mit dem Laufe der Zeit in Harmonie zu bringen, vermögen sie nicht. Die meisten neueren Produktionen behagen ihnen nicht nur nicht, sie ärgern sich auch noch darüber und sind mit ihrem Anathema außerordentlich schnell bei der Hand; denn was die Intoleranz anbelangt, so kommen sie gleich nach dem Theologen. Daher haben sie, denen doch die Musik den schönsten Genuß gewähren sollte, grade von ihr am meisten zu leiden. Anstatt sich an den einzelnen Blüthen zu erfreuen, verleiden sie sich dieselben durch die Kritik, mit welcher sie über die diversen tauben Blüten, die vielleicht auf demselben Zweige mit jenen wachsen, absprechen, und brechen oft einem ganzen kräftigen Baum den Stab, weil er eine andere Art von Blumen hervorbringt, als solche, die in ihr System passen.

Jedermann weiß, wie dermalen, nächst Rossini, die neuere französische Musik um sich gegriffen hat. Wer kennt aber auch nicht zugleich die Qual und Leiden jener Musikkenner, welche sie lange Jahre daher bis auf die Gegenwart ausgestanden haben und noch ausstehen? Kein öffentliches Konzert gibt es, das ihnen nicht neue Qual verursachte. Während die Nichtmusikkenner, Leute, die mit ihren von der Natur empfangenen Ohren hören, was zu hören ist, sich ebenso an Mozart's, Beethoven's, Weber's Kompositionen ergötzen, wie sie sich der Einzelperlen Auber's, der Schmetterlingsträume des Schwans von Pesaro erfreuen, hören die Musikkenner mit stillem und lautem Ingrimme nur die Leichtfertigkeiten, Flatterhaftigkeiten und Faseleien der letztgenannten Kompositeurs, und verbittern sich dadurch das Gute, was zugleich zu hören ist. Ihr Fluch trifft die neuere Schule, und sie treiben es ohngefähr eben so, wie z. B. die französischen Klassiker hinsichtlich des genialen Victor Hugo, Jules Janin, Alexander Dumas und Anderer, wie die deutschen Verehrer von Gellert, Uz, Rammler, Gleim, hinsichtlich der Dichter Heine, Waiblinger &c.

Die Erzeugnisse der Kunst eines Volkes hangen oft so mit dem politischen Zustande desselben zusammen, daß jene immer in Bezug auf letztern müssen betrachtet werden. Es waltete noch eine heilige Ruhe im deutschen Reiche, als Haydn und Mozart komponirten, Schiller seinen Wallenstein, und Goethe den Tasso schrieb. Ueber dem bald zusammenstürzenden deutschen Reiche athmete die Kunst frei und selig. Das vom Zeitgeiste am wenigsten berührte Oesterreich ward das klassische Vaterland der Heroen der deutschen Tonkunst. Da erschien Napoleon. Schlachten donnerten, Kaiser- und Königreiche stürzten zusammen. Die Musen flohen abgeschreckt von dannen. Alles, selbst die Kunst, ward kriegerisch-lärmend. Spontini ließ seine Trompeten und Pauken auffahren, wie sein Kaiser die Kanonen. Ermattet kehrten endlich die Völker aus langem Kampfe heim. Auf riesige Anstrengung folgt allemal Abspannung. Da wogte, diesen Zustand der Völker benutzend, ein süßer, wollüstiger, entnervender Melodieenstrom wie Orangenduft aus Italiens Gefilden daher, und wiegte die Geschlechter in träumerische Vergessenheit. Ein Clauren schrieb gleichsam den Text zu jener Musik. Dieser sybaritische Zustand dauerte nicht allzulange. Die Luft ward wieder reiner und frischer. Der Romantiker Karl Maria von Weber, der Kompositeur der Jessonda, die Lyriker und Humoristen Hauff, Wilhelm Müller und Heinrich Heine zündeten ein neues Morgenroth an, das einen schönen Kunsttag versprach. Da erfolgte die Juliexplosion in Paris, und die heilige Ruhe, dieses Element der Kunst, war dahin. La muette de Portici, gleichsam die Ouverture der Julirevolution, gab eine neue Richtung an. Von nun an rauschten die Melodieen wild und revolutionär durcheinander. Die französische Musik in ihrer Leichtigkeit und Flatterhaftigkeit, voll Melodie und Grazie, war aber keine Unnatur, wie die nüchternen Bachianer und deutschen Fugisten skaliren, sondern nur

das treue Abbild des französischen Charakters und des dermaligen politischen Zustandes Frankreichs.

Aber kaum ist es dem Friedenssysteme Ludwig Philipps gelungen, die Himmelaufbrausenden Wogen der Revolution in ihr Bett zurück zu dämmen, da bricht auch schon ein neues Kunstmorgenroth empor. Die Poesie, sich neue Bahnen brechend, kann zwar in ihren Romantikern die französische Einseitigkeit noch nicht verläugnen, dafür schwingt sich um so selbstständiger die Tonkunst empor. Sie hat in neuester Zeit zwei Verkünder gefunden, die eine völlig neue Epoche begründen. Es sind dieß der Kompositeur des Robert le diable und Vinzenzo Bellini, jener Gottgeweihte, Melodieselige Sicilianer. Letzterer ist noch durch und durch Italiener, aber nicht Italiener wie Rossini, sondern voll Liebe, Kraft, Wohllaut, dabei republikanisch streng, aber prangend in der Jugend Anmuth, bekränzt die schöne Stirn mit seltenen Wunderblumen.

Repräsentirt Bellini, Italien, so repräsentirt der große Maestro des Robert, Frankreich, Deutschland und Italien zusammengenommen. Er ist der Napoleon, Bellini sein Prinz Eugen, Vicekönig von Italien. Von den Franzosen zum Himmel erhoben, weil er ihren Nationalschwächen meisterhaft zu schmeicheln versteht; von den Italienern enthusiastisch gefeiert, weil er mit italischen Wohllauten spricht; von den Deutschen verehrt, wegen seines deutschen Gemüths und deutscher Gründlichkeit, vindizirt jedes der drei Länder den Meister als sein Eigenthum; aber er gehört keinem einzeln, er gehört allen dreien zusammen an. Er traf jenen Ton, der diese drei Nationen mit gleicher Macht anspricht und aufregt, — den Ton der neuen Zeit.

Meyerbeer's Genius in seiner Weltoper, genannt „Robert le diable," stürzt die Gränzsäulen, Barrieren, Schlagbäume und Scheidewände, welche zeither die Elemente der italienischen, französischen und deutschen Opernschulen schroff und feindlich von einander schieden; sie fließen versöhnt und harmonisch in einander zu einem großen und herrlichen Ganzen. Keins ist auf Kosten des Andern in den Hintergrund gestellt. Es ist eine musikalische Dreieinigkeit, eine heilige Allianz, und Meyerbeer ihr Schöpfer. Er ist hierin Pantheist, und — gehört vor Allen ins Pantheon. Wenn Mozart den Italienern zu gelehrt, den Franzosen zu hoch, Weber ihnen zu metaphisisch, Beethoven's Zauberschlösser jene Nationen aber völlig unzugänglich sind — so streut der Kompositeur Roberts des Teufels seine Goldkörner, Perlen, Blumen und Diamanten wie ein Krösus vom Thron. Jeder nimmt sich, was ihm gefällt, und Alle — bis auf die Kritiker — gehen reich beschenkt und befriedigt nach Haus.

Die neue Zeit ist endlich an jenem erhabenen Ziele angelangt, wo Nationalvorurtheile allmälig zu verschwinden beginnen, vor höheren, rein menschlichen Interessen. Die Nationen treten sich näher, und bereits beginnt der Nationalhaß, diese Wurzel alles Uebels, einer geläuterten Vernunft zu weichen.

Der große Meister, ein großes Ziel vor Augen, lockt die Franzosen durch Blumen, Rauschgold, grazienhafte Flatterhaftigkeit, die Italiener durch nachtigallsüßen Wohllaut in die Goldschachte und Diamantgruben der deutschen Tonwelt. Hier aus tiefdunklen, flammendurchzuckten, schlangenringelnden Abgründen hebt er den sündigen Erdensohn empor zur schönen, frühlingswarmen, blumengefüllten Erde, wo Morgenröthen keimen, Lerchen jubeln und Regenbogen blühen. Hoch darüber aber, wo in seliger, tiefdunkler Nacht die fernen goldenen Welten leuchten, erschließt er die Pracht der Ewigkeit mit allen seinen Himmeln.

Meyerbeer in seinem Robert le diable bringt nicht französische, nicht italische, nicht deutsche, er bringt Weltinteressen zur Sprache. Aber er macht sie nicht nur den Geweihten verständlich, wie Beethoven — er trägt sie in Zungen vor, die verstanden werden an der Seine, der Donau wie an der goldgelben Tiber.

Ohne großen Eindruck zu hinterlassen, rauscht diese denkwürdige Oper in den ersten Aufführungen an unserem Ohre vorüber; ja oft verletzt uns sogar grelle und lärmende Instrumentation, die wie Affektation erscheint, aber allmählig sinken die Nebel und die Gestalten treten in ihren klingenden Gewändern immer klarer in den Vordergrund und der holde, liebenswürdige, französische Leichtsinn, die melodische Frivolität, der weiche, italische Wohllaut dienen nur als Guirlanden und Draperien zu dem Gemälde, dessen wahrer Grundton deutsches Gemüth und deutsche Tiefe ist.

Gewisse Musikkenner und Kritiker werden allerdings über solche Auffassung des von ihnen so verschrieenen Tongemäldes drei Kreuze schlagen. Das wehrt ihnen auch Niemand. Uebrigens kann versichert werden, daß ein Musikstück, welches den Postulaten jener musikalischen Rechnenmeister konvenirte, an den Ohren der Menschheit, für die doch die Musik zunächst erschaffen, ziemlich spurlos vorübergehen würde.

Mannigfaltigkeiten.

Der englische Humerist Sterne behauptete einst in Gegenwart Garrik's: der Schriftsteller, welcher ein Zote schreibe, müsse an seiner eigenen Hausthüre aufgehängt werden. — »Nicht wahr, Sterne« — fragte Garrik — »Sie wohnen zur Miethe?«

Ein junger Soldat rief die Runde zwar wohl mit »Wer da!« an, konnte sich aber nie merken alsdann auch »Runde vorbei!« zu rufen. Der Unteroffizier schalt ihn daher hitzig: »Kannst du Rindvieh denn nicht sagen »vorbei?« Jetzt paß' auf: Ich will die Runde vorstellen. Der arme Bursche vergaß nun im Eifer wieder das »Wer da!« und kaum sah er den Korporal um die Ecke stolziren so schrie er auch schon aus voller Kehle: »Rindvieh vorbei!«

Als der Schauspieler Foote in Dublin Vorstellungen gab, führte er in einem seiner Stücke, betitelt »die Redner« den berühmten Buchdrucker George Faulkner, mit solcher Kunst und Genauigkeit auf, daß seitdem die Jungen auf den Straßen den armen Mann, so oft er sich blicken ließ, mit Spott und Gelächter verfolgten. Wüthend über den Streich, den Foote ihm gespielt hatte, suchte Faulkner sich zu rächen. Eines Abends, da die Redner gegeben wurden, belegte er die Plätze im Göttersitz für alle Gehülfen in seiner Druckerei, mit dem gemessenen Auftrage, den Schauspieler so lange mit Pochen und Zischen zu begrüßen, bis er genöthigt sey, abzutreten. Er selbst war im Parket, um sich an der Schmach seines Feindes zu ergötzen. Als aber der besagte Auftritt an die Reihe kam, wollte Faulkner vor Aerger vergehen; denn statt des Pfeifens und Auspochens, bemerkte er von Seiten seiner Freunde und Verbündeten nichts als Zeichen der Freude und des Wohlbehagens. Am andern Morgen machte er ihnen bittere Vorwürfe in der Druckerei, wo sich denn ergab, daß sie ihren Prinzipal in leibeigener Person auf den Brettern gesehen zu haben wähnten, den zu beschimpfen sie nicht wagten. Ein soliderer Triumph tröstete den Buchdrucker. Er verklagte Foote, und dieser mußte dreihundert Pfund Strafgeld bezahlen.

Theateranzeige.

Samstag, den 26. Juli. Victorine, oder: Guter Rath kommt über Nacht, Lustspiel in fünf Abtheilungen. Hierauf wird die Steyermärker Gesellschaft mehre Musikstücke aufzuführen die Ehre haben. Zum Beschluß: Die Feuerprobe, Lustspiel in einem Akt.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konverſationsblatt.

Sonntag, №. 79. 27. Juli 1834.

Beiträge zum Konverſationsblatt, ſo wie alle für die Redaktion deſſelben beſtimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adreſſe:

An die Fürſtlich Thurn und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition, für das Konverſationsblatt

einzuſenden. Buchhändler werden erſucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige ſie wünſchen, ebenfalls unter obiger Aufſchrift einzuſchicken.

Eheſtand.

Die Lieb' iſt eine Zauberflamme,
Um die wir, gleich den Mücken ſchwärmen,
Nicht, um uns ruhig d'ran zu wärmen,
Nein, ſondern in die Glut zu rennen
Und uns die Flügel zu verbrennen;
Denn Weisheit war nicht unſ're Amme.
Und dennoch, wenn auch flügellos,
Bleibt Lieb' ein wünſchenswerthes Loos;
Sie wird, wenn ſich das Flattern legt,
Wenn man beſcheid'ner ſich bewegt,
Nicht mehr von Blum' zu Blume ſchwirrt,
Sich ſelbſt und And're nicht mehr irrt,
Ein angenehmes Feuerlein,
Das nun zwei Leutchen im Verein
Bei warmen Tagen und bei kalten
Mit Wohlgefallen unterhalten,
Dabei ihr Süppchen ſich bereiten,
Um nichts, als um den Vorzug ſtreiten,
Das Glück des Andern zu erhöh'n.
Iſt ſolch' ein Loos nicht wunderſchön?
Wohl! wenn das Feuer nie erliſcht,
Kein Thränchen in die Flamme ziſcht;
Sonſt ſchließt das Eh'ſtands-ABC
Statt mit dem Z mit O und W!

E. Hauiſch.

Graf Tottleben.

Graf Tottleben iſt in der Geſchichte Deutſchland's durch ſeine vielen Abenteuer und die ſonderbaren Wechſel ſeines Geſchickes bekannt. Die nachſtehende Begebenheit fällt in die Periode ſeines Lebens, wo er als General im Dienſte Rußlands war.

Eines Tages reiſ'te er von Warſchau nach St. Petersburg nur von einem einzigen Diener begleitet. Er wurde in der Provinz Liefland, noch 12 oder 15 Werſten von der Stadt entfernt, wo er zu übernachten Willens war, von einem fürchterlichen Unwetter überraſcht. Bis auf die Haut durchnäßt, bequemte er ſich endlich, als die Nacht herannahte und der Himmel immer mehr und mehr finſter wurde, an einem Wirthshauſe abzuſteigen, das iſolirt an der Straße ſtand, aber ziemlich gut ausſah; am nächſten Morgen aber, ſo nahm er ſich vor, wollte er in aller Frühe weiterreiſen.

Die Leute des Hauſes drängten ſich um ihn her. Man führte ihn in ein artiges Zimmer im erſten Stocke und verſprach ihm eine gute Abendmahlzeit. Tottleben, ſeit ſeiner Jugend an ein unſtetes Leben gewöhnt, hatte den Gebrauch, ſich, ſobald er in einem Gaſthofe ankam, unter die übrigen Reiſenden zu miſchen, und mit Jedermann freundlich zu plaudern. Er war ausgezeichnet männlich ſchön, ſein Antlitz geiſtreich und hervorſtechend. Dabei war er im Beſitze freundlicher Manieren, einer bezaubernden Munterkeit, eines unerſchöpflichen Reichthums heiterer Scherze und feinen Witzes. Kurz, er war ein ganzer Kavalier, den kein Mann kennen lernte, ohne für ihn eingenommen zu werden, und den ein Weib ſelten hörte, ohne ein ſehr lebhaftes Intereſſe, ſey es nun offen oder insgeheim, an ihm zu nehmen.

Er ging alſo in den allgemeinen Saal herunter und unterhielt ſich mit dem Wirthe, der früher Soldat geweſen war, und mit der Wirthin, einer jungen und artigen Liefländerin, die in zwei oder drei Monaten zum erſtenmale Mutter werden ſollte. Er ſagte ihr, doch mit Beſcheidenheit, einige Schmeicheleien und bot ſich ihr zum Pathen ihres Kindes an.

Währenddem ſie ſich ſo unterhielten, ging eine junge Magd in dem Saale hin und her. Der Graf achtete nicht ſehr darauf. Das Mädchen aber ſtand von Zeit zu Zeit ſtill und heftete ihre Augen feſt auf den ſchönen Reiſenden. Sie erbleichte, erröthete abwechſelnd; ſie ſchien von ſeiner ſchönen Uniform und vor Allem von ſeinem edlen Antlitze entzückt zu ſeyn. Zweimal trat ſie zitternd und geheimnißvoll ihm näher, als wolle ſie ihm etwas ſagen; doch ſie wagte nicht, bis zu ihm hinzutreten, wenn ſie den Blicken des Wirths oder der Wirthin begegnete. Endlich faßte ſie Muth, ging, wie aus Verſehen, dicht an ihm vorüber und zupfte ihn an ſeinem Rocke. Tottleben merkte es wohl, drehte ſich langſam nach dem Mädchen um, das ihm ein Zeichen machte, und ging dann unter dem Vorwande hinaus, die Abendluft genießen zu wollen. Das Mädchen erwartete ihn auf dem Gange, wieß mit dem Finger auf den Hofweg, als fordere ſie ihn auf, ſich dorthin zu begeben, und folgte ihm eilig. — »In Gottes Namen, mein Herr, ſehen Sie ſich vor,« ſprach ſie zu ihm. »Sie ſind nicht bei ſo redlichen Leuten, wie Sie wohl denken. Denn ſie wiſſen, daß Sie Geld haben, ſie wollen Sie dieſe Nacht beſtehlen, vielleicht gar ermorden, denn ſchon haben ſie zu einigen ihrer Genoſſen geſchickt. Mein Leben iſt hin, wenn ſie Argwohn ſchöpfen. Aber ich dulde es nicht, daß ein ſo artiger Herr, ein ſo tapferer Offizier... Nein! es iſt unmöglich, Sie dürfen nicht umkommen, mein Herr, ſeyn Sie auf Ihrer Hut und verrathen Sie mich nicht!«

Dieſe Mittheilung machte tiefen Eindruck auf Tottleben. Ein gewöhnlicher Menſch hätte ſogleich daran gedacht, wie er entfliehen könne. Er aber, das Mädchen zurückhaltend, ſprach: »Noch ein Wort, mein liebes Kind, lebt dein Herr gut mit ſeiner Frau?« — O ja, mein Herr, er betet ſie an; für ſie ließe er ſich in Stücke hauen. — »Gut. Entkomme ich dieſer Gefahr, ſo iſt dein Glück gemacht; ſterbe ich, ſo ſtirbt mit mir dein Geſtändniß.«

Die junge Magd eilte in die Küche und der Graf kehrte,

vollkommen seiner Herr, in den Saal zurück. Er verlangte sein Abendessen und lud den Wirth und die Wirthin höflich ein, ihm Gesellschaft zu leisten und Theil am Mahle zu nehmen.

Nach dem Essen trug er seinem Diener auf, ihm einen Koffer zu holen, den er im Wagen zurückgelassen hatte. »Mein Herr,« sprach er dann zum Wirth, »dieser Koffer kann ungefähr 200 Rubel enthalten, die zum Reisegeld bis nach St. Petersburg bestimmt sind. Um ihn in Sicherheit zu bringen, glaube ich nichts Besseres thun zu können, als ihn Ihren Händen anzuvertrauen. Er wird mit Gold gefüllt seyn, wenn ich zurückkomme; denn bald reise ich wieder hier vorüber, und wenn dann, wie ich hoffe, mein kleiner Pathe auf der Welt ist, so schenke ich ihm zum mindesten fünfzig Rubel.«

Der Wirth erschöpfte sich in tausend Danksagungen gegen Tottleben und versprach, den Koffer die ganze Nacht hindurch unter seinem Kopfkissen zu behalten; dann traf er Anstalt, den Grafen bis zur Thüre seines Zimmers zu geleiten, und ging mit einem Lichte vor ihm her.

Der Graf hielt ihn zurück und wandte sich lächelnd zur Wirthin: »Sie müssen wissen, Frauchen, daß es mir weit angenehmer seyn würde, wenn Sie dieses kleine Amt übernähmen. Denn wirklich, Scherz bei Seite, ich habe einen Aberglauben in diesem Punkte. Auf meinen Reisen schlafe ich zweimal besser, wenn mich eine Frau bis zum Schlafzimmer begleitet.«

Der Wirthin kam der Antrag seltsam vor. Der Graf aber, ohne ihr Zeit zum Nachdenken zu geben, reichte ihr das Licht hin und nahm sie am Arm. »Sie werden doch nicht, artige Gevatterin, fuhr er im scherzenden Tone fort, dem Pathen Ihres Kindes diese kleine Gunst verweigern.« Der Wirth folgte hinten nach. So gelangten sie in das Zimmer. Da, während die schöne Liefländerin auf einem Tische am Fenster das Licht hinstellte, ergriff Tottleben einen doppelläufigen Karabiner, den er bei seiner Ankunft an die Wand gehängt hatte, und trat zwischen den Wirth und dessen Frau. »Wir werden uns nicht so schnell verlassen, Madame, sprach er zur Wirthin mit fester und drohender Stimme; Sie werden diese Nacht dort am Tische sitzend zubringen. Seyn Sie übrigens ruhig; Ihre Ehre läuft bei mir keine Gefahr, ich schwöre es Ihnen. Allein die geringste Bewegung zu einem Angriffe auf meine Person, ein Arm, der sich gegen mich erhebt, eine zweideutige Miene, das Nahen irgend eines Geräusches gegen meine Thüre hin ist mir genug, um die sechs Kugeln, welche sich in diesem Gewehr befinden, Ihnen zuzuschicken. — Keinen Einwand, Herr Wirth! Es ist einmal so meine Gewohnheit auf der Reise; wenn die Ihnen nicht gefällt, so thut es mir leid. Holen Sie keine Hülfe herbei; ich kann zwar der Menge unterliegen, aber Ihr Weib und Ihr Kind kommen zuerst um, das schwör' ich Ihnen. Nichts kann mich abhalten, ihr das Gehirn zu zerschmettern, sobald ein Angriff auf mich geschieht. Und dann habe ich noch hier zwei gute Pistolen, die niemals ihr Ziel fehlen. Jetzt gehen Sie, gute Nacht! Sorgen Sie gut für meine Pferde und lassen Sie meinen Wagen morgen frühzeitig zur Abfahrt bereit seyn.«

Ein Missethäter kommt einem entschlossenen Manne gegenüber leicht in Verwirrung. Der Wirth entfernte sich, die Wirthin setzte sich nieder. In dieser seltsamen Lage brachten sie die Nacht zu. Tottleben, den Karabiner im Arm, bereit, Feuer zu geben, las und schrieb abwechselnd. Regte sich etwas in dem Hause, so bebte die arme Frau an allen Gliedern.

»Gnade, Gnade, rief sie dann, es wird Ihnen nichts geschehen, mein Herr! Sie sehen wohl, daß Niemand hieher kommt.« — Und es nahte in der That Niemand sich dem Zimmer des Grafen. Beim Anbruch des Tages schrie sein Diener schon auf der mitten Treppe, um sich zu erkennen zu geben. Er brachte des Grafen unversehrten Koffer, das Frühstück und eine ganz billige Rechnung. Tottleben ließ seine schöne Wirthin, ehe er selbst trank, eine Schaale Kaffee zu sich nehmen und genoß dann den Ueberrest in völliger Ruhe. Als ihm gemeldet wurde, daß alles zur Abreise bereit wäre, dankte er der Wirthin für ihre gute Gesellschaft, ersuchte sie in befehlendem Tone, mit ihm bis zum Wagen zu gehen und führte sie mit vieler Artigkeit die Treppe hinab, wie er es nur bei einer Hofdame gethan hätte. Auf der Thürschwelle verlangte er, das Mädchen, welches er am Abende zuvor gesehen habe, solle kommen. Als Tottleben sie jetzt bei Tage anblickte, bemerkte er erst, daß ihre Züge sehr zart waren, daß sie eine anmuthige Gestalt und eine zierliche Taille besaß. — »Nimm, sprach er zu ihr, indem er ihr eine volle Börse hinreichte. Wenn du hier bleiben willst, so kannst du dir einen Mann damit verschaffen. Gehst du aber lieber mit mir, so werde ich für dich sorgen.«

Das junge Mädchen, dem die ganze Rache des Wirthes drohte, sprang ohne Zögern in den Wagen. Der Graf nahm Abschied von der schönen Wirthin. »Vergessen Sie, sagte er zu ihr, den Pathen Ihres Kindes nicht.« Dann drückte er ihr die Hand, gab ihr einen Kuß und fuhr fort.

Von seiner Gefährtin erfuhr er, daß in der Nacht drei handfeste Gauner in das Haus gekommen wären und berathen hätten, was zu thun wäre; der Wirth aber habe sie weggeschickt. Vor einiger Zeit erst seyen zwei Reisende in diesem Wirthshause verschwunden. — Tottleben zeigte in der nächsten Stadt den Vorfall bei den Gerichten an. Jedoch die ausgeschickten Soldaten konnten oder wollten weder den Wirth, noch die Wirthin finden. — Der Graf kleidete seine Befreierin reich und geschmackvoll. Das einfache Kind liebte ihn mit ganzer Seele. Auf seinen Reisen ihm stets zur Seite, wachte sie über seine Gesundheit und sein Leben. Gegen eine so reine Liebe war Tottleben's edles Herz nicht unempfindlich. Kurz, ehe er in den siebenjährigen Krieg zog, vermählte er sich mit ihr und erkannte sie als Erbin aller seiner Güter an.

El.

Philippe Rameau.

Eine Episode aus dem Leben eines Musikers vor hundert Jahren.

(Nach den auf der königl. Bibliothek zu Paris befindlichen Quellen.)
(Morgenblatt.)

In den ersten Monaten des Jahrs 1733 wohnte in einem schwarzen hohen Hause der Straße Chatres St. Honoré im zweiten Stocke ein Ehepaar, das als Muster der Ordnung von der ganzen Nachbarschaft geachtet ward. Der Mann war groß, mager und phlegmatisch, etwa fünfzig Jahre alt, und sprach nie ein Wort mit den andern Hausbewohnern; obwohl Musiker von Profession, lebte er so exemplarisch, daß selbst die bösesten Zungen nichts wider ihn aufzubringen wußten. Er ging alle Tage um dieselbe Minute aus, seine Stunden zu geben, und kam eben so pünktlich heim; dann zog er sich in sein Kabinet zurück, und nur von Zeit zu Zeit unterbrachen die Töne des Klaviers oder seine kreischende Violine die Stille des Hauses; denn er studirte eifrig Kontrapunkt und gelehrte Musik überhaupt. Selbst die frommen Nachbarn fanden nichts an ihm zu tadeln, denn sein Beruf als Organist an der Kirche zum heil. Kreuze führte ihn und die fromme Ehegenossin regelmäßig zu allen religiösen Feierlichkeiten. Die gute, freundliche, stille Frau von kaum dreißig

Jahren, war so angenehm von Gesicht, als rein von Sitten. Fortwährend mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, ging sie fast nur aus, um Wirthschaftsvorräthe einzukaufen. Sie mischte sich nie in die Klatschereien der Nachbarschaft, wich allen unnützen Bekanntschaften aus, antwortete jedoch jedem Fragenden mit freundlicher Zuvorkommenheit, und ihre Rede war immer mit einem so süßen Lächeln begleitet, ihre Sprache tönte so lieblich, daß ihre lakonischen Antworten den Betheiligten oft lieber waren, als wenn sie ihnen die schönste Rede gehalten hätte. Trotz der mürrischen Zurückgezogenheit des Alten und den Vorurtheilen, welche in jener Zeit seinem Stande überall entgegentraten, war daher das Ehepaar im ganzen Stadtviertel geachtet, und der Spezereihändler, der die Boutike des Hauses neben dem dunkeln Eingang inne hatte, verfehlte niemals, sein Pelzmützchen abzuziehen, wenn der große, hagre Musiker mit seinem kleinen runden Weibchen vorbeiging. Der Gruß wurde allezeit gewissenhaft erwidert, aber nie ward ein Wort gewechselt, und der Spezereihändler konnte oft nicht umhin, sich selbst zu sagen: »Das sind recht honette Leute, aber bei alledem ist denn doch der lange Hagere verdammt stolz.« —

Eine einzige Person im Hause hatte Zutritt bei unserm Ehepaare: eine alte sechzigjährige Demoiselle, die auch sehr zurückgezogen lebte. Sie hatte 3000 Franken Renten; diese Fortune, und man bedenke, daß es vor hundert Jahren war, gab ihr eine gewisse Superiorität in ihren und den Augen der Nachbarn, so daß sie einen Versuch gewagt hatte, sich mit der Musikerfamilie in Verbindung zu setzen. Die alte Dame, sie nannte sich Mademoiselle de Lombard, besaß ein Spinet, das sie gar nicht übel spielte, und auf welchem sie oft die Symphonien Lully's und andere Musikstücke ihrer jungen Jahre wiederholte. Eines Tages, da sie von einer kleinen Reise zurückgekehrt war, kam sie die Lust an, Musik zu machen, aber zu ihrem Verdruß fand sie das Spinet so verstimmt, daß es unmöglich war, darauf zu spielen. Die Geduld war nicht die Hauptugend unserer alten Musikliebhaberin; sie wollte nun einmal auf ihrem Spinet spielen, und es sollte alsbald gestimmt werden. Da dachte sie daran, daß ein Musiker im Hause wohne, und schickte die Magd hinauf, um ihn schleunig herbei zu rufen. Diese kam mit der Antwort zurück, der Herr Nachbar sey kein Stimmer und man habe sich anderswo umzusehen. »Du bist ungeschickt, Babet; Du hättest dem Manne sechsunddreißig Sous versprechen sollen, das ist der Preis, und der Mensch wäre gewiß sogleich gekommen.« — »Ja, aber,« antwortete die ungeschickte Babet, »das ist kein Mensch, Mademoiselle, das ist ein — Herr.« »Ah, wenn er ein Herr ist,« meinte Mademoiselle Lombard, »dann muß ich mich schon selbst zu ihm bemühen.« Gesagt, gethan. »Madame,« spricht Mademoiselle Lombard zur kleinen Frau, die ihr öffnet, »wohnt nicht ein Musiker hier?« »Ja, das ist mein Mann, Mademoiselle.« — »Hier sind sechsunddreißig Sous, Madame; sagen Sie ihm doch, er möchte sogleich herabkommen und mein Instrument stimmen.« »Mein Mann, Mademoiselle, ist für's Erste kein Stimmer, und dann arbeitet er jetzt, so daß ich ihn nicht stören dürfte, noch möchte.« — »Ei, wenn er ein Musiker ist, muß er wohl ein Spinet in Ordnung bringen können? Noch einmal, ich wünsche, daß er sogleich herabkomme.« — »Noch einmal, Mademoiselle, ich darf meinen Mann jetzt durchaus nicht stören.« — Die gute Frau hatte nicht Zeit auszureden, denn unsere alte Kunstfreundin flog mit einer Hast, die man ihr nicht zugetraut hätte, nach der nächsten Thüre und stand im Arbeitszimmer des Musikers. Dieser saß in einem ungeheuern Großvaterstuhle vor einem mit Musik und Büchern bedeckten Tische, und war so in seine Arbeit versunken, daß er die Mademoiselle gar nicht gewahr wurde. »Mein Herr, hier sind sechsunddreißig Sous; ich wünsche, daß man mir mein Spinet stimme.« Keine Antwort. »Mademoiselle,« sagt jetzt die junge Frau, »Sie sehen, er hört Sie nicht, und wenn er Sie hörte, würde er Sie sehr übel empfangen.« Ohne darauf zu hören, schreit unsere Dame, so laut sie kann: »Herr, hier sind sechsunddreißig Sous . . . .« Jetzt horcht der magere Mann auf, hebt den Kopf und betrachtet mit festem Auge die Fremde; diese, ermuthigt, wiederholt mit sanfterer Stimme ihren Antrag; aber unser Mann scheint sie nicht verstanden zu haben: »Warum doch, Luise, läßt Du mich so unangenehm stören?« — »Es ist,« antwortet fast stotternd die arme kleine Frau, »es ist nicht meine Schuld. Mademoiselle will durchaus, Du sollst ihr Spinnet stimmen.« »Mademoiselle, Sie sind eine Närrin, das ist die einzige Antwort, die ich Ihnen geben kann.« Bei diesen Worten konnte sich die Dame nicht mehr halten. »Wissen Sie, mein Herr!« ruft sie, daß Sie mit Mademoiselle de Lombard sprechen?« — »Und wissen Sie, Mademoiselle, daß Sie Philippe Rameau sechsunddreißig Sous bieten, um Ihr Spinet zu stimmen?«

Unglücklicherweise war die alte Musikfreundin mit der neueren Musik nicht sehr vertraut; sie kannte weder „la Demonstration du principe de l'harmonie,“ noch die „quatre pièces de Clavecin,“ die einzigen Werke, welche Rameau bis dahin in Druck gegeben hatte. Die Antwort machte daher wenig Eindruck; indessen fing sie doch an zu fürchten, sie möchte an den unrechten Mann gekommen und er wohl gar kein Musiker seyn; sie schien jetzt so betroffen, daß der große Man sanfter hinzufügte: »Ich bin kein Stimmer, und hätte auch gar nicht Zeit, mich mit Ihrem Instrument zu beschäftigen; aber wenn Sie wollen, gehen Sie in das Nebenzimmer, da können Sie sich auf meinem Klavier üben, so viel und so lang Sie wollen.« Dieß gesagt, fiel Rameau in seinen Stuhl zurück, und gewahrte keines der graziösen Komplimente, mit denen ihn Mademoiselle überhäufte. Sie ging, versuchte ein wenig das Klavier und stieg dann wieder in ihre Wohnung hinunter. (Fortsetzung folgt.)

Ein Chinese in England.

London, 24. Juni.

Es ist überaus selten, daß sich ein Chinese von einiger Bildung nach Europa verliert. Die Gesetze des Landes, ihr Interesse und der Mangel an Neugierde, die Länder der westlichen Barbaren zu sehen, halten sie zurück. Man hat zwar bisweilen, besonders in Frankreich, wo man sich die Wichtigkeit jeder neuen Erscheinung so leicht übertreibt, versucht, Chinesen, welche durch Zufall dahin verschlagen worden waren, für Gelehrte ihres Landes auszugeben. Allein sie waren alle entweder Matrosen oder Krämer, die nur einige Worte ihrer Sprache zu schreiben verstanden, und meistens nur Provinzialdialekte sprachen; die letzten, welche die Missionäre nach Paris gebracht hatten, und die etwa ein Jahr dort blieben, waren etwas besser erzogen, aber dennoch haben auch sie keine neuen Kenntnisse von China nach Europa gebracht, und sie sind wieder zurückgekehrt, ohne eine Spur ihrer Anwesenheit zurück zu lassen. Vor sechs Jahren kamen in London zwei Chinesinnen an, die in den Journalen auf alle Art gepriesen, und für große Damen aus der Nähe von Canton ausgegeben wurden. Allein es zeigte sich bald, daß es öffentliche Mädchen aus Canton waren, die von einem englischen Schiffer gemiethet und nach London gebracht worden waren, um für Geld gezeigt zu werden. Seit dieser Zeit kam jedoch ein Chinese in England an, der gebildeter ist, als alle seine Vorgänger; sein Name ist Ho-tschin, er ist aus einer Mandschufamilie und war in Staatsdiensten, mußte

aber wegen seiner politischen Meinungen aus China fliehen. Er kam vor einigen Jahren nach England, wo er regelmäßig von seiner Familie Geld durch die Faktorei der Kompagnie in Canton erhielt; er zog zu einem reichen Pächter in der Nähe von Hartford, wo er bald die Schwester seines Hausherrn heirathete. Er lernte schnell englisch und verstand es bald hinlänglich, um die Verwaltung eines Guts in der Nähe, dessen Besitzer auf dem Kontinent lebten, zu führen. Seit Kurzem hat er selbst angefangen, eine Pachtung zu übernehmen, und hat sich ganz der Landwirthschaft gewidmet. Es ist ein Mann von 30 Jahren, von angenehmen Formen im Umgange und lebhaftem Geiste. Uebrigens ist er keineswegs der interessanteste asiatische Fremdling gegenwärtig in Europa, wenn sich folgende Nachricht, die aus einem Briefe aus Paris geschöpft ist, bestätigen sollte. Man schreibt nämlich, daß sich ein Fremder bei dem Minister der öffentlichen Erziehung gemeldet, und diesem erzählt habe, daß er ein Arzt aus Jeddo in Japan sey. Er habe von der holländischen Gesandtschaft in Jeddo gehört, daß Paris der beste Ort für das Studium der Medizin sey, und habe daher Mittel gesucht, sich dahin zu begeben. Er spricht englisch; der Minister fragte ihn, ob er ihm zur Ausführung seines Plans behülflich seyn könne, allein er lehnte es ab, und sagte, er wäre nur gekommen, von der Behörde die Erlaubniß, seine Studien zu verfolgen, zu erhalten. Die Erzählung scheint fast unglaublich, die Gesetze von Japan sind so streng, daß ein Japaner, der auswandert, nie mehr in sein Vaterland zurückzukehren wagen dürfte. Die Zeit wird lehren, was daran wahr seyn mag; sollte es aber so seyn, so wäre es eine Gelegenheit, unsere Kenntnisse über Japan und seine Sprache und Literatur zu vermehren, welche sich nie hoffen ließ.

(Ausland.)

Mannigfaltigkeiten.

(Wie steht's eigentlich mit Mehemet in Aegypten?) Bald schildern ihn die öffentlichen Blätter als genialen Reformator, bald nennen ihn andere den gierigsten Tyrannen. Auf welcher Seite ist die Wahrheit? Am meisten entscheiden hier Thatsachen aus einer Zeit, wo noch Niemand die Rolle ahnte, welche er im Oriente spielen würde. Und diese sprechen nicht zu seinen Gunsten. Als der Graf Forbin 1818 Aegypten besuchte, richteten alle seine Beamten nur ihr Augenmerk darauf, den armen Fellah auszusaugen. Alle Dörfer strotzten von Soldaten zu ihrem Beistande. Der Reichthum, die Unabhängigkeit des Pascha, sagt Forbin, schreibt sich größtentheils von dem her, was den armen Leuten abgepreßt wurde. Alles zeigte nur, wie gedrückt das Volk ist. Im Hofe eines Kaschefs (Dorfrichters) fand er ein Dutzend nackter Kinder, »zwei und zwei an einander mit Stricken gefesselt auf der Erde liegend und vor Hunger und Durst verschmachtend. Ihre Aeltern waren, weil sie die Steuern nicht bezahlen konnten, in die Wüste geflohen, und die Unglücklichen mußten für sie büßen. Noch immer sind die Aegypter, was sie unter den Pharaonen waren. Für ihren Herrn bauen sie das Land und bedecken den Nil mit ihren Fahrzeugen.« Die Mameluckenherrschaft war viel milder gewesen als die des Pascha, versichert Forbin, und das Volk nie so unmenschlich gedrückt worden wie damals; daß von Mehemet also eigentlich das Gute an sich bezweckt würde, daß alle seine großen Reformen das Wohl des Landes beabsichtigten, scheint nicht der Fall. Er ist ein Egoist en gros. Sich wollte er einen Thron gründen, seinetwegen soll, wenn es möglich ist, Aegypten reich, blühend, unterrichtet seyn. Zu jenen Erpressungen ist späterhin noch die Organisation des Heeres gekommen, welche alle Söhne des Landmanns aus der Hütte in das Lager bei Kairo führt, um sie dem Heimweh, dem strengen Dienste oder dem Kriege in Darfur, in Morea, in Syrien zu opfern.

(Eine Scene im englischen Hauptquartier.) »Eines Tages,« erzählt ein englischer Krieger in seinen Erinnerungen aus dem Freiheitskampfe, »als unsere Armee sich zurückzuziehen anfing, ritt ich nach einem in der Nähe befindlichen Hügel, um die Operationen derselben, so wie die des Feindes, der noch weiter vordringen zu wollen schien, genau zu beobachten. Auf der Anhöhe befanden sich einige Offiziere, unter denen Einer saß, während die Uebrigen um ihn herum standen und ein Dragoner sein Pferd hielt. Als ich nur noch einige Schritte von der Gruppe entfernt war, bemerkte ich, daß das Haupt derselben Lord Wellington war. Sogleich ward meine Aufmerksamkeit gespannter. Er hielt gerade sein Feldmahl und war eben im Begriff, sich Senf zu einer Fleischschnitte zu nehmen, die auf einem Teller vor ihm lag, als einer von den Stabsoffizieren herantrat, und dem beim Mahle fleißig beschäftigten Feldherrn zurief: »»Der Feind rückt vor, Mylord.«« »Gut, mein Freund!« erwiederte dieser, »nimm doch das Fernrohr, Somerset, und sage mir, wohin er sich zu lenken scheint.« Während er dieses sprach, setzte er ganz ruhig sein Mahl, wie es schien, mit der größten Gleichgültigkeit fort. Nachdem der Offizier einige Augenblicke durch das Glas gesehen hatte, sagte er: »Ich glaube sie wenden sich links.« »Dann sind sie es in der That,« rief nun Wellington, indem er sogleich aufsprang; »gib mir einmal das Fernrohr.« Nun beobachtete er eine Weile die Operationen des Feindes, und rief dann rasch: »Frisch auf! das wird am Ende bald losgehen, reite sogleich ab, Somerset, und sage Clinton und Leith, daß sie sobald als möglich wieder ihre früheren Posten einnehmen mögen! — Sogleich war der ganze Stab in Bewegung; Lord Wellington bestieg sein Pferd, und ich kehrte zu meinem Regiment zurück, das, da unsere Division den Nachtrab des Rückzuges bilden sollte, sich noch gar nicht zum Aufbruche angeschickt hatte. Mit solcher Schnelligkeit und Entschlossenheit gingen die Anordnungen, die über das Geschick der Nationen entschieden, von unserm großen Feldherrn aus.«

Frankfurter Theater.

Am 22. Juli. Zum Erstenmale: Die ungleichen Brüder, Lustspiel in drei Aufzügen, von F. L. Schmidt. Wenn der Verstand allein ausreichte, um ein gutes Lustspiel zu verfassen, so würde der Erzeuger dieser ungleichen Brüder viele Ehre damit eingelegt haben. Handlung, Charaktere und Angemessenheit des Ausdrucks wirken gut zusammen; aber das belebende Prinzip fehlt: der Humor. Darum bleiben alle Vorzüge des Lustspiels im Schatten stehen, und verlieren unerkannt ihre Wirkung. Man braucht wahrlich kein großer kritischer Prognost zu seyn, um das Schicksal vorauszusagen, das einer Aufführung dieses Stückes zu Theil werden wird. Nur das ineinandergreifendste, lebendigste Zusammenspiel, nur die geschickteste Motivirung der Charaktere von Seiten der Darstellenden, könnte diesem Produkte eine Gunst verschaffen, das einer solchen Anstrengung wohl noch werth ist. Aber die Handlung wurde mitunter sehr in's Schlepptau genommen; es rückte alles so höchst bedächtlich vorwärts, daß die Aufführung nicht nur langweilig, sondern zum Theil auch mißlungen war. Unter den ungleichen Brüdern zeichnete sich Hr. Weidner, welcher den gemüthsfrohen Doktor, der mit Behaglichkeit sein Steckenpferd reitet, darstellt, vortheilhaft aus, indem er natürlich und lebendig spielte. Hr. Meck gab den rangsüchtigen Banquier ohne hervorstechende Bedeutsamkeit, und Hr. Steck hatte als Kommissär Fink, der von den Brüdern die größte dramatische Wirksamkeit besitzt, eine Aufgabe zu lösen, welche die Virtuosität eines Iffland's oder Seydelmann's erfordert. Solch' eine Rolle läßt sich wohl nachahmen, aber nicht nachspielen. Mad. Meck gab das dummstolze Fräulein von Dinkelbühl, die aber immer noch eine Dame von sogenanntem guten Tone ist. Die Darstellerin meinte aber vielleicht eine Art von Korbelchen von Zeck daraus machen zu müssen und irrte hierin gar sehr. Dem. Leclerc gab die Engländerin Fanny Taylor eiskalt, als ob sie krank sey; ihr Spiel erschien in keiner Hinsicht englisch. Die übrigen Leistungen waren alle gleich nichtsbedeutend. Am Schlusse sang das liebe Publikum den ungleichen Brüdern ein Liedchen nach der Weise: »Brüderlein fein, Brüderlein fein, geschieden muß es seyn!« Nach dem Lustspiele ward noch eine Posse: Der letzte April, von Gerle, aufgeführt, welche ihren Zweck erfüllt, und angenehm erheitert. S.

Theateranzeige.

Sonntag, 27. Juli. (Zum Erstenmale.) Der Seeräuber, große Oper in zwei Akten, aus dem Italienischen, von Friederike Ellmenreich, Musik von Bellini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 80. 28. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Philippe Rameau.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen ließ Mademoiselle de Lombard ihre neuen Bekannten fragen, um welche Stunde sie ihre Aufwartung machen könne. Rameau, der eben nicht beschäftigt war, ging sogleich, sie selbst zu holen. Es wurde nun viel über Musik gesprochen, denn die Dame war eine Schülerin des berühmten Couperin und wußte gut Bescheid in der Musik. Sie studirte nun auch die neuere Musik, lernte die ihres Nachbars würdigen, und so ward bald ein gewisses freundschaftliches Verhältniß hergestellt, wenigstens was Mad. Rameau anlangte, denn er haßte in der Regel alle neuen Bekanntschaften.

Rameau ging wöchentlich einmal zum Abendessen zu seinem Protektor, dem Generalpächter Hrn. de la Poplinière, und einmal hatte er einen Freund bei sich zum Mittagessen. Dieß war der berühmte Marchand, dessen Unterricht er genossen hatte und dessen Talente er hoch schätzte. Rameau gab sehr ungern seine Klavierstunden, theils weil er einen höhern Beruf ahnete, theils weil er sah, daß sie ihn zu nichts führten; dagegen spielte er von ganzer Seele gerne seine Orgel zu St. Croix de la Bretonnerie. Sein Werk über die Harmonielehre hatte ihm den Ruf eines gelehrten Musikers erworben; er wollte aber mehr noch als gelehrt seyn, und die Lobeserhebungen seiner Kollegen, die ihn zu hören kamen, machten ihm die größte Freude. Nun hätte er aber gewünscht, daß ihm das Publikum auch applaudiren möchte, und zwar ein großes Publikum. Kurz, es kam ihm die Idee, zu schreiben, und, obwohl er nie Jemanden ein Wort davon sagte, dieser Gedanke nahm ihn von nun an ausschließlich in Anspruch. Er war indeß schon fünfzig Jahre alt, und fühlte sehr wohl, daß er nicht mehr zögern dürfe, wenn er es noch zu etwas bringen, wenn er die schönen Träume seiner Phantasie verwirklichen wolle. Er wagte es daher eines Tages, an Houdard de Lamotte zu schreiben und ihn um einen Operntext zu bitten; aber de Lamotte, der, wie andere Dichter, nichts von Musik verstand und Rameau vielleicht gar nicht kannte, hatte den Brief unter hundert andern derselben Art übersehen, und antwortete nicht. Das machte Rameau außerordentlichen Kummer; seine melancholischen Zufälle wiederholten sich öfter, und er schloß sich oft ganze Tage lang in seinem Zimmer ein. Er studirte nun die Partituren aller neuen Opern mit der größten Aufmerksamkeit, und verlor sich am Ende immer in Reflexionen, die oft mit Ausbrüchen eines bittern Grolls endigten. »Wie?« sprach er dann, »dieß sind die Leute, die man mir vorzieht? mir, in dessen kleinster Klavierkomposition mehr wahre Musik ist, als in all diesem chaotischen Gewirr, das man jetzt eine Oper nennt? Seit Lully hat es in Frankreich keinen großen Musiker gegeben, Lalande etwa ausgenommen; doch der hat fast nur für die Kirchen geschrieben, und die Opern von Colasse gibt man auch schon nicht mehr. Was bleibt uns denn? Monsieur de Blamont, Mouret, den sie den Musiker der Grazien genannt haben? Nun, der hat wenigstens noch einige Gedanken; aber Destouches! und vollends dieser Campra!« Nach solchen Reflexionen lief er oft zu seinem Klavier und improvisirte Stunden lang, ja es kam ihm wohl lebhaft der Gedanke, zu schreiben; aber dann erinnerte er sich wieder seines Briefs an de Lamotte, und die Feder ward sogleich wieder weggelegt. »Was nützt es? wer kann ausführen, wer versteht denn, was ich schreibe? Werden sie es nicht machen wie vor zwanzig Jahren, ein wenig vor meiner Reise nach Italien, in Avignon, wo sie meine ersten Versuche verachteten, weil sie ihnen zu hoch standen! Und jene Musiker in Italien, sie wußten sie wohl zu würdigen meine hier verkannten Werke! Nein, ich muß, um das peinigende Räthsel zu lösen, ein Theater haben, ein Orchester, ein Publikum! Ich glaube, man kann es noch ganz anders machen als Lully, und auch besser. O! ich werde, ich muß dahin kommen!« — Und nun ging er rasch hinaus in die freie Luft, wie wenn es ihm in der Stadt zu eng wäre; und wenn er dann Abends nach Hause kam und sich zu Bett legte, ohne der armen Luise ein Wort zu sagen, ihr, die von dem Allen keine Ahnung hatte und gleichwohl so innigen Antheil nahm, o, dann war er wohl unglücklich, recht unglücklich, der sonst so starke Rameau.

Ein unerwarteter Zufall bestimmte endlich unsern Künstler unwiderruflich, sich dem Theater zu widmen. Bei einem Konkurs für die Organistenstelle an der St. Paulskirche ward Rameau von Daquin, einem berühmten Organisten, der ihm jedoch nicht gleich kam, überwunden. Von diesem Tage an schien in Rameau eine förmliche Revolution vorgegangen zu seyn; denn er fing nun an, ein ganz anderes Leben zu führen. Er gab mit einemmale alle seine Stunden auf, ging regelmäßig alle Tage in's Theater und kehrte immer sehr spät mit ganz veränderten Zügen nach Haus. Wenn er sich jetzt in sein Kabinet einschloß, hörte man ihn bald singen oder Violine spielen, bald tanzen oder lachen und springen, ja endlich sah man ihn auch wohl, den sonst so methodischen, pedantischen Mann, ohne Degen ausgehen, die Perrücke schief und den Hut auf einem Ohr, kurz in größter Unordnung. Die Nachbarn bemerkten bald diese auffallende Veränderung in der Lebensweise des sonst so geregelten, streng sittlichen Mannes, und alle bösen Zungen waren in voller Thätigkeit. Die arme Gattin war nicht die Letzte, welche den unglücklichen, ihr unbegreiflichen Wechsel bemerkte und beweinte, denn ihr so geliebter Mann sprach nicht allein fast gar nicht mehr mit ihr, sondern aß beinahe alle Tage außer dem Hause.

Es war Ostertag und um zehn Uhr befand sich Rameau noch in sein Kabinet eingeschlossen, obwohl er um fünf Uhr schon das Bett verlassen hatte. Mad. Rameau hatte eben in einer Kapelle der Straße St. Honoré die Messe gehört.

Wie groß war ihr Erstaunen, Rameau noch zu Hause zu finden, während er an seiner Orgel hätte seyn sollen. Sie eilt in sein Zimmer, und o Schrecken, sie sieht den finsteren Alten nach der Violine tanzen, und in welchem Aufzug! einen Strumpf zur Hälfte angezogen, in Pantoffeln und Schlafrock, die weiße Nachtmütze auf dem Kopfe. »Aber, Philipp, was denkst Du denn? die große Messe hat angefangen, Du versäumst sicher Deine Kyrie, denn die Prozession ist nun schon in den Chor zurück; eile, eile doch!« — »Laß mich in Frieden mit Deinem Kyrie,« erwiederte Rameau, »hör' einmal diesen Passe-pied und sag' mir, ob es sich nicht gut darnach tanzen wird?« Mit diesen Worten fing er an zu geigen und zu tanzen, so daß ihn die arme Frau für närrisch hielt. »Aber lieber Mann, bedenke doch, Du wirst Deinen Platz verlieren, und jetzt, wo Du ohnehin alle Lektionen aufgegeben hast!« — »Meinen Platz, den habe ich schon seit drei Monaten nicht mehr. Ich habe meine Entlassung genommen. Laß mich jetzt allein, wenn Du doch meinen Passe-pied nicht hören willst.« — Mad. Rameau war wie vernichtet; die Organistenstelle war noch ihre einzige Hülfe, sie weinte bitterlich. »Was sollen, was werden wir anfangen, wenn die achthundert Livres, die wir so sauer erspart, aufgezehrt sind! Nun, diese will ich wenigstens in Verwahrung nehmen.« — Mit diesem Gedanken eilt sie zur Kommode, die den Schatz enthält. Sie öffnet; doch o Jammer! statt achthundert Livres findet sie nur noch zweihundert. Die Arme! sie wußte nicht, was sie denken, was sie beginnen sollte. Sie ging zu Mademoiselle Lombard, und weil ihr das Herz vom lang verhaltenen Kummer ganz voll war, erzählte sie all ihr Unglück der Freundin, die von dem Allen gar nichts gewußt hatte, deren Tröstungen aber nicht eben sehr trostreich waren. Mademoiselle konnte sich die Streiche des Herrn Nachbars nur auf dreierlei Weise erklären: entweder er spielt, oder er trinkt, oder er hat Liebschaften. Da nun der Nachbar fast immer außer dem Hause war, so konnte man nicht anders annehmen, als er habe wenigstens Eine Geliebte; sein Tanzen und seine übertriebene Lustigkeit waren unzweideutige Beweise, daß er sich dem Trunke ergeben, und die vermißten 600 Livres konnten nur dem Spielhause zugewandert seyn. (Fortsetzung folgt.)

Jetzige Lage von Tripolis. 1834.

(Aus dem United Service Journal.)

Die Plane auf dieses Land, welche neuerlich England zugeschrieben worden sind, geben folgender Stelle ein Interesse des Augenblicks:

Das Königreich Tripolis, zwischen Aegypten und Tunis gelegen, dehnt sich von dem Golf von Cabis bis an das Ende des Golfs von Sidra aus; es wird in Osten von Barca und im Westen von Biledulgerid begränzt. Der südliche Theil verlängert sich bis Fezzen, einem reichen und fruchtbaren Landstrich: derselbe hing vormals von Tripolis ab; aber vor zwei Jahren benutzte Abjaleel, Bei von Fezzen, in der Familie des Souverains entstandene Uneinigkeiten, um sich unabhängig zu machen. Er nimmt keinen Theil an dem bürgerlichen Kriege, der das Land verwüstet; aber er sucht von beiden Parteien Geschenke zu erlangen.

Die Bevölkerung von Tripolis, aus Mauren, Arabern und Juden bestehend, beläuft sich auf fünf und zwanzig tausend Seelen und bildet ein sehr industriöses Volk; die mehrsten von ihnen besitzen einige Aecker Land in dem Messiah oder in der Umgegend von Tajura, die sich auf der einen Seite längs der Meeresküste ausdehnt und auf der andern die Wüste begränzt, in welche die Eingeborenen häufige Exkursionen machen. Die hauptsächlichsten Gegenstände der Ausfuhr dieses Königreichs bestehen in Hornvieh, Pferden, Wolle, Spezereiwaaren, Datteln, Salz, Straußfedern, Elfenbein, Goldstaub und Pelzwerk.

So lange die Insel Malta der englischen Marine eine sichere und bequeme Zuflucht darbietet, wird Tripolis als eine Station von hohem Interesse für die britische Regierung betrachtet werden müssen. Es ist jetzt fünf und zwanzig oder dreißig Jahre, daß der Bei Jussuf Coromanly, durch den Tod seiner ältern Brüder, die unbeschränkte Gewalt über dieses Land erlangte. Dieser Fürst war damals ein junger und tapferer Krieger, dessen Waffen immer siegreich waren; aber mit zunehmendem Alter haben seine schöne Eigenschaften allen Lastern Platz gemacht; er ist grausamer Tyrann und Unterdrücker seiner Völker geworden. Wenn das Vermögen eines seiner Unterthanen seine Geldgierde reizt, ladet er ihn unter der Larve der Freundschaft in seinen Palast ein und zwingt ihn fast immer, vergifteten Kaffee zu trinken oder läßt ihn erdrosseln, um sich seiner Güter zu bemächtigen.

Sein schrecklicher Geiz brachte ihn dahin, oft den Werth der kurrenten Münze zu verändern; ein Reichsthaler ist in sieben Piaster getheilt, zuweilen erhöhte er ihn auf fünfzehn Piaster, dann ließ er ihn plötzlich sinken, wenn es sein Interesse erheischte; nicht befriedigt von dem ungeheueren Gewinn, den er aus dieser Spekulation zog, legte er unaufhörlich außerordentliche Abgaben auf und statt dieses Geld zu den Staatsbedürfnissen zu verwenden, verschwendete er es in ausgelassenem Luxus, schenkte seinen Frauen kostbare Kleider, wovon das geringste fast sechszigtausend Franken (?) kostete, trank nichts als Champagner und gab Massen Goldes für französischen Putz und Schmuck hin. Der von Coromanly und seiner Familie bewohnte Palast macht einen Theil des festen Schlosses aus, das die Stadt beherrscht: es ist unmöglich, diese Festung, in welcher so viele Verbrechen begangen worden sind, ohne Schaudern anzusehen.

Als vor zwei Jahren der Bürgerkrieg ausbrach, bestand die Familie des Bei aus drei Söhnen und zwei Prinzen, die von dem präsumtiven Thronerben abstammten, der seit einigen Jahren gestorben war. Ali, der zweite Sohn Cormanly's, ist ungefähr vierzig Jahre alt; sein Charakter gleicht sehr dem seines Vaters, ja er übertrifft ihn noch an Geiz, wie man aus folgendem Zuge urtheilen kann. Als Abjaleel, Bei von Fezzen, sich unabhängig erklärte, und Ali, an der Spitze eines Heeres, ausgesendet wurde, um den Rebellen zu züchtigen, so ließ ihm dieser kostbare Geschenke anbieten, wenn er sich ohne Schwertstreich zurückziehen wollte. Ali willigte ein, opferte einen Theil seiner Soldaten auf, indem er sie in gefährliche Positionen stellte, wo sie Mangel an Wasser und Lebensmitteln litten und zwang seinen Vater durch diesen schändlichen Verrath, ihn zurückzurufen, ohne von dieser kostspieligen Expedition den geringsten Nutzen gezogen zu haben; während dieses Feldzugs, wobei sich Ali das ausschließliche Monopol der Verproviantirung der Armee vorbehalten hatte, steigerte er den Preis der Lebensmittel so ungeheuer, daß es schwer war, sich welche zu verschaffen; dieses Benehmen erzürnte das Volk und die Armee in einem Grade, daß sie es ihm noch jetzt nicht vergeben haben.

Emhammed, Enkel des Bei und sein direkter Erbe, ist kaum fünf und zwanzig Jahre alt; seit einigen Jahren wohnte er mit seiner Familie zu Messiah und enthielt sich, vor der letzten Revolution, alles Antheils an den politischen Streitigkeiten. Dieser Prinz, angebetet von allen, die sich ihm nähern, ist aufrichtiger Freund Englands, während sein Oheim Ali den Interessen der Franzosen ergeben ist. Der Bei war, um seinen kostspieligen Neigungen nachzuhängen, genöthigt, lastende Verpflichtungen mit englischen und französischen Kaufleuten einzugeben. Diese Schulden blieben zehn Jahre lang

unbezahlt, an deren Ende sich der Bei in aller Form verbindlich machte, sie in einem Zeitraume von achtzehn Monaten in drei gleichen Zahlungen, die von sechs Monaten zu sechs Monaten bewirkt werden sollten, zu liquidiren; aber als die Kommissäre ankamen, um die versprochenen Summen in Empfang zu nehmen, suchte Coromanly seinen Verbindlichkeiten von Neuem auszuweichen. Da inzwischen der britische Konsul sah, daß nur die mit seinen Landsleuten eingegangenen eludirt wurden, während die mehr begünstigten Franzosen ihre Bezahlung erhielten, so forderte er die Befriedigung der englischen Gläubiger binnen acht und vierzig Stunden, mit der Drohung, außerdem die Staaten von Tripolis zu verlassen.

Bei dieser Gelegenheit schlug der Prinz Ali seinem Vater vor, alle seine Schulden zu bezahlen, wenn er zu seinen Gunsten abdanken wolle; der Bei weigerte sich und befahl, um seinen Schatz zu füllen, neue Erpressungen, deren Betrag abermals ohne Frucht für die englischen Gläubiger verschwendet wurde, während die französische Regierung doch einen Theil erhielt.

Das Volk, ermüdet von den neuen Lasten, die ihm aufgelegt wurden, und indignirt von den zahlreichen Ermordungen und Konfiskationen, empörte sich; es schickte eine Deputation an Emhammed, die ihn bat, die Krone anzunehmen; nur mit äußerstem Widerstreben willigte dieser junge Prinz ein. Als der Bei sah, daß es zu spät sey, um den Aufstand zu dämpfen, so dankte er zu Gunsten seines Sohnes Ali ab, der sich nun durch diese Akte im Besitz der Stadt Tripolis befand. Diese behauptet er nun seit zwei Jahren mit einer Besatzung von nur fünfhundert Schwarzen. Die Behandlung, die dieser Prinz seinem Vater widerfahren läßt, stimmt ganz mit seinem übrigen Benehmen überein. Er hält ihn in den innersten Gemächern des Palastes eingeschlossen, ohne ihm zu erlauben, selbst mit seinen Frauen zu kommuniziren, und läßt ihm nur so viel Nahrung reichen, als eben zur Erhaltung seines Lebens hinreicht. Die schwarzen Soldaten vertheidigen Ali mehr aus Furcht als aus Anhänglichkeit, denn sie besorgen, wenn sie sich ergeben, dem Loose ausgesetzt zu seyn, das mit Recht den Vollstreckern der Blutbefehle des Bei aufbehalten ist.

Andererseits ist Emhammed fast Meister des Landes; er stützt sich auf eine mächtige Armee, die ihn als ihren legitimen Souverain betrachtet, ein Anspruch, den er eben so sehr durch seine Geburt als durch die Wahl des Volkes hat. Dieser Fürst behauptet sich in einer starken Stellung im Mittelpunkt der Gärten von Messiah, die von Mauern umgeben sind, welche eine ziemlich gute Vertheidigung darbieten würden, wenn sie auch nicht durch neue Batterien auf der Seite des Meeres und der Stadt Tripolis befästigt wären; diese Gärten dehnen sich fünf Stunden am Meeresufer und drei Stunden weit in's Innere des Landes, nach der Wüste zu, aus. Das Volk hat die Sache Emhammeds mit Enthusiasmus ergriffen; das persönliche Vermögen dieses Prinzen hat ihm nicht erlaubt, aus seinen eigenen Mitteln zu den Kriegskosten beizutragen und sie sind durch freiwillige Geschenke der Einwohner bestritten worden, die alle die Waffen ergriffen haben, ohne Sold annehmen zu wollen, und eine treue Garde bilden, welche ohne Unterlaß über die Vertheidigung der Festungswerke wacht. Einer der Anführer der Armee hält sich in Malta auf, von wo er Emhammed Munition und Waffen zusendet.

Das hochherzige Benehmen des Volkes verdient großes Lob; seit der Revolution ist keine Ungerechtigkeit begangen worden. Der Prinz gewährt Fremden Schutz und Hülfe und die Repräsentanten der verschiedenen Nationen haben Tripolis verlassen, um bei ihm zu residiren. Der amerikanische Konsul ist noch zuletzt in dieser Stadt geblieben; als er aber sah, daß seine Existenz gefährdet werden könne, schiffte er sich nach Malta ein, wo er sich nun seit einigen Monaten befindet. Während des ersten Jahres des Krieges haben sich die Streitkräfte der Garnison, die bei ihren zahlreichen Ausfällen immer mit Verlust zurückgeschlagen wurde, so vermindert, daß sie jetzt nur noch aus hundert Negern besteht. Ali, fast auf's Aeußerste gebracht, hat sich ganz den Rathschlägen der Repräsentanten Frankreich's hingegeben, die auf das Gemüth des Fürsten und auf das seines Premierministers (Mahomed d'Ghies, Bruder von Hassuna d'Ghies, welcher ein Mitschuldiger der Ermordung des Majors Laing war) einen so überwiegenden Einfluß haben, daß man mit Recht sagen kann, Tripolis sey nur noch eine französische Kolonie unter dem Scepter eines Muselmannes.

In der Stadt sehen wir einen Tyrannen, durch seinen noch grausameren Sohn zur Sklaverei erniedrigt. Dieser Sohn wird von der diplomatischen Geschicklichkeit Frankreichs unterstützt und durch die Stärke und die Lage der Stadt vertheidigt. Im Lande herrscht ein junger populärer Fürst, legitimer Besitzer des Throns, der Abgott seiner Unterthanen, der treue Anhänger England's, der Vertheidiger und Beschützer der Unterdrückten, welches auch ihr Glaube und ihr Vaterland sey. Der Triumph Ali's würde für immer das Uebergewicht der Franzosen an den Ufern Afrika's sichern und die Reklamationen der Engländer würden auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Warum sollten wir das Banner Emhammeds nicht unterstützen, indem wir ihm die Mittel zum Siege verschaffen, die in unserer Gewalt stehen? Die Erscheinung eines englischen Geschwaders würde hinreichen, um den wankenden Thron Ali's umzustürzen, dem Kriege ein Ende zu machen und unsern kommerziellen Einfluß in diesen Gewässern zu sichern.

Das ist in wenigen Worten das Wesentliche der jetzigen Lage des Königreichs Tripolis; hoffen wir, daß die britische Regierung, aus Rücksicht für die Leiden der Bewohner, wovon zweitausend unsere Landsleute sind, die edlen Anstrengungen eines jungen Prinzen unterstützen und sich einen treuen Verbündeten gegen einen gefährlichen Feind sichern wird. —

Schon wehen die siegreichen Fahnen der Franzosen auf den Wällen Algiers; ihre Herrschaft dehnt sich über den größten Theil dieses weiten Königreiches aus und die unabhängigen Tribus suchen ihre Allianz. In kurzer Zeit werden die Mauren ihrem herumirrenden und elenden Leben entsagen, den Vortheil der Künste und Wissenschaften würdigen, die Sitten, Gebräuche und Neigungen ihrer Sieger annehmen, sich mit mehr Eifer dem Ackerbau und der Arbeit widmen und sich stufenweise unter dem glücklichen Einflusse der europäischen Civilisation entwickeln. Welchen unermeßlichen Absatz werden dann diese wiedergeborenen Autochtonen den Produkten der Mutterstaates darbieten! Um dem Einfluß der Franzosen auf den Küsten der Barbaresken das Gleichgewicht zu halten und der Ausdehnung ihrer Eroberungen Gränzen zu setzen, scheint es uns für die Ehre Großbritanniens unerläßlich, eine Niederlassung zu Tripolis zu bilden; diese Station wäre um so wichtiger für England, als sie ihm die Mittel gewährte, an den unermeßlichen Vortheilen Theil zu nehmen, die die Franzosen in diesen reichen Ländern ernten; sie würde ihm einen neuen Zweig des Absatzes für seine Lebensmittel jeder Art darbieten und endlich den Fortschritten der französischen Armeen ein Ziel setzen.

Zur Charakteristik Dom Pedro's.

Der englische Oberst Lloyd Hodges, welcher in den Jahren 1832 und 1833 der Expedition nach Portugal beiwohnte,

giebt in seinem »Narrative of the Expedition to Portugal in 1832 (London, 1833)« folgende, dem Anscheine nach, unparteiische Schilderung des Exkaisers von Brasilien:

»Dom Pedro ist Einer von denjenigen Menschen, die jede ihrer Gemüthsbewegungen so offen zur Schau tragen, daß selbst ein nachlässiger Beobachter ohne große Mühe bis in ihr Innerstes zu dringen vermag. Er besitzt mehre äußerst schätzbare Eigenschaften in hohem Grade; aber leider kommen auch ausgezeichnete Fehler dazu, die den wohlthätigen Einfluß der guten Eigenschaften gar sehr entkräften. Freimüthig, offen und männlich, dabei von ungemein starkem Körperbau und einer Gesundheit, die allen Beschwerden und Entbehrungen Trotz bietet, zeigt er einen natürlichen Hang zu kühnen und gefahrvollen Unternehmungen. Alle diese Eigenschaften sind jetzt in ihrer frischesten Blüthezeit, denn der Exkaiser zählt erst 36 Jahre. Ein besonders markirter Zug in seinem Charakter ist seine Liebe zur Wahrheit und ein skrupulöses Bestreben, alle seine Versprechungen zu erfüllen. Von der Stärke und Stätigkeit seines Urtheilsvermögens hat er viel weniger glänzende Proben abgelegt; man darf aber annehmen, daß ein großer Theil seiner praktischen Mißgriffe auf Rechnung einer mangelhaften Erziehung kommt. Er ist nie zur Lektüre angehalten worden und hat seine Menschenkenntniß nur von Denen erlangt, die seine nächste Umgebung bildeten. Auch ersieht man aus dem ganzen Benehmen Dom Pedro's, daß ihm in früherer Jugend eine verständige Kontrolle fehlte. Gewöhnlich handelt er nach plötzlichen Eingebungen, und zuweilen überläßt er sich den wüthendsten Aufwallungen seines Temperamentes, wo er denn Alles, was ihm in den Sinn kommt, mit wenig Zartgefühl und Rücksicht ausspricht. Seine vertrautesten Freunde müssen dann viel von ihm leiden. Eine nothwendige Folge dieses Betragens ist, daß der Eifer mancher Person, die in seinem Dienste steht, erkaltet, und daß Andere ihm ganz abgeneigt werden. Seine außerordentliche Großmuth wirkt jedoch oft wieder versöhnend.

Aus diesen Bemerkungen wird man leicht abnehmen, daß dem Kaiser Dom Pedro jenes fürstlich würdevolle Benehmen fremd ist, welches einen so gewaltigen Einfluß auf die Gemüther der Menschen äußert. Im Gegentheil, seine Unterhaltung hat immer einen ganz schlichten und vertraulichen Charakter, wird jedoch niemals anstößig. Er würde jeden unanständigen Ausdruck sich selbst eben so wenig verzeihen, als Anderen.

In seinem Privatleben ist er nicht bloß unsträflich, sondern bewundernswerth. Man weiß allgemein, welche zärtliche Aufmerksamkeit er den leisesten Wünschen der Kaiserin widmet, und wie innig er seine Kinder liebt. Die Kaiserin verehrt man allgemein. Sie besitzt großen Verstand und hat sehr edle Gesinnungen; ihr Urtheil soll bei Dom Pedro viel gelten, und es wäre sehr zu wünschen, daß er sie öfter um Rath fragte, damit die Ohrenbläserei seiner fatalen männlichen Rathgeber neutralisirt würde. Dom Pedro's Ritterlichkeit giebt sich auch darin zu erkennen, daß er, so oft er von Dom Miguel spricht, niemals unzarte Ausdrücke gebraucht. Gewöhnlich sagt er kurz weg: »Mein Bruder,« wie er auch den König von Spanien kurz weg seinen »Oheim« nannte.

Seiner Religion nach ist Dom Pedro ein gewissenhafter Katholik; inzwischen ist er von den Mißbräuchen der katholischen Kirche in Portugal vollkommen überzeugt, und sollte er als Vormund seiner Tochter an die Regierung kommen, so darf man wohl annehmen, daß die Kirchenreform mit der Staatsreform gleichen Schritt halten werde.

Dom Pedro besitzt eine musterhafte Enthaltsamkeit; er trinkt niemals Wein oder Kaffee, und gewöhnlich klares Wasser. Die fast nothwendige Folge eines so nüchternen Lebenswandels ist eine unverwüstbare Gesundheit. Seine Muskelkraft ist außerordentlich; er findet großes Vergnügen daran, gewaltige Laster zu heben und zu tragen, und was der athletischen Kraftproben mehr sind.

Mit allen diesen bewundernswerthen Eigenschaften, mit seinem angeborenen Sinn für Gerechtigkeit, seinem Haß aller Tyrannei und seinem allgemeinen Wohlwollen vereinigt er jedoch eine Quantität Eitelkeit, die seinen moralischen Werth herabsetzt. An einer Privatperson mag das eine verzeihliche Schwäche seyn; der mit Eitelkeit behaftete Fürst aber schadet immer der Wohlfahrt seiner Unterthanen. So glaubt Dom Pedro, große nautische Kenntnisse zu besitzen; das Meiste aber thut er sich auf sein Feldherrntalent zu gute; aber man kennt alle Verdrießlichkeiten und Plackereien, deren Quelle diese Thorheit gewesen ist.«

Mannigfaltigkeiten.

(Chinesische Verbrechen und Strafen.) Aus Sze schu berichtet man, daß dreiunddreißig in dem Lande herumstreifende Advokaten, die überall Zwistigkeiten anzuregen suchten, eingesperrt wurden, und daß sie auf der Stelle ihre Strafe leiden sollten. Einige Titularkönige, Pau pa tour tse, Chang tsu yu tour tse u. s. w. hat man überführt, daß sie sich unter einander verschworen, eine Person von Belang durch magische Zauberformeln aus dem Wege zu räumen. Sie hatten, wie es scheint, ein schwarzes Buch, in dem die Verwünschungsformeln aufgezeichnet waren. Einem der Könige ist die Strafe zuerkannt worden, niemals ein kaiserliches Amt mehr bekleiden zu dürfen; eine andere angesehene Person soll auf zwei Monate an den Pranger gestellt werden und sodann hundert Hiebe mit dem tartarischen Bambus bekommen.

Die drei ältesten Leute der letzten 1000 Jahre wurden fast 200 Jahre alt. Der eine war ein Schottländer und der zweite ein Ungar; jeder wurde 185 Jahre alt. Der Ungar war ein armer Mann, denn er ging noch wenige Tage vor seinem Tode am Stocke betteln und hinterließ ein unversorgtes Söhnlein von 95 Jahren. Der dritte war ein Fischer in England und wurde 169 Jahre alt. Er war so rüstig daß er in dem Alter von 100 Jahren noch mit Behendigkeit in den größten Flüssen schwamm.

Frankfurter Theater.

Vergangenen Donnerstag, den 24. Juli, erschien uns das weiße Fräulein, und zwar sehr liebenswürdig in der Person der Dem. Vistor. Sie sang die Partie recht gut. Besonders vorzüglich ward das beliebte Duett im zweiten Akt zwischen ihr und Georg Brown ausgeführt. Letzteren sang Hr. Schmezer und auch heute fanden wir neuen Anlaß zu dem Wunsche, daß dieser Sänger, den die Natur mit einer so schönen Stimme begabt hat, sich mehr Ordnung und Ruhe in seinem Vortrage anzueignen suchen möge. Gar zu übereilt sang er wieder die Arie im zweiten Akte, die dem Erscheinen des weißen Fräuleins vorangeht, und wodurch die Charakteristik des schönen Tonstückes fast ganz verloren ging. Gaveston ist keine von den besten Partien des Hrn. Dobler; er gibt dieser Rolle lange nicht die wirksame Färbung, die ihr gebührt, und so schön die Stimme dieses Sängers an und für sich auch in dieser Oper hervortönt, so fehlt doch dem Gesange das wahre dramatische Mark. Allzu wenig bedeutsam zum Beispiel bezeichnet Hr. Dobler die Stelle im zweiten Finale, wo Gaveston von dem plötzlichen Ueberbieten Georg's so empfindlich überrascht wird. Im Spiel und Gesang muß hier um so mehr aufgetragen werden, da gerade Gaveston in diesem Finale am bedeutendsten hervortritt. Hr. Hassel hatte heute wegen Krankheit des Hrn. Wieser wieder die Pacht der Grafen von Avenel übernommen, und deßhalb wollen wir wegen seiner Verwaltung keine strenge Abrechnung mit ihm halten. Des Pächters Jenny singt Mad. Fischer-Achten recht brav. Etwas mehr Leben könnte ihrer Darstellung jedoch gar nichts schaden. Margaretha wird von Dem. Hoffmann verdienstlich gegeben. Wunderbar ist's, wie gut die alte Margaretha sich konservirt! —

S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — s. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: [illegible]

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 81. 29. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Philippe Rameau.

(Fortsetzung.)

So war es denn Mademoiselle Lombard klärlich erwiesen, daß die Weiber, das Spiel und der Wein die einzigen Ursachen der traurigen Verirrungen Rameau's seyen. Die arme Luise kam in ihre Wohnung um etwas trostloser zurück, als sie gewesen war. Sie fand ihren Mann, wie sie ihn verlassen hatte, mit dem Unterschiede, daß er jetzt eine Gavotte anstatt des passe-pied tanzte, und der Unglücklichen blieb kein Trost, keine Hoffnung mehr.

Allermittelst kam der erste Mai herbei, der Namenstag ihres sonst so geliebten Philipp. An diesem Tag war es seit langer Zeit Gebrauch, einige Freunde zum Mittagessen einzuladen, und Mad. Rameau machte ihre Einladungen wie gewöhnlich. Damals speis'te man um halb zwei Uhr. Um ein Uhr war Rameau, der schon früh ausgegangen, noch nicht wieder nach Hause gekommen; die arme Luise zitterte vor Angst und Ungeduld, er möchte vielleicht den ganzen Tag wegbleiben. Man konnte die Unruhe auf ihrem Gesichte lesen, als endlich Mademoiselle Lombard das Schweigen brach. »Es ist Zeit,« sagte sie, sich an die andern Gäste wendend, »diesem Wesen ein Ende zu machen! Der Herr Nachbar muß uns durchaus beim Dessert eine Erklärung über sein ganz sonderbares Betragen geben. Die arme kleine Frau, wenn das so fortgeht, wird ja so mager wie ihr Taugenichts von Mann! das ist ein Skandal, der nicht fortdauern darf und kann!« Diese Harangue ward einstimmig gut aufgenommen und Jeder bereitete sich, dem Herrn Wirthe auf seine Weise den Text zu lesen. Die Gäste waren: Mademoiselle Lombard, Marchand, der Organist, Dumont, Küster zum heiligen Kreuz de la Bretonnerie, den man übrigens nur schwer hatte bestimmen können, zu kommen, so böse war er auf Rameau, weil er seinen Organistendienst aufgegeben, und Herr Bazin, der Spezereikrämer, den Mad. Rameau eingeladen hatte, weil er Miethsherr war, und sie nicht ohne Bangigkeit an den nächsten Termin denken konnte.

Um ein Viertel nach ein Uhr kam Rameau. Er schien Anfangs überrascht, Gäste bei sich zu sehen, und wollte eben eine Erklärung fordern, als ihm sein gutes Weib mit Zärtlichkeit eine Degenquaste und ein Paar von ihrer Hand gestickte Manschetten überreichte; jetzt kam ihm auf einmal das Gedächtniß. »Gute, theure Luise!« sagte er, »Du vergißt doch nichts! Du bist viel besser als ich: ich denke nie an Deinen Namenstag, wenn ihn mir nicht die Kanonenschüsse, die ihn für den König feiern, in's Gedächtniß bringen. Ich habe Dir noch nie etwas gegeben, aber sey ruhig, dieses Jahr soll es anders seyn, das versichere ich Dich.« Obwohl es nun jedes Jahr so hieß, so konnte sich Luise dennoch der Thränen nicht enthalten, so sehr war sie aller Merkmale von Liebe und Theilnahme von Seiten ihres Mannes entwöhnt. — Nachdem Rameau seine Frau umarmt hatte, grüßte er respektvoll Mademoiselle de Lombard, reichte Freund Marchand die Hand, warf dem Küster einen vertrauten Wink zu, den dieser, obwohl ihm der süße Duft des Bratens den Mund zu einem lüsternen Lächeln verzog, mit einer bittersüßen Grimasse beantwortete; dem Spezereihändler endlich machte er ein etwas vornehmes Kompliment, daß dieser mit einem dergleichen, so lang er war, erwiederte. Nun setzte man sich zur Tafel, und man war Anfangs ganz lustig, je näher aber das Dessert rückte, desto mehr machte sich eine gewisse Spannung fühlbar. Der Wirth war die ganze Zeit so liebenswürdig, so freundlich gewesen, hatte so freigebig seinen trefflichen Burgunder, den er seinen Landsmann nannte, gespendet, daß keiner der Gäste es über sich vermochte, diese gute Stimmung durch Feindseligkeiten zu unterbrechen.

Mademoiselle Lombard hatte zwar versprochen, den Angriff zu machen, indessen war ihr der Muth bedeutend gesunken, und sie suchte nun Hrn. Bazin zum Dollmetscher ihres heiligen Eifers zu werben; aber alle Zeichen und Winke waren vergeblich. Der Herr Spezereikrämer hatte bereits für Viere gegessen und dachte sehr vernünftig: wenn wir uns zanken, so trinken wir nicht. Er that daher, als ob er nichts hörte noch verstände, und ließ gemächlich seine Kinnladen weiter spielen. Die alte Dame verfiel daher auf den guten Gedanken, dem erwählten Redner durch einen leichten Fußtritt ein unzweideutiges Zeichen zu geben; aber sie traf unglücklicherweise die langen Beine des hagern Hauswirths, der mit der entsprechenden Geberde ärgerlich fragte: wer sich das Vergnügen mache, seinen Fuß auf seinem Leichdorn tanzen zu lassen? Mademoiselle Lombard ward roth bis an die Ohren, sie fürchtete, dieser unglückliche Fußtritt möchte einen falschen Schein auf ihre jungfräuliche Sittsamkeit werfen, und die Uebrigen sahen sich ganz erstaunt an, als das in der Straße du Chantre ganz ungewöhnliche Gerassel eines Wagens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Wagen hielt vor dem Hause Rameaus, und bald darauf hörte man die rauhe Stimme eines Bedienten in das Zimmer rufen: Monsieur de la Poplinière.

Bei dem Namen Poplinière erhoben sich ganz verblüfft Rameau's Tischgenossen, und empfingen unter tausend Verbeugungen einen kleinen runden Herrn im schwarzen Sammtkleide, reich mit Gold verziert. »Ist's möglich, gnädiger Herr, Sie würdigen mich Ihres Besuchs?« stammelte, noch ein wenig verlegen, Rameau; »und ohne mich vorher zu benachrichtigen? — »Benachrichtigen?« erwiderte der kleine Mann, »das könnte man doch nur, wenn man wüßte, ob Sie noch leben, und wie lange schon ich davon keine Kunde habe, das können Sie leicht ausrechnen. Doch still davon! Was muß ich hören, Rameau? Sie schreiben eine Oper? Sie haben Mademoiselle Petitpas heute Morgen zu einer Probe eingeladen? Ich will hoffen, daß diese Probe nirgends anders als bei mir Statt hat. Mein Orchester steht zu Ih-

ren Diensten, und was die Kopialien anlangt, das ist meine Sache. Aber wie! wann werden Sie eigentlich an's Werk gehen?« — »Gnädiger Herr, die Oper ist fertig; es sind nun beinahe drei Monate, daß ich daran arbeite.« — »Aber woher haben Sie denn ein Libretto genommen?« — »Der Abbé Pellegrin hat es verfaßt; ich mußte ihm aber 600 Livres als Kaution im Fall des Mißlingens deponiren.« — »Wie? der Pellegrin hat sich von Ihnen 600 Livres vorauszahlen lassen? da möchte ich doch —« — »Nun, er, ein Poet, konnte ja freilich nicht wissen, ob ich im Stande bin, eine tüchtige Oper zu schreiben.« — »Nun, nun, und wie heißt denn die Oper?« — „Hippolyte et Aricie.“ »Ah, ein herrliches Sujet! Und was ist's? wann können wir etwas davon zu hören bekommen?« — »Ich denke, in acht Tagen könnte man wohl den ersten Akt probiren.« — »Nun denn auf Wiedersehen! Adieu, lieber Rameau; ich freue mich sehr, die Bekanntschaft Ihrer Familie gemacht zu haben. Ihr kleines Weibchen ist wirklich charmant, und Ihre Frau Mutter —« fügte er mit einem Blicke auf Mademoiselle Lombard hinzu. — »Nein,« entgegnete Rameau, »Mademoiselle ist unsere Nachbarin und Freundin.« — »Bitte tausendmal um Verzeihung,« fuhr der gemüthliche Generalpächter, dem das lange Gesicht der Dame nicht entgangen war, fort, »wenn ich Mademoiselle für die Mutter hielt; sehen Sie — so ist's, wenn man alt wird!«

Nachdem Hr. von Poplinière so die Bekanntschaft aller Anwesenden gemacht und den würdigen Marchand zu seinen Freitagskonzerten eingeladen hatte, verabschiedete er sich. Nun aber hätte man sehen sollen, mit welchem Entzücken sich Luise in die Arme ihres Gatten warf, um ihm all ihren ungerechten Verdacht abzubitten, und wie die andern in der Stille beschämt und gerührt mit einstimmten. »Weil Ihr, lieben Freunde, nun doch einmal mein Geheimniß wißt, will ich's auch nicht länger verbergen,« sprach Rameau, und nahm sie mit zu seinem Klavier, auf welchem er die ganze große Partitur von fünf Akten ausgearbeitet hatte und jetzt mit Hülfe Marchands ausführte. Alle waren entzückt, und Mademoiselle Lombard behauptete geradezu, nur Lully oder Rameau können solche Meistermusik machen. »Mademoiselle,« erwiederte der letztere, »man könnte mir sicherlich nie ein schöneres und größeres Kompliment machen; denn Lully gerade ist es, den ich vor Allen bewundere, dessen schöne Deklamation, dessen herrliche Melodie in den Rezitativen ich in künstlerischer Freiheit nachzuahmen, zu erreichen suche.« Mad. Rameau weinte vor Freude und Entzücken, und auch Dumont der Küster fand die Musik charmant, meinte indeß doch, es sey Schade, daß so schöne Sachen der heiligen Kirche entzogen und dem Profanen geweiht werden. Marchand war ganz bezaubert. »Ich kannte Sie, lieber Freund, längst als einen ausgezeichneten Organisten,« sagte er zu Rameau, »aber nie hätte ich geglaubt, daß Sie so treffliche Dinge schreiben könnten. Alles ist neu in Ihrem Werke, und gewiß, wenn es das Orchester ausführen kann, so wird und muß diese Oper eine vollständige Revolution in der Musik bewirken.« »Ich hoffe,« erwiederte Rameau, »wir werden mit Fleiß und Geduld alle Schwierigkeiten überwinden. Das war ja bei Lullys erster Oper noch weit ärger; erinnern Sie sich nicht, daß es damals nur zwölf Violinisten in Paris gab? Ein Jahr später existirte bereits die berühmte Bande der vierundzwanzig Geiger, und seitdem haben wir noch gewaltige Fortschritte gemacht.« (Schluß folgt.)

Pfennigbriefe aus meiner Reisetasche.

Von M. G. Saphir. An C. in M.

Mit der literarischen Armuth ist es wie mit der Geldarmuth, beide haben die Taschen voll Pfennige und Heller, voll kleiner Scheidemünze. Wir haben jetzt auch eine Scheideliteratur. Die Literatur wirft aus ihrem fortrollenden Wagen den an der großen Druckheerstraße bettelnden Kindern, ein paar in Papier eingewickelte Pfennige hin und ergötzt sich daran wie sich die armen Kinder dann darum herumbalgen.

Vor einigen Decennien haben sich die Kinder schnell zu Erwachsenen emporgelesen, jetzt lesen sich die Erwachsenen schnell wieder zum Kinde und zu dem Bilderbüchlein zurück.

Es scheint, daß unsere Lesewelt die Stock-, Kau- und Zermalmungszähne ganz verloren hat, man muß ihr alles ganz klein vorschneiden und ausfasern, damit sie bloß zu schlucken und nicht zu kauen brauche. Der geistige Verdauungsprozeß geht dann freilich schlecht vor sich; allein man lies't ja jetzt nicht um zu verdauen, sondern man verdaut um zu lesen, oder vielmehr man lies't nicht und verdaut nicht, sondern man verschluckt, hat einen vollen Magen und lies't sich den Magen homöopathisch wieder leer. Wir haben jetzt bloß Spargelleser, die von allen Gegenständen die Spitze abbeißen und das übrige wegwerfen.

Also, meine Liebe, ich will dir auch solche Pfennigbriefe schreiben, und ein Reisender hat eigentlich ein Recht dazu, seine Gegenstände nur so obenhin abzumähen und die Spitzen in sein Reiseherbarium einzulegen. Besonders aber wir Schriftstellerreisende, die wir wie die Stockfische theuerer werden je weiter wir reisen, wir können als reisende Schnitter nichts als im Fluge das Feld der Betrachtungen absensen; und es ist nur schade, daß wir uns von den gewöhnlichen Schnittern darin unterscheiden, daß jene die Köpfe auffassen und die Stoppeln unbeachtet lassen, wir aber oft gerade die Stoppeln auffassen und die Köpfe unbeachtet lassen.

Doch zur Sache.

Du weißt, ich war nicht recht wohl, als ich München verließ, und was noch schlimmer ist, ich war nicht recht unwohl, nicht einmal so unwohl, um mein ewiges Schweigen bei meinen Reisegefährten mit gutem Gewissen entschuldigen zu können. Du weißt, wie geistreich ich schweigen kann und mit welcher Virtuosität ich schweigen kann; besonders aber auf Eilwägen! Da leg' ich immer meine Sprachwerkzeuge in mein Felleisen und lasse sie mit dem Packwagen nachkommen. Ich stecke mir, so lang ich auf dem Eilwagen sitze, zeitig den Mund in die Ohren, um nichts zu reden und nichts zu hören! —

Ich hatte zwar keinen Schnupfen, allein ein großes Talent dazu; es war mir so zu Muthe, als ob mir ein Schauspieler in der Nase säße, der seine Rolle nicht recht memorirt hat; mein Geist war so weinsäuerlich und so verdrießlich, als wollte er eben ein Stück aus dem Französischen übersetzen und könnte den Diktionnär nicht finden; meine Gedanken waren so schläfrig und langweilig als ob sie verheirathet wären, ich selbst kam mir vor wie ein Trauerspieldichter und meine Glieder wie die Zuhörer, ich konnte sie nicht rühren; und mein ganzes Leben, während der drei Tage bis nach Wien, schien nur ein Wechsel, der erst drei Tage nach Sicht zu bezahlen ist!

Gottlob, es war kein Weinreisender im Wagen! Die Menschen werden eingetheilt in zweierlei Gattungen: in Menschen und in Weinreisende. Die Weinreisenden wurden erst lange nach Noa geschaffen, nachdem der erste Wein und die erste Zudringlichkeit gebaut wurden. So ein Weinreisender führt immer einige Muster französischer Weine und manch' anderes Französisches mit sich, wovon er aller Welt die Proben aufdringt. Wenn man sich auch Mund und Ohren noch so fest verkorkt und zugestöpselt hat, so bohren einen die Weinreisenden mit dem Propfenzieher der Zudringlichkeit dennoch unaufhörlich an. Gottlob, meine Theuerste, es war kein solcher mit in dem Eilwagen!

Der Abend war mild wie der Geist der Menschlichkeit und lau wie das Publikum bei klassischen Stücken, die Sternlein zogen herauf wie die geputzten Balldamen in den Saal des Himmels und der Mond wanderte blaß und still um die Erde wie um eine schlafende Geliebte; der Himmel war so recht Jean Paulisch gemüthlich blau, er war so recht tief und so recht hoch und so recht heilig innig wie der Gedanke an die Unsterblichkeit; und er lehnte sich vertraulich auf die fernen Berge wie auf die Schulter erprobter Freunde, und von den Bergspitzen floß noch die verglühende Abendlichtlava, herab in die Ebene, und unten standen die Bäume und Blüten wie Träumende und die Zweige und die Blätter lispelten und flüsterten als sprächen sie aus dem Schlafe und als nennten sie den Namen ihrer Geliebten, und der frische Duft der Wiesen und üppigen Kleefelder fluthete empor und schlug über unsern Wagen wie über eine Taucherglocke zusammen; mir war so wohl und so wundersam leicht als hätte mein Gemüth ein Schwimmkleid an und schwämme nackt und wohlig hinein in den vergeistigten Strom der offenen Natur. Ich wollte eben ausrufen: »ach, das Leben ist doch schön!« da schnarchte mein Nebenmann laut auf und meine Schwärmerei war dahin! Ist denn das Leben schön, wenn jemand neben uns schnarcht?!

Was ist alle Schwärmerei, meine süße Freundin? Ich hatte heute alle Ingredienzien dazu, Mondschein und musivisches Abendlicht; redende Bäume und tanzende Sterne, klingende Lüfte und athmende Düfte, und ein einzelnes Wesen, welches schnarcht, schnarcht mir alle diese schönen Materialien in Grund und Boden! Wer das Schnarchen erfand hat nie geschwärmt, nie unglücklich geliebt! —

Doch, wozu das Alles, meine Liebe, du willst von Wien hören, willst es von mir hören, willst von mir hören wie ich es wieder fand.

Seit zwanzig Jahren sah ich Wien nicht; es sind zwar nur zehn Jahre; allein in diesen zehn Jahren bin ich um zehn Jahre älter, Wien aber um zehn Jahr jünger, frischer und blühender geworden, das machen zwanzig Jahre.

Als ich den Stephansthurm wiedersah, kam es mir vor, als ob eine Jugendgeliebte mir nach langer Zeit wieder mit aufgehobenem Zeigefinger zuwinkte, nur ja recht schnell zu kommen; und als ich in die Stadt einfuhr, war es mir, als ob mein Herz zehn Jahre lang versiegelt und plombirt in mir durch die Welt kutschirt hätte und jetzt hätte man mir am Thore die Siegel wieder abgelös't und dieses Herz dehnte sich elastisch und freudig wieder aus und aus demselben flogen alle freundlichen Erinnerungen und glücklichen Stunden wieder, wie die Hausschwalben heraus und nisteten sich an Mauern und Häusern fest.

Große Städte sollte man wie Seebäder zu einer geistigen Kur verordnen. Nicht nur die Ebbe und Fluth der Wogen, nicht nur der offene Wellenschlag der See, sondern auch die Ebbe und Fluth des Volkes, der Wellenschlag der Menschen stärkt die Brust und regt die Nerven zu einer kräftigen, frischen Reaktion auf. Aber es herrscht doch ein Unterschied: in die hohe Fluth der See muß man sich mit dem Kopf vorwärts stürzen, in die hohe Fluth der Menschen muß man sich mit der Brust vorwärts stürzen; besonders aber in die offene Fluth der Wiener Menschen, die sich selbst mit offener Brust und offenem, weichen Herzen andern Menschen entgegenstürzen.

Darum sind auch die meisten Schilderungen, welche man aus fremden Federn über Wien lies't, wie auf den Kopf gefallen. Die Fühlhörner, mit welchen das Wiener Leben betastet seyn will, müssen von dem Herzen ausgehen und nicht von der Stirne. Mit dem Nordländer muß man erst denken, um zu begreifen wie er fühlt, mit dem Wiener, muß man erst fühlen um zu begreifen wie er denkt. Da kommen die Nordländer oft, die auf ihren kritischen Reisen nur den kalten Verstand eingepackt, für Gemüth aber nie ein Loth an Ueberfracht zu bezahlen haben, und vergleichen die Blumenuhr des Wiener Lebens mit ihrer Sanduhr, aber der Duft und der Seelenodem, der jene Kelche und Dolden auf- und zuschließt, bleibt ihrem logischen Blick unsichtbar und deßhalb wissen sie nie und nimmer wieviel es auf dieser Blumenuhr eigentlich geschlagen habe.

Wien, meine Theuere, verhält sich zu andern deutschen Städten, zu Berlin z. B. gerade auch wie die Nordsee zur Ostsee. In der Ostsee ist nicht Ebbe nicht Fluth, daher kein großer Wellenschlag, aber Wien ist die Nordsee, ewige Ebbe und Fluth von Reisenden und Fremden und daher der große wohlthuende Wellenschlag der Menschen.

London ist ein Dickkopf in Verhältniß zu seinem kleinen Leib England, Paris ist auch nicht der Kopf Frankreichs, sondern sein ganzer Oberleib und man kann daher in Paris weniger die Phisiognomien als seine Proportion kennen lernen; von Wien allein kann man sagen, es ist das schöne, verhältnißmäßige, liebenswürdige Antlitz des österreichischen Kaiserstaates. (Wiener Theaterzeitung.)

Die Königin Elisabeth ein Mann.

Es handelt sich nicht von dem männlichen Geiste und Charakter der Nebenbuhlerin und Mörderin der unglücklichen Maria Stuart, sondern über ein höchst sonderbares Beispiel politischer Monomanie, welches in England sich ereignet hat. Daß in Frankreich eine Menge angeblicher Republikaner die Tavernenbrutus spielen, daß sie in sich neue Robespierre, St. Jüst, Marat, Danton und andere Helden von demselben Gewicht erblicken, läßt ohne viele Mühe sich erklären. Aber daß in dem kalten, bedächtigen England, in unsern Tagen ein Mann für die Königen Elisabeth sich halte, ist etwas nicht so Alltägliches, als die Marius- und Sulla-Parodie in dem heutigen Frankreich.

Der junge Brite, welcher sich für die Königin Elisabeth hält, heißt Forster. Er ist ungefähr 26 Jahr alt, gehört zu einer anständigen bürgerlichen Familie, und ist ziemlich wohlhabend. Er bereis't gerade jetzt sein angebliches Königreich in allen Richtungen, »weil,« sagt er, »seine Minister ihn hintergehen können, und er mit eigenen Augen sich überzeugen will, ob sein treues Volk zufrieden und glücklich ist.«

Bei Tilbury (Fort in der Nähe von London) kampirt, seiner Versicherung zufolge, eine kampflustige Armee von 60000 Mann, um die auf der »unüberwindlichen Flotte« gegen ihn gesendeten Spanier wacker zu empfangen, und dem König von Spanien und Indien, der ihm den Krieg erklärt, weil er sich geweigert, mit ihm sich zu verheirathen, Mores zu lehren. Zu York hat er einem Irländer eine 20 Pfundnote (240 fl. rhein.) gegeben, nachdem dieser auf seine Ehre sich verpflichtet, ihm den Kopf des Grafen von Tyrone zu bringen.

Forster hat vielen Personen hoch und theuer versichert, daß er nie die geringste wirkliche Liebe weder für Essex noch für Leicester gehabt, und daß alle Gerüchte, welche man über diesen Punkt verbreitet, durchaus unwahr, verläumderisch und beleidigend für seine königliche Person seyen. Er hat öffentlich bekannt gemacht, daß er demjenigen, welcher ihm den Kopf des bekannten Daniel O'Connell, oder eines der übrigen Unruhestifter Irlands bringe, 100 Pfund Sterling (1200 fl. rhein.) auszahlen lassen wolle. So verwechselt er Zeiten und Menschen, doch beharrt er bei alledem fest bei der Idee, daß er die Königin Elisabeth sey.

Er ist sehr zuvorkommend und gütig gegen Arme und

Nothleidende, die ihn als ihre Mutter betrachten. Er vertheilt das Geld mit vollen Händen, und wird bald seines Beutels Grund erreichen, falls man sich nicht noch zu rechter Zeit seiner erbarmt, und ihm einen Vormund ernennt. In allen von ihm besuchten Werkstätten, Fabriken, Krankenhäusern rc., hat er seine königliche Freigebigkeit bewährt, und überdem Befehle zur Vertheilung noch größerer Summen zurückgelassen. Alle seine Bons sind an seinen ersten Schatzmeister Burleigh gerichtet, und mit großer Schrift »Elisabeth« unterzeichnet. Eine tiefe Schwermuth bemächtigt sich jedesmal seiner, wenn man von Schottland spricht. Die Hinrichtung der Königin Maria Stuart gereuet ihm bitterlich, und er würde die Hälfte seines Königreichs darum geben, wäre es möglich, sie ins Leben zurückzurufen.

Young und der Offizier.

Young, der Verfasser der Nachtgedanken, machte einst mit mehren Damen eine Lustfahrt auf der Themse. Um ihnen eine angenehme Unterhaltung zu gewähren, spielte er ihnen mehres auf der Flöte vor, auf der er Meister war. Als er jedoch bemerkte, daß ein Boot, in welchem mehre Offiziere waren, dicht hinter dem fuhr, in welchem er sich befand, endete er sein Spiel, und steckte sein Instrument wieder in die Tasche.

»Weßhalb hören Sie auf zu spielen?« fragte einer der Offiziere in barschem Tone.

»Aus eben dem Grunde, aus welchem ich anfing,« entgegnete Young; »weil es mir Vergnügen machte.«

»Sie sollen aber noch nicht aufhören,« gebot der Offizier, »und wenn Sie also nicht augenblicklich wieder anfangen zu spielen, werfe ich Sie über Bord in's Wasser.«

Young hatte Mitleid mit der sichtlichen Angst der Damen, fügte sich, um ihnen keine Unruhe zu verursachen, in das unverschämte Gebot, und spielte. Als aber beide Boote gelandet waren, nahm er den Offizier bei Seite und sagte zu ihm: »Ich denke Ihnen zu beweisen, daß unter einem schwarzen Rocke eben so gut ein Herz voll Muth schlagen kann, als unter einem rothen. Sind Sie daher ein Mann von Ehre, so stellen Sie sich morgen, ohne Sekundanten, und mit dem Degen bewaffnet ein, um mir Genugthuung zu geben.« Zugleich nannte er ihm die Stunde und einen einsamen, abgelegenen Ort. Der Offizier versprach zu kommen, und Beide schieden in anscheinender Freundschaft.

Am nächsten Tage war Young der Erste auf dem Platze. Als bald darnach auch der Offizier kam, zog Young eine Pistole aus der Tasche, spannte den Hahn, und zielte auf seinen Gegner. »Was!« rief dieser entrüstet, »wollen Sie mich ermorden?«

»Keineswegs!« entgegnete Young; »ich ersuche Sie nur, eine Menuet zu tanzen; wenn Sie es aber nicht thun, schieße ich Sie nieder.«

Der Offizier weigerte sich anfangs, mußte aber doch endlich den Willen seines Gegners erfüllen.

»So,« sagte Young, als der Tanz geendigt war. »Gestern wollte ich meine und Ihre Gesellschaft nicht in Schrecken versetzen, und ließ mich daher von Ihnen zwingen, ein Liedchen zu spielen; heut zwang ich Sie dafür, ein Menuet zu tanzen. Wir sind also quitt; wollen Sie nun aber noch irgend etwas von mir, so bin ich zu jeder Genugthuung bereit.«

Der Offizier sah sein Unrecht ein, umarmte Young, und Beide wurden und blieben von dieser Zeit an aufrichtige Freunde.

Mannigfaltigkeiten.

(Der treue Gänserich.) Ein alter Hr. Eliston ist wegen seines Begleiters der Gegenstand des allgemeinen Interesses, sagt ein englisches Blatt. Dieser Begleiter ist ein Gänserich, welcher einem Pachter in der Nähe gehört und gegen Morgen um fünf Uhr vor die Wohnung seines Freundes kommt, den er durch sein Geschrei aus dem Schlafe weckt. Er begleitet denselben den ganzen Tag über auf allen Gängen und spaziert selbst in den volkreichsten Straßen hinter ihm her, unbekümmert um das Geschrei der Jugend. Setzt sich der Greis, wie er öfters thut, nieder, so legt sich der Gänserich zu seinen Füßen. Kommen beide in die Nähe einer Stelle, wo der alte Mann sich gewöhnlich niedersetzt, so geht der Gänserich voraus und sucht durch Schreien und Schlagen mit den Flügeln anzudeuten, hier sey der Ort, wo man gewöhnlich ruhe. Beleidigt Jemand den alten Herrn, so zischt und schreit der Vogel und beißt wohl gar. Geht er in ein Wirthshaus, so folgt ihm der Gänserich auch dahin, wenn man ihn einläßt oder wartet vor der Thüre, bis der alte Herr wieder herauskommt. Beispiele von solcher Anhänglichkeit der Gänse sind selten.

Der Reichthum des Krösus, Königs von Lydien, der ungefähr 540 Jahre vor Chr. lebte, ist sprüchwörtlich geworden; obgleich uns keine bestimmte Angabe von dem wirklichen Werthe der Schätze dieses Monarchen geblieben ist, so können wir uns doch eine Vorstellung davon nach den Geschenken machen, welche er dem Tempel von Delphi sandte. Diese Geschenke können nach Herodot auf 4,000 Talente Silber und 270 Talente Gold oder gegen 20 Millionen Thlr. geschätzt werden. Im Herodot lesen wir auch eine Anekdote, welche sowohl über die Schätze des Krösus als über die Sitten der damaligen Zeit Aufschluß gibt. Als der König einige seiner Unterthanen nach Delphi schickte, um das Orakel zu befragen, wurden die Lydier in Athen von der Familie der Alcmäoniden mit Auszeichnung aufgenommen. Krösus lud dafür ein Mitglied dieser Familie zu sich. Bei der Ankunft des Fremden zeigte man ihm Geld und sagte ihm, es gehöre ihm so viel davon, als er mit sich nehmen könne. Alcmäon zog eine weite Tunika und die größten Schuhe, an und folgte so seinem Führer in den königlichen Schatz. Hier füllte er zuerst die Schuhe, dann die Falten seines Gewandes mit Goldstangen, bestreute sogar seinen Kopf mit Goldstaub und nahm den Mund voll davon. Nur mit Mühe konnte er sich unter der Last fortbewegen; der Goldstaub auf dem Munde und dem Kleide entstellte ihn so, daß er gar keinem Menschen mehr glich. Als ihn Krösus sah, mußte er laut auflachen, erlaubte ihm aber nicht bloß, alles, was er hatte, mitzunehmen, sondern fügte auch noch andere bedeutende Geschenke hinzu.

(Der Verkäufer seiner Frau.) Während der Sitzung des Stadtgerichts zu Hertford wurde demselben angezeigt, ein junger Mann wolle seine Frau öffentlich auf dem Markte verkaufen. Es wurde sogleich Befehl gegeben, ihn festzunehmen. Schon war eine große Volksmenge versammelt, der Mann kam aber zur festgesetzten Zeit nicht. Bei der Ankunft der Polizei suchte die schöne Betrübte und ihr Käufer, den sie selbst gewählt hatte, zu entschlüpfen, man bemächtigte sich ihrer aber und führte sie vor den Richter, wo die Dame sich mehrmals stellte, als falle sie in Ohnmacht. Sie sah sehr zärtlich aus, ihr »Käufer« dagegen schien eine herkulische Stärke zu besitzen. Der Mann kam einige Zeit darauf und sagte aus, es sey seine Absicht, seine Frau zu verkaufen, wenn er einen Liebhaber dazu finde und betheuerte, er werde sie, um sie nur recht bald los zu werden, für 18 Groschen hingeben. Das Gericht verurtheilte ihn zu einer Kaution von 20 Louisd'or. Als das Paar den Gerichtssaal verließ, folgte ihm eine große Volksmenge mit Geschrei, Pfeifen und Steinwürfen.

Theateranzeige.

Dienstag, den 29. Juli. Johann von Paris, komische Oper in zwei Akten, aus dem Französischen, Musik von Boieldieu. Gastrolle: Prinzessin von Navarra, Dem. Pistor, kurfürstl. hessische Hofsängerin. Gastrolle: Johann von Paris, Hr. Wild, kais. königl. Hofopernsänger.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 82. 30. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Philippe Rameau.

(Schluß.)

Während der acht Tage, welche zum Abschreiben der Stimmen verwandt wurden, übte Rameau mit seinen Sängern, die damals freilich noch gar sehr schwache Musiker waren, seinen ersten Akt ein, und am festgesetzten Tage versammelte sich endlich die schöne Welt vom Hof und aus der Stadt gar zahlreich in den prächtigen Salons des Hrn. von Poplinière. So sehr Rameau auch bisher als Theoretiker rühmlichst bekannt war, so wenig war man doch geneigt zu glauben, daß er, ein Mann von fünfzig Jahren, noch in einer Laufbahn Glück machen könne, die vor Allem jugendliche Lebendigkeit und eine lebensfrische Phantasie erheischt. Die Ouvertüre begann; wie alle Ouvertüren jener Zeit im streng fugirten Styl geschrieben, machte sie nur sehr geringen Effekt. Der erste Chor: Accourez, habitans des bois, ward zwar ein wenig besser aufgenommen; aber weil die vornehmen Herren sich zu kompromittiren meinten, wenn sie zuerst applaudirten, so wurden mehre der folgenden Stücke in religiösem Stillschweigen angehört. Rameau, der selbst dirigirte, sah mit großem Verdruß, wie wenig Wirkung seine Musik auf das Publikum machte: die Muthlosigkeit malte sich in allen seinen Zügen, als nach der reizenden Arie: Plaisirs, doux vainqueurs, ein Mann in einem Winkel des Salons auf sein Tabouret steigt und ruft: „Très bien, Rameau! c'est admirable!“ Alle Augen richten sich nach dem kleinen Manne, der so plötzlich die Probe unterbrochen hatte, und den man seines unscheinbaren Anzugs halber schon für einen ungebetenen Gast zu halten geneigt war, da ruft ihm Rameau von seinem Platze zu: »Dank, herzlichen Dank, mein bester Marchand! Ihr Beifall genügt mir vollkommen.« Der Name Marchands war so berühmt, daß jeder Anwesende das Gewicht seines Beifalls zu würdigen wußte, und der letzte und folgende Chor des Prologs endigte unter allgemeinem Beifallsgeräusch. Die zuvor so gar nicht günstige Stimmung des Publikums war nun völlig umgeändert, und sämmtliche Stücke des ersten Akts wurden mit dem gebührenden Beifalle aufgenommen und belohnt.

Rameau empfing mit großer Freude die zahlreichen Glückwünsche, und Hr. von Poplinière stralte vor Entzücken, da tritt ein ziemlich ärmlich gekleideter Mann auf unsern Musiker zu, zieht ein Papier aus der Tasche und sagt, indem er es zerreißt: »Sie können Ihre 600 Livres zurücknehmen; wer solche Musik macht, braucht keine Garantie für den guten Erfolg zu geben.« Jedermann war erfreut über diese Handlungsweise des armen Dichters Pellegrin, dessen beschränkte Lage allgemein bekannt war, und er theilte nun die Lobsprüche, mit denen man den Musiker überhäufte.

Von nun an war zwar in den Salons von nichts die Rede, als von Rameau's Oper, und die ausgezeichnetsten Künstler jener Zeit hatten bereits die Hauptrollen unter sich vertheilt, indessen wurde die Aufführung durch die gewöhnlichen Kabalen und Intriguen noch lange hintertrieben. — Endlich begannen die partiellen Proben, und es ging Alles vortrefflich. Dessenungeachtet wußte der nimmer schlafende Neid und die Eifersucht der Künstler und Komponisten ihre Maschinerien so gut spielen zu lassen, daß sich bald im großen Publikum die Meinung verbreitete: Rameau's Musik sey bizarr, unverständlich, ohne Grazie und Geschmack, und höchstens für die Gelehrten und Liebhaber des Außergewöhnlichen. So rückte endlich der Tag der Hauptprobe heran, und alle ausführenden Künstler waren an ihrem Posten, trotz der feindseligen Stimmung, welche man in ihnen zu erregen gewußt hatte. Alles ging gut bis zum zweiten Akte. Als man hier nun aber zu der bekannten enharmonischen Stelle des berühmten Parzentrio kam, da hörte auf einmal das ganze Orchester auf, denn diese ganz neue Schwierigkeit schien unüberwindlich. Rameau bat ganz ruhig, noch einmal anzufangen, da meinte der Dirigent des Orchesters, die Stelle sey unausführbar. »Das erstemal vielleicht,« antwortete Rameau, »aber versuchen wir es nur, es wird gelingen.« Auch der zweite Versuch gelang nicht viel besser, und nun galt es die ganze Autorität Rameau's, um eine dritte Wiederholung zu erzwingen, und jetzt gelang es endlich.

Die Aufführung einer neuen Oper war zu jener Zeit in Paris ein großes Ereigniß, denn es gab nur drei Theater in Allem: die Oper, die französische und die italienische Komödie. So war denn ganz Paris am Morgen des ersten Oktobers 1733 in Bewegung. Alle Zugänge zur Oper waren von früh an belagert, und mit vieler Mühe nur gelang es unserm guten Rameau, eine kleine, ganz abgelegene Loge für seine Frau, Mademoiselle Lombard und seinen Freund Marchand zu erhalten. Seine Nebenbuhler dagegen, mächtiger und besonders intriganter als er, hatten den ganzen Saal mit ihren Werkzeugen und Anhängern gefüllt. Wie dem armen Weib des Künstlers beim ersten Bogenstriche der Ouvertüre das Herz pochte! Ihre Freunde suchten sie zu beruhigen; aber sie selbst bedurften des Muthes, denn von dem ersten Akte an entspann sich im Parterre eine so heftige Kabale, daß an die Stelle der Anfangs schon sparsamen Zeichen des Beifalls eine förmliche Stille trat, welche in den letzten Akten nur von mißfälligem Murren von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde. Marchand war wüthend, Madame Rameau der Ohnmacht nahe, und Mademoiselle Lombard wagte nicht zu sagen, was sie dachte: sie fürchtete, dieß Unglück sey die Strafe dafür, daß Rameau die Kirche für das Theater verlassen. Rameau zog sich höchst niedergeschlagen in seine Wohnung zurück. »Ich habe mich geirrt,« sagte er; »ich glaubte, mein Geschmack werde gefallen. Ich muß auf die Oper verzichten.«

Doch so kam es nicht. Unterdessen hatten sich die regelmäßigen Opernbesucher im Foyer versammelt, und Niemand wagte, sich für eine Musik auszusprechen, die so allgemein

mißfallen hatte. Gegen die große Menge der Gegner wagte es nur Poplinière, ihre Vertheidigung zu übernehmen, er predigte aber tauben Ohren. »Fragen wir einen Musiker!« rief jetzt der Prinz von Conti, und in demselben Augenblicke trat Campra ein. Dieser war ein braver Mann und berühmter Musiker, und hatte keinen Theil an den gegen Rameau geschmiedeten Kabalen genommen. »Nun, was halten Sie von dieser Musik?« fragte der Prinz. — »Diese Oper, Monseigneur, hat so viel Musik, daß man daraus zehn solcher machen könnte, dergleichen man uns heutzutage auftischt. Dieser Mann wird uns Alle verdunkeln.« Das Wort fiel auf und gefiel, bald war es in Aller Munde, und nun entdeckte man bereits bei der zweiten Vorstellung ganz neue Schönheiten. — Die zweite Oper fand noch lautern Beifall, die dritte machte noch größeres Glück, und so wuchs Rameau's Ruhm von Tag zu Tag. — Fast alle seine Werke hatten, wie man in Frankreich und leider auch bei uns sagt, den brillantesten Succes. Eine Oper namentlich, Kastor und Pollux, machte so außerordentliches Glück, daß einer seiner Nebenbuhler, Mouset, vor Eifersucht närrisch wurde; im Narrenhaus zu Charenton sang er unaufhörlich den Chor der Dämonen in dieser Oper: qu'au feu du tonnerre etc.

Rameau war einer der größten Musiker, die je gelebt haben. Er allein hat den doppelten Ruhm eines großen Theoretikers und eines eben so großen Komponisten in sich vereinigt. Mit Recht kann man ihn den Vater der neuern Musik nennen. Seine Ballerstücke waren so beliebt, daß man lange Zeit in Italien keine andern tanzte. Im Jahr 1747 setzte ihm die Oper eine lebenslängliche Pension von 1500 Livres aus. Er ward Kapellmeister des Königs, in den Adelstand erhoben, und sollte eben den St. Michaelsorden erhalten, als er 1764 den 12. September in hohem Alter starb.

Das Fest der heiligen Rosalie.

Von Marchese di Salvo.

Will man im neunzehnten Jahrhundert die Pracht und den Luxus des Mittelalters in seiner glänzendsten Gestalt dargestellt sehen, so reise man im Monat Juli nach Sicilien, wenn das Fest der heiligen Rosalie gefeiert wird, wo das naive Volk voller Bewunderung vor einem bunt gemalten Bilde hinfällt, vor einer Statue von Holz oder Marmor, in Gold und Silber gehüllt, vor dem Haupte einer Jungfrau, das mit einer Rosenguirlande geschmückt ist, deren Duft zum Himmel emporsteigt. Wie glücklich der Aberglaube! Er ist entzückt über Wunder, die er nie gesehen, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt und endlich zur Riesengröße herangewachsen sind.

Es ist ein herrliches Fest, das die Gebräuche der alten Völker Trinakriens und die Sitten der neueren Zeiten mit Einem Bande lieblich umschlingt!

Es ist ein Gemälde der Gegenwart auf dem Grunde der Vergangenheit! Das Sicilien des Mittelalters und das Sicilien des neunzehnten Jahrhunderts reichen sich die Hand, und die aus dem Grabe auferstandene Zeit erscheint nicht minder lebendig als die gegenwärtige. Alles, was war, Alles, was ist, tritt hier in einen Kreis zusammen, um vereint der erhabenen Schutzheiligen zu huldigen, und das Auge, der Geist, bemerkt, bewundert zu gleicher Zeit den Pomp der Ovationen, den Enthusiasmus der Sündenbußen, den Luxus der Kirchenaristokratie und die andachtsvolle Seligkeit einer Volksmasse, die zur Feier des Tages versammelt ist, an dem ihre Landsmännin für ihr Heil ein Lied im Chore der Engel anstimmt.

Zwar sagt man, daß Sicilien im Sommer von einer brennenden, Alles vertilgenden Sonne heimgesucht sey, und daß die furchtbare Hitze auch wohl den geräuschvollsten Ergötzlichkeiten ihren Jubel nehmen könne; allein diese Redensarten beruhen gewiß auf Uebertreibung, denn die Einen erzählen, ohne je geprüft und gesehen zu haben, und die Anderen stellen gern Alles, was sie litten im vergrößerten Maaßstabe dar. Was man auch immer dagegen haben mag, der Monat Juli ist für ein Volksfest in Sicilien die geeignetste Zeit. Jetzt hat man eben die Getraideerndte beendet; die gelben Aehren sind wie vor zweitausend Jahren unter dem Schutze der Flava Ceres in reichem Segen emporgeschossen, und auch der dürftigste Mann ist jetzt vor Noth geborgen; schon senken die Bäume ihre schwer beladenen Aeste mit reifen Früchten auf den Boden nieder; die Sonne erleuchtet und erwärmt nicht nur, sie erzeugt und nährt auch; sie säet Leben in jede Rinde, in jeden Stängel. Ueberall ist die Natur ausgeschmückt und das Land mit Schätzen überdeckt, die man kaum hier eingesammelt, während dort schon neue und zahlreichere emporkommen. Hierzu gesellen sich die freundlichen Nächte, die azurnen Helmen gleich die Sonnengluth abwehren, und in heiterer Stille unter ihrem Sternenhimmel den Menschen in eine Atmosphäre des Halbdunkels versetzen, in ein Reich der Lieblichkeit und der Milde.

Schon beginnt die große Feier der fünf Tage, jener geräuschvolle und zu gleicher Zeit ernsthafte Pomp, wo die Künste, die Geschichte, das religiöse Gefühl, die Kirche, der Palast, der Hafen, das Meer, wo Alles von Einem Geiste beseelt, von Einem Glanze überstrahlt, vereint zur Verherrlichung der Schutzheiligen beisteuert. Fünf Tage hinter einander — und doch erkaltet und ermattet das Interesse der gutmüthigen Einwohner von Palermo nicht; es ist wie ihre Sonne, lebhaft und ohne Gewölk. Wollte man den alten Gebräuchen nachforschen und den Zusammenhang der nie unterbrochenen Kette der Zeiten auffinden, so würde man die Deutung des ungeheuren, titanenmäßigen Wagens leicht erkennen, der 100 Fuß hoch ist, ein Riese aus Holz, der am ersten Abende dieses Volksfestes sich erhebt, gleich dem Pferde Troja's, während die ganze Stadt von einer Lichtmasse, die man überall zu gleicher Zeit anstecken läßt, wie von einem Blitze plötzlich erleuchtet wird. Das rollende Gebäude, würdig eines Triumphators der kriegerischen Roma, nimmt seinen Ausgang vom Platze des königlichen Schlosses, und zieht, mit 80 Ochsen bespannt, langsamen Schrittes durch die große Straße von Cassero. Auf dem Gipfel des Wagens, der bis in den Himmel reicht, befindet sich eine aufrecht und unbeweglich dastehende Statue der Heiligen; zu ihren Füßen sieht man die Abbildungen der Engel, die himmlische Miliz, die unsere Heilige in ewiger Glorie umgibt, die Raphael, die Michael, die Uriel, die Erzengel um die Nähe des Herrn, die feurigen Seraphim, die Cherubim des Ruhmes, in der Ordnung, wie die Ueberlieferung aus den Zeiten der Hierarchie sie darstellt. Weiter unten ist eine Gruppe von schönen Kindern auf dem Wagen aufgestellt, die mit lachendem Munde, mit ausdrucksvollen Augen, mit Fackeln in den Händen und mit ihren jungen Gesichtern gegen das Volk geneigt, auf dessen Wünsche nur zu horchen scheinen, um sie in ihre unschuldige Sprache zu übersetzen und der Heiligen vorzutragen; das Geschrei dieser Bambini dringt bis in die Herzen der frommen Menge, die von gottseliger Freude emporhüpfen. Ganz unten am Wagen sieht man ein zahlreiches, gut besetztes Orchester. Die Flöten, die Hoboen, die Baßgeigen und die Hörner stimmen in einander, bald in kühnem Aufsluge, bald in zarter sanfter Harmonie. Die Melodie vereinigt alle Gefühle des Volkes, eine Hymne folgt auf die andere, und man hat kaum Zeit übrig, sich von der stets hinreißenden Bewunderung zu erholen. (Fortsetzung folgt.)

Die fahrenden Restaurationen zu Paris.

Noch vor einigen Jahren war das Quartier der Chaussée d'Antin im Norden von einer weiten, unbebauten und fast ganz werthlosen Ebene begränzt. Als die Restaur tion Ruhe und Sicherheit versprach, beeilte sich jeder seine Kapitalien und seine Betriebsamkeit an irgend eine nützliche, Gewinn versprechende Unternehmung zu wenden, und nun stiegen da, wo bisher nur freies Feld gewesen war, bald Häuser empor, welche Straßen und Plätze bildeten. Diese verlassenen Häuser, diese großen, aber leerstehenden Paläste bilden jetzt ein neues Quartier, Neu-Athen genannt, in dessen höchstgelegenem Theile, am Abhange des Hügels von Montmartre, und zwar in der Straße Navarin, der Vicomte Botherel seit achtzehn Monaten ein Schloß erbauen ließ, von dessen zierlichem Belvedere aus man ganz Paris übersieht.

Mehr als zwei Millionen wurden ausgegeben, um Gärten anzulegen, ungeheure Keller zu graben, Galerien und mit Bleidächern versehene Terrassen zu bauen, ein prachtvolles Gebäude von drei Stockwerken zu errichten, dessen Vorderseite mit Karniеßen und Bildhauerarbeiten verziert ist, ferner um große Ställe und geräumige Remisen zu bauen, und endlich um eine mit einer anderthalb Metres dicken Mauer umgebene und mit einem ungeheuren flachen Dache von Steinen bedeckte Eisgrube anzulegen.

Dieses unermeßliche Gebäude ist nicht für eine einzige Herrschaft bestimmt; nicht für Einen Menschen allein wurden diese ungeheuren Küchen mit sechs Rauchfängen angelegt; das Wohngebäude selbst ist nur Nebensache, das Schlachthaus aber, die unermeßlichen unterirdischen Speisekammern, und vor Allem die Küchen sind die Hauptsache, denn es handelt sich hier um nichts Geringeres, als sämmtliche Einwohner von Paris zu speisen. Wie klein und unzureichend erscheint bei diesem Gedanken jetzt diese ganz unermeßliche Anstalt, und wie wenig begreift man, wie es möglich seyn könne, daß die Köchinnen in diesen großen Küchen zur nämlichen Stunde vielleicht zweimal hunderttausend in den verschiedenen Quartieren von Paris vertheilte Tische versorgen.

Was indeß beim ersten Anblicke als unmöglich vorkommt, erscheint bei genauerer Untersuchung als höchst einfach; es geht hier wie mit einer sehr zusammengesetzten Maschine; Alles beruht auf einem höchst einfachen Mechanismus, der sich aber wohl hundertmal wiederholt.

Stellt man sich einen Wagen vor, der zur bestimmten Stunde reichlich versehen, von zwei Menschen bedient, von denen man Alles haben kann, was man verlangt, wenn man nur die kleine Karte berichtigt, welche die Dame des Komptoirs überreicht, einige Straßen von Paris durchfährt, so begreift man leicht, daß auch zweihundert ähnliche Wagen zur nämlichen Zeit in der Stadt umherfahren können, und was anfänglich, wenn man nur das Treiben in der ungeheuren Küche betrachtete, unmöglich schien, erscheint einfacher, wenn man sich Alles in einem regelmäßigen Gange denkt, der sich natürlich von Tag zu Tag mehr ordnet.

Diese fahrenden Restaurationen sind von einer nicht minder sinnreichen Einrichtung als die ganze große Anstalt in der Straße Navarin selbst. Auf zwei oder vier Rädern ruht, fast bis auf die Erde herabhängend, der Kasten einer Berline, von festen und sehr guten Federn getragen. Hinten in einem zierlichen Pavillon befindet sich das Komptoir; vorn unter dem Kutschersitze die Weine und die kalten Speisen, durch einen daneben angebrachten Eisbehälter frisch erhalten, und in der Mitte, in einer durch Dampf geheizten Speisekammer, die warmen Speisen, welche hier in eigens dazu bestimmten Gefäßen Portionenweise aufgeschichtet sind, und warm erhalten werden ohne zu verdunsten.

Jeder Gegenstand wird mit einem Zettel versehen seyn, auf welchem der Preis steht. Durch eine Harmoniemusik werden die Bewohner von dem Vorüberfahren der Restauration in Kenntniß gesetzt werden, und die Fahrt wird so langsam gehen, daß auch alte Leute in den höchsten Stockwerken Zeit genug haben herabzukommen und ein Mittagessen abzuholen, das ihnen sonst hoch genug zu stehen kam, weil sie genöthigt waren, es beim nächsten Restaurateur zu kaufen.

Außer diesen Wagen werden auch in den verschiedenen Quartieren von Paris noch mehre Speiseniederlagen errichtet werden. Hier wird ein Saal mit Tafeln und Sesseln versehen, dem Publikum offen stehen; am Eingange findet man ein geräumiges mit Lebensmitteln aller Art versehenes Buffet, wo Jedermann, was er bedarf, kaufen, und auch auf der Stelle verzehren kann. Die Vorräthe, welche alle zwei Stunden frisch zugeführt und in einem denen der Wagen ähnlichen Ofen warm erhalten werden, sind immer frisch. Eine Frau und zwei Kellner besorgen die Bedienung der Gäste. —

Bei dieser Einrichtung wird diese Anstalt, die besonders auf die Mittelklasse berechnet ist, sich gewiß eines guten Fortganges zu erfreuen haben. Billiger Einkauf der Lebensmittel ist indeß hiezu ein wesentliches Erforderniß, und auch zu diesem Zwecke hat der Hr. Vicomte Botherel eine Anstalt begründet, bei welcher auch auf Benutzung der bei Bereitung der Speisen unvermeidlichen Abfälle Rücksicht genommen ist.

In den Küchen der fahrenden Restaurationen werden alle möglichen Vorrichtungen, welche die Physik lehrt, angebracht seyn, um den gehörigen Wärmegrad herzustellen, die Verdunstung zu befördern oder zu unterdrücken, und den großen Küchen in der Straße Navarin wird ein geschickter Mann vorstehen, dem die Tafeln der größten Herren schon ihre kräftigsten Gerichte verdanken.

Und welche Veränderungen werden nicht diese fahrenden Restaurationen in dem ganzen Haushaltungswesen von Paris hervorbringen! Bald werden die kleineren Familien keiner Küche mehr bedürfen, man wird der ungetreuen Köchinnen enthoben seyn, die durch Marktpfennige ihren Lohn eigenmächtig erhöhten, und der bessere Theil der Pariser Bevölkerung wird ferner nicht mehr durch gefälschten Wein vergiftet werden.

Bei allen diesen Vortheilen hat dennoch jene zahlreiche Klasse von Männern und Weibern, die bisher dadurch ihr Leben mühsam fristeten, daß sie auf Plätzen und in Privathäusern Speisen bereiteten und verkauften, nichts für ihren ferneren Unterhalt zu befürchten. Zweihundert Speiseniederlagen sichern eben so viel Weibern und vierhundert Männern eine Unterkunft, das ungeheure Personal ungerechnet, dessen man zu Bedienung der Wagen und in der Hauptanstalt in der Straße Navarin selbst bedürfen wird.

Da für den Anfang nicht mehr als zwei Wagen für jedes Quartier der Stadt eingerichtet werden können, so wird es mehrer Monate bedürfen, bevor man ganz Paris mit Lebensmitteln versorgen kann, und somit wird die Revolution, die durch diese Anstalt in den Gewohnheiten der Stadt Paris hervorgerufen wird, langsam und ohne große Schwierigkeit vor sich gehen.

Die Freiheit und Bequemlichkeit, welche durch die Anstalt befördert werden, sind von nicht geringem Werthe. Zu jeder Stunde kann man seinen Freunden ein Mahl von zwölf Kouverts geben, wozu man alles Nöthige an Speisen und Getränken, ja sogar an Tischzeug und Geschirr aus den fahrenden Restaurationen erhält. Der von seiner Arbeit erschöpfte Taglöhner kann von nun an, wenn er zu Hause kommt, seinen Tisch mit einem schmackhaften Gerichte für den billigen Preis von 8 bis 9 Sous besetzen, und gestattet es

sein Erwerb, demselben auch noch ein unverfälschtes Getränk beifügen, wobei seine Familie noch den Vortheil hat, daß sich der Hausvater vom Wirthshause entwöhnt.

Baden-Baden.

Unstreitig gehört Baden zu den bemerkenswerthesten Orten Deutschlands und verdient in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit des Reisenden, sowohl des genußliebenden als des ernsteren, der auf Reisen nicht bloß ausgeben, sondern auch einnehmen will, wenn auch nicht gerade Geld — denn dieser Nerv wird allerdings hier eher abgestumpft als gestärkt — doch solche Artikel, die glücklicherweise auch noch nicht ganz außer Kours gekommen sind und die Ebbe des Beutels durch ein verhältnißmäßiges Steigen von Natur- und Menschenkenntniß ausgleichen. Zur Zeit sind bereits viertausend Gäste hier versammelt und Franzosen, Engländer, Polen und Deutsche bilden eine Quadrupelallianz, die, unter der Aegide der Geselligkeit und des Frohsinns gestiftet, von einer Festigkeit zu seyn verspricht, die einem griechischen ewigen Frieden, der doch auch mitunter ganze sechs Monate und darüber dauerte, wenig nachgeben und mit der Saison an Dauer wetteifern könnte, falls nicht Jupiter Pluvius als Störenfried auftritt und das aus allen Weltenden zusammengeschneiete Völkchen mit Regen und Donnerwettern auseinander jagt. Es könnte aber wohl seyn, daß gerade stürmische Tage hier eine innigere Annäherung der Fremden herbeiführte und sie häufiger und in größerer Zahl in den schönen Konversationssälen versammelte, die dann auch ihrer Bestimmung zur geselligen Unterhaltung mehr entsprechen als jetzt, wo nur die beiden Rouletspieltische und Rouge et noir die drei Mittelpunkte sind, um welche sich ein spiellustiges Publikum häuft, in andächtiger Stille dem schicksalsvollen Ausruf des Croupiers: Zero, noir et manqué u. s. w. zu lauschen, die dann ganz gemächlich die rothen Napoleons und weißen Kronthaler zusammenscharren. Wenn es wahr ist, daß die Badegäste ihre im Spiele der Leidenschaften verlorene Gesundheit an den Heilquellen und im Schooße der freundlichen Natur wieder herzustellen suchen, so läßt es sich nur nach den Grundsätzen der Homöopathie, welche Krankheit durch Krankheit verdrängen will, rechtfertigen, daß nirgends so wie an Badeorten aufregendes und ruinirendes Hazardspiel, erhitzender Tanz und der Alles beherrschende Eros das furchtbare Triumvirat bilden, unter dessen Joch sich der stolze Brite, der gewandte Franzose, der kecke Pole und der biedere Deutsche gleichmäßig schmiegen. Doch kann man sich bei allen Exzessen, wenigstens momentan, leicht restauriren, zumal wenn man einen so guten Restaurateur in der Nähe hat, wie Hrn. Chabert, in dessen geschmackvoll eingerichtetem Speisesaal die besten Erfrischungen und solidesten Speisen verabreicht werden, und man muß gestehen, daß bei der trefflichen Bewirthung die Preise keineswegs übermäßig sind: was wohl seinen Grund darin hat, daß die fruchtbare Gegend alle Nahrungsmittel in der reichsten Fülle darbietet. Nur will mir der Umstand nicht gefallen, daß man hier à la Carte speis't und durch die freilich sehr nett servirten aber vereinzelten Tische die Gesellschaft zur Absonderung und Vereinzelung genöthigt wird, was die gegenseitige Annäherung und Befreundung gar wenig befördert. Doch kann man nicht eigentlich sagen, daß es an Vereinigung fehle; denn über der Thür eines herrlich dekorirten Saales las ich mit goldenen Buchstaben „Reunion" und aus demselben tönte mir eine lockende Tanzmusik entgegen, die, verbunden mit allen übrigen Grazien des Ortes, einschmeichelnd genug ist, um über die theure Eintrittsschwelle mit leichtem Schritte zu hüpfen. Verschmäht man Terpsichorens Abendgesellschaft, so stehen Thaliens und Melpomenens Pforten — wir wollen der bescheidenen Holzthür den prunkenden Namen gönnen — offen und man kann sich im Trauerspiel erlustigen oder im Lustspiel einer wehmüthigen Rührung überlassen: beides wohlthätige Affekten, mögen sie auch auf heterogene Weise bewirkt werden: genug man lacht, man ist unmuthig, das ist unstreitig komisch und tragisch und was leistet das beste Theater Anderes? Hier müssen wir bemerken, daß nicht gerade alle Subjekte der hiesigen Truppe untauglich sind; im Ganzen läßt sich allenfalls noch zufrieden seyn, zumal wenn man aus gewissen Residenzstädten kommt, wo man an der Theaterkasse gar zu oft für schweres Geld leichte Waare eintauscht. — Was der deklamatorischen Schauspielkunst etwa an Beredtsamkeit abgeht, das ersetzt gegenwärtig die Kunstreitergesellschaft des Hrn Tournier, die wirklich Erstaunliches leistet. Mimische Darstellungen, zumal zu Pferde, sind bekanntlich äußerst schwierig, und die überwundene Schwierigkeit allein, wenn sie nicht mit Anmuth gepaart ist, reicht zur Erregung des Wohlgefallens und angenehmer Unterhaltung bei weitem nicht aus. Um so dankenswerther sind solche gelungene Darstellungen. So sahen wir unter Anderem die Darstellungen der Hauptepochen im Leben Napoleons. Der Künstler zeigte, frei auf dem rasch gallopirenden herrlichen Araber, die Masken des seltenen Mannes auf seiner wunderbaren Stufenleiter und bewirkte die Verwandlungen vor den Augen der Zuschauer mit einer Gewandheit, die in Erstaunen setzte. War es auch nur ein Kostüm, eine Haltung, ein Räuspern, was man sah, so war es doch charakteristisch und man wußte, was es bedeuten wollte. (Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward symmetrisch Recht gethan.
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht mich an.

Der Göthe'sche Spruch paßt nicht übel auf das Lustspiel: Victorine, oder: Guter Rath kommt über Nacht, welches am Samstage den 26. Juli aufgeführt ward. Daß es (von Sehring) aus dem Französischen übersetzt ist, würde man schon aus dem unebenen Dialog erkennen, wenn das Geburtsland desselben auch nicht durch seine ganze Konstitution sichtbar wäre. Trotz aller oberflächlichen Behandlung zieht das Stück unleugbar an, besonders wenn es mit Fleiß und Geschick ausgeführt wird. Victorine (Mad. Benesch), ein junges, schönes Bürgermädchen lebt kümmerlich von ihrer Händearbeit. Zwei nichtswürdige Personen, Alexander und Elise (Hr. Becker und Mad. Hoffmann) suchen unter dem Schleier der Freundschaft das Mädchen zu verführen, und sie zu bereden, ihren Bräutigam, den Tapezierer Michel (Hr. Hendrichs) zu verabschieden. Victorine scheint einem üppigen Leben gar nicht abhold zu seyn, und die schlechten Freunde würden aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Zweck erreicht haben, wenn es nicht gerade Nacht und Zeit zum Schlafengehen gewesen wäre. Victorine geht zu Bette. Von nun an ist das Leben auf der Bühne drei Akte hindurch ein Traum, der uns versinnlicht wird. Wir erblicken Victorine im Gewirre eines bunten Lasterlebens, ihren Freunden zur Seite, erst im Glanze einer fürstlichen Maitresse, sodann stufenweise herabsinkend in jenen Zustand, wo von der Sünde das gleißende Gewand abgestreift ist und sie in der häßlichen Erniedrigung erscheint. Entehrt vermag Victorine das Leben nicht zu ertragen, und endet es durch einen Sturz in die Seine. Mit dieser Katastrophe schwindet der Traum. Der fünfte Akt zeigt uns wieder Victorinens bescheidenes Zimmer, sie erwacht mit einem Angstgeschrei aus dem schweren Schlafe, erinnert sich aller Einzelheiten ihres Traumes, entsagt ihren schlechten Freunden und heirathet ihren Liebsten, der sie wahrscheinlich recht glücklich gemacht haben wird. Ausgezeichnet brav spielt Mad. Benesch die Victorine; mit dem reizenden Aeußern ist Innigkeit und Natürlichkeit der Darstellung verbunden. Hr. Becker gab seine Rolle treffend, lebenvoll und originell, und Hr. Hendrichs spielte so lobenswerth, daß wir dem Fleiß und dem rühmlichen Vorwärtsstreben dieses jungen Schauspielers die gebührende Anerkennung nicht versagen durfen. — Hierauf trugen die Steyermärker Höchst, Heilmann und Johanna Roittner verschiedene Musikstücke vor. Besonders ausgezeichnet war das Spiel des Johann Höchst auf der sogenannten Streichcither, welcher er die gediegensten und zugleich zartesten und anmuthigsten Töne mit dem Violinbogen entlockte. Der Beifall war rauschend. Mit den Steyermärkern entfernte sich zugleich ein großer Theil des anwesenden Publikums, obschon ihm noch die Feuerprobe (von Kotzebue) aufbewahrt war. Wahrscheinlich glaubte man, die Kunstliebe habe diesen Abend bereits Proben genug abgelegt, daß sie einen bedeutenden Grad von Wärme zu ertragen im Stande sey, und daher diese Feuerprobe füglich von sich weisen dürfe. Ref. ist geblieben, und es ist ihm wenigstens nicht wärmer geworden. Die Feuerprobe fand eine kalte Aufnahme. Doch spielte Dem. Lindner die junge Wittwe recht anmuthig, obschon sie, besonders anfänglich, mit etwas ironischem Mienenspiel auf das zusammengeschmolzene Publikum herabzuschauen schien. S.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 29. Juli. Zampa, oder die Marmorbraut, große Oper in drei Akten, aus dem Französischen, von Friederike Ellmenreich, Musik von Herold. Gastrolle: Zampa, Hr. Wild, kais. königl. Hofopernsänger.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Barthoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 83. 31. Juli 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Auszüge aus dem Werke: »Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, von Dr. Förster. Potsdam, Riegel 1834.«)

Der Verfasser des oben bezeichneten trefflichen Buches läßt, nach den allgemeinen Betrachtungen über die Persönlichkeit und den Charakter Friedrich Wilhelm I. (siehe Fr. Konversationsbl. Nro. 75 ꝛc.), eine Schilderung der Lebensweise und der einzelnen Begegnisse, welche sich darauf beziehen, folgen:

»Die erste Handlung, durch welche Friedrich Wilhelm sich als strenger Haushalter ankündigte, war jener gewaltige Strich, den er durch die Rechnung des überflüssigen Hofstaats machte. Das Gedränge der Kammerherren, Kammerjunker, Pagen und sonstigen Hofleute in dem Vorsaale des Sterbezimmers war so groß, daß der junge König Mühe hatte, hindurch zu kommen, um die erste Huldigung seiner Brüder, die mit ihren Söhnen seine Kniee umfaßten, anzunehmen. Nachdem er sich eine kurze Zeit seinem Schmerze in seinem Kabinette überlassen hatte, ließ er durch seinen Kammerdiener Abt den Oberhofmarschall von Printzen zu sich rufen, mit dem Befehl: den bisherigen Etat des königlichen Hofstaats mitzubringen. Der König übersah die großen Listen mit flüchtigem Blick, forderte eine Feder mit Dinte, und durchstrich den ganzen Etat. Hierauf gab er ihn dem Oberhofmarschall mit dem Bemerken zurück, daß er hiermit alle Hofchargen seines Vaters kassire und aufhebe, jedoch solle sich Keiner vom Hofe entfernen, bis das Leichenbegängniß des verstorbenen Königs vorüber sey.

Für den Dienst bei seiner Person behielt der König nicht mehr als einen Kammerherrn, zwei Pagen, zwei Kammerdiener, einige Reitknechte, zwei Köche, einen Haushofmeister und einen Kellermeister. In gleicher Weise wurde der Hofstaat der Königin und der Prinzessinnen auf eine Oberhofmeisterin und einige Staatsfräulein beschränkt. Zur Bestreitung ihres Hofstaates erhielt die Königin jährlich 80,000 Thlr., wovon sie nicht nur alle Ausgaben für sich besorgte, sondern auch Kleider, Wäsche und Linnenzeug für den König und die Prinzessinnen bezahlen mußte. Als eine außerordentliche Beisteuer verlangte der König von ihr die Lieferung des Pulvers und Bleies zur Rebhühnerjagd, wofür ihr zur Entschädigung das Federwildpret, welches auf der königlichen Tafel nicht verzehrt wurde, zum Verkaufen überlassen blieb. Jährlich schenkte der König der Königin ein Winterkleid, außerdem machte er ihr gewöhnlich zu Weihnachten ein werthvolles Geschenk, z. B. im Jahre 1735 eine goldene Brandruthe zu dem Kamin, welche 1600 Thlr. kostete.«

Diesem Kap. fügt der Verf. eine Beilage hinzu, welche eine große Anzahl von Marginalien des Königs enthält, die ein höchst charakteristisches Bild seiner Weise zu regieren geben. Einige wenige zeichnen wir aus, nur daß die genaue Nachbildung der Handschrift des Königs im Buche selbst beschaut werden muß:

»Wegen des, bei Antritt der Regierung des Königs der Kommunität der Cöllnischen Schule auf dem neuen Etat gestrichenen, Deputats an Brod, Bier und Wein reichte der Subkonrektor Butte folgende Bittschrift ein:

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Dein Bier und Brodt
Helff uns aus Noth,
Soll Mangel sein,
So sey's am Wein.
36 Quart Bier } wöchentlich,
36 Kulen Brodt }
36 Quart Wein par annum

haben wir bis Trinitatis 1713 von undenklichen Jahren aus dem Königl. Keller genossen. Den 5. April 1714.

Unterthän. Evangel. Luth. Kommunität in Cölln.

Antwort des Königs.

Weil ihr euch selbst begebt dem mit vermachten Wein,
Und nur demüthigst sucht das Bier und Brodt allein,
So bleib euch auch der Wein zur Labsal und zur Noth
(Seid ferner fromm und treu)
(Dem König seid getreu;)
Zuförderst Lobet Gott. F. W.

Das Ministerium berichtet, daß nach Absterben des Steuereinnehmers Ungar sich ein Kassendefizit von 1215 Thalern ergeben, welche die hinterlassene Wittwe zwar erstatten kann, dadurch jedoch in äußerste Armuth gerathen würde. Ob nun der Antrag des Landraths: »derselben 200 Thaler daran zu erlassen und solche auf den ganzen Kreis zu übertragen,« in Betracht der 13jährigen Dienste des ꝛc. Ungar, zu vollziehen sey?

Berlin, den 17. Januar 1722.

Marginale des Königs.

soll nit ein Pfifferling erlassen sollen alles wegnehmen was übrig an Mobilien und Heuser. F. W.

Das Generaldirektorium frägt im Jahre 1723 den König, wie der Sohn des verstorbenen klevischen Kanzlers von Hymnen, der um eine Versorgung gebeten, zu bescheiden sey?

Marginale des Königs.

sollen examiniren ob er Verstandt und guten kop, hat er das soll er in Kur Marck Kris Dom. Kamer zu führen sind und soll da vleisich habilitiren, ist es ein Dummer Deuffel sollen Ihm zum Klev. Regi (rungs) Rath machen dazu ist er gutt genuch. F. W.

Der General von Dockum meldet dem Könige, daß es zwischen einem Bürger und einem Lieutenant seines Regiments zu Thätlichkeiten gekommen, welcher letztere um Satisfaktion ansuche. Im November 1730.

Marginale des Königs.

er soll den Bürger auf die Haupt-Wacht setzen 8 Dage bei Wasser und Brod, wan das geschehen, soll er den Officier abbitten und sagen das er ein grober flegel gewehsen wehre und bitt umb Pardon so soll es abgemacht sein. F. W.

An der Mittagstafel des Königs ging es oft sehr vertraulich zu; man saß anderthalb, auch zwei Stunden bei Tische, je nachdem außer der bestimmten einen Bouteille noch eine halbe, eine ganze, oder auch drei halbe Flaschen alter Rheinwein nachträglich aufgesetzt wurden. Der König ließ dieß auf den Appetit der Gäste ankommen und durch Mehrheit der Stimmen entscheiden. Beim Herumstimmen, erzählt Morgenstern, wurden die halben, dem General von Massow zu Ehren, »halbe Massows« genannt, weil dieser auf des Pastors Schienmeiers Zureden nicht mehr trinken wollte, als ein halb Maaß, weßhalb ihn der König für einen »Mucker« — so nannte er die Pietisten — hielt. Nach dem Rheinwein ließ der König oft noch, so lange ihm die Unterhaltung beliebte, Ungarwein herumreichen.« (Fortsetzung folgt.)

Das Fest der heiligen Rosalie.

(Fortsetzung.)

Bei dem Wagen sieht man keine Führer; die mit Bändern geschmückten Ochsen ziehen ihn von selbst, so wie wir es auf den antiken Bas-Reliefs finden, wo der Wagen der Venus von zwei Schwänen, egyptische Gottheiten von Greifen, Juno von einem Pfau und der herumschwärmende Bacchus von einem zahmen Tiger ohne Wagenlenker von selbst gezogen werden. Ein Gewebe von Gold und Silber hängt in Blumengewinden von dem Gipfel jener Maschine herab, die in heiliger und harmonischer Glorie erglänzt. Bunte Blumen und grüne Zweige schmücken die Heilige. Die Engel, die Kinder, das Orchester: es ist ein heiliger Wald, der sich fortbewegt. Indem dieser Wagen, der in einem der Bauhöfe des Himmels verfertigt zu seyn scheint, durch die Stadt zieht, hat es das Ansehen, als wenn er die ganze von Aufmerksamkeit gefesselte eifervolle Volksmasse an den Mauern und an den Fenstern auf seinem weiten Rücken mit fortreißen wollte, um sie nach dem himmlischen Vaterlande hinüber zu fahren. Sobald der Wagen verschwunden ist, zerstreut sich die Menge; man kehrt nach Hause zurück, aber noch einmal erhebt Jeder seine Augen und sucht die Heilige vergeblich auf der Höhe der Kirchglocke.

Indeß wird die Menge bald von einem andern großen Schauspiel herbeigerufen. Was bedeuten dort die majestätischen Bäume, deren ungeheure Massen mit der Illumination à jour zu ringen scheinen, die sich in tausendfarbigen Guirlanden um sie her schlängelt, und deren trübes Dunkel diesen gewaltigen Feuerschlangen trotzt? Die menschliche Hand hat längs den labyrinthenen Kreuzgängen Lichtwege zu schlängeln und zu winden gewußt. Einige Schritte darauf findet man das Lustwäldchen frei mit seiner friedlichen Stille, mit seinem Weihrauch, mit seinem Halbdunkel. Bald kann man mitten in diesem Tempel von Arkaden, Säulen und Portiken lustwandeln, dessen glänzende Silhouette mit der Nacht wunderbar kontrastirt. Es lebe der Garten der Villa! Hier findet man die Natur mit ihrem reinen Balsam, hier, wo die Nachtigall ihre fröhlichen Lieder anstimmt. Diese Alleen, diese Rasenplätze, alle diese herrlichen Anlagen laden die glücklichsten Lustwandler ein. So gehen wir denn in der Stille einher, wir wenden unseren Blick auf die glanzvolle Pracht, indem wir zu gleicher Zeit unser Herz den Genüssen öffnen, die eine so frische, von der Nachtluft belebte, verjüngte Natur uns bietet.

Sind es nicht Nymphen, diese Mädchen, die vor und um uns her wandeln, die Täubchen gleich mit ihren Füßchen den Boden kaum berühren? Diese leichtfertigen und von Ueberfluß vollen Toiletten! Unwillkürlich sieht man sich versetzt in die lebensfrohe Zeit der Mythologie, wo es keinen Baum gab, dessen rohe Hülle nicht die weiße Brust einer jungen Göttin in sich barg. So erscheinen uns die Armiden in dem Zauberwäldchen, mit ihren schwarzbraunen Haaren, von dem vergötternden Hauche Amors angeweht. Die nächtlichen Feste in den Gärten des Südens leiden nicht den geringsten Vergleich mit denen in anderen Ländern. Die Nacht ergänzt hier, was dem Tage gebricht; sie gewährt Erquickung und Erholung. Kehren wir nun zu unserem Feste zurück, und wir sehen den morgenden Tag noch frischer und lebendiger einhersteigen.

Es ist das Pferderennen, das die Neugierde herbeilockt. Man erwarte nicht etwa die steifen zusammengepreßten Jokey's, die, weil sie noch nicht genug überlastet sind, Sand in ihre Taschen nehmen, die auf die Steigbügel treten und die Thiere quälen und mit wildem Geschrei vorwärts stoßen; man denke nicht an einen ledernen Helm in Form einer Melone, oder an eine runde Weste mit einer Cravache; man erwarte nicht, daß das arme Thier gezügelt sey, dessen stolzer Gang von dem Willen des Stallmeisters beschränkt und beengt wird. Nein, ein solches Joch ist den Barberi nicht aufgelegt, deren Zügel auch ihre Leichtigkeit und Unabhängigkeit verlangen; es ist kein Sattel, kein Gurt, der ihnen den Leib entzweischnitte, kein Zaum, der die Harmonie ihrer Kopfbewegungen störte. Das Pferd läßt man hier als Pferd und macht es nicht zum Centauren.

Frei und voller Wetteifer, wie alle Künstler und Ringer, schwingen sich hier die akademischen Preisbewerber, zwanzig Barberi, auf den Platz der Porta Felice, um die Bahn längs der Straße von Toledo zu durchlaufen, bis zum Palaste des Fürsten hin. Hier ist es, wo der Sieger stehen bleibt, um den Preis seines Triumphes zu erhalten. Er rennt nicht etwa eilig nach dem Stalle hin, wie die englischen Renner, die oft den Preis ihren verkrüppelten Jokeys zu verdanken haben, und die mit gesenkten Köpfen nach nichts, als nach einsamer Ruhe sich sehnen. Hier durchläuft der Sieger zum zweitenmal die Bahn, von einem Volke umschwärmt, das ihn jubelnd begrüßt. Stolz darauf, durch die eigene Kraft den jauchzenden Beifall errungen zu haben, schreitet der Barbero einher, gleich den Rennern der Paladins, Bayard, Frontis und Hippogryph. Zur Rechten und zur Linken betrachtet er die Damen, die ihm mit ihren Schnupftüchern, die Männer, die mit lautem Beifallsruf, und die Kinder, die ihm mit ihren Blumenkränzen zuwinken. So durchzieht er von Neuem die Bahn, die er so kühn durchflogen; diesesmal schreitet er so langsam als möglich, um den größtmöglichen Beifall einzuernten. Hier ist es allein, wo man die Gewandtheit und den Muth eines Rosses würdigen kann; nur bei einem solchen Rennen zeigt sich die Grazie der Thiere nach der Natur in ihrer eigenthümlichen freien Gestalt.

Beobachtet man die Ungeduld, die auf allen Gesichtern zu lesen ist, so ersieht man leicht, daß der Kreis der Belustigungen noch nicht geschlossen, daß ein noch lebhafteres Schauspiel die Menge erwartet. Der ganze Nachmittag verstreicht, während man noch von dem Jubel des vorigen Abends und von dem Wettrennen des heutigen Morgens sich zu erzählen und zu schwatzen hat; dann geht man von Neuem an die Toilette; endlich kommt der Abend heran, und er ist das Signal, der das ganze Volk in einen Haufen zusammentreibt.

Es scheint, als wenn das Meer der Stadt zugerufen hätte, daß sie schleunigst an seine Ufer trete: denn die ganze Stadt eilt an das Meer heran, gleichsam als wenn der Argonauten-

zug oder die Flotte des Großwesiers, der Rhodus einnahm, oder die unüberwindliche Armada Philipps II. an der Küste zu sehen wäre. Das blaufarbene Mittelmeer wartet ruhig auf die Huldigung der Insel, die es umgürtet. Die Menge nimmt Platz auf einer Estrade, am Fuße der Wälle, wo der Palast der HH. v. Branci-Forte hervorragt, und gruppirt sich um das marmorne Amphitheater herum. Hier glänzt an der Spitze ihres Gefolges die erhabene aus Neapel gekommene königliche Familie hervor, deren Anblick der Volksfreude neues Leben einhaucht.

Die große Menge erwartet und haucht mit Lust die kühle Abendluft ein. Die schwüle Stadtluft wird durch die des Meeres erfrischt. Von der Ferne haben alle Neugierigen, in ihrer gespannten Erwartung, das Ansehen einer starren Volksmasse, die ängstlich zu erwarten scheint, sie werde aus den Meeresfluthen einen Zauberer aufsteigen sehen, der sie auf der Stelle festbannen könnte. Man glaubt, eine Fee habe die Küste plötzlich bevölkert und aus jedem Sandkorn auf derselben einen Menschen emporschießen lassen. Ueberall ist derselbe Ausdruck auf den Gesichtern zu lesen; überall herrscht Erwartung; überall wimmelt es von Menschenköpfen: auf den Balkonen, im Hafen, am Ufer. Auch das Meer ist mit Zuschauern bedeckt, deren Fahrzeuge, vor der Banchetta einherkreuzend, mit ihren Seeleuchten, die bald erscheinen, bald verschwinden, eine Armee von gaukelnden Feuergestalten bilden, mit strahlender Stirn, eine schöne Karavane von Phantomen. Etwas weiter sind, gleichsam um den Reflex der großartigen Feier zu bilden, die fremden Fahrzeuge voller Verwunderung in einer Reihe aufgestellt. Welch' ein merkwürdiges Schauspiel müssen sie nicht von einem Volke erwarten, das an und für sich selbst schon ein Schauspiel für sie abgibt! —

Bald kommt der Fürst und zeigt sich auf dem Amphitheater. In ihm erblickt der Adel, das Volk, ganz Sizilien das Bild des Glückes und der Hoffnung; von allen Seiten erschallt Jubelruf und jauchzender Beifall. Plötzlich steigt aus dem Schooße des Meeres eine Rakete auf; das Wasser hat Feuer gespieen; bald steigt noch eine Rakete auf und eine andere folgt, bis sie an allen Punkten des Horizonts wie gothische Bogengewölbe sich kreuzen, jede aber nach ihrer Seite zu zerplatzt. Kaum hat man das Auge nach einem Punkte hingewendet, als es schon auf einem anderen wie vom Blitze erleuchtet wird und neue Raketen schwirrend die Luft durchfurchen. Bald vernimmt man ein Krachen, als wenn ein neuer Aetna unter den Füßen der Zuschauer hervorbräche: es sind die lärmenden Schwärmer, die mit Gewalt zerzischen und in rothen Feuerfunken aufgehen. (Schluß folgt.)

Achtung vor Jungfrauen und vor Gattinnen eines Andern.

(Aus dem Werke: »Die Pflichten des Menschen. Guter Rath an einen Jüngling, von Silvio Pellico von Saluzzo. Aus dem Italienischen von *r«)

Magst Du Dich aber nun verheirathen oder ehelos bleiben, stets habe große Achtung vor dem Stande der Jungfrau und Gattin.

Es ist nichts zarter, als die Unschuld und der gute Ruf eines Mädchens; erlaube Dir daher mit ihr nicht die geringste Freiheit in Worten oder Geberden, welche ihre Gedanken entweihen und in ihrem Herzen Unruhe erregen könnte. Gestatte Dir nie, wenn Du mit einem Mädchen redest, oder auch von ihr fern bist, ein Wort, welches einen Andern auf den Gedanken bringen kann, daß sie leichtsinnig, und ohne Mühe zu erobern sey. Der geringste Schein reicht hin, einem Mädchen ihre Ehre zu kürzen, die Verläumdung gegen sie rege zu machen, ihr vielleicht eine Heirath zu verderben, wodurch sie glücklich geworden wäre.

Fühlst Du Dein Herz voll Liebe zu einem Mädchen schlagen, ohne auf ihre Hand Anspruch machen zu können, so entdecke ihr nicht Dein Feuer, verbirg' es ihr im Gegentheil so sorgfältig, wie möglich. Weiß sie, daß sie geliebt wird, so könnte sie auch entflammen, und dann das Opfer einer unglücklichen Leidenschaft werden.

Nimmst Du wahr, daß Du einem Mädchen Liebe eingeflößt hast, welche Du weder heirathen möchtest, noch könntest, so hege für ihren Frieden, für ihre Lage gleiche Achtung; meide sie zu sehen. Sich darüber zu freuen, in einer armen Unschuldigen eine Leidenschaft erregt zu haben, die ihr nichts als Scham und Kummer zuziehen kann, ist die schändlichste von jeder Art der Eitelkeit.

Mit verheiratheten Frauen muß man nicht minder auf der Hut seyn. Thörichte Liebe zu einer solchen von dieser Seite, thörichte Liebe einer solchen zu Dir muß zu großem Elende, zu großer Schmach führen. Du würdest dabei weniger verlieren, als sie; aber so wie Du nur daran denkst, wie viel mehr das Weib einbüßt, welches sich der Gefahr aussetzt, die Verachtung des Mannes und ihre eigene Verachtung davon zu tragen; so wie Du daran denkst, sey edel, zittere vor ihrer Gefahr, laß sie keinen Augenblick darin schweben; beende eine Liebe, die von Gott und dem Gesetz verboten ist. Dein Herz, das Herz der Geliebten werden bei der Trennung bluten, es hilft Nichts. Die Tugend kostet Opfer; wer sie nicht zu bringen vermag, ist ein Feigherziger.

Zwischen einer Verheiratheten und einem Manne, der nicht mit ihr beweibt ist, darf kein anderes inniges Verhältniß obwalten, als gegenseitige gerechte Achtung, gegründet auf die Kenntniß, daß sie wahre Tugend haben; auf die Ueberzeugung, daß bei Beiden die Liebe zur Pflicht, welche Jedem obliegt, jeder andern vorgehe.

Verabscheue es als die größte Pflichtvergessenheit, einem Gatten die Liebe seines Weibes rauben zu wollen. Ist er es werth, von ihr geliebt zu werden, so wird Deine Tücke zu einem schrecklichen Verbrechen. Ist der Gatte nicht achtungswerth, so geben Dir seine Fehler nicht das Recht, die Unglückliche, welche ihm Gefährtin, zu verführen. Der Gattin eines bösen Mannes bleibt keine Wahl, sie muß sich darein ergeben, ihn zu tragen, und ihm treu zu seyn. Wer unter dem Vorwande, sie trösten zu wollen, sie zu einer verbotenen Liebe verleitet, ist ein grausamer Egoist; selbst wenn sein Streben aus Mitleid entsprungen, so wäre es ein trügendes, trauriges, tadelnswerthes Mitleid. Stimmst Du das Weib zur Liebe, so machst Du ihr Unglück noch größer; du vereinigst dann den Kummer derselben, einen nicht liebenswürdigen Gatten zu haben, mit dem, ihn zu hassen; indem sie Dich immer mehr liebt, und Deine Vorzüge nur zu hoch anschlägt. Vielleicht aber gesellst Du noch hierzu alle Qualen der Eifersucht ihres Gatten; Du vereinigst damit noch das herzzerreißende Bewußtseyn in ihr, sich strafbar zu fühlen. Das unglücklich verheirathete Weib kann keinen andern Frieden finden, als wenn sie untadelhaft bleibt. Wer ihr auf andere Art Ruhe verspricht, lügt, und gibt sie dem Schmerze Preis.

Bei Frauen, welche dir durch ihre Tugenden theuer sind, achte, gleich wie bei Mädchen, wohl darauf, daß du keinen ungerechten Verdacht über die Freundschaft aufkommen lässest, die du zu ihnen hegst. Sey vorsichtig in der Art, in welcher du von ihnen zu Männern sprichst, die gern ein gemeines Urtheil fällen. Sie bringen immer gern eine Vermuthung mit dem eigenen verdorbenen Herzen in Einklang. Schlechte Dollmetscher des ihnen Gesagten, geben sie der einfachsten Rede, der unschuldigsten Handlung einen bösen Sinn; sie

träumen von Geheimnissen, wo keine sind. Man kann nicht sorgsam genug seyn, den Ruf eines Weibes unbefleckt zu erhalten, denn er ist außer dem Bewußtseyn der Ehre ihr größter Schmuck. Wer nicht eifersüchtig darnach trachtet, ihr diesen zu erhalten, wer niedrig genug ist, sich zu freuen, wenn Andere vermuthen, daß eine Frau für ihn eine Schwäche fühle, ist durchaus ein Mann ohne Achtung, und verdiente, aus jeder guten Gesellschaft gestoßen zu werden.

Baden-Baden.

(Schluß.)

Für erstere Unterhaltung sorgt das sehr wohl eingerichtete Lesekabinet des Hrn. D. R. Marx, der nicht bloß eine gute Auswahl der vorzüglichsten belletristischen Schriften in deutscher und französischer Sprache zum Gebrauche darbietet, sondern auch die beachtenswerthesten Journale Englands, Frankreichs, Deutschlands, in einer Mannichfaltigkeit, wie sie in ähnlichen Instituten selten gefunden wird, wozu noch eine Menge der neuesten und interessantesten Flugschriften kommt. Wird nun auch die über dem Eingang zum Lesezimmer stehende Aufforderung: „silence au cabinet de lecture" im Ganzen mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit befolgt, so kann es doch nicht fehlen, daß das Interesse der Zeitungsartikel bei dem hier versammelten gebildeten Publikum Aeußerungen, Mittheilungen, Erörterungen veranlaßt, welche, schon an sich interessant, leicht zum Anknüpfungspunkt von Bekanntschaften werden, welche dem sonst sterilen Aufenthalt in einem Badeorte den meisten Reiz gewähren. So erregten die Verhandlungen über die Petition der Dissenters in England um Zulassung zu den akademischen Graden eine lebhafte Debatte zwischen zwei Engländern, die nur ein Miniaturbild von den Kämpfen im Parlament gab: religiöse Befangenheit und Festhalten am Althergebrachten einerseits und dagegen Liberalität und zeitgemäßes Fortschreiten mit den Bedürfnissen der Gegenwart auf der andern.

Die Jahreszeit ist so schön und beständig, wie sie es lange nicht war und lockt die Gäste ins Freie. An den herrlichsten Lustpartieen in die Nähe und Ferne fehlt es nicht; nur muß man, um die schönsten Punkte der Umgegend zu sehen, eben nicht an Brustbeklemmungen und kurzem Athem leiden, denn die lachendsten Anlagen sind auf den waldbedeckten Bergen und wer zu dem Gipfel kommen will, muß viel steigen; doch sind überall hin die Wege geebnet und so bequem als möglich angelegt. Wir mögen nicht anderwärts Gesagtes wiederholen und begnügen uns, daran zu erinnern, daß die Ruinen des alten Schlosses dieses Jahr einladender als sonst sind, indem neuerdings die besten steinernen Treppen angelegt worden, welche mit vieler Bequemlichkeit bis zu den Zinnen führen, von wo man die reizendste Aussicht zur Rechten in das Thal des Rheins und nach dem wellenförmigen Zuge der Vogesen hat; der massenhafte Straßburger Münster ragt riesenhaft in der weiten Ebene empor. In Seebach findet man jetzt reizende Gartenanlagen mit einer lachenden Flora, deren Farbenpracht an südlichere Klimata erinnert. Das auf einer bedeutenden Anhöhe liegende Jagdhaus, zu welchem eine lange schattige Pappelallee führt, bietet dagegen die Aussicht in das Thal nach Rastadt hin und darüber hinaus. Vor einigen Tagen machten wir einen Ausflug in dieses so vielfach gepriesene Murgthal und wurden von dem heitersten Wetter begünstigt. Der Weg, den wir einschlugen, führt über Gernsbach vor dem Schlosse Eberstein vorbei. Dieses jetzt neu und geschmackvoll eingerichtete, auf einem hohen Berge liegende Schloß dient dem Großherzog zum Sommeraufenthalt. In seiner Abwesenheit werden die Zimmer und Sehenswürdigkeiten den Fremden gezeigt und nicht leicht dürfte ein Reisender dieser Gegend die Mühe scheuen, die Anhöhe zu steigen, von der man zwar keine weite Aussicht hat, weil der hier ganz enge Thalgrund von Bergen fast gänzlich eingeschlossen ist; aber eben diese Beschränkung hat doch auch ihren ganz eigenthümlichen Reiz: man ist von der übrigen Welt wie abgesondert und ist doch in der freien Natur und wird von der gesundesten und erquickendsten Luft angeweht. Wir machen auf die Beschaffenheit der Luft absichtlich aufmerksam, und können uns nicht erinnern, sie reiner und milder im Pisanischen gefunden zu haben; Brustkranke selber finden sie äußerst leicht und wohlthuend. Gleichwohl sind Viele anderer Meinung und erklären diese Milde und Freiheit von Dünsten für eine momentane, in dieser Umgegend nicht gewöhnliche Erscheinung. Die Beschaffenheit des Bodens scheint in der That auf eine gewöhnlich feuchte Luft zu deuten, vermöge der Dämpfe, die aus den unterirdischen Wasserbehältern aufsteigen. Das Murgthal, bis nach Forbach hin, hat mehr einen wild romantischen als einen heitern und lachenden Anblick: das Thal verengt sich an beiden Ufern immer mehr, und verliert durch den niedrigen Wasserstand der Murg, die in den heißen Sommermonaten hier und da fast ganz austrocknet, viel an Lebendigkeit und Reiz. Desto interessanter soll es im Frühjahr seyn, wenn die Bergwasser herabkommen, das Bette sich füllt und die zahlreichen Flöße wie schwimmende Inseln den Strom hinab gleiten.

Frankfurter Theater.

Am 27. Juli. Zum Erstenmale: Der Seeräuber, Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italienischen, von Friederike Ellmenreich; Musik von Bellini. Der »Seeräuber« ist Bellini's erstes Werk. Rossini ist das unverkennbare Vorbild des jungen Komponisten, der erst 1808 zu Palermo geboren, gegenwärtig Kapellmeister zu Venedig, und der Liebling des musikalischen Italiens ist. Seine Verehrer meinen, er werde im Glänzenden, Gewaltigen (wie im »Othello«) den Meister von Pesaro nicht erreichen, könnte ihn aber, was Adel des Ausdrucks, Tiefe der Empfindung, ja selbst was Stimmführung, Modulation betrifft, mit begründeter Zuversicht in die Schranken fordern; seine Rezitative näherten sich bei weitem mehr der alt-italienischen Schule, und seyen von hinreißender Stärke des Ausdrucks. Wir wollen für heute gegen diese Meinung nichts einwenden; unsere Leser werden sich aber erinnern, was wir kürzlich über Bellini's »Capuletti und Montecchi« zu bemerken uns gedrungen fühlten. Der »Seeräuber« hat unstreitig ein größeres Verdienst als jene Oper, und diese Erstlingsgabe des Komponisten enthält manches wahrhaft Schöne, manches sinnlich Anmuthige und manches Genlale bei vielem Leichtfertigen und Niedrigen. Unter letzterm steht wohl die Ouvertüre zum Seeräuber oben an; sie ist in der That so kohl, gesucht und trivial, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn die Zuhörer mit obligater Pfeifenbegleitung einstimmten. Dagegen vergißt man die Misere bald nach dem Anhören der Introduktion, die sehr schön ist, und in welcher der gute Geist des Komponisten sich durch Innigkeit, Geist, Charakter und treffliche Faktur zu erkennen gibt. Spätere Aufführungen (wir hören, Hr. Wild werde nächstens die Partie des Gualtiero singen) werden uns Gelegenheit geben, die Einzelheiten der Tondichtung näher zu betrachten; vorzugsweise müssen wir aber noch der großen Scene der Imogene im zweiten Akte gedenken, und zwar nicht bloß der Schönheit der Komposition wegen, sondern weil in ihr Mad. Fischer-Achten so hinreißend herrlich sang, daß wir kaum etwas Vollkommeneres von ihr gehört haben. Kraft und Leidenschaft zeichneten Spiel und Gesang aus und die höchste Wirkung wurde erreicht. Die Künstlerin wurde nach ihrem Abgang stürmisch gerufen. Imogene ist eine Meisterpartie der Mad. Fischer-Achten, und sie wird in der Ausführung derselben vielleicht wenig berühmten italienischen Sängerinnen nachstehen. Unsern andern Sängern fehlte es an Lebendigkeit des Vortrags: sie sind zu wenig mit den Manieren der Italiener vertraut, den Stimmen fehlt die Biegsamkeit, die Koloraturen sind meistens holperig, weil sie das Mezza voce nicht anzuwenden wissen. Die Partie des Gualtiero liegt für Hrn. Schmezer zu hoch, (sie ist für Rubini gesetzt) deßwegen mußten seine beiden Arien transponirt werden, wobei immer der Effekt und die Intention des Tondichters leiden. Die Verzierungen des Hrn. Schmezer harmonirten nicht mit dem Geiste der Komposition; er macht oft in kantabilen Sätzen Kadenzen, die im Allegro passend wären und umgekehrt. Auch das häufige Ritardiren, besonders in lebhaften Sätzen, ist Melodie entstellend, und dem guten Geschmack zuwider — ein Fehler, den sich Hr. Schmezer besonders in letzter Zeit häufig zu Schulden kommen läßt. Trotz allen dem ist der Fleiß zu loben, welchen der Sänger diesem Part gewidmet hat, dessen vollkommen befriedigende Ausführung auch von dem brillantesten deutschen Tenor kaum zu verlangen ist. Hr. Dobler (Ernesto) trug, bis auf einige Passagen, schön vor, doch liegen dergleichen Partieen nicht in dem Wirkungskreise, in dem sich seine Individualität glänzend bewegen kann. S.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 31. Juli. (Neu einstudirt.) Das Epigramm, Lustspiel in vier Akten, von Kotzebue.

Samstag, den 2. August. Der Seeräuber, große Oper in zwei Abtheilungen, Musik von Bellini. Gastrolle: Gualtiero, Hr. Wild, kais. königl. Hofopernsänger.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Baurhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 84. 1. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Strickerin.

Sie saß am Arbeitstischchen,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Ihr werdet mich belächeln,
Daß ich's poetisch fand.

Sie hatt' ihn g'rad vollendet,
Und sah ihn, sinnend, an;
Da fiel mir's ein, zu denken,
Was *sie* wohl denken kann.

»Ach, wenn ich nun die Maschen
(So dachte wohl das Kind)
»Herunterlesen könnte,
»Wie sie gewachsen sind!

»Es dürft' ein nettes Büchlein
»Voll bunter Scenen seyn:
»Wir armen Kinder stricken
»So Manches mit hinein.

»Oft ging es froh und spielend
»Bei frohem Wonnespiel,
»Oft ließ ich Maschen fallen,
»Weil eine Thräne fiel;

»Oft riß mir mit dem Garne
»Der Liebe liebster Wahn:
»Oft knüpft' ich mit dem Faden
»Die Hoffnung wieder an.

»Oft half ich, unter Zweifeln,
»Verworr'nen Knoten nach;
»Oft brach das Herz vor Wehmuth,
»Indeß die Nadel brach!

»Was zagend ich gestanden,
»Was feurig er mir schwor,
»Das tritt aus dem Gewebe
»Lebendig mir hervor.

»D'rum, könnt' ich es nun lesen,
»Was ich mit eingestrickt,
»Wie fühlt' ich mich verlassen,
»Wie fühlt' ich mich beglückt!« —

So denk' ich, daß *sie* dachte,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Nun lächelt ihr wohl nimmer,
Daß ich's poetisch fand!

J. G. Seidl.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Fortsetzung.)

Sehr gern nahm der König an Familienfesten Antheil, und erschien oft bei Kindtaufen und Hochzeiten. Zuweilen bat er sich selbst zu Gaste.

»Hatte sich der König selbst zu Gast gebeten, so geschah es ihm auch, daß er mitunter die Zeche selbst bezahlen mußte. Als einer seiner Generale, dessen Knauserei bekannt war, eine solche Anmeldung des Königs mit der Entschuldigung ablehnte, daß er keine eigene Wirthschaft habe, forderte ihn der König auf, im Könige von Portugal, bei dem Gastwirth Nicolai, eine Mahlzeit zu bestellen. Dieß konnte nicht abgelehnt werden; der König ward eingeladen, fand sich aber mit doppelt so großem Gefolge ein, als der General es erwartet hatte. Indessen wurde aus Küche und Keller reichlich aufgetragen, und der König äußerte seine vollkommene Zufriedenheit. Jetzt rief der General den Wirth herein und fragte ihn, was das Kouvert koste. »Ohne den Wein einen Gulden die Person,« antwortete Hr. Nicolai. »Nun, wohlan,« sagte der General, »hier ist ein Gulden für mich, und einer für Se. Majestät; die anderen Herren, die ich nicht gebeten habe, bezahlen für sich.« »Das ist fein — rief der König — ich glaubte, den Herrn zu prellen, und er prellt mich!« worauf er die ganze Rechnung bezahlte. — —

War der König in Berlin, so nahm er Kenntniß von den angefangenen Bauten, fragte die Spaziergänger nach ihrer sonstigen Beschäftigung, trieb die sich müßig Herumtreibenden zur Arbeit an, ertheilte auch wohl einem armen Teufel, der bei keinem Minister und keiner Behörde Gehör gefunden, oder einem armen Bauer, mit dem sein Gutsherr übel umgegangen war, Gehör. »Weil der König dadurch hinter viele Bübereien kam, auch Vielen, denen Unrecht geschehen, aus eigener Bewegung zu ihrem Rechte verhalf, so stellten die Pilgrime der Gerechtigkeit, die, weil sie nirgend Gehör und Recht fanden, zum Hoflager wallfahrten, sich an solche Orte, wo der König auf sie aufmerksam werden mußte. Er fragte sie dann ausführlich aus, nahm ihre Bittschrift in Empfang, und brachte den Inhalt derselben gewöhnlich des Abends in der Tabaksgesellschaft zur Sprache.«

Der König freute sich, wenn er sah, daß die Bürger sich einmal einen guten Tag machten; doch hielt er zuweilen sehr nachdrücklich zur Arbeit an. Bei einem Spaziergange in Potsdam trat er an eine Kegelbahn heran, hieß die Leute ungestört weiter spielen, und bezeugte ihnen sein Wohlgefallen über die gute Motion, die sie sich machten. Kaum ward diese gnädige Aeußerung des Königs bekannt, als am andern Tage alle Kegelbahnen sich mit Gästen füllten. Der König kam wieder des Weges, und auf seine Frage: was es in dem Garten gebe, traten sogleich Einige hervor, welche über das Kegelspiel Bericht gaben. Anstatt aber, wie sie gehofft hatten, von dem Könige belobt zu werden, wurden sie von ihm

mit dem spanischen Rohr begrüßt und mußten sogleich den Garten räumen *).

Bei einem jeden, der mit ihm sprach, verlangte der König, daß er ihn genau ansähe, denn er glaubte in eines jeden Augen lesen zu können, ob das, was er spreche und suche, Wahrheit sey. Er ward daher sehr ungehalten, wenn Jemand, der ihn kommen sah, ihm aus dem Wege ging. Einen Tanzmeister, der, um die Begegnung zu vermeiden, über Stock und Stein in ein Haus lief, ließ er von dem Pagen zurückrufen, fragte ihn genau aus, und um sicher zu seyn, daß er der sey, für den er sich ausgab, mußte er sogleich auf der Straße eine Sarabande tanzen. — Noch schlimmer kam ein anderer französischer Tanzmeister fort, welcher dem Könige zu Pferde in der breiten Straße begegnete, und im Galopp davonritt, ohne auf den Zuruf des Königs zu hören. Der König schickte ihm seinen Leibpagen nach, der ihn endlich vor dem Cöpenicker Thore auf einem Heuboden versteckt fand. Vor den König geführt, gab er sich für einen Reisediener eines Marseiller Handlungshauses aus, und da dieß sich als unwahr bewieß, verurtheilte ihn der König, »vier Wochen lang bei dem Aufbau der Petrikirche Schutt zu karren.« — Ein Schacherjude, welcher von einem Zusammentreffen in einer engen Straße nichts Gutes erwartete, suchte sich eilig davon zu machen. Der König holte ihn ein und fragte ihn: »Warum läufst du davon?« »Weil ich mich fürchte!« gab der zitternde Jude zur Antwort. »Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben,« versetzte der König, und ließ ihm dabei die Unbiegsamkeit seines spanischen Rohrstocks empfinden. — Andere dagegen, welche dem Könige Rede zu stehen wußten, machten zuweilen ihr Glück. Einen Kandidaten der Theologie hielt der König einst auf der Straße an, und als er von ihm hörte, daß er ein Berliner Kind sey, sagte er zu ihm: »die Berliner taugen nichts.« »Das ist in der Regel wahr — versetzte der Kandidat — indessen kenne ich doch zwei Berliner Kinder, die eine Ausnahme machen!« »Und diese sind?« fragte der König. »Eure Majestät und ich,« gab der Kandidat zur Antwort Der König beschied ihn für den folgenden Tag zu sich auf das Schloß, und da er in einer weitern Prüfung gut bestand, erhielt er sogleich eine Peedigerstelle.«

S. 240 wird die Anekdote erzählt, wie ein des Schreibens unkundiger Bauer sein Anliegen gemalt dem Könige übergab, und Befriedigung seiner Bitte erlangte. Weniger bekannt ist der Schluß. Der Bauer hatte dem König, wenn derselbe ihm hülfe, ein Gericht Rüben versprochen.

»An einem der nächsten Tage fand sich der Bauer mit einem Sack voll Rüben in dem Vorzimmer des Königs ein, welcher ihn sogleich vorließ. Der Bauer schüttete ihm die Rüben auf den Tisch, um auf diese Weise seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Der Königin aber gab er eine Hand voll kleiner ausgesuchter Rüben, und rieth ihr, davon, wenn sie am Spinnrad säße, immer eine in den Mund zu nehmen, da sie dann immer den Faden gut netzen könnte. Die gutmüthige Zutraulichkeit des Bauern gefiel der Königin, und er wurde mit einem Geschenke entlassen.«

Ward der König durch das Podogra, ein Uebel, von dem er seit dem Jahre 1729 befallen wurde, am Ausreiten verhindert, so fuhr er in einer offenen Chaise aus, und hatte dann gemeiniglich zwei oder drei Offiziere bei sich. Bei zu großen Schmerzen oder zu übler Witterung pflegte der König gleich nach Tische zu **malen**, welches, wie er sagte, eine Arbeit sey, bei der man bequem verdauen könnte; nichts war diesem unermüdeten Regenten unerträglicher, als **unbeschäftigt zu seyn**, und da ihm das Malen zugleich eine angenehme Unterhaltung gewährte, so nahm er sehr oft zu dieser Kunst seine Zuflucht. Obschon es damals bei der Akademie der Künste einige tüchtige Meister gab, und in dem Adreßkalender fünf Hofmaler (darunter Pesne, Weidemann, Leygebe, Gerike) aufgeführt wurden, so begnügte sich der König dennoch gewöhnlich mit Meister Hänschen (Johann Adelfing), welcher ihm die Porträts der Bauern, Bedienten, großen Grenadiere aufzeichnen und die Farben reiben mußte. »Hänschen hatte zwar jährlich einhundert Thaler festen Gehalt und für jeden Tag, an welchem gemalt wurde, einen Gulden, aber die tours de baton waren weit wichtiger, denn für jeden Pinselstrich, der dem König mißglückte, erhielt Hänschen eine reiche Erndte von Hieben und Stößen.« Als ein zweiter Gehülfe wird der Bombardier Fuhrmann genannt, der sich ebenfalls auf die Malerei verstand. Sollte jedoch ein Porträt besonders gut gemalt werden, so wurde der Hofmaler Weidemann zu Hülfe genommen. Was aus dieser Malerei herauskam, war nun freilich nicht sonderlich, jedoch hatte es der Jünger bereits so weit gebracht, als der Meister. Wenn aber der damalige Schildereihändler Schütz in dem Tabakskollegium dem Könige einen Louisd'or für jedes fertige Stück bot, so war es sein Ernst; er hatte auch darinnen nicht so gar Unrecht, wenn er rechnete, bei solcher Königsarbeit das Doppelte und Dreifache zu gewinnen. — Der König hatte den Bilderhändler nur rufen lassen, um zu erfahren, wie viel er täglich mit seiner Kunst verdienen könne, und da er fünf Tage zu einem Porträt brauchte, war er zufrieden, sicher zu seyn, für den schlimmsten Fall sein Brod mit Malen verdienen zu können, da er täglich mit einem Thaler gut auszukommen glaubte. — Da einige Mitglieder des Tabakskollegiums dennoch Bedenken äußerten, daß der König von seiner Malerei würde leben können, ließ er einen ihm bekannten Hoflieferanten, der seinen Laden an der Stechbahn hatte, rufen, und bot ihm einige Bilder von sich an, welche der Kaufmann, da er dem Handel nicht ausweichen konnte, für 100 Thaler das Stück annahm. Bald darauf erfuhr der König, daß der Kaufmann die Bilder vor seine Ladenthür mit der Ueberschrift gehängt: von der Hand Sr. Maj. des Königs gemalt. Diese öffentliche Ausstellung war ihm unangenehm, er schickte daher dem Kaufmann das Geld wieder und bat sich seine Bilder aus. Dieser war jedoch damit nicht einverstanden, ließ dem Könige sagen, daß er unmöglich so werthvolle Bilder um den geringen Einkaufspreis losschlagen könne, und der König sah sich genöthigt, ihm bei dem Rückkauf einen bedeutenden Profit zuzugestehen. — Noch manchen andern Scherz mußte der König über seine Malereien hören. Als er sich von einem seiner Kastellane, der ein Holländer war, ein Urtheil über ein Jagdstück, welches er so eben vollendet hatte, ausbat, versicherte ihn dieser, daß es ganz in der Manier eines berühmten Niederländers, Vas Clas, gemalt sey, welcher zum näheren Verständniß seine Figuren mit Buchstaben bezeichnete, und dann darunter schrieb dat is gemalen von Vas Clas, a is de Hund, en b is de Haas. — Mehre Bilder des Königs haben sich erhalten, unter einigen, welche er unter den Schmerzen des Podagra's gemalt, lies't man von seiner Hand die Worte: „in tormentis pinxit. F. W.“ (Fortsetzung folgt.)

*) Der Abwechslung halber führte der König zuweilen anstatt des spanischen Rohres lange Knotenstöcke von Weißdorn. Zwei Exemplare von diesen auf eigenem Grund und Boden gewachsenen Sceptern befinden sich auf der königl. Kunstkammer in Berlin.

Das Fest der heiligen Rosalie.

(Schluß.)

Die Schwärmer und Raketen bilden gleichsam einen kleinen Donner und ahmen den Zigzag des Gewehrfeuers eines Ba

taillons nach. Es ist keine Nacht mehr. Hier leuchtet eine Bombe, eine Vorläuferin der Sonne, mit ihren unzähligen Strahlen. Plötzlich wendet sie sich, getrieben vom kühnen Prometheus, der sich in ihrer Nähe hält. Sie erlischt. — Auf einmal ist es dunkel geworden, zu Wasser und zu Lande. Man schwebt in banger Erwartung; man sieht sich einander an; noch bemerkt das Auge einzelne hier und dort zerstreute Raketenflammen, die, gleich Sternen eines Augenblicks, nachdem sie sich den ewigen Sternen genähert, am Windeshauch erlöschen und ersterben. Aber plötzlich schwimmt der Himmel in einem hellen lodernden Feuer, und die fremden Seeleute kommen auf den Kähnen herbei und nähern sich Trinakriens Stadt; noch sind sie im Zweifel begriffen, ob sie in Schrecken oder Jubel ausbrechen sollen, denn sie glauben, eine ganze Stadt in eine Feuersbrunst verwandelt zu sehen, und sie wissen nicht ob's zum Spaß und Vergnügen, oder aus großer Verzweiflung geschieht! Die Einen rudern nur langsam fort; Andere, von mehr Kühnheit beseelt, steuern in vollen Segeln los, um ihre Neugier zu befriedigen. Indeß ist dieses plötzliche Feuermeer nicht zufällig entstanden. Zwei Thürme von verschiedenartigem Baue sind in ungeheurer Größe neben einander aufgeführt worden, so daß ein langer schmaler Streif des Horizonts zwischen ihnen gelassen ist; jeder ihrer einzelnen Steine glänzt wie ein großer Diamant, würdig der Krone eines Riesen. Man sieht aus dem einen einen Krieger mit funkelnder Waffenrüstung aussteigen, dessen Visir gesenkt ist, sein breiter Schild bedeckt ihn fast gänzlich. Aus dem anderen Thurme stürzt sich ein Sarazene, mit einem Turban, auf dem ein Buschreiher sitzt, mit krummem Pallasch, in weiten Gewändern. Die beiden Krieger, als geborene Feinde, da der Erste ein Vertheidiger Siziliens und des christlichen Glaubens, der Zweite zu den asiatischen Seeräubern gehört, sie stoßen nun auf einander und messen sich gegenseitig mit den Augen; bald fordern sie sich heraus; ihr Arm ist erhoben; die Waffen kreuzen und brechen sich; der Turban des Ungläubigen stürzt zur Erde nieder. Sogleich erfaßt der Muselmann seinen furchtbaren Kandschiar mit beiden Händen, beugt sich gegen den Sizilianer hin, um ihm einen tödtlichen Hieb in die Seite zu versetzen; indeß bricht sich das spitzige Eisen an dem treuen Helm des Ritters, und von einem schrecklichen Stoße in der Brust getroffen, stürzt der Sarazene zu Boden nieder, indem er noch jetzt seinen Arm unter Flüchen und Verwünschungen emporhebt und gegen den Thurm von Palermo seine Drohungen ausstößt. Sein Fall ist das Signal, auf das der Schloßthurm erkracht; er spaltet sich, und tausend Schwärmer brechen aus seinen Adern hervor; er wird zum ungeheuren Schmelzofen, dessen lärmendes Knistern und Toben durch tausend Echos am Ufer verstärkt und vergrößert wird.

Das Feuerwerk ist zu Ende; der Triumphwagen ist bei Seite geschafft, und die Renner, deren Name unter den Siegern verzeichnet ist, ruhen schlafend auf ihren Lorbeern — und auf dem frischen Stroh. Endlich ist der Tag für die Heilige gekommen, der Tag, an dem die Kirche ihr Prachtgewand anlegt und die Gläubigen mit ihren tausend ehernen Kreuzen herbeiruft. Man nimmt die Statue der heiligen Rosalie, jene ehrwürdige Statue, die man bei allen großen Feierlichkeiten in religiöser Andacht öffentlich aufziehen läßt, die stets als eine Bundeslade verehrt wird; diese Statue, an die alle Bitten sich richten, an die man mit allen Wünschen und Hoffnungen sich wendet, dieses Symbol des Mitleids und des Erbarmens, sie folgt den übrigen Heiligen der Prozession. Welch' ein herrlicher Anblick, diese lange Reihe der Andächtigen, die durch die ganze Stadt zieht, zu einer Stunde, wo der ganze Erdkreis in Schlummer liegt! Die Nacht verdankt den glänzenden Illuminationen ihren feierlichen Charakter; denn der Himmel bleibt schwarz, während die Häuser in voller Pracht zur Verherrlichung der Prozession erglänzen. Die silbernen und hölzernen Kreuze sind an der Spitze zu sehen; die Volksmenge ist in Demuth vor ihnen hingestreckt; auf beiden Seiten gehen die andächtigen Ordensbrüder, die in ihren weiten Kaputzen abwechselnd die heiligen Verse absingen. Fremd in dieser Welt zeigen sich diese Mönche nur um der Feier der Heiligen willen, die die Patronin Aller ist; sie ziehen vorüber, und Niemand sieht sie, Niemand vermag ihnen in's Gesicht zu schauen. Alle diese unsichtbaren Körper werden von Einer Seele belebt, von dem Glauben; ihr erstarrter Mund hat nur Eine Stimme, das Gebet.

Endlich hört das geräuschvolle Leben auf; die letzte Stunde des Festes hat geschlagen. Noch wiederhallen die Tempelhallen von den heiligen Gesängen. Es sind Gebete für das künftige Jahr. Lebt nun wohl, ihr Gesänge und ihr Ergötzlichkeiten! Lebe wohl, du Pomp, aus dem Schlafe des Alterthums erwacht! Leb' wohl! Die Fackeln erlöschen, die Blumen welken, die Gesänge verstummen, und die Orgel theilt schweigend die Ruhe der Heiligen, deren Statue die Kirche wiedergesehen.

H ä n d e l.

Ein neu erschienenes englisches Werk von E. Farren, unter dem Titel: „The mortalities of celebrated musicians“ gibt auch von Händel einen kurzen Lebensabriß, von denen nur ein Theil in Deutschland bekannt seyn dürfte. Händel war den 24. Februar 1684 zu Halle an der Saale geboren. Sein Vater bestimmte ihn anfangs für das Studium der Rechte, bald aber schien es ihm unmöglich, die Neigung seines Sohnes nach eignem Wunsche zu leiten, und so gab er ihn in die Schule Zachau's, der an der dortigen Hauptkirche Organist war. Die Fortschritte, die der Jüngling im Orgelspiel machte, waren so reißend, daß er in seinem neunten Jahre nicht allein für seinen Meister den Gottesdienst versah, sondern in den drei folgenden Jahren hindurch jede Woche eine geistige Kantate komponirte. Nachdem er erst Berlin und Hamburg und sodann Florenz, Venedig, Rom und Neapel besucht hatte, kehrte Händel nach Deutschland zurück, und fand in dem Kurfürsten von Hannover, der ihn zu seinem Kapellmeister machte, einen großen Beschützer. Gleichwohl war die mehrfach an ihn ergangene Einladung mehrer englischen Großen, nach der Insel zu kommen, zu reizend für ihn, als daß er jene Stellung in Hannover nicht hätte bald aufgeben sollen. Er ging 1710 nach England, und bald war sein Entschluß gefaßt, dieß Land zu seiner zweiten Heimath zu machen, da er sich glücklich schätzte, wie er selbst sich oft äußerte, »einem Lande angehören zu können, wo Niemand seiner Religion wegen eine Beeinträchtigung seiner Menschenrechte zu befürchten hätte.« Als Georg I. auf den britischen Thron berufen wurde, fürchtete Händel, seinem ehemaligen Wohlthäter, den er verlassen hatte, entgegenzutreten; allein er konnte sich dem Auftrage nicht entziehen, eine Bewillkommungsmusik zu setzen, mit welcher man den König bei seiner Landung begrüßen wollte. Händel komponirte die »Wassermusik,« und der König wurde davon so entzückt, daß er begierig nach dem Namen des Komponisten fragte und den früheren Günstling von neuem an sich zu ziehen beschloß. Als die königliche Akademie die Errichtung einer italienischen Oper beschloß, wurde Händel zum Kapellmeister ernannt. Die fortwährenden Zänkereien mit den Sängern, so wie die Differenzen zwischen ihm und denen, die an der Spitze des Unternehmens standen, machten es ihm jedoch bald wünschenswerth, dieser Geschäfte überhoben zu seyn, um sich ganz und

allein der Vollendung mehrer Kompositionen, die er im Geiste entworfen hatte, zu widmen. Dieß war eine von den Ursachen, die den Zustand seiner Finanzen eine Zeit lang sehr in Unordnung brachten. Später verschafften seine Werke ihm einigen Wohlstand. Die zum Besten des Findelhauses veranstalteten Aufführungen seines Messias, den er im Jahre 1741 komponirte, brachten in dem Zeitraume von 1749 bis 1777 eine Summe von 10,299 Pfund Sterling ein, so daß Händel mit Recht der Wohlthäter des Instituts genannt wurde. Von Gestalt war Händel breit, dick und unförmlich; aber seine Gesichtszüge waren fein markirt, freundlich und klug. Sein Gesundheitszustand war gut, aber sein Benehmen verrieth eine Heftigkeit, die auf nichts Rücksicht nahm. Er trug eine ungeheuer große, buschige, stark gepuderte Perrücke, die er mit vieler Sorgfalt behandelte. Saß sie ihm gut, so war er auch bei guter Laune; hing sie etwas schief, so war stürmisches Wetter in seinem Gemüth, und so war die Perrücke das wahre Barometer seiner Stimmung. Sein Protektor Georg I. ergötzte sich oft an diesen Wetterbeobachtungen; aber nie durfte es Jemand wagen, über den Musiker einen Scherz fallen zu lassen, und wehe der Hofdame, die ihr Lachen nicht unterdrücken konnte, wenn Händel zugegen war. Zu den hohen Vergünstigungen gehörte auch die Erlaubniß, die ihm gegeben wurde, seine Oratorien in Carltonhouse zur Probe zu bringen. Zur Krönung Georg's II. schickten ihm die Bischöfe den von ihnen selbst zusammengestellten Text, den Händel in Musik setzen sollte; allein er sandte denselben mit der Bemerkung zurück, »er könne selbst die Bibel lesen und sich seine Textworte zusammensuchen.« Mistreß Cibber, die durch den gefühlvollen Vortrag ihres Gesanges damals in Ruf stand, war seine Lieblingssängerin und besuchte ihn häufig auf der Südseite der Brook-street, wo er lange Zeit wohnte. Bemerkenswerth war es bei ihm, daß er Hände wie ein Riese, aber gleichwohl Finger wie ein Kind hatte. Die Knöchel schienen fast rückwärts biegsam und wie es bei Kinderhänden der Fall ist, mit Grübchen versehen. Zugleich berührte er die Tasten so leise und unscheinbar, daß man glauben konnte, seine Finger kämen mit der Klaviatur zusammen, die so abgegriffen war, daß sie löffelartige Höhlen hatte. — In der letzten Periode seines Lebens verlor Händel die Augenkraft; aber er ließ sich trotz dem immer noch in Konzerten hören und spielte mit der alten Meisterschaft nach wie vor. Es war ein trübseliger Anblick, wenn der alte Meister sich zu seiner Orgel führen ließ und dem Publikum seine Verbeugung machte, bevor er sich setzte. Saß er aber erst, so riß er Alle hin durch die Gewalt und Fülle seines begeisterten Spieles. Am Charfreitag, den 6. April 1759, leitete er die Aufführung eines Oratoriums zum letztenmale; 7 Tage darauf, am 13., entschlief er in einem Alter von 75 Jahren, von Allen, die ihn kannten, geachtet und geehrt. Sein Denkmal befindet sich bekanntlich in der Westminsterabtei.

Mannigfaltigkeiten.

(Die englische Uhr.) Ich wurde einst, erzählte der Oberst R., mit einigen Dragonern nach den Wäldern, die das Thal von Sesia durchziehen, abgeschickt, um dem Schmugeln, das dort sehr stark über Hand genommen hatte, Einhalt zu thun. Als ich des Nachts in diese wilde und öde Gegend gelangt war, wurde ich die Ruine eines alten Schlosses ansichtig, in das ich ging. Zu meiner nicht geringen Verwunderung fand ich es bewohnt. Es lebte darin ein Edelmann aus der Umgegend. Sein Aeusseres ließ nichts Gutes ahnen, er war sechs Fuß hoch, und ohngefähr vierzig Jahr alt. Mürrisch besorgte er für uns ein Paar Zimmer. Mein Ordonanzoffizier und ich unterhielten uns mit Musik. Wenige Tage darauf wurden wir gewahr, daß dieser Mann ein Frauenzimmer in Verwahrung hielt, das wir scherzweise Carilla nannten. Wir waren weit entfernt, die entsetzliche Wahrheit zu ahnen. In ungefähr sechs Wochen starb sie. Mich wandelte eine unwiderstehliche Begierde an, sie im Sarge zu sehen. Ich schenkte dem Mönche, der ihre irdischen Ueberreste verwahren sollte, eine Kleinigkeit. Unter dem Vorwande, sie mit geweihtem Wasser zu besprengen, führte er mich um Mitternacht in die Kapelle, in der sie lag. Ich fand hier eine von jenen herrlichen Gestalten, die selbst im Tode schön bleiben. Sie hatte eine große Adlernase, deren Geist und Zärtlichkeit ausdrückende Züge ich nicht vergessen kann. Ich verließ die traurige Stelle. Fünf Jahre darauf kam ich mit einem Detachement meines Regiments in Begleitung des Kaisers, der nach Italien zur Krönung sich begeben hatte, hier vorbei, und bemühte mich etwas Näheres hierüber zu erfahren. Man sagte mir, daß der eifersüchtige Gatte, der Graf — an dem Bette seiner Gemahlin einst eine englische Uhr gefunden hatte, die einem jungen Manne, der in ihrem Städtchen wohnte, gehörte. Noch den Tag selbst schleppte er sie in das eingefallene Schloß mitten im Walde von Sesia. Keine Sylbe kam je über seine Lippen, sondern anstatt einer Antwort auf all' ihre Bitten und Flehen zeigte er ihr schweigend und kalt die englische Uhr, welche er stets bei sich trug. Auf diese Weise verlebte er fast drei Jahre mit ihr. Endlich unterlag sie dem Grame, und starb in der Blüthe ihrer Jahre. Der Graf — machte einen Versuch, den Eigenthümer der Uhr zu ermorden, allein er verfehlte ihn, floh nach Genua, warf sich auf ein Schiff, und man hat seit der Zeit nichts mehr von ihm gehört.

(Der König und der Doktor Gall.) Es war ein großes Fest in *** und der ganze Hof daselbst versammelt. Unter allen gestickten Kragen zog nur ein Mann die Blicke des Königs auf sich und erregte dessen Aufmerksamkeit; es war ein großer Greis, mit knochiger Gestalt und originellem Gesichte. Friedrich kannte ihn nicht, ließ deßhalb den Hofmarschall rufen und fragte ihn, wer jener schwarzgekleidete Herr sey, welcher sich mit dem Kanzler in der Fensterbrüstung unterhalte. »Sire, es ist ein berühmter Arzt, der Doktor Gall.« — »Gall? Ich will selbst prüfen, ob das, was ich von ihm gehört habe, übertrieben ist. Laden Sie ihn Morgen zu mir zur Tafel.« Den andern Tag fand sich der Doktor ein. Zwölf mit Sternen und Bändern behangene Männer waren bei dem Könige, der endlich begann: »Doktor, sagen Sie, ich bitte, allen diesen Herren, die Neigungen, welche die Bildung ihres Schädels anzeigt.« Gall stand auf und begann den Kopf seines Nachbars, eines großen braunen Mannes, zu befühlen, den man General nannte. Der Doktor schien verlegen. »Sprechen Sie ganz offen,« sagte der König. »Se. Excellenz muß die Jagd und lärmende Vergnügungen lieben, besonders Gefallen an einem Schlachtfelde finden; seine Neigungen zeigen sich als sehr kriegerisch, das Temperament ist sehr sanguinisch.« Der König lächelte. Der Doktor begab sich zu einem Andern, einem kleinen Manne mit lebendigem Auge und keckem Aussehen. »Der Herr,« fuhr Gall sehr verlegen fort, »muß sich in gymnastischen Uebungen auszeichnen und ein großer Läufer seyn.« »Es ist genug, mein lieber Doktor,« unterbrach ihn der König, »ich sehe, daß man mich in Bezug auf Sie nicht getäuscht hat und will nun unverhohlen zeigen, was Sie aus Schonung und Rücksicht auf Schicklichkeit nur ahnen ließen. Der General, Ihr Nachbar, ist ein zu Kettenstrafe verurtheilter Mörder und Ihr gewandter Läufer der erste Spitzbube im Lande.« Bei diesen Worten schlug der König auf den Tisch und von allen Seiten traten Wachen in den Saal. »Führt die Leute in ihre Gefängnisse zurück. — Es war eine Prüfung,« fuhr er, zum Doktor gewandt, fort. »Sie saßen mitten unter gefährlichen Verbrechern.«

(Einer zu viel.) Eine Kompagnie Fußvolk, die eine Reihe von Bagagewagen zu decken hatte, sah sich von dem Angriff eines überlegenen Trupps leichter Reiterei bedroht. »Nur Kourage!« rief der Hauptmann, »sie sind nicht stärker als wir; laßt sie nur heran, und dann nehme ein Jeder Mann.« — »Ich nehme ihrer zwei,« rief der tapfere Flügelmann, »einen mit der Kugel und einen mit dem Bajonet: »Gut, so bin ich überflüssig!« rief der hinter ihm stehende Soldat, und lief eiligst davon.

Theateranzeige.

Samstag, den 2. August. Der Seeräuber, große Oper in zwei Abtheilungen, Musik von Bellini. Gastrolle: Gualtiero Hr. Wild, kais. königl. Hofopernsänger.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, № 85. 2. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Klavier von Maria Antoinotte. *)

(Schnellpost für Moden.)

Dieses prachtvolle Klavier war ein edles und schönes Instrument, als es aus der Werkstätte nach den königlichen Gemächern gebracht wurde, für welche es bestimmt war. Es hatte drei Züge und vier und eine halbe Oktave und schöne Tasten von Ebenholz und Elfenbein; es hatte verschiedene Dämpfer, welche den Ton nach Gefallen modifizirten. Wie es in seiner Hülle von vergoldetem Firnisse so schön klang, wie es so stolz auf die reichen Malereien zu seyn schien, womit es geziert war! Das prachtvollste Instrument von Pleyel oder Pape wird keine anderen Verzierungen erhalten, als welche ihm der Kunsttischler oder Kupfervergolder geben können. Damals schämten sich die berühmtesten Künstler, wie Bouchon, Vanloo nicht, die Innenseite eines musikalischen Instrumentes mit ihren Malereien zu bedecken, und man findet in den Zimmern der Liebhaber oft Gemälde auf Holz, welche das Meubel überlebt haben, wovon sie einen Theil bildeten, und dessen größten Werth sie machten.

Nicht, daß es nicht schon damals Fortepiano's in Paris gegeben hätte; allein diese Instrumente, welche zu jener Zeit erst im Entstehen waren, befanden sich größtentheils in den Händen der Künstler von Profession und waren für die Liebhaber nur ein Gegenstand der Seltenheit, nie des Luxus. Das Klavier benutzte die letzten Tage seines Ruhms und schien mit Verachtung auf den bescheidenen Nebenbuhler zu blicken, welcher, damals noch in einer kleinen und viereckigen Gestalt, es einst gänzlich entthronen sollte. Es war also ein Klavier, welches für die Dauphine verfertigt worden war: sie war eine Deutsche, man wußte, daß sie spiele, und man gab ihr das vollkommenste Instrument, welches nur verfertigt werden konnte. Armes, schönes Klavier! noch lebst du, aber nicht mehr in den Palästen der Könige; wenn du von Zeit zu Zeit deine scharfen und schreienden Töne erschallen läßt, welche man in deiner Jugend so voll und schön fand; so ist es die zitternde Hand eines Greises, welche dich belebt, dich, das nur zum Vergnügen einer Königin bestimmt war! Und dennoch hat mehr als eine geschickte Hand deine verfallenen Tasten berührt! Kaum vermagst du noch, matte Töne hervorzubringen; könntest du aber sprechen, uns von den Zeiten deines Ruhms erzählen, als Gluck, der unsterbliche Gluck, welchen deine Besitzerin beschützte, am Hofe seiner früheren Schülerin erschien; du würdest uns von dem Achselzucken dieses vergoldeten, unnützen Haufens zu Versailles erzählen, als sie sahen, daß ihre junge Königin einen einfachen Musiker ihnen gleich, oder noch höher stellte, als sie. Erinnerst du dich noch der ersten Zusammenkunft des großen Mannes mit der jungen Frau? Als der Chevalier Gluck angekündigt wurde, lief die Königin auf den Komponisten zu und rief: »Ach! Sie sind es, Sie sind es wirklich, mein lieber Lehrer!« Und der gute massive Deutsche lächelte und erkannte kaum die Schülerin wieder, welche er noch als ein Kind verlassen hatte. — »O! Madame, wie dick Ew. Majestät geworden sind, seitdem ich Sie nicht gesehen habe!«

Bei der Freimüthigkeit dieses Germanismus (die Königin hatte wirklich zugenommen) verloren die Hofleute ihren gewohnten Gleichmuth; die Etikette wurde auf kurze Zeit vergessen, man wagte es, zu lachen: die Königin stimmte in die allgemeine Fröhlichkeit mit ein; aber bald sah sie die Verlegenheit des armen Komponisten, welcher es sich nicht im Entferntesten in den Sinn kommen ließ, daß er eine Albernheit gesagt habe, und der nachforschte, wodurch dieses närrische Lachen habe entstehen können.

»Meine Herren,« sagte sie mit der bezaubernden Anmuth, welche sie nie verließ, »Sie werden sich ohne Zweifel sehr freuen, die Bekanntschaft eines meiner Landsleute zu machen, auf den Deutschland mit Recht stolz ist. Es ist wahr, er spricht das Französische nur schlecht, allein er versteht eine ganz andere ausdrucksvolle Sprache, welche in allen Ländern verstanden wird. Kommen Sie, mein guter Lehrer,« fügte sie hinzu und führte den Musikus an's Klavier, »geben Sie uns ein kleines Andenken an Wien.«

Erst jetzt begriff Gluck, daß er sich zu rächen habe; seine Augen belebten sich von dem Feuer des Genie's, welches ihn so oft einnahm; er warf einen Blick auf den Haufen der Höflinge und ließ darauf seinen Fingern auf dem Instrumente freien Lauf. Zuerst war es etwas Unbestimmtes, und worüber es schwer war, sich Rechenschaft zu geben: man bemerkte unter diesen abgebrochenen Akkorden hundert Melodieen, welche im Begriff waren zu entstehen und plötzlich durch neue Ideen unterbrochen wurden. Nach und nach wurde alles Licht, das Antlitz Gluck's strahlte von einem göttlichen Feuer, er wußte nicht mehr, wo er war, vor der Königin hatte er begonnen, er fuhr fort, als wäre er zu Hause: die Töne eines Walzers, dieses kräftigen Rhythmus, welcher nur den Deutschen angehört, ließen sich bald hören. Mit Mühe unterdrückte die Königin ein paar Thränen, welche ihr in die schönen Augen traten, denn vor allem wünschte sie als ächte Französin zu erscheinen; sie wußte, daß man ihr den Beinamen »die Oesterreicherin« gegeben hatte, und sie hätte gern ihr Vaterland vergessen. Indessen hätte sie ungehindert weinen können; man würde es nicht bemerkt haben. Die Aufmerksamkeit der Herzöge, Marquis und aller Anwesenden war durch die erhabenen Akkorde gefesselt, wovon die matte französische Musik, die einzige, welche sie bis jetzt gehört hatten, ihnen nie einen Begriff gegeben hatte; zum erstenmale wurde ihnen eine Kunst klar.

*) Die Vigilien enthielten bereits vor längerer Zeit einen Artikel, welcher denselben interessanten Gegenstand behandelte. Da er indessen manchem Leser des Konv.-Bl. unbekannt geblieben seyn mag, so wollen wir ihn hier wiederholt mittheilen. S.

Der Enthusiasmus dauerte noch, als Gluck bereits aufgehört hatte zu spielen. Große Schweißtropfen standen auf seiner breiten Stirn: er schien aus einem peinlichen Traume zu erwachen. Er bedurfte einiger Augenblicke, um sich zu erholen. Die Königin dankte ihm und sagte in ihrer Muttersprache zu ihm:

»Dank, Dank, mein guter Lehrer. O! Sie haben sich herrlich gerächt!«

Darauf nahm der gute Deutsche Abschied und die großen Herren verbeugten sich, als er an ihnen vorüberging; der Adel glaubte sich hier nichts zu vergeben, wenn er dem mächtigen Genie, welches sich vor ihnen entfaltet hatte, seinen Tribut zollte.

Welche andere Auftritte von ganz verschiedenem Interesse würde uns das alte Klavier mittheilen. Wie würde es sie so unendlich viel besser erzählen, als ich armer Sterblicher, welcher, dem Himmel sey Dank, nicht alt genug ist, um alle diese Wunder erlebt zu haben. Allein ich habe das Klavier gesehen, und zwar erst vor wenigen Tagen, und ich will jetzt erzählen, wie und wo ich diese Ueberreste unserer alten Monarchie gefunden habe.

Kürzlich ging ich nach dem Invalidenhause, um einen Freund, einen Stabsoffizier, zu besuchen, den ich seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Nachdem wir uns vom Regen und schönen Wetter unterhalten hatten, welches für einen Invaliden sehr interessante Gegenstände sind, von den Stücken, welche auf dem Odeon gegeben wurden, worüber die friedlichen Bewohner des Hauses eine große Freude haben, kamen wir auch auf die Musik. Mein Freund sagte nur, daß sie verschiedene musikalische Damen im Hause hätten und sogar einige Offiziere es in dieser Kunst ziemlich weit gebracht hätten.

»Da ist z. B. einer unserer Kameraden,« fuhr er fort, »welcher ein Klavier besitzt, worauf er große Stücke zu halten scheint, und welches er sehr häufig zu unserm großen Vergnügen spielt.«

Auf meine Bitte wurde ich bei dem Liebhaber dieses altmodischen Instruments eingeführt: er machte mich auf alle Einzelnheiten seines Instrumentes aufmerksam. Ich bewunderte den guten Zustand, worin es sich noch befand, den schwarzen, glänzenden, mit Goldfäden durchzogenen Firniß, vorzüglich aber die Malereien, welche mir von Johann Warthe zu seyn schienen. Der alte Offizier bat mich, darauf zu spielen, was ich denn auch that, und da er wahrscheinlich auf meinem Gesichte las, daß ich über dessen wenig harmoniereiche Töne nicht sehr entzückt sey, sagte er zu mir: »Finden Sie nicht, daß es einen sehr guten Ton hat?«

»Ja,« antwortete ich, »einen recht guten für ein Klavier, allein das schlechteste Pianoforte ist doch besser.«

»Ach! mein Herr,« antwortete er, »es gibt kein Piano oder ein anderes Instrument in der ganzen Welt, welches mir so viel Vergnügen machen könnte, als dieß alte Klavier. Es kommt daher, weil wir fast von gleichem Alter sind; und außerdem knüpfen sich so unendlich viele Erinnerungen daran!«

Und der gute Alte schien gerührt, als er diese letzte Worte zu mir sprach. Meine Neugierde war auf's Höchste erregt und ich konnte nicht umhin, ihm den Wunsch auszudrücken, sie befriedigt zu sehen.

Der alte Offizier willigte sehr gern in meine Bitte, welche ihm Vergnügen zu machen schien. Ich hörte zu, während mein Freund, welcher die Geschichte wahrscheinlich bereits mehr als einmal mit angehört hatte, sich beeilte, das andere Zimmer wieder zu erreichen, in der Ueberzeugung, daß er sie doch noch mehr als einmal würde anhören müssen. Wie die Feenmährchen stets mit: Es war einmal, so fehlt es auch nie, daß die Erzählungen alter Leute von der Zeit vor der Revolution beginnen: und wirklich begann die Erzählung auf die angegebene Weise.

»Vor der Revolution hatte ich die Ehre, Stimmmeister bei der Königin und in den ersten Häusern des Hofs zu seyn. Es war damals eine sehr einträgliche Profession: es war eine ganz andere Sache, ein großes Klavier zu stimmen, dessen Tasten jede ihre besondern Saiten und deren Spiele sogar Reihen sich entsprechender Saiten hatte, als ihre erbärmlichen Pianoforte's mit zwei oder drei Saiten: es ist mir erzählt worden, daß man sogar welche mit einer Saite mache, welches ein Uebermaß von Albernheit ist. Daher ist auch die Stimmkunst zum Handwerke herabgesunken, und darum befassen sich so viele Menschen damit. Ich übte meine Profession bis zur Zeit der revolutionären Unruhen ehrenvoll aus. Man hat viele Menschen beklagt, aber die armen Stimmer hat man bei Weitem nicht genug beklagt. Alles verließ uns zu einer und derselben Zeit. Die großen Herren retteten sich mit einem Eifer, welchen man an ihnen nicht kannte, und nur wenige dachten daran, vor ihrer Abreise mit uns abzurechnen: sie glaubten Alle bald zurückzukehren, um diese Kanaille, wie sie es nannten, zu züchtigen. Allein die Kanaille bemächtigte sich ihrer Besitzthümer; solche, welche sich bereichert hatten, kauften wohl Klaviere, allein dieß waren für sie Möbeln und keine Instrumente, und der Stimmer hatte dabei nichts zu thun. Kümmerlich half ich mich bis zum 10. August durch. Diesen schrecklichen Tag werde ich nie vergessen. Ich hörte davon reden, daß nach der Niedermetzelung der Schweizer das Volk das ganze Schloß der Tuilerien inne habe und alles zerbreche, was ihm in den Weg käme. Ich wollte noch einen Blick auf diese Zimmer werfen, wohin ich so oft gerufen worden war, bevor sie gänzlich ihrer Pracht beraubt wären. Ich begab mich also auf's Schloß und wurde durch die Volksmasse bis zum Zimmer der Königin gedrängt. Ach! welcher Anblick! Alles war geplündert und zerbrochen; nur ein Gegenstand war noch unversehrt, und dieß war das Klavier: allein ein scheußlicher Kerl stand oben darauf und redete die Menge an, und so viel ich im Statt findenden Tumulte verstehen konnte, machte er den Vorschlag, mein Klavier aus dem Fenster zu werfen. Ich stand zitternd, verloren, vernichtet in einer Ecke; der Redner springt von seiner Bühne herab; dreißig kräftige Fäuste bemächtigen sich des Instruments, der Hintertheil ist bereits zum Balkon hinaus und im Begriffe, einen Sprung in den Garten zu machen, als sich plötzlich eine junge und durchdringende Stimme hören läßt: Haltet ein! haltet ein! Man hält wirklich inne; das Klavier bleibt über dem Abgrunde hängen und der Redner tritt vor. Es war ein noch sehr junger Mensch in der Uniform der Nationalgarde. Sein lebhaftes, offenes und geistreiches Gesicht nahm zu seinen Gunsten ein: »Bürger, was wollt ihr thun?« sagte er zu ihnen, »warum wollt ihr dieses Instrument zerbrechen? kennt ihr denn nicht die Macht der Musik? habt ihr nicht oft beim Marsche die Marseillaise angestimmt? der Eindruck würde mit Begleitung noch weit größer seyn. Anstatt dieß unschuldige Instrument zu zertrümmern, laßt mich euch ein patriotisches Lied darauf vorspielen.«

Diese kurze, halb ernsthaft, halb lachend vorgebrachte Rede machte einen analogen Eindruck auf die Versammlung. Einige zögerten, Andere bestanden auf ihrem Vorhaben der Zerstörung. Mein junger Mann springt auf die zu, welche den Obertheil des Instruments hielten. — »Oeffnet mir dieß,« sagte er mit einem befehlenden Tone. — Man gehorcht, und sogleich spielt er das Ritornel zur Marseillaise, worin alle Anwesende im Chore einstimmen. Nach diesem Gesange beginnt der Tanz, das ist so in der Ordnung. Nach der Marseillaise mußte die Carmagnola, darauf Ça ira, dann

Madam Veto u. s. w. gespielt werden. Alles dieß machte mir das Herz bluten — die Carmagnola auf dem Klaviere der Königin!... Die ganze Versammlung war mir höchst zuwider. Nachdem man viel getanzt hatte, dachte man nicht weiter daran, das Instrument zu zerbrechen: fröhlich ging man von dannen, wenn man diese wilde Freude Fröhlichkeit nennen kann: und ich befand mich allein im Zimmer. Ich näherte mich meinem lieben Klavier, welches auf eine so wundervolle Weise gerettet worden war: ich wollte es wieder heiligen und spielte den schönen Chor aus Iphigenie von Gluck, welchen die allgemeine Galanterie wenige Jahre früher an die Königin gerichtet hatte.

Kaum hatte ich die ersten Takte durchlaufen: welche Grazie, welche Schönheiten! als ich vom Klaviere hinweggerissen werde. Es war mein junger Nationalgardist. »Sind Sie toll,« sagte er zu mir, »haben Sie Lust, sich köpfen zu lassen? es bedarf dazu nichts weiter. Ich bin den Zudringlichkeiten dieser Elenden entronnen, ich wollte sehen, ob es nicht möglich wäre, dieses Instrument zu retten.« Sie sind also auch ein Stimmer? sagte ich zu ihm. »Durchaus nicht, ich bin nur ein einfacher Liebhaber der Musik, allein ich würde untröstlich gewesen seyn, ein so schönes Meubel zerstören zu sehen.« Er nannte es ein Meubel. Indessen, was schadete das, er hatte es doch gerettet, das war die Hauptsache. Wir forschten vergebens nach den Mitteln, mein altes Klavier auch für die Zukunft zu sichern. Plötzlich sagte der junge Mann zu mir, »ich fürchte, daß hier nicht länger ein sicherer Aufenthalt für Sie ist, Dank meiner Uniform, ich habe nichts zu fürchten; allein Sie sind nicht nach der heutigen Mode gekleidet; Sie können jeden Augenblick als verdächtig festgenommen werden; das Beste wird seyn, daß Sie sich sachte nach Hause begeben. Lassen Sie aus dem Klavier werden, was da wolle und denken Sie zuvörderst an sich. Indem er dieß sagt, schiebt er mich aus dem Zimmer, schließt die Thür zu und wirft den Schlüssel zum Fenster hinaus. Lassen Sie mich zum wenigsten, sagte ich zu ihm, den Namen dessen kennen, welcher das Klavier der Königin rettete — Ihr Name? — »Singier. Der Ihrige? — Doublet, Stimmer bei der Königin. Er hielt mir mit der einen Hand den Mund zu, reichte mir die andere, und war verschwunden. Den Tag nach diesem unglücklichen Hergange ließ ich mich einschreiben. Der Militärstand war mir günstiger, als meine erste Profession. Ich avanzirte schnell und hatte es zur Zeit der Restauration bis zum Grade eines Bataillonschefs gebracht.

Ich dachte, es würde den Militärs 1814 nicht besser gehen, als es den Stimmern 1792 ging; ich bat um meinen Abschied und wurde unter die Invaliden aufgenommen. Der Zufall fügte es, daß ich bei der Versteigerung der Möbeln von der Königin Hortensia zugegen war. Denken Sie sich meine Freude, als ich meinen alten Gefährten, mein armes Klavier, wieder erkannte. Seit ich es an mich gekauft habe, hat es mich in allem meinem Kummer getröstet. Aber ich werde alt; was wird nach meinem Tode aus ihm werden? es hat stets nur die Paläste oder Hotels bewohnt, sollte es dessen Bestimmung seyn, auseinander genommen und durch einen Trödler Stück für Stück verkauft zu werden? Dieser Gedanke verursacht mir viel Kummer in meinen alten Tagen.«

»Aber,« fragte ich, »haben Sie nie Ihren jungen Nationalgardisten wieder gesehen?«

»Gewiß habe ich ihn wieder gesehen; ich fand ihn fast zu gleicher Zeit mit meinem alten Klaviere wieder. Wir waren von einem und demselben Punkte ausgegangen, hatten aber eine ganz verschiedene Laufbahn gewählt. Ich war Soldat geworden und habe es dadurch bis zum Invalidenhause gebracht; er ist Schauspieldirektor geworden und hat vierzigtausend Francs Rente gewonnen. Hr. Singier ist übrigens vielleicht der einzige Direktor, welcher sein Glück gemacht hat, weil er sich bei den Administrirten stets beliebt machte, welche ihm behülflich waren, sich zu bereichern. Sie sehen also, daß mein Klavier Glück bringt.«

Hier schwieg mein alter Offizier; ich dankte ihm für seine Gefälligkeit und erhielt von ihm die Erlaubniß, ihn wieder besuchen, auch wirkliche Liebhaber mitbringen zu dürfen, um sein Instrument zu besehen. Wenn der geneigte Leser die Bekanntschaft des Klaviers der Königin Marie Antoinette machen will, braucht er sich nur nach dem Hotel der Invaliden zu begeben, nach dem Bataillonschef Doublet zu fragen, und der glückliche Besitzer dieses seltenen Stückes wird sich ohne Zweifel ein Vergnügen daraus machen, es von ihm bewundern zu lassen; vielleicht ließe er sich noch überreden, es zu verkaufen: allein ich muß nochmals bemerken, daß er sich dazu nur zu Gunsten eines wirklichen Liebhabers entschließen würde.

v. d. L.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Fortsetzung.)

Nach der gewöhnlichen Tagesordnung begab sich der König im Sommer um sieben, im Winter um fünf Uhr in die Abendgesellschaft. Diese Abendgesellschaft ist unter dem Namen »Tabakskollegium« so berühmt geworden, daß sie ein Blatt in der preußischen Geschichte einzunehmen verdient. Um hierbei mit historischer Genauigkeit zu verfahren, ist nicht unerwähnt zu lassen, daß schon Friedrich I. solche Tabaksgesellschaften eingeführt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß das Hofceremoniel selbst von dem Tabaksdampf nicht verscheucht werden konnte, wie dieß auf einem, in dem königlichen Schlosse zu Berlin befindlichen Bilde von Paul Karl Leygebe zu sehen ist, wo die Königin im stattlichsten Kopfputz, im Schleppenkleide und Hermelin, dem mit allen Orden geschmückten Könige mit zarter Hand die lange Thonpfeife mit dem Fidibus anzündet. Ringsum sitzen die Häupter in Tabaksdampf gehüllt und mit Wolkenperrücken bedeckt, die Generale und Minister in ihren Staatsuniformen, nach streng abgemessener Rangordnung; Kammertürken, Pagen und Diener fehlen nicht *). Bei weitem ungezwungener ging es in dem Tabakskollegium Friedrich Wilhelms zu. Täglich versammelte sich bei dem Könige, gleichviel, ob er in Berlin, Potsdam oder Wusterhausen sich aufhielt, wenn ihn nicht Krankheit oder andere Einladungen und Hoffeste abhielten, um fünf Uhr des Abends eine Gesellschaft, gewöhnlich nur von sechs bis acht Personen, mehrentheils Generale und Staabsoffiziere vom Gefolge des Königs; doch wurden auch Hauptleute, welche für beredt und unterrichtet galten, so wie durchreisende Fremde, die sich durch Abenteuer, und Gelehrte, die sich durch ihre Schriften einen berühmten Namen gemacht hatten, eingeladen; der Baron Pöllnitz genoß den Vorzug, als Stammgast uneingeladen kommen zu dürfen. Der alte Fürst von Dessau mußte, da er keinen Tabak rauchte, eine unangezündete Pfeife in den Mund nehmen; ebenso machte es der kaiserliche Gesandte, Graf Seckendorf, welcher, um sich der, von dem Könige eingeführten Ordnung zu fügen, durch geschicktes Blasen mit den Lippen sich das Ansehen eines tüchtigen Rauchers gab. Die Pfeifen, von denen sich noch eine vollständige Sammlung auf der königlichen Kunstkammer zu Berlin erhalten hat, waren kurze niederländische Thonstummel von der ordinairsten Sorte, die in schlichten Holzfutteralen verwahrt

---

*) Eine Abbildung davon findet man in dem berlinischen histor. Kalender vom Jahre 1822.

wurden; die des Königs sind mit Silber beschlagen und zeichnen sich durch mäßiges Schnitzwerk aus. Sie sind sämmtlich so braun geraucht, daß sich daraus auf einen langen Gebrauch schließen läßt. Der Tabak, leichte holländische Blätter, stand in kleinen geflochtenen Körbchen auf der Tafel, dabei kleine Pfannen mit glimmendem Torf, zum Anzünder der Pfeifen nach holländischer Manier. Brachte ein Gast seinen eigenen, besseren Tabak mit, so wurde der König sehr ungehalten. Vor jedem Gast stand ein weißer Krug mit Bier und ein Glas; ein jeder bediente sich selbst, denn die Dienerschaft wurde entfernt. Um sieben Uhr wurde Butter, Brod und Käse aufgetragen, manchmal auch ein Schinken und Kälberbraten auf einen Nebentisch zu beliebigem Abschneiden aufgestellt. Zuweilen traktirte der König seine Gäste in dem Tabakskollegium mit einem Gericht Fische und einem Salat, die er mit eigenen Händen zurichtete. »Dabei fing er an, die Hände zu waschen, ehe er den Fisch schlachtete; sobald die Stücken im Kessel waren, ging es wieder ans Waschen, um den Salat mit Salz und Essig anzumachen; dann wusch er sich, ehe er das Oel daran that, und nun noch zweimal, bevor er den Fisch anrichtete und sich zu Tische setzte. Bei einem solchen Feste ließ der Herr auch ungarischen Wein, den er in Menge und sehr gut hatte, vom besten Gewächs und hohem Alter reichen; obwohl sonst Abends wegen des Tabakrauchens kein anderes Naß gereicht wurde, als Duckstein von Königslutter im Braunschweigischen, Köpeniker Moll oder schwedisches Bier, welches in Potsdam von einem aus Schweden verschriebenen Brauer gebraut wurde. Für die jedesmalige Sitzung wurde ein halbe Tonne aufgelegt und angezapft.«

Auch Subalternoffiziere wurden zu dem Tabakskollegium hinzugezogen, wenn sie sich durch Kenntnisse oder lustige Einfälle empfohlen hatten. Zwei Lieutenants, von Gröben und von Löben, wurden gern gesehen, weil sie immer ein neues Stückchen erfanden, um Gundlingen einen Streich zu spielen, der sich auch wiederum an ihnen zu rächen wußte. Als Löben einst von seinen, in dem sandigsten Theile der Mark gelegenen, Gütern sprach, fragte ihn Gundling, ob er wohl wisse, daß von diesen Gütern in dem Porstenschen Gesangbuche die Rede sey? Da sich keiner dessen erinnerte, citirte Gundling die Verse:

Was sind unsers Löbens (Lebens) Güter?
Eine Hand
Voller Sand u. s. w.

Vornehmlich war dem Könige daran gelegen, einige in den Staatswissenschaften, den Welthändeln, der Geschichte und Geographie erfahrene Leute in seinen Abendgesellschaften zu haben, die als Sprecher und Zeitungserzähler Vorträge halten mußten, die jedoch von dem Könige sowohl, als den andern Anwesenden durch Fragen und Einwendungen unterbrochen werden durften. Französische, holländische und deutsche Zeitungen, namentlich die Hamburger, Frankfurter, Breslauer, Leipziger und Wiener, lagen auf der Tafel, die in denselben enthaltenen Artikel gaben den Stoff zu den Unterhaltungen. Die berliner Zeitungen pflegte der König nicht zu lesen, weil sie nichts enthielten, als nachgedruckte Artikel aus fremden Zeitungen. Zu Anfang seiner Regierung verbot er sie, und es fehlen die Jahrgänge 1713 und 1714. Dagegen verlangte der König selbst auf diejenigen Artikel aufmerksam gemacht zu werden, in denen seine Regierungsweise beurtheilt oder er persönlich angegriffen wurde, wogegen er sich mit treffendem Witz zu vertheidigen wußte. Als in einem damals vielgelesenen Blatte, in der »holländische Courante,« die Nachricht mitgetheilt wurde: »in Potsdam sey ein Flügelmann der großen Grenadiere gestorben, bei dessen Sektion man zwei große Magen, aber kein Herz gefunden,« ließ der König dem Zeitungsschreiber die Nachricht zugehen, daß es allerdings damit seine Richtigkeit habe; zur Vervollständigung der Nachricht sey jedoch hinzuzufügen, daß der Verstorbene ein **Holländer** gewesen sey. Zur Abwechselung verstattete der König der Gesellschaft eine Partie Schach oder ein anderes Brettspiel; Karten waren nicht erlaubt. Er selbst pflegte dann mit dem General von Flanß, einem pommerschen Edelmann von der derbsten Art, Tocadille zu spielen, bei welchem gewürfelt wird. Als der König dem General einst bemerklich machte, daß es für Beide nicht schicklich sey, **wie die Schneider**, ohne Einsatz zu spielen und die Partie nicht anders, als um einen Groschen in Zukunft zu spielen erklärte, erwiederte Flanß, der nur plattdeutsch sprach: »Det lat ick schonst bliven! Ew. Maj. werfen mi bynah die Würfel an den Kop, da wi umsonst spielen, wat würde et geben, wenn ick mit Se um Geld spielen sollte.« Solch freie Scherze gestattete der König gern, und die Gesellschafter, die sich dergleichen erlaubten, waren ihm die willkommensten. Der Herzog von Holstein, welcher durch sein anmaßliches Betragen sich etwas zu sehr bemerkbar machte, erfuhr ebenfalls, daß es bedenklich sey, mit dem General von Flanß anzubinden. Als der Herzog einst in seiner gewöhnlichen großsprecherischen Weise den General unterbrach, nahm dieser die auf der Tafel liegende Landkarte vor sich, bat sich alle Lichter aus, und stellte sich, als ob er mit großem Eifer und Unwillen etwas suche. Der König war neugierig, zu erfahren, was der General vermisse, worauf ihm dieser zur Antwort gab: »Ick suke dat Ryk det Hertogen von Holstein; dat mut en recht kleen sch—t Land sin, weil ick et gar nich finnen kann, un doch makt sick de Herr davon so sehre breit.« — Dreiste Antworten waren am besten angebracht. Den Obersten L., welcher nach seiner Rückkehr von Paris in das Tabakskollegium eingeladen ward, fragte der König, wie er die königliche französische Familie gefunden habe? — Ew. Majestät halten zu Gnaden es ist lauter kleines Zeug für's dritte Glied, keiner mißt über fünf Fuß!« Als dem Könige durch den Betrüger Clement Verdacht gegen seine nächsten Umgebungen, Grumbkow, den Fürsten von Anhalt u. A., erweckt worden war, zog er in Potsdam eine Zeit lang nur Bürger der Stadt zu dem Tabakskollegium hinzu. In Wusterhausen erhielt zuweilen der Schulmeister eine Einladung. Dieser hatte sich dadurch in so große Achtung gesetzt, daß es dem Könige nicht gelang, die aus der Schule heimkehrenden Knaben zu bewegen, auszurufen: »Unser Schulmeister ist ein Esel!« indem sie nicht davon abzubringen waren, daß ihnen der Schulmeister mehr als der König zu befehlen habe.

Selbst durch den Besuch hoher fürstlicher Personen ließ der König sich nicht in seiner gewohnten Lebensweise stören; das Tabakskollegium wurde nur ungern ausgesetzt, vielmehr erhielten fremde Gäste Einladungen dazu. Im Jahre 1732 kam es sogar in den Verdacht, daß es nur von dem Könige als Vorwand gebraucht werde, um einen Kongreß darin in aller Stille zu halten, und in der That wurden damals die Versammlungen für die Politik bedeutend, indem in dem Tabakskollegium Umtriebe für die römische Königswahl gemacht wurden. (Schluß folgt.)

Theateranzeige.

Samstag, den 2. August. **Der Seeräuber**, große Oper in zwei Abtheilungen, Musik von Bellini. Gastrolle: **Gualtiero**, Hr. **Wild**, kais. königl. Hofopernsänger.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher **Redakteur**: Dr. G. C. Thomas. — **Drucker**: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, №: 86. 3. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Schluß.)

Der Herzog Franz von Lothringen war in Berlin eingetroffen, um sich die Gunst des Königs für den bevorstehenden Wahltag zu gewinnen, und der zukünftige Kaiser glaubte sich nicht besser, als mit brennender Pfeife empfehlen zu können. Zu derselben Zeit besuchten der Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig, der Herzog Ludwig Eberhard von Würtemberg und Prinz Karl Alexander von Würtemberg die Tabagie. Als an dem ersten Abende dieser Versammlung dem Könige die Meldung gemacht wurde, daß zwei Soldaten der Garnison desertirt wären, sagte der König: »ich wette, das sind Franzosen, denn die können das Großthun nicht lassen und müssen sogleich in die Welt laufen, um die Ersten zu seyn, die die Nachricht von unserer heutigen Versammlung unter die Leute bringen.« Die Vermuthung des Königs bestätigte sich.

König August von Polen durfte bei seiner Anwesenheit in Berlin nicht versäumen, das Tabakskollegium zu besuchen. Er that es im Gefolge seines Hofnarren Fröhlich, dessen Zusammentreffen mit dem gelehrten Präsidenten und Hofnarren, Freiherrn von Gundling, zu allgemeiner Belustigung diente. Gundling fühlte sich höchlich beleidigt, daß ein gemeiner Taschenspieler, wie Fröhlich, ihn »Herr Bruder« nannte, und sich eine zu große Vertraulichkeit erlaubte. Auch der König ergötzte sich an den Künsten und Possen Fröhlich's. Als er aber den Hof eines Tages eingeladen hatte, seinen Wasserkünsten beizuwohnen, und damit debütirte, daß er auf höchst unanständige Weise von einem in der Spree aufgerichteten Gerüste in das Wasser sprang, nahmen die Königin und die anwesenden Damen dieses Kunststück so übel auf, daß Fröhlich nicht mehr bei Hofe erscheinen durfte.

Der willkommenste Gast in dem Tabakskollegium war König Stanislaus von Polen, welcher mit dem Könige, während seiner Anwesenheit im Jahre 1735, um die Wette zu rauchen pflegte, wobei es keinen Abend unter dreißig bis zwei und dreißig Pfeifen gethan wurde.

Die königlichen Prinzen kamen gewöhnlich des Abends in das Tabakskollegium, um dem Könige gute Nacht zu sagen. Als Knaben wurden sie hier zuweilen von einem der anwesenden Offiziere exerzirt, und es hielt immer schwer, sie wieder zu entfernen und nach den Gemächern der Königin zu bringen, wo ihnen nicht so viele Freiheiten gestattet waren. Später, als der Kronprinz schon erwachsen war, mußte er sich ebenfalls einfinden, so widerwärtig ihm auch der Tabaksqualm und die Späße der Hofgelehrten waren. Der König wollte in dieser Gesellschaft nur als Privatmann erscheinen, und hatte daher eine jede zeremonielle Begrüßung verboten, so daß, wie schon erwähnt, Niemand aufstehen durfte, wenn er eintrat. — Dieses Sichgleichstellen mit der übrigen Gesellschaft ging so weit, daß der König für eine ihm angethanene Beleidigung, zu der er freilich selbst Veranlassung gegeben, die übliche Genugthuung mit dem Degen verlangte. Ein Augenzeuge (Professor Morgenstern) erzählt davon Folgendes: »Als das Wissen am Hofe noch Schande und Vorwurf machte und Blacksch—rei genannt wurde, fuhr der König in der Tabaksgesellschaft, wo man tüchtig getrunken hatte, gegen den Major von Jürgas, welcher sich gern mit seiner Gelehrsamkeit breit machte, heraus: Du bist auch ein Blacksch—er. Der Major erwiderte im Trunk: Das sagt ein H—tt, und verließ sogleich die Gesellschaft. Der König erklärte sich gegen die Anwesenden, daß er als ein rechtschaffener Offizier, der nichts auf sich sitzen lassen könne oder wolle, die Beleidigung mit dem Degen oder Pistolen auszumachen bereit sei. Alle Anwesenden aber schrien dagegen, erklärten ihn zwar für einen Ritter sans peur et sans reproche, machten ihm aber zu gleicher Zeit bemerklich, daß er nicht bloß ein Offizier, sondern auch König sey, und sich als solcher nur für Beleidigungen, welche dem Staate widerführen, schlagen dürfe. Da indessen der König darauf bestand, sich als Offizier Genugthuung zu verschaffen, so wurde beschlossen, daß ein anderer Offizier den Major von Jürgas fordern und sich für den König schlagen sollte. Der Major Einsiedel, welcher bei dem Bataillon des Königs Stellvertreter war, übernahm es, schlug sich am folgenden Tage in dem Gehölze hinter dem Paradeplatze mit Jürgas auf krumme Säbel, und erhielt eine leichte Verwundung in den rechten Oberarm. Der von Einsiedel erstattet dem König mit verbundenem Arme Rapport, worauf sich dieser bedankt und ihm einen Musketierprobetornister mit der Frage umhängt: »ob er wohl damit über die Straße gehen würde, wenn der Tornister voll Geld wäre?« Einsiedel bejaht es, und der König füllt hierauf den Tornister eigenhändig mit harten Thalern an, hängt ihn Einsiedel über und kommandirt: Marsch! — Mit dem Major Jürgas sah er die Sache als abgemacht an, und trug ihm jene Beleidung nie nach.« — Es ließe sich die Schilderung von den Unterhaltungen in diesen Abendgesellschaften noch durch eine Menge dergleichen Anekdoten vervollständigen, zumal wenn wir die »Gundelingiana« hier mit einflechten wollten, für welche sich jedoch eine passendere Stelle dann finden wird, wenn wir von der Akademie der Wissenschaften und den Hofnarren handeln werden. Eine bildliche Darstellung des Tabakskollegiums befindet sich in dem Schlosse zu Charlottenburg von einem unbekannten Meister. An einer langen Tafel sitzt oben an der König auf einem Holzschemel im blauen Tuchrock, gelben Unterkleidern und weißleinenen Kamaschen, er hält die rauchende Pfeife in der Hand. Ihm zunächst zur Rechten sitzt der Kronprinz in weißer Uniform mit blauen Aufschlägen; er ist der Einzige, der keine Tabakspfeife in der Hand hält. An der Tafel sitzen noch eilf Personen auf langen Holzbänken, in weißer, blauer und grauer Kleidung; man erkennt die Portraits mehrer Offiziere und

Minister; am untern Ende sitzt einer der Lustigmacher, neben ihm ein zahmer Haase. Der Leibarzt und Leibchirurg sitzen seitwärts an der Wand. Zwei jüngere Prinzen, in blauer Uniform, wie der König, treten ein, ihre dreieckigen Hüte in der Hand, um dem Vater gute Nacht zu sagen.«

Pfennigbriefe aus meiner Reisetasche. Von M. G. Saphir.*)

(Fortsetzung.) Wien.

Ich danke dir für dein liebes Briefchen, meine theuere Freundin, du bist so ganz du in demselben. Ueberhaupt sind die Frauenzimmer nie mehr Frauenzimmer, als am Schreibtisch, sogar mehr als am Kaffeetisch. Frauenzimmerseelen und Schildkröten kriechen überhaupt nur dann erst ganz aus ihrem Gehäuse heraus, wenn sie sich allein und unbemerkt glauben. Bei einem Frauenzimmer, das spricht, steht die Seele wie auf der Kanzel, man sieht nur die Hälfte derselben, aber, wenn sie schreibt, zeigt sich diese Seele in Lebensgröße oder in Lebenskleinheit. Beim Schreiben vergessen die meisten, daß sie an Jemand schreiben, sie glauben an sich selbst zu schreiben, und ein jeder Brief von weiblicher Hand ist ein Selbstbekenntniß, man muß nur zwischen den Zeilen lesen können. Ein Frauenzimmer kann nicht eine Seite schreiben, ohne mehre schwache Seiten zu verrathen. Die Frauenzimmer verzehren in ihren Briefen sechsmal so viel Fragezeichen, als die Männer, dafür aber geben sie beim Schlußpunkt sechsmal weniger aus.

Die weibliche Seele setzt sich im Negligee an den Schreibtisch und ihr Brief wird zum Perspektiv, durch welches man aus der Entfernung dieses Negligee genau sieht. Nie streuen die Frauenzimmer weniger Sand in die Augen, als wenn sie Sand aufs Papier streuen. Was uns die Frauenzimmer sagen, das sind wir gar nicht im Stande, zu ergründen, denn ein jedes Frauenzimmer hat drei Dutzend Sprachwerkzeuge, zwei Augen, zwei Lippen, zehn Finger, ein Lächeln, ein Stumpfnäschen, zwölf Locken, ein blaues Aederchen auf der Stirne u. s. w. Alle diese Dinge reden drein und halten keinen Augenblick das Maul, und was will ein einzelner einschichtiger Mann gegen drei Dutzend weibliche Sprachwerkzeuge anfangen? Allein in einem Briefe, da spricht nichts drein, als die Seele, oder das Herz, oder der Geist, oder die Unseele, oder das Unherz, oder der Ungeist selbst, und diesen allein kann man eher ergründen.

Deine schöne Seele, meine Liebe, spricht aus deinem Briefe auch so klar und huldig, hie und da schnarrt sie ein Bischen; ach, wie lieb' ich sie diese weiblichen Seelen, die zuweilen ein Bischen schnarren und manchmal mit der Zunge anstoßen!

Logik ist in deinem Briefe auch nicht, meine Holde: »Wie haben dir die Linzerinnen gefallen? Ist es in Wien auch so heiß? Glaubst du, daß ich eifersüchtig bin?«

Scheint es nicht, als hättest du die mittlere Frage dazwischen geschoben, damit die andern zwei Fragen nicht einander stoßen sollen?

Wie mir die Linzerinnen gefallen haben? Ich kann es dir nicht recht sagen, es war noch sehr früh und ich war noch nüchtern, als ich sie sah; wenn man die Frauenzimmer aber nüchtern betrachtet, so verlieren sie. Es war acht Uhr Morgens. Die Häuser und die Mädchen hatten eben erst die Fensterläden und Augen aufgeschlossen. Ach, Weiberaugen sind nie schöner, als wenn sie eben die Wimperjalousien aufschlagen und die blanken hellen Augenscheiben zum erstenmale vom Lichte des Tages geküßt werden. Ueberhaupt an jedem Morgen steht der Mensch aus dem Federngrab, wie einst aus dem wirklichen, gereinigt und geläutert auf, in der Früh ist man weder Mann noch Weib, noch Banquier, noch Beamter u. s. w. da ist man nichts als Mensch, des Tags über wächs't man sich allmählig wieder in seine Verhältnisse und in seine Fehler und Laster hinein.

Ich suchte in Linz einen Freund auf, den ich nicht fand, aber ein Mädchen saß am Fenster, eine wahre Linzerin mit dem kindlichen offenen Antlitz, mit den lieblichen Zügen. Ich plauderte ein Weilchen mit ihr, und sie antwortete freundlich, unbefangen, scherzend, als ob wir alte Bekannte wären. Ich sagte ihr: »wenn mein Freund zurückkommt, sagen Sie ihm, der dümmste unter seinen Freunden hätte ihn besucht, dann wird er schon wissen, wer es war.« Das machte ihr viel Spaß, und sie versprach mir treuherzig, sie wolle es gewiß ausrichten.

In Linz fängt aber schon der Charakter der österreichischen Frauenphysiognomien an. Die gothischen Gesichtszüge und die byzantinisch-nordisch-steifen Haar- und Schattenstriche hören auf und die Frauengesichter mit der schönen, freundlichen, deutschen Kursivschrift fangen an. Der bezeichnendste Ausdruck für den physiognomischen Charakter der Oesterreicherinnen ist: Leserlichkeit. Es sind schöne, nette, klare, leserliche Gesichtszüge, die einem anlachen und die man mit Vergnügen lies't. Ein leserlicher Brief ist ein Genuß, so ist es mit den leserlichen Frauenphysiognomien. Die Schönheit ist ein Empfehlungsbrief, aber er darf nicht unleserlich seyn, nicht in steifen Schriftzügen, und nicht in zu verworrenen, verschlungenen. Das Antlitz der schönen Oesterreicherinnen ist ein offener Gnadenbrief der Schönheit, mit Zügen klar und lachend, wie gestochen, in ewiger Frische der Tinten, man kann sich nicht satt lesen; da ist jedes Komma, jedes Beistrichelchen an seinem Ort, lieblich und bedeutungsvoll, und besonders die Gedankenstriche in ihren Augenwinkeln streicheln eher die Gedanken, als daß sie sie streichen.

Die schönen Frauen im übrigen Deutschland sind auch schön, aber sie sind kühl und nüchtern; sie tragen ihre Schönheit wie einen Sammtmantel, als ob sie dieselbe nur jetzt angezogen hätten und sie zu Hause oder an Werktagen wieder ausziehen müßten; die Wiener Schönen sind in bewußtvoller Bewußtlosigkeit schön; es sind Gestalten, die den Pygmalion in sich selbst tragen; vom Fuß bis zum Kinn sind sie klassisch, das Antlitz aber ist romantische Poesie; und dabei tragen sie ihre Schönheit so, daß man sieht, sie tragen sie auf alle Tage. Die nordischen weiblichen schönen Physiognomien reden alle marmornes Hochdeutsch, die Wiener weiblichen schönen Physiognomien reden einen zuckrigen, wohligen, mundigen Volksdialekt.

In Hinsicht des Anzugs ist jede Wienerin eine verhüllte Sphynx, es ruht eine historisch mythische Bedeutsamkeit unter diesen Hüllen; in der Ideologie des Kleiderschnittes raffinirt die süße Grazie an der Pietät der Zeit und aus dem wundersamen, herrlichen Bau der Gestalt strömen warme, großartige, architektonische Gedanken heraus. Die Gewänder der Wienerinnen legen sich nicht wie Gerüste und Apparate um den deutschen, urschönen Nibelungenleib; sondern sie schmiegen und wickeln sich um denselben, wie die geschmeidige, gefügige Sprache um einen kräftigen, schönen Gedanken!

Nicht in einer Falte sitzt schneiderliche Gewissensangst; in ihrem ganzen Kleiderwurf liegen langaufgeschossene, frische, kecke, plastische und reizende Geschmackstheorieen; in den herabfließenden Furchen des Gewandes stecken keine mauthfeindlichen Prinzipien, sondern eine jede solche Furche ist ein reizender Streckvers und Streckräthsel, welches den süßen Kern des herausstrebenden Geheimnisses lachend bewacht.

Die nordischen Frauenzimmer sind Erzählungen, die Wiener sind Novellen; es sind verkörperte Gedanken, die zu ih-

*) Vergl. Nro. 81 des Konversationsblattes.

rem Urstoff zurückstreben; Phantasiebilder aus dem Leben, voll Leben für das Leben, Gebilde voll dunkler Erinnerung an die Poesie mit Momenten, in denen die Poesie in Erfüllung geht.

Doch, dieser letzte Vergleich, meine Gute, führt mich auf das geistige Leben der Wienerinnen, welches ich dir in meinen späteren Briefen erst zu beschreiben gedenke.

Bis dahin lebe wohl, meine holde Freundin.

(Wiener Theaterztg.)

Ein Wort zu seiner Zeit.

Es hat wohl noch keine Zeit gegeben, zu welcher die Kritik eine so bedauerungswürdige Richtung genommen hätte, als eben jetzt; keine Zeit, zu welcher eine Rezension so tief in den Augen des Publikums gesunken wäre, als eben jetzt, es ist aber auch niemals noch der Fall gewesen, daß sich so viele Unberufene zu öffentlichen Wortführern hervorgedrängt, und daß selbst achtungswerthe Redaktionen ihnen willig ihre Blätter zum Tummelplatze fader, langweiliger und erbärmlicher Schwänke überlassen hätten. Wohin wird es am Ende noch kommen, wenn solchem jede bessere Denkungsart anwidernden Unwesen nicht bei Zeiten, nicht mit allem Ernste und Eifer gesteuert wird? — Wenn man sieht, wie manche sonst beliebte Zeitschriften fast ausschließlich unter dem Einflusse gedankenarmer, urtheilsunfähiger Skribler stehen, welche über jede literarische Erscheinung mit Heißhunger herfallen, über das, was kaum der Erwähnung werth ist, seitenlange Abhandlungen schreiben und ein Lobgeschrei darüber erheben, als wenn seit Erschaffung der Welt nichts Besseres geleistet worden wäre, indeß sie das wirklich Gute, ja selbst das Ausgezeichnete als fehlerhaft verschreien wollen, — wenn man sieht, wie diese Leute von keinem mittelguten Schauspieler reden können, ohne das Wort »Künstler« zu mißbrauchen, von keiner Darstellung, ohne dabei das Wort »klassisch« im Munde zu führen, — wenn man diese Unzahl von Rezensionen liest ohne Urtheil, zusammengewürfelt aus den verbrauchtesten Floskeln, die sie überall zusammenlesen, — dieses Possenreißen ohne Witz, — dieses dreiste vorlaute Absprechen ohne Begründung, — wie soll da Achtung für eine Kritik entstehen?

Leute ohne Kenntniß, Erfahrung und Urtheilskraft, jederzeit bereit, einem Einfalle, den sie für witzig halten, die Wahrheit aufzuopfern, von ihrer Unfehlbarkeit selbst aufs innigste überzeugt, geneigt zu jeder Art von Persönlichkeiten, Leute, die sich für Humoristen halten, weil sie ihre Wortspiele mit durchschossenen Lettern drucken lassen, für Satyriker, weil sie dreist genug sind, Anekdoten aus dem Privatleben schonungslos zum Besten zu geben, Leute, welche in ihren Aufsätzen zuerst von ihrem Talente sprechen, und gleich darauf, obwohl Niemand noch ihren Namen kennt, von ihren Feinden; Leute, die nicht einmal der deutschen Sprache mächtig sind, und das Wort »Logik« kaum dem Namen nach verstehen, — solche Leute haben sich in der neuesten Zeit unserer Tagesliteratur bemächtigt, belagern die Redaktionen, die gutwillig genug sind, ihre Schreibereien nicht zurückzuweisen, und schicken so zum Unwillen jedes Bessergesinnten die unreifen Kinder ihres lahmen Witzes in die Welt.

Andere, ohne allen literarischen Ruf, aber so blöde, daß sie meinen, die ganze Welt spreche nur von ihnen, weil sie vielleicht irgend ein geistloses Gedichtlein in eine Zeitschrift eingeschwärzt haben, treten öffentlich vor ein ganzes großes Publikum hin, und rufen laut: »Seht her, was ihr für einen großen Schriftsteller in eurer Mitte habt! einen Schriftsteller, der erst seit ein paar Wochen die Feder rührt, und doch schon eine neue Bahn gebrochen hat, einen Schriftsteller, noch blutjung, wie ich selber, aber mit der Erfahrung eines Mannes ausgerüstet, einen Schriftsteller, der den Witz mit vollen Händen vergeudet und einen Schatz kostbarer Gedanken in seinem Kopfe trägt, einen Schriftsteller, der euch rezensirt, wie kein anderer, gegen den selbst Lessing, Tieck und Schlegel, die doch auch was gelten, nur Stümper sind! Seht her und staunet! Ich empfehle euch den Mann! ich, der ich ihn so genau kenne, dessen Geist mit seinem sinnverwandt ist, — ich, von dem schon sieben Gedichte, drei Rezensionen und ein ganzes Epigramm gedruckt sind, ja, ich allein darf ihn euch empfehlen, weil ich der Würdigste dazu bin!« —

Was soll man sich von einer solchen Oration denken? — man müßte lachen, herzlich lachen, wenn die Sache nicht auch ihre traurige Seite hätte. Wenn man solchen Auftritten zusieht, fällt einem wohl unwillkürlich die Geschichte von dem reisenden Schwarzkünstler ein, welcher im ersten Dorfe seine Bude aufschlug und die neugierige Menge durch seinen Bajazzo haranguiren ließ, daß sie seine Kunststücke beschaue, auf der nächsten Station dann wieder mit seinem Gefährten wechselte, und selbst das Amt des dienenden Bajazzos übernahm, diesen aber dann den Herrn agiren ließ, und so immer fort auf der ganzen Kunstfahrt.

Das ist aber noch nicht Alles; ein Augenblick, und die Scene verändert sich. Die sich früher vor aller Welt in den Armen lagen, und sich wechselseitig zuriefen: »Bruder, du bist ein Genie!« liegen sich schon am folgenden Tage in den Haaren, machen sich Jeder über des Andern Schwächen lustig, zur Ergötzlichkeit des gemeinen Haufens, zum Eckel der Gebildeten. — Und was haben sie für einen Grund dazu? — Keinen anderen, als — wie sie sich albern genug selbst öffentlich rühmen, — um von sich sprechen zu machen. — Diese Charakterlosigkeit ist schlimm, sehr schlimm, und muß gewiß Jeden, dem Anstand und feine Sitte im wirklichen, wie im literarischen Leben heilig sind, mit dem bittersten Unmuthe erfüllen. Wie kann das Publikum zu solchen Leuten, welche das Recht, öffentlich als Redner aufzutreten, so arg mißbrauchen, ein Zutrauen fassen? wie kann es sie achten? wie das glauben, was sie sagen? —

Und gerade diese Art, sich als Schriftsteller zu benehmen, hat auf eine bedauerliche Weise überhand genommen, und so ist es gekommen, daß die Kritiken so wenig vom Publikum beachtet, ja oft nur mit mitleidigen Augen angesehen werden. Wer öffentlich auftritt, sollte auf nichts eifersüchtiger seyn, als auf seinen Charakter; Unparteilichkeit, Konsequenz und Festigkeit sind die Tugenden, welche einem Schriftsteller Anerkennung, — Ruf, — Bedeutung geben; — wer sich selbst so leicht vergißt, ist auch bald vom Publikum vergessen! — Es wäre an der Zeit, daß alle Jene, denen es Ernst ist, der gesunkenen Meinung des Publikums über die in den Zeitungen enthaltenen Urtheile eine bessere Richtung anzuweisen, denen es Ernst damit ist, diese unerträgliche Lobhudelei des Schlechten, dieses widerliche Herabreißen des Guten endlich einmal zu verbannen, jenes unerbittlich, aber ernst zu tadeln, dieses mit wohlbeachtendem, gefälligen Sinne zu würdigen; — fest und besonnen sich zur Erreichung dieses freilich ferne liegenden, aber schönen Zieles vereinigten, und dem immer mehr hereinbrechenden Verderbnisse durch unbefugte, talentlose Schreier einen unerschütterlichen Damm entgegensetzten. Die Aufgabe ist schwierig, und verlangt eben so viel Resignation, sich ihr zu unterziehen, als Ausdauer, sie zu lösen, allein — wenn nur einige Verbesserung bezweckt würde, wie viel wäre da schon gewonnen? mit wie viel größerer Zuversicht ließe sich auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts schreiten!

Alle diese ärgerlichen, zu nichts führenden Kämpfe zwischen der Kritik und den Kritisirten würden nach und nach aufhören, denn diese würden bescheidener werden, wenn sie sich

nicht in einigen unbedeutenden Blättern Tag für Tag als gewaltige Künstler angepriesen lasen, sie würden die gute Meinung anerkennen, den Tadel nicht verlachen und widerlegen wollen, sondern ihn zu ihrer Ausbildung zu benützen suchen, es würde immer mehr alle diese reizbare Empfindlichkeit verschwinden, dieses eingebildete Wesen, dieses ewige Berufen getadelter Schauspieler auf die Zahl des Hervorrufens, wobei alle Welt weis und hört und sieht, wer die Hand im Spiele hat; dieses unausstehliche Pochen auf ihr über jeden Irrthum erhabenes Kunsttalent, diese Massen von Entgegnungen, Berichtigungen, Erklärungen, Ehrenrettungen, wobei Jedermann lernen kann, nicht mit Anstand, sondern ohne Anstand grob zu seyn, diese erbärmlichen Ausfälle selbst von der Bühne herab auf jene Rezensenten, welche so unendlich dreist waren, den großen Künstler anzugreifen, — kurzum, es würde anders und besser werden, denn die Kunst selbst würde dabei am meisten gewinnen! —

Die Sache, die ich eben besprochen, hat mich zu sehr angeregt, als daß ich meine Meinung hätte zurückhalten sollen. Mag man meinen Eifer belächeln oder verdammen, ich muß auf beides gefaßt seyn; ich aber weis, daß ich dabei keine andere Absicht hatte, als die beste. »Ich that, was ich nicht lassen konnte!«

Heinrich Adami.

Leipzig, den 18. Juli.

Nun hat der Bliz der Zwietracht in die Hahnemann'sche Familie selbst geschlagen. Fräulein Hahnemann, dermalen Frau Doktorin Eleonore Wolf, hat einen »homöopathischen Rathgeber« drucken lassen, von welchem Hahnemann nichts wissen mag. Er erklärt dieß öffentlich, »weil er weiß, wie mißbräuchlich und schädlich solche unvollkommene, oberflächliche unbestimmte Vorschriften für das große Publikum werden müssen. Auch habe sich seine Tochter nie mit der Homöopathie beschäftigt.« Der gekränkte Ehemann und Schwiegersohn nimmt sich nun seiner homöopathischen Rathgeberin an und erklärt: 1) daß man bei Herausgabe eines Buches die Genehmigung eines Privatmannes nicht nöthig habe; 2) daß seine Frau sich allerdings mit der Homöopathie beschäftigt habe, sie sey bei der Homöopathie nicht nur auferzogen, sondern habe auch neun Jahr als Quasi-Famulus bei ihrem Herrn Vater fungirt.

Allöopathen und Homöopathen, also die gesammte Menschheit, sind nun sehr gespannt, wie sich das Schisma in der Hahnemann'schen Familie gestalten wird. Es entsteht die Frage, ob ein neun Jahr gedienter weiblicher Quasi-Famulus von der Homöopathie so viel profitiren könne, um über diese Heilart einen Rathgeber zu schreiben. Jakob diente sieben Jahr um Rahel, bevor er ihrer würdig erfunden und sie heimführen durfte; sollte der Homöopathie unter den Augen des Obergenerals nicht in neun Jahren beizukommen seyn?

»Wer hat denn eigentlich Recht, die Allöopathen oder Homöopathen?« hört man oft im Leben den Laien fragen. Hierauf zu antworten, nehmen sich die Allöopathen in der Regel nicht die Mühe. Sie verachten ihre Gegenfüßler, und glauben das Ihre gethan zu haben. Dem wißbegierigen Laien ist damit freilich nicht viel geholfen. Nimmt sich zuweilen ein solcher der ihm plausibel scheinenden Homöopathie an, so werden die Allöopathen nicht selten ungehalten und erklären, das verstehe man nicht, darüber solle ein Laie gar nicht sprechen. Mit Verlaub, ihr Herren Allöopathen, der Streit mit den Homöopathen liegt uns nicht so fern, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um unsern theuren Leib und unser Leben, ein gewiß nicht zu verachtender Gegenstand, und Jeder, der in einem Leibe steckt, hat auch das Recht, sich darnach zu erkundigen, auf welche Art man am Besten den alten Kittel ausflickt. Bloße Charlatanerie und Irrthum kann unmöglich der gesunden Vernunft lange Stand halten. So wird auch die Zeit die beste Richterin über die so vielfach angefeindete neue Lehre seyn. Sie wird entscheiden, ob sie eine Wahrheit ist oder nicht; und ist sie Ersteres, welche Menschenmacht vermöchte sie dann zu vernichten?

Frankfurter Theater.

Am 29. Juli. Johann von Paris, Oper von Boieldieu. Die ganze Musik Boieldieu's zu dieser Oper bewegt sich mit einem gewissen heitern Glanze und mit französischer Munterkeit ganz originell und kräftig in dem Gebiete der Lust und des leichten fröhlichen Scherzes. Der Tondichter hat zugleich die Charaktereigenthümlichkeiten der verschiedenen Partieen nicht unbeachtet gelassen, durch seine Instrumentirung wird die Singstimme nicht erdrückt, doch eher gehoben, und die Ensembles greifen trefflich in die Handlung ein. Hr. Wild trat heute als Johann von Paris auf, und spielte die Rolle mit dem Anstande und der Lebendigkeit, die sie erfordert. Der Dialog aber kam, was die Aussprache betrifft, etwas gar maltraitirt zum Vorschein. Namentlich muthete das Wiener i statt e dem Ohre viel zu. Im Gesange reichte seine Stimme nicht immer aus. Der Sänger ist Baritenor und die Partie erfordert eine höhere Tenorlage. Der Glanzpunkt seiner heutigen Leistung war der feurige Vortrag der ritterlichen Arie im zweiten Akte. Befremden mußte es uns aber, wie ein Sänger, wie Hr. Wild, sich und dieser Oper eine Arie von Rossini aufbürden konnte, die mit der Boieldieu'schen Komposition nicht im Geringsten harmonirt, und somit dem guten Geschmack ein Schnippchen schlägt. Dem. Pistor, Prinzessin von Navarra. In dieser Partie ist ihre Stimme nicht brillant genug. Die Koloraturen in dem ersten Solo mußten mehr Fülle des Tons entfalten und gehaltener vorgetragen werden. Auch vermißten wir in manchen Läufen die nothwendige Deutlichkeit und Sicherheit im Anschlagen der höhern Töne, indem sich die Sängerin heute öfter eines Vorschlages bediente, wo der Ton hätte frei genommen werden sollen. Zum Beispiel:

Dem. Pistor müßte sich vor solchen Mißgriffen um so mehr hüten, da sie gewöhnlich Hülfsmittel ausgesungener Stimmen sind. — Hr. Dobler gibt den Seneschall mit der steifceremoniösen Haltung, welche die Darstellung verlangt. Seine schöne Baßstimme bewegte sich herrlich, besonders in der ersten Arie; nur war das Ritardando gegen den Schluß derselben nicht zögernd, sondern schleppend. Dem. Hill gab den Pagen mit Lebhaftigkeit und dem sichtbaren Bestreben auch im Gesange zu genügen. Das Duett zwischen ihr und Lorezza, womit der zweite Akt beginnt, blieb heute weg. Warum wird Dem. Limbach so wenig beschäftiget? Als Lorezza hätten wir sie eben so gern gesehen, wie in mancher andern Partie, welche ihrer Figur und ihrem, freilich sich noch entwickelnden, Talente zugesagt haben würde. Die Strophen des Troubadours wurden heute von keiner Seite befriedigend vorgetragen: man mühte sich ab, ihre Einfachheit durch eine Fülle von Verzierungen zu entstellen, die um so leichter zu entbehren sind, da das Gesangstück, einfach vorgetragen, unendlich mehr ansprechen würde. Wenn doch unsre Sänger den Unterschied zwischen der Bühne und einem Konzertsaale nicht so ganz und gar außer Augen verlieren wollten!

Am 30. Juli trat Hr. Wild zum viertenmale als Zampa auf, und erndtete den außerordentlichsten Beifall. Er gibt diese Partie mit vollendeter Meisterschaft im Spiel und Gesang. Hier ist Charakter, Feuer und Schwung.

Kotzebue's altes »Epigramm« ward am vergangenen Donnerstag (31. Juli) neu einstudirt aufgeführt. Dieses Stück hat sich besonders durch die glücklich erfundenen Charaktere des Kammerrath Hippeldanz und des Hauptmann Klinker auf deutschen Bühnen beliebt gemacht. Den reichen, wohlkonditionirten und bequemen Gutschmecker, der keine höhere Glückseligkeit kennt, als seine Pasteten, frischen Kaviar und Austern, daneben gern durch einen großen Titel glänzen möchte, um seinen Reichthum und seine Tafelkenntniß, die einzige die er besizt, desto brillanter an den Tag zu legen, und daher, crassa minerva, sich an das schriftliche Gutachten macht, das ihm, obwohl es viele Mühe und Schweiß gekostet, von allen Seiten verworfen wird, der dann, um seine Absicht durchzusetzen, die Braut gegen die Arbeit eines Fremden abtritt, ohne den Ruhm der Autorschaft einen Augenblick behaupten zu können, — diesen übrigens harmlosen, gutmüthigen und in der geselligen Welt einheimischen Charakter, versinnlichte uns Hr. Weidner mit aller ihm eigenthümlichen komischen Kraft. Hauptmann Klinker ist eine Rolle, in welcher einst Hr. Otto glänzte, und worin er den Frankfurter Theaterfreunden unvergeßlich bleiben wird. Heute gab Hr. Becker den Klinker, und wenn er uns auch im Anfange das Freie, Humoristische dieses Sonderlings etwas vermissen ließ, so wurde doch im Fortgange der Handlung sein Spiel immer freier, lebendiger und eingreifender. Trefflich benahm er sich in der Scene mit Karolinen, worin er derselben seinen Heirathsantrag macht. Hier ward ihm auch der gerechteste Beifall zu Theil. Hr. Steck als Kanzleidirektor Löwe, wußte durchaus nicht die widrige Kälte und die Indolenz des Charakters zu beschränken und zu mildern. Welch' eine komische Wirkung mit dieser Rolle aber hervorgebracht werden kann, dieß bewies uns Hr. Leißring, der sie früher spielte. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baurhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, **№ 87.** 4. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Göttin der Vernunft.

(Aus den Denkwürdigkeiten eines Arztes.)

Es war ein schöner Sommerabend, als ich im Jahre 18.., von Neapel ausging, um den Eigenthümer eines eine Stunde von der Stadt belegenen Gasthofes zu besuchen, der, plötzlich unwohl geworden, meine Hülfe in Anspruch genommen hatte.

Der Anblick des Landes war köstlich! Die letzten Stralen der Sonne spielten in dem klaren Gewässer der Bucht, während ein leichter Windhauch deren Oberfläche kräuselte und die Atmosphäre lieblich erfrischte. Ganz in der Ferne zeigte sich die Masse des Schlosses St. Elmo, welches den Gipfel der Hügel bekränzt, und hinter diesen Hügeln erhob sich die majestätische Kuppe der Appeninen. Am Fuße dieses Schlosses senkte sich ein prachtvolles Amphitheater von Weinreben und Orangenbäumen bis nach Chiaga hin, und Angesichts von diesem breiteten sich die Gärten der Villa-Reale aus.

Die Schönheit der Landschaft hatte mich dermaßen bezaubert, daß ich fast über den Ort, zu dem ich wollte, hinausgegangen wäre. Aber das prosaische Lärmen der Postillione und der Dienerschaft des Gasthofes riß mich noch zu rechter Zeit aus meinen sanften Träumereien.

Mit der Unpäßlichkeit des Wirthes hatte es wenig auf sich; als ich mich aber entfernen wollte, nachdem ich ihm etwas verschrieben, sagte er zu mir, es läge, aller Hülfe entblößt, da sie hier weder Verwandte noch Freunde habe, eine arme Frau, die er für eine Engländerin halte, in seinem Dachstübchen im Sterben. In der Hoffnung, sie durch Hülfe meiner Kunst vielleicht retten zu können, oder ihr doch mindestens ihre letzten Augenblicke zu erleichtern, verlangte ich, zu ihr geführt zu werden.

Aber ich hatte mir den Anblick, der meiner wartete, so greulich nicht gedacht, als ich ihn finden sollte.

Die Unglückliche lag hingestreckt auf ein Bischen Stroh und hatte zu ihrer Bedeckung nur ein Stück grobes Leinen, das sie der Menschlichkeit eines Aufwärters im Gasthofe verdankte. Diese Decke hatte sich unter den Anstrengungen, mit welchen die Unglückliche gegen den Tod ankämpfte, verschoben, und so sah ich, daß sie ein rothsammtenes abgetragenes und zerlumptes Kleid anhatte; eine doppelte Schicht Schminke bedeckte ihre welken Gesichtszüge, ihre Augenbrauen waren ebenfalls gefärbt.

In wenigen Minuten gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß alle menschliche Hülfe hier vergebens sey: die Kranke war im Verscheiden. Ich setzte mich neben ihr nieder und richtete, ihr Haupt auf meine Hand stützend, einige Fragen an sie, hoffend, daß sie so auf einen Augenblick wieder zur Besinnung kommen würde.

Plötzlich machte sie eine Bewegung, die mich glauben machte, daß meine Erwartung in Erfüllung ginge. Sie sah mich mit halbgeöffneten Augen an und sagte mit einer hohlen, halbgebrochenen Stimme, auf Französisch: »Ich bin die Göttin der Vernunft!«

Darnach sank ihr Haupt zurück und sie verschied unter meinen Augen.

Ich begab mich sofort zu dem Hrn. G***, Vizekonsul zu Neapel, um der Unglücklichen ein anständiges Leichenbegängniß auszuwirken. Von ihm und von einigen andern Personen erfuhr ich dann folgende Umstände aus dem Leben dieser Frau.

Lady R***, die Tochter eines englischen herzoglichen Hauses, verließ ihr Vaterland in dem Alter von siebenzehn Jahren, um mit einer alten Tante, die nie verheirathet gewesen, nach Paris zu gehen. Es geschah dieses zu Anfang des Jahres 1789. Die Tante ward bald von den vorherrschenden Ideen eingenommen, und so ward ihr Haus der Sammelplatz der Revolutionshäupter, als: Condorcet, Mirabeau, Abbé Sieyes und späterhin der beiden Robespierre, Saint-Just, Hebert und anderer.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß die Nichte sich durch das Beispiel ihrer Tante hinreißen ließ und nun auch ihrerseits für die exaltirtesten Dogmen des Republikanismus erglühte. Robespierre bot alles auf, die Erinnerung an einen jungen Engländer aus ihrem Herzen zu verwischen, mit dem sie in London verlobt worden war, und allmählig gelang es ihm auch.

Die Tante starb an einer Hirnentzündung, und bald darnach sah man die edle Lady R*** bei dem großen Feste, welches Maximilian Robespierre auf dem großen Marsfelde gab, die Göttin der Vernunft vorstellen.

Späterhin verließ sie Paris mit einem italienischen Grafen, der sie zu Neapel ehelichte, aber wenige Wochen nach der Heirath wieder verließ. Aus Scham mochte sie sich nicht an ihre Verwandte zu London wenden, und so gab sie sich allen Ausschweifungen hin, bis sie zuletzt den Verstand verlor.

Eines Tages fand man sie sterbend in der Nähe eines Gasthofes, eine Stunde weit von Neapel. — Das Uebrige ist dem Leser bekannt. So endete auf einem elenden Strohlager und in einem Dachkämmerchen die Lady R***, Tochter eines englischen Herzogs und — Göttin der Vernunft.

Ein junger Lord, der eben von London angekommen, in dem besagten Gasthofe abgetreten war, als man die Leiche zur Erde bestattete, begleitete, es sey nun aus religiösem Gefühl oder aus Ahnung, den Leichenzug. — Späterhin erfuhr er, daß er der Beerdigung seiner Gespielin aus dem Alter der Kindheit, der Braut, die Maximilian Robespierre ihm abwendig gemacht, beigewohnt hatte...

Der Hahnenkampf im Tivoli. Von M. G. Saphir.

(Wiener Theaterzeitung.)

Es ist ein großes Wort das »Kikeriki!« Es bedeutet so viel als: »Es werde Tag!« Der erste Hahn muß eine erha-

bene Empfindung gehabt haben als er zum ersten Male sein »Kikeriki!« mit verschlossenen Augen in die Welt hineinrief und dann die Augen aufschlug und der erste Tagesanbruch ihm in die Augen fiel. Der Hahn das ist ein seltner Mensch, der hat eine Vorempfindung davon wenn die Finsterniß entflieht und wenn das Licht erscheint. Unter den Menschen kräht jetzt kein Hahn mehr darum, ob es licht ob es finster wird, und grade die, welche am lautesten schrein, krähen eigentlich damit es nicht Tag werde.

Die Juden loben an jedem Morgen ihren Schöpfer, daß er dem Hahne Verstand gegeben hat. Ich glaube aber der Hahn ist ein Narr, was hat er zu krähen und die Augen zuzudrücken bevor es Tag wird? Hat er nicht Zeit ein Auge zuzudrücken wenn es schon Tag ist?

Ich kenne einen Hahn persönlich, der ein wahrer Philosoph ist; es ist der Hahn, der in Frankfurt auf der Sachsenhäuser Brücke steht; der hat verschiedene Tage kommen und scheiden gesehen und er hat das Maul nicht aufgemacht und nicht gekräht; wenn alle andern Schnapphähne eben so klug und so ruhig geblieben wären und nicht zur Unzeit gekräht hätten und sich nicht um ungelegte Eier bekümmert hätten, es wäre mancher Tag des Unglücks nicht angebrochen.

Wie nun aber die Historiker umgekehrte Propheten sind, so sollten die Menschen umgekehrte Hähne seyn, sie sollten krähen wenn es Nacht wird; denn wenn es Tag wird, das sieht Jedermann, das liegt am Tage, aber daß es Nacht wird, das sieht oft kein Mensch, er lebt oft in der finstersten Nacht so in den Tag hinein. Weil aber es Tag wird, wenn der Hand kräht, so glauben insonders die literarischen Hähne, auch ein Federvieh — sie brauchten nur zu krähen und den Kamm schwellen zu lassen, und wenn sie das gethan haben, halten sie sich für privilegirte Tagmacher! Jedes literarische Hähnchen, welches zum erstenmale seine Federn aufsträubt, wohlgefällig die Aeuglein zudrückt und sein Probe-Kikeriki aus seinem Winkel in den Lesetag hineinkräht, glaubt aus seinem Krähwinkel ein fiat lux in die Welt hineingedonnert zu haben. Diese falschen Lichtkräher und Tagpropheten vergessen jedoch, daß es nicht Tag wird, weil der Hahn kräht, sondern daß der Hahn kräht, weil es Tag wird. Die wirklichen Hähne sind klug genug, damit zufrieden zu seyn, wie es allmählig Tag wird, wie es erst dämmert und in leisen Färbungen nach und nach heller wird, bis es voller Tag ist, die literarischen Tagshähne aber wollen, daß sogleich und auf einmal voller, greller Tag werde, wenn sie auch wissen, daß das unser Auge blenden, unsere Sehkraft lähmen würde, denn es ist ihnen ja nicht um unsern Tag und um unsere Augen, sondern blos um ihr Krähen zu thun. Die wirklichen Hähne lassen den Tag durch die sanfte Morgenröthe herbeiführen und wenn Aurora da ist, schweigen sie befriedigt still, die falschen Tagshähne aber wollen ihn durch Donnerschläge und Erdbeben herbeigeführt sehen. Darum krähen sie auch während des Tagsanbruchs, während des werdenden Tages noch fort und wenn es heller Mittag ist, rücken sie den goldnen Sonnenzeiger auf dem Zifferblatt der Zeit zurück um da capo ihr »es werde Tag!« in die Welt hineinkrähen zu können.

Die wirklichen Hähne sind gesellige friedliche Kräher; ein Hahn will nicht ausschließlich allein krähen; kein Hahn sagt, er krähe besser als sein Mithahn; kein Hahn will allein den Tag herangekräht haben, sie krähen in friedlicher Eintracht, jeder kräht was er fürs Haus braucht und keiner kümmert sich um das Krähen seines Nächsten; die literarischen Hähne aber will jeder allein, jeder will der beste Kräher seyn; jeder will einzig und allein das papierne Jericho umgekräht haben, und das kaum flügge gewordene Piephähnchen mit seinem Kinderkikeriki flattert frech dem altergrauen Hahn in die Augen und beutelt ihm den Kamm! Das sind die literarischen Kampfhähne. Die heutigen Hahnenkämpfe im Tivoli waren ein plastischdrastisches Ebenbild derselben.

Zuerst saß jeder Hahn abgesondert im Korbe, dumpfbrütend wie über ein Redaktionsgeheimniß! Zampa, Merkur, Ajax, Achill und andere große Namen. Ich habe mich um die Dressur dieser Kampfhähne erkundigt und habe erfahren, daß sie nichts zu essen bekamen als bissige Journalartikel, das rechte Auge eines Rezensenten, das linke eines Pasquillanten und etwas Schaum von einem getadelten Schauspieler; das findet sich. Alle Tage wird ihnen zweimal Hoffnung auf eine und dieselbe Stelle gemacht und eine Henne muß alle Tage mit beiden liebäugeln. Das ist die hohe Schule des Hahnenkampfes! Im Tivoli waren lauter Kämpfer, die schon ausgelernt hatten.

Zuerst erschienen Zampa und Merkur. Zwei stattliche Hähne, sie sahen sich erst historisch grimmig an wie die Redaktoren zweier Journale, dann warfen sie glühende Blicke auf das Publikum, als ob es lauter Abonnenten wären, dann fuhren sie auf einander loß und stießen sich an den sogenannten Kopf. Darauf spreizten sie die Flügel weit mächtig auf, gleichsam als ob sich alle Abonnenten der Menschheit unter ihren Flügel begeben sollten. Dann sprangen sie neckisch gegen einander auf, gleichsam um zu zeigen, wer mit seinen Abonnenten größere Sprünge macht. Darauf pickten sie sich mit den Schnäbeln um zu beweisen, wer die pikantesten Artikel hat. Endlich ging einer ab und der andere blieb auf dem Platz; der welcher abging sah gerade aus wie ein Redakteur der keinen Abgang hat.

Zum zweiten Gang erschien Ajax und Hektor! Beide hatten gestutzte Schwänze und sahen aus wie Epigramme ohne Pointe. Sie kamen mir vor wie die Satyriker, die nicht beißen sondern bloß puhsten, die nicht stechen sondern bloß kratzen. Sie rührten gewaltigen Staub auf, sprangen sich in die Augen, wühlten in der Arena herum und die Zuschauer lachten, wie gewöhnlich bei allen Hahnenkämpfen ähnlicher Gattung.

Darauf erschien Achill und Menelaus! Zwei Heldenspieler die ein Rollenfach spielen! Wie stürzten die gegen einander los! Zuerst warfen sie sich funkelnde Blicke zu wie dem Souffleur, wenn er nicht laut genug ist, dann fuhren sie auf sich zu, als ob jeder den andern für eine Kulisse hielte und ihn reißen wollte. Dann schlugen sie mit Flügel und Füßen in den Lüften herum, als ob sie einen Monolog deklamirten, dann stießen sie sich gegenseitig den Kopf in den Nacken wie Orestes und Pylades in einer tragischen Umarmung! Zuletzt fiel einer gliederknackend hin, als ob er geselbstmordet worden wäre und der andere stolzirte gespreizt herum, als hätte ihn die Gallerie eben herausgerufen.

Ich weiß nicht, wieviel solche Hähne noch den Strauß bestanden oder auf dem Platze blieben; ich blieb nicht länger auf dem Platz, sondern zog einen andern Strauß, Strauß den Walzerfulminans, bei Dommayer vor, bei dessen Gabriellen- und Elisabethenwalzer auch Menschen, die ohne Füße geboren sind, große Tänzer werden müssen. Ich ließ mir von diesem Anakreon der Violine so lange vorspielen bis aus meiner Seele lauter beflügelte Tanzfüße herauswimmelten und ich mußte davon eilen, sonst hätte ich die Säulen des Dommayer'schen Saales umfassen und mit ihnen wie toll herumwalzen müssen, und das hätte sich doch nicht geschickt, ich und eine Säule!

Die Industrieausstellung zu Paris.

Dritter und letzter Artikel.

Der Pavillon III, welcher den Manufakturisten allein überlassen worden, ist das Paradies der schönen Welt, der

Bazar Chinas, Persiens, Indiens, wie er von den pariser und lyoner Fabrikanten erschaffen wurde. Tausende von Damen lassen hier täglich wie Göthe's Gretchen den Schmuck im Kasten Revue passiren und denken dabei: O wärst du mein, du holder Shawl, du schöne Blonde, du königliches Kleid. Die Schätze sind durch alle Gänge zu bunten Teppichen verwoben, hier als Gardinen, dort als Thronhimmel und drüben als Guirlanden aufgehängt.

Was die Shawls betrifft, so läßt sich mit allem Rechte sagen, daß die französischen Manufakturisten nicht nur den persischen und indischen ganz gleiche, sondern sogar schönere und bessere lieferten. In einigen Jahren hat der Kunstfleiß der Spekulanten so viel erfunden als die alten Weber des Orients in vielen Jahrhunderten; denn sie blieben nicht stehen, sie suchten, verbesserten, entdeckten. Es ist unmöglich, die Shawls von Girard in Serres von denen des Orients zu unterscheiden, ausgenommen auf der Kehrseite, weil die Franzosen anders und leichter mit ihren Maschinen weben als die Indier; seine Dessins sind durchgehends schöner und gefälliger, seine Farben eben so fein, eben so haltbar. Und von derselben Vortrefflichkeit sind die Fabrikate Simon's in Paris, Ajac's in Lyon und Anderer, welche die Ausstellung mit diesen Produkten bereicherten. Die königliche Familie hat auf ihrer Promenade durch die Galerie sich mehre dieser Shawls ausgesucht, und die Eigenthümer haben nicht ermangelt, sogleich dieselben mit großen Zetteln zu bezeichnen: Chale de la reine, chale de Madame Adelaide, chale choisi par le roi etc. Es gibt viele reiche Frauen, die ein besonderes Gelüste danach verspüren, einen Shawl wie die Königin zu tragen, und da wäre der Fabrikant wohl ein Narr, wenn er das Exemplar nicht einige hundert Francs höher anschlüge. Alle Welt weiß ja ohnehin schon, die Tibetaner und Pekinianer seyen durch die französische Konkurrenz jetzt so wohlfeil geworden, daß man nur aus Kaprize noch sich welche kommen lasse, um 2000 Francs dafür wegzuwerfen, da man für 500 den schönsten persischen Shawl bei Girard kaufen kann; sehr schöne sind für die Hälfte zu haben.

Aber nun kommen die lyoner Sammet- und Seidenkünstler, die eine neue Art Shawls mit wunderbarlichen Blumen erfanden. Persisches Gold mit Indigoblau, Purpur, Karmin, Silber, was man nur Schönes und Glänzendes mag, die Weber webten es in ihre Zeuche und nannten es satin, velours, satin faconné. Die technischen Namen machen mich irre. Und was verlangen Bester, Bouchard und Grozier für diese Kostbarkeiten? Die Bagatelle von 100 — 200 Francs, ja für manche nicht einmal so viel. Und für diese Zeuche hätte zur Zeit ein türkischen Satrap seinen diamantenen Turban gegeben, ein verliebter französischer König die Kassen seines Reichs geleert.

Das arme Lyon, wie sehr ist es zu beklagen bei allen seinen Herrlichkeiten, da die Leute, die sie erschaffen, sich unter einander zerfleischen. Damit unsere vornehmen Damen ihre Satins, Shawls und Bänder ein paar Francs billiger bekommen, müssen die armen Handwerker täglich ein halb Pfund Brod weniger essen. O, es ist etwas Schrecklich-Schönes die Konkurrenz im komerziellen Leben.

Ich spreche nicht von den Kattun-, Tuch-, Band-, Tüll- und Linnenmanufakturen, ihre Zahl ist Legion; ich bemerke nur im Allgemeinen, daß sich Mühlhausen wie gewöhnlich auszeichnet, daß einzelne Manufakturisten vermöge der Vortrefflichkeit ihrer Maschinen Unbegreifliches leisteten. Man bemalt die Stoffe fast, wie man das Papier bemalt; man webt erhabene Blumen, wie man sie mit der Nadel mühsam machte. Und was die Blonden betrifft, die sind in Frankreich so en vogue gekommen, daß es mich nicht wundern wird, wenn ich an einem Abend Damen in Ballkleidern von puren Blonden antreffe. Conville in Paris scheint darauf hinzuarbeiten und stellte uns in einem großen Glasschrank eine Schöne vorläufig zur Schau, die nichts als Spitzen auf dem Leibe hat, ein Kleid von Blonden mit großen Blumen, einen Shawl und einen Schleier von Blonden, Alles so durchsichtig wir das Glas, das sie umgibt. Inzwischen trägt sie ein blauseidenes Unterkleid, da die Moralität die Freiheit der Blonden nicht weiter gestattet.

Das einzige schlechtbebaute Feld der Industrie in Frankreich ist das der Wolltuchmanufakturen. Man muß hier immer noch das dünnste, schlechteste und farbloseste Zeuch für Kasimir und extrafeinen Kleiderstoff bezahlen. An der Wolle liegt es wohl nicht, sondern an der Bereitung; denn ich finde im Pavillon der Manufakturisten alle mögliche rohe Wolle und kein einziges Stück Tuch, das die Güte, Stärke und Schönheit der flandrisch-rheinpreußischen Fabrikate hat. Das Uebel liegt in der Unbekanntschaft mit dem Auslande und dem unsinnigen Streben, nur Glänzendes, Luxurieuses zu produziren. Die solide Arbeit wird nicht bezahlt, fällt nicht genug ins Auge.

Es ist auch so mit den Hüten. In der ganzen Welt werden so schlechte Filze für so theueres Geld nicht gemacht wie in Frankreich, und der Deutsche, der vom Rhein kommt, wundert sich höchlich, daß man ihm so viel für einen leidlichen seidenen Hut abverlangt, als er daheim für einen guten Filz bezahlt. Es sind in der großen Stadt Paris — wer sollte es glauben? — nur einige Hutfabrikanten, die gute und zugleich schöne Hüte verfertigen, die große Mehrzahl arbeitet den flandrischen Jahrmarktfabrikanten gleich. Dagegen sind Damenhüte aller Arten bis zur Ultrafeinheit und Zierlichkeit aufgeschichtet, und es ist bekannt, daß die Provinzen ihren ganzen Vorrath von pariser Modisten beziehen. Der Damenschmuck wird besser bezahlt, erlaubt eine größere Variation und gibt den Fabrikanten Gelegenheit sich auszuzeichnen.

Der Pavillon IV enthält die sogenannten produits de Paris, mancherlei Unnützes, viel Neues und einiges Schöne. Die Kunstgalerie nimmt einen großen Raum ein, auch die Pelzkunstwerke Ich finde eine Tapete von Katzenfellen mit jedmöglichen Dessins, die 10,000 Francs kostet, eine Fußdecke mit Pelzgemälden, die noch theuerer ist. Das sind sehr unnütze Spielereien, nicht werth, daß ein Mensch Zeit und Arbeit dazu verwendet. Die Modistinnen nehmen sich die Freiheit, 30 Meter weit ihre Kunden mit Korsets und Schleifen, Kämmen, Bändern und künstlichen Körpertheilen zu bewillkommnen. Es gibt auch culs de Paris auf der pariser Ausstellung, ja sogar Augen, Zähne und Larven. Der famose Zahnfabrikant und Zahndoktor Desirabode hat ein ganzes Tableau von Kinnladen aufgestellt, die mit goldnen und silbernen Haken befestigt sind. Wer sich eine Nase kaufen will, findet auch, was er sucht.

In eine Ecke des Saals haben die ausgestopften Vögel und Thiere sich hingeflüchtet, ganz allerliebste Schooßhunde und Papageys, und in einer andern sitzt eine Dame wohlgefällig in einer neuerfundenen Dampfbadewanne, welche mit Wachstuch geschlossen und mittelst eines messingenen Apparats geheizt wird. Wer die Maschine bestellt, kann sich für 200 Francs auf seinem Zimmer, so oft es ihm beliebt, ein Dampfbad bereiten, indem er ein paar Maaß Wasser in den Siedkessel gießt and Spiritus darunter anzündet.

Ich habe einen Künstler gefunden, der alte Gemälde, alte Statuen und alte Kleider neu macht. Die Bruchstücke liegen wie im Museum der Archöologie um ihn gelagert und sehen gar wunderbarlich alt und modern aus. Ein sehr beschmierter Kupferstich z. B. gleicht einer Maske, die halb Mohr und halb Weißer ist, und ein Basrelief einer Landschaft, die halb

im Schatten und halb im Sonnenschein liegt. Es ist schade, daß der Mann seine Kunst nicht an den Menschen selber erproben kann; ich hätte für mein Leben gern eine alte Frau gesehen, die auf der einen Seite 80 und auf der andern 20 Jahr alt, oben Grazie, unten Furie gewesen. Ich habe den Künstler gefragt, wie viel er haben müsse, um einen Tintoretto zu restauriren, und darauf erwiederte er ganz naiv: »Es kommt darauf an, ob er in der Sonne hing.«

Die Haarkünstler haben auch ihre Hand auf der Ausstellung, doch hat dieß einige Streitigkeiten unter den Gelehrten veranlaßt. Die Jury war halb der Meinung, daß die Perückenmacher keine industriösen Menschen seyen, und wurde erst vom Gegentheil überzeugt, als man ihr nachwieß, daß der Haarhandel große Summen Geldes in Umlauf setze. Es sind indeß nur einige unansehnliche Locken produzirt und größtentheils Haarkunststücke ausgestellt worden, damit der Platz für die Pomaden, Büchsen und Oele nicht verloren gehe. Wenn man in das Appartement derselben kommt, so fühlt man sich von allen Seiten parfümirt und eingeseift. Die Essenzen, die das Haar wachsen machen und es vor dem Ausfallen schützen, sind zahllos, hernach folgen Tinkturen, Zahnpulver und alle mögliche Gebißinstrumente, es geht in's Weite. Alles Industrie! Der Mensch braucht entsetzlich viel.

Zuletzt folgt eine haushohe Karte von Paris, worauf jedes Haus verzeichnet und numerirt ist. Ich war herzlich froh, als ich darin in die rue St. Honoré kam und langsam meinem Hotel zuwandern konnte. Sobald ich die Nummer erblickte, machte ich Katalog und Pavillon zu und sagte für immer: »Fahre wohl, Industrie, wir sehen nie uns wieder!«

Die Eigenschaften der Reifärmel.

Sie sind schön. Jedes Wesen, jeder Gegenstand wird um so schöner, jemehr er sich der Kugelform nähert und von der viereckigen entfernt. Sie sind vollkommen rund, deßhalb sind sie auch schön. Nur aus diesem Schönheitsprinzip suchen sich Männer von Geschmack (die man mit Unrecht Gourmands, Schwelger, Feinschmecker, Trinker u. s. w. nennt) zu arrondiren, d. h. ihren Unterleib mit einer anständigen Masse von Speisen und Getränken zu restauriren, um ihm die gehörige Fülle und Rundung zu geben. Es ist Verläumdung, wenn man behauptet, sie thäten es wegen des Wohlgeschmackes; nein! sie thun es wegen des Ideals, nach dem sie streben, und tragen in Folge ihrer Aufopferung bisweilen eine große Last durch das Leben. Werden doch bei den Muhamedanern und fast allen Stämmen der afrikanischen Neger, die Mädchen förmlich gemästet und erst dann, wenn sie in dieser wunderbaren Fülle kaum mehr gehen können, schön und liebenswürdig und, was wir sagen, schlank gefunden. Unsere Schönen haben nun, aus Ehrgeiz für ihr Geschlecht, und um auch den wilden und schwarzen Barbaren schön zu erscheinen, diese Bauschärmel und breiten Faltenröcke erfunden, durch Kunst dem nachhelfend, was ihnen die Natur versagt hat. Denn die wahre Schönheit ist diejenige, die Jedermann gefällt und überall als solche anerkannt wird.

Die Europäerinnen werden deßhalb selbst bei den Kamtschadalen, Tschutschken, Feuerländern, Patagoniern und Karaiben schön gefunden. Letztere namentlich treiben ihre Liebe so weit, daß sie sie zum Fressen lieb haben, d. h. ein wenig todtschlagen und dann mit tiefer Rührung aufessen, indem sie dabei singen: »Du bist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein!«

Man könnte mir hier einige Gründe entgegen setzen — ich gebe aber nur auf liegende Gründe etwas, weil diese Werth haben.

Diese Aermel sind ferner klassisch — denn sie werden von allen Klassen, jetzt selbst von der dienenden Klasse, getragen, welche sie an ihren Spenzern angebracht hat.

Sie sind himmlisch; denn unsere Damen sind alle Engel und gleichen diesen jetzt darin, daß sie den nöthigen Flugapparat an den Schultern angebracht haben.

Sie sind astronomisch; denn sie gleichen in der Entfernung dem gedritten Schein, welcher in den Tafeln so angegeben wird

△ △.

und erstrecken sich bis dahin, wo die Taille den Meridian bildet.

Sie sind meteorologisch; denn man sieht es ihnen an, woher der Wind bläst.

Sie sind metaphysisch; denn sie stellen das Physische in einer Unmöglichkeit dar, gerade wie es die Philosophen haben wollen.

Sie sind objektiv; denn vier bis sechs Ellen Zeug mehr sind schon ein Objekt von einer Ausgabe für einen Ehemann.

Sie sind diplomatisch; denn die Diplomatie lehrt; man soll dem Feinde nicht seine Schwächen merken lassen.

Mit einem Worte, sie sind eine segenbringende Erfindung für das Jahrhundert, und wer mich nach dem Angeführten nicht begreift, der hat mich nicht verstanden.

Am Grabe
des herzoglich nassauischen Oberschulraths Dr. Christian Wilhelm Snell in Wiesbaden.

(Gestorben den 31. Juli 1834, im 80sten Lebensjahre.)

Du edler Mann, dein Grabstein drückt dich nicht!
Des Geistes Saamen hast du ausgestreuet;
Es blühet reichlich deine goldne Saat.
Dein Leben hast dem Höchsten du geweihet,
Dein lehrend Wort bekräftigt durch die That.
Wie Sokrates, so forschtest du nach Wahrheit,
Und dein Johannes-Herz war kindlich rein.
Der Himmel lohnte dir mit Geistesklarheit,
Und Gottes Frieden kehrte bei dir ein.
Und alle Lebensstürme, Müh' und Sorgen,
Sie trübten nimmer deinen heitern Sinn;
Dein Leben floß, ein schöner Frühlingsmorgen,
Mit reichen Blüten, still und groß dahin.
Empfange, was der Glaube dir verspricht,
Dort, wo dein Genius dir Kränze flicht!
Du edler Mann, dein Grabstein drückt dich nicht!

Ruth.

Theateranzeige.

Montag, den 4. August. (Zum Vortheil der Dem. Pistor, kurfürstlich hessische Hofopernsängerin) Don Juan, romantische Oper in zwei Akten, aus dem Italienischen, Musik von Mozart. Gastrolle: Donna Anna, Dem. Pistor. Als erster Versuch in einer größeren Rolle: Donna Elvira, Dem. Limbach. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 88. 5. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Adresse einzuschicken.

Der Spittelleute Klaglied.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Wir müssen Morgens früh aufsteh'n,
Und wenn wir das Gebet gesprochen,
Zwei Eimer Wasser holen geh'n
Und unsre Morgensuppe kochen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Dann müssen wir um halberzehn
An unser Tagewerk gleich schreiten,
Und wiederum am Herde steh'n,
Und unser Mittagsmahl bereiten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Kaum ist das Mahl genommen ein,
Kaum kann man sich des Schlafs erwehren,
Gleich muß man wieder munter seyn,
Das Vesperbrödchen zu verzehren.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Ist nun auch endlich das gescheh'n,
So wird es Abend unterdessen;
Wir möchten gern zu Bette geh'n
Und müssen noch zu Nacht erst essen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Gottlob bald endigt sich die Noth!
So denkt man wohl, o ja — mit nichten!
Wir müssen nach dem Abendbrod
Erst uns're Andacht noch verrichten.

Wir armen Spittelleute
Was haben wir zu thun!
Nun ist es doch zum Ausruh'n Zeit!
O nein, wir dürfen noch nicht schlafen;
Der Spittelmeister lärmt und schreit:
Erst reinigt Teller, Krug und Hafen!

Hoffmann von Fallersleben.

Ein Duell auf St. Domingo.

Einige Jahre vor dem Aufstande der Schwarzen auf St. Domingo, die England aus Verdruß über die Unterstützung, welche Frankreich in dem Unabhängigkeitskriege Neu-England hatte angedeihen lassen, aufwiegelte und unterstützte, befand sich jene schöne französische Kolonie auf dem Gipfelpunkte ihrer Größe und ihres Glücks. Der Ackerbau und die Industrie hatten mehr Gold dahin gebracht, als ihre Minen den gierigen Spaniern lieferten; mit diesem Metalle kam aber auch der Luxus und die Ausschweifung in allen Genüssen. Unter dem glühenden Himmel des Wendekreises werden die von Natur starken Leidenschaften glühend, vulkanisch, wenn der Reichthum, der sie allein ins Leben ruft, neue Nahrung gibt.

Zur Zeit, von der ich spreche, 1788, war die Leidenschaft, welche unter den reichen Bewohnern St. Domingos herrschte, das Spiel. Aber jene Spiele, wo die Berechnung des Verstandes oder die Gewandtheit dem Zufalle die Wage halten, genügten ihrem Sardanapalismus nicht; sie wollten Spiele haben, wo der Zufall über alle Berechnungen herrscht, wo das Gold in Haufen auf dem grünen Tische sich aufthürmt, wo ein Würfelfall ein Vermögen erschüttert oder ihm eine ungeheuere Summe zuwirft.

Und von den Würfeln erwarteten die Spieler Aufregung ihrer abgestumpften Sinne; nicht selten sah man ein ganzes Haus, eine ganze Negerladung als Einsatz auf den Tisch werfen. Man legte einige Dutzend Würfel hin, mischte sie und der Spieler nahm drei davon in seinen Becher, um das Schicksal dadurch entscheiden zu lassen.

Im Jahr 1788 diente der Sohn eines reichen Zuckerplantagenbesitzers der Kolonie als Hauptmann in dem Regimente von Port-au-Prince. Der Kapitän Sevrey zählte sechs bis acht und zwanzig Jahre und hatte, obgleich im Besitze eines ungeheuern Vermögens, aus Neigung das Waffenhandwerk ergriffen. Er war Meister im Gebrauch des Säbels und der Pistole und obgleich muthig und tapfer bis zur Tollkühnheit machte er von seiner verderblichen Geschicklichkeit doch keinen Mißbrauch, sondern schonte gewöhnlich diejenigen, die sich mit ihm messen wollten. Er selbst hatte in seinen zahlreichen Duellen kaum einige leichte Hautwunden erhalten, aber eine ziemlich starke Blutspur in der Gesellschaft hinter sich gelassen. Trotz seinen glücklichen Eigenschaften war Sevrey doch mehr gefürchtet als geliebt, denn seine Offenheit, seine Gradheit konnten die Heftigkeit seines Charakters und seine verderbliche Duellsucht nicht ausgleichen.

Brauchen wir hinzuzusetzen, daß er stark spielte?

Eines Abends vergnügten sich in einem der öffentlichen Häuser zu Port-au-Prince die Anwesenden mit kleinen Spielen, bis die Gesellschaft zahlreich genug seyn werde, um etwas Großes wagen zu können. Zu dieser Zeit trat ein französischer Marineoffizier, Fregattenkapitän, der sich seit einiger Zeit in der Kolonie befand, in den Spielsaal und begab sich geraden Weges, um Erfrischungen zu suchen, an das Büffet am äußersten Ende des Saales. Indem er an dem

Spieltische vorbeiging, wo man spielte, bemerkte er nur einige Silbermünzen vor den Spielern.

»Wer setzt?« fragte Jemand. — »Ich,« entgegnete der Fregattenkapitän. Er trat dann nachlässig hinzu, um seine Würfel zu werfen und kehrte wieder an das Büffet zurück, um sein Glas Limonade vollends auszutrinken, während die Andern fortspielten. »Kommandant, Sie haben gewonnen,« rief ihm Sevrey, der ebenfalls mitgespielt hatte, zu, »nehmen Sie das Geld zu sich.« Und er schob seinem glücklichen Gegner mehre Säcke mit Geld zu.

Der französische Offizier, der nur einige kleine Münzen gewagt zu haben glaubte, wich beim Anblicke dieser bedeutenden Summe erstaunt zurück, schob dann das Geld von sich und sagte: »Ich würde das Zartgefühl zu verletzen glauben, wenn ich diese Summe als rechtmäßig gewonnen betrachten und annehmen wollte. Ich muß Ihnen sagen, meine Herren, daß ich nur gegen die kleine Summe, welche ich auf dem Tische sah, zu spielen glaubte. Ich kann und darf dieses Geld also nicht als mein ansehen.« — »Nehmen Sie es,« entgegnete Sevrey, »es gehört Ihnen und Sie würden die Summe, im Falle Sie verloren, auch haben bezahlen müssen.« — »Sie sind im Irrthume, wenn Sie dieß glauben, ich würde die Summe eben so wenig bezahlt haben, als ich sie jetzt annehmen kann.« — »Sie würden sie bezahlt haben, Herr Kommandant,« entgegnete Sevrey, die Stimme erhebend und die Worte stark betonend, »Sie würden sie bezahlt haben und das sage ich.«

Es lag in der Sprache und besonders in dem Tone des Kapitäns etwas Herausforderndes, das dem Marineoffizier keineswegs entging; dieser antwortete deßhalb in noch bitterem Tone und bald war es zu spät, als die Freunde der beiden Spielenden dazwischen traten, um ein betrübendes Zusammentreffen zu verhüten. Jeder hielt sich für so tief verletzt, daß ein Zweikampf unvermeidlich war. »Herr,« sagte Sevrey zu seinem Gegner, »ich will den Vortheil nicht vor Ihnen voraus haben, den mir meine Geschicklichkeit im Gebrauche des Pistols und des Säbels geben würde und biete ihnen deßhalb eine mehr gleiche Partie an. Es soll nur ein geladenes Pistol gebracht werden und der Zufall, ein Würfelfall, entscheiden, welcher von uns beiden dem andern die Kugel durch den Kopf zu jagen hat.«

— »Angenommen.«

Eine allgemeine Bewegung des Entsetzens ergriff alle Anwesenden; Einige entfernten sich schaudernd, um nicht Zeuge des blutigen Dramas zu seyn; die Uebrigen, welche die rohe Neugier zurückhielt, bildeten einen dichten Kreis um die Spieler, welche einander gegenüber an einem vier Fuß breiten Tische saßen und warteten, bis alles zum Kampfe vorbereitet seyn werde.

Während ein Dritter die verderbliche Waffe vor den Augen Sevreys und des französischen Schiffskapitän lud, herrschte eine Todtenstille in dem Saale, welche nur durch einige ohne Bitterkeit gewechselte Worte zwischen den Gegnern unterbrochen wurde, die in dem tragischen Augenblicke allein ihre Ruhe und Kaltblütigkeit bewahrt zu haben schienen. Als das Pistol geladen war, untersuchten es beide, ob es in gutem Stande sey; dann legte man es auf den Tisch, von welchem jeder der Gegner drei Würfel in den Becher nahm. Man kam überein, daß der französische Offizier zuerst würfeln solle.

Er schüttelte mit fester Hand den Becher, der für ihn ein Lebensorakel sprechen sollte und warf die Würfel hin, denen begierig alle Blicke in dem stummen Kreise folgten. — Dreizehn! —

»Ein schöner Wurf, Kommandant,« sagte Sevrey; »das Schicksal begünstigt Sie. Hören Sie mich an; bleibt Ihnen das Glück treu, so zeigen Sie weder Mitleid noch Schonung gegen mich; denn ich erkläre Ihnen hiermit auf meine Ehre, Sie dürfen dergleichen nicht von mir erwarten, wenn ich mehr werfe. Ich erkläre den von uns, welcher den andern schont, für eine feige Memme. —

»Würfeln Sie, mein Herr,« erwiederte der Franzose, »ich bedarf Ihrer Bemerkungen nicht, um zu wissen, was ich zu thun habe.«

Sevrey warf die drei Würfel, die nach drei verschiedenen Richtungen hinrollten, endlich liegen blieben und die drei Fünfen zeigten.

Der Kreis öffnete sich sogleich neben dem unglücklichen französischen Offiziere, der aufstand und als Mann von festem, unerschütterlichen Muthe seinem Gegner wehrlos sich entgegenstellte.

»Ihr Leben liegt in meiner Hand,« sagte Sevrey zu ihm, das Pistol ergreifend; »empfehlen Sie Gott Ihre Seele.«

— »Schießen Sie nur,« erwiederte der französische Offizier, die Hand auf das Herz legend. »Ein braver Mann ist stets zum Sterben bereit.«

Er konnte nicht ausreden. Die Kugel Sevreys zerschmetterte ihm den Kopf und bespritzte die Umstehenden mit dem Gehirne des Unglücklichen.

Nach diesem entsetzlichen Duell, bei welchem nach Aller Meinung alles Unrecht auf Seiten Sevreys war, konnte diesem Niemand ohne tiefen Widerwillen nahen, zumal er schon vorher gefürchtet gewesen war. Er aber vergalt Haß mit Haß, Verachtung mit Verachtung und als der Aufstand auf St. Domingo ausbrach, trat er zu den Reihen der Feinde über, wo er unter dem englischen General Maitland befehligte. Ihm verdankten die Insurgenten fast alle günstigen Erfolge bis zum letzten Kampfe bei Tiburon, wo er in dem Augenblicke von einer Kugel niedergestreckt wurde, als sich eben der Sieg für ihn erklärte. D.

Dreizehn Jahre in Warschau.

Der Großfürst Konstantin. — Noch nicht im Druck erschienene Anekdoten über Napoleon, den Herzog v. Enghien und Ludwig XVIII

(Unter dem Titel: Dreizehn Jahre in Warschau [1819 — 1831], von dem General, Grafen von M.....ɛ, werden in Kurzem in Paris Memoiren erscheinen, die gewiß die öffentliche Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch nehmen werden. Wir theilen unseren Lesern folgende Fragmente aus diesem Werke mit:)

.... Der Großfürst Konstantin erzählt gern, und wenn er seinem Vertrauen keine Fessel anlegen zu müssen glaubt, überläßt er sich dieser Neigung mit einer Hingebung, welcher seine Zuhörer eine Menge pikanter Anekdoten und Einzelnheiten verdanken, die das Gedächtniß mit Interesse aufnimmt. Täglich befand ich mich in der näheren Umgebung des Großfürsten, oft war ich ganz allein bei ihm und so ist es mir vergönnt gewesen, durch ihn viele wissenswerthe Umstände zu erfahren, die ich in diesen Memoiren, wo sie gerade hinpaßten, zum Theil mitgetheilt habe. Diejenigen aber, die denselben fremd waren, sollen ihre Stelle hier finden. Ich werde so viel, wie nur möglich, die nämlichen Wendungen und die nämlichen Ausdrücke, deren sich der Fürst bediente, gebrauchen, so daß fast er selbst der Erzähler seyn wird.

Ueber Napoleon.

Am Ende des Jahres 1799 befand sich der Großfürst in Memmingen, in der Nähe des Herzogs von Enghien, im Quartier. Eines Morgens wurde er durch den Chevalier von Joinville, den Adjutanten dieses Prinzen, welcher ihn bat, sich zu dem Herzog von Enghien zu verfügen, aus dem Schlafe aufgestört. Der Kopf des Herzogs wäre sonderbar

exaltirt, sagte der Chevalier, welcher ganz in Verwirrung war, als er den Großfürsten ersuchte, diesen Schritt zu thun. Der Fürst stieg auf der Stelle zu Pferd und begab sich zu dem Herzog von Enghien, den er in einer außerordentlichen Aufregung antraf.

Wissen Sie nicht die wichtige Nachricht?« rief dieser ihm entgegen. »Frankreich ist gerettet; Bonaparte ist aus Aegypten zurückgekehrt! Er ist schon in Paris und ich reise ab und zu ihm hin. Ich bewundere diesen Mann seit langer Zeit und ich halte es für eine Ehre für mich, unter seinen Befehlen zu dienen.« Der Großfürst Konstantin war nicht wenig über die Nachricht und besonders über den Entschluß des Prinzen erstaunt. Es fehlte nicht an guten Gründen, um dessen Plan zu bekämpfen. Allein viel Zeit verging, ehe er den Herzog von Enghien überredete, die Ereignisse abzuwarten und sich so zu benehmen, wie seine Geburt und seine Pflicht es erheischten. — Der unglückliche Prinz argwohnte niemals, daß der, welcher ihm einen so hohen Enthusiasmus einflößte, eines Mordes fähig seyn könne, und vielleicht glaubte er bei seiner Gefangennehmung, ein ganz anderes Loos erwarte ihn, wie das, welches er in den Gräben von Vincennes erduldete.

. . . . Die Konferenzen von Tilsit gaben dem Großfürsten Konstantin Gelegenheit, mit dem Kaiser der Franzosen, den er nicht liebte, dessen große Eigenschaften er aber schätzte, häufig zusammenzukommen. Dieser begegnete dem Großfürsten mit Aufmerksamkeit und selbst mit einer Art Freundschaft. Es waren Napoleon das Zartgefühl und die Menschlichkeit nicht unbekannt geblieben, mit denen der Fürst stets die Gefangenen behandelt hatte, die in seine Gewalt gefallen waren, und er wußte ihm Dank dafür. Er nannte ihn immer nur junger Mann und nahm einen vertrauten und scherzenden Ton gegen ihn an. Eines Tages, als der Großfürst seinen Bruder bei einer Revue begleitete, bei welcher auch Napoleon zugegen war, ersuchte ihn dieser, nach Beendigung der Manoeuvres, ihm einige Lancierevolutionen vorzumachen, denn der Fürst trug gerade an diesem Tage die Uniform eines Lanciers. Sogleich fing der Großfürst an, sein Pferd zu tummeln; er schwang seine Lanze, nahm dann einen Anlauf, richtete seine Waffe gerade auf Napoleon und hielt nach Art der Polen und der Türken sein Pferd erst zwei Schritte von ihm weg an. Der Kaiser, welcher ein solches Manoeuvre nicht erwartet hatte, konnte den Schrecken, der ihn überraschte, nicht verbergen. Er wurde bleich wie der Tod, sein Kinn bebte, und um seine Schwäche zu verhehlen, wandte er sein Pferd und entfernte sich im Galopp.

Nachdem der Frieden unterzeichnet war, ließ der Kaiser eines Morgens den Großfürsten ersuchen, sich zu ihm zu verfügen. Der Fürst begab sich, als er die Erlaubniß dazu von seinem Bruder erhalten hatte, zu Bonaparte, den er allein fand. Das Antlitz des Monarchen hatte einen freundlichen Ausdruck. Nachdem er dem Großfürsten für die Bereitwilligkeit gedankt hatte, mit der er seiner Einladung entsprochen, überreichte er ihm einen prachtvollen Degen mit den Worten: »Empfangen Sie, junger Mann, dieses Zeichen von Zuneigung und Achtung, die ich stets für Sie als Freund oder als Feind hegen werde. Zugleich sey es ein Beweis meiner Erkenntlichkeit, die ich Ihnen für die Rücksichten schuldig bin, welche Sie gegen die verwundeten oder gefangenen Franzosen, die das Schicksal in Ihre Hände fallen ließ, gehabt haben.«

Napoleon fügte noch so viele schmeichelhafte Dinge hinzu, er that so artig gegen den Großfürsten, daß dieser, als er mir diese Anekdote erzählte, hinzusetzte: »Wenn in dem Augenblicke mir dieser Teufel von Mann befohlen hätte, aus dem Fenster zu springen, ich würde keine Minute Anstand genommen haben. Kaum aber war ich aus seinem Gemache, so legte sich auch meine Exaltation und mir war einmal wieder recht klar, wie leicht es großen Männern fällt, die zu fanatisiren, welchen sie den Kopf verdrehen wollen.«

. . . . Der Fürst hatte den italischen Feldzug unter den Befehlen Suwarows mitgemacht. Am Ende der Schlacht an der Trebia wurde ein französisches Bataillon, welches den Rückzug deckte, abgeschnitten, umzingelt und die Waffen zu strecken genöthigt. Der Großfürst eilte herbei und fragte die Gefangenen nach der Nummer ihres Korps. Sie sagten sie ihm; allein jener alte Geist, den die Revolution nicht hatte vertilgen können, war noch nicht erloschen und sie gaben sich zuvor als das Regiment von Auvergne zu erkennen: »Auvergne! sprach der Großfürst, dieß war eines der ausgezeichnetsten Regimenter der französischen Armee. Ihr verdient, meine Freunde, mit den Eurem alten Ruhme gebührenden Rücksichten behandelt zu werden; ich werde für Euch Sorge tragen.« Sogleich schickte der Großfürst zu Suwarow und erbat sich die Erlaubniß, nach seinem Gutdünken über diese gefangenen Truppen verfügen zu dürfen; sie wurde ihm, wie natürlich, ertheilt. Er begnügte sich mit dem Ehrenwort der Offiziere, sich gut zu benehmen, gab ihnen nur der Form wegen einige Soldaten als Eskorte mit, wieß den Gefangenen ein gutes Quartier an und trug besondere Sorge für sie bis zu ihrer Auswechselung.

Während der Manoeuvres, die in Tilsit Statt fanden, wurde der Großfürst, welcher mit dem Kaiser Napoleon vor der Fronte der französischen Truppen hinritt, nicht wenig überrascht, als der Ruf ertönte: Es lebe Fürst Konstantin! Napoleon wollte die Ursache dieses Rufes wissen. Sogleich traten viele Offiziere und Soldaten aus den Reihen hervor, umgaben den Großfürsten Konstantin und gaben sich unter lebhaften Dankbezeugungen als jenes nämliche Regiment von Auvergne zu erkennen, welches ihm in Italien so viel zu verdanken gehabt hatte. Napoleon gab dieser Aeußerung von Enthusiasmus seinen Beifall und mit erhobener Stimme sprach er zum Fürsten: »Ich danke Ihnen im Namen des französischen Heeres; Ihre Tapferkeit und Ihr Edelmuth erndten stets die Achtung desselben.« Der Großfürst hat mir oft gesagt, dieser Augenblick wäre einer der süßesten seines Lebens gewesen.

. . . Zur Zeit der ersten Restauration speiste der Großfürst eines Tages bei dem Könige, Ludwig XVIII., in dessen Familienkreis. Nach dem Mahle fragte Se. Maj. den Fürsten, ob er Geschäfte habe, und als er es verneinte, ersuchte ihn der König, noch zu bleiben und mit ihm zu plaudern. Die Unterhaltung mußte, besonders in dieser Epoche, auf Napoleon fallen. Madame, die Herzogin von Angouleme und Monsieur drückten sich mit Zurückhaltung aus. Der König forderte den Großfürsten auf, seine Meinung über diesen außerordentlichen Mann mitzutheilen. Der Fürst ließ mit seinem gewohnten Freimuthe den großen Eigenschaften Napoleon's Gerechtigkeit widerfahren, ohne die Vorwürfe, welche derselbe verdient hatte, zu verschweigen. Der König sprach hierauf: »Napoleon hat Unermeßliches für den Ruhm und das Glück Frankreichs gethan; er hat mir große Beispiele gegeben. Schwer ist es aber, diesen zu folgen.« — Und währenddem er diese Worte sprach, hatte sich der König auf den Stuhl und vor den Tisch gesetzt, deren sich der Kaiser zu bedienen gepflegt hatte, und setzte hinzu: »Ich möchte wohl einen eben so tüchtigen Kopf haben, wie der, dessen Sitz ich einnehme, und dessen Tisch mir bei der Arbeit dient.« — Der Großfürst bewunderte diese Worte, welche der Mund des Königs sprach.

El.

Das neutrale Wirthshaus.

Im Jahre 1831, als die Feindseligkeiten zwischen Holland und Belgien ihrem Ausbruche nahe waren, hatten die beiden kriegführenden Heere ganz nahe bei einander ihre Lager bezogen. Es war inzwischen die Gränze nicht überschritten worden, und nach ungefähr einem Monate hatte noch nicht das geringste Scharmützel Statt gehabt. Die Soldaten fingen an, bei dieser Unthätigkeit Langeweile zu bekommen; ohne irgend eine Vergnügung, ohne irgend eine Erholung sehnten sich Belgier und Holländer nach ihren Penaten und wußten es den Führern keinen Dank, die unter einem einfachen Vorwande und einer Maßregel zu Liebe, welche aufmerksame Vorsorge allein entschuldigen konnte, sie aus ihren Quartieren entfernt und an eine so zu sagen unbewohnbare Gränze geführt hatten, um hier die schlechteste Zeit des ganzen Jahres zuzubringen.

Es war dieß in der Nähe von Erlon. Ein Individuum, dessen Namen leider unbekannt geblieben ist, ein unternehmender Kopf, der zu etwas ganz Anderem, als zum Stande eines Wirths geschaffen war, ließ es sich einfallen, ein Haus zwischen den beiden Lagern bauen zu lassen. Alles war in Ordnung; und nun zog er mitten in dem Saale, dessen Bestimmung tosende Orgien waren, eine Linie, welche als imaginäre Gränze die Soldaten der beiden Nationen scheiden sollte, und die nicht überschritten werden durfte, wollte man nicht die Strafe über sich verhängt sehen, keinen Eintritt mehr an der Pforte des Wirthshauses zu erhalten.

Es ging ungefähr so, wie er es sich gedacht hatte. Die beiden Heere kamen einzeln oder truppweise hin, sich zu erfrischen, bis die Gelegenheit einträte, sich in offener Feldschlacht die Hälse in Masse zu brechen; und die Besorgniß, diesen einzigen Ort zu verlieren, wo sie einige angenehme Augenblicke zubringen konnten, bewirkte, daß die beiden Nationen das Verbot respektirten. Ungefähr zwei Monate lang hatte man sich weder von der einen, noch von der anderen Seite über eine Gebietsverletzung zu beschweren gehabt. Nur einige Säbelhiebe waren ausgetauscht worden, aber weit von dem Wirthshause weg, damit der Wirth es nicht gewahre und den Eintritt nicht verweigere.

Die einstimmige Eintracht dieser beiden Nationen war wirklich etwas Bemerkenswerthes. Zwar überhäuften sie sich wechselseitig mit Schmähungen; niemals aber geriethen sie sich im Saale in die Haare. Hier wurde die Brabançonne, dort ein Lied in alt niederländischer Sprache gesungen, die nach dem Ausspruche der Haager Akademiker die süßeste Sprache auf der Welt ist.

Eines Tages aber, — o Tag des Unglücks und der Verwüstung! wird die Gränze überschritten; Brabanter und Holländer zerschlagen sich den Schädel mit Krügen und Bouteillen (in Ermangelung von etwas Besserem; denn der vorsichtige Wirth gestattete nicht, daß jemand bewaffnet eintrat.) Schon mehr als ein Streiter lag auf den Boden hingestreckt; der Wirth selbst, in den dichtesten Strudel des Kampfes hineingerissen, entkam nur, und das war noch Glück genug, mit einigen starken Kontusionen, ohne daß er die Ruhe wieder herstellen oder auch nur einen einzigen der Kämpfenden zum Abstehen vom Streite hätte bewegen können.

Hört die Ursache dieses Tumultes! Am Abende zuvor hatte unser Heros seine Dienerin weggeschickt und in deren Stelle eine andere eingesetzt, die, mit den Gebräuchen unbekannt, auf einen den Belgiern zugetheilten Tisch holländischen Käs gestellt hatte, was früherhin nie geschehen war. Die Belgier warfen beim Essen mit ihren Witzen um sich, und diese nämlichen Leute, welche sich weder wegen gegenseitiger Beschimpfung, noch wegen des Prinzen von Oranien, noch wegen der Brabançonne geschlagen hatten, zerschlugen sich den Schädel wegen einer rothen Kruste.

Als die Führer der beiden Heere von dieser blutigen Collision erfuhren, untersagten sie es den Soldaten, diesen Ort fernerhin zu besuchen, und als das Verbot nicht rechten Eingang fand, wurde das neutrale Wirthshaus rasirt. Cl.

Mainz, 2. August

Es ist nun beschlossen, daß die Leitung der Bühne von Mainz und Wiesbaden dem Hrn. Remie übertragen werden soll, der seinen Ruf als Direktor auf das Rühmlichste in ganz Deutschland begründet hat. Diese Bühnen und das Hofoperntheater in Darmstadt stehen den nächsten Winter zwar unter einem Direktor sind aber dennoch streng von einander geschieden, und ihre Leitung geht abwechselnd von Hrn. Remie und Hrn. Professor Ehlers aus. Es läßt sich viel des Guten und Schönen erwarten, jedoch dürfen wir für die erste Zeit unsere Erwartung nicht zu hoch spannen, indem jene zu kurz ist, das Ganze auf der Stelle so zu organisiren, wie es sich wenigstens von besagten Herren erwarten läßt. Mehre Kunstfreunde.

Mannigfaltigkeiten.

(Eine Anleihe bei Napoleon.) Ein alter Soldat von der Garde, welchen der Großmarschall Duroc in seinen Schutz genommen hatte, verlangte eines Tages eine Privataudienz beim Kaiser.

»Ah! du bist's, mein Freund!« sprach Napoleon zu ihm, als er in ihm einen seiner Tapfern erkannte. »Was willst du von mir?«

»Sire, es ist mir ein großes Unglück zugestoßen.«

»Eine Ungerechtigkeit, ein Uebergehen beim Avancement, nicht wahr?«

»Nein, Sire. Ich habe eine gute Mutter, welche glücklich und zufrieden von dem Ertrage der Löhnung lebte, welche ihr ihre fünf Kinder zufließen ließen, die alle Soldaten sind, wie ich. Sie bewohnte eine Hütte, welche das Feuer vor Kurzem verzehrt hat, und da sie weiter nichts mehr hat, als ihre 77 Jahre, und Thränen, um zu weinen, so hat sie nicht genug damit.«

»Du willst also von mir eine Pension für sie haben? Das ist recht; die Mutter eines meiner Tapfern darf auf mich zählen. Ich werde mit dem Minister des Innern sprechen. Bist du nun zufrieden?«

»Nein, Sire.«

»Der Teufel! Du bist sehr schwer zufrieden zu stellen! Was willst du denn? eine Anweisung auf den Schatz?«

»Nein, Sire. Nicht als ob Ihre Unterschrift keinen Kredit bei mir hätte; allein während der Zeit, welche die Beamten dazu brauchen, Ihre Anweisung einzuregistriren, zu stempeln und mit ihrer Beglaubigung zu versehen, wird's keine alte Mutter mehr für mich geben. Sehen Sie, mein Kaiser, ich mache keine Umschweife; ich will Geld von Ihnen leihen, von Hand zu Hand. Und damit Sie nicht denken sollen, ich wolle Sie betrügen, so haben Sie hier mein Löhnungsbüchlein. Sie können meine Anleihe von der Besoldung für mein Ehrenkreuz bezahlt erhalten; der Quartiermeister wird Ihnen dieß Alles auszahlen.«

»Behalte dein Büchelchen, mein Tapferer; unter zwei alten Bekannten, wie wir sind, genügt das Wort. Hier ist eine Rolle einstweilen, (es waren 1000 Franken); du kannst sie mir wiedergeben, wenn du Oberst seyn wirst.«

»Ich danke, mein Kaiser; aber einstweilen sollten Sie mich zum Korporal ernennen, um die Zeit der Bezahlung zu beschleunigen.«

Einige Tage nachher erhielt der alte Soldat die Tressen eines Sergeanten.

(Epikuräismus.) Clodius Aesopus, ein römischer Schauspieler und Zeitgenosse Cicero's, verschwendete ungeheure Summen. Nach Plinius kostete ihm einst ein einziges Gericht, das aus den seltensten Singvögeln bestand, über 5,000 Thlr. und Horaz erzählt, er habe, wie auch Kleopatra gethan haben soll, eine kostbare Perle in Essig aufgelöset und sie so verschluckt. Trotz dieser ungeheuern Verschwendung hinterließ er bei seinem Tode doch noch 1 Mill. 400,000 Thlr., woraus man ersehen kann, daß schon damals die Herren Schauspieler sehr gut bezahlt waren.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — f. d. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baur[illegible].

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 89. 6. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Federproben.

1. Vorwort.

Die Feder laßt mich heut probieren,
Zu seh'n, ob sie Gedanken schreibt;
Ich lasse frei sie selbst regieren,
Und sehe, was dann sitzen bleibt;

Das wird mir Keiner je verübeln,
Der selber gern im Schlafrock geht,
Wie sollt ein Leser forschen, grübeln,
Ob er den Dichter auch versteht?

2. Der Süße.

Süßer Jüngling, übersüßer,
Herzen fangen wird dir leicht,
Hast du doch in Milch und Honig
Jedes Wort erst eingeweicht!

3. Die Schriftgelehrten.

Ja, ja! Nein, nein!
Soll eure Rede seyn!
So lehrt die Schrift uns klar:
Im Nachbarhaus das Ehepaar
Ist wirklich schriftgelehrt,
Wie man's nur selten finden mag;
Ja, ja! Nein, nein! und umgekehrt,
So klippt's und klappt's den ganzen Tag.

4. Der Träge.

Er schreibt sich einen Stundenplan
Sein Tagwerk einzutheilen,
Das Beste denkt er, sey gethan;
So kommt, ihr Stunden, kommt heran,
Und seht, ob euch ein Schlendrian
Je wird entgegen eilen!

5. Das deutsche Lied.

Deutsches Lied, du Rosenknospe,
Ach, wie kannst du wachsen, schwellen!
Wild umwuchert vom Gestrüppe,
Tief im Unkraut der Novellen?

J. C. Nänny.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Fernere Auszüge aus dem Werke: »Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, von Dr. Förster. Potsdam, Riegel 1834.«)

Von des Königs Hofnarren und lustigen Räthen.

Die unentbehrlichsten Gesellschafter waren dem Könige die Hofnarren, oder, wie sie mit einem schicklicheren Namen genannt wurden, die Hofgelehrten und lustigen Räthe. Bei seinem Triebe, sich zu unterrichten, und selbst in den Erholungsstunden nicht müßig zu seyn, genügte dem Könige die Gesellschaft seiner alten Generale, die nur eine sehr beschränkte Bildung hatten, nicht, und da ihm selbst die hinzugezogenen geheimen Räthe sehr oft die Antwort auf seine historischen und statistischen Fragen schuldig blieben, wünschte er einen Gesellschafter zu haben, der ihm jede Frage beantworten könnte. Zugleich verlangte er aber auch, bei seiner Abneigung gegen gelehrte Pedanterie und akademisches Vornehmthun, einen Gelehrten, der sich zur Verspottung seiner ganzen Kollegenschaft brauchen ließ, und gegen den man sich einen derben Scherz erlauben könne. Alle diese Eigenschaften vereinigte in sehr ausgezeichneter Weise Jakob Paul Gundling, aus dem Bisthume Eichstädt gebürtig, welcher von Friedrich I. als Professor bei der in Berlin errichteten Fürsten- und Ritterakademie, als Rath bei dem Oberheroldsamte und als Historiograph angestellt worden war. Gundling hatte zwei junge Edelleute auf ihren Reisen durch Frankreich, Holland und England begleitet, und daß man zu seinen historischen Kenntnissen einiges Zutrauen hatte, scheint aus seiner Bestallung bei dem Oberheroldsamte hervorzugehen, in welcher es heißt: »demselben Historico liegt ob, sich die Historie des königlichen und kurfürstlichen Hauses, dessen Ursprung, Geschichten, Wappen, Rechte und Gerechtigkeiten, wie nicht weniger derer adlichen Familien und Geschlechter in dem Königreiche Preußen, Kurmark Brandenburg und allen übrigen königlichen Landen, bekannt zu machen, davon genaue Nachricht und Wissenschaft zu haben, nach alten Dokumenten, Schriften und Urkunden sich zu befleißigen und dem Oberheroldsamt, wenn es von ihm verlangt wird, davon gehörige Information zu ertheilen. Daneben muß er die bei dem Oberheroldsamt einlaufende Diplomata, sie seyen in was Sprache sie wollen, untersuchen, derselben eigentlichen sensum erniren und Copiam davon zur Registratur geben.« — In der That läßt sich auch nicht läugnen, daß Gundling sich um die Geschichte und Geographie der Kurmark einiges Verdienst erworben hat, und fast unbegreiflich scheint es, wie er bei der Lebensweise, zu der er gezwungen wurde, eine solche Menge Schriften für den Druck ausarbeiten konnte.

Wie wir bereits erwähnten, hob Friedrich Wilhelm sogleich nach seinem Regierungsantritte die Ritterakademie sowohl, als das Oberheroldsamt auf, und Gundling privatisirte seitdem in den Wein- und Bierkellern, wo er sich durch Erklären

der Zeitungen und als politischer Raisonneur einigen Ruf erwarb, so daß der Kellerwirth Bleuset, sonst auch unter dem Namen des »Leipziger Polterhansen« bekannt, ihm gern freie Zeche gewährte, um dadurch Gäste anzulocken. Hier sah ihn der General Grumbkow, und da er in ihm sogleich den Mann erkannte, welchen der König für sein Tabakskollegium suchte, empfahl er ihn und stellte ihn Sr. Majestät in einer der nächsten Abendgesellschaften vor. Der König fand an Gundling großes Behagen, da er ihm nicht nur über Alles, was Politik, Geschichte, Geographie und Welthändel betraf, genügende Auskunft zu ertheilen wußte, sondern auch eine so komische Figur spielte, daß ein Jeder an ihm seinen Muthwillen und seine Laune auslassen konnte. Er wurde zum königlichen Hofrath und Zeitungsreferenten für das Tabakskollegium ernannt, und bald war er der tägliche Gast des Königs, der ihn überall hinbegleitete, wohin er sich des Vergnügens halber begab. Wem die Ehre zu Theil wurde, den König als Gast bewirthen zu dürfen, mußte zugleich an Gundling eine Einladung ergehen lassen; der General von Grumbkow hatte sogar in seinem Speisesaale einen Katheder aufbauen lassen, von welchem herab Gundling während der Tafel die Zeitungen vorlas und erklärte, auch sonst an ihn gerichtete Fragen beantworten mußte. Das gefährlichste Privilegium, welches indessen der König Gundlingen ertheilte, war: freie Disposition über die königlichen Bier- und Weinkeller. Der gelehrte Rath ergab sich so sehr dem Trunke, daß er in der Abendgesellschaft oder an der königlichen Tafel sehr oft schon berauscht erschien, und sie nie anders, als völlig betrunken, verließ, und zwar oft in solchem Grade, daß er nach Hause getragen werden mußte. Vornehmlich diente Gundling dem Könige dazu, ihn mit allen denjenigen Würden und Auszeichnungen zu bekleiden, welche er, als lächerliche Eitelkeiten, der Verachtung und dem Spotte preisgeben wollte. Wie er die französischen Haarbeutel dadurch für unehrlich erklärte, daß er sie von seinen Profoßen tragen ließ, so suchte er das Hofgalakleid dadurch lächerlich zu machen, daß Gundling nie anders als in demselben erscheinen durfte.

Unter dem 3. November 1717 ließ ihm der König die Bestallung zum Oberceremonienmeister ausfertigen, und überreichte ihm dabei einen Anzug, wie ihn der verabschiedete Oberceremonienmeister von Besser bei den Krönungs- und Ordensfesten zu tragen pflegte. Dieser Anzug bestand in einem rothen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen, Leibrock mit goldenen Knopflöchern und großen französischen Aufschlägen nebst reichgestickter Weste. Als Hauptschmuck erhielt er eine, auf beiden Seiten in vielen hundert Locken herabhängende, Staatsperücke von weißem Ziegenhaar und einen großen Hut mit rothen Straußenfedern; die Unterkleider waren strohfarben; dazu trug er rothseidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, und Schuhe mit rothen Absätzen. In diesem Anzuge ließ der König ihn in Lebensgröße malen, von Affen und Hasen, als seinen Attributen, umgeben; in vergoldetem Rahmen gefaßt, hing das Bild in einem der königlichen Zimmer in Potsdam. Auf einem kleineren Bilde, welches daneben hing, hatte ihn der König mit eigener Hand als Polichinell gemalt, der von der Leiter herab Komödie spielt. Kavaliere und Damen standen unten versammelt, welche Gundling durch eine auf seinen Hintern gemalte Brille betrachtete. — Das Staats- und Galakleid blieb nicht lange im besten Zustande. In dem Tabakskollegium pflegten sich einige lose Gäste hinter Gundling zu setzen, und während er seine Vorträge hielt, die Perücke so mit Tabaksqualm einzuräuchern, daß das fettige Gelock dieser Wolke sich in triefende Wellen auflöste. Auf dem Heimwege ging es nie ab, ohne in irgend einen Graben zu fallen, und glückte es ihm auch einmal, sich auf den Füßen zu erhalten, so entging er doch den, oft sehr derben, Späßen nicht, welche, gewöhnlich auf Veranlassung des Königs, an ihm ausgeübt wurden. Als der Oberceremonienmeister einst im Winter zu Wusterhausen, ziemlich schwankend, über die Schloßbrücke ging, wurde er von vier handfesten Grenadieren gepackt, an Händen und Füßen gebunden, und unter fürchterlichem Geschrei in den zugefrornen Schloßgraben hinabgelassen. Das Seil glitt jenen aus den Händen, und Gundling fiel so unsanft hinab, daß er mit dem Körper durch das Eis durchbrach, und sich mit Mühe und Noth mit den Ellenbogen und Füßen oberhalb erhielt. Man machte sogleich Anstalt, ihn zu retten, doch hatte er bei diesem kalten Bade Hut und Perücke verloren. Der König hatte sich an diesem Schauspiele so sehr ergötzt, daß er es mehrmals malen ließ. — Ein andermal hatten lose Gesellen zwei junge Bären, die sich durch Unsauberheit und Gestank auszeichneten und in dem Schlosse zu Wusterhausen den Dienst als Hofhunde versahen, in Gundling's Bett gelegt, wo der betrunkene Polyhistor die Nacht mit ihnen zubringen mußte; sie hatten ihn so besalbt, daß er mehre Tage lang von der königlichen Tafel zurückgewiesen wurde. Da Gundling es selbst darauf anlegte, sein Oberceremonienkleid zu verderben, ließ ihm der König einen Interimsrock machen von braunem Tuche mit silbernen Borden, wie sie die Charlatane zu tragen pflegten, weßhalb auch zwischen den Borden die verschlungenen Buchstaben W. U. R. M. G. (Wurm-Gundling) zu lesen waren. Während der Anwesenheit des Königs August von Polen 1728 mußte Gundling ebenfalls sich öfters in Gala zeigen, wozu ihm der König ein prächtiges Kleid von Silberstoff mit großen Aufschlägen geschenkt hatte.

Die Freiheit, täglich bei Hofe erscheinen zu dürfen, und die Auszeichnung, die ihm hier widerfuhr, trieben Gundling zu einer so unmäßigen Eitelkeit hinauf, daß sie fast an Verrücktheit gränzt, und Friedrich Wilhelm fand sein Vergnügen daran, den Gecken noch immer aufgeblasener zu machen. Nächst dem Hofceremoniell dünkte dem Könige nichts lächerlicher, als eine Akademie der Wissenschaften, von der er nichts weiter das ganze Jahr erfuhr, als daß sie den Kalender besorgte, ohne sonst noch irgend etwas zu leisten, wovon Anwendung auf das Leben oder auf den Staat gemacht werden konnte; nicht einmal die einzige Frage, welche der König ihr vorlegte: warum der Champagner schäume? hatte sie ihm beantwortet, sondern sich ein Dutzend Flaschen zum Experimentiren ausgebeten. Um seine Gesinnung gegen dieses Institut unverhohlen auszusprechen, ernannte er Gundling zum Präsidenten desselben und zwar nicht bloß zum Scherz, sondern befahl, ihn förmlich einzuführen und ihm aus der Kasse der Societät der Wissenschaften zweihundert Thaler jährliches Gehalt zu zahlen. Auch in dem Adreßkalender findet man von da an den Geheimen Rath von Printzen als Protektor und Gundling als Präses der Societät aufgeführt.

Der König erhob Gundling sogar in den Freiherrnstand, wobei jedoch, wie aus dem darüber ertheilten Diplome deutlich hervorgeht, der König eben so sehr die Eitelkeit Gundlings, als die Thorheit derjenigen, welche das Adelsdiplom über das Verdienst stellten, lächerlich zu machen suchte.«

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben des Generallieutenant Sir John Moore, Ritter des Bath-Ordens.

(Von seinem Bruder James Carrik Moore. 2. B. 8. London 1834.)

Die aus der Feder seines Bruders geflossenen ungeschmückten und anspruchlosen, schon deßhalb vortrefflichen und rührenden Memoiren des beklagten Sir John Moore müssen ohne Frage in die Sammlung der Hauptwerke britischer

Biographie aufgenommen werden. Sie bedürfen daher unsers Lobes nicht, und wir fügen nur hinzu, daß wir von der darin vorherrschenden, Wahrheit verkündenden Einfachheit und Schönheit bedingenden Offenheit entzückt gewesen sind. Die historischen Hauptpunkte werden durch das eigene Tagebuch des Helden so vieler Schlachten, deren Glanz bei Corunna gekrönt wurde, und die schätzbaren individuellen Eigenschaften des Sohns, des liebevollen Verwandten und des warmen Freundes durch seine Privatkorrespondenz erläutert.

Er wurde im Jahre 1761 zu Glascow geboren; sein Vater war der berühmte Verfasser des Zeluco und anderer geschätzter Werke. Als Knabe schon begleitete er denselben auf einer Kontinentalreise, während welcher er ein dauerhaftes Freundschaftsverhältniß mit seinem nachherigen Zöglinge, dem Herzog von Hamilton, anknüpfte. Zu Glascow erhielt er seine Erziehung; er nahm dann Kriegsdienste, wurde befördert und war eine kurze Zeit Mitglied des Parlaments.

Von dem Kampfe, in welchem »der tapfere Abercrombie seine Todeswunde erhielt,« gibt Moore's Tagebuch ein ergreifendes Bild:

»Am 20. März war ich General du jour, und nachdem ich alle vorgeschobenen Posten besucht hatte, hielt ich mich bei dem linken Piquet der Reserve bis vier Uhr des folgenden Morgens auf. Während der Nacht verhielt sich der Feind völlig leidend; man hatte nur einige Raketen steigen sehen, welches man an ihm gewohnt war. In der Ueberzeugung, daß Alles ruhig sey, befahl ich dem Staabsoffizier, bei Tagesanbruch seine Posten zurückzuziehen, und ritt nach dem linken Flügel zu, um den andern Piquets denselben Befehl zu ertheilen. Bei dem Piquet der Garden angelangt, vernahm ich links ein Kleingewehrfeuer; da jedoch Alles am rechten Flügel ruhig blieb, so schloß ich daraus, so wie aus der Beschaffenheit des Feuers, daß es ein blinder Lärm sey. Ich ritt nach dem linken Flügel zu, als plötzlich die Reservepiquets ein Gewehrfeuer anfingen; ich drehte mich nach meinem Adjutanten, dem Kapitän Sewell, um, und sagte: »Dieß ist ein wirklicher Angriff; eilen wir nach der Schanze.« Unterwegs begegneten wir den sich zurückziehenden Piquets, und als ich bei der Schanze, die vom 28. Regimente besetzt war, ankam, hatte sie schon einen heftigen Angriff zu bestehen. Der Tag war noch nicht angebrochen, und die Dunkelheit wurde durch den Pulverdampf von dem Kanonen- und Gewehrfeuer noch vermehrt. Meine Dispositionen im Falle eines Angriffs hatte ich schon gemacht. Mit dem General Oakes kam ich über die Nothwendigkeit überein, die Schanze und die vor dem rechten Flügel der Armee liegende Ruine, wohin ich das 28ste und 58ste Regiment beordert hatte, zu unterstützen, und daß die Reserve hier den Kampf erwarten sollte. In der That, wenn sich der Feind dieser beiden Posten bemächtigt hätte, so wäre die Armee genöthigt gewesen, ihre Position zu verlassen. Im Tagsbefehl hatten die Truppen die Weisung erhalten, sich eine Stunde vor Tagesanbruch in Reihe und Glied aufzustellen, und glücklicher Weise war der Befehl vollführt, bevor der Angriff geschah. (Andere Dispositionen werden nun beschrieben.) Wir empfanden die Wirkung des Feuers der Feinde, ohne daß es möglich war zu sehen, was sie eigentlich vor hatten; ihre Trommeln wurden zum Angriff geschlagen, und sie munterten sich gegenseitig durch Rufen zum Vorrücken auf. Mein Pferd bekam einen Schuß ins Gesicht, und wurde so unbändig, daß ich absteigen mußte. Indem ich mit dem Obersten Paget auf der Platform der Schanze sprach, erhielt er einen Schuß in den Hals, der ihn zu Boden streckte. Er glaubte sich tödtlich verwundet, ich war derselben Meinung; in kurzer Zeit indeß erholte er sich und wurde wieder auf sein Pferd gesetzt. Unterdessen war der linke Flügel des 42sten Regiments angekommen. In diesem Augenblick sagte mir Jemand, daß eine französische Kolonne unsere linke Flanke umgangen habe. Ich glaubte, daß man das 42ste Regiment für Franzosen angesehen haben müsse, und äußerte es. Ich konnte unterscheiden, wie sich das Regiment auf dem von mir angewiesenen Platze aufstellte. Allein Oberst Paget, der sich noch nicht hinter die Fronte begeben hatte, ritt auf mich zu und sagte: »Ich kann Sie versichern, daß uns die Franzosen umgangen haben, und in diesem Augenblicke gegen die Ruine vorrücken.« Ich sah nach der Gegend hin, und erblickte ein französisches Bataillon ganz hinter unserer Fronte in Kolonne aufmarschirt. In demselben Momente näherte sich der rechte Flügel des 42sten Regiments; ich eilte auf ihn zu, ließ ihm links-umkehrt machen, und zeigte den Soldaten, die gänzlich in ihre Macht gegebenen Franzosen. Unsere Leute trieben sie in die Ruinen, und die Franzosen wurden sämmtlich entweder getödtet, verwundet oder zu Gefangenen gemacht. Sobald dieses vorbei war, führte ich das Regiment augenblicklich nach der Schanze; wir stießen auf eine andere französische Kolonne, die in unsere Linien eingedrungen war; wir griffen sie an, und ich erhielt einen Schuß ins Bein. Da begegnete ich Sir Ralf Abercrombie, und berichtete ihm, was in den Ruinen vorgefallen war. Das 42ste und eine Abtheilung vom 28sten Regiment trieben die Kolonne zurück; da sie sich aber zu weit vor wagten, wurden sie von der feindlichen Kavallerie plötzlich angegriffen. Das Gehen wurde mir wegen meiner Wunde beschwerlich, und der Major Honeyman lieh mir sein Pferd. Die französische Reiterei befand sich ganz zwischen uns, allein unsere Leute obwohl in Verwirrung gerathen, tödteten ihr mit einem gut unterhaltenen Feuer so viel Menschen und Pferde, daß die Uebrigbleibenden froh waren, sich zurückziehen zu können. Das Hauptziel der Franzosen war, sich der Schanze zu bemächtigen, unser Streben, sie zu vertheidigen. Um diese Zeit konnten wir ziemlich frei umherschauen. Die Feinde rückten in Linie vor, in der Absicht, die Redoute von vorn und auf beiden Flanken anzugreifen. Das in den Ruinen aufgestellte 58ste Regiment ließ sie bis auf sechzig Schritte heranrücken, und empfing sie dann mit einem so heftigen Feuer, daß eine große Menge zu Boden gestreckt wurde, worauf sie sich eiligst zurückzogen. Auf dem linken Flügel warfen das 42ste und 28ste Regiment Alles, was vor ihnen stand, zurück, wurden jedoch abermals von einer großen Masse Kavallerie angegriffen, welche unsere Linie durchbrach, in die Redoute hinein und hinter unsere Fronte drang. Der kommandirende General Sir Ralph wurde sogar von einem französischen Husaren zum Gefangenen gemacht, aber ein Soldat vom 42sten Regiment schoß Letztern nieder. Ich war genöthigt, meinem Pferde die Sporen zu geben, um mich aus dem Gedränge zu ziehen, und galoppirte nach den Ruinen, um einige der dort postirten Truppen zur Verstärkung herbei zu führen. Das 28ste Regiment, welches die Brustwehr der Redoute besetzt hatte, machte links-um-kehrt, und tödtete, ohne seinen Posten zu verlassen, alle Dragoner, die eingedrungen waren. Das 42ste focht Mann gegen Mann, indem es durchbrochen war; und ich ließ die Flügelkompagnien vom 40sten, die ich von den Ruinen hergeholt hatte, ein paar Salven geben, obwohl auf die Gefahr hin, einige unserer Leute zu beschädigen. Das Feld wurde augenblicklich mit Menschen und Pferden bedeckt, Pferde liefen herrenlos umher; mit einem Worte, die Reiterei war vernichtet. Jeder von den Franzosen geführte Angriff war blutig zurückgewiesen worden. Bei der Dunkelheit war einige Verwirrung nicht zu vermeiden; allein unsere Leute gingen den Franzosen, sobald sich dieselben blicken ließen, kühn entgegen. Das Hereinbrechen der Kavallerie sogar störte keinen Augenblick ihre ruhige Haltung. Als es tagte, rückte die fremde Brigade

unter dem Brigadier Stuart aus der zweiten Linie zu unsrer Unterstützung vor, nahm an den letzten Kämpfen Theil und zeigte großen Muth. Unsere Munition war verschossen und das Feuer der Kanonen hatte schon eine Weile aus demselben Grunde geschwiegen. Das Tageslicht setzte uns in den Stand, unsere Leute wieder zu ordnen, und da uns die feindliche Artillerie genirte, so ließ ich so viel Leute als möglich unter den Schutz der Redoute treten. Eine Stunde lang blieben wir ohne Patronen, während welcher uns die Feinde mit Paßkugeln, Bomben und entferntem Gewehrfeuer beschossen. Unsere Artillerie war nicht im Stande, einen Schuß zu erwiedern, und wäre die feindliche Infanterie vorgerückt, so hätten wir sie mit dem Bayonnet zurücktreiben müssen. Unsere Leute hätten es auch gethan — niemals sah ich Soldaten, die entschlossener gewesen wären, ihre Pflicht zu erfüllen. Allein die Franzosen hatten so sehr gelitten, daß sie keine Lust empfanden, noch einen Versuch zu machen. Sie blieben vor uns stehen, bis unser Geschütz wieder mit Munition versehen wurde, worauf sie sich zurückzogen. Das Hauptstreben der Franzosen war gegen unsern rechten Flügel, der Reserve gegenüber, gerichtet; eine andere Kolonne hatte auch die links der Reserve aufgestellte Garde angegriffen: sie wurde mit Verlust zurückgeschlagen. Der übrige Theil der Armee verhielt sich ruhig. Briefe von Menou an einen General wurden gefunden, denen zu Folge die ganze disponible in Egypten stehende Macht der Franzosen zu diesem Angriffe zusammen gezogen worden war. Menou sowohl als seine Armee hielt sich des glücklichen Ausganges versichert. Die Gefangenen sagten, ihre Anzahl beliefe sich auf zwölf- bis vierzehntausend Mann. Sie fügten hinzu, daß sie noch nie hätten so fechten müssen; daß die Schlachten in Italien mit denen, welche sie seit unserer Landung erlebt hätten, nicht zu vergleichen wären. Unser Verlust ist noch unbekannt; ich hoffe, er wird sich nicht über sieben- bis achthundert belaufen. Die Franzosen müssen, meiner Meinung nach, zwei- bis dreitausend Mann eingebüßt haben. Nie habe ich ein Feld so mit Todten bedeckt gesehen. Unsere effektive Streitkräfte betrugen nicht über zehntausend Mann. Sir Ralph erhielt einen Schuß in den Schenkel, er verließ jedoch das Feld nicht eher, als bis der Kampf beendet war, und wurde dann auf das Kriegsschiff Foudroyant gebracht. Von den letzten Schüssen, welche fielen, tödtete eine Kugel das Pferd, welches ich von dem Major Honeymann geliehen hatte. Die Wunde, welche ich im Anfange der Schlacht am Beine erhielt, war gegen neun Uhr, als die Affaire vorbei war, schmerzhaft und steif geworden. — — Man hat Sir Ralph immer den Vorwurf gemacht, daß er sich der Gefahr zu sehr bloß stelle: nie sah ich ihn so gleichgültig dagegen, als in dieser Schlacht. Als die Dunkelheit so groß war, daß man kaum etwas unterscheiden konnte, erblickte ich ihn ohne alle Begleitung dicht hinter dem 42sten Regiment. Nachher stellte sich General Hope bei ihm ein. Und als die französische Kavallerie ihren zweiten Angriff machte, und unsere Leute in Unordnung geriethen, rief ich und winkte ihm mit der Hand, er möge sich zurückziehen; er war aber augenblicklich von den Husaren umzingelt. Einer versetzte ihm einen Säbelhieb auf die Brust, der ihm aber nur die Haut aufritzte. Er wäre zum Gefangenen gemacht oder getödtet worden, hätte ein Soldat den Husaren nicht erschossen. — —

Sir Ralph war ein wahrhaft redlicher, ehrenhafter, verständiger Mann: sein Scharfsinn, der sein ganzes Leben hindurch auf das Kriegswesen gerichtet war, machte ihn zum trefflichen Offizier. Sein ungewöhnlich schwaches Gesicht war ihm sehr lästig; er bedurfte daher guter, zuverlässiger Unterbefehlshaber. Es war unmöglich, ihn genau zu kennen, ohne die größte Achtung und Freundschaft für ihn zu hegen. Gegen mich betrug er sich immer mit auffallender Güte. Mein einziger Trost ist, daß sein Tod beinahe von der Art war, wie er ihn wünschte; und sein dankbares Vaterland, sein Andenken ehrend, wird seinen Namen mit der Bewunderung, die er verdient, der Nachwelt überliefern.«

(Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

Am 2. August trat Hr. Wild als Gualtiero in Bellini's »Seeräuber« auf. Seit länger als zwanzig Jahren ist dieser Sänger in Deutschland als Tenorist berühmt und beliebt. Jedem, der mit der Natur der menschlichen Stimme einigermaßen bekannt ist, der da weiß, wie gefährlich und zerstörend die Zeit auf dieselbe einwirkt, der erwägt, daß die Gesangeskunst und überhaupt die Musik eine Kunst der Jugend ist, von welcher das Alter nur die pekuniären Früchte zu ernten erlaubt, scheint es unglaublich, daß nach einer so langen Wirksamkeit auf der Bühne, der Sänger es noch vermöge, den seit jener Zeit so gewaltig hoch gesteigerten Forderungen zu genügen, und sich noch jetzt Ruhm und Beifall zu erwerben. Und doch ist dem so. Die Stimme des Sängers hat sich bewunderungswürdig konservirt, die Deklamation ist vortrefflich und der ganze Vortrag so gebildet, wie man ihn nur bei einem Sänger von solchem Rufe voraussetzen darf. Durch Rossini und seine Nachtreter ist der Tenor zu einem Alt oder Hautecontre hinaufgetrieben worden, und da sich der Geschmack des Publikums bereitwillig diesen oft so seichten und gehaltlosen Produkten zuwendete, so fand Hr. Wild es für räthlich, sich auch darauf einzurichten, er sah ein, daß dieß nöthig wäre, wenn er seine Laufbahn als Sänger noch mit dem bisherigen Glücke verfolgen wollte. Einem so vollkommen durchgebildeten und verständigen Musiker konnte dieß nicht schwer werden, wenn ihm nur die Natur dabei einigermaßen zu Hülfe kam. So ist er denn nicht bloß in die Intentionen jener Komponisten vollkommen eingedrungen, sondern er hat auch seine feste und unverwüstliche Stimme in der Höhe so zu kultiviren gesucht, daß er den neuern Partien auch rücksichtlich des Falsets genügen kann, wenigstens in einzelnen Tönen desselben, mit denen er besticht und blendet, wenn auch von einem eigentlichen Gebrauche desselben, wie es die neuere Schule will, von einer schönen und unmerklichen Verbindung desselben mit der Bruststimme, die gerade bei ihm von so gewaltiger Fülle und Stärke ist, nicht wohl die Rede seyn kann. Im Uebrigen hilft ihm sein trefflicher, deklamatorischer Vortrag, der ihn vorzugsweise zu einem dramatischen Sänger befähigt und sein gutes Spiel, das in der That für einen Tenoristen beweglich und charakteristisch genug ist, um seinen Gesang aufs vortheilhafteste zu unterstützen. Seine Prononciation klingt uns freilich fremd. In der Partie des Gualtiero hat Hr. Wild unsere Erwartungen vollkommen befriedigt; indem er derselben einen Glanz verliehen, den wenige deutsche Sänger hervorzubringen im Stande seyn werden; sein ausgezeichneter deklamatorischer Gesang war hinreißend schön. Zwar besitzt Hr. Wild bei weitem die Höhe nicht, welche erfordert wird, um die Partie zu singen, so wie sie im Originale steht; aber der Künstler verstand es meisterhaft, sie für seine Stimme einzurichten, ohne die Wirkung des Ganzen zu beeinträchtigen. Durch einige Abkurzungen, besonders der letzten Arie mit Chor, hat die Partie sehr gewonnen, weil einige sehr triviale Sätze wegfielen, die den Schluß der Oper aufhalten und für die Wirkung desselben ungünstig sind. Auch heute mußte man freilich bedauern, daß Hr. Wild in früheren Zeiten nicht mehr Aufmerksamkeit auf die Verbindung der Brust- mit der Kopfstimme verwendet hat: der unmittelbare Uebergang von einer Stimmlage in die andere, besonders in Koloraturen, zeigte sich mangelhaft hinsichtlich der Gleichheit und Deutlichkeit. — Mad. Fischer-Achten entzückte uns heute wieder durch die köstlichsten Töne, und bei der Pracht-, Gemüths- und Bravourstelle: »O Sonne verhülle in Nacht deine Stralen« übertraf sie sich und jede Erwartung.

Am 3. August wurde zum erstenmale gegeben: A. B. C., nach dem Englischen von Kettel frei bearbeitet. Eine, durch die darin vorkommenden Mißverständnisse, sehr unterhaltende zweiaktige Posse, welch, trotz der oft vorkommenden derben Zweideutigkeiten, wenn sie rasch gespielt wird, ihren Zweck, auf die Lachmuskeln zu wirken, nicht verfehlen kann. Die Hauptrollen waren meist in guten Händen der HH. Lußberger, Weidner, Wieser und Meck. Letzterer wurde gerufen. Nach der Posse ward ein Pas de deux getanzt. — Kurz und nicht gut! — Zum Schlusse: Herr Hampelmann im Eilwagen. Wenn Herr Hampelmann so fort reiset, wird unsere Direktion bald nicht mehr die Reisekosten erschwingen können. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 90. 7. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Fortsetzung.)

Auch noch einen andern lustigen Rath, Nossig, erhob der König mit dem Prädikate von Raben-Preis in den Freiherrnstand, so wie der König von Dänemark den herumziehenden Seiltänzer u. s. w. Eckenberg adelte, auf welchen Friedrich Wilhelm I. nicht wenig hielt.

»Die Kammerherrnwürde mußte ebenfalls die satyrische Laune des Königs erfahren, welcher den Freiherrn von Gundling im Jahre 1726 mit dem Kammerherrnschlüssel begnadigte. In einer feierlichen Sitzung des Tabakskollegiums wurde ihm die Bestallung übergeben, und der goldene Schlüssel mit der Schleife an seinem Rocke befestigt. Gundling war eitel genug, sich dadurch höchlich geschmeichelt zu fühlen, und stolzirte auf den Straßen und Promenaden nie ohne seinen goldenen Schlüssel umher. Da ihn aber sein Weg täglich auch in den Weinkeller führte, und er oft an unsaubern Orten seinen Rausch verschlief, machten sich ein paar Offiziere den Spaß, ihm den Schlüssel abzuschneiden und dem Könige zu überbringen. Als Gundling am folgenden Tage bei Hofe ohne Schlüssel erschien, wurde er darüber von dem Könige hart angelassen, und bedeutet, daß man mit ihm verfahren werde, wie mit einem Soldaten, der sein Gewehr vertrunken habe. Vergebens flehte Gundling um Gnade, der König stellte sich sehr erzürnt, und beschied ihn auf den andern Tag wieder. Hier wurde ihm nun in feierlicher Assemblee ein ellenlanger vergoldeter hölzerner Schlüssel, auf einer in gleichem Verhältniß großen hölzernen Schüssel, überreicht und mit großer blauer Schleife vorn an der Brust befestigt, damit er ihn immer im Auge behalten könne. Bei königlicher Ungnade wurde ihm befohlen, nie ohne diesen Schlüssel zu erscheinen. Nachdem er sich acht Tage lang mit dieser beschwerlichen Auszeichnung herumgetragen, wurde ihm endlich der verlorene Schlüssel zurückgegeben, den er sich dießmal von einem Schlosser mit starkem Draht an den Rockschooß anheften ließ. Um ihn aber aufs Neue zu kränken, ließ der König einen Affen ganz so wie Gundling ankleiden, und ihn ebenfalls mit einem Kammerherrnschlüssel schmücken. Er machte über Tafel dem Oberceremonienmeister Vorwürfe über seinen ausschweifenden Lebenswandel, über seine Jugendsünden, und daß er nun seine Kinder in der Welt herumlaufen lasse, ohne für sie zu sorgen. Als Gundling sich dagegen verantworten wollte, wurde der angeputzte Affe hereingebracht, ihm als sein Sohn vorgestellt, und er gezwungen, ihn anzuerkennen und zu umarmen, wobei sich der Kleine einige sehr zutrauliche Griffe in des Vaters Perücke erlaubte.«

Zu den lustigen Räthen am Hofe Friedrich Wilhelms gehörte auch Salomon Jakob Morgenstern. Wo der Verf. von der Hofnarrenrolle redet, welche derselbe spielte, sagt er u. A.:

»Alle wissenschaftliche Institute mußten es sich gefallen lassen, daß der König, obwohl er ihnen seine Fürsorge nie entzog, zuweilen seine heitere Laune an ihnen ausließ. Wie Gundling zum Präsidenten der Akademie, so ernannte er Morgenstern zum Vizekanzler der Universität Frankfurt. Um der Universität ihr neues Oberhaupt vorzustellen, begab sich der König am 10. November 1735 nach Frankfurt, wo für den 12. eine große Disputation angesetzt war, in welcher der Vizekanzler Morgenstern einen Kampf mit den Professoren der Universität bestehen sollte. — — Die große Disputation war auf den 12. November früh 8 Uhr angesetzt. Der König war mit seinem Vizekanzler mit dem Schlage in dem großen Hörsaale, allein es hatten sich nur neugierige Studenten eingefunden, und die Professoren hielten es unter ihrer Würde, mit dem Hofnarren des Königs zu disputiren. Dieser aber, der nicht gewohnt war, daß seinem Willen nicht Folge geleistet wurde, ließ die Professoren sogleich durch Unteroffiziere herbeiholen, und bestimmte die Professoren Fleischer und Roloff zu Opponenten, dem Vizekanzler aber gab er auf, den Satz zu vertheidigen: Die Gelehrten sind Saalbader und Narren. Morgenstern fing nun nach herkömmlicher Weise an, Definitionen und Deduktionen zu machen, worauf zuerst, da die Aufforderung des Königs zum Disputiren an die Studenten fruchtlos war, der Professor Roloff das Wort nahm, welcher sich so tapfer hielt, daß ihm der König mehrmals Beifall bezeigte. Der Hofrath Fleischer griff Morgensterns Definition des Narren an, und gab dagegen eine andere, welche auf den Vizekanzler paßte, woran sich der König ungemein belustigte. »Weil aber — so lautet der angeführte Bericht — Ihro Majestät bereits eine Stunde zugehört hatten, und mit den Disputen so weit vergnügt waren, ließen Sie abbrechen, machten erst ein groß Kompliment gegen den Vizekanzler, kehrten sich darauf um, fingen selbst an zu pfeifen und in die Hände zu klatschen; diesem folgte ein Jeder nach, und unter diesem Applaus verließ Hr. Morgenstern das Katheder. Der König unterhielt sich hierauf noch mit den Professoren und Studenten. Den Professor Roloff fragte er, ob er Philosophie vortrage und ob die Studenten fleißig bei ihm hörten? Roloff mußte dieß mit »Nein« beantworten, worauf der König sich erbot, ein Mandat ergehen zu lassen, daß alle Studenten, bevor sie zu anderen Disziplinen gehen, erst die Philosophie recht hören, oder sonst keine Beförderung haben sollten. Den geh. Rath Moser fragte der König, ob es wahr sey, daß er seinen Abschied verlangen werde? Moser erklärte, daß er gerne bleiben wolle, allein die Betbrüder in Halle, und namentlich Böhmer, hätten ihn verleumdet; worauf der König geantwortet: »Was es Böhmern anginge, er solle warten, bis er ihn würde gehen heißen; Sie wollten sich näher erkundigen, hätten aber auch vernommen, daß er Betstunde halte, er solle das lassen, es wäre lauter Heuchelei, Sie hielten nichts davon.«

Nachdem sich der König auf diese Weise noch eine Zeitlang unterhalten, verließ er unter der Versicherung, daß er mit den Professoren, so wie mit den Studenten sehr zufrieden sey, den Saal, und kehrte am folgenden Tage nach Berlin zurück.« (Fortsetzung folgt.)

Die Marrons-Neger.

(Nach den Verhandlungen vor dem Juiz do Crimen der Insel St. Johann.)

> Tu, oh Luna que los ves de tu brunide
> Solio, donde te has ido?
> Huyes de maldad tanta horrorizada?
> Tu luz palida escondes? ... oh malvados! *)
>
> (Melendez, la soledad).

Don Joao Alvar Tomares y Cabelhos, aus dem Dorfe Pinheiro, in der Commarca von Lamego in der Provinz Beira, hatte sich im Jahre 1820 als Kolonist auf der Insel St. Johann niedergelassen. Seine Pflanzungen hatten ein glückliches Gedeihen. Wiewohl ihm Anfangs nur eine geringe Geldsumme zu Gebot stand, so zählte er doch im Jahre 1825 bereits 150 Neger, 12 Kühe und 60 Schafe darauf. Den größten Theil der Sklaven verwandte er zum Anbau des Zuckers und Kaffee's, und verband mit diesem allen Pflanzern gemeinsamen Industriezweige noch einen andern: er hatte nämlich auf seinem Besitzthume jene Moosart entdeckt, von welcher die Orseille oder das Färbermoos gewonnen wird. Mit dem Anbau dieser Pflanze beschäftigte er nun den Rest seiner Neger, und zog aus dem Handel damit ungeheuren Gewinn. Indessen hatte Don Joao noch nicht alle seine europäischen Vorurtheile abgelegt: er behandelte seine Neger noch nicht mit der unumgänglich nothwendigen Strenge; er gab die Erlaubniß, ihnen weniger als fünfzehn Peitschenhiebe für Fehler zu geben, die sie möglicherweise begehen würden, ja manchmal ließ er ihnen schon vor dem sechsten Hiebe Gnade angedeihen. So zog er auch aus ihrer Arbeit nicht all den Nutzen, den er davon erwarten konnte, und da sie beinahe sämmtlich Neulinge waren, so fügten sie sich nur mit Mühe jenem für das Gedeihen einer Pflanzung so nothwendigen unbedingten Gehorsam. Gegen Ende 1826 heirathete er die Tochter eines reichen Pflanzers der Kolonie, Donna Urraca, und machte sich von ihr all die Unbeugsamkeit des Charakters zu eigen, die für denjenigen, der diese Gegenden bewohnt, durchaus nothwendig ist.

Wenn die Handelsangelegenheiten Don Joao's fortdauernd in blühendem Zustande waren, so empfand er dagegen einen innern Gram, der die Härte seines Charakters noch vermehrte. Er verlor mehre Kinder. Das letzte, welches ihm der Tod raubte, war bereits zwei Jahre alt, als es unter schrecklichen Konvulsionen starb. Der Arzt, der zu spät gekommen war, um ihm hülfreiche Hand zu leisten, erkannte in genossenem Gifte die Ursache seines Todes. Es hatte einen indianischen Nußkern (Hura crepitans) gegessen, den ihm ein Neger gepflückt hatte. Vergeblich führte dieser arme Mensch zu seiner Entschuldigung an, daß er die schädliche Eigenschaft desselben nicht gekannt, daß er ihm denselben seiner sonderbaren Form wegen nur als Spielzeug, und weil es ihn lange anhaltend verlangt, gegeben habe; vergeblich erinnerte er an die einige Tage zuvor erhaltenen zwanzig Peitschenhiebe, weil er dem Kinde eine Wassermelone verweigert hatte. Er habe, sagte er, keiner ähnlichen Züchtigung sich aussetzen wollen, der er gewiß nicht entgangen wäre, wenn das Kind zu weinen angefangen hätte. All seine Entschuldigungen waren umsonst, man verurtheilte ihn als einen Giftmischer; in Gegenwart aller Neger der Pflanzung starb er durch Henkershand.

Einige Tage nach dieser Hinrichtung hatten sich sechs Neger, die zu mehr oder weniger harten Strafen verurtheilt worden waren, nachdem sie zuvor die Zuckerrohrpflanzen und ihre Hütten angezündet hatten, in die Wälder und die für Weiße unzugänglichen Berge geflüchtet, wo sie den Nachsuchungen, die ihretwegen angestellt wurden, Trotz boten. Da sie nur bei Nacht aus ihrem Schlupfwinkel hervorgingen, um einige Maisfelder zu plündern, so war Raub und Plünderung das einzige Lebenszeichen, das diese Unglücklichen von sich gaben. Indessen hatte man ein so scharfes Auge auf sie, daß sie nur selten sich zu zeigen wagten, und schon war ein ganzes Jahr verflossen ohne neue Diebereien, die ihre Nähe bezeugt hätten. Man konnte glauben, sie würden, eingeschüchtert durch die Wachsamkeit, womit man ihre Versuche verhinderte, in einem andern Theile der Insel einen Zufluchtsort gesucht haben.

Man war am Ende der Winterszeit von 1832. Die Regen hatten aufgehört; die Sonne hatte die Felder noch nicht ausgetrocknet; die Pflanzen hatten noch keine düstere und einförmige Färbung angenommen; es war der Frühling der Kolonien. Joao hatte gerade einen jungen Neger gekauft, der erst vor Kurzem von Benin aus eingeführt worden war. Ganz gegen die Gewohnheit gab er nicht vor, König oder Fürst irgend einer Völkerschaft seines Landes zu seyn. Seine Eltern hatten ihm den Namen Louguim Beirou (die aufrichtige Sprache) beigelegt; allein bei seiner Ankunft auf der Insel ward er getauft, und seitdem hieß er Adonado. Er zeigte eine ziemlich sanfte Gemüthsart, und schien sich viele Mühe zu geben das Wohlwollen seiner Herren zu gewinnen. Einmal saß er im Schatten eines Latanpalmbaumes, und beschäftigte sich, die seiner Obhut anvertraute Heerde bewachend, aus Arrubastängeln einen Korb für die junge Tochter Don Joao's zu flechten, den Donna Urraca auf's Neue zum glücklichen Vater gemacht hatte. Don Joao war in der Erziehung seiner andern Kinder so viel Unglück zugestoßen, daß er, zur Beschwörung des Verhängnisses, das sie zu verfolgen schien, und um den Schutz des Himmels für die kleine Isabelle zu erflehen, diese bis in das Alter von zehn Jahren unserer lieben Frau von Guadelupe in Mexiko geweiht hatte. Auf dieses Mädchen nun hatte er all seine Zärtlichkeit und Liebe übergetragen.

Indessen ging es Adonado nicht nach seinen Wünschen; sey es, daß die Aufmerksamkeit, welche er der Beendigung seiner Arbeit widmete, ihn gehindert hatte, die Heerde gehörig im Auge zu behalten; sey es, daß er wirklich seinerseits einige Nachlässigkeit zeigte — genug man fand, als man die Schafe zählte, eines zu wenig. Adonado ward streng ausgepeitscht, und mußte auf die Portion eingesalzenes Ochsenfleisch, die er wöchentlich bekommen sollte, verzichten. Auch hielt er, in Erinnerung dieser Züchtigung, einen ganzen Monat lang gute Wache; allein dann mangelte noch einmal ein Schaf, ohne daß man sich hätte erklären können, wie es weggenommen worden wäre. Man durchsuchte die Umgegenden. Keine Spur ließ sich finden, woraus man hätte schließen können, daß es durch reißende Thiere verschlungen worden wäre — nirgends ein Tiger oder Schakal. Adonado erlitt eine noch härtere Strafe. Man verwandte ihn zu schweren Arbeiten, und übergab die Heerde einem andern Neger, der, entweder wachsamer oder glücklicher als sein Vorgänger, sie unversehrt zu erhalten das Glück hatte.

---

*) Wohin, o Mond, der du herab von der Höhe deines Ebenthrones siehst, hast du dich geflüchtet? Fleuchst erschreckt du vor so viel Bosheit? Verbirgst dein blasses Licht du?... Oh, die Schändlichen!

Indessen dauerte es nicht lange, bis Adonado wieder zu Gnaden kam; Isabelle zog ihn den übrigen Sklaven vor; er fügte sich besser in alle Launen, die nur immer dieses kleine Mädchen haben mochte. Häufig spielte er mit ihr, allein eines Abends verschwanden beide; vergeblich rief man nach ihnen, keine Antwort ließ sich hören. Nach allen Seiten suchte man sie, ohne daß irgend etwas im Stande gewesen wäre, die Unruhe der armen Eltern zu stillen: ihre Trostlosigkeit war schrecklich. Die ganze Nacht hindurch lief man in der Umgegend der Pflanzung umher, die ganze Nacht hindurch rief man den Namen Isabelle — doch nur das Echo gab den Namen zurück.

Tags darauf, sobald der Morgen graute, waffnete sich Don Joao mit seiner Flinte, und mit dem festen Entschlusse, das letzte Gebüsch, den letzten Stein der Insel zu durchsuchen, um sein Kind wieder zu finden, oder wenigstens die Gewißheit seines Todes sich zu verschaffen, trat er in Begleitung derjenigen seiner Neger, auf deren Treue er am sichersten bauen zu können glaubte, und einiger benachbarter Pflanzer, die, nachdem sie sein Unglück erfahren, ihm ihren Beistand anboten, seine Wanderung an. Anfangs streifte man in allen besuchten Orten, in den Kaffeefeldern umher, ja selbst unter den Zuckerrohren stellte man Nachsuchungen an — nirgends eine Entdeckung! Nur einige dicke gelbe Schlangen sah man, welche sich unter den Schritten der Suchenden flüchteten. Als man Alles durchlaufen, mußte man in jenes Gebüschwerk einzudringen suchen, wo die Lianen, nach allen Seiten hin ihre Aeste in einander verzweigend, bei jedem Schritt ein Hinderniß in den Weg legen, wenn man nicht, um sie zu vermeiden, wie eine Schlange oder ein Marron zu kriechen versteht. Bei jedem Schritte mußte man, den Hirschfänger in der Faust, sich einen Weg öffnen, um das Lianengewirr, in das man sich verwickelt sah, zu durchhauen, und um die Angriffe der Schlangen von sich abzuhalten, die aus den Mimosenbüschen hervorschossen, oder von den Aesten herabfielen, die man im Vorbeigehen in Bewegung gebracht hatte. Bald durchlief man den Grund der Schluchten, bald sah man sich genöthigt über die steilsten Felsen dahin zu schreiten. Erklomm man sie und riß einen Stein, auf dem man einen festen Stützpunkt zu finden hoffte, aus dem Boden, alsbald sah man Schaaren giftiger Skolopendren sich in Bewegung setzen, sich zerstreuen, — abermals ein Feind, wider den man zu kämpfen hatte.

All die Krümmungen dieser wilden Orte zu durchsuchen, schien die Kräfte eines Weißen zu überschreiten; auch waren bereits vor Ende des ersten Tages die meisten von Don Joao's Nachbarn heimgekehrt, und er beinahe allein mit seinen Negern! Er bedurfte allen Muth, den älterliche Liebe einzuflößen im Stande ist, um in seinem gefährlichen Unternehmen zu beharren. Schon waren seine Füße von Sandflöhen zerfressen, seine Hände, sein Gesicht von den Stichen amerikanischer Fliegen und Schnaken (moustiques et maringouins) aufgeschwollen. Noch hatte er nichts entdeckt, und bereits überfiel ihn die Nacht, der in diesem Himmelsstriche keine Dämmerung vorausgeht, zum drittenmale tief in diesen schrecklichen Einöden. Schon beschäftigte man sich, aus dem Geäst der Büsche und Bäume einen Sicherheitsort für die Nacht sich zu bereiten, als man in einiger Entfernung, am Rande einer Savanne, das Leuchten einer Flamme bemerkte: vorsichtig ging man darauf zu, und bald war man in der Nähe mehrer Neger, die um ein flackerndes Feuer kauerten. Ihnen zur Seite war ein Haufen Maisähren und Kokusnüsse. Ein Palmkohl kochte unter der Asche. Nur eine alte häßlich abgemagerte Negerin stand aufrecht. Um ihre wilden ungeordneten Haare hatte sie einige Streifen eines Stoffes gebunden, der einst roth gewesen seyn mochte. Muscheln schwankten in ihren großen, auf die Schultern herabfallenden Ohren. Ein Halsband von scharlachrothen Körnern hing auf ihre schmutzige Brust herab, und beim Schein des Feuers schien jedes Korn ein Blutstropfen auf der trüben, gerunzelten Haut. Eine mit sonderbaren Charakteren bedeckte Schürze vollendete ihren Anzug. Ihr Mund schäumte und ihre Augen waren verstört. Sie sprach mit lebhafter Stimme. Mit gespanntester Aufmerksamkeit horchten die Marrons ihren Worten. Besonders einer unter ihnen schien durch ihre Reden vom tiefsten Schrecken ergriffen: an ihn richtete sie ihre Drohungen und Verwünschungen. Er erhob sich. Es war Adonado. Ihn sehen, auf ihn losstürzen, ihn packen und zu Boden werfen, war für Don Joao eine Sache des Augenblicks, eine mit Blitzesschnelle ausgeführte Bewegung. Meine Tochter? meine Tochter? Was hast du mit meiner Tochter gethan? schrie er ihm zu, das Knie auf seiner Brust und den erhobenen Dolch an seiner Kehle.

Kleine Herrin bei mir; sie haben . . . . In diesem Augenblicke begegneten seine Blicke den drohenden Augen der Fetischpriesterin, *) und die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Es war unmöglich auch nur Eine Sylbe aus ihm herauszubringen.

Betäubt von dem unerwarteten Angriffe, der auf sie gemacht worden, dachten die Marrons nicht daran, sich zu vertheidigen oder die Flucht zu ergreifen: widerstandslos ließen sie sich knebeln. Im ersten Augenblicke wollte Don Joao sie insgesammt aufhängen; man machte ihm jedoch bemerklich, sie wären vielleicht im Stande, Nachweisungen über das Schicksal seiner Tochter zu geben; es wäre daher besser sie vor den Juiz do Crimen zu führen, der sie wohl zum Sprechen zu bringen wissen werde.

Sobald es Tag war, führte man die Gefangenen vor den Richter. Aus mehren Verhören, die diese Gerichtsperson mit ihnen vornahm, ergab sich nur, daß sie wüßten, was aus Isabellen geworden; mehr sagten sie nie. In Betracht nun, daß diese Schwarzen Marrons und Diebe waren, und da der Richter auf keine andere Weise sich Gewißheit über den Tod dieses Kindes verschaffen konnte, zugleich auch um für die Zukunft ihre Flucht zu verhindern, gab er den Befehl, ihnen den rechten Kniebug abzuhauen, sie ihrem Herrn zurückzugeben, der autorisirt bleibe, ihnen so lange, bis sie ein gänzliches und aufrichtiges Geständniß abgelegt, als einzige Nahrung Wasser und Maniokmehl zu geben. Es ward beigefügt, es brauche nicht erwähnt zu werden, daß der Herr das Recht habe, sie einer täglichen Züchtigung von so vielen Peitschenhieben zu unterwerfen, als er für angemessen erachte, und als sie ertragen könnten — dieß gehe schon aus dem Eigenthumsrechte hervor.

Wohl wissend, welch' langer Marter sie entgegen gingen, erdrosselten sich in der Nacht, die diesem Urtheilsspruch folgte, drei Neger mit ihren Ketten. Einer erhängte sich mittelst einer Lianenweide an den Gitterstangen des Gefängnisses. Die beiden andern hatten versucht durch Essen von Erde sich den Tod zu geben. Aber sey es, daß diejenige ihres Gefängnisses mit Salpeter geschwängert war, oder die Eigenschaft, welche die Neger der gewöhnlichen Erde zuschreiben, nicht hatte — sie erreichten ihren vorgesetzten Zweck nicht. Man führte sie des Morgens nebst Adonado vor ihren Herrn, um das Urtheil an ihnen vollziehen zu lassen. Als Adonado das Eisen erheben sah, stieß er ein gräßliches Geheul aus, widersetzte sich, stürzte die vier Marrons, welche ihn hielten, zu Boden, und warf sich Don Joao zu Füßen. «Gnade!

*) Die Neger der Küste von Benin beten eine Schlange als Fetisch an, dem sie den Namen Schokuru beilegen. Die Priester und die Priesterinnen dieses Götzen werden von ihnen Betas genannt.

Gnade!« schrie er, »ich nicht schuldig, ich Alles sagen will... Gnade! Gnade! ich nicht gegessen habe kleine Herrin ....«

Augenblicks verhörte man Adonado von neuem, und Folgendes konnte man aus seinem halb portugiesischen, halb afrikanischen Jargon herausbringen. Ich spielte mit Isabellen Verstecken, als ich sie heftiges Geschrei ausstoßen hörte. Ich lief auf sie zu, da ich glaubte, sie wäre von einer gelben Schlange angegriffen worden; allein ich sah zwei Neger, welche eilig davon flohen; ich kannte sie nicht, und einer von ihnen trug Isabellen auf seiner Schulter hinweg. Ich verfolgte sie so schnell ich konnte, aber sie hatten schon einen zu großen Vorsprung, und als ich sie erreichte, waren sie bereits im Walde, und vier andere Neger und die alte Betas hatten sich an sie angeschlossen. Ich strengte indessen alle meine Kräfte an, ihnen meine kleine Herrin zu entreißen, aber sie drohten mir mit ihren Messern, und da sie fürchteten, man möchte sie, falls ich zur Pflanzung zurückkehrte, augenblicklich verfolgen, so nöthigten sie mich mit ihnen zu gehen. Als wir sehr weit, sehr weit waren, zündeten sie ein großes Feuer an, in welches sie viele weiße Steine und Platten legten; sie gruben eine kleine Grube, in welcher sie ebenfalls Feuer anzündeten. Als alle Vorbereitungen zu Ende waren, nahm einer von ihnen Isabellen bei den Haaren und setzte ihr schon sein Messer an den Hals. Ich sprang auf ihn zu, hielt ihm seine Arme zurück, und sagte, daß es eine niederträchtige Sünde wäre, sie zu tödten, weil sie der Jungfrau geheiligt sey.

Dann kam die alte Fetischpriesterin heran, und sagte, daß ich Recht hätte, aber daß es, um die Jungfrau Marie nicht zu beleidigen, hinreichend sey, ihren artigen kleinen weißen Rock nicht mit Blut zu beflecken, daß sie ihnen überdieß die Verzeihung des großen Schokuru zusichere. Dann machten sie Anstalt sie zu erdrosseln. Ich warf mich auf meine Kniee, und fragte sie, warum sie sie tödten wollten, da sie ihnen doch nichts zu Leide gethan hätte. Sie haben mir geantwortet, es geschehe, um sie zu essen. Ich erwiederte ihnen, daß wenn sie Hunger hätten, sie nur mit mir kommen sollten, daß ich für sie so viel Reiß, Maniokmehl und Mais stehlen wollte, als sie tragen könnten. Sie haben mir gesagt, daß sie mich nicht brauchten, um Reiß und Mais zu stehlen, daß sie Kokus und Bananen hätten, daß der Wald ihnen Krabben und Landschildkröten liefere, daß in den Bächen eine große Menge Tirris *) wären, daß sie aber seit sechs Monaten kein Fleisch gegessen hätten, und daß sie jetzt welches haben wollten.

Ich schlug ihnen vor, ihnen ein Schaf zu bringen. Sie sagten mir aber, daß dieß nicht mehr möglich sey, daß man allzu sehr Acht gebe, und daß überdieß das Fleisch von dem Kinde eines Feindes, eines Weißen, das von so vielen guten Sachen, von denen sie nicht einmal den Namen angeben könnten, genährt werde, zarter seyn müsse als das eines Zicklings, das nur Kräuter fresse. Ich suchte meine kleine Herrin, die die Arme nach mir ausstreckte, noch einmal zu vertheidigen; aber zwei von ihnen ergriffen Feuerbrände, womit sie mich zurücktrieben, während die andern sie erdrosselten; sie beraubten sie hierauf ihrer Kleider, sonderten ihren Kopf, ihr Herz und ihre Eingeweide ab, welche die alte Betas nebst dem kleinen silbernen Kreuze, welches Isabelle am Halse trug, dem großen Fetisch zum Opfer brachte; dann legten sie in die Grube, welche sie hergerichtet hatten, am Feuer geröthete Steine, hierauf grüne Blätter, endlich den Leib Isabellens, dann wieder Blätter und Steine, deckten das Ganze mit Erde und mit Feuer wieder zu, und fingen an zu singen und zu tanzen, während ich weinte; dann gruben sie den Körper aus und aßen ihn ganz auf.

*) Ein kleiner, auch Nestelstift genannter Fisch, der sich in den Flüssen und Bächen der neuen Welt sehr zahlreich findet, und sich leicht fangen läßt.

Man stellte nun an Adonado die Frage, warum er nicht gleich beim ersten Verhöre Alles bekannt habe. Seine Antwort war, die Alte habe ihm mit dem Zorne des großen Fetisch gedroht, falls er das Vorgefallene an Tag bringe, und nur die Furcht vor der gegenwärtigen Marter habe ihn zum Sprechen bringen können. Die andern Gefangenen läugneten und beschuldigten Adonado der Lüge; allein er erbot sich zur Herstellung des Beweises der Wahrheit seiner Aussage, wenn man ihm Gnade zusichere. Er führte auch wirklich Don Joao an die Grube, in welcher die Marrons ihr abscheuliches Gastmahl zubereitet hatten. Man sammelte einige Knochen ihres Opfers, solche nämlich, die zu hart waren, als daß diese Kannibalen sie mit den Zähnen hätten zerbeißen können. Adonado ging nun auf einen Baum zu, an welchem einige Tuchlappen hingen, und sagte: in die Höhlung dieses Baumes hat die Betas die Opfergabe für den großen Fetisch niedergelegt. Mit diesen Worten streckte er seinen Arm in die Höhlung, zog ihn jedoch urplötzlich wieder zurück. Der Fetisch! der Fetisch! schrie er, und lief davon. Alsbald hörte man die Klapper der schrecklichen Cascavel: *) aufgeschreckt durch Adonado's Hand, kam sie aus der Höhlung, in der sie zusammengeringelt gelegen war, hervor, schaut die sie umgebenden Feinde an, und da sie nicht Zeit hatte, einen vollen Aufschwung **) (love) zu nehmen, so beschrieb sie einen Halbkreis und stürzte plötzlich auf Adonado los, der ihr zunächst war. Ein Hieb mit dem Hirschfänger, den ihr einer der Neger beibrachte, tödtete alsbald das schreckliche Thier, allein nicht früh genug, um Adonado zu retten, der, am Bauche durch den mörderischen Zahn der Schlange verwundet, mit schrecklichem Geheul zu Boden fiel, sich auf der Erde wälzte, einige Sekunden lang sich wand und dann unter den fürchterlichsten Schmerzen den Geist aufgab.

Eine Untersuchung zeigte, daß keine andere Schlange in der Höhlung des Baumes sich befände; man langte daher mit dem Arme hinein, und zog den von dem Ungeheuer, das man so eben getödtet, bereits halb verzehrten Kopf Isabellens heraus. Man fand auch ihren kleinen weißen Rock, ihr Kreuz und alle ihre blutbefleckten Kleider. Dieß waren die einzigen Ueberreste, die man einer trostlosen Mutter von ihrer Tochter zurückbringen konnte.

Diese blutigen Beweise waren zu überzeugend, als daß man noch die Wahrhaftigkeit von Adonado's Bericht in Zweifel ziehen konnte. Die beiden übriggebliebenen Neger wurden verurtheilt und wie die Betas gehängt. (Ausland.)

*) Cascavel. Der portugiesische Name des Bolicininqua oder der Klapperschlange.

**) Lauert eine Schlange auf ihre Beute, so rollt sie sich spiralförmig zusammen, und kann auf diese Weise einen ziemlich großen Sprung machen. Ist die Schlange solchergestalt zusammen gerollt, so sagen die Kreolen, sie sey aufgeschossen (lové). Ist die Schlange zu sehr gedrängt, so beschreibt sie nur einen Halbkreis, einen Halblooff, und ihr Sprung geht dann weniger weit.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 7. August. Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in drei Akten, nach dem Französischen, von Friederike Ellmenreich, Musik von Auber. — Neu besetzt: Irma, Dem. Bamberger.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №. 91. 8. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

An Laura.

Was einst Italiens Dichter sang
In tausend Melodieen,
Das fühl' auch ich mit heißem Drang
In meinem Herzen glühen.

Gern möcht' ich dir in gleicher Zahl
Sonett' und Lieder singen;
Doch, Kind! — es macht mir bitt're Qual
Zum Dichter mich zu zwingen.

Was wurde Jenem für den Schwall
Von Reimen, für Kanzone
Und für Sonett und Madrigal,
Was wurde ihm zum Lohne?

Der Ruhm? — Ach! dem entsag' ich ganz,
Den geb' ich auf mit Freuden.
Ich will um seinen Lorbeerkranz
Petrarca nicht beneiden.

Verbannt sey alle Dichterei!
Ich mache wenig Worte,
Und klopfe, Mädchen, frank und frei
An deines Herzens Pforte.

Kann ich zur Liebe, sag' mir, kann
Ich dich dazu bewegen?
So sprech' ich. Du erwiederst dann:
»Ich will mir's überlegen.«

Das Leben des Generallieutenant Sir John Moore, Ritter des Bath-Ordens.

(Schluß.)

Wir lassen hiernach die Schilderung der Affaire folgen, in welcher Moore blieb:

»Moore wandte sich dahin, wo das 50ste Regiment, unter dem Befehle der Majors Napier und Stanhope, in heißem Kampfe begriffen war. Das Regiment sprang über eine Befestigung und griff den Feind mit dem Bayonnet an, wobei Moore ausrief: »Brav gemacht, das 50ste! brav gemacht, meine Majors!« Die Franzosen wurden mit großem Gemetzel aus dem Dorfe Elvina getrieben; aber Major Stanhope blieb auf dem Platze, und Major Napier wurde beim zu weit Vorrücken verwundet und zum Gefangenen gemacht. Das anschließende Regiment war das 42ste, welchem Moore laut zurief: »Hochländer! denkt an Egypten!« Sie hörten seine Stimme, und stürmten, allem Widerstande trotzend, unaufhaltsam vorwärts, bis ihnen eine Mauer den Weg versperrte, über welche hinweg sie dann ihr Feuer ergossen. Er begleitete sie bei diesem Angriffe, und sagte den Soldaten, er sey mit ihrem Betragen zufrieden. Dann schickte er den Kapitän Hardinge, um den Garden den Befehl zu geben, sich an den linken Flügel der Hochländer anzuschließen. Dieser Befehl wurde vom Hauptmanne der hochländischen leichten Kompagnie, deren Munition, da die Leute vom Anfange an im Kampfe gewesen, beinahe verschossen war, mißverstanden. Er glaubte, daß die Garden seine Leute ablösen sollten, und zog sich schon zurück, als der General, von dem Irrthume unterrichtet, denselben berichtigte, indem er ausrief: »Meine tapfere 42ger! schließt Euch an Eure Kameraden; die Munition kommt schon; Ihr habt ja ohnehin Eure Bayonnets!« Sie gehorchten augenblicklich. Die Franzosen hatten unterdessen ihre Reserven herangebracht; wüthig entbrannte der Kampf — Feuer blitzte durch den Pulverdampf und die Kugeln saus'ten hin und wieder: da ritt der Hauptmann Hardinge heran mit der Meldung, daß die Garden sogleich auf dem Platze seyn würden. Indem er sprach, wurde Sir John Moore von einer Paßkugel, die ihm die linke Schulter und Brust zerschmetterte, zu Boden geworfen. Er hob sich, auf den Ellenbogen gestützt, etwas in die Höhe, Hauptmann Hardinge war vom Pferde gestiegen und faßte seine Hand; der General ergriff die seinige, hielt sie fest und blickte mit Besorgniß nach den Hochländern hin, welche tapfer fochten, und als Hardinge sagte: »Sie rücken vor!« verklärte sich sein Gesicht. Der Oberst Graham näherte sich jetzt; er glaubte daß der General, nach der Ruhe in seinen Gesichtszügen zu urtheilen, nur zufällig mit dem Pferde gestürzt sey, bis er das Blut aus der Wunde hervorquellen sah. Bestürzt über den Anblick, ritt er fort, um Wundärzte zu holen. Vergebens bemühte sich Hardinge, dem Hervorströmen des Blutes mit seiner Schärpe Einhalt zu thun, dann legte er den General mit Hülfe einiger Hochländer und Gardisten auf eine wollene Decke. Indem er ihn in die Höhe hob, verwickelte sich der Degen des Verwundteten, und Hardinge versuchte, ihn loszuschnallen, als der General mit kriegerischem Gefühle sagte: »Lassen Sie nur, es ist gut so; es wäre mir lieber, ihn vom Schlachtfelde mitzunehmen.« Seine Ruhe war so auffallend, daß Hardinge anfing, der Hoffnung Raum zu geben, die Wunde sey nicht tödtlich; er äußerte diese Meinung und fügte hinzu: er hoffe, daß die Wundärzte sie bestätigen, und daß der General dem Heere erhalten würde. Moore wandte den Kopf nach der Seite hin, betrachtete die Wunde mit festem Blicke, und antwortete: »Nein, Hardinge, es ist unmöglich, ich fühle es; es ist nicht nöthig, daß Sie mich begleiten; melden Sie dem General Hope, daß ich verwundet und hinter die Fronte gebracht worden bin.« Er wurde dann von einem hochländischen Sergeanten und drei Soldaten von der Erde gehoben und langsam nach Corunna zu fortgetragen. — —

Die Soldaten hatten ihn noch nicht weit gebracht, als

zwei Wundärzte zu seinem Beistande herbei eilten. Sie waren damit beschäftigt gewesen, den zerschmetterten Arm des Sir David Baird zu verbinden, welcher, sobald er von dem Unfall, der den General getroffen, hörte, ihnen edelmüthig befahl, den Verband unvollendet zu lassen und dem General zu Hülfe zu eilen. Allein Moore, dessen Blut noch immerfort strömte, sagte ihnen: »Sie können mir von keinem Nutzen seyn; gehen Sie zu den verwundeten Soldaten, denen Sie noch behülflich seyn können,« und seinen Trägern befahl er, vorwärts zu gehen. Er ließ sie jedoch oft still halten und umwenden, um das Schlachtfeld zu betrachten und auf das Feuer zu horchen, dessen nach und nach schwächer werdender Schall den Rückzug der Franzosen verkündete. Ehe er Corunna erreichte, war es beinahe dunkel geworden. Er begegnete dem Obersten Anderson, welcher, indem er seinen General zum dritten und letztenmale bluttriefend vom Schlachtfelde tragen sah, vor Schmerz sprachlos war. Moore drückte seine Hand, und sagte mit gedämpfter Stimme: »Anderson, verlassen Sie mich nicht.« Als man ihn in sein Haus trug, kam sein treuer Diener François heraus, und stand wie eingewurzelt vor Entsetzen; sein Herr aber, um ihn zu trösten, sagte lächelnd: »Mein Freund, es ist nichts.« Er wurde dann auf eine am Boden liegende Matraze niedergelassen und von Anderson, der ihm bei St. Lucia das Leben gerettet hatte, unterstützt; und einige Offiziere von seinem Generalstabe traten in Zwischenräumen in das Zimmer. Er fragte Jeden beim Hereinkommen, ob die Franzosen geschlagen wären; man bejahte es. Die Offiziere umgaben sein Lager; der Schmerz von der Wunde wurde äußerst heftig, und Todtenblässe bedeckte seine schönen Züge; troß dem sprach er in Pausen und mit unbezwungener Seelenstärke folgende Worte: »Anderson, Sie wissen, es war immer mein Wunsch, so zu sterben. Ich hoffe, daß das englische Volk zufrieden seyn wird! Ich hoffe, daß mir mein Vaterland Gerechtigkeit widerfahren lassen wird! Anderson, Sie werden sobald als möglich meine Freunde sehen. Sagen Sie ihnen — Alles — Sagen Sie meiner Mutter —« Hier versagte ihm die Stimme; er wurde äußerst unruhig, und da er nicht im Stande war, fortzufahren, so ging er zu einem andern Gegenstand über. »Hope! — Hope! Ich habe ihm Vieles zu sagen — aber ich kann es nicht hervorbringen. Oberst Graham und meine Adjutanten sind doch alle wohl?« (Bei dieser Frage winkte Anderson, welchem des Generals Wohlwollen für seine Staabsoffiziere bekannt war, den Andern zu, damit sie nicht der tödtlichen Verwundung des Kapitäns Burrard erwähnten). Er fuhr dann fort: »Ich habe mein Testament gemacht und meine Diener bedacht. Colborne hat es und alle meine Papiere!« Indem er diese Worte sprach, trat sein Militärsekretär, Major Colborne, herein. Moore redete ihn mit gewohnter Güte an; dann, sich zu Anderson wendend, sagte er: »Vergessen Sie nicht, zu Willongbby Gordon zu gehen, und ihm zu sagen, ich bitte, ich erwarte von ihm, daß er den Major Colborne zum Oberstlieutenant ernennt; — er ist lange bei mir gewesen, und ich weiß, daß er es sehr verdient.« Er fragte sodann den Major, welcher zuletzt in das Zimmer getreten war: »Sind die Franzosen geschlagen?« Man gab ihm die Versicherung, daß es auf jedem Punkte geschehen sey. »Es gereicht mir zur großen Beruhigung,« sagte er, »daß wir sie geschlagen haben. Ist Paget im Zimmer?« Man verneinte seine Frage, und er fuhr fort: »Grüßen Sie ihn von mir, er ist ein herrlicher Mensch.« Obwohl er sichtbar im Sterben war, so äußerte er doch: »Ich fühle mich so stark, daß ich fürchte, einen langen Todeskampf aushalten zu müssen. Die Unruhe — der Schmerz ist groß! — Was François sagt, ist richtig — ich setze viel Vertrauen in ihn« Er dankte den Wundärzten für ihre Bemühungen. Als er zwei seiner Adjutanten, die Kapitäns Percy und Stanhope, hereintreten sah, redete er sie gütig an, und fragte noch einmal, ob alle seine Adjutanten in Sicherheit wären? und freute sich, als man ihm »ja« sagte. Nach einer Pause fiel sein Auge auf Stanhope, dem er sagte: »Stanhope! empfehlen Sie mich Ihrer Schwester.« Er schwieg. Der Tod, ungefürchtet, näherte sich; der Geist entfloh und ließ seine blutende Hülle als Opfer auf dem Altar seines Vaterlandes zurück.«

Bekanntlich ist das treffliche, Byron fälschlich, wenn wir nicht irren, zugeschriebene, in der Sammlung der Werke desselben jedoch zu findende Gedicht auf den Tod des Generals Moore.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Fortsetzung.)

Schauspiele, Theater, Oper.

Nur selten besuchte der König das Schauspiel, welches sich freilich damals in einem sehr traurigen Zustande befand, da während der letzten Regierungsjahre Friedrichs I. die italienische Oper, das Ballet und das französische Lustspiel aufhörten, und jetzt nur Marionettenspiel gestattet wurde. — — Die Geistlichkeit nahm besonders an den Vorstellungen der deutschen Komödianten und Puppenspiele Anstoß. Der fromme Probst Spener an der Nikolaikirche trug bei dem Staatsministerium (1703) darauf an: »dergleichen Narrentheidungen, welche durch reizende Liebesgeschichten und durch die lästerliche Abschwörung Gottes an den bösen Feind in dem beliebten Dr. Faust großes Aergerniß gäben, gänzlich zu verbieten.« Das Staatsministerium ertheilte hierauf dem Probst den Bescheid: »daß in einer so großen Stadt, als hiesige Residenzien, nicht alle Schauspiele gänzlich abgestellt werden könnten, indessen solle darauf gesehen werden, daß nichts vorkomme, was wider die Moral, die guten Sitten und die Ehre Gottes laufe.« Der Veltheimschen Truppe wurde daher im Jahre 1703 die Erlaubniß zu öffentlichen Vorstellungen nur unter der Bedingung gegeben, »daß sie keine skandaleuse, sondern lauter honette Komödien repräsentire.« Allein die fromme Wuth der Geistlichen wollte sich noch immer nicht beruhigen, sie verweigerten sterbenden Schauspielern das heilige Abendmahl, und der Kantor an der Werderschen Kirche, Martin Fuhrmann, schrieb eine Schmähschrift wider das Theater unter dem Titel: »Die an der Kirche Gottes gebaute Satanskapelle, darin dem Jehovah Zebaoth zum Leid und Verdruß, und Beelzebub zur Freude und Genuß die Operisten und Komödianten mancher Orten ihren Zuschauern 1) eine theologiam gentilium aus dem griechischen und lateinischen Fabelmätzen und eine Moral aus des verlornen Sohnes Kathechismo vorbringen; 2) die Welsche Wallachen und Amadis-Sirenen aus dem hohen Liede Ovidii de arte amandi liebliche Liebesbilder dabei singen; 3) die Jubalisten mit Geigen und Pfeifen nach des alten Adams Lust und Wust dazu klingen; 4) Sylvester mit seiner Herodiasschwester und Arlekin mit einem französischen Kälbertanz herumspringen ꝛc. Gedruckt zu Köln am Rhein und verlegt von den heiligen drei Königen.« Der König Friedrich I. nahm dagegen die Schauspieler in seinen besonderen Schutz. — —

Friedrich Wilhelm I. verabschiedete die französische Truppe. Auch der Aufwand für eine italienische Oper und für eine königliche Kapelle, wie sie am Hofe Friedrichs I. unterhalten worden waren, stimmte nicht zu den, von Friedrich Wilhelm I. angeordneten, Einschränkungen. Die Kapelle wurde, eben so wie die Oper, verabschiedet, und nur einen einzigen Musiker, Gottfried Pepusch, behielt der König, und ernannte

ihn zum Kapellmeister der Hautboisten des Grenadierregiments in Potsdam.«

Später erlaubte der König einer Truppe unter der Direktion des »starken Mannes« (Eckenberg) zu spielen. Indeß:

»Von Seiten des Publikums erkaltete die Theilnahme für das Theater bald, und der starke Mann behelligte den König oft mit Klagen, daß er nicht bestehen könne, indem das Theater, zumal die ersten Plätze, immer leer blieben. Um diesem Uebel abzuhelfen, erging unter dem 22. Dezember 1732 ein königlicher Befehl, »daß bei namhafter Strafe alle zu Berlin befindlichen Kollegien Komödienbillets lösen und täglich einige ihrer Mitglieder nach der Reihe als Deputirte dem Schauspiele beiwohnen sollten.«

Der König übte übrigens ein strenges Censoramt aus, und besuchte die Puppentheater zuweilen nur in der Absicht, um sich zu überzeugen, daß der Anstand und die guten Sitten dort nicht verletzt würden.

Lebensweise des Königs nach der Jahrszeit. Musterungen, Reisen, Jagden.

»Als ein Beispiel von strenger Justiz auf Reisen kann die Hinrichtung des Krieges- und Domainenraths von Schlubuth in Königsberg in Preußen angeführt werden. Der König hatte bei der Verwaltung seiner preußischen Domainen, besonders auf den litthauischen Aemtern, verschiedene Veruntreuungen entdeckt, und mehre Beamte deßhalb zur Untersuchung ziehen lassen. Unter diesen befand sich der wirkliche Krieges- und Domainenrath von Schlubuth, welcher überwiesen worden war, von den für die Niederlassung der eingewanderten Salzburger angewiesenen Geldern eine beträchtliche Summe unterschlagen zu haben. Das Kriminalkollegium in Berlin, an welches diese Sache nach geschlossener Untersuchung zum Spruch verwiesen worden war, erkannte auf mehrjährige Festungsstrafe. Denn obschon die veruntreute Summe beträchtlich war, und jedenfalls mehr als zehntausend Thaler betrug, so hatte doch Schlubuth hinreichende Kaution gestellt, um den Ausfall zu decken *). Als dem Könige der Spruch des Kriminalkollegiums vorgelegt wurde, bestätigte er ihn nicht, sondern behielt sich vor, bei seiner nächsten Musterung in Preußen an Ort und Stelle zu verfügen. Als er 1731 in Königsberg ankam, ließ er den von Schlubuth sich vorführen, hielt ihm sein Vergehen vor, und kündigte ihm an, daß er den Galgen verdient habe. Anstatt die Gnade des Königs anzuflehen, gab der von Schlubuth trotzig zur Antwort, daß es nicht Manier sey, einen preußischen Edelmann aufhängen zu lassen, zumal er die vergriffenen Gelder wieder herbeischaffen werde. — Der König gab ihm die kurze Antwort: »ich will dein schelmisches Geld nicht haben!« und ließ ihn sofort nach der Hauptwache in strengen Gewahrsam bringen. Auf königlichen Befehl wurde während der Nacht auf dem Schloßplatze, dem Sessionszimmer der Krieges- und Domainenkammer gegenüber, ein hoher Galgen errichtet. Der König hatte es auf sich genommen, in dieser Sache den eigenmächtigen Urtheilsspruch zu thun, und dem Krieges- und Domainenrathe den Tod durch Henkershand an dem Galgen zuerkannt. In Königsberg erregte dieser Machtspruch die allgemeinste Theilnahme, denn wenn man auch den Domainenrath für schuldig hielt, so erfüllte es doch alle Gemüther mit Besorgniß und Unwillen, daß der Spruch des ersten Gerichtshofes des Landes so willkürlich verletzt wurde. Die angesehene Familie des Verurtheilten ließ nichts unversucht, das Herz des Königs zu erweichen; man hoffte viel davon, daß der nächste Tag ein Sonntag war, an welchem der König die Schloßkirche besuchte. Der Hofprediger hatte den Text gewählt: »Uebet Barmherzigkeit, damit ihr auch Barmherzigkeit findet,« und seine Rede vornehmlich an den König gerichtet. Dieser war tief gerührt und konnte sich der Thränen nicht erwehren. Am andern Morgen ließ er die Mitglieder der Krieges- und Domainenkammer auf das Sessionszimmer bescheiden und vor ihren Augen ihren Kollegen aufknüpfen. Der Leichnam wurde der Familie überlassen, und der Galgen sofort wieder zerstört. So glatt man aber auch den aufgerichteten Schandpfahl an der Erde abgesägt und bedeckt hatte, so kam der Stummel doch immer wieder zum Vorschein, so oft der König nach Königsberg kam, und lange Jahre hat sich daselbst die Sage erhalten, daß von Zeit zu Zeit dieses Warnungszeichen wie ein finsterer Geist aus der Erde emporsteige. — —

(Schluß folgt.)

*) So erzählt es Beneckendorff; von Pöllnitz spricht nur von 800 Thlr. In dem königlichen Staatsarchiv findet sich nichts über diesen Prozeß.

Das St. Helenenthal in Oesterreich.

Vom Baron von Mortemart erzählt.

Ich erinnere an eine Begebenheit, von welcher ich Zeuge war: sie ist an und für sich einfach, aber sie hat seit dem Tode des Kaisers Napoleon auf St. Helena eine wunderbare Farbe angenommen. Es war nach der Schlacht von Wagram. Unter den bemerkenswerthen Orten, welche wir damals in der Umgegend von Wien gerne besuchten, verdient Baden, welches sechs Stunden von der Hauptstadt Oesterreichs und nicht sehr weit von dem kaiserlichen Palaste zu Schönbrunn liegt, eine besondere Erwähnung. Diese kleine Stadt ist ihrer Schwefelbäder wegen berühmt. Jeden Sommer fast bringen der Hof und die vornehmsten Glieder des diplomatischen Korps eine Zeit lang in Baden zu. Seine Lage ist eine der malerischsten. Inmitten unter Bergen und Feldern, deren kultivirte Gipfel von dem Reichthum und der Vegetation zeugen, findet man Ebenen von fruchtbaren Hügeln durchschnitten, blumige Wiesen, frische Rasen und entzückende Promenaden. Der Hintergrund dieser schönen Landschaft endet durch grüne Bäumenreihen, die das Gemälde überschauen und die im Dufte und in der Entfernung wie große Lustwälder aussehen. Die schönste von den Ebenen dieser Gegend ist ohne Zweifel das Thal von St. Helena. Schroffe Felsen, gekrönt durch Ueberbleibsel alter Vesten, grünende Föhren- und Buchenwälder um die Scheitel der Berge, Weinberge an ihren Abhängen, üppige Wiesen und ländliche Bauernhütten im Thale, ein brausender Waldbach in dessen Tiefe, bildet dieß Thal eine zauberische Landschaft, zu welcher der Wanderer stets gern und freundlich wiederkehrt, denn für den Menschen der denkt oder liebt, ist hier Alles Drama oder Poesie. — Man sprach mit Napoleon von St. Helena, man rühmte ihm das köstliche Thal und die Umgegenden; er hatte sie bereits durchwandert, aber allzu schnell, um sich noch daran zu erinnern. Es war im Oktober 1809; der Kaiser wollte Oesterreich bald verlassen, denn alles verkündete den bevorstehenden Friedensabschluß. Eines Tages wollte er das Thal besuchen, aber allein, früh Morgens bei Sonnenaufgang und ohne Gefolge. Der Himmel war an jenem Tage rein und klar; er erschien den ersten Blicken des Siegers von Aegypten wie ein orientalischer Saphir. Da erblickte man am Horizonte einen schwachen Lichtpunkt, der immer größer ward, sich ausdehnte und in unzähligen Stralen Feuergarben, lange vergoldete Lanzen und flammende Schwerter zu bilden schien! — Napoleon lächelte über diese Lichtspiele, wie über eine Huldigung, welche die phantastische Natur dem Sieger darbringen wollte. Er bestieg seinen Euphrat (eines seiner Lieblingspferde), dessen anmuthiger

Gang ihm gefiel, und bald befand er sich auf der Stelle, die er besuchen wollte. Hier bewunderte er stillschweigend die herrliche Aussicht, besuchte die Ruinen, und blieb einige Augenblicke unbeweglich, indem er das melancholische Gemälde betrachtete, das sich vor ihm entfaltete. Es war im Herbste, wo sich die Seele so gern traurigen Eindrücken hingibt, wo es Einem dünkt, als ob mit dem Ende der schönen Tage Alles enden werde . . . Der Kaiser schwieg. Nach einer langen Pause, wo Napoleon in seinen Gedanken verloren zu seyn schien, trieb er plötzlich den Euphrat an, und ließ ihn den Sporn fühlen, und der schöne Renner hatte bald den Weg nach Schönbrunn zurückgelegt. Der Kaiser fand viele Leute, als er durch seine Gemächer ging: aber er sprach kein Wort. Man bemerkte, daß er nachdenkend, befangen, aber nicht verstimmt war. Bevor er sein Kabinet betrat, fand er den Fürsten von Neufschatel: »Wissen Sie,« sagte er zu ihm, ohne still zu stehen, daß Ihr Thal von St. Helena eine bewundernswerthe Ruhe hat, und daß man in Versuchung kommen könnte, da zu bleiben, um seine Tage daselbst zu beendigen!« — Niemand achtete damals auf diese Worte des Kaisers, und ich würde sie heute nicht mittheilen, wenn sie nicht auf eine so sonderbare Weise zu dem traurigen Ende paßten, welches ihm in einem andern Thale eines andern St. Helena zu Theil ward. S — r.

Die keusche Susanne.

Die französische Armee und das schöne Geschlecht haben durch den Tod eines Frauenzimmers aus Calais, dessen eigentlichen Familiennamen man niemals hat ausfindig machen können, das aber unter dem Namen der **keuschen Susanne** allgemein bekannt war, einen wahrhaften Verlust erlitten.

Als im Jahre 1794 der Nationalkonvent erklärte, daß das Vaterland in Gefahr sey, und Frankreichs Söhne zu dessen Vertheidigung aufrief, zog dieses Weib, damals ein Mädchen von 14 Jahren, die Uniform an, ging als Tambour unter das Regiment der Freiwilligen in Pas-de-Calais, und machte die vorzüglichsten Kriegszüge der französischen Armee mit. Mehre empfangene Wunden geben Zeugniß von dem Muthe dieser calaisischen Heldin.

Die keusche Susanne gefiel sich in der so oft als möglich anzubringenden Erwähnung folgenden Umstandes. »Auf seiner Stirn, sagte sie, las ich, daß er einst Kaiser werden würde.« Seit diesem Augenblicke faßte sie für Bonaparte die heftigste Liebe, und folgte ihm überallhin; sie war zweimal in Italien, mit in Aegypten und in Spanien. In Aegypten war es, in diesem heißen Lande, wo die Soldaten, welche bis dahin ihr Geschlecht, ihre Tugend und Tapferkeit in scheuer Ehrfurcht zurückgehalten hatten, nachdem alle angewandte Liebeskünste und sonstige Nachstellungen ihrer Tugend vergebens waren, einen gewaltsamen Versuch, sie zu verführen, wagten. Allein der junge Tambour setzte die Spitze seines Schwertes dem verwegenen Ansinnen und den Gewaltversuchen seiner Kameraden entgegen und forderte sie zum Zweikampfe heraus. Wegen der Neuheit des Falles ward die Herausforderung angenommen. Sie schlug sich mit Gewandtheit und tapferem Muthe, verwundete ihren Gegner und erhielt eine leichte Verletzung an der Schulter.

Der General Kleber, dem dieser sonderbare Zweikampf hinterbracht worden, ließ den weiblichen Tambour vor sich kommen, und, da er sie ebenfalls sehr nett und hübsch fand, hielt er es nicht unter seiner Würde, die schon von seinen Grenadieren gemachten Versuche zu erneuern. Das junge Mädchen widerstand dem General eben so gut, wie sie den Soldaten Widerstand geleistet hatte. Sie machte ihm sogar, wie man sagt, den Antrag, seine Epaulettes auf eine Stunde abzulegen und ihr an die Küste zu folgen; aber Kleber erachtete sich nicht, wie man wohl denken kann, für verbunden, in dieses Rendezvous einzuwilligen und beschwerte sich bei dem Obergeneral über die nach seiner Meinung ihm von dem weiblichen Tambour zugefügte Beleidigung. Allein Bonaparte gab Klebern einen Verweis, und erklärte, daß er das junge Mädchen in Schutz nehme. Von dieser Zeit an ward ihr der Beiname der **keuschen Susanne** gegeben.

Sie machte die Kriegszüge in Preußen und Rußland mit, und wohnte der traurigen Abschiedsscene Napoleon's zu Fontainebleau bei, woselbst sie in dem Augenblicke, wo der Wagen abfuhr, durch den Anfall eines plötzlichen Uebelbefindens weibliche Schwäche und so zum erstenmale in ihrem Leben ihr Geschlecht verrieth.

Sie kehrte nach Calais, in ihre Geburtsstadt zurück, lebte in tiefer Verborgenheit bis zur Epoche der hundert Tage, wo sie wiederum zu dem Bajonnete und dem Schwerte griff. Ihr letztes Treffen, dem sie beiwohnte, war das bei Waterloo, in dem sie schwer verwundet ward. Sie starb den 9. März zu Calais in einem Alter von 54 Jahren. Der Name des Kaisers war das letzte Wort, welches ihre Lippen aussprachen. Ihre Kameraden hatten ihr auch den Namen: **die Jungfrau von Calais** beigelegt.

Mannigfaltigkeiten.

(**Strafen zur Besserung in Stockholm.** — **Freske-Torg** ist der Ort, wo in Stockholm diese Exekutionen Statt finden; die Verurtheilungen wegen einfacher polizeilicher Handlungen sind sehr häufig; ehemals wurden sie auf dem kleinen Platze Packare-Torg vollzogen und sie verhängten sogar öfters körperliche Züchtigungen.

Auf jenem Platze befindet sich eine Säule oder ein großer Pfahl, dessen Basis mit eisernen Schilden, Ketten, Halsbändern und andern Zierrathen behangen ist. Ueber diesem Pfahle steht eine grob gearbeitete Statue; sie stellt die Gerechtigkeit mit dem Schwerte in der Hand und der Binde vor den Augen vor; die letztere hätte man ihr bei dieser Gelegenheit abnehmen sollen. Ihre Stellung läßt keinen Zweifel über die Bestimmung dieses Ortes zu; ihr Aussehen ist drohend, und aus dem Ruthenbündel, das sie im Arme hat, läßt sich deutlich schließen, um was es sich handelt. Zwei andere weit niedrigere und weniger mit Zierrathen überladene Pfähle, stehen zu beiden Seiten des Hauptpfahles, dessen nothwendige Gehülfen sie sind. Für unbedeutende Vergehen steht auf dem nämlichen Platze ein hölzernes Pferd auf vier Pfählen, fünfzehn bis zwanzig Fuß über dem Boden erhaben. Es soll oft von den Kutschern des Platzes geritten worden seyn, die dort, wie in allen großen Städten, eine besondere Menschenrace bilden. An einem der Füße des Pferdes waren Stufen angebracht, auf denen der Büßende hinaufstieg; er blieb so lange darauf sitzen, als das Urtheil, das ihm auf die Brust geheftet war, vorschreibt, bisweilen einen Tag lang, meistentheils nur einige Stunden, oft nur eine. Das um den Delinquenten versammelte gemeine Volk verhöhnte, verspottete, beschimpfte ihn sogar, je nach der Natur der verübten Handlung. Man erzählt sich in dieser Beziehung ein ziemlich originelles Zwiegespräch. Ein Dalekarlier fragte einen Verurtheilten, den er sich betrachtete: »wie geht Dirs auf Deinem Pferde? — Was geht's Dich an! Packe Dich fort, Du Affengesicht. — Bah, wahrhaftig! Nun, wenn Dir mein Gesicht nicht gefällt, so brauche doch Deinen Zügel, setze die Sporen ein und reite einen andern Weg.«

Vor ungefähr 30 Jahren war das Mississippithal noch eine völlige Wildniß, in welcher außer einigen Indianerstämmen nur wilde Thiere sich umhertrieben; jetzt hat es 500,000 Einwohner.

Theateranzeige.

Samstag, den 8. August. **Die Waise und der Mörder**, Drama in drei Akten, nach dem Französischen, von J. F. Castelli, Musik von Seyfried.

Sonntag, den 9. August. **Camilla**, Oper in drei Abtheilungen, von Paer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, | № 92. | 9. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift zuzuschicken.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Schluß.)

»Bei den Wildschweinjagden — so berichtet Faßmann — ist die Gewohnheit eingeführt, daß hernach die gefällten Säue, oder wilden Schweine, gewissen Personen, mit einem Zettel, wie viel sie dafür zu bezahlen, zugeschicket werden, welche Gewohnheit man sich absonderlich zu Berlin gefallen lassen muß. Erstlich nehmen Ihro Majestät der König Ihren Theil davon, was etwa bei Dero Hofstaat zu gebrauchen; wie man dann am königlichen preußischen Hofe viele geräucherte Schinken von wilden Schweinen, auch geräucherte ganz wilde Schweinsköpfe siehet, mit welcher Räucherung man überaus geschickt umzugehen weiß. Hernach verschenken Ihro Majestät eine Anzahl wilde Schweine an Ihre Herren Vettern, und andern Durchlauchtigsten Anverwandte Ihres höchsten königlichen Hauses; ferner an Dero Generals, Staatsminister, Obristen ꝛc. Die übrigen hingegen werden den königlichen Räthen, Sekretarien und Kanzellisten in denen unterschiedene Kollegiis, deßgleichen vielen Bürgern, Buchhändlern, Kaufleuten, Gastwirthen, Bierbrauern, Beckern und Brandweinbrennern vor baare Bezahlung zugeschickt, das Stück, nach Proportion seiner Größe, vor drei, vier, fünf bis sechs Thaler. Die Sekretarien und Kanzelisten in denen Kollegiis bekommen gemeiniglich ihrer zwei oder drei, nur allemal ein Stück mit einander. Bierbrauer aber, welche gemeiniglich sehr reich und vermögend sind, deßgleichen Bäcker und Brandweinbrenner, müssen ganze Schweine annehmen. Sie können auch solche gar wohl nutzen und gebrauchen. Denn von einem wilden Schwein genießt man erstlich das frische Fleisch, welches sich, bei kaltem Wetter, sehr lang hält, eben so wie der Kopf, wenn man ihn in Essig abkocht. Die Schinken hängt man in Rauch, oder legt sie mit dem andern Fleisch in etwas mit Covent vermischten Essig. Wer aber das Fleisch von wilden Schweinen einsalzet, und damit recht umzugehen weiß, hat hernach allemal, so lange der Vorrath währt, ein Gericht parat, auf das er einen Fürsten zu Gaste laden könnte, wenn er sonst bei ihm speisen wollte. Die Judenschaft zu Berlin kommt hierbei am schlimmsten zu recht. Denn auch diese muß eine Anzahl wilde Schweine annehmen, die sie aber sogleich, ohne alle Weigerung, bezahlen, und selbige in die Armenhäuser, gemeiniglich in das große Friedrichshospital, schicken. Wenn auch sonst, in der Gegend von Berlin, bisweilen, eine große Jagd abgehalten wird, wie Anno 1728 bei dem Einspruch Sr. Majestät des Königs von Pohlen geschehen, müssen die Leute zu Berlin das gefällte Wildpret ebenfalls annehmen; welches aber, bei warmem Wetter, freilich nicht allzu wohl genutzt werden kann, absonderlich wenn man etwa, bei der Jägerei, ein wenig säumig ist, und es ein paar Tage anstehen läßt, die Repartition zu machen.

Ein von alter Zeit her berühmtes Jagdschloß war Neuhausen bei Königsberg, welches der König, sobald er nach Preußen reis'te, nicht gern unbesucht ließ. Schon der Kurfürst Georg Wilhelm, jener leidenschaftliche Jagdfreund, welcher während des Nothstandes des dreißigjährigen Krieges einen Jagdhund mit siebentausend Thalern bezahlte, hatte Neuhausen zu dem Hauptjagdschlosse in Ostpreußen erkoren, und hier 1627 die Stiftung der silbernen Muskete nebst Pulverhorn gemacht, welche gegenwärtig auf der königlichen Kunstkammer in Berlin aufbewahrt werden. Nicht aber mit Pulver und Blei, sondern mit Wein wurde dieß Schießgewehr geladen, und ein Jeder, der zum erstenmal in Neuhausen zur Jagd erschien, mußte die Muskete, welche 1¾ Quart, und die Pulverflasche, welche 1½ Quart hielt, in einem Zuge leeren, hierauf aber einen Reim mit seines Namens Unterschrift in ein Buch einzeichnen, welches sich ebenfalls noch erhalten hat. Den Zügen der Handschrift merkt man die vorangegangenen Züge aus deren Muskete und den Reimen die volle Ladung der Dichter an. — — Unter Friedrich Wilhelm wurde die Muskete nicht mehr mit Rebensaft, sondern mit neuhäussischem Bitterbier geladen, wie wir aus folgenden Reimen erfahren:

Mein großer König lebt, ihr Musen freuet euch,
Denn sein geschärftes Schwerdt schützt Helicon und Reich,
Wo Friedrich Wilhelm herrscht, da kann man mit Vergnügen
Die bittre Traurigkeit durch bittres Bier besiegen.
Ihr Zeiten bringet doch mit neuem Glück herein,
Laßt alle Waffen offen doch, wie diese silbern seyn,
So wird noch Preußen einst, anstatt der Gerste Reben,
Der Trauben süße Last den matten Musen geben.

Den 11. April 1723. Johann Georg Bock.

Die mit der wenigsten Anstrengung verbundene Jagd war die Reiherbeize, welche im Frühling und im Herbst in der Nähe von Potsdam gehalten wurde, und bei welcher auch die Königin zuweilen sich einfand. Von dieser Belustigung gibt unser oft erwähnter Augenzeuge Bericht: »Die Raigerbeiz betreffend, so wird dieselbe etliche Wochen nach einander gehalten, so offt das Wetter favoriret, und Ihro Majestät der König dieser Lust geniessen wollen. Zu solchem Ende begeben Sie sich auf eine Höhe, die beinahe drei viertel Teutsche Meilen von Potsdam gelegen. Des Königs Majestät reiten gemeiniglich, und werden auch von vielen andern zu Pferde begleitet. Auch werden zwei Wurstwagen angespannet, und es sitzen auf jedwedem 16 bis 20 Personen. Kommet man an das Ort, wo die Raigerpeitz gehalten wird, findet man einen grossen Heerd, auf dem ein gewaltiges Feuer brennet, so, daß man auch, Falls man ein solennes Fest beginge, einen ganzen Ochsen dabey braten könte, wie man dergleichen öffters zu braten und hernach dem Volck Preiß zu geben pfleget. Der ganze Heerd ist rings herum

umgraben, so daß man sich dabei niedersetzen kan, und wer frieret, der kann sich zur Genüge dabey wärmen. Auch ist der Platz, wo der Heerd und das Feuer, mit Mayen umstecket. Unten in der Ebene halten die Falckeniers mit ihren Falcken, und sind an unterschiedene Posten vertheilet. Wann sich nun ein Raiger reget, und in der Luft daher spazieret lässet man einen, zwey, drey bis vier Falken steigen. Sobald der Raiger des Falcken, oder ihrer mehr gewahr wird, fänget er entsetzlich an zu schreyen, und schwinget sich so hoch, als er immer kann. Aber der Falke machet dennoch, daß er weit über den Raiger in der Luft zu stehen kommet. Alsdann schiesset er wie ein Pfeil herab, giebet dem Raiger den Stoß, bringet ihn auf die Erde, und hält denselben so lange, bis die Falckeniere kommen, und ihn aufnehmen. Die Falckeniere überbringen den Raiger dem Ober- oder Hofjägermeister und dieser präsentirt ihn dem Könige, von dem er mit einem Ringe gepeizet, und sodann wieder in die freye Lufft gelassen wird. Manchmal geschiehet es von zwey, drey und vier Falken in der Luft gestossen und angefallen, dadurch aber die Lust desto grösser wird. Ist der Tag glücklich, so werden fünff, sechs und noch mehr Raiger gefangen und gepeitzet ꝛc. — — — Außer diesen (beschriebenen) zufälligen Festlichkeiten gab es in Wusterhausen jährlich in der Herbstzeit zwei stehende Feste: die Gedächtnißfeier der Schlacht bei Malplaquet am 11. September und das Hubertusfest am 3. November. Zur Feier des 11. Septembers wurde eine große Parforcejagd angestellt, bei welcher zwei Hirsche gehetzt wurden. »Des Mittags bei Tafel mußten sich sowohl die Piqueurs mit ihren Parforcehörnern und Jägergeschrei, als auch das ganze Corps Hautboisten aus Potsdam hören lassen. Man trank scharf, und es gingen große Gläser herum. Auch wurden auf dem grünen Platze bei dem alten Schloßgebäude, nahe bei dem türkischen Zelte, einige kleine Kanonen aufgepflanzt, und stark bei den Gesundheiten daraus geschossen. Endlich fingen Ihre Majestät der König auch an zu tanzen, aber mit lauter Offiziers, und absonderlich mit alten Generals. Darunter befand sich der Generallieutenant von Pannewitz, welcher in der Bataille von Malplaquet eine gewaltige Schmarre über den Kopf bekommen. Frauenzimmer befanden sich bei diesem Tanze nicht, sondern der Königin Majestät retirirten sich allemal mit den Prinzessinnen und Dero Damen, sobald das Mittagsmahl vorüber war.« —

Englische Gerichtsscenen.

Hr. Gee, Advokat am Kanzleigerichtshofe, tritt vor die Schranken des Polizeibureau's in der Lambeth-Straße zu London, das von Hrn. Walker präsidirt wird, und gibt folgende Erklärung von sich:

»Die Testamentsvollzieher einer Witwe Canning hatten mich ersucht, den beweglichen Theil der Erbschaft, im Belaufe von 2000 Pfd. Sterling (13,600 Thlr.), auf Hypothek auszuthun. Eine Summe von 800 Pfd. Sterling, die schon baar eingegangen war, und Wechsel auf kurze Verfallzeit und mit der Empfangsbescheinigung versehen, waren von mir bei Hrn. Gibbons u. Comp., meinem gewöhnlichen Banquier, hinterlegt worden, um das Eingehen der letzten Summen zu besorgen, und dann auf eine sichere Anlegung des Ganzen zu warten. Vor einiger Zeit hatte ich durch die Post einen mit dem Namen William Heath unterzeichneten Brief erhalten. Dieser Mann theilte mir mit, er wünsche 2000 Pfd. auf ein schönes, in einem der reichsten Quartiere Londons gelegenes Haus zu entlehnen: allein da er auf dem Lande wohne, und seine Geschäfte ihm nicht erlaubten, sich lang in London aufzuhalten, bitte er mich, ihm halbwegs entgegen zu kommen, und ihn heute am 13. Mai, gegen 10 Uhr Morgens, in dem Wirthshause zum Stier aufzusuchen. Die Gelegenheit war zur Anlegung der Gelder aus der Canning'schen Erbschaft vortrefflich. Noch denselben Morgen ging ich in das Wirthshaus zum Stier, und fragte nach Hrn. William Heath. An dessen Stelle fand ich einen jungen Mann, in der Kleidung eines Schiffs-Supercargo's, der mir einen Brief folgenden Inhalts übergab: »»Mein Herr, es thut mir leid, daß ich Schuld bin, daß Sie vergeblich einen weiten Weg gemacht haben. Ein ernstliches Uebelbefinden verhindert mich, beim Stelldichein pünktlich zu erscheinen; allein ich wohne nur eine (engl.) Meile von dem Wirthshause zum Stier, in der Vorstadt Commercial-Road (Handelsweg), New-York-Straße Nro. 27. Der Ueberbringer gegenwärtigen Briefchens ist beauftragt, eine Lohnkutsche zu miethen, in der er Sie zu mir geleiten, und alsdann wieder nach Hause bringen wird. Genehmigen Sie u. s. w. W. Heath.«« — Der Vorschlag war so höflich gefaßt, daß ich ihn nicht ablehnen konnte. Ich stieg also mit dem jungen Supercargo in den Wagen; und wir kamen in der New-York-Straße Nro. 27 an. Ein Herr von ungefähr dreißig Jahren kam uns entgegen, und sagte mir, sein Bruder frühstücke im Küchenzimmer; ein Fieberanfall verhindere ihn, auf den Saal zu kommen; und er bitte, mich zu ihm zu verfügen. Im Augenblicke, wo ich die Stufen einer niedrigen und dunklen Küche hinabschritt, ergriffen mich gewaltsam dieser nämliche Mann, der vorgebliche Supercargo, der mich hingebracht hatte, und eine dritte Person, die sich plötzlich zugegen befand, und schleppten mich trotz meinem Geschrei in eine wahrhafte Höhle. Ein dicker Pfahl war in der Mitte aufgerichtet, und mit einer eisernen Kette versehen. Man setzte mich mit Gewalt auf einen großen Schemel, umschloß mich eng um die Mitte des Leibes mit der Kette; alsdann knebelte man mir Arme und Beine mit Stricken, und ließ mir nur beide Hände frei. Bis jetzt hatte ich diese Uebelthäter vergebens gefragt, was sie von mir wollten. Der, welcher mich zuerst auf der Thürschwelle empfangen hatte, unterbrach endlich das Schweigen: Ich bin Ihnen nicht persönlich bekannt, sagte er; Ihre Klienten kennen mich wohl. Ich bin der unglückliche Jones, der Bruder der Frau Canning. Durch Ränke der Erbschaft meiner Schwester beraubt, dünkte mir jedes Mittel gut, um mich wieder in den Besitz ihres Vermögens zu bringen. Ich weiß, auf welche Art Sie schon über die Erbschaft verfügt haben; haben Sie also die Güte, einen Wechsel von 800 Pfd. auf Gibbons und Comp. zu unterschreiben, so wie auch die Weisung, uns die 1200 Pfund in andern Papieren auszuliefern, welche in den Händen dieses nämlichen Banquiers sind. — Ich kann, entgegnete ich, das Vertrauen meiner Klienten nicht verrathen, und muß Ihnen bemerklich machen, daß Sie hier eine sehr ungesetzliche Handlung begehen, die Sie in große Ungelegenheit bringen könnte. — Es handelt sich hier, erwiederte Jones, nicht um Gesetzlichkeit noch Ungesetzlichkeit. Hier sind die Schriften in völliger Bereitschaft: unterzeichnen Sie; oder Sie sind des Todes! — Ich weigerte mich. — Gut, sagte Jones; wir lassen Ihnen ein paar Augenblicke Ueberlegung; wenn Sie entschlossen sind, können Sie uns rufen. — Ich bedachte nun, daß es nutzlos sey, diesen Leuten zu widerstehen, die schon die Thüre schließen, und mich vielleicht vor Wuth und Hunger sterben lassen wollten. Ich unterschrieb den Wechsel, und die Anweisung zur Ueberhändigung aller Papiere der Erbschaft, und glaubte, hierdurch meine Freiheit zu erlangen. — Wir sind nicht, sagten sie mir, so albern, Sie frei zu lassen, bevor wir unsere Summe eingenommen; und sie entfernten sich unter höllischem Gelächter. Fast drei Stunden blieb ich in dieser schrecklichen Lage allein. Ich versuchte, mich meiner Fesseln zu entledi-

gen; ich lößte mit meinen Zähnen die Stricke, welche meine Arme knebelten; alsdann schraubte ich das Ende der am Pfahl befestigten Kette los. Noch weniger Mühe kostete es mich, die Thüre meines Kerkers durch das Abreißen eines schlechten Schlosses zu öffnen. Als ich an der Thüre des Speisezimmers vorüberkam, sah ich zwei der Missethäter in aller Lustigkeit frühstücken. Die Vorsehung gestattete, daß ich von ihnen unbemerkt blieb; und ich erreichte die Hausthüre. Kaum hatte ich einige Schritte auf der Straße gethan; als ich von hinten in großer Entfernung den jungen Supercargo sah, der gewiß den Betrag des Wechsels einziehen wollte.«

Der Richter, Hr. **Walker**, ihn unterbrechend: »Haben Sie Schritte gethan, um Hrn. Gibbons an der Auszahlung des Wechsels zu hindern? Wollen Sie, daß ich auf der Stelle einen Polizeibeamten hinsende?«

Hr. **Gee**: »Beim Entkommen aus dieser Räuberhöhle ließ ich es meine erste Sorge seyn, mich in einen Stadtwagen zu werfen, und trotz der schrecklichen Unordnung, in der ich mich befand, zu meinem Banquier zu eilen. Weder der Wechsel noch die andere Schrift waren bis jetzt vorgelegt worden. Ich that sogleich Einsprache gegen die Auszahlung des Wechsels und die Ueberlieferung der andern Papiere, ging dann auf ein paar Augenblicke nach Hause, und bringe Ihnen nun meine Klage vor.«

Hr. **Walker**: Dieß ist die außerordentlichste Begebenheit, von der ich bis jetzt als polizeilicher Richter Kenntniß erhalten habe. Allein es ist kein Augenblick zu verlieren; Sie müssen sich mit Lea, meinem ersten Agenten, in die New-York-Straße Nro. 27. begeben, um selbst die Oertlichkeit einzusehen, und die Verbrecher zu verhaften, wenn sie nicht schon entflohen sind.«

Hr. Gee entfernte sich mit Lea und einem andern Agenten, Namens Schelswell. Den nämlichen Abend legten sie vor demselben Richter vom Erfolg ihres Schrittes Bericht ab.

Als Hr. Gee und die ihn begleitenden Agenten am bezeichneten Hause angekommen waren, fanden sie es verschlossen, und mußten es durch einen Schlosser öffnen lassen. Es waren keine anderen Möbel vorhanden, als einige Stühle im ersten Zimmer. Beim Eintritt in die Küche bemerkten sie einen engen Gang, der in den Keller führte, wo Hr. Gee eingesperrt gewesen war. Man fand in der Mitte den Pfahl mit den Ketten und den Stricken, die zur Folter des unglücklichen Advokaten gedient hatten. Was er für einen großen Schemel gehalten, war ein umgestürzter Nachtstuhl. Man erfuhr von den Nachbarn, das Haus sei erst seit Samstag vermiethet gewesen. Die Verbrecher scheinen den ganzen Montag zu ihren Vorbereitungen angewendet zu haben. Sie hatten das Kellerloch sorgfältig mit Erde aus dem Garten verstopft, damit das Geschrei des Opfers nicht von Außen gehört würde. Am Dienstag gegen drei Uhr, d. h. um die Stunde, wo Hr. Gee seine Freiheit wieder erlangte, sah man zwei der Miethsleute eiligst über eine Gartenmauer klettern, und entfliehen. Die erstaunten Nachbarn wurden von ihnen bedeutet, sie eilten einem Diebe nach. Seitdem sind sie nicht wiedergesehen worden.

Hr. **Wych**, der Hauseigenthümer, wird vor Gericht gerufen, und sagt aus: »Letzten Freitag kam ein Mann zu mir, von ungefähr dreißig Jahren, das Gesicht halb durch einen Augenschirm von grünem Taft verdeckt, und wollte mein Haus miethen. Er sagte mir, er heiße Edwards, sey Musiklehrer, und müsse einige Zeit auf dem Lande in ungestörter Ruhe verbringen, um von einer Augenkrankheit zu genesen. Hr. Hill, ein Becker, zu dem er mich schickte, um Erkundigungen über ihn einzuziehen, sagte mir, Hr. Edwards sey ein ehrenwerther Mann; er habe seinen Töchtern Musikstunden gegeben; und vor Allem sey er gewohnt, seinen Miethzins pünktlich zu entrichten. Hiernach trug ich kein Bedenken, ihm mein Haus zu vermiethen. Ich habe mit Niemanden zu thun gehabt, als mit Edwards, und die beiden andern Personen, die ihn begleiteten, nicht einmal im Vorübergehen erblickt.«

Nach der gegebenen Schilderung scheint derjenige, welcher Namen und Verkleidung eines Hrn. Edwards, einer wirklich lebenden und dem Verbrechen durchaus fremden Person, wirklich einer Namens Jones zu seyn, ein enterbter Bruder der Wittwe Canning. Er war so mit dem Gedanken an die Erlangung der Erbschaftssummen ohne weitere Absichten beschäftigt, daß weder er noch seine Mitschuldigen daran dachten, Hrn. Gee zu durchsuchen, und ihn seiner goldenen Uhr und einer Summe von 90 Pfd. Sterl. (über 650 Thlr.), die er sowohl in Geld als in Banknoten bei sich hatte, zu berauben. Alles läßt vermuthen, daß ihre Absicht war, Hrn. Gee bis zur Auszahlung der auf Hrn. Gibbon ausgestellten Wechsel leben zu lassen, um von ihm, nach Erforderniß, eine neue Unterschrift zu erlangen. Sie hätten ihn nachher ohne Zweifel ermordet, oder ihn vielleicht in dem Kerker, wo sie ihn gefesselt zu halten glaubten, vor Hunger sterben lassen, und dann seine Leiche im Garten begraben; denn sie hatten Alles von den Eröffnungen zu befürchten, welche Hr. Gee nach erlangter Freiheit jedenfalls der Gerechtigkeit gemacht hätte. Seine unerwartete Befreiung vereitelte ihr verbrecherisches Unternehmen. Die Polizei ist dem Jones auf der Spur; und ohne Zweifel wird er ihr nicht entgehen können.

Arabische Anekdote.

Einer der blutdürstigsten Despoten, welche jemals über Persien und Arabien herrschten war der Kalif **Yacuti-Ben-Lailh**. Sein Minister **Giaffar** erzählt Folgendes von ihm:

Wir hatten einen entscheidenden Sieg über das Heer des großen Moguls erfochten, da befand ich mich im Zelte des Kalifen und lag zu seinen Füßen mit der Stirn an der Erde, um seine weiteren Befehle zu vernehmen. Der Herr sprach kein Wort und schien in tiefes Nachdenken verloren zu seyn. Endlich erhob er die Stimme und sagte zu seinem Schwertträger: »Mache Dich auf und geh' nach der Stadt, deren Minarets Du östlich vom Lager erblickst. Du wirst am äußersten Ende derselben einen Garten finden, dessen Besitzer ein Greis ist und Isaak heißt. Ergreife diesen Greis und führe ihn gefesselt hierher.« — Und es geschah, wie der Kalif geboten hatte. Man brachte den Greis, der Kalif sah ihn zornig an, winkte und die Sklaven hieben ihn in Stücken.

Ich bebte voll Entsetzen zurück; Yacuti blickte mich an und sprach: »Du wunderst Dich Knecht, ich will es Dir erklären. Einst in meiner Jugend, als ich noch arm war, so arm, daß ich oft nicht wußte, womit ich den Hunger stillen sollte und vergebens mich nach Arbeit umsah und alle Welt mich verstieß und verachtete, da kam ich müde und verschmachtet an die Thüre des Gartens dieses Mannes, und herrliche Bäume, belastet mit erquickenden Früchten, so schön, wie sie Persien und Arabien nur bieten können, standen da, und ich pflückte einige Früchte und erquickte mich. Und auf einem schattigen Rasenplatze war ein Tuch gebreitet, und darauf stand eine Schale Milch und daneben lag ein Brod, und ich brach mir ein Stück von dem Brode und trank von der Milch und fühlte mich glücklich. Da kam aber der Herr des Gartens und wie er mich sah, rief er seine sechs Sklaven und ließ mich fürchterlich mit Stöcken zerschlagen, so daß ich, blutend und der Kräfte beraubt, mich kaum bis zu den Stufen der nächsten Moschee zu schleppen vermochte. Da

sank ich ohnmächtig hin und blieb liegen, bis ein mitleidiger Fleischer kam, den mein Zustand dauerte, und der mich in sein Haus brachte und mich verpflegte bis ich meine Kräfte wieder hatte. Dann vertraute er mir seine Heerden an und ich diente ihm als Hirt. Bald verließ ich ihn jedoch wieder und mein Arm und mein Kopf hoben mich seitdem auf den Thron der Kalifen.«

Als der Beherrscher der Gläubigen dieß gesprochen hatte, fuhr Giaffar fort, warf ich mich von Neuem in den Staub und rief: Du hast, o Herrscher! den Gärtner bestraft, der Dich in Deinem Elende so schändlich behandelte; wie hast oder wie wirst Du dem Fleischer lohnen, der Dein Leben rettete und Dich pflegte? — Voll Zorn, wie noch nie, blickte mich der Kalif bei diesen Worten an, und antwortete: »Hund von Knecht, wie kommst Du mir vor? Glaubst Du, daß ich so dumm seyn werde, einen Menschen leben zu lassen, der es weiß, daß ich einst arm, zerschlagen und ein Knecht war?!«

Voll Entsetzen entfernte ich mich aus dem Zelte des Herrschers, warf mich auf mein bestes Roß und floh zu derselben Stunde nach Bagdad; denn wie konnte ich noch rechnen das Leben zu behalten, da er mir sein früheres Schicksal selbst erzählte.

Mannigfaltigkeiten.

Eins der Hauptlaster der Aegypter ist noch die Indolenz. Es ist drollig anzusehen, wie langsam und feierlich die unerheblichsten Handelsgeschäfte auf den Bazars zu Alexandrien und zu Cairo abgemacht werden. Diese Bazars bestehen bekanntlich aus mehren engen und bedeckten Gassen, die sich im Allgemeinen rechtwinkelicht durchschneiden. Der, etwa drei Fuß hoch über dem Niveau der Straße erhabene, Fußboden der Buden tritt auf den öffentlich Weg so weit hinaus, daß er der vollen Länge des Bazars nach eine Art von Bank bildet. Diese Bank ist in der Regel mit sehr sauberen Teppichen behangen und die Waaren sind in Fächern regelmäßig aufgestellt. Der Kaufmann sitzt stets mit untergeschlagenen Beinen und die Pfeife im Munde vor seiner Thür. Wenn einer seiner Kunden bei ihm eintritt, so macht er ihm, ohne sich von der Stelle zu rühren, ein anmuthiges Kompliment. Nach gegebenem und erwiedertem Salam beginnt dann die Konversation, die jedoch Anfangs nie den Gegenstand berührt, welchen der Eingetretene zu kaufen gekommen ist, auch nicht den Preis, wozu der Kaufmann seine Waare geben will. Wenn der Käufer und der Verkäufer von gleichem Range sind, so wird der Erstere wie folgt beginnen:

»Der Name Gottes sey gelobt! ist Euer Haus gedeihlich?«

Auf diese Anrede erwiedert der Kaufmann:

»»Gesegnet sey der Name Gottes! es ist's; und das Eurige?««

Der erste Wortführer erwiedert hierauf wieder, was Rechtens ist, und nachdem dann noch über manches andere gesprochen worden, fragt er endlich:

»Habt Ihr Zucker?«

»»Nein, den führe ich nicht,««

»Ich frage Euch, in Gottes Namen, noch einmal, ob Ihr nicht Zucker habt?«

»»Und ich wiederhole Euch, in Gottes Namen, daß ich keinen habe.««

Nach diesen Worten, die mit großer Feierlichkeit gesprochen werden, dreht die Unterhaltung sich wieder um allgemeine Gegenstände, und nach Verlauf einer oder zwei Stunden geht der Käufer, welcher all die Zeit aus der Pfeife des Kaufmanns geraucht hat, fort, um in einer andern Bude sein Heil zu versuchen.

(Der Lordkanzler Brougham auf dem Flügel eines Schmetterlings.) Ein Korrespondent des Entomol. Magaz. (Vol. I. S. 518.) behauptet, daß sich auf der Rückseite der Hipparchia Janira ein ziemlich gut gezeichnetes Profil, das in einigen Exemplaren recht ähnlich sey, von dem Lordkanzler Brougham befinde. Dieser Lord ist aber nicht der einzige, welchen die Natur mit einem Bildnisse auf ihren Schöpfungen geehrt hat. Der ausgezeichnete Beobachter Bree behauptet in dem Mag. of natural history (Vol. VII. S. 262.), daß sich eine noch größere Aehnlichkeit mit dem menschlichen Gesichtsprofil auf der obern Seite der Flügel der Colias Edusa finde. An einigen Exemplaren ist dieß Gesicht so deutlich, daß es dem Beschauer des Insekts bei dem ersten Blicke in das Auge fällt. Der schwarze Fleck nach dem Mittelpunkte des Flügels zu bildet das Auge des Profils, das Profil selbst ist gelb auf schwarzem Grunde.

Frankfurter Theater.

Am Montage den 4. August gab man Mozart's »Don Juan,« diese unverwelkbare Blume in dem Kranze seines Meisterruhms. Nur ungern aber berichten wir über eine Aufführung, von der sich nur äußerst wenig Gutes sagen läßt. Hr. Marrder ist kein Don Juan, wenigstens war er es heute nicht. Verlangt man auch nicht Hoffmann's Phantasie in der Erscheinung des Don Juan verwirklicht zu sehen, so will man doch den feinen, liebenswürdigen, aber von Grund der Seele verderbten Kavalier gewahren. Dem Spiele des Hrn. Marrder fehlt die ritterliche Frivolität und die Eleganz der Verführungskunst, womit Don Juan die Prinzessin, wie das Bauermädchen zu magnetisiren weiß. Der Gesang entschädigt nicht für das Spiel: ein Abmühen ohne Wirkung zeigt sich besonders im Vortrage des Champagnerliedes. Genug, Hr. Marrder reicht als Don Juan nicht zu mit seinen Mitteln, die in andern Partieen nicht ohne Werth seyn mögen. Am Schlusse der Oper ließ der Darsteller seine Rolle gänzlich fallen: alles erschien wie gelähmt. Man erzählt sich, unserm Don Juan sey bei seinem heutigen Souper statt des Champagners Wasser vorgesetzt worden. Das ist wirklich entsetzlich, und man braucht nicht einmal Don Juan zu seyn, um sich darüber zu ärgern. Und doch wäre dieß kein Grund, Mozart's schönstes Werk zu verstümmeln: Mozart's Name und Mozarts Musik enthalten so vielen Stoff zur Begeisterung, daß man des Champagners flüchtigen Geist nicht bedarf, um die nothwendige Stimmung zu behaupten. Doch vielleicht bewirkten noch andere Gründe die Lethargie des Darstellers, von welcher wir pflichtgemäß berichteten. Dem. Pistor, zu deren Vortheil die heutige Darstellung Statt fand, sang die Donna Anna. Außer der sogenannten Briefarie im zweiten Akte, die sie schön vortrug, war sie nicht ausgezeichnet. Dem. Pistor sollte keine Partieen singen, wo ihre Stimme über ihre natürliche Stärke angestrengt werden muß. Physische Anstrengung kann nimmer für Feuer und Leidenschaft gelten. Der Theaterzettel verkündete heute: »Donna Elvira: Dem. Limbach, als erster Versuch in einer größeren Rolle, und bittet um Nachsicht.« — Wenn Dem. Limbach selbst die Worte dieser Anzeige konjugirt hat, so beginne die erbetene Nachsicht damit, daß wir über ihre Schreibart hinwegschlüpfen. Was ihren Gesang anbelangt, so müssen wir wohl nachsichtig seyn. Donna Elvira ist eine höchst schwierige, widerhaarige Partie, und die Lösung dieser Riesenaufgabe haben schon bedeutendere Sängerinnen nicht erreichen können. Dazu gehört technische Ausbildung, Sicherheit und Festigkeit des Vortrages, Reinheit der Intonation, Feuer und Leidenschaft des Ausdruckes, ein großartiges imponirendes Spiel und noch andere Kleinigkeiten mehr. Dem. Limbach hat eine schöne, starke Stimme, und wenn die physische Kraft derselben in guter Schule geleitet und ausgebildet, und wenn sich Dem. Limbach für einen richtigen Geschmack empfänglich zeigen wird, so kann mit der Zeit eine gute Sängerin aus ihr werden. Im Maskenterzett sang Dem. Limbach am befriedigendsten. Kern und Gehalt der Stimme des Hrn. Dobler wirken in seinem Part als Don Pedro trefflich. Mit den allerbilligsten Gesinnungen können wir Hrn. Hassel als Leporello nicht loben. Die Jacke, die er ihm anzieht, ist allzu deutsch, und er weiß nicht recht den Höllenegoismus des Don Juan in den niedern Regionen durch ein parodirendes Spiel zu ersetzen. Dabei reicht, was der Gesang anbelangt, der Stimmenfond nicht aus. Sehr zu loben ist Mad. Fischer-Achten als Zerline in Spiel und Gesang: hier ist doch Rundung, nicht Ecke und Schärfe. Und nun auch genug des Tadels, von welchem übrigens auf unsere Direktion kein Theilchen fallen kann: sie gibt uns den Don Juan, wie es die Mittel ihr erlauben, und denkt dabei gewiß, wie wir: daß Mozart's Don Juan doch nicht ganz zu Grunde gerichtet werden kann! S.

Theateranzeige.

Samstag, den 9. August. Die Waise und der Mörder, Drama in drei Akten, nach dem Französischen, von J. F. Castelli, Musik von Seyfried.

Sonntag, den 10. August. Camilla, Oper in drei Abtheilungen, von Paer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Beyrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, №. 93. 10. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Wilhelm und Magaretha.

(Nach Mallet.)

Zur Stunde wenn sich Nacht und Morgen
 Ernst und still entgegen geh'n,
Da schlich herein der Geist Marg'rethens,
 Blieb vor Wilhelms Lager steh'n.

Umhüllet wie von Winterwolken
 War die schreckende Gestalt;
Die Hand, das schwarze Grabtuch haltend,
 Lilienweiß und marmorkalt.

Das schönste Antlitz so erscheinet,
 Wenn des Lebens Traum entflohn;
So ist das Kleid, das Fürsten tragen,
 Stürzt der Tod sie von dem Thron.

Sie blühte wie die Frühlingsrose,
 Die vom Silberthau benetzt,
Sich zart und anmuthsvoll entfaltet,
 Und das Aug' und Herz ergötzt.

Doch wie der Wurm die junge Blüthe,
 Tödtet sie der Liebe Leid;
Die Ros' erbleichte, floh die Wange,
 Und sie starb vor ihrer Zeit.

Erwache! rief sie, sieh dein Liebchen,
 Die im dunkeln Grabe wohnt;
Dein Mitleid weihe nun dem Mädchen,
 Dem nicht Deine Lieb' gelohnt.

Dieß ist die Stunde graus und schaurig,
 Wo die Geister klagen geh'n;
Den Liebsten, der die Treu' gebrochen,
 Will die Todte wiederseh'n.

Vergessen hast du deine Schwüre,
 Deiner Liebe Unterpfand;
Gieb wieder mir der Jungfrau Ehre
 Die dein Leichtsinn mir entwand.

Warum gelobtest du mir Liebe,
 Hielt'st doch dein Gelübde nicht?
Wie konntest du mein Auge preisen,
 Und ihm rauben Glanz und Licht?

Wie konntest du mich reizend nennen
 Und mich opfern herbem Schmerz?
Wie konntest du mein Herz gewinnen,
 Und es brechen dieses Herz?

Du schwurest, süß sey meine Lippe,
 Und den Purpur bleichtest du?
Und o! warum, leichtgläubig Mädchen!
 Hört' ich auch dem Schmeichler zu?

Dieß Antlitz ist nun nicht mehr lieblich,
 Diese Lippe nicht mehr roth,
Ach, jeder Reiz ist nun entflohen,
 Meine Augen schloß der Tod.

Der gier'ge Wurm ist mein Gefährte,
 Mein Gewand dieß Todtenhemd;
Und uns're Nacht schleicht kalt und traurig,
 Bis der letzte Morgen kömmt.

Doch horch! der Hahn mahnt mich von hinnen,
 Und mein Grab erwartet mich;
Komm! Falscher, sieh' wie tief sie lieget,
 Die aus Lieb' zu dir erblich.

Den Tag verkündet Morgenröthe
 Und der Lerche heller Sang,
Als von dem Lager leicht und bebend
 Und im Wahnsinn Wilhelm sprang.

Es trieb ihn hin zum Schreckensorte,
 Hin zu der Verblichnen Grab,
Und stürzt' ihn auf den grünen Rasen,
 Der Marg'rethens Hüll' umgab.

Und dreimal rief er bitter weinend,
 Margarethens Namen dort
Legt dann aufs kalte Grab die Wange,
 Und sprach nimmermehr ein Wort.

Schuster.

Thomas Chatterton.

Thomas Chatterton, jener ausgezeichnete junge Mann, der, bevor der noch sein siebzehntes Jahr erreicht, Gedichte verfaßte, die die gelehrte Welt in Verwunderung gesetzt, wurde zu Bristol am 20. November 1752 geboren. Sein Vater, der noch vor seiner Geburt vom Tode hingerafft worden, war ein armer Schulmeister gewesen, und seine Mutter befand sich bei seiner Geburt im drückendsten Elend. In einem Alter von fünf Jahren wurde er nach derselben Schule geschickt, an der sein Vater lange Zeit angestellt gewesen; allein seine Lehrer erklärten ihn bald für ganz unfähig und wiesen ihn nach Hause, wo er dann bei seiner Mutter lesen lernte. Als er acht Jahr alt war, ließ sie ihn eine Freischule be-

suchen, in der er bis zu seinem fünfzehnten Jahre blieb. Schon in seiner frühesten Jugend, wo sich noch keine Spur von besonderer Anlage an ihm bemerklich machte, schien er von einem unersättlichen Durst nach Ruhm getrieben zu werden. Als ein Töpfer eines Tages seiner Mutter ein Geschenk von einigen irdenen Vasen anbot, deren Devisen er ihrer Wahl überließ, da erhob sich der kleine Thomas: »Setzen Sie,« sagte er, »einen Engel darauf mit Fittigen und einer Trompete, um meinen Ruf in der ganzen Welt auszuposaunen.« Man erzählt auch, daß in seinem Charakter etwas Gebieterisches lag, und daß er in einem Alter von fünf Jahren alle seine jungen Spielgenossen beherrschte. Als er ungefähr zehn Jahr alt war, fing seine Leidenschaft für die Bücherwelt zu erglühen an; seit der Zeit trennte er sich von den Spielen seiner Mitschüler, und suchte die einsamsten Orte auf, um sich ganz seinem Hange zur Lektüre zu überlassen; er wurde ernst und nachdenkend. Zu eilf Jahren machte er sich eine Liste von allen Büchern, die er gelesen; sie belief sich ungefähr auf 70 Bände, meist geschichtlichen oder religiösen Inhalts. Um jene Zeit verfaßte er auch ein burleskes Gedicht unter dem Titel der Apostat, und paraphrasirte verschiedene Stellen aus der heiligen Schrift.

Im Juli 1767 nahm Chatterton eine Schreiberstelle bei einem Advokaten, Namens Lambert, an und entledigte sich aller seiner Arbeiten zur größten Zufriedenheit seines Prinzipals. Eines Tages fand er bei seiner Mutter ein Pack Papiere, die sein Vater in einem Keller in der Radcliffekirche aufgefunden, und die seit der Zeit in einem Winkel des Hauses unbeachtet liegen geblieben waren; diese Papiere hob er auf, in der Ueberzeugung, er habe einen Schatz gefunden. Seitdem vertiefte er sich in das Studium der alten Schriften und der altenglischen Wörter. Seine Lieblingslektüre waren das etymologische Wörterbuch von Skimmer, das Angelsächsische Glossarium von Benson, die Gedichte Chaucer's mit dem daran gehefteten Glossarium und das Wörterbuch von Bailey. Bald kam er auf die Idee, eine Fortsetzung der poetischen und prosaischen Werke in der Manier der Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts zu liefern und sie als Werke aus jener Zeit auszugeben; damit ihm dieser Plan auch völlig gelinge, fing er an, auf ein Mittel zu denken, um das Pergament in der Weise zu schwärzen, daß es das Ansehen erhalte, als rühre es aus alten Zeiten her.

Chatterton machte seinen ersten Versuch im Oktober des Jahres 1768; er war noch nicht sechzehn Jahr alt. Bei Gelegenheit der Einweihung einer neuen Brücke zu Bristol ließ er in das Felix-Farleys Journal *) eine Beschreibung der Ereignisse einrücken, die bei dem Bau der alten Brücke vorgefallen seyn sollten, der von Mönchen ausgeführt worden; diese Schilderung, behauptete er, sey einem alten Manuskript entlehnt. Das Fragment war interessant und erregte daher die allgemeine Aufmerksamkeit. Mehre Personen erkundigten sich bei dem Herausgeber des Journals, auf welche Weise man zu demselben gekommen; dieser verwies sie an Chatterton, der ihnen anfangs eine lange Geschichte vormachte; da ihn aber einige der Anwesenden, wie es ihm schien, als Kind zu behandeln anfingen, so antwortete er nunmehr auf ihre Fragen nur in einem stolzen Tone und gab ihnen endlich gar keine Aufklärungen mehr. Anderen erzählte er mit einem Scheine von völliger Aufrichtigkeit, daß das Manuskript, aus dem er das Fragment gezogen, ein Theil einer beträchtlichen Masse von Papieren sey, die ein Verwandter seines Vaters, ein Küster der Radcliffekirche, in einem an jener Kirche anstoßenden Keller aufgefunden; auch fügte er hinzu, befände sich unter diesen Papieren eine Sammlung der Gedichte, die ein Kaufmann aus Bristol, Namens Canynge und ein Weltgeistlicher, Namens Thomas Rowley, beides Männer aus den Zeiten Eduards IV., verfaßt. Anfangs trug er auch gar kein Bedenken, mehre Stücke dieser alten Manuskripte unter Neugierige zu vertheilen, aber bald zeigte er sich in diesem Betreff immer mehr und mehr zurückhaltend.

*) Ein Journal, das noch heutzutage existirt.

Unterdessen war mit seinem Charakter und seinen Manieren völlige Veränderung vorgegangen. So ernst und trübsinnig er früher gewesen, bekundete er jetzt, nachdem er sich seinem Hange zur Poesie gänzlich hingegeben, eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit; auch seine Physiognomie war eine andere geworden, und man sagte damals, das göttliche Feuer, mit dem die Muse seinen Geist entzündet, habe sich über sein Antlitz ausgebreitet und belebe seine Worte und seine Geberden.

Chatterton fand bald Mißfallen an dem Stande, dem er sich anfangs zu widmen gedacht, als er zum Advokaten Lambert kam; das Bewußtseyn der Hülfsquellen, die in seinem Inneren verborgen lagen und die immer wiederholten Rathschläge mehrer achtbaren Leute, diese Quellen zu seinem eigenen Ruhme auszubeuten, alles dieses machte ihm eine Beschäftigung lästig, die übrigens von keiner großen Bedeutung war. Je mehr er sich von den Amtsgeschäften losriß, desto mehr gab er sich mit Eifer seinem Lieblingsstudium hin, und ehe er noch sein siebenzehntes Jahr zurückgelegt, lieferte er schon eine Menge Artikel für die verschiedenen Londoner Journale. So wie sein Genie, so kündigte auch sein Aeußeres ein höheres als sein wirkliches Alter an; er hatte etwas Männliches und Würdiges, das an dem jungen Manne sich ganz auffallend ausnahm; seine Manieren waren von edlem und imposantem Ausdrucke. Am merkwürdigsten waren seine Augen, die, ins Graue fallend, so scharf wie die eines Adlers waren; wenn er beim Sprechen sich erhitzte, so funkelten sie wie Feuer; man sagt, daß das eine Auge mehr Glanz besaß, als das andere. Seine Lieblingsmaxime war, daß der Mensch Allem gewachsen sey, und daß sich Alles machen lasse, wenn man nur mit Ausdauer und Selbstverleugnung zu Werke gehe. »Sprach man von irgend einer ausgezeichneten Person,« sagt einer seiner Biographen von ihm, »so erkannte er, so sehr er noch Kind war, daß die außerordentliche Person Lob verdiene, aber, fügte er hinzu, Gott setze die Menschen auf die Erde mit Armen, die lang genug sind, um Alles zu erreichen, wenn sie sich nur die Mühe geben wollen, Hand ans Werk zu legen.« Er hatte, wie er uns selbst berichtet, mehr Bücher gelesen als Magliabenhi; gleichwohl sprach er nur seine Muttersprache. (Fortsetzung folgt.)

Das Bad Kissingen.

Kissingen, sprach zu mir der Poststallmeister von Schweinfurt, welcher zugleich auch Gastwirth ist, Kissingen ist völlig Mode geworden! Im ganzen Lande umher läuten nun alle Pulse von Unterleibsbeschwerden, und Jedermann will und muß nach Kissingen! Alle Quartiere sind da besetzt oder bestellt — so lebhaft ist es dort noch nicht hergegangen — unaufhörlich strömt's hinüber und herüber, vom frühen Morgen an bis spät in die Nacht. In Kissingen wird's Ihnen gewiß sehr gefallen. Ich ließ anspannen und fuhr gen Kissingen. Die Straße von Schweinfurt dahin ist größtentheils sehr gut; sie geht über fruchtbare Hügel, bald auf, bald ab, doch nur in sanfter Neige. In den Gründen hübsche Ansichten, auf den Höhen weite Aussicht, begränzt von den Almen der Rhön und den Wäldern des Spessart; jeden Augenblick auf oder an dem Wege ein Dorf. Stadt und Städtisches schien gleich, noch

während der ersten Station, wie viele Meilen weit hinter mir zu liegen; vor mir sah ich nur Dorf, Bauern, Feld und Vieh — daher war ich wie überrascht, und zwar sehr angenehm, als ich mich, nach einer Beugung der Straße um einen Wald, auf einmal vor vornehmen städtischen Gebäuden, mitten in einem Gewimmel von vornehmer Welt befand. Da war ich in Kissingen. Die Hauptstraße war mit lustwandelnden Menschen angefüllt und alle Zimmer leuchteten hell im Dunkel der Nacht, die eben angebrochen war. Eine große Wagenburg versperrte die Anfahrt zum Gasthofe. In diesem ging es laut und bunt her; kaum konnte ich den Hausknecht zu Gesichte bekommen. Der Kellner geruhte endlich, mir sagen zu lassen, daß er schon eine Menge Fremder habe abweisen müssen, daß er kein leeres Plätzchen mehr im Hause habe, daß er mir aber ein Zimmer in der Nachbarschaft ausmitteln wolle. Ich eilte, den Staub von der schlechten, sehr schlechten Straße von Bamberg nach Schweinfurt von mir abzuschütteln, und etwas zu genießen, um mich dann auch in dem schönen Gewühle auf der Straße zu ergehen und daran zu ergötzen. Aber siehe da! Als ich hinaus kam, war's leer, still und dunkel; da war ich wie in einem Dorfe, und es wollte mich bedünken, als röch' es nach dem Strohdach. Man war mit den Hühnern schlafen gegangen; die Wachskerzen und Talglichter waren erloschen; hie und da leuchtete noch ein Fensterlein, aber düster wie von einer seichten Oellampe oder gar von einem Spahn, der mehr Rauch denn Licht verbreitet: hie und da saßen auf der Treppe noch einige junge Kissingerinnen und Kissinger. Nur bei Bolzano, dem Kurpächter, war noch ein Schatten von vornehmem Leben. Schatten an der Wand verriethen da noch einige wachende Herren, die am Roulette standen, welches bis um Mitternacht sich zu drehen pflegt. Auf der Wiese bei der thespischen Bretterhütte weidete eine verlaufene Kuh, von denen eine, welche die Milch zum schlechten Rahme geben, den man hier zu genießen bekommt. Aus einem der größeren Gebäude klang ein Klavier, das bedeutend verstimmt, und dessen Spieler vermuthlich auch mit Unterleibsbeschwerden behaftet war. Ich begegnete Niemand anderem, als dem Nachtwächter, welcher 10 Uhr sang, und ich ging nach Hause und zählte mich, meiner Stimmung nach, unter die Unpäßlichen. So hätte ich mir den Abend in Kissingen nicht gedacht, in dem Badeorte, den ich mir so brillant wie einen Stern am Himmel hatte beschreiben lassen! Um so glänzender wird es am Tage seyn! Der Tag erschien; für mich um 6 Uhr, des Morgens, versteht sich. Ein Marsch weckte mich, es spielten ihn sechs Musikanten, welche durch die Straße nach dem Kurgarten zogen, wie sie es alle Morgen zu thun pflegen. Ein guter Brauch! Man wird auf eine angenehme Weise eingeladen, aufzustehen und sich an die Heilquellen des Ragotzy und des Pandur zu verfügen. Ich begab mich gegen 7 Uhr dahin, und fand schon Alles in voller Bewegung, Herrschaften und Nichtherrschaften. An den Bäumen der Schattengänge waren allerhand geschriebene Zettel angeklebt, mittelst welcher sich den Kurgästen hier angekommene Friseurs, Modistinnen, Galanteriehändler u. s. w. unterthänigst empfehlen. An einem Ende der Arkaden spielten die Musikanten, am andern standen die Mundschenken, und schöpften aus dem Borne Ragotzy, und reichten die Becher den Gästen. Die Gäste tranken den Becher zur Hälfte aus (zur Hälfte, weil sich aus der Tiefe gleich das Gas, die Seele des Trankes, versteigt), gingen dann mehrmal lebhaft auf und ab, worauf sie abermals tranken, und dann wieder auf und ab gingen, und so fort fünf-, sechs- oder mehremale. So geht es gewöhnlich bis 8 Uhr, wo die Musik aufhört und allgemeiner Rückzug Statt findet. Eine Viertelstunde nach dem letzten Becher Ragotzy wird das Frühstück eingenommen, und ein Stündchen nach diesem gebadet. Da ich vom rührenden Ragotzy und dem noch rührenderen Panduren nur genippt hatte, so konnte ich nun unbekümmert herumgehen und die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten betrachten. Die Stadt ist klein und hat mit einem Dorfe viele Häuser von Holz und Lehm, sehr schlechtes Pflaster, beträchtlichen Koth und die allseitige Aussicht auf die Felder und Wälder gemein. Unter den Häusern gibt es mehre von Stein, selbst ansehnliche; allen sieht man jedoch den Wetteifer an, sie bequem und anziehend, um nicht zu sagen reizend, zu machen. Eine ganz neue Straße ist die Ludwigstraße. Man dürfte noch eine eben so große anlegen und würde damit noch nicht zu viel bauen, wenn man die Unbequemlichkeit der meisten schon bestehenden Logis und die Menge der Nachfragen betrachtet. Ein schönes, geräumiges Haus ist hier ein Kapital, das mit jedem Jahre bessere Zinsen trägt; ein Russe z. B. zahlt wöchentlich für sechs Stübchen achtzig Gulden. — Der Augarten ist durch die Versetzung der Brücken verschönert worden, sein Bogengang soll verlängert und ein Theater gebaut, so wie noch Vieles gemacht werden, was man jetzt theils vermißt, theils besser wünscht. Kissingen ist ja erst im Werden. Es ist noch nicht lange, daß die auflösenden Mittel an der Tagesordnung sind. Noch vor ein paar Jahren war das zwei Stunden ferne Boklet besuchter als Kissingen, und Letzteres galt den Gästen von jenem bloß als ein Ort, wohin sie sich bisweilen begeben zu müssen glaubten, um wieder einmal eine gute Mahlzeit zu halten, wozu ihnen weiland die Prälaten von Würzburg an die Hand gegangen. Jetzo dienen die Wasser von Boklet, so wie die des sechs Stunden weiten Bades Brückenau nur zur stärkenden Nachkur für hiesige Gäste. Ob Kissingen diesen Vorzug immer verdiene, mag dahin gestellt seyn; gewiß ist es, daß man Wunder von seinen Heilkräften erzählt, und daß der Ort auch für diejenigen seine Reize hat, welche nichts anderes suchen, als einen Sommermonat angenehm zuzubringen, und eine gute Ausrede für ungewöhnliche Ausgaben. Die Umgegend ist schön und interessant und hat köstliche Punkte, wohin man den Spaziergang richten kann. In der Nachbarschaft hat sie die herrlichen Wälder Buchoniens mit sehenswürdigen Ueberresten aus dem Mittelalter, und die Rhön mit ihren abenteuerlichen Wildnissen, Weiden, Heiligenörtern und merkwürdigen Fernsichten; und wenn die Bäder Boklet und Brückenau ebenfalls besetzt sind, so finden hin und her Lustfahrten Statt, welche des Angenehmen sehr vieles verursachen. Nach all dem kann man annehmen, daß der Ruf Kissingens sich immer mehr bewähren und verbreiten, und die Zahl der Gäste mit jedem Jahre zunehmen wird. Fürst Pückler-Muskau, welcher sich eine Zeit lang in Bamberg und der dortigen Gegend aufhielt, und da Materialien zu einem neuen Werke sammelte, ließ sich hier eine Wohnung miethen. Der größte Theil der Kurgäste ist aus Würzburg, Bamberg, Schweinfurt, so wie aus Baiern überhaupt; dann gibt es darunter viele Sachsen, mehre Preußen, einige Russen und Polen, wenige Engländer, wenige Hamburger, Franzosen aber keine. Die bewohntesten, zugleich auch theuersten Gasthäuser sind die des Kurpächters Bolzano, des Hrn. Nikolaus Streit und des Hrn. Cornelius Heile. Ich widmete dem des Hrn. Bolzano vorzüglich mein Augenmerk. Im Speisesaal fand ich die große Gasttafel schon gedeckt, und die Namen auf den Serviettenbändern fast alle mit »Graf« oder »Baron« anfangend und auf egg und eck und stein und berg und thal endigend. In den Badstuben fand ich nichts Außerordentliches, wenn ich nicht den Preis für ein Bad dahin rechnen will, der 36 Kreuzer ist, während er in andern Häusern, wo das Wasser in Butten zugetragen werden muß,

nur 30 Kreuzer beträgt; im Billardzimmer fand ich ein — Billard, was ich bemerke, weil ich in andern dergleichen Bädern schon Billardzimmer ohne Billard, und hier an manchem Orte manches nicht gefunden habe, was doch seine Benennung hätte mit sich bringen sollen; im Lesezimmer die politischen Zeitungen aus einigen benachbarten Städten (worunter jedoch in diesem Falle weder Augsburg noch Nürnberg zu zählen sind), und außerdem das Journal des Debats und nichts weiter. »Auch anderswo in Kissingen kein deutsches gediegenes Blatt?« — Nein! — »auch kein belletristisches?« — auch nein! man will dem Ragotzy keine theuern Opfer bringen. Es befindet sich hier eine Leihbibliothek, welche aber klein und jämmerlich bestellt ist. Mad. **, geborne von Schauroth, noch unlängst Münchens beste Klavierspielerin, die sich mit einem Engländer, und zwar, wie es heißt, sehr glücklich verheirathet, und sich dermalen mit demselben hier befindet, wird selten in Versuchung kommen sich auf dem Flügel hören zu lassen, da es hier gänzlich an einem guten Instrumente gebricht. Wer Pianoforte, Guitarre und dergleichen spielen will, muß sich — sein Instrument mitbringen. Hier ist überhaupt für geistige Unterhaltung schlecht gesorgt; nur das Bier ist gar so übel nicht. Ein spekulativer Kopf könnte in der Beziehung in Kissingen gute Geschäfte machen. Als ich in den Gasthof zurückkam, erkundigte sich ein Fremder, der noch schnell die berühmte Quelle, die in Ebbe und Flut geht, und die in der That sehenswürdigen Salinen besehen wollte, nach einem Fuhrwerk. Wenn Sie, erhielt er zur Antwort, keine Pferde auf der Post nehmen wollen, und wenn gerade der einzige Einspänner, der hier um Lohn fährt, nicht zu Hause ist, so werden Sie sich wohl zu Fuße dahin begeben müssen! Der Kellner verhinderte mich lange darüber den Kopf zu schütteln, indem er mir den geschriebenen Theaterzettel brachte, und gleich von der hiesigen Schauspielergesellschaft zu sprechen begann. Er sagte mir, daß sie von Aschaffenburg sey, daß gleich am ersten Tage, da sie hier auftreten sollte, ein großes Ungewitter über sie gekommen sey, daß nämlich ein gewaltiger Sturm das breterne Zelt der Gesellschaft gepackt habe, und es gelüftet, und gerüttelt und geschüttelt, und dann hingeworfen, so daß es ganzer acht Tage gebraucht, um Alles wieder ordentlich auf die Beine zu stellen. Der Sturm, fuhr der schadenfrohe Mensch fort, meinte es im Grunde so gar übel nicht; er wollte nur sehen, ob das Haus wetterfest sey, denn gerade ja bei schlechtem, ungestümen Wetter wird es besucht, wenn man nicht weiß, wo man den leidig langen Abend zubringen soll — denn gut sind unsere Schauspieler nun einmal. — Ich weiß nicht, ob er etwas hinzusetzen wollte, denn es wurde ihm schon zum drittenmale gerufen, und er eilte hinweg. — Wenn ich noch von Kissingen etwas zu sagen vergessen haben sollte, so sag' ich's schon ein andermal.

Mannigfaltigkeiten.

Preuß hat in seiner schätzbaren Biographie Friedrich II. auch den letzten Lebenstagen desselben (im 4. Bde.) die gebührende Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit zugewendet. Jedoch hat derselbe eine Scene zu schildern unterlassen, die von einem noch lebenden Augenzeugen, dem Professor Fr. Buchholz in Berlin, im Berliner »historisch-genealog. Taschenbuch« f. 1828 (S. 118) mitgetheilt worden ist. Wir erinnern uns überhaupt nicht, die gründlichen Aufsätze Wilken's und Buchholz's in diesen Taschenbüchern von Hrn. Preuß erwähnt gefunden zu haben. »Als Friedrich«, so erzählt Hr. Buchholz, »schon von Schmerzen und Beängstigungen gequält, von seinem letzten Austritte (nach Preuß, IV., 251, am 4. Juli) wiederkehrte, begleitete ihn wie gewöhnlich eine Menge von Berlinern in den innern Schloßhof, auf deren Gesichtern Betrübniß über das verfallene Aussehen des Königs lag. Friedrich stieg vom Pferde, und langsam, nicht ohne Anstrengung, ging er die Treppe hinauf. Als er oben angelangt war, drehte er sich um und sah die Menge unten in stiller Trauer und Theilnahme um ihn. Grüßend nahm er auf die bekannte Weise den Hut ab und wandte sich mit einem Blicke gegen sie, von dem der Berichterstatter sagt, daß er ihn nie vergessen werde. Und auch den andern Umstehenden schien es so ergangen zu seyn, denn es erscholl kein lautes Rufen, kein »Es lebe der alte Fritz,« sondern Alle gingen still aus dem Schlosse; sie ahnten es, daß sie ihren König zum letztenmale gesehen hatten. Und so war es auch; die Berliner hatten von ihrem Könige Abschied genommen, der diesen Tag nicht lange mehr überlebte.«

Was Hr. Preuß auf S. 270 über das Zeugniß des Gardechirurgus Rosenmeyer, der den entseelten Leichnam nebst zwei andern Chirurgen wusch, mit Spiritus einrieb und dann ankleidete, sagt, findet jetzt seine Bestätigung durch die mündlichen Aeußerungen des genannten Rosenmeyer, die Zelter im »Briefwechsel« zwischen ihm und Göthe, Th. III., S. 325 fg., angeführt hat.

Hr. Preuß hat mit Umsicht und Fleiß die Unterhaltungen Friedrich's des Großen mit denkwürdigen Personen zur Vervollständigung seiner Charakteristik benutzt. Dahin gehören auch die Unterhaltung des großen Königs mit der geistreichen Herzogin von Kurland 1784 (s. Tiedge's Leben derselben, S. 76 fg.) und vielleicht die Gespräche mit Casanova im neunten Bande seiner »Denkwürdigkeiten« (S. 451, 469 — 474, 477).

(Die Mordthaten und die Trunkenheit in ihrer Beziehung zu einander in den Vereinigten Staaten.) Ein Amerikaner, Namens Cathcart, der eine Liste der in den Vereinigten Staaten verübten und in den öffentlichen Blättern dieses Landes verzeichneten Mordthaten angefertigt hat, macht das Resultat seiner Forschungen in dem Philadelphier bekannt. Nach ihm sind im Jahre 1833 in seinem Vaterlande 191 Mordthaten verübt worden. Er macht über diesen Gegenstand folgende Bemerkungen:

»Zufolge eines statistischen Berichts über die während eines Zeitraums von vier Jahren in Frankreich begangenen Verbrechen, hat sich die Anzahl der Mordthaten auf 1129 belaufen, wovon 446 die Folge von Händeln in Wirthshäusern gewesen sind. Wenn man nun die Bevölkerung Frankreichs zu zwei und dreißig Millionen, und die der Vereinigten Staaten zu dreizehn Millionen Menschen annimmt, so hätte die Anzahl der Mordthaten im letztern Staate, wenn sie mit der Anzahl der in Frankreich ein Jahr über verübten in gleichem Verhältnisse stehen sollte, anstatt 191 nur 114 seyn sollen. Dieses Mißverhältniß läßt sich nicht anders erklären, als durch den niedrigen Preis der spirituösen Getränke und deren starken Verbrauch in diesem Lande. Den Freunden der Mäßigkeitsvereine wird die Wahrnehmung erfreulich seyn, daß sich die Anzahl der Mordthaten überall, wo dergleichen Vereine bestehen, vermindert hat. In Pen'ylvanien, wo man in dieser Beziehung noch wenig gethan hat, besonders im Innern des Staates, hatten eben so viele Mordthaten stattgefunden, als in New-York; in Neu-Hampshire hingegen und in einigen andern Provinzen Neu-Englands haben im Jahre 1831 nur zwei Mordthaten stattgefunden; in der Provinz Vermont nur eine einzige. Man sage nicht, wie man bei einer andern Gelegenheit behauptet hat, daß die statistischen Berichte dieser Art kein anderes Resultat haben, als dem Auslande unsere Wunden zu zeigen; ihr Zweck ist, alle Christen und alle Freunde der Humanität aufzufordern, daß sie nichts versäumen, die Ursachen dieses Uebels in Wegfall zu bringen, damit mit ihnen auch die Schande aufhöre.« Es sey uns erlaubt hinzuzusetzen, daß diese Bemerkung des amerikanischen Statistikers nicht weniger als die von ihm citirten Thatsachen von denjenigen in Erwägung gezogen zu werden verdienen, die sich einen richtigen Begriff von dem moralischen Zustande der Vereinigten Staaten machen wollen. Den Muth, die Wunden des Vaterlandes zu bezeichnen, um sie zu heilen, kommt den Nordamerikanern in einem hohen Grade zu, und dadurch ist es gelungen, schon an mehren Orten die Leidenschaft für spirituöse Getränke, welche Cathcart als die Hauptursache der in seinem Vaterlande verübten Verbrechen angibt, zu vermindern und auszurotten.

Theateranzeige.

Sonntag, den 10. August. Wilhelm Tell, große Oper in vier Akten, aus dem Französischen, Musik von Rossini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, №. 94. 11. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Kaiser Franz.

(Bäuerle's Theaterzeitung Nro. 154. enthält unter der Aufschrift: „Devisen aus Baden" mehre hübsche Gedichtchen von Saphir, von welchen wir hier folgendes mittheilen wollen.)

Ach, ich hatte schon so lange
Meinen Kaiser nicht geseh'n;
Und ich blieb im süßen Drange
Mit gerührtem Herzen steh'n.

Denn er ging nun schlicht vorüber,
Mit dem Antlitz fromm und mild,
Und das Auge ging mir über,
Und das Auge blieb gefüllt.

Kann es nicht mit Worten sagen,
Wie's im Herzen mir geschah,
Als ich nach so langen Tagen
Meinen Kaiser wiedersah.

Stand und sah mit stummen Sinnen
Ihm noch lange liebend nach,
Ich weiß nur, daß ich tief innen
Still mein „Unser Vater!" sprach.

Noch indem ich dieses dichte
Füllt mit Rührung sich's in mir,
Und es fällt vom Angesichte,
Eine Thräne auf's Papier!

Der russische Tanz.

Scenen aus dem Petersburger Karneval.

(Vom Fürsten Elim Meschtscherskÿ.)

Die langen Alleen der Gehölze von Kamennoy-Ostroff (Insel in der Umgebung von St. Petersburg) ertönten von den abwechselnden herrlichen Akkorden des Freischützen, der diebischen Elster, Othello's und Oberon's. Seltsam stach die rauschende Musik gegen das Bild ab, welches das mit nackten Bäumen, wie Masten ohne Segel bedeckte Schneemeer darbot, dessen schweigende Einsamkeit während mehrer Monate des Jahres durch nichts unterbrochen wird, als durch das Gekrächze der Krähen. Wen der Zufall damals dorthin führte, hätte an Zauberei denken können. Es war das Karneval der Stadt, das sich hinausbegeben hatte, um jene ländlichen Gefilde zu begrüßen, die im Sommer die schöne Welt der Residenz empfangen; es war das Karneval, das von St. Petersburg aus das Land besuchte, um von ihm die Belustigungen zu erbitten, an welchen die höheren Klassen mitten in der Stadt nicht Theil nehmen dürfen.

Drei ungeheure, mit 8 Pferden bespannte Schlitten, jeder mit einem Musikkorps besetzt, glitten rasch durch die Gehölze und zogen eine Menge kleiner Schlitten nach sich, in welchen 1 oder höchstens 2 Personen Platz hatten. Man hätte glauben können, große Wasservögel mit ihren Jungen einherschwimmen zu sehen. Mitten aus diesem Getümmel leuchteten hübsche Frauengestalten hervor, wie eben so viele dem Schnee entsprossene Blumen. Ihnen schmiegten sich junge Leute an, die mit ihren Pelzen beutespähenden Wieseln glichen. Man lachte, schrie, jauchzte und beging Thorheiten aller Art; die große Welt war zum Kinde geworden.

Und in der That hatte sie Recht, sich einen Vorrath von Lustigkeit zu sammeln; denn die große Fastenzeit in Rußland ist ein ernsthaftes Ding. Während 7 Wochen sind die Theater geschlossen, die Bälle verboten, und das Karneval stirbt am Sonntage.

Nachdem die muntere Gesellschaft alle Inseln durchzogen, die, von den verschiedenen Armen der Newa gebildet, in der schönen Jahreszeit einen wahrhaft bezaubernden Anblick gewähren, hielt sie bei den auf der Insel Krutoffsky errichteten Eisbergen an. Hier erneuerte sich im Kleinen das Schauspiel, das man auf der großen Newa sah. Die feine Gesellschaft in Bibi's, weißen Handschuhen, Epaulettes und Pelzkragen, ersetzte hier die Leute mit nacktem Halse und langem Barte. Aber die Petersburger Elegants entwickelten in diesen nicht gefahrlosen Belustigungen eben so viel Kühnheit und Gewandtheit, als der gemeine Mann; noch kocht das russische Glut unter den ausländischen Trachten.

Wollen Mademoiselle mir die Ehre erzeigen, mit mir zu rutschen? fragt Wladimir, indem er sich Theodorinen näherte; denn Beide gehörten zur Partie. Und schüchtern nimmt Theodorine auf dem engen Schlitten vor Wladimir Platz. Lebhaft schlug ihr Herz, aber nicht vor Furcht. Glücklich war sie, ihr Leben, wenn auch nur für wenige Augenblicke, dem zu überlassen, der, ohne daß sie es wußte, schon ihr ganzes Schicksal beherrschte.

Die russischen Damen nehmen Kavaliere zum Rutschen an, wie Damen sich sonst mit einem Tänzer engagiren. In dieser Hinsicht haben sie die Sitten der alten Zeit beibehalten und scheuen sich nicht vor einer Gattung von Belustigung, über welche die Prüderie, diese heuchlerische Tochter verderbter Herzen, vielleicht spöttisch lächelt. Mögen die russischen Frauen sich noch lange einem Vergnügen hingeben, das den Stempel der ersten Unschuld trägt; dem beleidigenden Spötter können sie antworten: Honny soit qui mal y pense. Ja, es schäme sich der Ausländer, der es nicht begreifen kann, was Gebräuche Heiliges haben, die sich aus einer Zeit herschreiben, wo die Sitten unbefangen waren; er schäme sich, wenn es ihm nicht Achtung einflößt, wenn eine russische Dame, der er die Hand küßt, ihm auf die Wange einen Bruderkuß gibt. Dieser Gebrauch fängt an, sich in den hö-

heren Klassen Rußlands zu verlieren. Ich wage es nicht, hieraus eigene Schlüsse zu ziehen.

Dem Rutschen folgt ein Dejeûner dansant, das der Besitzer eines der vielen reizenden Landhäuser der Insel Krutoffsky gab. Der Ball war hinreißend lustig. Man berauschte sich im Tanz, wie ein Verbrecher, der am Tage vor seiner Hinrichtung Wein trinkt, um sich zu betäuben. In vollen Zügen trank man die Lust, denn in 36 Stunden hatte das Karneval ein Ende.

Dem Walzer, frei und ungezwungen, wie der deutsche Charakter, folgte in mehren Wiederholungen der Contretanz, springend, beweglich, kokett und manierirt wie die französische Grisette, der Contretanz, der sich mehr in Rußland ausgebreitet hat, als einst die große Armee; der Contretanz, der, indem er sich naturalisirte in Rußland für immer einheimisch, finnländig in Abo, russisch in St. Petersburg und Moskau, sibirisch in Irkutzk, georgisch in Tiflis und cirkassisch im Kaukasus geworden ist.

Auch der flüchtige tolle Galopp durchbrach einigemale die jubelnde Menge, bis zuletzt die Masurka begann, diese Königin der Tänze, von den Russen in Polen erobert — und zum russischen Nationaltanz gemacht. Beinahe hat er den ewigen Kotillon ersetzt. Anfangs ward er nur als Quadrille getanzt; jetzt stellen sich dreißig bis vierzig Paare auf, und machen Touren, wie die Phantasie sie täglich im Kotillon erfindet; die Masurka aber hat ihren elektrisirenden Rhythmus beibehalten, ihren charakteristischen Pas und ihre originellen Wendungen, die alle den slavischen Völkern eigene Grazie und kräftige Behendigkeit entwickeln.

Ungefähr dreißig Paare hatten auf den Stühlen Platz genommen, die gleichsam die Schranken der Tanzarena bildeten, in deren Mitte die Paare, an denen die Reihe zum Tanzen war, sich bunt durch einander schlangen. Auf diese Weise wird die Masurka zugleich ein aktiver und ein passiver Tanz. Vielleicht ziehen die meisten Tänzer die Zwischenakte der Vorstellung selbst vor und tanzen, um nicht zu tanzen.

Wie reizend ist es, sich in der Mitte von hundert Personen, einander nahe, für einige Augenblicke gewissermaßen verheirathet zu finden, und zwar in Folge eines Gesetzes der Lust, das Vereinigungen autorisirt und legitimirt, die am häufigsten nicht durch Zufall veranlaßt wurden. In solchen Augenblicken entschlüpft der aufgeregten Einbildungskraft ein zärtliches übereiltes Geständniß, das sich in Blutströmen zum Kopfe hindrängte; ein Blumenstrauß entfällt zufällig einem hochathmenden Busen; Worte, wie in einem Fieberanfalle gesprochen, werden angehört wie ein Traumorakel, oder weil die Ermüdung zu augenblicklichem Stillschweigen nöthigt. Plötzlich macht der Tanz dieser bewegten Ruhe ein Ende, und verschlingt in seinen betäubenden Schwingungen eine Einflüsterung der Klugheit, vielleicht eine Mahnung des Gewissens; — dann wiederholt sich die frühere Scene.

Es folgte nun der russische Tanz.

.... Der russische Tanz gleicht keinem Nationaltanz anderer Länder. Er ist zu gleicher Zeit ein Tanz, ein Drama und ein Roman; er ist, so zu sagen, das Resultat des Nationalcharakters, abwechselnd heiter und ernst, verschlossen und sich gern mittheilend durch Mimik, eine Eigenschaft, welche die slavischen Völker im höchsten Grade besitzen. Dieser Tanz hat sich alle Schamhaftigkeit, alle Keuschheit erhalten, die den slavo-russischen Frauen der Vorzeit eigen waren; keine wollüstigen Anreizungen, keine unanständigen verführerischen Bewegungen bestechen die Augen der Zuschauer. Der russische Tanz ist gleichsam eine Volksmenuet, eine Menuet voll Anmuth und Würde, aber lebhafter, natürlicher und weniger arm an Ideen, als die alte französische, die sich auf gezierte, nach der damaligen Sitte gemodelte Stellungen und Verbeugungen beschränkte.

Das Paar beginnt damit, langsam und mit kleinen Schritten dahingleitend, einen Kreis zu beschreiben, indem die Dame ihre Hand leicht auf die Schulter des Tänzers stützt, der seinen Hut in der Hand hält; beide begrüßen die Zuschauer. Noch reichte die Dame ihre Hand nicht, da es noch ungewiß ist, daß ihr Kavalier das Glück hat, ihr zu gefallen. Auf ihren ersten Standpunkt zurückgekehrt, tanzen beide mit demselben gemäßigten Pas einander gegenüber; es ist ein erstes Beisammenseyn, eine verhüllte Unterhaltung. Vielleicht verstand man sich schon; die slavo-russische Frau, wie alle Frauen der Welt, will nicht so leicht errathen seyn; sie entfernt sich, wahrscheinlich um gefolgt zu werden, was übrigens auch nicht ausbleibt. Alle Anstrengungen aber sind vergebens! Je dringender der Kavalier zu werden scheint, desto gleichgültiger, ja sogar grausam, ist die Dame. Hartnäckig weigert sie sich, die Hand zu reichen, bis endlich der junge Mann dem Gefühl entsagt und seine Zuflucht zur Ueberlegung nimmt. In einem Solo, das alle Gewandtheit des Kosakentanzes erfordert, macht er seine persönlichen Vortheile geltend. Die Dame scheint durch die Mühe, die der Liebende sich gibt, ihr zu gefallen, einigermaßen gerührt; dieser hält sein Glück schon für ausgemacht und schwebt ihr entgegen. Der eingebildete Thor! Der Rekrut! Zu früh kommen ist eben so albern, als zu spät. Die Dame wird böse, sie schmollt und zeigt ihr Schmollen durch tausend kleine anmuthige Bewegungen und Koketterieen; denn kokett ist sie: man vergesse nicht, daß der slavo-russische Tanz den Nationalcharakter darstellt.

Der arme Kavalier will seine Ungeschicklichkeit durch einige Achtungsbezeugungen wieder gut machen. Er macht seiner Dame rechts einen Pas entgegen; sie wendet sich plötzlich von ihm ab, und scheint sich mit ihrem Musselinärmel zu beschäftigen. Er wendet sich links und berührt die Spitzen ihrer Finger; die Dame zieht stolz ihre Hand zurück, aber sie entflieht, sie entflieht; das ist ein gutes Zeichen, und der junge Mann fängt an, sich zu bilden: er verläßt sie nicht mehr, und seinen Aufmerksamkeiten, seiner Ausdauer wird endlich der verdiente Lohn.

Sieg! Triumph! Der glückliche Liebende tanzt einige Augenblicke mit seiner Eroberung. Durch ein toll-lustiges Solo drückt er sein Glück aus und entführt zuletzt mit stolzem majestätischen Anstand seine liebenswürdige Gefangene, die, das Haupt gesenkt und die Blicke zu Boden geschlagen, ihm nicht mehr Trotz bietet.

Thomas Chatterton.

(Fortsetzung.)

Seine Sitten waren immer rein. Als Schutzmittel gegen die Ansteckung des Lasters und gegen die verführerischen Reize der Leidenschaften diente ihm, wie Dr. Anderson berichtet, der Stolz des Genies, die Liebe zur Poesie und das zartere Gefühl, das der Hang zu den Wissenschaften erzeugt. Zu den guten Eigenschaften Chatterton's konnte man noch die Mäßigkeit rechnen, die er fast bis zum Uebermaße trieb. Er machte nicht nur keinen Gebrauch von allen geistigen Getränken, sondern er genoß auch selten das Fleisch von Thieren; seine gewöhnlichen Mahlzeiten bestanden aus einem Stück Brod oder Kuchen und aus einem Glase Wasser. Leute, die ihn oft gesehen, versicherten, daß seine Unterhaltung, wenn man von einigen Lügen, die mitunter liefen, absah, so interessant als möglich war. Seine ungeheuren mannigfachen Kenntnisse, wenn auch in mehren Punkten nur oberflächlich, verbunden mit seinem trefflichen Kopfe, mit seinem zarten ge-

fühlvollen Geiste und mit seiner gewandten Sprache, alles dieß machte ihn ganz besonders geeignet, in einem Salon zu glänzen. Der Stolz, der die Grundlage seines Charakters bildete, der aber bei ihm mit Recht als das lebhafte Gefühl der geistigen Ueberlegenheit bezeichnet werden durfte, dieser Stolz that seiner außerordentlichen Leutseligkeit nicht den mindesten Abbruch. Er war leicht zugänglich und nahm mit Wärme und Freundlichkeit diejenigen auf, die den Wunsch äußerten, ihn kennen zu lernen.

Im März 1769 schrieb Chatterton an Horace Walpole unn machte ihm den Vorschlag, ihm mehre Notizen über Maler und Kupferstecher zu liefern, die sich zu Bristol berühmt gemacht; er behauptete, er hätte diese Notizen aus alten Handschriften entlehnt, und um ihm eine Idee von diesen Schriften zu geben, legte er seinem Brief eins seiner Gedichte von Rowley bei. Als ihn Walpole hierauf um nähere Aufklärungen bat, lieferte ihm Chatterton in seinem zweiten Briefe eine scherzhafte Geschichte jener untergeschobenen Manuskripte, deren Nichtexistenz er nun frei gestand; er überschickte ihm außerdem neue poetische Arbeiten und wandte sich an ihn als ein junger Mann, der sich in einer niederen Stellung befände, als zu der ihn seine Kräfte berechtigten, und der höchst glücklich und dankbar seyn würde, wenn er durch die Verwendung des ausgezeichnetsten Mannes zu etwas Höherem gelangte. Walpole, der sich inzwischen überzeugt hielt, er habe es mit einem Windbeutel zu thun, antwortete ihm in einem sehr kalten Tone und empfahl ihm, seine gegenwärtige Stellung so gut als möglich zu benutzen. Chatterton erwiederte hierauf mit einem hochmüthigen Schreiben an seinen edlen Korrespondenten, der übrigens weiter keine Rücksicht darauf nahm und seit der Zeit auch nicht mehr von ihm sprechen hörte, bis er sein trauriges Ende erfuhr.

Chatterton blieb noch das ganze folgende Jahr bei dem Advokaten Lambert, aber ohne mehr Geschmack an den Arbeiten zu finden, die er hier zu verrichten hatte; seine Verbindungen mit der periodischen Presse in London hatten ihn gegen seine weiteren Beförderungen im Amte gänzlich gleichgültig gemacht, und so war er denn auch eben so wenig überrascht als bekümmert darüber, als er im April 1770 von seinem Prinzipal abgedankt wurde; die Ursache seiner Entlassung soll ein von Hrn. Lambert aufgefundenes Schreiben des jungen Dichters gewesen seyn, dessen Ueberschrift: Letzter Wille Thomas Chatterton's war. In diesem Schreiben äußerte er seine Absicht, sich den nächsten Morgen das Leben zu nehmen. Lambert war darüber so sehr in Schrecken gerathen, daß er ihn auf der Stelle entließ.

Chatterton entschloß sich damals, nach London zu gehen, und wie es scheint, hatte er seit jener Zeit sich vorgenommen, zu sterben, sobald es ihm nicht vollkommen in der Welt gelingen sollte. »Mein erster Versuch,« schrieb er an einen Freund, »wird seyn, in der Literatur mein Glück zu machen. Die Hoffnungen, die man mir in diesem Betreff gemacht, berechtigen mich zu keinem Zweifel über den Erfolg dieses Versuchs; sollte ich mich indeß gleichwohl durch den Zufall getäuscht sehen, so werde ich Prediger bei den Methodisten. Die Leichtgläubigkeit ist noch in unseren Tagen eine zu gewaltige Göttin, als daß ich nicht hoffen dürfte, Stifter einer neuen Sekte zu werden. Falls mir aber auch das zweite Unternehmen nicht mehr gelingen sollte, als das erstere, so bleibt mir das Pistol als letzte Zuflucht.«

(Schluß folgt.)

Die Eifersucht.

Die Eifersucht ist eine von den menschlichen Leidenschaften, welche sich die Leute zum Vergnügen anschaffen, um sich dadurch unglücklich zu machen. Bekannt ist folgende witzige Definition: Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. —

Eine liebenswürdige Dame sagte mir einmal: Wer wahrhaft liebt, muß eifersüchtig seyn. Und sie hatte Recht; denn als sie kurz darauf mit einem schlanken Jüngling den Cotillon tanzte und ihn oft freundlich anblickte, fühlte ich so etwas Innerliches von Verdruß und Aerger in mir und schwelgte in der Vorstellung, wie es sich wohl ausnehmen würde, wenn der Jüngling plötzlich über ein vorgestrecktes Bein stolpern oder auf die Leichdörner getreten werden könnte oder dürfte. Das sind menschliche Regungen, von denen unsere taubenfrommen Damengemüther bestimmt nichts wissen. —

Und warum soll man nicht eifersüchtig seyn. Wer seine Dame wahrhaft liebt, hält sie für seinen theuersten Schatz und zittert gleich dem Geizhals, er könnte ihm entrissen werden. Vertrauen, heißt es, erweckt wieder Vertrauen, aber wer zuviel vertraut, wird sorglos, und wer einen Schatz sorglos besitzt, dessen Herz hängt gewiß nicht an dem Schatze und bleibt gleichgültig, wenn er ihn verliert.

Es war in alter Zeit besser, da nannte man noch sein Liebchen »Schatz,« weil man wußte, was man an ihr hat, und hielt sie für einen Schatz. Dann machte man Schätzchen daraus, das ist schon weniger und jetzt würde sich eine anständige Dame höchlich beleidigt fühlen, wenn sie der Geliebte Schatz nennte, wenn sie nach ihrem Schatz gefragt würde. Nur der niedern Klasse der Dienstboten gestattet man noch den Schatz, und bei Gott! sie sind bei diesem Schatz oft besser berathen, als die Vornehmern bei ihren Anbetern.

Ja, richtig, Anbeter müssen es seyn, und Eroberungen müssen gemacht werden. Und man bedenkt nicht, daß es verschiedene Anbeter gibt, und daß der Gegenstand der Anbetung oft ein lächerlicher, der Gottesdienst ein Götzendienst ist. — Manche Völker beten die Sonne an (auch wir; denn Jeder nennt seine Liebste, wenn er einmal poetisch wird, »seine Sonne« und bedenkt nicht, daß die Sonne viele Flecken, viele große Sommersprossen hat!), Andere den Mond, Steine, Thiere, abscheuliche Bilder, Oelgötzen Fetische.

Der Mensch ist so hirnlos, den unbedeutendsten Gegenständen seine wärmste Verehrung, seine Andacht zu zollen — denn das Gehirn ist verschieden!

Also, Ihr Mädchen, wenn sich Einer Euren Anbeter nennt, so kann er leicht auch Götzendiener seyn, kann etwas Anderes anbeten, als Euer Herz, Euer Gemüth, Eure Fröhlichkeit, Eure Schönheit; er kann vielleicht Eure Taille anbeten, Euren Tanz, Eure Koquetterie, Euer Geld, und das ist ein partieller Anbeter, der weicht, wenn der Theil seiner Anbetung weicht: — Ihr müßt totale Anbeter haben, inclusive Liebhaber; mit Einem Worte Leute, die Euch nicht anbeten, sondern schätzen, also Schätze, die Euch gleichfalls für Schätze halten; denn jeder Gegenstand gilt nur nach der Schätzung; und wer Euch für seinen Schatz hält, wird Euch auch gut aufbewahren, nicht vernachlässigen, wird Euch putzen, mit Euch prunken, auf Euren Besitz stolz seyn und — — daher derivirt sich die Eifersucht.

Die Muhamedaner wissen die Frauen am besten zu schätzen: sie sperren sie ein, lassen sie streng bewachen, bloß aus Furcht, einem Andern, einem Herzensdieb, könnte nach dem Besitze dieses Schatzes gelüsten und — Gelegenheit macht Diebe!

Ja, die Eifersucht muß bei der Liebe seyn und erst, wenn ich eifersüchtig bin, glaube ich, daß ich wahrhaft verliebt bin. Wer es gleichgültig mit ansicht, daß Dieser und Jener seiner Frau oder Geliebten auffallend den Hof macht, sie süß umschwärmt. wer da sieht, daß sie es mit Wohlbehagen dul-

det und in dessen Brust sich kein Mißbehagen regt: der ist über die Zeit der wahren Liebe hinaus, der kann für seinen Gegenstand nicht einmal schwärmen, und was ist die Liebe ohne Schwärmerei? Wenn nun das Herz nicht mehr erbebt, bei solcher Veranlassung; was ist da noch mit der Neigung anzufangen? Der Verstand, die Reflexion taugt nicht zur Liebe; eben so wenig wie eine mathematische Gleichung oder die Lehre von den Decimalbrüchen zu einer poetischen Behandlung. —

Um wieder auf die Eifersucht zu kommen; so gibt es auch eine blinde Eifersucht; denn wie es eifersüchtige Menschen gibt, so gibt es auch eifersüchtige Unmenschen. Diese Menschen sind auf jeden Fall verliebt, und diese Tugend entschuldigt zur Noth ihren Fehler — sie haben aber Raupen im Kopfe, sie sehen durch Vergrößerungsgläser, sie sind wahre Türken, Othello's — sie morden eine Fliege, weil sie sich unterstanden hat, sich der Geliebten auf die Nase zu setzen, sie möchten den Schatten eines vorübergehenden Mannes, der zufällig den Schatten ihrer Geliebten berührt hat, vergiften, sie möchten die ganze Welt durchprügeln, wenn sie ihre Geliebte schön findet, sie ärgern sich über ihren eignen Geschmack, wenn sie ihn bei einem Andern wieder finden, sie sind Bönhasen, Barbaren, Tyrannen. Es ist aber auch wieder das Amt einer klugen Frau, solche Eifersüchtige zu kuriren, und das geht schon, wenn das Weibchen auch den Mann ordentlich liebt und nicht gefallsüchtig ist. —

Darmstadt, 8. August 1834.

Nach längerer Unterbrechung wurden uns wieder einige Kunstgenüsse zu Theil; die wohl einer Erwähnung in Ihrem geschätzten Blatte verdienen. Der großherzogl. Hofkapellmeister Thomas gab am 4. d. ein Vokal- und Instrumentalkonzert im Hofoperntheater, welches der k. k. Hofopernsänger, Hr. Wild aus Wien mit seinem Gesange zu unterstützen so gefällig war. Hr. Thomas ist wahrer Virtuose auf dem Waldhorn; er hat sich längst als einen der ausgezeichnetsten Hornisten dem In- und Auslande bewährt, und so auch dießmal in einem von ihm selbst komponirten großen Allegro und Divertimento. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit, Fertigkeit und Zartheit Hr. Thomas dieses schwierige Instrument behandelt; der allgemeinste Beifall ward ihm zu Theil. Hr. Wild, noch von der schönen Zeit her, wo er die Zierde der hiesigen Oper und der Liebling des Publikums war, in freundlichem Andenken, ward mit rauschendem Applaus empfangen. Er sang eine große Arie von Raimond, wodurch er bewieß, daß er, dem die Natur den einfachen, gemüthlichen, deutschen dramatischen Gesang, worin er groß und klassisch ist, als eigentliches Gebiet angewiesen hat, auch in der italienischen Schule der neuesten Zeit, die nun einmal die Mode des Tages will, troß der ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten, es zu hoher Fertigkeit zu bringen verstand. Am Schluß des Konzertes sang Hr. Wild noch das liebliche Liedchen von Rellstab »das Bewußtseyn«, welches Hr. Kapellmeister Thomas, nach der Komposition von Lachner, mit dem Waldhorn, und sein Sohn, August Thomas, mit dem Klavier begleitete. Letzterer trug auch von ihm selbst komponirte Variationen auf der Violine sehr brav vor. Die Ouverture aus Spontini's Olympia, eine Ouverture vom Konzertgeber, Chor der Krieger und Prinzessinnenmarsch aus Spontini's Alcidor, und eine Baßarie aus Jean de Paris, vorgetragen von Hrn. Kammersänger Delcher, waren die übrigen Musikstücke dieses Konzertes, welches auch unsere hohen Herrschaften, nebst ihren durchlauchtigsten Gästen mit ihrer Gegenwart zu beehren geruht hatten. Hatte man in diesem Konzerte nur zu bedauern gehabt, daß man Wild so wenig gehört, so sollte man auch in dieser Hinsicht noch befriedigt werden. Wild veranstaltete am 6. d. eine höchst interessante Vorstellung im großherzogl. Hoftheater. Unter Mitwirkung der Hofkapelle, des gesammten Sänger- und Chorpersonals, stellte er in 4 Abtheilungen verschiedene große Scenen aus den Opern: Zampa, Stumme von Portici und Fra Diavolo im Kostume, mit Dekorationen, dar. In der 1. Abtheilung folgten auf die Ouverture aus Zampa die Introduktion, Chor und große Arie des 2. Aktes dieser Oper; in der 2. Abtheilung nach der Introduktion des 2 Aktes, Fischerchor, aus der Stummen die Barkarole und das große Duett zwischen Pietro (Hr. Delcher) und Masaniello (Hr. Wild); in der 3. Abtheilung auf die große Arie des 4. Aktes dieser Oper die Scene zwischen Fenella und Masaniello (das Schlummerlied); in der 4. Abtheilung endlich auf die Ouverture aus Fra Diavolo die Introduktion und große Arie des 3. Aktes dieser Oper (das Räuberlied.) Wenn man bedenkt, daß Wild alle diese großen und schwierigen Piecen mit all' der mannigfaltigen Abwechselung der Charaktere und Verhältnisse, mit all' dem Feuer, dem Eifer, dem Ausdruck der Gemüthsbewegung, der Kraft, der Leidenschaft, der Sanftmuth, Rührung, dem Humor, die sie erfordern, darstellte; wenn man dabei die Hitze des Tages, die Anstrengung und Eile des Ankleidens rc. bedenkt, so kann man wohl sagen, daß er hier Außerordentliches leistete, was ihm nicht leicht ein anderer Sänger nachthun wird. Wild zeigte an diesem Abende, daß er mit Recht der erste dramatische Sänger genannt wird. Sein herrliches Talent, seine melodische Stimme, seine Kraft und Ausdauer wurden gleich sehr bewundert. Die Versammlung war zahlreich und glänzend. In den fürstlichen Logen erblickte man wieder, an der Seite unseres Hofes, dessen hohe Gäste: die verwittwete Königin von Baiern Majestät, Schwester unserer Großherzogin, der Großherzogin Stephanie von Baden königl. Hoh., mit ihren Töchtern den Prinzessinnen Josephine und Marie von Baden, ihrem Schwiegersohne, dem Prinzen Wasa königl. Hoh. und dessen Gemahlin (ältester Tochter der Großherzogin Stephanie). So war die Vorstellung auch in Bezug auf das Auditorium, von dem nur eine Stimme des Beifalls erschallte, eine der glänzendsten und ausgezeichnetsten, die wir je hatten.

Der erste Metternich.

Den Longobarden gegenüber
Stand König Karl's tapf'res Heer,
Auch diese endlich zu besiegen
Schien ihm, dem Helden, nimmer schwer.

Bald drang er gegen ihre Schanzen
Mit seinen Kriegern stürmend vor,
Doch nach verzweiflungsvollem Kampfe
Der Feind die Stellung nicht verlor.

Dieß Glück, im Angesicht des Großen,
Erhöht der Longobarden Muth,
Im Rücken lassen sie ihr Bollwerk,
Ein Angriff folgt mit seltner Wuth.

»Verrath!« tönt's plötzlich nah' dem König,
Und, kaum es glaubend, er jetzt sieht,
Wie Metter, einer seiner Besten,
Mit Vielen zu den Gegnern flieht.

Schon weichen rings des Königs Schaaren,
Da wälzt sich's von der Gegend her,
Wo Metter's Haufen erst verschwunden,
Gleich einem sturmbewegten Meer.

Es ist der Kern der Longobarden,
Durch Metter's Arm in wilder Flucht,
Dem auch nur einer seiner Feinde
Vergebens zu entrinnen sucht.

»So hat mein Herz mich nicht betrogen,«
Der König mit Begeist'rung spricht,
»Es rief mir zu mit tausend Stimmen:
Der Treue Eid bricht Metter nicht.«

Und nun erscholl's von Mund zu Munde:
O Metter nich! o Metternich!
Er aber trug fortan den Namen,
Den hochberühmten — Metternich.

A. Giftschütz.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 95. 12. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Einnahme von Mans durch die Armeen der französischen Republik.

(Aus Dominicale.)

In dem Museum der Gemälde des Luxemburg, unter den großen Bildern der neueren Schule, die sich da breit machen, ist eins, welches trotz seines kleinen Rahmens und des dunkeln Winkels, wo es aufgestellt worden, eines jeden Besuchenden Aufmerksamkeit auf sich zieht: es ist das der in Schmerz verlorenen Andromache, der nur noch die Kraft geblieben ist, für ihren Sohn Astyanax, den sie an ihren Busen, wohin das Kind, von dem Lärm des zusammenstürzenden Trojas erschreckt, sich geflüchtet hat, drückt, zu den Göttern, die sie nicht hören, zu beten. Unstreitig werden bei der Anschauung dieses jungen und hübschen Kindes, das das Unglück hat, als König geboren zu seyn, bei der Anschauung dieser in ihrem Gram so schönen Mutter, die ebenfalls alles aufgeopfert haben würde, um der Stirne ihres Sohnes die königliche Binde wieder zu verschaffen, bei andern wie bei mir, zwei furchtbare Epopeen zugleich vor das Gedächtniß treten; und doch hat der Maler diese Aehnlichkeit nicht bezweckt; denn dieß Bild ist vor dem Sturme angefertigt worden, welcher eine neue Königsfamilie auf ein fremdes Ufer geworfen hat.

Auch war es eine andere Erinnerung als die Erinnerung des königlichen Mißgeschickes, welche mir das Herz groß machte, als ich dieß Bild zum erstenmale bewunderte.

Es war dieses, glaube ich, einige Monate vor der Julirevolution. Eben angekommen zu Paris, besuchte ich alles, was diese Stadt Merkwürdiges darbot, und das Museum des Luxemburg war eine der öffentlichen Anstalten, die ich zuerst in Augenschein nahm.

Als ich zu dem Bilde der Andromache kam, hatte ich mich schon in mehren Salons umgesehen.

Ein Mann, der wohl fünfzig Jahre alt seyn mochte, obwohl man ihn nach seinen spärlichen und schon gebleichten Haaren so wie nach den vielen Falten, die seine Stirn furchten, für weit älter hätte halten können, stand vor dem Bilde und es rieselten ihm große Thränen über die welk gewordenen Wangen. Verwundert trat ich zu ihm heran, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers. Aus dem Tone meiner Frage mußte es dem Unbekannten schon einleuchten, daß ihr nicht eine eitle Neugier zum Grunde lag; auch sagte er sofort, indem er sich zu mir wandte: »Mein Herr, in der Regel finde ich mich hier nur früh und an den Tagen ein, wo kein starker Besuch zu erwarten ist, auch sind Sie der erste, der mich so überrascht hat: wenn Sie es indessen wünschen, so will ich Ihnen über mein Benehmen Aufschluß geben. — So hören Sie denn,« fuhr er fort, als er auf meiner Physiognomie die Neugier der Theilnahme wahrnahm, die in einen Kummer, weniger um dessen Geheimniß zu ergründen, als um seine Bitterkeit zu mildern, eingeweiht zu werden wünscht. — »Ich komme oft zu diesem Bilde, das in Ihren Augen für mich keinen Anklang haben kann, das aber dennoch eine höchst peinliche Erinnerung in mir auffrischt und mir als das Einzige, was mir von meiner Liebe geblieben, theuer ist.... Aber, Sie können mich so nicht verstehen, und ich will mich deutlicher ausdrücken.«

Nachdem ich mich gerade vor das Bild hatte stellen müssen, sagte er zu mir:

»Sie werden sich gewiß der Wunder der Vendee und vor allem des erstaunlichen Marsches erinnern, der auf den Uebergang über die Loire folgte, wo, trotz Krankheiten, Mangel und Zwiespalt, eine Armee von dreißigtausend Mann, deren Bewegungen noch durch eine gleiche Anzahl Frauen behindert wurden, welche den Muth und das Unglück ihrer Väter, ihrer Gatten, ihrer Kinder hatten theilen wollen, in weniger als zwei Monaten einen Weg von fast hundert und fünfzig Lieues zurücklegte, vierzehn Städte belagerte, davon zwölf einnahm, und sieben Schlachten gewann, welche den Soldaten der Republik mehr als zwanzig tausend Mann kosteten.

»Es war eine traurige Episode, die merkwürdige und furchtbare Epoche, von der ich Ihnen erzählen will.

»Der Klang des Beilschlages, der eines Königs Haupt herunterschlug, machte die ganze Vendee schauern, und bald hatten sich alle ihre Kinder erhoben und riefen Rache! Rache! Ich bin Vendeer, Herr! und so sehr jung ich auch noch war, würde ich einem älteren Bruder dennoch in die Reihen gefolgt seyn, wohin uns Gottes Stimme rief, wenn mich nicht meiner Mutter Gebot zurückgehalten hätte, der, alt und schwach, ein Beschützer Noth that.

»Aber meiner armen Mutter bald aus den Armen gerissen, mußte ich gezwungen eine rothe Kokarde an meinen Hut stecken; mußte ich gegen Männer kämpfen, ihnen vielleicht, o Gott! den Tod geben, deren Muth ich bewunderte, deren Meinungen ich theilte; gegen Franzosen, gegen Brüder! Ja, mein Bruder war unter ihnen, und wenn ich anschlug, war er vielleicht das Ziel meines Gewehrs. Wie ist es nur möglich gewesen, daß ich bei dieser greulichen Furcht länger als einen Tag habe ausdauern können!

»Ich ward dem Regiment der Grenadiere von Armagnac einverleibt, welches unter den Befehlen des Generals Tilly herbeieilte, um die Westarmee zu verstärken, zu deren Oberbefehl General Marceau ernannt worden. Larochejaquelin war nach einem blutigen Kampfe am 10. Oktober mit den Trümmern seiner Armee, damals in fünf große Korps unter den Befehlen von Fleuriot de Lafleuriage, Cadet de Rostaing, Desessart, d'Antichamp und Biron, eingetheilt, in Mans eingerückt. Aber der Konvent hatte von allen Seiten eine Menge Truppen marschiren lassen und Marceau den Befehl ertheilt, sich zu schlagen. Er konzentrirte seine Divisionen zu Foulrourtre, einem unfern Mans belegenen Dorfe, und ließ

sie dann bald auf diese Stadt losgehen. Mein Regiment befand sich bei dem Vortrabe unter dem Befehl von Westermann, der sich durch seine Grausamkeit im Treffen den Beinamen des Schlachters erworben hatte. Die zu Pontlieu, vor Mans, aufgeworfenen Festungswerke und die äußeren Verschanzungen wurden nach einem nur schwachen Widerstande ziemlich bald genommen: das Elend, die Kämpfe, und vor allem die Entfernung von ihrem Lande, begannen den Muth der Vendeer zu beugen. — Wir trafen vor Mans ein.

»Es war vier Uhr Nachmittags. Eine bleiche, halb verschleierte Oktobersonne strömte nur wenige Stralen aus, die in grauem Gewölk erloschen: die Natur war traurig, wie mein Herz.

»Inzwischen hatten wir einen verzweifelten Kampf zu bestehen. Larochejaquelin hatte seine gesammte Artillerie auf dem Hauptmarkte von Mans und in den angränzenden Straßen aufpflanzen lassen; dort hatte er auch mit seinen Unterbefehlshabern, dem Generalmajor Stoflet, dem Kavalleriechef Talmont, dem Generaladjutanten Ritter Renoux, dem Befehlshaber der Artillerie, Bernard de Marigny, Posto gefaßt. Dort befanden sich auch die Damen Bonchamps und de Lescure, so wie Bernier, der Pfarrer von St. Laud d'Angers, durch ihre Gegenwart und ihre Reden die tapferen Landleute ermuthigend, die Soldaten geworden waren, um den Thron und den Altar zu vertheidigen.

»Es erhob sich ein wüthiger Kampf am Eingange des Platzes. Fünf ganzer Stunden lang schlugen die Vendeer, obgleich durch unsern ungestümen Angriff stutzig gemacht, sich wie Helden. Auf die Stimme ihrer Anführer, die ihnen zuriefen, nicht vom Fleck zu weichen, antworteten sie mit ihrem Tode.

»Erst um neun Uhr Abends verschaffte die Ankunft einer neuen republikanischen Division, unter den Befehlen des Generals Kleber, den Soldaten des Konvents den Sieg. Larochejaquelin bot alles auf, den Kampf zu erneuern, jedoch vergebens: eine unaussprechliche Verwirrung lähmte die Ausführung seiner Befehle, und bald sah er selbst sich in der Flucht auf der Straße von Laval mit fortgerissen. Da begann eine scheußliche Scene, die mir noch nach vielen Jahren, wenn ich daran denke, einen kalten Schweiß auf die Stirn treibt....

»Eine Menge, auf dem Markte und in den Straßen von la Perle, Saumon ꝛc. eingeschlossener Vendeer wurden auf Westermann's Befehl durch Kartätschen zu Boden geschmettert.... Vergebens suchte Marceau diesem Gemetzel ein Ende zu machen; trunken von Blut, wollte der Soldat noch immer mehr Blut fließen sehen. Westermann antwortete auf unsere Bitten, diese Unglücklichen zu retten, durch ein scheußliches Lachen, und rief, auf die aufgehäuften Leichen zeigend: »sie sind en batterie!«

»Ich stand, blaß und regungslos vor Schrecken, bei diesem Schauspiel wie der Vogel, den der Blick der Schlange gefesselt hält; es fehlte mir die Kraft, vor dieser Gräuelscene zu fliehen, und ich konnte nur mein Geschrei mit dem Geschrei der Verzweiflung von all den Opfern vereinigen, deren Blut wie ein Bach zu meinen Füßen hinrieselte. Ach, Herr! wie war das gräulich!

»Mitten unter den Unglücklichen zeichnete sich eine Frau hohen und edlen Wuchses, die auch schön von Zügen seyn mußte, aus.... Sie deckte mit ihrem Körper ein zehnjähriges Kind, ihr eigenes; in dem Ausdruck ihrer Augen, in den Bewegungen ihrer Lippen sprach sie die volle mütterliche Beredtsamkeit ihrer Bitten aus. Aber ihre schwache Stimme verhallte unter dem wilden Geschrei und dem fortwährenden Schießen.... Starr vor Entsetzen heftete sich mein Blick auf diese Frau — ich erkannte sie; sie war — das Weib meines Bruders! So sehr er sie auch gebeten hatte, zurückzubleiben, war sie ihm doch mit ihrem jungen Kinde gefolgt.

»Ich schleppte mich hin, zu Westermann's Füßen, und wollte, alle meine Kräfte zusammenfassend, ihn anflehen, daß er Gnade gewähren möchte. Ein Pelotonfeuer ließ mich nicht zum Wort kommen; ich sank fast leblos zusammen.... dann lebte wieder ein Funke der Hoffnung in mir auf. Alle werden ja doch nicht todt seyn..., und es ist noch wohl Hülfe anzuwenden!... General! rief ich, indem ich Westermann's Kniee umklammerte, General, unter diesen Frauen ist auch meines Bruders Weib! In des Himmels Namen, im Namen Ihrer Mutter, im Namen alles dessen, was Ihnen theuer ist, Gnade, Gnade für sie, falls sie noch lebt! — Gnade!

»In diesem Augenblicke richtete Marie, meines Bruders Weib, sich unter mehren Leichen auf.... Das Blut strömte ihr aus der Brust, aber ihren Sohn hielt sie noch unverletzt in ihren Armen..... Westermann schien zu stutzen.... Wer nicht todt ist, möge aufstehen, rief er. Ich brach in ein lautes Freudengeschrei aus und wollte eben, Westermann segnend, zu meiner Schwägerin hineilen, da kommandirte er wieder — Feuer!!!

»Dießmal hatten die Kugeln gut getroffen .... alle Köpfe, die sich einen Augenblick gehoben hatten, fielen neuerdings, nun für ewig, zurück. Als einige Augenblicke später eine Eskadron Kavallerie in gestrecktem Gallopp die Straße entlang sprengte, da waren es nur noch Leichen, die von den Hufen der Pferde zertreten wurden.

»Marie lebte noch; sie hatte noch die Kraft, sich einen Augenblick auf den Knieen zu erhalten, um ihr armes, nun todtes Kind noch einmal ans Herz zu drücken... sie schaute betend zum Himmel auf.... Dieser Blick ist es, dessen ich mich erinnere, so oft ich dieß Gemälde betrachte; diesen Blick, Herr, werde ich nie vergessen, und so oft ich daran denke, ist es, als wollte mir das Herz brechen. Ehe er den Himmel erreichte, hatte er auf mir geweilt, auf mir, der ich mit zu denen gehörte, die ihr zweimal das Leben genommen hatten!!!...

»Ich brachte die Nacht betend bei den Leichen zu, ihre klaffenden Wunden, ihre blutigen Stirnen mit bittern Thränen netzend, ohne einmal so viele Besinnung zu haben, daran zu denken, daß ich noch einen andern Verlust zu beweinen haben würde.... Als der Tag anbrach, trug ich die Leichen der beiden armen Opfer in meinen Armen nach dem Platz der Jakobiner, der mit Todten und Verwundeten untereinander bedeckt war; dort grub ich in der Nähe der Lindenbäume eine Gruft, in die ich die Frau und den Sohn meines Bruders unter Recitirung von Worten legte, welchen die Heiligung des Priestermundes fehlte.

»Als ich die erste Schaufel Erde in die Grube warf, hörte ich ein leichtes Geräusch aus einer Gruppe von Leichen, die nicht weit davon aufgeschichtet lagen; ich sah mich um, und erblickte nun einen Vendeer, der sich mitten unter seinen getödteten Kameraden aufrichtete. Er wendete sein mit Blut besudeltes und unkenntliches Gesicht zu mir, so wie seine ersterbenden Augen, die mir dennoch zulächeln wollten; dann sie auf die Gruft heftend, sagte er: »da, da sind sie!« Nun nahm er alle seine Kräfte zusammen, kroch zu mir hin, erfaßte meine Hand, und stammelte: »Habe Dank, Bruder!«

»Darnach wälzte er sich, ein Wort des Abschieds hermurmelnd an die, welche er verließ, ein Wort der Liebe an die, welche er wiederzusehen im Begriff war, ein Gebet zu Gott, auf den er sein Vertrauen gesetzt, und dessen Gnade er für seinen Bruder anflehen wollte, in die, nur für zwei Leichen gegrabene, Gruft....

»Einige Zeit darnach riß eine Kugel mir ein Bein weg. Westermann hatte sein Haupt schon dem Schaffotte dargebracht....

»Gott ist gerecht!«

Die englischen Pontons.

Von E. Corbière.

Es ist eine ganz sinnreiche, aber zugleich höchst grausame Idee gewesen, ein Kriegsschiff zu einem großen Gefangenkerker zu machen. Auf dem Lande machten die großen Kriegsgefängnisse, wenn auch mit einer dreifachen Mauer umgeben, es den Gefangenen oft möglich, die Wachsamkeit der ausgestellten Posten und die der Kerkermeister zu täuschen; aber am Bord eines mitten im Flusse liegenden Linienschiffes, dessen Stückpforten vergittert waren, das Tag und Nacht bewacht wurde, war die Aufsicht sicherer und bequemer; und man konnte dort ohne große Kosten während all der Dauer eines Krieges sechs- bis achthundert Gefangene festhalten, die in dem engen Raum zu sehr auf einander gehäuft waren, um einzeln etwas zu unternehmen, und individuell zu gut bewacht, um gegen die Sicherheit der Sbirren zu komplottiren, welche den Auftrag hatten, die geringste Bewegung zu unterdrücken, die auf Desertion abgesehen war.

Schon der bloße Anblick der Pontons offenbarte all das Elend, all das Leiden, deren Schauplatz diese schwimmende Gräber geworden waren. Ein abgetakeltes Schiff, ohne Segel, ohne Geschütz, aber vor allen seinen Stückpforten mit ungeheuren Eisenstangen versehen, zwischen welchen blasse und abgemagerte Gesichter die Luft einzuathmen suchten, welche aus dem sumpfigen Ufer aufstieg, war das traurige Bild, das alle die Pontons zu Chatam, Portsmouth und Plymouth darboten! —

Oberhalb der Verdecke und der Kastelle dieser großen Kerker hatte man unförmliche Dächer angebracht, um während des Tages den Unglücklichen zum Schutz zu dienen, die nach ein wenig Luft jammerten, nachdem sie über Nacht ihre Kräfte in dem Kampfe mit der ungesunden Atmosphäre der Batterien oder des Raums erschöpft hatten.

Jeden Augenblick ließ der befehlshabende Offizier der Pontons seine Gefangenen zählen und wieder zählen, um die Desertion zu verhindern oder zu ermitteln, die er von diesen Unglücklichen, welche stets bereit waren, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, wenn sie nur hoffen durften, ihren Kerkermeistern zu entrinnen, zu befürchten hatte. Von Stunde zu Stunde wurden die Eisengitter vor den Stückpforten nachgesehen, so wie man bei den Galeerensklaven die Fesseln nachsieht, die sie ohne Unterlaß durchzufeilen oder zu zerbrechen streben, um den Wächtern zu entrinnen, welche ihnen unaufhörlich auf den Fersen folgen.

Aber so gewissenhaft und bedächtig auch die Aufsicht der englischen Kerkermeister war, war die Geschicklichkeit der Gefangenen doch noch größer, und die Mittel, welche sie aufboten, um sich frei zu machen, trugen zuweilen den Sieg über die Mittel davon, welche angewendet wurden, um sie festzuhalten.

Wer nie die Qual einer langen und unausstehlichen Gefangenschaft erlebt hat, kann sich schwerlich die übermenschlichen Anstrengungen denken, die von Gefangenen versucht werden, um, und wenn auch nur auf einen Augenblick, aus dem Kerker herauszukommen, wo sich ihr Leben aufreibt. Der Mensch, welcher, wenn er einmal die Freiheit wieder erlangt hat, dann, um sein Glück zu machen, nur die Hälfte der Hülfsmittel anwenden würde, die er in seinem Genie gefunden, um dem Kerker zu entrinnen, würde sicherlich den Gipfel des Reichthums oder des Ruhmes erreichen. Aber gemäß einer der Schwächen unserer Gattung sind die höchsten Anstrengungen und Willensbestrebungen fast nichts anders als in der Gefangenschaft möglich.

Ein Loch machen, um von einem Ponton zu desertiren, war ein Meisterstück der List, der Geduld und des Genies; und doch unternahmen dieß Gefangene, welchen man von diesem allen wenig zugetraut hätte.

Ein hölzernes Gitterwerk war nach Außen auf der Seite eines jeden Pontons, ungefähr acht Zoll hoch über dem Meere, angebracht. Auf diesem Gitterwerke wachten Tag und Nacht Schildwachen, die auf das geringste Geräusch, auf die leiseste Bewegung, auf den kleinsten Hauch Acht gaben. —

Wenn die Nacht den Ponton, in welchem die Gefangenen schliefen, und das Ufer, welches von zahlreichen Posten bewacht war, mit ihrer Stille und ihrem Schweigen umgab, so konnte man keinen Schrei ausstoßen, kein Liedchen trällern, kein Wort laut werden lassen, das nicht von den Schildwachen gehört, von den Posten auf dem Verdeck für ein allarmirendes Zeichen genommen und schnell als das Signal zu einer allgemeinen Meuterei denuncirt worden wäre.

Und doch war es unter diesem Gitterwerke, in welchem die Posten unbeweglich auf der Lauer standen, wo das Loch minirt und durchgebrochen wurde, durch welches die Deserteurs sich leise ins Meer hinabließen, um, mit dem kleinen ledernen Beutel versehen, welcher ihre Effekten enthielt, ans Land zu kommen. (Fortsetzung folgt.)

Thomas Chatterton.

(Schluß.)

Am 20. April 1770 kam er zu London an; er begab sich sogleich zu den Buchhändlern, mit denen er in Verbindung gestanden, und bat sie um Beschäftigung. Sie nahmen ihn sehr gut auf. Man beauftragte ihn, regelmäßige Beiträge für mehre literarische Magazine zu liefern, wofür er ein Honorar bekam, das, obwohl nicht eben sehr beträchtlich, doch für ihn, der nicht gewohnt war, mit vielem Gelde umzugehen, eine ganz bedeutende Summe war, die ihn desto mehr entzückte, als er in ihr die Vorläuferin seines Glückes zu sehen glaubte. In einem Briefe an seine Mutter vom 6. Mai schreibt er: »Endlich befinde ich mich in einer angemessenen Stellung, ganz nach meinem Wunsche. Ich erhalte vier Guineen monatlich von der Redaktion jedes Magazins, an dem ich mitarbeite, und man schlägt mir vor, diese Summe zu verdoppeln, wenn ich es unternehmen will, eine Geschichte von England zu schreiben. Einige neue Versuche, die ich von Zeit zu Zeit mit den Journalen vorzunehmen gedenke, werden mir zu leben verschaffen, und noch darüber hinaus. Welche herrliche Aussicht für mich!« In einem andern Briefe an seine Schwester spricht er von einem Engagement, das er eben eingegangen, nämlich eine Geschichte von mehren Bänden in einzelnen Nummern zu London erscheinen zu lassen; er sollte bei dem Buchhändler freien Tisch und Wohnung haben und außerdem noch eine große Summe Geldes erhalten. »Sey versichert,« setzt er in dem Briefe hinzu, »daß mit jedem Ende des Monats Euer Wohlstand sich erheben wird. Ich werde Dir den nächsten Frühling zwei seidene Kleider schicken, und unsere Mutter wird auch bedacht werden.«

Unglücklicher Weise gab Chatterton bald alle diese Projekte auf, um sich der Polemik zu überlassen, die seinem satyrischen Charakter weit mehr zusagte. Schon bevor er Bristol verlassen, und noch einige Zeit nach seiner Ankunft in London, erklärte er sich für die Partei der Whigs und fing an, gegen

das Ministerium zu schreiben; allein bald bemerkte er, daß auf dem Boden, den er betreten, wenig Geld zu gewinnen sey, und daß die Reichthümer und Ehrenstellen ganz auf Seiten seiner Gegner wären. Wie es oft bei jungen Leuten der Fall ist, daß sie, obgleich mit theoretischen Kenntnissen genungsam ausgerüstet, doch noch keine feste Prinzipien haben, so ging es auch unserem Chatterton; er fühlte Talent bei sich, und von diesem wollte er Gebrauch machen; was aber sein moralisches Gefühl und Urtheil anbelangte, so bedurfte dieses in großem Maße noch der Entwickelung und Ausbildung. Er kümmerte sich wenig darum, das Wesen und die Rechtlichkeit der Partei zu prüfen, zu deren Gunsten er schrieb; denn ihm war dieß Alles nur ein weites Feld der Uebung für seinen Geist, eine Gelegenheit sich bekannt zu machen und sich eine bessere Zukunft zu schaffen. **Schreiben** war eigentlich sein festestes Prinzip, oder vielmehr das einzige Prinzip, das er hatte.

Im Monate Juni desselben Jahres wurde er Hrn. Beckford, dem Haupte der Opposition vorgestellt, zu dessen Lobe er einen Artikel verfaßte, der in das North Briton Journal aufgenommen werden sollte. Allein Hr. Beckford war plötzlich gestorben, und noch ehe es zum Drucke kam, wurde unserm Chatterton sein Aufsatz wieder zurückgeschickt. Chatterton, obgleich Anfangs durch den Tod seines Patrons und den Verlust seiner Arbeit entmuthigt, fiel es bald ein, daß er noch jetzt, nach dem Tode, von seinen Freunden Nutzen ziehen könne, und er gab eine Sammlung von Elegieen heraus, die ihm einige Guineen einbrachten.

In einem Briefe aus jener Zeit lesen wir: »Ich bin ein armer Mann und ein armer Schriftsteller; ich kann nicht auf einmal für zwei Parteien schreiben.« In einem anderen Briefe befindet sich Folgendes: »Die Artikel, die man für Volkspartei liefert, bringen nicht mehr, als den Preis, für den sie verkauft werden. Andererseits werden die, welche in einem entgegengesetzten Sinne geschrieben sind, nicht immer angenommen; man muß oft noch dazu bezahlen, um sie gedruckt zu sehen, und zuweilen kommt man bei diesem Handel noch gar zu Schaden. Die Hofleute sind aber so sehr für ihre Possen eingenommen, daß sie alle diejenigen belohnen, die sie nur immer mit einigem Anscheine von Geist zu prellen wissen.«

Armer Chatterton! Und das waren die Grundlagen, auf denen er seine künftige Größe aufbauen wollte! Wie oft äußerte er sich nicht, »daß er schon jetzt die politische Welt lenke, bevor er noch sein Werk zu Ende gebracht.« Ach! er bemerkte nur zu bald, daß er sich nicht einmal einen Bissen Brod in der Welt zu sichern vermochte, die er zu regieren vermeinte.

Chatterton bewohnte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in London das Haus eines Gypsarbeiters, Namens Walmsley. Im Monat Juni zog er, ohne Zweifel, um das über ihn hereinbrechende Elend vor denen zu verbergen, die ihn so oft von seinen glänzenden Träumereien von der Zukunft hatten sprechen hören, nach der Brookstraße, in das Haus eines Sackhändlers, Namens Angel. Er hatte den größten Theil seines Geldes im Kaffeehause und für Kleidungsstücke ausgegeben, Dinge, die er für unerläßlich hielt, um in der Welt Fortschritte zu machen. Indeß muß man zur Ehre der Wahrheit hinzufügen, daß er nie, selbst nicht zu der Zeit, wo er schon in großer Armuth war, unterließ, Geschenke an seine Mutter und Schwester zu schicken, deren künftiges Geschick ihn auch fortwährend beunruhigte und bekümmerte. Im Monat Juli beginnt er in seinen Briefen an sie in allgemeine Klagen auszubrechen, in Klagen über das Elend, von dem die Gelehrten fast nie verschont werden. Kurz darauf gab er seine ehrgeizigen Pläne alle auf, und bewarb sich um eine Stelle als wundärztlicher Beistand auf einem Negerfahrzeuge; allein man wies ihn als einen zu diesem Dienste Unfähigen ab. Da ergriff ihn die Verzweiflung, und am 24. August nahm er Arsenik im Wasser aufgelös't und starb an dem darauf folgenden Tage. Sein Leichnam wurde auf einem Kirchhofe beigesetzt, der seit jener Zeit in den Farringdonmarkt umgewandelt worden.

Auf diese Weise endete Thomas Chatterton, dessen Name in den Jahrbüchern der englischen Literatur, sowohl in Betracht dessen, was er geleistet, als dessen, was er hätte leisten können, für immer berühmt bleiben wird, in einem Alter von 17 Jahren und 9 Monaten. Seine poetischen Versuche, die anfangs keine große Theilnahme erweckt, wurden gesammelt herausgegeben und haben in dieser Gestalt zu unendlichen Kontroversen und Untersuchungen der größten Gelehrten Anlaß gegeben. Und als die Welt endlich das Genie erkannte, das sie in das Dunkel der Vergessenheit verstoßen, wollte sie gern Einen haben, dem sie die schimpfliche Katastrophe zurechnen könnte. Allein schuldig war Niemand, als das Opfer selbst; er, der in einem Anfalle von Ungeduld und Verzweiflung, gleichsam, um sich an der Welt, die ihn verkannt, zu rächen, den kostbaren Edelstein von sich warf, der ihm anvertraut war.

Homonyme.

(Ein und dasselbe Wort in zweifacher Bedeutung.)

Der Waidmann.

Du armer Tropf!
Im Magen krank
Und krank im Kopf,
Der voll Verdruß
Des **Ersten** Trank
Stets schlürfen muß,
O werd', gleich mir,
Ein Jägersmann,
Du wirst alsdann
Ich bürg' dafür —
Gesunden bald.
Im freien Wald
Wird rein dem Blut,
Dein Geist wird hell
Und frisch dein Muth
Am frischen Quell,
Der draußen rauscht.
Drum sey gescheidt,
Das **Erst'** für's **Zweit'**
Rasch umgetauscht.

Nieder-Halt, bei Ahrten. Karl Dirr. Aubenkloh.

Theateranzeige.

Dienstag, den 12. August. **Der Calif von Bagdad**, Oper in einem Akt, Musik von Boieldieu. Vorher: (Zum Erstenmale wiederholt) A. B. C., Posse in zwei Akten, frei nach dem Englischen, von G. Kettel.

Mittwoch, den 13. August. (Zum Vortheil der Dem. **Lindner** und zum Erstenmale nach der von dem Verfasser selbst getroffenen Einrichtung für die Bühne) **Göz von Berlichingen mit der eisernen Hand**, Schauspiel in sechs Akten, von Göthe. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 96. 13. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition', für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die englischen Pontons.

(Fortsetzung.)

Wie viele Geschicklichkeit, wie viele Arbeit war erforderlich, um solch ein Loch zu Stande zu bringen! Wie viel Sorge kostete es vor allem, es, während der Arbeit, der Wachsamkeit der Kerkermeister zu verbergen! Man denke sich ein Linienschiff, die Proportion seines Holzmaßes ꝛc., und dieß alles sollte ohne Axt, ohne Säge, mit gewöhnlichen Taschen- und Federmessern, die einzige Waffe, die einzigen Werkzeuge, welche den verdächtigen Händen der Gefangenen gelassen wurden, durchbrochen werden!

Und wenn man nun durch die höchste Anstrengung in Arbeit, Geduld und Vorsicht ein Loch in der Holzwand zu Stande gebracht hatte, sollte noch, eben über dem Wasser und gerade unter den Füßen der Wache in dem Gitterwerke, der Kupferbeschlag des Schiffes weggeräumt werden.

Es war keine leichte Aufgabe, ein Metallblatt zu lösen, ohne daß es Lärm gemacht hätte. Das Loch zu dicht über dem Wasserspiegel angebracht, hätte das Schiff sinken können; und wenn man dem Gitterwerke zu nahe kam, so war es nicht zu vermeiden, daß die Wache darin Unrath merkte, und die ganze Besatzung des Pontons auf die Beine brachte. Zwischen diesen beiden gefährlichen Extremen sollte nun die rechte Mitte getroffen werden. Wie viele Kombinationen, wie viele Berechnungen, wie viel Glück gehörten schon dazu, um nur erst ins Wasser zu gleiten, in welchem man dann noch immer der Gefahr ausgesetzt blieb, von den Posten und Sbirren erschossen zu werden, womit das Ufer dicht besetzt war.

Ein dergestalt von einigen Gefangenen zu Stande gebrachtes Loch gehörte von Rechtswegen denjenigen zu, die es geschaffen hatten. Ihnen war das Privilegium vorbehalten, sich desselben zuerst zu bedienen; dann aber ward es das Gemeingut aller Gefangenen. Um indessen mehr Ordnung und Zeitersparniß in die Desertion zu bringen, loosete man um die Priorität, die diejenigen, welche eine gute Nummer gezogen hatten, zuweilen wieder im Würfelspiel auf die Wage setzten; denn das Spiel ward bei allem, was die Gefangenen thaten, in Anwendung gebracht. Das Spiel ist der Gefährte all der Lagen, welche unsere Natur demoralisiren.

Wenn ein Loch entdeckt worden war, machten die Wachen sofort Lärm. Dann kamen alle Engländer binnen einer Minute auf die Beine. Die stets bereiten Böte wurden ausgesetzt, um den Ponton von allen Seiten zu umfahren. Es wurden alle Schiffslaternen angesteckt; die Gefangenen wurden wohl zwanzigmal gezählt, und wenn die Böte bei ihrer nächtlicher Expedition einmal irgend einen Unglücklichen entdeckten, der, um ihrer Verfolgung zu entgehen, von Zeit zu Zeit untertauchte, so ward von allen Seiten nach ihm geschossen, so daß sie mehr als einmal statt des Flüchtlings, eine von Kugeln durchbohrte Leiche mit zurückbrachten.

Das Mittel, durch das Durchfeilen oder Ausbrechen der Eisengitter vor den Stückpforten zu desertiren, war in den ersten Jahren der Gefangenschaft am Bord der Pontons mit Glück angewendet worden; aber die zu häufig wiederholten Versuche dieser Art hatten zuletzt die Aufmerksamkeit der Engländer dermaßen provocirt, daß in dieser Weise nichts mehr auszurichten war. Um einige Aussicht auf Erfolg zu haben, und auf welch einen Erfolg, mußte ein Loch ins Schiff gemacht werden.

Die Gemeinschaftlichkeit des Unglücks und die Solidarität der Leiden sind Dinge, welche am geeignetsten sind, um unter Menschen Gemeinsinn zu erzeugen, die durch gleiches Mißgeschick verbunden worden. Die Engländer boten alle Arten der Bestechung auf, um unter den Nichtswürdigsten der Gefangenen Subjekte zu finden, welche ihnen die Anschläge zur Flucht, welche ihre Kameraden machen möchten, verrathen sollten. Aber troß des Goldes gelang es den Engländern nur höchst selten, einen Gefangenen zu bewegen, daß er ihnen ein Loch verkaufte. Denn es herrschte ein einiger Geist, und so zu sagen auch ein Fanatismus, am Bord der Pontons; der einige Geist war die Liebe zu den Kameraden, der Fanatismus die Liebe zu der eignen und der Andern Freiheit.

Die Züchtigung, welche den Verräthern zu Theil ward, war übrigens eben so prompt und eben so grausam als ihr Verbrechen niederträchtig gewesen war. Sie wurden, so wie man sie entdeckte, von denen in Stücke gerissen, die sie verkauft und ihren Feinden überantwortet hatten.

Aus der Geschichte der Pontons erzählt man sich wunderbare Fälle des Flüchtens, ich will nur einen davon anführen, der meines Bedünkens mit größter Kühnheit und mit größtem Glück aufgeführt worden ist.

Ein Kutter, der Pulver geladen, hatte sich längs einem der Pontons zu Plymouth vor Anker gelegt, die Zeit abwartend, wo er das Kriegsschiff Egmond, welches auf der Rhede lag, mit Munition versehen sollte.

Da öffnet sich über Nacht ein Loch am Bord des Pontons. Der Kadett Lariviere kriecht zuerst hindurch; ihm folgen vier oder fünf andere Gefangene, und alle gelangen ungesehen an Bord des Kutters, dessen gesammte Mannschaft sie in dem hinteren und vorderen Gemache schlafend finden.

Sie werfen sich in beide Gemächer, verschließen deren Ausgänge nach Außen, überwältigen die schlaftrunkenen Engländer, ziehen ihnen ihre Kleidung aus, um sie selbst anzulegen, und knebeln sie. Als es Tag geworden ist, zeigen sie sich in ihrer Verkleidung auf dem Verdecke, und der Kadett, der zum Kommandanten der Prise ernannt worden, fordert in englischer Sprache die Mannschaft auf dem Ponton auf, etwas zu wenden, damit er Platz bekomme; dann geht der Kutter unter Segel.

Durch einen frischen Wind der Rhede zugeführt, fährt der Kutter an dem Schiffe, in welches er sein Pulver hätte

ausladen sollen, und das seiner schon gewärtig ist, vorüber und eilt mit vollen Segeln ins hohe Meer. In Folge dieses dem Egmond auffallenden Manoeuvers macht er jenem Signale, die aber nicht verstanden werden und unbeantwortet bleiben. Nun endlich werden dem flüchtigen Kutter leichte Segler nachgesandt, die ihn aber vor Abends nicht mehr einholen können. Sie erreichen ihn nicht, und der Kadett Lariviere kömmt mit seinen englischen Gefangenen und den Kriegsvorräthen, die dem Schiffe Egmond bestimmt gewesen, am andern Morgen glücklich zu Roscoff an. Das war nicht bloß ein Coup de liberté, wie die Gefangenen sich ausdrückten, sondern auch ein Coup de fortune.

Die Engländer belohnten in der Regel diejenigen unter den Gefangenen, welche sich bei Feuersbrünsten oder sonst ungewöhnlich ausgezeichnet hatten, durch ihre Freilassung. Ein Freund von mir, der schon seit langer Zeit am Bord eines Pontons zu Chatam gefangen gehalten worden, kam deßhalb auf den Einfall, eine englische Schildwache durch ein starkes Geldopfer zu bewegen, sich, wie durch Zufall, ins Wasser zu werfen, um dann durch ihn gerettet zu werden. Die zwischen den beiden Agirenden verabredete Komödie ward ausgeführt, und acht Tage darnach war der edle Retter, dessen Lob überdem noch in allen englischen Zeitungen ertönte — in seinem Vaterlande.

Am Bord desselben Pontons waren fünfzehn bis zwanzig Mann durch ein Loch entschlüpft, welches man der Wachsamkeit der Engländer zu verhehlen so glücklich gewesen war. Eine Menge anderer Gefangenen wollte noch denselben Weg einschlagen, als es dem Befehlshaber des Schiffes eben einfiel, über seine Gefangenen Apell zu halten. So wie ein Gefangener aufgerufen wurde, kam er von dem Hintertheil des Schiffes, antwortete, und ging an dem Aufrufenden vorüber nach dem Vordertheil; damit nun aber die Desertion nicht vor der Zeit laut werde, machten so viele, als nöthig waren, die fehlende Zahl zu ergänzen, die Runde nach dem Hintertheil des Schiffes doppelt, um statt der entronnenen Kameraden zu antworten. Erst dann, als es schon bei fünfzig Gefangenen gelungen war, das Ufer zu erreichen, ward das Loch und die List, womit die erste Flucht verheimlicht worden, entdeckt.

Der Staab der englischen Pontons bestand aus einem Lieutenant, der das Schiff befehligte, aus einem Nächstkommandirenden, und aus drei bis vier Marinekadetten.

Etwa dreißig Matrosen, um die Böte zu bemannen, und sechzig bis achtzig Seesoldaten, welche unter den Befehlen eines Unteroffiziers den Dienst am Bord und die Bewachung der Gefangenen hatten, bildeten die Schiffsmannschaft.

Die Gefangenen schliefen in Hängematten, welche jeden Morgen auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen eingezogen wurden.

Vier Unzen klebriges Brod, ein wenig schlechtes Fleisch oder halb verdorbener Stockfisch, und einige Unzen trockner Hülsenfrüchte oder Kartoffeln war alles, was jedem Gefangenen verabreicht ward. (Schluß folgt.)

Das Konzertungeheuer in Westminster.

Das große Konzert ist vor Kurzem beendigt und die Meinungen sind über das Verdienst der verschiedenen Theile der Ausführung getheilt, obgleich man allgemein darüber einig ist, daß man bei dieser Gelegenheit den Zustand der Vokal- und Instrumentalmusik in England habe beurtheilen können. Trotz den Namen Rubini, Tamburini, Zuchelli, Iwanow, Grisi, Stockhausen und Coradori, die auf der ungeheuern Liste der Mitwirkenden standen, war der Haupttheil der Vokalmusik Nationalsängern anvertraut. Nach den erwähnten waren die bemerkenswerthesten Namen Braham, Phillips, Bellamy, Vaugham, Sazio, E. Seguin, Bennets, Machin, Hawkins, Miß Stephens, Bischop, Kaynott, Novells, Lawse, Nümer, Bruce rc. Das Orchester bestand fast ganz aus englischen Instrumentisten, der größte Theil der Chorsänger war aus den Provinzen und aus den Singegesellschaften von Norwick, Liverpool, Birmingham, Leicester und Manchester, so wie unter den Kirchensängern ausgewählt worden. Die Zahl der Mitwirkenden war genau folgende:

Stimmen.	
Diskante . .	124
Alte	76
Tenore . . .	56
Bässe . . .	100
	356
Instrumente.	
Violinen . . .	80
Bratschen . .	32
Violoncellos . .	18
Contrebässe . .	18
Blasinstrumente	72
Pauken . . .	3
	223
Rezitir-Stimmen und Organisten .	52
	631

Die Leitung des Materiellen des Festes war Sir George Smart übertragen, der dabei viel Scharfsinn und Talent gezeigt hat. Nur das Mißverhältniß zwischen den Violinen und Violoncellos ist zu tadeln. Im Orchester des Konservatoriums in Paris, das gewiß in jeder Hinsicht als Muster gelten kann, befinden sich 28 Violinen, nämlich 14 auf jeder Seite, und 12 Violoncellos, welche also den ersten Violinen bis auf zwei an der Zahl gleich sind. In London unterstützte dagegen das Riesenorchester seine 40 ersten Violinen (auf jeder Seite) nur durch 18 Violoncellos. Den Bässen fehlte es auch an Rundung und Majestät. Die letzten Proben waren wie wirkliche Aufführungen, so daß man statt der vier eigentlich acht Konzerte zählen könnte; das Interesse stieg mit einem jeden und zuletzt konnten die Musikfreunde nicht einmal alle Billets bekommen. Die Thüren der Abtei wurden eine halbe Stunde früher geöffnet als man angezeigt hatte, wegen der ungeheuern Menschenmenge, die sich vor denselben drängte. Die Musiker befanden sich vor der westlichen Thüre der Kathedrale. Merkwürdig war dabei die große Zahl von Sängern, welche sich zur Theilnahme erboten hatte, und die so bedeutend war, daß ein Drittel zurückreisen mußte. Um Niemanden ohne Grund die Theilnahme zu versagen, wurde eine Jury gewählt, welche die Sänger einer Prüfung unterzog. Als der ganze Verein von Sängern und Instrumentisten beisammen war, bildete er eine Masse, wie man sie auf dem Festlande vielleicht noch nie zu gleichem Zwecke gesehen hat. Zum Unglücke waren die Anordnungen schlecht getroffen, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich geschieht; alle waren so beengt, die Pulte waren so unpassend aufgestellt, daß die meisten Instrumentisten sich nur unvollkommen bewegen konnten und einander hinderlich waren; die Geiger konnten den Bogen nicht völlig ausziehen, die Posaunenbläser ihr Instrument nicht genug verlängern und die Contrebassisten stießen einander in die Rippen. Es scheint selbst, als habe diese Masse dicht gedrängter Menschen, die Kleider, Draperien rc. die Töne erstickt und die Schwingungen derselben so gebrochen, daß der Effekt weit unter dem war, welchen

man sich von einer so ungeheuern Menge von Stimmen und Instrumenten gemacht hatte. Groß war das Erstaunen der Zuhörer, als sie fanden, wie sehr die Orgel diese ganze Armee von Musikern übertöne.

Dieser Versuch beweißt, vielleicht zum hundertstenmale, daß jede der Kunst fremde Idee verbannt und jeder nicht musikalische Luxus verboten werden solle, wenn es sich von einer rein musikalischen Feierlichkeit handelt. Warum mußte man die Pfeiler und Bogen der Abtei mit glänzenden Draperien behängen? Man kam ja nicht, um zu sehen, sondern um zu hören. Dasselbe geschah bei der Todtenmesse für Ludwig XVIII. in St. Denis. Das Meisterwerk Cherubinis, von zweihundert ausgezeichneten Musikern aufgeführt, machte nur sehr geringen Effekt. Man hörte stets wenig und bisweilen gar nichts. Die Tribunen des Orchesters waren mit schwarzem Tuche bedeckt, das die Töne erstickte. Aber man wollte dem Architekten und Dekorateur ihre Kunst sehen lassen. Ganz einfache Tribunen von Holz!.. das war unpassend und unschicklich, besonders bei einer Trauerfeierlichkeit. Wenn einmal die Zeit gekommen seyn wird — wenn sie überhaupt kommt — dann kümmert man sich sicherlich nicht um das Aussehen eines Konzertsaals und die Ausschmückung desselben wird nicht kostspielig seyn. Trotz den oben erwähnten Unannehmlichkeiten ließen die zahlreichen Zuhörer (2,500 Personen) der Präzision des Orchesters in Westminster Gerechtigkeit widerfahren.

Pfennigbriefe aus meiner Reisetasche. Von M. G. Saphir.*)

(Fortsetzung.)

Wien.

Dein letztes Briefchen, meine Theure, war sehr kurz, aber es ist recht so; Liebesbriefe und Donaukarpfen müssen, wenn sie schmackhaft seyn sollen, kurz seyn und das Ende gleich beim Kopf haben. Liebesbriefe, besonders weibliche, sind wie Sommernächte, kurz, heiß und dunkel; wenn die Sommer, der wirkliche und der der Liebe abnehmen und der kühlere Herbst eintritt, werden Nächte und Briefe länger aber auch kühler. Je weniger das Herz spricht, desto mehr spricht die Feder.

Darum freute mich dein letztes Briefchen so sehr, es war so kurz und so liebevoll und so schalkhaft wie dein dramatisches Stumpfnäschen.

Wenn aber auch die ganze Postkutsche eines Frauenzimmerbriefes mit Liebe- und Freundschaft und Theilnahme besetzt ist, so sitzt die liebe Neugierde doch noch voran als blinder Passagier auf dem Bock, oder sie springt rückwärts auf den Lakaytritt auf. So hat sich denn auch an dein Briefschiff noch ein kleines Schleppe-Fragboot angehängt: »Sag', Lieber, hast du Strauß und Lanner schon gehört? Was denkst du von ihnen?«

Wer wird einige Wochen in Wien seyn und diese Dioskuren des Walzerhorizontes nicht gehört haben? Schon im Hereinfahren sah ich sie, auf den Mauern nämlich, in großen Lettern wie Kravattenschleifen.

Man meint hier fast jedes Haus
Heiße Lanner oder Strauß!

Die Straßen sind große Strauß- und Lanner-Alleen; an jeder Ecke siehst du solche langgestreckte Walzerproklamationen von Strauß und Lanner, und wenn die schönen Wienerinnen an einem solchen Landtanz-Aufgebot vorübergehen, so tanzen sie inwendig einen unsichtbaren Walzer oder ihre Seele summt ihn wenigstens zwischen den Zähnen.

Die Frauenzimmerseelen sind ja ohnehin lauter musikalische Instrumente, lauter Soloflöten und Aeolsharfen und Glasharmonika's, bloß wenn sie heirathen werden sie Brummeisen und Contrabäße!

Es wird nirgends so viel getanzt als in Oesterreich und in Wien, und das ist gut. Die tanzenden Völker waren von jeher die glücklichsten: nur einzelne Menschen, die tanzen, erhitzen sich, bei Menschen in Massen ist es umgekehrt; tanzende Völker kühlen sich durch das Tanzen ab, und es findet die entgegengesetzte Wirkung Statt: jemehr sie tanzen desto weniger zeigt sich ein Schwindelgeist bei ihnen.

Die wilden Völker tanzen viel, darum sind sie im Grunde die zahmsten Menschen; die zahmen Völker hingegen, die nicht tanzen, bestehen aus den wildesten Menschen. Ein Volk, das nie tanzt, ein Mensch, der nie lacht, ein Auge, das nie weint, ein Himmel, der nie regnet und ein Weib, das nie vor den Spiegel tritt, das müssen die entsetzlichsten Dinge seyn! Gehen, das ist die Orthographie der Füße, aber die Tänze, das sind die Empfindungslaute der Füße.

Tanzschuh und Sauerteigsohlen leiten alle Hitze vom Kopf und alle Aufregung der Gehirnorgane nach abwärts. Man raisonnirt mit dem Fuß, ein raisonnirender Fuß aber wird endlich von selbst müde. Deßhalb tanzen auch die Frauenzimmer mehr und leichter und besser als wir Männer, weil sie überhaupt besser und leichter und mehr raisonniren als wir Männer. Ein tanzender Mann verhält sich zu einem tanzenden Frauenzimmer wie eine Kanone mit Flügeln zu einer lebendigen Grasmücke. Der Mann tanzt, um eine Tänzerin zu haben, das Frauenzimmer hat einen Tänzer, um zu tanzen; der Mann tanzt objektiv, das Weib tanzt subjektiv. Der Mann betrachtet den Tanz als eine fliegende Brücke zu einem Frauenzimmer, hat er das erreicht, so wirft er die Brücke fort; das Frauenzimmer betrachtet den Mann bloß als nöthiges Bindewort, als Copula zwischen sich, als Subjekt und Tanz als Prädikat; geniale Tänzerinnen wie geniale Redner werfen oft den Mann fort und verbinden sich unmittelbar und allein mit dem Tanz. Bis ein Mann tanzt, bedarf es einiger Vorbereitung; er muß erst bedächtig seinen Rang von sich abschälen und ihn mit seinem Hute ein wenig an den Nagel hängen, oder einem Freund zum halten geben; drei bis vier Walzer müssen erst parlamentiren, bis die vorgeschlagene Tanzbill von dem Oberhause des Kopfes in das Unterhaus der Füße kommt und durchgeht; bei einem Frauenzimm r braucht aber bloß der erste Tanztakt in die Pulvertonne des Ohres zu fallen und das ganze Frauenzimmer tanzt in die Höhe. Der Mann, während er tanzt, denkt er an Dinge von gestern und an Dinge von morgen, er freut sich sogar schon während des Tanzes darauf, daß er nachher ins Rauchzimmer gehen wird, um Tabak zu rauchen; für ein tanzendes Frauenzimmer hingegen gibt es keine Gestern und keine Morgen; Vergangenheit und Zukunft, Kopf und Schwanz vom Zitteraal der Zeit existirt nicht für sie, und sie sehen nichts als den zitternden, zuckenden Rumpf der Gegenwart. Der Mann verspürt sogar während des Tanzes zuweilen, daß ihn der Schuh drückt, aber man hat kein Beispiel in der Weltgeschichte des Tanzes, daß ein Frauenzimmer während des Tanzes empfunden hatte, daß sie der Schuh drückt!

Unter Tanzen aber versteh' ich Walzen; alles Andere z. B. der Menuett, die Polonaise, die Francaise, die Anglaise 2c. heißt nicht tanzen, das heißt bloß mit den Füßen lallen, den Tanz buchstabiren. Wenn ich einen Menuett tanzen sehe, so glaube ich immer, diese Leute stammeln auf den Füßen; der rechte und der linke Fuß bewegen sich neben einander, wie zwei Diplomaten, man hört wohl was sie sagen, allein

*) Vergl. Nro. 86. des Konv.-Bl.

man weiß nicht was sie eigentlich von der Sache denken; allein Walzen das ist vollendete Rethorik, jeder Fuß ein Demosthenes, ein Sgricci.

Bei jedem andern Tanz bleiben Tänzer und Tänzerin zwei Wesen, zwei zweifüßige Wesen; beim Walzer werden Tänzer und Tänzerin ein einziges vierfüßiges Wesen, welches ein Monogram tanzt! Die Tradition sagt: im Anfange war Mann und Frau ein Geschöpf, erst später wurden sie von einander getrennt. Seit dem ist Mann und Frau nie Eins und in immerwährender Spaltung; bloß ein walzendes Paar stellt einen Urmenschen vor. Bei allen andern Tänzen hat der Tänzer so wenig Gewalt über seine Tänzerin wie unsere jungen Prosaiker über die Sprache; allein beim Walzen beherrscht der Tänzer seine Tanzhälfte, so wie ein Philosoph seine Leidenschaft, das heißt, er beherrscht sie so lange bis er glaubt, es ist doch auch nicht übel, sich manchmal auch von ihr beherrschen zu lassen. Im Walzen schütteln und schütten sich die Herzen in einander und reichen sich die Hand; jeder Walzer ist ein Friedensfürst.

Meine Geliebte dürfte auch mit Niemand andern walzen als mit mir, und das aus vielen Gründen; erstens weil ich gar nicht walze; wir Schriftsteller, wir walzen nicht, wir werden gewalzt; wir müssen tanzen, wie uns die Streich-Instrumente aufspielen, und ich sage dir, meine Holde, das schadet uns oft gar nicht. In neuerer Zeit haben viele Schriftsteller so getanzt, wie sie sich selbst gegeigt haben, und sie haben sich so hineingetanzt, daß ihnen für den Kehraus des Lebens von allen Figuren keine blieb, als die — große Chaine, die Halskette! — Aber auch ohne die Ursache, daß ich nicht oft walze, also mit meiner Geliebten nicht walzen könnte, dürfte sie mir mit keinem andern walzen, denn im Drehen wird Alles rund; die Erde hat sich rund gedreht und ein Brotkügelchen wird im Drehen rund; wenn ich meine Geliebte so mit einem Andern drehen sähe, so würde mir das Ding zu rund! Im Walzen gibt man der Gelegenheit den kleinen Finger und sie erwischt nicht selten dadurch die ganze Hand.

Jedoch, meine Freundin, ich vergesse, daß du hören willst, was ich von Strauß und Lanner denke, denke? Sonderbar! Glaubst du, daß ich spazierenreise, um zu denken? Da wär' mein Geld schon hinausgeworfen. Ich denke, ich reise um nicht zu denken! Und nun gar über Musik! Alle Musik fängt ja eben erst da an, wo alles Denken aufhört! Also nicht was ich von Strauß und Lanner denke, sondern was ich von ihnen verspüre, will ich dir in meinem nächsten Briefe sagen.

Leb' wohl, mein Herz, und walze mir ja nicht als höchstens mit diesem Brief im Zimmer herum, welches aber nicht leicht möglich ist, da er weder Hand noch Fuß hat. Leb' wohl! —

Paris, Juli 1834.

Die Franzosen vergnügen sich nicht wie die Deutschen. Hauptsächlich sind von ihren Lustpartieen die mancherlei Weingetränke, die ländlichen Mahlzeiten und die Spiele Allemaniens ausgeschlossen. Dessenungeachtet ist jede Volksklasse für sich munter, die unterste am meisten. Wer sich in Paris an den Parisern ergötzen will, muß sich dahin verirren, wo Bürger und Handwerker, Studenten, Grisetten und leichtsinnige, gutmüthige Geschöpfe Beranger's und de Kock's einherwandeln. Er ist dann allemal sicher, nur frohe Menschen und den Frohsinn in neuer Gestalt, im Original anzutreffen, der in den höhern Ständen nur verlarvt, vornehm gleichgültig, gähnend, stolz, abgeschmackt kokett und wenigstens ungenießbar sich zeigt. War man in Einem Zirkel der sogenannten bonne societé, so kennt man sie alle; die Leute tragen da dieselben schönen Kleider, haben alle dieselben Frisuren, dieselben Manieren im Umgang. Das ist nicht in der bürgerlichen, Proletarierwelt. Diese bewegt sich sans gêne und beweißt auch, daß sie frei sey.

Um von den Orten zu reden, die die Pariser am liebsten zu besuchen pflegen, beginnen wir mit den Champs élisées, dem großen Marktplatz der Volksspiele, den Napoleon schuf. Er war es, der in diesen kolossalen Anlagen den Parisern Geschmack an Volksfesten beibrachte, indem er seine Garden, seine Armee darin bewirthete, offene Tafel hielt und das Publikum zu Gaste bat. Nach der Zeit wollte das Volk den Jubel nicht vergessen und wiederholte das Schauspiel auf eigene Kosten. Ich spreche nicht von der Art der Feiertagsspiele, noch von den Nationalfesten, die man jetzt besonders an den Julitagen in diesem Gehölze veranstaltet, noch von den Promenaden, von den Etablissements und der Spaziereisenbahn am Seineufer — Europa kennt die Champs élisées. Die Frage ist: Wie entstanden sie, was begab sich dort? In Paris ist jeder öffentliche Ort historisch merkwürdig.

Die Lage der Champs beweißt schon, daß sie zu den jüngsten Kindern der alten Lutetia gehören. Im Anfang des 17. Jahrhunderts lagen sie weit von der Stadt und bestanden aus Gärten und Wiesen und isolirten Häusern. Maria von Medicis kaufte 1616 einen Theil derselben und legte den sogenannten Cours la reine an, mit welchem in der Folge die Anlage fortwuchs. Das Meiste geschah dafür auf Anlaß der Frau von Pompadour, als ihr der König das Palais de l'élisée Bourbon schenkte.*) Sie ließ nun 1764 einen großen Theil der jetzigen Alleen und Plätze, worunter auch das Quatrat Marigny, verpflanzen und Cafés und Restaurationen hineinbauen. Von 1777 — 80 waren die elyseischen Felder die ausschließliche Promenade der vornehmen Welt, die sich zwischen Versailles und Paris bewegte. Es wimmelte von Personen einzelner Stände an gewissen Orten und in gewissen Lokalen, dort von Gelehrten, hier von Maitressen, hüben von Frauen, drüben von Witwen. Daher noch jetzt verschiedene Spitznamen der Alleen und Häuser, wie z. B. Allée des veuves und das Café des ambassadeurs, das J. J. Rousseau entwarf und unter seiner Leitung ausführte.

Es sind jetzt nicht mehr so viele Erfrischungslokale in den Champs élisées wie kurze Zeit vor der Revolution. Das Publikum weiß, daß es besser in der Stadt bedient wird, und will sich des Abends nur die Zeit hier vertreiben, tanzen oder ins Konzert gehen; denn seit kurzem gibt es auch Konzerte im Park der Champs, welche in einem zierlich erbauten und abgeschlossenen Kreise das Konservatorium der Musik nachahmen. Die industriösen Sylphiden werfen während dieser und andern Belustigungen ihre Netze aus und flüchten wie schalkhafte Spinnen mit ihrer Beute in die Schatten des Hains.

Die Champs élisées waren aber nicht bloß der Tummelplatz der siegtrunkenen Napoleon'schen Armee, sondern auch der der Allirten. 1814 kampirten darin die Kosacken des Don, und die Perde fraßen alles Gras und Laub, während ihre Reiter den Wein von Burgund und Macon tranken und die Pariserinnen stahlen. Ein Jahr nach den Kosacken kamen die Preußen und Engländer in die elyseischen Felder. Was die feindlichen Armeen verwüsteten, stellte Ludwig XVIII. wieder her. Er legte auch am obern Ende des Parks mehre Häuser an und nannte dieselben Ville de François I.

Ein anderer Vergnügungsort ist der Pflanzengarten mit seiner Menagerie und seinen Kaffeehäusern, seinem Hügel mit der Ceder des Libanon und den naturhistorischen Museen. Ich übergehe ihn bloß berührend, um von den Guinguettes, den Chaumières, den Tivoli, Vauxhall und den Gehölzen von Boulogne und Vincennes zu sprechen. Beide letztere, oberhalb und unterhalb Paris gelegen, sind ganze Lustwälder mit vielen Gebäuden und mehren angränzenden Schlössern und Ortschaften.

(Fortsetzung folgt.)

*) Daher Champs de l'élisée Bourbon, und endlich Champs élisées.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 13. August. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erstenmale nach der von dem Verfasser selbst getroffenen Einrichtung für die Bühne) Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in sechs Akten, von Göthe. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 97. 14. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition', für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Pathe des Todes.

(Eine siebenbürgische Legende.)

Die nachstehende Legende gehört dem siebenbürgischen Volke an. Wir glaubten, sie verdiene wegen ihrer ernsten Naivetät denen bekannt zu werden, welche den intellektuellen Gang der Nationen durch die verschiedenen Epochen aufmerksam verfolgen.

Ein armer Mann war Vater von zwölf Kindern und arbeitete Tag und Nacht, um Brod für sie zu gewinnen. Da beschenkte ihn sein Weib noch mit einem dreizehnten. Der Unglückliche, der nun nicht mehr wußte, wie er mit dem Hunger fertig werden sollte, ging auf die Landstraße hinaus, entschlossen, den ersten besten, dem er begegnen würde, zu bitten, sein Kindlein aus der Taufe zu heben. Und er sah den Tod mit seinen langen Füßen auf ihn zu kommen, der sprach zu ihm: Nimm mich zum Taufzeugen! — Wer bist du? fragte der arme Mann. — Ich bin der Tod, der alles gleich macht, war die Antwort. — Nun, fuhr der Arme fort, du bist ein gerechter Mann; du umarmst den Armen und den Reichen ohne Unterschied. Du sollst der Taufzeuge meines Neugeborenen seyn. — Der Tod erwiderte: Ich will aus deinem Kinde einen reichen und weltberühmten Mann machen; denn wer mein Freund ist, dem fehlt es nie an etwas. Wann ist die Taufe? — Am nächsten Sonntage, fing der Arme wieder an. Vergiß es nicht und komme zur rechten Zeit.

Der Tod ließ nicht auf sich warten und hob das Kindlein aus der Taufe. Als es herangewachsen war, kam er eines Tages zu ihm, führte es in einen Wald, und als sie allein waren, sprach er zu ihm: Ich bin dein Taufzeuge, und ich will, daß du ein großer Arzt werdest. Höre auf das, was du zu thun hast! Jedesmal, wenn du an das Lager eines Kranken gerufen wirst, werde ich mich dir zeigen. Siehst du mich am Fuße des Lagers, dann sage dreist zu dem Kranken: Ich werde Euch bald hergestellt haben. Du lässest ihn dann ein kleines Kraut, welches ich dir noch zeigen werde, einnehmen und er wird seine Gesundheit wieder erhalten. Siehst du mich aber oben am Kopfe des Patienten stehen, dann gehört er mir und du sagst: Alle Hülfe ist unnütz; der Mensch da wird sterben. — Nach diesem Unterrichte zeigte ihm der Tod das kleine Kraut und empfahl ihm an, sich dessen nie gegen seinen Willen zu bedienen.

Kurze Zeit verging und unser Held war der berühmteste Arzt auf der Erde geworden. Sobald er einen Kranken nur ansieht, hieß es, so kann er gleich sagen, ob er hergestellt oder begraben werden wird. — Besonders große Dienste leistete er den Erben und den Frauen, die sich nach einem zweiten Manne sehnten; denn er überhob sie der Mühe, erzwungene Thränen zu weinen. Er war demnach sehr beliebt. Von nah und fern kam man, um seinen Rath zu hören und gab ihm so viel Geld, als er nur wollte; sein Vermögen und sein Ruhm wurden unermeßlich.

Nun ereignete es sich, daß der König erkrankte und unser Arzt gerufen wurde, um von ihm zu erfahren, ob der König sterben oder wiederhergestellt werden würde. Als er in das Gemach eintrat, sah er den Tod neben dem Kopfkissen des Lagers stehen; es war keine Aussicht auf Rettung mehr da. Der Arzt aber dachte, daß, wenn er einen König rette und der Liebe seines Volkes erhalte, dadurch, daß er dem Tod einen Streich spiele, dieser gewiß doch nicht allzu sehr zürnen und ihm verzeihen werde, weil er sein Pathe sey. Er befahl also, man solle die Lage des Königs verändern, so daß sich der Tod auf einmal zu dessen Füßen sah; dann ließ er den Patienten einige Blätter von dem wohlthätigen Kraute einnehmen. Der König erhielt seine Gesundheit wieder, und eine weit bessere, als er verloren hatte. Der Tod aber kam zum Arzte; er war gewaltig im Zorn und schrecklich anzusehen. — Dießmal, sprach er zu ihm, verzeihe ich dir noch, was du gethan hast, weil ich dein Taufzeuge bin. Stiehlst du mir aber wieder einmal, was mir angehört, dann wehe dir!

Bald darauf erkrankte des Königs Tochter, und niemand konnte sie herstellen. Der alte König weinte Tag und Nacht, bis er blind wurde. Er ließ endlich im Lande ausrufen, wer seine Tochter retten werde, der solle zum Lohn die Hand dieser Prinzessin und den Thron erhalten, dessen Erbin sie sey. Unser Arzt eilte schnell herbei; schon aber stand der Tod neben dem Kopfkissen der Prinzessin. Als der Arzt nun deren Schönheit und Jugend sah und der Versprechungen des Monarchen gedachte, da vergaß er alle Ermahnungen des Todes, und obgleich dieser ihn mit zusammengezogenen Augenbraunen anblickte, ließ er doch die Lage der Prinzessin verändern, und der Tod sah sich zu den Füßen derselben. Dann verbreitete der Arzt vermittelst des magischen Krautes in den Adern der Prinzessin ein röthreres Blut und ein kräftigeres Leben.

Der Tod, welcher sich abermals seines Gutes beraubt sah, nahte sich dem Arzte und sprach zu ihm: Jetzt folge mir! Dann faßte er ihn mit seiner eisigen Hand und zog ihn in eine tiefe Höhle fort.

In dieser Höhle brannten tausend und tausend Lichter, in unzähligen Reihen aufgestellt. Einige waren noch ganz, andere nur zur Hälfte niedergebrannt, noch andere waren fast aufgezehrt. Jeden Augenblick erlöschten einige und entzündeten sich neue, und so daß ohne Unterlaß kleine Flammen hin und her sprangen und hüpften. — Sieh' hier, sprach der Tod zu ihm, die Lichter des menschlichen Lebens; die, welche fast noch ganz sind, gehören den Kindern, die halbniedergebrannten dem reifen Alter, die dem Erlöschen nahenden, den Greisen. Doch haben die Kinder und die jungen Leute oft nur ein sehr kleines Licht, und ist es ausgebrannt, so ist ihr Leben zu Ende; dann sind sie mein. — Und der Arzt sprach: Zeig' mir das meinige. — Der Tod wies mit dem Finger

auf ein Licht, das seinem Ende nahte, und schon herabgebrannt war, und rief: Sieh hin! — Den Arzt erfüllte Grausen. O mein lieber Pathe, schrie er, zünde mir ein neues Licht an, damit ich mich noch des Lebens erfreuen, König werden und meine schöne Prinzessin heirathen kann! — Ich vermag es nicht, sagte der Tod. Ein Licht muß erlöschen, damit sich ein anderes entzünde. — O lieber Pathe, dann stelle mein Stümpchen Licht auf ein neues, damit dieß zu brennen anfange, ehe meines erlöscht, flehte der zitternde Arzt. — Der Tod that, als gebe er seinen Bitten nach. Er nahm ein ganz neues Licht, allein, um sich zu rächen, ließ er das matt brennende Stümpchen, als er es auf dasselbe stellen wollte, vorsätzlich fallen, als ob er sich die Finger verbrannt hätte. Das Lichtstümpchen löschte; der Arzt verschied und sank in die Arme des Todes. Cl.

Feste der Türken.

Das gesellschaftliche Leben der Türken ist noch sehr wenig bekannt. Es stellen sich dem Zutritte der Fremden in die Häuser unzählige Schwierigkeiten entgegen, und die lebhafteste Neugierde, der ausdauerndste Muth weichen bald dem Abscheue, welchen die bei allen Bewohnern gleich große Unwissenheit und ihr Fanatismus erregen, den sie alle an den Tag legen, wenn sie ihn nicht aus Interesse verbergen. Auch haben sich unserer viele Vorurtheile bemächtigt, welche sich durch die Zeit befestigt haben. Folgende Erzählung wird nicht darauf eingehen können, da es außer meinem Plane liegt, mich in einen Streit einzulassen.

Osman Pascha regierte zu Trebizonde und verband mit seinem bürgerlichen Amte das eines Seraskiers, das ihm während des letzten Krieges mit den Russen übertragen worden war. Seine Herrschaft erstreckte sich über die ganze Küste des schwarzen Meeres von Synope an bis zur Gränze Georgiens; die Gränzen seiner Provinz schienen gegen Süden durch die hohen Bergketten, welche sich an der Küste Anatoliens hinziehen, bestimmt zu seyn, und näherte sich an einigen Stellen dem Meere bis auf drei Stunden. Zu Nachbarn hatte er also die Paschas von Akalsik, von Erzerum, von Gummach Khane, von Sivas und Boli. Seine Familie war alt und mächtig im Lande; sie war bekannt unter dem Namen Casnadar-Oglou (Sohn des Schatzmeisters). Der Mittelpunkt seiner Ländereien war Tschartschandey, wo er sein Schloß hatte; er bewohnte zu Trebizonde ein schlichtes Haus, das die Commun für den Stadthalter unterhielt, und das eine lange Zeit die Wohnung seines Vaters Soliman Pascha gewesen war. Seine Familie bestand aus seiner Gemahlin, einem Sohne und zwei Töchtern; er hatte einige Sklaven, mehre Brüder und einen Cousin, der durch seinen Einfluß Pascha von zwei Roßschweifen geworden war. Als das Oberhaupt der Familie betrachtete er sie als seine Diener und ließ sie auf seine Rechnung verschiedene Distrikte, deren Mutzelims sie waren, verwalten. Mehemmed Bey, sein Sohn, hatte das sechszehnte Jahr erreicht, und es wurde auf seine Anstellung gedacht. Obgleich ihn sein Titel den größten Herren des Reichs gleichstellte, so hielt er ihn doch nicht für so erhaben, daß er für ihn hätte den Namen Casnadar-Oglou *) vergessen können. Er war vor allem darauf bedacht, keine Mißheirath zu schließen, und seine Augen fielen auf die Erbin von Saql Oglou, eines ehemals mächtigen Herrn in Kerasud, der aber seitdem zur Mittelmäßigkeit herabgestiegen war. So wie diese Wahl beschlossen war, versammelte die Mutter Mehemmed Beys eines Tags die Frauen ihres Harems, stellte sich ihrem Gemahle nach dem Morgengebete vor, neigte sich vor ihm und sagte, die Hand an ihre Stirn legend: »Herr, ich habe eine Bitte zu thun; so lange wir noch leben (und das Verhängniß zählt uns die Tage zu), laß uns unsern Sohn Mehemmed verheirathen; ich wünschte ihm die Tochter des Saql Oglou zur Gemahlin zu geben.« »Es sey,« antwortete der Seraskier, und von jetzt an suchte man die Einwilligung des Vaters der Zukünftigen zu erlangen. Ein Verwandter des Pascha, ehrwürdig durch sein Alter, wurde nach Kerasud abgesandt, aber er hütete sich wohl, gleich Anfangs die Absicht seiner Sendung wissen zu lassen. Mehre Tage lang irrte er in der Stadt umher und vermied, vor dem Hause Saql Oglous vorüberzugehen. Der Heirathsvorschlag wurde in einem Kaffeehause gemacht; weit entfernt, ihn unmittelbar anzunehmen, verlangte der Vater mehre Tage Bedenkzeit, um seine Frauen und Freunde zu Rathe zu ziehen. Sicher kam es ihm nicht in den Sinn, eine so glänzende Verbindung zurückzuweisen, gewiß würde ihm auch die Furcht seine Skrupel benommen haben, wenn er dergleichen gehabt hätte, allein der Anstand verlangte dieses Zögern.

Der Abgesandte des Pascha brachte eine günstige Antwort zurück, und alsdann fand die Verlobung statt. Osman Pascha schickte der zukünftigen Gemahlin seines Sohnes den Verlobungsring; damit verband er noch andere Geschenke, Shawls und kostbare Stoffe. Dagegen erhielt Mehemmed Bey ebenfalls einen Ring von Saql Oglou. Die Vermählung wurde auf drei Jahre hinausgeschoben; unter dieser Zeit durften sich die Verlobten nicht sehen, sondern mußten sich einander als Fremde betrachten; Mehemmed Bey besuchte seine Braut nur insgeheim, sprach nie mit ihr, und zeigte sich nie anders als allein und verkleidet bei seinem Schwiegervater. *)

Die drei Jahre des Wartens waren verflossen; Mehemmed Bey hatte sein neunzehntes und Aiche ihr sechzehntes Jahr erreicht; man schritt zur Vermählung. Zu diesem Zwecke verfügten sich von Seiten der beiden Familien Zeugen zu dem Kadi, der die Akte, Nikia genannt, aufsetzte. Diese konstatirte, daß Mehemmed Aiche zur Gemahlin genommen, und daß er sich von ihr nicht lossagen könne, ohne ihr fünfzig tausend Piaster (ungefähr 15,000 Francs) auszuzahlen. Hierauf begannen die Ridjas, Bitten, mit denen sich die Verwandtinnen der Frau an den Mann wenden, von seinen Rechten als Mann abzustehen. Sie kommen eine nach der andern, und eine jede erhält je nach ihrer Wichtigkeit und dem Grade der Verwandtschaft eine Anzahl von Tagen zugestanden; diese Zwischenzeit ist Belustigungen und Festen gewidmet, und war in diesem Falle auf vierzig Tage festgesetzt.

Osman Pascha wollte das Vermählungsfest seines Sohnes so solenn als möglich feiern; er schickte daher Couriere ab, die es in Konstantinopel und in allen umliegenden Ländern bekannt machten; von allen Seiten strömten Gesandte in Trebizonde zusammen; so kam aus der Provinz Surmene Chatir Zade Pascha an der Spitze von tausend Mann Bewaffneter;

*) Man behauptet mit Unrecht noch bis auf den heutigen Tag, die Türken hätten keinen Begriff von Aristokratie und Adel. Diese Begriffe sind aber bei ihnen sehr gut bekannt. Der Sohn eines Aga zu Trebizonde, mit dem ich von dem alten Capitan Pascha sprach, sagte zu mir: seine Stellung sey welche sie wolle, so bin ich doch der Sohn eines Herrn, während Hamed Pascha der eines Schuhmachers ist.

*) Die Türken verbergen ihre Besuche bei ihren Verlobten um so sorgfältiger, je höheren Ranges sie sind. Ich sah oft aus dem Hause des Janitscharen des Konsulats von Trebizonde einen schönen Jüngling kommen, und erkundigte mich nach der Absicht seiner Besuche; man gab mir zur Antwort, daß er kein Fremder wäre, sondern daß er seine Braut, ein junges Mädchen von zwölf Jahren, besuche.

der Pascha von Akalsik schickte mit den Offizieren seines Hauses seinen Bruder Ahmed Bey, der einige Zeit darauf, nachdem er zehntausend Francs gestohlen hatte, entfloh. Soliman Aga kam über die Ebenen seiner Provinz Sivas, Ibrahim, Souverain von Amassia, verließ seine reichen Besitzungen; die Straßen waren bedeckt von Reisenden, und Fahrzeuge aller Art durchschnitten das Meer, und Trebizonde beherbergte beinahe zehntausend Fremde. In der That eine edle Gastfreundschaft, da sie auf Kosten des Landes mit Allem versehen wurden; man quartierte die Herren bei den Privatleuten ein, die Diener auf den öffentlichen Plätzen. Es wurde eine Requisition von Wirthschaftsgeräthen gemacht, und diese ungeheure Prozession von Kesseln und Schüsseln, diese großen Gastmähler unter freiem Himmel, und diese große Menge von Gästen gaben ein merkwürdiges Schauspiel. Es wurden beträchtliche Spenden an die Armen, die Derwische und Moscheen vertheilt; es kamen Gaukler von den äußersten Enden des Reichs her; Menschen, die sich im Ringen, im Reiten, im Improvisiren auszeichneten, trugen ihre Künste vor. Man hatte jedoch einen Ceremonienmeister und eine Ceremonienmeisterin ernannt. Der erstere war Kiat Kiaja Oglou, der einige Tage zuvor die Rebellen von Lasictan unterjocht und geplündert hatte. Die Ceremonienmeisterin war die Gemahlin des Pascha Chatir Zade, des mächtigsten Chefs von Trebizonde. Gleich am ersten Tage hatte Kiaja Oglou den Seraskier um die Erlaubniß gebeten, die Kaffeehäuser für die Nacht offen zu lassen, damit die Musikbanden frei herumziehen könnten; den Christen Befehl geben zu dürfen, daß sie an der Freude Theil nähmen und ihnen die Oerter öffnen zu lassen, die ihnen als Rayas zukämen, nämlich die Kneipen. Die Surintendantin war nach Kerasud abgereis't, wo von Aïche's Familie bescheidene Feste gegeben wurden.

(Schluß folgt.)

Die englischen Pontons.

(Schluß.)

Alle mußten, um der Unzulänglichkeit der magern Rationen zu Hülfe zu kommen, sich auf Nebenverdienste legen: der Eine machte Strohgeflecht, der Andere kleine Schiffe aus Knochen, ein Dritter Holzschachteln, ein Vierter Knöpfe 2c. Alle diese Gegenstände wurden dann am Lande durch englische Soldaten verkauft, die aber den größeren Theil des Erlöses derselben als ihre Provision zurückbehielten.

In diesen kleinen Gesellschaften von Leuten, welche die Gefangenschaft vereinigt hatte und die von der Gewalt regiert wurden, fanden sich alle die Leidenschaften, alle die Schwächen, alle die Distinktionen und die Eifersüchteleien vor, die man in der Welt im Allgemeinen antrifft. Die Pontons hatten ihre Reichen, ihre Armen, ihre Aristokratie und ihre Demokratie.

Die Reichen, die Emporkömmlinge, die sich durch den Handel mit Strohgeflecht oder durch den Verkauf von Eggensocken gemästet, kauften den Dürftigeren einen oder zwei Plätze ab, um sich in dem engen Raum, dessen Besitzer sie geworden, als große Herren zu brüsten und breit zu machen.

Die Dürftigsten gaben sich bei den Reicheren in Lohn und waren ihnen dienstbar.

Die Gefangenen, welche für gelehrt galten, gaben den jungen Leuten Stunde im Lesen und Schreiben, im Zeichnen und in der Mathematik. Die Pontons hatten auch ihre Dichter und Schriftsteller, ihre Liederdichter und Dramaturgen, ja selbst ihre Schauspieler. Am Bord von einigen derselben wurden die Komödieen und Vaudevillen aufgeführt, die den anwesenden Schöngeistern ihr Daseyn verdankten.

Es fehlte, wie man sieht, in diesen Kloaken der Gefangenschaft nicht an der raffinirtesten Civilisation. Streitigkeiten, die durch die Reizbarkeit der Charaktere und durch die natürliche Aufregung der Gemüther entstanden, wurden durch Duelle geschlichtet.

Die Duelle waren furchtbar; sie hatten den ganzen Ponton zum Zeugen. Die Wuth ist sinnreich, und der Durst nach Blut hat so vielen Instinkt! Die Kämpfer, die sich mit einander messen wollten, hatten weder Degen noch Säbel; aber sie halfen sich mit den Spitzen eines Zirkels, mit der Klinge eines Rasirmessers, die an einen Stiel gebunden wurden. So hatte man selbst die Wahl, sich auf Stich und Hieb zu schlagen. Man durchbohrte sich mit Zirkelstichen, oder man zerfetzte sich mit Rasirmesserhieben, und die Gallerie erklärte dann, daß der Ehre ein Genüge geschehen sey. Die französischen Gefangenen hatten, während sie, so wie sie die Pontons betraten, allen Annehmlichkeiten und allen Tröstungen des Lebens entsagt, sich doch das Vorurtheil bewahrt, wo die Ehre in dem Blute des Zweikampfs rein gewaschen wird.

Aber genug von den scheußlichen Kerkern! Es würde gut seyn, sie zur Ehre unserer Bundsgenossen zu vergessen, um nicht Gefahr zu laufen, in dem Herzen der ehemaligen Kriegsgefangenen die Wuth wieder aufzuregen, die sie noch jetzt empfinden müßten, wenn sie die Worte des Entsetzens und der Verdammniß: **Pontons von England**, läsen.

Paris, Juli 1835.

(Fortsetzung.)

Wer eine Lustpartie zu Pferde und zu Esel machen, wer sich schießen, hauen, stechen will, der geht ins Bois de Boulogne. Nach einer Flasche frischen Biers oder einer sogenannten Bavaroise kann man ganz behaglich in die andere Welt reisen. Es war ehemals im Holz von Boulogne ein altes Schloß, das den Namen Chateau de Medicis führte und nach dem Modell dessen erbaut ward, worin Franz I. in Spanien gefangen saß; auch war einmal eine Abtei darin, wohin die frommen Hofdamen in der Charwoche wallfahrteten, welche Fahrt sie promenade de Longchamp nannten. Die Abtei hat sich nicht, wohl aber der Pilgerzug erhalten; denn alljährlich in der Charwoche ziehen die Pariser, Herren und Damen, hinaus ins Holz und fahren und reiten und gehen und zeigen ihre Pferde, ihre Wagen und ihre Kleider. Und das heißt die neue Mode.

Es ist ein Vergnügen, wie es der Eselritt nach dem Schloß Bagatelle ist, das noch immerfort im Park liegt und die Neugierigen anlockt. Man sagt dieser Bagatelle nach, daß sie den Liebenden gefährlich sey, schon öfter ganze Paare zum Selbstmord verleitet habe. Doch dieß gehört nicht zu den Volksvergnügen, von denen ich sprechen will, und ich glaube, daß selbst Robespierre — ja Robespierre hielt sehr viel aufs Holz von Boulogne. Er war dort der Moses im brennenden Busch und sah das höchste Wesen der Republik. Wie, das weiß ich nicht. Nun kam er eines Tages in den Konvent und verlangte von ihm die Anordnung eines Festtags zu Ehren Gottes – im Bois de Boulogne. Abends vorher rannte männlich und weiblich hinaus und brach Zweige und Bäume ab, um in der großen Allee der Champs élisées den Tyrannen des Landes zu empfangen.

Nach der Revolution lebte das Holz von Boulogne ganz stille bis zur Zeit der Invasion der Alliirten, von denen die Engländer sich seiner bemächtigten und im Schlosse la Muette, bei dem Dorf Boulogne, ihr Hauptquartier aufschlugen. Blücher war in St.-Cloud, vis à vis.

Das Publikum zerstreut sich im ganzen Park, versammelt sich aber am häufigsten in Ranelagh bei Passy, wo ein stattliches Theater und allsonntäglich Ball unter Zelten ist. Die vornehme Welt divertirt sich in den Hotels von Auteuil, die Seineufer entlang, oder weiterhin in Bellevue und St.-Cloud.

Wollte man vom Bois de Boulogne recta via nach dem Holze von Vincennes gehen, so hätte man drei Stunden zu machen. Mit den Omnibus fährt man für zwölf Sous dahin und reis't in dieser Zeit durch wenigstens dreißig Straßen. Da dasselbe jenseits der Vorstadt St.-Antoine etwas weit vom jetzigen Centralpunkt des Pariser Lebens liegt, so findet man nur wenig Lustwandler darin. Die Vorstädter, echte Proletarier, bekommen dort kein Getränk und bleiben darum lieber in Bercy, wo der Wein sehr wohlfeil ist.

Das Holz von Vincennes und sein Schloß sind alt. Es stand daselbst ein Baum, und unter diesem sprach der heilige Ludwig höchstselbst seinen Unterthanen Recht. Schade, daß der Baum nicht mehr steht. Ich habe einen versteinerten Stamm im Palais royal wahrgenommen, der zu einem Schreibtische verarbeitet und sehr schön polirt wurde, vielleicht ist er ein Ueberbleibsel desselben, eine Fossiliengerechtigkeit.

Im Schloß von Vincennes wurde der große Condé während Ludwig XIV. Minderjährigkeit eingesperrt; im Schloß von Vincennes schrieb Mirabeau seine Briefe an Sophie *); in Vincennes sequestrirte Napoleon die Leute, die seiner Politik im Wege standen; in Vincennes erhielt J. J. Rousseau **) von Diderot den Auftrag, gegen die Wissenschaften zu schreiben, und in Vincennes sagte Ninon de l'Enclos' Sohn zu seiner Mutter: Je t'aime, und wußte nicht, daß er ihr Sohn sey. Ja, ja, es ist nicht geheuer in Vincennes, die Bäume flüstern Geheimnisse, Diplomatie, Mord, Liebe, Philosophie, Alles untereinander. Und das wissen die Pariser, und darum gehen sie lieber an die Chaumières und nach Belleville und Tivoli und flöten Auber's Quadrillen. (Schluß folgt.)

*) Sophie Monnier.

**) Im Park.

Frankfurter Theater.

Am 5. August. Hinko, oder: Der König und der Freiknecht, Drama in fünf Abtheilungen und einem Vorspiel: Der jüngere Sohn. Nach einem Storch'schen Roman, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Ein wilder, grimmiger König, der beim Lichte besehen eine gute, ehrliche Haut ist, ein Scharfrichter, der als der Vertraute, ja fast als der Minister dieses Königs erscheint, ein edler, verliebter und etwas rappelköpfischer Jüngling, den einige sonderbar ausgesponnene Teufeleien zum Knecht des Scharfrichters machen, der aber König von Polen seyn soll, etliche sehr verliebte Mädchen, vier alte Weiber, einige schlechte Kerle und noch eine Menge andere zudringliche Personen bilden das bunte Gemisch dieses bizarren Drama's, das weder den Verstand, noch das Herz, noch die Phantasie für sich gewinnen kann. Zugleich ward das Stück unübertrefflich schleppend aufgeführt, und es ereignete sich sogar, daß irgend einer Unbesonnenheit oder Nachlässigkeit wegen der Vorhang fallen mußte!

Der Maurer und der Schlosser, Oper von Auber, in welcher eine interessante Handlung von einer Komposition begleitet und gehoben wird, die Reiz der Melodieen mit Kraft und Charakteristik verbindet, konnte in ihrer Ausführung am 7. August, das Interesse nicht erwecken, das in frühern Vorstellungen so lebhaft davon in Anspruch genommen wurde. Alles ward so recht handwerksmäßig abgehaspelt, es herrschte eine Indifferenz, und ein Mangel an Uebereinstimmung zwischen Orchester und Singpersonal, daß jede charakteristische Färbung verloren gehen mußte. Hr. Schmezer gab den Obersten Leon von Merinville. Dergleichen Rollen, die ein leichtes, gewandtes, anmuthiges Spiel erfordern, übersteigen das Vermögen dieses Sängers, dessen zweigestrichenes Cis übrigens, das er heute mehremal hören ließ, nicht sicher und nicht am rechten Orte angewendet war. Solchen Aufwand macht man auch nur in großen Opern, wo er an gehöriger Stelle nicht ohne Wirkung seyn mag. Dem. Bamberger (Irma) sollte öfter in solchen Rollen beschäftigt seyn. Die Stimme ist schwach, aber sehr angenehm und nicht ohne Bildung. Der Vortrag der Romanze war gut; die Arie, besonders das Allegro in derselben genügte minder: die Fermaten waren zu übereilt und ermangelten der Deutlichkeit. Mad. Fischer-Achten scheint an der schönen Hauptrolle der Henriette keinen rechten Gefallen mehr zu finden, denn sie bemächtiget sich der Nüancen, welche diese Partie in so großer Mannichfaltigkeit darbietet, lange nicht genügend. Ist sie vielleicht mit ihrem Bräutigam, dem Maurer Roger, unzufrieden? Das freilich könnte man ihr nicht verargen. Hr. Hassel spielt den Schlosser mit der lebendigsten Komik. Dem. Hoffmann war irre, wenn sie glaubte, Frau Bertrand müsse alt und abschreckend dargestellt werden. Ihr kupferfarbiges Angesicht zeigte sie als allzu heftige Feindin der Kosmetik. Der Gesang war unbedeutend: die Stimme ohne Klang, die Aussprache ohne Deutlichkeit. Muß besser gehen! S.

Notiz.

Der »Mannheimer Stadt- und Landbote« vom 7. August berichtet über Dem. Münch (vormaliges Mitglied des Frankfurter Theaters), welche in einer Darstellung des »Don Juan« die Zerline gab:

»Ein gutes Zeichen, wenn Einem Jemand immer besser gefällt. Sie verdient das beste Lob; wir sahen seit langer Zeit keine Zerline, die uns in Spiel und Gesang zugleich so zugesagt hätte als sie, und wir wären recht zufrieden, sie als engagirtes Mitglied unserer Bühne zu sehen, wenn die Kasse es erlaubt. Wir ließen uns auch wohl einen Tausch gefallen, bei dem letztere wahrscheinlich noch gewinnen würde.«

Silbenräthsel.

Die zwei ersten Silben.

Wenn schneebedeckt die Berge schimmern,
Den Strom erdrückt des Eises Wucht,
Und ihr in euern warmen Zimmern
Vor'm rauhen Winter Schutz euch sucht,

Dann setzt ihr euch in engem Kreise
Am Abend dicht um mich herum,
Ihr gebt mir sorgsam Lager, Speise,
Als wär' ich euch ein Heiligthum.

Im Sommer aber, ach! da meiden
Mich, die mich suchten in der Noth;
Kaum mag man mich im Zimmer leiden,
Versagt mir Pflege hier und Brod.

Die zwei letzten Silben.

Bestehend meist aus Holz und Eisen,
Nütz' ich in Stall und Hof und Küch',
Und bei Bereitung mancher Speisen
Sieht man zumal beschäftigt mich.

Und in der Sänger schönen Runde
Geb' ich zur Lust erst recht den Ton,
Nur führt mich selbst man nicht zum Munde,
Hier g'nügt der süße Inhalt schon.

Ich werd', von eurer Hand gelenket,
Wenn rechten Dienst ich leisten soll,
Gehoben bald und bald gesenket,
Bin sinkend leer und steigend voll.

Das Ganze.

Ich bin dem Letzten ziemlich ähnlich,
Nur werd' ich nicht so oft gebraucht,
Man holet mich herbei gewöhnlich,
Da, wo es knistert, wo es raucht.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Audenkoh.

Auflösung der Homonyme in Nro. 95.

Pulver (Arznei) und Pulver (Schießpulver.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 98. 15. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die zwei Frauen.

Heinrich Verbruggen, von Antwerpen, war ein ächter Künstler. Heiter, unbesorgt und lustigen Sinnes, hing er nur an zwei Dingen, zuerst an seiner Kunst und dann an seinen Vergnügungen.

Er hatte sich verheirathet, wie sich alle Künstler verheirathen, wegen eines übermäßigen Bedürfnisses neuer Empfindungen, wegen des Reizes, den ein entzückendes Gesicht für glühende Augen hat, wegen der Hoffnung, in einem Weibe mit reinem und bescheidenem Blicke, mit schlanker und geschmeidiger Gestalt, mit sanftem und unterwürfigem Wesen einen Engel zu finden. Er hatte Martha Van Meeren geheirathet. Sie war so schüchtern, so anmuthig, so gut, daß er in ihr eine Muse gefunden zu haben glaubte; denn er sah nur darauf. Allein materiell und irdisch, zeigte sich die gute Martha bald nur als ein armes junges Weib, das den traurigen Namen Hausfrau führt. Sie drehte den Kreuzer in der Hand herum, schauderte vor Schulden zurück, suchte Ordnung in ihr Haus zu bringen, und Verbruggen rief: das wäre keine Künstlerfrau.

Einige Jahre war er nun verheirathet. Seine Frau, die eine vortreffliche und sanfte Gefährtin eines gesetzten Mannes, ein Schatz für einen Handelsmann gewesen wäre, war mit ihm trübselig geworden und kam ihm widerspenstig vor. Sie beklagte sich, weil sie kein Geld hatte, ihre Tochter, weil es ihr an Kleidern fehlte, ihre Wohnung, weil es ein Nest war. Sie eiferte ein wenig gegen ihren Mann, welcher sich zuweilen ein Räuschchen trank, gegen seine Freunde, die ihn zum Wirthshausgehen verleiteten, gegen die Nachbarsleute, welche ihren Mann verunglimpften. Die arme Martha war nicht glücklich. Auch Verbruggen klagte. Er war entzaubert. Weiß ein Künstler, was er will? Er hätte gern eine eben so unbesorgte Frau, wie er, gehabt; hätte er aber ein solches Weib geliebt, frage ich euch, die ihr das menschliche Herz kennt? Wenn sie aber eiferte, so schien es, als weine sie; sind solche Frauen nicht zu beklagen? Sie war mit ihrem zweiten Kinde schwanger, als die Jesuiten von Antwerpen, denen das herrliche Talent Verbruggens bekannt war, bei diesem im Jahre 1699 eine Kanzel für ihre Kirche bestellten.

Der Künstler war entzückt. Er fing zu sinnen an und dachte sich eine ungeheuere, bewunderungswürdige Komposition aus, die, wie ein Buch, die ganze Geschichte der christlichen Religion umfassen sollte.

Ich stelle, sprach er, unter einen Globus, der die Erdkugel vorstellt, Adam und Eva, einen Augenblick nach dem schrecklichen Ungehorsam, welcher uns alle in das Verderbniß gebracht hat. Aus diesem Globus, der die Erde ist, mache ich die Kanzel und unterstütze sie an den Ecken mit den vier Evangelisten. Der Himmel bedeckt sie, rechts von einem Engel, links von der Wahrheit selbst getragen, und der Dattelbaum muß seinen Schatten geben. Die langen Ringe der Schlange winden sich von dem Menschen, der tiefer als die Erde steht, bis hinauf zur Jungfrau, die über dem Himmel thront; und da zermalmt Maria, auf dem Mondesviertel stehend, das ihr zum Fußschemel dient, mit dem Kreuze das unreine Haupt des Versuchers. Neben den Menschen stelle ich den mit dem flammenden Schwerte bewaffneten Cherubim; neben das junge und schöne Weib den scheußlichen Tod, des Kontrastes wegen.

Ich will, fügte er hinzu, daß das göttliche Kind Jesu, aufrecht vor seiner Mutter stehend, den Fuß auf den Rachen des Ungeheuers stelle. Seine erhabene Mutter soll eine Sternenkrone haben. Und Engel stelle ich hin und feurige Cherubime und stralende Seraphime; und das todte Holz allein soll sich unter meinen Händen beleben.

Der Künstler begann sein Werk. Er arbeitete mit hoher Glut, aber doch ohne auf seine Vergnügungen zu verzichten; und sein Weib seufzte darüber um so mehr, als sie den Ausbruch der seinem Genie verschwenderisch ertheilten Bewunderung tiefer fühlte.

Durch die Klagen seiner Frau gereizt, beschloß Verbruggen, sich in seinem Meisterwerke zu rächen und auf diese Weise seine Rache zu verewigen. Er arbeitete an den Treppen seiner Kanzel. Er beschloß in seinem Grolle, den Frauen übel mitzuspielen. Ein Künstler ist dessen nur in einem Augenblicke übler Stimmung fähig. Mehr von Zorn, als von Bosheit geleitet, glaubte Heinrich Verbruggen, er strafe Martha, wenn er das Weib durch satyrische Sinnbilder charakterisire. Auf der Treppe, die sich neben Eva befindet, die gesündigt hat und noch den Apfel in der Hand hält, brachte er unter einem Feigenbaume einen Pfauen, das Symbol des Stolzes, ein Eichhörnchen, das Symbol der Zerstörung, einen Hahn, das Symbol des Gelärmes, eine Aeffin, das Symbol der Bosheit, an; vier Fehler, die den Weg zu Martha's Herzen gewiß nicht gefunden hatten.

An dem Manne arbeitete er mit Freuden; er war ein Meisterwerk. An dem Weibe arbeitete er mit Unlust; es war nicht so vollendet und lebloser. Und um seinen Unterricht vollständig zu machen, stellte er unter die Sinnbilder, mit denen er die Treppe neben dem Manne schmückte, zuerst einen Adler, das Symbol des Genies, hin. So weit war er mit seinem Werke gediehen, als die Geburtsschmerzen Martha auf ihr Lager warfen. Martha hatte eine fürchterliche Niederkunft; sie gebar ein todtes Kind und hauchte selbst nach einigen Stunden den letzten Seufzer aus.

Die Männer, sagt man, sehen den Werth einer Frau erst dann ein, wenn sie diese verloren haben. Dieß geschah auch unserem Bildner. Er beweinte Martha, erinnerte sich nur an ihre vorzüglichen Eigenschaften und warf sich die Schmerzen vor, die er ihr verursacht hatte. Er fühlte nicht mehr den Muth in sich, zu arbeiten. Bald aber erkannte er noch

mehr, was eine gute Frau werth ist. Er hatte sich an eine aufmerksame Vorsorge gewöhnt. So lange Martha lebte, fand er für alle seine Bedürfnisse eine stets bereite Hand. Trauernd weilte er jetzt in seinem öden Hause, wo Niemand mehr an sein Mahl dachte, noch sein Hauswesen in Ordnung hielt. Er empfand jetzt, was Franklin später sagte: Ein Mann allein ist nur die Hälfte einer Scheere.

Nach dem Verlaufe von sechs Monaten sahen ihn seine Freunde ganz demoralisirt und suchten ihn zu einer zweiten Heirath, als zu dem einzigen Heilmittel, zu bewegen.

Du klagst um Martha? sagten sie zu ihm, du kannst es aber noch besser haben; du bist erst sechs und dreißig Jahre alt. Heirathe Cäcilie. Das ist eine Künstlerfrau; denn sie selbst ist Malerin. Sie ist, wie du, heiter und lebhaft; du gibst in ihr deiner Tochter eine zweite Mutter und dir eine reizende Gefährtin.

Verbruggen hörte auf diesen guten Rath und machte Cäcilien den Hof. In wenigen Tagen war er sterblich in sie verliebt. Sie hatte aber nicht den Charakter Martha's. Cäcilie war eine jener Frauen, die stets heiter sind, jedoch einen Willen haben, welche einen Mann fesseln, ihn unterwerfen, ihn leiten, die ihm drückende Ketten anlegen und noch verlangen, daß er diese Ketten küsse. — Glückliche Frauen! denn sie werden geliebt. Gewandte Herzen! denn sie können festbannen.

Und ihr, die ihr geliebt habt, wißt es: wenn ein Engel euch unter den Zügen einer Frau erscheint, wenn dieses Weib, von hingebender Liebe ergriffen, und nur seinem Herzen folgend, schmeichelnd und ergeben euch ganz angehört, dann verlaßt ihr sie bald, ihr Ungeheuer! Drei Monate machen euch müde. Wenn aber dieses Weib gewandt ist, wenn es neben ein wenig Liebe auch Takt und Berechnungsgabe hat, wenn es euch leitet, indem es euch schmeichelt, dann wird es euch lange Jahre festhalten.

Cäcilie war klug. Sobald sie den Künstler von Liebe entbrannt sah, so eignete sie sich die Herrschaft über ihn zu. — Ich würde euch lieben, sagte sie, aber euer Namen hat gelitten; man beschwert sich über die Apathie, in welcher ihr lebt. Das Meisterwerk, das unter eurem Meißel hervorgehen und eine Frau stolz machen wird, den Namen Verbruggen zu tragen, ist noch nicht vollendet.

Redet ein Wort, erwiederte er, und bald habe ich es beendet.

Sie begleitete ihn in seine Werkstätte. Als sie die Sinnbilder sah, die er neben dem Weibe angebracht hatte, fragte sie ihn um die Deutung derselben. Der Bildner erröthete. — Als ich das machte, was euch in Erstaunen setzt, sprach er, kannte ich nicht Cäcilie.

Wohl, entgegnete die junge Frau. Allein wenn ihr uns diese Symbole von Mängeln beilegt, die wir vielleicht nicht haben, wie gedenkt ihr euer eigenes Geschlecht zu bezeichnen? Ich hatte, fing er abermals erröthend an, schon begonnen. Ihr seht hier den Adler; es ist vielleicht das Sinnbild des Dünkels.

Bewahre! rief Cäcilie. Der Adler, ein Raubvogel, ist das Sinnbild der rohen Tyrannei. Was gedenkt ihr, außerdem noch hier anzubringen? — Wir wissen nicht, was Verbruggen stotterte. Cäcilie aber fuhr fort: Um gegen die Männer gerecht zu seyn, wie ihr es gegen uns gewesen, so setzet neben den Adler einen Fuchs, das Symbol der Täuschung, einen Papagey, das Symbol eitler Schwätzerei, einen Trauben naschenden Affen, das Symbol der Trunkenheit, und eine Elster, das Symbol thörigten Hochmuthes. Gestehet ein, lieber Verbruggen, diese Eigenschaften gehören euch Männern an, wie uns die Mängel der anderen Treppe. Habt ihr dieses große Werk vollendet, dann will ich mich glücklich schätzen, mit euch vor den Altar zu treten.

Der Bildner, der nun selbst unterwürfig war, erwiederte nichts; getreulich vollführte er die Vorschriften, die er erhalten hatte. Die Kanzel, welche in der Jesuitenkirche in Antwerpen aufgerichtet wurde, erndtete allgemeine Lobpreisungen. Der Künstler heirathete Cäcilien und seitdem zeichneten sich seine Arbeiten nicht mehr durch eine Schmähung auf die Frauen aus.

Nach der Vertreibung der Jesuiten, schenkte Maria Theresia das Meisterwerk Heinrich Verbruggen's der St. Gudulakirche in Brüssel. Noch steht diese großartige Kanzel da. Vieler Unterricht tönte von ihr herab. Sie selbst aber ist ein stummes Kapitel, das zu euch spricht: Seyd nicht übermäßig gut, seyd nicht so ganz ausschließlich sanft, ihr armen Frauen! Wollt ihr, daß der Mann, welcher euch theuer ist, nicht allzu früh eurer überdrüssig werde, so lernet, ihn ein wenig zu regieren. Dieß ist ein nützlicher Rath! Cl.

C a r t o u c h e.

Nach Dr. Bailly, mitgetheilt von S — r.

Ludwig Dominikus Cartouche wurde zu Paris im Jahr 1693 geboren. Sein Vater, ein reicher Küfer, brachte ihn zu den Jesuiten, damit er die alten Sprachen erlerne, welche Kenntniß damals als die Grundlage jeder guten Erziehung betrachtet wurde. Cartouche entwickelte frühzeitig eine große Geistesthätigkeit und viel Scharfsinn. Seine Fähigkeiten hätten einen ausgezeichneten Mann aus ihm machen können, während sie, übel geleitet, nur dazu dienten, ihm die Mittel zu verschaffen, eine Zeitlang auf dem verbrecherischen Wege zu wandeln, der ihn endlich auf das Schaffot führte. Bereits in seiner ersten Kindheit offenbarte Cartouche eine entschiedene Neigung für den Diebstahl. Es verging kaum ein Tag, wo er nicht seiner Mutter irgend einen Leckerbissen stahl; oder nicht irgend eine Obsthändlerin von seiner Geschicklichkeit oder seiner Lüsternheit zu ihrem Schaden Beweise erhielt. Als er in die Schule kam, übte er sich fortwährend, indem er Federn, Papier und andere seinen Kameraden angehörige Gegenstände wegnahm. Nachdem er diese Laufbahn einmal betreten hatte, machte er reißende Fortschritte auf derselben. Bald war es mit ihm dahin gekommen, daß ihm Kleinigkeiten nicht mehr gut genug waren, die bisher noch seiner Lust nach Anderer Eigenthum genügt hatten. Von den ersten glücklichen Erfolgen aufgemuntert, und voll von Selbstvertrauen, machte er den Plan, sich auf eine schnellere Weise zu bereichern; aber noch war keine Gelegenheit vorhanden: — sie zeigte sich indessen bald. Sein Oberlehrer gewährte ihm das größte Zutrauen, und gestattete ihm oft Zutritt in sein Kabinet. Eines Tages bemerkte Cartouche auf dem Pulte einige Louisd'ors. Der Anblick dieses Goldes reizt seine keimende Neigung und er beschließt, es sich zuzueignen. Um seinen Zweck zu erreichen, sagt er dem Lehrer, er wünsche ihm Verse zu zeigen, deren Gegenstand ihm und seinen Kameraden aufgegeben worden war. Der Lehrer willigt ein, die kleinen Schriftsteller eilen herbei, jeder liest sein Werkchen vor, Cartouche triumphirt, und er trägt den Preis davon. Der Lehrer geht in seine Bibliothek, um daselbst das Buch zu holen, welches zur Prämie bestimmt war. Hierauf stellt sich Cartouche, der den Gegenstand seiner Wünsche nicht aus den Augen ließ, als spiele er mit seinen Kameraden, und escamotirt unterdessen die Goldstücke mit großer Geschicklichkeit. Gleich darauf hört er zur Tafel läuten, und die kleine Gesellschaft geht von dannen. Nach beendigtem Mittagessen, bemerkte der Lehrer den Verlust seines Geldes,

stellt die Zöglinge zur Rede, zuerst mit Sanftmuth, sodann mit Strenge. Alle behaupten, nichts von der Sache zu wissen. Cartouche stellt sich eben so erstaunt, wie die Andern an, beeilt sich, seinen Raub sicher zu verbergen, und geht mit der größten Unbefangenheit an seine Arbeit.

Cartouche war in der dritten Klasse mit dem jungen Marquis von . . ., welchem er seine Aufgaben ausarbeitete, und mit dem er daher auf dem vertraulichsten Fuße lebte. Eines Tages erhält der junge Herr hundert Thaler von seinem Vater zum Geburtstagsgeschenk. Cartouche ist anwesend; er verliert das Geld nicht aus den Augen, und nachdem er mit angesehen hatte, daß es in einen Schrank gelegt worden war, betrachtet er es bereits als ihm angehörig. Der kleine Marquis ist reich und Cartouche ist arm, warum zeigt sich das Glück auch so ungerecht! Er will nur das Gleichgewicht herstellen! Zufolge dieser schönen Gründe, wartet Cartouche nur den Augenblick ab, um seinen Plan in Ausführung zu bringen. Kaum hat die Schule begonnen, als er um Erlaubniß bittet, einen Augenblick hinausgehen zu dürfen. Ins Zimmer des Marquis eilen, den Schrank mit Hülfe eines Dietrichs öffnen und das Geld herausnehmen, dazu bedurfte es nur eines Augenblickes. Aber, o Schicksal! gerade als er sich entfernen wollte, vernimmt er Geräusch, und erkennt die Schritte des jungen Abbé, der seines Kameraden Lehrer war. An Flucht war nicht zu denken; er muß auf den Schrank klettern. Hier war es ihm möglich, sich zu verkriechen, indem die alte und hohe Bauart des Schrankes ihm gestattet, sich vollkommen zu verbergen. Als die Schule vorüber war, wollte der Marquis seine Kameraden bewirthen, und geht in sein Zimmer, um seine Thaler zu holen. Er hat gut suchen, er findet nichts als den leeren Sack. Darüber entstand großer Lärm, der Oberlehrer kommt hinzu, erinnert sich an seine gestohlenen Louisd'ors, und versammelt die Zöglinge. Alle kommen herbei. Nur Cartouche folgt nicht dem Rufe. Man sucht ihn überall, man schreit, man droht, aber vergebens: der Strafbare bleibt auf seinem Schranke verkrochen. Mehre Stunden gehen vorüber, es wird zum Mittagessen geläutet, man geht, man kömmt durch die Hausgänge, und Cartouche darf es nicht wagen, seinen Versteck zu verlassen. Nach dem Essen, derselbe Lärm, dieselbe Verlegenheit. Der ganze Abend geht auf diese Weise hin: man hört die Glocke, die zu Bette ruft; wenn er doch zum wenigsten die Aufregung benutzen könnte, die im ganzen Hause herrscht, um sich aus dem Staube zu machen! Er streckt den Kopf in die Höhe, und vernimmt nichts — schon beschließt er zu entwischen, zu spät, der Marquis und sein Lehrer gehen zu Bette! So ist denn der kleine Dieb genöthiget, auch die Nacht in der schrecklichen Lage zuzubringen; der Hunger quält ihn, die Glieder sind ihm wie gebrochen, er wagt kaum zu athmen oder die geringste Bewegung zu machen, damit nicht das alte Möbel krache und ihn verrathe. Endlich nach fünfzig Stunden der schrecklichsten Qual, ist er allein, und eilt, seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Schnell wirft er sich in die Kleider des Abbés, verbirgt die seinigen unter dem Mantel, und verläßt Haus und Schule. Nachdem er seine Kleider wieder angezogen hatte, begibt er sich zu seinem Vater, den er mit einer Erzählung nach seiner Weise zu beschwichtigen sucht: dieser aber argwöhnt irgend eine Spitzbüberei und sperrt ihn in eine große mit schweren Steinen beladene Bütte ein. Der gefangene Cartouche entwirft sogleich einen Entweichungsplan. Mit Hülfe eines Messerchens, das er stets bei sich trug, macht er ein Loch in die Bütte, eine Eisenstange dient ihm zum Hebel, es gelingt ihm, die ungeheure Bedeckung in die Höhe zu heben, einige Steine, die er selbst dem Boden seines Gefängnisses entnimmt, werden darunter angebracht, und so gelangt er, vermöge einer unbeschreiblichen Geduld, dahin, sich einen Weg zu bahnen. Sobald er sich in Freiheit sah, sagte Cartouche seinen Penaten Lebewohl, und suchte bei einem Onkel, der in Rouen wohnte, einen Zufluchtsort. Daselbst angelangt, fühlte er sich erst recht behaglich, indem er nun seine Talente in einem größern Wirkungskreise auszubilden sucht. Bald besaß er eine recht hübsche Sammlung von Uhren, Diamanten, Tabaksdosen; er besucht die Spielhäuser, und führt die außerordentlichsten Gaunerstreiche aus. Aber endlich ist er genöthiget, den dringendsten Vorstellungen seines Onkels nachzugeben, er verläßt die Normandie und kehrt nach Paris zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Feste der Türken.

(Schluß.)

In der Türkei unterscheiden sich die Feste wesentlich von den unserigen, denn weit entfernt, die Veranstalter derselben zu ruiniren, sind sie vielmehr eine Quelle von Einkünften für sie. Ich kann es nicht verhehlen, daß der Seraskier in diesem Falle seinen Vortheil sehr gut zu benutzen verstand: er lud die Fremden und die Einwohner nach einander zu Gastmählern ein, die er bei sich gab; er theilte sie sorgfältig in so geschickt berechnete Grade und Kategorien ein, daß, wenn die ausgezeichnete Ehre, die Jedem erwiesen worden war, in Gold oder andern Gegenständen bezahlt werden mußte, sich Niemand der Kontribution entziehen konnte. Wenn irgend Jemand einer persönlichen Einladung nicht für würdig gehalten wurde, so wurde er nolens volens als zu einer Korporation gehörig betrachtet; bald wußte man diese zu fassen, weil sie die und die Profession trieben, bald endlich, weil sie Mahomedaner, Griechen, Armenier oder Katholiken waren. Die fremden Konsuln allein wußten sich der Ehre, die man ihnen anthun wollte, zu entziehen. Ein jeder von ihnen war zu dem Pascha eingeladen worden; es war eine Eskorte kommandirt, die Pferde standen bereit; sie sollten bei Fackelschein und mit harmonischer türkischer Musik durch ein Feuerwerk geleitet werden. Sie nahmen die Einladung nicht an und schützten die Strenge der Etikette vor, weil sie zu Folge derselben den Vorsitz verlangen müßten. Manche, ohne Zweifel unrecht berichtete, Personen behaupteten, sie hätten befürchtet, auf eigene Kosten an dem Gastmahle Theil zu nehmen, weil sie auf eine Vergütung von Seiten der Regierung nicht hätten hoffen dürfen.

Als der Pascha mit seinen Einladungen zu Ende und die Kosten geordnet waren, so bewirtheten ihn nun die Glieder seiner Familie ihrerseits. Bald fand das Gastmahl in den Häusern, bald unter Zelten und auf öffentlichen Plätzen Statt; diese Ceremonien dauerten mehre Stunden, und unter den Geladenen hatte auch jeder andere freien Zutritt. Bisweilen spielte man Dschirit, bisweilen ließ man Kämpfer auftreten. Der Ceremonienmeister bestimmte jedesmal die Ordnung und Dauer der Spiele. Alles geschah jetzt, um den Seraskier zu unterhalten; aller Augen waren auf ihn gerichtet, jede seiner geringsten Bewegungen wurde belauscht, während er einen unveränderlichen Ernst beobachtete; die Geschicklichkeit des Ceremonienmeisters bestand darin, auf diesem sich gleichbleibenden Gesichte zu lesen, wenn angefangen und wenn geendet werden sollte. Eines Tages wurde der erste Kämpfer des Seraskiers von einem Manne aus Akalsik besiegt, und rächte sich in dem folgenden Kampfe dadurch, daß er seinem Gegner Asche in die Augen warf. Es entstand ein ernsthafter Kampf, und als diesem der Ceremonienmeister zu Gunsten des Verräthers ein Ende machen wollte, runzelte der

Seraskier die Augenbraunen. Nein, wahrhaftig, Virgil hat nicht übertrieben, wenn er von dem Herrn der Götter sagt: Annuit et toto motu tremefecit Olympum. Alle Hofleute erzitterten, alle warfen sich vor Kiaja Oglou, um ihn den Blicken seines erzürnten Herrn zu entziehen. Von diesem Augenblicke an schien seine Ungnade gewiß, die Fremden reis'ten einer nach dem andern ab, der Gastmähler wurden immer weniger, die Feuerwerke verloren ihren Glanz, und die Freudenschüsse die uns betäubt hatten, wurden immer seltener. Kurz, drei Tage vor der Zeit, die als das Ende der Festlichkeiten bestimmt war, kamen die Damen von Kerasud an, und ihre Gegenwart setzte einer Ceremonie, dere Folgen mir nicht bekannt geworden sind, ein Ziel.

Ueber Ehestandsanträge in öffentlichen Blättern.

Zu den Belustigungen des Publikums gehören unstreitig auch die jetzt so häufigen Gesuche nach Frauen, in den öffentlichen Blättern. Mit Aufmerksamkeit hat Einsender dieses jene Nothrufe nach treuen Gefährtinnen, im Allgemeinen Anzeiger d. D., in der Leipziger Zeitung u. a. Bl. gelesen, und sein Mitleiden den Bedauernswürdigen geschenkt, welche bei der Unzahl unserer doch größtentheils unbescholtenen, unabhängigen und gebildeten Jungfrauen die Pein des Tantalus zu ertragen haben. Wehe dem Manne, der — er sey wes Standes er wolle — nicht hier oder dort ein weibliches Wesen zu finden vermag, welches des Lebens Heil und Last mit ihm theilen will! Deutschlands Töchter finden wir in den gebildeten Ständen noch mit so vielen Vorzügen begabt, daß kein Mann Ursache hat, sich weithin umzusehen, sobald er nur „dem großen Wurf," wie ihn Schiller nennt, auch seinen Antheil einzusetzen vermag. Aber wir vernehmen gewöhnlich in jenen Kotteletsartikeln, daß der Sucher einer Hausfrau gewöhnlich an der zweiten Potenz des Lebens (die erste ist die Gesundheit) am Gelde, Mangel hat. Denn wer hat jemals einen Heirathskandidaten in öffentlichen Blättern sein Gesuch eröffnen sehen, welches einem armen Mädchen die köstliche Aussicht auf eine moderne Ehe an der Seite eines vielgelebten, besonders die weibliche Welt durch und durch kennenden Eheherrn, darbot? Nein! stets ist das sine qua non! daß die Gesuchte ein verhältnißmäßiges Vermögen besitzen müsse! Und nun zum Ueberfluß treten Viele der Frauensucher mit bescheidenen Forderungen von Summen bis zu 100,000 Thalern auf, um allerhand Etablissements, selbst — der bescheidensten Art, durch der Heißgeliebten Einbringen begründen oder vergrößern zu wollen. Und wenn nun auch achtbare Männer zuweilen Frauen öffentlich suchen mögen, so ist es doch auf keinen Fall Sache des Zartgefühls, einen so ganz eigenthümlichen Bund zu einem Handelsartikel stempeln zu wollen.

Es mag allerdings ein peinliches Gefühl seyn, wenn man bereits dem Schwabenalter im Schooße liegt, und trotz aller Praxis in dem Umgange mit dem zweiten Geschlechte Keine, deren Liebe goldene Fesseln im Geleite hatte, bis an die Stufen des Altars treiben konnte; allein daran sind wohl meist die Männer selbst Schuld, denn wenn wir nach den so schmeichelhaften Ergebnissen mehrerwähnter Frauengesuche in öffentlichen Blättern gehen wollen, so stehen wir im Zenith der Vollkommenheit, und fehlt dem Erdenbürger bloß noch das Aufschweben in die höhern Regionen. — Die Frauensucher dürfen also nur ihre Vorzüge geltend machen, und dann würden es unsere Töchter später zu bedauern haben, wenn sie jenen Tubastößen der schmachtenden Goldliebhaber ihre Ohren verschlossen hätten.

Pyramus, Lätus, Leander, Petrarka, Abälard! Schöne, gefeierte Namen in den Jahrbüchern der Liebe! Fehlten euch denn auch etwa die Moneten bei euern Qualen und todtverachtenden Gluthen?

Paris, Juli 1834.

(Schluß.)

Tivoli ist ein großer in der rue de Clichi gelegener Garten, worin man sich bestrebt, den Leuten, die dafür Geld bezahlen, jedes mögliche Vergnügen zu verschaffen. Das Essen und Trinken aber wird apart bezahlt, gehörig nicht zu den Vergnügen. Zuerst ist da eine große Rutsch-, Fahr- und Segelmaschine, auf welcher man in kleinen Kähnen im Kreise durch die Luft schifft; dann sind da mehre Kinderspiele für Erwachsene, einige Turnanstalten, eine Pistolenschießanstalt, ein Luftballon- und Schnepfenpflug — wird durch Gas getrieben, — eine Modelleisenbahn, eine Katapulte, ein Ringspiel, der Londoner Tunnel im verjüngten Maßstab von 1 zu 1000, ein Theater, worin Komödie gespielt wird, ein anderes, worin Grimassen und physikalische Experimente gemacht werden. Endlich wird im Freien getanzt, was man bal champêtre nennt, und ein Feuerwerk abgebrannt. Man muß die Illumination und die transparenten Gläser und Pariserinnen dazu rechnen, so läßt sich Alles einmal ansehen und als ein Zeitvertreib betrachten. Das Entree ist gewöhnlich 3, ungewöhnlich 5 und 10 Francs. Wenn 10 Francs bezahlt werden, ist das Vergnügen dasselbe, aber die Gesellschaft anständig. Ergo —

Das Vauxhall ist ungefähr wie Tivoli, dito die Chaumière am äußern Boulevard St.-Germain. Man hat Rutschberge, Ball im Freien, Spiel, Musik, grüne Erbsen und — Grisetten. Wer aber diese von der ächten Sorte will, wage sich hinaus in die Vorstädte von Montmartre und Belleville, in die sogenannten Guinguettes oder kleine Gärten mit kleinen Häusern und großen Schildern. Da wo man lies't: „Salle pour 200 couverts," wenn das ganze Haus nicht so viel Menschen faßt, da ists ganz gut, da tanzt die Welt auf den Köpfen, besonders um Fastnacht. Die Pariser Vorstadttänze sind bloß ein klein wenig üppig, aber voll Bewegung, voll Jovialität, voll Humor. Man muß das Leben auch in Pantoffeln kennen lernen.

Im Sommer schwitzen auch die Leute in diesen Lokalen wie Pappeln nach dem Regen. Aber das hindert sie nicht froh zu seyn. Sie galloppiren bei 30 Grad Reaumur, als ob sie in Wien wären. Die Wahrheit ist, daß man jetzt hier die deutschen Walzer mit den deutschen Opern einführt. Das Drehen wird ihnen noch ein wenig schwer, weil sie der Kontretänze auf unelastischem Boden gewohnt sind.

Es ist nicht gerathen, das Vorstadtvergnügen zu nah zu betrachten, sondern lieber sich auf die Novellen von Paul de Kock zu verlassen. Noch weniger erlaube man sich bei Gelegenheit deutsche Kirchweihfreiheiten; denn wenn auch die Polizei nichts dawider hat, so protestiren die Herren in ihren Sonntagsröcken, welche den Hut auf einem Ohr, die Hände in den Hosentaschen und den Kopf in einer buntseidenen Schüssel tragen. Sie wollen ihr Hühnchen allein essen; und das Huhn, oder die Ente, oder die Gans hat allemal so viel Klugheit, nach sechs Werkeltagen, die sie in Geschäften zubrachte, den siebenten ihrem Liebhaber allein zu widmen.

Was die vornehme Welt anlangt, so sucht sie im Sommer an andern Orten Zerstreuung als in Paris, z. B. in der fernen Umgegend von Montmorency, Versailles, Meudon und St.-Germain. Die reichere Kaste fährt auf ihre Güter oder nach Havre, Dieppe und Boulogne, in die französische Schweiz und in die Bäder. Es ist wie in Deutschland, wie überall. Vom Winter läßt sich nur hinzufügen, daß er für sie die brillanteste Jahreszeit ist; denn in ihm gibt es Soiréen, Familienbälle, italienische Oper, große Opernredouten und Spiel. Das Spiel ist und bleibt die Pest der guten Gesellschaft, die größte aller Immoralitäten.

Theateranzeige.

Samstag, den 16. August. (Zum Erstenmale wiederholt) Die ungleichen Brüder, Lustspiel in drei Akten, von Fr. L. Schmidt. Hierauf folgt: Der König von gestern, Posse in einem Akt, von St. Schütze.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Barthoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, | № 99. | 16. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Weber.

Von Adolph Prölß.

Es trat ein rüstiger Webersmann
Am Morgen zu seinem Gestühl,
Und knüpfte seidene Fäden an
Und reiht sie mit zartem Gefühl.

Drauf webt er fröhlich den ganzen Tag
Mit kunstvoll geschäftiger Hand,
Bis zu der Vesper ersehntem Schlag
Ein schimmerndes, rosiges Band.

Und als das Abendgeläute klang
Und rührt' an des Fleißigen Ohr,
Von seinem Stuhle der Weber sprang
Und nahm das Gewebe hervor.

Jetzt geht er feierlich angethan
Aus seinem Gemache heraus,
Und klopft mit pochendem Herzen an,
An jenes umblühte Haus.

Da öffnet grüßend der Thüre Schloß
Ein Mägdlein gar züchtig und hold,
In reichen Wellen das Haupt umfloß
Der Locken umfluthendes Gold.

Ihr reicht der Weber das rosige Band,
Mit schüchternem, bittendem Blick,
Das Mägdlein nimmt es mit zögernder Hand
Und weis't es nicht spröde zurück.

Und als sie lächelnd um's weiße Kleid,
Das schöne Gewebe gelegt,
Da wird der Busen ihr eng und weit
Von tausend Gefühlen bewegt.

Sie kann nicht dämpfen die seltene Glut,
Das Wogen von Lust und von Schmerz;
Sie spricht zum Weber »ich bin dir gut!«
Und sinkt ihm erröthend an's Herz.

Da knüpft um Beide das rosige Band
Den innig vereinenden Ring,
Der eng und enger die Herzen umwand
Und ewig beglückend umfing.

Znaïra.

Eine afrikanische Novelle. *)

(Ausland.)

Mitten in einer in üppiger Vegetation prangenden Oase, deren Reiz durch die Nähe des Meeres nur noch mehr erhöht wird, liegt, von Hainen und Gärten umgeben, die kleine tunesische Stadt Nebel. Geht man von Tunis aus nach dem Städtchen, so führt der Weg über Sanddünen, von denen herab man den Anblick der reizendsten Landschaft genießt. Unter dem herrlichsten Himmel, zwischen Gärten und Palmen, höher noch als die Minarets, blickt Nebel hervor; frische Lüftchen streichen durch die Orangenhaine und über große mit Jasmin und Rosen bedeckte Flächen, und tragen dem auf den Dünen im Entzücken versunkenen Wanderer die lieblichsten Gerüche zu. Taucht nun zufällig noch ein weißes Segel am fernen Horizonte auf, und eilt das Schiff, den glatten Meeresspiegel durchfurchend, dem Gestade zu, so fühlt auch wohl die gespannteste Erwartung sich befriedigt.

Nebel, das, von ferne betrachtet, einen so lachenden Anblick bietet, täuscht die Erwartung auch dann nicht, wenn man es näher kennen lernt, denn Jeder, der dort verweilte, verläßt das Städtchen nur ungern wieder. Ist es die Schönheit, der Reiz des Landes, die auf die Sitten der Einwohner einen so milden Einfluß üben, oder haben die frühern Bewohner, die alten Mauren von Grenada, den Geschmack an Blumen und Ergötzungen hierher verpflanzt? — Nicht das mächtige Grenada lebt mehr in dem Gedächtniß der Bewohner des Städtchens, sondern nur noch das schöne, das herrliche Grenada. Von ihren alten Sitten ist ihnen nichts geblieben, als ihr Hang zum Schmuck; sie tragen keine schweren Waffen mehr, aber sie bekränzen sich mit Blumen; sie brechen keine Lanzen mehr zu Ehren der Schönen, aber noch hauchen sie Liebesklagen in Romanzen zu ihren Füßen aus, und die Frauen von Nebel gelten als die schönsten und feurigsten des ganzen tunesischen Reiches. In Nebel pflegt man den Jasmin und die weiße Rose, aus denen die Alschiren (Sklavinnen) der Harems jene weltberühmten Essenzen bereiten. Die Tausende von Gärten, welche die Stadt umgeben, genügen den Bewohnern bei weitem noch nicht; jedes Haus hat seine Blumenbeete und wohlriechenden Akazien. Die Frauen gehen nie ohne einen Blumenstrauß in der Hand aus, die Männer schmücken ihre Turbans mit Jasmin, und allenthalben wird man mit Blumen beschenkt.

Die Tracht der Frauen von Nebel entspricht ihren mil[den] Sitten, und weder ihre Gefallsucht noch ihr Geschmack befindet sich dabei im Nachtheil. In Tunis sind die Frauen mit gestickten Gewändern überladen; man sieht weder Gesicht noch

---

*) Aus dem so eben in Paris erschienenen: Tunis, Nouvelles africaines, par I. L. Lugan.

Formen, denn das Auge vermag nicht, diesen Wall von Gold und Seide zu durchdringen. Im Innern des Landes dagegen ragen die arabischen Frauen nichts als eine einfache, bis auf die Füße herabreichende und an den Seiten aufgeschlitzte Tunika mit kurzen Aermeln.

Die Frauen von Nebel hüllen sich in ein weites, wollenes Gewand, so weiß wie Schnee, das sich auf das Anmuthigste ihren Formen anschmiegt und bis auf die Füße herabreicht. Einen Zipfel dieses Gewandes tragen sie in der Hand, um das Gesicht damit zu verhüllen oder vielmehr um mit der feinsten Koketterie und mit den anmuthigsten Bewegungen, welche zuweilen ihre schönen Arme enthüllen, es bald zu zeigen, bald wieder zu bedecken. Sie gehen stets baarfuß, da aber die Straßen in und um Nebel mit dem feinsten Sande bedeckt sind, so sieht man nie auch nur die kleinste Spur von Schmutz an ihren blendend weißen Füßen.

Leopold, ein junger Franzose, der sich eben zu Tunis befand, kam, von den Reitzen Nebels gelockt, die das Gerücht ihm verkündet hatte, nach dem Städtchen, um einige Tage daselbst zuzubringen. Er wohnte bei Sidy Ahmed, aus einer der ältesten Familien des Reichs, einem wahren Patriarchen, dessen Leben eines der angenehmsten war, das man nur führen kann. Die Jahre hatten seine Züge geändert, ohne sie zu entstellen; sein Bart hatte sich gebleicht, das war fast Alles. Mit der Kraft des Mannes und den Resten hoher Schönheit verband er die Hoheit, ja man könnte sagen, die Anmuth des Greisen. Sein Haus in Nebel war ganz dazu geeignet, einen Begriff zu geben von den ganz eigenen Sitten des Landes, von jener Vermischung türkischer und arabischer Gebräuche, und dem Luxus der neuen und der Einfachheit der alten Zeiten. Im obern Stock, in den Prunkgemächern, sah man vergoldetes Täfelwerk, Seide, Sammet und Marmor im Ueberfluß; ein Schwarm von Dienern, Mameluken, Neger und Negerinnen, Frauen und jungen Alschiren bildeten eine Art von Hofstaat, während zu ebener Erde in einer weiten Halle stets eine zahlreiche Schafheerde stand, durch die und durch Gruppen von Beduinen, die auf den Boden gekauert auf Gehör bei ihrem Herrn warteten, man sich hindurchwinden mußte, um zu der Treppe zu gelangen, welche nach den Prunkgemächern führte.

Zu Mittag verschloß sich Sidy Ahmed in seinen Harem, in welchem er zehn junge Mädchen unterhielt. Die seidenen Vorhänge wurden herabgelassen, so daß sich nur noch einige durch bunte Glasscheiben gemilderte Lichtstrahlen in das Zimmer stahlen. Musik und Tanz unterhielten den Greis noch einige Augenblicke, bis er endlich ermüdet die Augen schloß, und nun herrschte tiefe Stille im ganzen Harem bis zum Abend. Man gab Sidy Ahmed Schuld, daß er in den Fesseln der schönen Aimuda schmachte, die, obschon den nomadischen Stämmen des Zerith, dem Dattellande, entsprossen, die weißeste Schöne des Harems war. Um dem glücklichen Ahmed zu gefallen, verschleierte sie das Gesicht mit ihren schwarzen Haaren, und dann verlieh der azurne Stern, den sie gleich allen Mädchen ihres Stammes auf der Stirn trug, ihrem Gesicht einen unnachahmlichen Reiz.

Am Abend setzte sich der alte Maure vor die Thür seines Hauses, ließ die Straße mit Wasser besprengen, schwatzte vertraulich mit seinen Leuten oder den Vorübergehenden; ertheilte den Beduinen Audienz, und unterhielt sich damit, die Schafe fressen zu sehen, die man ihm vorführte.

Sidy Ahmed der seine ganze Lebenszeit so geruhig im Innern seines Hauses zugebracht hatte, konnte wohl nicht anders als von leutseligem Charakter und liebenswürdig im Umgang seyn. Aus allen seinen Zügen sprach Gutmüthigkeit, und dieses treuherzige Gesicht log nicht. Leopold gewann ihn schon am Tag nach seiner Ankunft in Nebel lieb, denn der gute Moslem ging in allem offen, dabei aber doch zart zu Werke, und stellte sein ganzes Haus zur Verfügung seines Gastes, mit einziger Ausnahme der Casa, so nannte er nämlich seine Frauengemächer, denn dieses Heiligthum betrat außer ihm Niemand als ein noch sehr junger Mameluk und ein Neger. Sidy Ahmed schwatzte gern; nach dem Essen besonders pflegte er seinen Gast, Leopold, aufzusuchen, um sich mit ihm in der sogenannten Frankensprache, die er die italienische nannte, zu unterhalten. Obschon er sich eben nicht streng an die Gebote Mohammeds hielt, so trank er dennoch während der Mahlzeit keinen rothen Wein, der Nachtisch aber, an den er sich hauptsächlich zu halten pflegte, und der aus köstlichem Zuckerwerk, Pistacienkuchen, Granaten, Orangen, frischen Datteln u. dgl. bestand, wurde mit herrlichem spanischen Wein, gelb wie Gold, hinabgespült. Von diesem trank der gute Alte nicht wenig, da er, wie er zu sagen pflegte, das Herz nicht drücke. Dieß that er nun freilich nicht, wohl aber theilte er sein Feuer dem Blute des Greisen mit und färbte seine Wangen mit leichtem Roth. Leopold konnte dann nicht müde werden, diesen schönen Kopf, die kindlichen und doch so majestätischen Züge zu betrachten, bis endlich der Alte sich erhob und mit raschem Schritt nach dem Harem ging. Traurig blickte Leopold ihm nach, und ging an das Gestade des Meeres, um frische Luft zu schöpfen.

Leopold hatte bei Sidy Ahmed einen jungen Moslem kennen lernen, Namens Sidy Ali, einen Mann von sanftem, leutseligem Charakter, und so wurden die jungen Leute bald Freunde. Sie brachten einen großen Theil des Tages mit einander hin, und machten zu Pferde weite Ausflüge in die Umgebung. Der junge Franzose forschte nach allen Inschriften, und Ali begleitete ihn bei seinen Untersuchungen, ohne jedoch besonderes Interesse an solchen Entdeckungen zu nehmen. Theilte er auch seines Freundes Freude über einen glücklichen Fund, so geschahe es ohne sich dieselbe erklären zu können. Er wußte nicht, daß dieses Land vormals den Karthagern und Römern gehörte, denn ihm hatte man nur von Christen und Moslems gesagt. Während Leopold bis in die Kellergeschosse der Ruinen drang, und in den Gängen umherkroch, saß Ali auf einem Teppich im Schatten eines Baumes, und überließ sich süßen Träumen, bis der Alterthumsforscher, kindlich erfreut, mit Bruchstücken von Marmortafeln, von Statuen und Karnießen beladen oder mit irgend einer alten Inschrift in seiner Schreibtafel zurückkehrte, über die er dann immer allerhand Schönes zu sagen wußte, was der junge Maure nicht verstand.

Als Leopold nun endlich die ganze Gegend durchforscht hatte, fühlte er auch in Nebel, was er schon so oft in Tunis empfunden hatte; alle Pracht der Scenerie, der herrliche Himmel und alle Zerstreuungen vermochten nicht jene Sehnsucht zu stillen, die in seinem Herzen sich regte. In Nebel, wo die Frauen so reizend sind, wo sie so einladend und verführerisch lächeln, sollte man wohl freilich glauben, daß nur die Wahl es sey, welche dem Sehnsüchtigen noch einigen Kummer machen könne, allein dieß gilt nur für den Moslem, nicht aber für den Christen; denn zu Nebel wie zu Tunis würde das unglückliche Geschöpf, das den Liebesseufzern eines Ungläubigen Gehör schenkte, ohne alle Gnade in einen Sack gesteckt und in das Meer geworfen werden. Oft machte unser armer junger Freund seinem Herzen gegen Ali Luft, und sagte: »Nebel ist ein schönes Land für dich, aber nicht für mich,« doch wollte dieser ihn immer nicht verstehen, und erwiederte nur: »Die Sonne, das Meer und die Bäume sind für Jedermann, und, sollt ich denken, doch wohl eben so schön als in deinem Frankreich.«

»Höre mich an, sagte Leopold hierauf, als ich nach Tunis

kam, war ich erstaunt, verwundert über Alles, was ich sah. Der Reichthum und das für mich so Fremdartige der Trachten, die mannichfachen Menschenracen, die herrlichen Moscheen, die Pracht der Bazars, die sanften Sitten, der Gewerbfleiß und die Liebe zur Arbeit, die ich da fand, wo ich nur Barbarei und Trägheit erwartete, alles dieß überraschte mich eben so sehr, als es mich innig erfreute. Ich langte gegen Ende des Ramasans, zur Zeit eurer Feste an; die ganze Stadt war mit Flaggen und Tüchern geschmückt, allenthalben wogte eine festlich gekleidete fröhliche Menge. Das Wetter war herrlich, und ich trieb mich so gern ganz allein unter den Arabern, Negern und Mauren umher, die sich in den Straßen drängten. Tunis erschien mir ganz in jenen schimmernden Farben, wie ich mir den Orient immer gedacht hatte. Die schönen Frauen, denen man jetzt einen Ausflug vergönnt hatte, begegneten mir allenthalben, auf den Straßen, in den Gärten und außerhalb der Ringmauern. Eines Tages folgte ich einem ganzen Zuge derselben, der durch das Thor Solimans ging. Sobald ich mich außerhalb der Stadt befand, sah ich sie zu Tausenden auf der Straße, in einem großen Kirchhof, am Abhang und auf dem Gipfel eines Hügels, welcher die Stadt beherrscht. Ich wußte, daß sie die Gräber ihrer Verwandten und einen Marabut besuchten, in welchem ein in Tunis sehr geachteter Heiliger begraben liegt. Man sah diesen Frauen, die das ganze Jahr hindurch eingekerkert sind, das innige Vergnügen an, mit dem sie sich der Freiheit hingaben, die ihnen an diesem Tage gegönnt ist. Sie waren von ihren Negerinnen begleitet, auch nicht ein einziger Moslem befand sich unter ihnen. Ich kann dir das Gefühl nicht beschreiben, das mich durchdrang, als ich mich so mitten unter diesen Frauen befand. Die Luft war so mild, fern von der Stadt, den Blicken ihrer Herren entrückt, trugen sie kein Bedenken, ihre Schleier zu lüften, und frei umher zu blicken. Was für schöne Gesichter sah ich da! Zwar im Ganzen ein wenig bleich, aber von den ausdrucksvollsten Augen belebt. Es fielen einigemal sehr bedeutungsvolle Blicke auf mich, und als ich nun diese lebhaften, verlangenden Augen, diesen halb geöffneten Liebe und Vergnügen athmenden Mund sah, fing ich an zu begreifen, warum die Moslems ihre Weiber so sorgfältig einzuschließen pflegen. Dieß Schauspiel war mir eben so neu als reizend; die Frauen gingen umher, setzten sich, oder erstiegen den Hügel; allenthalben sah man Gruppen, die der reichen Farbenpracht ihrer Trachten halber Blumenkörben glichen. Der spiegelglatte von kleinen Fahrzeugen durchfurchte See linker Hand erhöhte den Reiz der Landschaft, den interessantesten Anblick jedoch bot mir der große Kirchhof mit seinen schönen Grabmälern, wo auch die Asche des Armen unter einem Steine, und nicht unter Brennnesseln und anderm Unkraut ruht, und wo jetzt die Frauen mit zur Erde geneigten Häuptern zwischen den Gräbern umherwandelten. (Fortsetzung folgt.)

C a r t o u c h e.

(Fortsetzung.)

Sein Vater, der bereits einen Theil seiner Handlungsweise kennt, beschließt ihn in St. Lazar einzusperren. Um den jungen Dieb um so besser zu täuschen, empfängt er ihn auf eine ganz liebevolle Art, behandelt ihn zwei oder drei Tage lang sehr gut, und macht ihm zuletzt den Vorschlag, eine Promenade nach dem Kloster der Lazaristen mit ihm zu machen, die, wie er sagte, einige Fässer von ihm verlangt hätten, und welche er zu diesem Zwecke besuchen wollte. Cartouche, dem die huldvolle Aufnahme seines Vaters bereits einigen Verrath argwohnen ließ, steht dennoch nicht an, das Anerbieten des Küfers anzunehmen, indem er auf seine Geschicklichkeit baut, die ihn nöthigen Falls nicht verlassen würde. Er fühlt Muth genug, der Gefahr entgegen zu gehen, und er war neugierig, was sein Vater mit ihm vorzunehmen gedachte. Sie steigen in den Wagen und langen im Kloster an. Sein Vater verläßt den Wagen zuerst, und sagt dem Beschließer einige Worte. Der aufmerksame Cartouche lies't auf dem Antlitz des Letztern eine fast unmerkbare Gesichtsbewegung, und begreift, daß es Zeit sey, an die Flucht zu denken. Sogleich zieht er sein Kleid aus, verwandelt sein weißes Sacktuch in eine Schürze, bedeckt seinen Kopf mit einer baumwollenen Kappe, die er in der Tasche hatte, und springt, nachdem er den schicklichen Augenblick dazu abgewartet hatte, gewandt aus dem Wagen, mit der zuversichtlichen Miene eines Menschen, der sein ganzes Leben Küchenjunge gewesen war. Das väterliche Haus sah ihn von nun an nicht mehr wieder. Cartouche versammelte bald eine kleine Gaunergesellschaft um sich, an deren Spitze er sich stellt, nachdem er sich als Spion engagirt hatte, um desto sicherer die Polizei zu täuschen. Seine Gewandtheit und sein Eifer gewinnen ihm bald die Gnade des Hrn. von Argenson. Dieser läßt ihn eines Tages zu sich kommen, und sagt ihm: »Ich setze Vertrauen in dich, du scheinst mir ein geschickter Mensch zu seyn, du mußt mir einen Dienst leisten, wofür ich erkenntlich seyn werde, denn es handelt sich um meine Ehre; die Verwegenheit eines Räubers, dessen ich nicht habhaft werden kann, und der die Welt mit seinem Namen und seinen Verbrechen in Staunen setzt, ist eine Schande, die auf mich zurückfällt. Todt oder lebend mußt du mir den berüchtigten Cartouche schaffen. Alle meine Leute sind ihm auffässig, auf seinen Kopf ist ein hoher Preis gesetzt, und doch waren bis jetzt unsere Nachforschungen fruchtlos. Ich zähle auf dich.« Ein eiskalter Schauer überläuft Cartouche, doch verliert er nicht die Geistesgegenwart, verspricht alles, und benutzt seine Lage und das Vertrauen des Ministers zu seinem Vortheile. Nach einiger Zeit wird er eines Tages von Werbern gefangen genommen, und nach Flandern zur Miliz gebracht. Man weiß, daß zu jener Zeit die Armee auf solche gewaltthätige Weise rekrutirt wurde. Cartouche beabsichtigt bald, davon zu laufen, aber auf welche Weise? Schlägt der Streich fehl, so ist es um seinen Kopf geschehen. Er beschließt, sich loszukaufen; der Hauptmann verlangt hundert Louisd'ors. Cartouche hat mehr als diese Summe bei sich, aber man muß so wohlfeilen Kaufes wie nur möglich davon zu kommen suchen. Ein Mann, wie er, bezahlt nicht gleich einfältigerweise, was man von ihm fordert. Er schreibt an Bras d'Acier, seinen Lieutenant, ihm zu Hülfe zu eilen. Dieser, obgleich erst dreißig Jahr alt, gibt sich das Ansehen und die Haltung eines siebenzigjährigen Greises, und fleht den braven Hauptmann, sich mit hundert Pistolen zu begnügen, die er ihm zur Loskaufung seines Sohnes mitbringe. Die Komödie wird so gut aufgeführt, daß der Hauptmann, überzeugt, nicht mehr herausbringen zu können, Cartouche frei ziehen läßt.

Brüssel ward hierauf der Schauplatz der Thaten unsers berühmten Räubers. In dieser Stadt ersann er den Diebstahl nach der Kette, dessen Erklärung folgende Anekdote ergibt:

Cartouche befand sich an einem Sonntage in der heiligen Geistkirche und hielt sich während des Hochamtes in der Nähe eines dicken Mannes, der sich einer prächtigen goldenen Tabaksdose bediente. Im Augenblicke der Erhebung schiebt Cartouche seine Hand in die Tasche seines Nachbarn und bemächtiget sich der Tabatiere; aber dieser gewahrte den Raub und ergreift die Hand des Diebes mit so viel Kraft, die ihm jeden Gedanken benimmt, entwischen zu können. Cartouche nähert sich hierauf dem frommen Mann noch mehr, stellt sich,

als flehe er ihn ganz leise ins Ohr um Gnade an, und während dieser Bewegung nimmt die rechte Hand die Dose, welche die linke hielt. Die Gefährten erhalten ein Zeichen, und bilden ihm zur Seite eine Kette: die Tabatiere fliegt schnell von Hand zu Hand bis zu dem letzten. Hierauf richtet sich Cartouche stolz auf, und frägt den frommen Mann, mit welchem Rechte er ihn beim Arme festhalte. — Elender, erwiederte der andere, hast du mir nicht meine Dose gestohlen? — Ich! wie abscheulich! — Ja, in dem Augenblick, als ich sie gebrauchen wollte, und hast du sie nicht noch? — Eine Gruppe bildet sich um beide. Cartouche zeigt seine leeren Hände, beklagt sich über die ihm widerfahrene Beschimpfung, und verlangt, in die Sakristei zu gehen, um ihn daselbst zu durchsuchen, damit seine Unschuld feierlich anerkannt werde. Es versteht sich, daß alle Nachsuchungen unnütz sind, Cartouche triumphirt, und der arme Bestohlene ist beschämt, sieht jedermann gegen sich aufgebracht, und wird mit Schmähungen überhäuft. Aber damit ist die Sache nicht zu Ende. Cartouche's Ehre war verletzt, er verlangt Genugthuung, die ganz billig erscheint, und der friedfertige Gegner sieht sich genöthiget, um den ihm drohenden Sturm zu beschwichtigen, den Dieb seiner Tabatiere zu bitten, ihm zu verzeihen und seine Börse anzunehmen.

Von Brüssel kömmt Cartouche nach Paris zurück, wo er seine Bande in Brigaden organisirt, und in alle Quartiere vertheilt. Den Gebrauch der Feuergewehre in den Städten hatte er untersagt, und er erlaubte nur die Benutzung von Stöcken, die an dem einen Ende mit einer Spitze, und an dem andern mit einer Bleikugel versehen waren. Er hatte ausdrücklich befohlen, nur in einem durchaus nöthigen Falle zu tödten, und er schoß selbst einem der Seinigen eine Kugel vor den Kopf, weil dessen wilde Gemüthsart durch kein anderes Mittel zu bändigen gewesen war.

Cartouche besaß eine Art von Großmuth, welche offenbar beweis't, daß er, wenn ihm eine gute Erziehung geworden wäre, eine andere Rolle in der Welt gespielt haben würde, als diejenige war, die so unheilbringend für ihn endigte.

Eines Tages hält er einen Reisenden an, der sich nach Lyon begeben will, und verlangt von ihm den Beutel oder das Leben. Der Reisende gibt sein Eigenthum gutwillig her. Cartouche ist von der anmuthigen Benehmungsweise des Fremden überrascht und sagt: Wo gehen Sie ihn? — Nach Lyon. — Was bleibt Ihnen übrig, um ihre Reise zu vollenden? — Nichts, ich habe Ihnen Alles gegeben. — Cartouche gibt ihm neun Louis zurück und verschwindet.

(Schluß folgt.)

Aus der Schweiz.

Bei einem Aufenthalte in dem durch seine Bildungs- und Erziehungsanstalten des Hrn. Emanuel von Fellenberg berühmten Hofwyl bei Bern im Juni dieses Jahres boten sich mir folgende Beobachtungen dar. Die Lage des Ortes zwischen dem Jura und den Hochalpen auf einer mäßigen Anhöhe ist eben so gesund als freundlich; die Gebäude sind großartig und im Innern höchst zweckmäßig eingerichtet. Dicht daneben bieten Laubgänge Schatten und schöne Fernsichten dar; gymnastisches Geräth und zwei Badeanstalten schließen sich an. Gewiß verdient ein Mann, der einen früher unbekannten Weiler zu einer Metropolis der Erziehung umschuf, die reinste Bewunderung. Bedenkt man aber, daß der Plan zu diesen Anstalten von einem Geiste entworfen wurde, in dem die gediegene Menschenfreundlichkeit der Zeiten Franklin's, Basedow's, Pestalozzi's lebte, so wird man sehr natürlich finden, daß er in Zeiten, wo ein sublimirter Egoismus je nach der Gunst des Geschickes hier vandalisirt, dort romantisirt, nicht unangefochten blieb. Die Fellenberg'schen Anstalten schienen mir jedoch fest genug in sich gegründet zu seyn, eine jede Störung abweisen zu können; die Intriguanten sind aus ihrem Schooße verbannt, und gediegenere Individuen an ihre Stelle gebracht worden. Die Lehrer sind, nur die der neuern Sprachen ausgenommen, durchweg Deutsche, die mit Eifer die Gelegenheit benutzen, ihre vaterländische Bildung über alle Länder Europa's zu verbreiten, indem die Zöglinge Kinder einflußreicher Familien fast aller Völker Europa's und mehrer selbst außereuropäischer Völker sind. Für Philologie waren drei Lehrer vorhanden, Dr. Th. Müller aus Mecklenburg und die Doktoren Schwanitz und Wittich aus Eisenach; für die Naturwissenschaften: Dr. Kapf aus Tübingen und Dr. Geusler aus Jena; für die Mathematik sind sechs Lehrer bestimmt, deren jeder seine Klasse von den Elementen bis zur höhern Mathematik fortführt, während der Oberlehrer der Mathematik, gleichfalls Dr. Geusler, mit ihnen in fortgehendem Vernehmen über die Methode des Unterrichts steht, und die von ihnen entlassenen Schüler in die Analysis einführt. Der Religionsunterricht und die Kirche wird von einem katholischen und einem protestantischen Geistlichen besorgt; für den Unterricht in den lebenden Sprachen, in der Musik und im Zeichnen ist ebenfalls durch ausgezeichnete Lehrer Sorge getragen, gleichfalls für Fechten, Reiten und andre Leibesübungen. Dieß werden ziemlich alle Lehrer seyn, die an der höhern Erziehungsanstalt beschäftigt sind; es existiren aber außer dieser noch: die Armenschule für Knaben und eine für Mädchen, ein Schullehrerseminar, eine landwirthschaftliche und eine Realschule, und eben war auch eine bedeutende Anzahl Schullehrer aus der Schweiz gegenwärtig, welche jeden Sommer unentgeltlich auf mehre Monate Unterricht in ihren Fächern und dabei vollständigen Unterhalt bekommen. Dieses alles gründete und leitet mit noch jugendlicher Kraft der eine Mann Emanuel von Fellenberg. Daß solche Bestrebungen verkleinert und angefeindet wurden, kann Niemanden in Verwunderung setzen, der die Kämpfe beobachtet, welche alles Schöne und Große in der Welt zu bestehen hat. Der Neid, welcher alles Edle verfolgt, suchte seine Bestrebungen herabzusetzen oder zu verdächtigen. Kleinlich denkende und engherzige Menschen, die keinen edeln und uneigennützigen Gedanken fassen können, die von Gemeinsinn und Selbstaufopferung keinen Begriff haben, sahen überall Nebenabsichten, ökonomische Spekulation, Marktschreierei oder Eitelkeit. Selbst politische Verdächtigungen, so leer und aus der Luft gegriffen dieselben auch waren, fehlten nicht, um die unermüdliche Thätigkeit eines Mannes zu hemmen, dessen Verdienste um die Beförderung wahrer Humanität in allen Ständen Niemand in Abrede stellen kann.

Logogryph.

Mach mir das Wörtlein kund,
Geneigter Leser, du!
Mit G macht's ungesund
Die Seel' und scheucht die Ruh',
Es richtet oft zu Grund
Mit T in einem Nu,
Mit O ruft man's dem Hund,
Mit L mir selber zu.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 97.

Vermeintlich: Ofengabel.

An die Errather von »Ofengabel.«

Am passendsten von all' den Sachen
Hat Ofengabel euch gedäucht?
Doch mit Verlaub, ihr Herr'n, wir machen
Es wackern Kämpen nicht so leicht.

Mein Ganzes — nun so rath' denn Jeder —
Nimmt man nur in der Noth in Pflicht —
Es ist verfertigt ganz von Leder,
Die Ofengabel ist es nicht;

Denn logisch paßt nicht Ofengabel.
Ein Wort ist's, das ein deutscher Mann
Auch in Morea, in Neapel,
So wie am Ebro rathen kann.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrh[illegible]fer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nº 100. 17. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Znaïra.

(Fortsetzung.)

Meine Einbildungskraft schwelgte in Allem, was Tunis nur bieten konnte, aber nur zu bald empfand ich jene Leere, welche gewöhnlich auf ausschweifende Genüsse zu folgen pflegt. Das Fest war vorüber; oft noch ging ich zum Thor Solimans hinaus, aber ich sah nichts als die brennende Sonne und den weißlichten Staub, den die Füße der Kameele emporwirbelten. Der Hügel stand öde und verlassen, und auf den Gräbern saßen nur einige arme weinende Frauen. Meiner Sehnsucht blieb nichts als die schönen Nächte, wo ich die Frauen gleich Schattenbildern auf den Terrassen erscheinen und verschwinden sah, und wo ich nur um so schmerzlicher fühlte was mir fehle. Ich war einsam und verlassen, nichts blieb mir als meine Erinnerungen aus Frankreich und, einem Greise gleich, zehrte ich von der Vergangenheit. Begreifst du nun, warum es mir in deinem schönen Lande nicht gefällt?« — Ali drückte lächelnd die Hand seines Freundes und sagte: »Wenn du nach Frankreich zurückkömmst, mußt du den Christinnen deine Leiden klagen und ihnen sagen, daß nur deine Treue gegen sie Ursache davon war.«

Seit dieser Unterredung war Leopold in Trübsinn und düstre Laune versunken; er ging gern allein am Gestade des Meeres spazieren, und begegnete er zuweilen einem Liebespaar, so kam er nur um so mißlauniger nach Hause. Auf einmal verschwand jedoch diese Taurigkeit, seine Züge wurden heiterer, und um seine Lippen schwebte wieder ein Lächeln. Ali bemerkte diese Veränderung bald; leicht war es, ihre Ursache zu errathen. Ein weibliches Wesen mußte diese seyn, und so war es auch. »In meinen Jugendträumen,« sagte Leopold eines Tages zu seinem Freunde, »schuf ich mir ein Feenland, würdig die Wohnung der Schönheit zu seyn, die meine Einbildungskraft mir vorzauberte; dieses Land ist Nebel, und auch die Schönheit habe ich gefunden: es ist ein Engel, eine Hourri! Was ist die ganze übrige Welt gegen Nebel und dieses Mädchen!«

Als Leopold an einem schönen Morgen wie gewöhnlich nach dem Gestade geritten war, schritt er durch die Umfriedung von indischen Feigenbäumen, welche den schönen Marabut von Sidy Mussa umgibt. Er war abgestiegen, um unter dem Schatten der drei Palmbäume, »die drei Brüder« genannt, zu ruhen, als er hinter sich eine Thür öffnen hörte, und aus einem sehr niedern, fast ganz hinter dicht belaubten Bäumen versteckten Hause ein Mädchen mit ganz unverschleiertem Gesicht, und mit bloßen Armen und Füßen heraustreten sah. Ihre Haare waren mit einem seidenen mit Gold durchwirkten Bande zurückgebunden, und sie selbst mit nichts als einer einfachen, kaum bis auf die Knie herabreichenden orangefarbenen Tunika begleitet. Furchtlos ging sie an ihm vorüber, trat in den Marabut, und kam bald wieder zurück, in jeder Hand eine seidene Fahne haltend, die sie vor der Thüre des Heiligthums aufpflanzte. Es war Freitag, der Festtag der Moslems; an diesem Tage werden die Moscheen, die Thore der Städte und die Marabuts mit Fahnen geschmückt. Leopold, unbeweglich vor Staunen und Bewunderung, hätte gern mit der schönen Bekennerin des Islams gesprochen, allein die Zunge versagte ihm den Dienst. Da die Schöne aber eben im Begriff stand, in das Haus zurückzukehren, so ermannte er sich, und rief ihr nach: »Junges Mädchen, ich habe Durst; möchtest du mir nicht einen Trunk Wasser reichen?« — »Ich kann dir kein anderes als das des Heiligen geben, erwiederte sie mit sanfter, etwas zitternder Stimme, und nun ging sie nach der Thüre des Marabuts, schöpfte mit einem Gefäß, das Leopold nicht bemerkt hatte, und reichte ihm von dem Wasser, das die gastfreundlichen Mauren für die Vorübergehenden an die Thüre ihrer Häuser stellen, und das die Reisenden bisweilen auch in den Marabuts finden.

Lebhaft bewegt empfing Leopold die Schale aus den Händen des jungen Mädchens; er hatte jetzt Muse, die Augen, die Stirn und jeden Zug dieses Engelsgesichtes zu betrachten. Er war erstaunt über die Zutraulichkeit der schönen Maurin, die sich ohne Zweifel unter dem Schutze des Heiligen sicher glaubte, und dieser Gedanke flößte ihm Achtung für sie ein. Er wagte weder sich ihr zu nähern, noch ihre Hand zu berühren; da sie sich aber anschickte, ihn zu verlassen, sagte er mit zitternder Stimme zu ihr: »Dein Land ist bezaubernd, Alles was es in ihm gibt, muß gefallen, aber ich sah noch nichts, was sich mit dir vergleichen ließe. Allenthalben hat man mir Sträuße geboten, aber gern gäbe ich sie alle für eine einfache Blume aus deinen Händen.« Indem er so sprach, heftete er seine Augen auf einen Strauß von Jasmin, der sich in Form eines Halbmondes durch ihre Haare schlang und auf die Wange herabhing. Das junge Mädchen erröthete, schlug ihr großes Auge nieder und sagte, indem sie sich entfernte: »Die Worte der Christen lauten süß, aber es ist uns nicht erlaubt, sie anzuhören.« Kaum hatte sie, zum großen Schmerz Leopolds, einige Schritte gegen das Haus hingethan, als auch schon der Strauß auf die Erde fiel. Er stürzte darauf zu, seine heftige Bewegung erschreckte das Mädchen, sie stieß einen Schrei aus, und flog wie ein Vogel davon. An der Thüre wendete sie den Kopf noch einmal, warf einen letzten Blick auf Leopold, und verschwand. Unser Freund blieb lange in Träumen versunken stehen, und als er wieder zu sich selbst kam, war ihm, als hätte er eine Erscheinung gehabt. Träumend ging er nach der Stadt, rief alle einzelnen Umstände seines Abenteuers nochmals in sein Gedächtniß zurück, und zerbrach sich den Kopf, wer wohl das junge Mädchen seyn möge, die so einsam unter dem Schutze des Heiligen und seinem Dienste gewidmet lebe.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Erziehung der Frauen.

(Aus Aimé Martin's Werk über die Erziehung von Familienmüttern.)

Ich habe die Mängel unserer modischen Erziehungen aufgewiesen, und dennoch schlage ich keine allgemeine Reform vor. Erziehung im Kloster, in der Pension, in der Familie, alte Methode, neue Methode, mir ist Alles recht, ich lasse alle gelten — aber nach dieser ersten Erziehung gehört der Zögling mir, und die meinige beginnt.

Die junge Frau hat das älterliche Haus verlassen, sie ist Gattin, Mutter: ihre Sorge gönnt ihr keine Ruhe mehr. Da lies't sie nun und lies't Fenelon, Jean-Jacques, Madame de Baumont, Madame Guizot, Frau von Remusat, und wie sie überall nach Erziehungsmethoden umhersucht, sagt ihr ein geheimer Instinkt, daß, um sich würdig zu machen, ihr Kind zu erziehen, sie mit sich selber anfangen müsse.

Der erste Gedanke, den man in ihr erwecken muß, ist dieser, daß sie sich minder damit zu beschäftigen hat, was sie das Kind lehren, als damit, was sie ihm einflößen soll. Es gelehrt zu machen, dazu sind Andere genug vorhanden; sie allein kann es tugendhaft machen. Gute Mutter! versichere dich des Gemüthes deines Kindes, um einst seinen Verstand zu lenken.

Dieß ist der Hauptpunkt oder mit kurzen Worten der Gesammtinhalt der mütterlichen Erziehung. Worauf es ankommt, und um was es sich handelt, das ist, die Frauen aus dem engen Kreise, in welchem der Staat sie eingeschlossen hat, zu entlassen und ihren Geist über alle Gegenstände auszubreiten, die uns besser und glücklicher machen können.

Eine religiöse, philosophische und moralische Welt thut sich vor ihnen auf. Ihr Geschäft ist, unsere Kindheit in dieselbe einzuführen wie in einen heiligen Tempel, wo die Seele ihrem Gott gegenüber sich fassen und erkennen lernt.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem wichtigen Gegenstand.

Die Seele des Menschen ist nicht wie die der Thiere innerhalb der Gränzen dieses Erdballs eingeschlossen. Sie erhebt sich aus dem Sichtbaren zum Unsichtbaren, lös't sich vom Stoffe los und verliert sich in die Betrachtungen des Unendlichen. Da ist unsere ganze Größe, weil wir nur da allein den Grund unseres Seyns finden, die Bahn unserer Moral, das letzte Warum, das letzte Wie unseres flüchtigen Daseyns. Die Wahrheit stralt aus der unsichtbaren Welt hervor, die Leuchte eines andern Lebens, die ihren Schimmer auf das gegenwärtige wirft.

So wird unsere Seele durch die nothwendigen Bedingungen unserer irdischen Existenz selber zu jener unbekannten Welt hingezogen. Gott segnete diese Zeitlichkeit mit dem Quell der Wahrheit und der Tugend und der Offenbarung eines besseren Lebens.

Die Betrachtung dieser großen Erscheinungen ist der Gegenstand dieses Buches. Das Wissen von uns selbst, das zur Erkenntniß Gottes — die Wissenschaft der moralischen Gesetze der Natur, die zur Erkenntniß der Wahrheit führt.

Der Mensch kann dahin gelangen, weil er danach trachtet — es ist das verheißene, fern erschaute Land: es wird uns gegeben werden, weil es verheißen, weil es erschaut worden ist; und ich bin so kühn, zu sagen, daß alle, die dieß Buch mit Aufmerksamkeit lesen, einen Schritt des Weges damit zurücklegen werden. Man kann sich gar nicht mit einem so reichen Gegenstand beschäftigen, ohne einen Theil seines Reichthums zu gewinnen. Die ganze Seele, wenn sie sich nur darein versenkt, geht reiner und stralender daraus hervor; schon der Versuch ist hinreichend, um größer und besser zu werden.

Man spricht von der Schwierigkeit des Gegenstandes, von der Schwäche unserer Natur und dem stillen Widerstand, den sie ermüdendem Nachdenken entgegenstellt — will dieß zum Einwurf gebrauchen und sieht nicht, daß die wahre Philosophie voller Klarheit ist und nur die Philosophen allein dunkel sind. Durch die Form ihrer Sprache gehört sie als Wissenschaft nur einem kleinen Kreise an; dem Inhalte ihrer Gedanken nach ist sie die allgemeine Wissenschaft: denn sie ist ja, die den Menschen mit dem Menschen und das Menschengeschlecht mit Gott verbindet. Diese großen Fragen vom Nichts und von der Ewigkeit, wie oft habe ich sie gefunden, wie sie den Landmann in seiner Hütte und den Soldaten im Bivouac beschäftigten! Ich kenne keine höhere Metaphysik, als die, welche im Lager am Abend vor einer Schlacht uns erhebt. Welche Fülle von stillen Betrachtungen, über die Welten und das Unendliche — wie viel Gedanken, die sich zu der unsichtbaren Schöpfung aufschwingen! welch' ein Strom heißer Gebete nach jenem himmlischen Leben zu, das noch gestern in Vergessenheit lag und nun als ein Reich der Hoffnung sich aufthut. Eine Kugel trifft mich, und diese Sonnen rollen zu meinen Füßen! Gott offenbart sich an der Schwelle des Todes; und aus dieser rohen Menge, die keine Lehre gebildet, keine Religion zur Humanität erzogen hat, aus diesem wüsten Haufen von Lastern und Gottlosigkeiten aller Art steigt mit einemmale ein unsterblicher Gedanke auf, der alle Seelen durchdringt und sie in den Schooß des Allmächtigen trägt.

All' jene geistigen Zweifel, jene höheren Fragen, die uns quälen und bedrängen, glaubt man, daß sie der Menge fremd sind? Ich sage euch, daß unter den allergewöhnlichsten und beschränktesten Geschöpfen auch nicht ein einziges ist, kein Mensch auf dieser Welt, dem sich nicht einmal, bei irgend einer ernsthaften Gelegenheit, jene tiefsinnigen Fragen: — Wer bin ich? woher komme ich, und wohin gehe ich? mit Blitzesgewalt aufgedrängt hätten! Das Volk weiß nichts von unseren Wissenschaften, Elend und Noth haben es von der Stufe des menschlichen Adels herabsinken lassen, und die Civilisation hat es völlig vernachläßigt! Und doch! Es gibt einen gewaltigen Lehrer, den die Natur angestellt hat, jenes Gefühl für das Höhere zu erwecken, und dieser Lehrer, der die Bildung unseres Daseyns vollenden soll, hat, Gott sey dafür gepriesen, noch niemals irgend einem Menschen gefehlt: dieser Lehrer heißt das Unglück!

Gott und Nichts, Schicksal und Pflicht, große Fragen, die uns alle nach der Stärke unserer Leidenschaften und der Fähigkeit unserer Seele gemäß bewegen; — sie aufzulösen, sind die Philosophie und die Religion da, diese aufmerksamen Wachen, die dem menschlichen Geschlecht Kunde geben, daß noch etwas da ist über und außer dem Sichtbaren.

Vor einigen Tagen erst wandte sich ein junges Mädchen, sonst äußerst weltlich und leichtsinnig, doch für den Moment in Schmerz versunken, da ihr Bräutigam gestorben war, zu mir und äußerte sich folgendergestalt: »Hätten Sie wohl die Gewogenheit, mein Herr, mir irgend ein gutes Buch zu nennen, worin etwas über die Unsterblichkeit der Seele steht; nicht daß ich daran zweifelte, aber seit er die Welt verlassen hat, nicht mehr da ist, fühle ich das Bedürfniß, mich diesem Gedanken zuzuwenden und mich damit vertraut zu machen.« Dann mit einem tiefen Seufzer und Thränen im Auge sprach sie vor sich hin: »Es ist ein großes Glück für den Menschen, daß ihm vergönnt ist, sich mit so tröstlichen Dingen zu beschäftigen!« Und indem sie ihre ganze Kraft anstrengte und sich zusammennahm, setzte sie hinzu, ein wenig von ihrer ungemeinen Bläße verlierend: »Nicht wahr, das ist es, was Sie Philosophie nennen?«

So erhalten Unglück und Tod die Seelen in heilsamer Thätigkeit. Sie sind die großen Lehrer der Menschheit; sie

lösen unsere Gedanken vom Stoffe los und vergeistigen unsere Empfindungen und Neigungen.

Und wahrlich, ich wüßte nichts beizubringen, was einen besseren Beleg für die Kläglichkeit unserer Erziehungen liefern könnte, als die schmerzliche Rückkehr dieses jungen Mädchens zu sich selber! In unserem thörichten Stolz bewahren wir jene Philosophie, die nur ein Schmuck der Schule ist für uns, die viel besser angewandt seyn würde, wenn wir sie in die Gemüther unserer Frauen leiteten — wie köstlich würde aus diesem Buche des Trostes und der Liebe, aus diesem lebendigen Buche, das stets der Schwachheit und dem Unglück offen liegt, die erhabenste Begeisterung geschöpft von der Zärtlichkeit unserer Mütter und der Liebe unserer Frauen! Leiten wir doch alles Licht in ihr Herz, daß sie es im Strahl der Liebe über unser ganzen Daseyn ausströmen mögen!

(Schluß folgt.)

Cartouche.

(Schluß.)

Indessen wurden die Verfolgungen der Polizei mit einer solchen Thätigkeit wider Cartouche und seine Bande fortgesetzt, daß in Folge einer deßhalb gehaltenen Berathung beschlossen ward, ein ganzes Jahr lang in der vollkommensten Unthätigkeit zuzubringen. Cartouche selbst beschloß das Land zu verlassen.

Folgendes Abentheuer, das ihm auf seiner Reise begegnete, zeugt von seiner Verschlagenheit und Gewandtheit. Durch Orleans reisend, vernimmt er, daß eine Dame in Bar-sur-Seine ihren einzigen Sohn beweinte, der nach Guadeloupe gereis't war. Nachdem er alle nöthigen Erkundigungen mit der ihm eigenthümlichen Schlauheit eingezogen hatte, geht er nach Bar-sur-Seine, und findet eine alte Gouvernante, welche den Sohn der Mad. Bourguignon auferzogen hatte. Er weiß sie ganz in sein Interesse zu ziehen, indem er ihr hundert Louisd'ors baar auszahlt, und ihr, im Fall sein Plan gelänge, eine Rente für die Zukunft verspricht. Hierauf bereitet er sich mehre Tage lang zur Komödie vor, die sein Glück gründen soll: sodann stürzt er sich der unglücklichen Mutter in die Arme, die nicht einen Augenblick zweifelt, den Gegenstand ihrer zärtlichen Sorgfalt wiedergefunden zu haben. Cartouche spielt seine Rolle mit so viel Geistesgegenwart und Festigkeit, daß Verwandte, Freunde, selbst Nachbarn ihn wieder zu erkennen glauben, und ihn auf's freundlichste empfangen. Mad. Bourguignon, allzu glücklich, ihren Sohn wiedergefunden zu haben, realisirt einen Theil ihres Vermögens, und gibt ihm vier und zwanzig tausend Francs, um eine Stelle bei Hofe zu kaufen.

Cartouche, von seinem Glücke freudetrunken, geht mit der Summe nach Paris, und nimmt die Hoffnung mit, sich das ganze Vermögen seiner Adoptivmutter anzueignen.

Nach einer Abwesenheit von einem Jahre in die Hauptstadt zurückgekehrt, gibt er seiner Bande den Befehl, ihre Operationen wieder zu beginnen. Unter den Thaten, welche Cartouche's großen Muth und seine unerschütterliche Kaltblütigkeit, die so nöthig zur Ausführung einer langwierigen Unternehmung ist, darthun, theile ich Folgendes mit:

Er erfährt, daß ein Juwelier vom Dauphineplatz einen prachtvollen Diamantenschmuck für einen auswärtigen Hof verfertigt, und schon weiß er nicht anders, als der Schmuck gehöre ihm. Er begibt sich zum Juwelier. Seine Gunst durch einen beträchtlichen Kauf gewinnen, sich in Folge einer Bekanntschaft von mehren Monaten, die ihn zum Hausfreund macht, auf ein Landhaus einladen lassen, dieß Alles war das Resultat einer Gewandtheit, die sich nicht einen Augenblick verläugnete. Eines Tages, als er sich auf dem Gute des Juweliers befand, und dieser in demselben Zimmer sein Mittagsschläfchen hielt, wo Cartouche, dem Anscheine nach, ebenfalls der Ruhe pflegte, erhebt sich dieser, bindet einen Schlüssel ab, den der Juwelier stets an sein Knopfloch befestiget trug, geht ruhig in den Hof hinunter, befiehlt ein Pferd zu einem Spazierritt zu satteln, und begibt sich nach Paris, geraden Weges nach dem Dauphineplatz in den Laden des Juweliers. Hier zeigt er der mit der Aufsicht über den Laden beauftragten Dienerschaft den Schlüssel, gibt vor, daß er von ihrem Herrn gesandt worden sey, eröffnet das Kästchen, welches die Diamanten enthält, und nimmt alles mit, was er darin findet.

Aber das Mißgeschick beginnt Cartouche ohne Unterlaß zu verfolgen; zuerst von der Polizei genöthigt, sich nach England zurückzuziehen, bleibt er daselbst einige Monate; bald jedoch meint er ohne Gefahr wieder nach Frankreich zurückkehren zu können, und geht neuerdings dahin. Bei seiner Ankunft in Paris empfiehlt er seiner Bande Vorsicht, und verbirgt sich selbst: aber was hilft's, die Polizei läßt ihn kaum zum Athem kommen.

Eines Abends bemerkte er, aus der Oper kommend, einen Spion, der ihm folgte; er flüchtet sich zu einer Frau seiner Bekanntschaft und verbirgt sich in der Röhre des Kamins; der Häscher folgt ihm, steigt aber ein Stockwerk höher hinauf. Cartouche verläßt die Röhre schnell, wirft sich in einen weiten Mantel und gewinnt die Hausthüre. Hier findet er zwei Soldaten, Wache haltend. — Ist Cartouche gefangen? fragen sie ihn, den Weg versperrend. Nein, noch nicht, erwiederte Cartouche, schießt beide mit einem Pistolenschusse über den Haufen, und verschwindet.

Solchem Muthe verdankte er mehrmal sein Heil. Endlich wollte er, ermüdet von diesen grimmigen und unermüdlichen Verfolgungen ruhig sein Vermögen genießen und beschloß sich zurückzuziehen. Er ernannte selbst denjenigen, der ihn als Chef der Bande (die damals aus 300 Mann bestand) ersetzen sollte. Diese Handlung brachte ihn ins Verderben. Einige Ehrgeizige, erzürnt wegen eines Vorzuges, auf welchen sie für sich selbst rechneten, überlieferten ihn der Polizei. Man fand ihn in einem Wirthshause bei Belleville im Schlafe; er ward mit Ketten beladen; eine Hand ward ihm auf die Brust, die andere auf den Rücken befestiget, und so brachte man ihn nach dem Grand-Chatele.

In diesem Zustande gelang es ihm noch einmal seine Ketten durch ein beständiges Reiben wider einen Stein abzunützen; er machte sogar ein Loch in die Mauer seines Kerkers, und war schon im Begriff zu entfliehen, als das Bellen ein Hundes ihn verrieht. Er ward, in sein Gefängniß zurückgebracht und verließ solches nicht mehr, bis er das Schaffot bestieg.

Verrath allein konnte über eine Geschicklichkeit triumphiren, welche Cartouche die schwierigsten Umstände besiegen ließ, und sein außerordentlicher Muth verläugnete sich auch nicht bis zum letzten Augenblick seines Lebens. Er ertrug die schreckliche Todesstrafe des Rades mit einer Festigkeit und einer Ruhe, die vielleicht mehr als alle seine Thaten in Staunen setzt.

Die Zeit zwischen seinem Prozesse und seiner Hinrichtung verwendete er, indem er selbst seine Geschichte niederschrieb, aus welcher wir diese Mittheilung geschöpft haben.

Die Toilette.

Die Toilette ist die älteste Erfindung der Damen. Schon Eva soll im Paradiese im Spiegel eines Baches sich wohlge-

fällig betrachtet und ihr Haar à la chinois geordnet haben. Seitdem haben die Frauen aller Nationen, sie mögen noch so wild seyn, ihre Toilette. Die Europäerin schminkt sich, die Amerikanerin tätowirt sich, die Malayin durchbohrt den Nasenknorpel, die Samojedin drückt ihre Nase platt, die Irokesin bestreicht sich mit Thran, die Hottentottin mit Kuhmist: das gehört Alles zur Toilette. Das schöne Geschlecht will nicht nur schön seyn, sondern auch schön aussehen, und dazu dient der Putz. Die Toilette ist der geheime Isistempel der Damen, wo sie als verschleierte Bilder zu Sais für die übrige Welt erscheinen, sie ist aber auch der Tempel der Wahrheit, wo sie sich ungeschminkt und natürlich erscheinen, der Divan ihrer Berathungen über Herzensangelegenheiten und Eroberungen, das Orakel, bei welchem sie sich nach einem zu erfechtenden Siege erkundigen, das geheime Maskeradenzimmer, wo sie sich für die übrige Welt unkenntlich machen, der Waffensaal ihrer erotischen Geschosse, die Vorschule zum Ball und das Vorwerk zur Vermählung. Ohne Toilette gäbe es keine Kunst und ohne Kunst keine Damen. Seitdem die Natur so schülerhaft geworden ist, daß sie verbessert werden muß, muß auch der Schein Alles zu Natürlichen vermieden werden. Vor der Toilette ist die Dame nur Weib — im Salon ist sie Dame, im Haus Mutter und Gattin, je nachdem es die Umstände erfordern, oder Sängerin, oder Deklamatrice, auf dem Ball Tänzerin u. s. w. Alles dieses aber könnte sie nicht ohne Toilette seyn; darum hätte es der Schöpfer besser gemacht, wenn er erst die Toilette und dann das Weib erschaffen hätte; insofern man nicht annehmen will, daß ihr zuerst Adam als Toilette gedient, der als erster Mensch übrigens hölzern genug gewesen seyn mag. —

Ein alter Dichter sagt etwas ungalant: Manche Dame steigt als Raupe aus dem Bette und kommt als Schmetterling von der Toilette. Hierdurch wäre die Seelenwanderung, die Metempsychose erwiesen, und wenn unsere Damen zu flatterhaft werden, braucht man ihnen nur die Toilette zu nehmen.

Die Dame tritt des Morgens an ihre Toilette, wie in ein Arsenal. »Hier,« sagt sie (indem sie die Locke über dem rechten Auge hoch auftoupiren läßt), »errichte ich eine Batterie gegen den A—, dort« (indem sie den Gazeschleier lose über der Schulter anstecken läßt) »eine Redoute gegen B—; meine beiden durchsichtigen Bauschärmel sollen als Amorskanonen ein Kreuzfeuer gegen C— während des Cotillons unterhalten. Dieses regardez-moi soll gegen D— die Wirkung einer Sternschanze ausüben. Sobald ich den Mund zum Lächeln verziehe und nur ein kleinwenig die obere Zahnreihe erblicken lasse, soll E— erbeben, wie vor der Mündung einer Kanone und um Gnade flehen; wenn ich mein zartes, hellbraun bestiefeltes Füßchen bis an den Knöchel sehen lasse, soll dem F— zu Muthe seyn, als müßte er über die Klinge springen, und wenn ich im Rutscher diese Taille seinen Händen anvertraue, muß er um Pardon flehen« ꝛc.

Bei der Toilette, mit den Papilloten, den Haarwickeln, werden die größten Verschwörungen angezettelt und durch das Brenneisen wird mancher Brand in ein ruhiges Männerherz geschleudert, durch die Haarflechten wird manches Schicksal geflochten, das nur mit den grausamsten Schmerzen wieder aus einander gezaust werden kann. Die Schminke bringt es dahin, daß manche Dame dem Manne in der Ehe so ungeschminkt erscheint, daß er sich vom Teufel holen lassen möchte und die Pomade auf der Toilette hat es oft schon vermittelt, daß Mancher recht angeschmiert worden ist. Wer ein Buch schreiben will: »Das Weib wie es seyn soll,« der braucht nur eine Kosmetik, ein Handbuch der Toilettengeheimnisse zu schreiben. —

Darum, ihr Männer, fürchtet nicht die Damen, fürchtet nur die Toiletten, denn sie sind das Zeughaus ihrer Macht; ohne Zeughaus aber gäbe es keine bewaffnete Macht, keinen Krieg, keine Niederlage! —

Frankfurter Theater.

Am 9. August. Die Waise und der Mörder, Drama in drei Aufzügen, mit Musik von Seyfried. Die Handlung zu diesem Drama ist interessant, mit Leichtigkeit angelegt und entwickelt sich rasch und ungezwungen. Die Musik dazu ist höchst gelungen. Mächtige Akkorde, volle, farbenreiche, erschütternde Harmonie, warme, lebenvolle, innigst zum Herzen sprechende Melodie, vereinigen sich darin mit einem reinen Satz, erhalten das Gemüth in reger Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit, und verständigen selbst die schwierigsten Momente des Stummen. Von unübertrefflicher Wirkung sind die beiden Stellen, wo der Stumme in dem Gefangenen den alten treuen Diener seines gemordeten Vaters erkennt, und da, wo im Sturm allmächtiger Gefühle beim Anblick von Reimbeau, dem Mörder seines Vaters, die Bande der Zunge reißen und seine Brust mit den ersten Worten: »Der ist der Mörder meines Vaters!« sich Luft macht. Dem. Lindner gibt den Victorin mit unnachahmlicher Kunst und Wahrheit. Hr. Leißring spielt den alten Diener Valentin wahr und rührend, und Hr. Wieser den Gärtner komisch und gemüthlich. Die Rolle des Hrn. Weidner (Reimbeau) ist schwer, ohne belohnend zu seyn. Hr. Kramer (Graf von Bigore) kämpft noch mit dem A. B. C. der Schauspielkunst: er spricht seine Muttersprache unverständlich und unrichtig. Als er z. B. heute den invaliden Martial »Kamerad« nennen wollte, so lautete die Begrüßung gerade so wie »Kammerrath!« —

Am 10. August. Wilhelm Tell, Oper von Rossini. Ueberschaut man die Reihe von Opern, welche Rossini geschrieben hat, so muß man das große Talent, den Ideenreichthum und das üppige Leben dieses genialen Komponisten bewundern, auch wenn man nicht in Abrede stellen kann, daß sich sein Gemüth nicht immer künstlerisch zeigt, und sein Ziel nicht immer erhaben, ja nur zu oft niedrig ist. Welch' eine Fülle herrlicher Melodieen und interessanter Uebergänge enthält sein Wilhelm Tell! wie brillant und originell ist die Instrumentirung, und welche Kraft herrscht in den Ensembles! Die meisten seiner früheren Werke werden durch diese Oper, besonders was Charakteristik anbelangt, in den Schatten gestellt. Wie so manche Tonsetzer sinken gleich nach ihrem ersten Auftauchen wieder erschöpft nieder, während Rossini sich immer mehr entwickelte und veredelte und einen würdigeren Standpunkt zu erreichen sucht. Und doch sehen sie so höhnisch und verächtlich auf ihn herab, und merken nicht in ihrer Gelehrsamkeit und Trockenheit, daß Rossini besitzt, was sie nicht durch Kunst und Fleiß erreichen werden: Genialität, ohne welche doch kein dauerndes Meisterwerk gegründet werden kann. — Nach einer mehrwöchentlichen Abwesenheit dirigirte Hr. Kapellmeister Guhr heute wieder zum erstenmale, und ward mit dem größten Wohlwollen von Seiten des Publikums empfangen. Auch der Lorbeerkranz fehlte nicht, eine Ehre, von der übrigens bei uns in den letzten Zeiten viel konsummirt wird. Hr. Guhr bewieß auch heute auf's Neue, daß wenige Dirigenten wie er es verstehen, die verschiedenen Mittel zu solch einem kräftigen und schönen Ganzen zu vereinen. Da war alles Feuer und Leben, Lust und Liebe sprach sich bei allen Mitwirkenden aus, und so war es natürlich, daß die heutige Vorstellung im Allgemeinen vortrefflich ausgeführt ward, und die Ensembles mit einer Kraft und Uebereinstimmung gegeben wurden, wie wir sie lange nicht hörten.

(Fortsetzung folgt.)

Theateranzeige.

Sonntag, 17. August. Ludovic, Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Herold und Halevy.

Montag, 18. August. Otto von Wittelsbach, Trauerspiel in fünf Akten, von Babo. — Gastrolle: Otto von Wittelsbach, Hr. Kunst.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 101. 18. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition', für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Kampf um Lotharingen im Jahre 977.

Du altes Lotharingen,
Du reichbegabtes Land,
Beschiffte Ströme *) schlingen
Sich eng um deinen Rand.
Schön schmücken schlanke Reben
Dein sanftes Berggefild,
Und deine Wälder geben
Viel schmuckes Vieh und Wild.

Einst trug Lothar, der Franke,
Gelüsten nach dem Land,
Und brach in seine Schranke,
Das Schwert in frecher Hand.
Er saß beim Siegesmahle,
Wo Moselwein ihm floß,
Zu Aachen in dem Saale
Auf Karl's des Großen Schloß.

Und mit berauschtem Sinne
Befahl er seiner Schaar:
»Kehrt auf des Thurmes Zinne
»Nach Westen zu den Aar.
»Das sey hinfort ein Zeichen,
»Daß Lotharingen mein,
»Daß Frankreich's Gränze reichen,
»Bis an den breiten Rhein.«

Kaum hatte dieß vernommen
Des großen Otto Sohn, **)
So ließ er schleunig kommen
Die Fürsten vor den Thron.
Ernst sprach er: »Laßt uns rächen
»Die zugefügte Schmach;
»Schont nicht die Macht des Frechen,
»Der deutsches Recht zerbrach.

»Greift zu den Schlachtgeschossen!
»Entflammt von einer Glut
»Befreit die Stammgenossen
»Vom fremden Uebermuth!«
Und mit dem Kaiser zogen
Viel Schaaren muthig aus,
Hin zu des Rheines Wogen,
Zu Aachens Kaiserhaus.

Sie kämpften tapfer, schlugen
Den Feind aus deutschem Land,
Verfolgten ihn, und trugen
Den Sieg zum Seinestrand.
Dort bei der Hauptstadt Flammen,
Die sie im Zorn geschürt,
Rief Otto sie zusammen,
Und sprach zum Heer gerührt:

»Nie trennt' euch, Stammgenossen,
»Der Zwietracht Fackelbrand;
»Leicht seyd ihr sonst umschlossen
»Von schwerem Sklavenband.
»In Eintracht fest verbunden,
»Ein Volk bei vielen Herr'n,
»Bleibt ihr unüberwunden,
»Bleibt fremde Herrschsucht fern.«

Ihm Beifall jauchzend schmiegte
Sich traulich Schaar an Schaar,
Da stellte der Besiegte
Mit bloßem Haupt sich dar.
Und Otto sprach mit Milde,
Und drückt' ihm sanft die Hand:
»Führt Ihr wohl noch im Schilde,
»Zu rauben deutsches Land?

»Könnt Ihr die Lust bezwingen,
»Dann end' ich gern den Streit.«
Da schwur er: »Lotharingen
»Sey deutsch in Ewigkeit!« —
Dennoch ging es verloren;
Allein, was Otto sprach,
Hallt allen deutschen Ohren
Mit ernster Mahnung nach.

Mainz. Adolf Bude.

*) Kaiser Otto I. hatte Lotharingen in zwei Herzogthümer getheilt, in Oberlotharingen an der Mosel, und in Niederlotharingen an der Maas.

**) Otto II. regierte von 973 — 983.

Zaïra.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage warf sich Leopold in maurische Tracht, und als der Abend hereinbrach, ging er nach dem Marabut. Schon schritt er längs der Hecken hinab, die ihn umgaben, als er mit freudiger Bewegung die Töne einer Laute hörte, welche den Gesang des jungen Mädchens begleitete. Er setzte sich hinter der Hecke nieder, bog die Zweige und Blätter aus einander, und sah nun die schöne Maurin im Dämmerlichte, eine Laute im Arm, mit untergeschlagenen Beinen auf der

Schwelle des kleinen Hauses sitzen. Ihre Gesänge waren anfangs nichts als die Ergießungen einer schwärmerischen Seele, aber bald wurde ihre Stimme kräftiger, und sie stimmte eine Romanze an, in welcher ein von Grenada zurückkehrender maurischer Ritter den Fall der Stadt und den Sieg der Christen über die Moslems beklagte.

Die letzten Töne des Gesanges verhallten eben in der milden Abendluft, als der Mond heraufstieg, und mit seinem Silberlicht, das sich durch die Blätter stahl, das Gesicht des Mädchens beleuchtete, dessen thränendes Auge auf den Halbmond des Marabuts gerichtet war, der in Feuer zu glänzen schien.

In diesem Augenblick ließ sich das Geräusch von Tritten hören; das Mädchen horchte auf, die Schritte kamen näher, und rasch sprang sie auf. Ein Maure von hohem Wuchs trat unter den Bäumen hervor; sein Gang war stolz und gemessen, und an seinem großen glänzendrothen Turban konnte man in ihm einen jener Moslems erkennen, welche die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben. »Gott nehme dich in seinen Schutz, Znaïra,« sagte der Maure mit feierlichem Ton. — »Ich bin dein gehorsames Kind,« entgegnete diese, indem sie ihr Haupt an die Brust des Mauren lehnte, der segnend seine rechte Hand über sein Kind erhob. Die Gegenwart dieses Mannes beunruhigte Leopold, der zwar wohl begriff, daß dieß der Vater des jungen Mädchens sey, den jedoch der Ernst in seinen Zügen und etwas Ungewöhnliches, das er in ihnen zu bemerken glaubte, mit Furcht vor der Zukunft erfüllte. »Ich bin müde,« fuhr der Maure fort, »hast du die Lampe des Marabuts beschickt, und das Wassergefäß für die Reisenden gefüllt?« — »Nein, mein Vater.« — »Nun, wohlan so thue was deines Amtes ist.« —

Znaïra trat in das Haus, kam aber bald mit einem Gefäß in der Hand zurück, und ging nach dem Marabut. Leopold verfolgte sie mit den Augen, und das täuschende Licht des Mondes zeigte sie ihm in verschiedenen Ansichten, aber immer unter lieblicher, himmlischer Gestalt. Tief bewegt stand er auf, und erwartete das junge Mädchen an der Thür des Marabuts. Sie trat bald heraus, Leopold fühlte seine Zunge gelähmt, aber die sprechenden Augen der schönen Maurin begegneten den Seinigen, die jetzt eben so viel sagten. Erstaunt stand sie still, dann rief sie erschrocken aus: »Er ist's!« und wollte fliehen. Leopold ergriff ihre Hand, und hielt sie zurück: »Du hast mich erkannt, schöne Znaïra, sagte er; er ist es, sprachst du; o sage mir, kam dieses Wort, das deinen Lippen entschlüpfte, aus deinem Herzen? War es die Furcht, die es dir eingab, oder ein anderes zärtlicheres Gefühl? Wie dem auch sey, so möchte dieses Wort doch fernerhin keine andere Bedeutung haben als: er ist es, der sein Leben tausendmal für mich hingeben würde, der mich bis zur Anbetung liebt, und der um meinetwillen die ganze übrige Welt vergißt.« Leopold drückte bei diesen Worten die Hand des zitternden Mädchens, das mit wogendem Busen und niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. Vielleicht hätte sie ihm mit einem zärtlichen Blick, mit einem sanften Wort erfreut, allein in diesem Augenblick hörte man vom benachbarten Minaret den Ruf erschallen: »Gott ist groß, Gott ist barmherzig, wendet euch zu Gott!« — »Christ,« sagte jetzt Znaïra, die plötzlich ihre gewöhnliche Ruhe wieder gewonnen hatte, »hörst du jene Stimme in der Höhe? Sie erinnert mich an Gott und an die Stunde des Gebets.«

Mit diesen Worten zog sie ihre Hand aus der seinigen, und schlüpfte in das Haus. Leopold hätte gern die feierliche Stimme verwünscht, die noch in seinen Ohren tönte, aber er fühlte sich unwillkürlich von Ehrfurcht ergriffen, als nun jene heiligen Worte von allen Minarets in der Runde erschallten. Er hörte in süße Träume versunken den fernher tönenden Stimmen zu, als plötzlich das junge Mädchen auf einem kleinen Thurm des Hauses erschien, das Haupt gegen den Himmel erhob, und mit reiner helltönender Stimme die Worte sprach: »Gott ist groß, Gott ist barmherzig, wendet euch zu Gott!« Sie glich einem Engel, der, von Lichtglanz umflossen, eben vom Himmel herabgestiegen und bereit war, sich wieder empor zu schwingen; war es nun Liebe, oder wahrhaft religiöses Gefühl, kurz Leopold sank auf die Kniee, als ob er ein Moslem gewesen wäre.

Leopold erzählte seinem Freunde Ali sein Abenteuer mit Worten, die diesen nur allzu sehr erkennen ließen, wie tief die Herzenswunde des jungen Mannes sey. Traurig schüttelte er den Kopf und sagte: »Glaube mir, Leopold, daß ich dich wie einen Bruder liebe, aber eben deßhalb beschwöre ich dich, verzichte auf das Mädchen. Ihr Vater stammt aus einer alten Familie der Mauren von Grenada; er ist der Sohn des Heiligen, der in jenem Marabut begraben liegt, und steht selbst in großer Achtung. Als vor einigen Jahren ein furchtbares Ungewitter über unsere Stadt hereinbrach, und Alles verwüstete, stiegen die Ulema's und alle frommen Männer von Nebel auf die Minarets, um den Himmel anzuflehen; allein der Sturm wüthete nur um so heftiger. Auch Hajzuz bestieg seinen Thurm, und kaum hatte er den von Mekka mitgebrachten Turban aufgewickelt, als auch schon der Regen aufhörte, die Wolken sich zerstreuten, und der aufgelöste Turban gleich dem Wimpel auf dem Mast eines Schiffes in den Stralen der Sonne glänzte. Diesen Turban trägt er, wie du gesehen hast, noch immer, wenn er die Ebene durchstreift, denn alle acht Tage geht er zu Fuß von Nebel nach Hammamet, beschwört die Wogen, die Wolken und fleht den Schatz Gottes auf dieses Land herab. Wenn die Beduinen ihn erblicken, verlassen sie ihre Zelte, um seine Kleider zu küssen; drum folge mir, einem Freunde, der es redlich meint, und schlage dir das Mädchen aus dem Sinn.«

(Fortsetzung folgt.)

Von der Erziehung der Frauen.

(Schluß.)

Welch' ein Loos, das unseren Frauen beschieden ist! Gleichmäßig hingegeben allen Verführungen der Lust und allen Aengsten des Schmerzes, als Geliebte, als Gattin, als Mutter ohne andere Waffen als ihre Schwachheit! Ehemals war es die Religion, die sie von der Kanzel herab belehrte, aber indem alle ihre Moral auf Buße hinauslief, führte sie mehr zur Reue hin als zur Tugend. Massillon, Bourdaloue, Bossuet arbeiteten darauf hin, die Leidenschaften zu ertödten und zu ersticken; sie hätten lieber lehren sollen, wie man sie beherrschen und leiten müsse. Sie halfen der Menschheit nicht auf, sondern drückten sie zu Boden unter dem Joche einer gewaltsamen Lehre, deren Aufklärung in dem Feuer der Hölle bestand. Und nun sehe man auch! die größten Wunder, die sie hervorbrachten, sind nicht Gestalten eines würdigen Lebens in der Welt, sondern der Flucht aus demselben: auf ihr Wort zog die La Vallière das Bußgewand an, die Chevreuse, die Longueville fliehen in die Einöde, ihre Sünden zu beweinen, die Königinnen erbauen Kirchen, stiften Klöster und steigen von ihren Thronen in die düsteren Gewölbe hinunter.

Allerdings sind die hohen moralischen Wahrheiten, die unaufhörlich am Altar vor dem gegenwärtigen Gotte ausgesprochen werden, nicht fruchtlos geblieben für das Menschengeschlecht, und wenn man sie von allem Aberglauben reinigte, der sie verunstaltet, den grausamen Lehren von der ewigen

Dauer der Strafen, von der Rache einer unversöhnlichen Gottheit, so möchten die Frauen noch heutzutage eine tüchtige und kräftige Unterweisung daraus gewinnen; aber die Kirchen sind leer und verlassen; die Priester allein sind wach darin und horchen hin nach dem fernen Geräusch einer Welt, die nichts mehr von den Ideen ihrer Vergangenheit wissen will. Ehemals strömte das Volk ihnen zu, weil sie voranschritten; jetzt umgekehrt wartet es auf sie, weil sie zurückgeblieben sind. So haben sie den moralischen Unterricht verloren. Gottlosigkeit der Theologen hat die Religion in Verachtung und Vergessenheit gebracht, und die Vergessenheit der Religion gibt uns rettungslos allen Eitelkeiten unseres Verstandes hin.

Was haben die Frauen noch? was ist ihnen geblieben? ein paar Andachtsübungen und Sonntags die Messe; keine moralische und religiöse Leitung, denn den kurzen und dürftigen Unterricht kann ich nicht so nennen, der dem Gedächtniß des frühesten Alters eingeprägt wird, der keine Stütze weder an der Ueberzeugung der Aeltern, noch am Beispiel der Familie findet und wie ein Traum dahintenliegt im Traume des Lebens. Bei alle dem ist aber doch der religiöse Eindruck hierdurch gewonnen und vorhanden, und er, in Gemeinschaft mit der mütterlichen Zärtlichkeit, reicht hin, die ganze Seele neu zu gestalten. Diese beiden Gefühle, die unveränderlich in den Frauen leben, sind heutzutage die letzte Hoffnung für die Veredlung des Menschen, und wenn alle Erziehung darauf ausgeht, sie zu schwächen, wollen wir uns angelegen seyn lassen, sie zu stärken und ihre Gewalt zu erneuen.

Diese Gewalt ist durchaus moralischer Natur; wir werden sie in einem gründlichen Studium unserer materiellen und geistigen Fähigkeiten aufsuchen und eine Scheidungslinie ziehen zwischen Irdischem und Himmlischem; denn nur auf diese Weise können die leeren Phantome des Materialismus verscheucht werden. Zugleich wird diese einfache Scheidung hinreichend seyn, um das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu erweisen, nicht als Dogmen, sondern als unwiderlegliche Thatsachen.

So werden wir eine neue Erkenntniß des Daseyns und folglich auch neue Elemente der Erziehung gewinnen. Das Kind tritt vor die Mutter als ein göttliches Geschöpf: es handelt sich nicht nur darum, einen Verstand zu bilden, sondern eine Seele zu entwickeln, und diese Seele ist es, welche die Mutter am besten kennt; sie weiß, wohin das Licht fallen, wohin sie ihre Lehren richten muß. Andere genug werden für die Segel und das Tauwerk des Schiffes Sorge tragen; sie allein bespricht sich mit dem Piloten, sitzt am Steuer, sieht nach dem Kompaß und zeigt ihm, bevor sie es auf den Ocean der Welt hinausführt, den Stern am Himmel, der es leiten soll.

Von der Betrachtung des Menschen werden wir zur Untersuchung der Wahrheit übergehen. Die Wahrheit ist das dem Irrthum Entgegengesetzte, und der Irrthum die Barbarei und das Verbrechen, welche die Welt verwirren.

Die Wahrheit gehört weder einem Menschen, noch einer Kaste, noch einem Volke, noch einer Religion. Ihr Charakter ist die Schönheit, die praktische Anwendbarkeit, die Allgemeinheit. Unsere Leidenschaften und unser Aberglaube sind das Dunkel, das sie bedeckt und verfinstert; die Gesetze der Natur ihr Tag und ihr Licht.

Unser Zweck ist, die moralischen, philosophischen, politischen, religiösen Fragen, die dem Menschen von Wichtigkeit sind, durchzugehen — so werden wir endlich zu dem wichtigsten Kapitel dieses Buches gelangen: dem moralischen Studium des Evangeliums; wir nennen es das wichtigste, weil jede Erziehung, die nicht auf religiösen Grundlagen beruht, nur einen höchst dürftigen Menschen liefert und höchstens ein verständiges Thier bildet. Man irrt, wenn man meint, der Mensch sey groß durch seine Kenntnisse und Wissenschaften; er ist nur groß, nur Mensch durch die Wissenschaft im eigentlichsten Sinne des Wortes, durch die Erkenntniß Gottes. Außer derselben sehen wir nichts, als sein beschränktes Leben und eine Philosophie, die keine ist.

Woher der allgemeine Egoismus? das Streben nach Geld, nach Macht, die Begier der Rache, statt der allgemeinen Menschenliebe? Woher der Sturm des Ehrgeizes, der so viele Verbrechen gebiert? Woher so viel Mord, Ehebruch, Undank, Verleumdung, Haß und Schlechtigkeit? Aus zwei Ursachen: Aus Irrthum und Noth. Nur eine Hülfe giebt es dagegen, eine einzige: die Religion.

Um zu den Quellen dieser göttlichen Macht zu dringen fragt ihr vergebens all' euer Wissen, auf das ihr so stol seyd, die Zahlen der Algebra und die Linien der Geometrie; all' dieser mächtige Apparat liefert euch höchstens den Stoff zu einem Gelehrten. Um einen Menschen zu bilden, muß man eine Seele entwickeln, und so wie die Seele an's Licht tritt, sucht sie ihren Gott. So kommen wir immer auf das Eine zurück, und wär' es noch zehnmal mehr verachtet, auf die Religion.

Dieß ist im Allgemeinen der Plan dieses Werkes. Wir widmen es den Müttern, nicht, daß sie die vorgetragenen Grundsätze dem Gedächtniß ihrer Kinder einprägen sollen, sondern den Seelen derselben, mit edler Freiheit, aber fest und tief. Ihr Geschäft ist kein Unterricht, sondern ein Einfluß; sie lehren keine Wissenschaft, sondern geben das Gemüth der Handlungen, die Anregung und die Richte. Im Schooß der Familie empfängt das Kind einen bestimmten Kreis von Ideen, die seiner Zeit, seinem Volke und dem Stande, in dem es geboren, angehören. Diese Ideen sind, nach den äußern Einwirkungen, mehr oder weniger gebildet, mehr oder weniger wahrhaft und tüchtig; manche sind nur der Ausdruck politischer oder religiöser Leidenschaften, andere nur Vorurtheile und Aberglauben — gleichviel! Die Atmosphäre, die es umgiebt, saugt es ein; es wird das, was es sieht und hört, Royalist oder Jakobiner, Fanatiker oder Atheist, wie man ehemals Armagnac oder Burgunder, Navarrer oder Liguist war. Die Eindrücke der Kindheit begeistern es für eine Partei, für ein Interesse, nie für die Wahrheit.

Merkt man nicht, daß dieß die Quelle aller unserer Irrthümer ist? Die Familie also ist es, der die Erziehung übertragen werden muß. In ihr muß uns die Wahrheit entgegentreten, wie in Sparta das Gesetz und in Rom das Vaterland einst. Der Wahrheit, dieser Achse der modernen Völker, ist die ganze Welt verheißen; und hat die Vaterlandsliebe Heldenvölker geschaffen, so wird aus dieser noch viel größeren und erhabeneren Liebe, aus der Liebe der Wahrheit, die Bildung des Menschengeschlechts hervorgehen.

Die Frauen in Nordamerika.

Einen nicht genug zu preisenden, und auf ihre rasche Entwicklung in jeder politischen und statistischen Richtung höchst einflußreichen Segen des Himmels besitzen die Nordamerikaner in ihren Frauen: die als Regel geltende Anmuth ihrer äußern Erscheinung ist dabei das Wenigste, obgleich an sich nicht wenig. Wenn es wahr ist, worüber man ihre Männer zuweilen klagen hört, daß sie früh altern, so ist das nicht zu verwundern bei ihrer unglaublichen Fruchtbarkeit; ja man kann es der Natur kaum verdenken, wenn ihr früher als anderswo wieder leid wird, so viele Reize gespendet zu haben! Jedenfalls hat selbst das weibliche Alter hier nichts Abschreckendes im Aeußern, wie so häufig in Europa und mehr noch im

südlicheren Amerika. Die Hauptsache bleibt aber immer die den amerikanischen Frauen, als Regel, eigene Sittenreinheit und Fülle weiblicher Tugenden aller Art. Skandalose Ehegeschichten gehören hier zu den allerseltensten Ausnahmen. Freilich wird von den Frauen selbst in dieser Hinsicht eine unglaublich strenge Gesellschaftspolizei gehandhabt; keine zur Notorität gekommene Schwäche, wenn auch noch aus dem Mädchenstande herrührend, wenn auch am Traualtare ausgelöscht, darf bei den Amphiktyonen des eigenen Geschlechts auf Nachsicht rechnen. Ich bin während meines Aufenthalts in Washington Zeuge eines solchen, eben damals in lebhafter Erörterung begriffenen Falls gewesen, wo die junge liebenswürdige, und sonst in jeder Beziehung tadellose Gattin eines der vornehmsten Staatsbeamten aus aller Gesellschaft ihres Geschlechts verbannt war, weil sie als Neuverehlichte ihr erstes Wochenbett um ein paar Monate zu früh gehalten hatte, wiewohl zur vollkommenen Zufriedenheit des Mannes. Man ist oft versucht, diese Strenge übertrieben und pedantisch zu finden; wenn man aber erinnert wird, daß sie der großen Umgangs- und geselligen Bewegungsfreiheit, welche die amerikanischen Frauen und Mädchen genießen, als nothwendiges Gegengewicht dient, so läßt sich nicht viel mehr dagegen einwenden. Uebrigens sind diese Frauen nicht nur fruchtbare und treue Gattinnen; sie sind auch vortreffliche Hausfrauen, sehr liebevolle und pflichteifrige Mütter: man sieht die der untern Klassen zwar nicht leicht wie bei uns in Feld und Garten arbeiten, und wo man es sieht, kann man ziemlich sicher auf unmittelbare europäische Abkunft wetten: aber im Hause walten sie unverdrossen, und dessen ganze innere Einrichtung, wie die ganze Sorge für häusliche Kinderzucht bleibt ihnen ausschließlich überlassen. Groß ist dafür denn auch die Ehrerbietung und zarte Rücksicht, womit in Gesellschaft und bei jeder öffentlichen Erscheinung sie sich überall behandelt finden: es ist nicht, wie wohl in Europa, chevalereske Sitte, die sich um sie bemüht — es ist gleichsam ein fortlaufend ihnen gezollter Tribut von Achtung und Dankbarkeit. Mir scheint, sie müssen sich hier glücklicher fühlen, als in irgend einem andern Lande: freilich sagen sie auch nicht wie jene Französin: „je n'aime pas les plaisirs innocens!" — Die Mädchen, ziemlich früh entwickelt, haben dennoch, da sie gewöhnlich sehr früh heirathen, nur eine kurze, aber desto glücklichere Mädchenzeit. Unter dem Schutze der allgemeinen Sitte und ihrer eigenen, verstattet man ihnen eine in Europa unerhörte Freiheit: sie gehen allein spazieren, schütteln die Hände, scherzen und lachen mit begegnenden männlichen Bekannten, gehen auf Bälle und in Mittagsgesellschaften ohne elterliche Begleitung. Ein Mißbrauch dieser Freiheit gehört zu den allerseltensten Ausnahmen. Aber man läßt sie auch in der Regel ganz nach Wahl und Neigung heirathen: nicht leicht mischen sich die Eltern überhaupt dabei ein; von Zwang ist vollends niemals die Rede; und in keinem Lande der Erde sind glückliche wohlgepaarte Ehen mehr an der Tagesordnung. — Das amerikanische Gesetz verlangt bei Schwangerungsklagen keinen andern Beweis zur Verurtheilung des Angeklagten, als die eidliche Bestätigung der Paternität durch die Klägerin. Wie wäre ein solches Gesetz zu wagen, wenn nicht gestützt auf erfahrungsmäßige Seltenheit des Falls überhaupt, besonders aber auf hohe Achtung der Moralität und Religiosität des Geschlechts, selbst in seinen zweideutigsten Exemplaren! Welche Gräuel würden in jedem europäischen Lande entstehen, wo man es einführen wollte! Gewiß ist es auch in Amerika absurd, und hat zuverlässig auch hier manche einzelne schlimme Folge: aber öffentliche Ordnung und Familienwohlfahrt bestehen doch daneben, was bei uns auch nicht auf ein Jahr möglich wäre.

Mannigfaltigkeiten.

(Wachsthum der Menschen.) Je empfänglicher und reizbarer Jemand ist, desto zeitiger hört er zu wachsen auf, denn die Reizbarkeit pflegt die Triebe des Lebens früh ins Gleichgewicht zu bringen. Dieß scheint auch die Ursache davon zu seyn, daß die Frauen, die meist empfänglicher sind als die Männer, im Allgemeinen früher zu wachsen aufhören und demnach auch von kleinerer Statur sind, wogegen die großen langen Frauen meist der eigenthümlichen Reizbarkeit ihres Geschlechts ermangeln; eben so ist bei weitem die größere Zahl der reizbarsten Männer, die vermöge ihres Charakters die größte Rolle in ihrer Zeit spielen, von kleiner Statur, während die Riesen im Allgemeinen von entgegengesetzter Beschaffenheit sind. Freilich aber müssen von solchen Regeln viele Ausnahmen gelten.

(Votirende Damen.) In Kanada hat auch die Frau das Recht, bei Wahlen ihre Stimme zu geben. Im Verlaufe der letzten Wahlen erschienen nicht weniger als 35 Damen und stimmten für die Wahl des Obersten Baley zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers. Die Votirenden waren theils Witwen, theils Jungfrauen, und nur Eine verheirathete Frau befand sich darunter. «Es trifft sich gar nicht selten, daß der Mann für den Einen Bewerber stimmt und seine Frau für den Anderen. Im Monat Mai 1832 gab es Debatten über die Wahl der Stadt Montréal, die ungefähr einen Monat lang dauerten, und in deren Verlaufe 225 Frauen votirten. Einer von den Kandidaten, ein Irländer, hatte 94, der Andere, ein ehemaliger Bürger der Freistaaten, 104 Damen auf seiner Seite. Die übrigen 26 verhielten sich passiv, und von ihren stimmgebenden Kolleginnen votirte manche gegen die Partei, welcher ihr Herr Gemahl anhing, ohne dessen Ungnade auf sich zu ziehen.

Anagramm.

(Wort mit dreimaliger Andersstellung seiner sämmtlichen Buchstaben.)

Die Erste.
(1, 2, 3, 4.)

Aus Südland kam ich, hochbewundert,
Doch sey — so sagt man weit und breit —
Im gegenwärtigen Jahrhundert,
Wie ehmals, ich voll Bitterkeit.

Die Zweite.
(1, 4, 3, 2.)

Durch's Land, zum Guten wie zum Bösen,
Als fremder Vagabund ich streif';
Doch wohl behagt mein barsches Wesen,
Wenn ich in meine Saiten greif'.

Die Dritte.
(3, 2, 4, 1.)

Jetzt kömmt Latein, ihr holden Frauen!
Drum holt euch schnell ein Lexikon.
Ihr sollt jetzt die Geburtsstätt' schauen
Von einer Heilquell' edlem Bronn,
Von jener Quelle, die so labend
Durch ganz Europa sich ergießt,
Die mild, zumal am Sommerabend,
Das bunte, duft'ge Grün durchfließt.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösungen:

1) des Sylbenräthsels in Nro. 97: Feuereimer;
2) des Logogryphs in Nro. 99: Karg, Kart', ic.

Theateranzeige.

Montag, 18. August. Otto von Wittelsbach, Trauerspiel in fünf Akten, von Babo. — Gastrolle: Otto von Wittelsbach, Hr. Kunst.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 102. 19. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Znaïra.

(Fortsetzung.)

Leopold fühlte sich von diesen Worten auf das Schmerzlichste ergriffen, denn seine Liebe schien von düstern Wolken umgeben zu seyn. Er sprach nicht mehr von ihr mit Ali, aber eben deßhalb ward auch die Leidenschaft, die er in sich verschloß, um so heftiger und verzehrender. Er ging oft nach dem Marabut, aber er sah das junge Mädchen nicht mehr. Oft begegnete er auf diesen Wegen dem Mauren, der über die Fluren ging, wie Ali es ihm beschrieben hatte. Acht lange Tage war Znaïra seinen Blicken entzogen, und hoffnungslose Liebe nagte sichtlich an seinem Aeußern. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, mit diesen eingefallenen Wangen vor ihr zu erscheinen, allein so oft er auch kam, füllte nicht mehr sie das Wassergefäß, und zündete die Lampe an, sondern immer der Vater. Leopold harrte mit Ungeduld des Tages, an welchem der Maure seinen gewöhnlichen Weg nach Hammamet antreten würde; dieser Tag erschien endlich, und er sah ihn über die Ebene gehen. Leopold schlich nach dem Marabut, wartete jedoch den ganzen Tag vergebens; er hoffte noch immer auf den Abend, als aber auch dieser verstrich, und die Nacht hereinbrach, als der Mond am Himmel glänzte, die Gebete der Priester von den Minarets herab in die stille Nacht hinaus hallten, und um den Minaret noch immer sich nichts regen wollte, da bemächtigte sich eine düstre Verzweiflung unsers jungen Freundes, er warf sich auf die Erde und fing an zu weinen. »Warum,« rief er schmerzlich aus, »verbirgt sie sich vor mir? Hat sie den Marabut verlassen, soll ich sie nie wieder sehen? Nein, rief er, plötzlich aufspringend, sehen muß ich sie wenigstens, es koste was es wolle.«

Neben dem Hause stand ein Baum, dessen Zweige sich über eine Terrasse hinstreckten, und einen Theil derselben beschatteten. Leopold erstieg diesen Baum, gelangte so auf die Terasse, und von da in den Hof, der sich in der Mitte des Hauses befand. Er zitterte so heftig, daß seine Füße ihn kaum noch zu tragen vermochten, und er genöthigt war, sich einige Augenblicke auf eine steinerne Bank niederzusetzen. Der Hof war von vier Zimmern umgeben, auf deren offene Thüren seine Augen sich sehnsüchtig hefteten; nur bei einem dieser Zimmer verdeckte ein großer grüner, herabgelassener Vorhang den Eingang. Die Nacht war herrlich, und ringsum herrschte das tiefste Schweigen. Leopold faßte ein Herz, stand auf, und betrat zuerst die drei Zimmer, deren Vorhänge aufgezogen waren. In dem einen derselben fand er männliche Kleidungsstücke und ein Bett; in einem andern Waffen und Fahnen, und in dem dritten einen rings um die Wände herumlaufenden Divan. Jetzt war noch das vierte übrig, welches das zierlichste von allen zu seyn schien. Blumen standen längs der äußern Mauer, zwei Bäume erhoben sich vor der Thüre, und beschatteten den Eingang. Leopold hielt dieses für das Zimmer seiner Znaïra; leise hob er den Vorhang auf, steckte den Kopf durch die Oeffnung, und glaubte eine Laute und ein seidenes Kleid, an der Wand hängend, auf dem Bett liegend aber ein junges Mädchen zu erkennen. Seine Sinne verwirrten sich, er wagte kaum zu athmen; da sich indeß auch nicht das leiseste Geräusch vernehmen ließ, so schlüpfte er in das Zimmer. Jetzt konnte er alle Gegenstände deutlich unterscheiden; die Stralen des Mondes drangen durch mehre Oeffnungen ein, und ergossen ihr bleiches Licht über das Zimmer. Znaïra, denn sie war es, ruhte auf einer Art Ottomanne; sie war angekleidet, aber ihre Kleidung, die in einer einfachen kurzen Tunika ohne Gürtel bestand, befand sich in der reizendsten Unordnung. Ein Stral des Mondes fiel dicht neben ihrem Haupte auf die Wand, und das von dieser zurückgeworfene sanfte Licht beleuchtete das Gesicht, den Hals und die bloßen Arme der schönen Maurin. Leopold betrachtete sie mit Entzücken und war bis zu Thränen gerührt. Die Züge der Geliebten schienen ihm verändert, ihr Gesicht bleich; eine Haarlocke, die über den Arm herabhing, auf dem ihr Haupt ruhte, wurde von dem leisen Hauche ihres Mundes bewegt. »Ach,« sagte Leopold, »ich verlange ja sonst kein Glück als dieses; dich betrachten, wenn du schlummerst, und ich bin selig!«

Znaïra schien von einem Traum beunruhigt zu werden; ein Rosenschimmer trat auf ihre Wangen, ihr Busen hob sich höher, sie seufzte und ihren Lippen entschlüpften leise liebliche Worte. Plötzlich setzte sie sich im Bette auf, öffnete die Augen, und schien wach zu seyn, obschon sie noch von ihrem Traume befangen war. Sie sah Leopold neben sich sitzen, sie fühlte sich von seinen Armen umschlungen und blickte ihn halb wachend halb träumend, zärtlich an. »Znaïra,« sagte Leopold, indem er sie an sich drückte, »liebst du mich?« »Ja ich liebe dich,« antwortete sie, an seinen Busen gelehnt. In diesem Augenblicke klopfte es dreimal an die Hausthüre; erschrocken fuhren die Liebenden auseinander. »Was gibt es?« rief Znaïra, welch' ein Geräusch, wo bin bin? wer bist du? was machst du hier?« Mit diesen Worten sprang sie an allen Gliedern zitternd vom Bett auf, und in ihren scheuen Blicken sprach sich Ueberraschung und Furcht aus. — »Znaïra,« flüsterte Leopold, »beruhige dich, ich bin es; hast du mir nicht gesagt, daß du mich liebst? hast du mich nicht an dein Herz gedrückt?« — »Du hier, zu dieser Stunde? und meine Wangen glühen; es war also kein Traum? Großer Gott, so hast du mich also ganz verlassen?« — Drei neue Schläge ertönten jetzt an die Thüre, von den Worten begleitet: »Ich bin es, Znaïre, öffne!« — »Das ist die Stimme meines Vaters,« sagte das zitternde Mädchen, »ich bin verloren!« — »Dein Vater! Znaïra, sprich, was soll ich thun, mein Leben gehört dir; öffne die Thüre, ich werfe mich zu seinen Füßen, schwöre meinen Glauben ab, und du wirst meine Gattin. Ich beschwöre dich, Znaïra, zittere

nicht; Vaterland, Religion, Alles vergesse ich um deinetwillen!« — Du bist ein Christ! ach dann sind wir verloren! fliehe, fliehe! sonst tödtet er uns!« — Znaïra ließ unserm jungen Freund nicht Zeit zu antworten, sondern führte ihn in eines der Zimmer, welche er schon früher besucht hatte, öffnete dort eine kleine Thüre, schob ihn hinaus, und Leopold befand sich in dem Garten hinter dem Hause. Noch einmal umarmte er hier die Geliebte, und verschwand dann hinter den Bäumen. Znaïra fühlte sich bis zum Tode ermattet; nur mit Mühe schleppte sie sich bis zur Thüre, öffnete und ließ den Vater ein, der schon zum drittenmale geklopft hatte. »Du schliefst, liebes Kind,« sagte dieser, indem er eintrat, »ich habe dich aufgeweckt.« — Sie antwortete nicht, sondern sank ohnmächtig in seine Arme.

Hazzuz liebte seine Tochter zärtlich; seines finstern Aeußern ungeachtet, das er oft annahm, um seinen Einfluß auf den großen Haufen zu befestigen, hatte er doch ein fühlendes Herz. Er trug seine Znaïra in das Zimmer, und er war emsig um sie beschäftigt, bis sie wieder zu sich kam. Als Znaïra die Augen aufschlug, kehrte die Erinnerung an das, was eben vorgegangen war, wieder zurück, und sie würde sich ohne Zweifel verrathen haben, wäre ihre Bewegung nicht zu heftig gewesen. Ihr Herz war beklemmt, und Thränen strömten aus ihren Augen, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, von ihrer Betrübniß Rechenschaft zu geben. Der Vater erhielt auf alle seine Fragen keine genügende Antwort, er glaubte daher seine Tochter sey krank, und flehte den Himmel an, ihr Ruhe und Gesundheit wieder zu schenken. Auch Znaïre versuchte zu beten, allein sie hatte kein Vertrauen zu ihrem Gebet, denn ihr Herz war im Widerspruch mit den Worten, die ihr Mund sprach. (Schluß folgt.)

Ueber Richard Lander's Tod.

(Aus der Literary Gazette.)

(Nach der Aussage eines in London eingetroffenen Gefährten des unglücklichen Reisenden.)

Richard Lander und dessen Begleiter liefen in den Kupferfluß ein und begannen, ihn frohen Muthes aufwärts zu befahren. Sie hatten zwei oder drei Negermusikanten bei sich, die, nach vollbrachtem Tagewerke, ihren Landsleuten zum Tanz und zum Gesange aufspielten, während die wenigen Engländer, welche mit zu der Partie gehörten, sich mit Angeln an den Ufern des Stroms die Zeit vertrieben, worin sie, obwohl der Sache nicht sehr kundig, doch recht glücklich waren. In dieser vergnügten Weise, während des Tages gegen eine starke Strömung anarbeitend, des Nachts von ihrer Anstrengung ausruhend, fuhren Richard Lander und dessen kleiner Trupp, keine Gefahr ahnend und deßhalb auch nicht darauf vorbereitet, langsam den Niger entlang. In einiger Entfernung von dessen Mündung, und auf dem Wege dahin, begegneten sie dem Könige Jacket, einem Anverwandten des Königs Boy, und einem der herzlosen und grämlichen Chefs, die über eine große Strecke des Marschlandes an den Ufern des Kupferflusses herrschen. Er ward von unsern Reisenden angerufen und ihm ein Geschenk von Rum und Tabak angeboten, das er mit einem unzufriedenen Murmeln annahm und mit vor Bosheit funkelnden Augen in seiner Landessprache sagte: »Die Weißen werden dießmal nimmer nach Eboe kommen.«

Ein Eingeborener des Landes, ein Knabe, der nachher an einer Wunde am Knie verblutete, verdollmetschte diese Aeußerung sofort an Lander, der die Sache aber leicht nahm und in Jacket's Prophezeihung nichts weiter als den Erguß seiner bösen Sinnesart sehen wollte. Bald, aber schon zu spät, ihn zu verbessern, oder der Gefahr, die ihn bedrohte, zu entgehen, sah er seinen Irrthum ein. Nachdem die Engländer zwischen sechzig bis siebenzig Meilen binnen Landes gefahren waren, näherten sie sich einer Insel, zu der sie aber in dem großen Kahn nicht gelangen konnten, weil der Strom hier zu seicht war. Unter den Bäumen und dem Buschholze, womit diese Insel bewachsen war, und auf den beiden Ufern des Flusses in ihrer Nähe, hatten sich starke Trupps der Einwohner in Hinterhalt gelegt, und so wie das Boot festzusitzen kam und dessen unglückliche Insassen es abzuheben beschäftigt waren, begrüßten sie dieselben durch ein unregelmäßiges, aber wohlunterhaltenes und fortgesetztes Gewehrfeuer. Lander's Vertrauen zu der Rechtlichkeit und der guten Gesinnung der Eingeborenen war so groß, daß er Anfangs gar nicht glauben wollte, daß das Feuer, in welches er buchstäblich genommen eingeschlossen war, etwas anderes seyn sollte, als eine ihm zu Ehren veranstaltete Bewillkommnung! Aber die Kroomees, welche ins Boot gesprungen waren und die verwundet neben ihm niederstürzten, benahmen ihm seinen Irrthum und zeigten ihm deutlich die große Gefahr, in die er so unerwartet gerathen war, und die Schwierigkeit, sich aus derselben herauszuwinden. Seine Kameraden mit Mund und Hand ermuthigend, bereitete Lander sich vor, sich bis auf den letzten Mann zu wehren, und ein lauter, einstimmiger Zuruf seiner kleinen Bande versicherte ihm, daß sie seine Ansicht theilten und seinem Beispiel folgen wollten.

Mehre der Wilden, die aus ihrem Versteck herauskamen, wurden niedergeschossen; aber Lander bekam in dem Augenblicke, wo er sich bückte, um eine Patrone aus dem Boden des Bootes aufzunehmen, einen Schuß in der Nähe der Hüfte. Der Schlag der Kugel machte ihn wanken, doch fiel er nicht, und fuhr fort, seine Leute anzufeuern. Als er aber bald sah, daß seine Munition auf die Neige ging, es fühlte, daß er schwer verwundet sey, und auch der Muth seiner Kroomees nicht mehr Stich halten wollte, während das Feuern der Angreifenden eher zu- als abnahm, da entschloß er sich, den Versuch zu machen, den kleineren Kahn zu erreichen, der nicht fern davon noch flott war, als die einzige Aussicht, das nackte Leben zu bergen. So warfen diejenigen, die noch am Leben geblieben waren, sich denn mit Hinterlassung ihres Eigenthums in den Strom, und die meisten erreichten auch, trotz der unglaublichen Gewalt des Wassers, ihr Ziel. So wie die Wilden in dem Hinterhalte dieß aber gewahrten, sprangen sie auf und brachen mit einem wilden und scheußlichen Geheul hervor; Kähne, die hinter dem üppigen Buschwerk verborgen gehalten worden, welches über den Fluß hinausragte, wurden in einem Nu bis mitten in den Strom geschnellt, und setzten den Flüchtigen mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit nach, während andere Haufen unter wüthigen Gestikulationen und tobendem Geschrei wie toll die Bucht entlang tanzten und sprangen. Die Kroomees behaupteten bei dieser Gelegenheit den guten Ruf, den ihre Landsleute sich mit vollem Rechte erworben hatten: ihr Leben beruhte in ihrer Energie, in ihrer Geschicklichkeit, auch trieben sie ihre leichte Barke mit einer beispiellosen Schnelligkeit von dannen. Die Verfolgung ward volle vier Stunden fortgesetzt, und der arme Lander, ohne Munition und andere Waffen der Gegenwehr, blieb fortwährend den ihm nachgeschickten Streifschüssen und dem bitteren Hohne der Feinde preisgegeben. Es kam auf dieser Flucht ein Fall vor, der schon einer Erwähnung werth ist.

Ein Weißer, Namens T***, war von der Furcht dermaßen überwältigt, daß er auf die Weite eines Ruders Länge nicht auf die Wilden zu schießen wagte, sondern mit einem geladenen Gewehr in der Hand, durch Zeichen zu ihnen flehte, daß sie ihm nicht das Leben rauben, sondern ihn lieber zum Ge-

fangenen machen möchten. Während er sich so feigherzig benahm, schlug ihm eine Kugel in den Mund und tödtete ihn auf der Stelle. Alle die übrigen benahmen sich mit der größten Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit. Die Flüchtigen gewannen am Ende ihren Verfolgern den Vorsprung ab, und als diese nun des Nachsetzens überdrüßig wurden, da erhob Lander, von den ihm gebliebenen Gefährten unterstützt, sich noch einmal, schwenkte Angesichts seiner Feinde den Hut und rief ein letztes Hurra! aus. Nun verließen ihn aber seine Kräfte, der Blutverlust zog ihm eine Ohnmacht zu und er sank bewußtlos den ihm zunächst stehenden in die Arme.

Nachdem Lander sich bald wieder erholt hatte, machte Hr. Moore, ein junger Wundarzt aus England, der ihn auf dieser Fahrt begleitet, und der sich bei diesen furchtbaren Auftritten auf's Herrlichste benommen hatte, ihn mit der Beschaffenheit seiner Wunde bekannt: die Kugel konnte nicht ausgeschnitten werden, und unser wackerer Landsmann sah wohl ein, daß seine Laufbahn bald zu Ende seyn würde. Als nun, wie gewöhnlich, nach einer großen Aufregung, eine starke Mattigkeit erfolgte, da stellten sich auch die furchtbarsten Schmerzen ein; doch ertrug er sie mehre Stunden lang mit der größten Ruhe. Er konnte nun weder aufrecht sitzen, noch sich auf seinem Lager wenden oder eine Feder halten. In diesem traurigen Zustande den Fluß abwärts fahrend, den er unter ganz anderen Verhältnissen aufwärts gefahren war, konnte er sich nicht länger der ergreifendsten Reflexionen erwehren: er sprach viel von seiner Gattin, von seinen Kindern, von seinen Freunden, von seiner fernen Heimath, von seinen zertrümmerten Hoffnungen! Es war dieses eine düstere, gram- und sorgenvolle Periode für ihn; doch bekam die ihm angeborene Heiterkeit bald wieder die Oberhand, und all seinen Feinden verzeihend, ergab er sich, aufrichtenden Trost in der Religion findend, ruhig seinem Geschick. Seine Ankunft zu Fernando Po und sein dortiges Ende sind dem Publikum schon bekannt.

Es sind verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden, was wohl die Ursache dieses kaltblütigen und herzlosen Angriffs seyn möchte. Einige Personen sind der Meinung, die Eingeborenen seyen von portugiesischen und südamerikanischen Sklavenhändlern, die in dem Lande einen großen Einfluß haben und deren Interesse unstreitig durch den Verkehr der Britten im Innern sehr gefährdet seyn würde, zu dieser Schandthat aufgereizt worden. Andere hingegen halten dafür, daß die Eingeborenen sich wegen des Verlustes einer ihrer Städte hätten rächen wollen, die von der Mannschaft des Dampfbootes Alburkah auf dessen letzter Fahrt nach Atta völlig niedergebrannt worden; noch andere finden es wahrscheinlich, daß die Bewohner vom Kupferflusse, in der Ueberzeugung, daß ihr lucrativer Handel zwischen der Küste und den Binnenländern zu Grunde gehen müßte, wenn sie es duldeten, daß die Engländer den Eingeborenen des Innern in ihren eigenen Schiffen Waaren zuführten, ein Bündniß mit dem Volke von Bonny schlossen, dessen Interesse ebenfalls durch die neue Ordnung der Dinge bedroht war, und dann, unterstützt von den wilden Bewohnern des Landes in der Nähe der Stätte, wo der heimtückische und bübische Ueberfall Statt fand, die Vertilgung der harmlosen Engländer verabredeten.

Was es übrigens mit dem Angriff auch für eine Bewandtniß haben möge, so ist so viel gewiß, daß er vorbedacht war, daß die Mörder ihre Vorkehrungen in einer methodischen und geschickten Weise getroffen hatten, und daß die dabei gebrauchten Böte nach dem Kupferflusse und nach Bonny zu Hause gehörten. Diejenigen, die mit dem Charakter und der Gesinnung des Volkes vom Kupferflusse und ihrer Nachbaren von Bonny, deren verrätherische Manoeuvre nur ihrer unersättlichen Habgier gleichkommen, am besten bekannt sind, halten die letzte Hypothese für die glaubwürdigste und meinen, daß der König Boy, so viel Theilnahme er auch für die Dulder geäußert, und so wehmüthig er sich auch gestellt, als er seinen Freund und Wohlthäter tödtlich verwundet gesehen, doch die Hauptperson des Komplottes gewesen sey und seinen Einfluß dazu gebraucht habe, dieses unter Mitwirkung des boshaften Buben, welcher die verderbliche Katastrophe prophezeiht hatte, in Ausführung zu bringen. Der Umstand, daß Boy früher immer gern die Engländer begleitete, wenn sie den Fluß hinauf fuhren, sich dessen aber dießmal hartnäckig weigerte, bestärkt die Vermuthung, daß er von der furchtbaren Gefahr, die ihrer wartete, sichere Kunde hatte.

Pariser Frauenmoden.

Wenn die Welt in einem unermeßlichen, fürchterlichen Kodex dem schönen Geschlecht Gesetze der Bescheidenheit und Zurückhaltung vorschreibt, die es überall einengen und beschränken, so weiß sich dieses wiederum über die Grausamkeiten der Gesellschaft selbst zu trösten und in den Genüssen der Mode reichlich Entschädigung zu finden. Ist es nicht eine Unverschämtheit von Seiten der Männer, die Frauen ihre Hälften zu nennen? Während uns bei Tische der schäumende Champagner entgegen lacht, während uns der Bordeauxwein, vom 11er bis zum 1825er, perlend zuwinkt, gibt es für unsere Hälften nur spärlich mit Rothwein vermischtes Wasser. In der Oper widerhallt's in allen Gängen von dem Gerassel Eurer Sporen; in jeder Loge, wo es Euch immer beliebt, ist Platz für Euch, und Eure Lorgnette, der Rezipient Eurer Blicke, schwingt sich hinauf bis zu dem höchsten Gipfel der Logen dritten Ranges und wiederum hinab in die Tiefen des äußersten Parterres: und Eure Hälften! — Ja, diese sitzen angeschmiedet auf orthopädischen Stühlen, mit den Füßen auf Polsterbänken, die sich wie Fußwärmer ausnehmen, und in diesem eingepferchten Zustande vollbringen sie das mühselige Geschäft des Beschauens und Sichgeradehaltens, das sie Theatervergnügen nennen.

Das Vergnügen des Reitens gehört ausschließlich den Männern an, wenn man nicht etwa die seltenen Lustritte auf eine Stunde in Anschlag bringen will, zu denen ein kraftloser von einem methodischen Galopp ganz ruinirter Gaul, Damenpferd genannt, sich hergibt. Das Landleben bietet uns freigebig seine tausend Quellen der Zerstreuungen und Erholungen dar: das Schwimmen, das Fischen und die Jagd; hierzu kommen noch die philosophischen Betrachtungen unserer Cigarren; denn rauchen ist nichts anders als spekulativ philosophiren: und sollten wir uns noch darüber beklagen, daß unsere Frauen bei der Toilette in erfinderischen Kombinationen von Farben und Stoffen die jugendlichen Begierden und Neigungen zu befriedigen suchen, denen wir, vermöge unseres privilegirten Standes, unter tausendfachen Gestalten zu fröhnen im Stande sind?

In der That scheint der Geschmack der Frauen für alle Pracht und Glanz nur um so mehr zu wachsen, je schwerer das Geschick auf ihrer physischen und moralischen Existenz lastet. Das Reich der Toilette hat sich so sehr erweitert und ausgedehnt, auf die Stimmen der Männer wird hier so wenig gehört, daß darin die größten Unbesonnenheiten und die verwegensten Streiche ohne die geringste Ahndung, ja ohne irgend eine mögliche Zurechtweisung, ausgeführt werden. Die Frauen haben sich sehr wenig um die ökonomischen Rücksichten bekümmert, die das männliche Kostüm beherrschen und beschränken. Als wir die moderne Tracht erfunden, als wir uns in Tuch, Leinwand und Filz gekleidet, da haben die Frauen weder den Sammet noch die Seide aufgegeben; vielmehr haben

sie noch dazu den Kaschemir, jenen Aussteuervertheuerer, herbeigerufen, kurz, die Frauen haben ihr Kompensationsrecht so gut zu behaupten gewußt, daß sie, wenn sie im Leben der Männer nur als ein Achtel zählen, doch bloß durch ihre Toilette im Budget der Haushaltung ihre drei Achtel geltend machen. Man addire nun wie man will, es kommt immer eine Hälfte heraus.

Unter der Republik und dem Direktorium war es die politische Mode, der auch die Frauen ihren Tribut zahlen. Sie wollten als Athenienserinnen, Spartanerinnen auftreten und hinsichtlich der Nuditäten es selbst mit den Naturmenschen aufnehmen. Durch ihre Thatkraft schafften die Männer sich Ansehen, Gewalt und Anhang, die Frauen nahmen ihre politische Zuflucht zum Kostüm.

Unsere Mütter betheuern, daß sie sehr schön waren in ihren durchsichtigen Roben, über dem Knie mit Agraffen befestigt, mit ihrem Kopfputz à la Poppée; allein die erste Sorge des Kaiserreichs war, die von der Kälte erblaßten Schultern wieder durch Wärme zu beleben; die von den Nordwinden erstarrten Nacken wurden wieder bedeckt und in zweireihige röhrenartige Fraisen eingesperrt. Der Hut, der während des Direktoriums emigrirt war, feierte jetzt seine Restauration.

Nun aber soll und muß der Damenhut, eben so wie der unsrige, vor der Insurrektion des Geschmackes fallen, denn er zerstört in gleicher Weise allen Charakter in der Kleidung der Frauen. Seit dem Anfange unseres Jahrhunderts findest Du ihn überall als den vielgestaltigen Proteus, der sich unter der Herrschaft der Incroyables in eine maßlose Kappe verlängert, der bei den kurzen Roben und den Witschura's des Kaiserreichs sich erhebt und aufbläst, der, um den englischen Neuerungen des Jahres 1815 sich anzuschmiegen, sich verkleinert, der zum Bolivar wird, und sich hierauf in die Höhe richtet über den Kopf, um am anderen Morgen kaum das Haar zu bedecken, der endlich, zu allen Metamorphosen bereit, tausenderlei Namen angenommen, von denen einer der neuesten und lächerlichsten der des Bibi ist.

Es ist ein sehr ernster Krieg, der gegen den Damenhut geführt werden muß. Seine Gestalt verbirgt, zum eigenen Nachtheil der Koketterie, einen sehr interessanten Theil des Gesichts, das er doch eigentlich zu verschönern bestimmt ist; die Ohren versteckt er ganz und gar, während er die Grazie der Wangen vernichtet. Unsere Ahnen verstanden sich besser auf das, was für die Schönheit vortheilhaft ist; Callot's Signora Lavinia trägt auf dem äußersten Kopfe nur einen kleinen spitzigen Hut, mit breiten Rändern, der nicht bis an das Gesicht reicht. Die Damen des achtzehnten Jahrhunderts begränzten auch ihr Pudergebäude mit einem Hut: aber nie würden sie es zugegeben haben, daß ihr Kopfputz den Gesichtswinkel mit in Beschlag nehme; und, merkwürdig genug, dieser Damenhut weiß gerade, so wie der runde Hut bei den Männern, seine lange Oberherrschaft zu behaupten und tyrannisirt ein Geschlecht, dem doch sonst die Revolutionen gar nicht schwer fallen. Man erinnere sich nur einmal an eine Toilette, wie sie noch vor sechs Jahren bestand; da sah man Roben aus einfacher Seide, mit engen und kurzen Röcken, mit dünnen Fichü's und armseligen Pelerinen. Allein über Nacht hatte ein großartiger Styl, ein Reflex des Mittelalters, die brochirten und blumendurchwirkten Zeuge und die reichen mit eleganten Stickereien garnirten Halskragen zu Tage gefördert; die Lyoner Fabrikanten verliebten sich in die im Staube vermoderten Vorhänge alter Schlösser, übten sich an den Lehnen altfränkischer wurmfräßiger Stühlen und schufen so die Zeuge à la Pompadour, à la Montespan, à la Sévigné. Die Nähterinnen drappirten Taillen mit starken Falten und machten sie schlank; die Bijouterie warf ihre schmächtigen Filigranarbeiten in den Schmelztigel und überließ sich mit vollem Eifer der Nachahmung großer und schwerer Kleinodien, wie sie am Hofe Ludwigs XIV. zu sehen waren. Diese Revolution ist jetzt schon vollendet, allein der Hut ist noch zurück geblieben, gleich einem Prätendenten, der nie abdankt.

Besonders sind es die Feste des Winters, wo der schrankenlose Luxus der schönen und ächten Stoffe feierlich Hof hält. Die Französinnen haben sich ihre Privilegien der Eleganz nicht nehmen lassen, sie haben bald dem ganzen Kontinent seine Moden vorgeschrieben, mit dem Bedeuten, daß ihre Befehle in der kürzesten Zeit zu vollstrecken seyen. Laßt's Euch nur von Hrn. Bury erzählen, wie Rußland seine Magazine ausgeplündert, und wie der Hof dieser oder jener Hauptstadt ihm die letzte brochirte Robe abgenommen.

Bis auf die Stoffe lassen auch die Sommertoiletten den Charakter des Reichthums und des Ueberflusses zu. Mit Ausnahme einiger gedruckten Mousseline und einiger Seidenzeuge, bildet das Weiße den Hauptcharakter einer ausgezeichneten Toilette; die Schwierigkeit, ein Ensemble der Frische, der Sauberkeit und des fleckenlosen Glanzes hervorzubringen, macht die Kombination des Weißen äußerst interessant. Kleine Reihen von Brabanter Spitzen dienen zur Garnitur an den Pelerinen und Vorärmeln, denn die ächten Blonden sind wieder zu Ehren gekommen: die alten Alençoner, die Brüsseler und englischen Spitzen werden gesucht und mit Gold aufgewogen. — Es ist recht, daß man diese charmante Lappalien wieder hat aufleben lassen. Allein welcher Nachtheil erwächst nicht auch daraus! Die Spitzen haben das Falsche an sich, daß ihre Kaprizen keine Gränzen kennen; bald wollen sie den Stickereien an zweireihigen Kragen sich anschmiegen, bald wollen sie das Parallelogram eines Schnupftuches, die Peripherie eines Kleides, die Garnitur eines Leibchens oder die Windungen einer Nachthaube verzieren; die Spitzen sind überall, nur nicht bei den Kaufleuten, die sich nicht genug damit versehen können. Einige schlechte Nachahmungen in Baumwolle haben vergeblich versucht, ihnen den Rang streitig zu machen. Der Tüll existirt nicht mehr.

Die Tendenz der Hüte, sich immer mehr in maßlose Dimensionen auszudehnen, hat zwar ein wenig nachgelassen. Indessen nehmen die Kappen in ihrem Ensemble noch jetzt ein sehr beträchtliches Volumen ein.

Die Bijouterie beschränkt sich darauf, die Motive alten Schmuckes zu reproduziren; allein die Engländer sind uns zuvorgekommen, und seit langer Zeit verfertigt Mortimer Agraffen, Bracelets, kleine Kämme und Einfassungen en rocaille; wie es heißt, besitzen die Demoiselles Elsler, deren Talent und Schönheit jetzt der Oper aufhelfen müssen, eine schöne Auswahl englischer Bijouteriewaaren, die ohne Zweifel als Musterbilder für viele Nachahmer dienen werden.

Theateranzeige.

Zum Vortheile der hinterlassenen Familie des verstorbenen Hoboisten Joseph Schmitt wird Mittwoch den 20. August: Camilla, Oper von Paer im hiesigen Schauspielhause aufgeführt werden. Während seines fünf und dreißig Jahre langen Wirkens, als erster Hoboist des Frankfurter Orchesters, stand der Verstorbene in dem Rufe eines höchst ausgezeichneten Künstlers und braven Mannes. Die Theater-Oberdirektion seine Verdienste würdigend, bewilligte den Hinterlassenen die vorerwähnte Benefizvorstellung, und wir zweifeln nicht, daß unser Publikum auch bei dieser Gelegenheit seinen Kunst- und Wohlthätigkeitssinn theilnehmend bewähren wird.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 103. 20. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Z n a ï r a.

(Schluß.)

Tief bewegt kam Leopold nach Hause. Sein Entschluß stand fest, er wollte ein Moslem werden, um Znaïra ehelichen zu können. Nur die Erinnerung an sein Vaterland und seinen alten Vater fiel ihm schmerzlich; beide wollte er noch einmal sehen, ihnen dann auf immer Lebewohl sagen, und dann nach Nebel zurückkehren. Eine alte Frau wurde an die Geliebte abgeschickt, um ihr diesen Entschluß mitzutheilen, und um eine Zusammenkunft zu bitten. Leopold bat so innig, daß die Gewährung nicht ausblieb; die eilfte Stunde der Nacht wurde ihm zum Stelldichein bestimmt, wo er die Geliebte im Garten finden würde.

Die Nacht war düster, und schien dem Unternehmen günstig; der umwölkte Himmel und die Blitze am fernen Horizont deuteten auf ein nahendes Ungewitter. Znaïra lauschte auf einer Bank sitzend, den Kopf in die Hand gestützt, auf die Ankunft des Geliebten. Endlich rauschte es zwischen den Zweigen, und der Erwartete lag zu ihren Füßen. »Znaïra,« sagte Leopold, »wenn ich so zu deinen Füßen liege, wird es mir leicht, mein Vaterland zu vergessen. Ich wollte es noch einmal wieder sehen, allein wozu auch. Sprich ein Wort, so schwöre ich morgen schon meinen Glauben ab, und bin dein!« — »Mein Freund,« erwiderte das Mädchen, »der, der uns beide unter verschiedenen Himmelsstrichen geboren werden ließ, ist diesem Glück entgegen; es ist uns nicht beschieden, es zu genießen. Ich würde mein Glück in dir finden, aber könntest du wohl deinen Vater, dein Vaterland vergessen?« — »Mein Vater,« sagte Leopold, »liebt mich, und will mein Glück, und mein Vaterland ist da, wo du bist.« — »Wohlan denn, so reise und hast du, wenn du zurückkehrst, deine Znaïra nicht vergessen, so bin ich dein für immer.«

Znaïra lächelte, aber dennoch flüsterte ihr eine innere Stimme zu, sie werde den Geliebten nicht wieder sehen. Noch einmal schlossen beide sich in die Arme, Lippe heftete sich auf Lippe, und ihre Thränen vermischten sich. — »Lebe wohl,« sagte Leopold, »ehe zwei Monate vergehen, liege ich zu deinen Füßen.« — Das Wiehern eines Pferdes trennte die Liebenden; rasch eilte Leopold dem seiner harrenden Diener entgegen, schwang sich auf sein Roß, und schlug die Straße nach Tunis ein, von wo aus er am andern Tage schon zu Schiffe nach Frankreich gehen wollte.

Leopold war nicht unbemerkt in maurischer Kleidung um den Marabut herumgeschlichen. Ein Jude hatte ihn gesehen, ein Jude so niedrig wie Alle dieses Glaubens in diesem Lande, die um eine Karube*) einem Bettler die Füße küssen würden. Leopold hatte diesen Juden bei Sidy Ahmed gesehen, und war ihm verächtlich begegnet. Um sich zu rächen, und vielleicht auch in der Hoffnung, einige Piaster zu verdienen, hatte sich der Jude aufs Spioniren gelegt. Er sah unsern jungen Freund die Terrasse erklettern, als er in jener Nacht die Geliebte in ihrem Zimmer überraschte, und Alles, was er erlauschte, theilte er einem Ulema mit, der den Marabut schon längst um des Ansehens willen haßte, in dem er stand. Der Untergang des jungen Mädchens, das Unglück des Vaters wurde beschlossen. Als Leopold zum letztenmal von der Geliebten Abschied nahm, wurde er von vier auf die Lauer gestellten Moslems belauscht; der Ulema und die Scheriffs von Nebel erhielten sogleich Nachricht, und begaben sich um zwei Uhr Morgens, von einigen Soldaten begleitet, nach dem Hause des armen Vaters. Auf das Klopfen der Soldaten öffnete Hazzuz, ließ die Ankommenden in den Hof treten und sagte: »Seyd willkommen, was führt euch in dieser Stunde zu mir?« — »Ein gotteslästerliches Verbrechen,« erwiderte der Ulema, »ist an einem geheiligten Orte begangen worden, er wurde entweiht durch die Liebe einer Bekennerin des Islams und eines Christen.« — »Fluch ihnen,« rief Hazzuz aus, »unsere Frömmigkeit allein vermag vielleicht den Zorn Gottes von unserer Stadt zu wenden.« — »Unsere Gesetze sprechen deutlich, entgegnete der Scheriff, »die Verbrecherin darf das Tageslicht nicht mehr erblicken, sie muß in die Fluthen versenkt werden.« — »Möge nur kein Sturm,« nahm Hazzuz das Wort, »ihren Leichnam wieder an unser Gestade werfen, denn der Boden, den er berührt, ist verflucht. Die Gerechtigkeit werde gehandhabt!« — »Die Gerechtigkeit werde gehandhabt!« wiederholten Alle. — »Wohlan denn,« sagte jetzt der Scheriff, »so liefere uns deine Tochter aus, sie ist es, die das Heiligthum entweihte. — »Meine Tochter!« rief Hazzuz aus. Die Lampe, die er in der Hand trug, warf ihr letztes Licht auf das bleiche Gesicht des Vaters, denn sie entschlüpfte seinen zitternden Händen, und erlosch am Boden: »Meine Tochter,« wiederholte er mit starker Stimme, »du lügst!« — »Laß sie kommen, sagten die Moslems, »vielleicht ist sie noch bei ihrem Christen.« — »Wenn ihr lügt,« rief Hazzuz mit donnernder Stimme, »dann wehe euch!« Rasch eilte er dem Zimmer seiner Tochter zu, rief sie, trat zum Bett, und fand es leer. Jetzt erinnerte er sich plötzlich ihrer Traurigkeit, ihrer Thränen, und zitterte vor dem Gedanken, daß sie vielleicht doch schuldig seyn könne.

Znaïra hatte das Geräusch gehört; erschrocken eilte sie aus dem Garten über den Hof, als ihr Vater ihr entgegen trat. »Woher kömmst du?« rief Hazzuz mit einer Stimme, in der Schmerz und Wuth sich erkennen ließ, der unbeweglich Stehenden zu. — Es erfolgte keine Antwort, die Arme schien versteinert zu seyn. — »Woher kömmst du?« wiederholte Hazzuz mit furchtbarem Ausdruck, indem er näher trat. Znaïra stürzte zu seinen Füßen. »Fluche mir nicht, Vater!« rief sie, seine Knie umklammernd. Der Maure rich-

*) Eine tunesische Münze, einen Pfennig an Werth.

tete ihr unsanft den Kopf in die Höhe und rief: »Rede, woher kommst du? Antworte diesen da, meine Tochter! sage ihnen, daß sie lügen, denn sie klagen dich der Entweihung des Heiligthums mit einem Christen an.« — »Mein Vater, fluche mir nicht,« wiederholte das jungen Mädchen, indem sie ihre Lippen auf die Füße ihres Vaters drückte. — »Du gestehst also dein Verbrechen, kriechender Wurm, dem ich den Kopf zertreten sollte!« — Doch plötzlich schwand jetzt der Zorn und jedes väterliche Gefühl aus dem Herzen des Mauren, indem er in die Worte ausbrach: »Großer Gott, warum hast du mir nicht eine Tochter gegeben, die deiner würdig ist? Gott ist groß!« — »Gott ist groß!« wiederholten alle Moslems. »Meine Tochter gehört mir nicht mehr an,« fuhr Hazzuz fort, »ihr Körper gehört der Gerechtigkeit der Menschen, ihre Seele aber der Gerechtigkeit Gottes; nehmt sie hin!« — Mehre Arme streckten sich bei diesen Worten aus, um die schon halb Todte zu ergreifen; als sie aber die Berührung der Soldaten fühlte, riß sie sich los, und rief mit herzzerreißenden Tönen und ausgestreckten Armen: »Mein Vater! mein Vater!« Man riß die Aermste fort, und der Vater sah mit düsterm Blicke der Tochter nach. »O mein Vater,« rief Znaïra noch von fern, »umarme mich noch einmal, ehe ich sterbe!« Das väterliche Gefühl konnte sich bei diesen Worten nicht länger verläugnen; Hazzuz stürzte seiner Tochter nach, Thränen liefen über seine Wangen, und tief bewegt schloß er sein Kind in die Arme. »Wartet noch einen Augenblick,« sagte der Vater, daß ich sie euch übergebe, würdig vor Gott zu erscheinen.« Mit diesen Worten führte er seine Tochter in den kleinen Marabut und die Thüre schloß sich hinter ihnen. Was dort geschah, ist ein tief verschleiertes Geheimniß der Religion. Ohne Zweifel lagen sie auf den Knieen und beteten. Eine Viertelstunde später öffnete sich die Thüre wieder, und Hazzuz trat mit seiner Tochter an der Hand heraus. Die Soldaten hatten indeß Fackeln angezündet, deren grelles Licht die Heraustretenden beleuchtete, aus deren Zügen eine erhabene Resignation, etwas Uebermenschliches sprach. Hazzuz fluchte seiner Tochter nicht mehr, er weinte nicht mehr. Als Znaïra den Soldaten wieder übergeben wurde, beugte sie noch einmal das Knie vor ihrem Vater und sprach: »Segne mich, mein Vater.« — »Großer Gott,« rief Hazzuz mit gen Himmel gerichteten Augen, deine Barmherzigkeit ist unendlich, nimm meine Tochter in deine Arme. Ich segne dich, mein Kind, gehe hin in Frieden, du findest da oben einen Vater, der dir nicht zürnen wird.« — Mit diesen Worten hob er seine Tochter auf, schloß sie noch einmal in die Arme und entfernte sich.

Der Zug trat jetzt aus der Umfriedung des Marabuts heraus; Znaïra war von den Soldaten umgeben, und von dem Ulema und dem Scheriff gefolgt; ein Moslem trug einen Sack und Stricke. Znaïra schritt mit gesenktem Haupte, und dachte an den, um dessentwillen sie den Tod litt. Durch diese Fluren, sagte sie bei sich, ritt er, mit der Hoffnung im Herzen, mich wieder zu sehen, wie groß wird sein Schmerz seyn, wenn er hört, daß ich todt bin. Noch oft wendete sie sich um, um den Marabut und ihren Vater zu sehen; wäre die Nacht nicht so düster gewesen, so hätte sie den letztern erblicken können, wie er traurig dem Zuge folgte.

Endlich hielt er, die Fackeln warfen ihr rothes Licht auf das Meer, und eine am Ufer befestigte Barke wurde sichtbar. Der Donner rollte, große Regentropfen fielen herab, und der Westwind stürmte heftig. Znaïra war bei dem Anblick des Meeres ohnmächtig geworden. Die Fackeln verloschen, das bewußtlose Mädchen wurde auf dem Sande hingeschleift und in die Barke geworfen, drei Männer sprangen nach und stießen auf die Gefahr, von den Wogen verschlungen zu werden, vom Ufer ab.

In diesem Augenblicke kam der Vater an; sein Entschluß war gefaßt, er wollte sein Kind retten, »Gott verhindere ihren Tod,« rief er aus, »haltet ein!« Ach, es war zu spät; beim Leuchten eines Blitzes konnte man einen Körper in das Wasser fallen sehen. Hazzuz warf sich bei diesem Anblick verzweifelnd auf den Sand. Die Barke kam jetzt zurück und konnte nur mit Mühe das Ufer gewinnen; der Sturm tobte mit fürchterlicher Wuth, Alle eilten fort, und überließen den unglücklichen Hazzuz seinem Schmerz.

Zwei Araber, deren Zelte unfern standen, waren Zeugen dieses Schauspiels gewesen; noch hatten sie die Augen auf das Meer geheftet, als sie plötzlich einen weißen Körper auftauchen sahen. Sie rannten nach dem Gestade, hoffend, die Wogen würden ihn ans Land spülen. Als sie anlangten, stieg Hazzuz eben in die Barke und stieß ab; bald verloren sie ihn aus dem Gesichte. Sie harrten lange, sahen aber weder den Körper des Mädchens, noch die Barke wieder.

Am andern Tage Abends lag die Brigg Neptun segelfertig auf der Rhede von Tunis; der Anker wurde gehoben, die Segel aufgehißt. Leopold stand auf dem Verdeck, die Augen nach dem Lande gerichtet, wo er zurückließ, was er liebte. Er trieb zur Abfahrt, der Wind war gut, und schon rechnete er die Tage aus, die er abwesend seyn würde. Mit Vergnügen hörte er den Wind im Tackelwerk sausen, und die Stimmen der Matrosen, die Alles zur Abfahrt in Bereitschaft setzten. In diesem Augenblicke ruderte eine Barke auf die Brigg los. »Halt, Neptun,« rief es von weitem, da ist noch ein Brief, der Eile hat. — Die Barke legte an, man nahm den Brief in Empfang, und die Brigg stach in See. Der Brief ward Leopold zugestellt, er kam von Sidy Ali. Alles war auf dem Verdecke in Bewegung, jeder stand auf seinem Posten, und das Pfeifchen des Schiffers ließ sich hören. Leopold öffnete den Brief, durchlief ihn und stürzte rücklings zu Boden. Im ersten Augenblicke hatte Niemand Acht auf ihn: »Steht doch auf,« sagte endlich der Schiffer, der ihn bemerkte, »man könnte Euch treten.« — Der Arme blieb unbeweglich. »Kommandant,« rief der Schiffer, »dem jungen Mann da ist übel.« Die Matrosen drängten sich jetzt gutherzig um den Armen, und standen ihm bei. Leopold kam wieder zu sich, blickte die Umstehenden traurig an, und zeigte auf den Brief, den er in der Hand hielt. »Sie haben sie ertränkt, die Barbaren,« rief er unter Strömen von Thränen. Er weigerte sich durchaus in die Kajüte zu gehen; die Nacht war schön, er wollte auf dem Verdecke bleiben, dort konnte er ungestört seinem Schmerz nachhängen. Auf der Brigg wurde nach und nach Alles still, bald hörte man nichts als das Anschlagen der Wogen an das Schiff, das Flüstern der wachthabenden Matrosen, und das Kraben des Steuerruders, das der Steuermann, die Augen auf die von einer Lampe beleuchtete Boussole gerichtet, regierte. Leopold seufzte oft, und dann schwiegen die flüsternden Matrosen aus Ehrfurcht vor seinem Schmerz. Er näherte sich jetzt dem Schiffsrande, seine Augen starrten auf das Meer, ein furchtbarer Gedanke bemächtigte sich seiner. Wenn ihr Körper, dachte er, von den Wogen getrieben, jetzt gegen das Schiff stieße. In diesem Augenblicke glaubte er wirklich einen Körper zu sehen, der ihm folge, ja er glaubte sogar Seufzer zu hören. Vergebens rief er seine Vernunft zu Hülfe, je mehr er seine Sinne schärfte, um so mehr glaubte er sich zu überzeugen, daß ihn kein Trugbild täusche. »Seht da,« rief jetzt ein Matrose, »einen Delphin, der uns von weitem folgt, wir werden schönes Wetter haben.« Das Wetter blieb auch in der That schön bis nach Toulon, wo man nach Verlauf von vier Tagen ankam. Leopold hat, seit er wieder in Frankreich ist, noch immer nicht aufgehört um sein Mädchen von Nebel zu trauern. Oft wohl hatte er früher gesagt, daß

man mehr als Einmal in seinem Leben lieben könne, jetzt aber überzeugte er sich nur zu sehr, daß er nur Einmal geliebt habe, denn Znaïra blieb seine erste und letzte Liebe.

Die Schlacht bei Borodino.*)

(Aus: »1812. Ein historischer Roman von L. Rellstab. In 4 Bänden. Leipzig, Brockhaus, 1834.«)

Der große, furchtbare Morgen des Schlachttages brach an. Der Himmel war heiter; nur wenige Nebelstreifen lagen über den tiefgehöhlten Betten der Kolatscha und einiger andern Bäche, die das Schlachtfeld durchströmen. Ein frischer Morgenwind zertheilte diese Dunstgebilde in wenigen Minuten. Jetzt hob die Sonne sich hinter den düstern, dunkelglühenden Gipfeln des Fichtenwaldes bei Utiza herauf, und warf ihre Stralen blendend über das Gefilde, wo die Massen des französischen Heeres, schon zur Schlacht geordnet, aufgestellt waren. Die langen Reihen der Bajonette funkelten rothblitzend, die Adler strahlten, und in dem Harnisch der Kürrassiere glühte das volle Bild der Sonne, so daß es sich zähllos aneinandergereiht, einer blutigen Schlange gleich, durch die Flur ringelte.

»Das ist die Sonne von Austerlitz,« rief der Kaiser, der auf einer Anhöhe zur Linken der aufgestellten Kavallerie, neben einer vorgestern erstürmten Redoute hielt, und deutete mit dem Finger auf das glänzendt Gestirn.

Rasinski war nebst mehren andern Kommandeuren den Hügel hinangesprengt, um das Schlachtfeld besser überblicken zu können; er hielt so nahe, daß er die Worte des Kaisers hören konnte. Die Generale, an welche sie gerichtet waren, erwiederten nichts.

Ludwig und Bernhard hielten, da sie Rasinski begleiteten, dicht hinter den Kommandeuren. Auch sie hatten den lauten Ausruf des Kaisers gehört.

»Die Strahlen fallen uns zu blendend ins Auge,« sprach Bernhard leise zu Ludwig, »wir können den Feind nicht sehen, doch muß er uns desto deutlicher unterscheiden. Diese Sonne ist uns also wenigstens jetzt noch nicht günstig.«

Ludwig erwiederte nichts. Ringsumher herrschte das tiefste Schweigen.

Jetzt sah man die Batterien, welche in der Nacht ihre Stellung zu entfernt von der befestigten Linie der Russen genommen hatten, vorrücken, um näher gelegene Höhen zu besetzen. Der Feind benutzte diesen günstigen Augenblick nicht. Es schien, als wolle er in diesem Kampfe, wo er sich stets nur vertheidigt hatte, selbst auf dem erwählten Schlachtfelde nicht das erste Blut vergießen, sondern dem Angreifer auch jetzt noch Wahl und Muse lassen, von seinem Unternehmen abzustehen.

Da ertönt plötzlich von dem linken Flügel her der dumpfe Donner des Geschützes; man sieht Rauch und Staub bei dem Dorfe Borodino. Die heilige Stille ist gebrochen, der schwarze Wolkenschleier des Verhängnisses zerrissen, der Blitz flammt verheerend herab.

Mit zermalmender Wucht entrollt das eherne Rad den Händen des Geschickes; zertrümmert wen es mag; keine Gewalt greift jetzo mehr hemmend in seine Speichen.

Die Befehle des Kaisers fliegen durch das Gefilde. Im Augenblick donnert es von allen Höhen, die eben noch, gleich schlummernden Ungeheuern, in dumpfer Schreckensstille ruhten. Rauch und Flammen brechen aus ihren Gipfeln hervor, die Erde bebt, die Lüfte zittern in dem furchtbaren Getöse. Ein hereinbrechender Höllenstrom, wälzt sich eine breite, schwarze Flut des Dampfes wirbelnd über das Gefilde; kaum das Blutauge der Sonne dringt durch die wogenden Finsternisse hindurch.

Mit bang gepreßter Brust betrachteten Bernhard und Ludwig diese Entwickelung des den Gewohntesten erschütternden Schauspiels, welches für sie noch alle Schrecken der Neuheit und des Unbekannten mit sich führte. Doch fanden sie, wie jeder Bewußte und Gebildete, Fassung und Ruhe in dem Gefühle der Pflicht, der Männerwürde.

Rasinski mochte ahnen, was in ihnen vorging. Er ritt zu ihnen heran und sprach: »Ihr habt Euch mit mir eingeschifft; jetzt stürmt und brandet die See. Ich wollte, ich wüßte ein sichres Eiland, wo ich Euch aussetzen könnte.«

»Es wäre nur ein Zufluchtsort der Schande,« entgegnete Ludwig fest; »wir wollen froh seyn, daß unsre männliche Gesinnung eine ernste Probe zu bestehen hat. Sie darf es nun, und dieser Gewinn ist nicht klein, um so leichter verschmähen, die Gefahr aufzusuchen, um sich vor sich selbst zu bewähren.«

Ueber die ganze Hügelebene verbreitete sich jetzo der Kampf. Unweit zur Rechten, vor der Stelle, wo Rasinski hielt, doch außerhalb der Schußweite, lagen drei feindliche Redouten, welche den eisernen Tod aus unzähligen Schlünden auf die anrückenden Truppen entsendeten.

»Marschall Davoust wird viele Leute verlieren,« sprach Rasinski, als die Kolonnen desselben sich in der Ebene entwickelten, um die furchtbaren Redouten zu stürmen.

Fest geschlossen, doch mit reißender Schnelligkeit drangen diese, durch die strenge Kriegszucht zu einem Körper, in dem nur eine Seele lebte, zusammengeschmiedeten Massen gegen den verschanzten Feind vor. Dreißig Geschütze begleiteten sie. Bald waren sie so in Staub und Dampf gehüllt, daß man nichts mehr von ihnen sah.

Mit Adlerblicken überflog Rasinski das Schlachtfeld. Auf dem rechten Flügel hatte auch Fürst Poniatowski bereits den Angriff begonnen; er debouchirte aus dem Walde, welcher seine Stelle gedeckt hatte, und drängte, so schien es, den linken Flügel des Feindes mit entschiedenem Uebergewicht, doch nur langsam, zurück.

Aus dem feuerspeienden Vulkane, durch welchen Davoust und seine Schaaren verschlungen zu seyn schienen, sprengte jetzt ein Adjutant mit verhängtem Zügel heran. Er jagte grade auf die Stelle zu, wo der Kaiser sich befand, der seinen Standpunkt um einige hundert Schritte weiter vorwärts genommen hatte, um einen deutlicheren Ueberblick des Gefechts zu haben.

Man konnte nichts von der Meldung des Adjutanten vernehmen. Doch sah man ihn gleich darauf in Begleitung des General Rapp mit stürmender Eile wieder in das Schlachtgetümmel sprengen. (Fortsetzung folgt.)

Guadeloupe im Jahr 1834.

Guadeloupe hat ein wahrhaft bezauberndes Ansehen; ein frisches Grün scheint dort einen ewigen Frühling zu verkündigen. Die Einfahrt von Pointe-à-Pitre ist schwierig; sie ist von einer Menge Klippen umgeben, welche die Gegenwart eines tüchtigen Lootsen erfordern. Auf der einen Seite wird sie durch ein kleines Fort, auf der andern durch eine Batte-

---

*) Zum nöthigen Verständniß muß bemerkt werden, daß in Ludwig (dem Hauptshelden) und Bernhard, die durch seltsame Schickungen veranlaßt sind, in einem polnischen Korps den Feldzug mitzumachen, Deutschland, in dem mit jenen Beiden innig befreundeten Rasinski, so wie in Jaromir, Boleslav, Johanna und Lodoiska — Polen gleichsam repräsentirt wird rc.

rie vertheidigt, die, von dem magern Laube des Kokosnußbaums beschattet, aus dem Meere aufzusteigen scheint. Es lebt dort ein Wächter, dessen Amt es ist, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang durch gewisse Zeichen die Segel anzuzeigen, die sich am Horizont blicken lassen. Die Rhede ist groß, hat aber doch, durch Sandbänke begränzt, nur an gewissen Stellen sichere Ankerplätze. Ein Theil, der dem Ufer sehr nahe ist, wird von Kauffahrteifahrern eingenommen, die hier Zucker, Kaffee, Baumwolle, kurz alle die Erzeugnisse laden, welche den Handelsreichthum dieser Insel bilden. Ihre Zahl ist im November und einige Zeit vor dem Winter (Juli) so groß, daß man von fern nichts als Masten und Masten sieht und vor Schiffen kaum das Meer gewahrt. Leichte Pirogen durchschneiden es unausgesetzt unter dem lauten Jubel oder den schwermüthigen Gesängen einiger Neger. Es ist von Hügeln, die eine köstliche Aussicht gewähren, und bedeckt mit Bananen- und Orangenbäumen, so wie mit reizenden Häusern, und von kleinen holzbewachsenen Inseln umgeben. Eine Gebirgskette mit Bäumen, so alt, wie die Welt, wo man auch den Vulkan von Soufriere wahrnimmt, trennt diese Stadt von Basse-Terre, dem Wohnsitze der vornehmsten Behörden der Kolonie. In stürmischen, in der schlechten Jahreszeit so häufigen, Nächten scheint dieser Vorhang bestimmt zu seyn, die unermeßlichen Feuergluten zu verbergen, deren Flammen jeden Augenblick mit einem erstaunlichen Glanze auflodern, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Nie habe ich in der That eine so rasche Folge von starken Blitzen gesehen.

Das sehr geräumige und sehr bevölkerte Pointe-à-Pitre ist das Paris unserer Antillen: die breiten und wohlangelegten Straßen sind von geraden Linien Häusern eingefaßt, die minder niedrig und besser gebaut sind, als die auf Martinique. Roth, grau oder blendend weiß von Außen, sind sie meistens aus Steinen aufgeführt, mit Ziegeln gedeckt und mit großen Balkons geschmückt. Wagen rasseln zu jeder Stunde durch die Straßen. Die Wohnungen sind rar und sehr theuer, und für Fremde ist der Aufenthalt hier sehr kostspielig.

Des Mittags hält man sich zu Hause; denn die Temperatur ist erdrückend, und man muß sich bis zum Abend gedulden, um freier zu athmen und die Damen zu besuchen. Es gibt deren sehr hübsche, doch erlaubt die tropische Hitze im Allgemeinen es nicht, daß Rosen und Lilien ihre Reize erhöhen; sie sind blaß und müssen der Natur nachhelfen; auch halten sie viel auf den Luxus der Toilette und lassen sich mit allen Schiffen, die von Frankreich abgehen, stets die neuesten Pariser Moden kommen. In dieser Beziehung ist Guadeloupe weiter, als zwei Drittheile der französischen Departemente.

Von ihren Gatten vernachlässigt und von den Weißen den Negerinnen mit dem rabenschwarzen Teint und dem glühenden Blute hintangesetzt, bringen die Damen einen Theil des Tages auf ihrem Kanapee im Anhören der Petoffes zu, welche ihre Cocottes des Morgens in der Stadt gesammelt haben, um sie ihren Gebieterinnen demnächst wieder zum Besten zu geben. Cocottes heißen die Kammermädchen, und Petoffes ist dasselbe, was wir unter Stadthistörchen verstehen. So zurückgezogen und verlassen, kann man ihren Charakter und ihren Geist nur im häuslichen Leben würdigen; aber schüchtern, wenig an die Welt gewöhnt, die sie flieht oder die von ihnen geringgeschätzt wird, sprechen sie wenig, thun selten eine Frage und geben nur halbe Antworten.

Die Kreolen sind eine geraume Zeit suffisant und eitel gewesen, scheinen aber diesen Fehler mehr und mehr abzulegen. Das Wohlwollen und die Gastlichkeit der Einwohner gegen die Europäer machen Pointe-à-Pitre zu einem sehr angenehmen Aufenthalt, vor allem für diejenigen, welche Musik u[nd] Tanz lieben; denn die schönen Künste sind in allen Famili[en] zu Hause.

Frankfurter Theater.

Wilhelm Tell von Rossini.

(Fortsetzung und Schluß)

Hr. Dobler verdient als Tell große Auszeichnung, die ihm au[ch] das Publikum billig widerfahren läßt; nur in einigen Momente[n] dürfte sich seine Darstellung mit etwas mehr hingebender Wärme äu[ßern]. Am vorzüglichsten gab er heute wieder die Scene im dritte[n] Akte mit dem Landvogte, wo Spiel und Gesang auch nicht das g[e]ringste zu wünschen übrig ließen. Es war eine glückliche Idee de[s] Hrn. Guhr, die Worte Schiller's im Recitative hier anzubringen. – Hr. Schmezer (Arnold) war sehr gut bei Stimme, und sang sein[e] Partie im Ganzen befriedigend. Sein Recitativ im ersten Akt tru[g] er wohl zu langsam vor; auch zieht Hr. Schmezer die Töne zu se[hr] ineinander, wodurch oft eine widerlich süße Wirkung erzeugt wir[d]. Dieser Sänger sollte sich vor allem mehr künstlerische Einheit in sei[]nem Vortrage anzueignen suchen, ein Vorbild wählen und fest dara[n] halten. — Wenn wir der Mad. Fischer-Achten (Mathilde) [] einzelnen Kadabilen-Sätzen, wie z. B. in der Romanze in As [] [illegible] nicht vorenthalten dürfen, so mögen wir auch nicht unerwähnt lassen daß sie heute nicht mit der warmen Empfindung sang, wie wir vo[n] ihr gewöhnt sind. Ihre Stimme ist indessen so wunderschön, daß si[e] stets den günstigsten Eindruck auf das Publikum machen muß. Di[e] Partie des Gemmy wünscht man durch Dem. Bamberger besetz[t] zu sehen. Den kleinen Part des Fischers sang ein Hr. Ganz rech[t] brav; die Stimme ist gut und nicht ohne Bildung. Es fehlte auc[h] nicht an Beifallszeichen zur Aufmunterung, und die kleine Opposition, die sich kund gab, war, gelinde gesagt, höchst grundlos. Orchester und Chöre wirkten gleich trefflich.

Am Dienstag, den 12. August ward das »A. B. C.« wiederholt. Eine Posse voll Scherz und Laune, aber freilich kein A. B. C. für unschuldige Kindlein. Darauf tanzte ein Hr. Klaaß, Groteskstänzer von Wien, einen ungarischen Nationaltanz mit seiner Frau. Der Mann kann große Sprünge machen, und erntete auch den verhältnißmäßigen Beifall. Zum Beschluß: Der Kalif von Bagdad, Oper von Boieldieu. Die liebliche und anziehende Musik dieser Operette bei aller Anspruchlosigkeit, ist weltbekannt. Wie effektvoll ist nicht di[e] Ouverture, und doch ist sie nur aus zwei Tonarten D und A dur zu[]sammengesetzt. Sie ward von unserem braven Orchester mit Feuer und Präzision ausgeführt. Das Allegro, besonders der Anfang desselben, scheint uns zu schnell genommen worden zu seyn, denn erstens konnten die Sechszehntheile in der zweiten Violine nicht mit der Ruhe und Leichtigkeit durchgeführt werden, wie es seyn sollte, und sodann war gegen das Ende keine Steigerung mehr möglich. Auch in dem darauf folgenden Duett in B bewegten sich die Tempi für den Charakter der Komposition zu langsam. Wahrscheinlich geschah dieß wegen der Unsicherheit der beiden Sängerinnen, denn Hr. Guhr weiß ja, wie es seyn muß. Die Oper, sonst eine Lieblingsunterhaltung, verdiente wohl eine bessere Besetzung. Die drei Damen waren im Gesang noch unsicher, im Dialog fand kein Ineinandergreifen Statt. Der Dem. Limbach (Zetulbe) fehlt es noch zu sehr an Bildung, um in dieser zarten Gesangpartie genügen zu können; ihrer Stimme geht noch der richtige Ansatz ab, und es ist noch zu wenig Modulation in derselben. Dem. Bamberger ist viel zu phlegmatisch in Spiel und Gesang, um die fröhliche Mirza mit günstigem Erfolge darstellen zu können. Dem Vortrage ihrer effektvollen Arie fehlte Schatten und Licht; dabei war er geschmacklos überladen: in einem Kantabile von acht Takten, A dur, hat Dem. Bamberger nicht mehr als vier Fermaten angebracht! Wie würde sie erst mit einer Bravourarie umgehen? — Dem. Hoffmann, welche oft Matronen zu repräsentiren hat, glaubt wohl das Alter könne nur in Begleitung der Häßlichkeit erscheinen. Heute, als Lemaide, hatte sie ihr Angesicht so sehr entstellt, daß sie ausgelacht wurde. Ihr Spiel war übrigens ziemlich gut. S

Theateranzeige.

Donnerstag, den 21. August. Bayard, Trauerspiel in fünf Akten, von August von Kotzebue. — Zweite Gastrolle: Bayard, Hr. Kunst.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, — № 104. — 21. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition', für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unsr obiger Aufschrift einzuschicken.

Pope's Ode am Cäcilien-Tag.

I.

Schwebt, heil'ge Musen! nieder und singt,
Euer Athem beseele das Rohr,
Den stummen Saiten die Töne bringt
Und die Leier erklinge dem Ohr;
Die Laute zitt're leise
In lieblich düst'rer Weise,
Trompeten laßt erschallen,
Daß von den Kuppeln allen
Erdröhnend Echo hallen
Indeß der Sänger Stimmenklang
Ertönt im ernsten Festgesang.
Horch! welch' süße Melodieen,
Wie sie sanft zum Herzen ziehen,
Und dann laut und lauter schallen,
Und hinauf gen Himmel wallen!
Durch die Lüfte, wie mit Siegsgepränge,
Schweben nun der wildern Weise Klänge,
Bis mit schwindendem Getön,
Fern und schwach,
Nach und nach,
Leis' ersterbend sie vergeh'n.

II.

Versöhnend wirkt Musik dein Spiel,
Beruhigt Seele und Gefühl;
Dein Ton besänftigt in der Brust
Die aufgeregte wilde Lust;
Dein Lied den Geist belebt, entzückt,
Wenn Sorge schwer ihn niederdrückt;
Dein Schall erwärmt des Kriegers Herz,
Gießt Balsam in der Liebe Schmerz;
Die Schwermuth hebt das Haupt empor,
Vom Lager beugt der Schlaf sich vor,
Die Arme breitet Trägheit aus,
Der Neid vergißt des Hasses Graus;
Es stirbt der Leidenschaften Gluth,
Partei'n verhören ihre Wuth.

III.

Doch zu dem Schwert greift muth'ger jede Hand,
Ruft Kriegsmusik zum Kampf für's Vaterland.
So trotzt' einst jenes kühne Schiff Gefahren,
Des Thraziers Spiel erhob der Helden Brust,
Und vom Pelion stiegen Argo's Schaaren
In's weite Meer mit ruhmbegier'ger Lust.
Halbgötter lauschten auf die Hochgesänge,
Und Menschen wurden Helden durch die Klänge
Vom Reiz des Ruhms durchglüht;
Und Jeder griff zum Schild, der ihn bewehrt,
Halb aus der Scheide blickt das blanke Schwert,
Der Ruf von Meer und Felsen wiederkehrt:
Zum Kampf, zum Kampfe zieht!

IV.

Den Dichter durch der Hölle ehr'ne Pforte,
Vom Flammenstrom des Phlegeton umringt,
Führt Liebe, stark wie Tod, zum düstern Orte
Aus dem der bleiche Schatten nimmer dringt.
Welch ein Anblick, welche Laute!
Starrend hin das Auge schaute
Nach den schreckensvollen Scenen:
Grauses Schimmern,
Lautes Wimmern,
Mattes Lechzen,
Dumpfes Aechzen,
Jammers Schrei'n,
Glutenschein,
Und gequälter Geister Stöhnen! —
Horch! es erklingt die gold'ne Leier,
Und die Gequälten athmen freier;
Sieh, die Schatten näher schweben,
Und zum Tanze sich erheben;
Sisyphus, es ruht dein Stein,
Und Ixions Rad hält ein;
In's eis'ne Bett die Furien nieder rauschen,
Entkräuselt ihrer Häupter Schlangen lauschen.

V.

Ihr Bäche, hellschimmernd umkräuselnd,
Ihr Winde, balsamisch durchsäuselnd,
Elysiums blühenden Rain;
Ihr seligen Geistergebilde,
Auf prangendem Blumengefilde,
In duftender Lorbeeren Hain;
Ihr Helden, bewaffnete Schatten,
Ergänzend durch düstere Matten,
Ihr Liebende, frühem Tod eigen,
Umhüllet von Myrthen-Gezweigen:
O gebt mir Eurydice wieder zurück,
Sonst theile der Gatte der Gattin Geschick! —
Von des Dichters Trauertönen,
Ward Proserpina erweicht;
Mild erlaubt sie seiner Schönen,
Daß zur Erd' empor sie steigt.
So besiegt des Sanges Macht.
Selbst des Todes ew'ge Nacht.

VI.

Doch fordert — der Liebende wandte den Blick —
Auf's Neu', ach! der Tod die Geliebte zurück.
Wie magst du nun rühren der Parzen Verein?
Ist Lieb' ohne Schuld war auch keine Schuld dein.
Wo sich schlängelnd Bäch' ergießen,
Wo des Hebrus Wellen fließen,
Unter Felsenüberhängen,
Spät und früh,
Endet nie
Wehgetön in Klaggesängen.
Für den Gatten,
Theurer Schatten,
Bist du ewig, ewig hin!
Angst, Verzweiflung, Gram umzieh'n,
Furien umringen ihn,
Rhodope's Schnee
Kühlt nicht sein Weh;
Er kehrt zur ismarischen Wohnung nicht wieder,
Wild hallen vom Hämus Bachantinnen Lieder —
Und — todt sinkt er nieder!
Eurydice tönt's noch im tödtlichen Ringen,
Die bebenden Lippen Eurydice singen,
Eurydice die Wälder,
Eurydice die Felder,
Eurydice Berge und Fluthen erklingen.

VII.

Musik besänftigt Grames Gluth,
Entwaffnet wilden Zornes Wuth;
Verzweiflung mildert sie und Schmerz,
Und wandelt Trauer um in Scherz;
Veredelt ird'scher Freuden Spiel,
Und gibt uns Himmelsvorgefühl;
Wenn Hymnen heil'ges Fest erhöhn,
Von oben Engel lauschend sehn;
Die Seel' hebt sich im Sang empor,
Und Himmels Mächte leihn ihr Ohr.
Drum Großes hat Orpheus, der Sänger, vollbracht,
Doch größer ist hoher Cäcilia Macht:
Er lockt' aus der Hölle den Schatten herauf,
Sie hebet die Seele zum Himmel hinauf.

Schuster.

Die Schlacht bei Borodino.

(Fortsetzung.)

Um zu erfahren, wie der Kampf sich wende, ritt Rasinski an einen Transport verwundeter Offiziere heran, der so eben in der Nähe vorbeigebracht wurde.

»Nun Kameraden? Wie steht's? Ihr seyd die ersten Opfer?« fragte er.

»Wir werden aber nicht die letzten seyn;« antwortete ein Kapitän, der den Arm in der Binde trug; »die Batterien dort oben speien einen Hagel von Kartätschen aus. General Compans ist gefallen, der Marschall verwundet!

»Marschall Davoust?«

»Freilich, wer sonst?«

»Das Gefecht ist also blutig?«

»Es wird leichter seyn, die Uebrigbleibenden zu zählen, als die Todten!

»Ich danke Ihnen, Kamerad, und wünsche Ihnen gute Besserung,« mit diesen Worten ritt Rasinski zurück.

Die Schlacht hatte sich jetzt schon allgemeiner entsponnen. Eben rückte Marschall Ney mit seinen drei Divisionen vor.

Ein verwundeter General wurde aus dem Getümmel gebracht. Es war Rapp, den, als er kaum in das Gefecht gekommen war, eine Kartätschenkugel vom Pferde schmetterte. Die zweiundzwanzigste Wunde erhielt dieser unerschrockene Krieger an diesem Tage. Langsam trug man ihn gegen die Anhöhe hinauf, wo der Kaiser stand. — Ney's Divisionen entwickelten sich jetzt im freien Gefilde; unter dem verheerenden Feuer des Feindes drängen sie kampflustig gegen die Höhe an. Es schien, als dürfte dadurch bald eine Erscheidung eintreten, derzufolge auch die Kavallerie in Thätigkeit kommen würde; deßhalb hielt sich Rasinski dicht am Regiment, um jeden Augenblick bereit zu seyn.

Der König von Neapel sprengte heran. Seine Adjutanten flogen nach allen Seiten. Er nahm die leichte Kavallerie zusammen, um den Feind auf der Höhe anzugreifen. Rasinski erhielt Befehl, sich anzuschließen. Im langsamen Trabe setzte sich die Masse in Bewegung, um für den entscheidenden Augenblick näher zur Hand zu seyn. — Jetzt wirbelten die Trommeln der Infanterie zum Sturmschritt. Mit Blitzesschnelle sah man diese die Höhen hinanfliegen. Der Donner der Kanonen verdoppelte sich; die ganze Ebene war ein Meer von Rauch, Staub und Feuer. Man sah nicht, wer fiel, nicht wer vordrang. Da verstummte plötzlich der Kanonendonner; ein lautes Jubelgeschrei theilte die Lüfte, die Redouten waren durch Ney's und Davoust's tapfre Schaaren genommen.

Mit stürmender Gewalt rasselten jetzt die von dem ritterlichen Könige von Neapel geführten Reiterschaaren durch das Schlachtfeld. Staub und Kies wurden hoch empor geschleudert, der Boden dröhnte unter dem stampfenden Hufschlage, die Rosse schnaubten; das verworrene Getöse betäubte das Ohr. Bernhard warf einen Blick auf Ludwig, der ihm zur Seite ritt; dieser erwiederte ihn. So verständigten sich die Freunde im ersten Augenblick; denn das gegenseitige Wort war nicht mehr zu vernehmen.

In wenigen Minuten war die Höhe erreicht. Die russischen Truppen, aus den Batterien verjagt, waren größtentheils auf dem Gefilde zerstreut, und wurden leicht von der Kavallerie noch ferner geworfen. Da aber vernahm man plötzlich den erneuten Donner des Geschützes, und im Augenblick darauf brach ein Strom von Kugeln und Kartätschen in die Reihen der Krieger ein. Zugleich sah man neue Korps in schwarzen Massen sich auf den Höhen des gerade vorgelegenen zerstörten Dorfes Semenowskoi entwickeln. Es war der Fürst Bagration, der, auf Kutusow's Befehl, mit diesen frischen Schaaren heranrückte, um den geworfnen Korps zu Hülfe zu eilen. Rings auf allen Höhen war Artillerie aufgefahren, und fast von allen Seiten zugleich schleuderte sie ihre verwüstenden Geschosse auf die Andringenden. Rasinski's Regiment schien der Zielpunkt gewesen zu seyn, den sich unverabredetermaßen alle Batterien zugleich genommen hatten. Denn es schlug eine solche Masse Kugeln und Kartätschen von der Fronte und halb von der Seite her hinein, daß in wenigen Augenblicken die entsetzlichste Verheerung und Verwirrung angerichtet war. Weite Lücken hatte das mörderische Geschoß gerissen; Pferde und Menschen stürzten übereinander hin; lautes Wehgeschrei der Verwundeten, halb Zerschmetterten theilte die Lüfte und zerriß das Ohr. Es war, als sey man in den Wirbel einer tobenden Windsbraut gerathen, so ras'te der Tod in den Reihen. Rasinski hielt den Säbel hoch empor, und rief mit der Macht seiner Löwenstimme den Seinigen ein »Vorwärts!« zu. Durch die Unerschrockenheit des Führers ermuthigt, drangen die schon stutzenden Reihen mit einem neuen, gewaltigen Anlauf vor.

doch in diesem Augenblick prasselte ihnen ein Kartätschenhagel entgegen, dessen Dichtigkeit fast die Luft verdüsterte. Ludwigs Pferd wurde getroffen, es bäumte sich hoch auf, that einen Bogensatz und schleuderte den Reiter weit von sich. Bernhard sah es, ein entsetzlicher Schmerz riß ihm in die Brust; doch es war an keine Hülfsleistung zu denken, denn der nachdrängende Strom trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts über die Gefallenen dahin. Aber schon hatte die versprengte russische Infanterie sich wieder gesammelt, und rückte in geschlossenen Gliedern heran. Von allen Seiten stürmte der Tod in die Reihen; bald zerrissen alle Bande des Gesetzes, der Ordnung. Die Führer verschwanden in Staub und Rauch, oder weil sie selbst gestürzt waren; kein Befehl wurde mehr gehört, der Schrecken gewann die Ueberhand. Zwei Eskadrons Dragoner, die weiter vorgedrungen waren, warfen sich, einem furchtbaren Kartätschenfeuer weichend, in der Flucht auf Rasinski's noch Stand haltende Leute. Durch diesen Stoß wurden auch sie theils in den zurückfluthenden Strom mit hingerissen, theils einzeln, flüchtig auseinandergesprengt. In wenigen Minuten war die ganze Linie der Kavallerie aufgelös't und auf der Flucht.

Bernhard war durch einige wilde Sprünge seines verwundeten Pferdes aus den Reihen gerissen worden. Betäubt durch das entsetzliche Getümmel, in dem sein ungewohnter Blick kaum noch etwas unterschied, spähte er nur nach Rasinski, um dessen Loos zu dem seinigen zu machen. Indem erblickte er heransprengende Kosacken, die ihn fast umringt hatten. Schnell will er sein Roß wenden; da sieht er den König von Neapel in Gefahr, umringt zu werden. Er sprengt ihm zu Hülfe; mit ihm zugleich dringen auch schon die Seinigen von allen Seiten heran, um den Feldherrn zu retten. Es gelingt! Murat schwingt seinen wehenden Reiherbusch als Signal der Versammlung. Sein Pferd wird durch eine Kugel zu Boden gestreckt. Er selbst aber ist unverletzt; entschlossen, rühmlich zu fallen oder zu siegen; wirft er sich in die Redoute; die Wenigen, die noch um ihn versammelt sind, folgen ihm. Auch Bernhard, dem nach Ludwigs Fall nur noch der Tod willkommen ist, schwingt sich von seinem durch die Wunde unbrauchbaren Pferde, um das Loos dieser Tapfern zu theilen. Jetzt brausen zwei feindliche, dicht geschlossene Kürassierregimenter gleich einer ehernen Meeresbrandung über das Blachfeld gegen die Schanze heran. Schon glaubten die Bedrängten sich verloren, da erscheint der Marschall Ney an der Spitze der wieder gesammelten Infanterie zum zweitenmale auf dem Rande der Anhöhe. Die seitwärts auffahrende Artillerie öffnet mit ihren Feuerschlünden eine Bahn in der wandelnden Mauer der festgeschlossenen anrückenden russischen Kürassiere; die Infanterie gibt eine Salve und dringt im stürmenden Anlauf mit gefälltem Bajonett nach. Der Feind stutzt, wankt; seine Reihen sind gebrochen, durch furchtbares Feuer schwerer Artillerie gelichtet; Einzelne weichen der Uebermacht des Schreckens, der Strom reißt auch die Kühneren mit fort, und bald bedeckt sich das ganze Gefilde mit Flüchtigen. Jubelnd dringen die Sieger von allen Seiten nach; jetzt erst, da sie den Sieg, die Ehre, den Feldherrn gerettet sehen, halten sie, athemlos, erschöpft von der ungeheuren Arbeit ein, um Kräfte zu neuen Thaten zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die weißen Elephanten.

Man erinnert sich noch wohl der Zeit, da die Verehrung des weißen Elephanten durch die Indochinesen als eine fabelhafte Erzählung aus dem Orient betrachtet ward; wir haben jedoch neuerdings zu viele Beweise dafür erhalten, um noch länger einigen Zweifel darüber zu hegen. Pater Sangermano in seiner berühmten Beschreibung des burmesischen Reiches sagt über die Wichtigkeit, die man diesem Thiere beilegt, Folgendes:

»Nichts fehlte nunmehr dem Stolze des burmesischen Monarchen, als der Besitz eines weißen Elephanten; ein Wunsch, der ihm im Jahre 1805 dadurch gewährt ward, daß er in den Wäldern von Pegu einen weiblichen Elephanten dieser Art fing. Der Eifer, womit die Burmesen solche Thiere in ihre Gewalt zu bringen trachten, entsteht aus der Meinung, daß ihnen übernatürliche Kräfte verliehen seyen, und diese sich auf ihre Besitzer übertrügen. Die Könige bemühen sich daher ungemein, eines dieser Thiere zu bekommen, und betrachten es als die größte Ehre, Herren des weißen Elephanten genannt zu werden. Um ihre Unterthanen zu ermuntern, dergleichen aufzusuchen, erließen sie ein Dekret, in Folge dessen Jeder zum Range eines Mandarinen erhoben, und dabei von allen Abgaben und Lasten befreit wird, der das Glück hat, ein solches Thier zu fangen. Indeß stehen nicht nur die weißen Elephanten, sondern auch die rothen, die gefleckten und solche, die vollkommen schwarz sind, in hoher Achtung, wenn schon nicht eben in dem Grade wie die erstern. Dieß ist auch der Grund, warum die burmesischen Könige in ihren Proklamationen den Titel Herr der rothen und gefleckten Elephanten annahmen. Um einen Begriff der abergläubischen Verehrung zu geben, womit der weiße Elephant betrachtet wird, erstatte ich hier Bericht über einen, der während meines Aufenthalts in diesem Lande gefangen wurde, und über die Art und Weise, wie er in die Herrscherstadt geleitet ward. Sogleich nach seiner Gefangennehmung wurde er mit Seilen gebunden, die mit Scharlach überdeckt waren, und der angesehenste Mandarin abgeordnet, um ihn zu begleiten. Ein Haus, wie es gewöhnlich nur die größten Minister und Generale bewohnen, ward zu seiner Aufnahme gebaut, und eine zahlreiche Dienerschaft erlesen, um für dessen Reinlichkeit zu sorgen, ihm jeden Tag die frischesten Kräuter, die zuvor im Wasser gewaschen wurden, zu bringen, und ihn mit allem Andern zu versehen, was zu seiner Behaglichkeit und Bequemlichkeit beitragen konnte. Da der Platz, wo er gefangen ward, durch Moskitos sehr belästigt war, verfertigte man, um ihn davor zu schützen, ein schönes seidenes Netz, und um ihn vor allem Schaden zu bewahren, hatte er Tag und Nacht Mandarinen und Leibwachen zu seinem Schutze um sich. Kaum war die Nachricht, ein weißer Elephant sey gefangen, bekannt geworden, als eine unermeßliche Volksmenge jedes Alters, Geschlechts und Standes, nicht nur aus den umliegenden Gegenden, sondern selbst aus den entferntesten Provinzen des Landes herbeiströmte, um ihn zu sehen. Sie knieten vor ihm nieder, falteten ihre Hände über den Köpfen, und beteten ihn wie einen Gott an. Endlich gab der König zu seiner Transportirung nach Umarapura Befehl. Zwei aus Tecumholz verfertigte Boote wurden an einander befestigt, und darauf ein prächtiger Pavillon errichtet, mit einem Dache, ähnlich denen, welche die königlichen Paläste decken. Weder Sonne noch Regen vermochten durchzudringen, und seidene, goldgestickte Draperien zierten ihn an jeder Seite. Dieser glänzende Pavillon ward von drei großen und schönvergoldeten Schiffen, voll von Ruderern, gezogen, und unzählige andere Boote umgaben ihn, die einen mit Lebensmitteln jeder Art gefüllt, die andern mit Mandarinen, Musikbanden, Truppen tanzender Mädchen beladen, und das Ganze unter dem Schutze einer Abtheilung von 500 Soldaten. Drei Tage vor seiner Ankunft ging ihm Seine burmesische Majestät mit dem ganzen Hofe entgegen. Der König war der erste, der ihm seine Ehrfurcht bezeigte und ihn anbetete, wobei er ihm ein großes

goldenes Gefäß darbot: nach ihm leisteten alle Prinzen von Geblüt und alle Mandarinen ihre Huldigung und brachten ihm ihre Gaben dar. Zur Ehre seiner Ankunft in der Stadt ward ein höchst glänzendes Fest angeordnet, das drei Tage dauerte, und mit Musik, Tanz und Feuerwerken verherrlicht wurde. Das prachtvollste Haus, ausgeschmückt nach Art des königlichen Palastes, ward dem Elephanten zur Wohnung angewiesen, eine Schutzwache von hundert Soldaten nebst vier- oder fünfhundert Dienern ihm beigegeben, und als Auszeichnung erhielt er den ehrenvollsten Titel, wie er gewöhnlich nur den Prinzen der königlichen Familie ertheilt wird. Alle in seinem Dienste verwendeten Geschirre und Geräthe waren von lauterem Gold, und überdieß hatte er zwei große goldene Sonnenschirme, wie sie allein der König und seine Söhne gebrauchen dürfen. Mit dem Schalle musikalischer Instrumente und den Gesängen tanzender Mädchen wiegte man ihn in den Schlaf. Bei jedem Ausgehen war er von einem langen Zuge Mandarinen, Soldaten und Diener begleitet, welche goldene Sonnenschirme trugen, gerade als wären sie im Gefolge des Königs selbst. Die Straßen, die er durchzog, waren sämmtlich gereinigt und mit Wasser besprengt. Die kostbarsten Geschenke wurden ihm täglich von allen Mandarinen des Königreichs gebracht, deren einer sogar ein goldenes Gefäß im Gewichte von 480 Unzen als Opfergabe niedergelegt haben soll. Allein es ist zu wohl bekannt, daß man diese Geschenke, und die Bereitwilligkeit ihrer Ertheilung mehr der geizigen Politik des Königs, als der Verehrung seiner Unterthanen für den Elephanten verdankt, denn all diese goldenen Geräthe und Zierrathen fanden zuletzt ihren Weg in den königlichen Schatz. Der Besitz eines weißen Elephanten erfüllte Badonsachen *) mit der unmäßigsten Freude; denn außerdem, daß er nun alle seine Feinde zu besiegen hoffte, hegte er das Vertrauen, er würde wenigstens um 120 Jahre sein Leben länger genießen können. Als aber der Elephant durch einen plötzlichen Tod, veranlaßt durch die unermeßliche Menge Früchte und Süßigkeiten, die er aus den Händen seiner Anbeter zu sich genommen hatte, allen Ansprüchen auf Göttlichkeit entsagte, ward Badonsachen in die größte Bestürzung versetzt, denn da der Besitz eines weißen Elephanten als ein Unterpfand guten Glücks für einen König angesehen wird, so ist dessen Tod ein höchst unheilverkündendes Wahrzeichen. Und so ward denn der, der kurz zuvor noch vom vermessensten Stolze aufgeblasen war, jetzt von der niederschlagendsten Furcht bewältigt, jeden Augenblick die Entthronung durch seine Feinde erwartend, und im Wahne nur noch weniger Lebenstage sich erfreuen zu dürfen.«

*) So hieß der König.

Kuriositäten.

Ein Vermiether einzelner Pferdeställe bot dieselben mit den Worten aus:

»Ställe für einzelne Herren.«

Ein Lehrer verlangte von seinen Schülern die Definition des Wortes: »Laster,« man war in Verlegenheit und schwieg. »Eine Sünde, welche oft begangen und so zur Gewohnheit geworden ist; nennt man Laster,« erklärte ihnen nun der Lehrer. »Ist Selbstmord,« fragte einer der Schüler, »auch ein Laster?« — »Allerdings, mein Sohn,« erwiederte der Lehrer, »sobald er zur Gewohnheit geworden ist.«

In einer Ballade las man folgenden Ausdruck:
»Und der Kaiser belohnt' ihn königlich.«

An einem Hause einer preußischen Handelsstadt las man:
»Allhie hat Man ein Loschür für zwei löthige Herren zu Vermieden.«

Logogryph.

Man sieht im Jahr zu manchen Fristen
Die gläub'gen Juden, Türken, Christen
Freiwillig sich ihm unterziehn,
Obschon's oft große Qual verliehn.
Der Arme thut's meist wider Willen
Und kann oft, ach! den Schmerz nicht stillen —
Er könnt' es wohl, wär' Krieg im Land,
Und er hätt' Waffen in der Hand.

Nimm mir das Erste meiner Glieder,
Und anders wird mein Sinn dann wieder.
Der Türk' thut's heut bei Hieb und Schuß,
Der Jud', wenn viel er zahlen muß,
Der Christ hört fluchen so den Christen,
Der Weise spricht so mit Sophisten,
Der Schmaucher thut's, wenn dann und wann
Sein Pfeifchen er nicht schmauchen kann.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfoh.

Auflösung des Anagramms in Nro. 101.

Aloe, Aeol (Aeolsharfe), Olea (der Olivenbaum; Baumöl durchfließt das bunte duftige Grün, den Salat.)

☞ Die Redaktion des Konversationsblattes empfängt täglich so viele Mittheilungen und Beiträge, es werden so viele Anfragen an sie gerichtet, und besonders wird sie mit einer solchen Masse von poetischen Erzeugnissen überhäuft, daß es ihr nicht mehr möglich ist, allen denjenigen direkt zu antworten, die sie mit ihren Angelegenheiten und Einsendungen beehren. Wollte die Redaktion allen Anforderungen in dieser Beziehung entsprechen, so müßte sie sich in eine Korrespondenz einlassen, deren Weitläufigkeit wenig ersprießlich und mit großem Zeitverlust verbunden seyn würde. Um nun diese Unannehmlichkeit zu vermeiden, ohne unsere Freunde, hinsichtlich ihrer Anliegen in Ungewißheit zu lassen, werden wir in dem Konversationsblatte von Zeit zu Zeit einen Briefkasten ausstellen, worin Jeder mit kurzen Worten und der gebührenden Vorsicht Antwort und Auskunft, die er erwartet, finden soll. Dr. Schuster.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 21. August. Bayard, Trauerspiel in fünf Akten, von August von Kotzebüe. — Zweite Gastrolle: Bayard, Hr. Kunst.

Briefkasten. An P. K. in M — z. Das Gedicht kann nicht aufgenommen, und die Kritik über die Tragödie nur mündlich gegeben werden. — Herr Hampelmann, der ein Logis sucht, soll nächstens eine Stelle im Konversationsblatte finden. — Karl Dietr. Aubenfoh in Nieder-Halt bei Ahrte wird höflichst ersucht, bald wieder etwas von sich hören zu lassen. — An A B. in Mainz. Herzlichen Dank für das schöne Gedicht: Da capo! — An G. B. in K — e. Die freundliche Uebersendung soll mit nächstem benutzt werden. — An K. v. K. in K. Das treffliche Unternehmen verdient alle Anerkennung und Unterstützung. Unsere Mitwirkung soll gewiß nicht fehlen! — An von C. in M — n. Ist alles längst besorgt. Belieben Sie Nro 71 des Konversationsblattes nachzuschlagen und Ihre Briefe künftig nur unter der auf dem Konversationsblatte angegebenen Adresse abzusenden. — Dr. U — s möge uns mit seinem Unsinne verschonen, und seine Zeit besser anwenden. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 105. 22. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Grizel Cochrane.*)

Geschichtliches Bruchstück von John Mackay Wilson.
(Aus dem Keepsacke.)

Als des letzten Jakob's Eigenmacht und Glaubenswuth seine Unterthanen die Waffen wider ihn zu ergreifen trieb, zeigte sich als einen der furchtbarsten Feinde gegen seine Gewaltanmaßungen Sir John Cochrane,**) der eine Hauptrolle in Argyle's Empörung spielte. Seit Jahrhunderten schon schien ein dunkles Verhängniß über dem Hause Campbell gewaltet zu haben, das Alle, die ihr Schicksal an die Sache seiner Häuptlinge knüpften, in einen gemeinsamen Unglückssturz hinabriß. Dasselbe Verhängniß traf auch Sir John Cochrane. Er wurde von den königlichen Völkern umringt, — leistete einen langen, verzweifelten Widerstand, ward aber endlich, der Ueberzahl erliegend, gefangen genommen, vor Gericht gestellt und zum Tode auf dem Blutgerüste verurtheilt. Er hatte nur noch wenige Tage zu leben, und sein Kerkermeister wartete bloß auf das Eintreffen des Hinrichtungsbefehls, um ihn dem Henker zu überantworten. Seine Angehörigen und Freunde hatten ihn im Kerker besucht und wechselten mit ihm das letzte, lange, herzzerschneidende Lebewohl. Eine aber war nicht mit den Uebrigen gekommen, seinen Segen zu empfangen — Sie, die der Stolz war seiner Augen und seines Hauses — seine Grizel, die Tochter seiner Liebe.

Das abendliche Zwielicht warf einen tieferen Schatten über die Eisengitter seines Gefängnisses, und in trauernder Sehnsucht nach einem letzten Blicke seines Lieblingskindes preßte er eben sein Haupt wider die kalten feuchten Mauern seiner Zelle, um die fieberischen Pulsschläge, die es wie Feuerstacheln durchzuckten, zu kühlen, als sich die Thüre seines Gemachs langsam in ihren schwerfälligen Angeln drehte und sein Kerkermeister hereintrat, gefolgt von einer schönen jungen Dame. Ihre Gestalt war hoch und befehlend; ihr Auge schwarz, glänzend und thränenlos; allein dieser Glanz eben zeugte von Leid — von einem Leid, das zu tief war, als daß Thränen es hätten wegweinen können — und ihre Rabenlocken scheitelten sich auf einer offenen Stirne, die so hell war und rein wie der geschliffene Marmor. Der unglückliche Gefangene hob bei ihrem Eintritt sein Haupt in die Höhe.

»Mein Kind! meine — meine Grizel!« rief er aus und sie sank an seine Brust.

»Vater! Lieber Vater!« schluchzte die beklagenswerthe Jungfrau, und wischte rasch die Thräne weg, die diese Worte begleitete.

»Ihr müßt es kurz machen — ganz kurz,« sagte der Schließer, als er sich umdrehte und sie für wenige Minuten allein beisammen ließ.

»Gott helfe dir und tröste dich, meine Tochter!« setzte Sir John hinzu, während er sie an seiner Brust hielt und einen Kuß auf ihre Stirne drückte; »ich hatte schon gefürchtet, ich würde sterben müssen, ohne noch meine Hand segnend auf meines Kindes Haupt legen zu können, und das that mir weher, denn der Tod; doch du bist ja gekommen! — mein Töchterchen — bist gekommen! — und der letzte Segen deines unglückseligen Vaters —«

»Nicht so! laß ab! laß ab!« rief sie aus; »nicht dein letzter Segen! — nicht dein letzter! Mein Vater wird, darf nicht sterben!«

»Sey ruhig, mein Kind, sey ruhig,« erwiederte er. »Wollte der Himmel, ich könnte dir Trost geben! Du liebe, liebe Tochter! — Allein es ist keine Hoffnung mehr; drei kurze Tage noch, und du und alle meine Kleinen sind —«

Vaterlos wollte er sagen, doch das Wort erstarb ihm auf der Zunge.

»Drei Tage!« wiederholte sie und richtete ihr Haupt von seiner Brust empor und drückte ihm zugleich innig und fest die Hand; »drei Tage! — dann ist noch Hoffnung — mein Vater soll, wird leben bleiben! Ist nicht mein Großvater der Freund von Vater Petrus, dem Beichtvater und allmächtigen Lenker des Königs? Von ihm soll er das Leben seines Sohnes erbitten, und mein Vater wird nicht sterben!«

»Nein, nein, liebe Grizel,« versetzte er, täusche dich nicht; es ist keine Hoffnung — mein Urtheil ist bereits fest entschieden — schon hat der König den Befehl zu meiner Hinrichtung besiegelt, und der Todesbote ist jetzt unterwegs.«

»Und doch soll mein Vater — doch soll er nicht sterben!« wiederholte sie mit flammender Bestimmtheit, und die Hände fest in einander faltend rief sie: »Gott, leihe du deinen Arm dem Entschlusse eines liebenden Kindes!« darauf wandte sie sich zu ihrem Vater und sagte gefaßt: »wir scheiden jetzt, aber wir sehen uns wieder.«

»Was sinnt meine Tochter?« fragte er und schaute ihr ängstlich forschend in das leuchtende Antlitz.

»Frage jetzt nicht,« versetzte sie, »lieber Vater, frage jetzt nicht, aber bete für mich, und segne mich — doch nicht mit deinem letzten Segen.«

Und er drückte sie aufs Neue an sein Herz und weinte an ihrem Halse. Wenige Sekunden darauf trat der Gefangenwärter herein und riß die Umschlungenen von einander.

* * *

Am Abend des zweiten Tages nach der vorhin geschilderten Zusammenkunft schritt, von Norden her, ein Wandersmann über die Zugbrücke zu Berwick ein und die Marienthorstraße hin bis zu einer, der damaligen s. g. »Hauptwache« fast gerade gegenüberliegenden, Herberge am südlichen Ende jener

*) Aus der englischen Bibliothek von K. von Kreling, einer trefflichen Sammlung des Anziehendsten und Neuesten, was die englischen Taschenbücher und Zeitschriften liefern, worüber wir mit Nächstem ausführlicher sprechen werden. D. R.

**) Ein Ahn des jetzigen Karl von Dundonald. D. Verf.

Straße, wo er sich, um auszuruhen, auf eine hölzerne Bank vor der Thüre niedersetzte. In die Herberge hinein ging er nicht, da sie, wie es schien, für seinen Stand zu vornehm war, denn es war die nämliche, die Cromwell, wenige Jahre vorher, zu seinem Hauptquartier erwählt gehabt und wo, zu einer noch etwas früheren Zeit, Jakob VI. von Schottland sein Ablager genommen hatte, als er auf seinem Wege nach England, die Krone dieses Reichs sich aufzusetzen, durch Berwick kam. Der Wandersmann trug ein grobtuchenes Wamms, das ein lederner Gurt um seinen Leib festhielt, und darüber einen kurzen Mantel aus gleich einfachem Stoffe. Daß er noch jung war, sah man wohl, allein seine Gesichtszüge wurden von dem tief in den Kopf gedrückten Filzhute verdeckt. In der einen Hand trug er ein kleines Bündel, in der andern einen Pilgerstab. Nachdem er ein Glas Wein begehrt hatte, zog er eine Kruste Brod aus seinem Bündel, ruhte einige Minuten aus und stand dann auf, um weiter zu gehen. Die Schatten der Nacht brachen bereits herein und es drohte eine stürmische Nacht zu geben. Der Himmel umzog sich schwarz, die Wolken jagten von der See her, plötzliche Windstöße ächzten durch die Gassen, begleitet von schweren Regentropfen, und der Tweed warf unruhige Wellen.

»Der Himmel steh' dir bei! wenn du in einer Nacht, wie die heutige, noch weit zu wandern vorhast,« sagte die Schildwache am englischen Thor, als der Fußwanderer an ihr vorüber der Zugbrücke zu schritt, und dann über diese in's Freie.

In wenigen Minuten war er auf dem weiten, öden und unheimlichen Tweedmouthmoor, das meilenweit dem Auge nichts darbot, als eine Wüste von Stechginster, Farrnkraut und Haidegesträuch, mit da und dort einer dichtbebüschten Thaleinsenkung. Langsam arbeitete er sich, dem Sturme, der jetzt mit der wildesten Wuth ras'te, Trotz bietend, über die jähe Hügelhöhe hin. Der Regen fiel in Strömen und der Wind heulte wie eine Legion hungriger Wölfe in bald klagenden, bald zornigen Tönen über die Haide. Doch immerzu wanderte der Unbekannte, bis er etwa zwei oder drei Meilen über Berwick hinaus war, und nun, wie wenn er sich außer Stande fühlte, dem Sturme länger Trotz zu bieten, Unterkunft unter einem wilden Obstbaum und einigen Dorngebüschen am Wege suchte. Beinahe eine Stunde war verstrichen, seit er diesen nur schlecht schirmenden Zufluchtsort gesucht hatte, und die nächtliche Finsterniß und der tobende Sturm hatten mit einander zugenommen, als sich der Hufschlag eines, auf der regendurchschwemmten Straße plätschernd dahertrabenden, Rosses hören ließ. Der Reiter hielt seinen Kopf, dem Gegensturm des Windes etwas auszuweichen, tief vorgebückt. Plötzlich ward sein Roß fest am Zügel gefaßt, der Reiter hob das Haupt in die Höhe und vor ihm stand, eine Pistole ihm auf die Brust haltend, der Fremde.

»Steig' ab!« schrie, ernst und dräuend, der Fremde.

Betäubt und von Furcht ergriffen machte der Mann zu Pferde gleichsam unwillkürlich einen Versuch, nach seinen Waffen zu langen, allein in einem Nu hatte der Räuber, den Zügel des Pferdes loslassend, den Reiter vorne an der Brust gepackt und riß ihn zu Boden. Er fiel schwer auf das Gesicht und lag mehre Minuten bewußtlos. Der Unbekannte griff rasch nach dem Ledersack, der die Post nach dem Norden enthielt, warf ihn schnell über die Achsel und enteilte über die Haide.

In der Frühe des folgenden Morgens sah man die Einwohner Berwick's haufenweise nach dem Orte eilen, wo der Raubanfall verübt worden war, und sich nach allen Seiten hin über die Haide vertheilen; allein keine Spur von dem Räuber wollte sich auffinden lassen.

Drei Tage waren vergangen und Sir John Cochrane lebte noch. Die Post, welche den Befehl zu seiner Hinrichtung mitbringen sollte, war geraubt worden und ehe ein neuer ausgefertigt werden konnte, durfte man ja von der Verwendung seines Vaters, des Karls von Dundonald, bei dem Beichtvater des Königs das Beste hoffen. Grizel wich jetzt ihrem eingekerkerten Vater fast keinen Augenblick von der Seite und sprach ihm Worte des Trostes zu. Beinahe vierzehn Tage waren verflossen, seit die Beraubung der Post Statt gehabt hatte und die zögernd hingehaltene Hoffnung in der Brust des Gefangenen quälte jetzt bitterer, als zuerst seine Verzweiflung. Doch selbst diese Hoffnung, so bitter sie war, hatte keinen Bestand. Die Verwendung seines Vaters war erfolglos geblieben; und zum zweitenmale hatte der Frömmling und Herrscherling Jakob den Befehl zu seiner Hinrichtung unterzeichnet und in weniger als einem zweiten Tage konnte dieser Befehl in seinem Gefängnisse eintreffen.

»Der Wille des Herrn geschehe!« stöhnte der Gefangene.

»Amen!« hallte es von Grizel's krampfhaft bebenden Lippen nach; »doch mein Vater soll nicht sterben,« setzte sie entschlossen hinzu.

* * *

Abermals hatte der Reiter mit dem Postfelleisen das Moor von Tweedmouth erreicht und zum zweitenmale führte er Sir John Cochrane's Bluturtel bei sich. Er spornte sein Roß zur möglichsten Eile — vorsichtig schaute er vor, hinter, um sich, und in seiner rechten Hand hielt er, schußfertig zur Wehre, ein Pistol. Der Mond goß ein geisterbleiches Licht über die Haide, das gerade nur hinreichte, das Unheimliche des öden Moors halb sichtbar werden zu lassen, und gab jedem Strauch eine gespenstige Gestalt. Er bog eben um die Ecke eines einzelnstehenden Gebüsch's, als sein Roß über dem Knall einer Pistole, deren Feuer ihm hart in die Augen zu blitzen schien, sich aufbäumte. Im selben Augenblicke blitzte aber auch seine Pistole, allein sein Roß bäumte sich jetzt noch wilder, und warf ihn ab. In einem Nu hatte der Räuber seinen Fuß auf die Brust des Gestürzten gesetzt, und sich über ihn bückend und einen kurzen Dolch in seiner Hand schwingend, herrschte er ihm zu:

»Gib mir deine Waffen, oder stirb....!«

Da verzagte der Knecht des Königs im Herzen und lautlos that er, wie er geheißen ward.

»Jetzt geh' deines Weges,« sagte ernst und drohend der Räuber; »aber dein Roß, aber deinen Briefsack lasse mir zurück, damit nicht Schlimmeres über dich komme.«

Der Mann stand auf und wanderte, zitternd, gen Berwick, der Räuber aber schwang sich auf das Pferd, das er zurückgelassen, und sprengte pfeilschnell über die Haide.

* * *

Schon wurden die Anstalten zur Hinrichtung Sir John Cochrane's getroffen und die Diener des Gesetzes warteten nur noch auf das Eintreffen des zweiten Todesurtheils, um ihn zum Blutgerüste zu führen, als die Kunde einlangte, die Post sey zum zweitenmale beraubt worden... Eine neue Lebensfrist von vierzehn Tagen für den Gefangenen! Er aber fiel wieder seiner Tochter um den Hals, und weinte und sprach:

»Es ist gut so — die Hand des Himmels ist darin!«

»Sagte ich nicht,« versetzte die Jungfrau und weinte zum erstenmale, »mein Vater dürfe nicht sterben?«

Die vierzehn Tage waren noch nicht um, als die Kerkerthüren aufflogen und der Karl von Dundonald in seines Sohnes Arme stürzte. Seine Verwendung bei dem Beichtvater hatte endlich Eingang gefunden, und der König, der nun zweimal den Befehl zu Sir John's Hinrichtung und

beidemale erfolglos unterzeichnet gehabt hatte, versiegelte jetzt seinen Verzeihungsbrief.

Er war mit seinem Vater aus dem Gefängnisse nach seinem eigenen Hause geeilt — alle seine Lieben hingen, Freudenzähren vergießend, an ihm, doch Grizel, die während seiner Einkerkerung mehr als sie alle gelitten hatte, fehlte wiederum. Sie priesen eben dankerfüllt die wunderbaren, räthselhaften Wege der Vorsehung, die den Hinrichtungsbefehl abgewendet und sein Leben gerettet hatte, als ein Fremder um Gehör bitten ließ. Sir John hieß ihn hereinführen, und herein trat — der Räuber; seine Kleidung war, wie wir sie früher beschrieben, — ein grobes Wamms und ein grober Mantel, allein sein Benehmen und sein ganzes Wesen waren über seinem Stande. Als er eintrat, berührte er leicht seinen breitrandigen Filzhut, blieb jedoch bedeckt.

»Wenn Ihr diese gelesen habt,« sagte er, und zog dabei zwei Papiere aus seinem Busen, »werft sie in's Feuer.«

Sir John warf einen flüchtigen Blick in die dargebotenen — fuhr zusammen und erblaßte — es waren die beiden Hinrichtungsbefehle.

»Mein Befreier!« rief er aus, »wie — wie soll ich dir danken — wie dem Retter meines Lebens lohnen? Vater! — Kinder! danket ihm für mich!«

Der alte Karl ergriff mit feurigem Drucke seine Hand — die Kinder umschlangen seine Kniee. Er aber preßte die Hand vor's Gesicht und brach in Thränen aus.

»Mit welchem Namen,« forschte lebhaft und dringend Sir John, »darf ich meinem Befreier danken?«

Der Fremde weinte laut, nahm den Hut ab und Grizel Cochrane's Rabenlocken fielen auf den groben Mantel nieder.

»Gütiger Gott!« rief der erstaunte und entzückte Vater aus, »mein eigenes Kind — meine liebe Grizel — mein Lebensretter!«

Wir brechen hier ab und überlassen der Einbildungskraft des Lesers, sich das herzergreifende Bild stolzbelohnter Tochterliebe und der seltensten Vaterfreude weiter auszumalen; nur bemerken wollen wir noch, daß Grizel Cochrane, deren Heldenmuth und hohe Kindeszärtlichkeit wir hier in kurzen und unvollkommenen Zügen dargestellt haben, die Großmutter des verstorbenen Sir John Stewart, von Allanbank, in der Grafschaft Berwick und die Urgroßmutter des berühmten Banquiers, Hrn. Coutt's, war.

Die Schlacht bei Borodino.

(Fortsetzung.)

Bernhard benutzte den ersten Moment, wo es möglich war, nach den Verwundeten auf der Anhöhe zu sehen. Man war schon damit beschäftigt, einige Generale und höhere Offiziere zurückzubringen, die auf dem blutig gedüngten Felde gefallen waren. Um die Masse der Uebrigen konnte sich noch Niemand kümmern. Obgleich die äußerste Gefahr damit verknüpft war, wagte sich Bernhard doch auf das freigebliebene Terrain zwischen beiden Heeren hinein, wo die Leichen des Regiments liegen mußten. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihm dar, als er über das Feld der Verwüstung schritt. Nicht die Todten erfüllten ihn mit Grausen, die hülflos Verwundeten waren es, die jammernd um Rettung flehten, deren Elend er nicht zu mildern vermochte. Schaudernd, mit weggewendetem Gesichte, floh er an ihnen vorüber. Sie streckten ihm die verstümmelten, blutenden Arme nach, sie riefen nach ihm mit herzzerschneidendem Laut. Unmöglich! Er mußte fort. Dieser entsetzensvolle Anblick mahnte ihn doppelt daran, daß der, welcher ihm der Theuerste auf Erden war, sich in gleicher hülfloser Lage des Jammers befinde. Leichen von Menschen und Pferden hemmten jeden seiner Schritte. Ein Unglücklicher, der in krampfhaften Zuckungen sich auf dem Boden wälzte, packte den Vorüberschleichenden, und schlang die Arme wie eine gewaltige Fessel um seine Füße. »Helft mir, rettet mich, daß ich nicht hier verschmachte!« rief er stöhnend. Es war ein Deutscher; Bernhard vernahm vaterländische Laute. Sollte er den Landsmann, den Kameraden, der ihn flehend umschlang, der mit fürchterlich zerrissenem Leibe, dem die Eingeweide entstürzten, vor ihm winselte, zurückstoßen? Sollte er mit einem Fußtritt den Ueberrest des heiligen Lebens zermalmen? Und anders konnte er sich nicht aus den krampfhaft verschlungenen Armen retten! Da rief er aus: »Ludwig! Dir muß Gott helfen! Ich darf nicht!« Und mit stürzenden Thränen beugte er sich nieder zu dem Unglücklichen, um ihn auf seine Schultern zu nehmen und an den Ort der Rettung zu tragen. Doch schon lös'te sich der feste Knoten, mit dem der Verwundete ihn gefesselt hielt; kraftlos fielen ihm die Arme zurück, das mit brechenden Augen emporgehobene Antlitz sank auf den Boden nieder, der gewaltsam verzerrende Todeskrampf war vorüber, das Leben entflohn. Ein kalter Schauder rieselte über Bernhards Nacken, er trat bebend zurück, und drückte beide Hände vor die Augen. — Da ruft ihn plötzlich von Weitem eine Stimme an; sie trifft wie ein Laut des Himmels sein Ohr. Er blickt auf, es ist Ludwig zu Pferd, der heransprengt, um den Freund, den er verloren glaubte, aufzusuchen. Mit beflügeltem Lauf eilt er ihm entgegen, sie umschließen sich in heißer Umarmung, Thränen der Freude entströmen ihren Augen! — Doch gilt es kein Säumen. Der grausende Strom der Schlacht duldet nicht, daß man auf seinen Wogen müßig treibe und weile; er reißt Alles mit sich fort. »Schwing Dich auf!« ruft ihm Ludwig zu, »daß wir schnell die Unsrigen erreichen.« Im Augenblick sitzt Bernhard zu Pferde hinter Ludwig, und dieser jagt mit der theuren Beute zurück, wo Rasinski schon die Seinigen aufs Neue sammelt und ordnet.

Mit Jubel eilen Jaromir und Boleslav den Kommenden entgegen. »Ihr lebt? Ihr seyd unversehrt?« tönt die gegenseitige Begrüßung. Auch Rasinski sprengt voller Freude heran und empfängt die Geretteten, die man schon verloren glaubte. »Ein Pferd hierher!« ruft er, und schnell ist eins von denen, die, ohne Reiter, aus natürlichem Instinkt mitten aus dem Schlachtgetümmel ihre alten Reihen wieder gesucht haben, für Bernhard in Bereitschaft.

Einige Augenblicke der Ruhe sind den Erschöpften verstattet.

Bernhard erzählt, wie es ihm ergangen, Ludwig, daß er, als sein Pferd gestürzt war, sich, obwohl von dem Schlage etwas betäubt, doch wohlbehalten wieder unter dem Roß hervorgewunden, schnell ein lediges Pferd aufgefangen und sich dann dem Regimente wieder angeschlossen habe, bis die plötzlich rückwärts fluthenden Wogen auch ihn mit fortrissen. Als die Freunde sich sammeln, wiederfinden, fehlt Bernhard. Ohne ihn kein Leben! Mit verhängtem Zügel sprengt er auf das Schlachtfeld zurück, doch noch ehe er die Stelle erreicht hat, wo die gefallenen Kameraden liegen müssen, sieht er Bernhard von Weitem, erkennt ihn an der Uniform, ruft ihm zu, und rettet den, der ihn retten wollte.

So mit neuen Banden der Liebe an einandergeflochten, wächst ihre Freundschaft mit den größeren Schickungen mächtig empor und läutert sich wie edles Gold in der Flamme der Prüfung.

Doch aufs Neue reißt der Wirbel der Schlacht sie fort. Auf das Geheiß des Königs von Neapel sammeln sich die Kavallerieregimenter wieder, um den durch gewaltiges Artilleriefeuer erschütterten Feind vollends in die Flucht zu werfen.

Rasinski stößt zu den tapfern Brigaden, welche Bruyeres und Nansouty befehligen. Diese Massen brechen in den Feind ein und werfen ihn auf sein Centrum zurück; doch zahllose Todte, die Opfer des Sieges, bedecken das Schlachtfeld.

Der Saum der Höhen hinter dem Dorfe Semenowskoi ist noch immer mit furchtbaren Batterien bedeckt, die unaufhörlich ihren schwarzen Hagelschauer von Kartätschen in die Ebene hinabsenden. Der Sieg schwankt hin und her, wie die Woge des gehobenen Meeres. Mit Leichen erkauft man jeden Schritt vorwärts, mit Leichen zeichnet sich die Bahn des Rückzuges. Endlich stürmt die Infanterie mit dem Aufwand der letzten Kräfte die steilen Höhen hinan, das Feuer des Feindes schweigt, es tritt ein neuer Augenblick der Ruhe ein. (Fortsetzung folgt.)

Der fingirte Papierhandel.

Er hat den Zweck, von den in einem gewissen Zeitraum sich begebenden Kursveränderungen Gewinn zu ziehen. An ein wahres Liefern der Staatspapiere oder deren Betrag wird nicht gedacht. Der, welcher auf das Steigen spekulirt, läßt sich eine Summe versprechen, um den höhern Preis zu gewinnen. Der Spekulant auf das Fallen bedingt sich, daß sein Gegner die Papiere zu einer bestimmten Zeit zu dem jetzigen Tageskurs nehmen muß. Der verlierende Theil zahlt am Verfalltage die Differenz. Es sey z. B. der Kurs eines Staatspapieres, das 100 Thlr. Nominalwerth hat, für den Augenblick 98 (nämlich Thaler). Eine Person A. die auf Agiotage spekulirt und hierbei ein Steigen der Papiere voraussetzt, schließt am 11. Mai mit einem andern C. auf Zeit Kontrakt, daß sie am 30. Mai 3000 Stück solcher Staatspapiere, das Stück zu 99 (nämlich Thaler) geliefert haben will; eine andere B. auf das Fallen spekulirende, mit C. eben so viel zu 97. Am 31. Mai steht das Papier aber 96, so wird A. an C. 90 Thlr. Koursdifferenz zu zahlen haben, während C. an B. 30 Thlr. zu vergüten haben würde. Ein eigentlicher Kaufgegenstand ist also in der Regel nicht vorhanden, daher es wohl mehr eine Wette als ein Handel zu nennen ist. Jedoch liegt es so im Interesse der Staaten, diesen Handel mit ihren Papieren nicht abkommen zu lassen, daß bis jetzt fast noch keine gerichtliche Entscheidung vorliegt. London, Paris, Amsterdam, Frankfurt a. M., Wien, sind die Hauptpunkte des Handels mit Staatspapieren. Von minderer Wichtigkeit sind Berlin, Petersburg und die übrigen Hauptstädte und Handelsplätze Europa's. In London, wie überall, geschieht dieser Handel in dem Börsengebäude, das drei große Säle und mehre Nebenzimmer hat. Vor 10 Uhr Morgens dürfen daselbst keine Geschäfte gemacht werden. Der älteste Börsendiener gibt das Zeichen zum Beginnen der Geschäftszeit, sobald die Uhr des Hauses auf 10 zeigt, mit einer Schnarre; Alles wird nun lebendig und stürzt gegen die Mitte des Saals. Man bietet zum Verkauf aus, sucht zu verkaufen, und strebt allgemein dahin, den möglichst günstigen Eröffnungspreis (eine Hauptsache) für die Partei, zu der man gehört hervorzubringen. Unsinnige Neuigkeiten werden verbreitet, die unwahrscheinlichsten Gerüchte durch allerhand Mittel für den Augenblick plausibel zu machen, und so die Rente zum Steigen oder Fallen zu bringen. Ein bedeutender Lärm tönt durch das Hin- und Herreden unter einander, man versteht oft das eigene Wort nicht und erstickt fast in dem tollen Gewühl unter der Masse der sich Herzudrängenden. Oft artet das Gewühl in eine tolle Lustigkeit und in eine ächt englische scherzhafte Laune aus, und nicht selten endigt das Ganze mit dem Blak-Joke oder einem andern englischen Volksliede, in das selbst die Verlierenden einstimmen. Einige Minuten ist nach dieser Krise Ruhe, dann beginnt das Treiben von Neuem. Der Abend schließt oft erst die Börse. Alle diese so beschäftigten Menschen nennt man den Stock der Börse (Stock market), ungefähr rechnet man die Zahl in London so Spielender zu 5,000, ungerechnet die Mäkler (brokers), welche für $^1/_8$ pCt. Geschäfte besorgen. Die Spielenden sind entweder eigentliche Spekulanten, die für eigene Rechnung kaufen und behalten, oder Agioteurs (jobbers), die nur auf die Kursdifferenz spekuliren und die Staatspapiere auf eine gewisse Zeit bestellen. Außer diesen beiden eigentlichen Spielern gibt es noch Marodeurs, Liebhaber oder Spieler, die sich zur Ruhe gesetzt haben, Kapitalisten, die dem Staatskredit an den Puls fühlen wollen, und bloße Neugierige, welche die Börse durchlaufen, ohne eigentlich am Börsenspiel Theil zu nehmen. Sämmtliche Börsenspieler theilen sich in zwei Klassen; solche die auf das Steigen spekuliren (nach der Londoner Kunstsprache Bullen [bull], in Frankfurt Liebhaber) und solche die auf das Fallen rechnen (Bäre [a bear], an andern Orten Contremineurs). Den Tag vor dem Letzten des Monats entscheidet sich der Gewinn oder der Verlust, und die größten Manoeuvres werden noch angewendet, um für die unterliegende Partei den Verlust bedeutender, für die siegende den Gewinn so hoch als möglich zu machen. Die verschiedenartigsten Ursachen können Einfluß auf das Steigen und Fallen der Staatspapiere haben. Die Staatspapiere, deren Zinszahlung und Rückerstattung eigens fundirt ist und pünktlich eingehalten werden, wo das Finanzwesen der Staaten, auf die sie lauten, in Ordnung ist, wo keine neuen Anleihen zu vermuthen sind, und kein Krieg vorauszusehen ist, erfreuen sich der meisten Gunst. Tritt dagegen die leiseste Besorgniß wegen eines Wechsels im Ministerium (besonders wegen Abdankung eines geschickten und beliebten Finanzministers), wegen des Lebens eines beim Publikum beliebten regierenden Hauptes, wegen Gefährdung der ganzen Dynastie, wegen einer neuen Anleihe, wegen eines Kriegs des Staats mit einem andern, oder — findet derselbe schon Statt — ein bedeutender Unglücksfall ein, so fallen die Staatspapiere augenblicklich; ja schon ein leises Gerücht, die Befürchtung von einem solchen Ereigniß vermögen den Kurs bedeutend zu drücken. Umgekehrt heben sich die Kurse der Staatspapiere sogleich wieder, wenn eins dieser Uebel aufhört oder das Gerücht davon sich als unrichtig zeigt. Den größten Einfluß auf den Kurs hat die Furcht vor einem allgemeinen Kriege. Sie vermag die Kurse um 25 Prozent und noch tiefer zu erniedrigen. Natürlich besteht das ganze Börsenspiel darin, Nachrichten, die auf die Meinung der Spielenden Einfluß haben können, zu erfinden, gefährlich oder minder gefährlich darzustellen, kurz die Zeitereignisse zu Gunsten jeder Partei zu benutzen. Das börsenspielende Publikum zeigt sich hierbei sehr leichtgläubig, das mindeste Ereigniß, oft selbst handgreifliche Lügen, erzeugen panische Schrecken und drücken oder heben die Kurse. Auch die Nachricht, wie gewisse Begebenheiten auf andere wichtige Börsenplätze gewirkt haben, hat hierauf wesentlichen Einfluß. Bestimmter sind die Veränderungen, die die Kurse zu gewissen Zeiten leiden. So steigen die Staatspapiere, die mit Prämienziehungen verbunden sind, kurz vor der Ziehung um etwas, eben so andere kurz vor der Zinszahlung u. s. w. (Gesellschafter.)

Theateranzeige.

Samstag, den 23. August. Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Göthe. Gastrolle: Graf Egmont, Hr. Kunst.

Sonntag, den 24. August. Die Zauberflöte, Oper von Mozart.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — J. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, | № 106. | 23. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Gaucho.

(Aus dem Morgenblatt.)

Die folgende Geschichte mag Bewohnern civilisirter Länder unglaublich vorkommen; wer aber in der Mitte barbarischer Völker gelebt hat, wird diese Gräuel in der Ordnung finden. Der Indier versteckt sich hinter einen Baum, um seinen Feind meuchlings niederzustrecken, der Türke erwürgt ihn im Schlaf, der wilde Amerikaner schlitzt seinem Beleidiger auf der Stelle den Bauch auf; der Europäer, mit seiner Urbanität, fordert einen, vielleicht seinen Freund, zum Zweikampf, tödtet ihn nach den Regeln der Kunst oder zerschmettert ihm das Gehirn auf einen halben Schritt, und geht von dannen, ohne Reue, mit dem Gefühl ehrenvoll geübter Rache. Welche von diesen Methoden ist die beste? Doch dieß gehört nicht hieher.

Ich wurde vor etwa drei Jahren mit einem jungen Engländer, Namens Ord, bekannt, der von seinem Vater bedeutende Güter in Westindien geerbt und sie in Besitz genommen hatte. Bald verband uns die innigste Freundschaft; es war ein schöner, offener Charakter mit einem leichten Anflug von Schwärmerei, die sich schon in seinen edeln Gesichtszügen aussprach und ihn zum unerschrockensten Menschen von der Welt machte. Er war ein leidenschaftlicher Seemann und entschloß sich, eine Ladung, die er nach Buenos-Ayres schickte, selbst dahin zu begleiten, in der einzigen Absicht, die merkwürdigen Pampasebenen zu bereisen. Er beredete mich, ihn zu begleiten, und wir langten nach einer sehr angenehmen Fahrt am Ort unserer Bestimmung an. Unter den Empfehlungsbriefen, die Ord mitgenommen, befand sich einer an einen reichen spanischen Kaufmann, der ein Muster der Bildung und Höflichkeit seiner Nation war. Gleich beim ersten Besuch nahm er meinen Freund sehr gut auf, und von nun an brachten wir täglich einige Stunden in seinem Hause zu. Freilich fühlte sich Ord von einem mächtigen Magnet angezogen: Don Jose Maria Echivera hatte eine einzige Tochter, Donna Luisa, ein Mädchen, in dem sich Jugend, Schönheit und Seelenreinheit zu dem reizendsten Geschöpfe vereinigten. Gleich da sie uns vorgestellt wurde, konnte ich bemerken, daß sie auf meinen Freund einen starken Eindruck machte.

Sie war kaum sechzehn Jahre alt; aber eine sechzehnjährige Spanierin, und vollends im glühenden Amerika, ist unendlich mehr entwickelt als ein Mädchen gleichen Alters in unserm frostigen Klima, und aus Donna Luisa's Augen blickte bereits jene sanfte Melancholie, die Vorläuferin und die Mutter der Leidenschaft. In der kleinsten ihrer Bewegungen spiegelte sich ihre Seele, und nie in meinem Leben habe ich ein reizenderes weibliches Wesen gesehen. Gebildeter als ihre Landsmänninnen war sie eben nicht; für die Geistesentwicklung einer Spanierin geschieht nicht viel, allein in der Regel bedarf sie auch keines erworbenen Reizes. — Doch was verweile ich bei der Schilderung jenes entzückenden Geschöpfes, wie ich es aus den Tagen des Glücks und der Liebe vor der Seele habe! Wo ist sie jetzt, die Unglückselige? Wir wollen hoffen, daß sie im Grabe ruht, daß der Tod sie vom gräßlichsten Loose befreit hat! Doch zurück zu meiner Erzählung.

Nicht lange, so vertraute mir mein Freund, er habe Donna Luisa's Herz und Hand gewonnen; in einem Monat solle die Hochzeit seyn und sie dann mit ihm nach England zurückkehren. »Aber,« sprach er, »bevor ich mich für das Leben binde, will ich erst noch einen Ritt im Galopp durch jene schönen Ebenen machen, ein Indianerleben führen, gedörrtes Büffelfleisch essen, vom Wasser der Wüste trinken, auf meinem Sattel schlafen, die Anden besteigen, und von ihrem Gipfel den großen Ozean erblicken. Don Jose verschafft mir die nöthigen Papiere, Sie begleiten mich, und wir reisen, sobald als möglich.« Mit dem größten Vergnügen nahm ich seinen Vorschlag an; wir machten uns sogleich an die Zurüstungen zur Reise und ritten täglich weit hinaus, um uns an die Strapatzen in den Pampas zu gewöhnen.

Wenige Tage nach unserem Entschluß ging Ord eines Abends auf dem Platz Almeida mit Donna Luisa und ihrem Vater spazieren, da stieß ein Gaucho vom platten Lande, der betrunken schien, im Vorbeigehen das junge Frauenzimmer grob auf die Seite. Ord meinte, es sey absichtlich geschehen, und streckte den Menschen mit einem Faustschlag zu Boden. Blitzschnell zog der Gaucho ein Messer aus seinem Stiefel von Pferdehaut, strich es, als wollte er es wetzen, zwei-, dreimal am Fersen, drückte dann den Griff an seine blökenden Zähne und stürzte auf Ord los, indem er mit wilder Stimme rief: »Wollt Ihr mit der Klinge meines Messers Bekanntschaft machen!« Mein Freund war auf den Angriff nicht gefaßt, aber Don Jose warf sich mit einer Geistesgegenwart und einem Muth, die man dem alten Mann nicht zugetraut hätte, dem Mörder entgegen und gab ihm mit einem Stock, den er immer trug, einen Schlag auf die Hand. Der Gaucho sah seinen neuen Feind einen Moment an, dann hob er sein Messer auf, als wollte er es Don Jose geradezu in die Brust stoßen, senkte aber mit einemmale zuckend die Spitze und sprach in rauhem Kehlton: »Don Jose, Ihr seyd Eures Vaters Sohn, und zum zweitenmale schone ich Eures Lebens; aber nehmt Euch in Acht! aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Denkt an Leonardo, und der junge Mensch da soll auch an ihn denken!« Drauf zog er den Hut mit dem Anstand eines ächten Spaniers, sprach: »A Dios, Sennores,« und ging seiner Wege so kaltblütig, als ob nichts vorgefallen wäre. Ord, mit Donna Luisa beschäftigt, die einer Ohnmacht nahe war, konnte dem seltsamen Menschen nicht nachgehen, und Don Jose, statt Leute herbeizurufen, um den Unverschämten zur Rechenschaft zu ziehen, stand starr und regungslos da; wie bezaubert verfolgte er alle seine Bewegungen. Der Gaucho mochte durch den heftigen Auftritt zu sich selbst gekommen seyn, denn es war nichts mehr von

Trunkenheit an ihm zu bemerken; festen Schrittes ging er dahin, warf einen großen Fetzen Scharlachtuch mit dem Anstand eines Mannes, der an den langen, zierlichen spanischen Mantel gewöhnt ist, über die Schulter und verlor sich unter der Menge, wobei er beständig auf dem Arm sein langes Messer wetzte. (Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Borodino.

(Fortsetzung.)

Rasinski hält mit seinem Regimente in der Vertiefung einer Schlucht, wo er, während die Infanterie das Gefecht auf ein der Kavallerie ungünstiges Terrain versetzt hatte, vor den Kugeln des Feindes gedeckt war. Ernst ritt er an den gelichteten Reihen hinunter und überschlug die Zahl derer, die er vermißte. Eine düstre Wolke trübte seine Stirn, als er nicht völlig mehr die Hälfte der Seinigen unversehrt von dem Geschosse des Todes sah. Ein volles Drittheil war unter den Todten, die Uebrigen verwundet. Und doch stand die Sonne erst im Mittag, und vielleicht war die blutigste Arbeit noch zu thun. Ein pfeilschnell heransprengender Adjutant Murat's brachte ihm den Befehl, sich gegen den linken Flügel der Armee zu ziehen, und mit seinem Regimente die in Massen vorrückende Artillerie zu decken. Zugleich ritt der Offizier mit ihm auf die nächste Höhe, und bezeichnete ihm den Punkt genauer, wohin ihn der Befehl sandte. Die Schlacht war nun schon um ein Bedeutendes weiter gegen die Stellung des Feindes vorgerückt. Dieser zog seine Reserve heran, um mit ausdauernder Tapferkeit einen zweiten Akt des furchtbaren Schauspiels zu beginnen. Zur Vereitelung seiner Absichten ließ der Kaiser jetzt die ganze ungeheure Linie seiner Artillerie sich vorbewegen, um mit dieser furchtbaren Masse schon von Ferne her die andringenden Kolonnen zu erschüttern. Rasinski folgte drei schweren Batterien, die einen etwas vorgeschobenen Punkt einnahmen, wo sie leicht durch feindliche leichte Kavallerie überrascht werden konnten; er war bestimmt, sie für diesen Fall zu decken.

Das Schlachtgetöse, welches man bisher vernommen, glich nur einem fern heranziehenden Gewitter gegen die krachenden Donnerschläge, die jetzt aus dieser ehernen Wetterwolke hervorbrachen. Auf den jenseitigen Höhen waren die Russen in langen Kolonnen aufgestellt. Die Kugeln schlugen mit fürchterlicher Sicherheit in die schwarzen Massen ein. Man sah, wie der Feind in ganzen Reihen stürzte; doch ordnete er sich mit kaltblütiger Ausdauer immer von Neuem.

»Sie leisten einen zähen Widerstand,« sprach Rasinski, der von der Stelle, wo er hielt, das ganze Schlachtfeld übersah. »Aber sie opfern sich vergeblich. Nicht dort sollten sie sich sammeln, sondern entweder weiter zurück, oder sie müßten rasch vorgehen. Diesen Fehler werden sie theuer bezahlen müssen.«

Da für den Augenblick der Antheil des Regiments am Kampfe nur der eines Zuschauers war, gesellten sich Bernhard und Ludwig und die anderen Freunde zu ihrem Führer.

»Sieh, sieh,« rief Jaromir, »wie immer der blaue Himmel hinter der schwarzen Mauer sichtbar wird, wenn die Kugeln eine Bresche legen. Sie sind wahrhaft unsinnig, ihre besten Leute so zu opfern!«

»Aber wir versäumen auch die Zeit, fürcht' ich, entgegnete Rasinski. »Wenn jetzt die Garden vorgingen und die Vortheile, die wir mit dem Blute unserer Kameraden erkauft haben, wahrnähmen, so müßten wir das ganze Heer der Russen gegen seinen rechten Flügel werfen und zwischen der Moskwa und der Kalotscha einkeilen können. Ich sehe gar nicht, wie sie entrinnen wollten.«

»Der König von Neapel, davon war ich Zeuge oben in der Redoute,« entgegnete Bernhard, »hat schon zuvor zum Kaiser gesandt, und um das Vorrücken der Garden gebeten.«

»Auch Marschall Ney,« sprach Boleslav.

»Und er verweigerte sie?« fragte Rasinski.

»Muthmaßlich!«

»Unbegreiflich! Unbegreiflich! Er ist zu weit vom Schlachtfelde entfernt, er sollte hier stehen, wo wir halten, so würde er den Angriff im Sturmschritt befehlen.«

»Ich kann mir nicht denken,« sprach Ludwig, »daß ein solcher Feldherr, wie der Kaiser, nicht wichtigere Gründe haben müßte, dieser Forderung nicht zu genügen, als die ihm angeben, welche das Begehr an ihn stellen.«

»Was er einwenden mag, glaube ich zu sehen,« antwortete Rasinski; »freilich ist man auf den beiden Flügeln noch nicht so weit, wie im Centrum. Doch sieht man, daß auch Fürst Poniatowski vordringt, und der Vicekönig von Italien hat wenigstens noch nicht unglücklich gefochten. — Aber ist das nicht Regnard, der dort heran kommt?«

Er war es in der That. Mit verbundenem Kopf und Arm ritt er langsam, von zweien seiner Leute begleitet, aus dem Gefechte zurück. Rasinski sprengte zu ihm heran.

»Nun, wie stehts, Freund?« rief er ihm zu.

»Wie es steht? Mit mir verteufelt schlecht, wie ihr seht. Doch habe ich meinen Sicherheitspaß, daß ich in dieser Schlacht nicht das Leben lasse. Ich bin unbedeutend verwundet, aber die Höllenarbeit und der Blutverlust haben mich so matt gemacht, daß ich mich nicht mehr zu Pferd halten kann. Und das Unglück, der Verdruß, diese Arglist des Teufels möchten mich rasend machen!«

»Was denn?« fragte Rasinski erstaunt.

»Ihr fragt noch? Seht Ihr denn nicht, wie die Schlacht steht? Bersten möchte ich vor Grimm, daß der Kaiser nicht mehr der Kaiser, oder vielmehr, daß er nur der Kaiser und nicht mehr der Feldherr ist. Er soll krank seyn, das Fieber schüttelt ihn, kein Mensch kann ihn begreifen. Der Sieg liegt vor ihm, und er, der sonst in eine Charybdis stürzte, um ihn beim Schopf zu fassen, trägt jetzt Bedenken, nur den Arm darnach auszustrecken. Murat, Davoust und Ney haben ihn beschworen, ihnen die Garden zur Verstärkung zu schicken. Er hat es abgeschlagen. Nur auf der Höhe sollten sie sich zeigen, daß der Feind vor unsrer Reserve besorgt seyn müsse. Es ist, als ob ein Dämon der Hölle seine Gestalt angenommen hätte, um uns zu verderben!«

»Wir werden dennoch siegen!«

»Freilich! Aber ist es anders möglich mit solchen Truppen? Geh'n sie nicht auf den Feind wie Wölfe in die Heerde? Meine Leute haben sich beim Angriff auf die Schanze in den Tod gestürzt, als gälte es einen Wettlauf nach den Preisen auf dem Cocagnemast in den elyseischen Feldern. Mich wundert nur, daß sie nicht die Kugeln mit dem Bajonett aus den Kanonen herauszuspießen versuchen, während der Artillerist die Lunte aufs Zündloch hält. Beim Teufel, ich weiß, was fechten heißt, aber so wie heute habe ich die Franzosen noch nicht gekannt.«

»Der Feind thut auch das Seinige!«

»Freilich! Er wehrt sich wie ein angeschossener Eber; doch gerade an solchem eisenstarren Gegner wird der Soldat zum Löwen. — Lebt wohl, Freund! Ich muß mich ordentlich verbinden lassen, denn ich kann mich kaum noch im Sattel halten.«

Er reichte ihm die Hand hinüber und ritt weiter.

Indessen hatte sich die Schlacht auf eine entsetzliche Weise erneuert. Jetzt war es der heldenmüthige Eugen, der die gewaltigste Arbeit vor sich hatte. Auf einer Anhöhe inmitten zwischen Borodino und Semenowskoi hatte der Feind seine

Stellung durch eine furchtbare Redoute gedeckt, aus der 24 Feuerschlünde unaufhörlich ihre Eisenmassen in die andringenden Regimenter schleuderten.

»Dort ist der Sieg!« rief Rasinski aus, als er den Punkt ins Auge faßte, gegen welchen jetzt beide Mächte alle ihre Massen heranführten.

»Diese Redoute ist das Palladium des russischen Reichs,« rief er nochmals mit funkelndem Blicke. »Aber es muß das unsre werden. Jetzo wird der Kaiser zeigen, daß er noch der Feldherr von Marengo und Austerlitz ist.«

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als er schon Befehl erhielt, wieder mit seinem Regimente zu der Masse der Kavallerie zu stoßen, die sich dem zum drittenmale neu hergestellten linken Centrum des Feindes entgegenwerfen sollte. In einer Thalvertiefung, wo ein kleiner Bach floß, wurden die Truppen unter dem Schutze des Terrains gesammelt. Zugleich sah man ungeheure Kolonnen Infanterie sich entwickeln, die zum Sturm gegen die Redoute herangeführt werden sollten.

»Ich glaube, es ist leichter den Sitz des Donnergottes zu stürmen, als diese Höllenwerkstatt der Cyklopen,« sprach Bernhard zu Ludwig und deutete hinüber. — Doch schon rückten die Kolonnen im raschen Schritt mit gefälltem Gewehr heran. Da erscholl ein furchtbarer Donner. Es war eine Lage aus allen Geschützen der Redoute zugleich. Ein Hagel von Kartätschen prasselte den Truppen entgegen, als sollten sie mit einem schmetternden Schlage vernichtet werden. Der hoch aufgewirbelte Staub ließ nicht unterscheiden, was fiel und stand. Doch bald sah man die Adler wieder strahlend leuchten, und in neu geschlossenen Gliedern rückten die Stürmenden heran. Das eiserne Ungeheuer auf dem Hügel schien verstummt zu seyn. Doch hatte es nur gelauert, um den Raub desto sicherer zu haben: denn als jetzt die Kolonnen wieder zu einer dichteren Masse geschlossen waren, reckte es die blitzenden Zungen aus allen seinen vierundzwanzig Höllenrachen zugleich hervor, und das Erde und Himmel erschütternde Gebrüll krachte durch die Lüfte. Wie wenn der Sturmwind über ein Kornfeld rast und die Halme in breiter Fläche zu Boden drückt, so mähte jetzt die Sichel des Todes über die Stürmenden hin. Es schien, als sey die Hälfte mit einem Streich vernichtet. Der eiserne Strom, welcher über sie hinausbraus'te, gönnte ihnen kaum einen freien Athemzug. Mit unersättlichem Grimm sandte die Furie des Verderbens, in den düstren Mantel der dampfenden Gewölke gehüllt, ihre Blitze nieder und betäubte das Ohr mit schmetterndem Getöse. Das Entsetzen gewann die Uebermacht; die Reihen wankten, wichen, zersprengten sich in eiliger Flucht. Neue Heere wurden herangeführt und ersetzten die Zerschmetterten und Geflüchteten; aber eben so unerschöpft ergoß sich die Alles niederreißende Flut der Kartätschen über das Feld. Leichen stürzten über Leichen, als wolle man einen Wall von Gefallenen um diesen Tod ausspeienden Krater thürmen.

(Schluß folgt.)

Ein artiger Diebstahl.

(Schnellpost für Moden.)

Die Kunst, sich des Andern Eigenthum anzueignen, hat seit einigen Jahren bedeutenden Fortschritt gemacht; der Diebstahl hat jetzt so polirte Formen, wird mit so feinen Manieren ausgeführt, daß es eine außerordentliche Klugheit und große Welterfahrung erheischt, um ihn gleich unter seinen Formen und Gestalten zu entdecken. Folgende Anekdote wird Zeugniß geben, zu welchem Grade der Vollkommenheit sich die Wissenschaft des Stehlens ausgebildet hat.

Hr. Esqui..., der berühmteste Arzt in Paris für Geisteskranke, sah eines Morgens eine hübsche und noch ziemlich jugendliche Dame auf sein Haus zufahren. Die Equipage der Madame Comtesse von *** fuhr mit großem Geräusche in den Hof des Doktors. Die Comtesse läßt sich alsbald zu ihm führen und bricht gleich bei ihrem Eintritte in die jammernde Klage aus: Sie sehen, mein Herr, eine in Thränen zerfließende Mutter, die eine Beute der größten Verzweiflung und des tiefsten Kummers ist, vor sich; ich habe einen Sohn, mein Mutterherz hängt mit der größten Liebe an ihm, er ist die Freude seines Vaters; es ist unser einziges Kind.

Und dabei flossen Thränen, Thränen mehr als die klassische Artemisia auf dem Grabe des Mausolus vergoß.

Ja, mein Herr, und seit einiger Zeit ängstigen uns schreckliche Befürchtungen ... Er steht jetzt in dem Alter, wo sich die Leidenschaften entwickeln. Obgleich wir in jeder Hinsicht seine Wünsche befriedigen, ihn mit Geld versehen und ihm seinen Willen lassen, so hat er doch schon mehremale Zeichen von Wahnsinn gegeben. Seine Monomanie flößt uns um so größere Besorgnisse und Unruhe ein, weil er immer von Juwelen, Diamanten, welche er verkauft oder gegeben hat, in unzusammenhängender Rede spricht. Wir vermuthen indessen, daß er sich in ein leichtfertiges Frauenzimmer stark verliebt hat, und, um seine Wünsche zu befriedigen, vielleicht lästige Verbindlichkeiten eingegangen ist ... Jedenfalls ist aber dieß nur eine Konjektur; sein Vater und ich, wir strengen uns vergebens an und erschöpfen uns in allen Muthmaßungen, um das Motiv dieses Wahnsinnes zu errathen...

— Nun, Madame Comtesse, bringen Sie mir einmal Ihren Herrn Sohn her.

— Morgen Mittag, mein Herr.

Der Doktor beeilte sich, die Dame wieder an ihren Wagen zurückzugeleiten, woselbst er Wappen und Laquaien sieht.

Am folgenden Tage hielt eine Equipage vor dem Laden des angesehensten Juweliers in Paris: unsere vorgebliche Comtesse sprang heraus und trat ein. Nachdem sie lange Zeit um einen Schmuck gehandelt, wird man endlich nach vielen Umständen von ihrer Seite über den Kaufpreis von 10,000 Thaler einig. Sie packt den Schmuck ein, zieht nachlässig eine Börse aus ihrem Strickbeutel, und findet nur 10,000 Franks in Banknoten vor; sie breitet sie aus, dann sie wieder in ihren Strickbeutel steckend, sagte sie: — Geben Sie mir lieber Jemanden mit; ich werde ihn mit nach Hause nehmen, und mein Mann mag bezahlen, denn ich habe nicht die ganze Summe bei mir. Der Juwelier gibt einem jungen Menschen ein Zeichen, der alsbald hervortritt und sich nicht wenig darauf einbildete, in der Equipage einer Comtesse zu fahren. Man gelangt beim Hrn. Esqui... an.

Die Dame steigt eiligst die Treppe hinan, und spricht zu dem Doktor: Hier bringe ich meinen Sohn; ich überlasse ihn Ihnen. Alsdann trat sie schnell heraus und sagte zu dem jungen Menschen: Mein Mann ist in seinem Kabinette, treten Sie ein, er wird die Rechnung saldiren. Der junge Mensch tritt ein, die Comtesse stürzt eiligst in den Hof herab, der Wagen rollt mit wenigem Geräusche fort, und bald eilen die Pferde im schnellsten Galopp davon.

— Nun, mein junger Mann, begann der Doktor, Sie wissen also, um was es sich hier handelt, zu welchem Zwecke Sie hier sind ... Lassen Sie hören, wie ist Ihnen? ... was geht in diesem jungen Kopfe vor? ...

— Was in meinem Kopfe vorgeht? nichts, mein Herr; aber hier ist die Faktur von dem Diamantenschmucke.

— Ei, sehen Sie einmal an! ... Das ist ja schön, erwiederte der Doktor, indem er sanft die Rechnung zurückstieß; ich weiß, ich weiß.

— Wenn der Herr von der Summe weiß, so bleibt weiter nichts übrig, als mich zu bezahlen.

— Nun, nun! Beruhigen Sie sich; Ihre Diamanten, wo haben Sie sie denn genommen; was ist mit ihnen geworden? Sprechen Sie ohne Furcht . . . Nun . . .

— Es handelt sich hier darum, mir dreißigtausend Franks auszuzahlen.

— Ach so! Und wofür denn?

— Was, wofür! rief der junge Mensch, dessen Augen vor Zorn glänzten.

— Ja, für was soll ich sie bezahlen?

— Weil die Madame Comtesse in diesem Augenblicke in unserm Gewölbe einen Diamantenschmuck genommen hat.

— Gut! Bleiben wir hierbei stehen; wer ist denn nun aber die Madame Comtesse?

— Ihre Gattin! . . . Und er präsentirte immer wieder von Neuem seine verwünschte Faktur.

— Aber, junger Mann, so wisset denn, daß ich das Glück habe, Arzt und Witwer zu seyn.

Hier gerieth der Juwelier außer sich, und der Doktor, der seine Leute rief, ließ ihn an allen Vieren ergreifen. Der junge Mensch gerieth plötzlich in eine rasende Wuth. Er rief Raub, Betrug, Mord! Allein im Verlaufe einer Viertelstunde ward er ruhig, gab nochmals eine sehr ernsthafte und bedächtliche Erklärung, und nun erst ging dem Doktor ein schreckliches Licht auf.

Einige Nachforschungen, die man über den so originellen, geistreichen und feinen Diebstahl angestellt, sind erfolglos gewesen; keine Spur hat man davon entdecken können. Equipage, Comtesse, Leute, Alles war verschwunden. Mögen sich dieß Geschichtchen die Juweliers ad notam nehmen.

Vom Rhein.

Der am 31. Juli in Wiesbaden verstorbene Oberschulrath Snell verdient es wohl, daß ihm einer seiner zahlreichen Schüler und Verehrer durch eine besondere Schrift ein Denkmal setzt. Als Mensch, Bürger und Christ, als Erzieher, Schulmann und Schriftsteller ist der Hingeschiedene gleich achtungswerth. Gehet nach Gießen, Idstein und Weilburg, wo er als Lehrer viele Jahre wirkte, und ihr werdet überall in jeder Beziehung nur Eine Stimme des Lobes über ihn hören. Streng, aber gerecht, nicht leidenschaftlich für oder gegen diesen und jenen eingenommen, sondern mit gleicher Liebe alle seine Zöglinge umfassend, erwarb er sich das allgemeine Vertrauen. Er gehörte nicht zu den Stockphilologen, welchen die Form mehr gilt, als der Inhalt, der Buchstabe mehr als der Geist; nicht zu denen, welche den Homer der Dialekte und Accente wegen, den Horaz um der Versmaße willen lesen, sondern zu denen, die den Geist der Alten in sich aufnehmen und ihn zum Begleiter ihres Lebens machen. Die Akademie und die Stoa waren für ihn nicht leere Namen. Aus seinem Horaz, mit welchem er gern den stillen Wald durchwandelte, schöpfte er, wie Wieland, heitere Lebensweisheit. Er vergaß über den Alten nicht die Neuen, über der Vergangenheit nicht die Gegenwart. Schiller's Ideale erhoben sein Herz, und Göthe's freundliche Muse erheiterte seinen Geist. Wie Sokrates nach Cicero's Ausspruch, die Philosophie vom Himmel in die Wohnungen der Menschen einführte, so suchte er die Kantische Lehre durch eine faßliche Darstellung zu verbreiten. Alle Lebensschicksale ertrug er mit dem Muthe eines Stoikers oder wenn ihr lieber wollt, eines christlichen Philosophen. Den braven, friedlichen Bürger, den liebevollen Gatten und Familienvater, wer schätzt ihn nicht in dem Hingeschiedenen? Ich sage Euch: Es wird eine Zeit kommen, wo man sich nach einem solchen Schulmanne, nach einem solchen Vorsteher und Erzieher sehnen wird. Friede seiner Asche!

Palindrom.

(Wort von vier Buchstaben.)

Vorwärts gelesen.

Reis't ihr im Sommer in die Bäder,
Könnt dort ihr stets dieß Erste sehn.
'S ist manchmal theurer Spaß — nicht Jeder
Mag drum sich zu dem Spaß versteh'n.

Wie oft ward nicht durch meine Tücke
Der Reiche, da ich leicht mich dreh',
In einem einz'gen Augenblicke
Herabgestürzt aus seiner Höh'!

Man sucht mich meist, die Zeit zu tödten,
Doch hört bei mir man kaum ein Wort,
Nur meine Herr'n und Meister reden
Eins und dasselbe immerfort.

Auch freu'n sich meine Eigenthümer,
Wenn ihr recht häufig mich besucht,
Sie denken: Gebt eu'r Geld uns immer,
Wenn ihr auch räsonnirt und flucht.

Rückwärts gelesen.

Oft einsam, ach! zurück ich schaue
Nach dieses Zweiten froher Zeit,
Wo mich auf bunter Blütenaue
Rings Jubel grüßte weit und breit,

Wo nichts die reine Lust mir störte,
Wo Alles hatte Farb' und Klang,
Wo ich mit langen Zügen leerte
Des Freudenbechers gold'nen Trank.

Wie eng' war da der Kreis geschlossen
Der Freunde, die die Jugend gab,
Der längst gelös't, ach! und zerflossen
In weiten Räumen, kaltem Grab!

Wenn mir, im Herbst jetzt, sich auch neuen
Die Perlen, golden, grün und roth,
Kann ich mich dran, wie damals, freuen?
Die Freunde sind ja fern und — todt!

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 103.

Hungern (Fasten) und ungern (nämlich als Gegensatz von gern.

Theateranzeige.

Der Unterzeichnete ist so frei, ein geehrtes Publikum zu benachrichtigen, daß eine löbl. Oberdirektion so gütig war, ihn, bei seiner Entlassung von der Bühne mit einer Benefizvorstellung zu honoriren. Derselbe wird also Montag, den 25. d. in »Dienstpflicht« von Iffland zum letztenmale auftreten und ist im Voraus einer gütigen Theilnahme überzeugt. W. Otto.

Briefkasten. Die Redaktion an die nachsichtigen Leser. In der Erzählung »Grizel Cochrane« beliebe man überall, wo sich ein »Karl« eingeschlichen hat, Carl (Graf) dafür zu lesen. — Freund B. in D. Denkst du daran? — An K D. in N.-L. Die neuen Einsendungen sind eingetroffen. Das Schreiben vom 17. d. M. wird nächster Tage beantwortet werden. — An C. B. in B....l. Der religiöse Gegenstand des überschickten Aufsatzes paßt nicht zur Mittheilung im Konversationsblatte. — Hr. N—y in K—ch wird an sein gütiges Versprechen erinnert. — An X. Y. Z. Persönlichkeiten werden im Konversationsblatte nimmer Platz finden. Es gibt ja leider Organe genug für pöbelhafte Ausbrüche und persönliche Rache. — Bemerkungen und Fragen einiger Abonnenten im Theater. Sollen gleich mitgetheilt werden, sobald auch nur einer sich der Redaktion namhaft macht. — A. Zr. in S—t wird höflichst ersucht, die Fortsetzung seiner Theaterberichte recht bald einzusenden. — Die Uhr (Gedicht von F. K.) Geht nicht; müßte zuviel daran reparirt werden. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — i. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, | № 107. | 24. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das gefallene Karrenpferd.

Ausgelitten hast du, armer Schimmel
Und geendet ist der harte Streit;
Aus der Straßen staubigem Gewimmel
Hat der Tod dich mitleidsvoll befreit.
Nicht mehr hungern darfst du, zieh'n und frieren,
Fühllos bist du gegen Schlag und Hieb,
Unglückseliges Geschöpf auf Vieren!
Das ein Unmensch bis zum Tode trieb.

Einst — aus edler Rosse Stamm entsprossen,
Warst du Stolz und Zierde deiner Art;
Liebling unter eines Herzogs Rossen,
Sorglich stets gefüttert und gewahrt,
Trugst den Feldherrn freudig in die Schlachten,
Bebtest nicht vor donnerndem Geschütz,
Wiehert'st muthig, wenn Karthaunen krachten,
Blicktest schnaubend in der Waffen Blitz.

Und zum Danke, daß du ihn getragen,
Deine Jugendkraft ihm gern glieh'n,
Gibt er, um sich deiner zu entschlagen,
Dich um schlechten Preis dem Roßkamm hin;
Und so kommst du in verschied'ne Hände,
Mit dem Alter immer mehr geplagt,
Bis dein Unstern, Armer! dich am Ende
In des Kärrners schlechten Stall gejagt.

Halb verrottet Heu war deine Speise,
Haber maß man spärlich nur dir zu,
Keuchend schlepptest in dem tiefen Gleise
Schwer beladen deinen Karren du.
Wollten deine Kräfte endlich weichen,
Wardst du matt und bis auf's Blut gequält,
So erlagst du fast den Peitschenstreichen,
Die man dir mit Flüchen zugezählt.

Von dem Menschenthiere halb geschunden,
Dem nicht mehr genügte Schlag und Hieb,
Das dich stach in deine offnen Wunden,
Daß Verzweiflung dich zum Laufen trieb,
Sank'st du endlich, nie mehr aufzustehen,
Frei von allem, was dir zugefügt. —
Rächen wird's, der deinen Schmerz gesehen;
Denn kein Frevel bleibt dort ungerügt.

C. Hanisch.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Erst bei der Rückkehr vom Spaziergang erfuhr ich diesen unangenehmen Vorfall, und als ich meine Verwunderung über das seltsame Benehmen des Gaucho zu erkennen gab, erklärte es Don Jose folgendermaßen: »Das einzige Gewerbe der Bewohner der Pampas, der Gauchos, ist, wilde Pferde zu bändigen, und mit den Häuten und dem Talg des Rindviehs zu handeln, das in den Ebenen in Menge lebt. Fast alle stammen von den besten spanischen Familien ab, und ihre Ahnen wurden zu dieser abenteuerlichen Lebensweise meist durch Verarmung in Folge des Spiels oder anderer Laster gezwungen. Diese Unglücklichen sind noch immer stolz auf ihre Herkunft und kitzlich im Ehrenpunkt; auch üben sie noch fortwährend in hohem Maße die Tugenden ihres alten Vaterlandes, Gastfreundschaft und Höflichkeit, und somit ist ein Gaucho in den Pampas, nach den Umständen, der hochmüthigste, artigste, grausamste und gastfreundlichste Mensch. Begegnet er einem in der Ebene, ist er im Stande, ihn auszuplündern, setzt man aber den Fuß über die Schwelle seiner Hütte, so kann man die Worte, womit jeder Gast empfangen wird: »Herr, Alles hier steht zu euern Diensten,« im buchstäblichen Sinne nehmen. Dieß macht euch das seltsame Gemisch von Wildheit und Bildung bei jenem Menschen erklärlich.« — »Schon recht,« erwiderte Ord, »aber verzeihen Sie, die plötzliche Veränderung, die mit dem Menschen vorging, als er Ihrer ansichtig wurde, und seine verwunderlichen Worte sind damit nicht erklärt.« Don Jose rauchte seine Cigarre fort, ohne eine Antwort zu geben; man sah aber deutlich, daß er mit einer schlecht verborgenen Verlegenheit rang. Nach einiger Zeit nahm er mit fast feierlichem Ausdruck wiederum das Wort: »Liebe Herren, verzeiht, aber ich komme schwer daran, euch die räthselhaften Worte des Unglücklichen zu deuten: sie beziehen sich auf Familiengeschichten, die ich mir ungern in's Gedächtniß rufe. — Ja,« fuhr er fort und winkte mit der Hand, als sollten wir ihn nicht unterbrechen, »dieser Mensch hat mir wieder ein Gesicht vor die Seele gebracht, das mir in meiner Jugend gar wohl bekannt war und das ich längst im Grabe glaubte. Auch war es mir Anfangs, ich sehe ein Gespenst, und als der Unglückliche den Namen meines Bruders aussprach, lag wiederum die alte Zeit lebendig vor mir.« — »Ihr Bruder!« riefen wir beide zumal. »Die Geschichte ist bald erzählt,« erwiderte Don Jose in schwankendem Tone, als wäre ihm die Erinnerung an das, was er zu sagen hatte, im höchsten Grade peinlich. »Ehe mein Vater sich verheirathete, war er mit einem Mädchen, das außer Schönheit nichts besaß, in naher Verbindung gestanden: ihr Kind, nach der Mutter Leonardo de Velasga genannt, ward bis zum fünfzehnten, sechzehnten Jahr im väterlichen Hause erzogen. Seine Mutter hatte ihm hinsichtlich seiner Verhältnisse den Kopf verrückt, und es

wird mir unvergeßlich bleiben, in welch gränzenlose Wuth er gerieth, als ihn eines Tags meine Mutter, die von ihm gröblich beleidigt worden war, einen Bastard nannte. Er wurde blaß wie der Tod, knirschte mit den Zähnen, faßte mich beim Arm, riß mich zu der Mutter hin, zog ein großes Messer und rief: »Der hier ist der wahre Bastard! und meine Hand schont seiner nur, weil meines Vaters Blut in seinen Adern fließt!« Mit diesen Worten stürmte er hinaus, ging in das Zimmer meines Vaters, erbrach einen Schrank, nahm einen Beutel mit hundert Dollars, für die er einen Schein auf dem Tisch zurückließ, verschwand und ließ nie mehr etwas von sich sehen. Man hatte seiner so ziemlich vergessen, da kam nach zwei Jahren ein Mann zu Pferde vor die Hausthüre gesprengt, warf in Leonardos Namen einen Beutel mit hundert Dollars in die Schreibstube, und war wieder fort, wie der Blitz. Mehre Jahre nachher reis'te ich in der Sierra Morena, um einige Liegenschaften zu besuchen, die ich eben von meinem Vater ererbt; ich hatte mich an eine Karavane von Reisenden angeschlossen, weil Banditen die Straße unsicher machten. Da wurden wir auf einmal von einem Reitertrupp angefallen; sie bemächtigten sich unsers Fuhrwerks und hießen uns absteigen, worauf sie sich über unser Gepäck hermachten. Wir hatten uns mit dem Gesicht gegen die Erde legen müssen; da hörte ich den Anführer der Bande, der mein Taschenbuch durchstöberte, rufen: »Echivera! Großer Gott, ist es möglich!« Ich hob bei diesem Ruf den Kopf auf und erkannte in dem wilden Gesicht des Banditen die Züge meines unglücklichen Bruders. In diesem Augenblick pfiff eine Kugel an meinem Ohr vorbei, und ich sah ihn zwei Schritte von mir stürzen; drei, vier Schüsse folgten und eine kleine Abtheilung Soldaten, die hier im Hintergrunde gelegen, warf sich auf die Straße. Im Gefecht, das sich nun entspann, mußten die Räuber sich bald zurückziehen, während man aber unser Gepäck wieder in Ordnung brachte und ich in tiefer Rührung Leonardos Leiche betrachtete, fielen die Banditen von Neuem über uns her und schleppten die Leiche ihres Anführers mit sich fort. Sie wurden lebhaft verfolgt; aber die Schnelligkeit ihrer Rosse und ihre Bekanntschaft mit dem Terrain machten ihnen den Rückzug leicht. Von den Banditen hörte ich nichts weiter, und mein Bruder muß unter einem Felsen in der Sierra Morena begraben liegen. Aber der Elende, mit dem wir heute zu thun hatten, ist von Kopf zu Fuß so ganz Leonardo, wie er jetzt aussehen müßte, daß, hätte ich ihn nicht todt zu meinen Füßen gesehen, ich glauben müßte, er sey es selbst gewesen. Aber noch einmal, dieß ist unmöglich; eher will ich glauben, daß dieser Gaucho ihn in seiner Jugend gekannt hat; vielleicht gehörte er zu jener Bande, und aus alter Anhänglichkeit an seinen Führer scheute er sich, mir das Leben zu nehmen. Doch wie dem sey,« fuhr er, zu meinem Freund, fort, »thun Sie mir die Liebe und geben Sie den Ausflug in die Pampas auf. Ein Gaucho vergißt eine Beleidigung so wenig als er sie vergibt. Hier unter dem Schutz der Obrigkeit können Sie seine Drohungen verachten; trifft er Sie aber früh oder spät auf seinem eigenen Grund und Boden, so hängt er sich an Ihre Fersen und ruht nicht, bis er den Schimpf mit Ihrem Herzblut abgewaschen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Sophie von Monnier.

(Aus dem dritten Bande der Memoiren Mirabeau's.)

»Es ist von vielen Seiten mehrmals behauptet worden, daß Mirabeau nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse von Vincennes die unglückliche Sophie gänzlich vergessen und verstoßen, und daß diese, ein Opfer der schändlichsten Undankbarkeit, gewissermaßen durch die Hand des Mannes fiel, dem sie sich so ganz hingegeben und zu dessen Gunsten sie auf Alles verzichtet hatte. Wir sind im Stande, diese Behauptung als ungegründet zu widerlegen. Eine einfache, aber genaue und vollständige Entwickelung der Begebenheiten, die die Auflösung aller freundschaftlichen Verhältnisse zwischen der Frau von Monnier und Mirabeau herbeiführten und unmittelbar begleiteten, wird genügen, um über eine in gehässiger Weise entstellte Thatsache aus dem Leben Mirabeau's Licht und Wahrheit zu verbreiten.

Nachdem Sophie von Monnier zwei Jahre im Kloster Saintes-Claires zu Gien, seit dem 18. Juni 1777, eingesperrt war, ging man gelinder und schonender mit ihr um. Mehre vornehme Herren von den Bewohnern der Stadt hatten die Erlaubniß, sie von Zeit zu Zeit in ihrer Zelle zu besuchen, und es ergibt sich aus den Briefen Mirabeau's aus dem Gefängnisse von Vincennes, daß einer jener Herren ganz besonders die äußerst empfindliche Eifersucht, die, wie unzählige Zeugnisse bekunden, einen hervorstechenden Zug seines Charakters ausmachte, im höchsten Grade zu reizen gewußt hat.

Allein troß der ausdrücklichen Verweise und strengen Verbote von Seiten Mirabeau's, ließ sich Sophie nicht davon abbringen, in ihrem Kloster die Besuche des Hrn. Raucourt und einiger Anderen anzunehmen, deren sie in ihren Briefen an Jenen, welche, wie man eingestehen muß, seit der Zeit sichtbar matt und steif geworden, nicht die geringste Erwähnung that. Dieses Verschweigen und Zurückhalten mochte vielleicht in ein noch gehässigeres Licht durch eine der vertrauten Personen gestellt worden seyn, die die geheime Korrespondenz zwischen Gien und Vincennes zu besorgen hatten.

Ein Franziskaner, der Pater Claude Maillet, eine Art geistlicher Direktor, oder, wie Mirabeau ihn nannte, der Mönchs-Sultan des Klosters Saintes-Claires, der im Innern des Hauses wohnte, bewies sich bei der Frau von Monnier sehr dienstfertig und wußte ihr Interesse genug einzuflößen, so daß sie ihm, als er später den Wunsch äußerte, die Mitwirkung Mirabeau's, der damals schon in Freiheit gesetzt war, zu seiner Anstellung als Prediger am königlichen Hofe zu erlangen, Empfehlungsschreiben an denselben mitgab, die um so übler aufgenommen wurden, je dringender sie abgefaßt waren. Einige Zeit darauf nahm Sophie von Monnier den Besuch eines anderen Franziskaners, des Paters Le Tellier, an, eines Mannes, der durch seine Tugend, durch seine Gestalt, durch seine Beredtsamkeit so vortheilhaft sich auszeichnete, daß Maillet im höchsten Grade eifersüchtig wurde und sogleich der Aebtissin von dem Betragen Sophiens Bericht erstattete, die indeß aus Rücksicht auf das Ordensgewand und die äußere Zurückhaltung des Hrn. Le Tellier die vom Interesse eingegebenen und dadurch verdächtigen Anklagen Maillet's zurückweisen zu müssen glaubte. Diese Nebenbuhlerschaften machten ungemein viel Aufsehen. Die so lange leidenschaftlich geführte, seit mehren Monaten aber ermattete Korrespondenz zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier nahm mit einemmale einen ganz anderen Charakter an. Mirabeau schrieb beißende Briefe; es folgten bittere Antworten, und Sophie, die tief verwundet unter der vorgeblichen Eifersucht eine geheime Absicht, mit ihr zu brechen, zu bemerken glaubte, verzweifelte schon, als ein gemeinschaftlicher Freund beider Liebenden der Letzteren sich erbot, ihr Gelegenheit zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Abwesenden zu verschaffen, die doch gewiß jenem Briefwechsel vorzuziehen sey, der beide Parteien von Aufgeregtheit zu Zorn und von schüchternen Verweisen und Vorwürfen zu direkten Beschuldigungen geführt.

Dieser gemeinschaftliche Freund war der Doktor Isabeau,

Arzt des Klosters, der, nach dem Tode seines Vaters, dessen Beispiel nachahmend, alle mögliche Sorgfalt, die seine Kunst und die zärtlichste Menschenliebe ihm an die Hand gaben, an der leidenden Pensionairin verschwendet hatte, deren Gesundheit und Geist in gleicher Weise zerrüttet waren. Gefühlvoll, ruhig und besonnen und im höchsten Grade theilnehmend und dienstfertig, war Isabeau der eifrigste Tröster, der ergebenste Freund und der intimste Vertraute Sophiens geworden. Er schrieb an Mirabeau; dieser befand sich damals gerade seit einigen Tagen zu Bignon. Er reis'te ohne Begleiter in der Nacht auf den 3. Juli 1781 heimlich ab; zu Nogent, drei Meilen von Gien, fand er den Doktor Isabeau, der ihn nach dem Pavillon eines außerhalb der Stadt Gien isolirt liegenden Gartens führte. Hier legte Mirabeau die Tracht eines Hausirers an mit einem Packe auf den Schultern, und so verkleidet, wurde er durch Isabeau in das Innere des Klosters geführt, begleitet von einer Nonne, die sich Letzterer, seiner Verabredung mit Sophien gemäß, mitgenommen, damit sie als Zeugin dienen konnte, im Fall sich etwas Unvorhergesehenes ereignen sollte. Alle drei kamen ohne Hinderniß in der Zelle Sophiens an; es fand eine lange Unterhaltung Statt, in Gegenwart der beiden Vertrauten, die sich nicht einen Augenblick entfernten. Es kam zu heftigen Aeußerungen; Mirabeau behauptete in seiner Aufgeregtheit Thatsachen, über die er keine Gewißheit hatte; Sophie vertheidigte sich energisch und ließ sich zu heftigen Gegenklagen hinreißen; denn auch sie hatte geheime Nachrichten und vielleicht auch überzeugende Beweise erhalten; von beiden Seiten überschritt der Zorn alle Gränzen. In amore semper mendax iracundia. Die Liebenden gingen Beide gleich aufgeregt und wüthend auseinander, und Sophie war um so mehr erbittert, als sie in der That keine Vorwürfe verdient; wenigstens sind wir davon überzeugt, nach dem, was wir an Ort und Stelle von dem achtbaren Doktor Isabeau und der Nonne Louise, seiner Mitvertrauten, erfuhren, die wir noch im Jahre 1831 in einem Alter von 82 Jahren in demselben Hause antrafen, das jetzt in das Hospital der Stadt Gien umgewandelt worden.

Seit jenem entscheidenden Tage wurde alle Verbindung zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier, selbst die briefliche, gänzlich abgebrochen. Sophie blieb in tiefe Betrübniß versenkt; ihre Gesundheit ward gefährdet, ihre Augen, durch die schlaflosen Nächte und die nimmer versiegenden Thränen in Entzündung gerathen, erlitten mehremal Anfälle von Blindheit; die Zeit und die ärztliche Pflege heilten sie wieder. Dieser einzige Umstand könnte hinreichen, die Thatsache zu beweisen, daß dem völligen Bruche zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier eine allmählige Abspannung und Erkältung vorhergegangen. Sophie hätte bei jenem Vorfalle gewiß auf der Stelle den Tod erlitten, wenn sich die Gefühle nicht geändert hätten, die sie in ihren früheren Briefen ausgesprochen, in denen bei jeder Gelegenheit eines heftigen und tiefen Schmerzes bald von Selbstmord die Rede war.

Frau von Monnier erhielt im März 1783 ihre völlige Freiheit wieder, als ihr Gemahl gestorben war, dessen Namen sie seit 1776 nie hatte führen wollen, so daß man sie zu Gien nur unter dem Namen der Frau von Malleroy kannte. Bald wurde sie von ihrer Familie dringend aufgefordert, nach Dijon zurückzukehren; allein Frau von Ruffey war, wie bekannt, am 18. April 1783 gestorben; und Frau von Monnier fürchtete die Vorwürfe ihrer übrigen Verwandten, deren Strenge ihr zu sehr bekannt war. Sie konnte sich nicht entschließen, wieder in deren Mitte zu leben, sondern wollte lieber mit den guten Nonnen zusammen bleiben, die ihr Trost und Muth einzuflößen wußten; sie bezog ein ihr angehöriges kleines Haus, das der Doktor Isabeau eigens für ihre Bequemlichkeit einrichten ließ, es lag dicht an dem Kloster, mit dem es auch durch einen Eingang in Verbindung stand. Frau von Monnier, der ihre Familie eine Summe von tausend Thalern zugesichert hatte, speis'te und lebte fortwährend in Gemeinschaft mit den Nonnen und ließ sich noch immer von der Klosterschwester Louise aufwarten, der die Lokalität es verstattete, diesen Dienst zu verrichten, ohne ihr Klostergelübde dadurch zu verletzen. (Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Borodino.

(Schluß.)

An beide Seiten der Redoute, die wie ein uneinnehmbares Gitaaltar allen Anstrengungen des verwegensten Muths trotzte, lehnten sich die Flügel des russischen Heeres. Auch sie sandten den Tod in die Reihen der Angreifenden. — Murat sendet zwei Kavallerieregimenter gegen diese Kolonnen, um den Versuch zu machen, sie zu werfen, und dann die Redoute in der Kehle anzugreifen, um sie so zu nehmen. Allein kaum gelangen sie in den Bereich des feindlichen Feuers, so bricht der Tod in ihre Reihen ein; eine Kugel reißt ihren Führer, den tapfern Montbrun, nieder. Da sie ihn fallen sehen, stutzen sie, beginnen zu weichen. Doch schnell sprengt der General Coulaincourt heran, um Montbrun's Stelle zu ersetzen. »Freunde,« ruft er, nicht beweinen, rächen wollen wir den Gefallenen.«

Auf Befehl des Königs von Neapel setzt sich nunmehr die ganze versammelte Masse der Kavallerie in Bewegung. Zwei sächsische Kürassierregimenter bilden den linken Flügel; ein polnisches schließt sich ihnen an. Dann folgt Rasinski mit seinen Schaaren, dann die übrige leichte Kavallerie.

Langsam rücken sie vor, bis sie in gleicher Höhe sind. Jetzt tönt das Kommandowort, die Trompete schmettert, die eiserne Brandung wogt pfeilschnell über das Gefilde. Der Donner der Kanonen wird übertäubt von dem tobenden Stampfen und Brausen der Rosse, dem furchtbaren Schlachtruf der Krieger. Eine Staubwolke hüllt sie in Nacht, nur die Blitze der feindlichen Geschütze zeigen ihnen noch den Weg. Mann an Mann geschlossen, rasseln sie dahin. Dieser ungeheuren Gewalt vermag nichts zu widerstehen. Jetzt fällt der Wurf, auf dem zwei Kaiserkronen stehen; er entscheidet die Schlacht, die Herrschaft der Welt. Furchtbar brechen die anstürmenden Reiterschaaren in die Linie des Feindes ein, und werfen ihn mit siegender Gewalt zurück in die Ebene. Dieser Anblick entflammt den Muth der schon verzagenden Infanterie, welche gegen die Schanze hingeführt wird, aufs Neue. Wie? Jenen sollte der Ruhm des Sieges allein bleiben? Und bräche der glühende Phlegethon dort aus den donnernden Schlünden hervor, kein Tapferer zagt, ihm die Männerbrust entgegenzuwerfen. Mit Wuthgeschrei drängen die Verwegenen vor. Die Eisenmassen stürzen in ihre Reihen, und reißen Tausende hinweg. Vorwärts über die Leichen der Brüder! Die Adler fallen. Vorwärts! Die Führer sinken getroffen. Vorwärts, daß sie auf dem Felde des Sieges ihre Heldenseelen aushauchen! Und sie stürmen hinein mitten in die düstre, donnernde Wolke des Todes gegen die zuckenden Blitze des Verderbens. Die Erde ist ein stürmendes Meer, rings umher brüllt die See, der Abgrund des Verderbens gähnt tief auf. Noch einmal krachen die ehernen Höllenpforten und schleudern Flammen und Erz gegen die Anstürmenden. Ihre Reihen liegen gefällt! Doch Sieg, rufen die Unversehrten und dringen vor.

Da wird es plötzlich still; der Donner verstummt. Der schwarze Vorhang des Rauches zerreißt, und ein strahlender Glanz dringt den Tapfern blendend ins Auge. »Wie? Ist

das die Göttin des Sieges? Thürmt sich uns eine neue, eherne Mauer entgegen? — Nein, wir vernehmen Freudenruf, Siegesjubel!

Es sind die kühnen deutschen Schaaren hoch zu Roß, die die Schanze genommen, den Sieg errungen haben, und stolz spiegelt sich die Sonne dieses Tages in dem Stahl ihrer funkelnden Harnische, die ein Herz von noch undurchdringlicherem Metall bedecken.

Kuriositäten.

»Sind denn das Schneider gewesen,« fragte ein Knabe seinen Vater, »die den tapfern Sachsenherzog erlegten? — Hier steht: »»unsere Reisigen drangen mit vorgehaltenen Scheeren (Speeren) auf ihn ein.««

Die meisten Memoriale schließen sich, wie bekannt, immer: der ich lebenslänglich verharre — oder: der ich in tiefster Ehrfurcht ersterbe, Ew. etc. Ein Bittender aber, dem dergleichen Submission noch nicht submiß genug schien, submittirte sich also: »Der ich in tiefster Ehrfurcht lebenslänglich ersterbe —

In einem Buche wurde statt der Worte: »das kann nur ein stumpfer Stoiker behaupten,« gesetzt: »das kann nur ein Strumpfstricker behaupten.«

Ein Hofmeister reis'te durch ein Städtchen mit zweien seiner Eleven. Auf der gedruckten Passantenliste las man: »Hofmeister N. mit seinen zwei Löwen.«

»Geh zu Herrn G**,« sagte ein Herr zu seinem Bedienten: »ich ließ ihn Morgen Abend zu mir bitten, wir wollen Hummel's Quartette probiren.« Der Bediente lud Hrn. G** ein, und setzte hinzu: »es sollen Hammelskoteletten probirt werden.«

In einem Dorfe standen auf einer Tafel, hart an einer Wiese, diese Worte: »Niemand wird gebeten, über diese Wiese zu gehen.«

Die Theaterdirektion eines kleinen Städtchens erhielt die Erlaubniß, Vorstellungen zu geben, mit folgenden Worten: Kann ohne Anstand gespielt werden.

Ein Züchtling schrieb an seine Verwandten: »wenn ich noch lange im Zuchthause bleiben muß, so sterbe ich bald.«

In Berlin war in einem Hause mehres Silberzeug entwendet worden. Der Bestohlene machte solches in den Intelligenzblättern bekannt, und schloß diese Anzeige mit den Worten: »Wer mich den Dieb angibt, erhält eine Belohnung von 10 Thalern.«

»Ist nichts an mich?« rief ein an der Ladenthür stehender Kaufmann dem vorübereilenden Briefträger zu. »Nein,« antwortete dieser geschäftig, »an Ihnen ist nichts.

Frankfurter Theater.

Zum Vortheil der Dem. Lindner ward am 13. August Göthe's meisterhaftes Zeitgemälde: Götz von Berlichingen aufgeführt. Die Wahl verdient Lob, wie der Wille, was die Darstellung betrifft. Sahen wir auch nur Stückwerk, so wollen wir bedenken, daß die Kunst ihre Schranken hat, daß der Bezirk der schwanken Breter den Wunderbau der Zauberin Phantasie nicht faßt, und der gewaltige Stoff sich nur widerstrebend in die Fessel hergebrachter Form fügt. Hr. Becker gab den biederherzigen Götz sehr brav, mit unverkünstelter Wahrheit. In der Darstellung der Dem. Lindner fanden wir nicht das buhlerische, verworfene und doch so verführerische Weib, wie es uns Göthe in seiner Adelheid von Walldorf aufgestellt hat. Doch hat die Künstlerin in dem Moment, wo das Schwert des heimlichen Gerichts, wie ein rächender Schatten, über ihr schwebt, eine mächtige Wirkung hervorgebracht. Dem. Leclerc spielte den Georg mit anerkennungswerthem Eifer; Persönlichkeit und Stimmenklang zeigten sich aber zu pygmäenartig, um Interesse erwecken zu können. Hr. Hendrichs gab den leidenschaftlichen, schwärmerischen Franz stellenweise gut; besonders war der Ausdruck seines Spiels, nachdem ihn die Reue erfaßte, weil er seinen Herrn vergiftete, sehr gelungen. In den Momenten, wo er weniger genügte, zeigte die Glut der Schwärmerei nicht die nach Außen wirkende innere Kraft, wodurch sie überzeugt, sondern schien mehr einem angenommenen Wesen anzugehören, das kalt läßt. Hr. Wiegand gab den Leerse sehr gut.

Am 14 August legte sich Bellini's »Seeräuber« wieder vor Anker. Obgleich die heutige Vorstellung mit größerer Sorgfalt hinsichtlich der Nüancirungen gegeben wurde, und die Ensembles kräftiger in einander griffen, so wollte doch das Gute, was dieser Musik eigen ist, keinen genügenden Ersatz geben für das mannigfaltige Schlechte und für die langweilige, abgeschmackte Handlung. Wir kommen immer auf die Meinung zurück, daß eine solche Oper nur durch ausgezeichnete italienische Sänger Interesse erwecken kann. Mad. Fischer-Achten sang heute mit etwas Anstrengung, und ihre Koloraturen waren manchmal etwas undeutlich. Die Effektscene im zweiten Akte verfehlte jedoch auch heute ihre Wirkung nicht. Hr. Schmezer sang mit sichtbarem Fleiß. Daß er in dieser Partie nicht ganz genügend wirken kann, kömmt wohl zum Theil daher, daß er sich im manierirten Gesang noch zu wenig versucht hat; seine Koloraturen sind noch zu schwerfällig und nicht deutlich genug. In Kantabilen-Sätzen war sein Vortrag sehr brav und gefühlvoll. S.

An die Auflöser des Palindrom's in Nro. 106.

Ihr habt mit Bank es nicht getroffen,
Drum rathet nur auf's Neu' geschwind.
Wißt, für mein Erstes niemals offen
Die Pforten eurer Stuben sind.

Es läuft und ruhet, ißt und trinket,
Frägt nichts nach blinkendem Metall,
Es gähnt und keuchet, schreit und st—,
Nicht paßt wohl Bank zu diesem all.

Und so die Zeit auch, die ich meine,
Ist jene nicht, wo Knab' ich war,
Sie kömmt, zumal am schönen Rheine,
Für Jung und Alt in jedem Jahr.

Kennt ihr die Perlen nicht, so golden?
Im Becher nicht den süßen Trank?
Kennt ihr die Küsse nicht, die holden?
Und all' die Lust und all' den Schwank?

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Der Unterzeichnete ist so frei, ein geehrtes Publikum zu benachrichtigen, daß eine löbl. Oberdirektion so gütig war, ihn, bei seiner Entlassung von der Bühne mit einer Benefizvorstellung zu honoriren. Derselbe wird also Montag, den 25. d. in »Dienstpflicht« von Iffland zum letztenmale auftreten und ist im Voraus einer gütigen Theilnahme überzeugt. W. Otto.

Theateranzeige.

Sonntag, den 24. August. Die Zauberflöte, Oper von Mozart. Gastrolle: Königin der Nacht, Mad. Stoll, geb. Böhm, aus Wien. Papageno, Hr. Marrder.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 108. 25. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Treffen bei Frauenfeld in der Schweiz, den 25. Mai 1799.

Mit frischem Grüne prangen im sanften Sonnenstrahl
Um Frauenfeld die Wälder, die Höhen, und das Thal,
Da klirrt und donnert furchtbar im Lenzgefild ein Kampf,
Und füllt es an mit Wehruf, und hüllt es ein in Dampf.

Da ringen voll Verzweiflung mit Habsburgs Doppelaar
Die Franken und die Schweizer in tobender Gefahr;
Da baden Kinsky's Reuter mit unerschrocknem Muth,
Umringt von Bruderleichen, sich in der Feinde Blut.

Und sieh, voran den Reutern sprengt fröhlich durch das Feld,
Wie zu der Hochzeit Feier, ein junger, schöner Held. *)
Er stürzt sich auf die Feinde, ein Löwe sonder Scheu;
Auch steht in seinem Wappen bedeutungsvoll ein Leu.

»Hinweg von der Kanone!« ruft er mit Donnerlaut;
»Gebt frei die Kanoniere!« — wie scharf sein Säbel haut!
Er rettet Stück und Leute, die Feinde sind zersprengt,
Sie fliehen in dem Thale, durch das die Murg sich drängt.

Hoch hält er in der Rechten den blutgefärbten Stahl,
Er will den Feind verfolgen, er reitet flugs zu Thal;
Da trifft aus einem Dickicht sein Ohr ein dumpfer Knall,
Verwundet sinkt die Rechte von einem Flintenball.

Noch wähnt er festzuhalten den Säbel in der Hand,
Er will ihn kräftig schwingen, da sieht er ihn im Sand.
Dann dünkt' ihm, weggerissen sey ihm die ganze Faust,
Lang will er nicht erblicken, was ihn zu sehen graus't.

Es fließt sein Blut in Strömen. Erst noch so jugendstark
Fühlt bald er sich ermattet, bis in das tiefste Mark.
Sein Diener schlingt bekümmert ein Tuch ihm um die Hand,
Und führt ihn zu den Aerzten am nahen Waldesrand.

Er aber heißt verbinden zuerst die brave Schaar,
Die schon vor ihm verwundet zum Wald gekommen war.
Als er zuletzt die Rechte den Aerzten aufgedeckt,
Hat leider im Geschwulste das Blei sich tief versteckt.

Sie waschen rein die Wunde, sondiren dann sie lang,
Sie fassen nicht die Kugel, und sprechen endlich bang:
»Nicht anders ist zu helfen, herunter muß die Hand,
»Zu sehr ist sie zerschmettert, zu fürchten ist der Brand.«

Da wehrt er ihnen standhaft und treibt sie also fort:
»Es harren eurer Hülfe von Neuem Viele dort.«
Dann streift er schnell die Rinde von einem grünen Ast,
Und bindet um die Wunde den weichen kühlen Bast.

Sie heilte zu nach Monden, die Hand jedoch blieb lahm,
Weil die verborg'ne Kugel ihr die Bewegung nahm;
Ihn aber hat die Liebe zu Kaiser Franz gelehrt,
Zu führen in der Linken die Feder und das Schwert.

Für ihn hat er geblutet seitdem in mancher Schlacht,
Ihm hat er Tag' und Nächte mit Freuden dargebracht,
Ihm will er lang noch nützen in angelobter Treu',
Zu ihm ist seine Liebe mit jedem Morgen neu.

Adolf Bube.

*) Seine Freunde und Waffengefährten werden sogleich den in diesem Gedichte Gefeierten erkennen. Ihn hier namhaft zu machen, verbietet uns sein Charakter. Den übrigen Lesern des Gedichtes sey nur noch gesagt, daß er kürzlich zu einer der höchsten Militärstellen im österreichischen Staate berufen wurde.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Ich kannte die Unerschrockenheit, ja Verwegenheit meines Freundes zu gut, als daß es mich hätte überraschen sollen, daß er auf seinem Vorsatze beharrte. Er schrieb die Wuth des Gaucho seiner Trunkenheit zu, und Don Joses Besorgnisse erschienen ihm durchaus ungegründet. Aber noch am Tage vor unserer Abreise sollten wir inne werden, daß ein verborgener Feind unsere Schritte belauerte. Wir hatten den Abend bei Don Jose und seiner Tochter zugebracht; vor dem Abschied hatte sie die rührende Ballade gesungen, welche Pizarro in dem Kerker gedichtet, wo er sieben und zwanzig lange Jahre schmachten mußte, wir alle waren tief gerührt und Ord traten die Thränen in die Augen, so wenig er auch eine Ahnung davon hatte, daß er Donna Luisa auf ewig Lebewohl sagte. Wir schieden endlich und waren kaum ein paar Schritte vom Hause, als meinem Freunde ein Lasso über den Kopf geworfen und er zu Boden gerissen wurde. Schnell besonnen, zog er sein Messer und durchschnitt den Riemen; da der Widerstand plötzlich nachließ, taumelte der Bandit, der das Ende des Riemens noch hielt, zurück und zeigte sich einen Augenblick außerhalb des Schattens der Mauer, in dem er bisher unsichtbar gewesen; als wir aber hinzusprangen, war er verschwunden. Ord bestand darauf, es sey Niemand anders gewesen, als der Gaucho, den er vor wenigen Tagen geschlagen. Das Mondlicht war zwar zu schwach, als daß er sich vollkommen davon hätte überzeugen konnen; aber schon die Vorstellung flößte ihm lebhafte Besorgniß für Don Jose und seine Tochter ein, und er beschloß, die Abreise zu verschieben und sie zuvor von der Sache in Kenntniß zu setzen. Zu Hause angekommen, rathschlagten wir weiter, und ich muß gestehen, die Reise lag mir so sehr am Herzen, daß ich ihn vermochte, nur in ein paar Zeilen

Don Jose zu bitten, er möchte auf seiner Hut seyn und Abends nicht allein ausgehen. Wir reis'ten ab und befanden uns am ersten Abend bereits hundert Meilen von Buenos-Ayres in einem ganz erträglichen Wirthshaus. Es war an dem Ort ein großer Pferdemarkt; man sah viele Gauchos beschäftigt, die Pferde, die frei im Coral weideten, zu fangen, und verschiedene junge Leute umstanden ein prächtiges Füllen, das eben aus der Ebene gebracht worden war. Einer, der das schöne Thier gern gehabt hätte, hatte eine beträchtliche Summe dem Gaucho geboten, der es über sich nehmen wolle, das Pferd zu bändigen; es war aber so feurig und ungestüm, daß Niemand den Preis verdienen wollte. Endlich trat ein alter Gaucho mit grauem Bart und wahrem Schlangenblick vor, ließ sich das Geld auf die Hand zählen, legte den Sattel dem feurigen Thier sorgfältig auf, sah nach seinen Sporen, schwang sich dann auf das bäumende Roß und sprengte mit Windesschnelle davon. Da faßte mich mein Freund plötzlich am Arm und sagte mir in's Ohr: »Beim Himmel! er ist's! er ist uns schon auf den Fersen!« So war mir denn der verstohlene Blick erklärt, den der Gaucho auf uns geworfen, ehe er aufsaß. Ich erwiderte nichts und ging mit mir selbst zu Rathe, was zu thun seyn möchte, wenn der Schurke von seinem gefährlichen Ritt zurückkäme.

Will man in Südamerika ein Pferd bändigen, so setzt man es in Galopp und beschreibt dabei einen Kreis von zwei, drei Meilen im Durchmesser. Je nachdem das Thier feurig ist, macht man so längere oder kürzere Zeit fort. Die weite Ebene, die sich vor uns ausbreitete, eignete sich trefflich zu diesem Geschäft; aber statt, wie gewöhnlich, einen Zirkel zu beschreiben, entfernte sich der Reiter rasch in gerader Linie, und bald konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß er ein Betrüger sey. Nicht lange, so brach die Nacht ein und überzeugte vollends die Ungläubigsten, und allgemach zog sich Alles in die Schenke. Keiner der anwesenden Gauchos wollte den Mann kennen, der so schnöde sein Wort gebrochen. Sie versicherten, man habe ihn noch nie an der Küste gesehen, und er komme gewiß aus dem Innern. Sie äußerten lebhaft ihren Unwillen über seine Schurkerei und ließen dem betrogenen jungen Mann freie Wahl unter allen Pferden im Coral. Dieser schien ihnen eben nicht zu trauen, und ihr Gezänke, das tief in die Nacht fortdauerte, brachte uns um allen Schlaf; wir standen auch müder auf, als wir uns niedergelegt hatten. Aber bald ward ich gewahr, daß Mangel an Schlaf an der Blässe und Niedergeschlagenheit meines Freundes nicht allein Schuld war. Eine gräßliche Ahnung war in seiner Seele aufgestiegen und er bekannte mir, er könne des entsetzlichen Gefühls nicht Meister werden. Umsonst suchte ich ihn dadurch zu zerstreuen, daß ich ihm von Allem sprach, was seinem Herzen theuer war; dieß stimmte ihn nur noch trüber, und so schlug ich ihm denn vor, nach Buenos Ayres zurückzukehren. Dagegen sträubte er sich aber hartnäckig, und ich hoffte am Ende, die Zerstreuung der Reise werde ihn am sichersten heilen; ich drängte daher zum Aufbruch, unsere Führer trieben ein Rudel Pferde zum Abwechseln vor uns her, und am Abend hatten wir die zweite Station erreicht.

Unsere kleinen Reiseabentheuer zu erzählen, kann nicht meine Absicht seyn; daher nur wenige Worte darüber. Wir legten jeden Tag wenigstens hundert Meilen zurück, wobei wir acht bis zehnmal die Pferde wechselten. Als wir an den Fuß der Cordilleren gelangten, vertauschten wir die Pferde mit Maulthieren, überstiegen die Anden auf den schrecklichsten Wegen und gelangten endlich nach San Jago in Chili. Während dieser interessanten Reise bekam mein Freund keinen Augenblick seine alte Munterkeit wieder, und auf all mein Zureden erwiderte er immer, er fühle es tief in seinem Innersten, daß es aus sey mit seinem Lebensglück, es sey ihm, als wandle er in tiefer Finsterniß am Rande eines Abgrunds. Mit einem Menschen, der mit solcher Ruhe einer schrecklichen Zukunft entgegenblickte, war nicht viel anzufangen, und wahrhaftig, mehr als einmal fürchtete ich, von seinen Grillen angesteckt zu werden. Der vornehmste Gegenstand seiner Besorgnisse war Donna Luisa's Sicherheit, und trotz dem äußerte er nicht das geringste Verlangen, die Rückreise zu beschleunigen; er hatte sich ganz und gar dem Fatalismus in die Arme geworfen. Um jeden Preis wollte ich ihn aus dieser schauerlichen Stimmung reißen und beschleunigte daher die Heimreise; aber auch auf unserm raschen Flug durch die Pampa's zurück blieb Alles beim Alten. Auf dem Wege waren wir oft in großer Besorgniß wegen der umherstreifenden Indianerhorden, von deren Wildheit unsere Führer haarsträubende Geschichten erzählten. Ihr Groll gegen die Europäer kenne weder Maß noch Ziel; sie verheeren und morden, was ihnen in den Weg komme, und nur junge Weiber lassen sie am Leben und schleppen sie in's Innere.

Wir hatten uns indessen, ohne eine schlimme Bekanntschaft der Art zu machen, Buenos Ayres auf drei Tagereisen genähert und athmeten wieder freier. Einmal war ich ein paar Meilen vor der Karavane voraus, da sprang mir ein Strauß über den Weg und ich setzte ihm nach. Ich hatte einige Uebung im Werfen des Lasso, und da ich gerade ein ausnehmend flinkes Pferd ritt, konnte ich hoffen, das Thier zu erjagen. Mit wahrer Lust flog ich blitzschnell dem hübschen Wilde nach; schon war ich ihm ganz nahe, da fiel mein Pferd in ein Loch und richtete mich erbärmlich zu. Den Zügel behielt ich zum Glück in der Hand, blieb aber lange betäubt liegen. Nachdem ich wieder zu mir gekommen, brachte ich mit vieler Mühe das Pferd auf die Beine und mich in den Sattel, und wollte nun rasch umkehren. Aber bald mußte ich die Hoffnung aufgeben, die Meinigen wieder zu erreichen; ich war zu weit von der Straße abgekommen und mein Pferd, so übel zugerichtet als ich, konnte nur im Schritt vorwärts. Entsetzlich drang sich mir die Vorstellung auf, was unter diesen Umständen aus mir werden sollte; allein, mitten in der Wüste, mußte ich vor Hunger und Durst umkommen, wenn nicht der Zufall einen Gaucho des Weges führte. Aengstlich musterte ich den Horizont, vergeblich, nirgends ließ sich ein menschliches Wesen blicken. Wie ein Gespenst stieg das schreckliche Ende, das meiner wartete, in meiner Seele auf, und krampfhaft stieß ich dem Pferde die Sporen in die Seite; aber das klägliche Schnauben des armen Thiers und meine eigenen Schmerzen zwangen mich gleich wieder zum langsamen Schritt. (Fortsetzung folgt.)

Sophie von Monnier.

(Fortsetzung.)

Indeß benutzte Sophie von Monnier bald die Gelegenheit, die ihre Freiheit ihr darbot, um den Umgang mit Personen zu genießen, die ihre edle und anziehende Persönlichkeit und der mit Recht verbreitete Ruf ihrer Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Wohlthätigkeit um sie her versammelte; sie gab den Bitten nach, die sie von allen Seiten bestürmten, besuchte die vornehmsten Häuser der Stadt, sah sich in der umliegenden Gegend um und hielt sich oft mehre Monate lang auf den benachbarten Schlössern zu Beauvoir, Malatie, Dampierre, Dominus und Thou auf, die den Familien der Foudras, der Varvilles, der Villiers und der Poterats gehören.

Nachdem Frau von Monnier die beiden Franziskaner los geworden, durch deren vereitelte Absichten und eingebildete Nebenbuhlerschaft sie kompromittirt worden war, machte ihr

ein Beamter vom Marschallsgerichte, Namens Lecuyer, den Hof, ein Mann, dem es keineswegs an Geist und Muth gebrach, und der auch in gewisser Achtung stand, dessen wilder Charakter aber, nachdem er einige Zeit durch den Wunsch, zu gefallen, beschwichtigt war, bald in seiner natürlichen Rohheit sich zeigte. Als er das Zutrauen und die Zuneigung der Frau von Monnier gewonnen, traten heftige Stürme, Kummer und Unruhe in das vertrauliche Verhältniß ein, das nur von kurzer Dauer gewesen. Sophie von Monnier fand nicht das Glück, das sie verdiente und stets vergeblich suchte.

Einige Zeit darauf glaubte sie, sich dem Besitze desselben nahe zu sehen. Durch gesellschaftliche Verbindungen war sie mit einem ehemaligen Rittmeister bekannt geworden, der in einem Alter von 35 Jahren Witwer von einer jungen Dame aus der Familie Raucourt war, aus derselben Familie, der, wie wir schon oben erwähnten, ein Herr angehörte, welcher die Eifersucht Mirabeau's so empfindlich zu reizen gewußt. Hr. von Poterat sprach oft Frau von Monnier in den ersten Häusern der Stadt und auf den benachbarten Schlössern. Gleiche Meinungen, ein gleicher Geschmack, das Gleichförmige ihres melancholischen Wesens, die Nachrichten, die sie sich über erlittenes Unglück mitzutheilen hatten, sogar die auf beiden Seiten bestehende Besorgniß wegen ihres zerrütteten Gesundheitszustandes, Alles trug dazu bei, sie durch die Bande einer zärtlichen Sympathie zu vereinigen, die bald den Charakter einer heftigeren Leidenschaft annahm. Durch traurige Erfahrungen klug gemacht, versuchte Sophie, gleich Dido, ihre Neigung zu bekämpfen, allein sie war nicht im Stande, sie zu überwinden.

Die beiden Liebenden waren auf gleiche Weise für einander eingenommen; alle Beide waren frei; sie faßten bald den Beschluß zu einem Ehebündnisse, das durch die vollkommenste Uebereinstimmung ihrer Neigung, ihres Alters und ihrer Stellung in der Gesellschaft gerechtfertigt war; Frau von Monnier besuchte mehrmals ihren Freund auf dem Landgute zu Thou, das ihm angehörte, und wo wegen der Gegenwart zweier sehr liebenswürdigen Damen, einer Schwester und einer Nichte des Geliebten, ihr Aufenthalt gar nichts Anstößiges hatte; allein diese wurden bald durch Familienverhältnisse von dem Schlosse zu Thou abgerufen; der sich verschlimmernde Gesundheitszustand des Hrn. von Poterat nöthigte ihn bald, das Land zu verlassen und Frau von Monnier konnte ihn daselbst nicht mehr besuchen; er hielt sich zu Gien auf, ganz in der Nähe von ihr; sie pflegte ihn lange mit zärtlicher Sorgfalt, die jedoch ein langwieriges aber unheilbares Brustübel nicht zu beseitigen vermochte; Frau von Monnier erhielt bald die schmerzliche Gewißheit, daß ihr Freund nur noch kurze Zeit zu leben habe.

Von diesem Augenblick an war ihr Entschluß gefaßt; bisher hatte sie immer in freundschaftlicher Verbindung mit dem Doktor Isabeau und seiner würdigen Gattin gestanden, in der sie die aufrichtigste und treueste Freundin zu schätzen hatte; sie erwiederte nunmehr ihre lebhaften Aufforderungen mit Aeußerungen von Schmerz und Resignation; sie sagte ihnen, daß sie zu sehr an Leiden gewöhnt, nachdem sie wiederholte Unglücksfälle überwunden, wie ein Anderer sie etwa nur einmal in seinem ganzen Leben erleidet, daß sie sich nun auch von dem weit geringeren, wiewohl sehr peinlichen Schmerze, der sie gegenwärtig bedrohe, nicht niederschlagen lassen werde. Sie sprach kaltblütig über weite Pläne, und leitete das Gespräch auf einen in der Stadt viel besprochenen Vorfall mit einer jungen Nähterin, die durch Unvorsichtigkeit ums Leben gekommen war. Frau von Monnier erkundigte sich, ohne irgend Umschweife zu machen, nach den Wirkungen der Erstickung mittelst Kohlendampfes oder Kohlengluth; sie fragte nach, ob der Tod nothwendig und immer darauf erfolge. Der Doktor erwiederte, daß man mehre Beispiele von Erstickungsfällen habe, wo Leute durch ihre unbewußte instinktartige Anstrengung, mit der sie ein Fenster öffneten, oder selbst nur eine Fensterscheibe zerbrachen, gerettet wurden. Sophie merkte sich diese Notizen, sprach sehr frei über Alles, was vorkam, und entfernte sich hierauf.

Unterdessen verschlimmerte sich die Krankheit des Hrn. von Poterat immer mehr. Als man endlich alle Hoffnung auf seine Wiederherstellung aufgeben mußte, erregte die schmerzliche Lage der Frau von Monnier allgemeine Theilnahme, und es fanden sich unzählige Tröster bei ihr ein; unter Anderen auch die Gemahlin eines Steuerraths, eine unbedachtsame Frau, die die Unglückliche mit ihren Beileidsbezeigungen und Rathschlägen plagte. Eines Tages stellte sie ihr den Zustand vor die Augen, in dem der Tod des Hrn. von Poterat die Freundin in kurzer Zeit zurücklassen würde; sie sprach von der Verlassenheit, von dem Mißkredit, als einer natürlichen Folge dieser Umstände, und von der Nothwendigkeit, die Stadt zu verlassen und nach Dijon zurückzukehren. Frau von Monneer hörte Alles mit an, gab nicht das geringste Zeichen von Aufregung und sagte kein Wort dazu.

Zwei Tage nachher, am 8. September 1789, kurz vor Tagesanbruch, vernahm sie die letzten Seufzer Poterat's. Auf der Stelle benachrichtigt, eilten Hr. und Mad. Isabeau herbei, rissen sie vom Leichnam weg, den sie umschlungen hielt, zogen sie fort nach ihrer Wohnung und beschworen sie, dieselbe auf immer zu verlassen, zu ihnen zu ziehen und sich nie wieder von ihnen zu trennen. Sie erwidert gefühlvoll diese zärtlichen Aufforderungen; um sich aber nicht sogleich fortbegeben zu dürfen, schützt sie häusliche Geschäfte vor, derenhalber sie noch einen Tag allein und frei seyn müsse, dann wollte sie zu ihnen ziehen und sie nie wieder verlassen. Sie verabredete mit dem Doktor Isabeau, daß er sie den andern Morgen um neun Uhr besuchen sollte, wenn er von einem Besuche zurückgekehrt seyn würde, den er mit Anbruch des Tages nach Briare, einer sehr nahe liegenden Stadt, zu machen hätte.

Nachdem sie fort waren, läßt sie ihren Bedienten und die Klosterschwester Luise zu sich kommen, kündigt ihnen an, daß sie eine Freundin besuchen wolle, wo sie vierundzwanzig Stunden zubringen werde, gibt ihnen Befehle für den nächsten Morgen, und verabschiedet sie. Sobald sie sich allein befindet, packt sie ihre Papiere zusammen, versiegelt sie und schreibt einen Brief; darauf zieht sie sich nach einem sehr kleinen Zimmer zurück, berechnet ganz kaltblütig die Vortheile die dasselbe wegen seiner Düsterheit und Engheit zur Ausübung ihres seit langer Zeit gehegten Entschlusses darbietet; verschließt sorgfältig die Thür und das einzige Fenster und verstopft alle Ritze an denselben; setzt dann zwei Kohlpfannen mit Kohlen, die sie eben angezündet, zu beiden Seiten ihres Lehnstuhls hin und läßt sich auf demselben nieder. Damit sie nicht etwa unwillkürlich oder instinktmäßig ihren Vorsatz selbst vereitle, bindet sie sich beide Beine unter und über ihren Kleidern zusammen; dann bindet sie einen Arm an eine Seite des Lehnstuhls und hält den andern fest in einer Binde, die sie mit den Zähnen zusammenpreßt. Und in dieser Stellung erwartet sie den Tod.

Am 9. September, um sechs Uhr des Morgens, findet sich der Bediente, der Ordre seiner Gebieterin gemäß, ein, um ihre Befehle für die beabsichtigte Abreise zu empfangen; er tritt in das Hauptzimmer, bemerkt aber, daß Frau von Monnier nicht zu Bette gegangen war. Er rief umsonst; vergeblich sucht er das Nebenzimmer zu öffnen, das ungewöhnlicher Weise verriegelt und verschlossen war; er geräth in Angst, zerbricht eine Fensterscheibe und sieht Frau von Monnier bewegungslos und ohne Lebenszeichen dasitzen; er

ruft Hülfe; die Nachbarn eilen herbei. Die unglückliche Nachricht verbreitet sich schnell durch die ganze Stadt, in der die vortreffliche Frau verehrt worden; der Vorfall wird der Obrigkeit gemeldet. Hr. Rousseau, königlicher Kommissarius, begibt sich an Ort und Stelle; ein Wundarzt begleitet ihn; die Thür des Zimmers wird eingeschlagen, und der Selbstmord ist konstatirt. (Schluß folgt.)

Französische Sittenbilder.

Nach dem Ringe des Königs Salomo, nach Gyge's Ringe, der unsichtbar machte, nach Heinrich VIII. Ringe, der jeden Krampf linderte und heilte, nach dem berühmten Reiseringe, mit dessen Hülfe man in achtundneunzig Stunden und einundzwanzig Minuten von Paris nach Rom reisen konnte, nach dem bleiernen Ringe, der vor dem Hyänenbiß schützt, nach dem Hubertusringe, der gegen die Hundswuth schützt, nach dem Fischerring, der von der Gicht heilt, und endlich nach dem Ringe, mit dem sich der ehemalige Doge von Venedig mit dem adriatischen Meere vermählte, kurz, nach allen diesen Wunderringen gibt's keinen wunderlicheren als den Trau- und Ehering in der Provinz Beauce, jetzt Dept. Eure-et-Loire, an dem der Volksglaube noch jetzt fest hängt. An dem Tage, wo sich Georges verheirathen sollte, nahm ihn seine Mutter in der Kirche auf die Seite und sprach folgendermaßen zu ihm: »Georges, ich habe dir ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen.« Mir liefs — so erzählte mir der junge Bauer selbst — eiskalt über die Haut und ich horchte mit klopfendem Herzen auf. Wie, fragte er die Mutter, sollte mich Katherine nicht mehr wollen? — »Nicht doch, lieber Junge, sie liebt dich mehr denn je. Das ist's nicht. Von dem Geheimniß, das ich dir sagen will, hängt das ganze Glück deines Lebens ab. Willst du Herr in deinem Hause seyn und bleiben?« — Ey freilich, ich bin ja Mann. — »Das ist kein Grund. Wie gedenkst du's anzufangen, auf daß dir deine Frau gehorche?« — Nun, ich werde nichts von ihr fordern, als was gut und gerecht ist. — »Das ist nicht genug.« — Ich werde immer sanft und freundlich zu ihr sprechen. — »Das ist gut, es reicht aber nicht hin. Ich sehe wohl, du weißt das Geheimniß noch nicht, und ich muß es dir sagen. Hast du deinen Trauring bei dir« — Ja, Mutter, hier ist er. Darauf nahm ihn meine Mutter in ihre magere Hand, sah mich mit Bedeutung an und fragte mich; »Nicht wahr, heute wirst du mit Katherinen getraut?« — Ja, Mutter, in einer Stunde. — »Du weißt, daß du ihr am Altar diesen Trauring an die Hand stecken wirst?« — Ja, Mutter. — »Du weißt auch, daß er an den vierten Finger gesteckt werden muß?« — Ja, Mutter. — »Sieh wohl zu, Georges, was du thust, denn, wie gesagt, von diesem Ringe hängt dein Glück ab.« — Ach, Ihr erschreckt mich, Mutter: wie, daran hinge mein Glück? — »Allerdings, Georges« — Nun, so erklärt es mir doch, denn mir wird Angst. — »Ja, aber sieh mich wohl an. Also das ist dein Ring, nicht wahr? Was thust du nun in dem Augenblicke, wo Euch der Pfarrer einsegnet? Du nimmst ihn von deiner rechten Hand und steckst ihn deiner Frau an die linke.« — Ja, Mutter. — »Und dann bist du verheirathet und glücklich.« — Aber, Mutter... »Ja mein guter Georges, damit ist's noch lange nicht genug. Verheirathet bist du dann freilich, mit dem Glücke siehts aber noch bedenklich aus.« — Ich bitte Euch, Mutter! sagt's doch gerade heraus, ich vergehe sonst noch vor Angst und Ungeduld. — »Nu, nu, Georges, alles mit Maß. Nur ruhig und modest, denn siehst du, alles was ich dir sagen will, ist so wichtig, es ist das Geheimniß der Ehefrauen, und ich möchte es nicht für die beste Meierei in Beauce einem andern Manne anvertrauen.« Da ertönte zum ersten Male die Glocke zur Trauung. Nun faßte sich die gute Frau auf einmal ganz kurz und sagte mit einer prophetischen Stimme, die ich nie vergessen werde: »Georges! Wenn du den Trauring deiner Frau an die Hand steckst und er nicht gleich über das zweite Glied des Fingers geht, so kriegt deine Frau die Herrschaft im Haus und du wirst ihr unterthan; wenn aber der Ring gleich über das zweite Glied bis an die Wurzel des Fingers geht, so bleibst du Herr im Hause. Merke dir das wohl und damit Lebewohl!« Ich umarmte sie dankbar und eilte in die Kirche. Eine halbe Stunde nachher kniete ich mit Katherinen vor dem Altar und der Pfarrer segnete uns ein. Ich hatte der Mutter Warnung nicht vergessen, als ich Katherinen den Ring ansteckte. Aber meine und des Mädchens Hand zitterte und der Ring ging nicht über das zweite Glied. Da faßte ich mir aber ein Herz, ergriff Katherinens Hand von Neuem und drückte den Ring kräftig über das Hinderniß weg bis an die Wurzel des Fingers. Nun war ich froh und dachte, die Herrschaft im Hause kann mir nicht entgehen. Ich irrte aber. Katherine, die als Braut so sanft, mild und nachgebend gegen mich gewesen war, spricht jetzt im herrischen Tone zu mir und behandelt mich fast wie einen Sklaven. Seit zwei Tagen gibt sie mir nichts zu Mittag zu essen unter dem Vorwand: ich sey ein Trunkenbold. Dieß kann aber nicht seyn, denn seit einer Woche läßt sie mich nicht aus dem Hause, und im Keller ist nichts als ein leeres Fäßchen, in welchem voriges Jahr Aepfelwein war, den Frau Katherine vorigen Winter allein getrunken.

Nassau.

Wo wachsen beß're Himmelsgaben,
Auf die mit Lust die Augen schau'n,
An denen sich die Herzen laben,
Als hier in Nassau's gold'nen Au'n?
Wo strömen reich Hygea's Quellen,
Des Lebensbornes Silberwellen?
Wo wirket die geheime Kraft,
Die Labung und Genesung schafft?

Am Rhein, am Rhein, in Nassau's Landen,
Wo sich der schöne Taunus hebt,
Um den die Götter Kränze wanden,
Wo Segen wohnt, wo Freude lebt.
Euch grüßt mein Jubel, edle Gauen,
Auf die des Taunus Blicke schauen,
Wo an der Lahn, am Main, am Rhein
Die Rebenhügel stolz sich reih'n!

Jos. Muth.

Theateranzeige.

Der Unterzeichnete ist so frei, ein geehrtes Publikum zu benachrichtigen, daß eine löbl. Oberdirektion so gütig war, ihn, bei seiner Entlassung von der Bühne mit einer Benefizvorstellung zu honoriren. Derselbe wird also heute, den 25. d. in »Dienstpflicht« von Iffland zum letztenmale auftreten und ist im Voraus einer gütigen Theilnahme überzeugt. W. Otto.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — f. d. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 109. 26. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition', für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Zukunft.

.....In unserem Regimente diente, als Lieutenant, der Fürst Iwan N...., ein schöner junger Mann, gutmüthig, verständig und gebildet. Wir waren Freunde. — Ein Familienprozeß und eine projektirte Heirath riefen ihn nach St. Petersburg. Mich zog die Liebe dahin. Wir nahmen Urlaub, und fuhren zusammen mit Postpferden, in des Fürsten Wagen, nach der Residenz. Die Posthalter in den Ostseeprovinzen unterwerfen die Reisenden unbedingt ihrem Willen, wie es ihnen gerade konvenirt. Lächelnd reichen sie dem Reisenden das schwarze Buch hin, wenn er seinen Zorn in Anklagen ausschütten will; und macht er seinem Aerger durch Worte Luft, so rauchen sie ihr Pfeifchen, warten kaltblütig den Paroxismus ab und thun zuletzt doch, was sie wollen. Und so ließ auch unser Posthalter, ohne auf unsere Versicherung zu achten, daß unser Wagen leicht und der Weg gut sey, sechs Pferde vorspannen, ohne uns einmal einen Vorreiter zu geben. Einer von den Bauern, die von den benachbarten Gütern der Reihe nach zu den Stationen gestellt und auf diese Weise von Hirten gleich zu Fuhrleuten gestempelt werden, kletterte mühsam auf den Kutschersitz, nahm in eine Hand die Zügel von sechs Pferden, schwang mit der andern eine lange Peitsche und setzte die Gäule in Trott. Bis zur Hälfte des Weges mußten die Pferde angetrieben werden; als es aber einen steilen Berg hinab ging, fiel es ihnen ein, sich in Galop zu setzen. Die Vorderpferde verwickelten sich in die Stränge und blieben stehen; der nacheilende Wagen aber stieß auf die Deichselpferde und schob sie seitwärts; die erschreckten Vorderpferde sprangen nach der andern Seite hin; der Fuhrmann ließ die Zügel fallen und in einer Sekunde lag unser Wagen im Graben, nachdem wir wie Pfropfen aus Champagnerflaschen hinausgeschleudert worden waren. Ich stürzte mit dem Kopf gegen die Erde und hätte beinahe den Hals gebrochen; der Fürst fiel auf einen Stein, beschädigte sich die rechte Hand und noch mehr den rechten Fuß. — Sobald ich wieder zur Besinnung kam, sprang ich auf, um meinem Freunde zu helfen, fand aber auf freiem Felde durchaus kein Mittel dazu. Auch unser Diener hatte sich sehr beschädigt und konnte kaum auf den Füßen stehen. Im Begriff, eines der Pferde abzuspannen und zum nächsten Dorfe zu reiten, um den Fürsten auf einem Bauerwagen zur Station bringen zu lassen, erblickte ich plötzlich einen Wagen, der den Berg herunter kam. In einem schönen, mit vier ausgezeichneten Pferden bespannten Landauer saß eine Dame mit zwei Kindern und einem jungen Mann, der, wie es sich später erwieß, der Hauslehrer war. Unser im Graben liegender Wagen bewog die Dame, anhalten zu lassen und auszusteigen. Kaum hatte ich Zeit gehabt, unseren Unfall zu erzählen, als sie ihren Leuten befahl, den Fürsten in ihren Wagen zu bringen, sich selbst zu ihm setzte, den Hauslehrer mit den Kindern bei mir ließ, und nach ihrem Gute fuhr, nachdem sie mich gebeten hatte, etwas zu warten. Nach Verlauf einer halben Stunde kam derselbe Wagen, um uns abzuholen, und Pferde für unser Fahrzeug. Nachdem wir eine kurze Strecke auf der großen Landstraße gefahren waren, bogen wir seitwärts ab und stiegen einige Minuten darauf am Thore eines prächtigen großen Landsitzes aus. — Den Fürsten fand ich im Bette und bereits verbunden. Der Hausarzt saß am Bette und bereitete ein Getränk. Der Kranke hatte Ruhe nöthig; ich erhielt ein eigenes Zimmer. — Nach Verlauf einer Stunde ward ich zum Thee gebeten. Im Saal kam mir der Besitzer des Hauses, Baron N. N. entgegen, der Gatte der Dame, die sich so hülfreich und gastfrei gegen uns gezeigt hatte. Ein Frostschauer überfiel mich, als ich ihn erblickte. Er war ein Vierziger, groß, mager, blaß, mit durchsichtigen starren Augen und finsterem Antlitz. Kalt war sein Blick, und die Worte, die er hervorbrachte, tönten wie aus einem Eiskeller heraus. Ein Lächeln schien sein Gesicht nie belebt zu haben. Nachdem er den Ausdruck meines Dankes kaltblütig aufgenommen, wieß er mir einen Platz neben seiner Gemahlin an, setzte sich selbst auf einen Lehnstuhl, senkte das Haupt auf die Brust und verlor sich in Gedanken. Bisweilen suchte die liebenswürdige Frau ihn ins Gespräch zu ziehen, um ihn zu zerstreuen; seine Antworten waren indessen immer kurz und einsylbig. Weder die Schmeicheleien der Kinder, noch die Aufmerksamkeiten seiner Gattin, noch die Gegenwart des Gastes konnten ihn aus seinem Trübsinn reißen und sein Gemüth erwärmen. Er glich einer Marmorstatue. — Die Genesung des Fürsten schritt langsam vorwärts; ich wurde inzwischen mit allen Hausgenossen bekannt und gewann die Zuneigung unserer guten Wirthin. Im Laufe von 14 Tagen sah ich den Baron nicht ein einzigesmal lächeln, oder seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas richten. Er aß, trank, ging, sprach, wie eine Maschine, wie ein Automat. Auf das Innigste bedauerte ich die gute, verständige und liebreiche Baronin, daß sie dazu verurtheilt war, mit diesem todten Körper ein trauriges Leben zu führen, und beklagte die liebenswürdigen Kinder, daß sie der väterlichen Liebkosungen und Zärtlichkeiten entbehren mußten. — Ich versuchte es, den Arzt und den Lehrer über die Veranlassung der düsteren Melancholie des Barons zu befragen, der übrigens den Ruf eines unterrichteten, theilnehmenden und wohlthätigen Mannes hatte. Beide zuckten die Achseln und schwiegen. Einst wagte ich es, mich an die Baronin zu wenden. Sie brach in Thränen aus und antwortete nicht. Der Baron erschien in seiner Familie nur, wenn diese zum Mittag- und Abendessen zusammenkam; die übrige Zeit brachte er einsam zu, entweder in seinem verschlossenen Zimmer, oder im Garten, im Park und auf freiem Felde. — Im Hause athmete Alles Ruhe, Zufriedenheit und Wohlstand. Es schien, als ob Alle glücklich wären, mit Ausnahme des Herrn und der Frau, die des Gatten Leiden un-

glücklich machte. Endlich besserte sich der Zustand des Fürsten. Er konnte bereits sein Zimmer verlassen, und wir machten Anstalten zur Reise. Der Arzt rieth dem Fürsten, noch einige Tage zu bleiben, bis der Geschwulst aufgehört, und der Baron selbst bat ihn, nicht so zu eilen. Den Abend vor unserer Abreise ging ich mit dem Fürsten im Park spazieren. Die Luft war still und warm. Wir ließen uns auf eine in einer Akazienlaube befindliche Bank nieder und sprachen von unsern Angelegenheiten, Planen und Hoffnungen für die Zukunft. Der Fürst hatte eine lebhafte Einbildungskraft. Nachdem er mir alle seine Zweifel, Besorgnisse und Hoffnungen hinsichtlich seiner Zukunft mitgetheilt hatte, rief er: »Zehn Jahre meines Lebens möchte ich darum geben, wenn ich in die Zukunft sehen, wenn ich erfahren könnte, was mir bevorsteht und welchen Ausgang meine Unternehmungen haben werden. Wenn ich meinen Prozeß gewinne, werde ich reich; heirathe ich nach der Wahl meiner Mutter, die übrigens auch die meinige ist, dann werde ich noch einmal so reich und glücklich dazu..... dann betrete ich die diplomatische Laufbahn, oder ziehe in die Residenz und lebe dort den Wissenschaften, den Künsten..... Schade, daß es jetzt weder Astrologen noch Wahrsager gibt! Mein halbes Vermögen würde ich hingeben, um in die Zukunft blicken zu können......« Plötzlich rauschte es in den Blättern, und vor uns stand der Baron, wie ein Gespenst. Wir waren dergestalt betroffen durch sein Erscheinen, daß wir uns nicht von der Stelle rührten, ihn mit einer Art von Furcht ansahen und kein Wort sprechen konnten. — »Sie wollen die Zukunft kennen!« sagte der Baron. »Der Himmel behüte sie davor! Es ist das größte Unglück, das einem Menschen widerfahren kann, weil die Erkenntniß der Zukunft ihn um die einzigen Freuden des Lebens bringt: um Phantasie und Hoffnung. Ich kenne die Zukunft und würde drei Theile meines Lebens und mein ganzes Vermögen zum Opfer bringen, wenn sie mir nicht bekannt wäre!« — Erstaunt sahen wir uns und den Baron an, der, den Blick starr gen Himmel gerichtet, unbeweglich vor uns stand. Thränen rollten über sein blasses Antlitz und schwere Seufzer entstiegen der Brust. — Er setzte sich zwischen uns und hub an: »Hören sie meine Geschichte und lassen Sie dieselbe sich als Beispiel dienen. — Noch vor drei Jahren war ich der glücklichste Mensch in der Welt: gesund, reich, reinen Bewußtseyns, Gatte einer liebenswürdigen und guten Frau, Vater reizender und geistreicher Kinder..... Das Uebermaß meines Glückes ward mir zur Last und ließ mich etwas suchen, was mir nicht nöthig war. Ich fand Geschmack an mystischen Geheimnissen und Nachforschungen. Der Zufall machte mich mit einem Juden bekannt, der die alte Cabalistik verstand, und in die Zukunft wie in einen Spiegel sah. Er starb in meinem Hause und theilte mir auf seinem Sterbelager sein Geheimniß mit. Nur einmal that ich einen Blick in die Zukunft, und von diesem Augenblick an war mein Glück für immer zerstört. Gewiß ist ihnen meine Kälte gegen Frau und Kinder aufgefallen. Kann ich aber anders gegen sie seyn, wenn ich weiß, daß nach zwei Jahren meine Frau mir untreu wird, die Kinder verläßt und mit einem Liebhaber entflieht! Können mich die unschuldigen Liebkosungen meiner Kinder erfreuen, wenn ich weiß, daß einer meiner Söhne sein Leben am Galgen endigt, und der andere mein ganzes Vermögen durchbringt und dann aus Verzweiflung ein sittenloser Mensch wird? Kann mir etwas im Hause Freude machen, wenn ich weiß, daß nach hundert Jahren kein Stein mehr auf dem andern steht? Auf dieser nämlichen Stelle wird eine blutigen Schlacht geliefert werden. Mein Haus, meine Orangerie werden durch Kugeln in Brand gesteckt, Garten und Park ausgehauen und zerstört werden, und 10 Jahre später ist diese Stelle ein verödeter Grasplatz. Um meinen Namen vor Vergessenheit und Schmähsucht zu schützen, wollte ich Schriftsteller werden; welchen Nutzen aber konnte ich mir davon versprechen, da nach 500 Jahren allen Planeten des Sonnensystems eine Umwälzung bevorsteht, und Alles, was wir thaten, in Vergessenheit begraben seyn wird, wie es nach der Sündfluth der Fall war! — 500, 1000, 10,000 Jahre, — sie sind mit der Ewigkeit verglichen, doch nur ein Augenblick?.... Wohin ich auch blicke, überall sehe ich nur Verwesung und Vernichtung; überall den Keim des Todes, Verbrechen, Vergessenheit, Unglück, Leiden. Die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens sind nichts mehr als schnell verschwindende Funken in einem Meere von Dunkelheit. Die Zukunft ist ein dunkler Abgrund, der Jahrhunderte und Minuten, Körper und Geist verschlingt, und dem die Vergangenheit das ist, was eine Null vor einer Zahl: Nichts! Lohnt es nun, unter solchen Umständen zu leben, lohnt es, nachzudenken?«....

Der Baron wollte noch fortfahren, als plötzlich der Arzt erschien und ihn fast mit Gewalt nach Hause führte. Wie vom Donner gerührt waren wir sitzen geblieben, bis wir endlich stillschweigend und über das Gehörte nachdenkend, nach unseren Zimmern zurückkehrten. Der Arzt stattete uns einen Besuch ab. »Jetzt,« sagte er, »können sie errathen, was dem Baron fehlt. Heute brach sein Paroxismus aus. Er....« Der Doktor schwieg und fuhr mit dem Finger über seine Stirn. Wir erriethen, daß der Baron geistesverwirrt war. Wer aber würde es nicht werden, wenn die Zukunft sich ihm wirklich offenbarte und er die Erfolge seiner Hoffnungen und Erwartungen vor sich sähe? Der Fürst bereute seinen Wunsch, das Zukünftige kennen zu lernen, und ich meinerseits bin überzeugt, daß Jeder, der nur darüber nachdenken will, bekennen wird, daß Erwartung und Hoffnung allein die Würze des Lebens sind, und daß der eigentliche Genuß nur in der Erinnerung besteht. Tages darauf fuhren wir ab, ohne den Baron gesehen zu haben. Er lag krank zu Bette. Sollte einer unserer geneigten Leser nur noch wünschen, die Zukunft kennen zu lernen, so kehre ich zum Baron zurück, lasse mir von ihm das cabalistische Geheimniß mittheilen und stelle es unberührt dem Wißbegierigen zu. —

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Seit meinem Sturz empfand ich einen brennenden Durst, der bald unerträglich wurde, und ich entschloß mich, meinem Pferde eine Ader am Halse zu öffnen. Bevor ich abstieg, warf ich noch einen Blick hinaus auf die Ebene, da gewahrte ich in der Ferne einen Reiter. Ich rief aus Leibeskräften, aber er war zu weit weg, und mit Schrecken sah ich ihn ruhig seinen Weg fortsetzen. Da kam ich auf den glücklichen Gedanken, meine Pistolen abzufeuern; alsbald sah ich das Pferd halten, den Reiter auf mich zulenken und in vollem Galopp heransprengen. Ich hatte Zeit, meine Pistolen wieder zu laden, mein Messer in Bereitschaft zu setzen und meine Lebensgeister zu sammeln, um der Gefahr entgegen zu treten, die mir hier drohen konnte; denn ich wußte wohl, daß ein Gaucho, wenn er einen Fremden allein und wehrlos trifft, leicht in Versuchung kommt, ihm den Hals abzuschneiden und ihn zu plündern, statt ihm hülfreiche Hand zu leisten. Meine Besorgniß war indessen ungegründet; der Reiter zeigte sich als ein Kind von höchstens eilf, zwölf Jahren, und ich steckte Gott dankend meine Pistolen wieder in den Gürtel. »Wer seyd Ihr?« rief der kleine Bursche, indem er sein

Pferd mit fester Hand anhielt. Ich erzählte ihm meinen Unfall und bat ihn, mich in seine Hütte zu führen, die, wie er sagte, nur wenige Meilen entfernt war. Er gab mir aus einem Kuhhorn, das er bei sich führte, Wasser zu trinken, und in meinem Leben vergesse ich nicht die köstliche Empfindung. Er zog sodann aus einem Sack, der am Sattelknopf hing, ein Stück Ochsenfleisch, und ich aß ein paar Bissen, um mich einigermaßen zu stärken. Nachdem so der junge Reiter der Menschenpflicht Genüge gethan, setzte er sich, seinen Lasso über dem Kopf schwingend, in der angegebenen Richtung in Galopp und hielt zuweilen wieder an und ermunterte mich. So gelangten wir endlich zur Thüre einer Hütte, die mir größer und besser gebaut vorkam als alle bisher gesehenen. Sie enthielt zwei große Gemächer und unter einem Dache an der einen Seite sah man eine Art Küche. Der Coral, dieses unentbehrliche Stück im Haushalt eines Gaucho, war reinlicher und ordentlicher als gewöhnlich, und zu meiner Verwunderung sah ich, als wir geritten kamen, einen Rudel Falken auf den Pfählen so ruhig sitzen bleiben, als wären sie ganz vertraut mit den Hausbewohnern. Einige hübsche Rosse weideten frei im Coral, und an ihrer Lebhaftigkeit sah man, daß sie nicht lange aus der Ebene hergebracht waren.

Hatte mich das gute Ansehen des Hauses überrascht, so mußte mir der seltsame Empfang, der mir zu Theil wurde, noch mehr auffallen. Ich wußte aus eigener Erfahrung, wie gastfreundlich und ausnehmend höflich die Gauchos sind. Wie erstaunte ich daher, als der Hausherr, der jetzt unter der Thüre erschien, statt mich mit der erwarteten Herzlichkeit zu empfangen, bei meinem Anblick zusammenfuhr und rasch mit drohender Geberde sein Messer zog. Schnell setzte ich ihm auseinander, warum ich seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen müsse; da schien er sich zu fassen, murmelte einige entschuldigende Worte, steckte seine Waffe ein und bat mich, in sein Haus zu treten. Aber sein Benehmen paßte schlecht zu seinen Worten, und es war augenscheinlich, daß es ihn große Ueberwindung kostete, die gewöhnlichen Komplimente vorzubringen. Trotz meiner Erschöpfung glaubte ich daher fragen zu müssen, ob vielleicht ein Fremder ihm und den Seinigen zur Last falle? Da warf er sein graues, durchdringendes Auge auf mich, und nach einem langen Blick, der ihn sichtbar zufrieden stellte, machte er sich daran, mein Pferd abzusatteln, und sprach nun mit großem Pathos von dem Glück, das ihm zu Theil werde, einen solchen Caballero bei sich zu sehen. »Lieber Herr,« fuhr er fort, »entschuldigt einen armen alten Mann, der durch die Gefahren, unter denen er sein Leben zugebracht hat, mißtrauisch geworden ist. In dieser Einöde trifft man mehr Spitzbuben, als gute Christen. Seit Kurzem wissen wir gewiß, daß ein Trupp Indier in der Nähe ist; sie haben ostwärts mehre Hütten abgebrannt und sind vielleicht vor Tage hier. Mein Mißtrauen ist darum begreiflich und muß den schlechten Empfang entschuldigen, der Euch zu Theil geworden. Doch wozu leere Komplimente! gebt mir die Ehre, lieber Herr, mein armes Haus zu betreten, und seyd überzeugt, daß ich in Allem zu Euren Diensten bin.« Ich hatte zu viel von den Indiern sprechen hören, als daß der Bericht meines Wirths mir hätte Unruhe machen sollen; es kam mir im Gegentheil der Verdacht, er habe mir damit nur bange machen und mich so bald als möglich wieder vom Hals schaffen wollen. Mochte aber daraus entstehen, was da wollte, ich war zu leidend, um diese Gelegenheit, mich auszuruhen, aufzugeben. Indessen fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf: die Stimme des Mannes war mir nicht ganz unbekannt, sie erinnerte mich an den alten Gaucho, der mit dem Pferd davon gegangen war; doch konnte ich diesem Gedanken vorläufig nicht weiter nachhängen.

Die Hütte war auch im Innern ziemlich reinlich; ein Kohlenfeuer und eine an der Decke hängende Lampe erleuchteten schwach das Zimmer, in das ich geführt wurde. Der Nachtfrost hatte meine Glieder erstarrt, innerlich verzehrte mich Fiebergluth, und mir war sehr schlimm. Ich schickte mich an, mir am Arm zur Ader zu lassen, da sah ich an der Erde Menschengestalten sich wimmelnd bewegen, und in einem Augenblick waren vier, fünf Weiber und eben so viele Kinder von allen Farben um mich versammelt, neugierig, Zeugen einer nie gesehenen Operation zu seyn. Eine alte Negerin, die Köchin im Hause, wie es schien, brachte ein irdenes Gefäß herbei, um das Blut aufzufangen; sie benahm sich aber so ungeschickt, daß ich sie ärgerlich laut zurückwies. In diesem Augenblick ließ sich ein durchdringender Schrei im anstoßenden Gemach hören, und wie der Blitz fuhr der alte Gaucho auf und stürzte mit wüthender Geberde hinein. Ueber den Blutverlust war mir beinahe ohnmächtig geworden, indessen sah ich doch, wie sich alle Anwesenden Blicke des Einverständnisses zuwarfen, und hörte undeutlich, wie der Gaucho der Person im andern Zimmer drohte. (Fortsetzung folgt.)

Sophie von Monnier.

(Schluß.)

Ein Expresser ward sogleich nach Hrn. Isabeau geschickt; dieser kommt eiligst und versucht, seine tiefe Betrübniß zu täuschen, indem er an die Möglichkeit denkt, das Opfer der Asphyxie zu entreißen, die doch noch nicht ganz vorüber seyn konnte. Allein ach! Alle Hoffnung war dahin! Der unwissende von der Obrigkeit herbeigeführte Wundarzt hatte nicht nur nicht daran gedacht, die einfachsten Mittel anzuwenden, sondern schlug, indem er, ohne daß irgend ein Anschein dafür vorhanden war, an die Möglichkeit einer Schwangerschaft dachte, vor, sie zu untersuchen, und auf der Stelle vollzog er die Operation mit einer barbarischen Ignoranz; eine Stunde darauf war an dem Körper keine menschliche Spur mehr zu erkennen, und die Verzweiflung des vortrefflichen Isabeau war um so schrecklicher, als er aus Schlüssen, wozu ihm die Aussagen von Zeugen über einen Rest von Farbe und Wärme, die vor der grausamen Operation noch zu bemerken war, berechtigten, die Folgerung ziehen mußte, daß die bei der ersten Nachricht von ihm gehegten Erwartungen nicht ganz ungegründet waren.

Der testamentarische Brief war an den Doktor Isabeau gerichtet. Frau von Monnier übertrug ihm die Vollziehung ihres letzten Willens; sie hinterließ ihre Papiere ihrem Bruder, dem Hrn. von Ruffey, die derselbe auch später abholte; dann vertheilte sie mehre Effekten unter ihre Freunde, und das Uebrige vermachte sie an Arme, deren Elend sie seit mehren Jahren durch stille, fromme Gaben zu mildern gewußt.

Dieses schreckliche Ereigniß war ein allgemeines Unglück. Den Tag darauf bildete die ganze Bevölkerung von Gien das Leichenbegängniß; nach zweiundvierzig Jahren lebt noch das Gedächtniß der Frau von Monnier in jener Gegend; die vornehme Gesellschaft unterhält sich oft von der Anmuth ihres Geistes, von den hervorstechenden Eigenschaften ihres Charakters und von den Reizen ihrer sanften Tugenden: die Armen sprechen noch von ihrer milden Emsigkeit, denn sie unterstützte sie eben sowohl mit ihrer Arbeit als mit ihrem Gelde; die Erinnerung an ihre Wohlthätigkeit wird noch jetzt unter dem Volke aufbewahrt, und wir haben am Allerheiligen-Tage im Jahre 1831 einen armen Greis gesehen, dessen beinahe hundertjährige Augen vom Alter zwar erloschen, aber noch nicht ganz vertrocknet, Thränen an einem Grabe vergossen, das ohne

Grabstein und ohne Verzierung einsam auf dem Gottesacker lag, wohin der Dürftige sich führen ließ, um noch ein Mal für den leidenden Engel zu beten, der ihm ehemals Hülfe und Trost reichlich gespendet!

Fassen wir das beklagenswerthe Schicksal der Frau von Monnier in wenig Worten zusammen: Von ihrer Kindheit an zeigte sich in ihrem Charakter die seltene Verbindung einer außerordentlichen Energie mit einer ausgezeichneten Sanftmuth. Die letztere mehr hervorstechende Eigenschaft verdunkelte bald die erstere; ihre Familie bemerkte nicht bei ihr die Spuren einer übermäßigen Empfindlichkeit, die den Keim zur unwiderstehlichsten aller Leidenschaften in sich trugen. Eine geschickte Leitung hätte das verderbliche Feuer zu dämpfen gewußt, und eine ordentliche passende Ehe hätte das junge leidenschaftliche Mädchen zu einer keuschen Gattin, zu einer guten Mutter gemacht. Allein ihre zwar tugendhaften, aber durch schmutzigen Eigennutz geblendeten Verwandten, stürzten sie, weil sie dieselbe mißverstanden, selbst in's Verderben. In frischer Jugend ward sie gezwungen, einem siebenzigjährigen Greis die Hand zu geben; so mußte das zärtlichste, ergebenste Mädchen eine Strafe erleiden, die bei den Alten auf Vatermord gesetzt war; sie ward an einen Leichnam gefesselt; keine andere Frau, selbst keine aus geringem Stande, würde selbst in einem gesetzten Alter, selbst bei abgestumpften Gefühlen und kaltblütigem Herzen, in einem ähnlichen Falle nicht unglücklich gewesen seyn, bei einem abgelebten Greise, der zu gleicher Zeit hart, eifersüchtig, geizig, bigott und ganz besonders von einem gehässigen Charakter war; tief zurückgestoßen gährt die brennende Empfindlichkeit Sophiens lange Zeit im Innern ihres Herzens. Auf einmal zeigt sich mitten unter diesen Leiden, in einer langweiligen, ennuyanten Provinzialstadt, ein Mann in der blühendsten Jugend, der erste, den Sophie je gesehen, ein junger Mann, verfolgt und unglücklich, ausgerüstet mit den verführerischsten Reizen, hingerissen von einer Leidenschaft, die stets und überall überzeugt, die aber im Bündnisse mit verschwenderischen Eigenschaften eine ganz besondere übernatürliche Sprache redet: welche Frau hätte hier widerstehen können? welche Aegide hätte in einer so gefährlichen Lage die feurige rege Seele Sophien's schützen sollen? Sie fiel in die Arme ihres Verführers; sie fiel als Jungfrau nach fünf Jahren der Ehe. Die Regungen einer blühenden Jugend, das ihr bis dahin unbekannte Glück der Liebe; ihre Opfer, ihre Qualen, ihre wiederholten Verfolgungen, eine verwegene Flucht, ein unruhiges Konkubinenleben, eine unerwartete Verhaftung, der Schmerz einer Trennung, das kurze Glück einer Mutterschaft, von der sie nur die Leiden erkannt: die langen Qualen einer Gefangenschaft, der Verlust eines vergötterten Kindes, das sie nur einmal gesehen, eine tägliche Korrespondenz, und welche Korrespondenz! . . . Alles dieses traf in einem Zeitraume von sieben Jahren zusammen, um die Liebe zu nähren, deren Flammen immer stärker und gewaltiger zu werden scheinen, je mehr sie gewaltsam unterdrückt werden. Allein es tritt bald eine Zeit ein, wo die leidenschaftlich glühenden Briefe auf beiden Seiten matt und selten werden; kurz darauf werden durch gegenseitiges Mißtrauen oder beiderseitigen Leichtsinn auf einmal zwei Liebende getrennt, die ihre Seelen auf ewig verbunden zu haben schienen. Nichtsdestoweniger war das von so heftiger Leidenschaft zerrissene Herz Sophiens noch nicht ganz erschöpft: nach langen Leiden traf sie eine andere Wahl; aber das Schicksal wollte sie nur den Unglücksbecher der Liebe leeren lassen, den sie bisher noch nicht ganz hinuntergeschlürft: der Tod des angebeteten Geliebten! . . . Von Schmerz übersättigt, eines Lebens überdrüssig das nur unter der Bedingung der Liebe noch einen Reiz für sie hatte, ist sie entschlossen, das Unglück nicht zu überleben, das sie voraussieht, das sie erwartet, das sie erleidet. An dem Tage, an dem es ausgebrochen, gibt sie sich selbst den Tod.

Freilich wohl war es Mirabeau ohne Zweifel, der zuerst die Frau von Monnier in die stürmische Bahn hinausriß, deren Ziel der Selbstmord war; allein wäre auch Mirabeau nie zu Pontarlier erschienen, so wäre die unglückliche Sophie bei dem Zwange und der Tyrannei ihrer Familie und bei der feurigen Lebhaftigkeit ihres Gemüths nicht minder ein Opfer der Liebe geworden; hätte Sophie von Monnier ihr Herz und ihre Gefühle auch nur gegen einen gewöhnlichen Menschen zu vertheidigen gehabt, ihr Schicksal wäre das nämliche gewesen, dieselbe Katastrophe hätte es beendet.

Sylbenräthsel.

(Viersylbiges Wort.)

»Vermaledeiten Ersten ihr!
Kaum daß man nur die Zweiten wendet,
Hat euch der Henker auch schon hier,
Daß meine Arbeit gar nicht endet!
Habt wieder mit den langen Beinen,
Derweil ich draußen hab' geschwatzt —
Man darf doch reden, sollt' ich meinen —
Mir all' die Beete aufgekratzt!«

Zum Gärtner, der dieß rief, trat Flau,
Der Nachbar: »Guten Morgen, Vetter!
So früh' schon flei — daß dich! au, au!
Das Ganze!« — »Nun?« — »'S gibt ander Wetter,
Drum eilt euch nur mit euern Beeten —
Fatale Witterungspropheten!«

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenslob.

Auflösung des Palindroms in Nro. 106.

Esel — Lese (Weinlese.)

Auch wäre Bank wieder nicht logisch richtig; man kann nicht von der Bank sagen, daß sie sich drehe, wenn auch vom Glück.

Theateranzeige.

Dienstag, den 26. August: Richards Wanderleben, Lustspiel in vier Abtheilungen, nach dem Englischen des John O' Keefe, von Kettel. Hierauf: Rataplan, der kleine Tambour, aus dem Französischen, als Vaudeville arrangirt von F. Pillwitz.

Briefkasten. An A. W. in F—t. Gedichte, nichts als Gedichte! Will denn der poetische Paroxismus gar kein Ende nehmen? — An J. M. Das »Andenken u. s. w.« muß refusirt werden. Obschon gut ausgearbeitet, ist das Gedicht zu lang, und kann nur ein sehr beschränktes Interesse gewähren. Das Uebrige ist besorgt. — Göthe's Jugendfreund in O. müßte sich zuvor der Redaktion nennen, ehe das Geburtstagsgedicht beachtet werden kann. — An A. B. in M. Stets willkommen, sey es an Kalliope's oder einer andern Muse Hand! — Der Red. ist ein Schreiben mit der Unterschrift: »Einige Galleristen« zugekommen, worin sich diese Herren über den schon so viel geplagten Kronleuchter im Schauspielhause beklagen; sie wünschen, daß er entweder herablassender seyn, oder eine noch höhere Stellung einnehmen möge, indem sie ihre Augen nicht mehr zu schützen wüßten. Bestellt. — Kunst und Kunststucke, dem Schauspieler Kunst gewidmet von L. Gute Idee, matte Ausführung. Weder dem Kunst noch der Kunst würde die Aufnahme ersprießlich seyn. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 110. 27. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition', für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der weiße Patient.

Eine wahre Anekdote. Erzählt von Sigm. Schlesinger.

Es war unter der Regierung Ludwig XV. von Frankreich, als der Name Isisse in ganz Paris bekannt und berühmt war. So nämlich hieß ein altes, wunderliches Männlein mit einer ungeheuern, schneeweißgepuderten Perrücke, deren Locken ihm von beiden Seiten bis in den Schooß herabhingen, einem langen, zusammengeschrumpften Gesichte, magern Armen und noch dünnern Beinchen. Seine kleinen Augen sahen sehr grau und finster und heiterten sich nur dann ein wenig heller, wenn man ihm sagte: »Doktor, der oder jener ist recht gefährlich krank und liegt zum Sterben darnieder.« Denn Isisse war ein erfahrner, tüchtiger Arzt, dessen Hülfe weit und breit von dem Höchsten bis zu dem Niedersten in Anspruch genommen wurde. Er fuhr den ganzen lieben Tag in seiner altmodischen schweren Karosse Straße auf, Straße nieder, hielt vor dem und jenem Hause, und überall, wo er durchfuhr, steckten die Leute ihre Köpfe aus den Fenstern, sahen ihm bedenklich nach und flüsterten scheu: Gott sey uns gnädig.

Das hatte aber seine Richtigkeit. Denn der Doktor war, wie in seinem Aeußern, auch in sich selbst ein ganz absonderlicher Mensch. Sein Vater war ein armer Köhler gewesen, der gar nicht daran dachte, daß es Aerzte in der Welt gäbe; allein der kleine, rußige Junge hatte das Gerippe eines Hundes und das Skelett einer Pflanze für merkwürdiger gefunden, als die Kohlenbrennerei, war hierauf barfuß nach Rouen und von da nach Paris gelaufen, allwo er sich dann Gönner erwarb, mit unmenschlichem Fleiße studirte und den Doktorhut empfing. Darüber war er fünfzig Jahre alt geworden. Aber der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner wunderbaren Einsicht hatte sich täglich mehr verbreitet, man riß und drängte sich um ihn. Doch grämlicher als er war noch kein Zögling des grauen Hippokrates gewesen. Kam ein Lakai in goldbordirter Livree und sagte wohlgemuth: »Ein schönes Kompliment von meiner Herrschaft der Marquise F... an den Doktor, er möchte zu ihr kommen, denn sie leide an Krämpfen, oder die Kleine sey unwohl« u. s. w. so pflegte der Doktor geschwind die Thüre seiner Studierstube zu öffnen, den Kopf hinauszustecken und selbst den Bedienten zu fragen: »Liegt Eure Herrschaft wohl auf den Tod darnieder?« — und wenn Jener die Frage lachend verneinte, fuhr der Doktor wüthend heraus: »Der T— möge ihr an den Hals fahren; — meint ihr denn, ich sey ein Quacksalber, ihr Schufte?« dann schlug er die Thür heftig zu und grollte und brummte den ganzen Tag. Lief aber etwa um Mitternacht ein zerlumpter Junge daher und riß an der Glockenschnur an und heulte: »Ach mein Vater stirbt, um Gotteswillen helft« — da sprang der Doktor flugs aus dem Bette und rannte zu Fuße nach der entfernten Vorstadt, wo er alle mögliche Mittel anwandte.

Vor Allem aber war er der Schrecken sämmtlicher Damen, insbesondere derjenigen, die an Krämpfen, Migräne, Vapeurs und sonstigen hysterischen Unfällen zu leiden pflegten. Der König sah ihn sehr gerne, sich an seiner sarkastischen Laune ergötzend, schon aus diesem Grunde, noch mehr deßwegen suchten sie seine Hülfe, weil eben in solchen Krankheiten am meisten seine wunderbare Geschicklichkeit hervorleuchtete, und seine Mixturen wie mit einem Zauberschlage jedes Unwohlseyn vernichteten. Dafür aber quälte er sie auch über die Maßen, des Scheltens und Schimpfens über Leichtsinn, Koketterie, Eitelkeit und Ziererei war kein Ende, und hatte Furcht oder plötzlicher Schreck auf allzuzarte Nerven einen nachtheiligen Eindruck hervorgebracht — dann höhnte er die Arme noch überdieß wegen ihres spindeligen Baues, und pflegte zu sagen, ein vernünftiger Mensch lasse sich nimmermehr erschrecken. War die Kur vollendet und man reichte ihm ein, wenn auch fürstliches Honorar, so wog er es verächtlich in der Hand, machte eine höhnische Miene, steckte es in die Tasche, stülpte sein dreieckiges Hütchen auf, und stieg ohne Gruß und Dank von dannen.

Eines Morgens erhielt er ein Billet mit der Bitte, in der Rue Pot de fer neben dem Luxembourg um sechs Uhr Abends sich einzufinden, indem ein gefährlich Kranker seiner Hülfe bedürfte. Dieß war eine Aufforderung, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Er stand demnach pünktlich am bestimmten Orte, und traf hier einen Menschen, der ihn nach einem schönen Hause führte, allwo er anklopfte. Das Thor ward alsbald, wie es damals schon in Paris gewöhnlich war, von der Portierswohnung aus durch eine Feder geöffnet, und einen Augenblick darauf befand sich Isisse im Thorweg, während der Flügel sich schloß. Kurz darauf erschien der Portier und bedeutete ihm, die erste Treppe hinaufzusteigen. Er leistete Folge und öffnete die Thür der Antichambre, welche er zu seinem Erstaunen ganz weiß verhangen sah. Ein sehr netter und höflicher Lakai, weiß vom Kopfe bis zu den Füßen, wohl gepudert und frisirt, mit weißem Haarbeutel, hielt zwei Bürsten in der Hand, und bestand darauf, des Doktors Schuhe abzubürsten. Vergebens bemerkte der Doktor, dem schon der Kamm zu schwellen begann, daß er erst aus dem Wagen gestiegen und seine Schuhe wohl rein seyen, — der Lakai war unerbittlich, indem, wie er sagte, das Haus zu blank sey, um eine Unterlassung dieser Operation dulden zu können. — Aus der Antichambre führte man den verblüfften Doktor in einen Saal, eben so, wie jener, ganz weiß behangen, wo ein zweiter Lakai die frühere Ceremonie wiederholte, und hierauf endlich in ein drittes Gemach, dessen Wände, Fußboden, Bett, Tische und Sesseln und jedes Stück Einrichtung von weißer Farbe waren. Eine hagere Gestalt, in weißer Schlafmütze und Schlafrocke, und mit einer weißen Larve verhüllt, saß am Kamin. Sobald dieß Gespenst den Doktor erblickte, rief es mit einförmiger, hohler Stimme

aus: »Ich habe den Teufel im Leibe!« und fiel sogleich wieder in tiefes Stillschweigen, welches es über eine halbe Stunde beobachtete, und inzwischen sechs Paar weißer Handschuhe an- und auszog, welche am Tische neben ihm lagen.

Der gute Isisse schüttelte sein Perrückchen gewaltig, und seine natürliche Ungeduld brach aus allen Poren, als er auf demselben Tische auch ein Paar geladene Pistolen bemerkte, deren Anblick seine gelehrte Stirne auf einmal in hellen Angstschweiß versetzte, denn so rüstig er auch mit Apothekerwaffen umzugehen wußte, hatte er vor Feuergewehren doch noch immer einen gewaltigen Resepekt, und seine Furcht wurde zuletzt so übermächtig, daß seine Knie schlotterten, und er sich niedersetzen mußte.

Er saß und räusperte sich nicht, hielt nicht den Finger an die Nase, schüttelte den Kopf nicht hin und wieder, noch nahm er eine Prise Tabak, Dinge, die er regelmäßig am Krankenbette vornahm, ehe er ein Rezept verschrieb, und wäre die Gefahr auch noch so groß gewesen. Vielmehr blickte er starr und sprachlos auf den verhängnißvollen Tisch hin, bis sich der alte Muth wieder in ihm regte, und er zuerst in feinem Tone fragte: »was denn Monsieur befehle,« dann aber etwas gröber hinzufügte, »er habe keine Zeit zu verschwenden, denn sie gehöre dem Publikum an. Das Gespenst schien Anfangs gar nicht auf ihn zu hören, aber als er geendigt hatte, sagte es kalt und eintönig: »Wenn Ihr für Eure Zeit bezahlt werdet, so geht es Euch nichts an.« Wieder verfloß eine Viertelstunde im tiefen Stillschweigen — da zog die Gestalt eine weiße Glockenschnur, und zwei weiße Diener traten in den Saal. Sie befahl Bandagen zu bringen, und forderte hierauf vom Doktor, er möchte ihr einen Aderlaß zu fünf Pfunden machen. Der gute Mann fiel fast vor Schrecken um, als er einen aller Regel so schnurstracks zuwiderlaufenden Befehl vernahm, und fragte bebend, wer denn so etwas verordnet habe. »Ich,« war die lakonische Antwort. Die beiden Diener, kräftige Männer, standen in drohender Stellung da, und so blieb denn nichts übrig als zu gehorchen. Doch hielt er es, bei der Bewegung, in der er sich befand, für besser, die Ader am Fuße zu öffnen, und verlangte daher warmes Wasser. Indessen zog das Phantom ein Paar weiße Strümpfe von der feinsten Seide aus, hierauf ein zweites, dann ein drittes und so fort bis zum sechsten Paare, worauf endlich ein wunderschöner, zartgebildeter Fuß zum Vorscheine kam, welcher Isisse zur Ueberzeugung brachte, sein Patient sey ein weibliches Geschöpf. Bald wurde er deß noch sicherer, denn schon in den ersten Minuten wurde die Gestalt ohnmächtig. Man brachte sie zu Bette, der Doktor verband, und wollte bei dieser Gelegenheit auch die scheußliche weiße Larve abnehmen, die wie ein Todtenkopf mit den tiefen unheimlichen Höhlen ihn anblickte — aber ein kräftiger Stoß, welchen ihm einer der Diener mit dem Fuße versetzte, belehrte ihn eines Bessern.

Das arme Männlein flog bis zum Kamin hin, und bemerkte jetzt, daß zwei andere breitschulterige Kerle vor der Thür standen. Er war ganz zerknirscht und zu Boden gedrückt. Diese Behandlung von gemeinen Domestiken dem berühmten Isisse, der jüngst einem Kammerdiener des Königs in der Antichambre eine Ohrfeige gegeben hatte, weil ihm ein Stuhl nicht aus dem Wege gerückt worden war. Mechanisch sank er in einen Sessel, indeß große Schweißtropfen unter der Perrücke hervorrollten, und suchte seine Bewegung dadurch zu verbergen, daß er seine Instrumente putzte. Neuer Schrecken! In dem vor ihm hängenden Spiegel bemerkte er, wie die weiße Gestalt sich erhob und auf den Zehen zu ihm hintrippelte. Mit einem einzigen Sprunge war sie an seiner Seite und faßte die Pistolen. Sein Haar sträubte sich empor, und er glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen. — Aber sie nahm ein Fünffrankenstück vom Kamin, legte es auf den Tisch und fragte mit hohler Stimme: »Bist du zufrieden?« Der arme Isisse, der gewohnt war 40 Fr. für eine Visite zu erhalten, hätte dießmal auch einen Sou angenommen, ohne eine Miene zu verziehen, und bejahte die Frage. »Gut, fuhr die Gestalt fort, jetzt kannst du gehen.«

Man kann wohl denken, daß sich der Doktor dieses nicht zweimal sagen ließ. Er ging oder flog vielmehr aus dem Gemache. Unten empfingen ihn wieder die zwei weißen Lakais an der Hausthüre. Als diese sich öffnete, und die frische Luft ihn wieder fächelte, bekam er wieder Courage, und fragte, was der Zweck dieses sonderbaren Spasses gewesen? Aber sie höhnten bloß: »Seyd Ihr nicht fürstlich bezahlt worden? Gebt Euch zufrieden!« Sie kicherten noch, als sie ihn in den Wagen hoben, und er kam mehr todt als lebendig nach Hause.

Den andern Morgen war die Anekdote schon Hof- und Stadtgespräch geworden. Man unterhielt sich volle drei Tage damit, und nannte den armen Isisse bloß das Gespenstdoktorchen. Der mußte es freilich verschmerzen, und wurde nun ganz anders, nachsichtiger und liebenswürdiger als je. Dem weißen Patienten hat er aber nie auf die Spur kommen können.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Unmöglich läßt sich schildern, wie mir zu Muthe war. Noch klang mir der Schrei in den Ohren, obgleich halbe Ohnmacht auf meinen Sinnen lag. Der Schreck und ein gräßlicher Gedanke erstarrten mein Blut, denn plötzlich, wie durch Zauber, brach der Strahl ab. Ich sah, ich hörte Alles, was um mich vorging, konnte aber kein Glied rühren; gleich einem Scheintodten lag ich starr, während ich mit gesteigerter Seelenkraft gräßliche Bilder in mir aufsteigen sah. Ja, die Stimme, welche ich vernommen, es war zuverlässig Donna Luisas Stimme. Ja, ich fühlte es, Luisa war hier neben mir und konnte mir keinen Wink davon geben. Blitzschnell fuhr mir nun eine ganze Schlußfolge durch den Kopf: der alte Gaucho war derjenige, den wir seit lange fürchteten, er hatte Don Jose Echiveras Tochter entführt, um sich an ihm und meinem Freund zu rächen, er hatte mich erkannt, als ich herkam, und hatte anfangs befürchtet, Donna Luisas Aufenthalt möchte entdeckt seyn. Die sonderbare Weise, wie ich war empfangen worden, die Stimme des Gaucho, seine düstern Blicke bestätigten diese meine Vermuthungen nur zu sehr, und in dem halb bewußtlosen Zustand, in dem ich mich befand, sah ich dieses schreckliche Licht als einen Wink von oben an. Als indessen der Paroxysmus bei mir abnahm, fühlte ich eine allgemeine Erschlaffung, kalter Schweiß rann mir über die Stirne und mein Bewußtseyn schwand völlig.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich, daß sich der alte Gaucho ängstlich über mich gebückt hatte und mit seinem Adlerauge den Ausdruck meines Gesichts betrachtete, während sich die übrige Familie hülfreich um mich bemühte. Sogleich schloß ich die Augen wieder, als könnte ich mich noch nicht völlig ermuntern, und raffte nun mit fast übermenschlicher Anstrengung meine Geisteskräfte zusammen, um zu bedenken, was zunächst zu thun sey. Es war mir bald klar, daß ich um jeden Preis den Verdacht meines Wirths beschwichtigen, mit Tagesanbruch das Haus verlassen, Luisas Freunde benachrichtigen und die gehörigen Anstalten zu ihrer Befreiung treffen müsse. Als ich darüber mit mir einig war, schlug ich matt die Augen auf und sagte mit schwacher Stimme allen um mich Versammelten meinen Dank. Ich bat mich ein paar Stunden ruhen zu lassen und mir, wenn es seyn könnte, et-

vas zum Essen zu reichen, das weniger schwer wäre als die
ewöhnliche Landeskost. Ich sah dem Alten an den Augen
n, daß ich ihn glücklich hinter das Licht führte; er wurde
lsbald ungemein höflich und überschüttete mich mit übertrie-
enen Komplimenten; er gab Befehl, ein Huhn zu kochen,
nd machte mir eigenhändig ein Bett zurecht, indem er ein
aar Mäntel übereinander warf. Ich legte mich sogleich
ieder und that als schliefe ich ein; ich war aber zu furchtbar
ufgeregt, als daß der Schlaf mich hätte besuchen können.
Mein Lager befand sich in einem dunkeln Winkel, von wo ich
lles bemerken konnte, was im Zimmer vorging. Bald sah
h, wie sämmtliche Hüttenbewohner sich im Kreise zum Abend-
ssen niederließen. Es bestand bloß aus einem tüchtigen Stück
chsenfleisch und aus Wasser; von Brod weiß man in dieser
Wildniß nichts. Darauf knieten Alle vor einem Muttergottes-
ilde nieder, streckten sich hier und dort auf den Boden und
chliefen bald fest ein. Der alte Gaucho aber und eine sehr
übsche Mulattin, die ein Kind auf dem Arm hatte, setzten
ch zum Feuer, als erwarteten sie noch Jemand. An der
ungen Mutter schien ein geheimer Kummer zu nagen, besorgt
ah sie ihr Kind an und wandte oft den Kopf nach der
hüre; dann schlug sie scheu das Auge zum Alten auf und
ußerte ihre Besorgniß über das lange Ausbleiben eines Man-
es, den sie Tebaldo nannte. Der Alte gab keine Antwort,
r schien in tiefes Sinnen verloren; der flackernde Schein des
Feuers beleuchtete momentan seine harten, wilden Züge und
achte den Ausdruck seiner Katzenaugen noch schrecklicher.
Nach langer Pause, in der das junge Weib immer unruhiger
wurde, blickte sie endlich wieder mit nassen Augen zu ihm auf,
nd ich hörte wieder den Namen Tebaldo. Der Alte mur-
elte unwillig eine gräßliche Verwünschung, hieß sie schwei-
en und versank wieder in sein düsteres Sinnen. Das arme
Weib senkte den Kopf, und ihre Thränen fielen auf das bleiche
Gesicht ihres Kindes nieder, ohne daß sie es wußte.

Da mit einemmale hörte man raschen Hufschlag, und ehe
er Alte und das Weib an die Thüre kommen konnten, trat
in hochgewachsener junger Mann rasch in die Hütte. Der
Ausdruck seines Gesichts war hochfahrend, fast roh; er legte
ie Hand an den Hut, als er den gebräuchlichen Gruß sprach;
en Mantel trug er zusammengewickelt um den Leib, und die
Blutflecken auf ihm zeigten, daß er wahrscheinlich von der
Jagd kam. Die Hunde hinter ihm bluteten aus manchen
Wunden, und man sah wohl, der Zeitvertreib ihres Herrn
war kein Kinderspiel. Sie bezeugten durch Liebkosungen ihre
Freude am alten Gaucho. Allermittelst brachte das junge
Weib ihr Kind herbei und legte zärtlich den Arm um den
Hals des jungen Mannes. Er erwiderte ihre Liebkosungen
o kalt und zerstreut, daß man wohl sah, sein Herz war nicht
abei, und hieß sie bald barsch ihm das Nachtessen rüsten.
Sie legte ihr Kind in eine Art Wiege, die fast über meinem
Kopf hing, und brachte dann eine Flasche Wein und Speisen
erbei, die mir besser schienen, als was die übrige Familie zu
ch genommen hatte. Während dessen kam einer der Hunde
chnoppernd zu mir her, und verkündete durch sein Bellen,
aß er einen Fremden entdeckt. »Hier, Tauro, hier!« rief
er Alte, und auf den fragenden Blick seines Sohnes erzählte
r ihm jetzt leise, wie ich hergekommen. »Bei der Mutter
Gottes und allen Heiligen!« rief der junge Mann heftig;
was habt Ihr da für einen einfältigen Streich gemacht!
Ein Fremder! aus der Stadt, sagt Ihr? Lieber wollte ich,
le Teufel der Hölle —« Der Vater fiel ihm in die Rede
nd hieß ihn in gebieterischem Tone schweigen. »Du bist
hr jung, Tebaldo,« fuhr er fort, »und vergißt, daß ich Dein
ater bin; es ist gut, daß ich besser daran denke als Du,
nst könntest Du für Deine losen Reden hart büßen müssen.
och davon ein andermal; jetzt weiter von unserm Gaste.«
— »In die Hölle mit ihm!« murmelte der junge Mensch,
kam dann zu mir her, betrachtete mich lange und schien sich
zu überzeugen, daß ich schlafe und von Allem nichts gehört
habe. Plötzlich aber, als stiege schnell ein Verdacht in ihm
auf, bückte er sich zu mir nieder und riß sein Messer heraus.
Es war ein schrecklicher Augenblick für mich; ich merkte, er
wolle mich auf die Probe stellen, und fühlte, daß Alles darauf
ankam, meiner Herr zu bleiben. Als er aber, sichtbar beru-
higt, unter leisen Flüchen wieder wegging, fühlte ich, wie der
kalte Schweiß in großen Tropfen mir über Stirn und Wan-
gen rann. (Fortsetzung folgt.)

Ein Abend in Palma.

Vor vier Jahren befanden wir uns in der wundervollen
Bai von Palma und waren Tag für Tag bei der herrlichsten
Sonne von der Welt in Schweiß gebadet. Nicht der ge-
ringste Windhauch trübte den glatten Spiegel des Meeres,
den keine Welle furchte, und auf den die Sonne ihre schrägen
Strahlen warf; mehr als hundert Fahrzeuge aller Formen
und aller Länder, italienische, griechische, französische u. s. w.
reihten sich unter der weißen Flagge einer schönen und leich-
ten Korvette, die unser Konvoi kommandirte; darunter waren
mehre Kriegs- und Transportschiffe, die niedliche Goelette des
Armeelieferanten; alle diese Schiffe lagen unbeweglich da, wa-
ren mit ihren Zelten bedeckt und hatten ihre Segel gleich
Blumengewinden an ihren Segeltauen ausgebreitet; dazu kam
die fortwährende Bewegung, Ballen aus dem Hafen in die
Rhede zu schaffen, was diesem Gemälde, ganz für Claude
Lorrain gemacht, Leben gab: so standen die Sachen um sie-
ben Uhr Abends.

Wir standen von einem heitern Mahle auf. »Gehen wir in
die Stadt, meine Herren?« fragte uns der Kapitän Llambi,
Kommandant der Brigg Frederico aus Palermo, auf der
wir von Toulon nach Algier gingen. — Ja, Kapitän, in die
Stadt, in die Stadt! wir müssen die Stadt am Abend sehen,
müssen dem liebenswürdigen Herzog von Cordona einen Be-
such abstatten, der uns so wohlwollend und gastfreundlich
aufgenommen hat. — Nostrohomo rief dann der Signor
Llambi sich an seinen Bootsmann wendend, der noch den alt-
väterischen Titel führte, den die Matrosen ihrem unmittelba-
ren Vorgesetzten gaben, bringe uns die »Schaluppe.« Bald
waren wir eingeschifft und segelten ab; nach zwanzig Minuten
hatten wir den Hafendamm erreicht und befanden uns unter
einer Menge von Kähnen, die sich nach dem Ausladungsplatze
zudrängten.

Ich wendete mich zuerst nach der Alameda, die mit einer
Menge Menschen bedeckt war. Es waren viele Mädchen da-
selbst, die eine sehr komische Ernsthaftigkeit affektirten und
sich hinter ihren großen Fächer versteckten, um recht nach Ge-
fallen zu lachen und muthwillige Scherze zu treiben, die ich
leider nicht deutlich hören, oder nicht völlig verstehen konnte.
Ihre Grazie und ihre Physiognomie entzückten mich. Die
schwarze, nachlässig über die Schultern geworfene Mantille,
die auch wohl gar den Bewahrerinnen der alten Mährchen
überlassen wurde, hinderte mich keineswegs daran, die beson-
dern Schönheiten an diesen hübschen und koketten Insulanerin-
nen zu studiren. Ich gestehe jedoch, welchen Liebreiz mich
auch dieses unbefangene Examen der schönsten Augen und der
schwarzesten, glänzendsten Haare, die ich je in meinem Leben
gesehen habe, finden ließ, ich vermißte ungern jenen beschei-
denen Schleier, der vom Scheitel des Kopfes bis auf die
Taille, die er fast verhüllt, herabsteigt und tausend Reize ah-
nen läßt, die uns unsere Phantasie so verführerisch ausmalt.
Die spanischen Frauen haben durch ihre Nachahmung der
französischen Moden und die Ablegung der andalusischen Man-
tille viel verloren. Einige junge Schönen, die, sich edel und

abgemessenen Schrittes bewegend, die fliegenden Falten ihrer schwarzen Röcke, beim Gehen um ihre Hüften drehen ließen, haben den eigentlichen Charakter der Frauen ihrer Race erhalten; diese zogen meine ganz vorzügliche Bewunderung auf sich.

Auf der Alameda promenirten Mönche und Priester, wie sie Basile epigrammatisch geschildert hat, mit dem weiten Sombrero, der nach der Seite zurückgeschlagen ist und nur nach vorn das Gesicht beschattet, mit dem langen Rock und weißen Kragen und dem großen Mantel. Beaumarchais war Ursache, daß ich die Geistlichen genauer musterte, als es geschehen seyn würde, wenn ich mich nicht an den Musiklehrer der Pagen des Grafen Almaviva erinnert hätte. Fast alle sahen aus, wie das Unglück; einige indeß waren fett und rund und reinlich gekleidet, sie schienen mir die Auserwählten der Gegend zu seyn. Längs dem Ferdinandsplatze, über den ich nach dem Hafen zu ging, sah ich solche Priester, die sich ziemlich vertraut an den Thüren der Kaufläden mit den Kaufleuten unterhielten, mit den Kindern spielten, oder auf einer Guitarre klimperten, um diese kleine Brut danach tanzen zu lassen.

Das Thor, das die Stadt vom Hafen trennt, war, als wir dort ankamen, verschlossen; ein Streit zwischen den französischen und fremden Matrosen hatte in diesem Stadtrevier einige Unruhe gemacht, und der Gouverneur der Insel war in seiner glänzenden Uniform und mit seinem Offizierkreuz der Ehrenlegion, das er einst bei Cadiz aus Courtoisie von Napoleon erhalten, intervenirt. Gefängnißdrohungen machten dem Streit ein Ende und man ließ uns passiren.

Es war neun Uhr; und es ist ein wundervoller Anblick, im Zwielichte den Hafendamm zu sehen, in einer Dämmerung, von der man sich an den schönsten Augustabenden bei uns keine Vorstellung machen kann. Welch ein Treiben war das, und welch eine Verschiedenheit der Trachten sah man da! Mönche von allen Farben, jung, alt, schön, ruhig und wohlbeleibt, schritten langsam daher, barfuß und im bloßen Kopfe, um ihn der Abendkühle auszusetzen; elegante, geputzte Damen am Arme unserer französischen Offiziere, die sich schon seit einigen Stunden kannten; verschiedene Uniformen; eine Menge Seeleute und Matrosen, die sich durch ihre leinene Kleidung auszeichneten, deren Weiße durch einen rothen Gürtel und ein rothes Halstuch hervorgehoben wurde; schöne Landleute, die mit den Griechen Aehnlichkeit haben; Orangenhändler, die mit ihren goldenen Früchten und Fruchtzweigen des Morgens von Solere kommen; französische Soldaten in blauer, spanische in weiß und himmelblauer Uniform; lange schwarze Priester und was weiß ich, was man hier alles noch antraf? Dieses Gemisch von Sprachen, Ständen, Völkern, Geschlechtern, dieser Lärm beim Einschiffen nach der Rhede, diese Militärmusik, die von der Terrasse der Kathedrale ertönte, dieß Alles ergriff mich auf's Lebhafteste; es war so ganz anders wie auf unsern Boulevards, wo man erstickt, als in unsern Spaziergängen der Tuilerien, wo das Malerische nur in der Form der Bauerhütte abwechselt. Die weiß und schwarzen Mönche, die blauen, weißen, braunen sind schöne Figuren zu einem lebendigen Gemälde, wie dieses war. Ich bedaure es nicht, daß es in Frankreich keine mehr gibt; aber es freut mich, deren in Mayenne gesehen zu haben; noch sehe ich sie mit ihrer kahlen Stirn, ihrem fliegenden Barte, und den Hut auf der Schulter hängend an mir vorüberwandern.

Als ich den Kai verließ, warf ich noch einen letzten Blick auf diese Väter, die ich als Maler liebgewann, auf diese Frauen mit den Mantillen, den hohen Kämmen, den natürlichen Blumen auf der Stirn; und trotz meinem Verlangen, die afrikanische Küste bald zu erblicken, wünschte ich, daß uns die Windstille noch einige Tage in Palma zurückhalten möchte, wo die Abende so schön sind, wo das Leben so harmlos ist.

Mannigfaltigkeiten.

(Französische Sittenbilder.) Wer hat in Deutschland nicht von dem berüchtigten Dr. Broussais und von seinem neuen Heilsystem gehört, das in nichts als in Blutegeln besteht, die dem Kranken alles Blut aussaugen, und ihn zum elenden, bleichen und magern Skelett machen müssen, damit ihm der Hr. Doktor ein neues Blut machen könne, vorausgesetzt, daß der Kranke nicht über der Operation stirbt, was freilich häufig geschieht, im Grunde aber gar nichts zu bedeuten hat, da es hier lediglich aufs System ankommt. Nun mögen sich die sämmtlichen Priester und Priesterinnen der Göttin Gastronomie freuen, sie mögen mit ihren Töpfen, Kasserolen, Rosten und Pfannen einen feierlichen Lärm machen, dabei Schweine, Geflügel und gemästete Kälber nach Herzenslust abschlachten, selbst der todte Bratspieß mag sein melodisches Knick-Knack als Freudenzeichen hören lassen, denn Dr. Broussais ist bekehrt. Die unglücklichen Kranken, die bisher jeden Morgen zitterten und bebten, wenn der fürchterliche Doktor mit seinem Gefolg von blutdurstigem Gewürme kam; die Unglücklichen, welche selbst des Nachts in ihren Träumen diese schwarzgrünen Wasservampyre sahen und ganz klebrig auf ihrer Stirne anschwellen und dick werden fühlten, die sie an und hinter den Ohren und an den Schläfen wie schwere, häßliche Harpyenlocken hängen glaubten; die Rekonvaleszenten, die bisher mit ihren abgemagerten, bleichen und knochigen Händen nach kräftigen Speisen griffen, die der Hr. Doktor auf's strengste und als ein Gift verbot, — alle diese armen Leidenden mögen sich freuen, denn Blutegel und Diät des Dr. Broussais sind nicht mehr! Dieß Wunder hängt folgendermaßen zusammen. Eines Tages befand er sich selbst unwohl. Gleich dreifache Dosis Blutegel! Fünfzehn hier, fünfzehn dort, zwanzig oben, zwanzig unten, dreißig vorn und vierzig hinten. Dazu eine Diät, bei der eine Fliege Hungers gestorben wäre. Nachdem das so einen Tag gedauert hatte, griff sich der Doktor nach dem Puls und fand zu seinem nicht geringen Staunen, daß der Puls ganz schwach und unordentlich ging. Und als er noch die Zunge ganz unmäßig vor dem Spiegel hinausgereckt hatte, nickte er mit dem Kopf und sagte ganz kurz: »O ho! schon gut, ich verstehe!« Eine Viertelstunde darauf ließ er sich dreißig Blutegel an jedes Bein setzen, und nachdem sie abgenommen waren, legte er sich nieder, ohne das Geringste zu Abend zu essen. Am folgenden Morgen war unbegreiflicherweise noch keine Besserung zu spüren, im Gegentheile fühlte sich der Hr. Doktor sehr schwach in allen Gliedern. »Die Blutegel haben noch nicht genug gezogen,« dachte er bei sich selbst und ließ sich abermals zwanzig in den Nacken setzen. Umsonst, keine Besserung. Daher neue Blutegel. Kurz, so gingen Fieber, Blutegel, Diät und Schwäche rasch mit einander. Es war ein wahrer Jammer den armen Doktor zu sehen. Hohle Wangen und bleiche Lippen wie ein Todter. Er merkte selbst, daß er auf dem geraden Wege zum Kirchhof war. Darum sprach er am vierten Tage: »Nun denn, da es doch einmal gestorben seyn muß, so will ich mir wenigstens noch was zu Gute thun und mit vollem Magen sterben; Tod an einer Unverdaulichkeit, das ist die beste Art, Blutegel und Diät in Ehren zu halten. Nun ließ er sich gleich eine saftige Kotelette und eine Bouteille Burgunder bringen. Nachdem er Alles aufgegessen und getrunken hatte, legte er sich zum Sterben nieder und schlief gleich darauf ein. Der Doktor hatte sich aber verrechnet, denn am folgenden Morgen stieg er kräftig auf und fühlte sich viel besser als am vorhergehenden Tage. »O ho!« dachte er, »das ist der Nervenreiz, der immer dem Todeskampf vorausgeht, nichts besser, als doppelte Dosis.« Abermals eine saftige Kotelette und eine Bouteille Burgunder. Doch daß ich's kurz mache, der Todeskampf war lang, denn er dauerte acht ganze Tage, nach deren Verlauf der Doktor wohler, gesunder und kräftiger war denn je vorher. Nun begriff er die neue Heilmethode, verließ seine Blutegel und die Diät und wandte sich dafür auf gutes, nahrhaftes und reichliches Essen und Trinken.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 28. August: Das getheilte Herz, Lustspiel in einem Akt; von Kotzebue. Hierauf: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in einem Akt; nach Heinr. v. Kleist, von F. L. Schmidt. — Auch wird eine ungarische Sängergesellschaft aufzutreten die Ehre haben. — Nach dem ersten Stück: Nachahmung der Instrumental-Musik durch Menschenstimmen, ausgeführt von den fünf ungarischen Sängern, und zwar: Ein großes Andante mit Rondo und Favorit-Polonaise. Nach dem zweiten Stück: Eine Ouvertüre, ausgeführt von den fünf ungarischen Sängern. Wiener Ländler, mit Variationen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 111. 28. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Adresse einzuschicken.

Jungfrau Lorenz von Tangermünde. *)

Jungfrau Lorenz ging von Tangermünde
Einsam in den nahen, stillen Wald,
Und verirrte sich in tiefe Schlünde
Vom bemoos'ten, schmalen Wege bald.
Ganz versunken in der Sehnsucht Schmerzen
Um den Trauten, der auf Reisen war,
Flehte brünstig sie mit reinem Herzen:
»Mutter Gottes, schütz' ihn vor Gefahr!«

Wie erbleichten ihre zarten Wangen,
Als sie sah, daß sie den Pfad verlor!
Rings ist sie von dichtem Wald umfangen,
Jedes leise Rauschen schreckt ihr Ohr.
Wölfe fürchtet sie, und wähnet, Bären
Habe sie im Dickicht schon geschaut,
Und die Hände ringend unter Zähren
Seufzet sie mit bangem Klagelaut:

»Soll so jung ich büßen mit dem Leben,
»Daß ich heimlich von den Eltern ging,
»In Erinn'rung dem mich hinzugeben,
»Der vor ihren Augen mich umfing.
»Jammer wird ihn und die Eltern fassen,
»Gram erstickt vielleicht ihr Lebenslicht;
»Doch — nie hab' ich meinen Gott verlassen,
»So verläßt er mich gewiß auch nicht.«

Schon ergriffen von des Hungers Qualen,
Denkt sie an die schauervolle Nacht;
Plötzlich in der Sonne letzten Stralen
Sieht sie einen Hirsch in stolzer Pracht.
Sie versucht, sich in die Flucht zu wenden,
Doch der Schreck hält ihren Fuß gebannt.
Freundlich naht der Hirsch, und beugt die Lenden,
»Bist du, spricht sie, mir von Gott gesandt?«

Schüchtern setzt sie sich auf seinen Rücken;
Leicht erhebt er sich alsdann mit ihr,
Trägt sie sicher zwischen Felsenstücken,
Durch Gewässer aus dem Waldrevier.
Dankbar streichelnd seinen schlanken Nacken,
Schmiegt sie anmuthsvoll sich an ihn fest;
Stolzer hebt er seines Hauptes Zacken,
Während sie ihm freie Richtung läßt.

Bald, eh' noch im Hause Lichter brennen,
Kommt sie bei den bangen Eltern an,
Sieht entgegen den Geliebten rennen,
Der vollendet seine Wanderbahn.
Als von seinen Armen fest umschlungen,
Sie verkündet, was mit ihr geschah,
Preisen laut den Höchsten Aller Zungen,
Der den Frommen ist beständig nah.

Adolf Bube.

*) Diese Volkssage gab dem Hr. Professor Rauch Veranlassung zu einem sehr gelungnen Kunstwerke, von dem ein Abguß am 6. Januar d. J. in der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins zu Berlin ausgestellt war.

Der Brand von Moskau.

(Aus: »1812. Ein historischer Roman von L. Rellstab. In vier Bänden. Leipzig, Brockhaus 1834.«)

Die französische Armee ist in Moskau eingerückt. Rasinski hat sich mit seinen Freunden und Offizieren, Bernhard, Ludwig, Jaromir und Boleslav in einem der verlassenen Paläste einquartirt. Seltsames ist Bernhard bereits aufgefallen. Indeß ist eine genaue Durchsuchung auf den folgenden Tag verschoben. Man hat sich zur Ruhe begeben. Ludwig träumt — liegt zwischen Schlaf und Wachen.

Das Gesicht war verschwunden. Doch aus der Dunkelheit der Nacht hörte der Träumende die Worte: »Fliehe, fliehe! Deinem Leben droht Gefahr unter diesem Dache! — Nimm dieß zum Angedenken!«

Wie leise Geisterberührung streifte es über seine Wangen. Er erwachte; mühsam hob er die zurückgesunkenen Augenlieder empor. Doch alle Bilder seines Traums lagen wie in Nebeldämmerung um ihn her. Bianca's Gestalt verschwand wie ein Schatten; der Feuerglanz an der Decke war trüb umnachtet; alle Gegenstände, selbst die beleuchteten Fenster, schienen ihm von einem schwarzen Gespinnste bedeckt. Mühsam suchte er die noch ganz verstörten Sinne zu sammeln; da schallte ein Schuß aus dem Nebengemache in sein Ohr. Dieser kriegerische Ton riß ihn gewaltsam aus den Banden des Schlafes auf; er war munter, raffte sich empor. Doch blieben ihm die Gegenstände wie vom Rauche umnebelt, und jetzt war es nicht mehr Täuschung des Traumes, sondern sein Auge mußte auf unbegreifliche Weise geblendet seyn. Da fühlte er wieder, wie zuvor im Halbschlummer, ein ähnliches geisterhaftes Berühren auf Stirn und Angesicht, als ob ein zarter Flügel darüber hinstreife. Wie durch Zauberkraft war plötzlich das düstere Gespinnst verschwunden, welches ihm Alles einzuhüllen schien, und er erblickte die Gegenstände umher wieder in ihrer vollen Schärfe. Noch hatte er sich von seinem Staunen nicht erholt, als er Rasinski's laute Stimme im Nebengemach vernahm, die ihn und Bernhard aufrief; er eilte daher in den Saal, der außer dem Feuerschimmer von der Straße herauf durch eine Nachtlampe matt erhellt war. Rasinski trat ihm schon mit hastigen Schritten entgegen, und fast zu gleicher Zeit stürzten die durch den Schuß

geweckten Leute vom Vorsaale herein. »Licht! mehr Licht!« befahl Rasinski. Sie eilten, den Befehl zu erfüllen.

»Was gibt's? Was ist geschehen?« fragte Ludwig.

»Wir sind in unheimlicher Umgebung; hast du nichts gesehen?«

»Nicht das Mindeste, jedoch —«

»Durch mein Zimmer ging so eben eine schwarze Gestalt, allem Anschein nach ein Frauenzimmer,« unterbrach ihn Rasinski.

»Wie?« rief Ludwig außer sich, als ob ein Blitzstral ihn heiß und kalt zugleich durchzuckte, »eine schwarze, verschleierte Gestalt —«

»Ganz recht!«

»Und dieß sahst Du wirklich? Es war kein Traumbild?« rief Ludwig und stand wie versteinert vor dem Freunde.

»Nein, beim Himmel, denn ich war so wach wie in diesem Augenblicke,« entgegnete Rasinski, der noch zu sehr mit seinem eignen Erlebniß beschäftigt war, als daß der Eindruck, den er auf Ludwig machte, ihm hätte auffallen können. »Vor fünf Minuten wußte ich freilich nicht, ob ich geträumt hatte, oder wirkliche Dinge sah. Ich glaubte ein leises Vorüberrauschen an meinem Lager zu hören und erwachte, denn Du weißt, wie leicht mein Schlaf ist. Da sah ich es wie einen Schatten über die Wand gleiten, und ein trüber Lichtschimmer schien mir aus der offnen Saalthüre ins Gemach zu fallen. Doch glaubte ich, es sey der Schein der Feuer von der Straße herauf, die mich täuschten. Indessen war ich wach geworden und lag, noch über die Erscheinung nachsinnend, auf meinem Lager. Eben hatte ich mich wieder eingehüllt und die Augen geschlossen, als ich dasselbe leise Rauschen wie zuvor höre. Ich fahre auf; da schwebt eine schwarze verschleierte Gestalt dicht an meinem Lager vorüber. »Wer da!« rufe ich sie an; sie schreckt sichtlich zusammen, gibt mir jedoch keine Antwort, sondern eilt mit raschen Schritten durch's Gemach. »Antwort, oder ich schieße,« rufe ich, und greife nach meinen Pistolen —«

»Allmächtiger Gott!« rief Ludwig, und fiel Rasinski unwillkürlich, als ob er den Schuß verhindern wollte, in den Arm, den dieser in der Lebhaftigkeit der Erzählung ausgestreckt hatte. »Du hast also auf sie geschossen?«

»Allerdings; und gleich darauf hörte ich den Ausruf einer weiblichen Stimme.

»Sie ist getroffen? Wo?«

Mit diesen Worten wollte Ludwig in das Gemach Rasinski's eilen; doch dieser, der erst jetzt die ganz außerordentliche Bewegung des Freundes wahrnahm, hielt ihn zurück und fuhr rasch fort: »Es war nur ein Ausruf des Schreckens. Gleich darnach klang es wie eine schnell geöffnete und ins Schloß geworfene Thür; ich hatte mich rasch emporgerafft und war auf die geheimnißvolle Erscheinung zugeeilt. Doch, sey es nun, daß mich der Blitz und Rauch des Schusses geblendet hatte, oder daß das Halbdunkel des Gemaches die Flucht des unbekannten Wesens begünstigte, sie war verschwunden als ob sie in den Boden versunken wäre. Sogleich sprang ich daher in den Saal, nnd rief Dich und die Leute auf. Hier hindurch kann sie nicht geflüchtet seyn, denn sie hätte die Thür noch nicht erreichen können, so schnell war ich ihr gefolgt.«

Während dieser Erzählung waren die Diener mit Licht eingetreten, und Rasinski eilte in sein Schlafzimmer, um dasselbe genau zu durchforschen. Ludwig begleitete ihn mit einem unaussprechlichen Gefühle. Doch das Zimmer war leer. Nur zwei Thüren befanden sich in demselben: die eine, welche nach dem Saale führte, die andere, durch welche man in die weiter fortlaufende Reihe der Gemächer gelangte. Diese letztere aber war durch zwei Sessel, die noch ganz so standen wie am Abend zuvor, gesperrt; unmöglich konnte Jemand dort hinausgegangen seyn, ohne die Sessel umzustürzen oder auf die Seite zu schieben. Die Diener betheuerten dagegen, daß Niemand durch die Saalthür in den Vorsaal gekommen sey, indem sie quer vor derselben ihre Lagerstätte aufgeschlagen hatten, so daß man nur über sie hinweg hinaus und hinein konnte. An der Stelle, wo Rasinski auf die Gestalt geschossen hatte, befand sich keine Thür; es war diejenige Ecke der Rück- und Seitenwand des Kabinets, welche nicht an die Seite des Saals, sondern an die der übrigen Gemächer stieß. Aufmerksam beleuchtete Rasinski die Tapeten. »Da sitzt mein Schuß!« rief er, und zeigte auf eine verletzte Stelle, wo die Kugel eingedrungen war und noch in der Mauer steckte. »Also habe ich mich nicht getäuscht! Hier muß eine geheime Thür befindlich seyn.« Neugierig traten die Leute umher; Ludwigs Herz schlug in sehnsuchtsvoller Erwartung. Da fiel es ihm plötzlich wieder ein, daß nun Alles Wahrheit seyn könnte, was er zu träumen geglaubt hatte. »Nimm dieß zum Angedenken!« waren die Worte der Erscheinung gewesen. Schnell ergriff er ein Licht und eilte in sein Gemach zurück. Sein erster Blick fiel auf das Ruhebett; er entdeckte nichts; doch als er sich jetzt auch in den übrigen Theilen des Zimmers umsah, sah er am Boden in der Nähe des Fensters ein weißes Tuch liegen. Er hob es empor; es war ein Schleier. Wie das Gewebe leicht über seine Hand hinstreifte, erkannte er plötzlich dieselbe Empfindung wieder, die ihn zuvor so seltsam getroffen hatte; der Schleier mußte sein Antlitz bedeckt haben. Er entfaltete ihn; das Ende war durch eine Art von Ring geschlungen; hastig streifte er das Gewebe los, glänzendes Gold wurde sichtbar, ein grüner Stein schimmerte ihm entgegen. »Gnadenreicher Gott, ist es möglich!« rief er aus, und heiße Thränen stürzten ihm über das Antlitz. (Fortsetzung folgt.)

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Der Alte machte seinem Sohn Vorwürfe, dieser antwortete aber nur mit einem mißtrauischen Blick auf mich, setzte sich zum Feuer und verzehrte sein Essen. Gleich darauf entriß mich die junge Mulattin meiner peinlichen Lage: sie weckte mich und reichte mir die verlangte Fleischbrühe. Ich sah, wie sie eine Schaale voll auch in das andere Zimmer trug. Der alte Gaucho und sein Sohn äußerten Unruhe, während sie drinnen war, und warfen verstohlen lauernde Blicke auf mich. Um ihnen den Verdacht zu benehmen, gab ich meinem Gesichte einen leidenden Ausdruck, den mein Zustand immerhin begreiflich machte, und verbarg so die unsägliche Angst, mit der ich dem Wiedererscheinen des jungen Weibes entgegensah; denn ich glaubte nicht anders, als Donna Luisa werde Mittel finden, mir ihr Hierseyn kund zu thun. Vergeblich sah ich aber der Mulattin, als sie die Fleischbrühe unberührt herausbrachte, in's Gesicht; es war nichts darin zu lesen. Sie sprach leise mit dem Alten, und ich verstand nichts als das Wort Sennorita. Er antwortete nur mit einer Verwünschung, wobei er seinem Sohn einen bedeutenden Blick zuwarf. Der Muth sank mir völlig; peinigende Angst und Besorgniß im Herzen, peinigender als die schrecklichste Gewißheit, ging ich langsam wiederum meinem Lager zu, da glaubte ich in der Hand des jungen Weibes einen goldenen Ring zu erblicken, und jetzt hielt sie ihn an's Feuer, um ihn näher zu betrachten. Großer Gott! nun war kein Zweifel mehr! deutlich erkannte ich den Ring den mein Freund Donna Luisa bei ihrer Verlobung gegeben! Jetzt war alle meine Geistesgegenwart dahin; ich schrack zusammen, und unwillkührlich entfuhr mir ein Schrei des Entsetzens. Meine Bewegung, äußerlich wie innerlich, war dabei so heftig, daß die Binde an meinem Arm

losging und die Ader plötzlich aufsprang. Dieser Zufall rettete mich, denn Alles in der Hütte erschrack über dem Blut, sprang auf mich zu und schrieb meinem eigenen Schrecken die Verwirrung zu, die ich unwillkührlich hatte blicken lassen. Man eilte, den Arm wieder zu verbinden, und ich gewann Zeit, mich zu fassen und den Argwohn der Schurken zu entfernen, die in ihrem bösen Gewissen nur zu geneigt seyn mochten, meinen Schrei ganz anders zu deuten. Mein Abscheu vor Luisa's barbarischen Entführern war um desto größer, da ich ihn hinter einer unbefangenen, herzlichen Außenseite verbergen mußte, und ich gelobte mir heilig und theuer, sie zu befreien, koste es was es wolle.

Sollte mir Donna Luisa's Befreiung gelingen, mußte ich vor Allem meine Wirthe sicher machen, und ich kehrte daher bald wieder auf mein elendes Lager zurück. Alles im Hause that deßgleichen, und nicht lange, so zeigten die tiefen, gleichförmigen Athemzüge, daß sie schliefen. Was mich betrifft, so hatte die innere Aufregung, verbunden mit dem Sturz, mein Blut in eine furchtbare Wallung versetzt, und ich wachte allein in der Hütte. Es mochten zwischen zwei und drei Stunden verflossen seyn, die mir eben so viele Jahre dünkten, da sprang der alte Gaucho auf, reckte sich, nahm die Lampe und beleuchtete mich sachte von allen Seiten. Ich machte die Augen zu, als ich ihn kommen sah; beruhigt setzte er jetzt das Licht wiederum nieder, weckte Tebaldo, winkte ihm hinaus, beide verließen die Hütte. Darauf hatte ich nicht gerechnet, und ich war eine Zeitlang unschlüssig, was ich zu thun hatte. Sollte ich in Luisa's Zimmer dringen und die Thüre vertheidigen? sollte ich die beiden Männer offen, die Pistole in der Hand, angreifen und mich bei diesem Akt der Verzweiflung auf die Hand der Vorsehung verlassen? Nach einem harten Selbstkampfe trug die Klugheit den Sieg davon. Aengstlich horchte ich auf die Athemzüge der Schläfer, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß keiner wach sey, schlich ich mich an die Thüre. Der Mond schien hell, aber im Schatten des Hauses konnte ich unbemerkt stehen; ich sah mich rings um: nirgends ein Mensch, aber ich hörte sprechen; ich horchte und erkannte Tebaldo's und seines Vaters Stimme. Sie saßen hinter dem Pfahlwerk des Corals, und ich verlor kein Wort.

»Nun ja,« sagte Tebaldo, »wie der Fremde hiehergekommen ist, das habt Ihr mir erklärt, und der Spitzbube, der ihn hergeschleppt, soll dafür schon ein Andenken bekommen; aber ob der Handel auf diese Weise nicht schlimm abläuft? das habt Ihr mir nicht ausgeredet. Woher wißt Ihr, daß der Bursche nicht in der Stadt zur Obrigkeit läuft und angibt, was hier vorgeht? Habt Ihr nicht gesehen, wie er erschrack, als er den Ring der Sennorita bemerkte? Ja, ja, mir entging es nicht, so viel er sich Mühe gab, sich zu verstellen. Herr, es ist ein Spion, zweifelt nicht daran. Nur ein Dolchstoß kann —« — »Beim Himmel!« rief der Vater in hartem, wilden Tone, »das Messer, das auf ihn gezückt ist, mußte erst mir durch den Leib fahren!« Nach einer kleinen Pause fuhr er ruhiger fort: »Ist es ein Wunder, wenn man uns Leuten aus der Ebene verächtlich begegnet? Geht doch die erste, vornehmste Tugend der Gauchos, die gepriesene Gastfreundschaft, die Achtung vor dem Fremden, den die Vorsehung unter unser Dach schickt, allgemach verloren unter dem neuen Geschlechte.« — »Was soll das heißen?« unterbrach ihn Tebaldo barsch, »Jeder ist sich selbst der Nächste. Wollt Ihr Euer Leben auf's Spiel setzen wegen eines sogenannten Ehrenpunkts?«

»Tebaldo,« erwiderte der Alte sehr ernst, »ich bin Herr in meinem Hause, und thue, wie mir gut dünkt. Der Fremde kam schwach, krank, ohne böse Absicht unter mein Dach; ein bloßer Zufall hat ihn hergeführt, ein Spion kann er also nicht seyn. Hast Du daran noch nicht genug, so sage ich Dir, er kam mit Worten des Friedens, er vertraut meinem guten Willen, und bei der Mutter Gottes! kein Haar auf dem Haupte soll ihm gekrümmt werden!« — »Wohl denn,« antwortete der Sohn; »doch jetzt von dem Mädchen mit den schwarzen Augen. Ich sage Euch, ich will jetzt den Lohn für meine Mühe haben; ich mag mich nicht länger an der Nase herumführen lassen.« — »Tebaldo,« unterbrach ihn der Vater, »davon morgen; Geduld! Geduld!« — »Beim allmächtigen Gott!« schrie Tebaldo, »Du mißbrauchst Deine Gewalt, ich will nicht länger warten!«

(Fortsetzung folgt.)

Pfennig-Briefe aus meiner Reisetasche. Von M. G. Saphir. *)

Der Unmensch! Alle Tage sehe ich ihn und er blickt mich kalt und höhnisch an: der Briefträger nämlich, und bringt mir kein Schreiben von dir! Auch die Briefträger haben sich gegen mich verschworen; o Natur, Natur!

Ich setze meine Briefe an Dich, liebe C., hübsch weit auseinander, wie die Wasserrüben. Das kommt daher, weil ich gar zu ängstlich in der Brieftoilette bin. Ein Brief ist ein geschriebenes Rendez-vous, und glaube mir, ein Frauenzimmer, das in Papilotten und ein Herr, welcher nachläßig gekleidet beim Rendez-vous erscheint, bei denen ist die Liebe schon auf dem Rückmarsch. Ein Mädchen, welches seinen Gegenstand noch wirklich liebt, erscheint eben so wenig mit einem Tintenkleck's auf dem Papier vor ihm, als mit einem Rußfleck auf dem Angesicht. Einem Frauenzimmer, welchem die Feder immer überläuft, dem läuft das Herz nicht mehr über. Der erste unleserliche Brief mit einem obligaten Tintenklecks, den ich von Dir erhielte, würde mich überzeugen, daß Deine Liebe auf der gold'nen Jakobsleiter der Empfindung eben im Heruntersteigen begriffen ist.

Bei uns Genie's ist das ganz anders! Bei uns sind Tintenkleckse nichts anders, als genial hingeworfene Ideenmeere, massive Gedanken-Barren, die noch nicht in Buchstaben-Münzen ausgeprägt wurden. Ich schreibe zuweilen Tintenkleckse, die, wenn sie gedruckt und verstanden würden, besser gefielen, als Alles, was ich bisher geschrieben habe, welches zwar nicht viel sagen, aber doch viel bedeuten will. Ein humoristischer Tintenklecks ist ein fetter, geräucherter Schriftschinken, es können sich zehn Personen daran satt lesen, wenn sie nur lesen können, d. h. nicht nur en détail in einzelnen Buchstaben, sondern en gros, idest in Tintenklecksen. Ich werde dir nächstens, meine Theure, wenn ich ein Mal sehr gut aufgelegt seyn werde, einige ausführliche Tintenkleckse schreiben, du wirst sie schon verstehen, denn die Augen der Liebe lesen die Tintenkleckse vom Blatt!

Mit dem Unleserlichschreiben geht es uns Genie's eben so. Wir Genie's wir haben zwei Privilegien: Nr. 1. Häßlich zu seyn, denn man liebt uns doch, wie Figura zeigt. Nro. 2. Unleserlich zu schreiben, denn man lies't uns doch, wie Figura zeigt. Wir schreiben nur so lange unleserlich, bis unser Schreiben gedruckt ist, dann kann man es schon lesen; Andere hingegen, die leserlich schreiben, schreiben nur so lange leserlich, als sie schreiben, wird das, was sie so schön leserlich geschrieben haben, erst gedruckt, dann wird es unleserlich, es kanns kein Mensch lesen. Bei allen Schriftnern, deren Manuskript wie gedruckt ist, bei denen bleibt dafür ihr Gedrucktes wie Manuskript. Wer sich Zeit nehmen kann, einen Buchstaben schön auszuführen, der kann keinen Gedanken schön ausführen, oder er müßte ihn schon von einem andern Autor ausgeführt haben.

---

*) Vergl. Nro. 96 des Konv.-Bl.

O, ich kann mir nicht nur recht schön denken, wie man gut schreiben kann, sondern ich kann mir auch recht gut denken, wie man schön schreiben kann. Wenn man sich so niedersetzt und keinen Gedanken auf dem guten Papier und kein gutes Papier in Gedanken hat, dann, dann schreibt man so hübsch langsam und zierlich, und malt die Buchstaben, diese Gedankenhäuser recht sauber und schön, vielleicht kommt mit der Zeit ein Gedanken und besieht sich die schönen Häuser und zieht ein. Allein wenn man sich niedersetzt zum Schreiben, und das weiße Papier vor uns schon voll mit guten Gedanken hat, und wir mit der Feder nur immer hinter ihnen herlaufen müssen, um sie fest zu halten, und in aller Geschwindigkeit auf's Papier zu heften, mit langen, großen Schneider-Buchstabenstichen, dann schreibe der Guckguck schön! Während man den Schwanz eines H oder G schnörkelt, indessen zieht ein Gedanke um den andern den Kopf aus der Federschlinge und läuft davon. Schöne Buchstaben sind wie schöne Männer, sie besitzen selten Geist. Kalligraphische Männergesichter und kalligraphische Männerbriefe werden selten viel gelesen. Ein schönes, pedantisch regelmäßig geschriebenes Männer-Antlitz ist eine schöne Sache, aber so ein Gesicht ist ein Gattungs-Name; ein Männergesicht soll aber kein Gattungs-Name, sondern ein eigener Name seyn. Die schönen Männer sind gewöhnlich alle nach einem Stick-Muster, als ob sie der lieben Natur vorgedruckt worden wären. Nennt man ein solches schönes Männergesicht bei seinem rechten Namen nicht, so sehen sich in der lieben Welt tausend solche Stickmuster-Gesichter um. Das Gesicht eines Mannes aber soll ein Manupropria, ein Monogram seyn; es soll Charakter, Eigenthümlichkeit, Selbstistoff-Haltigkeit darin seyn; ein Männergesicht soll nicht aussehen, als ob man es schon einmal gesehen hätte, es soll kein sogenanntes bekanntes Gesicht seyn, es soll nicht aussehen wie Hinz und nicht wie Kunz, sondern wie sein Ich. (Schluß f.)

Frankfurter Theater.

Wir sind noch mit unsern Berichten über einige bemerkenswerthe Darstellungen im Rückstande, bauen aber auf die Nachsicht unserer Leser, indem wir ihnen die Versicherung geben, daß wir ex more und mit kritischer Gewissenhaftigkeit nachzahlen werden. Um jedoch nicht allzu tief in Schulden zu gerathen, beginnen wir damit, die neueste abzutragen, und über die Darstellung am 25. August zu berichten, welche dadurch ein besonderes Interesse gewann, indem ein ehrenwerther Veteran der hiesigen Bühne, Hr. Otto, solche, nachdem er sechs und dreißig Jahre lang eine Zierde derselben gewesen war, als Kriegsrath Dallner in dem Schauspiele: Dienstpflicht, von Iffland, zum letztenmale betrat. Hr. Otto hat nämlich seine Entlassung erhalten, und bezieht nun den ihm nach den Statuten der Pensionsanstalt gebührenden Ruhegehalt. Daß ihm die Direktion, wahrscheinlich ausnahmeweise und in Betracht seines langen rühmlichen Wirkens, noch eine Benefizvorstellung bewilligte, gereicht ihr zur Ehre, und wie sehr das Publikum mit dieser seinem alten Lieblinge zu Theil gewordenen Achtung einverstanden ist, davon zeugte das rührende Wohlwollen, womit es den ehrwürdigen Künstler begrüßte. Auch seine Kollegen benahmen sich bei dieser Gelegenheit auf eine Weise, welche die hohe Theilnahme und die Gefühle offenbarte, die ihnen das Scheiden eines Mannes aus ihrem Wirkungskreise einflößte, den sie mit Stolz in ihrer Mitte sahen, und dessen Darstellungen, in denen die reinste Wahrheit, der würdigste Anstand und die unverkünstelteste Natur vorherrschte, Musterbilder für sie gewesen waren und Erinnerungsmale bleiben werden. Als nach beendigtem Schauspiele Hr. Otto von dem Publikum noch einmal hervorgerufen worden war, und demselben seinen Dank einfach und herzlich ausgedrückt hatte, erhob sich eine hintere Gardine, der größere Theil der Theatermitglieder, feierlich gekleidet, umgaben ihren Kunstgenossen, während Dem. Lindner sich ihm nahte, und mit jenem ergreifenden, seelenvollen Ton der Stimme, dem kein Herz verschlossen bleiben kann, eine kleine Rede an ihn hielt, nach welcher sie ihm das greise Haupt unter Pauken- und Trompetenklang mit einem kostbaren Silberkranze schmückte, den das Theaterpersonal dem Hrn. Otto zur Feier dieses Abends zum Andenken bestimmt hatte. Unter den stürmischen Beifallszeichen des hochbewegten Publikums fiel der Vorhang. Wir wenden uns nun zur Aufführung des Schauspiels, von dem Benefiziaten still scheidend. Der Anblick eines Trümmerwerks, ehrfurchtgebietend an sich, hat immer etwas Trauriges und Demüthigendes; denn es erinnert uns, wie gebrechlich die Schöpfungen des Menschen, wie bestandlos seine Hoffnungen, und wie engbegränzt die Kreise seines Schaffens sind. Ueber Iffland'sche Schauspiele ist gar viel gesprochen worden. Die Wahrheit der Charakterschilderungen wird Niemand so leicht verkennen. Aber nicht Alles, was wahr ist, hat auch poetischen Werth und Reiz. Ein großer Dichter wird nicht allein nüchterner Sittenprediger seyn. Auf der Schwinge seines starken Geistes trägt er uns auf zu edleren Regionen, statt uns über das Stoppelfeld der kläglichsten Lebensmisere schleppenden Gangs zu leiten. Es erfaßt uns daher unangenehm, wenn nun auch in dieser »Dienstpflicht« statt der Flamme der Poesie das liebe Geld wieder die Hauptrolle spielt. Hr. Hendrichs (Sekretär Dallner) erwarb und verdiente die Anerkennung, die seiner Kunstbestrebung gebührte. Er gab die Scenen der tiefen Reue und Zerknirschung mit vieler Wahrheit. Den ernsten, bedächtlichen und festen Justizrath Listar spielte Hr. Becker mit dem günstigsten Erfolge. Hr. Meck bewährte als Baruch sein ausgezeichnetes Talent für solche Rollen. Die Repräsentation seines Juden streifte nicht an das Gewöhnliche, und er wußte den Charakter, ohne daß er ihm die komische Schattirung entzog, auf einen höhern Standpunkt zu halten. Hr. Steck (Sekretär Fallbring) hätte mehr Anerkennung von Seiten des Publikums verdient, als ihm in der Darstellung dieser widrigen Rolle zu Theil ward. Der Charakter ist aber so niedrig und entehrend gezeichnet, daß ihm selbst ein großer Darsteller desselben kein bedeutendes Interesse zu verleihen im Stande seyn wird. Hr. Steck hat übrigens bei seinem von der Natur keineswegs begünstigten Organ eine übel klingende Einförmigkeit des Tons angenommen, die seinen Leistungen sehr im Wege steht. Dem. Lindner als Hofräthin Rosen glänzte wie gewöhnlich durch den schönsten Ausdruck der Gefühle. Das Orchester spielte auch heute die bekannten Symphonien, die bereits in vollem Gange waren, als Hr. Otto vor sechs und dreißig Jahren die hiesige Bühne zum erstenmale betrat! — S.

Quadrat-Worträthsel.

Ein magisches Quadrat erscheint,
Wenn man die Namen schlau vereint,
Daß jeden Namen viermal man —
Doch vor- und rückwärts lesen kann.
Ich zeige dir, doch magisch nur,
Von jedem Namen rechte Spur.

»Ein kleiner Gott voll Flattersinn;
»Die einst'ge Weltgebieterin;
»Die Wohnung, die uns einst umschließt,
»Und das, was manches Thier genießt.«
Nun deute du die Namen dir,
Und bilde vier mal vier aus vier.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 109.

Hühneraugen.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 28. August: Sargines, große Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Paer. Sophie: Dem. Halbreiter, von München. Hierauf wird die ungarische Sängergesellschaft einige Gesangspiecen vortragen.

Sonntag, den 31. August: Gustav, oder der Maskenball, große Oper in fünf Aufzügen, der fünfte mit einer Zwischenabtheilung; aus dem Französischen von Freiherrn von Lichtenstein, Musik von Auber. Erstes Meß-Abonnement suspendu, mit erhöhten Eingangs-Preisen, und zwar: Parterre-Logen- und Logenbillets des ersten Ranges 1 fl. 45 kr., Logenbillets des zweiten Ranges 1 fl. 21 kr., Parterre 1 fl., Gallerie 24 kr.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 112. 29. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Brand von Moskau.

Er hielt dasselbe Armband in den Händen, welches die Geliebte am Fuße des St. Bernhard verloren hatte; dasselbe theure Kleinod, dem er es zuerst verdankte, ihr in das holdselige Antlitz zu blicken. Außer sich wollte er eben zu Rasinski hinüberstürzen, als er ein in den Falten des Schleiers festgestecktes Blatt bemerkte. Mit zitternder Hand zog er die goldene Nadel, die es befestigte, heraus und entfaltete es. Unter gewaltsam hervordringenden Thränen las er die Worte: »Sie waren einst mein Retter aus dringender Gefahr! Sie beschirmten mich mit brüderlicher Treue. Wer vermag die wunderbaren Fügungen der Vorsehung zu bezeichnen, die uns damals zusammenführten und trennten, und jetzt wieder nahe bringen und für ewig scheiden! — Doch die Minuten drängen. Verlassen Sie dieses Haus, schnell, augenblicklich! Es droht Ihnen die äußerste Gefahr! Der Schlund des Verderbens gähnt unter Ihren Füßen auf; der Boden, auf den sie treten, ist nur die leichte Decke eines furchtbaren Abgrundes. Ein Augenblick zu spät, und sie bricht ein! — Mehr darf ich nicht enthüllen. — Ach, schon das gilt für ein schweres Verbrechen! Doch ein höheres Gesetz der Dankbarkeit gebot mir, es zu begehen. — Die Zukunft ist düster verhüllt, die Wogen meines Lebens in Sturm gehoben. — Welches auch mein Schicksal sey, mit schwesterlicher Treue wird mein Herz das Andenken des edlen Freundes bewahren — möchte auch ich nicht ganz von ihm vergessen seyn! Bianca.«

Ludwig stand, seiner Sinne kaum noch mächtig, und heftete das Auge auf das Blatt, als Rasinski eintrat. »Wo bleibst Du?« fragte er. »Wir haben eine Thür entdeckt, eben lasse ich eine Axt holen, sie zu öffnen, denn wir müssen nothwendig Licht in dieser Sache haben. — Ist aber Bernhard noch nicht zurückgekehrt? — — Was hast Du? was ist Dir?« fragte er erstaunt, als Ludwig bewegungslos vor ihm stand und ihm nun das Blatt hinreichte. Rasinski durchflog es mit raschen Blicken. »Ich glaube, hier sind höhere Mächte im Spiel,« rief er aus, als er gelesen; nie ist mir ein wunderbareres Ereigniß begegnet. Aber Gefahr? Welche Gefahr droht uns? Wörtlich ist doch die Stelle nicht zu verstehen? — Wir müssen der Geheimnißvollen nachdringen. Komm und laß uns das Abenteuer gemeinsam wagen!«

Ludwig ließ sich von Rasinski fortreißen. In seinem Zimmer fanden sie schon die Reitknechte mit einer Axt, beschäftigt, die entdeckte Thür zu öffnen. Nach wenigen Schlägen war es geschehen. »Jetzt entschlossen, doch vorsichtig,« sprach Rasinski; er ergriff mit der Linken ein Licht, mit der Rechten ein Pistol, und schritt voran.

Man befand sich in einem schmalen, niedrigen Korridor, der nur eben Breite und Höhe für einen einzigen Mann hatte. Es schien, als sey derselbe in der Mauer selbst angebracht und laufe parallel mit dem breitern äußern Korridor. Doch senkte er sich merklich, ja an einigen Stellen ganz steil. »Mir däucht, es riecht hier so brandig und nach Schwefel,« sprach Rasinski, nachdem sie etwa dreißig Schritte vorwärts gethan hatten. »Bemerkt Ihr nichts?«

»Freilich!« erwiderte der Reitknecht. »Es muß hier nothwendig in der Nähe etwas verglimmen.«

»Sollte die Warnung doch fast wörtlich gemeint seyn?« fragte Rasinski leise, indem er sich zu Ludwig umwandte. »Ich halte es für bedenklich, hier weiter vorzudringen!«

Ludwig, dessen Herz in der Hoffnung angstvoll schlug, die Spuren der Geliebten aufzufinden, erwiderte: »Noch dürfen wir uns gewiß weiter wagen, denn die Rückkehr ist uns ja nicht verschlossen. Ich will voran.«

»Nein, es ist besser, daß ich der Vordere bin,« erwiderte Rasinski; »Dich könnte der Eifer verleiten, die nothwendige Vorsicht zu versäumen.«

Sie schritten abermals etwa zwanzig Schritte vorwärts; der schweflichte Dampf wurde dichter und ließ sich kaum noch einathmen. Da fuhr ihnen plötzlich ein Windstoß entgegen, als ob ein Luftzug irgendwo geöffnet worden wäre, und im gleichen Augenblicke verhüllte ein entsetzlicher Qualm und eine erstickende Hitze den Raum um sie her, so daß sie fast die Besinnung verloren. »Rasch vorwärts,« rief Rasinski, und trieb Ludwig an, während dieser auch die Begleiter drängte. Hastig stürzend, mit beklemmtem Athem, Tücher vor den Mund haltend, suchten sie Rasinski's Zimmer zu gewinnen. Athemlos erreichten sie es endlich; doch war auch dieses schon ganz mit Rauch erfüllt. Rasinski schlug gegen das Fenster an und schlug mit dem umgekehrten Pistol die Scheiben ein, daß sie klirrend in die Straße stürzten. Durch dieses Mittel erhielt man Luft, und konnte einige frische Athemzuge thun. Ludwig war durch die Saalthür geeilt; allein kaum hatte er dieselbe geöffnet, als ihm auch schon von dort Rauch und Dampf entgegen schlug, der aus dem Boden zu quellen schien. Doch brannte die Lampe noch, und er konnte sein Zimmer erreichen, um in aller Eile Waffen, Mantel und Mantelsack zu ergreifen. Bianca's Schleier, Armband und Tuch trug er schon auf der Brust. So eilte er wieder zu Rasinski zurück, der ihm aber schon auf dem Saale entgegen trat. Jetzt erscholl durch die Stille der Nacht plötzlich von Außen her der Ruf: »Feuer, Feuer!« und fast zu gleicher Zeit dröhnten die Trommelwirbel aus dem Bivouak unten herauf, und gellende Trompetenstöße schmetterten darein. Hastig stürzten Rasinski, Ludwig und die Reitknechte die großen Treppen hinunter auf die Gasse hinaus. In der Hausflur kam ihnen Bernhard in vollem Laufe von der Hinterseite her entgegen.

»Gott sey Dank, daß Ihr gerettet seyd,« rief dieser,« ich fürchtete schon, zu spät zu kommen. Aber macht, daß Ihr das Freie erreicht, denn die Flammen schlagen schon von allen Seiten aus dem Erdgeschoß und durch das Dach hinaus. Hier treibt der Teufel sein Spiel!«

Schmerz und Seligkeit der Liebe, Bestürzung, Staunen,

Schrecken, dankbare Freude brachen in vollen Strömen zugleich in Ludwigs Herz ein; doch die mächtige Fluth der Ereignisse riß alles in ihre fortbrausenden Wogen hinein, und gönnte der Brust nicht die Ruhe, sich selbst zu beschauen und zu empfinden. Der Augenblick forderte die That; die betäubte Betrachtung wurde gewaltsam von den Gegenständen hinweggerissen, an die sie sich heften wollte.

Jetzt erst konnte man die Gefahr übersehen. Eine schwarze, undurchdringliche Wolke lag über dem Palast; nur einzelne roth züngelnde Blitze zuckten hindurch. Der Qualm drang schon fast aus allen Fenstern des Hauses hervor; er wirbelte aus dem Erdgeschoß herauf, er quoll in dichten Strömen aus dem Dachstuhle. Ein einziger Blick reichte hin, um die Ueberzeugung zu schöpfen, daß das Feuer angelegt, daß der Brandstoff in allen Theilen des Gebäudes ausgebreitet und durch ein plötzliches Mittel zugleich in Brand gesetzt seyn mußte. Welcher Art dasselbe gewesen, darüber konnte Rasinski keinen Zweifel mehr hegen.

Mit grausendem Erstaunen erwartete man, wie das majestätische Schauspiel sich entwickeln werde. An Rettung war bei dem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nicht zu denken. Man hatte genug zu thun gehabt, um so schleunig als möglich die Pferde, welche in dem Hofe des Schlosses untergebracht waren, und einige Vorräthe zu retten.

Rasinski ließ seine Leute unter Waffen treten und überzählte, ob Jemand fehle. Sie waren Alle zugegen.

»Noch ist es fast windstill,« sprach er; »der Rauch zieht ein wenig abwärts; wenn die Flammen eben so gejagt werden, so dürfen wir ohne Gefahr hier verweilen. Wo nicht, so ziehen wir uns nach der Gegend des Kremls. Einstweilen wollen wir das Ereigniß dorthin melden.«

Er rief Jaromir hervor, und gab ihm den Auftrag, sofort nach dem Kreml zu reiten und die Meldung bei dem Generaladjutanten des Kaisers zu machen.

Jaromir sprengte wie ein Pfeil davon.

Mit gespannter Erwartung betrachteten die versammelten Leute jetzt das in Dampf gehüllte Gebäude vor ihnen, jeden Augenblick gewärtig, daß die Flammen durch das Dach brechen sollten. Da fiel unvermuthet ein heller Schein über das ganze Gebäude, als wenn dasselbe durch eine plötzlich aufgehende Sonne beleuchtet würde. Verwundert sah man sich um; da stand der ganze Himmel in dunkelrothem Glanz, als ob er über ein Feuermeer gewölbt sey. Rasinski sprengte die Gasse entlang bis zu der Gartenmauer, wo er einen freien Blick über den Horizont hatte. »Heiliger Gott!« rief er entsetzt aus, als er hier ein zweites großes Gebäude, das in der Nähe des Kremls liegen mußte, wahrnahm, aus dessen hohem, unförmlichem Dache eben die Flammen mit voller Gewalt herausschlugen, während eine schwarze Rauchwolke sich düster über die Sterne, die noch im Zenith glänzten, hinwegwälzte. »Das ist kein Zufall!« rief er unwillkürlich aus; »hier werden furchtbare Rathschläge ausgeführt.« Er wollte eben zurücksprengen, als ihm Bernhard mit der Nachricht entgegen kam, am Ende der Gasse brenne ein Magazin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Während er so sprach, hörte ich deutlich, wie er sein Messer auf dem Stiefel wetzte. Erschüttert durch die Vorstellung eines Vatermords, stand ich im Begriff, mich unter sie zu werfen; aber der Trieb der Selbsterhaltung siegte in mir über das Entsetzen, und so blieb ich ruhig im Dunkeln stehen. So unbedeutend indessen das Geräusch gewesen war, das meine Bewegung im Schreck verursachte, dem geübten Ohr eines Gaucho konnte es nicht entgehen. Ich sah sie aufspringen und die ganze Umgebung des Corals durchstöbern, wobei ihre Messer im Mondschein blinkten. Ich rührte mich nicht, legte aber die Finger auf die Drücker meiner Pistolen, entschlossen, Feuer auf sie zu geben, sobald sie auf mich zukämen. Sie setzten sich indessen, nachdem sie die Runde um den Coral gemacht, wieder nieder und sprachen leise weiter, so daß ich nur einzelne Worte verstand. Mit einemmale aber erhob der junge Mensch die Stimme; er schwur mit einem fürchterlichen Fluche, er wolle sich nicht länger durch glatte Worte hinhalten lassen, und gab in bitter höhnischem Ton zu verstehen, der Vater dürfte wohl bei der Sache seine Gründe haben, die er nicht gestehen möge. »Schurke!« rief der Vater, »elender Sklave der Leidenschaft! eitler Lust willst du die sicherste, die süßeste Rache opfern? Höre Deinen alten Vater, vertraue seiner Erfahrung: laß mich mit dem Mädchen thun, wie ich im Sinne habe, und Du sollst so viele Schätze gewinnen, daß Du fünfzig Weiber haben kannst, schöner als diese, und dabei erhältst Du wiederum in der Welt den Rang, um den man mich schnöderweise gebracht hat.«

Eine Pause trat ein, während welcher ich mich vorsichtig näher schlich, so daß ich wieder Alles hören konnte. »Das Mädchen, das Du um jeden Preis haben willst,« fuhr der Vater fort, »ist Deine nahe Verwandte, ist die Tochter meines Bruders. Von meiner Mutter, von meinem Unglück in der Jugend hast Du mich oft sprechen hören. Du weißt, daß mich die Verzweiflung aus meines Vaters Hause trieb, und ich somit jeden Anspruch auf sein Erbe aufgab. Wie es mir in der Sierra Morena erging, weißt Du auch. An Allem, was seit meiner Geburt über mich ergangen, ist der Vater des Mädchens Schuld. Laß mich ihm das ganze Guthaben mit einemmale heimzahlen. Sein Vater war auch mein Vater, aber sein Vater verstieß meine Mutter mit Schimpf und Schande. Gott vergebe es ihm, wenn es seyn kann! aber ich bin dessen eingedenk, ich, den die Welt ausgespien hat, ich, der, statt im ruhigen Besitz der Güter, welche mir durch meine Geburt rechtmäßig zukamen, in der Wüste und im Elende lebt! Und Du, mein Sohn, der Du meine Schande, mein Unglück theilst, höre mich jetzt und sey gehorsam! Dieses Mädchen ist Don Jose Echivera lieber als sein Augapfel, sie zu lösen, gibt er uns mit Freuden ein gut Theil seiner ungeheuren Schätze hin. Ueberdieß muß er mir dazu verhelfen, daß ich in das Vaterland zurückkehren kann, und dann wartet Deiner dort das glänzendste Loos. Dazu muß man klüglich unterhandeln und Don Jose nicht wissen lassen, wo seine Tochter versteckt ist. Ehe man sie ihm ausliefert, muß er sich noch durch einen feierlichen Eid verpflichten, den Inhalt unsers Vertrags niemals bekannt zu machen.« — »Herr,« antwortete Tebaldo, »ich habe durchaus keine Lust, die Ebenen zu verlassen. Geht mir mit den Sitten und Gebräuchen jener Welt, die Ihr die gebildete nennt! Was weiß ich davon? Ich bin in der Freiheit aufgewachsen und fühle mich glücklich hier. Geht mir mit Euerm Geld und Gut! vollends, wenn man, um es zu bekommen, einem Schurken aus der Stadt auf sein Wort glauben muß!« — »Tollkopf! Du kennst nicht den Werth der Güter, die Du von Dir stößt. Reichthum, Ehre, Macht, Ruhm, Alles kannst Du haben, und Du willst nicht! Und warum? Um eines Mädchens willen! merk Dir, mein Sohn, was ich sage: um eines Mädchens willen, die Dich nicht lieben kann, wie Du jetzt bist. Noch einmal, meines Bruders Reichthümer sind unermeßlich, und sein Wort ist ihm heilig. Glaube mir, junger Mensch, Ehre, Treu und Glauben wohnen nicht allein in den Ebenen der Pampas.« — »Das mag schon seyn; aber ich will einmal nicht anders leben, als ich jetzt lebe; die giftige Luft in der Stadt brächte mir den Tod. Ja, Herr, hier will ich leben und sterben!« — Er sprach diese Worte in ruhigem, entschlossenem Ton, und trotz der ängstlichen Spannung, in der ich mich befand, konnte ich nicht umhin, die Großherzigkeit des halben Wilden

zu bewundern. »Eigensinniger Mensch!« nahm der Alte fast in flehender Weise wieder das Wort; »ha! wüßtest Du, wie süß befriedigter Ehrgeiz ist, welche Genüsse Reichthum verschafft! Ermanne Dich! willst Du gleich seyn dem zähen Gewächs, das sich nimmer aus dem Boden seiner Heimath versetzen läßt? Denkst Du nicht an den Adel Deines Stammes? vergißt Du, daß Du einer der ersten Familien Spaniens angehörst? Wisse, wenn Du Gold hast, sind die flinksten Renner im schönen Andalusien Dein.« — »Mit meinem Lasso fange ich das vornehmste Roß in der Ebene, und die Pampas sind so reich, daß ich alle Tage ein neues haben kann.« —

Mein Sohn,« sprach der Vater in überredendem Tone, »Du bekommst hübsche Landgüter, herrliche Paläste, Unterthanen, die nur Deines Winkes harren!« — »Sind nicht die Ebenen von Paraguay mein?« entgegnete Tebaldo mit Emphase; »die Güter, von denen Ihr sprecht, sind sie wohl so groß? Laufen dort auch zur Jagdlust Strauße zu Hunderten? Sind Spaniens mächtige Forste so gewaltig als das Gehölz, das die Vorderillas krönt? Ist dort der Löwe, der Jaguar, die wilde Ziege zu Hause? Herr, einmal für tausendmal, die Luft, der Boden meines Landes, was mir lieb war seit Kindesbeinen, ich kann es nicht lassen, es ist zu spät dazu.«

»Unglücklicher, Verblendeter!« rief jetzt der Vater unwillig; »wie kommst Du dazu, Genüsse von Dir zu stoßen, von denen Du gar keinen Begriff hast? Bedenke, Du kannst einst Heere befehligen, kannst Dich auszeichnen vor den edelsten Rittern —« — »Beim Gott im Himmel!« unterbrach ihn der Sohn, »ein edles Roß ist mir lieber als der höchste Thron, und meinen Lasso vertauschte ich nicht gegen den Scepter von Hispanien!« — »Gemeiner Hund!« entfuhr dem Alten, aber schnell wieder den Ton ändernd, sprach er für sich: »Freilich! freilich! es ist ihm nicht übel zu nehmen! Was weiß er von Ehre, von Ruhm?« — »Nichts davon!« rief der junge Jäger verächtlich, »zum letztenmal, nichts davon! Und das Mädchen, das ich liebe,« fuhr er leiser und mit sichtbarer Rührung im Tone fort, »wer sie mir streitig macht, sey es mein Freund, sey es mein Vater, er komme mit dem Messer in der Hand, und er soll seinen Mann an mir finden, denn nur mit dem Leben will ich sie lassen.« — Deine Reden sind erstaunlich keck, und in einem andern Falle möchtest Du Ehre davon haben; Donna Luisa aber —« — »Nun ja, was?« — »Du mußt von ihr ablassen,« fuhr der Alte fort; »wenigstens,« fiel er sich selbst in die Rede, denn Tebaldo mochte eine unwillige Geberde gemacht haben, »wenigstens bis Du Dir meine Vorschläge besser überlegt. Sieh, mein Sohn, Du bist eben noch ein Kind.« — »Ein Kind!« schrie Tebaldo wüthend, und ich hörte den Griff des Messers an seinen Zähnen klappern; »ein Kind! Ihr mißbraucht Euer Ansehen, Herr; das ist mehr, als sich ein Sohn vom Vater gefallen lassen kann. War ich ein Kind, als ich den Löwen erschlug, dem Ihr feig den Rücken wandtet? Bei der heiligen Jungfrau! ich will Euch beweisen, daß ich ein Mann bin! Das Mädchen, das Ihr mir so lange streitig macht, noch heute muß es mein seyn!« — »Tebaldo!« erwiderte der Gaucho fest und ernst, »das wirst Du bleiben lassen, und so lange ich lebe, schütze ich sie gegen Dich.« — »Das dachte ich wohl!« rief der junge Mann in der äußersten Wuth, mit bebender Stimme; »ha! ha! Du willst sie für Dich behalten!« — »Es ist aus!« sprach jetzt der Vater in dumpfem Tone, wie zu sich selbst; »es war mir bange vor dieser Stunde; aber es ist einmal nicht anders, und so muß ich mich darein ergeben! — Tebaldo, Du bist der letzte Sprößling eines edlen Geschlechts; aber ich sehe wohl, gemeines, niederträchtiges Blut fließt von der Mutter her in Deinen Adern, und ich muß mich schämen, Dich gezeugt zu haben. — Dein Messer ist gezogen; wehre Dich Deines Lebens!«

(Fortsetzung folgt.)

Pfennig=Briefe aus meiner Reisetasche. Von M. G. Saphir.

(Schluß.)

Die Frauenzimmer lieben auch solche Monogramgesichter am leidenschaftlichsten, es mag nun häßlich, pikant, edel, bizarr, barrock, dämonisch und so weiter seyn, eben weil sie wissen, es gibt nur ein einziges Exemplar eines solchen Gesichtes in der Welt, und es ihnen Freude macht, etwas zu besitzen, dem Aehnliches kein anderes Frauenzimmer besitzen kann.

Die Handschrift eines Mannes soll auch keine Fabrik- und Modellschrift seyn, sie soll seine eigne Schrift seyn. Es liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, einen geistreichen unleserlichen Brief zu lesen, und diese Buchstabendrachen, und diese zusammengeschlungenen Kaktus-Wortgewächse aufzulösen und sie sich wie magische Zeichen entwirren zu sehen, und zu gewahren, wie an jedem dieser Buchstabenbündel, wie in dem alten Zaubermährchen an den Reiserbündeln, ein eigner Geist gebannt ist, und wie aus allen Krummholzlettern nach und nach helle und kluge Augen herauslachen, und die darin versteckten Elfen und Feengeister heraussteigen und schäckern, und wie um manches dickbäuchige Wortfaß ein goldner Reif liegt, damit die Fülle es nicht sprenge, und wie nach und nach aus dem weißen Papierfeld mit den gesäeten schwarzen Drachenzähnen, die geharnischten Gedankenmänner hervorwimmeln und mit den blanken Schildern an einander schlagen, und vor dem Briefleser Front machen, und das geistige Gewehr präsentiren! darum werden die unleserlichen geistreichen Briefe am meisten gelesen und zerlesen, und die unleserlichen geistreichen Gesichter am meisten geliebt und — zerliebt!

Freilich, meine theure Freundin, gibt es keine Regel ohne Ausnahme, und eine solche Ausnahme hast Du jetzt in Deiner Hand. Denn, wenn Du meinen Geist nach der Unleserlichkeit meiner Briefe beurtheilen wolltest, so wär' ich der geistreichste Mensch, nicht nur in dieser Welt, dazu gehört nicht viel, sondern auch in jener Welt, wo die große Welt und die schöne Welt sich auch in die Geisterwelt auflös't.

Jedoch ich vergesse, daß ich Dir, meine Holde, heute eigentlich von Strauß und Lanner schreiben wollte und nun geht der Brief zu Ende ohne ein Wort über sie. Siehst Du so bin ich, wenn ich mich an meinen Schreibtisch setze, so gehen wie beim Speisetisch vor dem eigentlichen Kern der Mahlzeit eine Menge Gedanken-Aßietten und kleine Einfallschüsselchen an mir vorüber, von denen allen ich mit meiner Federgabel etwas herausnehmen und auf's Papier legen muß, so daß mein Papierteller bald von lauter solchen Gedankenleckereien voll ist, und ich darum den Teller wechseln muß. Es jagt sich so eine Menge Gehirnwildpret vor mir auf dem Papier herum, und ich möchte gern alles mit meiner Federbüchse niederknallen. Du lächelst und nennst das eine Hasenjagd? Dafür werden mich die Götter an Dir rächen und Dir einen Hasenfuß über den Hals schicken, den Du bald selbst gerne jagen wirst.

Nun aber komme ich von den Hasen zurück auf mich und von mir auf den Strauß — da hast Du bald eine ganze Menagerie beisammen! — und verweise Dich auf meinen nächsten Brief, der diesem Briefe auf dem Fuß, d. h. auf dem Hasenfuß, folgen soll.

Apropos! Gestern war ich im Burgtheater hier und sah ein Lustspiel: »Das Liebesprotokoll.« Wenn diese Schauspieler auftreten mit dieser Natur und Wahrheit, mit dieser Freiheit und Grazie, mit diesem Leben und mit dieser Lebenstreue, wer könnte da noch mehr wünschen?

Du weißt, liebe Freundin, daß ich mich fast im Theater immer zweimal langweile, einmal privative als Zuschauer, und einmal aus Pflicht als Kritiker; heute habe ich mich doppelt unterhalten, einmal privative als Zuschauer, und ein-

mal aus Pflicht als Kritiker. Kritiker bin ich Gottlob zwar nicht mehr! Ich gehe nicht mehr wie ein ewiger Passatwind durch die Schauspielwelt; nur manchmal und selten wie ein erhabener Sturm, wie ein majestätisches Schauspiel, und da packe ich nur die hohen Eichen und die starken Stämme, die kleinen Bäumchen und Gräserchen haben nichts zu fürchten.

Du wolltest auch meine Ansichten über die Peche und Müller hören. Die Erste sah ich hier noch nicht und die Müller gestern zum erstenmale als Rosalie.

Sie ist die Leontine Fay des Lustspiels, ohne wie jene so viel sichtliches Bewußtseyn und so viel Berechnung mitzubringen. Sie scheint etwas viel sie selbst auf dem Theater zu seyn, und das läßt ihr gut, denn ihr Selbst ist ein sehr liebliches principium movens. Ich mag die Schauspielerinnen gut leiden, die ihre zwei Schauspieler: die Augen, so gut zu gebrauchen wissen. Sie zuckt zuweilen mit den schönen Augenbrauen grade wie die Leontine Fay, allein bei jener hat es etwas von dem Augenzucken des Jupiter fulminans, es soll die Welt erschüttern, die Breterwelt nämlich, bei der Müller ist mehr Mitleid und Gleichgültigkeit darin und manchmal epigrammatische Schärfe. Ihre Figur hat wohl epische Form, doch ihre Wesenheit ist mehr Idyll.

Leb wohl, meine Süße, Morgen mehr!

Mannigfaltigkeiten.

Dr. Alexander Wood, ein geschickter und sehr beliebter Arzt zu Edinburg, der daselbst unter dem familiären Namen »Lang Sandy Wood« allgemein bekannt war, zeichnete sich nicht minder durch seine Excentricität als durch einen höchst menschenfreundlichen und wohlwollenden Charakter aus. Zu seinen Eigenheiten gehörte eine affektirte Strenge des Gemüths, von der gerade das Gegentheil wirklich in seinem Charakter lag und jeden Augenblick wider seinen Willen zum Vorschein kam. Als die berühmte Schauspielerin Mistrs. Siddons auf dem Theater in Edinburg erschien, trat der Eindruck ihres Spiels auf diesen Sonderling in einer höchst lächerlichen Weise hervor. Jeden Abend, an dem sie auftrat, konnte er der Versuchung, das Theater zu besuchen, nicht widerstehen, und von dem Augenblick an, wo sie auf der Bühne erschien, bis zum Schluß des Stücks war Wood in einem fortdauernden, stets fruchtlosen Kampfe mit sich selbst begriffen, um seinen gewöhnlichen Anschein einer satyrischen Gleichgültigkeit zu behaupten. Mistrs. Siddons trat einst als Desdemona auf, und das Stück war schon bis zu der Scene vorgerückt, wo Othello sie ersticht, als Dr. Wood die Entdeckung machte, daß er wirklich — weine. Beschämt und erzürnt, daß er sich zu einem solchen Ausbruch des Gefühls hatte verleiten lassen, beugte er sein Haupt tief hinab, wischte sich ungeduldig die Thränen aus den Augen, und nun hörte man, wie er es versuchte, sich durch Vernunftgründe zu einer schicklichern Haltung zu ermahnen. »Verfluchter Unsinn das!« sagte er, »alles verdammter Unsinn! Weiß ich denn etwa nicht, daß alles Unsinn ist? Dieß ist ja eben nur das Edinburger Theater, ich bin Sandy Wood, und die da, nun ja, die ist eben die — die — die H... Mistrs. Siddons!«

Sylbenräthsel.

(Wort von drei Sylben.)

Die erste Sylbe.

Wer in der Vorwelt konnt' wohl ahnen
Die Kraft, die heut' an ihm man kennt?
Die Eil', zumal auf Eisenbahnen,
Mit der es heut die Welt durchrennt?

Gewaltig wirket seine Fülle,
Den Tod schon bracht' es manchem Kreis,
Auch wacht man stets, daß seine Hülle
Nicht während seines Wegs zerreiß'.

Ich sah auf mancher meiner Straßen
Solch' Ding vor mir enthüllt, und fand,
Daß nur aus seichten — Wasserblasen
Sein Wesen, troz des Lärms, bestand.

Die zwei letzten Sylben.

Man trifft im Haus es und im Freien,
In Rumpelkammern, Siederei'n
Und Brauerei'n und Brennereien,
Und Vielerlei wohl schließt es ein.

Hier birgt es Reis, dort Kaffeebohnen,
Hier hüllt es Mehl und Graupen ein,
Und Thee und Wein, Rhum und Citronen,
Ja Garn sogar und Tuch von Lein.

Das Ganze.

Das Wort ist wohl nicht schwer zu rathen,
Ich Ganzes hüll' das Erste ein,
Man sieht in kultivirten Staaten
Mich jezt in Städten groß und klein.

Mit Sorgfalt ist mein Raum verschlossen,
Ein einz'ges Luftloch führt hinaus,
Doch werd' ich Abends aufgeschlossen,
Strömt mit Geräusch mein Inhalt aus.

Bei mir sorgt stets ein kund'ger Hüter,
Der hat oft Tag und Nacht nicht Ruh',
Denn häufig führen theure Güter
Vertrauend mir die Leute zu.

Nieder-Hall, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenstoh.

Auflösung des Quadrat-Worträthsels in Nro. 111.

S	A	R	G
A	M	O	R
R	O	M	A
G	R	A	S

Theateranzeige.

Sonntag, den 31. August: Gustav, oder der Maskenball, große Oper in fünf Aufzügen, der fünfte mit einer Zwischenabtheilung; aus dem Französischen von Freiherrn von Lichtenstein, Musik von Auber. Erstes Meß-Abonnement suspendu, mit erhöhten Eingangs-Preisen, und zwar: Parterre-Logen- und Logenbillets des ersten Ranges 1 fl. 45 kr., Logenbillets des zweiten Ranges 1 fl. 21 kr., Parterre 1 fl., Gallerie 24 kr.

Briefkasten. An C. B. in B. bei O. Der eingesandte Aufsaz paßt durchaus nicht in's Konversationsblatt. Tous les genres sont bons, hors les ennuyeux! — An J. C. N. in C. Die Bonbons sind eingetroffen und sollen nächstens zum Desert aufgetischt werden. — An A. B. in M. Seyd uns zum drittenmal willkommen. Ist besorgt. — An K. D. in N. L. Zwei Briefe auf einmal. Danken doppelt. — An ....l in F — t. Ist das eingesandte »Trinklied« im Rausche gedichtet worden? — An Dr. K. in M. Die Mittheilung: »Ist Hr. Kunst ein Künstler oder nicht?« bleibt zur Verfügung des Hrn. Einsenders liegen. Das Warum kann nur mündlich erörtert werden; wozu übrigens diese ewige Kunstreiterei? S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 114. 31. August 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition', für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

An die Sonne.

Wie herrlich blickst du, Sonne,
Aus gold'nem Nebelflor!
Erwachend jauchzen Wonne
Die Wesen dir empor.

Auch ich muß dich erheben!
Dein Stral verscheucht die Nacht,
Verbreitet Licht und Leben
Und bunte Farbenpracht.

Du führst der Stunden Reihen,
Erwärmst den Erdenball
Und schaffest Wuchs, Gedeihen,
Und Wohlseyn überall.

Du weckst der Seele Streben,
Und schwellst mit hoher Lust,
Dem Dunkel Licht zu geben,
Des ernsten Denkers Brust.

Ja, wie die Schattenseiten
Dein gold'ner Stral erhellt,
Möcht' auch mein Geist verbreiten
Licht in dem Bau der Welt!

Jetzt aber gib auf's Neue
Mir frohen Liedeslaut,
Daß ich damit erfreue
Das Herz der holden Braut!

Adolf Bube.

Der Brand von Moskau.

(Schluß.)

Ein Adjutant sprengte in Galopp heran und rief mit lauter Stimme: »Die Kavallerie und Artillerie soll sich vor das Thor auf die Straße nach Petersburg ziehen.« Hierauf wandte er sein Pferd, vermuthlich um den Befehl irgend einer andern Truppenabtheilung, die er in den Gassen der Stadt umherirrend antreffen würde, zu überbringen.

»Gut, so kennen wir wenigstens unsre Bestimmung,« sprach Rasinski; »ich gestehe, ich wußte nicht, wie ich in diesem außerordentlichen Falle handeln sollte.«

Sie schlugen eine Straße ein, welche nach der angegebenen Richtung führte. Bald aber sahen sie sich in einem dichten Gedränge und Getümmel, denn Infanteriekolonnen, mit den bärtigen Sappeurs an der Spitze, kamen ihnen im Sturmschritt entgegen, weil sie befehligt waren, dem Brande Einhalt zu thun. »Platz! Platz!« schrie der Führer und drängte mit den Leuten vorwärts. So konnte die Kavallerie, auf die rechte Seite der Straße gedrängt, nur Schritt vor Schritt vorrücken. Indessen wuchsen in ihrem Rücken die Flammen; der Rauch wälzte sich im Gemische glühender und schwarzer Wolken hoch über die Thürme und Paläste hin und verbarg den Himmel und seine Gestirne.

Doch waren die Straßen nicht verdunkelt, sondern Häuser und Boden glühten, wie von Fackeln der Furien beleuchtet, im blutrothen Wiederschein.

Der Sturm, durch das Feuermeer gelockt, warf sich heulend mit grimmiger Lust auf die wogende Fluth, riß sie in hohen Wirbeln empor und jagte Funken, Feuerflocken und Asche vor sich hin, die in einem dichten Regen herabströmten.

Das ungeheure Ereigniß stellte sich mit riesenhafter Majestät vor den Menschen in seiner Ohnmacht hin.

Jedes vereinzelte Leiden, Sehnen, Hoffen und Fühlen der Brust ging unter in dem eiskalten Strom eines stummen Grausens, der mitten aus dem Gluthmeer hervorbrach und sich in das Herz auch des Kühnsten ergoß. Die Stunde des Weltgerichts schien angebrochen, das flammende Verhängniß ereilte Völker und Throne; nicht Wälle, nicht Mauern von Erz hätten dem Verderben mehr gewehrt. Wem jetzt das Loos gefallen war, den packten die Arme des glühenden Stroms und rissen ihn brausend fort in das Meer der Vernichtung, und begruben ihn in Nacht, Staub und Asche!

Die Erzählung wendet sich jetzt zu einem Abenteuer Jaromirs. Er hat es bestanden, schwingt sich auf sein Roß und sprengt mit verhängtem Zügel durch die Gassen.

Von allen Seiten standen schon die Gebäude in vollen Flammen; die Nacht war heller als der Tag. Nur wo der verfangene Rauch und Qualm, oder der dichte Aschenregen die Luft verdunkelten, war es finster. Die brennenden Straßen schienen ausgestorben; Alles war geflüchtet. Die Rettungsmittel wandte man nur an, um die noch unversehrten Theile zu schützen, denn wo einmal das Feuer loderte, war jeder Kampf mit dem übermüthigen Element vergeblich. Die Flamme knisterte ringsumher; es schien Jaromir, als seyen es die Furien der Hölle, die ihn verfolgten. Sein Roß wurde durch die Sporen und die Angst zugleich getrieben; es flog wie ein Pfeil mit ihm dahin. Doch der Betäubte suchte keinen Ausweg, er führte die Zügel nicht, er achtete auf kein Zeichen, nicht auf die Richtung des Windes; dem Pferde bewußtlos die freie Wahl lassend, gerieth er immer tiefer in das labyrinthische Gewinde der brennenden Gassen hinein. Erst als das scheue Thier sich plötzlich wie in einer Flammenhöhle sah, und stutzte und umwenden wollte, und wieder stutzte, indem es sich scheu aufbäumte und geängstigt die Funken und Feuerflocken aus den Mähnen zu schütteln suchte, da sahe Jaromir, wohin er gerathen war. Die durchglühte Luft war kaum

noch zu athmen; das Auge brannte und schloß sich geblendet, ein durchbohrender Schmerz zuckte durch das Gehirn. »Also hier soll ich enden? — Sind es die Flammen der Hölle, die meinen Frevel so schnell bestrafen?

Das Leben war ihm verhaßt; doch die Natur wehrte sich gegen diese qualvolle Vernichtung. Gewaltsam riß er die geblendeten Augen auf und starrte in das prasselnde Flammenmeer, ob sich nirgend ein Ausweg aufthue. Ein Windstoß fuhr brausend durch die Flammen, drückte sie mächtig herab und spaltete sie dann, die glühende Mauer gewaltsam mit seinem Strom durchbrechend. Jaromir sprengte in die offene Kluft hinein; einen Augenblick lang theilten sich die Feuerwogen weit hin, so daß der Blick bis zu dem Punkte, wo die Rettung winkte, hindurchdringen konnte. Doch schon schlugen die Wellen wieder über seinem Haupte zusammen; plötzlich donnerte und krachte es furchtbar über ihm: ein Dachstuhl stürzte ein, glühende Balken und Steine prasselten herab, Jaromirs Pferd, von einem mächtigen Quader im Kreuz getroffen, brach unter ihm zusammen. Betäubt lag er am Boden; doch raffte er sich wieder auf und drang zu Fuß vorwärts. Schon gab er sich verloren, fast mit geschlossenen Augen, weil sie die Gluth nicht mehr ertragen konnten, drang er vorwärts, der Gegend zu, wo er einen Augenblick lang freie Räume gesehen hatte. Da traf plötzlich in dieser Flammenöde eine ernste männliche Stimme sein Ohr: »Wißt Ihr uns den Ausweg aus den brennenden Gassen zu zeigen?« rief es ihm von der Seite her an.

Freudig durchschauert, nur einen Todesgefährten gefunden zu haben, wandte er sich nach der Seite, woher der Ruf kam. Doch von Ehrfurcht und Schrecken gefesselt, blieb er erstarrt stehen, als er den Kaiser, der mit einigen Begleitern aus einer engen, gewundenen Seitengasse kam, vor sich sah. »Wie? Er selbst! Er an dessen Haupte das Verhängniß Aller hängt, hier in diesem brandenden Feuermeer, wo nirgend mehr ein Rettungsweg zu entdecken ist? Nein, er kann so nicht verloren seyn!« Dieses lebendig prophetische Bewußtseyn gab ihm Kraft und Besinnung wieder. An der ruhigen Entschlossenheit des unerschütterlichen Mannes, der ihn mit denselben unveränderten Zügen, wie er im Sturm der Schlacht das Steuer lenkte, anblickte, richtete sich sein eigener Muth empor. Er wuchs ihm durch einen Blick auf die verstörten Begleiter und Führer des Feldherrn, die, vom Entsetzen verwirrt, in den wogenden Flammen die alten Spuren der Straßen nicht mehr aufzufinden vermochten. Mächtig durchdrang ihn das Gefühl, daß sein kleines Daseyn diesem unermeßlich großen gegenüber nichts gelte, und darum betäubte es ihn nicht mehr, daß es von tausend Schmerzen zerrissen, und jetzt von unrettbarem Verderben bedroht war. Ehre und Männerpflicht richteten sich edel in ihm auf.

»Wißt Ihr keinen Ausweg,« erneuerte der Kaiser die Frage. »Ja, ich hoffe es,« antwortete Jaromir fest; »doch der Weg geht durch die lodernden Flammen dort.«

»Gut denn! Wir haben nicht Zeit, uns zu besinnen,« erwiderte der Kaiser und schritt dahin, wo Jaromirs Hand deutete. Dieser eilte voran, stolz entschlossen, sich mitten in die Gluth zu werfen. Doch als trügen die empörten Elemente eine heilige Scheu, den Gewaltigen anzutasten, so erhob sich der Sturmwind stärker als zuvor, und brach eine Gasse durch die Flamme. Jaromir stürzte voran; der Weg ging durch Aschen- und Feuerregen über qualmende Trümmer hinweg. Man athmete Gluth; das Auge brannte bis in's Gehirn; Lippe und Zunge verdorrten. Da wehte ein frischerer Lufthauch kühlend über Jaromirs glühendes Angesicht. Das Freie war erreicht; die Rettung gewonnen!

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Die Schauder dieser Nacht drohten immer mehr meine Kräfte zu überwältigen, ich raffte mich aber, meiner Pflicht eingegenk, gewaltsam zusammen. Es kam Alles darauf an, von dem, was ich gesehen und was in mir vorging, nicht das Mindeste merken zu lassen. Indessen suchte ich mein Lager wieder auf und die völlige Erschöpfung der körperlichen, wie der geistigen Kräfte drückte mir endlich die Augen zu. Als ich sie nach kurzer Zeit wieder aufschlug, war Alles in der Hütte wach und ging seinen gewohnten Geschäften nach; die junge Mulattin spielte mit ihrem Kind, die Hunde gingen aus und ein, und zwei, drei Buben vertrieben sich damit die Zeit, daß sie mit kleinen Lassos die Hühner fingen, welche auf dem vertrautesten Fuß mit der Familie lebten. Man sah wohl, kein Mensch wußte, was in der Nacht vorgefallen war. Ich richtete mich auf von meinem Lager und fand zu meiner großen Freude, daß die Schmerzen vom Sturz sehr abgenommen hatten und das Fieber ganz verschwunden war; nichts war von meinem Unfall geblieben, als eine gewisse Schwäche, doch ohne alles Uebelbefinden. Die alte Negerin brachte mir Waschwasser, und ich fragte gleichgültig, wo mein Wirth und sein Sohn seyen? »Sie sind,« war die Antwort, »wie immer vor Tages Anbruch zur Heerde gegangen.« — »Mein kleiner Führer ist auch bei ihnen?« — »Nein, Herr, er ist zur nächsten Hütte geritten, ein Frühstück für Euch zu holen; nur dort gibt es Ziegen, und der Herr sagt, die Leute von der Küste lieben die Milch ganz besonders. Er wird aber bald wieder kommen, in zwei Stunden Galopp kann er den Weg machen.« Unwiderstehlich trieb es mich auf den Schauplatz der schauderhaften That; aber eben als ich den Fuß über die Schwelle setzte, hörte ich ganz in der Nähe Pferdegetrappel, und bald erschien der junge Bursche, der wegen meines Frühstücks zwanzig Meilen geritten war. Ich ging mit ihm wieder in das Haus und aß eben Milch und Eier, da trat der alte Gaucho herein mit so freier Stirne, so ruhigen Schritts, als wäre ihm sein Sohn zur Seite. Sein Blick, eiskalt wie Schlangenblick, machte mich schaudern, und es kostete mich die größte Ueberwindung, mit ihm das Frühstück zu verzehren. Damit mein Stillschweigen ihm nicht auffallen möchte, fragte ich nach einer Weile nach Tebaldo. »Wir haben,« ewiderte er ohne Stocken, »ein paar Gauchos begegnet, die auf die Jagd ziehen, und der Bursche, dem nur draußen wohl ist, wo es wild hergeht, wollte durchaus mit. Ave Maria purissima!« fuhr er sich bekreuzend fort, »möge er gesund wieder heimkommen zu seinem alten Vater!« Die junge Mulattin war herzugetreten und wollte etwas fragen, aber ein furchtbarer Blick scheuchte sie in einen Winkel, wo sie bitterlich weinte. »Wie kommt's, daß er die Hunde nicht mitgenommnn hat?« fragte ich den Alten, denn trotz aller Gefahr, der ich mich aussetzte, fühlte ich mich unwillkürlich getrieben, den Heuchler zu entlarven. »Sie sind müde, Herr,« antwortete er ohne Bedenken, »und die Andern waren wohl versehen; er hat nur Tauro, seinen Liebling, mitgenommen, und ich denke, er wird auch von ihm nicht viel haben, der Hund hatte noch genug von der letzten Jagd.«

Weiter fiel nichts zwischen uns vor. Als ich ihm meinen Entschluß kund that, mich so bald als möglich zur nächsten Poststation auf den Weg zu machen, hatte er nichts einzuwenden; er lieh mir sogar ein Pferd, weil das meinige unbrauchbar war, und in Kurzem befand ich mich auf dem Wege zur Hauptstraße von Mendoza nach Buenos-Ayres, in Begleitung meines jungen Führers, und überfroh, endlich die Höhle des Ungeheuers im Rücken zu haben. Auf der offenen Straße angekommen, hieß ich den Burschen umkehren und gab

ihm ein Stück Geld. Sein Auge blitzte vor Freude, er versicherte mich seiner unbedingten Ergebenheit und schwor, wenn ich einen Feind in der Ebene habe, solle sein Herz mein seyn, noch vor Abend. Er nahm Abschied, gab seinem Pferd die Sporen und war mir augenblicklich aus dem Gesicht.

Im Posthause erfuhr ich, Ord habe mich nach allen Seiten suchen lassen, und er selbst sey auf die nächste Posada gegangen; bald aber wurde ich inne, daß die Leute, statt zu streifen, sich in einem benachbarten Fort versteckt hatten, weil es hieß, Indier seyen in der Nähe. Der Mann, der mir dieß sagte, war eben selbst daran, seine Familie und seine Habe zu flüchten. Nur mit Mühe verschaffte ich mir im allgemeinen Tumulte ein Pferd, um meinen Freund einzuholen. Als ich zur Posada kam, sah ich zu meiner Verwunderung eine Menge Pferde an die Pallisaden gebunden, welche hier eine Art von Befestigung bilden. Soldaten bewegten sich hin und her, die einen fütterten die Pferde, andere unterhielten sich sehr lebhaft. An dem häufig wiederholten Wort: die Indier! die Indier! merkte ich bald, wem diese Rüstung galt. Ich selbst wurde mit Fragen bestürmt: woher ich komme, ob ich etwas von den Indiern gehört, von welcher Seite sie wohl die Ebene betreten möchten. Als der Lärm, den meine Ankunft verursacht, sich ein wenig gelegt hatte, erfuhr ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, alle diese Leute stehen im Solde Don Jose Echiveras, der das Land nach seiner einzigen Tochter durchstreifen lasse, welche ihm entführt worden, und man habe hier, auf die Kunde vom Anmarsch der Indier, Halt gemacht.

Ungestüm pochte mein Herz, als ich dem Zimmer zuging, wo ich den Vater und den Bräutigam der Unglücklichen finden sollte. Ich war entschlossen, ihnen sogleich Donna Luisa's Aufenthaltsort zu entdecken und sie zur Hütte des Gaucho zu führen; aber der erste Blick auf meinen Freund überzeugte mich, daß eine solche Ueberraschung schlimme Folgen haben könnte. Ich hatte ihn Tags zuvor niedergeschlagen, schweigsam verlassen, jetzt sah ich ihn in der schrecklichsten Aufregung mit großen Schritten auf- und abgehen; aus seinen Augen sprühten Flammen, der schwankende Gang, die drohenden Geberden ließen mich bei ihm eigentliche Geistesverwirrung befürchten. Der unglückliche Vater saß in einem dunkeln Winkel, seine Thränen strömten zwischen den zitternden Fingern hervor, hinter denen er sein Gesicht verbarg, und herzzerreißend klangen unter seinem Schluchzen die Worte: mein Kind! mein Kind! Tief gerührt, mit nassen Augen blickte ich auf Beide, da kam mein armer Freund bei meinem Anblick auf einmal zu sich, trat vor mich hin, schüttelte mir krampfhaft die Hand und rief: »Es ist geschehen! Großer Gott! mußte der Barbar, um mein Herz zu treffen, das ihrige durchbohren! Sie, das schönste, reinste, schuldloseste Geschöpf! sie, deren einziges Verbrechen war, daß sie mir angehörte! Wußte er sonst kein Mittel, seine abscheuliche Rachsucht zu befriedigen!« Nun verfiel er wieder in seine alte Raserei, stampfte wüthend mit den Füßen, knirschte mit den Zähnen und rang verzweiflungsvoll die Hände. Plötzlich ward er wieder ruhig, huschte auf mich zu, sah sich mißtrauisch um, drückte mich auf eine Bank nieder und setzte sich neben mich. »Freund,« sprach er leise, »wenn man nach einer mühseligen Reise Ruhe sucht, dünkt Dir dieß ein Verbrechen? Darf man sich nicht auskleiden, ehe man sich schlafen legt?« — »Beruhige Dich, lieber Freund,« sagte ich ängstlich, denn sein grasser Blick machte mich ernstlich für seinen Verstand besorgt. »Was sagst Du dazu,« fuhr er im selben Tone fort, »wenn Dein Freund, weil ihm des Lebens Last unerträglich ist, vor der Zeit seine sterbliche Hülle von sich wirft und Ruhe sucht im Grabe? Willst Du darum seinen Namen brandmarken lassen? Nein,« rief er mit Nachdruck, »man kann es für keine That des Wahnsinns erklären! Wer kann mich hindern, den Sprung in die Ewigkeit zu thun, und mich mit der reinen, einzig geliebten Seele zu vereinigen! Luisa, Geliebte! hab' ich Dich denn verloren auf ewig? Ja, mein Herz ahnete das Unglück, und doch war der Schlag unerwartet, fürchterlich!« Jetzt warf er sich auf den Boden nieder und tobte so gräßlich, daß Don Jose seinen Schmerz bezwang und ihn mit mir zu beruhigen suchte. Aber Alles vergeblich; am Ende sprang er auf und rief mit einer Donnerstimme: »Falsch, falsch wie die Hölle! Todt, sagt Ihr? Nichts! sie war zu schön, zu rein, um so zu sterben!« So fuhr er mit Reden ohne Vernunft und Zusammenhang fort; ich sah den Augenblick kommen, wo seine Seelenkraft völlig unterliegen mußte, und entschloß mich zu einem heroischen Mittel: zur raschen Mittheilung dessen, was ich wußte. Ich hoffte, die Erschütterung durch die unerwartete Nachricht werde wohlthätig wirken, und so erzählte ich denn geradezu mein Abenteuer, und drängte zum Aufbruch.

Ich schildere nicht, wie sich auf dem Gesicht des unglücklichen Vaters abwechselnd Angst und Hoffnung malten, und seine rührende Freude, als er vernahm, daß er hoffen dürfe, sein Kind wiederzufinden. Er dankte Gott mit Inbrunst und ging dann hinaus, den Befehl zum Aufbruch zu geben. Ganz anders war es mit meinem Freunde, und der Muth sank mir gar sehr, als ich sah, welchen geringen Eindruck die so wichtige Nachricht auf ihn machte. Er hörte mir anfangs gespannt zu, sah aber am Ende durch meine Entdeckung nur das bestätigt, was der Hauptinhalt seiner verwirrten Reden war. Er äußerte weder Freude noch Ueberraschung, und wenn ich ihm zurief: »Luisa lebt! Du siehst sie wieder! heute noch!« antwortete er kalt: »Ich wußte es wohl; ein so herrliches Geschöpf konnte nicht so enden. Doch wir wollen zu ihr,« setzte er mit derselben Kaltblütigkeit hinzu, »sie soll sich nicht über Mangel an Eifer von unserer Seite zu beschweren haben.« In furchtbarem Kontraste mit dem ruhigen Charakter dieser Reden stand das wilde Rollen seiner Augen und die gänzlich veränderte Stimme. Meine einzige Hoffnung war jetzt, daß Luisas Anblick ihn wieder zu sich bringen werde. Meine Ungeduld stieg mit jedem Augenblick, und ich zog Ord zu Don Jose hinaus, den ich im Hofe mitten unter einem Trupp abgesessener Reiter fand, welche durchaus keine Lust bezeugten, die Posada zu verlassen und mit den Indiern handgemein zu werden. (Fortsetzung folgt.)

Pfennig-Briefe aus meiner Reisetasche. Von M. G. Saphir.

(Schluß.)

Ich trat hinein in den schönen, herrlichen, akustisch-vortrefflichen, vollen Saal. Kein Mensch nahm Notiz von mir; von mir, der ich nach dem Verfasser des »Meißner Kochbuchs« der erste Humorist Deutschlands bin! Alles hörte der Musik zu. Sie hörten zu, nicht nur mit den Ohren, sondern es schien, als ob sie auch mit der Gabel, mit dem Messer, mit der Serviette hörten, alle diese Dinge spitzten sich in die Richtung gegen Strauß. Ich kam und hörte und walzte! Aber nein, ich hörte nicht nur Walzer spielen, ich sah auch Walzer spielen. Die Franzosen haben eine eigene Wortkomposition in der neuesten Zeit gebildet. Sie nennen z. B. einen Mann, der durch und durch Geist ist: „l'homme-esprit;" einen andern, der ganz Vernunft ist: „l'homme-raison" u. s. w. Sie würden Strauß: „l'homme-valze" nennen. Strauß selbst ist durch und durch Walzer; er spielt keine Walzer, er strömt Walzer aus; er selbst ist ein Walzerballen und er schlägt, wie Bosko aus den großen Bällen, aus sich immer frische, neue Walzerbälle heraus.

Strauß hat, wie Paganini, etwas eigenthümlich-barrockes an sich, bei Paganini ist es dämonisch, bei Strauß ist es heiter und gutmüthig, koboldisch; Paganini ist die Trauerweide und Strauß der Maibaum in der Violinwelt. Bei Strauß walzt Alles, der Bogen walzt allein auf den vier Saiten, die vier Saiten walzen mit- und untereinander, die Finger walzen mit dem Steg, seine rechte Schulter walzt mit seinem linken Fuß, seine zwei Augenbrauen walzen mit der Luft, und seine Blicke walzen mit dem Orchester, und reißen es mit sich hin.

Wenn wir nicht nur in fabelhaften sondern auch noch in mythologischen Zeiten lebten, Strauß würde von irgend einer tanzenden Gottheit unter die Sterne versetzt worden seyn, und der große Bär hätte sogleich angefangen mit der Jungfrau zu walzen, und der Sirius mit der Venus u. s. w.

Die Strauß'schen Walzer sind so recht dazu gemacht, die Füße sogleich beim Kopf zu nehmen, und so lange zu walzen, bis man sich Schwielen in den Verstand getanzt hat. Nicht einen Nebenbuhler, aber einen Mitbewerber hat Strauß an Lanner. Lanner ist nicht minder ausgezeichnet und vortrefflich, und doch wiederum ganz anders als Strauß. Lanner überredet angenehm zum Walzen, er schmeichelt sich lieblich bei den Füßen ein, er verführt zum Tanzen; Strauß aber ist der kathegorische Imperativ, er befiehlt, er sagt: »walzt!« und sie walzen!

Ein liebenswürdiges Mädchen, mit der ich neulich von Strauß und Lanner sprach, sagte mir eben so wahr als geistreich: »Die Walzer von beiden sind wie schöne Frauenzimmer; die Lanner'schen sind Frauenzimmer, die gerne Toilette machen, d. h., mit Orchester gespielt werden wollen; die Strauß'schen Walzer hingegen, sind auch im Negligee reizend, auf dem Klavier.« Man sieht aus diesem richtigen Vergleich, daß die Frauenzimmer selbst da, wo sie anfangen, Humoristen zu werden, doch nicht aufhören, Frauenzimmer zu seyn, sie nehmen ihre Vergleiche und Bilder — aus der Toilette.

Lanner ist ein tieferer, innigerer Violinspieler als Strauß, er hängt an seiner Violine mit deutscher und ehlicher Treue, mit tiefem Gefühl. Jedoch aber wird das Herz bei den Strauß'schen Walzern ein wenig homöopatisch bedacht; wenn seine Walzer-Wogen heranrauschen rettet sich das Gemüth immer höher in uns hinauf, und wie wir bis über den Ohren in dieser süßrauschenden Flut stehen, springt das Gemüth über Bord und überläßt uns selbst zur Theilung an Fuß und Ohr. Bei den Lanner'schen Kompositionen hingegen ist es anders; wenn auch beide Herzkammern in uns zu Tanzböden werden, so bleibt doch die Seele, das Gemüth in einem kleinen Winkel sitzen und holt sich seine Theilchen, und horcht vergnügt auf so manche Stelle voll Tiefe und Innigkeit, auf so manches Kantilene voll Empfindung und sogar voll Wehmuth! Bei den Lanner'schen Kompositionen geht neben der handelnden Tanzmusik noch ein sinniger griechischer Chor von Melodieen einher; ja, er schwebt, wie der ächt griechische Chor, über den Tanzenden und Spielenden, und begleitet sie mit singenden, tiefen, ergreifenden Bemerkungen. Ich habe letzthin in dem herrlichen und reizenden Gartenlokale: »zum guten Hirten« Lanner's neueste Komposition »die Abenteurer« gehört, und während die eine Hälfte meiner Seele gewalzt hat, hat die andere Hälfte sinnend und sinnig manchen Tönen gelauscht, die aus seiner Violine wie lange dunkle Locken hineinflatterten in die halberhellte Nacht, und sich Thränennaß um Herz und Ohr wickelten. Seine Violine ist eine Doppelgängerin, sie lacht unter Thränen, ist heiter und ernst zugleich, und seine Komposition läßt durch tausend zum Tanz verschlungene Gruppen oft die Perspektive auf eine romantische Landschaft mit melancholischen Schatten und trauernden Genien offen.

So wie die »Abenteurer« das neueste von Lanner sind, so sind die »Elisabethen-Walzer« die neuesten von Strauß. Diese Elisabethen-Walzer sind eigentlich keine Walzer, sondern die Geschichte der Walzer, die ganze Entstehungs- und Schöpfungsgeschichte der Walzer; so wie der Shakespear'sche »Othello« nicht eigentlich ein Eifersüchtiger, als vielmehr die Lebensgeschichte der Eifersucht ist. In diesen Elisabethen-Walzern hörst du das Walzen wachsen so zu sagen. Du hörst diese Lust der Walzer auf die Welt kommen, größer werden, du hörst die Aufforderung, das Sträuben, die Ueberredung, die Klage, das Abwehren, das Hinderniß und endlich die Einwilligung, und den jubelnden Einklang von vier Füßen, die sich aus Millionen zusammen gefunden und die wie ein Herz und eine Seele sind.

Am meisterhaftesten ist sein Quodlibet, das, wie ich glaube mit der Ouverture aus »Cortez« anfängt; das ist kein Quodlibet mehr, das ist eine humoristische Kollekte, eine Jean Paul'sche Mosaik, die auf den Brillantflügeln einer ganz köstlichen Instrumentation immer höher emporgetragen wird.

Kurz, meine theure Freundin, ich liebe Lanner als ob er meine Frau und Strauß als ob er meine Geliebte wäre; und ich kann noch einen meiner jovialen Freunde nicht begreifen, der letzthin nicht zur Birne kam, wo Strauß spielte, weil es hätte regnen können; der Mann hätte in der Zeit der Sündfluth spielen können, ich wäre hingeschwommen. — Adieu! meine Süße.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 112:

Der Briefkasten.

Den Kasten sieht an allen Ecken
Man heut in Hüll' und Fülle schon,
Nun hing gar einer, mir zum Schrecken,
Am Blatt der Konversation.

Manch' Räths'lein hab' ich schon geschnitzelt,
Dabei zur Deck' oft aufgeschaut
Und mir mein weiß Papier verkritzelt
Und meine Federn durchgekaut.

Doch nie ist's mir so schwül gewesen,
Noch nie am ganzen Leib so heiß,
Als da ich meinen Nam' gelesen
In jenes Kastens Dichterkreis.

Ach! dacht' ich, Richter, die nie spaßten,
Durchhecheln jetzt dein geist'ges Stroh,
Wie wird dir's in dem Unglückskasten
Ergeh'n, du armer Anberfloh!

Doch, Dank, Olympiern, euch! gelinder
Erging mir's, als ich es geglaubt,
Euch ist, ihr meiner Muse Kinder,
Im Cirkus Zutritt ja erlaubt.

Doch bleibt mir bei der frommen Weise,
Nie blas' euch auf die Eitelkeit,
Denn in der edlen Sänger Kreise
Ziemt Kindern stets Bescheidenheit.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 115. 1. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

An des Prinzen Maximilian zu Wied Durchlaucht.

Mit heißer Wünsche Flug hab' ich begleitet
Dich Weda's Zier und Stolz, zu jenen Landen,
Wo freier sich Europa's Kinder fanden,
Und eine neue Welt sich groß bereitet.

Der höchste Geist hat segnend Dich geleitet,
Wo um des Mississippi weite Fluten
Uns unerkannt noch seine Werke ruhten,
Und hat sie Deinem Muthe dargebreitet.

Was Du mit langem Mühsal unternommen,
Belohnte Dir die reich errung'ne Beute,
Der edlen Wissenschaft zu Nutz und Frommen.

Den Niagarawundern nun entschwommen
Und Neujorks Wehen, heißet dankbar heute
Dich, großer Sohn, das Mutterland willkommen!

Neuwied, den 27. August 1834. Reck, Pfarrer.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Ich erschrack, unser ganzer Plan wurde zu nichte, wenn sie sich nicht zum Aufbruch bewegen ließen. »Don Echivera!« rief ich, »bieten Sie ihnen zwölf Dollars auf den Kopf; jeder Augenblick ist kostbarer für uns als Gold.« — »Junger Mann,« erwiderte der Alte, im Ton des Vorwurfs, »Sie meinen, ich zähle meine Dollars, wo es sich von meines Kindes Leben handelt? und ich gäbe alles, alles hin, hätte ich meine Tochter im Arme!« Seine von Thränen erstickte Stimme hob sich wieder. »Nicht Dollars habe ich ihnen geboten, sondern zwölf Unzen Goldes jedem Mann. Aber sie wußten wohl kaum, was und wie viel dieß ist, und es war nichts mit ihnen anzufangen. Nun bleibt nur noch Eins übrig; ich will zu ihnen in einem Tone sprechen, den sie besser verstehen. — Soldaten!« rief er laut, »hört mich: der Vizekönig hat Euch unter meinen Befehl gestellt, und wenn ich wollte, könnte ich Euch für Eure Zuchtlosigkeit hart büßen lassen; doch will ich Euch lieber durch Güte zum Gehorsam bringen, und so schwöre ich denn, und Ihr wißt, mein Wort ist mir heilig, jeder Mann, der in einer Viertelstunde zum Aufbruch bereit ist, erhält zu Hause einen Sattel, einen Zaum, neue Sporen und eine Gallone Branntwein.« Kaum waren die letzten Worte gesprochen, so verkündete ein allgemeines Jubelgeschrei, daß sie gewirkt hatten; Alles lief nach den Pferden und bald war der ganze Trupp gerüstet.

Schweigend zogen wir dahin im Mondschein. Wir waren nur noch fünf, sechs Meilen von der Hütte des Gaucho entfernt, zu der wir einen andern Weg eingeschlagen, als den ich am vorigen Morgen gemacht hatte, da kam auf einmal einer von unserm Vortrab zurückgesprengt und rief uns entsetzt zu, im Wege vor uns liege ein Leichnam und neben ihm halte ein böser Geist Wache. Wohl wissend, wie abergläubisch diese Leute sind, fürchtete ich schlimme Folgen von diesem Zufall; ich gab daher meinem Pferde die Sporen und eilte, selbst den Handel aufzuklären; Ord und einige Soldaten begleiteten mich. Das Winseln eines verwundeten Hundes brachte uns bald an die Seite eines Leichnams, den das treue Thier halb aus dem Boden gescharrt, und ich erkannte den unglücklichen Tebaldo und seinen Hund. Der alte Barbar hatte das arme Thier gräßlich zugerichtet; aber ein Geier, der neben der Leiche lag, zeigte, mit welchem Muth noch das Windspiel die Reste des jungen Jägers vertheidigt hatte. Ein Pistolenschuß machte seinen Leiden ein Ende; man legte ihn neben seinen Herrn und bedeckte beide hoch mit Erde.

Ord zeigte sich indessen fortwährend völlig gleichgültig und stumpf; doch jetzt konnten wir uns nicht mehr mit ihm abgeben, die Hütte mußte in der Nähe seyn, und so zogen wir in der ängstlichsten Spannung schweigend dahin. Da lief auf einmal ein junger Bursche uns in den Weg und fast den Pferden unter die Füße, mit dem gräßlichen Geschrei: die Indier! die Indier! Alsbald gerieth unser kleiner Trupp in Verwirrung und unsere Leute wären stracks davongelaufen, hätten sie gewußt, auf welcher Seite der Feind war oder nicht war. Tausend Fragen und Flüche flogen von Mund zu Mund, von Subordination war keine Rede mehr, und taub gegen die Befehle ihrer Offiziere, rathschlagten die Soldaten unter einander, was zu thun sey. In diesem Augenblick kam Ord auf einmal wieder zu sich; er warf sich unter den Haufen und versuchte durch Bitten und Drohungen wiederum Ordnung herzustellen; sodann fragte er durchaus verständig und besonnen den Jungen aus. Erfreut über diese schnelle Besserung dachte ich anfangs nur an meinen Freund; aber bald fiel mir die Stimme des Jungen auf, und ich erkannte in ihm meinen kleinen Führer von gestern. Er hatte vor Schreck völlig den Kopf verloren, und es war nichts aus ihm herauszubringen; nur als ich fragte, wo er die andern Leute in der Hütte gelassen habe, antwortete er schaudernd: »Alle erschlagen!« — »Großer Gott!« rief Don Echivera, »meine Tochter! mein einziges Kind! Sprich, sie ist gerettet, sprich es, und für das Wort sollst Du tausend Dollars haben!« Aber Alles war vergeblich, er schrie nur in einem fort: die Indier! die Indier! Starr vor Erschrecken standen die Soldaten um ihn her, und man hörte nichts als das Klirren der Zäume und Gebisse.

Schon seit einiger Zeit war mir, als röche ich Rauch, da auf einmal schlug eine Feuersäule gen Himmel. »Das ist die Hütte, wo ich geboren!« rief das Kind mit der den Pampas-

bewohnern eigenthümlichen Emphase; »das ist mein väterliches Dach!« Vor Schluchzen konnte es nicht weiter sprechen; in mir aber stieg bei diesen Worten eine gräßliche Vermuthung auf: Donna Luisa konnte noch im Hause eingeschlossen seyn, und wenn wir nicht eilten, mußte sie in den Flammen umkommen. »Hundert Dollars dem, der zuerst am Hause ist!« rief ich und sprengte vorwärts; nur Ord, Don Echivera und der Anführer des Trupps, ein junger, muthiger Gaucho, folgten mir; die Soldaten blieben unschlüssig auf dem Fleck, und bald waren sie uns aus dem Gesicht. Wir ritten auf das Feuer zu, und in zehn Minuten befanden wir uns an Ort und Stelle. (Schluß folgt.)

Feier des Beiramfestes zu Konstantinopel im Jahr 1834.

Der Beiram, oder die dreitägige Festzeit, welche dem Ramazan oder Fastenmonat folgt, begann in diesem Jahre Montags, den 10. Februar, mit dem üblichen feierlichen Zuge des Großherrn von der kaiserlichen Pforte oder dem Hauptthore des Serails nach der Moschee Achmet, um daselbst die gebräuchlichen Gebete zu verrichten. Nach der sehr löblichen Gewohnheit der Türken, ihr Tagewerk mit Sonnenaufgang zu beginnen, versäumte auch ich nicht, mich, als Eos mit Rosenfingern emporstieg, nach Jstambol zu begeben, um Zeuge dieses interessanten Schauspiels zu seyn. Der erste Anblick, als ich mich dem Schauplatz näherte, war nichts weniger als angenehm — denn als Fremder vermißte ich einen der wesentlichsten Theile öffentlicher Feierlichkeiten: jene heitere, theilnehmende, geräuschvolle, von Polizei und Soldaten mit Mühe im Zaum gehaltene Volksmenge — wodurch zwar der aufmerksame Beobachter viel an Bequemlichkeit gewann, der Totaleindruck aber nicht weniger matt, ja gehaltlos wurde. Mit Ausnahme einiger orientalischen Fremden, hielt es schwer, unter den Zuschauern Türken wahrzunehmen. So bestand denn die spärliche Volksmenge in überwiegender Mehrzahl aus Christen — Griechen, Armeniern, Franken 2c., meist kalten, theilnahmlosen Gaffern, deren Neugierde durch die rücksichtslos ausgetheilten Säbelhiebe und Kolbenstöße der patroullirenden Wachen nur zu oft unfreundlich unterbrochen ward.

Da der Zug noch nicht begonnen hatte, so benutzte ich die Zeit, einen Blick auf die im Spalier aufgestellte türkische Infanterie zu werfen. Die anwesende Truppenmasse konnte etwa fünftausend Mann betragen. Den diesen braven Truppen schon so oft gemachten Vorwurf, armselig und geschmacklos gekleidet zu seyn, will ich weder bestätigen noch wiederholen; es muß dem, an hängende, faltenreiche Kleider gewohnten Orientalen schwer genug fallen, sich in der engen, schnürenden Tracht eines Europäers zurecht zu finden und indem er die altgewohnte Bequemlichkeit immer wieder aufsucht, fällt er unvermeidlich in ein charakterloses Mittelding. — Doch abgesehen von Wuchs und Kleidung, von Feß (rothen dicht anliegenden Mütze) und Pantoffeln, muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß es doch einige besonders begünstigte Regimenter gibt, deren man lobend erwähnen kann, und deren militärische Haltung erfreulich ist. Gleichfalls sind die Musikbanden, womit alle Truppentheile reichlich versehen sind, eines besondern Ruhmes werth; hierin haben die Türken Ausgezeichnetes geleistet, wodurch ihre natürlichen Anlagen sich sehr zu ihren Gunsten darlegen. Auch ist es wahrscheinlich, daß, wenn die Türken es zuließen, und die Truppen einer eben so gründlichen, uneingeschränkten und freien Leitung europäischer Sachkenner unterworfen würden, wie es bei der Musik der Fall ist, die türkische Armee wahrscheinlich auf einem sehr achtungswerthen Fuße stehen würde. — Einige entfernte Kanonenschüsse, — denn man schoß im Hafen, statt auf dem geräumigen Atmeidan oder in den Höfen des Serails feuern zu lassen, — kündigten an, daß der Zug begonnen habe. An der Spitze desselben befand sich, nicht etwa eine Schwadron Reiterei mit schmetternden Trompeten, sondern die hohe Geistlichkeit, vorauseilend, um den Padischah in der Moschee gebührend zu empfangen. Diese alte Herren sind in jüngster Zeit das geblieben, was sie von Alters her waren; selbst in ihren Gesichtern glaubt man noch ganze Jahrhunderte vergraben zu sehen. Ihre langen, grauen Bärte geben ihren finstern, scharfgezeichneten Gesichtszügen fast den Ausdruck der Wildheit. Auffallend ist es, daß viele dieser türkischen Gelehrten ganz verwachsen und verkrüppelt sind; man sagt, dieß käme von der kauernden Weise, ihren mühsamen Studien obzuliegen. Ich sah Gestalten, die aus dem Pinsel eines Hogarth oder aus einer Hofmannschen Phantasie hervorgegangen zu seyn schienen. Was uns ältere Reisende von der altorientalischen Pracht und Würde erzählt haben, fand ich nicht bestätigt. Einige winzige, goldene Verzierungen am Turban, goldgestickte Satteldecken und Saumzeug, doch nicht alt und abgenutzt, eine nachrennende Dienerschaft in gewöhnlicher Hauskleidung, die hin und wieder abgerissen und schmierig erschien, waren die Bestandtheile jener uns so oft gerühmten alten Herrlichkeit. Den Schluß dieses ersten Theils des Zuges machte der greise Scheich-ül-islam (Mufti) in einem wunderlich aus Holz geschnitzten und buntbemalten Wagen sitzend; er allein hat das Recht, in einem Wagen zu erscheinen. Der Geistlichkeit folgte das militärische Personal: Paschas, Stabsoffiziere, Seeoffiziere u. s. w. im grellsten Kontrast. Das Alter machte der Jugend Platz, oder vielmehr die alte Zeit der neuen; — frische, lebensfrohe Gesichter, elegant zugespitzte Bärte, statt des Turbans den Feß, statt der hohen, türkischen Sättel und langen Degen die Pritsche, statt des Kaftans blaue oder grüne Ueberröcke mit goldgestickten Kragen und Aufschlägen, feine, elegante Degen oder französische Säbel, keine, nachschleppende alterthümliche Dienerschaft, kurz man sah hier die europäisch-türkische Modernisirung in ihrem vollen Glanze, jedoch noch immer mit manchen Verstößen gegen unsere Eleganz und unser Formenwesen! Hier stolzierte ein Pascha mit mächtigen Generalsepauletten vorbei, hinter ihm ein anderer von gleichem Range, der sich nicht weniger mit Lieutenantsepauletten brüstete; diesem fehlten einige Knöpfe am Rocke und jener ritt mit ungeputzten Schuhen und nicht gar reinen wollenen Strümpfen; Sporen und Handschuhe waren Seltenheiten. Nun kamen, wenn ich nicht irre, die kaiserlichen Reitpferde von Stalldienern geführt, zwar reichgeschmückt, doch ohne vorzüglichen Geschmack, so daß von den Formen dieser schönen Thiere wenig zu sehen war. Ihnen folgten die Minister hintereinander herreitend und von einer Art Polizei-Soldaten umgeben, der Reis-Effendi, Defterdar, Kapudan-Pascha, Seraskier und endlich der Großvezier; ihr Kostüm bestand in einem langen, blauen faltenreichen Mantel ohne Aermel und goldgesticktem Kragen — und aus einer reichen goldenen Verzierung auf dem Feß. Das Aussehen dieser ersten Staatsbeamten war anständig und würdevoll und man nahm in der That recht einnehmende Gesichter wahr. Der hellbraune, schöngestutzte Bart des Reis-Effendi kontrastirte recht anmuthig mit dem schneeweißen, ehrwürdigen des alten Seraskiers.

Das Spielen der Musikbanden, das Präsentiren und Vivatrufen der Bataillone kündigte jetzt das Herannahen des Großherrn an. Se. Hoheit tragen das Staatskostum ihrer Minister, nur mit dem Zusatz eines prächtigen Reiherbusches, der mittelst eines herrlichen Diamants an den Feß befestigt wird; die hohen, buntbemalten Federn auf den goldgetreßten

-irmlosen Tschakos der Leibgarden, lassen nur von Zeit zu Zeit die gebietenden Blicke ihres Herrn hindurchglänzen, kein Lächeln in seinen Mienen, aber ein klarer, ernster doch nicht strenger Blick und ein volles Gesicht, das ein schöner, schwarzgefärbter Bart ziert, . . . so habe ich den Sultan gesehen. Doch welche Umgebung! Gibt es etwas widerlicheres als diese Leibwache geputzter Halbmänner, dieses Korps entmannter Hellebardenträger? — Einige großherrliche Hausoffiziere und Serailsbeamte schlossen den Zug, welcher, nachdem der Sultan seine Gebete in der Moschee verrichtet hatte, in derselben Ordnung nach dem Serail zurückkehrte, wie er gekommen war.

Der Raub der französischen Krondiamanten im Jahre 1792.

Bekanntlich fiel der so oft besprochene Raub der Diamanten der alten französischen Krone kurze Zeit nach dem 10. August vor, an welchem Tage die Königswürde aufgehoben wurde. Zweifelsohne hängt der Vorfall mit den Begebenheiten jener Zeitepoche zusammen, und die öffentliche Meinung muthete den Diebstahl Personen zu, welche in der Revolution selbst eine Rolle spielten, obschon man glauben sollte, gerade diese hätten am sichersten gegen allen Verdacht seyn müssen. (Man beschuldigte namentlich den Archivar Camus, ein ehemaliges Mitglied der Nationalversammlung.) Die Revue rétrospective gibt über den Raub sowohl, als die Wiedererlangung der Diamanten einige neue interessante Mittheilungen, die das genannte Blatt dem Hrn. Sergent-Marceau verdankt, welcher während der Jahre 1791 und 1792 Administrateur der Polizei und der Nationalgarde war. Voran steht folgender Brief des Genannten an den Redakteur der Revue:

»Nizza, den 5. Juni 1834.

»Mein Herr, seit einiger Zeit trug ich in meiner Brieftasche das Manuskript bei mir, das ich Ihnen hiermit übersende. Sie werden ohne Zweifel mit mir darüber einverstanden seyn, daß der von mir in Anregung gebrachte Gegenstand für die Nation von Interesse seyn muß, die den »Regenten« *) besitzt, welcher doch etwas mehr werth ist, als die bleierne Medaille vom Hute Ludwigs XI. Ich übergebe Ihnen diesen Artikel, den ich als vormaliger Administrateur der Pariser Polizei gewissermaßen offiziell nennen darf, als einen durchaus wahrhaftigen Bericht. — Da viel von meinen Papieren und Notizen verloren gegangen ist, so kann ich mir weder den Namen der Negerin, noch die ihres Advokaten und des Banquiers in das Gedächtniß zurückrufen. Indessen thut dieß zur Hauptsache nichts. Ich bin u. s. w.

Ihr Landsmann Sergent-Marceau.«

Wie so manche Begebenheit — heißt es in dem Berichte — ist auch diese Raubgeschichte vielfältig entstellt. Niemand konnte ohne meine Mitwissenschaft nur einigermaßen im Klaren darüber seyn, weil Niemand wußte, wie ich hinter das Geheimniß gekommen bin. Schon wegen des Werthes der entwendeten Gegenstände kann es nicht unwichtig seyn, die irrthümlichen Behauptungen schlecht unterrichteter Schriftsteller hierüber aufzudecken und unsere Zeitgenossen wie die Nachwelt davon in Kenntniß zu setzen, wie dieser Nationalschatz wiedergewonnen wurde, um seitdem den Degen dessen zu schmücken, der den militärischen Ruhm Frankreichs erhöhte, indem er freilich einem Ehrgeize fröhnte, der ihn selbst zu Grunde richtete, ohne uns seine Eroberungen zu sichern.

Die Entdeckung der entwendeten Preziosen streift an das Romanhafte; ohne die Niedermetzelung der Gefangenen am 2. September wäre sie unmöglich gewesen, und wunderbar genug ging sie aus einem Akte der Dankbarkeit hervor, die man mir bezeigte.

Es war noch im Jahre 1792, als ich einst, wie gewöhnlich, meine wöchentliche Besichtigung der Gefängnisse vornahm. Während der Gefangenwärter in der Conciergerie, Namens Richard, mich nach dem Kerker führte, in welchem man die zum Tode Verurtheilten eingesperrt hielt, ließ einer dieser Unglücklichen, der bereits den verhängnißvollen Augenblick erwartete, mich dringend ersuchen, zu ihm zu kommen, indem er mir eine Bitte vorzutragen habe. Der Mensch sah kläglich aus; ein heftiges Fieber schüttelte seine Glieder. Das Anliegen, das er auf dem Herzen hatte, ging auf nichts weiter, als auf den Wunsch, ihm seinen Bart abnehmen zu lassen, der wegen seiner Länge ihm sehr beschwerlich war. Ich lasse den Unglücklichen selbst reden, denn ich werde nie diese Scene vergessen:

»Sehen Sie«, sagte er, »welche garstige Gestalt aus mir geworden ist! Das Publikum wird, wenn ich auf dem Schaffot stehe, ausrufen: Der sieht recht wie ein Verbrecher aus! Ach, und doch bin ich kein Verbrecher, denn mein Gewissen spricht mich frei. Niemals habe ich gegen irgend wen unrecht gehandelt. Bloß gegen das allgemeine Wohl war mein Vergehen gerichtet, da ich mich mit einigen Verfertigern falscher Assignaten einließ. Ach, ach! man wird mir in meinem letzten Augenblicke das Mitleid versagen; man wird mich nicht beklagen, weil ich mit diesem Gesicht den Leuten einen widerwärtigen Anblick gewähre. Ich sehe ja einem wilden Mörder ähnlich! Haben Sie die Gnade und lassen Sie mich rasiren, ich will mein Haar besser arrangiren. Ich war früher Damenfriseur. Sie begreifen, daß ich kein elender Wicht bin!«

Obschon es gegen das gewöhnliche Reglement war, so ließ ich mich doch durch den gefühlvollen Ton seiner Rede und seine Leidensmiene rühren, die der Gedanke an den nahen Tod gebleicht hatte. Ich ließ ihm also den Bart nehmen und alle mögliche Vorsicht dabei beobachten. Wäre ich länger Chef der Polizei geblieben, so hätte ich überhaupt das erwähnte Reglement aufgehoben. Auch hatte ich schon damals einen Mechaniker beauftragt, mir ein Modell zu einem Lehnstuhl zu verfertigen, dessen Bauart alle jene Zufälle unmöglich machte, gegen die man sich durch das Verbot, die verurtheilten Verbrecher dem Rasirmesser auszusetzen, sichern wollte.

Am andern Morgen war ich begierig, den Gefangenen wieder zu sehen. Welch' ein Augenblick für ihn und für mich! Noch vom Fieber behaftet, war er unfähig, sich aufrecht zu erhalten und schleppte sich, als er mich erblickte, von seinem Strohlager zu meinen Füßen hin, um diese zu küssen. Er weinte, und indem er sich ein wenig erhob, umfaßte er mein Knie. Welche Salbung in seinen beredten Worten! Die Ausübung seiner Profession mochte den Mangel an Erziehung bei ihm ersetzt haben; er schien ungefähr dreißig Jahre alt zu seyn. Ich sah ihn seitdem im Gefängnisse nicht wieder. Es war zu Ende des August, als wir mit einander verkehrten; bald darauf erlebte Frankreich die schrecklichen Scenen, die in den Kerkern vorfielen. Man hat mich auf den Grund einer Broschüre, die aus Marat's Pressen hervorging, der Theilnahme an diesen Unthaten angeklagt, während ich sie doch beseufzte und das Glück hatte, so Manchen, der auch als Schlachtopfer fallen sollte, zu retten. Zu ihnen gehörte der Graf Lally-Tollendal, indem ich seiner Tochter erlaubt hatte,

*) So hieß bekanntlich der größte Diamant in der französischen Krone.

dem Vater im Kerker hülfreich zur Seite zu stehen. Einem Priester, der dem Henkerbeil entflohen war, hatte ich ein Asyl verschafft, dem Abbe d'Antichamp am ersten September durch einen falschen Paß und indem ich ihn dem Gerichtsdiener Osanne anvertraute, das Leben gerettet; — doch ich kehre zu den Diamanten zurück. Man hat mir ohnedieß, nachdem die Zeit der Verwirrung vorbei war, hinlänglich Gerechtigkeit widerfahren lassen wegen meines Verhaltens in jenen Septembertagen.

Acht oder zehn Tage nach jenen Ereignissen trat eine Negerin, die vor dem öffentlichen Tribunal der Jakobiner als Bürgerin anerkannt war, in mein Polizeibureau. »Was meinen Sie dazu,« sagte die Schwarze, »wenn ich Ihnen zum Auffinden der Krondiamanten behülflich wäre? Ich kann es, wenn ich Ihnen einen Mann zuführe, der Ihnen das Geheimniß entdecken will. Ich wollte ihn zu der Untersuchungsbehörde der gesetzgebenden Versammlung führen, aber nur Ihnen will er sich anvertrauen, weil er Ihnen, wie er sagt, eine große Gnade zu verdanken habe und aus Erkenntlichkeit es veranstalten wolle, daß das Vaterland Ihnen die Wiedererlangung der entwendeten Schätze zuschreibe« — »Führen Sie ihn nur schnell her!« war meine Entgegnung, obschon ich, aufrichtig zu gestehen, ohne die Redlichkeit der Negerin, die in den Frauen-Klubs für eine eifrige Patriotin bekannt war, in Zweifel zu ziehen, doch eine Intrigue vermuthete.

(Schluß folgt.)

Der Apotheker und die Kosacken.

(Aus: »Das Befreiungsjahr. Ein Tagebuch der Vertheidigung Hamburgs gegen die französischen Heere rc.)«

Eine Abtheilung Kosacken war von ihrem Bivouak aufgebrochen, um die Stadt zu besehen. Besonders angezogen durch die bunten Flaschen am Fenster eines französischen Apothekers, die sie für allerlei Sorten ausgesuchter Weine hielten, befahlen sie dem Apotheker, sie mit Proben seines Weinkellers zu bewirthen. Der aufs höchste erstaunte und heftig erschreckte Mann bemühte sich ihnen das Sachverständniß verständlich zu machen; aber da er von dem Kauderwelsch der Deutschen nichts wußte, so bekam er keine Antwort als ein ungläubiges Kopfschütteln, dem bald ein Rasseln und Entblößen der Säbel folgte. Nun war im Augenblick alles Disputiren vorbei, der Apotheker holte jedes Glas im Hause herbei, und schenkte mit Zittern und Zagen allen rothen, grünen und blauen Vorrath seiner Säuern und Alkali's ein, nichts anders erwartend, als daß ihn für den ersten Schluck ein Säbelhieb lohnen würde. Doch kam er mit der Angst davon. Die Flaschen wurden mit Blitzesschnelle geleert, eine Handvoll Frankenstücke dafür hingeworfen, die Trinkgesellschaft zog ab, und der kleine Franzos schöpfte wieder Athem. Ein Kosack aber, beharrlicher als seine Kameraden, blieb zurück, und bedeutete seinem Wirth, er möchte gern etwas Stärkeres haben. Dem Wort folgte die That, er griff nach einer Flasche mit Scheidewasser! Der kleine Franzos, der natürlich voraussetzte, der Kosack würde auf der Stelle entseelt niederfallen, und er als Mörder aufgehängt werden, warf sich auf die Knie, und flehte in Todesangst gestikulirend, von dieser Schwelgerei abzustehen. Der Kosack hatte sich jedoch den ganzen Weg vom Don bis zur Elbe durchgeschlagen, und zuviel Franzosen vor sich knieen sehen, als daß ihn diese Vorstellung gerührt hätte. Je mehr der Apotheker die Hände rang und das Haar zerraufte, je fester überzeugte sich der Kosack, er sey nun erst über den rechten Schatz gerathen. Mit einem Zuge leerte er die Flasche und ging ruhig fort. Der Apotheker, überzeugt, sein nächster Besuch würde eine Kompagnie russischer Musketiere seyn, um ihn auf den Richtplatz zu führen, weil er einen ganzen Reiterhaufen Sr. kaiserl. Majestät vergiftet, und einen sogar bei lebendigem Leibe verbrannt hätte, packte augenblicklich seine Habseligkeiten zusammen, schickte nach einen Paß, und beeilte sich zur Flucht nach einer Weltgegend, wo es weder Zare noch Kosacken gibt. Doch ehe noch der Paßschreiber fertig geworden war, und während der unglückliche Franzos die Minuten zählte, bis zur Ankunft des rettenden Dokuments, vernahm er vor seinem Hause lauten Jubelruf. Der ganze Pulk stand auf der Straße, eine Abtheilung stürzte in den Laden, der Apotheker sah sich schon unbarmherzig in Stücke zerreißen; aber zu seinem größten Erstaunen erblickte er an der Spitze des Haufens den Scheidewassersäufer, der den Apotheker bei den Haaren faßte, seinen Säbel über ihn schwang, nach der Stelle zeigte, wo die ausgeleerte Flasche stand — und mehr verlangte! Ein andrer Kosack trat vor, und bedeutete dem Apotheker, ihr Kamerad hätte den genossenen Trank so hoch gepriesen, daß das ganze Korps ihn zu kosten wünsche. Die Kosacken waren reich, Franken und Laubthaler wurden auf den Zähltisch geschüttet, der Apotheker holte die letzten Flaschen des beliebten Schlückchens aus dem Keller, die Kosacken leerten alle bis auf den letzten Tropfen, und der kleine Franzos machte sein Glück.

Sylbenräthsel.

(Wort von vier Sylben.)

Im Wirthshaus.

Hans (mit der Zeitung).
In Spanien, seh' ich, geht es toll.

Kunz (zum Wirth.)
Schenkt mir die Ersten wieder voll!

Hans (leise zu Kunz.)
Was sind's für Herr'n, die dort sich setzten?

Kunz.
Studenten, scheint mir's, aus den Letzten.

Veit (zu Hans.)
Lies zu! Von Krieg rings in der Fern'
Hör' ich nun für mein Leben gern.

Ein Student (zu den Andern.)
Wir hören hier das Ganze, Brüder,
Das war, ihr wißt's, mir stets zuwider.
O laßt das Bier, ich bitt' euch, steh'n,
Und schnell uns wieder weiter geh'n!

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Theateranzeige.

Montag, den 1. September. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in 6 Abtheilungen von Göthe.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

[F]rankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 116. 2. September 1834.

[B]eiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter [illegible] Aufschrift einzuschicken.

Der Gaucho.

(Schluß.)

Die Indier waren nicht mehr da; aber die gräßliche Scene
beschreiben, die sich jetzt vor uns aufthat, ist durchaus un-
glich. Vor und im Coral lag ein Dutzend verstümmelter,
h zuckender Pferde in einem Meer von Blut; näher beim
use, gerade unter einer mächtigen Feuergarbe, erschlagene
iber und Kinder, wirr übereinander geworfen. Ich trat
zu: die alte Negerin und die andern Weiber erkannte ich,
r die junge Mulattin und Donna Luisa waren nicht dar-
ter. Ach ja! ich wußte es nur zu gut: junge Weiber stehen
Indiern an, die alten ermorden sie mit Männern und
ndern. Nach diesem schauderhaften Geschäfte ging ich hinter
Hütte, nicht als ob ich gehofft hätte, etwas Wichtiges zu
decken, sondern nur um die Verzweiflung des Vaters und
noch gräßlichere Stumpfheit meines Freundes, in die er
bald wieder versunken war, nicht mit ansehen zu müssen.
ie Seite hatte das Feuer noch nicht ergriffen, aber ich sah
was, dessen Umrisse ich nicht recht unterscheiden konnte, an
Mauer liegen; ich stieß es mit dem Peitschenstiel an und
bte, einen Seufzer zu vernehmen. Ich bückte mich und
in die schwarzen, funkelnden Augen eines Indiers; ich
r zurück, zog eine Pistole und wollte sie eben [illegible]
ern, da loderte die Flamme stärker empor, und ich sah bei
em Schein mit Entsetzen, daß eine lange Lanze ihm und
em Pferd durch den Leib ging, so daß er auf das Thier
ießt war. Er verzog keine Miene, als ich ihm die Mün-
g der Pistole an die Stirne setzte; dieß und der männ-
e Muth, womit er seine furchtbaren Qualen ertrug, mach-
solchen Eindruck auf mich, daß ich unwillkürlich meine
affe senkte und ihn auf spanisch anredete. Ich sah ihm am
sichte an, daß er meine Frage verstanden; konnte er aber
ht reden vor Schmerz, oder war es der die Eingebornen
rakterisirende Eigensinn, er gab keine Antwort.

Indessen waren auch meine Begleiter herbeigekommen, und
r junge Anführer fand bald Mittel, den Wilden mittheil-
mer zu machen. Er zog sein Messer, setzte es ihm auf die
rust und sprach: »Wenn Du uns sagst, was aus den Leu-
n in der Hütte geworden ist, so mache ich auf der Stelle
einer Qual ein Ende. Schweigst Du eigensinnig, so mögen
e Geier Dich lebendig verzehren. Sprich, willst Du oder
icht?« Mit fester Stimme antwortete der Indier: »Ein
pferer Krieger fürchtet den Tod nicht, komme er wie er will,
d Sangluca ist einer der Tapfern seines Stamms.« —
Aber,« erwiderte der junge Gaucho, »ein Tapferer muß sich
n Tod wünschen, bevor der Schmerz seinen Muth bricht,
d wenn er seine Lanze nicht mehr führen kann, darf er
lafen gehen zu seinen Vätern. Mach mich nicht ungedul-
ig; sprich: ja oder nein? — Ob wir ihn,« sprach er leise
mir, »heute oder morgen in den Höllenrachen werfen, ist
leichviel; aber nur Er kann uns sagen, ob Jemand aus der
Hütte dem Tode entgangen ist. Seht die Lanze an: nur der
Arm eines Indiers kann sie geworfen haben. Wir müssen
ihm aber mit List die Zunge lösen. — Nun,« fuhr er, wieder
zum Indier gewendet, fort, »der Weiße, der dich da nieder-
gestreckt, hat seine Sache gut gemacht.« — »Nein,« sagte der
Wilde rasch und in verächtlichem Tone, »nein, das hätte kein
Weißer gekonnt; ein Indier, der Freund meines Herzens, hat
mich mit der Lanze durchbohrt. Wir kämpften um das Mäd-
chen mit den schwarzen Augen; er siegte, ich fiel; aber ich
sterbe doch von der Hand eines Tapfern.« — »Ungläubiger!«
rief da Don Echivera; »was sagst Du? meine Tochter hätten
sie fortgeschleppt? Mein liebes Kind unter einer Rotte von
Mördern! Unter Frost, Hunger —« Er brach ab, die Vor-
stellung der Leiden, die er aufzählte, anderer, die er gar nicht
auszusprechen wagte, überwältigten ihn, er warf sich auf den
Boden nieder und überließ sich seiner Verzweiflung. Verwun-
dert, aber verächtlich dabei, sah der Indier auf diesen Aus-
bruch von Vaterschmerz. »Was weinst Du, Alter?« sprach
er nach einer Weile. »Sie wird eines Tapfern Weib; ihre
Kinder leben nicht dort in den Städten, sie schlafen unter des
Himmels Dach und jagen Löwen und bleiche Gesichter.« —
»Hund!« rief der Gaucho wüthend, und stieß ihm das Messer
[illegible] Du hin!« Ein
triumphirendes Lächeln flog über die sich verzerrenden Züge,
er hob den Arm gegen die Sterne auf und sprach: »Der Gott
der Indier hat keine Hölle! Dort auf den großen Ebenen,
dort jagen die Geister meiner Väter, und ich gehe zu ihnen!«

Versunken in den gräßlichen Anblick stand ich noch da, als
mich ein lauter Schrei Don Jose's aufschreckte; ich blickte
auf und sah eine menschliche Gestalt, ein Messer in der Hand,
aus dem brennenden Hause treten. Das Gesicht des Mannes
war ganz mit Blut und Ruß bedeckt; er warf uns einen
schrecklichen Blick zu, trat dann zu dem alten Kaufmann und
sprach: »Don Jose, sieh in mir Leonardo!« Der alte Mann
antwortete nur mit einem Schrei des Entsetzens. »Ich bin,«
fuhr er bitter fort, »der Leonardo, dessen Mutter von Dei-
nem Vater verrathen, von Dir und den Deinigen gehöhnt,
und gleich mir aus dem eigenen Hause gejagt wurde. Aber
ich bin gerächt: Deine Tochter, Dein Einziges, habe ich ei-
nem wilden Indier überantwortet. Kann Dich all Dein
Reichthum dafür trösten? Nein, so wenig, als die Qualen,
die ich dulde, das Blut meines Sohnes abwaschen, das wider
mich schreit, und mir die Meinigen wiederschenken, die ich vor
meinen Augen habe würgen sehen. Aber ich bin gerächt! end-
lich! Was liegt daran, daß der Streich, der Dein Herz trifft,
zuvor das meinige gebrochen hat? Und Dir, junger Unbeson-
nener,« sprach er, zu Ord gewendet, weiter, »Dir habe ich
zeigen wollen, wie ein Gaucho den Verwegenen bestraft, der
ihm seine Ehre angetastet.« Ord hatte allermittelst ganz ru-
hig dem Brande zugesehen und schien diesen neuen Vorfall gar
nicht zu beachten; als aber Leonardo einen Schritt auf ihn

zumachte, wie um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, riß er eine Pistole heraus und streckte ihn nieder. Taumelnd raffte sich der Elende vom Boden auf, nahm alle seine Kraft zusammen, stürzte auf meinen Freund los und stieß ihm das Messer in die Brust. — Ich lasse den Vorhang fallen.

Der Raub der französischen Krondiamanten im Jahre 1792.

(Schluß.)

Eine Stunde darauf trat ein anständig gekleideter Nationalgardist in einen der Säle des Maire, in welchem ich mich gerade allein befand. »Dieß ist er, von dem ich Ihnen erzählte,« sagte die Negerin, die ihm das Geleit gegeben hatte, und eilte davon. »Herr Administrateur,« redete der Unbekannte mit leiser Stimme mich an, »ich kann Ihnen zur Wiedererlangung aller Diamanten der Krone behülflich seyn, aber zuvor bedarf es Ihrer Versicherung, daß Sie mich nicht in's Verderben stürzen.« — »Wie? während Sie einen so wichtigen Dienst leisten wollen, können Sie Besorgniß für sich selber hegen? Verdienen Sie denn nicht vielmehr eine Belohnung?« — »Wird mein Leben mir geschenkt, so habe ich weiter nichts zu hoffen. Ohne Lebensgefahr kann ich meinen Namen nicht aussprechen.« — »Reden Sie, ich verspreche alle Verschwiegenheit.« — »Kennen Sie mich nicht wieder, mein Herr?« — »Ich glaube, Sie nie zuvor gesehen zu haben.« — »Ach! mein Herr, geben Sie mir Ihr heiliges Wort, mich nicht ausliefern zu wollen.« — »Wie seltsam! Theilen Sie mit, was Sie von dem Diebstahle wissen. Sollten Sie selbst Theilnehmer dabei gewesen seyn, so will ich das Meinige thun, Sie zu retten.« — »Behüte Gott! meine Hand ist rein. Ich bin Lamiévette, mein Herr, der Damenfriseur, dem Sie in der Conciergerie gütigst den Bart abnehmen ließen. Sie wissen, daß ich zum Tode verdammt bin; das Tribunal kann mich reklamiren. Das Volk hat mich aus dem Gefängnisse befreit, da ich den Volksrichtern (den Würgern) sagte, ich sey gefangen gesetzt, weil ich falsche Assignaten, die ich in einem Handel eingenommen, wieder ausgegeben hätte. Auf der Liste der Gefangenen stand das Todesurtheil noch nicht am Rande meinem Namen beigefügt, und so hat man mir die Freiheit gegeben.« — »Seyn Sie unbesorgt,« beruhigte ich ihn, »nur eröffnen Sie mir, was Sie vom Diebstahl der Diamanten wissen.«

Der Mann war in seinem neuen Kostüm so verändert, daß ich staunte, als er seinen Namen nannte. Er küßte mir die Hand und fuhr fort: »Während der Nacht, in welcher der Raub der Diamanten geschehen war, wurden zwei neue Gefährten in meinen Kerker geschleppt. Sie unterhielten sich in der Spitzbubensprache, die ich ebenfalls verstand. Ich that, als schlief' ich, und so erfuhr ich denn, daß sämmtliche Diamanten in zwei Zapflöchern eines Balkens am Speicher eines Hauses, in der Straße ††† gelegen, versteckt seyen. Schicken Sie eilig dorthin, die Steine können noch nicht fort seyn. Aber ich bitte Sie, verschweigen Sie Jedermann meinen Namen.« Er gab mir die näheren Details an und fügte hinzu, daß die Diebe, deren Namen er nicht wußte, in jenem Hause nicht mehr wohnten. Ich gab sofort zur Nachsuchung Befehl, und man fand Alles, wie er es angegeben hatte. Kein Hausbewohner wußte darum, keiner der Diebe wurde entdeckt.

Ich war mit Lamiévette übereingekommen, daß ich nur dem Maire (Pétion) seinen Namen entdeckte. Gleichwohl schien er, so lange er sich in Paris befand, für sich besorgt zu seyn. Ich ließ ihn zur Armee reisen, und der Kriegsminister placirte ihn auf meine Empfehlung in einem Linienregimente. Seitdem erfuhr ich nichts weiter von ihm.

Uebrigens braucht man nicht allzu sehr in Staunen zu gerathen, daß die Entdeckung eines Diebstahls von solcher Wichtigkeit gerade von einem Gefangenen gemacht wurde. In den Kerkern kennt man selbst Geheimnisse, deren Enthüllung den Polizeibeamten gänzlich unmöglich bleibt. Die Weiber, welche erlaubter Weise ihren Männern, Geliebten und Vertrauten dort Besuche abstatten, hinterbringen den Gefangenen all' dergleichen auf das Genaueste. Zur Bestätigung dessen diene nur ein Fall, der sich unter meiner Verwaltung ereignete. Vatrin, der Schließer im Gefängnisse des Châtelet, wurde eines Tages bestohlen, als er aus der Schatzkammer kam, wo er eben 1000 oder 1200 Franken zur Verwendung für die Gefängnisse in Empfang genommen hatte. Man stahl ihm seine Brieftasche, während er, wie er behauptete, durch die Gallerien des Palais-Royal ging.

Betrübt über diesen empfindlichen Verlust, den er ersetzen mußte, kehrte Vatrin zu seinen Spitzbuben und Galgenvögeln zurück. Diese Menschen liebten ihn seiner Leutseligkeit wegen wie einen Vater, und da sie in ihn drangen, ihnen den Grund seiner Traurigkeit zu entdecken, so erzählte er sein Mißgeschick. Ich machte ihm gerade meinen Besuch, der freilich bei ihm, wo Alles in der besten Ordnung ging, wenig nöthig war, weil der brave Mann in der Erfüllung seiner Pflichten seine Ehre suchte. »Seyn Sie unbesorgt! Nur Geduld, man wird es Ihnen wiederschaffen!« sagte einer der Gefangenen zu ihm, ein Mensch, der mehrer Mordthaten angeklagt war. »Es gibt in Paris keinen **guten Gefangenen** (gute Gefangene heißen in der Kunstsprache jener Leute alle die, welche den Kerker für ein Wirthshaus ansehen, aus dem sie als Stammgäste nicht lange fortbleiben), es gibt keinen, der, sobald er erfährt, daß Ihnen die Brieftasche gehört, sie nicht zurückgeben sollte. Was enthält sie?« — Vatrin gab den Werth der Papiere und des sonstigen Inhaltes an. — Drei Tage darauf begab ich mich wiederum in den Kerker, um das Resultat der angestellten Nachsuchungen zu erfahren. Wir gingen in den Hofraum, wo eine Anzahl von beinahe zweihundert Gefangenen während der Freistunde promenirte und sich erlustigte. Der Mensch, der dem Aufseher Hoffnung zur Wiedererlangung seines Geldes gemacht hatte, stand auf einer Steinbank und schrie uns zu: »Wie viel Schoppen Wein erhalte ich für diese Brieftasche in Maroquin?« Er hielt das Portefeuille hoch in die Luft. — »So viel Du willst,« sagte Vatrin lachend. — »Untersuchen Sie erst, ob Alles da ist, Assignaten und Papiere.« Es fehlte wirklich nichts. Im ganzen Hofe und aus den Fenstern der Gefängnisse erscholl ein lauter Beifallsruf. Ich gewährte Allen zur Belohnung für diesen und den nächsten Tag noch eine Freistunde mehr.

Ich habe schon erwähnt, daß die Septembrisade mittelbar zur Entdeckung des Geheimnisses in Betreff der Krondiamanten führte. Damit hing es nun so zusammen. Lamiévette, der darum wußte, sollte in den ersten Tagen des Septembers hingerichtet werden. Ganz beschäftigt mit dem Gedanken an sein schmachvolles Ende, fiel es ihm weiter nicht ein, eine für ihn unnütze Mittheilung zu machen, zu welcher sein Gewissen ihn eben nicht aufforderte. Mit ihm wäre das Geheimniß untergegangen. Vom Volke jedoch in Freiheit gesetzt und allmälig über sein Loos beruhigt, theilte er es der Frau mit, die er in seinem Kerker die Unglücklichen hatte trösten und erquicken sehen. Diese forderte ihn zur weiteren Veröffentlichung auf, und da erinnerte er sich freundschaftlich meiner, indem er mich Allen vorzog, damit man mir die Wiedererlangung des Nationalschatzes verdanken sollte.

Man wird sich erinnern, daß Napoleon seinen konsularischen Degen mit den Diamanten der Krone, natürlich auch mit dem sogenannten Regenten, der mehre Millionen an Werth

betrug, schmücken ließ. Ein Gesetz bestimmte denen, die zur Wiedergewinnung dieser vergrabenen oder geraubten Schätze beigetragen hätten, eine entsprechende Belohnung, die jedenfalls das Glück des Empfängers gemacht hätte, wäre sie jemals ausbezahlt worden.

Im Jahre 1797 war ich aus der Schweiz nach Paris zurückgekehrt und ging wieder an meine Kupferstecherarbeit. Eines Tages trat die Negerin in Begleitung zweier mir unbekannter Herren in mein Zimmer. Man theilte mir den Wunsch dieser Frau mit, sich jene Belohnung zu verschaffen, da sie gehört habe, daß Lamiévette nicht mehr am Leben sey. Sie hatte bereits dem Konsul eine Schrift zu diesem Behufe überreicht, und es bedurfte nur noch eines Zeugnisses, daß sie die wirklich berechtigte Person sey. Der Maire Pétion war todt, und so war ich der Einzige, der ihr ein solches ausstellen konnte, da schriftlich weder ihrer noch Lamiévette's in den Polizeiakten gedacht war. Ich gab ihr in Gegenwart der beiden Herren, deren einer ihr Advokat war, das gewünschte Certifikat. Der andere gegenwärtige Zeuge, der sich für einen Banquier, auf dem Vendomeplatz wohnhaft, ausgab (sein Name ist mir entfallen), sagte zu mir, er sey durch Madame bevollmächtigt, mir für den Dienst, den ich leistete, und für den theilweisen Anspruch, den auch ich auf die Prämie hätte, die Summe von 100,000 Franken anzubieten. Ich erwiederte ihm jedoch, daß ich keineswegs einen Anspruch auf die Vergünstigung, die das Gesetz verheiße, haben könne, da ich damals ein öffentliches Amt bekleidet hätte; dem Entdecker müsse Alles zukommen. Die Ausstellung des erbetenen Certifikats sey nichts als eine Schuldigkeit, die mein früheres Amt mir nachträglich noch auferlege; meine Pflichterfüllung hätte ich niemals verkauft. Da ich auf meiner abschlägigen Antwort beharrte, so äußerte der Advokat: »Nicht Jedermann besitzt so viel Delikatesse, als Sie, mein Herr. Der Hr. Staatsrath, der mit der Berichterstattung der Petition der Frau beauftragt wurde, hat sich zuvor von ihr eine Anweisung von 200,000 Franken auf die Belohnung ausstellen lassen.« Man nannte mir auch den Staatsrath. Bonaparte hielt sich übrigens nicht für verpflichtet, die Schuld der Republik, die er eben nicht liebte, abzutragen, und die Negerin hat die ausgesetzte Prämie nicht erhalten.

Sergent-Marceau,
ehemals Mitglied des Gemeinderathes, Administrateur der Polizei und der Nationalgarde in den Jahren 1791 und 1792.

Kosciuszko's Leben in der Schweiz.

(Aus: »Thaddäus Kosciuszko, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert, von Karl Falkenstein, Leipzig, Brockhaus, ic.)

Außer der Familie Zeltner sah er am häufigsten die geistreiche Generalin Fiszer, die Wittwe seines ehemaligen Adjutanten, mit der er sich in seiner Muttersprache oft und gern von Polen unterhielt. Später war er fast alle Abende auf eine Tasse Thee ihr Gast, und alle in Paris anwesenden Polen reihten sich alsdann um ihren großen Feldherrn herum. Wer Kosciuszko zu sehen und zu kennen verlangte, ließ sich bei Madame Fiszer vorstellen. Als er eines Abends bei derselben eintrat, kam sie ihm mit der Nachricht entgegen, er werde sehr bald eine äußerst interessante Frau zu bewundern Gelegenheit haben, die nichts sehnlicher wünsche, als ihn kennen zu lernen. „A la bonne heure, wenn es nur keine gelehrte Frau ist,« fällt Kosciuszko in das Wort, denn ich habe eine unwillkürliche Abneigung gegen gelehrte Weiber.« »Allerdings ist es eine Gelehrte, und zwar die erste, welche Frankreichs literarische Welt kennt — Madame de Staël Holstein.« Bei diesen Worten griff Kosciuszko nach seinem Hute, und verließ, mit ein Paar verbindlichen Worten sich empfehlend, in großer Eile das Haus. Frau von Fiszer hatte Offenheit genug, als die auf den Abend sich freuende Frau von Staël erschien, ihr unter Scherzen den ganzen Hergang der Sache zu erzählen. Obgleich Letztere, deren Haupttugend nach dem Zeugniß Aller, die sie persönlich kannten, Bescheidenheit nicht war, Anfangs etwas betroffen darüber zu seyn schien, lag es doch nicht in ihrem Charakter, einen gefaßten Plan bei dem ersten Mißlingen aufzugeben. Sie lud sich daher selbst wieder auf den Abend des kommenden Tages ein, und bat die Wirthin des Hauses dringend, dem General nichts davon wissen zu lassen. »Der Sonderling will vielleicht gern überrascht seyn, setzte sie hinzu und zog sich bald darauf zurück. Des andern Tages mochte Kosciuszko etwa seit einer halben Stunde seinen gewöhnlichen Besuch abgestattet haben, und befand sich gerade mit einigen seiner Landsleute im Gesellschaftszimmer, als Frau von Staël unangemeldet eintrat. Nach den bei der Präsentation üblichen Höflichkeitsformeln ging sie mit der ihr angebornen Lebhaftigkeit auf Kosciuszko zu, sagte ihm eine Menge Schmeichelhaftes, und endigte mit den Worten: „Mon général, racontez-moi votre histoire, racontez-nous les principaux évènemens de la révolution de Pologne.“ Ohne im Geringsten außer Fassung zu kommen, gab er die lakonische Antwort: „Madame, je l'ai faite, mais je ne sais pas la raconter.“

Daß ihm übrigens nicht die Kenntnisse, sondern nur die Prätensionen unterrichteter Frauen zuwider waren, beweis't die Sorgfalt, die er auf die Erziehung der Tochter seines Freundes Zeltner verwandte: —

»Sie mochte damals 12 — 14 Jahre alt seyn, und verband mit einer äußerst vortheilhaften Gesichtsbildung die schönsten Gaben des Geistes und des Herzens. Diese edeln Keime in ihrer Seele nach Kräften entwickeln und das Mädchen zu einer ächt-patriotischen Jungfrau, offen ohne Anmaßung, heiter ohne Ziererei, für Vaterland und Freiheit und alles Edle und Große empfänglich herauszubilden, war des alten Kriegers Vorsatz, und deßhalb auch sein ernstestes Geschäft. Er ertheilte ihr Unterricht in der Geographie und Geschichte und ermangelte nie, bei Wiederholung der Länder Europas und Amerikas, sie vorzüglich auf jene Orte aufmerksam zu machen, wo große Männer große Thaten verrichteten. In dem Vortrag der Geschichte verweilte er mit Vorliebe bei dem Zeitalter der römischen Republik, und nie konnte man ihn heitrer und besser gestimmt sehen, als wenn Emilie nach ihrer lebhaften Weise ihm Einwürfe machte, und in ihren freisinnigen Ansichten von den seinigen sich entfernte. Ein angesehener Pole, der ihn wenige Monate vor seinem Tode in Solothurn besuchte, erinnerte sich, ihn eines Tages nach Tische getroffen zu haben, wo er mit seiner lieben kleinen Freundin (chère petite amie), wie er sie zu nennen pflegte, an einem Pulte saß, den Atlas von d'Anville vor sich ausgebreitet, und gerade mit der Karte von Alt-Italien beschäftigt. Sie erzählte, mit dem Finger den Lauf verfolgend, den ganzen Heereszug Hannibals über Sagunt und die Pyrenäen nach Italien, beschrieb die Schlachten am Trebia, am trasimenischen See und bei Cannä, und ergoß sich mit vieler Beredtsamkeit in Lobeserhebungen des karthaginensischen Eroberers. Kosciuszko machte sie dann aufmerksam auf seine Fehler, indem er ihr das kluge Benehmen und die Vorzüge des Fabius entgegenstellte, aber nur mit desto größerer Beharrlichkeit bestand sie auf ihrer Ueberzeugung, Hannibal sey der größte Held seiner Zeit gewesen, und hätte an Tapferkeit alle Römer übertroffen, bis der Lehrer endlich lachend aufstand, und sagte: „Voilà, ma petite adversaire au coeur carthaginois a vaincu son instituteur romain!“

Kosciuszko machte in der Schweiz auch Pestalozzis Bekanntschaft, dessen Bestrebungen er um so wärmere Theilnahme

zuwandte, da die Volkserziehung zu seinen besten Wünschen für sein Vaterland gehörte, und da er schon in Amerika eine bedeutende Summe zur Gründung einer Freischule für farbige und Sklavenkinder in Jeffersons Händen niedergelegt hatte. Von seiner Wohlthätigkeit in und um Solothurn berichtet der Verfasser rührende Züge: —

»Ein Zeitpunkt, wo seine Menschenliebe und der ächt-christliche Sinn sich in allen Verhältnissen des Lebens zu erproben Gelegenheit hatte, war das Winterhalbjahr von 1816 auf 1817, wo eine allgemeine Theurung selbst Wohlhabendere in Verlegenheit setzte, wo der Mittelstand in der westlichen Schweiz mit Kartoffelbrod sich begnügen mußte, und der Staat sich genöthigt sah, durch Rumford'sche Suppen viele seiner Mitbürger vor den Qualen des Hungers zu bewahren. Kosciuszko war es, der Aktien zu jener Anstalt sammelte, wo die Frauen der ersten Familien das Amt der Vertheilung übernahmen. Kosciuszko war es, der täglich 50 Armen Almosen in Geld mittheilte, und dadurch viele Menschen in den Thälern des Jura, die schon Kräuter und Wurzeln aßen, ihre Leiber mit Kuchen von Tannenrinde und Kleie anfüllten, vom Hungertode errettete. Wenn er vernahm, daß ein Unbemittelter krank darniederlag, und wäre es auch mehre Stunden weit gewesen, ließ er, ohne Zeltner ein anderes Wort zu sagen, als: »Wartet heute nicht auf mich!« sein Pferd satteln, und ritt, in jeder Tasche seines Rockes und da, wo sonst die Pistolen zu stecken pflegten, eine Flasche Wein gepackt, zu der Wohnung des Unglücklichen und spendete ungesehen seine milden Gaben aus, wobei er dem Kranken wie ein Vater Trost zusprach, ihn mit der Hoffnung auf Gottes Gnade und die Ewigkeit ermunterte, und im Weggehen angelegentlich empfahl, ja nicht zu viel des Weins zu trinken, damit er statt der Stärkung kein Uebelbefinden sich zuziehen möge. Tausend und tausend Thränen des Schmerzes wurden durch ihn getrocknet, und tausend der Freude wurden vergossen aus innigstem Gefühle des Dankes für den großmüthigen Mann, den Jedermann kannte, aber dessen Name allen Menschen aus dieser Klasse fremd war.

»An einem kalten Wintertage — es war der 13. Dezember 1816 — befahl Kosciuszko früh Morgens um acht Uhr sein Pferd vorzuführen und ritt trotz des schneidenden Windes und des Schneegestöbers und ungeachtet der Bitten seines Freundes und dessen Gattin, von Hause weg. Man wartete bis drei Uhr mit dem Mittagessen auf ihn, er kam nicht, und erst als die Nacht schon hereingebrochen war, langte er ganz durchnäßt und erkältet auf seinem müden Pferde an. Auf das äußerste besorgt fragte man ihn, was ihm begegnet und wo er so lange gewesen sey? »Ich habe einen Freund auf dem Lande besucht,« war seine Antwort. Allen übrigen Fragen wich er sorgsam aus. Erst einige Tage darauf wurde durch den wackern Arzt eines ungefähr zwei Stunden von Solothurn entlegenen Dorfes bekannt, daß er, (der Arzt) mehre Wochen schon einen armen Tagelöhner, der am Podagra und Nervenfieber darniederlag, verpflegt und täglich besucht, denselben aber auf einmal viel munterer und gestärkt gefunden habe. Auf seine hierüber ergangene Ausforschung eröffnete ihm der Patient, daß ein großer hagerer Herr, mit grauen Haaren, aber gar freundlichem Gesicht, in einem blauen Ueberrocke mehrmals zu Pferde vor seine Hütte gekommen und, nachdem er das Pferdchen an den Zaun gebunden, zu ihm an's Bett getreten sey, und jedesmal in einer fremdartigen Sprache, aber doch verständlich und gar theilnehmend gesprochen und eine Flasche Wein nebst Geld und Semmel zurückgelassen habe. Wie der fremde Herr aber heiße, wisse er nicht, und Niemand aus dem Dorfe; doch solle er von Solothurn hergekommen seyn. Tags darauf verbarg sich der Arzt um dieselbe Stunde in einer Nebenkammer und wartete den Augenblick ab, wo der edle Unbekannte seinen Kranken zu besuchen pflegte; denn er wollte den Mann von so seltenem Charakter kennen lernen. Es dauerte nicht lange, so trat er in die Stube und sieh — der unbekannte Wohlthäter war — Kosciuszko. Das kleine schwarze Pferd schien seines Herrn mitleidiges Gefühl zu theilen, indem es bei jedem Bettler, der ihm auf dem Wege begegnete, aus freien Stücken stehen blieb, wohl wissend, daß er eine Gabe erhalten werde.«

Kosciuszko starb in den Armen seines Freundes Zeltner am 15. Oktober 1817. Seine sterblichen Ueberreste wurden zuerst in Solothurn, sodann, auf den Wunsch der Polen und mit Erlaubniß des Kaisers Alexander, zum zweitenmal in Krakau feierlich bestattet. Dort erhebt sich auch zu seiner Ehre ein Hügel, an dem Jung und Alt gearbeitet — ein einfaches Zeichen des Dankes der Nation, an die Grabhügel der Helden des Alterthums erinnernd, und nicht unpassend für das Andenken eines (wie der Verf. ihn sehr richtig nennt) im höchsten Sinn des Worts **antiken Charakters**.

Frankfurter Theater.

Am 28. August ward Paer's **Sargines** gegeben, und Dem. **Halbreiter** von München trat als Sophie auf. Sie leistete in der Ausführung dieser Partie so viel, als man von einer **Anfängerin** erwarten durfte. Die Stimme zeigte sich vom eingestrichenen E bis zum zweigestrichenen G biegsam und kräftig; was darüber geht, liegt noch außer unserer Beurtheilung, weil wir nicht wissen, ob die Unsicherheit der höhern Töne eine Folge der Befangenheit, die man bei einer Kunstnovize allerdings voraussetzen darf, oder noch Mangel an Schule ist. Der Vortrag war meistens gut. Die Koloraturen haben noch nicht die gehörige Rundung, und auch die Intonation muß noch sicherer werden. Die Sängerin zieht sehr häufig hinauf: so wurde das Terzett ohne Begleitung im zweiten Akt in As angefangen und in A dur geendigt, woran sie hauptsächlich Schuld war. Trotz diesen Mängeln ist der Dem. Halbreiter Gesangstalent nicht abzusprechen, und bei Fleiß und gehöriger Ausbildung darf man Erfreuliches von ihr erwarten. Sie besitzt außerdem eine hübsche Theaterfigur und das Spiel war ziemlich ungezwungen. Das Publikum nahm sie freundlich auf. Mad. **Fischer-Achten** gibt bekanntlich die Partie des Sargines mit einer Meisterschaft, die wahrhaft hinreißend ist. Wie sicher, wie seelenvoll trägt sie die erste Arie B dur Andantino sostenuto vor! welch herrliches Portamento! Diese Arie ist eine der schwierigsten Aufgaben, welche die Oper bietet. Das Feuer, womit die Sängerin das Allegro in der letzten Arie vorträgt, überstralt dagegen wieder alles Vorangegangene; wie Perlen rollen die Töne aus ihrer Kehle. Der Beifall war enthusiastisch. Hr. **Schmezer** (Montigny) gab seine kleine, aber keineswegs unbedeutende Partie, brav. Die Stimme des Hrn. **Fischer** ist für den Part des alten Sargines zu herb und ungeschmeidig. Warum gibt Hr. **Dobler** diese Rolle nicht mehr, die sich in jeder Beziehung besser für ihn eignet? Wenn man das Bessere haben kann, warum soll sich das Publikum mit dem weniger Guten begnügen? — Hr. **Brettschneider** führte sein Klarinettsolo, welches Sophiens Arie im zweiten Akte begleitet, mit festem Tone und Fertigkeit aus. Sein Vortrag im Larghetto wollte uns jedoch nicht zusagen: er war zu affektirt, nicht dem Charakter des Tonstücks angemessen. Solche Nuancirungen, wie sie der Künstler hier anbrachte, sind eher geeignet zu entstellen, als zu heben. Orchester und Chöre wirkten im Ganzen mit gewohnter Kraft und Fleiß. Der Schlußchor hätte etwas langsamer gehen können, und wir würden unsern Bericht mit der richtigeren Anwendung des Sprichwortes geschlossen haben: Ende gut, Alles gut.

Nach beendigter Oper ließ sich eine kleine Gesellschaft, dem Angeben nach, **ungarischer** Sänger auf eine gar seltsame Weise hören. Die Leute haben es sich zur Aufgabe gemacht, mit ihren Stimmen die musikalischen Instrumente eines Orchesters nachzuahmen. So widernatürlich diese Idee an und für sich ist, so widerwärtig zeigte sie sich in der Ausführung. Die Bemerkung eines Witzlings war nicht übel, obgleich sehr gelinde, daß bei diesem Gesange die menschliche Stimme die Rolle der falschen Catalani übernommen habe. S.

Theateranzeige.

Dienstag, den 2. September: **Fra Diavolo**, Oper in drei Abtheilungen von Auber.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, | № 117. | 3. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Rückzug der großen Armee.

(Aus: »1812. Ein historischer Roman von L. Rellstab. In vier Bänden. Leipzig, Brockhaus. 1834.«)

Noch einmal kehren wir zu Rellstabs kostbarem Werke zurück, und wählen dießmal einige aus den vielen und mannichfaltigen, durchgängig gelungenen Scenen des Rückzugs der großen Armee aus. Die uns bereits wohlbekannten Freunde und Kriegskameraden gelangen auf das Schlachtfeld von Mosaisk:

Alle waren in dem eintönigen Grau des Nebels hingeritten, ohne auf den Weg und Boden zu achten. Ein stärkerer Windstoß jagte in diesem Augenblick die Dünste etwas auseinander, und verstattete einen Ueberblick von einigen hundert Schritten.

»Wir sind hier auf dem Schlachtfelde!« rief Rasinski, und ein wunderbares Gemisch von Grauen, Ehrfurcht und mächtigen Erinnerungen ergriff ihn.

»Wahrhaftig! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir schon so nahe wären,« stimmte Regnard ein und sah umher.

Mit schauerlicher Spannung ließen Alle ihre Blicke über das öde, grausenvoll schweigende Feld des Todes hinschweifen, das sieben Wochen zuvor noch von dem unermeßlichen Getümmel des Völkerkampfes und dem tausendfachen Donner der Feuerschlünde erscholl. Wie in der Dämmerung das Auge anfangs nur einige Sterne, und dann mit jeder Sekunde mehr erblickt, so daß es sich bald in die Unermeßlichkeit vertieft, so vervielfältigten sich dem Blick hier auf entsetzliche Weise die Leichname und andere Zeichen der Zerstörung, die man rings entdeckte. Indem der Nebel, vom Winde über die Steppe gejagt, sich langsam hinwegwälzte, schien er gleichsam den Vorhang von dem schaudervollen Gemälde zu ziehen. Allen versetzte sich der Athem in der Brust, als sich das gräßliche Chaos allmählich vor ihren Blicken entwirrte. Zuerst hatte man nur die nächsten Leichname, an die der Huf des Rosses stieß, erblickt; doch wie der Blick weiter schweifte, stieg die Anzahl schnell in's Unendliche; denn man erkannte bald, daß jede schwärzliche Erhöhung, die das Auge entdeckte, nicht ein Stein, ein Baumstamm oder Erdhaufen, sondern ein menschlicher Körper, oder eine zusammengeschichtete Masse derselben war. Mit jedem Schritt weiter in diese nur mit Leichen bevölkerte Wüste wurde das Bild der Zerstörung gräßlicher und erschütternder. Der Wind trieb einen giftigen Pesthauch heran, der sogar die Pferde so anwiderte, daß sie, scheu zurückbebend, dem Reiter nicht gehorchen wollten, und nur mit sträubenden Mähnen und emporgerichteten Nüstern, als suchten sie reinere Luft zu athmen, dem Sporn gehorchten und vorwärts schritten. Jetzt sah man einzelne Erhöhungen, wie Hühnengräber, wo große Leichenhaufen gethürmt und so leicht mit Erde bedeckt waren, daß Sturm und Regen die Hülle schon fast weggespült hatten. Aus dem grausen Gemisch der übereinander geschichteten Leichname ragten einzelne, die Gebeine zur Hälfte mit verwesendem Fleisch bedeckt, zur andern Hälfte nackt und weiß schimmernd, in schauderhaften Stellungen hervor. Dem war das Haupt, mit struppig blutigem Haar bedeckt, auf den Boden gesunken, und die Schenkel starrten unnatürlich empor; ein Anderer streckte einen Arm hoch hinaus, als habe er noch Leben und suche sich aus dem modernden Grabe heraufzuarbeiten. Einzelne Glieder, von den Raubvögeln und Wölfen halb abgenagt, lagen umhergestreut. Grinsende Schädel mit leeren Augenhöhlen oder wüst umherhängendem, blutigem Haar starrten entsetzlich von dem Boden hervor. Zwischen diesen grausenden Ueberresten waren die kriegerischen Denkzeichen der Schlacht zerstreut; ihr Anblick belebte die erstarrende Brust wenigstens durch die Erinnerung an den großartigen Kampf, der hier getobt hatte. Zerschmetterte Laffetten, Räder, Trommeln, rostende Kugeln, die Trümmer zersplitterter Gewehre und Säbel, glänzende Helme und Harnische der Dragoner waren rings durch das Blachfeld zerstreut; die Stellen, wo die Kavallerie und Artillerie gefochten hatte, erkannte man im Augenblick; sie waren mit bleich schimmernden Pferdegerippen, die noch im verdorrten Fleisch steckten, aber weiß hervorglänzten, wo die Raben und Füchse sie abgenagt hatten, weithin bedeckt. Die Nebel rollten in langen Streifen über das Feld, und enthüllten bald, bald verhüllten sie das Gefilde des Entsetzens. Doch verzogen sie sich mit jeder Sekunde mehr und mehr, und bald konnte man die Blicke ungehindert so weit senden, als die grausenhaften Zeichen der Verwüstung und des Todes zu erkennen waren.

»Dort! Seht Ihr dort den Hügel!« rief Rasinski und deutete mit dem Finger auf eine unförmliche Masse, die eben aus dem Nebel hervorzuquellen schien. »Das ist jene furchtbare Redoute, wo wir viele der Unsrigen ließen. Jetzt erst finde ich mich wieder auf diesen Feldern des Ruhms und des Schreckens, wo dreißigtausend unserer Kameraden ihr Blut vergossen!«

Sie ritten näher hinüber, um noch einmal die Stätte zu betreten, die sie mit so gewaltigen Erinnerungen erfüllen mußte. — Niemand sprach, Jeder trug das schweigende Grausen in der Brust. Wie viel entsetzensvoller war das Schlachtfeld jetzt als damals, wo der brüllende Donner das Ohr betäubte, der ganze Himmel in Dampf und Blitz gehüllt schien, und das brausende Gespann des Todes zerschmetternd über die Gefallenen dahinrollte; denn damals zeigte es das schreckende Antlitz eines zürnenden Giganten, jetzt das schaudererregende eines Verwesenden.

Als Rasinski und seine Freunde — denn das Regiment verfolgte die große Straße — näher an die Redoute kamen, vermochten die Pferde kaum zu treten vor den Leichnamen und Kugeln, die hier den Boden bedeckten.

»Was mag das dort oben auf der Brustwehr seyn?« fragte Rasinski, als man bis etwa auf fünfhundert Schritte an die Schanze heran war.

»Ich kann's nicht erkennen,« antwortete Regnard; »es gleicht einer durchbrochenen Pyramide.«

»Vielleicht aufgeschichtetes Holz,« meinte Ludwig.

»Wie sollte es dahinkommen?« entgegnete Bernhard, den Kopf schüttelnd. — »Eine seltene Form, wahrhaftig, die einen Maler in Verlegenheit setzen könnte!«

Sie ritten näher; die Sonne brach jetzt mit kräftigem Strahl durch das Gewölk und schlug die schwebenden Dünste nieder. Plötzlich beleuchtete sie die Redoute mit hellem Glanz, während rings umher Alles noch in düsterm Grau lag.

»Es sind Gerippe!« rief Rasinski, der bei weitem das schärfste Auge hatte. »Seht Ihr, wie die vom Sturm und Regen gebleichten Gebeine schimmern?«

Mit grausendem Staunen sprengten die Reiter rascher heran. Es war, wie Rasinski es gesagt hatte. Von den im Innern der Schanze aufgethürmten Leichen ragten einige hoch über den Wall empor. Ein schauderhaft spielender Zufall hatte sie mit den Rücken gegen einander, in halb aufrechte Stellung gebracht. Der Luft, dem Regen, dem Sturm und den Raubthieren am meisten preisgegeben, waren die Knochen fast ganz vom Fleisch entblößt, und die scheußlichen Skelette schienen nun, auf dem Leichenthrone sitzend, mit grinsendem Triumph die Wüste der Verwesung rings umher als ihr grausenvolles Reich zu überschauen.

Bei diesem Anblick überschlich selbst den kaltblütigen Regnard ein unheimliches, gespenstisches Grausen. Er zog die Augenbrauen finster zusammen und schüttelte sich, wie wenn ein Fieberfrost ihm durch das Mark schauerte. — »Also das ist Caulaincourts Mausoleum?« sprach er endlich, da alle Uebrigen im starren Entsetzen schwiegen. — »Kommt, laßt uns weiter reiten!«

Er wandte sein Pferd.

Rasinski war wie an den Boden gefesselt; sein Auge hing unverwandt an dem Leichenhügel. »Und das Alles umsonst!« sprach er endlich, aus tiefster Brust Athem holend. Und wir hätten also die Schlacht doch verloren!«

»Verloren?« fragte Bernhard halblaut.

»Ja, ja, verloren! Es war ein Scheinsieg, ein heuchlerisches Trugbild des blutigen Triumpes! Darum kam an jenem düstern Abende keine Freude in unser Herz! O, Ihr habt nie gesiegt; Ihr wißt nicht, was ein Sieg heißt! Das fühlt sich anders in der Brust. — Heute erst räumen wir das Schlachtfeld! Heute, nach sieben Wochen, entscheidet sich's, wer die Schlacht verlor! — Nun denn,« sprach er, sich königlich in die Brust werfend, indem er mit der erhobenen Rechten nach den Gerippen deutete, »diese Leichenberge mögen wenigstens zeugen, daß Tapfere hier gefochten haben! Den Ruhm dieses Tages soll uns keine Macht des Weltalls rauben! Denn der Ruhm ist wahr; aber das Glück ist falsch!«

(Fortsetzung folgt.)

Die Familie Perrault in Pondichery.

(Episode aus der französischen Revolution.)

Ein kleiner Sandhügel mit einem dünnen, verdorrten Rasen überwachsen, bezeichnet auf dem europäischen Begräbnißplatze zu Pondichery den Fleck, wo Casimir Perrault, dessen Andenken noch in den Herzen der französischen Bewohner jener Kolonie fortlebt, von seinen irdischen Leiden ausruht.

Einem gewöhnlichen Reisenden bietet Pondichery nicht viel Merkwürdiges. Für diejenigen aber, denen der Krieg in lebhaftem Angedenken ist, welchen die Briten und Franzosen auf der ostindischen Halbinsel so lebhaft führten, hat die Stadt manches Interessante. Sonst ist sie nichts weiter als eine zerstörte Festung, an einer Seite von der See bespült, an der andern von sandigen Ebenen mit niedrigen und nackten Hügelreihen umgeben, die eine Fortsetzung der Pulikat-Berge sind. Die Einwohner lieben den an sich unfreundlichen Ort sehr, weil er einst die glänzendste Schaubühne ihrer Kriegsthaten im Osten war. Auch sind sie ein recht geselliges und genußliebendes Völkchen.

Casimir Perrault, einer der achtungswürdigsten Franzosen in Pondichery, war vor Ausbruch des Revolutionskrieges Rathsherr und bezog einen anständigen, aber schlecht ausgezahlten Gehalt. Im Vorgefühl der Revolutionsgräuel soll er, ehe er Frankreich verließ, einen großen Theil seiner ererbten Güter zu Geld gemacht haben, wodurch der Fond des französischen Handlungshauses, dessen Agent und Theilnehmer in Ostindien er war, vergrößert wurde. Sein Wunsch war, mit seiner kleinen Familie — zwei Söhnen und einer Tochter — in Ostindien bleiben zu können, bis die politischen Stürme, die Frankreich bedrohten, sich gelegt haben würden. Als der Verfasser dieses Artikels mit Perrault Bekanntschaft machte, zählte Letzterer noch wenig über 50 Jahre; aber Gram und Sorgen gaben ihm das Ansehen eines Greises.

Die Familie Perrault lebte mit Wenigem zufrieden und glücklich. Hatte der Vater noch Hoffnungen, die über seine enge Sphäre hinausgingen, so konzentrirte er dieselben in seinem ältesten Sohne Louis, auf dessen Erziehung er die möglichste Sorgfalt verwendete. Er schmeichelte sich, Louis werde den alten Ruhm seines Hauses wiederherstellen. Da nun das Amt eines öffentlichen Redners in allen Perioden der Revolution einträglich und ehrenvoll war, so beschloß er, ihn nach Paris zu schicken, damit Louis auf der dortigen Universität die nöthigen Vorkenntnisse erhielte. Um diesen Zweck zu erreichen, verwendete er einen bedeutenden Theil seiner Mittel zum Besten dieses Sohnes.

Mit vieler Flatterhaftigkeit verband der junge Mann Eigenschaften, die bei verständiger Pflege zur Tugend gereift wären. Louis Perrault hatte als Kind zu vielen Willen gehabt. Die Folge davon war ein übermüthiges Vertrauen auf seine eigenen Kräfte und eine kindische Empörung gegen allen Widerspruch. Sein jüngerer Bruder Henri sollte ihn nach Europa begleiten, obgleich dessen Bestimmung eine andere war. Sein Onkel, Antoine Perrault, ein bedeutender Gutsbesitzer in der Bretagne, hatte dem Vater versichert, in dieser Provinz werde sich dem jungen Manne bald eine Sphäre nützlicher Thätigkeit zeigen: auch versprach er, ihn, gegen einige Hülfsleistungen in seiner Landwirthschaft, freigebig zu unterstützen.

Am Morgen des 21. Oktober 1791 lag das dänische Fahrzeug, welches die beiden Jünglinge von ihren theuersten Angehörigen trennen sollte, bei Pondichery vor Anker. Das noch unverdorbene Herz des ältern Sohnes rührte der feierliche Abschied, den er nun von seinem gütigen Vater und von der lieben Schwester Hortensia, seiner Jugendgespielin, nehmen sollte. Diese Scene erweichte sein Gemüth in solchem Grade, daß der alte Perrault von der künftigen Aufführung des theueren Sohnes nur Gutes sich versprach. Was Henri betraf, so ließ dessen ruhige Besonnenheit ohnehin keine Besorgniß aufkommen. Aber Louis hatte noch einen Abschied zu nehmen, der ihm das Herz schwer machte. Gabriele von Montfort, ein Fräulein aus altem bretagnischen Geschlechte, war im Hause ihres Vaters, eines der ersten Beamten in Pondichery, aufgewachsen. Die sanfte, beinahe unmerkliche Gradation, welche von kindlicher Vorliebe zu dauernder gegenseitiger Anhänglichkeit führt, ist oft von Meisterhänden gezeichnet worden. Man hätte sie auch in dem Verhältnisse zwischen Louis und Gabriele nachweisen können. Den Tag vor seiner Abreise saßen Louis, Hortensia und Gabriele noch

zusammen; Louis suchte die Trauernden mit heiterer Ausmalung eines frohen Wiedersehens zu trösten. Hortensia konnte in dieser Aussicht Trost finden, aber Gabriele nicht. Sie vergoß wenige oder gar keine Thränen. Ein Gefühl herrschte in ihrer Brust, für welches die Thräne kein Ableiter, keine Linderung war. Es schien mit gewissen finstern Vorahnungen verknüpft zu seyn, die sie nicht zu bewältigen vermochte, obschon die Ursachen ihr verborgen blieben.

Die Augenblicke des Scheidens, wenn auch schmerzlich genug, gehören zu denen, die den heilsamen und läuterndsten Einfluß auf unser Gemüth äußern. Diese Augenblicke und mit ihnen die Gefühle, die wir dabei empfanden, treten als harte Ankläger vor den Richterstuhl unsers Innern, wenn wir jemals, von unseren Lieben entfernt und des Zwanges ledig, den ihre Gegenwart uns anlegt, einer Versuchung nachgegeben und Etwas gethan haben, das ihnen Gram oder Schande bereiten könnte. Auch vergaß Louis bei allen Verirrungen seines späteren Lebens niemals die heiligen Lehren der Trennungsstunde. Als der gefürchtete Augenblick kam, suchte er nicht zu verhehlen, was er fühlte, indem er mit einer Hand die seiner Schwester faßte und mit der andern Gabrielens Hand an sein Herz drückte. »Muth! Muth!« rief der alte Perrault; »es ist ja nur eine Trennung auf drei Jahre. Wie schnell wird diese Zeit vorübergehen! Wie kurz wird sie uns vorkommen, wenn sie verlebt ist.« Der gute Mann hatte selbst einen harten Kampf zu bestehen, doch sollten die letzten Minuten nicht ungenützt vorübergehen. Er erinnerte beide Söhne an die Versuchungen der großen Welt; mit besonderem Nachdruck aber warnte er den Aeltesten. Er redete viel von der Abscheulichkeit sinnlicher Ausschweifungen, selbst wenn sie im Prunk und Flitter der großen Hauptstadt uns lockten, und bekämpfte die Nichtswürdigkeit des Spielergewerbes mit der unwiderstehlichen Beredsamkeit des Tugendhaften. Ueber alles Andere warnte er seine Söhne vor der Gesetzlosigkeit, die in Frankreich immer verheerender um sich greife, und vor den Klubbs und Verbindungen, die das religiöse Gefühl und mit ihm die ganze Moralität untergraben. »Sollte der Kampf ausbrechen,« rief er ihnen zu, »so erinnere sich Louis Perrault, daß seine Vorfahren immer treu an König und Gesetz hielten, und beide mit Gut und Blut vertheidigten.«

(Fortsetzung folgt.)

Eine halbe Stunde nach dem Ball.

— Nun sind Sie entkleidet, sagte Augustine zu Amalien, indem sie gehen wollte.

— Bleibe, liebe Augustine! Ich bitte dich. Bleibe, wiederholte sie, indem sie ihr Mädchen krampfhaft am Arm hielt.

— Aber wer soll denn Ihre Mutter auskleiden? Sie wissen, daß sie nicht gerne lange wartet.

— Nun so komme, nachdem du sie ausgekleidet hast, wieder zurück. Du erzählest mir dein Geschichtchen. Nicht wahr, du kömmst zurück? Ich fühle jetzt schon, daß ich nicht schlafen kann.

— Wahrlich, versetzte Augustine, das wäre schön! Geschichtchen um zwei Uhr in der Nacht zu erzählen. Und wann sollen wir denn schlafen? Gute Nacht, Mademoiselle!

— Gute Nacht, antwortete Amalie seufzend, und zwei große Thränen entrollten ihren schönen Augen.

Nun war sie allein, mit sich selbst beschäftigt; allein in der Erwartung einer Gefahr, die ihr drohte; einer Gefahr, die sie fühlte und die sie sich dennoch nicht erklären konnte.

Noch glaubte sie das unglückselige Wort: »Diesen Abend, Amalie,« zu hören, dieses Wort, das ihr Vetter ihr, indem er sie so leicht wie eine Feder in den Wagen hob, so leise wiederholte, daß es sonst Niemand als sie hören konnte, das ihr aber bis in das Innerste ihres Herzens drang und jetzt so sonderbar widerhallte.

Träumend ließ sie sich auf einen schön gestickten Stuhl nieder, den ihr ihre Mutter zum Geschenk gemacht hatte. Ihr entblößter Ellenbogen stützte sich nachlässig auf den weißen Marmor ihres Toilettentischchens; in ihrer Hand ruhte die schöne offene Stirne und ihre Finger, die mit den Locken spielten, entdeckten eine Rose, die sie träumend entblätterte. Ach, dachte sie, begehe ich denn eine so große Sünde, wenn ich etliche Augenblicke mit meinem Cousin plaudere?... Und wenn ich dabei nichts Böses thue, warum zittere ich denn so heftig?...

Ein leichter Schauer fuhr über ihre entblößten Schultern. Sollte sie warten? Aber sie hatte ja ihr Gebet noch nicht verrichtet. Sie warf ein Negligee über sich, wählte aber das schönste.

Hier fielen ihre Blicke auf das Ballkleid, ein weißes mit Rosenknöpfen geschmücktes Kleid, das ein junger Stutzer so treffend mit der Farbe ihrer Wangen und dem Alabaster ihres Halses verglichen hatte. Noch einmal tauchten alle die Empfindungen des verflossenen Abends vor ihr auf; eben ruhten ihre Gedanken auf dem Bilde ihres Vetters, dem sie mit ihren Augen bis in das dichte Gedränge folgte; eben glaubte sie ihn zu sehen, wie er mitten unter lachenden Gruppen so einsam, traurig und seufzend daherschleicht, und wie er jetzt in ihrer Nähe so glücklich und verliebt scheint; noch einmal empfand sie das Vergnügen, das unsägliche Vergnügen, als man ihr eine Galoppade mit ihm zu tanzen erlaubte — — aber hier holte sie einen langen und tiefen Seufzer; denn eben während dieser Galoppade hatte sie ihm das Rendez-vous versprochen, das sie so zittern machte — —

Ihre Blicke schweiften jetzt in dem kleinen Zimmerchen herum, sie lauschte einige Zeit, dann wollte sie beten. Rasch lief sie an die Thüre, schob mit Heftigkeit den Riegel vor, warf sich auf das Kissen des Betstuhls — — wollte beten, aber hier stockte ihr das Blut, man hatte leise an die Thüre geklopft. Noch einen Augenblick und zwei heftige Streiche fielen. Das arme Mädchen erhob sich mehr todt als lebendig.

Einige Minuten mochten so vergangen seyn, und Schlag auf Schlag fiel es auf das Schloß der Thüre. Amalie sah sich verloren. Heiliger Gott, dachte sie, wenn meine Mutter, die hart neben mir schläft, es hörte! Wenn mein Bruder vom Balle zurückkömmt und den Geliebten — —!

Taumelnd schob sie den Riegel zurück. Mit vielem Getöse öffnete sich die Thüre und herein trat ihr Bruder. Sie glaubte ihren Richter zu sehen.

— Ich sah, sagte er, daß du noch Licht hast, und wollte dir doch ein Späßchen erzählen, das ich unserm Vetter gespielt habe. Du mußt gewiß lachen. Ich fand nämlich außerordentlicherweise seinen Stubenschlüssel stecken, da drehte ich ihn leise herum, zog ihn ab, damit er mich nicht wie gewöhnlich so frühe weckt. Er ist unser Gefangener bis Morgen Mittag.

Einen Schrei ausstoßend fiel Amalie ihrem Bruder um den Hals und küßte ihn. Kopfschüttelnd entfernte sich dieser. —

. l

Stuttgart im August 1833.

Meiner Zusage gemäß erhalten Sie hier einen Bericht über die Thätigkeit unseres Repertoires während des verflossenen Theaterjahres. Die Nomenklatur der Reprisen müssen den Theaterchronikschreibern überlassen bleiben, meine Aufgabe beschränkt sich hier hauptsächlich auf neue Stücke.

Es ist nicht zu läugnen, daß hier, wie bei andern Bühnen, ein

großer Theil der für die Ausstattung des Theaters verwendbaren Fonds bei der Oper verwendet wird, während die Zahl der neuen Opern durchaus in keinem Verhältnisse mit der Zahl der neuen Schauspiele steht. »Theobald und Isoline« und »Robert, der Teufel« sind die einzigen Novitäten, welche wir im Verlaufe von zehn Monaten zu Gesichte bekommen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Ernst des rezitirenden Drama's, die Geistigkeit desselben durch die unverhältnißmäßige Pracht bei der Oper — wenn auch nur beim größeren Haufen — gedrückt werden, ja sogar, daß der moralische Zweck der Bühne darunter leiden muß, wenn aller Welt Schimmer auf die Oper allein verwendet wird, wo doch ohnehin schon der Grundeindruck von einem Sinnenkitzel ausgeht. Jetzt ist das Volk verwöhnt, es zu entwöhnen ist man vorläufig nicht bedacht, aber man muß beim Lucull'schen Mahle immer schärfer gewürzte Speisen, immer feurigere Weine bringen, und daraus folgt Ueberdruß und Unverdaulichkeit und das Resultat wird Zurückführung zu Einfachheit und Gleichstellung seyn. Aus diesem Grunde bin ich Meyerbeer für sein üppiges Gastmahl, für seine tausend Schüsseln des Robert unendlich dankbar; er ist schon so weit zum Kulminationspunkte vorgerückt, daß wir bald am Ziele unserer Wünsche stehen werden. Auch hier war Robert vielleicht die größte Theaterkassenbrandschatzung, die man in diesem Jahrhundert erlebt hat. Die äußere Ausstattung war prächtig, geschmackvoll, eine Dekoration schöner, als die andere, eine Rüstung glänzender, als die andere, Alles neu, Alles funkelte, wie im Laden eines Silberhändlers, alles Volk hatte den Mund offen und schrie: Ah! Ein, zwei, dreimal waren alle Bänke gefüllt und doch aufgehobenes Abonnement, und das viertemal war das Haus leer und Niemand schrie mehr: Ah! und die Ausstattung hatte 10,000 fl. gekostet, und die Maschinerien waren vortrefflich gegangen, wie man es hier bei der mangelhaften Einrichtung noch nie gesehen. Das war ein Vorbote der Unverdaulichkeit. Man hat Meyerbeer hier vielleicht Unrecht gethan, daß man seiner Musik einen so lauen Beifall schenkte. Man nannte es einen ungeheuern musikalischen Galimathias, eine Häufung von einerseits durchaus unberechneten und andererseits allzu sehr in's Kleinliche berechneten Effekten. Die Sprachröhren, Glocken und Stangen kamen den Leuten, die sich in Schwaben eben einmal nicht über die Beethoven'sche Instrumentirung erheben können, wie Ausstattung von italienischen Wunderbuden vor. Die mächtigen Tutti des Orchesters nannten sie einen ungereimten Tonspektakel. Der gräßliche Geisterchor, von dem sich Meierbeer eine stärkere Wirkung versprochen haben mag, als Hoffmann von seinen Teufelselixiren, brachte gerade den entgegengesetzten Effekt hervor — man lachte überlaut. Das Gold-Chimärenlied, welches jetzt die Wellen in der Seine singen, wenn die Schiffer schlafen gegangen sind, dudelten die Stuttgarter drei Tage lang, und nannten es dann fad und trivial. Nicht viel besser erging es andern von den Vokalkompositionen in dieser Oper. Das Süjet nannte man verwirrt und im höchsten Grade anstößig, das diabolische Prinzip matt, schaal, geistlos erfunden; dem Glauben und seinem Siege sprach man die religiöse Weihe ab. — Kurz, meine Landsleute spielten dießmal, wenn sie unseren Mitgliedern auch recht Beifall zuklatschten, die Rolle von grämlichen Kritikern. Robert wird hier die Kassizität nie gewinnen, die in Stuttgart allein das Anrecht auf fortwährenden Besuch sichert. — Isabella wurde hier, wie ich in meinem vorigen Berichte bemerkt habe, abwechselnd von Mad. Wallbach und Frau v. Pistrich gegeben. Den Robert gab Hr. Vetter im ersten Akte durchaus ohne die nothwendige Leichtigkeit in Spiel und Vortrag, später ohne Berechnung der Kraft. In der Darstellung des Bertram alternirten die HH. Häser und Pezold. Ersterer war der Einzige, dessen Kostume mit Recht getadelt werden kann; er war schwarz vom Kopf bis zur Zehe, es fehlte ihm zum Malteser in Don Karlos bloß das Kreuz; die geschwächte Stimme dieses Sängers vermochte der Komposition nicht kräftig genug zu folgen. Dieser Theil war bei Hrn. Pezold besser und vollkommener. Die Alice wurde von Dem. Haus dargestellt. Das Genre dieser Komposition ist nicht für eine im Bravourgesange hervortretende Sängerin. — Theobald und Isoline, romantische Oper in zwei Akten von Morlacchi. Die Partie des Theobald ist ursprünglich für einen Kastraten geschrieben. — Diese Oper erlebte nur zwei Aufführungen — ein doppelter Nebelstreif längst wieder vom Horizonte verschwunden. — Amen für die Oper! Aber darum nicht gerade Amen mit der Arbeit der Operisten unserer Bühne. Diese haben doch vollauf zu thun. Wenn nämlich eine Oper hier ein- oder zweimal gegeben ist, so bleibt sie lange liegen, der nothwendigen Abwechselung wegen, weil wir immer nur ein und dasselbe Theaterpublikum haben, und auf diese Weise müssen in der Regel Reprisen mit derselben Anstrengung, mit derselben Anzahl von Streben wieder einstudirt werden, als wären neue Kompositionen durchzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Wiener Theaterzeitung enthält folgende Mittheilung: Schon wieder ein neues Schauspiel. Ein Hr. Löwentritt ist angekommen; er tritt jedoch keinen Löwen, sondern er tritt die Donau und geht auf ihr spazieren, wie etwa auf dem Damm im Prater. So viel uns von diesem Schauspiel bekannt geworden, soll dasselbe auf einer neuen Erfindung beruhen. Hr. Löwentritt hat nämlich einen Schwimmapparat zusammen gesetzt, dessen Anwendung, wie wir hören, unfehlbar seyn soll. Er gedenkt es so weit zu bringen, daß Jedermann jedes Gewässer wie sein Wohnzimmer sicher und gefahrlos betreten kann; er selbst will künftigen Sonntag Nachmittags um 5 Uhr im Prater nächst der k. k. Militärschwimmschule und dem Freibade, auf dem sogenannten Kaiserwasser, in voller eiserner Rüstung eine Fußreise machen, und dabei zeigen, daß man mitten in der Donau nicht naß zu werden brauche. Wenn alles wahr ist, was Hr. Löwentritt seiner Erfindung zutraut, dann ist sie gewiß nicht ohne Nutzen; er stellt sie jedoch so hoch als die neueste Anwendung des Dampfes. Wir sind sehr begierig und werden unverweilt berichten, ob bei diesem Nebenbuhler des Dampfes kein blauer Dunst vorgekommen.

Logogryph.

(Sechs Zeichen.)

Er.

Wie kommen Sie hierher, Frau 1, 2, 3,
In dieß Gestein?

Sie.

Sie wissen, Herr Vetter,
Ich hasse der Eb'nen Einerlei,
Streif' gern' durch Felsen bei schönem Wetter.

Er.

Auch ich bin gern' hier — seh'n Sie doch
Die Tannen, 4, 5, 6 und hoch,
Und hier, wie diese zarten Reben
Das starre Ganze mild umweben!

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenstoh.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 115.

Kannegießer (im Wirthshaus).

Theateranzeige.

Mittwoch, den 3. September: Robert der Teufel, große Oper in fünf Haupt- und einer Zwischenabtheilung; Musik von Meyerbeer. 2tes Meß-Abonnement suspendu. Isabella: Dem. Halbreiter; als zweites Debut.

Briefkasten. »Des Gefangenen Empfindungen« können nicht durch's Konversationsblatt der Lesewelt offenbart werden. — Maria von Schottland ꝛc., Gedicht von X. Y. Z. bestand nicht vor dem Forum der Kritik. — An A. Z. in St. Danken ergebenst. Soll Alles bestens bestellt werden. — An P. R in N. Ist besorgt. — An El. »Die höllische Heirath« kann zu unserm Bedauern auf den Kolumnen des Konversationsblattes keinen Platz finden. Der Mensch denkt und . . . . . — An A. B. in M. »Die Sonne« leuchtet bereits. Gratuliren übrigens. — Aphorismen von L... Zu trocken. — »Der Schnurrbart« von ...l ist ein Bramarbas, der etwas verspricht und nichts hält. Wird abgewiesen. — »Der Rezensent ꝛc.« Le jeu ne vaut pas la chandelle. — »Pfeffer und Salz«, anonym mitgetheilt. Noch nicht, sagt Rummelpuff; bitten erst um den Namen. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag | Nº 118. | 4. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Philoktet auf Lemnos.

Auf Lemnos ödem Inselrund
Saß schmerzlich leidend Philoktet
In einem tiefen Felsenschlund,
Das Haupt von wildem Haar umweht.

Als Schlummer ihm die Augen band,
Ließ ihn der Griechen Flottenzug
Zurück am sand'gen Meeresstrand,
Und zog nach Pergamos im Flug.

Denn Philoktets verletzter Fuß
Verpestete die Luft umher,
Und seines Schmerzes Klagerguß
Ertrug die Bundesschaar nicht mehr.

Schon fristet er neun Jahre lang
Sein Leben unter'm Felsendach
Mit Fischen und durch Vögelfang,
Und Echo hallt sein Stöhnen nach.

»Verlassen, tönt sein Klagelaut,
»Hatt' ich des heitern Hella's Strand,
»Und mich Poseidon anvertraut,
»Zu suchen Ruhm im Troerland.

»Doch ruhmlos end' ich nun im Schmerz,
»Wo kaum der Strand ein Pälmchen trägt,
»Wo Felsen ragen himmelwärts,
»Die nur des Adlers Fittig schlägt.«

Starr sah er auf die Pfeile hin,
Die ihm Laertes Sohn geschenkt,
Und Trost und Muth hat seinem Sinn
Der Waffen Anblick eingesenkt.

»Wie, ruft er, zu Kronions Thron
»Herakles siegverklärt sich schwang,
»So wird auch mir erhabner Lohn,
»Wenn ich in Qualen standhaft rang.«

Kaum war entflohen ihm das Wort,
So wird es an der Küste laut,
Und bald hat an dem Hafenort
Er drängendes Gewühl geschaut.

»Wem, so verkündet' Helenus,
»Laertes Sohn die Pfeile gab,
»Der bringt den Griechen Siegsgenuß,
»Und stürzet Pergamos in's Grab.«

Drum mit Odysseus abgesandt
Kam Neoptolemos heran,
Und führt' ihn zu der Troer Strand,
Zur Heilung und zum Ruhm die Bahn.

Adolf Bube.

Iwan Stepanowitsch.

Bilder aus der russischen Provinz.

Iwan Stepanowitsch erwartete seinen Namenstag. In seinem Hause wurden große Vorbereitungen getroffen, um ihn, wie gewöhnlich, auf eine ausgezeichnete Weise zu feiern. Ein Wagen nach dem anderen eilte zur nächsten Stadt, um die nöthigen Vorräthe einzukaufen. Die eigene ländliche Wohnung ward auf des Gebieters Befehl aufgeräumt und gesäubert und die nächste Umgebung gereinigt, damit niemand mit der Nase in den Schmutz falle. Die Fußsteige wurden mit gelbem Sande bestreut; Blumen, mit sorgsamer Hand von den sie umgebenden üppigen Unkraut befreit, erhoben stolz ihre in bunten Farben strahlenden Häupter; die Leinwand, die, der Bleiche wegen, auf den Zäunen umherhing, ward bis zu einer anderen gelegeneren Zeit zusammengewickelt; Alles gewann ein besseres Ansehen; eine aus langem Schlummer erwachte Thätigkeit war an der Tagesordnung; gestoßener Ziegel seufzte unter Tuchlappen auf messingenen Klinken und Haken, und die Flederwische rauschten über Tische und Wände, um den angehäuften Sand fortzuschaffen.

Wer aber ist Iwan Stepanowitsch?

Iwan Stepanowitsch ist, einigen Eigenheiten ausgenommen, kein besonderes Original und kann als Modell aller Freunde und Nachbarn dienen, die er zu seinem Namenstage erwartet, und die man somit schon im Voraus kennen lernen kann.

Nachdem Iwan in einer der vielen für Rechnung des Staats bestehenden Erziehungs-Anstalten seine Studien beendigt, zerriß er Hefte und Bücher und gab sich das feierliche Versprechen, ein ewiger Feind von allem Geschriebenen und Gedruckten zu seyn. Er gürtete ein Schwert um, zur Vertheidigung des Vaterlandes, schmückte die breiten Schultern mit Epaulets und eilte zu seinem Regiment, von Ungeduld brennend, sich Brust an Brust mit Bonaparte zu messen, den er wenigstens für würdig hielt, sich ihm als Gegner hinstellen zu dürfen. In der Nähe des Rheins fand er sein Regiment und die unglückliche Nachricht, daß sein Antagonist geschlagen und der Krieg beendigt sey. Im Grimm über sein Schicksal spie er in den Rhein, trat auf dem Marsche durch Frankreich eine ungeheure Menge Weintrauben zu Boden und ließ sich durchaus nicht dazu bewegen, einen Blick auf Paris zu werfen. So würde es ihm, als er nach Hause zurückgekehrt war, natürlich sehr leicht geworden seyn, zu schwören, daß er in Frankreich nichts gesehen habe; er that aber gerade das Gegentheil und brachte

den Seinigen eine unendliche Menge überall zusammengeraff-ter Anekdoten und Geschichtchen mit.

Ein zweiter Ulysses setzte sich zum häuslichen Kamin, um sich auf das Vollständigste von seinen überstandenen Mühseligkeiten zu erholen.

Mit thränenden Augen dankten die alten Eltern dem lieben Gott, daß es ihnen vergönnt ward, ihren theuren Sohn noch einmal im Leben zu sehen; sie schmeichelten und beruhigten, speis'ten und tränkten ihn und gaben ihm die Pute zum Besten, die zu einer Prokurators-Mahlzeit bestimmt war. So ward denn unser Iwan Stepanowitsch fett und rund und weich; nur dann und wann schien er nachzudenken, wobei seiner breiten Brust mancher schwere Seufzer entstieg, der sich übrigens auch rechtfertigen ließ. Einen philosophischen Blick auf das Leben werfend und seine militärische Lebensweise mit der häuslichen vergleichend, zog er den sehr logischen Schluß, daß Unabhängigkeit und Ruhe auf seinem Gut besser wären, als alle mögliche Lorbeeren und Siegeskränze. Sein alter Vater aber hatte von diesen Dingen einen andern Begriff, weshalb unserm Iwan Stepanowitsch nichts Anderes übrig blieb, als sich nur eine Zeitlang auszuruhen und — wie man sagt, am Meere sitzend, guten Wind zu erwarten.

Zum Regiment zurückgekehrt, dachte er wachend und im Traum an nichts, als an seinen Abschied; oft stieß er, in Hitze gerathen, die Worte aus: »Es ist mein Wille, mein fester Wille,« und schlief unser Held ein, so schwebten vor seinen geschlossenen Augen und seiner bewegten Seele gebratene mit Grütze gefüllte Spanferkel und Bauermädchen in ihren reizenden Trachten wie Ossianische Gestalten einher. Einst nach einem ungewöhnlich angreifenden Exercitium verdrießlich zu seiner räuchrigen Hütte zurückkehrend, überreichte sein Denschtschik (Bursche) ihm einen Brief mit der Nachricht von dem Ableben seiner Eltern, die, wie ein Paar treue Tauben, bald nach einander gestorben waren. »Des Himmels Segen mit ihnen!« rief Iwan Stepanowitsch mit thränenden Augen aus — und dann eilte er zum Regimentsschreiber. »Bitte für mich um Abschied wegen häuslicher Verhältnisse,« sagte er in schon ruhigerm Ton. — Nachdem er seinen Abschied erhalten, flog er wie ein Habicht, der sich von der Kette losriß, seinem Geburtsneste zu. Dort hatte er das Vergnügen, seine zwei Brüder und drei Schwestern vorzufinden; die Ersteren, ihm gleich gesinnt, und eben so ausgezeichnete Militärs, wie er, hatten bei der Nachricht vom Tode ihrer Eltern eben so gehandelt, wie er, und ihren Abschied genommen. Die Theilung ging vor sich. Iwan Stepanowitsch hielt sich für edelmüthiger als sie, indem er seinen Antheil an hinterlassenem Silberzeuge, bestehend aus 5 Eß- und 6 Theelöffeln, seinen trostlosen Schwestern überließ, die ihn von Kindheit auf gepflegt hatten.

Als jüngster Sohn hatte Iwan Stepanowitsch das väterliche Haus und 18 männliche Seelen zu seinem Antheil erhalten. Mit großer Thätigkeit begabt, beeilte er sich, seine Besitzung im kaiserlichen Leihhause zu versetzen und mit dem dafür erhaltenen Gelde ein höchst bewegtes Leben zu führen. Mit Erstaunen sahen Nachbarn und Verwandte, wie er mit 3 braunen Pferden, in weiten Velvet-Beinkleidern, mit Husaren-Jacke, leichter polnischen Mütze und wohlgepflegtem Schnurrbarte ihren Fenstern vorüberflog oder mit lustigen Freunden und einer Menge Hunde den Hasen nachjagte. Ueberdrüssig, die Eroberung russischer Mädchen zu machen, verliebte er sich in eine junge Zigeunerin und führte zwei Jahre lang mit ihr ein nach seiner Ansicht sehr poetisches Leben, aus welchem er aber wie aus einem schönen Traum durch einen Exekutionsbefehl des unerbittlichen Leihhauses geweckt ward. Wolken überzogen sein Antlitz, finsterer als die an einem herbstlichen Himmel, und mit der Bernsteinspitze seiner türkischen Pfeife am Schnurrbart hin- und herfahrend, machte er seiner gepreßten Brust durch tiefe Seufzer Luft. Was fange ich an? fragte er sich mit tragischem Pathos — und blieb sich die Antwort schuldig. Plötzlich entsprang seinem Hirn ein lichter Gedanke, und ein selbstzufriedenes Lächeln schimmerte durch den Tabaksdampf: »Ich muß mein Tante Glaphira Alexejewna besuchen,« rief er freudig aus, »sie, die gute Seele, wird mir in Allem beistehen.« Dies gute Seele, Fräulein Glaphira, die es zufällig versäumt hatte ihren jungfräulichen Gürtel gegen Hymens Ring zu vertau schen, war in der ganzen Gegend als Heirathsstifterin (Swadha bekannt. (Schluß folgt.)

Der Rückzug der großen Armee.

(Fortsetzung.)

Ein edles Feuer flammte, da er diese Worte sprach, au seinen dunkeln Augen; er warf das Haupt trotzig zurück, un sprengte, ohne Theilnahme noch Zustimmung von seinen Ge fährten zu erwarten, an ihnen vorbei, über die vermodernde Leichen dahin. Die Freunde merkten, daß er sich absonder wolle, und folgten ihm langsam nur von weitem.

»Wahrlich, er sollte ein König seyn!« rief Bernhard begei stert zu Ludwig; »hast Du seinen Heldenblick gesehen? Wi er jetzt die Rechte ausstreckte, war mir, als vermöge er diese Todten zu gebieten, sich aufzurichten und auf's Neue die Waf fen zu ergreifen.«

»Er ist ein Held im größten Sinne des Wortes,« sprac Ludwig; »denn mit der kräftig beherrschenden Kraft verein er die großmüthige Milde, die ihm jedes Herz unterwirft Er darf Alles fordern, und bittet Alles!«

»So ist's!« rief Jaromir lebhaft; es war seine erste rasch jugendliche Aufwallung seit jenem Unglückstage.

»O, Ihr solltet ihn in besseren Zeiten gekannt haben, sprach Boleslav; »aber schon seit wir Deutschland verließen ist er nicht mehr der er war. Er muß tiefen Gram in de Brust tragen, oder das Unheil, das er jetzt fürchtet, geahn haben.«

So hatte das männliche Emporrichten Rasinski's plötzlic die schaudervollen Eindrücke des Schlachtfeldes verscheucht un erhebenderen Empfindungen Raum gegeben.

Regnard hatte sich zu Rasinski gesellt; Beide erwartete jetzt die Uebrigen. — Um den Kolonnen wieder nachzukom men, setzten sie ihren Weg in beschleunigtem Schritte for Noch immer ging es über Leichen und Trümmer dahin. Ei tiefer Hohlweg kreuzte jetzt das Feld; derselbe, in dem s damals am Abend nach der Schlacht auf den Lagerplatz zu rückritten, und den sie am nächsten Tage voll derjenigen fa den, die verwundet und verschmachtend hier Schutz gegen d rauhesten Angriffe des Nachtfrostes gesucht hatten.

Auch hier lagen Gerippe und Leichname von Pferden un Menschen.

Plötzlich traf ein wimmernder Laut ihr Ohr. Alle stutzt und horchten auf; ein Grausen drang bei dem Gedanken ihre Brust, daß noch ein vereinzeltes Leben unter der allg meinen Verwesung verborgen seyn könnte. Man sah sich rin um, doch ohne zu entdecken, woher die wehklagende Stimme ka

»Es muß dort aus der einspringenden Höhlung hinter un seyn!« rief Rasinski, warf das Pferd rasch herum und spreng eben so schnell in eine kleine, mit welkem Buschwerk ha verwachsene Schlucht, an deren Mündung die Reiter so eb vorübergekommen waren.

»Heiliger Gott!« ertönte darauf sogleich sein Ruf, inde er sich mit äußerster Hast vom Pferde warf. Die Ande erkannten die Ursache nicht sogleich; doch Lippen und Wang erbleichten ihnen, als sie jetzt einen Menschen in dem Bauc

eines aufgeschlitzten Pferdes entdeckten, der aus dem grausen Lager seine Hände hülfeflehend dem herbeieilenden Rasinski entgegenstreckte.

»Blendwerk der Hölle!« rief dieser und drückte sich beide Hände vor's Gesicht — »es ist Petrowski!«

Vom Entsetzen wie zermalmt bebten Ludwig, Bernhard und Jaromir zusammen, als sie dieses Wort hörten und jetzt den unglückseligen Greis erkannten. Jaromir war der erste vom Pferde, um Rasinski bei dem Werke der Rettung Hülfe zu leisten. Dieser stand vor dem Elenden und hielt beide Hände desselben krampfhaft in den seinigen; er hatte das Gesicht von dem Sterbenden abwärts zu Jaromir gewendet. In seinen Zügen war eine krampfhafte Gewalt zu erkennen, den ungeheuren Schmerz nicht Herr über sich werden zu lassen; doch er mußte unterliegen. Tropfen des Angstschweißes standen auf der Stirn des Helden, große Thränen rollten über seine Wangen; er vermochte kein Wort zu sprechen. Die entsetzenvolle Plötzlichkeit dieser Begegniß hatte selbst ihm die Fassung geraubt.

»Du noch unter den Lebenden, alter, treuer Kamerad!« rief er endlich und lüftete dadurch die bedrängte Brust — »und ich suchte Dich vergeblich unter den Todten!

Der Greis, von Elend und Jammer abgezehrt, hatte doch noch eine Thräne bei dieser letzten Freude.

»Gott im Himmel! — Dank! —« waren die einzigen Worte, die er mit brechender Stimme zu stammeln vermochte. Die Angst seiner Qual hatte ihm noch die Kraft zum Hülferuf gelassen; die namenlose Freude raubte ihm jetzt Sprache und Besinnung.

»Gott, Gott, bist Du denn allwissend!« rief Rasinski. »Im schauderhaften Arme der Verwesung und des Todes lag dieser Lebende; seine Speise, was der hungernde Wolf, was der krächzende Rabe verschmäht; jeder Augenblick eine Hölle — und fünfzigmal ging Deine Sonne überhin und sah den Jammer, und Du sandtest ihm keine Rettung!«

Jaromir, Bernhard, Ludwig und Boleslav waren herangeeilt und wollten den Versuch machen, den Unglücklichen aus seiner pestaushauchenden Lagerstätte emporzuheben. Doch schon starrte sein in die Höhle zurückgesunkenes Auge sie gebrochen und bewußtlos an; ein Lächeln schwebte über die vom unbegränzten Elende eingefurchten Züge, er athmete noch einmal auf — dann sank ihm das Haupt auf die Brust, und die Seele war entflohen.

Rasinski ließ die Hände des Todten nicht los; sein thränendunkler Blick heftete sich auf die erblaßten Züge, die selbst im Kampf der Qual und des Todes den kriegerischen Adel bewahrt hatten. »Seht diese schöne Stirn voll Narben, geschmückt mit silberner Locke! — O, das war ein treues Soldatenherz! — Und so fürchterlich zu enden!«

»Nein, er endete schön,« sprach Ludwig, dessen Seele sich mächtig zu dem Allgütigen erhob, der dem Gefolterten in der Stunde des Todes die liebsten Freunde wie durch ein Wunder in seine grauenvolle Einsamkeit sandte: »er starb schön! Sieh nur, wie die Züge sich verklärt haben!«

Jaromir schwang sich plötzlich zu Pferde und sprengte rasch den Weg, den sie gekommen waren, zurück; man wußte nicht, was er beabsichtigte. »Wartet hier zwei Minuten,« rief er, »ich bin gleich zurück.«

Still umstanden die Freunde den Gestorbenen. — »Gebt mir eine Scheere,« bat Rasinski, »ich will mir eine Locke zum Angedenken von seinem Haupte mitnehmen.«

Bernhard reichte ihm aus seiner Brieftasche, was er verlangte. »Gönnst Du mir zehn Minuten,« sprach er, »so zeichne ich den Kopf hier in meine Schreibtafel. Die Züge fehle ich nicht.«

»Das Blatt soll mir heilig seyn, antwortete Rasinski, und dankte dem Freunde durch einen Händedruck.

Während Bernhard zeichnete, kehrte Jaromir zurück. Er hatte zwei Spaten quer über dem Sattelknopf liegen. »Wir müssen unsern Kameraden begraben!« rief er von weitem; »es ist Gottes Geheiß, der uns in seiner Todesstunde zu ihm geschickt hat.« (Fortsetzung folgt.)

Die Familie Perrault in Pondichery.

(Fortsetzung.)

Die Begebenheiten der Reise, das geräuschvolle Leben auf dem Schiffe, und die verschiedenen Orte, welche sie berührten, vergönnten den beiden Jünglingen kaum hinreichende Muße an die erschütternden Momente wieder zu denken, in welchen sie das väterliche Haus verlassen hatten. In stiller Nacht, oder in dem kurzen Zwielicht der heißen Zone, das unsere Einbildungskraft mit tausend Traumgestalten umgaukelt, da warf Louis nicht selten verstohlene Blicke auf irgend eine Kleinigkeit, die einst Gabrielen angehört hatte, etwa eine Locke ihres schwarzen Haares, die er schalkhaft abgeschnitten — ein bald und zärtlich verziehener Diebstahl. Als sie bei Havre landeten, gab es wieder eine Trennung, die jedoch mehr gefühlvoll als schmerzlich war, da beide Brüder so verschiedene Naturen und Bestrebungen hatten. Henri eilte voll angenehmer Pläne zu einem fleißigen und tugendhaften Leben seiner Bestimmung in der Bretagne entgegen, und Louis verschafften die anmuthigen Wechsel der Landschaft, so unähnlich der traurigen Oede um Pondichery, und das muntere Geplauder in den französischen Diligencen so viel angenehme Zerstreuung, daß keine beklemmende Rückerinnerung in ihm aufkam.

In Paris begann er seine Studien mit dem gewöhnlichen Eifer eines Anfängers, nicht uneingedenk der Ermahnungen seines besten Freundes und vor den Gefahren zurückschaudernd, welche in der gefährlichsten aller Hauptstädte die Jugend und Unerfahrenheit bedrohen. Vor Allem vermied er die Spielhäuser in der Nachbarschaft jenes Palastes der Ueppigkeit, den der Verworfenste aller Fürsten (Orleans Egalité) bewohnte. Noch mehr waren ihm die politischen Klubbs zuwider. Alle diese unangenehmen Eindrücke schilderte er in seinen Briefen nach Pondichery so lebhaft, daß der alte Perrault ganz entzückt davon war. Leider aber wußte sein natürlicher Leichtsinn die weisesten Entschlüsse und die reinsten Gefühle bald zu bewältigen. Nach Ablauf eines Jahres schrieb er kurze, laue Briefe an seinen Vater; an Gabrielen aber — nicht anders, als stände er im Begriff, etwas zu thun, das ihn eines solchen Engels unwürdig machte — an Gabrielen keine Zeile mehr. Wirklich war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Er war zum Spiel verlockt und ein Werkzeug seiner Verführer geworden. Die Spielwuth ist gleichsam der Minengräber aller Laster; sie bricht ihnen durch alle Hindernisse Bahn. Sein Vater, dessen kaufmännische Spekulationen nichts weniger als glücklich gewesen, konnte den Aufwand des Sohnes nicht mehr decken, und seine Wechsel auf Pondichery kamen schimpflicher Weise zurück.

Die Revolution erreichte damals ihren Gipfelpunkt. Auch Louis war an dem Fieber der Zeit erkrankt; in den blutigen Ritus der Jakobiner eingeweiht, nahm er an vielen der abscheulichsten Erzessen Theil. Die Sache der Revolutionsmänner empfahl sich dem verirrten Jüngling wegen ihrer philanthropischen Außenseite. Er verzweifelte daran, seines Vaters Vertrauen und, was ihm noch darüber ging, die verscherzte Liebe Gabrielens wieder zu gewinnen und suchte nun Zerstreuung, wo er sie fand. Sein männlich schönes Aeußere und sein kühner Muth verschafften ihm bald eine Anstellung bei der Armee an den Gränzen.

Unterdeß befand sich die liebliche Gabriele auf der Reise nach Frankreich. Der Tod ihrer Eltern brachte sie unter die Vormundschaft eines Verwandten, der auf seinen Gütern in der Bretagne lebte. Als die Vendée gegen die Freiheitsmänner sich empörte, nahm Graf Dumas — so hieß Gabrielens Vormund — an den heldenmüthigen Kämpfen der Royalisten Theil. Die Bauern in der Nachbarschaft der Dumas'schen Güter hatten sich in den ersten sieggekrönten Unternehmungen gegen das Revolutionsheer rühmlich hervorgethan. Graf Dumas wurde einstimmig zu ihrem Anführer ernannt. Sein Sohn, der junge Dumas, that Wunder der Tapferkeit, wozu ihn außer seinem Patriotismus die zärtlichste Liebe begeisterte. Der Gegenstand dieser Liebe, Gabriele von Montfort, hörte gern von den Thaten des edlen Jünglings erzählen; doch mußte sie sich öfter fragen: »Warum ist Louis nicht hier? Warum streitet er nicht für seinen König und verdient sich seinen Theil an den Lorbeern des jungen Dumas?«

Trotz der grausamen Verwüstungen, durch welche das Revolutionsheer die Vendée unbewohnbar zu machen suchte, kämpften ihre Bewohner noch einige Zeit mit immer frischem Muthe. Mehr als 100,000 Mann wurden zu ihrer Unterjochung aufgeboten. — Die unglückliche Schlacht bei Chollet nöthigte die Vendéer, ihre heimatlichen Fluren zu verlassen und den Krieg über die Loire nach der Bretagne zu verpflanzen, wo sie auf kräftige Unterstützung rechneten. Eine Schaar von Individuen jedes Alters und Geschlechts bedeckte die Ufer des Flusses. Die Ueberfahrt war schwer zu bewerkstelligen, und die ausgehungerten halbnackten Frauen und Kinder erhoben ein klägliches Geschrei. Der Graf und sein Sohn, Beide in der letzten Niederlage verwundet, konnten dem feindlichen Heer, das ihnen auf dem Fuße folgte, nur mit Mühe entrinnen. Sie verließen, von Gabriele begleitet, das Schloß ihrer Väter. Ohne Nahrung und der Wuth der Elemente preisgegeben, wanderten sie mühselig nach den Höhen von St. Laurent, wo der ganze Haufe eine Furt über die Loire zu finden hoffte. Allein sie hatten die Spur der anderen Flüchtlinge verloren und waren fast zwei Meilen von dem allgemeinen Zufluchtsort abgeirrt. (Schluß folgt.)

Stuttgart im August 1834.

(Fortsetzung.)

Aus der Klasse des Trivialen sind wir in diesem Jahre nur mit einem Stücke erfreut worden, mit Nestroy's bösem Geiste »Lumpacivagabundus«. Oper und Schauspiel werden sich schwerlich um das Eigenthumsrecht dieser Zauberposse reißen. Wäre ein Lippert hier, so möchte das eher das liederliche Kleeblatt vindiziren. Hätte ich zu dirigiren, meinen Benefizianten sollte es nicht gelüsten, das Volk mit solcher Fuhrmannskost anlocken zu wollen; ich wollte sie an die Ehre ihres Anstellungspatentes erinnern, die sich mit der Wahl von ähnlichem, eine Kunstanstalt herabwürdigendem Spektakel nicht vereinigen läßt. Kneipentheorien bilden die Summe des Witzes im Lumpacivagabundus; Schaustellung bodenloser, nackter Gemeinheit und Unverbesserlichkeit, dem Niedrigen zur Ergötzlichkeit, weil er sich immer noch besser dünkt, dem Gebildeten zum Eckel, ein Schluß ohne Moral, weil er herbei gezaubert ist, ohne durch vorhergehende Sinnesänderung motivirt zu seyn — solche Dinge darf man uns jetzt ungestraft auftischen! Und dieselben Männer, die wir heute in schmutzigen Lumpen behaglich sich dehnen, oder trunken auf der Bühne taumeln und jauchzen sehen, sollen uns morgen den Ernst der tiefsten Wahrheit abgewinnen! Und das Volk soll mit dem Mimen auf dem rauhen Pfade der Tugend durch Dornen und Gestrippe bis zur lichten Höhe im düstern, aber auf reine Philosophie gebauten, Drama unverdrossen fortwandeln, wenn es den Abend vorher gesehen hat, wie man mit Müssiggang, Thorheit und Ausschweifung jeder Art am Ende auch zum Ziele gelangt! — Diese Stücke sind nicht auf einem Boden mit Raimund's Dichtungen gewachsen. Raimund's Moral zieht tiefe Furchen, obgleich sie den Boden nur aufzuritzen scheint; sein Pflug ist gebaut in der Werkstätte geistreicher, klarer Weltanschauung, seine Pflugschaar wirft einen poetischen Glanz nach Außen, aber sie ist gehärtet in der Esse eines kummervollen Gemüthes. Raimund geißelt, Nestroy und Konsorten privilegiren und krönen die Laster der Zeit. Weil man den Bauer als Millionär gibt, ist man nicht berechtigt, den Eckensteher Nante und den Lumpacivagabundus in ästhetischen Anstalten zu geben. Ein anderes ist es bei abgesonderten Bühnen.

Ehe ich zum rezitirenden Schauspiele schreite, erlauben Sie mir noch einige geringfügige Dinge zu durchgeben. Hr. Karl Rappo hatte die Ehre, auf hiesiger Bühne sechs herkulisch-athletische Akademieen, wie dieser Mensch seine Gauklereien und coups de force zu nennen beliebte, geben zu dürfen. Diese Ehre mag er Vorgängen auf andern Bühnen zu verdanken gehabt haben. Ich hätte ihm den Charlottenplatz oder die Reitschule proponirt, wo Jongleurs und Menageriebesitzer ihren Schauplatz aufzuschlagen pflegen. Monsieur Rappo ist stark, das sind auch die Bootsknechte; Monsieur Rappo spielt mit sechs Kugeln, das können unsere müßigen Billardjungen auch, lassen aber nicht alle Augenblicke aus Ungeschicklichkeit die Kugeln fallen; Monsieur Rappo fährt auf Windflügeln, das ist ein guter Beweis für seinen Magen; Monsieur Rappo schwebt frei an einer perpendikulären Eisenstange, das kann aber ein Halbblinder sehen, daß von eben dieser Eisenstange eine fleischfarbig angestrichene Schiene bis unter den Ellenbogen des Hrn. Rappo läuft, wodurch das ganze Hexenwerk als gewöhnliche Charlatanerie erscheint; Monsieur Rappo gibt einen kämpfenden Herkules — Monsieur Rappo scheint die Antike am Pickelhäring studirt zu haben. — Zu meiner großen Satisfaktion hat Monsieur Rappo hier die Kosten an keinem Abend herausgeschlagen. Aber könnte er den verblendeten Menschen auch noch Millionen abgewinnen, darum doch hinaus mit solcher Waare zu den Reiterbuden! *)

Eine Balletttänzergesellschaft unter der Direktion eines Hrn. Cassel gab hier im Monat Mai verschiedene Vorstellungen. Diese reisende Truppe, früher gewöhnlich in den Niederlanden, vereinigt nur wenige Glieder und nicht sehr bedeutende Kräfte. Der Erfolg war bei solchen Mitteln vorauszusehen. Man wollte nicht den Maßstab anlegen, den man an unsere Balletschule legt, und verglich dann zum Unglück mit den HH. Stiasny und Stuhlmüller, mit den Damen Taglioni und St. Romain, welche in früherer Zeit unserer Bühne angehörten.

Herschelt traf im verflossenen Winter abermals hier ein, um einige seiner Ballete in die Scene zu setzen. Sein früherer Ruhm erlitt jetzt nicht unbedeutende Risse; es war eine allgemeine Unzufriedenheit über die neuen Produktionen vorherrschend und dieß gewiß nicht mit Unrecht. In dem Ballet »die Insulaner« ist die Handlung zu kurz und ohne Geist erfunden. Ganz gewöhnlicher Raub und darauf Entreißung der Beute. Das ganze Stück enthält nur eine Gruppirung, welche man des sonst so inventiösen Herschelt würdig nennen möchte. Später führte er uns: »das graue Männchen«, eine Zauberpantomime, vor. Diese Piece hält keine Vergleichung mit desselben Meisters geistreich erfundenen und mit einer Masse schlagenden Witzes durchgeführten Pantomime: »die Silberschlange« aus. Das graue Männchen spielt sich langweilig ab, der Witz ist stumpf, schaal, niedrig gehalten, Schneidergesellen, Böcke, Scheeren, auf denen die Schneider in die Soffiten gezogen werden, das ist die Sphäre, welcher Herschelt unbegreiflicherweise seinen Stoff entnommen hat. Seine dritte Novität war ein Ballet in zwei Akten: »die Macht der Frauen«, rein der Oper Sargines nachgebildet. Hier war indessen Herschelt mehr wieder in den Tänzen, Gruppirungen u. s. w. zu erkennen. Hier errang er sich auch wieder mehr Beifall, wozu freilich auch die Mitwirkung seiner Gattin beigetragen haben mag. Nach den letzten Erfahrungen möchte es denn doch problematisch bleiben, ob Herschelt wiederkehren dürfte. (Fortsetzung folgt.)

---

*) Wir finden mit Erlaub des Hrn. Einsenders diese Bemerkungen über Rappo auf jeden Fall outrirt. D. Red.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 4. September: (Zum Erstenmale wiederholt) Leontine, oder: die Prophezeihung, Drama in 3 Abtheilungen; frei nach dem Französischen, von L. Angely. (Antrittsrolle) Rudolphi: Hr. Grahn, vom Mainzer Theater. — Hierauf folgt: Schildwacht, Tod und Teufel, Posse in einem Akt.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 119. 5. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Iwan Stepanowitsch.

(Schluß.)

Iwan Stepanowitsch entschloß sich zum Heirathen. Bald war Alles mit der lieben Tante abgemacht. Die erwählte Braut, von guter Familie, wirthschaftlich erzogen, erhielt als Mitgift, außer einer reichlichen Hochzeitsgabe, ein Landgut mit 25 Seelen. Mehr brauchte unser Held nicht. Bald war der Hochzeitstag angesetzt. Ehrliche Wucherer, dienstfertige Kaufleute und einige gutherzige Verwandte versahen unseren Iwan Stepanowitsch mit Allem, was zu dieser Feier nöthig war. Es stellten sich unzählige Gäste ein; sie aßen, tranken und tanzten nach Herzenslust, bis sich der junge Ehemann nach Ablauf des Honigmondes genöthigt sah, seine Zuflucht abermals zum Leihhause zu nehmen, um auch das Vermögen seiner Frau zu versetzen. Von nun an lebte er eingezogen, aber das Haus erfüllte sich mit Zweigen seines erhabenen Stammes; in allen Zimmern wimmelte es von Knaben und Mädchen; braune und blonde, schief- und geradegewachsene, starke und magere Kinder beiderlei Geschlechts belustigten das Auge durch ihre Mannigfaltigkeit. Auf die dringenden Vorstellungen seiner Frau trat Iwan Stepanowitsch in Staatsdienste. Welches Amt ihm ward, weiß ich nicht genau, da mein dummer Kopf die vielen Rangbenennungen nun einmal durchaus nicht behalten kann. Seine neue Laufbahn rühmlichst verfolgend, bezahlte er seine Schulden, schaffte sich Equipage und viele andere Dinge an, die zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehören. Als er sein Amt niederlegte, hieß es zwar, es sey ihm ein Kriminalprozeß gemacht worden, indessen lös'te sich dieses vielleicht von seinen Feinden verbreite Gerücht bald auf wie eine Rauchwolke, und Iwan Stepanowitsch fuhr fort, höchst anständig auf seinem Landgute zu leben. Auf diesem herrschte überall eine große Ordnung, obgleich er fast nie zu Hause war, sondern immer Gastereien und Namenstagen bei Freunden und Nachbarn beiwohnte. Er überzog aber zuweilen sein Gut wie ein Orkan, stürzte Alles drunter und drüber, und begab sich wieder zu seinen Gastereien und Festen, nachdem er die Herzen Aller mit Furcht und Schrecken erfüllt hatte. Jetzt eben war die Reihe an ihn gekommen, und gastfrei, wie er wirklich war, traf er alle Anstalten, seine guten Freunde und nothwendigen Bekanntschaften würdig zu bewirthen.

Am Vorabend seines Namenstages legte Iwan Stepanowitsch sein ehemals starkes, jetzt aber durch die Länge der Zeit sehr dünn gewordenes Haupthaar in zierliche Flechten, die, mit einander vereinigt, auf dem Scheitel eine Art von Rose bildeten, zog einen blauen Rock mit großen gelben Knöpfen an, bewaffnete sich mit einem Fernglase und trat auf den Balkon hinaus, um seine Gäste zu erwarten. Bald hörte man von allen Seiten Glockengetön; die Landstraßen staubten, und im Hause ließen sich unter geräuschvollem Hin- und Herlaufen die immer wiederholten Worte hören: »Die Gäste kommen, die Gäste kommen, die Gäste sind da!« Nun ward es für einen Augenblick ruhig, — dann aber ging es in allen Zimmern an ein Umarmen, Küssen und Bewillkommen.

Doch dieß war nur der Vorabend des Festes. Wäre ich Dichter, so würde ich den folgenden Festtag mit den reizendsten Farben schildern, und namentlich dürfte es an einem azurnen Himmel nicht fehlen. Da ich aber nur Historiker bin, so muß ich der Wahrheit gemäß berichten, daß das Wetter bereits am Morgen ungünstig war und auch den ganzen Tag so blieb, wodurch jedoch die fröhliche Stimmung keinesweges gestört ward, indem man sich höchst geistreich unterhielt und mehr und besser aß und trank wie gewöhnlich. Um 9 Uhr Morgens saß bereits das ganze weibliche Geschlecht in gehöriger Rangordnung auf den Sopha's und Stühlen des Gastzimmers; auf einer Seite breiteten sich die wohlgenährten geschminkten Mütter wie üppige Sonnenblumen aus, und auf der andern die jungen Mädchen wie eine Guirlande von lebenden Blumen. Da öffnen sich geräuschvoll die Thüren, und herein tritt strahlend wie die Sonne Iwan Stepanowitsch an der Spitze der männlichen Gäste. Mit ausgesuchter Höflichkeit ließ er es sich angelegen seyn, einer jeden Dame, der Reihe nach, die Hand zu küssen; seinem Beispiel folgte das ganze männliche Personal. Ein eintöniges Schmatzen ward dann und wann durch einen herzhaften Kuß unterbrochen. Nach Beendigung dieser Ceremonie sprangen alle Damen von den Stühlen auf, umringten den Helden des Tages und überschütteten ihn mit Glückwünschen, während er kaum mit Danken fertig werden konnte. Da zog ein großer Kulebák (russischer mit Fisch, Grütze und Kohl gefüllter National-Kuchen) auf einer zwei Arschinen breiten Schüssel die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; neben demselben warf ein aus Butter erschaffenes Lämmchen seine unschuldigen Blicke auf die Gesellschaft und auf das neben demselben liegende weiße Brod. Nicht weit davon dehnte sich ein schlanker Archangel'scher Häring vor dickbäuchigen Radisern aus, und ein gebratenes mit Grütze gefülltes Spanferkel blickte vor Neid erröthend auf ein zu einer ägyptischen Mumie umgeschaffenes Huhn. Ich müßte wahrlich Washington Irwing's Talent besitzen, um alle ausgezeichnete Vorkost-Schüsseln, tausendfarbige Liqueure u. s. w. zu beschreiben, die der Gastfreundschaft unseres Wirthes ihr Daseyn verdankten. Da ich es aber nicht besitze, so beschränke ich mich darauf, zu berichten, daß Iwan Stepanowitsch, gleich einem Oberpriester des Heidenthums, sich mit scharfer Schneide dem stolzen Kulebák nahte und ihn zu Ehren seiner Gäste zerlegte. Diese Operation ward unter tiefem Stillschweigen vollzogen; nichts hörte man, als das Geräusch von Messern, Gabeln und Tellern, und das Geschmatz der kauenden Gäste. Als die tapfere Armee das Schlachtfeld verlassen hatte, bot die Tafel einen zugleich traurigen und lustigen Anblick dar. Die ihres rosenfarbenen, grünen und dunkelrothen Inhalts entledigten Karaffen standen blaß und leblos da, und verschwunden waren der große Kulebák, das

neidische Spanferkel und derer ganzes Gefolge. — Womit beschäftigte sich nun die ehrbare Gesellschaft? Mit nichts, oder so gut wie mit nichts. Eine der besten Eigenschaften unseres Helden war die, daß er keine Karten leiden konnte; in seinem Hause gab es nur zwei alte Spiele mit denen seine Gemahlin bisweilen Patience auslegte. Die jungen Mädchen saßen auf ihren Sitzen und sprachen kein Wort, dachten aber um so mehr; die jüngeren verheiratheten Frauen brachten vor den Spiegeln ihren Putz in Ordnung, und beglückten, auf ihre Nachbarn blickend, ihre Männer mit Liebkosungen, die vielleicht nicht ihnen bestimmt waren. Die alten Damen erzählten sich interessante Neuigkeiten von gefleckten Kälbern, von Leinwandbleichen und anderen nützlichen Wirthschafts-Gegenständen. Die Männer rauchten ihre Pfeife Tabak und — schwiegen; wovon sollten die Glücklichen auch sprechen? Stillschweigend genossen sie ihr Leben. Nur einige wenige bekannte Politiker gab es, die es als Geheimniß mittheilten, daß der Gouverneur, eines Zwistes mit dem Vice-Gouverneur wegen, seine Stelle nicht lange behalten werde; an einigen muthvollen Männern fanden sie Zuhörer, dagegen entfernten sich Andere, indem sie sich die Worte zuflüsterten: »Was haben wir uns in solche Verhandlungen zu mischen, wer sich selbst in Acht nimmt, den nimmt der Himmel in Acht.«

Plötzlich entstand ein großer Aufruhr. Athemlos stürzte ein Diener nach dem andern herein und fragte nach dem Hausherrn, um ihm zu melden, daß der Wagen des Regierungschefs sich am Ausgange des Waldes zeige. Iwan Stepanowitsch, seiner theuren Ehehälfte vorbeirennend, berührte sie eilig mit seinem Ellenbogen; dadurch elektrisirt, ordnete sie schnell ihren Putz und folgte ihm nach bis vor den Eingang des Hauses, wo sie Beide den erhabenen Gast nebst Gemahlin am Wagen empfingen. Unter unaufhörlichen Komplimenten gelangte man ins Gastzimmer, wo die Neuangekommenen mit Höflichkeitsbezeugungen und Umarmungen gehöriger Weise überschüttet wurden. Bald darauf, nachdem der Herr Beamte nebst Gemahlin einige Vorkost zu sich genommen, ging es in den Speisesaal, wo eine lange, mit Obst, Eingemachtem und gefüllten Flaschen besetzte Tafel durch ihren Ueberfluß die Blicke Aller auf sich zog. Man setzte sich und blieb sehr lange sitzen, ohne sich gerade sehr geistreich zu unterhalten; es ward Abend, bevor die 32 verschiedenen Schüsseln geleert wurden, und nun kam die Reihe an Fruchtweine, Aepfel und andere Delikatessen. Einige Städter und Besitzer nahbelegener Güter fuhren im Mondschein nach Hause; Andere blieben eine ganze Woche und ließen sich von unserem Iwan speisen und tränken. Aber auch diese Woche verging, und dem geräuschvollen Leben folgte todte Einsamkeit. Iwan Stepanowitsch fühlte Langeweile. Er sprang vom Stuhl auf und rief mit lauter Stimme: »Mischka, den Wagen angespannt!«

Die Familie Perrault in Pondichery.

(Schluß.)

Plötzlich erschreckte sie das Geschrei: »Die Blauen, die Blauen!« wie man die Soldaten der Republik nannte. Der Graf sah nach den Hügeln und bemerkte, daß ein bedeutender Trupp ganz ruhig und scheinbar unverfolgt über den Fluß gesetzt war. »Flieh', flieh', Gabriele!« rief er, »wir müssen hier bleiben und sterben.« »Nein,« sagte sie, »ich werde Euer Schicksal theilen.« An Flucht war kein Gedanke mehr; ein republikanisches Detaschement, dessen Gepäck die Gefangenen schleppen mußten, hatte sie bereits ereilt. Schon zuckten Säbel über den Häuptern der beiden Dumas; aber der kommandirende Offizier gebot den Wüthenden, inne zu halten. Man wollte die beiden vornehmen Empörer dem zürnenden Genius der Freiheit mit mehr Ceremoniell zum Opfer bringen. Alle drei wurden einstweilen mit Tornistern bepackt und den übrigen Gefangenen zugesellt. Der alte Graf wankte unter seiner Last, und Gabriele, die weniger zu tragen hatte, als ihre Unglücksgefährten, bat um Erlaubniß, dem Greise etwas abnehmen zu dürfen. Man antwortete ihr mit einem pöbelhaften Witz. Wie groß wäre ihr Jammer gewesen, hätte sie gewußt, daß Louis, ihr Geliebter, ihr Bräutigam, das Bataillon kommandirte, von welchem der sie eskortirende Trupp nur ein Detaschement bildete.

Als sie den Rastort erreichten, mußte Gabriele gleichwohl eine Entdeckung machen, die ihre Leiden noch vermehrte. Auf einem der Meierhöfe, die den Gefangenen als Kerker dienten, traf sie mit Henri Perrault zusammen, der ihr Schicksal theilte. »Wo ist Louis?« fragte das arme Mädchen. Henri schüttelte den Kopf. Es war gefährlich, viele Fragen zu thun, aber in dem Geflüster zwischen Henri und den beiden Dumas lag etwas noch Grauenvolleres. »Wir sollen ohne den Trost unserer Religion sterben,« sprach der Graf; »allein wir stehen in der Hand eines barmherzigen Gottes, dessen Wille geschehe!« Gabriele sank fast bewußtlos in Henri's Arme, als die Thür plötzlich auffuhr und ein Offizier eintrat, um die Hinrichtung vollstrecken zu lassen. Das unglückliche Mädchen kam zu sich, erkannte die Stimme des Offiziers und fiel zum zweitenmal ohnmächtig hin.

Louis Perrault — denn dieser war der Befehlshaber — starrte einige Sekunden regungslos vor sich hin. Die beiden Dumas kannte er nicht, wohl aber begegnete sein Blick dem scheidenden Blicke Gabrielens, die bald entseelt am Boden lag. »Das edelste Herz ist gebrochen,« sagte der Graf, die Augen zum Himmel wendend; »dort werden wir Alle uns wiedersehen, meine Kinder!« »O, Bruder, Bruder,« rief Henri, »hat es dahin kommen müssen? O, Louis, sie segnete Dich noch sterbend!«

Louis stürzte hinaus, um die Soldaten wegzuschicken; allein eben drang ein Sergeant mit fünf Grenadieren in's Zimmer. Da es schon zu dunkeln begann, so überrannten sie beim Hereinstürzen ihren Befehlshaber. Was folgte, war das Werk eines Augenblicks. Als Henri die Soldaten sich nähern sah, trat er zwischen sie und die beiden Dumas. Ein Stoß mit dem Bajonett streckte ihn nieder. Louis war jetzt aufgesprungen, um die Uebrigen zu retten. In demselben Moment hatte ein Säbelhieb das greise Haupt des Grafen gespalten; aber es gelang Louis, diesen Blutgierigen das letzte Opfer zu entreißen. Er rettete den jüngeren Dumas und gab ihm einen Geleitsbrief, der dem unglücklichen Jüngling in dem ganz verödeten und ausgeplünderten Schlosse seiner Ahnen ein Obdach vergönnte.

Dieser Akt unvollkommener Barmherzigkeit brachte Louis Perrault vor das Kriegsgericht. Unter den Beweisen seiner Strafbarkeit wurde angeführt, daß er, über den Leichen eines jungen Frauenzimmers und eines jungen Mannes ausgestreckt, sein Schicksal und die Sache der Republik verwünscht habe. Aus diesem Gefängniß wurde in jeder Woche eine bestimmte Zahl Unglücklicher nach der Guillotine geschleppt. Louis erwartete seinen Tod mit Ungeduld. Das Leben war ihm eine Last, die er gern abgeschüttelt hätte, und die drei Unglücklichen, die er vor seinen Augen hatte sterben sehen, verfolgten ihn wie Rachegeister. Die Leiden seines Gefängnisses waren jedoch erträglich. Die Erleichterung verdankte er einem Kerkermeister, der früher unter ihm gedient hatte, und der ihm von Zeit zu Zeit über die Verhandlungen am Revolutions-Tribunal Bericht brachte. Dieser gute Mensch glaubte, seinem ehemaligen Vorgesetzten einen Dienst zu erweisen, wenn er seinen Namen, der auf der verhängnißvollen Liste unter den Ersten stehen sollte, ganz unten hin schriebe, damit Louis bis zu seiner Hinrichtung noch eine Woche Zeit hätte. Die

üft gelang. Eben so hatte er ein Zeichen mit Kreide über
iner Kerkerthür, das Louis Perrault als das Opfer des
ächsten Tages bezeichnete, ausgelöscht und über die Thür
ines Mitgefangenen geschrieben. »Warum überlässest Du
mich nicht meinem Schicksal, großmüthiger Freund?« sprach
Louis; »je früher, desto besser.« »Weil man nicht wissen
kann,« entgegnete der Kerkermeister, »was die Zeit bringt.«
Wirklich brachte die Zeit Etwas, dessen der Unglückliche
sich nicht versehen hatte. Der freundliche Kerkermeister über-
reichte ihm eine Verkleidung. »Die Thür soll Ihnen offen
stehen,« sagte er, »wenn Sie die Kleider meiner Frau an-
ziehen. Sie ist so oft hier, daß ihr Hinaus- und Herein-
treten niemals Verdacht erregen kann. Folgen Sie mir nach;
meine Frau hat einen großen männlichen Wuchs und sieht
Ihnen überhaupt ähnlich.« Louis konnte den freundlichen
Vorschlag nicht ablehnen. Er entkam glücklich aus Paris
und gelangte, indem er bei Tage sich versteckte und bei Nacht
kurze Stationen machte, bis zum Seehafen Brest. Hier
ging er an Bord des Surcouff'schen Geschwaders, das einen
Kaperzug nach den indischen Meeren unternehmen sollte.

Etwa zwölf Monate später saß der alte Casimir Perrault
eines Tages mit seiner Tochter auf dem Altan, um die er-
frischende Seeluft zu genießen, als plötzlich die wohlbekannte
Gestalt eines Wesens, das Beiden einst so theuer war, in
zerlumpter Matrosenkleidung vor ihnen stand. »Gib mir Dei-
nen Segen, Vater,« so rief der verlorene Sohn, »Deine
Verzeihung verdiene ich nicht!« Ein schwaches Lächeln der
Dankbarkeit gegen den Himmel erheiterte Casimir's von Sor-
gen gefurchtes Antlitz ein paar Augenblicke, und indem er sich
zusammenraffte, den Unglücklichen zu bewillkommnen, entfloh
die Seele dem gebrechlichen Körper.

Louis trat in den Besitz des zerrütteten väterlichen Vermö-
gens und wurde von jetzt an der Beschützer der armen Hor-
tensia. Er nahm noch einmal Dienste bei Surcouff, und
eine dreijährige glückliche Kaperei verschaffte ihm die Mittel,
nach Batavia zu ziehen, von wo er mit seiner Schwester nach
Frankreich sich einschiffte, als die Ruhe dieses Landes durch
Napoleon's Alleinherrschaft wieder hergestellt war.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Der Rückzug der großen Armee.

(Fortsetzung.)

»Woher hast Du die Spaten?« fragte Rasinski verwundert;
»gewiß hätte ich gleich an ein Begräbnißniß gedacht, wenn ich
die Möglichkeit gesehen hätte, es zu veranstalten. Du bringst
meiner Seele den schönsten Trost!«

»Ein Zufall ließ mich die Werkzeuge entdecken. Vorhin,
als wir von der Redoute herunterkamen, sah ich in einer Ver-
tiefung zwei zerschmetterte russische Laffeten liegen, an denen
ich noch Haue und Spaten bemerkte. Das fiel mir jetzt ein,
und da ich mir den Ort gemerkt hatte, eilte ich, sie zu holen.«

»Gib her,« rief Rasinski und ergriff den einen Spaten.
»Hier unter der jungen Fichte, die vielleicht ein Greis unter
den Bäumen wird, wie der Todte einer unter den Helden,
laßt uns ihn begraben!« Zugleich stach er selbst die erste
Schaufel aus; Jaromir arbeitete tüchtig mit. Eine Erdspalte,
die nur etwas erweitert werden durfte, sollte das letzte Lager
des alten Kriegers werden. — Boleslav und Ludwig hielten
des Todten Haupt leicht empor, damit Bernhard zeichnen
konnte. Eine Viertelstunde wurde diesem heiligen Liebesdienst
gewidmet. Regnard blieb stummer, erschütterter Zeuge; er
hielt es für eine Ehrenpflicht, dem Begräbniß eines so er-
prauten Kameraden seine Gegenwart nicht zu verweigern.

»Ich bin fertig,« sprach Bernhard und reichte Rasinski
das mit charakteristischen, festen Strichen entworfene Bild des
Todten dar.

»Wir sind es auch!« sprach dieser und nahm das Blatt.
»Vortrefflich!« rief er, indem er es betrachtete. »Es ist ganz
der alte, treue Kamerad; es ist eine ehrwürdige Stirn, seine
mild im Tode lächelnde Lippe. Ich danke Dir ein Kleinod,
Bernhard!« Er drückte ihm bewegt die Hand. »Jetzt ent-
nehmt ihn seinem schaudervollen Bette und legt ihn in die
letzte, kühle, stille Wohnstätte. Du wirst einsam ruhen, alter
Freund! Aber der Wolf soll doch Deine Gruft nicht auf-
wühlen, der Rabe nicht Dein treues Auge seinen Jungen zur
Speise in's Nest tragen.«

Der Leichnam wurde hinabgesenkt; bald bedeckte ihn die
kalte Erde.

»Ruhe wohl,« sprach Rasinski, und streckte den Arm segnend
über die Gruft aus. »Der Wille des Allmächtigen sandte
Dir ein Maß der Qual, das die menschliche Brust nicht zu
fassen vermag, vor der die eisernen Nerven eines Helden er-
beben. Doch seine Gnade ist reicher als seine Strenge; Dir
wird vergolten werden. Du ruhest hier einsam, denn keiner
Deiner Brüder schläft neben Dir, und ferne ist die Heimath
der Deinen. Aber am Tage der Auferstehung werden dreißig-
tausend Helden um Dich her erwachen, und Du wirst mit
ihnen im Triumphe einziehen in die Pforten des Jenseits.
— Dein Grab können wir nicht schmücken! Der nächste Früh-
ling muß es thun! Fluch der Axt, die diese junge Fichte be-
rührt, welche uns noch in späten Jahren diese heilige Stätte
bezeichnen kann; doch Segen über den, der dieser Gruft ein
Liebeszeichen weiht.« Hier verstummte er.

Bernhard rief: »Laßt uns dort den Stein auf die Gruft
wälzen!« Wenige Schritte davon lag ein ansehnlicher Granit,
der fast die Form eines Würfels hatte. Die kräftigen Jüng-
linge packten den schweren Block an und wälzten ihn glücklich
bis auf die Grabstätte. Dann brachen sie grüne Zweige von
der Fichte ab, steckten sie in die frisch aufgeworfene Erde,
und Bernhard kratzte mit seinem Messer ein P in den Stein.

»Jetzt die letzten kriegerischen Ehren,« sprach Boleslav und
holte Pistolen aus der Halfter; die Anderen thaten ein Glei-
ches. Rasinski trat zum Kommando vor. Er zog den Säbel
und kommandirte mit heiligem Ernst: »Schlagt hoch an!
Feuer!«

Die Schüsse fielen, die Rauchsäule stieg gerade empor und
glänzte in einem flüchtigen Blick, den die Sonne durch das
Gewölk warf. Doch von dem Knall aufgejagt, flatterten
ringsum Schaaren von Raben auf und flüchteten mit rau-
schendem Flügelschlag.

Dreimal wurde dem Bestatteten der kriegerische Ehrengruß
gebracht, dem auch Regnard sich nicht entzog.

Dann setzten sie sich auf und ritten eilig, schweigend, zu
den Ihrigen zurück, die sie an der Gränze der Feldmarken
einholten, welche die Geschichte bis für die Söhne ferner
Jahrtausende mit erschütternder Denkwürdigkeit bezeichnet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart im August 1834.

(Fortsetzung.)

Den Anfang der Neuigkeiten beim rezitirenden Schauspiele bildet: Deinhardstein's Garrik in Bristol. Dieser Dichter hat das Glück, die schönsten Stoffe aufzugreifen, und das Unglück, alle zu vergreifen. Wie hat er uns doch den Hans Sachs, in seiner Komödie gleichen Namens, als gewöhnlichen Schuster, die Meistersänger als Kneipenbrüder und gemeine Intriguants, den Kaiser Maximilian als alltäglichen Deus ex machina produzirt! Wie hat er doch eben diesen großen Maximilian, den letzten Ritter, in einen puren Anekdotenmann und unthätigen Umherstreifer in »Erzherzog Maximilian's Brautzug« verwandelt! Und nun nimmt er den unsterblichen Garrik und wirft ihn in eine des größten Mimen so unwürdige Sphäre, läßt ihn seine Kraft gegenüber von einem Manne versuchen, den er absichtlich zum gemeinen Schafskopf gestempelt hat. Der große Garrik hat nichts weiter zu thun, als den in Haltung, Organ und äußerem Ansehen

ganz eigenthümlich gestalteten Johnson nachzuahmen, um dem Dichter Frondham die Braut zu erwerben. Ist das eine Rolle für Garrik? Nein, es war bei uns nur eine Rolle für Seydelmann, der durch vortreffliche Darstellung der Titelrolle seinem englischen Genossen noch einigen poetischen Werth, noch einige würdige Laune zu verleihen mit gutem Erfolge bemüht war. Die Schicksalsdramen haben ihren Tag erlebt, den Künstlerdramen wird es wohl bald nicht besser ergehen und dieß gewiß mit Recht. So oft ich eine solche Piece auftauchen sehe, erinnere ich mich eines Epigramms, welches folgendermaßen beginnt!

Künstlerdramen
Eitein Damen
Zu vergleichen,
Die im eig'nen
Gold'nen Rahmen
Sich befächeln.

Schüchtern und dreist, ein einaktiges Lustspielchen, nach dem Französischen von Kurländer, ohne Prätension, aber auch ohne Werth und Witz.

Mahomet, Trauerspiel nach Voltaire von Göthe. Zwei unermeßlich große Namen stehen als mächtige Freibriefe am Titel des Stückes — Voltaire und Göthe und es handelt sich um nichts Geringeres, als um einen Lebensabschnitt Mahomets. Vermögen aber zwei große Dichternamen die nackte, unpoetische, eckelhafte Abscheulichkeit bei der Wahl des Stoffes zu bedecken? Warum hat Göthe den Mahomet nicht nach eigener Idee behandelt! Warum hat er nur Voltaire nachgebetet, den es überall gelüstete, an der Geschichte mit Tigerzähnen zu zerren, um dem Volke häßliches, rohes Fleisch zu zeigen? Es ist verdienstlich von der Direktion, den Vorhang von allen Stücken zu ziehen, die einmal den Ruf der Klassizität für sich haben, aber es ist ebenso auch verdienstlich, den Vorhang wieder fallen zu lassen, wenn sich das Publikum mit eigenen Augen überzeugt und sein Urtheil ausgesprochen hat.

Ewig, Lustspiel in zwei Akten, nach dem Vaudeville „Toujours" von Kurländer bearbeitet, eine liebenswürdige, von dem Bearbeiter vorzüglich behandelte, Piece, die überall gefallen muß, wo man nur immer halbwegs in leichtem Tone zu spielen versteht. Man fühlt sich so wohlwollend und freundlich angesprochen.

Die Stimme der Natur, vieraktiges Schauspiel von Schröder; ein altes, aber gewiß gediegenes Stück, durch Lebrun's Einrichtung unsern Tagen mehr angepaßt. Die Situationen, dem bürgerlichen Leben entnommen, stehen weit über der Iffland'schen Gewöhnlichkeit (sit venia verbo)], die Effekte sind nicht gesucht, und wirken darum um so schlagender. Mad. Ellmenreich hat ein Stück ähnlicher Anlage und Entwickelung geschrieben. Da Schröder seine »Stimme der Natur« früher gedichtet hat, so könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, Madame habe ihre Idee von Schröder entlehnt.

Ludwig der Eilfte in Peronne, nach Walter Scott von Freiherrn v. Auffenberg. Es ist immer ein mißliches Ding um Schauspiele, deren Stoff einem Roman entlehnt ist. Ist der Roman schlecht, so ist die Wahl des Dichters von vorne herein zu verwerfen; ist er gut, so muß nothwendig im Drama Manches vermißt werden, was im Roman angezogen hat. Letzteres ist bei der dramatischen Bearbeitung des Quentin Durward der Fall. Sind auch mit noch so vieler Geschicklichkeit ein paar interessantere Episoden dem Romane entnommen, vermochte Auffenberg auch ein paar Charaktere, wie gerade den des Königs, ausführlicher zu zeichnen, so mußten vom Dichter doch andere Personen, die bei den Scott'schen Gruppirungen, wenn auch eine minder auffallende, doch jedenfalls sehr interessante und wichtige Stellung einnahmen, im Schauspiele wegfallen oder ganz in den Hintergrund gestellt werden. Diese vermißt man nun schmerzlich oder man findet ihre Zeichnung im Drama oberflächlich, ungenügend. Der Billigkeit gemäß sollte man freilich das Stück an und für sich betrachten — dazu kommt man aber eben selten oder gar nicht. — Seydelmann hatte das Stück trefflich in die Scene gesetzt; diesem Umstand sowohl als seiner höchstgelungenen Darstellung des aus Argwohn, Bigotterie, grausamer List und angeborener Königswürde, aus geistiger Kraft und körperlicher Hinfälligkeit zusammengesetzten Ludwigs mag hauptsächlich der günstige Erfolg zu danken seyn. Ein lobenswerther Eifer war indessen auch beim übrigen darstellenden Personale nicht zu verkennen. (Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Am 31. August: Zum Erstenmale: Gustav, oder: der Maskenball, große Oper in 5 Aufzügen; Musik von Auber.

Gustav III., der große König von Schweden, erhob die königliche Gewalt wieder über die Schranken, welche ihr die Reichsräthe nach Karl's XII. Tod gesetzt hatten; ihm war das Joch unerträglich, das sein Vater Adolph Friedrich getragen. Unwürdige Mitglieder des Adels, deren Willkühr ein Ziel gesetzt worden war, bildeten eine Verschwörung, die aus 111 Grafen, Baronen und Edelleuten bestand. Mord des Königs war ihr Endzweck, und dann — die möglichste Beschränkung des künftigen Regenten durch die Stände. Schon in Gefle, wo er einen Reichstag zusammen berufen hatte, sollte der König ermordet werden, aber es gelang den Verschworenen nicht. Der König kam nach Stockholm zurück, und in mehren Schauspielen und Redouten, wo ihn sein Mörder umschlich, blieb er unversehrt. In der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 fand zu Stockholm ein großer Maskenball Statt. Gustav, trotz vieler Warnungen, begab sich um 11 Uhr auf den Ball. Zuerst ging er in eine Loge, und da er sah, daß alles ruhig blieb, kam er in den Saal. Plötzlich drängten sich eine Menge Masken um seine Person, und eine derselben klopfte ihm mit den Worten: »Gute Nacht, Maske!« auf die Schulter; in demselben Augenblick fällt ein Schuß, der ihn im Rücken verwundet, und nach einigen Tagen dem Leben des rastlosen Gustav's ein Ende machte. Des Königs Mörder war der Baron von Ankarström, den politischer und persönlicher Haß gegen ihn erbittert hatte. Gustav war ein Fürst von einem edeln, großen, etwas schwärmerischen Geiste, ein Krieger, von einem keine Gefahr scheuenden Muthe, klug in seinen Planen und thätig in der Ausführung, aber in seinem Staats- und Privataufwande ohne gehörige Rücksicht auf den Finanzzustand seines Reiches, voll Eroberungslust, Ehrsucht und Verlangen, zu glänzen. Durch seine Popularität gewann er aber die Liebe des Volks und er wußte durch seine strömende Beredtsamkeit die Herzen zu besiegen. Wissenschaften und Künste liebte er, war selbst Schriftsteller, und eine Sammlung seiner Werke, mannigfaltigen Inhalts, erschien mehre Jahre nach seinem Tode, und wurde auch in's Deutsche übertragen. Aus diesem geschichtlichen Stoffe und einigen phantastischen Ingredienzen, unter denen vorzüglich die Erscheinung der Wahrsagerin und die Eifersucht Ankerström's gehört, dessen Gattin der König zur Untreue verleitet, ward die Oper gestaltet, deren Handlung voll Interesse und Effekt ist, und deren Musik unstreitig für die gelungenste dramatische Produktion des fruchtbaren Komponisten gelten kann. Sie zeichnet sich vor seinen frühern Opern durch konsequentere Durchführung der Charaktere sowohl, als durch neue, edle Melodieen und höchst interessante und originelle Harmonienfolge aus. Nirgends hat Auber so viel Schönes und Gediegenes erzeugt; hier zeigt er sich seines großen Meisters Cherubini ganz würdig. Die Singstimme ist weit besser und mit mehr Sorgfalt behandelt, wie in seinen frühern Werken, und sie steht nicht so sehr unter dem Einfluß der Instrumente. Das Orchester ist weniger mit unausführbaren Figuren überladen, der Satz ist einfach und klar, und daher um so kräftiger, und die Instrumentirung reizend. Künftige Aufführungen der Oper werden uns Gelegenheit geben, die Komposition mehr im Einzelnen zu betrachten: die heutige war vortrefflich. Hr. Schmezer repräsentirte den König. Was Spiel und Erscheinung betrifft, so durfte der mit dem Leben und Wirken Gustav's vertraute Zuschauer freilich keine Darstellung erwarten, die seinem Gedankenbilde entspricht, denn der Anstand und die Würde, die Gewandtheit und der Humor, womit diese Rolle gegeben seyn will, zeigten sich in der Repräsentation des Hrn. Schmezer nicht natürlich und ungezwungen genug, um zu überzeugen; dagegen sang der Darsteller sehr schön, und besonders ansprechend trug er die Arie im ersten Akte vor. Hr. Dobler war in der Partie des Ankerström eine höchst interessante Erscheinung: er sang nicht nur ruhig, edel und mit dramatischer Wahrheit, sondern sein Spiel war auch durchaus dem darzustellenden Charakter angemessen. Mad. Fischer-Achten, Ankerströms Gattin, stand ihm würdig zur Seite; sie sang und spielte mit tiefem Gefühle. Dem. Bamberger sang den Pagen recht lieblich. Doch sind es drei Eigenschaften, worauf die junge Sängerin noch vorzüglich ihr Augenmerk richten muß: festere Intonation, mehr Modulation der Stimme und deutlichere Aussprache. Das Spiel trug nicht den rechten Ausdruck von Frohsinn und Lebendigkeit. Dem. Hill hat die Partie der Wahrsagerin sehr gut aufgefaßt. Wir hörten sie noch nie so brav wie heute singen. Ergreifend und schauerlich trug sie ihre Romanze mit Chor vor. Könnte Dem. Hill immer nur auf solche Weise in Alt- oder Mezzo-Sopranpartieen wirken, wie zuträglich würde das für ihre Stimme seyn! — Die HH. Beils und Fischer (die verschworenen Edelleute) so wie Hr. Wieser (Matrose) verdienen großes Lob für den Fleiß, den sie auf ihre kleinen Partieen verwendeten. Orchester und Chöre wirkten ausgezeichnet. Dekorationen und Kostüme befriedigten sehr, und besonders war es die Ballscene, welche durch schöne und geschmackvolle Anordnungen, anziehende Lebendigkeit und ungewöhnliche Pracht überraschte. Die Vorstellung war musterhaft.

S.

Theateranzeige.

Freitag den 5. September. Das unterbrochene Opferfest, Oper von Winter. Mad. Stoll: Elvira.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baarhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, | Nº 120. | 6. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Kennen Sie meine Frau?

Seit dem Morgen unterhielten sich die Thürsteherinnen der Helderstraße mit den Dienern und Kammerjungfern aus der Nachbarschaft von dem, was sich in dem Hause Nro. 12. zutrug. Vor diesem Hause war eine ungeheure Menge Stroh zerstreut, um den Wagenlärm zu dämpfen, und von ein Uhr an brachten elegante Equipagen mehr oder wenig alte, schwarz gekleidete Herren dorthin. Man wußt bald, daß eine Konsultation berühmter Aerzte wegen Mad. Bremard, einer jungen Frau von 28 Jahren, Statt finden sollte, die, schon seit zwei Jahren an der Auszehrung leidend, sich nun in einer höchst gefährlichen Lage befand. Ganz ungewöhnlicher Weise empfand man Mitleiden mit dem Schicksale dieser Frau, die jung, anmuthig, beglückt durch ihres Gatten Liebe, beglückt mit irdischen Gütern, alle Lebensfreuden hätte genießen können, und welche die Quelle ihres Daseyns von Tag zu Tag mehr versiegen sah. Man beklagte ihren Gatten, Julius Bremard, welcher sie aus Neigung geheirathet hatte, und der ihren Verlust nicht überleben zu können schien. Zu was nützen Reichthümer ohne Gesundheit? wiederholten sich ohne Aufhören alle Basen des Quartiers. Alle die schönen Aerzte da werden sie dem Tode nicht entreißen, wenn ihre Zeit um ist. Arme Kleine! Es ist recht schade; sie ist so gut, so sanft! Und was soll man dazu sagen, wenn Leute, wie die, das Unglück heimsucht, da es doch so viele andere gibt, die nur dazu etwas taugen, der Welt zur Last zu fallen? Und doch werden oft gerade die verschont . . . das Schicksal ist nicht gerecht!

Während so die Härte des Schicksals auf der Straße getadelt wurde, flehte die junge Sterbende inbrünstig zu Gott. Ihr Mann horchte auf ihre Worte, und die Thränen seines Schmerzes zurückhaltend, ruhte sein Auge forschend auf ihren Blicken und glaubte in ihnen jeden Moment ein Zeichen zu erblicken, daß sie dem Leben wiedergeschenkt sey. Sein aufmerksames Ohr nahm mit Gierde die Töne auf, welche sich aus dem anstoßenden Zimmer herüberstahlen, wo der gelehrte Areopag die Mittel berieth, eine Existenz, welche ihre Gränze erreicht hatte, zu verlängern. Die Idee einer ewigen Trennung verzehrte alle Kräfte Julius Bremards. Er bedeckte die schon erkaltete Hand seiner Freundin, seiner Helena, mit Küssen; er reichte ihr jeden Augenblick ihr kleines Töchterchen hin, um es zu umarmen, und die Verzweiflung seines Herzens unter erkünstelter Sicherheit verbergend, sprach er von tausend Plänen heitern Glückes; denn er hoffte so die Kräfte seiner Gefährtin wiederzubeleben und durch alle die Bande wieder an das Leben zu fesseln, die es verschönern. Julius Bremard liebte sein Weib unendlich, nie hatte der leiseste Mißton die Harmonie zwischen diesen beiden noch jungen, wenn schon seit zehn Jahren vereinigten, Gatten gestört. Mad. Bremard aber hörte nicht auf zu beten. Seit zwei Jahren hatte sich eine tiefe Melancholie ihres Gemüthes bemächtigt und das einzige Linderungsmittel für die Leiden, welche sie empfunden, war das Gebet gewesen. Vergebens hatte sich ihr Gemahl bemüht, diese düstere Stimmung zu verscheuchen, vergebens sie gebeten, ihn mit der Ursache ihrer Betrübniß bekannt zu machen; Helena hatte auf seine Bitten immer nur mit Versicherungen ihres Glückes geantwortet. Was konnte sie auch noch wünschen? War nicht ihr Mann ein Muster von Gemal? Mußte nicht ihre Tochter, die von der Natur so reich begünstigt war, alle ihre Augenblicke erheitern? Konnte sie Kummer haben? Einer achtbaren, wenn auch armen Familie entsprungen, hatte sie ihre Hand dem gereicht, den sie gewählt hatte. Ihren Eltern war eine angenehme Existenz gesichert worden und das Glück derselben hatte das ihrige verdoppelt. Woher also konnte der tiefe Kummer rühren, welcher das Leben dieser jungen Frau verzehrte? Julius Bremard würde sein Vermögen hingegeben haben, um es zu erfahren; zuletzt aber hatte er sich überredet, das Gemüth Helenens leide unter dem verderblichen Einflusse einer physischen Desorganisation.

In dem Nebenzimmer ließ sich ein Geräusch hören. Julius Bremard stürzte hinein, um den Spruch zu vernehmen, den er fürchtete. Auf alle seine Fragen aber antworteten die Aerzte mit einem eiskalten Gruße und entfernten sich. Nur sein Hausarzt trat, mit Thränen im Auge, auf ihn zu, drückte ihm heftig die Hand und sagte: »Muth, mein Freund!« Bei diesen Worten verließ ihn seine ganze Kraft und er eilte schnell zu seiner Frau zurück, die auch nur einen Augenblick verlassen zu haben, er sich schon bitter vorwarf. Helena aber schien wieder neue Lebenskraft zu erhalten; ihre Wangen überzog ein Anflug von Röthe, ihre Augen erhielten mehr Glanz und ihre eben noch eisige Hand glühte. Sie verlangte nach einem Priester, beichtete und empfing die Sakramente. Sie betete hierauf abermals inbrünstig und machte dann mit der Hand ein Zeichen, daß sich alle außer ihrem Manne entfernen sollten. »Julius,« sprach sie nun mit einer festen Stimme zu ihm, »Gott hat das Ende meiner Laufbahn bezeichnet; ich sage dir jetzt zum letztenmale Lebewohl und das nur schmerzt mich, daß ich dir noch diesen Kummer bereite.« — »Nein, meine Helena, du wirst nicht sterben, nein! du wirst mich niemals verlassen,« stammelte Julius schluchzend. — »Fasse dich, mein Freund, und nimm das Papier, welches du dort in der Schublade finden wirst! Hier ist der Schlüssel.« — »Ein Papier?« sprach Julius, Helena ungewiß anblickend, deren Ruhe und Festigkeit in diesem feierlichen Augenblicke ihn am meisten in Erstaunen setzten, »was soll ich damit machen?« — »Es enthält ein schreckliches Geheimniß; ich enthülle es dir auf dem Sterbebette, in der Hoffnung, dem Jammer, welchen dir unsere nahe Trennung verursachen würde, so ein Ziel zu stecken. Mein Freund, mein Julius! o ich bitte dich, hemme deine Thränen! Dein Zorn, dein Fluch würden mich weniger schmerzen, als dieser Ausdruck

deiner Liebe. Mein Julius, noch ein Wort, lies das Papier nicht vor mir!« —

Julius Bremard hatte den Schlüssel ergriffen, welchen ihm Helenens glühende Hand hinreichte, und vor Ungeduld kaum athmend, die Schublade rasch geöffnet. Er nahm einen mit seiner Adresse versehenen Brief heraus und wollte eben in das Nebenzimmer gehen, als ihn Helena abermals zurückrief. Sie streckte ihm die Hand entgegen, zog ihn an sich, und sich an ihn klammernd, gelang es ihr, sich auf ihre Knier zu erheben; dann sprach sie mit gefaltenen Händen und gebeugtem Haupte zu ihm, in einer Aufregung, die ihre Schwäche verrieth: »Julius, du hältst mein Todesurtheil in der Hand.. Gott hat es seit langer Zeit ausgesprochen. Allein ehe ich vor Gott erscheine, erlaube mir, daß ich dich noch einmal umarme...« Julius preßte sie lebhaft an sein Herz, Helena strengte sich zu lächeln an, ein sonderbarer Ausdruck aber verfinsterte sogleich die Heiterkeit ihres Antlitzes. Ihre Augen senkten sich plötzlich in ihre Höhlen ein und eine gelbliche Farbe trat an die Stelle des leichten Inkarnats, mit dem das Fieber ihre Wangen angehaucht hatte. Sie sank auf das Lager zurück, und auf den Brief hinweisend, den Julius bei Seite gelegt hatte, deutete sie ihrem Gemal an, ihn zu nehmen und sich zu entfernen. Julius gehorchte diesem Befehle; indem er sich aber leise zurückzog, blickte er auf Helena hin, welche, den Kopf nach der Wand hin gewendet, ihr Gesicht mit den Händen zu bedecken schien. Er zögerte einen Augenblick, ehe er sie verließ. Da er sie jedoch ruhiger glaubte, gab er endlich seiner brennenden Neugierde nach und trat in das Nebenzimmer. Seine Hand zitterte, als er den Umschlag aus einander riß, und ihm schwindelte es vor den Augen.

Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, so bedeckte Todtenblässe sein Gesicht. Er sank fast bewußtlos auf einen Stuhl und las noch einmal mit der größten Anstrengung und in der heftigsten Aufregung die wenigen Zeilen, welche seine Unruhe verursacht hatten. Dann stieg ihm plötzlich das Blut nach dem Kopfe. Sein ganzer Körper bebte, seine Zähne schlugen wider einander. Er erhob sich endlich und stürzte an das Bett seines Weibes. »Helena,« rief er ihr zürnend und verzweifelnd zu, »Helena, nicht wahr, dieß Papier lügt fürchterlich? Antworte mir! Antworte mir!« — Aber Helena, das Gesicht mit ihren Händen bedeckt, und nach der Wand hingewendet, antwortete nicht wieder. Außer sich ergriff Julius sie heftig am Arm, und sie zu sich hin wendend, schrie er: »Wirst du mir antworten? Ich befehle es dir, mir zu antworten.« Und er schüttelte wüthend die abgezehrte Hand der jungen Frau. Helenens Haupt sank an den Rand des Bettes hin und ihre welke Brust zeigte Julius Blicken das entsetzliche Bild des Todes. Ueber Helenens Regungslosigkeit erstaunt, versuchte Julius mit konvulsivischer Hand die verschlossenen Augenlieder seiner Frau zu öffnen, aber vergebens. Dann sprachlos, athemlos, legte er die Hand auf das Herz, welches nicht mehr schlug, stieß einen Schrei aus und heftete seine bebenden Lippen auf die Lippen seiner Gefährtin; er richtete den Körper auf dem Lager auf und starrte ihn lange an. Endlich fingen Thränen an, seinen Blick zu verdunkeln, als er das verhängnißvolle Papier wieder erblickte. Er ergriff es wüthend, wollte nach Hülfe rufen, aber die Stimme versagte ihm. Da riß er die Thüre des Nebenzimmers auf, zog die Krankenwärterin an das Todtenbett Helenens, wieß auf diese mit dem Finger hin und verschwand.

Helene ruhte seit zwei Monaten in dem Grabe und Julius hatte das Zimmer noch nicht verlassen, in welches er sich auf seinem Landgute freiwillig verbannt hatte. Die beiden Monate waren für Julius Bremard zwei Jahrhunderte gewesen. Sein Hauptdhaar, vor der Zeit gebleicht, zeugte von der Heftigkeit der schmerzlichen Erschütterungen, die er erduldet hatte, und seine düstere Physiognomie ließ an den Leiden nicht zweifeln, die ihn noch bestürmten. Ernst von Molibert, sein Jugendfreund, verließ ihn fast gar nicht, und dennoch hatte er von Julius noch kein vertrauliches Geständniß erhalten können. Er sah ihn ein Papier, von dem er sich niemals trennte, täglich lesen und wiederlesen. Julius ging dann immer, wenn er es durchlesen hatte, mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab und verfiel bald in ein tiefes Sinnen, welches zu stören nicht ohne Gefahr war.

Eines Abends, als Julius ruhiger zu seyn schien und sogar die Absicht hatte merken lassen, in das öffentliche Leben später wieder zurückzukehren, wagte es Ernst von Molibert, wieder von seinem Kummer zu ihm zu reden. »Es ist ein Kummer, sprach Julius, der, weit entfernt, mit der Zeit sanfter zu werden, täglich nur immer bitterer wird. Es ist eine Wunde, die immer weiter um sich frißt, und deren Tiefe, ich fühle es, schon nicht mehr ergründet werden kann. Nur ein einziges Heilmittel gibt es, — und ich kenne es, ich sehne mich nach ihm mit allen Kräften meiner Seele; aber nur der Zufall, Gott oder die Hölle, können mir allein die Gelegenheit geben, es anzuwenden.« Bei diesen Worten hielt er inne, blickte Ernst starr an, und eine silberne Gabel zerknickend, die er gerade in der Hand hatte, schleuderte er wüthend die Stücke einige Schritte weit weg, erhob sich, ging im Zimmer auf und ab und schien in sein düsteres Sinnen zurückzuverfallen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug der großen Armee.

(Fortsetzung.)

Meisterhaft ist der Uebergang über die Beresina geschildert. Hier eine Scene aus dieser Partie des Werks. Bernhard hat in Bianca (oder Fedorowna), der Geliebten Ludwigs, die als Tochter des russischen Grafen Delzorow erzogen worden, seine Schwester erkannt. Die Freunde sind mit derselben aus russischer Gefangenschaft geflüchtet, und erwarten jetzt einen günstigen Augenblick, um eine der über die Beresina geschlagenen Brücken passiren zu können. Das Kind, dessen Erwähnung geschieht, ist das Kind einer Französin, das von den Freunden gerettet worden. Bianca hat sich des aufgegebenen angenommen.

Bianca hielt beide Hände vor das Antlitz und athmete krampfhaft; auch nicht eine Thräne hatte sie mehr, so faßte sie der starre Krampf des Entsetzens an. Ludwig und Bernhard traten dicht an sie und suchten sie durch milden Zuspruch zu beruhigen. Jeannette saß leichenblaß und zitternd; auch sie weinte nicht mehr, ihre Lippen bebten, als wollte sie sprechen, doch sie vermochte es nicht. Das Kind schmiegte sich scheu an Bianca's Brust.

Da krachte und schmetterte es plötzlich dicht um sie her, und wie von einem Erdstoß aufgerüttelt fuhren sie von ihren Sitzen auf.

»Allbarmherziger Gott,« rief sie, als sie aufblickte, und streckte beide Hände abwehrend vor sich hin. Eine Kugel hatte den vordern Theil des Wagens getroffen, ihn zerschmettert und die beiden Offiziere blutig zerrissen auf den Boden geschleudert. Die scheuen Pferde bäumten sich hoch auf und hätten den Wagen seitwärts gerissen, wenn nicht die Deichsel und die Vorderachse zersplittert gewesen wären. Willhofen sprang herzu, um sie zu halten; Ludwig und Bernhard eilten, ihm beizustehen. Doch schon hatte sich Jeannette mit fliegendem Haar vom Wagen geschwungen, und Bianca, ohne zu wissen, was sie that, folgte ihrem Beispiele, indem sie das Kind an sich drückte.

»Lebt es noch! lebt es?« rief eine männliche Stimme neben

ihr, und sie fühlte sich plötzlich von hinten her angehalten. Als sie sich umwandte, stand Regnard vor ihr, den rechten Arm in der Binde tragend; er hatte sich eben zwischen den Wagen hindurchgedrängt. »O, ich habe Euch gefunden,« sprach er weich, und herzte und küßte das Kind in Bianca's Armen, die, noch ganz betäubt vom Schrecken, nicht einmal die Fähigkeit hatte, sich über Regnards plötzliche Erscheinung zu verwundern.

Bernhard aber erblickte ihn, eilte auf ihn zu und fragte staunend? »Sie hier, Obrist? Wie kommen Sie hierher?«

»Von dort oben aus dem Gefecht,« antwortete er. »Es geht furchtbar her; unsre Leute stehen wie die Mauern von Troja, aber bald wird Alles zusammengestürzt seyn, denn sie begraben uns unter ihren Kugeln!

»Sahen Sie Rasinski? Lebt er? Leben Boleslav und Jaromir?« fragte Bernhard hastig.

»Sie fechten wie die Löwen, wie die Teufel, diese Polen,« erwiderte Regnard. »Doch es wird alles umsonst seyn, wir werden keine Stunde mehr Stand halten können! Und dann dieses Defilee, was so gut wie der offene Höllenrachen zu seyn scheint.

»Sie sind verwundet, Obrist?« fragte Bernhard, da er ihn eine krampfhafte Bewegung gegen den Arm machen sah, den er in ein Schnupftuch eingebunden hatte.

»Mein rechter Arm ist zerschmettert,« antwortete er. »Mein Pferd wurde von einer Granate zerrissen; ich schleppte mich nach Studianka, um einen Chirurg zu suchen; aber dort oben ist nichts zu finden als Asche und Leichen. Zum Gefechte tauge ich nicht mehr; ich wollte daher den Versuch machen, ob ich über die Brücke kommen könnte. Da sah ich von oben diese Wagen; ich wußte, daß Ihr gestern hier aufgefahren waret und dachte: sollte ich sie wohl noch finden? Wenn Du Dein kleines Töchterchen noch einmal sehen könntest! sprach es in mir, und — lacht meinethalben, Freund — es klang mir aber wie eine Stimme Gottes. Vielleicht ist es der letzte Wunsch, der Dir erfüllt werden soll, dachte ich, und ging grad hierher. Und als habe mich ein unsichtbarer Führer geleitet, drängte ich mich eben dort hindurch, als Euch der Zwölfpfünder da oben den Streich spielte. — Nun seht nur, wie das Kind noch freundlich ist; es sieht doch der Mutter ähnlich! — Ja, wenn ich etwas für dich hätte, Würmchen! Wenn wir in Paris wären, und ich Dir eine Tasche voll Bonbons geben könnte!«

Er verlor sich in Kosen und Plaudern mit der Kleinen, und schien sowohl seinen zerschmetterten Arm, als das tobende Verderben rings umher ganz zu vergessen. Die Kugeln schreckten ihn nicht; er war ihrer gewohnt aus zwanzig Schlachten. Doch die Vaterliebe war ihm neu, und eine Ahnung schien ihm zu sagen, daß er dieses Glück nicht lange mehr genießen solle.

Indessen trat auch Ludwig wieder heran und begrüßte ihn. Bianca gab Jeannetten das Kind, das Regnard mit seinem einen Arm nicht halten konnte; sie fühlte, daß sie wankte, und lehnte sich daher auf das Rad des Wagens. Bernhard bemerkte es und schlang sanft den Arm um sie und küßte ihr die bleiche Wange. Er sprach nicht, aber sein heißestes Gebet drang zu dem Allmächtigen empor und flehte ihn an: »Rette mich um dieser willen und diese um meinetwillen; oder verdirb uns Alle!«

»Du bist so erschreckt worden,« redete er sie nach einigen Augenblicken an; »das macht, du verschließest Dein Auge vor diesen Bildern; betrachte sie lange, und Du wirst Dich daran gewöhnen, und so die Erschütterung machtlos werden.«

»O Bruder! rief sie schmerzlich, »das soll mein Herz lernen? — Nein, nein, das vermag es nicht!«

»Sieh dort jene Frau,« drang Bernhard wieder in sie; »nimm Dir ein Beispiel an ihr; sieh, Liebe, wie ruhig sie mitten unter den Verwüstungen des Todes bleibt.«

Wirklich sah man etwa zwanzig Schritte von ihnen eine hohe weibliche Gestalt, die, ein etwa dreijähriges Kind in den Armen haltend, auf einem Rosse saß und, wie es schien, festen Blickes in das Getümmel schaute. Ein schwarzer Schleier schlang sich um ihr Haupt, doch ließ er das Antlitz frei, dessen edle Züge mächtig ergriffen. Sie konnte erst seit wenigen Minuten gekommen seyn, denn ihre Erscheinung hätte sonst schon früher, selbst in diesem Getümmel, wo Jeder nur an sich selbst dachte, die Theilnahme Aller erregen müssen, die sie sahen. Bernhard machte auch Ludwig darauf aufmerksam.

»Ruhig?« sprach Bianca, die sie lange unverwandt betrachtet hatte; »ruhig, sagst Du? Versteinert mußt Du sagen; denn siehst Du nicht die Thränen, die ihr über das unbewegliche Antlitz r llen, und den hoffnungslosen Blick, den sie irr in den weiten Himmelsraum sendet? — O die Unglückselige!«

»Es ist die Wittwe des Obrist Lavagnac,« sprach Regnard; »ihr Gatte blieb vor drei Wochen bei Wiazma; das Kind auf ihrem Schooße ist ihre Tochter.

Alle hingen an der hohen, tief trauernden Gestalt. Da schlug eine Kugel schmetternd herein und stürzte sie sammt ihrem Pferde zu Boden.

Selbst den Männern wurde bei diesem Anblick ein Ausruf des Schreckens entrissen. Die Unglückliche war verschwunden, man sah sie vor dem Gedränge dazwischen nicht mehr.

Um des Himmels willen, ist sie todt?« rief Bianca; »O eilt ihr zu Hülfe, seht, ob sie zu retten ist!«

Bernhard, Ludwig, Regnard suchten sich eine Bahn durch die zusammengedrängten Rosse und Menschen zu machen; doch es war nicht möglich, schnell hinanzudringen. Bianca folgte den Männern, theils von ihrer Theilnahme getrieben, theils auch, um sie in dem furchtbaren Gedränge keinen Augenblick zu verlassen. Nach einigen Minuten öffnete sich die schwarze Masse, so daß man die Niedergeschmetterte am Boden auf dem Schnee liegen sehen konnte, obwohl ein umgestürzter Wagen es hinderte, bis zu ihr heranzukommen.

Da saß die hohe Gestalt, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, auf dem blutgetränkten Schnee gegen einen Baumstumpf gelehnt und hielt ihr Kind in den Armen; die Kugel hatte ihr beide Füße zerschmettert, doch das Kind schien unversehrt und umklammerte mit den kleinen Händchen ängstlich den Hals der Mutter. Niemand dachte daran, ihr Hülfe zu leisten, Jeder trieb sich, mit seinem Elend allein beschäftigt, an ihr vorüber; nur weil Alles vor dem sich krampfhaft wälzenden, von der Kugel zerrissenen Pferde auf die Seite wich, hatte sich ein freier Raum um sie gebildet, sonst wäre sie vielleicht unter die Füße getreten worden. Ludwig und Regnard wollten den Versuch machen, über den Wagen zu klettern, während Bernhard die bebende Bianca unterstützte. In diesem Augenblick lös'te die edle Dulderin eine Haarschnur von ihrem Nacken, legte sie, ehe eine Hand es hindern konnte, um den entblößten Hals des Kindes und zog sie mit den letzten Kräften zusammen, daß das kleine Wesen mit herabsinkendem Köpfchen erdrosselt in ihren Schooß sank. Jetzt umklammerte sie es in krampfhafter Todesangst; ihr Blick richtete sich irr, starr gen Himmel, sie seufzte noch einmal auf und sank dann entseelt zurück. (Fortsetzung folgt.)

Die spanischen Staatspapiere.

(Gesellschafter.)

An allen Börsen, in allen Zeitungen ist jetzt lang und breit von den spanischen Staatspapieren die Rede, und besonders in den Urtheilen der Franzosen wird Graf Toreno, der jetzige

spanische Finanzminister, sehr hart (und ärger als hart) angetastet wegen der Reduktion dieser Papiere auf die Hälfte ihres Nennwerths. Dieß Gerede muß man aber erstens auch reduciren und motiviren; dann wird sich klar machen, daß es meist Versuche sind, den Finanzminister zu verblüffen, damit er, wenn es irgend möglich, irre werde an seiner Maaßregel. Der Banquier, welcher an Spanien borgte, hat für hundert Thaler Papier nur fünfzig Thaler gezahlt, demnach also zehn Prozent Zinsen genommen. Der erste Schuldner ist todt und der Erbe spricht: bei diesem Anleihen ist der Staat sehr übel behandelt worden; wir mußten erstens für 50 Thlr. jährlich 5 Thlr. Zinsen geben, und sollen demnächst dafür auch noch 100 Thlr. Kapital zurückzahlen. Das wollen wir nicht, und wir werden uns zu nichts verstehen, als das zurück zu zahlen, was wir wirklich erhalten haben. So würde der Erbe jedes Einzelnen selbst vor dem Gesetze verfahren dürfen, und wer könnte es einem unglücklichen Staate verargen, daß auch er thut, was der Privatmann in solchem Falle thun darf. Man hört nun die Entgegnung: Spanien hat noch Hülfsquellen genug, und es kann Klostergüter und Klosterkapitale nehmen, und uns, die Gläubiger, damit decken. Aber erstens ist dieß Nehmen des Klosterbesitzes doch auch nicht in Masse und gradezu gerechtfertigt; zweitens aber und hauptsächlich: weshalb soll sich Spanien auch der letzten Hülfsmittel berauben, um denen Hundert zurückzuzahlen, die nur Fünfzig gaben, und obenein durch eine Reihe von Jahren so ungeheure Zinsen genossen? — Man thut es nicht; denn, sagt man, wer seine richtigen überreichen Zinsen empfing, kann sehr wohl zufrieden seyn, wenn ihm dann auch noch dasselbe Kapital, was er zahlte, zurückerstattet wird. Daß die Papiere größtentheils, vielleicht sämmtlich, nicht mehr in erster, nicht mehr in der Hand sind, die mit dieser Spekulation sich Schätze erwarb, das muß Jedem leid thun; aber jener Banquier hat klüglicher Weise überschaut, wie die Sache kommen würde. Er nahm, was er kriegen konnte und fand Viele, die ihm Gewinn gaben und obenein jeden künftigen Verlust abnahmen. Hätte er die Abnehmer nicht gefunden — dann mußte sich Spanien anders helfen, und es konnte zu seinem eigenen Besten das thun, was man ihm jetzt zum Besten Anderer vorschlägt, nämlich den Klosterreichthum wieder in's Leben zurückzuführen. Toreno that redlich das Seine, indem er alle Schuldscheine des Staats, auch die Kortes-Papiere, in den Summen, die er erhielt, ohne Ausnahme anerkannte. Dieß geben auch die englischen Zeitungen jetzt schon zu, und selbst Diejenigen, welche Verlust erleiden, müssen es zugeben, wenn sie nicht bloß die Klugheit sondern die Billigkeit sprechen lassen. Es wird freilich Mancher schwere Verluste haben, Mancher wird unter seinen Verlusten erliegen; Hazardspiele lagen jedoch stets außer der erlaubten Spekulation und Vorsicht. — Wenn wir aber die verschiedenen Stimmen über Toreno's Verfügung hören, so ist die der Spanier selbst im auffallenden Kontrast mit dem Auslande. Die Spanier finden, daß Toreno viel zu viel bewilligte. Bei ihnen drängt sich ein anderes eigenes Interesse vor: sie haben wenig oder gar keine von den reduzirten Staatspapieren (die dortigen Banquiers waren mehr in Kenntniß der Verhältnisse), aber sie wollen, daß der Staat seine Hülfsquellen sich möglichst bewahre. Diese Unzufriedenheit von allen Seiten kann indeß als das beste Zeugniß für Toreno gelten; denn wer es Keinem zu Dank macht, hat in der Regel nach streng gerechten Grundsätzen gehandelt, und überläßt es am Besten der Zukunft, daß sie ihm durch ruhigere Einsicht auch bei den Betheiligten Anerkennung verschaffe. *)

*) Die Ansicht, wovon obige Betrachtungen ausgehen, wird nicht leicht Eingang finden. Die Gründe: warum? springen in die Augen. Wir sind aber bereit, sie aufzunehmen, wenn ein Anti-Torenist sich die Mühe geben will, sie recht geistreich zu entwickeln. D. R.

Stuttgart im August 1834.

(Fortsetzung.)

Abenteuer einer Neujahrsnacht, Maskenspiel nach Zschokke's Erzählung bearbeitet von Gerle. Zschokke's Erzählung ist bekannt genug, Gerle's Lustspiel toll genug, um einen Sylvesterabend damit todt zu schlagen; aber weiteres fand man nicht an dieser Piece. Die Charaktere sind nicht glücklich gehalten. Der Prinz ist bei seinen Spässen zu derb, der Gärtnerbursche, welcher in des Prinzen Maske auf dessen Zureden umhertaumelt und unter anderem auch einen vornehmen Ball besucht, ist nicht hinreichend in einem witzigen Kontraste der feinen Maske und der niedrigen Geburt gehalten. Hier war dieses Gebrechen dadurch noch auffallender, daß Hr. Moritz sich seine Aufgabe gar nicht klar machte und in der Maske sich so benahm, als wäre er von Jugend auf für diese Sphäre bestimmt.

Eine Freundschaft ist der andern werth, v. Lebrun. Rasch gespielt, eine unterhaltende Komödie. — Die feindlichen Brüder oder der Doktor und der Apotheker, Possenspiel von Raupach. Die Lustspiele dieses fruchtbaren Dichters stehen alle auf einer Höhe — eine Masse von Witzfunken, aber kein Humor, keine Durchführung einer komischen Idee, Einzelnheiten, die das Zwerchfell unmäßig erschüttern, aber nirgends eine Wärme zu bemerken, die sich durch das Ganze zieht. Raupach steht unendlich viel Witz zu Gebot, er ist aber darum doch kein Lustspieldichter. Er schlägt mit Worten und einzelnen Situationen, aber sein Stück läßt keine heitere Stimmung zurück; man lacht sich müde und bleibt leer. Diese Wahrnehmung mußte sich auch bei den feindlichen Brüdern wiederholen, so lustig das Stück auch durchgeführt wurde. Seydelmann's Till, scharfe konsequente Zeichnung; die beiden Brüder von Gnauth und Rohde lebhaft dargestellt. Als Präfekturrath Sturm zeichnete sich Hr. Maurer durch das eigenthümliche Talent des Lachens eines Halbtrunkenen aus; sollte ein melancholischer Engländer hiervon nicht angesteckt werden, so wird er nimmer in diesem Leben lachen.

Das Mährchen im Traume, von Raupach. Die höchst sonderbare Idee, einen Traum zu verkörpern und dieselben Personen im Traumleben, wie im wahren Leben agiren zu lassen, verdient eben ihrer Seltenheit wegen, eine besondere Aufmerksamkeit. Der Mährchendichter ist in den Erscheinungen, die er uns vorführt, an keine Form gebunden. Wir müssen Raupach hier ebenfalls als Mährchendichter betrachten; wir dürfen an sein Werk keinen strengeren kritischen Maßstab legen. Die seltsame Idee zieht an und damit könnte man den Zweck als erreicht betrachten.

Spiele des Zufalls, von Lebrun; das verwickelt, verwechselt, entwickelt sich wie hundert andere Stücke, bleibt aber einmal gesehen doch recht ergötzlich. König und Schauspieler, von G. Harrys, eines jener Stücke mit dem Tableau des großen Friedrich, nebst Anekdotenzugabe — eine willkommene Gelegenheit, wo sich bei einer Bühne zwei Mitglieder befinden, die gerne den alten Fritz spielen möchten. Seydelmanns Maske ist eine der gelungensten, welche man in Deutschland sehen kann.

Dominique, der Besessene, nach dem Französischen von Lebrun. Viel Geschrei, wenig Wolle. Die Rolle des Besessenen, von Hrn. Moritz dargestellt, erscheint unendlich anstrengend, und »der blutige Sieger hat doch keinen Dank.« Der Zuhörer wird sichtbar ermüdet. — Warum? Ehestandsscenen nach dem Französischen von Kurländer. Ich weiß nicht, pourquoi man dieses Stück gegeben hat! (Fortsetzung folgt.)

Theateranzeige.

Samstag, den 6. September: Dominique, oder: der Besessene, Lustspiel in drei Abtheilungen. Nach dem Französischen der HH. Dépagny und Dupin, von C. Lebrun. (Antrittsrolle) Dominique: Hr. Grahn, vom Mainzer Theater. Hierauf folgt: Der junge Pathe, Lustspiel in einem Akt. Nach dem Französischen des Scribe, von Both.

Sonntag den 7. September. Gustav oder: der Maskenball, große Oper in 5 Abtheilungen; aus dem Französischen von Freiherrn von Lichtenstein. Musik von Auber. Drittes Meß-Abonnement suspendu mit erhöhten Eingangspreisen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, **№ 121.** 7. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Epistel an K. L. v. Knebel.

Mainz, den 27. Mai 1833.

So manches Jahr ist schon dahin geschwunden,
Seit das Verhängniß mich getrennt von Dir;
Doch die Erinn'rung an die schönen Stunden,
Die ich bei Dir genoß, lebt noch in mir.
Oft denk' ich, wie Du mir den Geist der Alten
Mit Heiterkeit und Zartgefühl enthüllt,
Wie Du die Seele mir mit Kunstgestalten,
Mit edlen Bildern der Natur erfüllt.

Wohl mochtest Du viel Schönes von mir hoffen,
Als ich von Dir im Trennungsschmerz mich wandt';
Ich selbst sang kühn, von Deinem Licht getroffen,
»Einst schlingt Dir reich're Kränze meine Hand.«
Doch wo gedeihet wohl am finstern Orte
Die Blume, die nach Sonnenlicht sich sehnt?
Nicht kommt der Schiffer zum erwünschten Porte,
Wenn günst'ger Wind nicht seine Segel dehnt.

Das hab' ich tief empfunden in den Tagen,
Die ein unseliges Geschick mir bot;
Nur Deine Güte half mir, sie ertragen,
Und ließ mich überwinden Gram und Noth.
Jetzt weil' ich hier am Rheinstrom, zwischen Reben,
Erquickt von frischer Luft zu Freud' und Lust,
Erhole, sammle mich zu neuem Streben,
Bewege manchen Plan in tiefster Brust.

Dir ward ein selt'nes Lebensglück beschieden,
Frei webtest Du das reichste Dichterband;
O wirke segnend lange noch hienieden,
Und bleibe stets mir freundlich zugewandt!
Empfange dieses Blatt, als schwaches Zeichen
Der Dankbarkeit, die ewig in mir lebt;
Noch hoff' ich, einst Dir einen Kranz zu reichen
Aus vollern Blüten dauernder gewebt.

Adolf Bube.

Erwidrung.

Jena, den 9. Juni 1833.

Ihr liebes, poetisches Schreiben, theurer Freund, (das ich etwas spät erhalten habe) hat mir große Freude gemacht. Ich sehe daraus, daß das Andenken unsrer Freundschaft bei Ihnen nicht verloren gegangen ist, und daß Sie selbst auch dem Gipfel des Parnasses in beträchtlicher Höhe sich genähert haben. Glück zu, lieber Freund! Meine Gedanken haben Sie öfters begleitet. Seyen Sie um Ihre Zukunft nur nicht ängstlich, und bleiben Sie bei dem: fata viam invenient! Frischer Muth macht die Hälfte der That. Es kann Ihrem Fleiß und Ihrem Talent ein besseres Glück nicht entgehen. Die Musen werden Ihnen auch, nach überstandenen Gefahren, Kränze bringen, und Sie als Liebling aufnehmen. Arbeiten Sie nicht zu viel. Allzu anhaltende Geistesbeschäftigungen, wie die Ihrigen, verzehren die Seelenkräfte und erschöpfen die Natur. Mäßigkeit, wie sie die Alten preisen, ist stets hierin zu beobachten.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich nun, in meinem 89sten Jahre, etwas träg und müde zum Schreiben bin; auch hab' ich seither Gichtanfälle gehabt, und bin noch nicht frei davon. Dieses macht mich untüchtig zu Manchem. Man muß die Beschwerden des Alters schon mit Geduld ertragen lernen. Von Ihnen wünsche ich noch gar Vieles zu erfahren, was mich beglücken würde. Vergessen Sie mich nicht, und seyen Sie versichert, daß die viele Liebe und Freundschaft, die ich Ihnen schuldig bin, in meinem Herzen nicht auslöschen wird. Die Meinigen grüßen Sie noch herzlich.

Ihr aufrichtiger, treuer Freund Knebel.

Kennen Sie meine Frau?

(Fortsetzung.)

Nach einigen Minuten fing Ernst wieder an: »Welches Heilmittel aber ist es denn, das nur der Zufall dir verschaffen kann? Kann ich dir helfen, es aufzufinden? — Nein! ich müßte die Wunde enthüllen. »Ist ein Jugendfreund, der schon deinen Schmerz theilt, dieses Vertrauens nicht werth?« — »Ein Freund, der mich nicht verstehen, über meinen Kummer lächeln und vielleicht mich verrathen wird!« — »Welcher unverdiente Argwohn! Julius, ich habe es dir gesagt, nichts würde ich scheuen, um dich zufrieden zu stellen. Willst du mein Vermögen, mein Leben?« — »Nein, nicht das deinige.« — »Also das Leben eines andern?« — »Ja, Rache an einem Manne, das Blut, das Leben eines Mannes! das will und muß ich haben! das ist das einzige Ziel meiner Gedanken, der einzige Wunsch meiner Seele; es ist aber nur ein unbestimmter Wunsch, nur eine Laune eines Augenblickes, es ist ein brennender Durst, eine Leidenschaft, ein Wahnsinn... ein wirklicher Wahnsinn, ich fühle, mein Verstand verwirrt sich oft auf Augenblicke.« — »Höre, Julius, wohl fasse ich die Sehnsucht nach Rache; für eine tief beleidigte Seele ist sie ein Bedürfniß. Ich fasse sie aber nur, wie die Gesellschaft sie gestattet. Du selbst besitzest einen zu edeln Charakter, um einen Vorsatz zu hegen, den die Ehre mißbilligen würde. Sprich also nur ein Wort, und müßten wir deinen Feind am Ende der Welt aufsuchen, ich folge dir überall hin.« — »Schwörst du es mir bei deiner Ehre? Nun wohlan, du sollst alles wissen, aber schwören mußt du mir auch, das nie-

mals zu enthüllen, was du erfahren wirst.« — »Ich schwöre es dir noch einmal zu.« — »Nun, so nimm dann dieß Papier und siehe zu, was ich von dir erwarten kann.« — »Es ist die Hand Helenens, deiner Frau!« rief Ernst, nachdem er kaum die Augen auf die Schrift geworfen hatte. — »Woher weißt Du das? Ich habe es dir nicht gesagt,« fragte Julius rasch, wie von einer plötzlichen Enthüllung überrascht. — »Ich habe oft Gelegenheit gehabt, ihre Handschrift zu sehen,« erwiderte Ernst erröthend. — »Wirklich, es ist möglich,« fing Julius wieder an, indem er gierig seine forschenden Blicke auf die Augen seines Freundes heftete, dessen wogende Brust und zusammengepreßten Lippen eine lebhafte Aufregung verriethen. Einen Augenblick herrschte Schweigen. Ernst zögerte, das Papier, welches er in der Hand hielt, zu lesen, und Julius forderte, nachdem er zweimal die Hand ausgestreckt hatte, um es ihm zu entreißen, ihn endlich durch eine gebieterische Bewegung auf, Kenntniß von dem Inhalte desselben zu nehmen. Ernstens Benehmen verrieth wirklich einige Verwirrung. Er erholte sich jedoch nach und nach und las Folgendes:

»Mein theurer Julius, wenn du diese Zeilen liesest, wird mein Geist ohne Zweifel nicht mehr hienieden weilen. Aber mein Andenken wird mich überleben. Diese Vorstellung, welche mich trösten sollte, vergiftet meine letzten Augenblicke. Wäre meine Tugend fleckenlos, würde ich beim Nahen des Todes dich an die Schwüre erinnern, mit denen du mir so oft gelobt hast, immer nur mich zu lieben. Strafbar aber, muß ich durch ein aufrichtiges Geständniß meiner Vergehen die Bande zerreißen, welche uns noch würden vereinigen können. Ich bin dir dieses Geständniß als eine Sühne schuldig. Von nun an sollst du aus deinem Innern das Bild der ehebrecherischen Frau entfernen; ihr Andenken soll dir ein Greuel seyn. Könnte mir denn Gott sonst verzeihen, wenn ich dich durch mein Schweigen dazu verurtheilte, einen Gegenstand ewig zu bejammern, der nur deine Verachtung und deinen Haß verdient? Würde ich nicht ein neues Vergehen zu dem fügen, welches ich büßen will?

»Vor zwei Jahren genoß ich noch in Frieden das Glück, welches einer reinen Seele überall folgt. Deine Liebe, von welcher du mir so viele rührende Beweise gegeben hast, machte die Wonne meines Lebens aus, als plötzlich mein Leben gebrandmarkt wurde. Ein Mann, ein Elender, den du mit dem Namen Freund beehrtest, stürzte mit teuflischer Lust mich in das Verderben. Gott hatte mich gewiß verlassen; — dieß ist die einzige Entschuldigung, die ich zu meiner Rechtfertigung finden kann. Dieser Mann glänzte weder durch blendende Eigenschaften des Herzens, noch des Geistes; seine Züge hatten weder die Regelmäßigkeit, noch den Adel und die Güte, welche die deinigen auszeichnen, und dennoch stürzte ich mich in seine Arme und liebte im Wahnsinn einer durch strafbare Lüste verblendeten Einbildung diesen Mann leidenschaftlich; ich vergaß alles für ihn, einen Augenblick stand ich auf dem Punkte, den Gatten, Eltern und Freunde zu verlassen... Ich war eine Unsinnige, ich gehorchte nur noch der strafbaren Gluth, welche dieser Mann das höllische Geheimniß hatte, in mir anzufachen. Und dieser Zustand von Schwachheit konnte lange dauern... Acht Tage aber waren kaum verflossen, so zerriß schon die Pein des erwachten Gewissens mein Herz.

»Endlich wieder zu mir selbst gekommen, wagte ich es kaum, an eine solche Verirrung meines Geistes zu glauben. Ich wendete meine Blicke nach dir, nach meiner Tochter, nach allen denen hin, die ich verlassen hätte, — und da begann meine Züchtigung. Jedes Liebeswort, welches du an mich richtetest, tönte mir wie ein niederschmetternder Vorwurf entgegen; deine Küsse machten mich erstarren und drängten das Blut nach meinem Herzen zurück und immer dünkte es mir, die meinigen müßten dir meine Unlauterkeit enthüllen. Ueberall hörte ich Vorwürfe und sah ich meine Schande. Im gesi schaftlichen Leben, in den Theatern, in den Büchern, über fand ich mein Verbrechen wieder; mir dünkte, überall kön ich meine Schande auf meiner Stirne lesen. Eine sol Lage ging über meine Kräfte. Ich kämpfte vergebens, hatte den tödtlichen Streich erhalten, und dennoch mußte noch zwei Jahre lang in der fürchterlichsten Pein schmacht Ich mußte von dir, den ich so entsetzlich beleidigt hatte, a Sorge annehmen, welche die reinste, zarteste Liebe ersinn konnte; mir dünkte, diese einer treuen Gattin bestimmte Sor annehmen, wäre ein neuer Verrath von meiner Seite. stand ich auf dem Punkte, dir mein Geheimniß zu enthülle Aber soll ich es dir bekennen, o mein Julius, — Gott hatt um mich zu strafen, in meinem Herzen die ersten Gefüh wieder geweckt, welche es vor unser Vermälung erfüllt hatte und ich besaß nicht die Kraft dazu, mich deinem Zorne au zusetzen. Möchte dieses späte Geständniß deinen Klagen e Ende machen und dich gegen mich nur Haß und Zorn empfi den lassen. Ich aber, wenn Gott mir jemals verzeiht, wi zu ihm in jener andern Welt für dich beten; ich will ihn a flehen, daß er dir die Kraft schenke, unsere Trennung zu e tragen, und daß er, mich aus deinem Andenken verwischen dir gestatte, in einer andern Vereinigung alles das Glück z genießen, welches du verdienst. Zum letzten Male lebe wohl mein Julius!«

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug der großen Armee.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick sprangen Ludwig und Regnard hinzu doch es war zu spät; Bianca preßte sich gegen die Brust des Bruders und verbarg ihr Antlitz, als suche sie dem ihr Innerstes gleich der Medusa versteinernden Anblick zu entfliehen; Bernhard schlang die Arme um sie, und vermochte nicht zu sprechen, noch seine hervordringenden Thränen zurückzuhalten. Plötzlich wandte sie sich los, blickte ihn starr an und sprach mit tonloser Gewaltsamkeit: »Jetzt soll mich nichts mehr erschüttern, Bruder; habe ich das gesehen, ohne vernichtet zusammenzusinken, so ist mein Herz nun für ewig gehärtet, und ich kann mit dem Entsetzen spielen.«

Bernhard schauerte zusammen; er führte sie langsam zurück, dahin, wo Jeannette mit dem Kinde stand, und sprach zu ihr: »Weine nur, Schwester, löse das starre Eis, das sich um Dein Herz legen will, durch milde Thränen; siehe, ich weine ja auch, und ich denke, ich bin ein Mann.«

Das Kind rief ihr entgegen: »Komm, ich will wieder zu Dir, und streckte die kleinen Händchen verlangend nach ihr aus. Bianca nahm es, drückte es an ihren zitternden Busen und brach nun in einen Strom von Thränen aus; ihre Knie sanken zusammen, Bernhard ließ sie sanft niedergleiten auf den Schnee und setzte sich zu ihr, daß sie sich an ihn lehnen konnte.

Indessen dauerte das mörderische Feuer der Russen fort; die Batterien auf den Höhen wurden verstärkt, Kugeln und Granaten schmetterten unaufhörlich gegen die Brücke und in die dichten Massen hinab. Auch im Rücken, von Studianka her, rückte die Schlacht näher und näher, und bald mußte man den nachdringenden Feind auch von dort fürchten. So hallten die Donner der Kanonen rings umher und mischten sich mit dem Wehegeschrei halb Zerschmetterter, dem Angstruf der im Strom Versinkenden, dem Wuthgebrüll derer, die sich mit verzweifelnder Gewalt die Bahn zur Rettung zu brechen versuchten.

Die Kugeln schlugen jetzt wieder dicht an Bianca's und ihrer Freunde Nähe ein, so daß Willhofen Mühe hatte, die Pferde zu bändigen. Regnard liebkos'te abwechselnd sein Kind,

und dann beobachtete er wieder den Gang der Schlacht und des Rückzuges. Ueber die Schmerzen seines zermalmten Arms hörte man kein Wort der Klage; doch sah er mit düstren Falten auf der Stirn die Woge des Unheils immer höher und gewaltiger anschwellen.

Eine Granate fuhr mitten in den Kreis der Freunde hinein, stäubte Eis und Schnee empor, und wühlte sich in den Boden. »Werft Euch nieder, Alle nieder,« rief Regnard; doch in dem Augenblick zerborst das Ungethüm schon in eine Wolke von Rauch und Gluth, und schmetterte die Stücke ringsumher. Ein Schreckensruf erscholl von allen Seiten, die Lüfte selbst schienen prasselnd zu krachen. — Bernhard fühlte sich unversehrt, die Schwester in seinem Arm war es ebenfalls; doch eine dichte Rauchmasse wälzte sich so um sein Haupt, daß er keinen der Freunde entdecken konnte. »Ludwig!« rief er, »Ludwig, lebst Du?« Doch das Krachen der Geschütze, das Angstgeschrei ringsumher, und das Geheul des Nordsturmes, der sich mit erneuter Gewalt erhoben hatte, übertäubten seine Stimme. Endlich zog der Rauch wie der langsam sich wälzende Acheron hinweg, und man konnte um sich blicken.

»Du lebst!« ertönte Ludwigs Stimme, und er lag zu Bianca's Füßen und drückte die Geliebte mit süßem Dankgefühl für ihre Rettung an seine Brust. Doch plötzlich riß er sich los und rief, indem er aufsprang: »Heiliger Gott, auch das noch!« Sein Blick traf auf Willhofen, der schauderhaft zerrissen und zerschmettert zwischen den Pferden am Boden lag. Nur das Angesicht war unverletzt; sein erlöschendes Auge suchte verlangend nach einer Hand, die es zudrückte. Ludwig eilte auf ihn zu und erhob ihm stützend das Haupt. Bernhard hatte die Rechte des Gefallenen ergriffen und kniete neben ihm. »Lebst Du noch, Getreuer? Kannst Du uns noch ein Lebewohl sagen?« fragte Ludwig mit vor Schmerz erstickter Stimme. Doch der Sterbende vermochte keinen Laut mehr hervorzubringen; er bewegte nur mühsam die Lippen, und seine ermattende Hand versuchte einen leisen Druck. Ein schmerzliches Lächeln schwebte über seinem Angesicht, dann sank sein Haupt zurück und das Auge brach.

»So hast Du doch die Heimath nicht wiedergesehen,« rief Ludwig, »Du treuestes Herz! Nun ist die Qual vorbei, — Du bist der Glückliche!« Sie wollten den Leichnam emporheben, doch eine donnernde Lage aus den russischen Batterien schleuderte eben wieder eine Masse Kugeln und Granaten dicht um sie in das Gedränge. Ein Wehgeheul erhob sich, Alles stürzte über einander hin, die Wogen des Gedränges packten nun auch ihren Zufluchtsort.

»Laßt uns zusammenhalten,« rief Regnard, »sonst sind wir für ewig getrennt.« Indem wollte er Ludwigs Hand ergreifen; doch zwischen Beiden saus'te eine Kugel hindurch und warf den Obristen zu Boden. »Regnard!« rief Ludwig außer sich, indem er ihm zu Hülfe sprang, »seyd Ihr tödtlich getroffen?«

Bernhard richtete den Gefallenen an den Schultern empor und beugte sich über ihn.

»Ich habe mein Maß,« sprach er matt; »wo ist mein Töchterchen?«

Bianca kam, wiewohl bebend, doch entschlossenen Schrittes, das Kind auf dem Arme, heran; sie kniete vor dem Vater nieder und hielt es ihm dar. »Hier, hier,« sprach sie mühsam, aber mit Fassung. Regnard blickte die Kleine wehmüthig an, dann küßte er sie und sprach gerührt:

»Leb wohl! Du hast keinen Vater mehr — aber eine Mutter — nicht wahr? — Grüßt Rasinski — wenn noch Einer zum Grüßen bleibt. — Es lebe der Kaiser!«

Diesen Ausruf that er mit letzter, zusammengeraffter Kraft in rauhem Soldatenton; dann brach er zusammen — und war nicht mehr.

Es ist ein Schnitter, der heißt der Tod,

summte Bernhard, um den wilden Schmerz zu bekämpfen, nach einem alten Liede; aber die Töne starben ihm auf der Lippe.

Hat Gewalt vom höchsten Gott! —

sprach er dennoch, sich selbst bezwingend, weiter. »Gottes Wille! Ich bin gefaßt!«

Doch es blieb ihnen nicht Zeit, sich ihrem Schmerz zu überlassen, denn ein fürchterliches Toben und Rasseln in ihrer Nähe, ein Gemisch von Kreischen und Brüllen, ein Alles fortreißendes Drängen und Wogen der Flüchtenden trieb sich heran.

(Schluß folgt.)

Saphir im Gelehrten München.

Adolph von Schaden hat eine Schrift herausgegeben, worin er sich selbst natürlich nicht vergessen: »Das Gelehrte München 1834 nach den von den dortigen Schriftstellern selbst entworfenen Artikeln,« (München, Weber.) Der Herausgeber machte es sich nämlich zum Grundsatze »nur solche Artikel aufzunehmen, zu welchen der betreffende Theil selbst die Materialien geliefert haben würde,« wodurch denn das Werk eine »eigenthümliche und interessante Färbung, welche die Individualitäten der gelehrten Charaktere in ein besser treffendes Licht stellte,« erhalten sollte. Damit, so wie mit der Materialienlieferung von Seiten der aufzuführenden Literaten selbst (denn so ist manche wünschenswerthe Angabe zu bekommen, die sonst überhaupt nicht, oder doch nicht so richtig und vollständig zu erlangen), kann man einverstanden seyn, wogegen aber auch der Nachtheil wohl hervortreten muß, daß die Eigenliebe der Schriftsteller nicht wenig Spielraum erhält, die sich selbst schildern, oder nach dem von ihnen selbst gegebenen Stoffe geschildert werden. So steht denn auch, indem ein großer Theil der Artikel von A bis Z durchaus trocken und ohne alle Färbung ist, Saphir, gegenwärtig königl. baierischer Hofintendanzrath und Humorist, in dem ihm gewidmeten langen, ohne Zweifel von einem literarischen guten Freunde oder Vetter oder Handlanger überarbeiteten Artikel, vor dem Leser da. Er wird neben und theilweis sogar über Jean Paul gestellt, und was dergleichen Windmacherei mehr ist. Indeß möchte Einiges aus dem Artikel unsre Leser interessiren.

»Moritz Gottlieb Saphir ward am 8. Februar 1795 in Ungarn, in Lowásberény, einem kleinen Dorfe unweit Ofen, geboren. Sein Vater war Gottlieb Saphir, ein israelitischer Kaufmann. Dieses Mannes entschiedene Rechtlichkeit, seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, sein kernhafter, treffender Witz in Repliken, hatten ihn weit und breit bekannt gemacht und den geachtetsten Männern seiner Nation beigesellt. Den jungen Moritz wollte er dem merkantilischen Leben widmen: aber schon frühzeitig zeichneten diesen die ungewöhnlichsten Geistesanlagen aus. Bis zum 13. Jahre blieb er daheim, eifrigst beschäftigt mit der Erlernung der hebräischen Sprache, in der ihn theils sein Vater, theils andere Lehrer unterrichteten. Sein Scharfsinn in Entwicklung der spitzfindigsten Lehren des Talmuds erregte schon jetzt allgemeines Erstaunen der Lehrer, und der Vater fühlte sich verpflichtet, zur Entwicklung des glänzenden Talentes den Sohn nach Prag, wo an einer Art von Hochschule die berühmtesten Lehrer unterwiesen, hinzusenden, oder vielmehr ihn dort zu lassen, denn auf eigenthümliche Weise war der Knabe nach Prag gekommen. Er war mit dem Vater in ein Städtchen, das mehre Meilen von Preßburg entfernt lag, zum Besuch eines Anverwandten gereis't. Hier spielte er mit dem gleichaltrigen Sohn einer jungen hübschen Witwe, und diesem fiel es ein, daß, wenn der junge Saphir seine Mutter heirathete, derselbe sein Vater werde. Der frühreife Knabe, dem die hübsche Frau gefiel, ergriff diese Idee mit Feuer, und trat sogleich mit dem Begehr vor seinen Vater, er wolle die Wittwe heirathen.

Der Vater hielt's für Scherz, und als er sah, daß es Ernst war, gab er ihm einige Ohrfeigen. Erzürnt lief der Knabe ohne Geld, ohne Alles nach Preßburg, wo Verwandte von ihm lebten. Diese unterstützten ihn dann mit Geld, und zu Fuß ging er mit diesem Gelde nach Prag. 1806 kam er dort an. Wie ein Wunderkind ward er hier betrachtet, und machte bald so bedeutende Fortschritte, daß ihm die höchsten Ehren wurden, daß er namentlich ein Diplom erhielt, in jeder israelitischen Gemeinde über Streitigkeiten religiösen Inhalts vollgültig entscheiden zu dürfen. Aber was sollten dem glühenden, lebensgierigen Jüngling die trockenen Studien einer todten, verknöcherten Lehre? Wie sollte seiner Ehrbegier die Anerkennung einer kleinen Nation genügen? Mit unwiderstehlichem Zauber zog ihn die Lebenswärme und Geistesfrische der deutschen Literatur an, in der gerade zu jener Zeit alles lebendig war: Göthe, Schiller, Richter schrieben; es war die Blütezeit. Er sagte sich los vom todten Fachstudium, und warf sich mit allem Feuer jugendlicher Begeisterung auf die Erlernung der deutschen Sprache. Aber ein solches Feuer gehörte auch dazu, seinen Plan durchzusetzen, denn nicht leichten Kaufes sollte ihm die Freude werden, dem Zuge seiner Vorliebe Gewähr zu leisten. Theils nämlich war der Vater mit diesem Entschlusse nichts weniger als einverstanden, und zog, als der Sohn zum Nachgeben nicht zu bewegen war, die unterstützende Hand von ihm ab, so, daß dieser ganz auf sich selbst verwiesen war, daß er durch Unterrichten sowohl seinen Unterhalt erwerben, als auch die Kosten, welche die Erlernung heischte, bestreiten und herbeischaffen mußte. Theils aber stellten sich ihm mächtige, in der Natur der Sache begründete Hindernisse in den Weg, denn bald sah er ein, daß zum Erlernen der deutschen Sprache vollständige Schulstudien unumgänglich nöthig wären.

Wie ärmlich es ihm in Prag erging, davon wird man sich einen Begriff machen aus folgender Thatsache. Er hatte die alte Köchin eines großen Hauses kennen gelernt, die ihre Rechnungen nicht zu führen verstand. Diese führte er ihr, und aus Erkenntlichkeit setzte die Köchin alle Abend um 9 Uhr für ihn einen Napf mit Essen in die Umhegung des heiligen Nepomuk auf dem großen Ring. Von da holte er ihn dann ab, und brachte den leeren zurück. An seine Verwandte, deren er reiche hatte, schrieb er zwar oft um Geld, allein sie schickten nichts. Einen Onkel hatte er einst durch unzählige Briefe mürbe gemacht, und dieser wollte ihm 100 fl. senden. Durch ein glückliches Versehen gab er den Auftrag an zwei Häuser, und Saphir bekam zwei Tage hintereinander 100 fl. Wer war froher? In 4 Tagen aber war von 200 fl. nichts mehr zu sehen, und der hinkende Bote kam nach, daß er 100 fl. zurücksenden solle. Er antwortete nicht, der Onkel schrieb und schrieb, er antwortete nicht. Endlich, als der Onkel besorgt nur bat, er solle das Geld behalten und ein Zeichen seines Lebens geben, antwortete er ihm lakonisch: er hätte ihm nur zeigen wollen, wie es thue, 4 Wochen lang um 100 fl. schreiben zu müssen. (Fortsetzung folgt.)

Stuttgart im August 1834.

(Fortsetzung.)

Der Doppelgänger, Lustspiel in vier Akten nach Schadens Erzählung von Holbein. Der Doppelgänger besteht aus einem Doppellieutenant, einem brausenden, duellsüchtigen, verschwenderischen, in Reichthum und Wohlleben aufgewachsenen, und einem armen, ruhigen, bescheidenen. Beide haben gleich brav gedient; beide sind mit demselben Orden geschmückt. Die auffallende Aehnlichkeit Beider muß Verwechselungen herbeiführen. Beide werden von demselben Schauspieler (hier Hrn. Moritz) gespielt, und nur wo die Wirkung der Doppelgängerei, der gegenseitige Schrecken, hervorgebracht werden soll, und am Schlusse bei der Lösung erscheinen zwei Schauspieler. Die einzelnen Scenen sind besser erfunden als durchgeführt. Das Stück spielt wenige Jahre nach dem letzten französischen Feldzuge; es ist auch im Tone jener Periode gehalten; dieser Ton ist aber unserer Zeit fremd geworden. In den bescheidenen Lieutenant wußte Hr. Moritz keine Wahrheit, keine konsequente Haltung zu bringen, besser gelang ihm der brausende. — Von des Goldschmidts Töchterlein, das so zart und freundlich zum Herzen spricht, von Blum mit duftenden Blüten und wohlthätig schattigen Ranken ausgeschmückt ist, habe ich schon früher gesprochen.

Die Aufzählung der Stücke, welche im verflossenen Theaterjahre zum erstenmale auf unserer Bühne zur Aufführung gekommen sind, erfreut sich eines großartigen, würdigen Schlusses: Kaiser Friedrich und sein Sohn, historische Tragödie von Raupach. Hier habe ich Raupach als wirklichen Dichter nach allen Anforderungen kennen gelernt; hier hat er bewiesen, daß er es wagen durfte, einen Cyklus Hohenstaufen'scher Dramen zu unternehmen. Die Charakterschilderung ist kräftig, markig, die Figuren sind in plastischer Festigkeit gehalten; das Geschichtliche zieht in jener ehernen Form an uns vorüber, die wir in unsern Gedanken nie vom Mittelalter trennen können. Friedrich, der gewaltige kräftige Held, der Beherrscher seiner Zeit, durch Gott geborene Kraft hoch über sie emporragend, Heinrich, der Sklave des Geizes, vom Sturm der Herrschgier dahin, dorthin geschleudert, und seine sanfte Gattin, ein vollkommenes Weib, besänftigend, dämpfend, bescheiden und doch heldenmüthig, wo sie für den Traum ihrer Liebe in den Kampf tritt — so sind die drei obersten Charaktere und wahrlich nichts Gemeines schließt sich in den übrigen an sie an. Die Diktion ist poetisch, der Aufbau sicher und folgerecht, der Schluß wohl vollendet. Seydelmann als Kaiser Friedrich in jedem Zuge die angestammte Würde des hohen Kaisergeschlechtes, in jedem Worte die überlegene Kraft, auf der Stirne eine königliche Ruhe thronend, seines Sohnes Gattin gegenüber der ritterliche Friedrich, und wo dem Helden über Heinrichs Frevel auf Augenblicke das Herz bricht, da mußte es ihm auch brechen. Es war eine großartige Leistung, an deren Wahrheit nicht die kleinste Sylbe, nicht die geringste Bewegung wankend gemacht werden kann. Mlle. Stubenrauch schloß sich als Margarethe von Oesterreich, Heinrichs Gattin, würdig an Seydelmann an. Diese Künstlerin war von einem wunderbaren inneren Feuer erfüllt, sie entwickelte eine Seelentiefe, eine Zartheit und Innigkeit, die anziehen und hinreißen mußte(?) In siegender Glut strömte der Liebe Feuer von ihren Lippen. Die Auffassung, des vom Dichter so vollkommen gebildeten Charakters, war die glücklichste, welche ich von Mlle. Stubenrauch erlebt habe, die Darstellung der Margarethe die wärmste, seelenvollste, begründetste, nuancirteste, deren ich mich zu erinnern weiß. Das Publikum huldigte dem Verdienste in gerechter Anerkennung. Hr. Moritz dagegen schien die Raupach'sche Zeichnung des Königs Heinrich durchaus nicht begriffen zu haben. Sein Streben beruhte durchweg auf unrichtigen Effekten. Er hat selbst die Schuld, daß sich nicht der geringste Beifall regte.

Hiermit schließt sich mein Bericht über die Neuigkeiten unserer Bühne. Um Ihnen einen weitern Beweis für den Fleiß unseres Repertoires zu geben, könnte ich Ihnen eine nicht unbedeutende Anzahl neu einstudirter Stücke nennen; allein es gebricht mir hier am Raume. Bei der neuen Einrichtung Ihres Blattes werde ich wohl im Stande seyn, jeden Monat eine Relation zu gefälliger Aufnahme zusenden zu können; dann mögen Sie genauer sehen, wie hier gearbeitet wird. Für jetzt erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen über Gäste beizufügen, die sich am Schlusse der Saison bei uns eingefunden haben. (Schluß folgt.)

Buchstabenräthsel.

Mit B den Müden labend,
Mit D meist scharf und spitz,
Tönt's süß, mit H, am Abend,
Ist sehr, mit K, uns nütz'.
Mit W sind's Helden in der Schlacht,
Mit Z hat's Unheil oft gebracht.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenstob.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 117.

Basalt.

Theateranzeige.

Sonntag den 7. September. Gustav oder: der Maskenball, große Oper in 5 Abtheilungen; aus dem Französischen von Freiherrn von Lichtenstein. Musik von Auber. Drittes Meß-Abonnement suspendu mit erhöhten Eingangspreisen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — f. d. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Raythoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 123. 9. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Kennen Sie meine Frau?

(Schluß.)

Julius schien entzückt zu seyn; ein konvulsivisches Lächeln belebte sogleich sein Gesicht. Er ging, indem er bemerkte, er werde gewiß der erste beim Rendezvous seyn. Einige Zeit nachher standen sich die beiden Freunde im Walde von Vincennes hinter dem Vielecke einander gegenüber. Die Zeugen wollten die Wahl der Waffen verabreden; Ernst erklärte, dieß ganz Julius zu überlassen, der sich als den zuerst Beleidigten betrachtete. Julius wählte die Pistole. Sie stellten sich auf zwanzig Schritte auseinander und man kam überein, daß sie auf ein gegebenes Zeichen zusammen abfeuern sollten. Ernst schien ruhiger, Julius dagegen zeigte sich immer mehr und mehr aufgereizt; seinen Zeugen gelang es kaum, zu verhindern, daß er nicht noch neue Beleidigungen zu denen hinzufügte, mit welchen er seinen Freund schon überhäuft hatte. Beim verabredeten Zeichen gingen die beiden Schüsse zugleich los. Julius hatte sein Ziel verfehlt, Ernst hatte in die Luft geschossen. Einer der Zeugen schlug vor, es dabei bewenden zu lassen. Julius weigerte sich hartnäckig; er wollte von Ernst keine Schonung annehmen, — ihm das Leben zu danken, dünkte ihm hundertmal schrecklicher, als der Tod. Die Waffen wurden also wieder geladen. Julius aber erklärte bestimmt, Ernst müsse, da dieser schon sein Feuer ausgehalten habe, dießmal zuerst schießen.

Vergebens weigerte sich Ernst; die Zeugen erklärten, es müsse so seyn. Die Kämpfer wurden wieder an die bestimmten Plätze gestellt, und Julius erwartete stolz das Feuer seines Gegners. — »Ernst,« sprach er zu ihm, »keine vergeblichen Gaukeleien mehr! Ich bedarf eines Kampfes auf Leben und Tod. Ich sage es dir im Voraus, wenn du mich fehlst, ich werde dich nicht schonen.« — Ernst streckte statt aller Antwort den Arm vor und schoß augenscheinlich mehr als zehn Fuß über Julius Kopf hinaus. Dieser aber senkte unmittelbar seine Pistole, der Schuß ging los, und Ernst, in den Kopf getroffen, sank von Blut überströmt nieder; er verschied im Augenblick.

Julius, nach Haus zurückgekehrt, fand bei weitem nicht die Ruhe, welche er von der Befriedigung seines Rachegefühls erwartet hatte. Nach der nerveusen Ueberspannung, die er erduldet, hatte der Anblick des Blutes, seine Gluth erlöschend, ihm seine ganze Empfindsamkeit wieder zurückgegeben. Er ergoß sogar Thränen, als einer seiner Zeugen eintrat. Dieser hatte den Körper des unglücklichen Ernst mit nach Hause bringen helfen und dort einen von diesem letzten noch an diesem Morgen angefangenen und an Julius gerichteten Brief gefunden; er hatte geglaubt, ihn diesem zustellen zu müssen. Julius nahm ihn schluchzend in die Hand. Der Brief lautete:

»Mein theurer Freund, ich bitte dich tausendmal um Vergebung, daß ich dich diesen Morgen verlassen habe, ohne dich davon in Kenntniß zu setzen. Allein das, was gestern zwischen uns vorgefallen ist, ließ mir keine freie Wahl mehr. Durch die entsetzliche Enthüllung, welche du mir machtest, zu Boden geschmettert, theilte ich deinen Schmerz bei dieser unerwarteten Nachricht so lebhaft, daß ich meine Bewegung nicht bemeistern konnte. Urtheile du selbst über meine Verlegenheit, als ich gewahrte, daß du dich hinsichtlich der Ursache dieser Bewegung täuschtest, und daß du dich einem höchst ungerechten Argwohne gegen mich hingabst. Dem Himmel Dank, ich bin immer noch deiner Freundschaft würdig; dem Himmel Dank, ich werde immer noch meine Klagen mit den deinigen vereinen können, die dir der Verlust einer jungen Gemalin einflößt, für welche ich stets die reinste Freundschaft und die innigste Achtung gehegt habe. Erlaube mir also, theurer Freund, zu hoffen...« Ernst hatte nicht weiter geschrieben.

Julius hatte diese wenigen Worte mit Mühe gelesen. Es schwindelte ihm vor den Augen, und ein nerveuses Zittern bemächtigte sich seines ganzen Körpers. Er wollte reden, konnte aber keinen Laut hervorbringen. Er schlug sich auf die Brust, als wenn er ersticken wollte, stieß endlich einige grelle Schreie aus und wurde von fürchterlichen Nervenanfällen ergriffen. Seine Familie, die ihn umgab, ließ ihm die aufmerksamste Sorge zu Theil werden; im Publikum hieß es aber, sie wäre ohne Erfolg geblieben und nach einer mehre Monate lang währenden schrecklichen Nervenkrankheit hätte man zu Reisen als dem letzten Heilmittel seine Zuflucht genommen. Nach und nach wurde Julius vergessen und einige Jahre später wußte man durchaus nicht, was aus ihm geworden war; seine Familie hatte das Gerücht verbreitet, er habe sich im Auslande niedergelassen.

Eines Tages besuchte ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der sich durch die Zierlichkeit seiner Toilette auszeichnete, mit einer jungen eleganten Dame ein Irrenhaus. Plötzlich trat ein Narr zu ihm hin und fragte ihn: »Kennen Sie meine Frau?« — Ueber diese Frage erstaunt, betrachtete der Fremde aufmerksam den, welcher sie an ihn gerichtet hatte, und fragte seinerseits: »Wie heißen Sie?« — »Julius Bremard,« erwiderte der Narr. — »Julius Bremard!« erwiderte der Fremde. »Ist es möglich? Ja gewiß habe ich Ihre reizende Frau gekannt.«

Der Fremde hatte die letzten Worte noch nicht ganz ausgesprochen, so stürzte der Narr mit allen Anzeichen der Wuth auf ihn los. Seine Wächter eilten herbei, bemächtigten sich dieses Unglücklichen mit großer Mühe und brachten ihn in sein Zimmer, wo sie ihn binden mußten, um es zu verhindern, daß er sich nicht den Kopf an der Wand einrenne. — »Ach, mein Herr, fing der Direktor des Hauses an, wie sehr bedaure ich es, Sie nicht zuvor gewarnt zu haben. Seit länger als zwanzig Jahren befindet sich dieser Mann hier. An jeden Fremden, den er erblickt, richtet er die gleiche Frage, und jedesmal, wenn er eine bejahende Antwort erhält, geräth

er in Wuth. Unglücklicher Weise dauern seine Anfälle mehre Monate.«

»Es thut mir leid,« sprach der Fremde. »Aber wie zum Teufel fällt es ihm auch ein, mich zu fragen, gerade mich, ob ich seine Frau gekannt habe!«

»Was ist denn das für ein Julius Bremard?« fragte mit gezier tem Wesen die artige Dame, welche den Fremden begleitete. »Er hat mir einen entsetzlichen Schrecken verursacht.« — »Er ist ein früherer Freund von mir. Beim Mittagessen, meine Theure, will ich Ihnen die Geschichte erzählen; sie wird Sie amüsiren.« — Bei diesen Worten brachte der cidevant junge Mann seine Halsbinde, die der Druck des Narren zerknittert hatte, wieder in Ordnung, stieg mit seiner artigen Gefährtin in einen prächtigen Landauer und verschwand.

Cl.

Etudes der Theaterrezensenten;

oder:

die Rezensirschule für Kinder von 6 bis 12 Jahren. Mit faßlichen Exempeln aus den Rezensionen des großen Theaterkritikers Chlodwig Süßholz.

(Schluß.)

Die Beispiele sind alle aus den gesammelten oder gestammelten Rezensionen des unaussterblichen Kritikers Chlodowig Süßholz genommen. Ich nenne diesen Süßholz deßhalb den unaussterblichen Kritiker, weil seine Kritiken nie aussterben, sie pflanzen sich wild, wie die Kartoffel in Amerika, fort; unsere Urenkel werden sie noch in eben dieser Form aus der Erde graben. Er ist der ursprüngliche Schöpfer der sogenannten »Naturkritiken.« Die Simplizität eines Diodor, die Kräftigkeit eines Tacitus und die Phantasie Chateaubriands zeichnen seinen Styl aus.

Z. B. »Herr X. füllte seinen Platz ganz aus.« Solche Kürze der Kraft bei solcher Kühnheit der Wendung! »Herr X. füllte seinen Platz ganz aus!« Solche Neuheit der Belehrung bei solcher Altheit der Umfassung. Herr X. füllte nicht etwa unsern Platz aus, Gott bewahre, das wäre weit gefehlt gewesen; auch nicht ihren Platz, das wäre noch schlimmer; er füllte grade nur seinen Platz aus; das ist eine eigene Originalität des Herrn X., nur bloß seinen Platz auszufüllen! Ein Bischen mehr Kunst wenn Herr X. entfaltete, so hätte er vielleicht so viel geleistet, daß der unaussterbliche Süßholz gesagt hätte: »Herr X. füllte heute seinen und noch ein Drittel Platz von einem Andern aus.« — Wiederum erfahren wir aus dieser Grundkritik, daß Herr X. seinen Platz ganz ausgefüllt hat! Andere gewöhnliche Menschen füllen ihren Platz nur halb aus, die andere Hälfte bleibt unausgefüllt, aber Herr X. ist ein Genie! Er füllt seinen Platz ganz aus!

Das: »Herr X. füllte heute seinen Platz ganz aus« ist aber bloß der Positiv des unaussterblichen Süßholz. Seine Phantasie und sein üppiger Styl werden im Komparativ noch geist- und kraftreicher. Dieser Komparativ heißt nicht anders als:

»Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!«

Solche Tiefe der Flachheit bei solchem Kern der Schalheit! Solcher Schwung der Schlaffheit bei solcher Elastizität des Naiven! Man kann diesem Komparativ ein Glied nach dem andern abzwicken, und es bleibt doch eine Kritik. »Herr X. schien.« Das ist schon etwas. Schien kommt her von Scheinen, was scheint ist wahr, daher heißt es wahrscheinlich, also »Herr X. schien« heißt: »er war glänzend und wahr!« Weiter: »Herr X. schien sich.« Hier geht der Komparativ in die Individualität des Herrn X. ein. »Er schien sich,« das kann heißen, er hat sich selbst so gefallen, als ob er nur für sich allein geschienen hätte, aber eine andre Lesart liest: »er schien sich« er hatte selbst Bescheidenheit und schien sich bloß gut zu spielen.

Noch ein Glied dazu: »Herr X. schien sich heute selbst,« d. h. Herr X. bedurfte keines andern Lichtes, z. B. des Souffleurs, um ein gutes Licht auf sich werfen zu lassen, sondern er schien sich heute selbst, er war seine eigne Sonne, oder seine eigne Laterne. Aber ein minder berechnender Kritiker hätte bloß gesagt: »Herr X. schien sich selbst,« nur ein solcher Mann, wie Süßholz, sagt: »Herr X. schien sich heute selbst.« Wenn der Leser nun immer das liest, scheint Herr X. immer, Herr X. der ewig heutige Scheiner!

Mit allen seinen Gliedmassen heißt aber dieser Komparativ: »Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!« Hier schwindeln einem ehrlichen, sachverständigen Menschen die Sinne. Ein sich selbst übertreffender X.! Da fängt der Verstand an, auf nichts zu treten. Wie ein Mensch sich selbst übertreffen kann, weiß nur Herr X., aber er sagt es nicht aus, und diese Kunst geht mit ihm zu Grabe, wenn der Staat sie nicht an sich kauft. Allein Herr X. kann kein tragischer Schauspieler seyn, denn wenn er einmal sich zu erstechen oder zu erschießen hätte, so trifft er sich nicht, denn er übertrifft sich! Der Stich und der Schuß gehen über ihn hinaus! Darum aber sagt der unaussterbliche Süßholz: »Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!« In Facto hat sich Herr X. nicht übertroffen, er hat die Bescheidenheit gehabt, sich bloß zu übertreffen zu scheinen! —

Nun kommt der Superlativ!

»Herr X. wand sich neue Lorbern um seinen alten Künstlerruhm!«

Ah! laßt mich Athem holen! Solche Schlanktitüde des Ausdruckes bei solcher Leberhärte des Gedankens! Solche Wohlgezogenheit der Phrase bei solcher Energie der Leerheit! Man könnte hier wieder die Gliedmassen abtrennen, z. B.: »Herr X. wand sich.« Da kann man sich schon vorstellen, wie sich Herr X. gewunden haben muß!

Wie anschaulich ist aber das Ganze, ich sehe ihn ordentlich vor mir, den Herrn X., wie er immer neue Lorbern um seinen alten Ruhm windet, damit er nicht auseinanderfalle, so wie die Drahtstechter einen alten Topf umwinden.

Also aus den Rezensionen des Hrn. Chlodowig Süßholz will ich die Exempel zu meiner »Rezensirschule für Kinder« nehmen. Ob aber das Buch der Vorrede wirklich nachfolgen wird, weiß ich noch nicht. Ich war heute bloß so gut aufgelegt, ja, ich schien mich heute selbst zu übertreffen!

(M. Th. S.)

Das Blumenkonzert.

Von Felicien Mallefille.

Im Jahr 1820 hatte ich mit einigen Freunden eine Reise nach der Bretagne unternommen. Wir weilten einige Tage im Kreise meiner Familie zu St. Servan. Die Zeit verstrich uns in Frohsinn und Abwechselung, was mir vor allem zusagte. Da wurden wechselsweise Jagdpartheien, Spaziergänge gemacht und Fischfang getrieben.

Eines Tages nahmen wir ein Boot, um ein wenig in die hohe See zu fahren und einige der Inseln zu besuchen, die sich im Meere wie grüne Stickereien auf blauer Gaze ausnahmen. Da wir sämmtlich gute Schwimmer waren und auch ein wenig Seemans-Erfahrung hatten, so wollten wir keine Schiffer mit uns nehmen, weil das Phlegma und der Eigensinn dieser guten Leute nicht zum Besten mit dem fröhlichen Sinne und der Ungebundenheit junger Leute im Einklange stehen.

Wir stießen vom Lande. Das ruhige und azurblaue Meer brach sich geschmeidig an dem Sande des Ufers, und das von einem leichten Hauch getriebene Gewölk zog in harmonischer Langsamkeit über die unbegränzten Räume des Himmels dahin, wie eine Flucht wilder Waldvögel über einen See. Sein Schatten spielte zuweilen über unsern Häuptern, bald die Barke überholend, bald von ihr überholt, über dem Meere hingleitend, wie große bewegliche Flecken. Zuweilen war es als ob ein ungeheurer Fisch oder auch eine Sandbank dem Wasser eine düstere und schmutzige Farbe gäbe. Als wir eine Strecke vom Lande entfernt waren, da gab der Wind, dem nun kein Hinderniß mehr entgegenstand, sich kräftiger und kühler kund. Das Segel ründete sich wie der Flügel eines Schwans, und der Kahn glitt so leicht, wie eine Fee, über dem Wasser hin.

Wir besuchten bald diese, bald jene Insel und kamen immer weiter vom Lande ab. Gegen drei Uhr Nachmittags begann das Meer hohl zu gehen und der Wind blies stärker. Da sich aber nur wenig Gewölk zeigte, so kümmerte uns das wenig und wir fuhren weiter und weiter.

Aber der Wind nahm allmälig an Heftigkeit zu, und die Wolken, die wir vorher kaum an dem Horizont, den sie wie ein schwarzer Saum umgaben, bemerkt hatten, entfalteten und vergrößerten sich in ungeheurer Schnelligkeit. Bald bildeten sie über unsern Häuptern einen düsteren und schwer niederhängenden Baldachin, und es fielen einige dicke Regentropfen, von dem Rollen eines fernen Donners begleitet, in unsere Barke.

Wir stutzten, und sahen uns einander schweigend an, als ob einer des andern Meinung hören wollte.

»Wir müssen zurückkehren,« sagte der Eine.

— Wir sind zu weit vom Lande, dazu ist keine Zeit mehr, erwiderte der Andere.

»Dann müssen wir wieder zu der Insel fahren, die wir zu letzt verlassen haben.«

»Davon sind wir um ein Drittheil weiter entfernt, als von der, auf welche wir zusteuern,« ließ ich mich dann vernehmen. »Nur frisch darauf los!«

Wir fingen den Wind auf und schossen nun vorwärts wie ein galloppirendes Pferd. Das Meer war grün und schwarzblau geworden, die Wogen waren schaumbedeckt und gaben, die schauernde Barke peitschend, einen traurigen Ton von sich. Bald waren wir auf dem Kamm der Wellen, bald schossen wir mit einer grausenhaften Geschwindigkeit hinab in ihr Bett. Der Wind, der in heftigen Stößen stürmte, machte, daß der Mast krachte und das Boot so vornüberschoß, daß vorn das Wasser eindrang.

Da wurde rasch das Segel eingezogen, der Mast gesenkt und wir nahmen die Ruder zur Hand. Der Sturm ward immer ärger, und so sehr wir uns auch anstrengten, wußten wir doch nicht, ob wir zeitig genug ankommen würden. Wir nahmen indessen alle unsere Kräfte zusammen, und nach einigen Minuten hatten wir das Land erreicht.

Es war hohe Zeit, denn wir hatten kaum die Barke auf's Land gezogen, als der Sturm sich in einen förmlichen Orkan verwandelte. Der dicke Vorhang schwarzer Wolken, welcher den Himmel der Erde verbarg, öffnete sich nur von den blassen Blitzen zerrissen, welche uns den Donner verkünderen, und der Donner, welcher hinter seinem Vorläfer drein stürzte, rollte unter furchtbarem Brüllen in unterbrochenen Sätzen über unsern Häuptern hin. Die Wogen bäumten sich wie losgelassene Riesen in Schaumfluthen himmelwärts und fielen, in ihren Falten den Sand nnd die Steine des Ufers zermalmend, dann in die Tiefe zurück.

Wir sahen eine Zeitlang dem Toben des Sturmes zu; aber bald fiel der Regen in Strömen herab und wir mußten auf ein Obdach bedacht seyn. Wir schauten um uns her, gewahrten aber nichts weiter als einige verkümmerte Bäume. In Ermangelung eines Bessern hockten wir unter den bestbelaubten nieder, um das Ende des Sturmes abzuwarten.

Aber es regnete so heftig, daß wir in weniger als einer Viertelstunde völlig durchnäßt waren; wir beschlossen deßhalb, um jeden Preis eine bessere Zufluchtsstätte aufzusuchen.

Endlich, nach vielem Wandern und sehr ermüdet, gewahrten wir nicht fern von uns eine Hütte von sonderbarer Bauart, von allen Seiten an Bäume gelehnt, die selbst dazu zu gehören schienen. Ohne uns aber lange im Anschauen ihrer Bauart aufzuhalten, schossen wir wie hungrige Hunde auf einen Knochen auf ihre Thür los und traten ein, ohne erst anzuklopfen. (Fortsetzung folgt.)

Saphir im Gelehrten München.

(Schluß)

Außer den hier angeführten Bestrebungen war Saphir in Berlin noch vielfach anderseitig thätig. Er gab bei Kosmar einen Theateralmanach heraus, arbeitete an mehren Zeitschriften mit, z. B. an der Hebe, den Originalien ꝛc., und gründete eine literarische Gesellschaft, junge Talente anregend und um sich versammelnd, der er den Namen der Sonntagsgesellschaft gab, damit man nicht glauben solle, sie wäre der Sonntag zu Ehren gegründet, denn gegen die abgöttischen Verehrer dieser Sängerin kämpfte er lebhaft. Welche Früchte diese Gesellschaft trug oder nicht trug, das zu erörtern ist hier der Ort nicht.

Im Jahr 1829 kam der Buchhändler Franckh aus Stuttgart nach Berlin, um Saphir für sein Etablissement in München zu engagiren. Saphir, in ewige Händel verwickelt mit der Censur, angezogen von dem Kunstrufe Münchens, gereizt von der in Baiern herrschenden Preßfreiheit, und durch die Regsamkeit seines Geistes leicht der Veränderung geneigt, folgte den Anerbietungen Franckh's, und kam am Ende des Jahres 1829 nach München. Allein der Buchhändler Franckh hielt nicht lange Stich, seine Unternehmungen zerfielen, und Saphir sah sich genöthigt, mit der Redaktion seines Bazars auch dessen Verlag zu übernehmen. Es ist zu bekannt, welchen Erfolg damals dieß Unternehmen hatte, und wie beliebt das Blatt nicht nur in München, sondern auch in Berlin und ganz Norddeutschland war, als daß wir dieß hier auseinander zu setzen brauchten. Im Winter 1832 hielt er humoristische Vorlesungen im Museumssaal, die sich des Beifalls eines glänzenden Publikums erfreuten, und denen man bis zum Schluß mit ungetheilter gespanntester Aufmerksamkeit folgte. Trotz dieser schmeichelhaften allgemeinen Anerkennung zog er sich durch unaufhörliche heftige Angriffe gegen die Theaterintendanz die Ungnade des Königs, und endlich durch seine Halsstarrigkeit seine Verbannung aus München und Baiern zu, im Jahr 1832. Er ging nach Paris, und auch hier, wo in dem Meer das Einzelne so leicht untergeht oder unbemerkt fortlebt, machte er Aufsehen theils durch kleinere Aufsätze, theils durch seine Vorlesungen im Salon Bossange. Namentlich letztere erregten Sensation, und die Pariser Blätter, wie die Revue, der Globe, der Figaro, der Corsaire, der Messager ꝛc., ergingen sich in unendlichen Lobeserhebungen, indem sie in ihm die Vorzüge Sterne's, Richter's und Rabelais vereint fanden. Doch was sollte ihm das Aufsehen, was er in Paris erregte, wo er in der fremden Sprache doch nie heimisch war, wo sein Wirkungskreis doch immer ein beschränkter war, wo ihn die Sehnsucht nach München nie verließ, an das ihn die Bande der Gewohnheit, an das ihn zarte und zärtliche Bande fesselten. Der König gestattete ihm endlich, nach München zurückkehren zu dürfen, wo er

im Jahre 1832 den Horizont *) und jetzt diesen in geänderter Gestalt und den Bazar redigirt. Nach seiner Rückkehr machte er sich viele Feinde dadurch, daß er, dem man die krassesten liberalen Ansichten zugetraut hatte, weil er oft mit großer Bitterkeit gegen einzelne Blößen der Hoftheaterintendanz zu Felde gezogen war, jetzt entschieden auf die Gegenseite übertrat, und doch war dieß gar kein Uebertritt; er hatte nie zuvor eine feste politische Ansicht ausgesprochen, jetzt in Paris hatte er nach seiner Meinung und Ansicht die Bodenlosigkeit eines gewissen Liberalismus einzusehen die beste Gelegenheit gehabt, und diese Einsicht sprach sich jetzt offen aus. Mit diesen Schritten setzte man den andern, daß er zur christlichen Kirche überging, in Verbindung, und glaubte auch diesen begründet in Absichten gemeinen Vortheils, und doch mit so klarem Unrecht. Denn würde, wer Vortheil sucht, in München, in einem katholischen Lande, zur protestantischen Kirche übergehen? Bei ihm war es theils Ueberzeugung, die er aus langen und vielfachen Religionsverhandlungen mit Theremin in Berlin schon davon getragen hatte, theils die Absicht, künftig seine Kinder theilhaft zu machen des Vorzugs einer geläuterteren Religion. Im August d. J. ernannte ihn die Gnade des Königs zum Hofintendanzrath.«

Hierauf wird Saphir weidlich gelobt, aber Vieles, worüber das »Konversationslexikon der neuesten Zeit« Andeutungen enthält, wird mit dem Mantel der vergessenden Liebe bedeckt.

Stuttgart im August 1834.

(Schluß.)

Eßlair trat im Monat Juni als Nathan, Wallenstein, Essighändler, Berger im Verräther und als Wilhelm Tell auf. Obgleich ich bei längerem Aufenthalte in München in den Jahren 1830 und 1831, die Kraft dieses Heros der deutschen Bühne, wie ihn lange Zeit hindurch alle deutsche Zeitungen ausschließlich zu tituliren beliebten, gewaltig zusammensinken sah, so war ich doch nicht wenig erstaunt, als ich den gänzlichen Verlust der besten Lebenssäfte und Kräfte gewahr werden mußte. Eßlairs Bedeutung und Wirkung auf der Schaubühne ging stets von äußern Mitteln aus. Diese mächtige Figur war allein hinreichend, ihn als geeigneten Darsteller materieller Helden zu qualifiziren. Das herrliche, klangvoll kräftige Organ trat gar häufig an die Stelle des Geistes und modulirte, ohne daß dieser Rechenschaft zu geben wußte, warum so und nicht anders betont wurde. Und war die Modulation unrichtig, dem Geiste der Dichtung entgegen, so ging es wie bei einer Sängerin, die von der Natur mit einer wundervoll klingenden Stimme begabt ist, dabei aber recht falsch singt, — über dem wundervollen Klange vergißt man die Sünde am Komponisten Bei den Eßlair'schen Darstellungen war es von jeher gerathener, einen müßigen Zuschauer abzugeben; wollte man die Einzelnheiten seiner Produktion mit dem kritischen Messer Glied für Glied zerlegen, so müßte man auf eine Masse von Schwächen und Auswüchsen, falschen Effekten und bestechenden Manieren stoßen, die den Genuß der gepriesenen Leistungen für immer zerstörten. Wie Eßlair durch die äußeren Mittel seine inneren Gebrechen zu bedecken wußte, geht schon daraus hervor, daß er die Helden durch geistige Kraft in ganz Deutschland zu derselben Zufriedenheit spielte, wie die materiellen Helden. Bei jenen aber mußte auch mit der Abnahme der physischen Kraft zuerst der Schleier vor dem getäuschten Publikum fallen. Eßlair hat das schönste, wirksamste seiner Mittel verloren und dadurch ist der glänzende Mantel vom fleckigen Körper gezogen. Sein Organ besitzt nicht mehr jenen nachbebenden Glockenklang, nicht mehr jene metallene Stärke, die den glänzenden Firniß über seine Rede goß und Flecken und Unebenheiten noch vor wenigen Jahren am stattlichen Geräthe verbarg. Die Stimme hat jene sandige Rauhheit angenommen, von der das Alter nie verschont bleibt. Die äußere Herrlichkeit ist verschwunden, die innere Unlauterkeit aber ist stehen geblieben. Die Manier steht kahl und unbedeckt vor uns. Wir müssen den gefallenen Riesen beweinen, und dem enttäuschten Volke Glück wünschen. — Daß das deutsche Publikum nicht früher mehr auf das Manierte an Eßlairs Darstellungsweise aufmerksam geworden ist, muß um so sonderbarer erscheinen, als Dutzende von fleißigen Schauspielern in Nachahmung dieses Mimen Fiasko gemacht haben, weil ihnen die äußern Mittel ihres Vorbildes nicht zu Gebote standen; wäre dieses der Wahrheit näher gestanden, so müßten die Nachahmer auch bei geringeren äußeren Mitteln weniger unglücklich gewesen seyn. — Wie Eßlair jetzt als Nathan vor uns stand, möchte ich die Sünde an Lessing nicht verantworten Der reine geistige Hauch, die Kraft der höheren Intelligenz war verwischt. Eßlaire's Nathan spielte ein Komödienspiel ohne Wahrheit, mit der Prätention der Geistigkeit, aber ohne jenes geläuterte Seelenfeuer, das dem Weisen erst den Stempel seiner göttlichen Würde aufdrückt. — Am glücklichsten möchte ich seine Darstellung des Tell nennen; hier hat es der Darstellende freilich auch nicht mit der Geistigkeit, sondern mit einfachen Gefühlen und mit materieller Thätigkeit zu schaffen. — Nicht ohne Wirkung blieb Eßlaire's Weichheit in der Rolle des Essighändlers, obgleich auch hier jetzt das Manierirte mehr hervortrat, als zu jener Zeit, da dieser Künstler in voller Blüte seiner Jahre stand. Seydelmann schmückt seinen Dominique mit einem liebenswürdigen Humor, wie er den Franzosen eigen wird, wenn sie einmal das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben; Eßlair läßt von diesem Humor nichts verspüren. — Wie es mit Wallenstein gegangen ist, mögen Sie, nach dem oben Gesagten, leicht einsehen; nur einzelne Momente waren getroffen, das Uebrige war eben so dargestellt, wie es die meisten Helden unseres Vaterlandes darzustellen pflegen, nur mit vielen Manieren ausgestattet. — Diese Helden betrachten Schillers Wallenstein als eine sehr materielle Erscheinung. — Es sey mir hier erlaubt, an Eßlair eine besondere Bemerkung anzuhängen. In Deutschland ist es zur Norm geworden: »Alle Helden, welche Eßlair gespielt hat, gehören zum Rollenrecht eines Heldenspielers. Eßlair hat den Otto von Wittelsbach, Göz von Berlichingen, König Lear, Wallenstein, Belisar gespielt, ich bin für Helden engagirt, sequitur, ich spiele auch den Lear, Berlichingen, Belisar ꝛc.« Rollenrecht ist an und für sich schon ein Fluchwort, hier aber ist es vollends zum Fluche an uns geworden. Ich gebe zu, daß materielle Helden einer gewissen Stattlichkeit bedürfen, um ihrer Aufgabe gemäß zu wirken, ich mag mir den Wittelsbacher nicht anders denken, als mit einer knochigen, hohen Gestalt. Wie aber diese Gestalt, welche zu den Helden des Faustrechts befähigt, auch das Recht auf Helden, wie Wallenstein und Aehnlichen in sich schließen soll, das begreife ich nicht. Zu geistigen Helden befähigt nur der Geist, das Talent, die Intelligenz, die im Stande ist, den geistigen Gebilden des Schauspieldichters zu folgen und sie zu durchdringen. Wem Gott die geistige und die körperliche Kraft verliehen hat, der mag sich immerhin auch im Fache der geistigen und der materiellen Helden versuchen, aber der Schluß kann nie gelten, daß ich den Helden A spiele, weil ich im Besitze der Heldenrolle B bin. Wenn man einmal Rollenfächer genau abscheidet, so muß man auch die Helden in Unterabtheilungen bringen. Daß sie in der Person Eßlair's vereint waren, ließe ich als Direktor nie als vollgültigen Beweis gelten, verlangte ein Heldenspieler die Uebertragung einer mehr als geistig oder mehr als materiell zu betrachtenden Rolle von mir. Ich begreife nicht, wie sich so manche deutsche Künstler, die sich ihres Vermögens bewußt seyn müssen, gewissen, durch das Herkommen nicht zu vertheidigenden, Anmaßungen fügen, warum sie nicht in die Schranken treten und ein verjährtes Vorurtheil, das wohl auch im Publikum Wurzel gefaßt haben mag, dadurch zernichten, daß sie — die Wahrheit als einzige Richtung ihres Strebens betrachtend — der Rollen ohne Berücksichtigung der scheinbar Berechtigten sich bemächtigen, zu denen sie den Gott in sich fühlen? Doch ich hoffe, auch hierzu wird noch die Stunde schlagen!

Zum Ende habe ich Ihnen noch einen Gast aus München zu nennen, ein Fräulein von Faßmann. Diese Erscheinung mußte allgemeines Erstaunen erregen, nicht wegen des enormen Talentes, sondern wegen der Keckheit besagter Sängerin. Das Fräulein war zweimal in ihrem Leben aufgetreten, und wagte es darum doch frischweg auf Kunstreisen zu gehen und uns die Donna Anna in Don Juan und die Camilla in Zampa aufzutischen. Gelernt hat das Fräulein bis heute noch gar nichts; es singt falsch, hält keinen Takt, man mußte ihr zu Gefallen die Tempi so langsam nehmen, daß man dabei hätte einschlafen können. Aber das Fräulein macht darum doch Kunstreisen. — Unsere deutsche Sängerinnen werden nun wohl alle ihre Laufbahn mit Gastrollen beginnen und mit dem Chordienste endigen.

Guten Abend für heute. **August Zoller.**

*) Horizont und Bazar haben indessen aufgehört, und Hr. Saphir hat die Redaktion des baierischen Beobachters nebst Konversationsblatt übernommen.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 10. September. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt zum Erstenmale) Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy, Musik von A. Müller. Abonnement suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. C. E. Tromas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 124. 10. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Blumenkonzert.

(Fortsetzung.)

Sie hatte nur ein Gemach, falls man einen Raum von acht bis zehn Fuß ins Gevierte so nennen kann, der keinen andern Fußboden als die bloße Erde, keine andere Wand als mit Lehm verkitte Steine hatte. Auf einer Art Heerd von flachen, nebeneinander gelegten Kieseln brannte ein Reissigfeuer, dessen Rauch sich zur Hälfte durch ein Loch, welches oben in der Mauer angebracht war, einen Ausweg suchte.

Hart am Feuer, auf einem Reißigbündel, saß ein Mann mit sehr langem Haar und Bart, abgemagertem und bleichem Gesicht und unstätem Blick. Seine Bekleidung, die ihm bis auf die Fersen herabreichte, bestand zum Theil aus Kaninchenfellen und zum Theil aus geflochtenem Baumbast. Er schaukelte sich in einer befremdlichen Weise auf seinem Sitze hin und her und trällerte in einem monotonen und langsamen Tone eine bretagnische Arie dazu. Beim Schein der flackernden Flamme sah dieser Mensch mit seinem bizarren Aufzuge und seinem Hexengesange dem Schatten Robinson Crusoe's, in einer Sturmnacht von irgend einem Zauberer heraufbeschworen, ähnlich.

Wir blieben bei diesem Anblick ganz verwundert stehen, als wir ihn aber einige Minuten betrachtet hatten, da sahen wir uns einander an und brachen in ein Gelächter aus, daß die ganze Hütte davon erdröhnte. Der Mann, der bis dahin unsere Anwesenheit nicht bemerkt hatte, fuhr vor Ueberraschung und Schrecken zusammen, stellte sein Singen plötzlich ein, und erhob sich gerade vor uns, um uns nun seinerseits auf's Korn zu nehmen. Je mehr er uns anschaute, desto mehr schien seine Verwunderung und sein Schrecken zuzunehmen. Wir fanden es indessen gerathen, ihn anzureden, und sagten:

»He! guter Mann, könnt Ihr uns wohl auf eine Nacht beherbergen?«

Auf diese einfache Frage zitterte er noch stärker als zuvor, so, daß ihm die Knie zusammenschlugen. In der Meinung, daß er unserer Miene nicht trauen möchte, obschon sie wohl reichlich so gut wie die seinige war, suchte ich ihn zu beruhigen.

»Seyd unbesorgt, braver Mann,« sagte ich zu ihm, »wir sind ehrliche Leute, und wir würden Euch nicht gestört haben, wenn wir nicht hätten vor dem Regen Schutz suchen müssen; aber es ist ein heilloses Wetter, und wenn Ihr uns die Aufnahme versagt, so riskiren wir zu schmelzen, wie der Schnee vor der Sonne.«

Ich sagte ihm das, um ihn in Güte zu gewinnen; denn ich und meine Kameraden waren fest entschlossen, uns lieber hier mit Gewalt einzuquartiren, als in einer Nacht, wo man nicht einen Gensd'armen hätte ausschicken mögen, querfeldein zu rennen.

Er blieb noch eine Zeitlang in derselben Stellung, ohne uns zu antworten; dann sahen wir, wie seine farbenlosen Lippen sich zu einem Lächeln öffneten, und er sein Haupt auf die Brust sinken ließ; endlich richtete er sich wieder auf, und sagte in einem undeutlichen Tone zu uns:

— Nentenquente berzounec.

Zwei dicke Thränen rollten ihm über die Wangen.

»Er versteht kein Französisch,« sagte ich, mich zu meinen Kameraden wendend.

»Darum braucht er doch nicht zu weinen,« erwiderte mir der Eine.

Nun senkte ich schweigend das Haupt. Ich dachte daran, wie die Menschen stets Worte der Geringschätzung und der Verhöhnung für Leiden haben, die ihnen unbekannt sind, und daß dieser Mensch vielleicht einen heimlichen Kummer hege, der durch meine Aeußerung aufgefrischt worden. Diese stumme Trauer ging mir tief zu Herzen, ich ergriff daher die Hand des Bretagners und drückte sie mit der größten Innigkeit. Eine unaussprechliche Freude blitzte nun aus seinen Augen und er küßte mir inbrünstig die Hände.

— Nun, er ist sicher nicht bei Sinnen, sagten die andern.

Da bat ich meinen bretagnischen Eremiten im celtischen Patois um Gastfreiheit, und er erwiderte in derselben Sprache, es stände uns, vor allem aber mir, alles zu Diensten, was seine arme Hütte darzubringen hätte. Sogleich griff ein jeder zu einem Reißigbündel, setzte sich zum Feuer, das angeschüret ward, und suchte seine Kleider zu trocknen. Als wir uns ein wenig erwärmt hatten, da stellte sich eine andere Sorge ein, die, wie wir unsern Hunger stillen sollten. Die Hütte war so jämmerlich und ihr Eigenthümer schien so arm zu seyn, daß wir uns scheuten, ihn um Essen anzusprechen. Endlich entschloß ich mich dennoch dazu. Er antwortete nicht darauf, ging aber in's Freie, obgleich der Regen eher zu- als abgenommen hatte. Da entspann sich denn folgende Unterredung unter uns:

— So bäuerisch und klein diese Hütte auch ist, können wir doch in der That froh seyn, hier ein Obdach gefunden zu haben; wer weiß, ob wir sonst nicht diese Nacht vor Kälte umgekommen wären.

— Oder ob uns nicht der Wind davongeführt hätte.

— Aber das ist nicht zu läugnen, daß unser Wirth drollig aussieht, drollig gekleidet ist und ein kurioses Haus hat.

— Es mag wohl in der Bretagne so Mode seyn.

— Wofür haltet Ihr den Mann?

— Er ist sicher ein braver Mann, erwiderte ich ernst.

— Davon ist keine Rede; ich meine nur, es könnte wohl ein Schleichhändler seyn.

— Ein Schleichhändler! Ei, es verlohnte sich wohl der Mühe, ein solches Gewerbe zu treiben, um als eine Auster eingeklemmt, als ein Schornsteinfeger gekleidet zu seyn!

— Für einen Schleichhändler sieht der gute Mann auch zu dumm aus; eher möchte ich ihn für einen Blödsinnigen halten,

der dieß Loch hier bezogen hat, weil man ihn in seinem Dorfe nicht mehr beherbergen wollte.

— Oder auch ein Fanatiker, der sich hier eingepfercht hat, um Buße zu thun.

— Meine Herren, fiel ich ein, es könnte ja auch wohl ein Mann seyn, den ein Herzenskummer aus der Mitte der Menschen vertrieben hat.

Da brachen alle in ein lautes Gelächter aus.

— Haha! der junge Mann sieht mir gerade so wie ein unglücklicher Liebhaber aus, wie ich mich als ein Cato Censor ausnehmen möchte.

— Wie wäre es, wenn wir ihn als ersten Liebhaber bei'm Theater von St. Malo engagirten?

Hier ward die Konversation durch die Ankunft desjenigen unterbrochen, den sie betraf. Er brachte in einem irdenen Gefäß, das er mit dem einen Schooße seines Gewandes bedeckt hielt, drei Viertheile eines Kaninchens, das meiner Treu ganz appetitlich aussah. Er setzte den Topf an's Feuer und ging mit den Worten: wartet nur ein wenig, noch einmal weg.

Nicht lange, und er brachte in derselben Weise eine Schüssel, auf welcher auf Blättern zwei gekochte Fische lagen, und noch einen unansehnlichen Topf mit Suppe und Kraut, das mir unbekannt war. Er stellte alles neben dem ersten Topfe hin, setzte sich mit untergeschlagenen Beinen zu mir, und sagte mit stolzer Selbstzufriedenheit:

»Nun eßt, das kommt aus der Grotte.«

Als Dolmetscher sagte ich meinen Gefährten in gutem Französisch wieder, was ich so eben gehört hatte, und diese fielen nun hastig, der Eine über die Fische, der Andere über das Fleisch, der Dritte über das Gemüse her.

— Es mag aus der Grotte kommen oder nicht, sagte der Eine, der seit unserm Abenteuer ganz verstimmt worden war, so schmeckt es doch abscheulich.

— Das mag mit dem Gemüse der Fall seyn, aber das Fleisch ist schon genießbar.

— Und der Fisch ist köstlich!

Ich triumphirte, denn ich hatte die Mehrheit auf meiner Seite. Um aber die Mahlzeit vollkommen zu machen, bat ich auch um Brodt.

»Das habe ich nicht.«

— Aber Kartoffeln?

»Auch nicht.«

— Buchwaizen-Kuchen?

»Eben so wenig.«

— Was eßt Ihr denn zu Eurem Fleische?

»Gemüse.«

— Und zu Euren Fischen?

»Auch Gemüse.«

Da sagte ich zu meinen Gefährten, sie müßten sich schon behelfen, denn Brodt hätte unser Wirth nicht.

Aber auch ohne Brodt sprachen sie dem Abendessen so wacker zu, daß nach einer Viertelstunde nur noch Knochen und Gräten zu sehen waren. Darnach ward ein Haufen dürrer Blätter, der in einem Winkel der Hütte lag, über den Boden hingestreut, um als Nachtlager zu dienen. Meine Kameraden lagen bald in tiefem Schlafe, ich aber blieb munter, weil ich gern erfahren wollte, welch eine Bewandtniß es mit dem sonderbaren Manne hatte, der vor mir stand.

(Fortsetzung folgt.)

Der König von Persien, sein Hof, seine Frauen und Söhne.

Unter dem Titel: Fathey Ali Schah, la sua Corte e sue Mogli ed i suoi Figli, ist in Mailand ein an seltenen und zum größten Theile noch nicht herausgegebenen Dokumenten reiches Werk über die gegenwärtige Organisation des Hofes von Teheran erschienen. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß nachstehende Fragmente beifällig aufgenommen werden.

Fathey Ali Schah ist ein Neffe des berüchtigten Aga Mohamed Khan, jenes ehrgeizigen Eunuchen, welcher ein mit Schandthaten beflecktes Leben durch einen gewaltsamen Tod büßte. Vor der Ermordung seines Oheims war Fathey Ali Gouverneur der Stadt und Provinz Schiraz. Er wußte Geld und Versprechungen so geschickt anzuwenden, daß es ihm in sehr kurzer Zeit gelang, sich seiner Miterben zu entledigen und den Thron zu besteigen. Einmal im Besitze der Gewalt, ließ er die Großen, welche ihm zu widerstehen kühn genug waren, aus dem Wege räumen, und verbannte diejenigen, deren Ergebenheit ihm verdächtig schien.

Der neue König genoß, nachdem er auf diese Weise seine Vorkehrungen klug getroffen hatte, mit einem ruhigeren Blicke in die Zukunft einige Monate lang ein ungestörtes Glück in der Mitte seiner treuen Höflinge und eines Volkes, dessen Liebe er sich durch große Freigebigkeit erworben hatte. Kaum aber war seit seiner Thronbesteigung ein Jahr verflossen, so empörten sich die Bewohner des Landstriches von Karasm und weigerten sich auf das hartnäckigste, irgend eine Abgabe zu zahlen. Dieses Beispiel konnte ansteckend werden und die allgemeine Erhebung Persiens veranlassen. Fathey Ali sah dieß wohl ein, vertraute sogleich seinem ältesten Sohne Mohamed Khan den Befehl über eine Truppenabtheilung und trug ihm auf, nichts zu schonen, um die Rebellion, noch ehe sie eine größere Ausdehnung genommen hätte, zu ersticken.

Mohamed führte die Befehle seines Vaters buchstäblich aus. In dem kurzen Zeitraume von fünfzehn Tagen hatte er Karasm unterworfen und fünfzehnhundert Opfer verbluten lassen. Das Volk blieb zwar ruhig; allein sein Murren wurde von dem Herrscher vernommen, der nun sah, daß er nicht mehr daran denken dürfe, Mohamed zum Nachfolger zu erwählen. Da es jedoch, um der Sitte des Orients zu genügen, nothwendig war, daß er seinen Unterthanen ihren künftigen Herrn bezeichnete, so ernannte er seinen zweiten Sohn Abbas Mirza zum Kronprinzen und seinen Erstgebornen zum Gouverneur der Provinz Kermanschah.

Mohamed, über den Vorzug heftig erbittert, welcher seinem jungen Bruder zu Theil geworden war, konnte es in seinem Gouvernement nicht aushalten. Er kehrte heimlich nach Teheran zurück und zettelte gegen das Leben Abbas Mirza ein Komplot an, welches jedoch noch zur rechten Zeit entdeckt wurde. Um diesem rebellischen Sohne jede Hoffnung auf die Regierung zu rauben, erklärte ihm der König, daß er ein Sohn einer seiner Konkubinen wäre und Abbas allein auf die Krone gesetzliche Ansprüche erheben könnte. Mohamed hielt sich noch nicht für geschlagen. Er sammelte seine Anhänger, stellte sich an deren Spitze, rief alle mit der Regierung Unzufriedenen zu seiner Unterstützung auf und faßte den kühnen Entschluß, seinen Vater vom Throne der Sophis zu stürzen und sich hinaufzuschwingen. Allein Fathey Ali, ein eben so geschickter Staatsmann, wie tüchtiger Krieger, hatte ihn bald von der Tollkühnheit eines solchen Vorhabens überzeugt.

Mohamed wandte, als er seinem völligen Untergange nahe war, seine Waffen plötzlich gegen Soliman, den Pascha von Bagdad, welcher, auf diese Weise unversehens überrascht, ihm weder einen langen, noch kräftigen Widerstand leisten konnte. Sobald er sich der Hauptstadt der Kalifen bemeistert hatte, verfügte er sich mit entblößtem Haupte und ohne Waffen zu seinem Vater, stürzte zu dessen Füßen nieder, bekannte, daß er gegen den Himmel und ihn gesündigt hätte, und daß er, von der Größe seiner Vergehen lebhaft durchdrungen, sich in seine Gewalt zu begeben und ihn zu ersuchen gekommen wäre, das

ehrfurchtsvoll dargebotene Geschenk seiner Eroberung anzunehmen.

Fathey Ali ließ sich durch diese erkünstelte Demuth nicht täuschen. Konnte er es aber ablehnen, die Unterwerfung des Strafbaren anzunehmen, ohne dessen schon so sehr erbittertes Gemüth noch mehr zu reizen, und ohne sich neue Sorgen zu bereiten? Er setzte also List der List entgegen. Er hob seinen Sohn mit einer Güte auf, welche die Umstehenden ebensosehr bezauberte, als in Erstaunen setzte, verzieh ihm öffentlich und umarmte ihn sogar mit Thränen im Auge. Dann ließ er, um ihre feierliche Aussöhnung noch mehr zu befestigen, zum Andenken des Sieges Mohameds einen Palast erbauen, welcher noch heutzutage den Namen Solimanieh führt. Er wich jedoch von der Bahn, die er sich einmal erwählt hatte, nicht ab. Auf seinen Befehl wurde Abbas als präsumtiver Thronerbe ausgerufen, und von diesem Augenblicke an mußte diesem das ganze Volk die nämlichen Ehren erweisen, wie dem Könige selbst. Mohamed, obgleich er von Eifersucht gepeinigt wurde, verbarg seine Gefühle sorgfältig. Allein der Zwang, welchen er sich anthat, war nicht von langer Dauer; denn sein Bruder starb bald nachher und hinterließ ihm für die Zukunft die Tiare und den königlichen Purpur, der ihn schmücken sollte.

Fathey Ali ist vielleicht der schönste Mann seines Reichs. Seine große Gestalt ist voll Majestät, sein Anstand voll Adel und Anmuth und seine Manieren sind sanft und freundlich. Vor seiner Thronbesteigung führte er den Namen Baba Khan; so heißt auch der jüngste seiner Söhne. Fathey Ali ist ein großer Anhänger der occidentalischen Sitten. Das Drittheil seiner Armee ist auf europäische Weise gekleidet und durch europäische Offiziere eingeübt. Seine Kavallerie allein ist hinter den Fortschritten zurückgeblieben, die er unter den persischen Truppen zu Stande zu bringen bemüht war. Stolz auf den Titel Hhumayoun (edel), den ihr der große Thamouras verliehen hatte, glaubte sie denselben auch völlig zu verdienen, und demnach nichts mehr zu thun zu haben, um sich seiner würdig zu machen. Es fehlt jedoch viel, daß sie ihren früheren Ruhm fortbehaupten könnte.

Der kaiserliche Harem umschließt siebenhundert Frauen. Dreihundert derselben sind legitim und vierhundert illegitim. Die ersteren werden nie anders als erlauchte Gemahlinnen genannt. Aus ihnen wird die Kaiserin erwählt. Sie werden von zweitausend Sklavinnen bedient, und von viertausend schwarzen Eunuchen, welche das Volk, man weiß nicht warum, Sarazenen nennt, streng bewacht. Obgleich die erlauchten Gemalinnen ein wenig mehr Freiheit, als die Konkubinen, genießen, so ist ihre Lage doch bei weitem nicht glücklich. Die geringste Laune des Despoten, welchem sie unterworfen sind, kann sie der Ehren und Vorrechte, welche sie besitzen, berauben und sie in die Dunkelheit, aus der eine andere Laune sie hervorgezogen hatte, zurückstürzen.

(Schluß folgt.)

Die Irrenanstalt in Frankfurt.

Nach meinem Besuche mehrer Irrenanstalten, namentlich der großartigen auf Siegburg, wo ich so manches zu meiner Befriedigung fand, überraschte mich die innere Einrichtung des Irrenhauses zu Frankfurt a. M., seiner vielen Vorzüge wegen.

Es ist dem Menschenfreunde ein beseligendes Gefühl, hier jene Aufmerksamkeit zu finden, die das ganze Wesen der Unglücklichen in selten hohem Grade umfaßt. Das Aeußere der Gebäulichkeiten dieser Anstalt würde schon einen imposanten Anblick gewähren, wenn die zu beengte Straße sie dem Auge nicht so nahe stellte. Doch diesen äußeren Mangel vergißt man leicht gleich beim Eintritt in das Innere der Gebäulichkeit. — Empfangen von einem höflichen, zuvorkommenden Verwalter sah ich gleich in dem ersten mit der Anzeige »Schreibstube« bezeichneten Zimmer mehre Kranken mit Lesen von Zeitungen und andern öffentlichen Blättern, andere mit dem Damenspiele beschäftigt; in einem anstoßenden Saale verfertigten Kranke Flechtarbeiten von Stroh, im dritten Zimmer stand ein Billard für eine angenehme körperliche Motion, auf der Kegelbahn spielten männliche Irren mit sichtbarem Frohsinn; kranke Frauenzimmer von minder heftigem Gemüthszustand umgaben die Frau Verwalterin in ihrer Wohnung; sie sahen sich hier gleichsam in eigener zerstreuender Häuslichkeit, gingen nach Belieben ab und zu und schienen in theilnehmender Geselligkeit nicht zu fühlen, daß ihr Geisteszustand sie in hohen Mauern gefangen hält. Den Blick weggewendet von den Personen, welche mit wenig Ausnahmen, in dieser Anstalt, wie in gesellschaftlichem Vereine, keinen der Genüsse entbehren, deren sie fähig sind, zeigt sich dem Auge eine Reinlichkeit im ganzen Hause, die sich bis in den entferntesten Winkel erstreckt. Es zeigt sich sorgsame Pflege des Körpers und des Geistes, in soweit die Lichtstralen des bedauerlich Kranken letztere noch fordern. Dem frommen Dulder steht ein einfacher und doch geschmackvoller Betsaal offen. Mein Aufenthalt war zu kurz, um mit dem verdienstvollen achtungswürdigen Arzte dieser Anstalt, Hrn. Physikus Professor Dr. med. Varrentrapp, persönliche Bekanntschaft zu machen. Doch reiche ich ihm, es reiche ihm jeder Menschenfreund die Hand. — Nur etwas fehlt dem wohlgeordneten Ganzen und das ist eine größere Ausdehnung des Gartens und Trennung des Hauses der Epileptischen von jenem der Irren. Je näher die herrliche Anstalt der Vollendung steht, je tiefer der Mann es fühlt, was hier eine wohlthätige Bürgerschaft und eine redliche Verwaltung im Gemeinwesen zu thun vermag, in desto schneidenderem Widerspruche mit der tief durchdachten Ordnung, tritt man hier beim Gartengenuß in gefährliche Mischung der Epileptischen mit den Irren. Der Gartenraum ist zu beschränkt, daher kann der Epileptische mit seinen erschreckenden Krankheitsfällen von dem ohnehin in seinem Gemüthe leidenden Irren so wenig, als der Schmutzige von dem Reinlichen, der Rohe von dem Gebildeten so entfernt gehalten werden, wie es nicht bloß wünschenswerth, sondern selbst in ärzlichem Betrachte erforderlich ist.

Wird dieser große Mißstand in einer so wohlgeordneten, in allen Zweigen der Verwaltung sorglich behandelten Anstalt annoch beseitigt, dann darf Frankfurt stolz auf seine Irrenanstalt seyn, da sie jetzt schon ein Denkmal des Wohlthätigkeitssinnes seiner Einwohner ist, und sich in mehr als einer Hinsicht den vorzüglichsten in ganz Deutschland — wo nicht überhoben — doch gleich gestellt hat. †

Hört!

In dem Dorfe Pankow bei Berlin lebt ein neunzigjähriger Greis, nur gekannt von den wenigen Mitbewohnern seines ländlichen Aufenthalts, umgeben von den Kindern des Hauses und von den Thieren, die er liebreich pflegt; theilnehmend und empfänglich für Alles, was sich aus seiner nächsten Umgebung ihm freundlich naht, aber längst abgestorben für jede Vergangenheit; ein Fremdling in der jetzigen Welt, die für ihn, wie sein eigenes früheres Leben, nur eine Fabel ist, und keine Gemeinschaft mit seinem Daseyn hat. Man könnte ihm sein eigenes Leben erzählen, er würde kopfschüttelnd behaupten, daß nie ein solcher Mensch lebte, daß es nie eine solche Welt gegeben, und daß jedes Jenseits über der

Gränze seines Hauses ein Traum, ein Hirngespinnst sey. Gesund und kräftig, freut er sich der Sonne, der grünen Bäume, der Kinder und Thiere; Speise und Trank labt und erquickt ihn, aber stumm und theilnahmlos wendet er sich ab, wenn über den engen Kreis seines Stilllebens geschritten wird, und die Erscheinungen der Gegenwart ihm aufgedrungen werden. Und dieser Mann war einst in ganz Deutschland gekannt, als Künstler bewundert, als Lebemann und heiterer Gesellschafter geliebt und gesucht. Fast alle lebendige Sprachen, französisch, englisch, italienisch, polnisch und russisch, sprach er mit Fertigkeit und Eleganz, selbst als Schriftsteller versuchte er sich mit Glück, und manches kleine Stück seiner Feder lebte noch auf der deutschen Bühne, als er schon längst für sie und für die größere Welt todt war. Neunzig Jahre reichen weit in die Vergangenheit zurück. Deutschland hatte damals eine Bühne, auf der noch extemporirte Stücke und — der Hanswurst die erste Rolle spielten. Als solcher wurde vor 70 Jahren der Mann, von dem wir hier sprechen, belacht und bewundert, und derselbe Mann wurde später neben Schröder, Brokmann, Reinicke, Opitz und Fleck nicht allein als Otto von Wittelsbach, Karl Moor, Odoardo ꝛc. hoch gefeiert, sondern er war auch der erste deutsche Schauspieler, der diese Rollen gab. Schon 24 Jahre sind es her, daß das Breslauer Theater seine fünfzigjährige künstlerische Jubelfeier festlich beging; dann trat er, 20 Jahre später, von der Bühne ab, und blieb unbelohnt und bald vergessen, und doch war er es, der jene Heldencharaktere, die eine große Zeit der deutschen Schauspielkunst bezeichnen, mit begründen half, der den größten Dichtergenius Shakespeare auf deutschen Bühnen mit einbürgerte, und vor der erstaunten Menge die Gestalten eines Romeo, Hamlet und Richard ꝛc. zuerst erscheinen ließ. Aufgemuntert von Lessing, Engel, Schröder, Rammler, trug er bei zur Emporblühung der deutschen Bühne. Was würde er sagen, wenn plötzlich mit seinem Gedächtniß die geistige Fähigkeit zurückkehrte, um den jetzigen Standpunkt des deutschen Theaters zu begreifen und zu beurtheilen? Doch die Vorsehung meint es freundlich mit ihm, und blitzt ja noch einmal ein Funke alter Erinnerung in ihm auf, so beleuchtet er fernher eine Kunstzeit, wo er rüstig mitkämpfte, der deutschen Bühnenkunst ein Heiligthum zu erobern.

Dieser neunzigjährige Greis ist der Schauspieler Maximilian Scholz, der gegen 50 Jahre, größtentheils als Regisseur, an der Breslauer Bühne stand und gewiß noch jedem alten und älteren Breslauer achtungsvoll in der Erinnerung steht; der Schauspieler Scholz, welcher nicht nur im allgemeinen Publikum einer der beliebtesten Künstler, und achtbarste Mann, sondern auch in den Zirkeln der Höhern und an den Tafeln der Großen der gerngesehenste, gesuchteste Gesellschafter war. So allverehrt, wird ihn Niemand vergessen haben, der ihn je sah. Für seine wenigen Bedürfnisse ist gesorgt; er ist in seinem hohen Alter nicht umgeben von unfreundlichen Bildern der Noth und der Verhältnisse, sondern bezieht lebenslänglich 400 Rthlr. jährliche Pension und ein jährliches, mit 200 Rthlr. garantirtes Benefiz von der Breslauer Bühne, unter jeder Direktion oder Pachtung, gerichtlich festgestellt. — Neuere Künstler pflegen häufig die berühmten Schauspieler jener früheren Zeit nur als talentvolle Naturalisten anzusehen. Ein Blick auf das, was Scholz an erworbenen Kenntnissen und Fertigkeiten mit auf die Bühne brachte, wird hoffentlich dieses Vorurtheil widerlegen und dem in neuerer Zeit viel bestrittenen Satz: »daß das deutsche Theater von einer früher erreichten höheren Stufe herabgestiegen sey,« neue Haltpunkte geben.

Mannigfaltigkeiten.

(Die Buchstaben des Alphabetes.) Man hat berechnet, daß die vier und zwanzig Buchstaben unseres Alphabetes sich mehr als 600,000 Trillionenmal versetzen lassen, oder genau genommen 620,448,401,733,239,439,360,000mal!!! Und doch sind unsere vier und zwanzig Buchstaben bei weitem nicht ausreichend, um alle Laute darzustellen, deren das menschliche Organ fähig ist. Welche Menge von Sprachen liegt also in dem Alphabete noch wie im Embryo verborgen! Nach einem bloßen Ueberschlage würden alle Bewohner des Erdballs, wenn jedes einzelne Individuum täglich 40 Seiten vollschriebe, von denen jede 40 verschiedene Transpositionen der Buchstaben enthielte, in der Summe von tausend Millionen Jahren mit diesem Versetzungswerke nicht zu Stande kommen.

Als Lord Mansfield 1771 sein Distriktsgericht in England bereis'te, führte man ihm eine alte Frau vor, die man anklagte, daß sie eine Hexe sey: »Sie ist,« hieß es, »auf ihrem Kopfe, mit den Beinen in der Luft, über das Feld gelaufen.« — Der Lord sah, daß das Volk äußerst erhitzt war; es unterrichten wollen, ihm zusprechen, hätte unangenehme Folgen haben können. Er sprach daher sehr hart zu der Frau: »Habt Ihr die Ehre, eine geborne Engländerin zu seyn?« — »Ja, Mylord,« antwortete sie. »Das ist Euer Glück, versetzte er streng; »in Alt-England ist alles erlaubt, was die Gesetze nicht verbieten, und ein Gesetz, welches verbietet, auf dem Kopfe zu laufen, ist nicht da, packt Euch fort! — So ist es, Gentlemans,« sagte er zu den Klägern; »wenn es uns heute einfiele, einen solchen Spaziergang zu machen, so kann uns dieß, Gott sey Dank, kein König auf der Welt verbieten.« — »Ja,« schrie die Menge, »das muß uns kein König verbieten. Es lebe die Freiheit Alt-Englands!« und ging jauchzend auseinander.

Bei einem Artilleriekorps stand ein Korporal, der seiner barocken und meist treffenden Einfälle wegen bekannt war. Dieser wird eines Tages bei der Wachtparade unter zahlreichen Zuschauern einen jungen Mann mit einem ungewöhnlich breitkrämpigen Quäkerhute gewahr. Zu diesem tritt er mit ernster, erwägender Miene, im Angesichte des ganzen paradirenden Militärs, heraus, erbittet sich feierlich dessen Hut, mustert ihn mit prüfendem Blick und gibt ihn mit der trockenen Rede zurück: Unseres Hrn. Generals Exzellenz wünschte schon lange, das ganze Armeekorps unter Einen Hut zu bringen; der Ihre schien mir von weitem dazu vielleicht geräumig genug, nahe besehen finde ich ihn aber immer noch etwas zu klein!

Buchstabenräthsel.

Mit A nennt's einen deutschen Fluß,
Doch liegt er jetzt in schweren Banden.
Mit I gibt's unserm Gaum Genuß,
Es ist ein Brod aus fremden Landen.
Mit N war's vom Soldatenschlag,
Wie dieß uns die Geschichte lehret.
Mit U hat's Manchen, der da lag,
In süßem Schlummer, Nachts gestöret.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfleh.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 121.

Born ꝛc.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 10. September. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt zum Erstenmale) Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy, Musik von A. Müller. Abonnement suspendu

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — I. B. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Druck: [illegible]

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 125. 11. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Frankfurter Konversationsblatt im Dampfwagen.

»Gieb Acht, Olivier, dein Stiefel platzt,
Es will der Pferdefuß zum Vorschein kommen.«
(Auffenberg's Ludwig XI. in Peronne.)

In Leipzig an der weißen Elster, Pleiße und Parde lebt ein Männchen mit Namen Herloßsohn. Dieses Männchen hat vor einigen Jahren einen Kometen, einen literarischen von Papier, in die Welt gesetzt, der eine Zeitlang, mit wohlkonditionirtem Kopf und Schweif versehen, seine Bahn ziemlich blendend durchlief. Aber schon vor geraumer Zeit ward dem Kometen vor den Kopf gestoßen, wodurch er denselben ganz und gar verlor. Der Schweif ist ihm geblieben. Da gab es eine merkwürdige Erscheinung: der Komet wandelte in den Wendekreis des Krebses, umhüllte sich mehr und mehr mit Nebel, und bald wird er für das Auge des Beobachters gar nicht mehr sichtbar seyn. Es ist eine häßliche Geschichte, über die man schnell hinwegeilen soll. Furcht und Schrecken, die der Komet in der literarischen Welt zu verbreiten suchte, schwanden bald, und er war nur sein eigner Unglücksprophet. Dieß lag Herloßsohn, dem Kometenschöpfer, schwer in Gedanken, und alle die Gedanken verwandelten sich in Dampf. Die Dämpfe siedeten in seinem Gehirne, er baute auf ihre Expansivkraft, um selbst einen Kometen mit einer guten Hochdruckmaschine in Bewegung zu setzen, und so schuf Herloßsohn, ein anderer Blenkinsop, einen Dampfwagen, der nun für das Fortkommen des Kometen sorgen soll. Aber, ach, das Schwungrad ist von so schlechter Konstruktion, der Wagenlenker ist so ungeschickt, daß dem ganzen Gebäude nächstens ein jammervolles Ende bevorsteht. Nicht wir allein verkünden dieses Ende: wie anderwärts wird auch in der Staatsbürgerzeitung Nro. 129 vom 14. August prophezeiet, daß der Katzenjammer, der den Kometen umklammert hält, wenig behagen kann. Voll Verzweiflung hat Herloßsohn nun auch unter die Einheizthüre seines Dampfkessels unser Konversationsblatt zu den Kohlen geschoben, damit es erst schwarz werde und dann ganz verbrenne. Aber, noch lebt Johanna! Man glaube ja nicht, daß ein Groll aus uns spricht, der nicht beweis't, indem auch wir behaupten, daß nur ärmliche, erbärmliche Gesellen, die sich nicht über die engen Gränzen der Alltäglichkeit und Gemeinheit erheben, in dem Dampfwagen fahren, und damit man nicht sage, wir hätten gerade den Schlechtesten unter den Schlechten zur Anschauung gewählt, so wollen wir den Gesellen vorführen, der dem Fehdebriefe gleich nachfolgt, welchen das Kometenmännchen Herloßsohn durch den Dampfwagen Nro. 35. unserm Konversationsblatte entgegen schleudert. Samiel erschein!

Der Maurergeselle.

P. P.

Wohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr Dr. Herr N.

Beigehente Schrift bitte ich gehorsamst als Maurergeselle gütigst zu durchsehen und wo möglich mir meine Bitte nicht abzuschlagen.

Mit größter Dankbarkeit zeignet
Sich
Ew. Wolgeb.
Ganz gehorsamster u. ergebenster.
Fr. W. Th(ümel).

Stempel-Nachtrag oder Armuth — Vater von fünf Kindern, nebst heudigen Angekommnen bittet, da Sich alle Hertzen entziehen, um Bathen für mein Mädchen.

Manches Vater und Mutterherz würden sich freuen, aus dem Beiterseitigen Ehe liebensgefühl, eine Sproße der Nachkommenschaft zu zeigen; doch aber könnte ich wohl in meiner Lage als hiesiger Maurergesell, Nach den Willen Gottes, der Nachkommenschaft mich schon längst begnügt gefunden haben, denn mir wird es schwer gewis in Jeder Hinsicht für alle als Vater zu Sorgen.

Doch da segn Sie! und verlaßen darf ich dieseelen als Vater nicht, um Religion nicht aus den Augen zu setzen; Daher hoffe ich nun Edle Hertzen zu finden, welche Sich eines Armen Familien Vater annehmen, den kleinen Mädchen als Bathe, aus der Taufe heben, damit ich nicht lange zum Ueberdruß bitten dürfte, Edle Geschenke kann ich nur als Verweigerung meiner Bitte annehmen, und ich mich im Namen meiner Frau, und kleinen Tochter, die größte Ursache habe meinen Väterlichen Dank Abzustatten. Dabei bitte ich gehorsamst, aber diejenigen Hertzen, welche als Taufzeugen Sich auf meine Bitten erneuner Werthesten Namen zu bemerken auf Rückseite; Jeden Fehler erbitte ich mir bei meiner Verlegenheit zu vergeben, und fühle mich schuldig und verbunden, zu zeigen gegen Allerseitig Edle Hertzen.

Leipzig, den 21. Febr. 1832.

als ganz gehorsamster
Fr. W. Th.
rc.

Sapienti sat! Mit solchen Originalien (denn daß der Maurergeselle ein Original sey, zeigt der Dampfwagen mit großen Buchstaben an) soll das Publikum unterhalten werden! Und Hr. Herloßsohn scheut sich nicht, dergleichen Passagiere in seinen Dampfwagen einzulassen? Alle die Lasten, womit er beschwert ist, sind von so höchst geringem Werthe, so sehr zur Nullität herabgesunken, daß sie überall mautfrei passiren können. Nun fanden wir aber vor einiger Zeit »die Eifersucht« im Dampfwagen. Wir müssen vor allem gestehen, die Eifersucht ist dem Hrn. Herloßsohn ganz eigenthümlich. Auch thut er sich viel darauf zu gut, und weil wir

die Eifersucht aus seinem Dampfwagen hoben, und als eine Lückenbüßerin in das Konversationsblatt Nro. 94 setzten, gerieth er in eine Berserkerwuth und überhäuft uns mit göttlichen Grobheiten.« Da ward uns im Dampfwagen furchtbar eingeheitzt — und es siedet und kochet, und brauset und zischt, alle Besinnung ist dahin, an eine Ventilation ward nicht mehr gedacht — und der Teufel war los! Das Kometenmännchen ergreift seine Dampfwagenbürste, gebehrdet sich wie toll und schreit wie besessen: »Herbei, ihr Knechte und Mägde! Die Eifersucht ist fort! wer mir sie wieder bringt, dem schenke ich die Hälfte meines Kometen!« — »Ach, welche Großmuth!« Nun etwas Ernst, der Spaß kömmt nach. Die Klage wider uns lautet auf Nachdruck, und es soll an einer nachdrücklichen Exception unsererseits nicht fehlen. Das Konversationsblatt soll eine passende Zugabe und Ergänzung einer politischen Zeitung seyn. Es soll dasselbe seyn und leisten für die literarischen und belletristischen Erscheinungen des Tages, was die politische Zeitung fürj die auf dem Gebiete der Politik. Für diejenigen, welche sich für die neuesten Produktionen der Literatur interessiren, und entweder keine Neigung oder keine Zeit haben, die Masse derselben zu lesen, oder sich daraus das für sie Passende herauszusuchen, ist das Konversationsblatt zunächst bestimmt. Diesem Leserkreise soll es in möglichster Schnelligkeit und Vollständigkeit eine Uebersicht über das Neueste und Merkwürdigste geben, was der Tag auf dem Felde der Literatur, der einheimischen wie der auswärtigen, bringt, soll mit dem Neuesten und Besten möglichst bekannt machen, eine reiche Auswahl von Kenntnissen, neuen Ideen aus größern oder für das größere Publikum weniger zugänglichen Büchern und Zeitschriften in weitern Kreisen zu verbreiten sich bestreben; vorbereitend Manchen für Literatur und Kritik gewinnen, oder das Interesse an denselben erhöhen, und somit zur Belehrung wie Unterhaltung beitragen. Diese Aufgabe unseres täglich in einem so umfangreichen Formate erscheinenden Konversationsblattes ist gewiß keine verdienstlose, sie ist verdienstvoller und mühsamer als jene, die Hr. Herloßsohn im Kometen ꝛc. löst, die geschmacklosesten, ohne Geist und Sinn zusammengestellten Erzeugnisse seichter Köpfe der geplagten Lesewelt zu übergeben. Wer aber unsere Bemühungen herabwürdigen will, den leiten die niedrigsten Beweggründe, die frechste Animosität. Leisten wir weniger, als die in London und Paris erscheinenden und mit Achtung gelesenen Blätter: Selector, Galignani's London and Paris Observer, Cabinet de Lecture etc., die sich doch nur einzig und allein mit der umsichtigen Wahl des Besten aus dem Gebiete der Literatur beschäftigen, während wir außerdem seit dem 1. Juli d. J. über 130 Originalartikel lieferten, die in einem nächstens erscheinenden Register genau bezeichnet werden sollen!? — Aber wie es Hr. Herloßsohn aus guten Gründen gern möchte, müßten wir selbst jede Gesuche von uns abweisen, die fast täglich an uns gerichtet werden, dieses oder jenes Werk, diese oder jene Zeitschrift für das Konversationsblatt zu deren Bekanntwerden zu benutzen. Für den Rath des Kometenmännchens, daß das Konversationsblatt seinen Wein aus der Quelle beziehen soll, danken wir einstweilen. Freilich, ein Kometenwein, wie der seinige, kann Niemand munden.

Wir haben sonach im Allgemeinen die Beschuldigungen von uns abgewiesen, womit Herloßsohn unter der Maske einer grimassirenden, geschminkten Moral, die das Schlangengezisch der Verläumdung und seine literarische Renommisterei schlecht verbirgt, wider uns geifert.*) Nun wollen wir auch die andern Angriffe pariren, wodurch wir allerdings selbst über die stumpfe Klinge seiner Feder springen müßten, wenn sie träfen. Zuerst behauptet das Kometenmännchen, daß wir auch die Quelle verschweigen, woraus wir entlehnte Originalaufsätze genommen haben, und setzt seinen »Dampfwagen« neben das »Ausland«!! Neben dem Ausland mag er immerhin sitzen, in's Ausland kömmt der Dampfwagen nicht, wie wir bald hören werden. Die Beschuldigung ist aus der Luft gegriffen: man weise uns auch nur einen einzigen Originalaufsatz des Auslandes nach, welchen wir dieser trefflichen Zeitschrift entlehnt, und wobei wir nicht die Quelle angegeben haben. Man weise nach, sagen wir noch einmal. Unser gewissenhaftes Verfahren in diesem Betracht kann sogar manchem andern Blatte zum Vorbilde dienen. Exempla sunt odiosa. Das Kometenmännchen behauptet weiter, wir erhielten, vermöge unserer Verhältnisse, alle möglichen Blätter noch eher als die Abonnenten. Würden dazu die bestellten fremden Zeitungen (man höre und staune über die unverschämte Voraussetzung!) später als das Konversationsblatt abgeliefert, so sagt alle Frankfurter Welt: »Was sollen wir auf den Dampfwagen abonniren, wenn wir dieselben Aufsätze noch billiger, und wo möglich noch früher erhalten? und auf diese Weise werde Eigenthum und Erwerb Anderer verkümmert.« Ex ungue leonem! Welch ein verdorbener Advokat hat unserm Kometenmann diese unsinnige Data in den Kopf gesetzt? Ich kenne dich, Spiegelberg! Aber nun kömmt der Spaß.

Räthsel.

»Weßhalb ist es schon an und für sich gar nicht möglich, daß die Frankfurter Abonnenten den Kometen sammt Dampfwagen später erhalten, wie die Redaktion des Konversationsblattes, wodurch das Einkommen des Kometen- und Dampfwagenlenkers geschmälert werden könnte?«

Auflösung des Räthsels.

»Weil nur ein Exemplar des Kometen sammt Dampfwagen nach Frankfurt kömmt, und dieses eine Exemplar die Redaktion des Konversationsblattes bezieht und zahlt.«

Bald wird

> Kein Aug' mehr den Komet entdecken
> Auf seiner kleinen Wandelbahn,
> Drum ach! den schrecklichsten der Schrecken
> Trifft Herloßsohn in seinem Wahn!

Da möchte ein Dampfkessel vor Lachen zerplatzen, wenn er ein Mensch wäre! Der Komet möge uns aber gütigst erlauben, so lange seine Umlaufzeit noch dauert, zuweilen einigen Stoff aus seinem Dunstkreis zu nehmen, damit er der »Frankfurter Welt« nicht unsichtbar bleibt, wie für dieses Jahr sein Namensvetter, der große Halley'sche Komet. Sein elektrisches Eigenlicht soll ihm nicht entzogen werden, und unsern Lesern zur Ergötzung dienen. Dieß versprechen wir ihm.

Zum Schlusse noch etwas. Der Teufel ist nicht so schwarz, als er aussieht, und gehörte er auch zu den vom Dampfe geschwärzten Handlangern des Herloßsohn'schen Wagens. Die Kohlen, womit man uns darin einzuheizen suchte, sind über Frankfurt nach Leipzig gekommen. Von dem Kohlensender sind uns gar viele testimonia auctorum bekannt, die eine eigene Beleuchtung verdienten. Er gehört zur edeln Sippschaft der literarischen Pelikane, denen Essen der erste Punkt im Kontrakte des Lebens ist, und die zu diesem Zwecke Lob, Tadel, Patriotismus, Theaterkritiken u. s. w. nach der Elle an den Meistbietenden verkaufen. Die Theilnahme, die sich das Kon-

*) Das Konversationsblatt vom 17. August enthält einen kleinen Aufsatz: »Die Toilette«, den wir gestern in der Didaskalia (Nro. 249), also nach länger als drei Wochen, wörtlich und ohne Quellenangabe nachgedruckt finden. Wäre das nicht die schönste Gelegenheit zu einem furchtbaren Kampf für Herloßsohn und Konsorten? —

versationsblatt täglich mehr erwirbt, erfüllt sie mit Gift und Galle, und mit wahrem Vampyrismus möchten sie ihm Blut und Säfte entziehen. Aber wir fürchten weder den Sprudel ihrer Verwünschungen, noch den Eiertanz eines schlechten Witzes, womit sie uns zu pariren suchen, um sich unverletzt aus der Affaire zu ziehen. A rivederci, Komet, buon viaggio! Dampfwagen! — S.

Das Blumenkonzert.

(Fortsetzung.)

Ich zündete mir eine Cigarre an, die zugleich mit mir wieder trocken geworden war, und sagte dann:

»Lebt Ihr schon lange auf dieser Insel?«

»Etwas über drei Jahre.«

»Und gefallet Ihr Euch hier?«

»So weit ein Christ dieß unter Gottes Augen fern von seinen Brüdern kann.«

»Ihr lebt hier also ganz allein?«

Er sah mich mit einem mißtrauischen Lächeln an, als wollte er sagen: Wie! spottest Du meiner? setzte aber dann hinzu:

»Wer würde hier leben mögen?«

»Nun, Ihr lebt doch hier.«

»Ich? ei, das ist ein anderes.«

»Ihr seyd also der einzige Bewohner dieser Insel?«

»Das bin ich, und in den drei Jahren, die ich hier weile, ist Eure Stimme die erste menschliche Stimme, die ich vernommen habe.«

»Nicht möglich!« rief ich aus, und ließ vor Erstaunen meine Cigarre ins Feuer fallen.

Er holte aus seinem Gürtel ein Messer hervor, dessen Klinge so lang und so dünn war wie ein Pfriem, spießte meine Cigarre damit und reichte sie mir noch brauchbar hin.

»Deßhalb habt Ihr auch wohl geweint?« fuhr ich fort, auf meine Idee zurückkommend.

»Ich kann das nicht sagen; der Eindruck war so sonderbar, daß ich selbst nicht weiß, ob es Freude, ob es Traurigkeit gewesen. Ich mußte weinen, ich mochte wollen oder nicht; hernach habe ich mich aber recht glücklich gefühlt.«

Wir sahen uns eine Weile schweigend an.

»Aber wie und warum habt Ihr Euch denn hier angesiedelt?«

»Ich habe Schiffbruch gelitten.«

Ueber diese sonderbare Aeußerung hätte ich fast aufgelacht und glaubte nun selbst, daß der arme Mann den Verstand verloren habe; aber als ich wieder sah, wie ruhig und ernst er zu mir sprach, da ward auch ich wieder ernst und aufmerksam.

»Ich war ein armer Bauer aus einem armen Dorfe in der Nähe von St. Brieux. Meine Eltern waren gestorben, als ich noch ein kleines Kind war. Bis zu meinem achten Jahre lebte ich von Almosen; da brauchte man mich, um das Vieh zu hüten. Das Feld, auf welchem die Kühe weideten, lag voll großer schwarzer Steine, die wie Kirchthürme gerade in die Höhe standen, was mich, ich weiß nicht warum, traurig machte, so oft mein Blick darauf fiel. Es war vor allem einer darunter, größer und schwärzer als die andern, zu dessen Füßen ein kleiner tiefer Bach floß, der ganz von Haselgebüsch eingefaßt war. Dort saß ich häufig, weil ich mich gern der Traurigkeit hingab. Zuweilen weilte ich dort ganze Stunden im dumpfen Hinbrüten, ohne auf das zu achten, was um und neben mir vorging. Oft zerstreuten sich auch meine Kühe hierhin und dorthin, und ich mußte dann einen Theil der Nacht damit zubringen, daß ich hinter ihnen herlief, um sie wieder zusammenzuholen. Wenn ich dann zurückkam, so sagte mein Herr zu mir: »Nimm Dich in Acht, Meriadec, Du wirst mir am Ende noch meine Kühe verlaufen lassen, und wenn Du Dich noch einmal zu dem großen schwarzen Stein setzest, so bekommst Du Abends nichts zu essen.« — Aber ich suchte diesen dennoch auf, und wollte lieber mein Abendbrod im Stich lassen, als den Bach nicht unter den Haselbüschchen murmeln hören, in deren Laub der Wind rauschte. Vor allem war ich gern dort, wenn es regnete, denn da war es mir, als ob das Gebüsch weinte. Mir däuchte, ich verstände die klagenden Laute, und dann weinte ich auch. Mir war leicht ums Herz, wenn ich mich ausgeweint hatte. Ich war lieber im Felde als im Hause; ich blieb dort den ganzen Tag mit meinen Kühen, wie auch das Wetter seyn mochte, obgleich ich angewiesen war, bei schlechtem Wetter nach Haus zu kommen. — Einst brach ein sehr heftiges Gewitter aus, doch wich ich nicht vom Fleck; ein Blitzstrahl erschlug zwei von den meiner Huth anvertrauten Kühen. Als ich meinem Herrn diese Kunde brachte, da gerieth er in einen heftigen Zorn, schlug mich und jagte mich fort. Eine Zeitlang war ich nun mir selbst überlassen; ich streifte auf dem Lande umher, nährte mich von wilden Früchten, trank das Wasser der Quellen und nahm mein Nachtlager unter den Bäumen. Des Nachts hörte ich die Nachtigall schlagen, des Morgens die Lerche singen. Ich sah, wie die aufgehende Sonne das Gewölk des Himmels röthete und den Thau trank, der an den Halmen der Gräser und an den Blättern der Blumen hing; ich sah die Sonne hinter den Hügeln untergehen und mit ihren letzten Strahlen dem Bette eine Purpurdecke geben, in welchem sie ausruhen wollte. Bei Tage drang ich in die Tiefen der Wälder, um dort neue Wege aufzusuchen; ich setzte mich hinter einen Felsen neben dem Teich, wo die Hirsche und die Rehe ihren Durst zu löschen kamen; dann sah ich sie laufen, spielen, weiden, bis das Gekläff eines Hundes sie verscheuchte. Ich weiß nicht recht mehr, wie mir die Zeit verstrich, aber das weiß ich, daß es die glücklichste Zeit meines Lebens war.

Ach! es scheint, daß solch ein Glück gesetzwidrig ist; denn als ich einst, auf freiem Felde hingestreckt, unter den Strahlen der Sonne den Duft des Heues einsog, das gemäht worden war, ward ich als Vagabund von einem Feldhüter aufgegriffen, zum Dorfschulzen geführt, und von diesem auf vierzehn Tage eingesteckt.

Als ich wieder frei kam, da nahm der Pfarrer des Dorfes, der eben einen Burschen brauchte, um seine Kommissionen auszurichten und ihm bei der Messe zur Hand zu seyn, mich in Dienst. Ich glaube gern, daß ich mich bei meinem zweiten Amte nicht besser benommen habe, als bei meinem ersten. Wenn ich ausgeschickt wurde, und unterwegs ein Gehölz oder eine schöne grüne Wiese antraf, so kehrte ich erst Abends spät zurück. Oft ging ich früh Morgens, wenn der Tag dämmerte, aus, um die frische und aufregende Frühlingsluft zu athmen, oder auch, um mich in den Herbstnebeln zu ergehen, wo ich dann ebenfalls das Wiederkommen vergaß. Dann gab es Schelte. »Meriadec, warum hast Du die Kirche nicht geräuchert?« — »Ach! Herr Pfarrer, ich konnte mich von dem Duft der Blumen nicht trennen.« — »Warum hast Du in der großen Messe nicht mitgesungen?« — »Herr Pfarrer, ich hatte meine Freude an dem Gesange der Vögel.«

(Fortsetzung folgt.)

Der König von Persien, sein Hof, seine Frauen und Söhne.

(Schluß.)

Fathey Ali, dessen Leidenschaft für das schöne Geschlecht früher keine Gränzen kannte, führt gegenwärtig eine geregelte

Lebensweise. Sein Gesundheitszustand, welcher seit 1813 sehr wankend ist, hat ihn genöthigt, sich den Vorschriften der Aerzte endlich zu fügen. Seine Stimme ist nicht mehr so stark, wie sie es vor zwei Jahren war; sie ist rauh und dumpf geworden. Auch sein Charakter hat sich, je älter er wurde, geändert. Geiz und Mißtrauen bilden heutzutage die Hauptgrundlage desselben. Fathey Ali scheint kein anderes Vergnügen mehr zu kennen, als Schätze auf Schätze zu häufen, und keine andere Wonne mehr, als sie zu zählen. Seine Söhne erscheinen niemals vor ihm, außer wenn er sie rufen läßt. Jeder derselben hat zwei Erzieher, und fast eben so viele Wächter, wie seine Frauen. Diese letztern dürfen sich in seiner Gegenwart nicht niedersetzen; selbst die Kaiserin muß sich vor ihm zu Boden werfen, wenn sie ihm naht.

Die Konkubinen speisen zusammen. Die für sie bestimmten Speisen werden in ungeheuern Kesseln zubereitet. Die erlauchten Gemalinnen haben das besondere Privilegium, eine jede auf ihrem eigenen Zimmer speisen zu dürfen, und werden während der Mahlzeit von schwarzen Eunuchen bedient. Jetzt fangen sie an, beim Essen die Gabel zu gebrauchen, ein Instrument, welches sie bis auf die neueste Zeit nicht in die Hände bekommen hatten.

Der persische Kaiser hat fast eben so viele Titel, wie der türkische. Man sollte ihn, wenn man die pomphafte Erzählung derselben liest, für den mächtigsten Monarchen der Erde halten. Die nachstehende Formel geht allen seinen Dekreten voraus:

»Der höchste an Würde, der erhabenste an Majestät, der dem Kouchenk Gleiche, der Nebenbuhler von Keikaous und von Feridoun, der friedliche Besitzer des kaiserlichen Thrones der Davier, die Zierde des Thrones, welchen er inne hat, die unschätzbare Perle des Meeres der Hoheit, der vielfarbige Wiedehopf des Gartens der Tugenden, das Diadem des Blumenbeetes der gekrönten Häupter, der König des Schatzes der Regierungswissenschaft, der erhabenste Vers der Ode des Ruhms, das höchste Kleinod der Krone des Glückes, Wir der ruhmvolle Schah Safi Fathey Ali Khan befehlen u. s. w.«

Die Anzahl seiner Söhne, sowohl der legitimen, als der illegitimen, ist beträchtlich. Sie beläuft sich gegenwärtig auf mehr als hundert und zwanzig, und viele seiner Weiber sind noch schwanger.

Der Hof von Teheran ist nicht sehr glänzend. Er besteht aus ungefähr fünfzig Großen von hohem Alter, die, Zeugen der hingeschwundenen Größe ihres Vaterlandes, über dessen gegenwärtiges Schicksal seufzen. Fathey Ali gibt selten Feste in seinem Palaste. Zuweilen fällt es ihm zwar bei, dem Volke zu gestatten, sich in gewissen Epochen des Jahres mit allgemeinen Festlichkeiten zu ergötzen; jedoch tragen die Geschenke, welche er bei solchen Gelegenheiten zu machen genöthigt ist, immer das Gepräge der geizigen Sparsamkeit, die sich in allen seinen Handlungen zu erkennen gibt. Er ist übrigens nicht bösartig. Sehnlicher, als nur irgend jemand, wünscht er Persiens Glück und er würde es gerne um jeden Preis sichern, ausgenommen jedoch um den Preis seiner Schätze.

Fathey Ali ist ungeachtet der Unvollkommenheit, welche seinen guten Eigenschaften Eintrag thun, sehr geistreich. Er hat sich zum Beschützer der Wissenschaften, die er selbst mit Erfolg treibt, erklärt und schon einen Band Satyren, zwei Bände Parabeln und drei Bände Poesien in dem Genre des Hafis und des Saadi bekannt machen lassen; diese beiden Dichter scheint er sich zu Vorbildern genommen zu haben, denn er ahmt sie sogar in ihren Fehlern nach.

Die persische Armee, welche einst 450,000 Streiter stark war, besteht heutzutage nur aus 110,000 Mann, die auf folgende Weise in die verschiedenen endami (Korps) eingetheilt sind: Masouri (regelmäßige Infanterie) 35,800 Mann; Solacki (Lanciers) 5000; Sandzini (Elitentruppen) 10,800; Spahi (regelmäßige Kavallerie) 10,500; Tcheri (unregelmäßige Kurdenmiliz) 11,000; Troubachi (Trainsoldaten) 4800; Topchi (Kanoniere) 6,900; Taboni (Plänkler) 4,000; Tcherkardji (Soldaten der Vorhut) 10,400; Truppen im Lager von Azerbidjin (die zum größten Theile aus undisziplinirten Söldnern bestehen) 10,800.

Von dieser Totalsumme von 110,000 Mann sind ungefähr nur 52,000 im Stande, einen Feldzug mitzumachen. Die Tcheri, die Taboni u. s. w. sind weiter nichts als militärisch organisirte Räuber, welche bei den ersten Schüssen des Feindes Fersengeld geben, und die niemals einigen europäischen Bataillons haben Widerstand leisten können.

Dieß ist eine unparteiische Skizze der gegenwärtigen Lage Persiens, und diese Lage ist im Uebrigen auch die des jetzigen Zustandes des Orients. Das mongolische Reich z. B. hatte im Jahr 1707 einen Umfang von mehr als einer Million Quadratmeilen und mehr als 70 Millionen Einwohner. Seine Einkünfte überschritten damals die ungeheure Summe von 30 Millionen Pf. St. jährlich. Jetzt ist es auf eine Größe zusammengeschwunden, die mit seiner früheren gar in keinem Verhältnisse steht, und seine jetzigen Einkünfte in einem Jahre sind unbedeutender als die, welche er einst an einem einzigen Tage hatte. — Tempora mutantur! Cl.

Frankfurter Herbstmesse.

Unter den wenigen Sehenswürdigkeiten, welche die gegenwärtige Herbstmesse bietet, zeichnen sich die beweglichen Wachsfiguren der HH. Georges und Perzi besonders aus. Das gewöhnliche Aushängeschild, womit man das schaulustige Publikum zu kirren sucht: daß das Kabinet hier noch nie gesehen worden sey, ist dießmal eine Wahrheit, denn es ist in der That eine uns neue Erscheinung, welche die Mechanik gewährt, die doch etwas Leben in die starren Figuren bringt, und das Unangenehme des Anblicks mildert. Unter den Figuren zeichnen sich besonders die griechischen Parteigänger Kanaris und Miaulis und Voltaire aus: der Ausdruck der Physiognomie hat ein so überraschendes Gepräge, daß sie mit Wahrheit Kunstwerke genannt werden dürfen. Außer den mechanischen Wachsfiguren enthält das Kabinet ein Meisterwerk, dessen Mechanismus wirklich einzig in seiner Art ist. Nach der Mittheilung der Eigenthümer, war es zu einem Geschenke für einen indischen Fürsten bestimmt, und die Erwerbung desselben kostete den HH. Georges und Perzi 3000 Pf. St. Wer das Kunstwerk gesehen haben wird, dem dürfte dieser Preis weniger übertrieben scheinen.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 11. September. Der gespenstische Barbier, oder der Rothmantel, Volksmährchen von Musäus, für die Bühne bearbeit in vier Abtheilungen, von Kotzebue.

Briefkasten. An E. K. in W. Ein halbes Dutzend Gedichte! Thut uns leid, keinen Gebrauch davon machen zu können. — An A. B. in M. »Die Sprache der Liebe.« Amatemi e credetemi. — An K. D. in N. L. Zu viel auf einmal. Wir danken, alles soll besorgt werden, doch um etwas Geduld wird höflichst gebeten. — »Eine Täuschung von drei Tagen«, übersetzt von .... l. Muß besser werden. Ein Redakteur ist kein Schullehrer, der seine Zeit auf die Ausbesserung schülerhafter Arbeiten verwenden muß. — »Was man ein hartes Leben heißt« von demselben. Eben so. — Der Schauspieler, Hr. Kunst, beklagt sich in einem Schreiben aus Aachen, daß wir den günstigen Erfolg verschwiegen hätten, welcher seinem Spiel in Frankfurt zu Theil geworden sey. Fiat justitia. Hr. Kunst hat außerordentlich gefallen, und ist als Otto von Wittelsbach dreimal hervorgerufen worden. — An. A. Z. in S — t. Wir haben Alles zu Herzen genommen. — Eine Menge poetischer Kleinigkeiten von X. Y. Z. Legt's zu dem Uebrigen. — Romanzen à la Heine; haben weder Kopf noch Beine. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 126. 12. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Blumenkonzert.

(Fortsetzung.)

Der Herr Pfarrer hatte große Geduld mit mir; aber das konnte doch nicht ewig währen.

Einst schickte er mich weiter aus, als gewöhnlich, um einen anderen ihm befreundeten Pfarrer zum Essen zu bitten, der einige Stunden weit von uns, am Ufer des Meeres wohnte. Ich trieb es nach gewohnter Weise, hielt mich auf, ohne daran zu denken, und ging wieder weiter, sobald ich mich besann. Das Dorf, wohin ich ging, lag hart am Ufer, am Fuße eines ziemlich rauhen Berges, der nur durch eine tiefe Schlucht mit der Ebene in Verbindung stand. Ich wagte mich in diesen engen Durchgang, wo ich nicht fünf Schritt vor, nicht fünf Schritte hinter mir sehen konnte. Der wilde und traurige Anblick dieser Stätte, die feuchte Luft, die dort herrschte, der graue und neblichte Himmel, der über meinem Haupte schwebte, ein gewisses mysteriöses Geräusch, das ich nie gehört hatte und das zugleich aus den unermeßlichen Himmelsräumen und aus dem Innern der Erde zu kommen schien, alles dieses versetzte mich in eine vage und traurige Stimmung, in die ich, wie in einen bodenlosen See versank. Ich ging maschinenmäßig weiter, unbekümmert, wohin, auf's Gerathewohl dem Wege folgend, der sich mir eben darbot. Je weiter ich kam, desto bewegter war mein Gemüth. Als ich das Ende des Durchgangs erreichte, war ich wie außer mir. Plötzlich befand ich mich am Ufer, hart am Meere! Da warf ich mich von Schrecken und von Bewunderung ergriffen nieder auf die Kniee. Es überlief mich ein stiller Schauer. Das Meer, welches sich unermeßlich an einem unbegränzten Horizont entfaltete, wogte drohend und klagend auf und nieder längs dem Strande. Diese Bewegung theilte sich mir mit, ich hatte Furcht vor diesem Drohen, ich verstand diese Klagen. Es war mir als hätte ich in meiner Seele auch einen unbegränzten Ozean mit hohem Wellenschlage und verborgenen Stürmen, der über den Weg meines Lebens austreten konnte, wie jener über die Erde. Ich hörte in mir ein Klagelied, welches dem Klageliede der Fluthen antwortete.

Ich blieb dort bis Abends. Als es Nacht geworden war, da legte ich mich in eine Grotte schlafen, die sich in der Nähe in der Seite des Berges befand. Am andern Morgen, als ich die Sonne hatte aufgeben sehen und dem Meere ein Lebewohl gesagt hatte, brach ich auf, um zu meinem Herrn zurückzukehren. Ich weiß nicht, wie das zugegangen ist, aber ich traf erst Abends wieder bei ihm ein, obgleich es wenig weiter als vier Stunden Weges war. Als ich zu Hause kam, sagte der Herr Pfarrer zu mir: »Aber, Meriadec, Du hast zwei Tage gebraucht, um meine Bestellung zu machen?« — »Ei, mein Gott!« rief ich verwundert aus. — »Mindestens wirst Du doch meinen Auftrag gehörig ausgerichtet haben?« — »Welchen Auftrag?« — »Wie! Bursche, Du hättest meinen Freund, den Pfarrer ~~~ nicht bei mir zu Tisch gebeten?« — »Nein, Herr Pfarrer.« — »Aber ums Himmels willen, was hast Du denn beide Tage getrieben?« — »Ach, Herr Pfarrer, ich habe das Meer angeschaut.«

Da nannte mich der Herr Pfarrer einen Taugenichts, und schob mich zur Thür hinaus. So wie ich draußen war, trat ich gleich meinen Weg wieder dahin an, woher ich gekommen, und begann dort wieder, was die Welt ein Vagabundenleben nennt: ich bewunderte die Natur und betete im Herzen den Gott an, der sie gemacht hat. Obwohl ich Niemanden ein Leids gethan, sah man mich doch nicht gern im Dorf; man nannte mich nur den faulen, den blödsinnigen Meriadec. Wie ich mir damals meinen Unterhalt verschafft habe, weiß ich nicht mehr.

Als ich bei dem Eintritt des Winters nicht mehr im Freien schlafen, keine Nahrung mehr auf offenem Felde finden konnte, da sah ich mich genöthigt, bei den Bauern im Orte einen Dienst zu suchen; sie nahmen mich aber übel auf und spotteten meiner. Endlich sagte einer von ihnen, er wollte mich annehmen, um bei ihm die groben Hausarbeiten zu verrichten, wenn ich ihm ein hübsches bretagne'sches Lied machen könnte. Alle Umstehenden lachten, ich aber antwortete, das solle geschehen und das Lied den nächsten Morgen fertig seyn. Ich hatte oft von Spielleuten Balladen aufsagen oder auch von Bauern im Chor singen hören, und hatte so einigen Begriff davon, wie das gemacht seyn müsse. Am andern Morgen stellte ich mich wirklich ein und sang die Geschichte eines Geistes der Blumen ab, der sein Leben mitten unter ihnen zubrachte, sich unter den Füßen der Veilchen verbarg, die er durch seinen Hauch balsamirte, sich auf den Zweigen der Rosen wiegte, die er, ihnen mit seinen Flügeln Kühlung zuwehend, färbte, ohne Unterlaß sein Asyl wechselnd, und immer neues Glück findend. An einem stürmischen Tage entführte der Wind aber den Blumengeist, und er kehrte nicht zur Erde zurück; da weinten die Blumen und welkten hin, in der Meinung, ihr Geist sey todt und sie würden ihn nie wiedersehen. Aber der Geist, der vom Himmel aus, wo er jetzt lebte, ihren Kummer sah, ließ ihnen durch einen Thautropfen sagen, sie möchten sich nur trösten, er lebe noch, aber ein geistigeres und lieblicheres Leben, und diejenigen, die auf Erden stürben, würden zu ihm auf einen leuchtenden Stern kommen, wo sie sich insgesammt glücklicher und froher als je wiederfinden würden. Und zu den Frauen, die zugegen waren, sagte ich, daß wenn ihre kleinen Kinder stürben, so wartete deren Seele im Himmel auf die der Mutter, um dort gemeinschaftlich eines ewigen Glückes zu genießen.

Die Frauen weinten, als ich mein Lied geendigt hatte, die Männer klatschten mir Beifall zu, und der Herr vom Hause hielt mir seine Zusage. Ich mußte die Kühe melken, den Hühnerhof rein halten und die Schweine hüten. —

»Ha!« rief ich schmerzensvoll aus, »o Geschick, Geschick der Dichter!«

Mein Wirth sah mich verwundert an, schwieg eine Weile, und setzte dann auf meine Bitte seine Erzählung fort.

— Ich blieb in diesem Hause mehre Jahre lang, ohne daß ich mich eben glücklich noch unglücklich fühlte. Einerseits ward ich nicht mehr von Groß und Klein verhöhnt und mit Steinen geworfen, wenn ich über die Straße ging; andererseits fehlte mir aber meine Freiheit, meine langen Tage am Ufer des Meeres, mein Halbschlummer auf dem Grase der Wiese unter den Stralen der Sonne, und meine köstlichen Sommernächte mitten im duftigen Walde. Dieß Leben ward mir lästig; aber es trat ein Zufall ein, der mich hinderte, es aufzugeben, und der meinen Ideen eine ganz andere Richtung gab.

Die Tochter meines Herrn, die in einiger Entfernung von dem Dorfe bei einer alten Verwandten erzogen worden war, kehrte zurück in den Kreis ihrer Familie. Sie war ungefähr von meinem Alter, aber schön wie die heilige Jungfrau. Ich sah sie zuerst am Tische ihres Vaters, blieb plötzlich wie angenagelt stehen, und ließ eine Schüssel fallen, die ich eben herbeitrug. »Welch ein Tölpel!« rief sie aus. Das war das erste Wort, welches ich von ihr hörte, und dieß that mir weher als das Keifen der Frau und die Schläge, die ich von dem Herrn bekam. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Ich erglühte aufs leidenschaftlichste für dieß junge Mädchen. Da sie stolz und insolent war, so wagte ich es anfangs nicht, ihr zu sagen, was ich für sie fühlte. Doch bald ward ich dreister, und ohne zu ihr direkt von mir zu sprechen, sang ich ihr oft Lieder vor, in welchem ich unter einem andern Namen meinen Kummer, meine Liebe und meine Wünsche offenbarte. Sie schien mich gern zu hören, und eines Tages sagte sie ganz laut vor ihren Eltern: »Es ist wahr, seine Lieder sind allerliebst!« Das beglückte mich acht Tage lang. Endlich kam sie auch dahinter, daß sie und ich es waren, von welchen meine Lieder handelten. Mir däuchte nun, als ob sie mich seitdem mit mehr Achtung behandelte, und ich gab die Hoffnung nicht auf, daß auch sie wohl Liebe zu mir fassen könnte. Als ich ihr dieß einst sagte, da antwortete sie mir: »Ei, Meriadec, betrachte Dich doch einmal, wie Du häßlich und schlecht gekleidet bist!« Nun bemerkte ich es in meinem Leben zum erstenmale, daß ich zu wenig Sorgfalt auf mein Aeußeres verwendete. Um dem abzuhelfen, arbeitete ich nun des Nachts, um Strohhüte, Holzschuhe und dergleichen zu verfertigen, die ich dann des Sonntags zu St. Brieux verkaufte. Aus ihrem Ertrage kaufte ich mir zuförderst einen schönen grauen Ueberrock mit großen kupfernen Knöpfen, so blank wie ein Spiegel, und ein blaues Band, das ich an meinen Hut befestigte. Ich wollte ihr eine Ueberraschung bereiten. Am nächsten Sonntage putzte ich mich aufs Beste heraus und ging dann in die Messe. Als ich eintrat, ward alle Welt verwundert und sah zweimal nach mir her, ob ich es auch wirklich sey. Als ich die Kirche verließ, ging ich, stolz wie ein Famulus, an ihr vorüber und warf ihr einen Blick zu, der so viel sagen sollte, als: »Nun, bin ich denn so besser?« Sie antwortete mir durch ein Lächeln der Zufriedenheit und des Beifalls. Ich war trunken vor Freude. Jeden Tag, wenn meine Arbeit gethan war, legte ich mein schönes Kleid an und zeigte mich so allen Bekannten des Hauses. Nun nannten die Kinder des Dorfes mich nicht anders mehr als Meriadec der Schöne, statt daß sie mich sonst Meriadec der Dummkopf titulirt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gespenstergeschichte.

Von Jules Janin.

Wir befanden uns vor einigen Tagen in Gesellschaft zusammen, Franzosen, Freunde, und mehre Ausländer, die wir noch nie gesehen hatten, und denen wir doch seit lange bekannt waren. Dichter, Schriftsteller, Männer der Politik, unabhängige vermögende Männer, alles Leute, die sogleich mit einander Bescheid wissen und sich nach dem ersten Händedruck verstehen. Da kein dominirender Gegenstand des Gesprächs vorhanden war, so sprach man von Nichts, das heißt, man sprach über Allerlei: über Poesie, Politik, sogar über Liebe — und zwar so munter und lebhaft, daß man nach und nach unter all dem Geschwätz, als der Champagner schon in den Köpfen brauste, auf Gespenster zu reden kam.

Einer aus der Gesellschaft, ein Engländer, äußerlich ein ganz kalter Mann, eines jener glücklichen Weltkinder, die trinken können, ohne jemals trunken zu werden, und essen, ohne sich zu überladen, übrigens ein unermüdlicher Spötter, mit einem Wort, gefährlich wie ein Engländer, der Voltaire gelesen hat — dieser nun, als er hörte, daß wir von Gespenstern sprachen, erzählte uns mit großer Kaltblütigkeit, daß er einen Mann gekannt habe, der mit einem anderen befreundet gewesen, welcher ein Gespenst gesehen habe. — Ganz London weiß die Geschichte noch, setzte unser Engländer hinzu, und so wahr wir Männer von Ehre sind, ich glaube an diese Geschichte, deren Held allgemein bekannt ist.

Man kann sich wohl denken, wie Alles aus einem Munde rief: — die Geschichte! die Geschichte! — Ohne Weiteres gab er unserem Wunsche nach, und erzählte dann folgendermaßen:

»Lord Littleton war ein allgemein bekannter Mann. Er war sehr geachtet und ein vornehmer Edelmann, reich, glücklich, Herr seiner Leidenschaften; über die erste Jugend hinaus stand er in seinem dreißigsten Jahre, jener schönen Zeit, wo die Leidenschaft vernünftig reflektirt, wo die Liebe bedächtig wird und das Herz nur zu bestimmten Stunden des Tages pocht, mit einem Wort, Lord Littleton war ein starker Geist, und sein Unglück war nur, daß er zu stark seyn wollte und hierüber eine sehr schlechte Handlung beging.

Er hatte seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre eine Geliebte gehabt, jung, schön, leidenschaftlich, und die ihn liebte, als wenn er eben noch nicht dreißig Jahre alt gewesen wäre. Die Aermste! sie hatte jene Umwandlung nicht bedacht, die bei Männern einzutreten pflegt, sobald die ersten zwanzig Jahre vorübergerauscht und schon wieder zehn andere gefolgt sind. Die Zeit seiner ersten Liebeserklärung war ihre Gegenwart, darin war sie stehen geblieben. Flammenworte, feurige Umarmungen, heiße Schwüre und brennende Küsse — das Alles lebte noch in ihrem Sinne — in keinem Schlage ihres Herzens, ihrer Pulse, war sie anders geworden. So kann man sich einen Begriff von ihrem Entsetzen und ihrem Schmerze machen, als ihr der Lord eines Morgens sagte, er wolle sie nicht mehr lieben, liebe sie folglich nicht mehr, sie möge sich nach einem Anderen umsehen — und tausend andere merkwürdige Gründe, seine Stellung in der Gesellschaft betreffend. Wie sie ihn so sprechen hörte, begriff sie sehr wohl, daß er ganz recht habe, spräche, wie seine Pflicht ihm geböte, daß er sie gar nicht mehr liebte, und ihr selbst nur eine Antwort übrig bleibe. Ohne eine Thräne ging sie hinaus, schloß sich ein, und der Lord, der gerade einen französischen Roman las, schlug die Seite auf, wo er stehen geblieben war — bei einem rührenden Moment, wo der Held die Leiche seiner Geliebten umarmt. Es läßt sich nichts dagegen sagen. Wir sind alle Menschen!

Der Roman hatte vier Bände, den Lord Littleton las — ein Umstand, der uns fünf oder sechs Jahre zurückweis't; denn Frankreich hatte sich damals noch nicht zu dem Roman in 8., dieser großen Erwerbung der modernen Literatur, emporgeschwungen. Als er nun seinen dritten Band geendigt hatte, kleidete er sich an und ging aus; er speis'te in einer Gesell-

schaft. Abends machte er seine Partie Whist und gewann. Nach Hause gekommen, kleidet er sich aus und legt sich zu Bett; er hat noch seinen vierten Theil zu lesen, und will nicht eher einschlafen, als bis er die unglückliche Geschichte beendigt hat. So lies't er bis Mitternacht, die gewöhnliche Stunde seines Einschlafens. Er will eben seine Lichter löschen, als er plötzlich in dem großen rothledernen Lehnstuhl, an derselben Stelle und auf demselben Lehnstuhle, wo Fanny (die verabschiedete Geliebte) gesessen, Fanny, oder vielmehr ihren Geist, erblickt. Weiß und bleich, mit aufgelös'ten Haaren, trüb, den Kopf auf die Hand gestützt, ihre Miene ernst und feierlich. Offenbar hatte sie den Moment abgewartet, wo der Lord mit seiner Lektüre zu Ende war, um mit ihm zu reden.

So wie Lord Littleton Fanny erblickte, trat ihm sogleich die Gewißheit ihres Todes vor die Seele. (Und wirklich hatte sie sich an demselben Abend in die Themse gestürzt, während eines dicken Nebels, zwischen sieben und neun; ihr Leichnam war noch nicht gefunden.)

— »Mylord,« sagte Fanny, »Mylord, gute Nacht! ich bin nun todt, getödtet durch Sie. Sie sind frei: machen Sie davon Gebrauch, Mylord. In acht Tagen, um dieselbe Stunde, wieder um Mitternacht und wieder am Freitag, sind Sie bei uns.«

Nach diesen Worten stand sie auf (es war ihre reizende anmuthige Gestalt, aber viel leichter, schwebender; großer Gott!) und ging zur Thür hinaus. Sie warf nicht einmal einen Blick in den Spiegel über dem Kamin. Wie gesagt, sie war todt.

Lord Littleton war über diese Gelegenheit, ein wenig Heroismus zu entwickeln, anfangs gar nicht unzufrieden. Es ist so süß, sich mit dem Gedanken seines Heldenmuths zu beschäftigen, thut so wohl, ihn wenigstens für sich selbst zu heben und zu beweisen, wenn man ihn nicht für andere in Anwendung bringen kann. Der Lord that demnach sein Möglichstes, um einzuschlafen, und obwohl er die ganze Nacht kein Auge geschlossen, überredete er sich doch, er schliefe. So lag er, bis es Tag wurde, immer für sich die Worte der Erscheinung wiederholend. — *Gute Nacht, Mylord.*

Am Morgen, als Mylord beim Frühstück saß, brachte man ihm den Leichnam Fannys — und wie entstellt, Himmel! in einem so übel zugerichteten Zustande zusammengeschrumpft und so entsetzlich klein und dünn, daß er die Geliebte in dieser Gestalt unmöglich erkannt hätte, wenn nicht Fanny so vernünftig gewesen wäre, ihm in der vergangenen Nacht Anzeige von ihrem Tode zu machen: — *getödtet durch Sie, Mylord!*

Lord Littleton ließ Fanny beerdigen; er folgte ihrer Leiche, und alles Volk murmelte unterweges: — *das ist er, um den sie sich das Leben genommen hat!* So wurde sie denn in's Grab gesenkt, die Erde zugeschüttet, der Todtengräber trat die Erde mit den Füßen fest, pflanzte eine Cypresse auf's Grab; die Bestattung war in aller Ordnung vollbracht und kostete Lord Littleton einen ganzen Tag.

Einen Tag und eine Nacht; denn er konnte in dieser Nacht noch nicht schlafen; und er mußte sich selber gestehen, daß ihn dieser Todesfall betrübe, und daß *eine schlaflose Nacht* das Geringste sey, was er den Manen Fanny's schuldig wäre.

Am zweiten Tage stand Lord Littleton zeitig auf; er speis'te, ritt aus, ermüdete sich so viel er konnte und war nicht wenig verwundert, sich Abends noch so munter und frisch zu fühlen, daß er, wenn er sich nicht geschämt hätte, zu seinen Freunden hätte schicken und die ganze Nacht hindurch mit ihnen spielen mögen. Aber er trauerte noch um seine Fanny.

Am dritten Tage fielen ihm plötzlich die anderen Worte der Verstorbenen ein. — In acht Tagen, um dieselbe Stunde — wieder am Freitag. — Er ließ den rothen Lehnstuhl wegnehmen; der Stuhl erinnerte ihn zu lebhaft an die *arme* Fanny.

Und so machten Angst und Grausen so furchtbare Fortschritte in seinem Gemüthe, daß sie nach sechs Tagen auf seinem bleichen Gesichte deutlich zu lesen waren. Der sechste Tag war da, das Auge des Lords hohl, seine Stimme bebte; er war so von Furcht erfüllt, daß er es nicht mehr zu bergen wußte. Seine Mutter, seine Freunde drangen vergeblich in ihn; er antwortete nur in einzelnen abgebrochenen Worten. Als jedoch endlich der Abend des vorletzten Tages herankam, da gestand er Alles, seine ganze Furcht. — »Morgen,« stammelte er, »morgen Freitag, um Mitternacht! sie hat's gesagt: es ist um mich geschehen!« Und die Zähne klapperten ihm im Munde! Es war fürchterlich.

Seine Mutter und seine Freunde wandten vergebens alle ermuthigenden und tröstenden Worte auf, die ihnen Liebe und Freundschaft eingeben konnten; es half Alles nicht: Littleton glich einem zum Tode verurtheilten Verbrecher. Finster, regungslos starrte er vor sich hin, und schauderte jedesmal zusammen, so oft er die Uhr schlagen hörte. Lauschend hielt er das Ohr hin, als höre er Jemand kommen. Als seine Freunde ihn in diesem traurigen Zustande tiefster Niedergeschlagenheit sahen, versuchten sie es, ihn wenigstens durch Abkürzung seiner Qualen um einen Theil derselben zu täuschen. Sie ließen alle Taschen- und Wanduhren um eine halbe Stunde vorstellen; ja man versicherte sich sogar des Nachtwächters, der die Stunden abrief. Die Nacht rückte heran. Der Lord, auf's Bett hingestreckt, fragt seinen Kammerdiener: »Was ist die Uhr?«

»Zwölf, gnädiger Herr,« antwortete der Kammerdiener.

»Du belügst mich, John. Sieh' nach der großen Uhr.« — »Sie steht auf Zwölf.« — »Und meine Taschenuhr?« — Die Uhr des Lords zeigt Zwölf.« — Auf der Straße der Ruf: Zwölf ist die Glock!

Da sprang er auf, fühlte Kraft und Leben, ging, lief, war wieder leicht und rüstig, war wieder der junge schöne Littleton wie sonst, hatte Hunger, Durst und Schlaf ...«

Hier hielt der Erzähler inne, um Athem zu schöpfen — und als er dieß gethan hatte, trank er ein Glas Champagner.

Und als er getrunken hatte, nahm er sich eine Frucht auf seinen Teller und fing sie an zu verspeisen. — Wir aber schrieen Alle aus einem Munde: »Und Lord Littleton? Lord Littleton?

»Lord Littleton,« erwiderte der Engländer, befindet sich so munter, wie Sie und ich, meine Herren; die Mitternachtsstunde ging vorüber, ohne Seine Herrlichkeit abzufordern, und zur Stunde ißt er, trinkt, reitet und hat in allen Spielen Glück; aber er hat keine Geliebte, und ich kann Ihnen nur rathen, es eben so zu machen.«

Man fand allgemein, daß an dieser ganzen Geschichte wenig dran sey, und ich bin ebenfalls dieser Meinung.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Der Fels des Verfluchten.

Eine Schweizersage.

Warst du in der Schweiz, durchzogst du dieses an Wundern so reiche Land, so wirst du den *Unspunnen* gesehen haben, dessen Gipfel sich über das Thal neigt, welches seinen Namen führt, und einem ungeheuren Riesen gleich einen düstern Blick in die Tiefen unter ihm zu werfen scheint. Ein unheimliches Gefühl ergreift dich in diesen Schluchten, und wenn du etwas weiter das wilde Brausen des *Lütschin* hörst, welcher mit unwiderstehlicher Gewalt über die aufgethürmten Felsen sein blutrothes Wasser dahinströmt, und du

frägst dann erstaunt deinen Führer um Erklärung der sonderbaren Erscheinung, so wird er, nachdem er sich bekreuzt, dir Folgendes erzählen:

»Am Ende dieser Schlucht, in welcher wir uns befinden, werden wir den Fels des Verfluchten sehen. Diesen Namen hat er daher, daß an der Stelle, wo er sich erhebt, vor langen, langen Jahren ein bis dahin in der Schweiz unerhörtes Verbrechen begangen wurde. Der Ritter von Rawensburg fiel hier unter dem Dolche seines Bruders, als er eben, von einer fernen Reise heimkehrend, die väterlichen Erbgüter in Besitz nehmen wollte. Nachdem der Mörder seine blutige That verübt, eilt er zu der nahen Quelle, um die Blutspuren von Gesicht und Hände zu waschen, und, ruhig über die Folgen seiner That, welche keinen Zeugen, als Gott, hatte, ließ er den Leichnam seines Bruders unbeerdigt liegen, und entfernte sich schnell. — Aber er war noch keine Stunde gelaufen, als er ein sonderbares Brausen hinter sich hörte, und erschrocken sich umsah.

Furchtbares Wunder! Der kleine Wasserbach, in welchem er seine blutigen Hände wusch, hatte sich in einen Bergstrom verwandelt; der Lütschin stürzte, wie wir ihn bis diese Stunde noch sehen, schrecklich, unaufhaltsam, mit blutigen Wogen hinter dem Brudermörder her, und erhob gegen ihn die Stimme zur furchtbaren Anklage.

Das Haar des Unseligen sträubte sich; bleich, bebend wollte er schreien, wollte um Gnade und Barmherzigkeit flehen; aber der in wildem Zorn daherbrausende Strom ließ ihm nicht Zeit — er wurde von den Wellen desselben verschlungen.

Zur Stunde des Mordes hört man noch jetzt in jeder Nacht hier ein dumpfes, halblautes Murmeln, dann ein tiefes Seufzen, wie das Röcheln eines Sterbenden, worauf dann eine rothe Flamme rings um den Felsen zuckt; das ist die Seele des Mörders, welche in diesen Oeden umherirrt, und Ruhe sucht, welche sie nimmer finden wird; denn sie ist auf ewig verflucht.«

Lächle nicht über den Glauben deines Führers, indem du die Farbe des Wassers aus einer andern Ursache herleitest: du hast Unrecht; denn Aberglauben der Art ist eben der Hüter der Moralität, und ihn zerstören, heißt nicht immer, diesem Volke einen Dienst thun. (Mittern. Ztg.)

Frankfurter Theater.

Wir haben einige Bemerkungen über verschiedene Darstellungen den günstigen Lesern mitzutheilen. Der Teufel war vergangene Woche vielfältig auf unserer Bühne in Anspruch genommen worden. Am Dienstage, den 2. Sept., erschien er als Fra Diavolo, den Tag darauf als Robert der Teufel, und am Samstage, den 6. Sept. im Dominique, oder: der Besessene (worüber wir einen nachträglichen Bericht liefern werden), welcher Darstellung, Freitag, den 5. Sept. das unterbrochene Opferfest voranging! Mad. Fischer-Achten sang die Partie der Zerline im Fra Diavolo sehr gut; auch das Spiel ließ nicht unbefriedigt, nur vermißten wir zuweilen die belebende Wärme, die sich von der Bühne aus dem Zuschauer mittheilen muß. Bei der Menge von Opern, die jetzt gegeben werden, und worin diese Sängerin beinahe immer beschäftigt ist, darf man sich nicht wundern, wenn zuweilen etwas Abspannung durchschimmert. Der Part des Fra Diavolo ist unserer Ansicht nach keine der glänzendsten Leistungen des Hrn. Schmezer. Das Spiel, so wichtig in dieser Rolle, erweckt durchaus kein Interesse, der Gesang zeichnet sich fast nur in den Ensembles aus. Mit dem Vortrage seiner letzten Arie konnten wir uns auch heute nicht befreunden: er war nicht Herr über den technischen Theil derselben, und dennoch trieb er das letzte Tempo bis zur Unverständlichkeit. — Im Robert der Teufel sang Dem. Halbreiter die Prinzessin Isabelle. Ihre Leistung war nicht ohne Verdienst, aber auch nicht ausgezeichnet. Diese Partie geht über ihre Kräfte, die Stimme ist dazu nicht edel, nicht klangvoll genug, die Höhe ist erkünstelt und steht noch nicht im Verhältniß zu den Mitteltönen. Ihr Gesang erzeugt daher keinen Totaleindruck, und ob Dem. Halbreiter mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln in dem Fache, welches man ihr bestimmt, ausreichen wird, mag die Zukunft lehren. — Im Opferfest zeichnet sich Hr. Schmezer als Murney höchst vortheilhaft aus. Möchte er immer so trefflich, wie in dieser Partie, singen! So wenig wir den Tadel unterdrücken wollen, wo er zum eignen Besten des Sängers ausgesprochen werden muß, so gern erkennen wir das Verdienst an, wo es sich, wie heute, so rühmlich äußert. Die Myrrha der Mad. Fischer-Achten veranlaßt uns zu Bemerkungen, welche vielleicht Gegner finden dürften. Es sey! Ihr Vortrag ist nicht edel, nicht einfach, sondern mit Manieren überladen, die weder dem Geiste der Musik, noch weniger den Empfindungen einer Myrrha angemessen sind. Warum sucht Mad. Fischer-Achten durch Schnörkel zu glänzen, die, wie es in dem Quartett in F dur mitunter der Fall war, sich eher für ein Instrument als für ihre Stimme paßten? Der Komponist hat diese Partie so schön gezeichnet und so reichlich ausgestattet, daß sie nur wenig Ausschmückung bedarf. Die letzte Gesangscene besonders war beinahe bis zur Unkenntlichkeit variirt. Solchen Aufwand bedarf wahrlich unsere Sängerin nicht, um Beifall zu erwerben: die Natur hat ihr eine Stimme gegeben, die ohne solche Zuthat alles auszudrücken und ins Herz des Zuhörers einzudringen vermag. Mad. Stoll sang die Elvira mit großer Fertigkeit, kleiner Stimme und keiner Seele. Sie ist, wie Dem. Halbreiter, engagirt. Sollen wir uns mit diesen Acquisitionen freuen? Die eine sucht erst die Gunst Euterpens zu verdienen, die andere hat sie bereits bald ganz verloren! — Hr. Dobler, Mafferu, sang mit hinreißender Kraft und Feuer. Hr. Wiegand, als Inka, verdient großes Lob; seine schöne, reiche Stimme wirkte sehr angenehm. Die Chöre sangen mit Kraft und Präzision. — Die Musik zum Opferfest hat bei allen ihren Vorzügen doch auch eine langweilige Monotonie; der Styl derselben ist nicht rein dramatisch, die breiten $^4/_4$ Takte, welche diese Oper mehre enthält, gehören eher der Kirche an. Auch ist sie nicht ganz von Reminiscenzen aus anderen Opern, wie z. B. der Gluck'schen, frei, was sehr leicht nachzuweisen wäre. Die Episoden mit Pedrillo und den indischen Mädchen hatte man früher kluger Weise weggelassen. Durch deren Wiederaufnahme hat die Oper nichts gewonnen, als einige fade Späße und Hemmungen, die dem rascheren Gang der Handlung nachtheilig sind. S.

Namenräthsel.

(Acht Wörter.)

Eins ist oft ein Dorfverächter,
Zwei ein Fluß, nur schmal und klein,
Drei ist des Gesetzes Wächter,
Vier ein dunkler Edelstein,
Fünf braucht man als Vogelfutter,
Sechs trägt stets ein grünes Kleid,
Sieben ruft oft: »Mutter! Mutter!«
Acht ist Erb' der Seligkeit. —
Die Artikel, Leser, streiche:
Als Nomina propria
Bringen acht an Lorbeer'n reiche
Männer dir die Wörter nah.

F — t. L. Hub.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 123.

Maas, Mais, Mars, Maus.

Theateranzeige.

Freitag, den 12. September. Wilhelm Tell, große Oper in vier Abtheilungen, aus dem Französischen; Musik von Rossini.

Sonntag, den 14. September. Gustav, oder: der Maskenball, große Oper in fünf Abtheilungen, aus dem Franz. von Frhrn. v. Lichtenstein; Musik von Auber. 5tes Meß-Abonnement-suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — i. V. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 128. 14. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Kleines Toilettenbüchlein des weiblichen Herzens.

Von M. G. Saphir.

Man hat Dir, meine holde Leserin, schon viele Toilettenbüchlein geboten, Toilettenbüchlein des Leibes und Toilettenbüchlein des Geistes, aber noch nie ein Toilettenbüchlein des Herzens!

Man ist von Deiner Jugend an, meine holde Leserin, damit beschäftigt, Deinen Körper zu pflegen, zu warten, zu verschönern, groß und gerade zu richten, man hält Dir Tanzmeister und Reitlehrer u. s. w. Man ist auch damit beschäftigt, Deinen Geist zu bilden, Du verstehest Musik und Sprachen, Blumen malen und Singen, Geographie und Geschichte. Man putzt Deinen Körper heraus, wie einen Weihnachtsbaum, und behängt ihn mit tausend bunten Dingen und abflackernden Lichtern, auf daß die unverständigen Menschenkindlein nach seiner Bescheerung die Hände ausstrecken sollen; man putzt Deinen Geist heraus, wie ein Schmetterlingskabinet, damit er schillere und glänzere mit seinem angeflogenen Fittigschimmer und mit seinem Farben-Gaukelspiel das Auge Dir blende, das kurzsichtige, aber man putzt Dein Herz gar nicht heraus, man bildet, man erziehet es nicht; Dein Herz ist das Aschenbrödel der beiden Schwestern Körper und Geist; Körper und Geist werden allen Freiern auf dem Präsentirteller vorgeführt mit allen Schlittengehängen und mit allem Krimskrams der eitlen Gegenwart, aber das Aschenbrödel-Herz bekommt man nicht zu sehen, das Herz bleibt in grauer Unanscheinlichkeit zu Hause am Kamine, während Körper und Geist ihre Künste zeigen müssen!

Und doch, meine holde Leserin, was nützt dem weiblichen Wesen alle Schönheit des Körpers und des Geistes, wenn das Herz nicht schön ist? Der Körper zieht an, der Geist nimmt gefangen, aber festhalten den Gefangenen, für die Lebenszeit festhalten, das kann nur das Herz. Was nützt es, wenn Euer Leib ist grad aufgeschossen, wie die Ceder des Waldes, und Euer Herz ist in seinem Wachsthume verkrüppelt? Was nützt es, wenn Eure Gestalt ist füllig und üppig, wie die Waizenähre des Banars, und Euer Herz ist leer und hohl, wie eine taube Nuß? Was nützt es, wenn Euer Gesichtlein ist schneeflockig und weiß wie der Silberschaum des Meeres am stillen Gestade, und Eure Wänglein sind lieblich und rosig, wie die glühende Lippe der Abendwolke, wenn der Tag scheidend sie küßt, und Euer Herz ist voll von häßlichen Muttermalen und Leberflecken und bleichsüchtigen Streifen? Was nützt es, wenn Euer Ohr in zehn Sprachen vernehmen kann das Wort der Leichtfertigkeit, und Euer Mund in zehn Sprachen erwiedern kann die Rede des Leichtsinns, und Euer Herz nicht versteht seine einfache angeborne Muttersprache: die Sprache der Herzen, und Euer Herz ist wie ein Taubstummer und nicht hört die Töne des Gefühles, und nicht spricht die Worte der Empfindung? Was hilft es, wenn Eure Hand vermag auf die Leinwand zu hauchen die süßesten Landschaften, überbaut von zauberisch verglühenden Himmeln; wenn Eure Hand vermag künstlerisch einzunähen und einzusticken glühende Blumen, die mit Feueraugen uns anfunkeln und zublinzeln, und wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein häusliches Stillleben mit seinem einfach ewig klaren Himmel um Euch hervorzurufen, wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein einziges kleines Blümchen der Freude, der reinen Tugend, der Liebe einzusticken und einzunähen in den Goldgrund eines andern menschlichen Herzens? Was nützt es, wenn Eure zehn Finger wie magische silberne Schlüsselchen aufschließen das Zauberreich der Töne und aus demselben heraufbeschwören die leichtbeflügelten, tonbeschwingten Geister aller Harmonien und Euer Herz nicht anzuschlagen vermag einen einzigen Akkord auf der myriaden-besaiteten Klaviatur der Gefühle und keinem anderen Herzen zu entlocken vermag einen verschwisterten Laut? O, meine holden Leserinnen, wenn Ihr so ausgerüstet seyd mit den blitzenden Waffen des Geistes und mit der blankgeputzten Glanzrüstung des Körpers nur innen noch fehlt das Herz, das belebende, herrliche, göttliche Herz, dann seyd ihr schön und vergnüglich anzuschauen und anzugaffen in den Rüstkammern und in den Zeughäusern der Gesellschaft und der Salons, aber Ihr seyd nicht in die Arme zu schließen, man kann die fühlende Brust nicht legen an Euer überpanzertes Außenwerk, und dem Herzen schlägt aus diesem blanken Waffengebäu kein inwohnendes Herz entgegen, welches freundlich: „Herein!" ruft. Glaubt mir, meine freundlichen Leserinnen: Körper und Geist machen die Zange, mit der man die Männer anfaßt, und freilich wollen wir Männer auch hübsch gefällig und sanft angefaßt seyn. Freilich ist es auch hübsch, wenn diese Anfaßzange hübsch fein gearbeitet, aus silbernem oder güldnem Stoff ist; allein das Herz, das ist die traute, heimliche Jelängerjelieberlaube, in welchem Ihr die Männer für ewig behalten wollt; das Herz ist das Museum der Liebe, in welchem Ihr die Männerherzen für immer aufstellen wollt; darum müßt Ihr trachten, dieses Museum zu heiligen und in reiner Weihe zu erhalten, in sittiger Stille und Ruhe; müßt an diesem Herzensmuseum nicht Fensterchen und Gucklädchen ringsum anbringen, sondern das Licht muß von oben, vom Himmel hineinfallen; die Wände Eures Herzens müssen nicht mit eitel Schnitzwerk und von glänzenden Fresken überdeckt seyn, sondern von den gediegenen Haut- und Bas-Reliefs und den getriebenen Wappenbildern des wahren Herzenadels, und von dem schweren, seidengleichen Goldstoff der Tugend.

Ach ja, meine lieben Leserinnen, Mütter und Erzieherinnen thun genug für den Körper ihrer Töchter, zu viel für den Geist, aber nichts oder sehr wenig für ihr Herz! Auf Alles nehmen sie mehr Rücksicht, als auf das Herz! Wenn der Körper eine schiefe Richtung bekommt, da wird lamentirt und um den Arzt geschickt, und Luftbetten und

Zwangmieder angeschafft, aber wenn das Herz eine schiefe Richtung bekommt, das merkt die Mutter nicht einmal! Wenn das Töchterchen die Stirne kraus zieht, da legt die Mutter die Hand darauf und fragt: »Was fehlt dir Töchterchen?« Wenn sich aber das Herz der Tochter krampfhaft und schmerzlich zusammenzieht, darnach wird nicht gefragt! Bei Tische, an großen Tafeln, da sagt die zärtliche Mutter hundertmal: »Ach, liebes Kind, verdirb dir den Magen nicht!« aber sie führt sie in frivole Zirkel, an den Freitisch der großen Welt, und sagt nicht: »Ach, liebes Kind, verdirb dir das Herz nicht!« Und der Magen braucht doch weniger Sorgfalt als das Herz, denn der Magen wirft, wie der gesunde Humor, die schlechten Stoffe selbst heraus, aber das Herz nimmt die schlechtesten Stoffe am liebsten auf, und treibt sie in Saft und Blut schnell herum. Einem überladenen Magen kann man zum Brechen eingeben, so vielmal man will, aber das Herz, ach das Herz bricht nur einmal, dann ist es aus!

Darum, meine holden Leserinnen, ich bitte Euch, bekümmert Euch mehr um die Toilette Eures Herzens! O es gibt auch für die Herzenstoilette schöne, elegante Putzwaaren! Bänder und Kettchen, und Ringe, und Schleier u. s. w. als da sind das Band der Liebe und der Freundschaft; das Band der Eintracht; die goldene Kette weiblicher Pflichten; den Schleier der Züchtigkeit und den Gürtel der Scham; den Mantel der Nächstenliebe; die Perle der Tugend, den Krystall der lautern Empfindung und den kostbaren Solitär der einzig beseligenden Religion! O seht, wie reich, wie glänzend, wie herrlich diese Bijouterien für die Toilette Eures Herzens daliegen; greift zu, Euch damit zu schmücken, die drei schönsten Zierden des edeln weiblichen Herzens sind stets bereit, Euch zu verschönern, die drei himmlischen Herzenszierden: Religion, Liebe und Tugend.

Ich kann Euch weiter, meine freundlichen Leserinnen, nichts sagen, als wiederum, wie ein weibliches Herz eigentlich seyn soll, und wie es zugleich nicht seyn soll; Ihr habt den Talisman bei Euch, der es dazu machen kann.

Ein weibliches Herz soll seyn wie ein Kirchhof, es soll von Allen, die darin wohnen, nichts als Liebes und Gutes sagen, und wiederum soll es nicht seyn wie ein Kirchhof, es soll nicht sogleich Gras wachsen lassen über die Theuren, die es einschließt. Ein weibliches Herz soll seyn wie eine Glocke, die Freuden und Leiden seiner Mitmenschen sollen darin gefühlvoll wiederklingen, und es soll wiederum nicht seyn wie eine Glocke, es soll nicht von jedem kleinen Riß, den das Schicksal hineinreißt, verstimmt und unklar werden. Das weibliche Herz soll seyn wie ein Schiff, gerade wenn der Sturm des Lebens am stärksten tobt, soll es auf der hochgehenden Welle empor getragen werden zum Himmel, und wiederum soll es nicht seyn wie ein Schiff, es soll nie verschlagen seyn und nie flott werden. Ein weibliches Herz soll seyn wie ein gutes Bildniß, die Zeit soll seine etwas zu grellen Farben mildern und immer weicher und gefälliger machen, und wiederum soll es nicht seyn wie ein gutes Bildniß, es soll nicht Jeden, der es ansieht, wieder anzusehen scheinen. Das weibliche Herz soll seyn, wie eine Schwalbe, so häuslich, so fromm und heimisch; und es soll wiederum nicht seyn wie eine Schwalbe, es soll uns nicht entfliehen, wenn der Herbst naht, und nicht in den Winterschlaf gerathen. Das weibliche Herz soll seyn wie die heilige Schrift, so voll vom Worte Gottes und so einfach und so ewig milde; und es soll wiederum nicht seyn wie die heilige Schrift, es soll nicht in so viel Zungen existiren. Das weibliche Herz soll seyn wie die Auster, es soll sich nur einmal aufschließen, um den Thau der Liebe in sich aufzunehmen und ihn als kostbare Perle all sein Leben lang in sich tragen, und wiederum soll es nicht seyn wie die Auster, es soll keine so harte Schale haben. Ein weibliches Herz soll seyn wie ein Springbrunnen, der frische Stral des Gefühls soll aus seinem Innern emporschießen und in tausend Theilchen zerstäubt, Alles rings erfrischen und erquicken; und es soll wiederum nicht seyn wie ein Springbrunnen, die Empfindung, die es ausströmt, soll nicht immer wieder nur zu sich selber zurückkehren. Ein weibliches Herz soll seyn wie eine Aeolsharfe, die, angehaucht vom weichen Odem der Empfindung, austönt in leisen, lieblichen, heiligen und ahnungsreichen, schmelzendverklingenden Akkorden; und wiederum soll es nicht seyn wie eine Aeolsharfe, nicht jeder Windbeutel soll ihm einen harmonischen Ton abgewinnen. Ein weibliches Herz soll seyn wie ein Kalender, es soll alle Himmelszeichen in sich tragen; und wiederum soll es nicht seyn wie ein Kalender, es soll nicht so viele Namenstage zu feiern haben. Kurz ein weibliches Herz soll seyn wie ein wahrer Humorist, wenn es einen Gegenstand erfaßt hat, soll es davon gar nicht weichen können, und wiederum soll es nicht seyn wie ein wahrer Humorist, der sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er seinen Gegenstand plötzlich verläßt und abbricht. (W. Thztg.)

Carmagnole und Janot.

(Schluß.)

Als Francesko eines Abends um die Stunde, wo die untergehende Sonne Italiens durchsichtigem Himmel den Schein einer großen Feuersbrunst gibt, am Wege schlief, blieb ein Mann bei dem jungen Hirten stehen. »Steh auf,« sagte der Fremde. — Francesco erwachte, und erhob sich. — »Mannes Größe,« setzte der Angekommene hinzu, indem er ihn mit den Augen maß. — »Und auch Mannes Herz,« sagte Francesco nun, den Arm erhebend, wie wenn er den Ueberlästigen hätte strafen wollen, der ihn in seiner Ruhe gestört hatte. — »Ich bin Facino Cane,« fuhr Ersterer fort. Des Hirten Arm blieb noch einen Augenblick erhoben, dann fiel er maschinenmäßig und ohne geschlagen zu haben herab. — »Ja, Facino Cane, der sich vom gemeinen Soldaten unter Visconti's Truppen zum Fürsten von Tortone und Verceil emporgeschwungen hat, weil der Himmel Gott, und die Erde den Menschen zugehört, die das Herz auf dem rechten Fleck haben.« — »Wenn das ist,« sagte Francesco, denke auch ich meinen Theil von Italien zu bekommen. — »Hier ist der Schlüssel zu deinem herzoglichen Schlosse, begann Facino wieder, indem er ihm einen schweren Säbel umgürtete. — Francesco's Augen funkelten und er folgte dem Soldat gewesenen Fürsten, der das Land durchzog und für seine Armee alles warb, was Mannes Größe und Sinn für militärische Würden hatte.

Im Jahre 1424 ward in der mailändischen Hauptstadt die Vermählung des Grafen von Castel-Nuovo mit Antoinette Visconto, der Nichte von Philipp Maria, Herzogs von Mailand, gefeiert. Der für das neue Ehepaar aufgeführte Palast del Broletto ertönte von Festgesängen; an den Lambris des Ehrensaals aufgehängte Schilder besagten, weßhalb der regierende Herzog einen Unterthan so sehr ehrte, daß er ihn zum Mitglied seiner erlauchten Familie machte. Da las man: Einnahme von Piacenza; Eroberung von Brescia; Belagerung von Bergamo; Wiedereroberung von Mailand; und auf einer anderen Seite: Erwerbung Genua's für die herzogliche Krone — und mitten aus der Trophäe leuchtete gerade und glänzend der blanke große Säbel hervor, den Facino Cane dem Hirten Francesco Bartolomeo Bussone umgürtet hatte, der unter dem Namen Carmagnole Kapitän, General und zuletzt Graf und Neffe des Herzogs von Mailand geworden war.

Im Jahr 1425 zog ein Mann, angeklagt, den Enthusiasmus der Soldaten durch seinen Muth entflammt, die Liebe

der durch seine Mäßigung im Siege überwundenen Völker ganz für sich gewonnen, und endlich den Rechten der Macht seines Gebieters dadurch Abbruch gethan zu haben, daß er sich in der Bewunderung der Ausländer über ihn gestellt, traurig seines Weges nach Venedig. Die ungerechte Habgier seines Monarchen hatte seine Güter konfiszirt, und ohne zu wissen, wo er ein Obdach finden würde, nahm er nichts mit sich, als Facino Cane's großen Säbel und den unvergänglichen Ruhm seines Namens. Man sagt, daß er eines Abends, von Strapazen ganz erschöpft, an die Thür einer ärmlichen Strohhütte klopfte, und, weil er kein Nachtlager zu bezahlen im Stande war, um nur einen Platz an dem Tische der Armuth zu erlangen, es wagte, sich, den Proskribirten, zu nennen.

Da fiel die ganze Familie dem großen General zu Füßen; die Frauen boten ihm ihre Pflege, die Männer ihr Leben an, und einem kleinen Kinde ward der Beiname Felix Glorioso (glücklich und glorreich) gegeben, weil es spielend den Degenknopf des Carmagnole berührt hatte.

Im Jahr 1430 lebte zu Venedig ein General, dem zu gehorchen sich selbst die Fürsten zur Ehre anrechneten, die im Dienst der Republik standen. Dem Dolche eines Meuchelmörders entgangen, den Philipp Maria von Mailand abgesandt hatte, um eine Schuld der Dankbarkeit durch Mord zu tilgen, empfing der neue venetianische General aus den Händen des Doge und vor dem Altare von St. Marcus die Feldherrn-Standarte und den Kommandostab, welche ihm die oberste Gewalt über die Armeen und über das ganze venetianische Gebiet zusicherten. Dieser, mit Ehren und Reichthümern überhäufte Mann, der die Gränzen der Republik täglich mehr und mehr erweiterte und ihre Macht überall befestigte, war abermals der Carmagnole.

Am 5. Juni 1432 schleppten die Vollstrecker der Gerechtigkeit zwischen den beiden Säulen des kleinen Marktplatzes zu Venedig einen Mann herbei, der an Händen und Füßen geknebelt und dem der Mund verstopft war. Ein Henkersknecht drückte ihm mit Gewalt das Haupt auf den Block, und der Nachrichter schwang das Beil über den entblößten Nacken des von den Schmerzen der bestandenen Tortur schon halbtodten Delinquenten. Das Verbrechen, dessen man ihn laut anklagte, bestand darin, daß er vierhundert Kriegsgefangene zu ihrem Pflug zurückgeschickt hatte, und in der Stille sagte man ihm nach, er habe das Vertrauen des Senats in einem Grade gewonnen, daß die Republik hätte zu Grunde gehen müssen, wenn er an ihr hätte zum Verräther werden wollen. Dieß war ihm nicht in den Sinn gekommen; da man aber seine Gewalt über die Armee nicht verringern konnte, ohne die Dankbarkeit zu verletzen, die man ihm schuldig war, so ward ihm ein ungerechter Prozeß angehängt, weil man meinte, es sey weniger undankbar, ihm des Lebens zu berauben, als ihm nach solchen Diensten, wie er sie geleistet, Mißtrauen zu beweisen.

Ich brauche wohl nicht erst hinzuzusetzen, daß dieser Mann, der als Held gelebt hatte und der nun den Tod eines Verbrechers starb, abermals der sardinische Hirte, der Gefährte von Facino Cane, der Retter Philipp Maria's von Mailand, der Schirmherr der Republik Venedig, mit einem Worte Francesco Bartolomeo Bussone, genannt Carmagnole, war.

Eine blutige Ausschweifung machte den Namen Carmagnole populär; eine geistige Verwirrung brachte den von Janot in die Mode. Wenn Callot diese burleske Figur nicht inmitten einer Weinhaus-Orgie durch seinen Griffel verewigt hat, so kann dieß nur daher kommen, daß er, ernst und finster, wie alle große Komiker, streng in seinen Sitten und gewählt in seinem Anzuge, als ein guter Edelmann seiner Zeit, vom Hofe nach seinem Atelier ging, ohne erst in den Wirthshäusern vorzusprechen, die sich auf seinem Wege befanden.

Janot mit seinem Schmetterlinge vor sich, auf zwei Armeslänge von ihm entfernt, so daß es stets vergebens darnach haschte; Janot, der am lichten hellen Tage mit einer angezündeten Laterne geht, und der beim leisesten Lüftchen fürchtet, die Flamme darin möchte erlöschen und ihm dann nur das Licht der Sonne bleiben, um in den Straßen zu wandeln; Janot mit seinem guten ganz neuen Messer, dem er erst zwei neue Klingen und drei ebenholzene Hefte hat geben lassen: Janot, sage ich, ist uns als der lustigste Repräsentant der menschlichen Dummheit in Erinnerung geblieben. Er war es, der von zwei Briefen, welche der Briefträger in Händen hatte, den größesten nahm, obwohl der andere seine Adresse trug; er war es, der, in der Küche angestellt, die glühenden Kohlen unter dem Topfe wegnahm und sie in die Suppe warf, um diese schneller zum Kochen zu bringen. Er mag sprechen, er mag handeln, man muß immer über Janot lachen: ein Grad weiter, und man würde ihn bemitleiden müssen; er würde ein Cretin seyn.

Im Jahre 1523, als die Kaiserlichen in die Champagne einrückten, die Engländer die Picardie verheerten, die Spanier über die Pyrenäen gingen, um das Königreich Franz I. zu zerstückeln, und der Mailänder eine Stadt nach der andern von dem Erbtheile des Nachfolgers Ludwigs XII. an sich riß; in dem unheilschwangeren Jahre endlich, wo die Glocken aller Sprengel dem armen Frankreich, das im Sterben lag, ein Grabgeläute hielten, war den Franzosen noch ein letzter fester Platz jenseits des Tessino geblieben, hinter welchen zurückzugehen der Admiral Bonivet schimpflicher Weise gezwungen worden war.

Wenn das Kastell von Cremona verloren ging, so war es um die französische Besitzungen in Italien geschehen. Wer diesen Posten besetzt hielt, konnte seinen Soldaten schon eine geraume Zeit Muth und Vertrauen einflößen, um so mehr, da er in der Regel reichlich verproviantirt war. Einst waren die Hülfsmittel jedoch sehr knapp geworden, der Feind stand vor den Thoren, und forderte, indessen unter ehrenvollen Bedingungen, zur Kapitulation auf; aber der französische Befehlshaber erklärte, daß er lieber sterben wollte, und wenn es seyn müßte, durch seine eigne Hand. Der Parlamentär ward mit einer so entschiedenen abschlägigen Antwort zurückgeschickt, daß von nichts anderem als von erneuerten Kämpfen die Rede seyn konnte. Es verstrich ein Tag nach dem andern und Bayard, der die muthigen Vertheidiger von Cremona befreien sollte, erschien noch immer nicht; die abgemagerten Arme vermochten kaum die Muskete noch zu heben, und die fast erloschenen Augen schickten dem Feinde die Kugeln aufs Gerathewohl zu. Jeden Abend ward die Mannschaft überzählt und jeden Abend nahmen die von dem Hunger gelichteten Reihen beim Appell weniger Raum ein.

Sie waren nur noch sieben Mann stark, sieben Gespenster, denen die Stimme vergangen war und die sich fast im Delirium befanden, ohne ein menschliches Ansehen, aber aus Instinkt noch dem Chef gehorchend, der ausgemergelt war wie sie und der an der Erde hinkroch, weil er sich aus Mangel an Kraft nicht mehr aufrecht erhalten konnte, als endlich die französische Fahne von weitem sichtbar ward. Bayard durchbrach die feindliche Linie und kam in der Citadelle noch zeitig genug an, um die letzten Worte des Kommandanten zu vernehmen. »Ihr habt's lange gemacht,« sagte der brave Mann, und verschied.

Derjenige, der den Muth seiner Leute bis auf den letzten Punkt aufrecht gehalten hatte; derjenige, den Bayard seines Vertrauens würdig gehalten und der demselben auch entsprochen hatte; der wackere Kapitän endlich, der den Verlust von Mailand vielleicht um einen Tag verzögert hatte, hieß — Janot. Daß er nicht eben so berühmt geworden ist als sein grotesker

Namensvetter, läßt sich begreifen. Man erinnert sich noch sehr gut Gautier-Garguille's des Fatzenmachers, während der Gautier-Garguille, der vor Gram starb, als er den Tod eines Freundes erfuhr, fast vergessen ist. Die biographischen Diktionäre haben für Janot von Herbouville keinen Raum gehabt, und wir selbst machen uns, indem wir ihn in Erinnerung bringen, wenig Hoffnung, für die Erholtung seines Gedächtnisses Großes gethan zu haben: der Janot des Theaters hat weit mehr Anspruch auf Popularität!

Das-Blumenkonzert.

(Fortsetzung.)

— Obschon es schon tief in der Nacht war, bat ich den Meriadec doch, weiter zu erzählen. Seit drei Jahren des Vergnügens beraubt, sich mit Seinesgleichen zu unterhalten, war er so willig zu reden, als ich, ihn anzuhören, und so machte er keine Umstände. Wir schürten das Feuer an, welches dem Erlöschen nahe war, ich holte eine frische Cigarre hervor, und Meriadec begann aufs Neue, wie folgt:

Ich war durchnäßt bis auf die Haut und die Zähne klapperten mir vor Kälte zusammen; aber die eben aufgehende Sonne trocknete und erwärmte mich bald wieder. Ich setzte mich ans Ufer und dachte an die Barke, die ich verloren hatte, und an die gute Frau, die mich für umgekommen halten mußte. Ich sah nach einem Fischerboote aus, das mich hätte aufnehmen können, aber es ließ sich den ganzen Tag keines sehen. Ich brachte die Nacht abermals unter freiem Himmel zu. Am andern Morgen litt ich den nagendsten Hunger. Ich wartete neuerdings mehre Stunden auf die Ankunft irgend eines Bootes, und als keins sichtbar wurde, ging ich aus, mir etwas Nahrung zu suchen. Ich durchstreifte die nicht große Insel, fand aber nichts als Pappeln, Birken und einige andere wilde Bäume, deren Namen ich nicht anzugeben weiß. Es war kein einziger Fruchtbaum darunter. Ich gewahrte von Zeit zu Zeit Kaninchen, die sitzen blieben, um nach mir hinzusehen, und die entflohen, sobald ich mich ihnen näherte. Endlich mußte ich nach dem Ufer des Meeres zurückkehren, um zu sehen, ob ich dort glücklicher wäre; aber es war Fluth, und ich mußte also noch das Fallen des Wassers abwarten. Als es Ebbe geworden war, da sammelte ich Muscheln und Austern ein, deren es hier zu gutem Glücke reichlich gab. Das war denn meine erste Mahlzeit. Die Kühle der nächstfolgenden Nacht veranlaßte mich, ein tüchtiges Feuer neben meiner Schlafstätte anzuzünden, welches nebenbei noch als Signal dienen konnte, um in See befindliche Fischer dahin zu locken. Aber ich ward plötzlich durch ein ganz eigenthümliches Geräusch aus dem Schlaf aufgeschreckt, und als ich die Augen aufschlug, da sah ich auf funfzig Schritt Weite von mir mehre Bäume in lichten Flammen stehen. Ich hätte diesen Brand nicht löschen können, und er würde wahrscheinlich alle Bäume der Insel verzehrt haben, wenn nicht der Wind plötzlich umgesprungen und ein starker Platzregen gefallen wäre.

Ich führte eine Zeitlang dieselbe Lebensweise, stets der Hoffnung lebend, von meiner Insel erlös't zu werden, und immer in dieser Erwartung getäuscht. Als sich der Winter näherte, da hielt ich es schon für möglich, daß ich ihn wohl hier würde zubringen müssen; ich ging deßhalb darauf aus, mir ein Asyl zu suchen, und entdeckte auch endlich eine durch Dorngebüsch verborgene Grotte. Ich verschaffte mir den Eingang dazu, indem ich das Gestrüpp in Brand steckte. Sie ging einige Fuß abwärts in die Erde, und an ihrem äußersten sichtbaren Ende war eine Biegung, die zu einer zweiten, gleich großen Grotte führte und wohin weder Luft noch Wind drang. Nur vermittelst eines brennenden Holzspans konnte ich mich dahin finden. Das schien mir nun eine ganz passende Wohnung abzugeben. Ich führte vor dem Eingange eine kleine Mauer aus Feldsteinen auf, die ich mit Lehmerde verband. Ich stellte, wie ehedem, den Kaninchen Schlingen, und verfertigte aus Binsen Stricke. Die Kaninchenfelle und das Binsengeflecht gaben mir das Material zu meiner Bekleidung. Nachdem ich mich noch für den Winter verproviantirt hatte, verlebte ich ihn ziemlich sorgenlos. Ich hatte mich in mein Geschick ergeben und ertrug mein Exil mit Geduld. Im folgenden Sommer baute ich mir diese Hütte, wo ich doch noch lieber weilte als in der vorbesagten Höhle.

Inzwischen machte es mich doch oft sehr traurig, so ganz von aller Welt abgeschieden zu seyn, und ich, der ich sonst einen so tiefen Widerwillen gegen die Menschen im Allgemeinen gefaßt und nichts so sehr geliebt hatte, als die Einsamkeit, ich hätte nun gern zehn Jahre meines Lebens darum gegeben, wieder unter Menschen zu seyn.

— So ist des Menschen Herz, sagte ich zu ihm: es gibt wenig auf dasjenige, was es sein nennen kann, und sehnt sich nach dem, was es nicht hat.

Zuweilen sah ich in der Ferne die neuen Fregatten, die vom Stapel gelassen wurden, und die Fahnen, welche von den Gipfeln der Häuser zu St. Servan und St. Malo wehten. Es war mir, als hörte ich den Jubel der am Ufer versammelten Menge, das Beifallklatschen der in buntgeschmückten Kähnen fahrenden Frauen und das muntere Festgeläute der Kirchenglocken. »Warum,« sagte ich zu mir selbst, »jener Lust und jenem menschlichen Leben so nah und doch so fern? Warum zu fern von den Menschen, um an ihrem Glücke Theil zu nehmen, und doch nahe genug, um es zu beneiden?« Weinend kehrte ich zurück nach meiner einsamen Hütte.

Eines Tages, es war ein stürmischer Tag, fuhren Fischer an dem Flecken Landes vorüber, wo ich von allen Wesen, nur nicht von Gott, vergessen war. Ich rannte ans Ufer, und rief ihnen zu, sie möchten mich an Bord nehmen; sie stießen aber, als sie mich erblickten, einen Schrei des Entsetzens aus feuerten unter dem Ausruf: »Meriadec's Geist! der Geist des Hexenmeisters!« ein Gewehr auf mich ab, ohne mich jedoch zu treffen, und ruderten unter verdoppelter Anstrengung weiter. Seitdem habe ich niemand wiedergesehen.«

(Schluß folgt.)

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5.

Eine Stadt ist's, reich an Ehr' und Ruhm.

1. 2. 3. 4.

Ein Fluß ist's, mitten im deutschen Land.

1. 2. 3.

Ein Mond ist's — doch das Publikum

Mein Wort schon über dem Lesen fand.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenstob.

Auflösung des Namenräthsels in Nro. 126.

1. Bürger. 2. Bach. 3. Richter. 4. Saphir. 5. Körner. 6. Fichte. 7. Kind. 8. Engel.

Theateranzeige.

Sonntag, den 14. September. Gustav, oder: der Maskenball, große Oper in fünf Abtheilungen, aus dem Franz. von Frhrn. v. Lichtenstein; Musik von Auber. 5tes Meß-Abonnement-suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — I. V. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 129. 15. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Blumenkonzert.

(Schluß.)

— Hiermit war Meriadec's Geschichte zu Ende, und nun suchte er, wie ich, ein Nachtlager. Ich schlief köstlich, und als wir am andern Morgen erwachten, war es das schönste Wetter. Wir standen auf, schüttelten uns ein wenig, und schickten uns an, die Insel zu verlassen.

Meriadec sah uns zu, und es traten ihm die Thränen in die Augen.

Als dann aufgebrochen wurde, da sagte er mit tiefbewegter Stimme: »Und wie wirds mit mir?«

»Ihr geht mit uns,« sagte ich zu ihm. — Auf diese so natürliche Idee schien er nicht verfallen zu seyn, denn er war fast außer sich vor Freuden, als er dieß hörte. Es perlten ihm die Thränen über die Wangen und seine Hände zitterten. Er wollte sprechen, und konnte nur zusammenhängende Laute von sich geben. Endlich küßte er mir in Extase die Hand und rief aus:

»Wie! ich mitgehen?«

»Ja, und zwar sofort.«

»Ich werde also das Dorf, den Kirchthurm, die gute Frau wiedersehen! die große Eiche wieder, unter welcher ich im Mondenschein gesessen, und die gute Frau, die ich seit drei Jahren nicht gesehen habe; sie und ihr Häuschen, ihren kleinen Garten! O Gott! o Gott! wie bin ich glücklich!«

Die Freude des armen Mannes that mir zugleich wohl und weh. Ich sagte ihm, wir würden nun aufbrechen; da bat er, ob er nicht erst von seiner Höhle und von seinem Garten Abschied nehmen sollte. Wir folgten ihm dahin. Die Grotte war wirklich sehr bequem und ziemlich hübsch. Er berührte alles, was sich dort vorfand, und es war, als hätte er die Grotte umarmen wollen. Darnach folgten wir ihm nach seinem Garten; dieser enthielt nichts als wilde Blumen, die er auf der Insel gesammelt hatte. Er liebkos'te sie, wie ein Vater seine Kinder liebkos't, wenn er sich eine Zeitlang davon trennen soll.

»Ha! wie lieb seyd Ihr mir geworden, ihr guten Blümchen!« rief er aus. »Ihr waret es, die mich in meinem Kummer getröstet habt; mir in meiner Einsamkeit Gesellschaft geleistet, mich durch euren Duft, durch eure Lieblichkeit erfreut. O ihr guten, schönen Blumen, mir so theuer!«

Uns wandelte bei dieser Apostrophirung ein Lächeln an; da sah er sich ernst nach mir um, und sagte:

»Sie verstehen mich, die Blumen da. In den drei Jahren, die ich hier zugebracht, habe ich ihre Sprache erlernt und weiß nun auf's Haar, was sie mir sagen. Ich habe manchesmal mit ihnen im Mondenschein geplaudert und da haben sie mir manch niedliches Lied angegeben. Euch will ich sie wiedersagen, denn ich sehe, daß Ihr mir gut seyd.«

Er richtete sich hoch auf und blickte mich mit einem Stolz an, der merkwürdig mit dem ernsten und sanften Ausdruck seiner Physiognomie kontrastirte.

Wir gingen unter Segel. Der Himmel war blau, die Luft frisch und balsamisch, das Wetter köstlich. Unsere Ueberfahrt ging rasch und fröhlich von statten; wir unterhielten uns von unserm so glücklich überstandenen Abenteuer. Ich bemerkte an dem Gürtel des Meriadec das so dünne Messer, mit welchem er so geschickt meine Cigarre wieder aus dem Feuer geholt hatte, und um in den Besitz eines Werkzeugs zu kommen, welches der Zeuge und Gefährte seiner Leiden gewesen war, bat ich ihn, es mir gegen ein schönes englisches Messer zu überlassen, das ich ihm zeigte. Er wollte sich aber nicht davon trennen und antwortete auf meine Bemerkung, daß das meinige ja doch weit besser sey:

»Gewiß, aber es hat mir nicht während eines dreijährigen Exils gedient, wie dieses da.«

Als wir gelandet waren, gaben wir ihm all das Geld, das wir eben bei uns hatten, und wünschten ihm eine gute Reise.

* * *

Unlängst begegnete ich ihm zu Paris. Er war schlecht gekleidet und trug an einem breiten leinenen Bande eine kleine Schachtel von rautenförmigem Glase, durch welches Blumen von verschiedener Gattung schienen. Seine Physiognomie war traurig und muthlos. Obgleich er nicht mehr den großen Bart und das lange Haar trug, schien er doch hagerer und älter geworden zu seyn.

»Guten Tag, Meriadec,« sagte ich in Patois zu ihm.

»Guten Tag...« antwortete er, sah mich aber dabei ungewiß an. Dann war es, als ob er sich etwas entsonnen hätte, und nun wiederholte er mit Herzlichkeit: »Guten Tag, guten Tag, mein Herr.« — Er hatte mich erkannt.

»Nun, was treibt Ihr zu Paris?«

»Ich gebe Blumenkonzerte.«

»Blumenkonzerte?«

»Ei freilich, ist das nicht schön? Kommt nur zu mir, und ich will Euch eins für Euch allein geben.«

Er wohnte in einem abscheulichen Winkel, der weder vor Nässe noch vor Kälte schirmen konnte. Es war im achten oder neunten Stockwerk. Er wieß mir einen Strohsack, das einzige Möbel, welches da war, zum Sitzen an. Hier erzählte er mir dann den zweiten Theil seiner Geschichte.

Als er nach seinem Dorfe zurückkehrte, war die gute Frau längst verstorben und ihr Häuschen und kleiner Garten verkauft worden, und als er sich des Nachts dort hatte einquartieren wollen, um sich in die alte Zeit zurückzuversetzen, da hatte der neue Eigenthümer, in der Meinung, es sey ein Dieb, ihn in den Arm geschossen und dann einstecken lassen. Nach vielen Leiden und schwerem Kummer kam er endlich wieder los, fand Arbeit und blieb vier Jahre auf einer Stelle, fühlte sich jedoch unglücklicher als früher, weil er

nun noch isolirter war. Er konnte es nie dahin bringen, sich unter den bretagne'schen Fischern einen Freund zu erwerben: er war allen zu still, zu weich.

Er fuhr zuweilen in einem Boote nach seiner kleinen Insel hinüber und verlebte dort, je nachdem es an der Zeit war, einen Tag oder eine Woche. Hernach arbeitete er wieder, weil er Geld brauchte, um eine gewisse Idee in Ausführung zu bringen, auf die er verfallen war. Binnen vier Jahren hatte er sich ein kleines Sümmchen erspart. Nun ging er nach Paris, wovon man ihm Wunderdinge erzählt hatte. Dort ließ er die kleine Glasschachtel machen, die ich gesehen hatte, that in dieselbe Blumen hinein, und meldete sich dann hier und dort, um Blumenkonzerte zu geben. So hatte er es vier Wochen lang getrieben, als er mir begegnete.

»Ja,« sagte er zu mir, »sie haben mich alle ausgelacht, als ich zu ihnen von meinem Blumenkonzerte gesprochen habe; sie sagten, ich sey ein Narr. Aber sie, sie sind Narren, daß sie nicht ein Blumenkonzert hören wollen. — Hören Sie nun!«

Er öffnete das Kästchen, welches in fünfzehn kleine Fächer abgetheilt war. In jedem Fache lagen Blumen, und darüber kleine Deckel von weißem Holze, die einem, ich weiß nicht welchem, Mechanismus gehorchten. Er begann, diese langsam einen nach dem andern zu lüften, wie wenn er Fortepiano gespielt hätte. So wie er in seinem Konzerte vorrückte, entflammten seine Augen, hob sich seine Brust, bemächtigte sich seiner ein glühender Enthusiasmus. Anfangs begriff ich nichts, sah nichts, hörte nichts und dachte, daß er völlig närrisch geworden wäre. Aber allmälig verbreitete sich der Duft der eingeschlossenen Blumen, drang in meine Kleider und fing an, mich zu berauschen. Nun fühlte auch ich mein Herz höher schlagen, alle meine Sinne sich in Trunkenheit und Wollust auflösen. Es folgte sich Geruch auf Geruch, und ein balsamischer Duft verschmolz sich mit einem andern. Ich begann die Harmonie zu fassen, die mich ergriffen hatte. Meine Augen schlossen sich, mein Haupt sank vornüber; ich hörte eine himmlische Musik, ich sah orientalische Gärten, voll Grüns und frische Marmorbäder, mit badenden Nymphen, und vernahm das Kosen der Liebe .... Ich stieß einen Schrei aus, und erwachte.

»Und das wollten sie nicht hören!« rief Meriadec aus.

In hehrer Schönheit und erhabener Größe stand dieser Mann nun vor mir. Ich ergriff seine Hand und wir vergossen schweigend Thränen.

Seitdem ist er in ein Narrenhaus eingesperrt worden, wo ich ihn noch mehremale besucht habe. Der Verlust seiner Freiheit und seines Glaskästchens ging ihm dermaßen zu Herzen, daß er nun bald vor Gram starb. Möge ihm die Erde seines Grabes leicht seyn!

Es gibt Gemüther, die mitten in der Gesellschaft völlig abgeschlossen leben, weil Niemand ihre Freuden, ihren Gram versteht, und die dann sterben, ohne von irgend einem andern Gemüthe erkannt worden zu seyn.

Die unbewohnte Villa. *)

Wahre Begebenheit, von C. D. Baynes.

(Aus dem „Keepsake.“)

Als der Graf R., gegen das spätere Ende des vergangenen Jahrhunderts, auf fünfzehn Jahre aus Sicilien verbannt und sein Vermögen eingezogen wurde, ließ er sein noch unmündiges Kind, eine Tochter, in der Pflege einer Amme auf dem Lande zurück. Wittwer und der Mittel beraubt, das Kind auf eine seinem Range zukommende Weise erziehen zu lassen, entschloß er sich in seiner Verzweiflung, es in völliger Unkenntniß seiner vornehmen Herkunft zu lassen, bis ihn die Verhältnisse späterhin in den Stand setzen würden, für dasselbe auf eine seiner Geburt angemessene Art zu sorgen. In dieser Absicht forderte er der Amme das feierliche Versprechen ab, keinem Menschen, selbst dem Kinde nicht, je zu offenbaren, daß es seine Tochter sey, bis er entweder in eigener Person oder sonst durch eine sichere Quelle ihr die Ermächtigung dazu ertheilen würde. Bald darauf verließ er, da die ihm zu seinem Aufenthalte noch bewilligte beschränkte Zeit abgelaufen war, Sicilien.

Jahre und Jahre vergingen und die Pflegemutter der jungen Theodora — so hieß das Mädchen — hörte nichts mehr von dem Grafen, der, da sein Vermögen mit Beschlag belegt war, in den dürftigsten und drückendsten Umständen im Auslande lebte.

Theodora, die sich natürlich für die Tochter jener guten Frau und deren Mann für ihren Vater hielt, entfaltete mit jedem Tage ihre geistigen und körperlichen Vorzüge immer schöner. Sie zählte sechszehn Jahre, als der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Landeigenthümers, der in seiner Eigenschaft als Verwalter der Güter eines palermitanischen Edelmanns ein beträchtliches Vermögen zusammengehäuft hatte, sich in sie verliebte. Dieser junge Mann — Antonio hieß er — hielt sich, im Vertrauen auf seines Vaters Reichthum, für einen höchst wichtigen Menschen und an Stand und Bedeutung jedem angesehenen Manne in der Umgegend gleich, was er denn auch zur Genüge durch sein hochfahrendes, dünkelhaftes Wesen zu erkennen gab; allein eine solche Sinnesart vertrug sich mit dem sanften und anspruchlosen Gemüthe Theodora's nicht, die denn auch gegen eine Verbindung mit Antonio, trotz aller anscheinenden Vortheile derselben, großen Widerwillen an den Tag legte.

Um diese Zeit traf es sich, daß ein Finanzpächter, ein Mann von großem Reichthum, in die Nachbarschaft zog, um hier die Sommermonate zuzubringen; seine Frau und sein Neffe begleiteten ihn. Der junge Mann beggegnete einmal zufällig Theodoren; ihre reizende Erscheinung — doppelt reizend, da er sie hier in dieser ländlich abgelegenen Gegend am wenigsten vermuthet hätte — machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn und erfüllte sein Herz mit der heftigsten Liebe. Sein Benehmen, so verschieden von dem ihres bäurischen Bewunderers, gewann ihm bald auch ihre Neigung; und da er es mit seinem Werben ehrlich meinte, so fand er häufige Gelegenheiten, sich Zusammenkünfte mit ihr zu verschaffen, die der eifersüchtigen Wachsamkeit Antonio's nicht lange verborgen blieben, der nun, an einer Durchsetzung seiner Absichten auf anderem Wege verzweifelnd, beschloß, sie mit Gewalt diesem begünstigtern Liebhaber zu entführen. So schlich er denn den Beiden eines Abends an den Ort ihrer Zusammenkunft nach, stürzte plötzlich hervor und drang, den Degen in der Faust, kühn auf seinen Nebenbuhler ein; dieser vertheidigte sich herzhaft, mußte aber, minder stark und gewandt, den Sieg seinem Gegner lassen, der, nachdem er ihn verwundet und entwaffnet hatte, seinen reizenden Siegespreis ihm vor den Augen entführte. In bitterem Grimm und Leid verließ der überwundene Kämpe, dessen Wunde nicht bedeutend war, den Ort.

In allen Richtungen wurden Streifrotten zur Verfolgung des neuen Paris ausgesandt, der seine Helena in seines Vaters Hause nicht für sicher genug hielt und deßhalb auszog, um einen Bergeplatz zu suchen, wobei ihn sechs seiner Arbeiter, Alle wohlberitten und gut bewaffnet, um ihn im Nothfalle zu vertheidigen, begleiteten. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie auf eine viel stärkere Häscherschaar stießen; ohne den Muth zu verlieren, beschloß der junge Landmann kräftigen Widerstand zu leisten, ließ die schreckensmatte Theodora zur Sicherheit in eine nahe Höhle bringen und rückte ungesäumt zum Angriff vor. Inzwischen hatte Theodora's Amme, für das Leben ihrer Pflegetochter bangend, die Spur

*) Aus der englischen Bibliothek, von K. v. Kreling.

des Mädchenräubers verfolgt, und kam gerade während des Gefechts an der Höhle an, in die sie sich sogleich, Schutz suchend, flüchtete — hier fand sie denn ihre junge Pflegbefohlene. Ihr Versuch, zu entrinnen, wurde durch den Sieg des jungen Dorfhelden vereitelt, der zwei seiner Gefährten abschickte, um wieder in den Besitz seiner Herzenskönigin zu gelangen. Als die alte Frau die beiden Männer herankommen sah, hieß sie Theodoren sich weiter hinten in der Höhle verbergen, während sie selbst ihnen entgegen kam und, da es finster geworden war, ohne erkannt zu werden hinter Einen von ihnen auf das Pferd gehoben und richtig fortgeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rosenthal in Leipzig. *)

Der auswärtigen Vergnügungsorte, wo sich die Leipziger meistentheils nur in den Sommermonaten zu versammeln pflegen, gibt es mancherlei. Leider tragen sie fast alle das Gepräge der trostlosen Gegend an sich, und nur das berühmte Rosenthal, dieser herrliche Eichenhain, macht hiervon eine ehrenvolle und erquickliche Ausnahme. Was nur die Leipziger beginnen würden, wenn man ihnen das Rosenthal sperrte? Die Leipziger sind stolz auf ihr Rosenthal und mit Recht, und sie zeigen hierin wenigstens Sinn für Poesie, obgleich Alles umher sie an die Prosa mahnt. Wenige Schritte hinter dem Rosenthälerthore beginnt das herrliche Laubgewölbe und führt ununterbrochen bis zu dem, eine halbe Stunde entfernten Gohlis. Die Eichen des Rosenthals mit ihrem goldenen Grün sind nächst den Lerchen die ersten Frühlingsboten und bis tief in den Herbst erhält sich das dunkle Laubwerk in der schönsten Frische. Rosenthal, woher nur dieser Name? Daran erkennt man die Leipziger! Weder an Rosen, noch an ein Thal ist zu denken. Es ist wie mit dem Sperlingsberge. Mit Berg und Thal sind sie gleich bei der Hand. Das Rosenthal wird in zwei Theile getheilt, in das wilde und das zahme. Durch das zahme führt der berühmte Laubgang nach Gohlis, im zahmen regiert Kintschy und Frau Extner**); das wilde, welches romantischer, aber fast gar nicht besucht wird, erstreckt sich bis Merseburg. Es ist schon oft davon die Rede gewesen, den zunächst gelegenen Theil dieses wilden Viertels in einen Park umzuwandeln. — Bereits in den ersten Tagen des Aprils, wenn es die Witterung einigermaßen erlaubt, schließt Kintschy vermittelst einer Bekanntmachung im Tageblatte das Rosenthal offiziell auf, d. h. er ladet die lieben Leipziger in sein restaurirtes Schweizerhüttchen ein. Bald auch erwacht die kalte Madam***) aus ihrem Winterschlafe und errichtet ihren Sommersalon am Eingange des Rosenthals. Warum diese sich unmittelbar am Eingange postirt hatte, ist nicht abzusehen. Es würde sich das grüne Hüttchen weit romantischer ausgenommen haben, wenn es tiefer im Haine versteckt läge als so nahe bei der Stadt. Bei Kintschy nun und der Frau Extner versammelt sich die elegante Welt Leipzigs in den Sommermonaten. Bei Kintschy, dessen freundliches Schweizerhüttchen sich nur ein paar hundert Schritte weiter hinterwärts inmitten einer schönen Eichenrotunde erhebt, ist das Lokal ziemlich geräumig und äußerst angenehm. Es ist unstreitig der freundlichste Ort Leipzigs und wird daher von Besuchern selten leer. Dreimal in der Woche ist daselbst höchst mittelmäßiges Konzert. Ein Konzert muß extra bezahlt werden. Daher die Extrakonzerte, deren zuweilen gegeben werden und wobei das Entrée zwei Groschen kostet. Mit diesen Extrakonzerten geräth Kintschy fast stets mit dem lieben Gott in traurigen Konflikt, welcher es gewöhnlich, so wie Ersterer ein solches Konzert im Tageblatte angekündigt hat, donnern, blitzen und regnen läßt. Es ist allemal Zehn gegen Eins zu wetten, jeder im Tageblatt von Kintschy angekündigte Konzerttag ist ein Regentag, und wir rathen's Niemandem, auf diesen Tag eine Landpartie festzusetzen. Kintschy dient hierin den Leipzigern als ein wahrer Laubfrosch. Uebrigens bleibt Herr Kintschy auch im Rosenthale nur Konditor und es ist daher ziemlich theure Einkehr bei ihm, besonders für diejenigen, welche mehre Stunden daselbst zubringen; und deren gibt es viele. Es sind dieß die Groggtrinker und Dominospieler. Die Damen halten sich an den Kaffee, Thee und das Eis, wobei sie unendlich lange sitzen können. Mit dem verwünschten Eise passirte dem armen Kintschy vor einigen Jahren ein schöner Spaß. Eine ganze Legion Leipziger Schönen bekamen vom Kintschy'schen Eise Uebelseyn und Erbrechen. Alles schrie über Vergiftung. Kintschy in seiner Todesangst läßt seine Kessel und Geschirr wiederholt verzinnen. Alles vergeblich, sein Eis hatte es einmal auf die Leipzigerinnen abgesehen. Kintschy ließ nun den Physikus kommen und die medizinische Fakultät und sein Eis gerichtlich untersuchen. Es fand sich nicht das geringste Schädliche darin vor. Da lief mit einemmale von Paris die Nachricht ein, daß es einem dortigen Konditor mit seinen Gästen nicht besser ergangen. Unbezweifelt war der hohe Wärmegrad der Atmosphäre, unter welcher man das Eis genossen hatte, die Ursache der Choleraanfälle. Zugleich fielen auch bei der sogenannten kalten Madame Erkrankungen vor. Kintschy, um seine Unschuld noch überzeugender darzuthun, berief sich hierauf. Die kalte Madame, die wahrscheinlich ihren Gästen an den Leib gefühlt und sich von deren vortrefflichem Wohlseyn überzeugt hatte, gerieth über die Kintschy'sche Beschuldigung, wie sie es nannte, in Feuer und Flammen und meinte, von ihrem Eise sey Niemand übel geworden. Kintschy wollte sich nicht werfen lassen und die Beiden balgten sich eine Zeitlang im Tageblatte herum. So kann der friedlichste Mann nicht in Ruhe bleiben, wenn sein Nachbar nicht will. Auch mit dem sel'gen Peter Sepp ward Kintschy einmal wegen der Spritzkuchen im Tageblatte handgemein. Das löbliche Tageblatt ist nämlich der Kampfplatz, die Arena, wo die Leipziger Fragen nicht selten mit vielem Humor ausgestritten werden. — Das Publikum bei Kintschy gehört größtentheils der feinen und eleganten Welt an und ist mannigfaltig und interessant. Da sitzen die feinen Suitiers aus der Studentenwelt hinter den Dominotischen, meistentheils Juristen und Mediziner; denn Theologen verirren sich selten zu Kintschy, theils weil es ihnen hier zu weltlich hergeht, theils, und was die Hauptsache, weil kein Bier zu haben ist, welchem Getränke bekanntlich die Theologie unter den vier Fakultäten am meisten zugethan ist. Beschauer hübscher Mädchengesichter werden hier selten Mangel verspüren. Literaten machen wir besonders auf jenen Tisch dort auf der Gallerie des Schweizerhäuschens aufmerksam, an welchem der gesprächige und unterhaltende junge Mann mit der Brille sitzt, von Jedermann freundlich begrüßt, freundlich dankend, denn er ist bekannt und beliebt; sein Gespräch ist geistreich, voll Witz und Humor, dabei hat er das Mißgeschick, daß ihm seine Cigarre fortwährend ausgeht. Ein Operngucker steht vor ihm, womit er zuweilen die ihn umblühende Flora überschaut. An demselben Tische raucht, mehr mit seiner innern Welt beschäftigt, der als Schriftsteller nicht talentlose und als Künstler einem Hogarth nachstrebende junge Musensohn seine Cigarre. Wer mit der Leizіger literarischen Welt einigermaßen bekannt ist, wird bald noch manchen andern nicht ganz unbekannten Literaten in der Gesellschaft des zuerst Erwähnten erkennen. Das Rosenthalleben bei Kintschy daudrt gewöhnlich bis tief in den Oktober, wo der Nordsturm immer unheimlicher in den alten Eichen zu rauschen beginnt. Dann aber wird das

*) Aus einem in Kurzem erscheinenden Charaktergemälde von Leipzig.

**) An ihre Stelle ist neuerdings der Konditor Clermont getreten.

***) Die kalte Madam und Frau Extner sind identisch.

Häuschen der Sommerfreuden mit Brettern vernagelt. Die kalte Madame konnte natürlich noch weniger Kälte vertragen als Kintschy und sie packte daher gewöhnlich früher ein.

Wir wandeln den schönen Laubgang entlang und kommen nach Gohlis. Die zwei öffentlichen Wirthschaften hierselbst sind die sogenannte »Wasserschenke« und die »Oberschenke.« Erstere ist jetzt in den Wochennachmittagen von der eleganten Welt sehr besucht, während die Oberschenke von Besuchern ziemlich leer bleibt. Ohne einen des Wegs kundigen Leipziger zur Seite findet sich kein Fremder in die Oberschenke. Dieser Weg aber ist zu interessant, zu idyllisch, zu romantisch, als daß er nicht eine nähere Beschreibung verdiente. Denke dir, lieber Leser, eine Gesellschaft reizender Damen, äußerst geschmackvoll gekleidet, mit zierlichen Schüchelchen, saubern, weißen Strümpfchen, aus dem Rosenthal daher kommend. Sie gelangen zur Wasserschenke; aber ihr Sinn steht nach der Oberschenke. Also Muth gefaßt und Ausdauer! Die Reise geht nun die Wasserschenke, die als eine Servitud benutzt wird, hindurch. Erst das Haus. Jetzt kommt man in den Hof. Düngerhaufen scheinen den Ausgang zu versperren; indeß chassiren die Damen mit unendlicher Virtuosität, — ihre vortreffliche Tanzfertigkeit kommt ihnen hier zu Statten, — zwischen den übelriechenden Thermopylen hindurch und erreichen glücklich die Straße Saint Honoré von Gohlis. Der Fremde dankt allen Göttern nach glücklich zurückgelegter Passage und hofft, nun ungefährdet in die theuer erkauften Herrlichkeiten der Oberschenke einlaufen zu können. Der Unglückliche, er ahnet nicht die schwere Prüfung, die ihm noch bevorsteht. Unsere Damen traversiren jetzt über die Straße Saint Honoré, fahren, Eine hinter der Andern, in ein kleines Mauerpförtchen hinein und erreichen glücklich den zweiten Hof, der, wie die Wasserschenke mit der Servitud belastet ist, geduldig mit anzusehen, wie die Leipziger schöne Welt bier- und kaffeedurstig über sein Gebiet nach der Oberschenke zieht. Der Besitzer des Hofs, wahrscheinlich schon lange über diese Wallfahrten ergrimmt, thut nun alles Mögliche, um seinen Hof so interessant als möglich zu machen. Die Düngerhaufen werden immer gigantischer; schwarz und pestilenzialisch bespülen die Fluthen der Mistpfützen den einzigen morastigen Damm, auf dem man zur Oberschenke gelangen kann; und hier und da guckt das seltsame Profil eines unrasirten Kopfes hervor, welcher sich die mit Mühseligkeiten und Drangsalen kämpfenden Damen beäugelt und sie französisch anredet. Indeß sollen die armen Schönen dießmal noch härter geprüft werden. Beim Besitzer ist großes Waschfest gewesen und sein gesammter Linnen-Reichthum hängt, damit er trockne, auf Leinen, wohl zehnfach über den Weg. Wie nun hindurch? Jede Nichtleipzigerin würde von der Vermessenheit, hier durchzudringen, zurückschaudern. Die Leipzigerin nicht; Uebung von Jugend auf kommt ihr zu Statten, sie macht das Unmögliche möglich und erreicht glücklich und mit den saubersten Schühlein die Oberschenke. Aber führt denn kein eigentlicher Weg zu dieser Wirthschaft? O ja, und noch dazu ein gar nicht unangenehmer, welcher gleich bei der Wasserschenke rechts abführt, nur etwas länger ist er, als der durch die Misthöfe. Hier kann man denn erkennen, welch' ein sonderbares Völkchen die Leipziger sind; anstatt ein paar Schritte umzugehen, kämpfen sie lieber in den Höfen mit allen Unannehmlichkeiten der Landwirthschaft. Vielleicht ist's Sinn für das Ländliche, Natürliche, Idyllische. — Was nun die Oberschenke selbst anbelangt, welche ihren Besuchern so schwere Opfer auferlegt, so ist eben nichts Außerordentliches von ihr zu vermelden, als etwa ihr außerordentlich schlechtes Konzert. Indeß ist das Lokal, besonders der hübsche Saal, geräumig und freundlich. Im Sommer und Winter ist Konzert. Sonntags ist das Publikum ziemlich gemischt, was daher zur feinen Welt gehören will, retirirt sich in das erste Gestock hinauf. Die Preise sind nicht übertheuert, und Speisen und Getränke gut. Der Wirth heißt — Legel und die Marqueure sind ein eigener Schlag. (Literar. Hochw.)

Dresden, 9. September.

In den letzten Tagen hatte die Luftfahrt, welche der im Plauischen Grund ansäßige und dort eine chemische Fabrik im Großen betreibende Professor Reichard angekündigt hatte, die ganze Aufmerksamkeit des hiesigen Publikums in Anspruch genommen. Wie man versichert, hatte er Gelegenheit gehabt, eine große Masse des zur Füllung unentbehrlichen Zinks, der zu einer Bedachung verwendet, aber als unbrauchbar zurückgelegt worden war, um einen billigen Preis zu erkaufen. Indeß waren die Kosten für die Stoffe, aus welchen der Ballon selbst ganz neu verfertigt wurde, und das andere Zubehör so bedeutend, daß er allerdings nur durch eine sehr entschiedene Theilnahme des Publikums für so mannigfaltigen Aufwand Entschädigung hoffen durfte. Zur Ausstellung des Ballons mit dem Apparat war ihm ein geräumiges Lokal im Brühl'schen Palais bewilligt worden. Die billige Entrée von 4 Gr. zog täglich viele Neugierige herbei. Für die auf den 7. Sept. festgesetzte Füllung und Auffahrt war der innere Raum des großen Zwingerhofes bewilligt worden und da er sich anheischig gemacht hatte, einen Theil der Bruttoeinnahme dem städtischen Armenfond zu überlassen, so übernahm die Armenverwaltung auch das Vertheilen der Billette und das Einsammeln, hoffentlich nicht zum Nachtheil des Unternehmers. Gewitter in der Ferne hatten in der Nacht zwischen dem Sonnabend und Sonntag die Luft abgekühlt. Der Barometerstand war der günstigste. Und so begann am 7. Sept. früh die Füllung des Ballons durch einen doppelten Füllungsapparat. Nach 3 Uhr war alles fertig. Der im Durchmesser 20²/₃ Fuß, im kubischen Gehalt 16,515 Fuß haltende Ballon hätte die Tragkraft von 3 Personen gehabt. Reichard hatte gehofft, einen kühnen Reisegefährten in seine Gondel aufnehmen zu können. War es nun die Größe des Preises, der dafür gefordert wurde, oder Mangel an Muth, es fand sich kein Liebhaber und so entschloß sich noch am Tage der Auffahrt eine ältere Tochter des Aeronauten, ihren Vater zu begleiten, und bestieg, von vielen Zuschauern mit vieler Befürchtung angesehen, mit ihm die Gondel. Es war in der fünften Nachmittagsstunde, als der König und die königl. Familie auf den für sie in Bereitschaft gesetzten Sitzen vor dem mathematischen Salon erschienen. Unter ihnen befand sich auch der eben von einer Reise angekommene Großherzog von Sachsen-Weimar. Der etwas früher angelangte Prinz Johann stieg in die Füllungsräume herab und zeigte seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Albert, noch vorher die Art der Füllung. Ein kleiner vorausgeschickter Ballon verkündete die Richtung, welche der Ballon nehmen werde. Gegen halb sechs Uhr wurde das Seil abgeschnitten und die Männer, die ihn gehalten hatten, ließen los. Der Aeronaut gab aus seiner Gondel das Signal mit Pistolenschüssen und salutirte frohen Muthes. Ein tausendstimmiger Jubel erklang von allen Seiten. Denn alle Plätze um die katholische Kirche, auf der großen Brücke und dem Zwinger herum, waren mit einer unübersehbaren Volksmenge dicht angefüllt. Zu den Bewohnern der Stadt und der nächsten Umgegend gesellten sich auch die zum Jahrmarkt in der Neustadt aus allen Gegenden Sachsens gekommenen Verkäufer und Einkäufer. Da kaum ein mattes Lüftchen in den untern Regionen wehte, stieg der Ballon langsam und wahrhaft imposant durch Umfang und Gestalt empor und gewährte im Wiederschein gegen die Abendsonne einen prachtvollen Anblick. Viele hundert Fernröhren, auch vom mathematischen Salon aus, wo sich ein Theil der königl. Familie befand, verfolgte seinen Gang von Westen nach Osten in der Richtung nach Böhmen zu. Einmal senkte er sich bedeutend, stieg aber von Neuem rasch in die Höhe, und kam nach etwa 1¹/₄ Stunde auf dem Grasplatz einer Insel der Elbe bei Pillnitz mit seinen Luftseglern sicher und unversehrt auf die Erde, wo der Besitzer, durch Herbeieilende unterstützt, ihn zur Aufbewahrung fortschaffen ließ und noch an demselben Abende bei einem fröhlichen Gastmahl, welches seine Freunde in Dresden zubereitet hatten, seine Beobachtungen mittheilen konnte. Ohnstreitig wird er diese selbst dem darauf sehr begierigen Publikum mittheilen, und so wäre es sehr zu tadeln, ihm durch voreilige Erzählungen, die darüber im Publikum gehört werden, vorzugreifen. Ein so wissenschaftlich gebildeter Chemiker und Naturbeobachter kann diese Luftfahrt unmöglich aus bloßer Spekulation und zur Befriedigung kleinlicher Neugierde unternommen haben. Die auf diesem Wege gewonnenen Resultate müßten ihm mehr gelten als Ehrengeschenke und baare Einnahme. Es ist zu wünschen, daß er eine so richtig berechnete, lehrreiche und gelungene Auffahrt zur nächsten Messe in Leipzig wiederholen möge.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — i. V. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 130. 16. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Soldatenrache.*)

Trommel schallt,
Lustig wallt
Auf dem Weg Turenne's Heer,
Wie die Flut im blauen Meer,
Alles zieht
In geschloss'nem Glied.

Einer nur
Durch die Flur
Schlendert seitwärts von der Schaar,
Nimmt der strengen Zucht nicht wahr,
Lehnt am Baum
Im Gedankentraum.

Bald erwacht
Er nicht sacht.
Denn der Marschall stieß mit Zorn
In sein schnelles Roß den Sporn,
Jenem gab
Grimmen Streich sein Stab.

»Fort von hier,
Musquetier!
Willst du schnell in Reih' und Glied?«
Doch ein dunkles Auge sieht
Unterm Hut
Zu ihm auf in Glut.

»Herr! euch reut,
Daß ihr heut
Einen Braven unbefugt
Um des kleinen Fehles schlugt!« —
Murrt's in Bart
Nach Soldatenart.

Trommel schallt,
Feld und Wald
Zieht das stolze Heer entlang:
Hoch vom Felsenüberhang
Aus dem Moos
Ragt es riesengroß.

Finster liegt
Nie besiegt,
Nicht vom Hunger, nicht vom Sturm
Dort die Veste Thurm an Thurm.
»Auf zum Wall!«
Ruft der Feldmarschall.

Zögernd sieht
Glied um Glied
An dem steilen Stein empor,
Endlich treten zwanzig vor:
»Folget mir!«
Ruft ein Musquetier.

Pulverdampf,
Sturm und Kampf;
Von der Leiter stürzen viel!
Jetzund oder nie an's Ziel!
Einer steht,
Von der Fahn' umweht.

Jubelschall
Tönt vom Wall.
»Sagt, wer drang so kühn empor,
Sagt, wer öffnet uns das Thor« —
Durch den Schwall
Ruft's der Feldmarschall.

Und zur Stund'
Blutig wund,
Bringt man einen Musquetier:
»Dieser Held ist's, dieser hier!
In dem Heer
Ist kein solcher mehr!

Trommel schallt,
Und alsbald
Blinkt das grüßende Gewehr,
Und der Marschall reitet näh'r;
Und erschrickt,
Wie er den erblickt.

---

*) Aus dem Musenalmanach für 1835. Der Almanach ist im gewöhnlichen Umfange erschienen, aber die Musen haben ihn nur karglich bedacht. Die meisten Gedichte der Sammlung haben an der starken Sommerhitze des Jahrs 34 gelitten, sie sind ungemein matt. Selbst Chamisso klagt: »Es reget sich kein Lied in meiner Brust, und müßig auf der Harfe liegt die Hand.« Es versteht sich, daß nicht Alles auf den 438 Seiten Mittelgut ist; einige Gedichte von Pfizer, Lenau, Rückert und Schwab sind ausgezeichnet. Das obige ist ohne Frage eins der gelungensten. Ehrenvoll für den Almanach und eine zarte Huldigung für die Muse sind die Eingangsstrophen »Liebe und Dichtung« von König Ludwig. B.

Unterm Hut
Glüht aus Blut
Ein bekanntes Augenpaar —
Ist es möglich, ist es wahr?
Solches kann
Ein beschimpfter Mann!

Dieser spricht:
»Staune nicht!
Aber sag', ob dich nicht heut,
Daß du mich geschlagen, reut;
Ob nicht Scham
Auf die Stirn dir kam?«

Vor dem Heer
Athmet schwer,
Seinen Helm, lorberumlaubt,
Nimmt Turenn' vom Lockenhaupt;
Abgewandt
Reicht er ihm die Hand.

Trommel schallt,
Lustig wallt
Alles Heer mit Sieger-Schritt;
Wo ist, der so herrlich stritt?
Stille zieht
Er in Reih' und Glied.

Gustav Schwab.

Die unbewohnte Villa.

(Fortsetzung.)

Sobald sie fort waren, lief Theodora, so schnell sie konnte, dem näher, als ihre eigene Wohnung, gelegenen Dorfe zu und eilte — in der Angst um den Geliebten jede andere Rücksicht vergessend — geradezu nach dem Hause des Finanzpächters, um ihm, in der Voraussetzung, daß er von dem Unfalle, der seinen Neffen betroffen, noch nichts wisse, Kunde von dem Vorfall zu geben, und ihn um seinen Schutz gegen die künftigen verbrecherischen Versuche des rohen Antonio anzuflehen. Der Finanzpächter empfing sie auf's Freundschaftliche und empfahl sie der Obhut seiner Frau, die, von der Neigung ihres Neffen zu dem jungen Landmädchen unterrichtet, schnell beschloß, eine so günstige Gelegenheit, den jungen Mann an einer solchen, wie sie meinte, der Familie Schande bringenden, Mißheirath zu hindern, nicht aus den Händen zu lassen. Unter dem Vorwande, als wolle sie das unglückliche Mädchen zu ihren Pflegeeltern zurückbringen lassen, gab sie den beiden Dienern, welche sie geleiteten, den heimlichen Befehl, sie wieder in Antonio's Hände zu liefern.

Der junge Mann hatte den Mißgriff seiner Leute bald entdeckt, die alte Frau, unter vielen Verwünschungen, vom Pferde steigen geheißen und sie dann mitten auf der Straße stehen lassen: um so lauter war denn sein Jubel über die unerwartete Wiedererlangung seiner schönen Beute, die er schon für unwiederbringlich verloren gehalten hatte; da aber die ganze Gegend auf den Beinen war, so war er in großer Verlegenheit, wo er sie sicher unterbringen sollte; zuletzt fiel ihm ein, daß sein Vater die Schlüssel der Villa habe, die zu dem unter seiner Verwaltung stehenden Gute gehörte und die seit mehren Jahren nicht bewohnt worden war. Nach diesem Landhause brachte er denn sein Opfer, das er mit einer Matratze und mit Lebensmitteln auf acht Tage — denn um Verdacht zu vermeiden, durften seine Besuche, das wußte er wohl, in der ersten Zeit nur sehr sparsam geschehen — versah. Nachdem er einige zu seinem Zwecke ihm passend scheinende Gemächer ausgewählt, nagelte er die Fenster fest zu, verschloß die Thüren und ließ nun der unglücklichen Theodora Muße, über das Trostlose ihrer Lage nachzudenken. Bemerken wollen wir hier, daß er, zufrieden, sie in seiner Gewalt zu haben und überzeugt, daß sie sich zuletzt doch noch dazu bequemen würde, ihn zum Gatten zu nehmen, keine weitere Gewaltthätigkeit gegen sie übte. Zu drei Zimmern hatte Theodora Zugang; allein umsonst waren die Versuche, die sie nach Antonio's Weggang und an den folgenden Tagen machte, die dicken Thüren aufzudrücken oder die Fenster zu öffnen, sie waren viel zu stark festgemacht, als daß sie ihren zarten Fingern nachgegeben hätten. Tag um Tag verstrich — Antonio kam nicht: ihr Lebensmittelvorrath nahm täglich ab und war am Ende, so sparsam sie auch damit zu Rathe ging, völlig aufgezehrt; die Qualen des Hungers stellten sich ein und der schmerzvolle Tod des Verschmachtens stand ihr in seiner ganzen Fürchterlichkeit vor Augen. Antonio's — des verhaßten Antonio's Gegenwart ward jetzt von ihr heiß und sehnsüchtig herbeigewünscht. Mit steigender Verzweiflung erneuerte sie ihre Anstrengungen, sich aus ihrem Kerker zu befreien, allein stets mit der gleichen Erfolglosigkeit. Drei volle Tage waren verstrichen, seitdem nun keine Nahrung irgend einer Art mehr über ihre Lippen gekommen war; ihre Sinne begannen nachzulassen und die stechenden Schmerzen, die sie gequält hatten, wichen allmälig jenem furchtbaren Gefühl eines, den ganzen Körper — ein Vorbote einer nahen Ohnmacht — beschleichenden Wehs, wie es dem Tode des Verschmachtens vorangeht. Sie empfahl deßhalb ihre Seele Gott und legte sich, ihr Ende erwartend, auf ihr hartes Pfühl nieder. In eben diesem Augenblick belebte ein Geräusch und ein Licht — denn es war Nacht — ihre Hoffnungen auf's Neue; mühsam das Haupt emporhebend sah sie bei dem Schein einer mattbrennenden Fackel zwei seltsame Gestalten, so mißgeschaffen und grausenhaft anzuschauen, daß in einer jeden andern Lage Furcht und Entsetzen sie augenblicklich überwältigt haben würde; allein in ihrem jetzigen Zustande war sie schon im Begriffe sie anzureden, als die eine Ungestalt, wahrnehmend, daß sie bemerkt würden, der andern einen Wink gab, sich zu entfernen, worauf Beide sogleich davon eilten. Bei dem Scheine der Fackel hatte sie sich die Thüre gemerkt, durch die sie verschwunden waren; sie versuchte nun auch, sie zu öffnen; da ihr dieß nicht gelang, das Wiederaufleben ihrer Hoffnung ihr jedoch gewissermaßen neue Kraft gegeben hatte, so stieß sie, um sich hörbar zu machen, die durchdringendsten Nothschreie aus, indem sie, so laut sie nur konnte, ausrief, daß sie aus Mangel an Nahrung am Verschmachten sey. Ihre Anstrengungen waren nutzlos; keine Antwort erfolgte. In dem Glauben, was sie gesehen, sey nur eine Täuschung ihrer Sinne gewesen, kehrte sie in hülfloser Verzweiflung zu ihrer Matratze zurück, mit einem durch die vereitelte Hoffnung noch gesteigerten Todesschmerz. Erschöpfung, Schwäche und das Uebermaß ihrer letzten Kraftanstrengungen versenkten sie in einen betäubenden Schlummer; als sie erwachte, sah sie mit Erstaunen zugleich und mit Entzücken bei dem Tagscheine, der durch die Ritzen des Fensterladens drang, in einer Ecke des Gemachs einen Korb stehen, der, wie sie bei näherer Untersuchung fand, eine kleine Flasche Wein, Brod und einige getrocknete Früchte enthielt. Da sie nur mit Vorsicht und Mäßigung von dieser, wie vom Himmel gebotenen, Nahrung genoß, so erlangte sie bald ihre Kräfte wieder; ihr sehr beschränkter Vorrath ging indessen bald zu Ende, und sie sah sich von Neuem dem Hungertode ausgesetzt, ward aber auf eine ähnliche räthselhafte Weise, wie das erstemal, mit frischem Vorrath versehen.

So dauerte dieser geheimnißvolle Verkehr eine Zeitlang fort, bis sie eines Abends die früher erwähnte Thür wieder aufgehen und dieselben ungeschlachten Gestalten von Neuem erscheinen sah. Eine von ihnen winkte ihr, näher zu kommen; sie gehorchte, obwohl nicht ohne einiges Zaudern und Bangen. »Unvermeidliche Umstände machen es uns unmöglich, junges Weib,« sagte das eine Ungethüm mit hohler Stimme, »Dich länger mit Nahrungsmitteln zu versorgen, außer wenn Du mit uns gehen und bei uns leben willst; Du sollst — das versprechen wir Dir — keine üble Behandlung erfahren und Deine Ehre soll bei uns nicht im Entferntesten gefährdet seyn; dagegen aber mußt Du Dich verpflichten, den Ort, an den wir Dich führen werden, ohne unsere Erlaubniß — und diese wird wohl schwerlich je ertheilt werden — niemals zu verlassen und uns über Das oder Jenes, was Dir an uns oder in unserem Thun seltsam oder unerklärlich scheinen mag, nie zu fragen.«

Ihr bisheriges menschenfreundliches Benehmen, die Erkenntniß, daß, wären diese Leute geneigt, ihr ein Leid oder Schmach zuzufügen, sie ja bereits reichliche Gelegenheit dazu gehabt hätten, ihre Angst vor dem Hungertode und die Hoffnung, daß ihre neue Haft doch wohl nicht ewig dauern werde, bewogen sie, ihre Einwilligung in diese Bedingungen zu erkennen zu geben. Nun verband ihr die eine jener seltsamen Gestalten die Augen, und sie wurde, wie ihr vorkam, durch mehre Gemächer, und zu verschiedenen Malen Trepp' auf Trepp ab geführt; endlich aber hörte sie Kettengerassel und ein Zurückschieben von eisernen Riegeln und gleich darauf wurde sie an einen Ort hinabgelassen, wo man ihr dann die Binde abnahm. Sie sah sich jetzt in einem weiten Gewölbe, in dessen einem Ende ein mächtiges Feuer loderte, das augenscheinlich gegen die ungesunde, feuchte Kälte dieser unterirdischen Wohnung nothwendig war; das andere Ende war durch Vorhänge in zwei kleinere Abtheilungen geschieden, von denen jede ein Bett enthielt. In dem Einen lag ein Frauenzimmer, dem Anschein nach krank; neben ihr am Bette saß eine andere weibliche Gestalt, von etwa zwanzig Jahren, großer Schönheit und vornehmem Ansehen, in tiefem Gespräche mit Jener begriffen: Keine von Beiden warf auch nur einen neugierigen Blick auf Theodora; wiewohl sie ihr Kommen erwartet haben mußten, da sie durchaus kein Zeichen von Ueberraschung oder Erstaunen bei ihrem Anblick offenbarten. Einer ihrer Führer hieß Theodoren auf einer hölzernen Lehnbank, die vor dem Feuer stand, Platz nehmen. Sie hatten jetzt ihre verunstaltenden Vermummungen abgeworfen und standen als zwei junge Männer da, deren Benehmen und Haltung Leute vom Stande anzuzeigen schien. Der Aelteste mochte nicht über dreißig seyn. Was Theodoren vorzüglich auffiel, war das Aschbleiche ihrer Gesichtsfarbe, das auch an ihren Gesellschafterinnen bemerklich war.

In Theodoren regte sich die Neugier, zu entdecken, wer denn eigentlich diese seltsamen Wesen waren und warum sie sich so lebendig begraben mochten; allein das Gespräch wurde, wenn es nicht gerade gleichgültige Dinge betraf, immer in einem so leisen Tone unter ihnen geführt, daß sie hierüber nicht den entferntesten Aufschluß abzulauschen vermochte. Die Kranke hütete fortwährend das Bett. Ihre Mahlzeiten fielen sehr sparsam aus und es schien, als ob die Vorräthe zu Ende gingen, denn mit jedem Tage wurde an dem Essen mehr abgebrochen. Keines von den Vieren ließ sich zwar je in ein Gespräch mit Theodoren ein, doch wurde sie vor Allen mit Höflichkeit behandelt; und erhielt auch, anfangs gemeinschaftlich mit ihnen, von Allem, was auf den Tisch kam, ihren Theil; nach einigen Tagen aber wurde [illegible] Wein und Kaffee auf die beiden Frauenzimmer beschränkt. Die Männer begannen Anzeichen von wachsendem Unmuth blicken zu lassen und zeigten bald eine ausnehmend aufgeregte Stimmung; Theodora schrieb mit Recht ihre Unruhe dem dürftigen Lebensmittelvorrath zu, mit dem sie jetzt höchst sorgsam und haushälterisch zu Rathe gingen.

Eines Abends war Theodoren, als höre sie den Ton einer fernen Glocke; auch die jungen Männer schienen das Läuten gehört zu haben, denn sie zeigten auf einmal eine aufgeheiterte Stimmung. Sie legten sogleich die abschreckenden Vermummungen an, in denen sie zuerst erschienen waren, und verließen das Gewölbe durch eine Fallthüre in der Decke, durch die auch sie herabgekommen war. Nach einer mehrstündigen Abwesenheit, während deren die beiden Frauen große Angst verriethen, kamen sie mit einem reichlichen Vorrathe von Lebensmitteln wieder; Theodora glaubte indessen zu bemerken, daß sie unfreundliche und übelwollende Blicke auf sie warfen. Seit dieser Zeit begegneten sie ihr auch in der That nicht mehr mit derselben Rücksicht, wie vorher; denn sie reichten ihr jetzt, erst wenn sie ihr Mahl beendigt hatten, Speisen, und legten auch sonst noch ein beleidigendes und vernachlässigendes Benehmen gegen sie an den Tag. Häufig hielten sie auch Berathungen mit einander, deren Gegenstand, wie die nach ihr hingeworfenen Seitenblicke unschwer errathen ließ, sie war. Aus dem Allen sah und besorgte sie, daß sie ein unangenehmer Gast und vielleicht ihr Leben selbst in ihren Händen nicht mehr sicher sey. (Fortsetzung folgt.)

Wirkung der Musik auf die Thiere.

Man hat vielmals behauptet und wieder bestritten, daß die Musik einen bemerklichen Eindruck auf die Thiere mache. Daß dieser Einfluß wirklich Statt finden kunne, ist außer allem Zweifel. Man braucht nur Pferde zu beobachten, beim Schalle kriegerischer Musik, Kühe, Schafe und Ziegen beim Getön der Heerdenglocken, Hunde auf der Jagd, wenn Hörnerklang sie ruft, Kameele und Dromedare in der Steppe, wenn Karavanen ziehen, Bären und Affen selbst, wenn man nach Trommel und Pfeife sie zum Tanzen nöthigt. Führen wir noch einige andere weniger bekannte Beispiele an.

Locatelli, der berühmte Virtuose, hatte einen Kanarienvogel, der mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, wenn sein Herr gewisse Musikstückchen auf dem Piano spielte. Das kleine Thierchen wendete sich hin und her, beugte sich weit vor, und schien an den melodischen Tönen, welche dem Instrument entquollen, den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Spielte Locatelli besonders eine Lieblingssonate von Corelli, so gerieth der Vogel vor Entzücken außer sich. Er wiegte sich einige Minuten auf seiner Sprosse, fiel sodann wie berauscht zu Boden, streckte sich aus, schüttelte sein Gefieder, und schien wie versenkt in Wonne und Genuß.

Dupont, von Nemours, hat ähnliche Versuche mit verschiedenen Thieren angestellt, und immer haben dieselben Ergebnisse sich ihm dargeboten. Sogar der Esel spitzt bei gewissen Melodieen die Ohren, und bezeugt seine Zufriedenheit durch behagliches Kopfschlenkern. Bei andern Musikweisen schüttelt er seine Midasorgane, und stößt ein herzzerreißendes Geschrei aus.

Auch der Hund hat eine durchaus musikalische Organisation. Einige dieser Thiere gerathen in heftige Zuckungen, oder in tiefe Traurigkeit nach gehörter Musik. Ihre nervose Empfindsamkeit (vorzüglich bei Pudeln und Spitzen) ist so groß, daß wenn die so heftig sie angreifende Musik zu lange dauert, und sie sich nicht entfernen können, man Spuren von Wuth an ihnen bemerkt, die zwar nicht von Dauer sind, doch als reel betrachtet werden müssen. Bei einigen Hunden waren solche

Anfälle so stark, daß sie alle Viere von sich streckten, und auf der Stelle starben.

Richard Mead führt nachstehenden Umstand an, den er als buchstäblich wahr verbürgt:

»Ein berühmter Violinspieler, der mein vertrauter Freund war,« sagt er, »hatte einen Hund, der jedesmal sehr aufmerksam zuhörte, wenn der Virtuose auf seinem Instrumente sich übte. Bei einigen Stellen war das Thier ganz Ohr. Dagegen wurde es bei einer andern von starken Zuckungen befallen. Es schien sehr zu leiden, und heulte auf eine eben so traurige als fürchterliche Weise. Um zu sehen, was endlich sein Hund beginnen werde, wenn er ununterbrochen eine Viertelstunde lang dasselbe Stück spiele, brachte er eines Tages seinen Vorsatz zur Ausführung. Das angestellte Experiment fiel für das arme Thier sehr nachtheilig aus. Zuerst bewegte es sich mit steigender Unruhe, stieß dabei die jämmerlichsten, wehmüthigsten Klagetöne aus, zitterte an allen Gliedern, stürzte endlich nieder zu den Füßen seines Herrn und verschied.«

Der Pferde Lieblingsinstrument scheint die Flöte zu seyn. Man lies't im Aristoteles und Athenäus, daß die Krotonier in ihrem Kriege mit den Sybariten diesen Umstand mit vielem Erfolg zu benützen verstanden. In dem Augenblicke nämlich, wo das Gefecht beginnen sollte, zogen sie ihre Flöten hervor, und spielten die lockendsten Stückchen. Die Pferde der Sybariten, die von ihren Reitern abgerichtet worden, nach der Flöte zu hüpfen und zu springen, brachen sogleich die Reihen, und karakollirten rechts und links bunt durch einander. Ihr Vergnügen war so groß, daß, als endlich die Feinde ihr Leibstückchen spielten, sie sich nicht mehr bändigen ließen, und mit ihren Reitern zu den musikalischen Kriegern übergingen, von denen sie ohne Mühe gefangen genommen wurden. Ist dieser Umstand wahr, dürfte sich wohl nie, in einem spätern Kriege, etwas Aehnliches ereignet haben.

Auch die menschliche Stimme macht auf das Gehör der meisten Thiere einen mehr oder weniger bemerklichen Eindruck. Am auffallendsten beurkundet er sich bei Hunden und Pferden. Mancher Hund blickt seinen Herrn, sobald dieser singt, starr an, und beweis't seine Theilnahme durch Augenzudrücken, durch Knurren, Bellen und Heulen. Der französische Sänger Lainé hatte eine so starke und durchdringende Stimme, daß wenn er in dem Triumphe Trajans, einer Oper von Spontini, auf seinem von vier gut abgerichteten Pferden Franconis gezogenen Triumphwagen in Scene trat, und nun seinen Siegsgesang anstimmte, die Rosse zuerst erbebten, wonach sie sich auf die Hinterfüße stellten, ihr Zaumzeug mit Schaum überdeckten, und wie außer sich rechts und links zu entrinnen sich bemüheten, wodurch mehrmals große Unordnung und Bestürzung auf dem Theater entstand.

Eine solche Aufregung wohlabgerichteter und an alle mögliche Geräusche gewöhnter Pferde, mußte man sie der Furcht, oder dem Vergnügen, oder physischen Schmerzen, veranlaßt durch der Gehörnerven zu starke Erschütterung, zuschreiben? Das läßt sich nicht leicht entscheiden. Was jedoch daraus sich ergibt, ist die Eindrucksfähigkeit der Pferde bei den Lauten der menschlichen Stimme, wie bei den Tönen gewisser Instrumente, besonders der Flöte, wie man dieß aus dem von Athenäus und Aristoteles angeführten Beispiele entnimmt.

(Malten's Bib. d. W.)

Frankfurter Theater.

Am 9. September trat Dem. Halbreiter als Agathe im »Freischütz« von Weber auf. Weder die Stimme noch die Art des Gesanges vermochten großen Eindruck hervorzubringen. Ueberdieß war die Intonation sehr schwankend, und der Vortrag, besonders in der großen Arie im ersten Akte, ungebildet. Auch dem Spiele fehlte die Grazie. Warum erhält Dem. Halbreiter als Anfängerin Partien, die ihr gegenwärtiges Kunstvermögen übersteigen? Dem. Bamberger (Aennchen) sang heute recht lieblich, und insbesondere abgerundet war der Vortrag der zweiten Arie. Das Spiel, wir wiederholen es auch hier, muß durchaus lebendiger werden. Hr. Schmezer singt den Max brav; das deutsche Element, das in dieser Komposition so vorherrschend ist, sagt ihm ungemein zu. Hr. Fischer, welcher heute den Kaspar repräsentirte, verdient Lob. Sein Gesang, und vorzüglich die Arie am Schlusse des ersten Aktes, hätte größere Anerkennung von Seiten des Publikums verdient. Die Blaseinstrumente stimmten heute nicht zum Besten zusammen; das Horn war mehremal zu hoch. Die Scenerie in dieser Oper ist zum Erbarmen. Der Wolfschluchtrödel besteht aus abgelegter Waare; überall kinderhafter Teufelsspuck. Hinter der Scene geht es bunt her: ein Haufen Knaben erlustigt sich mit Schreien, Pfeifen und Krähen. Samiel hilf! Aber er konnte sich heute selbst nicht helfen, denn am Schlusse des zweiten Aktes, wo seine Erscheinung den Ausschlag geben soll, blieb er in der Unterwelt stecken. Was müssen Fremde von unserm Theater denken?

Am 10. September ging endlich zum Vortheil der Pensionsanstalt, aber nicht zum Vortheil des geläuterten Geschmackes: der böse Geist Lumpacivagabundus (oder: das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in drei Aufzügen, von J. Nestroy, Musik von A. Müller) über die hiesige Bühne. Der Stoff zu dieser dramatischen Mißgeburt ist aus den Phantasiestücken und Historien von C. Weisflog entlehnt, welche dem Leser wohl Unterhaltung im gewöhnlichen Sinne, aber keinen künstlerischen Genuß gewähren. Der Begriff des Komischen ist vielseitig. Der eine sucht ihn auf in heiterm Scherz, der zweite im Humor, ein dritter im gemüthlichen Witz, der vierte glaubt, ohne naive Schalkhaftigkeit gibt's kein Vergnügen, ein fünfter begehrt, um zu lächeln, feine Ironie, ein sechster von geringerer Erregbarkeit der Lachmuskeln will die satyrische Lauge recht beißend, ein siebenter lobt sich einen derben Spaß, ohne poetische Einkleidung, die platteste, verständlichste Prosa. Zur Fahne der letzteren hat der Mann geschworen, der diesen Lumpacivagabundus auf die Breterwelt rief. Seine Muse ist die niedrigkomische, die etwas stark mit dem Thier im Menschen zu schaffen hat, und an der rohen Zweideutigkeit Gefallen findet. Mit aller Verzichtleistung auf Strenge in der Beurtheilung eines Schauspiels, das bloß die Erschütterung des Zwerchfells bezielt, wo es dann auf Unwahrscheinlichkeiten und kräftige Derbheiten nicht ankommt, wenn Anstand, Schicklichkeit und Sittlichkeit nur nicht ganz in die Schanze geschlagen werden, bei aller Nachsicht gegen Possenreißerei und Spaßsucht, wenn sie uns nur, ohne daß wir uns darüber zu schämen haben, zum Lachen reizen, scheitert hier die gutmüthigste Billigkeit. Denn ein paar komische Situationen und Einfälle abgerechnet, ist diese sogenannte Zauberposse ein solches Monstrum von Aberwitz und Ungereimtheit, ein solches Magazin von Platt- und Gemeinheiten, ein solcher Triumph von Geschmacklosigkeit, daß, es nicht laut bekennen, eine unverzeihliche Sünde gegen Geschmack und Sittlichkeit wäre. Auf keinem Kreuzerbudentheater kann die dramatische Muse ärger herabgewürdigt werden, als es in diesem Fuselgeiste Lumpacivagabundus geschieht. Wo dieses Stück im wahren Sinne des Worts gefällt, kann man mit Sicherheit auf völlig verdorbenen Geschmack des Publikums schließen.

S.

Kunstnotiz.

Dem Vernehmen nach wird den 24. d. M. eine neue vieraktige Oper: »der Besuch im Irrenhause« aufgeführt, welche von unserm talentvollen Klaviervirtuosen J. Rosenhain komponirt ist. Die Musik wird von Kennern, die solche gehört haben, sehr gelobt. Die einzelnen Partien sind in den Händen der bedeutendsten Mitglieder unserer Oper. Die Bereitwilligkeit der Direktion, und der in dieser Oper beschäftigten Künstler (Mad. Fischer-Achten, HH. Dobler, Schmezer, Hassel und Wieser) das erste dramatische Produkt eines jungen, so viel versprechenden Komponisten durch ihre Mitwirkung in ein schöneres Licht zu stellen, verdient die dankbare Anerkennung aller Freunde der Kunst.

Theateranzeige.

Dienstag, den 16. S[illegible]ember. Ludovic, Oper in 2 Abtheilungen, aus dem Franz., Musik von Herold und Halevy.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — f. d. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, **№ 131.** 17. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Postillon.

(Mitternachtzeitung.)

Komm, liebes Horn an meinen Mund,
Liegt wo ein Herz an Kummer wund,
Du machst es fröhlich und gesund.
Dein Ton ist wie der Sonnenstral,
Schnell dringt er, hell durch Berg und Thal,
Und dringt in jede Menschenbrust,
Da rauscht ein blauer Strom von Lust
Durch den entschlaf'nen, dumpfen Sinn,
Es lockt und zieht zur Ferne hin.

Komm mit! komm mit!
So ruft es hell,
Im Reiseschritt
Der Junggesell,
Den Knotenstock in seiner Hand,
Am Hute seiner Liebsten Band
Folgt eilend nach,
Und wandert rastlos Nacht und Tag,
Und singet seine Melodei
An Fluß, Gebirg' und Stadt vorbei.

Heraus, heraus!
So ruft es laut,
Aus jedem Haus
Ein rundes Engelköpfchen schaut,
Das blickt so sehnsuchtsvoll daher
»Die Post! Ach, wenn mein Schatz es wär'!«

Trarra, trarra!
Die Straß' entlang,
Sieh da, sieh da,
Geschrei und Drang.
Ein ganzer Haufen
Von lärmenden Buben
Aus Schulen und Stuben,
Zur Wette mit meinen Pferden zu laufen.
Es knallt die Peitsche, klingt das Horn,
Sie springen hinten, sie springen vorn.

Ein Schall aus stiller Nacht:
Gebt acht!
Dort vor der Thür
Sind's nicht die Alten?
Sie winken mir,
Ja; dürft' ich nur halten.
Die Mutter suchet nach dem Sohn,
Er kann's nicht ertragen,
Hinunter vom Wagen,
Sie liegen sich in den Armen schon,
Und weinen und küssen und lachen und fragen.

Ade, ade!
So klingt es jetzt.
Da steht ein Knabe, süß benetzt
Die Wangen von der Thränen Fluß,
Weil seine Schöne scheiden muß.
Er hebt so kläglich seine Hand,
Drückt an den Mund ein Liebespfand,
Sie nickt ihm zu, er sieht es nicht,
Er schluchzt, und wendet das Gesicht.

Ade, ade!
Ja freilich thut das Scheiden weh,
Doch scheidet nicht der Frühling auch
Mit Blüt' und Glanz von Baum und Strauch?
Ist's nicht ein lieblich junges Glück,
Wenn er mit hellem Liebesblick
Sich wieder aus den Wolken senkt,
Und uns den Wonneathem schenkt?

Wirf ab die Qual,
Das Angstgefühl,
Und denk' einmal, es sey ein Spiel,
Dein Liebchen habe sich versteckt,
Damit sie dich ein Weilchen neckt.
Ade, laß zieh'n!
Ade, laß flieh'n!
Und hoffe bis die Veilchen blüh'n.
— Doch still vorüber am alten Thurm,
Da singe, Eule, lärme, Sturm.
Ihr Armen, vom Geschick verflucht,
Die nie ein Stral des Lichts besucht,
Liegt ungestört in dumpfer Nacht!
Ihr dürft nicht wissen, wie man lacht,
Und was ein Menschenherz bewegt,
Wenn freie Lust die Glieder regt.

Komm, liebes Horn,
Versuch ein Lied,
Das sanft den Dorn
Aus wundgedrückter Seele zieht,

Erquicke den gefang'nen Mann,
Hauch' ihn wie reine Bergluft an.
Ein gold'nes Netz von Tönen schling',
Das lege wie ein Zauberring
Sich um das hingesunkne Haupt,
Daß es im Traum sich glücklich glaubt.
Es liege sanft im holden Grün,
Wo Blumen nickend es umblüh'n,
So schau's zum blauen Baldachin,
Durch den die Lerchen jubelnd zieh'n.
Laß Abendroth dann niederweh'n
Die Liebsten ihm vorübergeh'n,
Sein Weib, sein Kind,
Den Freund, der treugesinnt,
Laß ihn im süßen Schlummer seh'n.

Komm, liebes Horn, an meinen Mund,
Liegt wo ein Herz an Kummer wund,
Du machst es fröhlich und gesund.

Köchy.

Die Rache.

(Eine schottländische Geschichte, erzählt von J. Schuster.)

Der langwierige Krieg, dem Schottland nach Maria Stuart's Abreise nach England zur Beute wurde, veranlaßte eine allgemeine Erschütterung und erzeugte eine Menge Privatzwistigkeiten, welche sich sehr lange Zeit noch forterhielten, nachdem schon Ordnung, Frieden und Ruhe diesem unglücklichen Lande wiedergegeben worden waren. Unter den Zwistigkeiten, die in diesen wirren Zeiten aufkeimten, war keine fürchterlicher und von so außerordentlichen Umständen begleitet, als die, welche zwischen zwei adligen Familien in der Nachbarschaft von Edinburg bestand. Stephan Brunsfield, Laird von Craighouse, war einer der ergebensten Anhänger Maria Stuart's und Robert Moubray, von Barnbougle, nacheinander der Freund Murray's und Morton's, eine der festesten Stützen der Sache dieser Männer.

Während des Jahres 1572, zu der Zeit, wo das der Königin treue Schloß von Edinburg von Kirkaldy von Grange vertheidigt wurde, trotzte Brunsfield, der für die nämliche Sache focht, einer langen Belagerung im Schlosse von Craighouse, vor welchem eine Abtheilung des Heeres des Regenten unter den Befehlen des Lairds von Barnbougle lag. Dieser, von rauhem und wildem Charakter, war von der katholischen Partei zu der protestantischen übergetreten, bei der sich seinem Ehrgeize eine bessere Aussicht darbot. Wirklich setzten ihn bei dem Tode seines ältern Bruders, welcher für die Königin kämpfte, der Regent Murray in den Besitz des größten Theiles der Domänen des Verstorbenen zum Nachtheile der Tochter desselben ein.

Einige Begebenheiten, welche sich in dem Laufe des Krieges ereignet, hatten den glühendsten Haß in Brunsfields und Moubrays Gemüthern entzündet; und sowohl von tiefer persönlicher Erbitterung, als von politischer Feindschaft belebt, unternahm der letztere die Belagerung des Schlosses von Craighouse. Brunsfield wurde, nachdem er sich mehre Monate lang tapfer vertheidigt hatte, genöthigt, zur nämlichen Zeit, wie Kirkaldy und Maittan von Leshington, zu kapituliren; doch sollten sein Leben und seine Güter geschont werden. Allein während seine beiden Freunde, der eine durch die Hand des Henkers, und der andere durch seine eigene umkamen, fiel er selbst als Opfer seines persönliches Feindes, welcher bei einem beleidigenden Worte mit dem Schwerte in der Hand über ihn herstürzte und ihn erschlug.

Brunsfield hinterließ eine Wittwe und drei Knaben von zartem Alter. Lady Brunsfield hatte die Freundschaft der unglücklichen Maria Stuart besessen, die mit ihr in Frankreich in der katholischen Religion erzogen worden war, und den Hof dieser Königin nur deßhalb verlassen, weil sie sich mit dem Laird von Craighouse vermählte. Die Begebenheiten, welche sich damals ereigneten, brachten auffallende Veränderungen in dem Charakter der Männer sowohl, wie der Frauen hervor. Die Verfolgungen, denen die katholische Religion in Schottland ausgesetzt war, das unglückliche Geschick Maria Stuart's, die Leiden und endlich der Tod ihres Gemahls machten einen tiefen Eindruck auf Lady Brunsfield's enthusiastisches Gemüth und bald verdrängten bei der reizenden Wittwe Trauer und die bleiche Farbe der Buße und eines tödtlichen Kummers die Frische der Jugend. Als Ordnung und Frieden dem Lande wiedergegeben waren, verließ sie doch das Schloß ihres Gemahls nicht, und obgleich nur zwei Meilen von Edinburg entfernt, zeigte sie sich doch niemals öffentlich.

Ohne andere Gesellschaft, als die ihrer Kinder und einiger Diener, nährte sie ihren Kummer mit der Erinnerung an vergangene Zeiten und verließ nur selten das abgelegene Gemach, welches, damit es mit ihrem Schmerze im Einklang stände, ganz mit Flor behangen war und von einer matten Leuchte erhellt wurde. Den Vorschriften ihrer Religion auf das innigste ergeben, gestattete sie nur einem Priester den Zutritt in das Schloß und die spärlichen Besuche dieses Geistlichen waren der einzige Verkehr, den sie mit der übrigen Welt unterhielt. Bald aber errang eine gewaltige Leidenschaft eine unbegränzte Herrschaft über ihre Seele, der Durst nach Rache, eine Leidenschaft, welche die Sitten des Jahrhunderts billigten, und die kein religiöses Gefühl weder löschen noch stillen konnte.

Nach und nach wurde Brunsfield's Wittwe von ihrem unversöhnlichen Hasse so sehr erfüllt, daß in ihren Augen ihre eigenen Kinder nur deßhalb noch Interesse und Werth hatten, weil sie Werkzeuge ihrer Rache werden konnten. Sobald sie das Alter von vierzehn Jahren erreichten, schickte sie dieselben einen nach dem andern nach Frankreich, um dort ihre Ausbildung zu vervollkommnen, und sie empfahl ihnen besonders an, sich vor allem der kriegerischen Uebungen zu befleißigen.

Der Aelteste kehrte, nachdem er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, zurück. Es war ein großer, kräftiger Jüngling, welcher freilich wenig literarische Kenntnisse besaß, aber für sehr geschickt in dem Waffenhandwerke galt. Beim Anblicke ihres großen und schönen Sohnes spielte ein Lächeln um die Lippen dieser armen Frau. Es war aber nicht das Lächeln des mütterlichen Stolzes; mit einer unaussprechlichen Freude sah sie auf diese starke und kräftige Gestalt, die den Kampf gegen den Mörder ihres Gemahls bestehen konnte. Der junge Brunsfield, welcher die Wünsche seiner Mutter kannte und den Augenblick, sie zu erfüllen, mit Ungeduld erwartete, verlor keine Zeit. Er klagte den Laird von Barnbougle als den Mörder seines Vaters an, legte seine Klage zu den Füßen des Königs nieder und sandte zugleich seinem Feinde eine Ausforderung zu, damit er, den Sitten jener Zeit gemäß, seine Unschuld in einem Zweikampfe beweisen möge.

Der König ertheilte die nöthige Erlaubniß und der Kampf fand in dem königlichen Parke in der Nähe des Palastes Statt. Allein zu allgemeinem Erstaunen unterlag der junge Brunsfield den Streichen seines furchtbaren Gegners. Als die Nachricht nach dem Schlosse von Craighouse gelangte, lag gerade die unglückliche Mutter in ihrem Trauergemache auf den Knieen vor einem Bilde der Jungfrau. Der Geistliche, welcher ihr die Trauerbotschaft mitzutheilen übernommen hatte,

wollte sie auf diesen harten Schlag vorbereiten. Allein sie unterbrach ihn mit einer erschütternden Stimme. »Ich weiß, rief sie, was Ihr mir zu verkünden habt. Moubray's Schwert hat gesiegt und jetzt anstatt drei Söhne bleiben mir nur noch zwei, um den Tod meines Gemahls zu rächen.«

Dieses unglückliche Ereigniß schien bei ihr das Verlangen nach Rache noch gesteigert zu haben. Der Tod ihres ältesten Sohnes hatte die Schuld vermehrt, die abzutragen die einzige Aufgabe ihres Lebens war. »Roger,« sprach sie, »wird seines Bruders, wie seines Vaters Tod zu rächen haben und ohne Zweifel den Sieg davon tragen.«

Roger kehrte zwei Jahre nachher zurück. Er war mit einer athletischen Stärke begabt, größer und schöner, als sein Bruder, und noch geschickter, als dieser, in dem Waffenhandwerke. Weit davon entfernt, durch Stephans Loos eingeschüchtert zu seyn, brannte er vor Begierde, die Schmach seiner Familie in dem Blute Moubray's abzuwaschen. Er stellte an den König das Gesuch, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, mit seinem Feind auf Tod und Leben zu kämpfen. Allein die Räthe der Krone erwiderten, diese Sache sey durch den Tod des ersten Kämpfen schon entschieden.

Während der Fall hin und her berathen wurde, brachte der Kläger den ganzen Hof in solche Bewegung und solchen Aufruhr, daß der König, dessen Unfähigkeit, den Gesetzen und seiner eigenen Person den gehörigen Gehorsam zu verschaffen, bekannt ist, es für geeignet hielt, sich zu Gunsten Roger's zu erklären. Roger Brunsfield wurde demnach ermächtigt, gegen Moubray in geschlossenen Schranken auf Tod und Leben zu streiten. Er sollte jedoch das unglückliche Geschick seines Bruders theilen. Er glitt während des Kampfes mit dem Fuße aus, und seine gewichtige Rüstung riß ihn zu Boden. Moubray stürzte sich nach dem barbarischen Gebrauche jener Zeit auf ihn und gab ihm den Tod. »Der Wille Gottes geschehe,« sprach Brunsfield's Wittwe, als sie von diesem neuen Unglücksfalle Kenntniß erhielt; »allein dem Himmel Dank, noch bleibt mir eine Hoffnung!« (Fortsetzung folgt.)

Die unbewohnte Villa.

(Fortsetzung.)

Die beiden jungen Männer fuhren nach wie vor fort, so oft sich die Glocke hören ließ, nach Lebensmitteln auszugehen, wenn sie gleich bisweilen, ohne einen Vorrath mitzubringen, zurückkehrten, wo sie denn jedesmal in der übelsten Stimmung waren und Theodoren mit verdoppelter Härte behandelten, als ob sie das arme Mädchen für die Ursache ihrer getäuschten Hoffnung ansähen. In einer Nacht kamen sie in heftigem Wortwechsel zurück; und nur mit Mühe wollte es den beiden Frauen gelingen, ihren Streit zu beschwichtigen. Mit Entsetzen bemerkte Theodora, daß die Kleidung des Einen mit Blut befleckt war, während doch an Keinem von Beiden auch nur eine Spur von einer Verletzung oder Wunde zu sehen war. Nun vermochte sie ihrer Befürchtungen nicht länger Meister zu werden; und unablässig verfolgte sie der Gedanke, die Beiden hätten Jemand ermordet und würden zuletzt auch sie aus dem Wege räumen. Unter dem Einflusse dieser schrecklichen Vorstellung hielt sie sich nun nicht länger an ihr erzwungenes Versprechen gebunden und beschloß, die erste günstige Gelegenheit, die sich ihr zur Flucht darbieten würde, zu ergreifen; allein ihre gänzliche Unkenntniß der Lage des Gewölbes und die immer gleich strenge Wachsamkeit der beiden Frauen während der gelegentlichen Abwesenheit der Männer gaben ihr wenig Hoffnung, ihr Vorhaben ausführen zu können.

Die Furcht, von den Unbekannten geopfert zu werden, quälte sie so unaufhörlich fort, daß sie, am Ende ganz vergessend, wie viel sie ihnen, trotz ihres veränderten Benehmens gegen sie, wirklich zu danken hatte, den kühnen Versuch wagte, mit einer Nadel in eine Falte ihrer Mäntel ein Papier leicht anzustecken, worin sie die nähern Umstände ihrer Haft auseinandersetzte und in der Hoffnung, es werde abfallen, den Finder anflehte, sich zu bemühen, ihr die Freiheit wieder zu verschaffen. Die beiden Unbekannten kamen diese Nacht bälder als gewöhnlich und in großer Bestürzung und Aufregung zurück; sie fand indessen bei näherer Untersuchung, daß ihre heftige Gemüthsbewegung nicht ihrer Kriegeslist zuzuschreiben sey, denn das Papier stak genau noch an der Stelle im Mantel, wo sie es hinbefestigt hatte. Da sie dießmal den gewohnten Lebensmittelvorrath nicht mitgebracht hatten, so wiederholten sie in der folgenden Nacht ihren Ausflug.

Bald nachdem sie fort waren, wurde die im Bett liegende Kranke von heftigen Schmerzen ergriffen und gab zum nicht geringen Erstaunen Theodora's, der ihr Zustand unbekannt geblieben war, einem Mädchen das Leben, für das, wie für die Mutter, alles Nothwendige, wie Theodora fand, reichlich vorgesorgt und bei der Hand war. Bei ihrer Rückkehr zeigten sich die beiden jungen Männer hocherfreut über die Kunde und brachten allerlei Arzneien und stärkende Mittel, die sie offenbar in Erwartung dieses Ereignisses angeschafft hatten, zum Vorschein. Die Andere wartete ihrer Gesellschafterin, die nur langsam wieder genas, mit unablässiger Aufmerksamkeit und Sorgfalt ab: der Mangel indessen des gewohnten Schlafs und die ungewöhnliche Abmüdung wirkten augenscheinlich auf ihre Gesundheit ein, und so kam es, daß sie am nächsten Abend, während ihre Männer auf ihrer gewöhnlichen Wanderung fort waren, dem Bedürfnisse, sich zur Ruhe zu legen, nicht widerstehen konnte, was sie bisher vor der Rückkehr jener Beiden nie gethan hatte. Theodora beschloß, sich diesen Umstand zu nutz zu machen und einen Versuch zur Flucht zu wagen; sie löschte deßhalb das Licht aus, legte, so leise sie konnte, eine Leiter, die zu diesem Zwecke diente, an die Mauer und stieg zu der Fallthüre hinauf, die, da sie von außen nicht verriegelt war, ihrem Drucke nachgab. In athemloser Angst verließ sie das Kerkergewölbe, in dem sie so lange geschmachtet hatte; allein kaum hatte sie auf dem Boden oben festen Fuß gefaßt, als die Thüre mit Heftigkeit zufiel und deutlich hörte sie das Angstgekreisch ihrer erschreckten Gefährtinnen, die das Getöse aus dem Schlafe geweckt hatte.

Ringsum von der tiefsten Finsterniß umgeben, griff sie sich, einen Ausweg suchend, so gut sie konnte, an der Wand hin, bis sie an eine Thüre kam, die auf eine breite Treppe hinausging; diese führte in ein Gemach, das von einem rothen und flackernden Lichtschein erhellt war, das, so seltsam und übernatürlich es auch schien, doch ihren Muth neu belebte, da sie hieraus die Hoffnung schöpfte, daß die Villa jetzt bewohnt seyn dürfte. Nach einer langen Gallerie, aus der der Glanz herzukommen schien, eilend, glaubte sie vor Schrecken beinahe zu vergehen, als sie durch ein Fenster wahrnahm, daß er von einer nahegelegenen Terrasse herüberkam und von ihren bisherigen Gefährten ausging, die in ihren gräulichen Verkleidungen Fackeln hin- und her schwangen, um bei den Leuten in der Umgegend den Glauben zu erwecken, als sey das Schloß von Geistern heimgesucht, und dadurch jene abzuschrecken, ihrem verborgenen Aufenthalte sich zu nähern. Die Besorgniß, entdeckt und — wie sie befürchtete — ermordet zu werden, trieb sie an, sich in einen großen Kamin zu flüchten, der sich ihr als das nächste Versteck bei ihrem Entfliehen von diesem Orte darbot; mehre Stunden lang blieb sie hier in Todesangst

gebannt, als ihr der Klang von Fußtritten verrieth, daß die Gegenstände ihrer Besorgniß sich nach ihrem unterdischen Aufenthalte zurückbegeben hatten; allein selbst jetzt getraute sie sich noch nicht aus ihrem Versteck hervor, aus Furcht, sie möchten, wenn sie ihre Flucht erführen, wiederkommen und sie aufsuchen.

Endlich brach der Morgen an und da nirgends etwas Lebendes sich regte, so verließ sie ihren Bergeort. Während sie noch nach einem Ausgang suchte, hörte sie zu ihrem Schrecken Geräusch von Fußtritten und Stimmenlärm; die Thüre wurde aufgerissen und ein Trupp Leute trat herein, von dem sie im Augenblick umringt war. Durch eine seltsame Fügung der Umstände mußten diese Leute gerade nach ihr suchen; ihr Vater, Graf R., war nämlich unlängst aus der Verbannung heimgekehrt und seine erste Sorge, natürlich, gewesen, sich nach seiner Tochter zu erkundigen, deren geheimnißvolles Verschwinden, wie man sich denken kann, ihn wie ein Donnerschlag traf und ihn, in seiner Angst um die Tochter, alles Mögliche zu ihrer Wiederauffindung versuchen hieß.

(Schluß folgt.)

Die Perlen.*)

Auf! Wir treten in die Schranken,
Scharfsinn gelt' es und Gedanken!

Nach Voß.

Philipp der Gute, unähnlich seinem kriegerischen Sohne Karl dem Kühnen, dessen wilder ehrgeiziger Sinn nur an Kämpfen, Schlachten, eroberten und verheerten Ländern Gefallen fand, Philipp der Gute liebte die friedlichen Genüsse; sein gastfreundlicher Hof zu Gent war der Wohnsitz der Pracht, der Künste, der Geselligkeit.

Und einmal geschah's, daß am Schlusse eines Gastmals der Fürst die Frage aufwarf: Was denn auf Erden am klarsten, hellsten und lieblichsten strale.

Die Perle, sagte einer der Anwesenden, welche der Indier aus der Tiefe des Meeres hervor an das Tageslicht zieht. Sie übertrifft den Glanz des Diamants, selbst des Fürsten der Diamanten an unseres Herrschers Krone und die Pracht des Goldes erbleicht in ihrer Nähe.

Sodann erhob ein Ritter aus Frankreich sich und sagte: An Schönheit noch überlegen der Perle des Meeres ist die Perlenreihe im Munde schöner Frauen. Diese wetteifert mit dem milden Glanze des Schneeglöckleins, mit dem blendenden Eise der Alpe.

Den Frauen schmeichelnd und gar galant ist des fränkischen Herrn Rede, bemerkte ein Dritter, aber was wäre erhabener und hellstralender als der Perlenschmuck der Sonne, was schimmernder und farbenreicher als der des Regenbogens?

Was lieblicher und milder, fügte ein Jüngling hinzu, als die Thauperlen, wenn sie am Morgen in Blütenkelchen erzittern, gleich einem Schmucke von Azur und Krystall auf der Jungfrau Busen!

Ei, rief ein alter brabantischer Feldhauptmann aus, heller und lieblicher stralen keine Perlen als die alten Weins, wenn er aus der wohlversiegelten Flasche in den Pokal strömt. Diese Perlen lob' ich mir; das sind wahre Freuden-, wahre Lebensperlen!

Der Herzog aber sprach: Niemand von Euch, Ihr Herren und Damen, hat die Frage nach meinem Dafürhalten richtig beantwortet. Keine Perle ist schöner als in den Augen des gefühlvollen Menschen die Thräne des Mitleids oder auch die Freudenthräne des beseligenden Gefühls, am Mitmenschen Bruderpflicht geübt zu haben. Sie stralt am klarsten, hellsten und lieblichsten. Hat auch kein Naturforscher zu erspähen vermocht, wie die Meeresperle entsteht, so sind doch alle Menschen, in deren Busen ein fühlendes Herz schlägt, einstimmig darüber, daß dieser Thränenperle der höchste Adel inwohnt, daß sie göttlichen Ursprungs ist.

Und nicht leere Schmeichelei war's, als die Anwesenden ohne Ausnahme der Meinung des edlen Belgerfürsten beistimmten.

C — s.

*) Aus einem nächstens unter dem Titel: »Epheukränzchen« erscheinenden Werklein.

Anagramm.

(Wort mit viermaliger Anderstellung seiner sämmtlichen Buchstaben.)

Die Erste.
Ich werd' vom Meer umschlossen.

Die Zweite.
Mich schlug man früh' schon todt.

Die Dritte.
Ich bin ein Thier mit Flossen.

Die Vierte.
Ich thu' dem Müden noth.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenstoh.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 129.

Mainz, Main, Mai.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 17. September. Robert der Teufel, große Oper in fünf Haupt- und einer Zwischenabtheilung; Musik von Meyerbeer. 6tes Meß-Abonnement-suspendu.

Briefkasten. An Hrn. Dr. E. in Z. Die »Kleinigkeiten,« wie die übersandten Mittheilungen bescheiden genannt werden, finden eine dankbare Aufnahme. — Die »Jungfrau« des Hrn. B. N. bedarf noch größerer Ausbildung, um den Lesern des Konversationsblattes mit Ehren vorgeführt werden zu können. — »Blanc's Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 3 Theile. Halle, bei E. A. Schwetschke und Sohn« soll nächstens ausführlich besprochen werden. Einstweilen sey dieses Werk den Schulen und Familien als ein würdiges Werk dringend empfohlen. — »Ueber Magnetismus« von E. Dankbar. — »Lumpacivagabundus in Frankfurt,« mitgetheilt von einem Soliden, ist voll Witz und satyrischer Lauge. Die Humoreske ist aber zu ätzend, und könnte mißverstanden werden. Veniam damus petimusque vicissim, heißt ungefähr zu deutsch: »Wie einer thut denken, muß den andern nicht kränken« — dennoch müssen wir den Einsender bitten, seinen Lumpacivagabundus wieder abzuholen. — Die neue Oper von J. Rosenhain ist nicht vieraktig, wie gestern angezeigt ward, sondern einaktig. S — r.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, **№ 132.** 18. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Rache.

(Eine schottländische Geschichte, erzählt von J. Schuster.)

(Fortsetzung.)

Henry Brunsfield, der dritte und letzte Sohn, war stets der Liebling seiner Mutter gewesen. Obgleich weniger stark und groß, als seine beiden ältern Brüder, und von sanfterem und freundlicherem Charakter, sehnte er sich doch mit gleicher Gluth darnach, sich mit Moubray zu messen, und sein Gemüth, für die süßesten und zärtlichsten Eindrücke empfänglich, theilte den Durst seiner Mutter nach Rache, als er in Frankreich erfuhr, daß seine Brüder gefallen wären. Seine Entschlossenheit und sein Muth nahmen, weit davon entfernt, sich zu vermindern, nur zu. Von da an gab er das Studium der Wissenschaften, welches ihm so sehr gefiel, ganz auf, um sich ausschließlich mit kriegerischen Uebungen zu beschäftigen. Den größten Theil der Nacht brachte er damit hin, die Lebensbeschreibungen der berühmtesten Ritter zu lesen, und am Tage übte er sich beständig im Gebrauche der Lanze und des Schwertes.

Bald nachher trat er in die Reihen des französischen Heeres, um sich das Praktische des Waffenhandwerkes und die Erfahrung zu eigen zu machen, welche seinen Brüdern gefehlt und deren Mangel wohl ihre Niederlage herbeigeführt hatte. Die Sonne des Ritterthums war zwar schon im Hinabsinken. Montmorency war gestorben. Allein Bayard lebte noch, Bayard, welcher sich den Titel der Ritter ohne Furcht und Tadel erworben hatte. Dieß waren die Männer, deren Leben und Thaten Henry Brunsfield bewunderte, und die er nachzuahmen sich bemühte. Kein Ritter saß fester auf seinem Rosse, keiner beklagte sich weniger, als er, über die von dem Kriege unzertrennlichen Beschwerden und Entbehrungen, keiner zeigte sich gegen die Frauen artiger, aufmerksamer und ergebener.

Als er an dem Hofe Heinrichs III. eingeführt wurde, mußte er wohl auf Catharina Moubray aufmerksam werden, welche der Mörder seines Vaters aller ihrer Güter beraubt hatte, und die, in Frankreich in einem Kloster erzogen, jetzt zu dem Hofstaate der Königin gehörte. Ihr durch die nämliche Person verursachtes Unglück reichte hin, um in dem Herzen Brunsfield's ein inniges Interesse für Catharina rege zu machen; und wenn man außerdem noch berücksichtigt, daß sie jung, ausgezeichnet schön und der zärtlichsten Zuneigung im höchsten Grade würdig war, so wird man sich gewiß nicht darüber wundern, daß Brunsfield in heftiger Liebe für sie entbrannte.

Ueber einen Punkt jedoch konnten sich Catharina und ihr Geliebter nicht vereinbaren. Obgleich sie von ihrer Kindheit an den tiefsten Haß gegen ihren grausamen Oheim empfand, konnte sie sich doch eines Schauders nicht erwehren, wenn sie an die Gefahren dachte, die ihren Geliebten in einem Kampfe auf Leben und Tod erwarteten, wo einer von beiden fallen mußte. Ihren ganzen Einfluß wandte sie an, um Brunsfield von seinem Vorhaben abwendig zu machen. Allein die Liebe vermochte nichts gegen eine tief eingewurzelte Leidenschaft, die das Herz ihres Geliebten von dessen zartester Jugend an beherrschte. Wie Blumen, die in einen brausenden Waldstrom fallen, den raschen Lauf desselben nicht aufhalten können, so vermochten es auch nicht die zärtlichen Bitten Catharinens, Henry Brunsfield von einem Vorhaben abzubringen, für welches seine Mutter ihn bestimmt hatte, für das seine Brüder gefallen waren, und an welches er fast in jedem Momente seiner Lebens gedacht.

Endlich kehrte Henry, im Besitze der seltensten Geschicklichkeit im Waffenhandwerke und in voller Jugendfrische, nach Schottland zurück. Sobald er am Thore des Schlosses von Craighouse anlangte, eilte seine Mutter ihm entgegen und drückte ihn mit Inbrunst an ihr Herz; sie wurde augenscheinlich von verschiedenartigen Gefühlen bewegt. Eine Zeit lang betrachtete sie mit Wohlgefallen die edlen und schönen Züge ihres Henry. Du bist mein einziges Kind, sprach sie, und das liebste von allen; und auch Du sollst gegen den Feind Deines Hauses kämpfen! Nicht ohne ein unwiderstehliches Gefühl von Furcht habe ich an die Gefahren gedacht, welchen Du entgegengehst. Einigemal meinte ich, daß meine Racheplane strafbar seyen, daß am Tage des Gerichts Gott mich strafen und meine Seele in den ewigen Pfuhl gestürzt werden würde. Allein ich habe einigen Trost gefunden. Diese Nacht ist mir Dein Vater im Traum erschienen. Er hielt in seiner Hand einen Bogen und drei starke Pfeile; der blutüberströmte und grausame Moubray stand in einiger Entfernung. Dein Vater deutete mir an, die Pfeile auf seinen Feind abzuschießen, und schnell gehorchte ich. Moubray aber fing mit seiner Hand den ersten und den zweiten Pfeil auf, zerbrach sie in Stücke und trat verächtlich mit den Füßen auf sie. Allein der dritte Pfeil, welcher der längste und stärkste war, fuhr ihm in die Brust und alsbald hauchte er den letzten Athemzug aus. Da lächelte mich der verehrte Schatten zufrieden an und entschwand. Mein theurer Henry, Du bist der dritte Pfeil, den ich nach dem Herzen des Feindes unseres Hauses senden kann; gewiß ist der Traum eine mir von oben geschickte Offenbarung, um mich für dieses Unternehmen zu stärken, welches, wenn es nicht von einem glücklichen Erfolge gekrönt werden sollte, auch den Tod Deiner Mutter herbeiführen würde.

Der junge Brunsfield suchte nicht, den Wahn zu stören, welcher auf das Gemüth seiner Mutter einen so starken Eindruck gemacht hatte; denn er war voll Freuden, ihre Zustimmung zu einem Kampfe zu erhalten, zu dem er selbst von so verschiedenartigen Gefühlen hingetrieben wurde. Er beschäftigte sich also gleich damit, seine Maßregeln zu treffen, um Moubray zum Kampfe mit ihm zu nöthigen. Die nämlichen Einwürfe, die seinem Bruder gemacht worden waren, um ihm die verlangte Erlaubniß zu verweigern, wurden auch ihm gemacht. Allein die öffentliche Meinung, welche sich zu seinen

Gunsten erklärte, siegte über den Widerstand der Rechtsgelehrten.

Der Laird von Barnbougle, obschon ein wenig an Jahren vorgerückt, hatte an Geschicklichkeit und Kraft nichts verloren; und weit davon entfernt, Besorgnisse für diesen Kampf mit dem dritten Sohne Brunsfield's zu zeigen, von dem er wußte, daß er der furchtbarste war, sehnte er sich im Gegentheile darnach, sich mit ihm zu messen. Denn er sah voraus, daß, wenn ihm das Schicksal, wie in den vorhergehenden Kämpfen, günstig seyn sollte, er unter die berühmtesten Ritter seiner Zeit gezählt werden würde. Moubray war auch außerdem mit der zwischen Brunsfield und seiner Nichte bestehenden Neigung nicht unbekannt und wußte, daß ihre Verbindung den Rechten, welche seine Nichte auf ihres Vaters Erbschaft hatte, mehr Gewicht verleihen könnte. Er nahm also ohne Anstand die Ausforderung seines jungen Gegners an. Der König wollte anfänglich von dieser dem Gesetze per duellum gegebenen Ausdehnung nichts wissen; als er aber bedachte, daß es zwischen den beiden Parteien keinen Frieden gäbe, wenn es den beiden Kämpen verboten würde, die Sache mit einander auszufechten, so ertheilte er denn doch zuletzt die verlangte Erlaubniß. (Schluß folgt.)

Die unbewohnte Villa.

(Schluß.)

Er würde indessen nie erfahren haben, wo er nach ihr hätte suchen sollen, wäre nicht der Umstand, daß sie von Antonio nach der Villa gebracht worden, durch einen seiner Helfershelfer ausgekommen, der bei den gleich im Anfang angestellten Nachforschungen, aus Furcht vor Strafe wegen seiner Theilnahme an dem Frevel, geschwiegen gehabt hatte. Antonio's Schicksal ist nicht minder seltsam und räthselhaft, als alle die übrigen außerordentlichen Umstände dieser Begebenheit. Er war nämlich am Morgen nach Theodora's gewaltsamer Wegführung auf die Villa zur Haft gebracht worden und dieß der Grund gewesen, warum er sie ohne Nahrung ließ. Da er auf's Bestimmteste abläugnete, irgend etwas von ihrem Schicksale zu wissen, so ward er nach Palermo ins Gefängniß abgeführt und blieb hier in weiterer Untersuchungshaft. Seine Starrköpfigkeit war jedoch so groß, daß er den Gegenstand seiner Leidenschaft lieber vor Hunger umkommen, als ihn sich entreißen lassen wollte. Der Umstand, daß man Theodoren zuletzt in dem Hause des Finanzpächters gesehen hatte, nachdem sie dem Antonio unterwegs entronnen war, führte Viele auf die Vermuthung, sein Neffe halte sie versteckt, denn seine Gattin verbarg sorgfältig den Antheil, den sie an der ganzen Sache hatte. Nach einiger Zeit wurde Antonio, aus Mangel an genügendem Beweise, seiner Haft entlassen. Er eilte auf der Stelle nach der Villa, um sich über das Schicksal seines Opfers Gewißheit zu verschaffen; da er die Thüren verschlossen und keine Spuren von ihr fand, als ihre Matratze, so argwohnte er, sie möge vielleicht Mittel gefunden haben, ihr Leben zu fristen, und sey, wohl gar mit seinem Nebenbuhler, noch in irgend einem Theile des Gebäudes; von dieser Vorstellung entflammt, beschloß er, sich hier einzuwohnen, in der Hoffnung, sie desto leichter zu entdecken. So viel erfuhr man aus den Geständnissen seines Genossen, denn von dem jungen Manne selbst hörte man nie mehr etwas: sein Hut wurde in dem Erdgeschosse des Schlosses gefunden, und in einem der Gemächer waren große und frische Blutflecken; woraus man denn den Schluß ziehen wollte, er möge wohl von den Händen der unterirdischen Bewohner des Hauses gefallen seyn. Höchst wahrscheinlich traf er sie auf ihren nächtlichen Streifereien, hielt sie für die Gegenstände seiner Nachsuchung, wagte vielleicht sie anzugreifen, oder wenigstens ihr Treiben zu überwachen, wodurch er ihnen in ihrem Thun hinderlich fiel und sie es dann zu ihrer eigenen Sicherheit für nöthig halten mochten, ihn aus dem Wege zu räumen. Ihr öfteres Zurückkommen ohne Nahrungsmittel, ihr unfreundliches Benehmen gegen Theodoren, die sie wohl als die Ursache ihrer Fehlgänge und ärgerlichen Lage ansehen mochten, der Streit, den sie, wie bereits erzählt, eines Nachts mit einander hatten, und die Blutflecken auf ihrem Anzuge — Alles dieß zusammen erhob diese Vermuthung beinahe zur Gewißheit.

Theodorens Pflichten gegen ihren neugefundenen Vater, die Nothwendigkeit, Rechenschaft über ihr Thun und Lassen während eines so langen und so seltsamen Verschwindens abzulegen, forderten Theodoren gebieterisch auf, ihm die ganze Kette der außerordentlichen Ereignisse, die sie betroffen hatten, offen darzulegen. Dankbarkeit und Menschlichkeit verboten ihr jedoch, nun, da sie in Sicherheit war, die zu verrathen, welche die Erhalter ihres Lebens gewesen waren; sie forderte daher ihrem Vater das Versprechen der Geheimhaltung dessen, was sie ihm mitgetheilt, ab und weigerte sich standhaft, irgend eine Auskunft zu geben, die zu einer Entdeckung ihres verborgenen Aufenthaltes hätte führen können.

Mehre Tage lang blieb auch das Dunkel unaufgehellt; allein die von den Gerichten zur weitern Verfolgung der bisherigen Spuren beauftragten Leute waren in ihren Nachforschungen unermüdlich, und so fanden sie denn endlich doch die unterirdische Wohnung auf, und zwar um so leichter, als die nach ihr führenden geheimen Thüren offen standen. Nicht ohne Besorgniß vor einem kräftigen Widerstande, stiegen sie mit der äußersten Vorsicht in das Gewölbe hinab, allein seine unglücklichen Bewohner waren bereits entflohen. Alles zeugte, daß der Ort erst kürzlich und in Hast verlassen worden war. Die Asche auf dem Heerde war noch warm, auf dem Tische standen noch Speisen, und einzelne Kleidungsstücke lagen zerstreut und unordentlich umher, auf dem Boden, auf einem der Betten und auf einigen der Anzugsgegenständen waren Blutflecken bemerkbar; allein es fand sich, trotz der eifrigsten und sorgfältigsten Nachforschung, durchaus nichts, das irgend ein Licht darüber hätte geben können, was aus jenen räthselhaften Wesen geworden sey, wer sie waren, oder was sie bewogen haben mochte, sich und ihre Gesellschafterinnen zwischen die freudelosen, abschreckenden Steinwände dieses unterirdischen Kerkers einzumauern. Daß sie mit Jemand außerhalb der Schloßmauern in Verbindung oder Verkehr standen, zeigt deutlich jene Glocke, deren Geläut ihnen jedesmal das Zeichen zu ihren nächtlichen Ausflügen gab. Man beargwohnte deßhalb auch die Mönche eines benachbarten Klosters, daß sie in einem Einverständnisse mit Jenen gestanden seyn möchten, allein Beweise für die Richtigkeit dieser Vermuthung hatten sich nicht auftreiben lassen. Ein Gerücht jedoch, das damals im Schwange ging, darf nicht unerwähnt bleiben.

Die Tochter des Edelmannes, dem die Villa gehörte, starb, einige Jahre vor dem hier mitgetheilten Ereignisse, urplötzlich und unter verdächtigen Umständen und ward in dem Kloster beigesetzt. Eine jener Frauen soll nun — so ging die Sage — eben jenes Fräulein und dessen Tod nur ein vorgeblicher gewesen seyn. Als ihren Verwandten dieses Gerücht zu Ohren kam, wandten sie sich an den Erzbischof von Palermo mit der Bitte, Sarg und Leiche ausgraben und untersuchen lassen zu dürfen, allein am Ende wurde, nach mehren, zwischen dem Erzbischof und dem Prior über diese Sache gewechselten Schreiben, das Gesuch als ungebräuchlich und den kirchlichen Ordnungen zuwider abgeschlagen.

So ist denn in Bezug auf jene Räthselhaften, die so auf seltsame Art entdeckt wurden und auf eine eben so sonderbare Weise verschwanden, das Dunkel bis auf den heutigen Tag

unenthüllt geblieben. — Theodora heirathete bald darauf den schon erwähnten jungen Mann, der nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Titel vom König übertragen erhielt und der Vater des noch jetzt lebenden Grafen R. war.

N i z z a.

Nizza ist im Winter, was die Badeorte von europäischem Rufe, Karlsbad, Töplitz, Wiesbaden ꝛc. in den Sommermonaten sind. Aus Deutschland, Frankreich, England, ziehen Fremde dahin, die reich genug sind, sich zu verschaffen, was die Schwalben so wohlfeil haben: den Vortheil, nordischem Frost und Wetterwechsel entflohen, ihre angegriffene Gesundheit in ein Klima zu retten, auf das man anwenden möchte, was jener Dichter vom Mai sagte:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde.

So mild haucht dort selbst der Winter, so üppiges Leben durchdringt Luft und Erde. Ein köstliches Armband ist um den ausgestreckten Arm der Jungfrau Europa gelegt. Von den Tyroler Alpen, den Schweizer Gletschern, steigt der Fremdling in Oelwälder und durch Weinhügel zu den, dem Geschichtsfreunde und dem Maler gleich theueren Seen herab; am Ost-Ende hebt die Meeresbraut ihre Reize aus den Wellen auf, und Nizza scheint die Natur als ihren freundlichsten Gruß für den Wanderer an die Westspitze ihres Lieblingslandes gesetzt zu haben. Die Gränze zwischen Frankreich und Piemont bildet der Varo; zehn Monat fast nur Bach, reißt er, wenn der Schnee schmilzt, Fichten und Tannen in seinen herabstürmenden Wogen mit. Eben läuft der Weg von dort an den Krümmungen des Gestades fort. Wer aber über Genua kömmt, das zweite Juwel nach Venedig im Armbande der Jungfrau, fährt durch einen Garten hin, der uns als Probe südlichen Naturreichthumes unter diesen Breitengrad so nahe gelegt ist; so lang sich nämlich die Straße nicht mit dem Gebirge hebt und rauhe Erhabenheit die Fülle unterbricht, aus der man kommt, in die man fährt. Eingeengt zwischen dem Meer und einer Bergmauer gegen die Nordkälte, gedeiht in diesem Streife, was sonst eine weit südlichere Sonne verlangt.

Nizza liegt auf einem niedrigen Gestade, worüber hin vor Zeiten die Brandung an die Berge schlug, die jetzt die Stadt im Halbkreise umgeben. Wie die meisten Orte hat es eine Alt- und Neustadt; jene schmutzig mit engen Winkelgäßchen, in dieser breite Straßen, zwei schöne Plätze, eine Promenade, und eine das Meer beherrschende Terrasse aus Puzzolanerde. Dort suchen die ihrer Gesundheit wegen nach Nizza kommenden Fremden täglich die milden Strahlen der Sonne. Mitten in der Stadt steigt ein ungeheuerer Fels auf, von allen Seiten frei; von oben schauen die Ruinen eines Schlosses über Stadt, Hafen und Meer hinaus. Auf einem bequemen Pfade ersteigt man leicht die Höhe, selbst zu Pferde. Gegen das Meer zu fällt der Berg steil ab, in seine tiefen Höhlen fährt die Brandung donnernd hinein. Ueber diese Grotten hin ist der Weg nach dem Hafen gebrochen. Wenn die See hoch geht, so schleudert der Wogenschwall den Schaum unter betäubendem Lärm zur Brüstung auf, daß man nicht daran treten kann, ohne sich einem Salzregen auszusetzen. Der Hafen ist im Osten der Stadt gegraben, die Einfahrt breit und sicher. Die Schiffe liegen so geschützt vor dem Winde, daß die Luft nur leicht mit den Flaggen der Hauptmaste spielt.

Hinter dem Hafen klettert man mit Mühe am Berg in die Höhe; der Weg läuft steil auf der anderen Seite herab. Aber man bereut die Beschwerde nicht, wenn man sich in Villafranca sieht, einer kleinen um einen natürlichen Hafen hergebauten Stadt. Diese Kreek ist anmuthig gerundet, Stille herrscht über ihrem Meerblau. Es macht einen angenehmen Gegensatz, in der Ruhe der kleinen Bay zwischen lauter steil abfallenden Felsen eine Kriegsbrigg vor Anker liegen zu sehen. Villafranca ist der Kriegshafen, das Toulon des Königs von Sardinien; Beamte, Fischer und Galeerensklaven sind die Bewohner.

Eine Chaussee zwischen Oelgärten im Westen von Nizza ist die besuchteste Winterpromenade. Sie führt über die Cimeneischen Berge der Römer zu den Alterthümern des Ortes und zu einem Kapuzinerkloster. Jene beschränken sich auf ein kleines rundes Amphitheater, auf ein Gemäuer ohne bestimmten Charakter, dem man den Namen eines Dianentempels gibt und auf einige Sockel von gewöhnlichem Steine, worauf lateinische Inschriften; sie liegen zerstreut in einem Garten. Die Sage versetzt dahin eine römische Kolonie, die noch vor die Zeit fallen dürfte, wo das Meer von der Stelle zurücktrat, wo gegenwärtig die Stadt steht.

Das Kloster hat die anmuthigste Lage von der Welt; die Eingangsfaçade bildet einen geschlossenen Raum, nach welchem die Kirche sich öffnet; die andere Seite geht auf Nizza und das Meer.

Im Norden von der Stadt laufen die Straßen nach Genua und Turin aus, die erste wendet sich westlich eine ziemlich steile Höhe hinauf nach dem Gipfel der nächsten Berge; die zweite, ein Damm am Bette des Paglione, geht mit diesem durch eine enge kalte Schlucht. Dieser Weg zwischen grauem von aller Vegetation entblößtem Gebirg hat etwas Wüstes und Finsteres.

Die Spazierfahrten und Ritte richten sich gewöhnlich nach der Brücke über den Varo; mitunter wird auch ein Ritt zum höchsten Punkte der Straße nach Genua gemacht, wo man die wohlthätige Jännersonne hat: ein wenig weiter fangen Felsen die Strahlen auf, der Nordwind weht den Spazierreiter mit dem Hauche Savoyens an, gefährlich für eine schwache Brust. Zu Fuße besucht man Villafranca, das Amphitheater, oder man wandelt auf dem sogenannten englischen Wege am Meere hin. Die Schwachen oder Bequemen begnügen sich die Terrassenlänge abzumessen oder einen Gang am Hafen zu machen; froh, wenn sie gerade den Augenblick treffen, wo das Dampfboot auf seiner Reise zwischen Marseille und Neapel Nizza berührt, um Reisende ans Land zu setzen und andere aufzunehmen.

Besonders seit dem Ende des verflossenen Jahrhunderts wird Nizza so stark von Fremden besucht. Jeden Winter liegen die zierlichen Jachten der Engländer an einer besonders ruhigen Stelle des Hafens neben einander. Unwillkürlich denkt man des hochfahrenden Stolzes der reichen Meeresherrn, wenn man diese Kähne, worin nichts fehlt, was bequem und comfortable ist, von den andern gesondert, durch ihre heitre Nettigkeit scharf gegen die schwarzen, nach Theer riechenden Kauffahrer des Mittelmeeres abstechen sieht. Im Jahre 1829 sah man mit besonderem Interesse darunter die Jacht Lord Byrons. Hundertmal hatte sie den Dichter über die Lagunen der Stadt seines Herzens nach dem Lido geführt, wenn er den Kopf voll schwarzer Gedanken, sich einsam dem brausenden Meer gegenüber stellen wollte, um durch die melancholische Monotonie der Brandung seine Seele tiefer in die Nacht hinein zu jagen, und sie mit der Gewitterschwüle zu füllen, wodurch er der Gemeinheit des Verbrechens den täuschenden Schmuck der Poesie leihen wollte; aber der Teufel bleibt gemein, man setze ihn auch als Höllenfürsten mit der Gluthkrone auf den eisernen Thron. Die kleine Jacht hatte ein Kaufmann aus der City in London gekauft. (Schluß folgt.)

Der Jüngling und der Weise.

Der Weise kann das Glück betrügen.
Auch wahres Unglück fühlt er kaum.

U z.

Zu dem weisen Belgier Justus Lipsius, welcher in der Schule der Verfolgung und des Mißgeschicks seine Ansichten über Menschen und Ereignisse geläutert hatte, zu dem Verfasser der »Bücher von der Beharrlichkeit«, kam einst ein junger Mann, schilderte mit lebhaften Farben, wie er bisher in allen seinen Erwartungen stets getäuscht und aus diesem Grunde das Leben ihm täglich unerträglicher werde, weßhalb er denn von einem der weisesten unter den Zeitgenossen zu erfahren wünsche, welche Eigenschaften wohl ein Mensch, dem es an Kenntnissen und Fähigkeiten eben nicht gebreche, besitzen müsse, um in der Welt vorwärts zu kommen.

Und der Gefragte entgegnete: Aus eigner Erfahrung, junger Mann, kann ich Euch sagen, daß vor Allem hierzu nur eine Eigenschaft nöthig sey, die freilich Euch sehr zu fehlen scheint, der Jugend Talent selten ist und sich selbst im Alter noch sehr schwer lernt, aber von der es sich lohnt, daß man um deren Besitz ringe, denn sie hält aufrecht im Unglücke das gequälte Herz, gibt Stärke in den Zeiten der Prüfung; sie lehrt nicht verzweifeln, wenn uns nach Liebe durstet, die Welt jedoch unsern Lebensbecher mit Galle füllt, nicht verzagen, wenn die gerechtesten Hoffnungen fehl schlagen; sie sieht in der Leidensnacht den Schimmer der Morgenröthe besserer Tage; läßt uns in der Verkennung Schmerz nicht vergessen, daß die Menge, für das Höhere unempfänglich, stets den leichtfertigen Gefährten Paulus, des Apostels, gleicht, die, obschon von Schrecken über das hellstralende Himmelslicht ergriffen, dennoch läugneten, die göttliche Stimme vernommen zu haben; sie verleiht endlich uns die Geduld, die Thorheiten und den Aberwitz der Menschen, wie auch den Ekel und die Langweile, die sie einflößen, zu ertragen.

Und welche ist diese Eigenschaft? fragte der Jüngling.

Der Gleichmuth antwortete der Weise. E — 8.

Mannigfaltigkeiten.

In Paris lebte vor nicht zu langer Zeit ein Mann, welcher in der Gallerie merkwürdiger Menschen einen Platz verdient. Er war unter dem Namen de quatorze oignons (vierzehn Zwiebeln) bekannt, welche seine tägliche Nahrung ausmachten. Er verdiente mit Recht den Namen eines Stoikers; ein wahrer Diogenes, der sich alles bloß bis auf die dringendsten Bedürfnisse des Lebens aus Grundsatz versagte. Seines Handwerks war er ein Lastträger, und sein ganzes Vermögen bestand aus einem großen Korbe, in welchem er des Tages allerhand trug, wenn er dazu gedungen ward, und in dem er des Nachts schlief, auf dem Markte, Felde, oder wo es sich eben traf. Vierzig Jahre trug er schon sein Wamms; wenn es nöthig war, besserte er es aus, so gut er's vermochte, und erneuerte es auf solche Weise, wie sich nach einiger Aerzte Meinung der menschliche Körper von Zeit zu Zeit erneuert. Nicht Noth zwang ihn zu seiner oben angeführten täglichen kargen Nahrung, auch nicht Geiz; denn er that den Armen Gutes, ja er verlieh Geld, ohne es je wieder zurück zu fordern, und war nie träge, um sich etwas zu verdienen; bloß um Nothleidende unterstützen zu können. Er sprach nicht viel, aber stets mit Nachdruck und Verstand und eine Menge von gelehrten Männern suchten seine Unterhaltung. Einmal fragte man ihn: ob er glücklich sey? »Ich glaube es,« antwortete der Philosoph. — Aber worin besteht deine Glückseligkeit? — »In der Arbeit, der Ruhe und der Sorglosigkeit.« — Setze noch hinzu: im Wohlthun. — »Wie so?« — Du gibst den Armen. — »Meinen Ueberfluß.« — Betest du auch zu Gott? — »Ich danke ihm.« — Wofür? — »Für mich selbst.« — Aber fürchtest du nicht den Tod? — »Weder den Tod noch das Leben.« — Liesest du auch? — Ich habe keine Zeit dazu. — Hast du nicht oft Langeweile? — »Ich bin niemals müßig.« — Beneidest du Niemanden? — »Ich bin mit mir zufrieden.« — Du bist ein wahrer Weiser. — »Ich bin ein Mensch.« — Hast du einen Freund? — »Alle Menschen sind meine Freunde.« — Es gibt aber auch böse Menschen. — »Ich kenne sie nicht!« Dieser seltsame Mann nannte sich Paul Meunier.

Ein französisches Blatt schlägt die Zahl der jährlichen Sterbefälle in ganz Europa, bei einer Bevölkerung von 210 Millionen Seelen, auf 5,256,010, oder auf fast 1 von 40 an. In den nördlichen Ländern ist das Verhältniß 1 von 44, in den südlichen 1 von 36. Die geringste Sterblichkeit herrscht in den Ländern in der Nähe des Polarkreises, in Schweden, Norwegen und Island.

Der Häringsfang längs der nordwestlichen Küste von Schottland war dieses Jahr ungewöhnlich schlecht, und schlug, mit Ausnahme einer einzigen Woche, wo im Sunde von Scalpa gefischt wurde, gänzlich fehl.

(Der Barbier von Sevilla — in Sevilla.) Als ich (erzählt Waller in den Andalusian sketches) zu Sevilla das Theater besuchte, wurde Rossini's Barbiere di Sevilla zum Erstenmal als Barbero de Sevilla, d. h. in spanischer Sprache aufgeführt. Das Orchester war vortrefflich besetzt, aber die Sänger erhoben sich nicht über die Mittelmäßigkeit, Figaro allein ausgenommen, der in jeder Hinsicht meisterlich sang und spielte. Im Verlaufe der Oper machte das Publikum seinem Enthusiasmus durch lautes, fast betäubendes Beifalljauchzen Luft. Die Damen winkten mit ihren Schärpen, ihren Fächern, ihren großen blitzenden Augen Beifall. Am Ende der Oper war der Spektakel fürchterlich, und Einige, die den Komponisten für einen Spanier und ihren Mitbürger hielten, riefen mit Ungestüm: »Rossini! Rossini!« Diese rauschende Freude war um so auffallender, als es im spanischen Theater gemeinhin sehr ruhig herzugehen pflegt, und höchstens ein trockenes biederes „bueno" (gut!) gehört wird.

Frankfurter Theater.

„Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rühret die Trommel,
„Führt alle Völker in's Gefecht! — — —
„Die Krone, das Palladium ist entwendet!" — —

Wunderst du dich, lieber Leser, über das kriegerische Motto, so höre: Unser erster Bassist, Hr. Dobler, hat uns plötzlich sans adieu verlassen, das heißt mit andern Worten: er ist förmlich durchgegangen, und hat seinen Kontrakt, der ihn, wie wir hören, noch mehre Jahre an Frankfurt fesselt, gewaltsam gebrochen. Man denke sich nun die Verwirrung unserer Theaterdirektion, die während der Messe durch diesen Wortbruch eine Hauptstütze der Oper verlor! Das Schicksal sucht unsern Musentempel grausam heim; dieser neue Verlust ist höchst empfindlich, ja unersetzlich. Die verschiedenartigsten Urtheile für und gegen den Flüchtling werden im Publikum gefällt; der eine sagt dieses, der andere jenes. Wir sagen nichts, weil wir uns noch nicht zu entziffern vermögen, was Hrn. Dobler veranlaßte, wortbrüchig zu werden. Das Publikum schätzte ihn außerordentlich, sein Gehalt war enorm, die Direktion — — —, nun, die mag sich über das Verhältniß aussprechen, in welchem sie mit Hrn. Dobler stand! — Er ist, wie man sagt, nach Stuttgart, das ewige Eldorado seiner Sehnsucht geflohen, wo er lebenslänglich engagirt seyn soll. Auch seine Frau hat er mitgenommen:

Dahin, dahin, laß u[illegible] mein Geliebter, zieh'n!

Wir werden aber bei dieser Gelegenheit nichts weiter über das wenig beneidenswerthe Vorrecht der Priester Thalia's sagen: ungestraft wortbrüchig seyn zu dürfen. Die Erfahrung hat ja oft genug gelehrt, daß man nur in den Wind redet. S.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 18. September. (Auf Verlangen zum Erstenmal wiederholt) Die Bekenntnisse, Lustspiel in 3 Aufzügen von Bauernfeld. Hierauf: Das ländliche Fest bei Kisbeer, in einem Akt; arrangirt von [illegible] Balletmeister Prée.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. [illegible] Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 133. 19. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Rache.

(Eine schottländische Geschichte, erzählt von J. Schuster.)

(Schluß.)

Der Kampf sollte auf Cramond-Juch, einer kleinen Insel in dem Engpaß von Forth, nicht weit von dem Schlosse Barnbougle, Statt finden. Der Kampfraum, welcher unter der Aufsicht des jungen Herzogs von Lennox, des Freundes Brunsfield's, vorbereitet worden war, umfaßte einen Sandplatz von zwanzig Klaftern Länge in der Richtung von Norden nach Süden und von sechs Klaftern Breite. Die Zuschauer, welche alle adliger Geburt waren (denn dem Volke war nicht gestattet, sich zu nahen), nahmen auf einem Hügel Platz, und die Seite nach dem Meere hin blieb frei. Allein in einer kurzen Entfernung gewahrte man ein Schiff vor Anker und nur eine Frau stand auf dem Verdecke. Neben den Schranken, welche diesen Raum umschlossen, gerade dem Mittelpunkte gegenüber, wo man vorausgesetzt hatte, daß die Kämpfer aufeinander treffen würden, war eine Art Thron für die Pathen und Kampfrichter erbaut.

An jedem Ende des Kampfplatzes war eine Schranke, die nach Belieben geöffnet und geschlossen werden konnte. An dem einen Ende stand mitten unter seinen Freunden der Laird von Barnbougle. Ueber seine Züge war eine Mischung von Scheinheiligkeit und Wildheit verbreitet. Am andern Ende sah man Henry Brunsfield, von seinen Verwandten und Freunden umgeben. Die beiden Kämpfer, in völliger Rüstung und mit geöffnetem Visire, machten, um sich den Zuschauern zu zeigen, dreimal die Runde in der Arena. Hierauf prüften die Pathen und Herolde, wie es ihre Pflicht war, ob sie für den Streit passend bewaffnet wären, und dann ließen die Kämpfer ihr Visir herunter. Sie waren von ihrer Rüstung so eingehüllt, daß sie eher eisernen Statüen glichen, als Wesen von Fleisch und Blut. Allgemeines Schweigen herrschte; alle schienen kaum zu athmen und kein Geräusch wurde mehr vernommen.

So brachten die beiden Gegner fast zwei Minuten zu. Nachdem alle Förmlichkeiten erfüllt worden waren, gaben die Kampfrichter das Zeichen und die beiden Kämpfer gingen mit gezücktem Schwerte auf einander los. Beim ersten Ausfalle verwundete Moubray seinen Gegner am rechten Arm, und reichlich strömte das Blut aus der Wunde. Allein Brunsfield kannte nun den Streich, auf den sein Gegner am meisten zählte; er nahm sich in Acht und es war Moubray unmöglich, ihn zum zweiten Male zu treffen. Der Kampf währte einige Minuten fort, ohne daß man sehen konnte, für wen sich der Sieg entscheiden würde. Der Laird von Barnbougle parirte geschickt die Streiche seines Feindes, doch blieben auch seine Bemühungen, Brunsfield zu verwunden, ohne Erfolg.

Augenscheinlich war es, daß derjenige der beiden Kämpfer, welcher zuerst ermatten würde, das Opfer des andern werden mußte. Moubray, der ältere, und dessen Rüstung schwerer war, sah den Nachtheil, in welchen er sich befand, ein. Er fing wie ein Verzweifelnder und mit weniger Vorsicht zu kämpfen an. Ein fürchterlicher Streich, zu dem er alle seine Kräfte aufgeboten zu haben schien, traf Brunsfield; dieser wurde dadurch so sehr betäubt, daß er sich auf ein Knie niederlassen mußte. Es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn sein Feind die Kraft dazu gehabt hätte, einen zweiten dem ersten gleichen Streich zu thun. Moubray ging auf ihn los, vergebens aber strengte er sich an, sein Schwert in die Höhe zu schwingen.

Brunsfield hatte indessen einen Theil seiner Kräfte wieder erhalten, zog seinen Dolch und stieß ihn bis an das Heft in die Brust seines Feindes. Der Mörder seines Geschlechts stürzte todt neben ihm nieder. Zugleich erschallten die Trommeln, Zinken und Trompeten und die Luft tönte von dem Freudengejauchze wieder, welches den Triumph Henry Brunsfields verkündete. Im nämlichen Augenblicke drang ein Schrei, welcher keiner menschlichen Brust zu entfahren schien, von dem bei der Insel ankernden Schiffe herüber und eine Frau sprang sogleich in ein Boot, welches, von zwei kräftigen Ruderern geleitet, sie bald an das Ufer brachte. Sie eilte auf den Kampfplatz, stürzte in Brunsfield's Arme und drückte ihn mit einer fieberischen Gluth an das Herz.

Der Leser hat in dieser Frau gewiß die Wittwe Brunsfield's wieder erkannt. Die Hoffnungen von zwanzig Jahren waren endlich verwirklicht; der Mörder ihres Gemahls, der Mörder ihrer Kinder lag leblos zu ihren Füßen hingestreckt. Lange weideten sich ihre Augen an dem Anblicke des Leichnams. Allein sie war zu schwach für den plötzlichen Andrang so verschiedener und gewaltiger Empfindungen und sie verschied in den Armen ihres Sohnes, indem sie leise die Worte sprach: Nunc dimittis, domine. Dieß waren ihre letzten Worte.

Unnöthig ist es hinzuzufügen, daß sich nach einem passenden Zeitverlaufe der junge Laird von Craighouse mit Catharina Moubray, welche die Güter ihrer Familie zurückerhielt, vermählte.

Nizza.

(Schluß.)

Die Wintermonate sind köstlich in Nizza. Aber vom Februar bis Ende März herrscht ein schneidender Nordost, welcher die Brust angreift und oft den besten Erfolg der Winterkuren (wenn man den allerdings passenden Ausdruck anwenden darf) wieder zerstört. Es sind die Monate, wo die unheilbaren Kranken hinsterben. Auch die nur Schwachen oder Kränklichen leiden. Die Sonne schaut so klar von ihrem blauen Himmel durchs Fenster; sie legt sich so warm in die Stube! Man däuchte draußen eine Sommertemperatur zu finden. Es ist schwer, der Täuschung zu entgehen, der Ver-

lockung nicht nachzugeben. — Zu entrinnen ist nicht. In der Provence ist es noch ärger, und von den anderen Seiten sind Schneelager vorgelegt. Da sieht man die englischen Aerzte ihre Brustkranken an das Gestade führen und sie täglich stundenlang dem mörderischen Winde aussetzen. Das Vorurtheil englischer Medizin bringt die armen Kranken um ihren letzten schwachen Athem.

Unter diesem Klima muß man die Sonne untergehen sehen. Sogar der preußische Bediente, welcher in Ischl zu den Herren, welche ihm die hinter's glühende Gebirge versinkende Sonne zu laut priesen, mit stolzer Sicherheit sagte: »Ach mene lieben Herrn, da sollten Sie man nach Berlin kommen, da jeht die Sonne noch janz anders unter«: sogar er müßte darin Nizza den Vorrang vor Berlin zugestehen. Alle Fenster der Stadt leuchten farbig, wie die bunten Fenster alter Münster; eine Abendverklärung liegt über der Meergegend, ein schönes Roth glüht auf den blassen Gesichtern der Kranken; von ferne scheint es fast als ströme wieder gesundes Blut in ihren Adern; aber tritt man näher, so gleicht die Farbe der eingefallenen Züge freilich dem Widerschein eines Brandes. — Den vollen Genuß des grandiosen Naturschauspiels hat man von der Terrasse. Ein großer Feuerball, liegt die Sonne am Horizont; eine Flammenwoge ist oben über den Himmel, unten über das Meer ausgegossen. Die Flamme verlischt nach und nach und eine majestätische Stille legt sich mit der Dämmerung über Land und Wasser; die Brust schwillt, der Gedanke selbst geht einige Augenblicke im Gefühl unter.

Ein Nordländer, der den Kopf voll von Beschreibungen der Südgegenden, alle Reize des Mittagslandes erwartet, und was der Norden Schönes hat, als natürlich und sich überall von selbst verstehend voraussetzte, könnte sich anfangs in seinen Erwartungen getäuscht finden. Der poetische Olivenbaum ist ein trauriger Baum, die Aeste stehen weit von einander, die nichts weniger als frisch-, vielmehr mattgrüne Blätter sind klein; an dichten kühlen Schatten ist dabei so wenig zu denken, daß der Wuchs des Getreides darunter nicht im Geringsten leidet; die Orangenbäume sind klein und monoton, der Geschmack der Früchte ist herbe und hat etwas abstoßendes. Zur Zeit der Blüthen strömt ihre Menge in der Nähe einen geilen Geruch aus, der Uebelkeit und Kopfschmerzen verursacht. Aber wenn an einem schönen Frühlingsmorgen ein frisches Lüftchen im Fluge nur die feinen Düfte eines Orangengartens aus der Ferne vorbeiweht: das ist eine der anmuthigsten Empfindungen, welche dem Körper vergönnt sind; nur eben so flüchtig als schön. Man fühlt sich auf einmal von dem wollüstigen Hauche berührt: man will ihn in sich ziehen; aber er ist dahin und man athmet wieder die gewöhnliche Luft. Sein Daseyn und Verschwinden ist nur ein Moment; es ist die Poesie italienischer Orangendüfte.

Das Leben in Nizza kömmt hoch; das grüne Olivenholz zum Brennen ist sehr theuer; freilich gibt es eine besonders schöne, duftende Harzflamme. Die Landleute verkaufen es nach dem Gewichte, wie das Holz in vielen Gegenden Italiens verkauft wird, was offenbar bei einem Gegenstande, dessen Theile sich nicht recht in einander fügen, und nach Verhältniß die verschiedensten Zwischenräume bilden, weit vernünftiger ist, als unsere deutsche Gewohnheit, die Stöße nach Klaftern zu messen.

Das Theater ist freundlich; es liegt am Ufer; man kann die Hinterwand öffnen und so das Meer selbst in das Theater hineinziehen; was natürlich keine üble Dekoration ist und der Bühne einige Tiefe gibt; aber auch dieß prächtige Schauspiel wird einer kranken Brust zu Gift.

Die Sprache der gemeinen Nizzarden, denn so nennen sie sich, ist ein italienischer Dialekt, der schon viele provençalische Worte und Wendungen aufgenommen hat.

Eine nicht freundliche Eigenheit der Stadt ist der Anblick der Galeerensklaven; unter bewaffneter Aufsicht kehren sie täglich die Quais am Hafen. So scheinen sie gewissermaßen nicht völlig aus dem Leben verbannt; sie haben so zu sagen noch einen Fuß in der Gesellschaft.

Skizzen einer Reise nach Lissabon.

(Aus Lit. Gazet. Beckford's Travels.)

Lissabon erhebt sich amphitheatralisch auf sieben Hügeln, an der Mündung des Tajo. Dieser prächtige Fluß bildet eine Art von See von zwölfhundert Toisen Umfang, wo die Flotten ankern und sich nach Willkür bewegen können, ohne den Kanonen der Küste ausgesetzt zu seyn; er (der Fluß) verengert sich aber plötzlich an der Westseite gegen den Thurm von Belem und den (sogenannten) alten Thurm hin und fließt dann in das offene Meer. Die beiden Ufer des Flusses sind mit Batterieen besetzt und die Barre ist von einer Felsenbank durchschnitten, die unter den Seeleuten Os Cachopos genannt wird. Lissabon, vom Flusse aus gesehen, ist imponirend, majestätisch, pittoresk; aber so wie man hineinkommt, findet man es ganz anders. In der That, wenn ein Reisender, ohne sein Wissen und mit verbundenen Augen, plötzlich in diese Stadt versetzt würde, so würde er sich einbilden, eine Reihe sehr unangenehm vereinigter, von einer Menge Klöster zerdrückter Dörfer zu durchziehen. Die Kirchen sind im Allgemeinen in sehr schlechtem Geschmacke gebaut; sie sind mit Thürmen und Karniessen überladen und von bizarren Frontons mit Vorsprüngen umgeben.

Die Straßen sind voll von alten, jungen, blinden, stummen, hinkenden Bettlern, die eckelhafte Wunden zur Schau tragen. Nirgends habe ich widerlichere, mit Ungeziefer bedeckte, in schmutzigere Lumpen gekleidete, hartnäckigere, unverschämtere Arme gesehen, als die portugiesischen.

Je mehr man Lissabon kennen lernt, desto mehr fühlt man sich in seiner Erwartung getäuscht. Bei jedem Schritte findet man Straßen, die unglaublich steil auf- und abwärts laufen; hundertmal glaubte ich mich auf dem Punkte, in den Tajo zu fallen, oder in Graben voll Schmutz, voll todter Hunde und Katzen zu gleiten; nirgends habe ich auf meinen Reisen eine so große Anzahl von schmutzigen und stinkenden Straßen und Gäßchen gesehen; da bergen sich denn alle Hexen oder vielmehr Wahrsagerinnen, welche prophezeien und Zaubermittel für alle Arten von Uebeln und Krankheiten verkaufen.

Dennoch muß man sagen, daß die Neustadt mit mehr Regelmäßigkeit gebaut ist; einige Straßen sind schnurgrade, unter andern die Straße des Goldes (rua de Ouro), des Silbers (da Prata), die Straße Augusta, welche noch von einigen Putz- und Schmuckladen verschönert werden. Aber wenn man die Statue zu Pferde von Joseph I., die den Platz des Kommerziums ziert, und den Rocio, wenn man die Kirche des Herzens Jesu, gekrönt von einem prachtvollen Dom und von kühner Ausführung, gesehen, und die Klöster von Belem und Necessidades, die Bank, die Douane, das Haus von Indien, das Arsenal der Marine und die Bibliothek, Gebäude, deren größter Theil wenig Merkwürdiges bietet, besucht hat, so wird man nichts mehr finden, was der Aufmerksamkeit werth wäre.

Man kann sich schwer einen Begriff von dem immerwährenden Glanz und der Hitze der Sonne in Portugal machen. Es ist nicht leicht, sich vor den brennenden Strahlen des Tages-Gestirns zu bergen. Selten sieht man Wolken und Nebel sind unbekannt; da findet man keine Pinien, wie auf den Villas des klassischen Italiens; kein Wäldchen von hohen

Pappeln und Kastanienbäumen mit dichtem Laub, wie in den herrlichen Ebenen der Lombardei. Die einzigen Boskets, die man in der Umgegend dieser Hauptstadt antrifft, bestehen aus Zwergbäumen, kleinen Orangen und traurigen Olivenbäumen; und keine Schäfer und Schäferinnen wird man sehen, sondern höchstens einen verirrten Reisenden, der wider Willen unter ihrem durftigen Schatten Schutz sucht.

Wenige Tage nach meiner Ankunft ging ich in den Palast Marialva, um dem Großprior meinen Besuch zu machen. Der Eingang des Palastes war durch zwei schmutzige, zweiräderige Fuhrwerke versperrt oder doch beengt, so daß man es für den Hof eines Posthauses hätte halten können. Ganz nahe bei den beiden Wagen sah man da und dort einzelne Misthaufen; und weiterhin war der Weg von einer Zuchtsau und ihrer zahlreichen Familie eingenommen, die, bei unserer Annäherung, uns zwischen die Füße lief, ein betäubendes Geschrei ausstoßend. Endlich gelang es uns, die Treppe zu gewinnen.

Das Geschrei der Zuchtsau und ihrer Ferkel hatte unsere Ankunft gemeldet und der Großprior, sein Neffe, der alte Abbé, begleitet von zahlreichen Dienern, kamen uns entgegen. Der Großprior machte die Honneurs seines Hauses mit viel Höfflichkeit und Urbanität und zeigte uns alle Zimmer und Gemächer des Palastes. Dieser Prälat schien die Uhren, Pendulen und selbst Sanduhren außerordentlich zu lieben; ich zählte deren wohl zehn in seinem Schlafzimmer, und das Geräusch, das alle diese Perpendikel im Gehen machten, war weithin hörbar.

Im Mittelpunkte eines alterthümlich dekorirten Saales stand ein mit seltenen und merkwürdigen Dingen bedeckter Tisch, die zur Schau gestellt waren, um unsere Blicke auf sich zu ziehen: es waren Arbeiten in Eisen, Krucifixe von Elfenbein, kleine Modelle von Gefäßen, verschiedenartige Decken, mit Federn und allen Arten von Farben geziert und Gott weiß, was alles noch; und alles dieses stank schrecklich nach Kampher. Während wir beschäftigt waren, diese schönen Sachen anzusehen und das Schnupftuch vor die Nase hielten, trat der Vizekönig von Algarvien, in einem prächtigen, goldgestickten Kleide, in den Saal. Es war ein Versammlungs- oder Gesellschaftstag im Palaste Marialva.

Wir wünschten ihm Glück, wegen seines Neffen, der eben zum Bischof ernannt worden war, und um uns verstehen zu können, nahmen wir zu sechs bis sieben verschiedenen Sprachen unsere Zuflucht. Der Vizekönig sprach nacheinander spanisch, italienisch, portugiesisch, französisch, und diese Sprachen folgten sich in seinem Munde mit großer Geschwindigkeit. Urtheile man nun von der Annehmlichkeit einer solchen Unterhaltung! Die wichtigen Gegenstände dieser Ergüsse der Beredtsamkeit war das Lob Johanns V., das Bedauern über die Vertreibung des Jesuiterordens und die Verwünschungen Pombals, dessen Andenken von dem Vizekönig verabscheut wird. *)

Ich suchte mich so vieler Beredtsamkeit zu entziehen und schlüpfte in das anstoßende Zimmer, wo Policarp, einer der ersten Tenore der Kapelle der Königin, sang, sich mit der Guitarre begleitend. Die halb geöffneten Vorhänge eines daran stoßenden Gemachs ließen mich Donna Henriette von L... erblicken, die, neugierig die neu angekommenen Engländer zu sehen, sich furchtsam der Thür näherte und sich alsobald wieder zurückzog, nicht wagend, in Abwesenheit ihrer Mutter, die Salons zu betreten. Donna Henriette schien mir eine sehr interessante Person zu seyn; ihre schwarzen Augen drückten eine wonnige Sehnsucht aus. Eine Gruppe reizender Wesen (ohne Zweifel ihre Schwestern) saß zu ihren Füßen und glich denen durch seidene und goldene Draperieen halb verborgenen Genien auf den allegorischen Gemälden von Rubens oder Paul Veronese.

Bei Annäherung der Nacht glänzten Lichter auf den Thürmen, Terrassen und an allen Fenstern dieses maurischen Gebäudes; ein Theil der Familie war in diesem Augenblicke beschäftigt, Litaneien der Heiligen zu recitiren, der andere überließ sich der Freude und großentheils wenig erbaulichem Zeitvertreibe; und der eintönige Klang der Guitarre, die sanften Stimmen der Frauen bildeten eine Melodie, die, obwohl sonderbar, doch nicht ohne Annehmlichkeit war.

Ich lauschte diesem Konzert, als der plötzliche Glanz zahlreicher Lichter und das Geräusch des kräftig durch Ruder bewegten Wassers die Gesellschaft auf die Terrassen des Palastes riefen. Es war eine Prozession, die von einer Wallfahrt zurückkam. Die Arche Noahs enthielt sicherlich keine zahlreichere Sammlung von Thieren, als die große Barke mit fünfzig Rudern, die am Ufer den alten Marquis und seinen Sohn Joseph aussetzte, begleitet von einer Menge Dichtern, Musikern, Mönchen, Matadors, Greisen, Frauen, Kindern beiderlei Geschlechts, alle auf die groteskeste Weise gekleidet, in den Händen, auf den Schultern, in der größten Unordnung, Kreuze, Paniere und heilige Gegenstände aller Art tragend.

(Schluß folgt.)

*) Aus diesen Data's und späteren sieht der Leser leicht, daß dieß nicht eine in neuester Zeit gemachte Reise ist, deren Skizze hier mitgetheilt wird; was indessen die örtlichen Gewohnheiten, Sitten und Eigenthümlichkeiten des Landes und der Hauptstadt betrifft, so hat sich dieses bis jetzt noch wenig geändert und paßt daher gegenwärtige Beschreibung noch ziemlich; abgesehen von dem Interesse, das jene frühere Zeit darbietet.

Die Todtenhöhle.

(Aus dem Entre'Acte.)

Die Zurücknahme des Edikts von Nantes erweckte in den Cevennen einen Krieg des Gemetzels und des Meuchelmordes. Schaffotte, Galeeren, Brandstiftungen, Hinterhalte, geordnete Schlachten — alles ward gegen die Protestanten aufgeboten, die mit Ausdauer und Nachdruck Widerstand leisteten. Sie ihrerseits bildeten die Armee Kamizarden, deren General Cavalier, vordem ein Bäckergeselle zu Genf, späterhin zu Versailles aufgenommen wurde und mit Ludwig XIV. den Frieden unterzeichnete.

In der Nähe von St. Hippolyte, einer kleinen Stadt im Gard-Departement, durch welche die Vidourle fließt, befindet sich ein Berg, der mit hochstämmigem Gehölz bewachsen ist. Mitten in der Waldung aber erhebt sich ein ungeheurer Felsen, dem sich die Protestanten noch jetzt mit einer heiligen Ehrfurcht nahen. Dort, sagen sie, wurden während der Unruhen in den Cevennen die Predigten gehalten.

Dieser Felsen ist in der That dergestalt ausgehöhlt, daß er einer Kanzel ähnlich ist, von welcher aus man ein zahlreiches Auditorium übersehen kann. An diese Stätte nun knüpft sich eine blutige Tradition.

Eines Sonntags, sagt man, als eine Menge Protestanten sich in dem Gehölze verbargen, um den Diener des heiligen Evangeliums, Esprit Seguier, predigen zu hören, und in der Stille um bessere Zeiten zu flehen, brachen plötzlich die Soldaten der Miliz von Baville mitten in die Versammlung ein. Eingeschlossen und von allen Seiten hart bedrängt, setzten die Protestanten ihnen einen kräftigen Widerstand entgegen und es gelang ihnen selbst, einige Soldaten zu entwaffnen und zu Boden zu werfen, doch mußten sie am Ende, der Mehrzahl weichend, die Flucht ergreifen.

Als die Frauen, die Kinder und die Greise sahen, daß ihre Kräfte nicht mit ihrem Muthe Stand halten konnten,

da flüchteten sie sich in eine wenige Schritte von dort entfernte Höhle.

Als dem Kommandanten der Miliz dieß hinterbracht worden war, da befahl er, nachzusehen, ob jene Höhle einen zweiten Ausgang habe. Als die Soldaten keinen solchen gefunden hatten, da ließ der Grausame den Eingang der Höhle sperren und half selbst mit an der Aufführung einer dreifachen Mauer, die den armen Geflüchteten das Entrinnen unmöglich machte.

Diesen Zug der Barbarei hat man in neuerer Zeit in Zweifel gezogen. Wie hätte man auch eine solche Grausamkeit für möglich halten sollen! Auch war ja nirgends eine Grotte vorhanden. — Aber, sie ist aufgefunden worden! Ein Landmann, dem es erlaubt worden war, diesen Theil des Gehölzes urbar zu machen, ist beim Graben zuerst auf die dreifache Mauer gestoßen. Dann mehre Leute zu Hülfe nehmend, hat er diese demolirt und sich so den Weg zu der Grotte selbst gebahnt. Bei jedem Schritte, den er that, stieß er an menschliche Gebeine; es war eine förmliche Katakombe, nur mit dem Unterschiede, daß diese unter ihrer Wölbung das Geschrei der Wuth und des Hungers, das Röcheln des Todes, das Wehklagen der Mütter gehört hatte, die ihre Kinder konvulsivisch an ihr Herz gedrückt und sie so erstickt hatten.

Diese Höhle ist nun von den Einwohnern die **Todtenhöhle** genannt worden.

Literatur.

Englische Bibliothek. Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und des Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften in sorgfältig bearbeiteten Uebertragungen herausgegeben von K. von Kreling. Die vier ersten Hefte des ersten Bandes. Karlsruhe, Braun, 1834.

Diese literarische Unternehmung verdient die rühmlichste Erwähnung und die ermunterndste Unterstützung von Seiten eines gebildeten Publikums, dem sich in ihr eine neue, ergiebige Quelle der Belehrung und Unterhaltung eröffnet. Die mannigfaltigen englischen Taschenbücher und periodischen Zeitschriften bieten in der That durch die Zahl bedeutender und geistreicher Schriftsteller, die daran arbeiten, so viel Neues und Anziehendes dar, wovon nur ein kleiner und überdieß zerstreuter Theil der deutschen Lesewelt bekannt wird, daß man mit Vergnügen das Entstehen eines Unternehmens betrachtet, wodurch wir in wohlthuendem Zusammenhang von dem geistigen Leben des englischen Volkes und seinem gesellschaftlichen Treiben genauere Ansichten erhalten. Die Uebertragungen des Hrn. von Kreling gehören auch nicht zu den bekannten mittelmäßigen Fabrikarbeiten, womit sich nur oberflächliche Leser begnügen, woran der prüfende Kenner jedoch nur zu oft gewaltigen Anstoß nehmen muß, sondern alle Mittheilungen zeigen, daß der Uebersetzer mit dem Genius beider Sprachen vertraut genug ist, um uns als ein kundiger Führer auf den rechten Weg zu leiten. Die zunächst erscheinenden Hefte werden uns Veranlassung geben, mehr über dieses lobenswerthe Werk zu sagen, wofür alle Freunde englischer Literatur dem Verfasser Dank wissen werden. S.

Die Sage von Odysseus nach Homer, in Reimen bearbeitet von Dr. Eduard Eyth. Karlsruhe, 1834, Druck und Verlag von G. Braun. 1. Bändchen.

Die Odyssee erscheint hier im Gewande des gereimten Jambus! Es ist hier nicht der Ort, um die Frage zu untersuchen, ob eine solche Abweichung von dem Metrum des Originals gebilliget oder verworfen werden soll. **Bürger**, in seiner Vorrede zur Hexameterübersetzung der Ilias, spricht sich entschieden und nicht ohne überzeugende Gründe dagegen aus. Wem es darum zu thun ist, der mag die Stelle nachlesen. »Nicht **übersetzen** wollte ich« — sagt Hr. Dr. Eyth in der Vorrede zu seiner Sage von Odysseus — »sondern **bearbeiten** war mein Zweck, nicht **den** Homer, sondern **nach** Homer.« Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hat der Verfasser Verdienstliches geleistet: das alte Meisterwerk ist nicht nur genießbar für **das** Publikum gemacht, dem es versagt ist, sich durch die antike Poesie an der Quelle zu erlaben, sondern auch für diejenigen, denen es an der klassischen Geduld fehlt, den deutschen Homer, unsern Voß, durchzulesen. Die Bearbeitung des Hrn. Eyth lies't sich angenehm, leicht und fließend. Wir werden Gelegenheit finden, einiges als Probe unsern Lesern mitzutheilen, denen wir das Werk einstweilen dringend empfehlen. S.

Mannigfaltigkeiten.

Dem. Louise **Gned**, vormals Sängerin am Nationaltheater zu Frankfurt a. M., gab bei ihrer Reise durch Italien zu Verona ein Konzert, und dem Auditorium Gelegenheit, ihre Vorzüge prüfend aufzufassen. Ihre Stimme ist zwar weder an Kraft noch an Umfang bedeutend, allein in einigen Mitteltönen nicht ohne Wohlklang, und somit vorzüglich zu Sopranpartien von untergeordnetem Range verwendbar, besonders da sie sich die italienische Gesangsmethode noch nicht vollkommen angeeignet hat. Um als dramatische Sängerin eine bedeutende Wirkung hervorzubringen, wäre neben der Kraft auch noch mehr Wärme erforderlich. Der Mangel der letzteren läßt ihre Gesangsnummern als eingelegte Konzertstücke zwar von einiger musikalischer Bravour, aber ohne festen Zusammenhang mit der Handlung und Situation erscheinen; die Abwesenheit der Ersteren macht ihre Mitwirkung in den Ensemblestücken etwas unvollkommen und wirkungslos. Die von Dem Louise **Gned** gewählten Arien, namentlich: Scena e Cavatina nell' Opera il Crociato in Egitto „A come rapida fuggi la speme, del Maestro **Maierbeer**. Ferner; Cavatina nella Niobe del M. Cav. **Pacini**. De tuoi frequenti, und endlich: Variazioni brillanti sopra il passo a sei e coro Tirolese nel Guglielmo Tell del M. Cav. **Rossini**; konnten ohne italienische Gesangsmethode keine vollkommene Anerkennung finden, obwohl ihr theilweise in Berücksichtigung entschiedener Vorzüge lauter Beifall gespendet wurde. Diese Sängerin hat in Beziehung auf musikalische Ausbildung wohl noch mancherlei Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche unablässige Uebung und anhaltender Fleiß allein zu überwinden vermögen, wenn anders eine richtige Erkenntniß der Mängel und wahrer Eifer für die Kunst sie leiten. In Erwägung dieser mannigfachen und bedeutenden Schwierigkeiten dürfte Dem. L. **Gned** für Italiens Bühnen dann erst als eine verwendbare Acquisition, erscheinen, wenn sie die deutsche Gesangsweise durch rastlose Uebung in die italienische verwandelt haben wird. (W. Thztg.)

Ein Schiff, welches neulich die Fahrt von **Witcheven**, einem Seehafen in der Grafschaft Cumberland, nach Jamaika machte, hatte unter den Passagieren eine Frau an Bord, welche ein Kind von einigen Wochen stillte. An einem schönen Morgen bemerkte der Kapitän am Horizont ein Segel; nachdem er es beobachtet hatte, machte er der Dame das höfliche Anerbieten, durch sein Fernglas zu schauen, um den fernen Gegenstand deutlich zu sehen. Die junge Mutter hatte gerade ihr Kind im Arm: sie hüllte es sorgfältig in ihren Shawl und legte es auf das Sopha, worauf sie gesessen hatte. Kaum hatte sie das Fernglas angesetzt, da rief der Steuermann: »Seht, seht, was thut der verdammte Affe!« — Man denke sich die Angst der Mutter, welche sich umsah und das Thier gewahrte, wie es ihr Kind auf den Gipfel des großen Mastes trug. Der Affe, ein großer Orang-Utang, war so stark und behend, daß er mit einem Arm das Kind festhielt und mit dem andern schnell emporkletterte und gar nicht durch seine Last gehindert schien. — Ein Blick reichte hin, der armen Mutter das Bewußtseyn zu rauben, und sie gab einige Zeit kein Lebenszeichen von sich.

Die Matrosen kletterten so gut wie der Affe, aber dieser gab genau auf ihre Bewegungen Acht, und da er schon an dem Gipfel angelangt war, als sie ihm folgen wollten, fürchtete der Kapitän, er möchte, um ihnen zu entgehen, von einem Mast auf den andern springen, und dabei das Kind fallen lassen. Obgleich dieses offenbar kein Bewußtseyn von der Gefahr hatte, worin es schwebte, hörte man doch das kleine Geschöpf laut schreien, und die Blicke waren mit der größten Aengstlichkeit auf dasselbe geheftet, als plötzlich jede Furcht aufhörte; man sah den Affen genau alle Bewegungen einer Kinderwärterin nachahmen, das Kind wiegen, ihm schmeicheln, und versuchen, es zu beruhigen, als ob er es in Schlaf bringen wollte. Man hatte die Dame vom Verdeck in die Kajüte gebracht, wo sie nach und nach wieder zu sich kam. Der Kapitän befahl allen Matrosen sich zu verstecken, er selbst stellte sich ruhig auf die Treppe zur Kajüte, von wo aus er Alles ruhig übersehen konnte. Diese Anordnung gelang vollkommen; sobald der Affe Niemand mehr bemerkte, stieg er vorsichtig von seinem hohen Standpunkt herab und legte das Kind sanft auf das Sopha. Es fror und schrie, war aber unverletzt und wurde unter den lebhaftesten Theilnahmsbezeigungen der Passagiere und dem Freudengeschrei der Mannschaft seiner Mutter in die Arme gelegt.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher **Redakteur**: Dr. G. E. Thomas. — **Drucker**: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 134. 20. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Steinbank.

(Schnellp. f. Moden.)

In der Straße Tirechappe in Paris steht eine Art Markstein, der eine unförmliche Steinbank bildet, welche mit schwarzrothen Flecken über und über bedeckt ist. Schon oftmals war ich vor ihr gleichgültig vorübergegangen und hatte jedesmal bei mir den Gedanken ausgesprochen, daß diese Bank wohl nicht schlechter hätte placirt werden können. Denn mitten zwischen zwei Häusern stehend, welche mit ihrer hohen und schwarzen Außenseite an der ohnedieß schon engen Straße hervorragen, scheint diese winckelige Bank, die sich mit ihrer von der Zeit geschwärzten Steinmasse wie eine Felsklippe ausnimmt, den einfachen Fußgänger gleichsam zu verhöhnen, der nur mit Mühe längs den Mauern vorbeischlüpfen kann. Da ich aber nach der Zeit die Geschichte, die sich an diesen Stein knüpft, erfuhr, flößte mir dann stets sein Anblick ein Gefühl von scheuer Ehrfurcht ein. Das einzige Denkmal, welches er ist, das uns die Erinnerung an eine rührende und erhabene Aufopferung bewahrt, betrachtete ich ihn mit jenem heiligen, schauervollen Gefühle, womit ein Wanderer ein einsam stehendes, entweder an einem Abhange oder in einer Wüste aufgestelltes Kreuz anschaut, welches ihm eine an diesem Orte verübte Mordthat anzeigt.

Die Geschichte ist einfach, wahr und kürzlich folgende:

Es ist beinahe sechszig Jahre her, man dachte noch nicht an die Revolution, aber das Volk war unglücklich, da wohnte in dem dritten Stockwerke des einen von jenen beiden Häusern ganz allein mit ihrer Mutter ein armes junges Mädchen, Namens Lisette Morel: sie war so schön, so sanft! man sah es ihr an, daß sie nicht geboren war, um arm zu seyn.

Uebrigens hatten auch Lisette und ihre Mutter nicht immer in dieser drückenden Armuth gelebt, aber das Elend ist eine Wunde, die immer weiter um sich frißt, sich ausbreitet und von Tag zu Tag um sich greift. Sie mußten alle ihre Sachen von Werth nach und nach verkaufen. Dann ging auch das Gerücht, daß sie auf Wechsel eine nicht unbedeutende Summe geliehen hätten.

Da aber ein Unglück niemals allein kommt, so wurde auch die Mutter auf ein hartes Krankenlager hingestreckt.

Zu dieser Zeit war es gerade, wo ein guter braver junger Mann von der Straße Tirechappe, mit Namen Robert Dümonteil, Lisettens Bekanntschaft machte. Man konnte niemals in der Nachbarschaft erfahren, wie sie sich sahen und sprachen. Dieß blieb ihr Geheimniß.

Und dennoch glaubte Niemand Arges, und zwar nicht deßwegen, weil es hier etwa keine Lästerzungen, wie überall anderwärts, gegeben hätte, sondern Lisette war so gut, so gesittet und rein, es leuchtete so viel Unschuld und Engelsreinheit aus diesem liebreizenden Gesichte, welches ein einziges Wort mit Schamröthe übergoß, daß sich's Niemand einfallen ließ, etwas Schlechtes zu glauben, oder ihr nachzusagen!

Eines Morgens erzählte ein Gast bei der Madame Sanson, daß sich die Umstände der armen und guten Lisette immer mehr verschlimmerten; daß der Zahlungstag des Wechsels da wäre und sie nicht bezahlen könnte, ja daß man schon von ihrer Verhaftung gesprochen hätte. Robert war gegenwärtig; er erblaßte und seine Stimme erzitterte. Dann entfernte er sich.

Am Abend, als er bei der Mutter Sanson speis'te, bemerkte man an ihm eine große Niedergeschlagenheit und Geistesabwesenheit; er sprach für sich allein, und der Blick seines Auges irrte unstät herum; und als die Nacht einbrach, sah man ihn unter Lisettens Fenster auf der steinernen Bank sitzen. Die Straße war menschenleer und öde. Einige Augenblicke darauf erblickte man einen weißen und leichten Schatten an seiner Seite, und unterschied die leichten Umrisse einer weiblichen Gestalt; man weiß nicht, was sie sprachen, aber Robert kehrte gegen seine Gewohnheit sehr spät nach Hause, und war viel trauriger und düsterer als jemals.

Robert stand seit einiger Zeit bei einem reichen Kaufmanne am Ende der Straße in Kondition, und dieser Kaufmann hatte ihn sehr lieb gewonnen. Am folgenden Morgen machte ihm Robert seine Aufwartung und blieb einige Augenblicke vor dem Komptoire stehen, ohne ein Wort vorbringen zu können.

»Guten Morgen, Robert!« sprach zu ihm der Kaufmann, ohne den Kopf von seinem Kontobuche zu erheben, wobei er einiges Geld zählte. Er hieß Didier, und war ein jovialer Mann. »Guten Morgen, Robert!« wiederholte er; »was steht Dir zu Diensten, mein Junge?«

»Ich komme eben, Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen, Herr Didier,« antwortete Robert, und seine Stimme war in zitternder Bewegung.

Der Kaufmann richtete sich in die Höhe und betrachtete staunend die verwirrte Gestalt des jungen Mannes.

»Ich habe einiges Geld nöthig, Herr Didier,« fuhr Robert in stolzem Tone fort, als er sahe, daß der Kaufmann nicht antworte, »und ich wollte Sie bitten, mir dasselbe zu leihen.«

Bei dieser ungestümen Forderung runzelte sich die Stirn des Kaufmanns.

»Hm! hm!« hustete er.

»Sie haben sich stets gut und väterlich gegen mich bezeigt, Herr Didier,« fuhr Robert in großer Bewegung fort, »und ich hoffe, daß Sie mir mein Gesuch nicht abschlagen werden...«

»Höre, Robert,« unterbrach ihn jener, »Du bist immer ein guter und ehrlicher Junge gewesen... Ich weiß nicht, ich sehe aber nicht ein, wie... Du verstehst mich?...«

»Herr Didier,« antwortete Robert, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen dieß Geld wieder bezahle! ich werde arbeiten, wann und wie Sie wollen; mein ganzes Leben soll Ihrem Dienste geweiht seyn!«

Der Kaufmann blickte ihn mit großer Verwunderung an: »Und wie viel brauchst Du denn?«

»Sechszig Thaler, Herr Didier.«

»Sechzig Thaler!« rief der Kaufmann, »sechzig Thaler! Du hast Deinen Verstand verloren, mein armer Robert, sechzig Thaler!... und wo sollte ich sie denn hernehmen, diese sechzig Thaler?«

Robert biß sich in die Lippen und ein heftiges Zittern durchfuhr seinen ganzen Körper.

»Herr Didier!« sprach er mit schwacher Stimme...

»Sechzig Thaler!« unterbrach ihn der Kaufmann, indem er seine Geldkasse verschloß; das ist unmöglich, mein armer Robert.«

»Ich glaubte...«

»Unmöglich!« widerholte der Kaufmann, und stand auf.

Robert entfernte sich.

Man weiß nicht, was er diesen ganzen Tag über machte; man fand ihn nirgends.

Die Wechsel waren von Lisettens Mutter nicht bezahlt worden, und sie sollten beide des folgenden Tages in Verhaft genommen und ihre Möbels verkauft werden.

(Schluß folgt.)

Die Versöhnung.

(Aus dem Französischen. Von El.)

Es ist nicht selten, daß die Rivalität zweier Menschen auf den Schulbänken beginnt, um für ihr ganzes Leben fortzuwähren. Man sollte meinen, das Schicksal habe sie in seiner Laune neben einander gestellt, damit sie sich in allem, was sie unternehmen, gegenseitig hindernd im Wege stehen. Nebenbuhler im Kolleg, machen sie sich einen Preis mit einem Eifer und einer Eifersucht streitig, die zu ermuthigen und mit dem schönen Namen Wetteifer zu belegen, ihre Lehre nur allzu oft den Mißgriff thun. Später aber gibt ihnen das Alter ihren eigentlichen Namen, und wenn die Kollegrivalen nach einem störenden Begegnen in den Plänen ihres männlichen Ehrgeizes auch bei dem Gegenstande ihrer Liebe aufeinanderstoßen, dann kann fast nur ein Wunder den Eintritt großen Unglücks verhüten.

Zwischen Alessandro B.... und Giacomo F...., Sprößlinge durch den Handel reich gewordener Familien in Rom, bestand die innigste Vertraulichkeit, die sich weniger noch auf ihre gleiche Familienverhältnisse, als auf eine wahrhafte Freundschaft stützte. Fast vom nämlichen Alter, waren sie am gleichen Tage in das nämliche Kolleg eingetreten. Sie waren zusammen aufgewachsen und ihr Geist hatte sich auf fast gleiche Weise entwickelt. Wurde der ehrwürdige Vater Superior des Kollegs gefragt, was er von den beiden jungen Leuten halte, so wurde er mit ihrem Lobe nicht fertig, führte sie als zwei Muster an und nannte sie immer nur Achilles und Hektor. Unmöglich war es ihm aber, einem den Vorzug vor dem andern zu geben; Talent, Geschicklichkeit und gute Aufführung, alles war bei ihnen gleich. Allein durch einen sonderbaren Zufall, der sich immer wiederholte, wurde Giacomo, welcher im ganzen Verlaufe des Jahrs ebenso oft den ersten Platz errang, wie sein junger Nebenbuhler, immer von diesem bei den Preisbewerbungen überwunden. Oft hätte man dann seinen Groll gegen Alessandro, seinen schlecht verhehlten Zorn bemerken können, den die Bescheidenheit und Freundschaft dieses letzteren nicht immer zu befriedigen vermochten. Daß er wegen seiner Niederlage ein wenig Aerger zeigte, schien jedoch ja ganz natürlich zu seyn, daß man nicht im entferntesten darauf achtete.

Ihre Eltern, denen diese Art Rivalität gefiel, bestimmten sie beide, als sie das Kolleg verließen, dem Advokatenstande. Bald verdunkelten sie ihre Kollegen. Von dem öffentlichen Urtheile gleich begünstigt, standen sie sich fast immer einander gegenüber. Kein Prozeß von irgend einer Wichtigkeit kam vor, wo sie nicht von den gegnerischen Parteien zu Anwälten erwählt wurden. Das Glück war jedoch Alessandro aus dem Kolleg auch vor den Barreau gefolgt; fast immer gewann er den Prozeß, der ihm anvertraut wurde. Weniger lebhaft, weniger aufbrausend, als sein Nebenbuhler, zeigte er mehr Logik und wissenschaftliche Kenntnisse. Giacomo dagegen gefiel vielen Leuten wegen seiner Heftigkeit, seiner beißenden Ironie und der Gluth, die ihn bei der Vertheidigung seiner Klienten erfüllte, mit denen er sich völlig zu identifiziren schien; zuweilen ließ er sich sogar bis zu Persönlichkeiten hinreißen, ohne daß dieß jedoch in Rom eine andere Folge nach sich zog, als in Paris, wo man daran gewöhnt ist, daß zwei Advokaten, welche sich beim Plaidiren mit Schmähungen überhäuft haben, sich beim Heraustreten aus dem Gerichtssaal die Hand reichen und dann friedlich und ruhig mit einander frühstücken.

Bald trug jedoch diese jeden Augenblick sich begegnende Rivalität ihre Früchte. Alessandro hatte mit ganzer Seele die liberalen Grundsätze umfaßt und sich laut dafür erklärt. Giacomo dagegen ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne gegen die zu eifern, welche er die Begünstiger von Unruhen und Anarchie, die Feinde Gottes und der Religion nannte, und er that dieß mit um so größerer Heftigkeit, als er dadurch seinen Nebenbuhler indirekt angriff. Wegen dieser Meinungsverschiedenheit kamen die beiden alten Freunde auch nur noch selten zusammen und selbst diese seltenen Zusammenkünfte wurden durch die bittern Worte Giacomo's, dessen haßerfüllter Geist keine Gelegenheit zum Streite versäumte, so unangenehm, daß Alessandro deren gänzliches Aufhören wünschte, ohne jedoch die Kraft zu besitzen, mit einem Jugendfreunde völlig zu brechen.

Endlich steigerte ein neuer Umstand den Groll Giacomos bis zum höchsten Grade. Beide wurden auch noch Nebenbuhler in der Liebe. Donna Bettina war das Ziel ihrer Wünsche. Sie war die Tochter eines sehr reichen Kaufmanns und ihre Schönheit glänzte unter allen Frauen Roms. Ihr ovales und regelmäßiges Gesicht, ihr brauner, ein wenig ins Gelbliche spielender Teint, ihre schwarzen und glänzenden Augen, ihre ernste Physiognomie boten ganz jenen vollkommenen Typus dar, den die Künstler so sehr bei den Römerinnen bewundern, und welchem ich bei weitem (ich gestehe es ganz leise, mein lieber Leser, und unter der Bedingung ein, daß du mein Geheimniß bewahrest; denn mich träfe sonst, erführen sie es, der Tadel der Herren Maler, Bildhauer, Architekten, Dichter, Musiker und der Reisenden jeder Klasse und jeden Ranges, welche das Privilegium haben, über alles, was italisch ist, in Extase zu gerathen), dem ich tausendmal, sage ich, den bleichen oder rosigen, immer aber weißen Teint, die gerundeten Formen, das geistvolle Wesen und den kleinen Fuß unserer Französinnen vorziehe.

(Fortsetzung folgt.)

Golenischtscheff Kutusoff, Fürst Smolenskoi.

Von Heinrich Döring.

(Zeitgenossen.)

In Zeiten, wo dem Vaterlande die äußerste Gefahr droht, sucht das Volk sich selbst seinen Retter, und selten täuscht es sich in seiner Wahl. Dieser Fall, durch mehrfache Erfahrung bestätigt, trat ein, als in dem letzten Befreiungskriege Europa's von französischer Botmäßigkeit die russische Heeresmacht einstimmig den Fürsten Kutusoff zum Führer

begehrte, und unter dem greisen Helden glänzende Siege erfocht.

Geboren im Jahr 1745 und aus altadeliger Familie stammend, trat Golenisschtscheff Kutusoff schon früh (1759) in russische Kriegsdienste. Er ward Korporal unter den Linientruppen. Bereits im Jahr 1761 finden wir ihn als Offizier. In der letzten Periode des siebenjährigen Krieges stand er bei der aktiven russischen Armee in Preußen. Eigentliche Gelegenheit, sein Feldherrntalent zu entwickeln, fand er dort nicht. Doch erwarb ihm schon damals sein musterhaftes Betragen allgemeine Achtung. Beweise seiner persönlichen Tapferkeit konnte er erst in den Feldzügen gegen Polen in den Jahren 1764 — 1769 geben und hierauf gegen die Türken unter Romanzoff. Mit einem kleinen Korps, dessen Befehlshaber er im Jahr 1773 geworden war, erstürmte Kutusoff die Festung Schiumla. Seine Kriegserfahrung erweiterte er unter Souwaroff. Er wohnte den Gefechten von Turtulay, Hirsow und Kosludje bei, und stillte den Aufruhr des Rebellen Pugatscheff zu Uralsk. Ueberall zeigte er Entschlossenheit und seltene Feldherrntalente. Als im Jahr 1788 die türkische Festung Oczakow von den Russen erstürmt ward, gehörte Kutusoff mit seinem Korps zu den Ersten, welche in jene unglückliche, allen Gräueln der Verheerung preisgegebene Stadt eindrangen.

Bei dieser Gelegenheit traf ihn ein gleiches Schicksal mit Souwaroff, der wegen einer gefährlichen Halswunde den Kriegsschauplatz hatte verlassen müssen. Auch Kutusoff ward bei der Belagerung von Oczakow in der Gegend des rechten Auges verwundet. Kaum wieder geheilt, erschien er zur Freude des russischen Heeres wieder im Felde, und half, vereint mit dem Prinzen von Koburg, den Sieg von Fokschani erfechten. Glänzende Beweise seiner Tapferkeit gab er in der blutigen und für den türkischen Feldzug entscheidenden Schlacht bei Rimnick, den 31. Dezember 1789. Ebenso entwickelte sich sein militärisches Talent, als die von den Türken hartnäckig vertheidigte Festung Ismail durch Souwaroff erstürmt ward. Zwanzigtausend Russen blieben, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, unter den Wällen jener Festung. Als aber diese zuletzt mit gewaffneter Hand erstürmt wurden, fielen 25,000 Mann der türkischen Besatzung, die so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte. Zum Generallieutenant erhoben, schlug Kutusoff mit dem ihm übergebenen Korps die türkische Armee bei Monastywischtsche, und zeigte sich bei den bald nachher eintretenden Friedensunterhandlungen mit der Pforte als einen sehr gewandten Diplomaten.

Das Jahr 1793 führte ihn als Gesandten nach Konstantinopel. Als bald nachher der polnische Krieg ausbrach, focht er unter Souwaroff in der blutigen Schlacht, welche die Einnahme von Praga den 4. November 1794 herbeiführte. Er hatte den Oberbefehl über die erste Division der Armee von der Ukraine, die sich besonders bei der Eroberung Warschaus sehr thätig zeigte. Nach hergestellter Ruhe erhielt Kutusoff das Generalkommando von Finnland, und ward bald nachher von Paul I. zum Generalgouverneur in Lithauen ernannt. Er lebte seitdem mehre Jahre in Wilna, besonders mit mathematischen Studien sich beschäftigend.

Eine willkommene Gelegenheit, seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, bot sich ihm, als ihm der Gesandtschaftsposten am Berliner Hofe, den bisher Fürst Repnin bekleidet hatte, übertragen ward. Sein Aufenthalt in Preußens Residenz war gleichwohl nur kurz. Er ward nach Wilna in sein Gouvernement zurückberufen. In dem Vertrauen, das ihm die russische Armee geschenkt, wußte er sich immer mehr zu befestigen. Aber er gewann, obgleich ein Freund der Soldaten, auch die Liebe des Bürgerstandes durch sein freundliches anspruchsloses Benehmen. Mit dem Zeitgeist hatte er Schritt gehalten, um auch auf Rußlands Kultur vortheilhaft einwirken zu können.

Im Jahr 1801 ward Kutusoff, nachdem er zum Chef des Kadettenkorps ernannt worden, Generalgouverneur in Petersburg. Sein bereits vorgerücktes Alter machte ihm die Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben wünschenswerth. Aber der im Jahre 1805 zwischen Rußland und Oesterreich auf der einen, und Frankreich auf der andern Seite ausgebrochene Krieg rief ihn wieder ins Feld. Er erhielt vom Kaiser Alexander den Oberbefehl über das erste, aus 40,000 Mann bestehende Armeekorps, welches er gegen den Inn führte, dort aber, aller Anstrengungen ungeachtet, erst eintraf, als der General Mack bereits die Kapitulation von Ulm abgeschlossen hatte. Ein kleines österreichisches Korps, vom General Kienmayr befehligt, stieß zu ihm, und mit demselben hielt Kutusoff den gewaltigen Andrang der ganzen französischen Heeresmacht auf. Am rechten Donauufer, wohin er sich hatte zurückziehen müssen, ward er lebhaft verfolgt von den französischen Truppen. Aber er schlug ihren Angriff in dem Gefecht bei Dürnstein gegen den Marschall Mortier, den 19. November 1605, gänzlich ab. Der Sieg in diesem Gefecht war für die Russen entscheidend, und dem Kaiser von Oesterreich verdankt Kutusoff das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens. (Fortsetzung folgt.)

Skizzen einer Reise nach Lissabon.

(Aus Lit. Gazet. Beckford's Travels.)

(Schluß)

Alles das endete eine Wallfahrt, die auf das entgegengesetzte Ufer des Tajo unternommen worden war. Der Marquis von M... und sein Sohn setzten zuerst den Fuß ans Land, dann ging ein kleiner Zwerg, der von Zeit zu Zeit in die Trompete stieß, an der Spitze der Prozession; darauf zwei Individuen von hohem Wuchs in Offiziersuniform; dann ein Mönch von Simsons Größe, begleitet von zwei schmutzigen Kapuzinern; dann noch andere Mönche und Kapuziner, welchen Bauern folgten, Diener, die eine Art von Käfigen trugen, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, Laternen und endlich Körbe voll Früchte und anderer Nahrungsmittel. Eine große Menge Individuen hüpften und sprangen, mit Blumenkränzen in der Hand, um ein Dutzend schöner kleiner Kinder herum, die, um mehr den Engeln zu gleichen, leichte, auf ihrem nackten Rücken angebundene Flügel hatten. Einige dieser kleinen Geschöpfe waren außerordentlich schön; sie trugen goldene Ketten mit Steinen um den Hals und ihr Haar war auf eine geschmackvolle Weise geordnet.

Als diese ganze Prozession in Ordnung unter der Terrasse, auf welcher wir saßen, vorübergezogen war, rief man uns zur Collation. Es ist mir unmöglich, die Zahl der Eingeladenen zu bestimmen; aber ich kann versichern, daß mindestens fünfzig Diener beschäftigt waren, die Schüsseln und Erfrischungen herumzureichen, ohne von einem Dutzend Fackel- oder Lichtträgern zu sprechen, die gravitätisch uns vorangingen. Die Säle, in welchen lange Tafeln standen, waren durch eine Menge Candelaber erleuchtet und kleine Räucherpfannen von Gold und Silber verbreiteten die angenehmsten Gerüche. Dieses Fest war in allen Stücken sehr gut angeordnet. Der Marquis war so zuvorkommend und artig, wie möglich. Der Ton seiner Stimme und der Ausdruck seines Gesichts deuten Zufriedenheit und Urbanität an, nehmen für ihn ein und rechtfertigen die Popularität, die er genießt, und den Vatertitel, den seine königliche Familie ihm oft gegeben hat. Ueberhäuft von der Gnade des Königs, sah er selbst durch Pombals lange Herrschaft sein Glück nicht zerstört. »Thun Sie,

was Ihnen gefällt in Beziehung auf meinen Adel,« sagte der König Joseph zu diesem Minister; »aber hüten Sie sich, etwas gegen den Marquis von Marialva zu versuchen.«

Einige Tage nachher hatte ich die Ehre, dem Großinquisitor von Portugal vorgestellt zu werden. Diejenigen, welche sich diesen Großwürdeträger der Kirche mit abgemagerten, leidenden Zügen, mit Augen voll Zorn und Verwünschung vorstellen, würden sehr weit von der Wahrheit entfernt seyn. Nie habe ich ein einnehmenderes Gesicht als das des Großinquisitors gesehen. Er nahm mich so schmeichelhaft als herzlich auf und ließ mich glauben, daß ich ihm sehr wohl gefiel, denn er unterhielt sich sehr lange mit mir; dann faßte er mich mit der Fingerspitze (?) und führte mich durch eine lange Reihe von Gemächern, zuletzt durch eine geheime Thür, in einen unermeßlichen Saal, wo ich glaubte, daß die Hälfte der Großwürdenträger des Reichs versammelt wären. Es waren Bischöfe, Prälaten, Staatssekretäre, Generale, Kammerherren des Königs und der Königin und Hofleute aller Art, alle in prächtigen, gold- und silbergestickten Kleidern. Frauen in Hofroben verschönerten noch diese Versammlung.

Die Hofleute bildeten bald einen Kreis um den Großinquisitor und die ehrfurchtsvollsten Komplimente und Glückwünsche wurden an ihn gerichtet, ohne daß er sehr darauf zu achten schien. Als wir einige Zeit in diesem Saal zugebracht hatten, erhob sich der Prälat, welcher mich für diesen Tag zu Mittag eingeladen hatte, machte mir ein Zeichen ihm zu folgen und klopfte an eine verschlossene Thür, die sich augenblicklich öffnete und sich, nach uns, wieder schloß. Wir gingen wieder durch die lange Gallerie, die wir schon passirt hatten, und gelangten in ein besonderes Zimmer. Da legte er seine Ceremonienkleidung ab und ging in ein daran stoßendes Gemach mit der Bitte an mich, zu warten, bis er, nach höchstens einer Viertelstunde, zurückkehre. Wirklich kam er nach kurzer Zeit zurück und wir traten in eine kleine, sehr reinliche Küche, wo ein Laienbruder, seine langen Aermel bis an die Schultern aufgestreift, das Mittagsmahl bereitete. In einem daran stoßenden kleinen Speisesaal war ein Tisch mit drei Couverts gedeckt. Der Prälat nahm, in einen großen seidenen Schlafrock gehüllt, Platz auf einem Sopha und lud mich ein, mich zu setzen.

Auf denn, sagte er mit lauter Stimme, man trage schnell auf und wir wollen lustig seyn. O über die Weiber! die Frauen, die wir eben in dem Saal gesehen haben; wie schwer würde es seyn, die unzählbaren Verschiedenheiten ihres Charakters zu erklären! Wer weiß besser als Sie, Marquis, daß es eben so viele zu errathende Räthsel sind. Nein, man muß nicht daran denken. Ich wage zu behaupten, daß die englischen Erzbischöfe nicht die Hälfte meiner Verlegenheiten haben. Doch sehen wir zu, was ich Ihnen anbieten kann.

Nun trug der Laienbruder einen enormen Pilau (Schüssel voll Reis in Butter gekocht) und drei kleine gebratene Ferkel auf. Das war das erste und das zweite Gericht und man hat mich versichert, daß die Tafel dieses Prälaten nie wechselt; die Pilaus folgen auf die Pilaus und die Ferkel auf die Ferkel, in allen Jahreszeiten, die Fasttage ausgenommen.

Auf dieses einfache Diner folgte ein prächtiges Dessert. Ich sah nie eine solche Mannichfaltigkeit und einen solchen Ueberfluß von Früchten, Backwerk und Zuckersachen; auch die Weine waren köstlich und mein Amphitryon, der von der heitersten Laune war, drang, in der Voraussetzung, daß ich für guten Wein nicht unempfänglicher sey, als meine Landsleute, in mich, seinem Keller Ehre zu machen und ich gehorchte sehr bereitwillig.

Der Laienbruder erzählte uns so belustigende Anekdoten, der Erzbischof war so vergnügt und Marialva so glücklich, die Ehre dieses Diners zu theilen, daß es unmöglich ist auszudrücken, wie lange wir noch bei Tische geblieben seyn würden, wenn nicht die Stunde, wo Se. Majestät auszugehen pflegt, unsern Amphitryon genöthigt hätte, sich zum König zu begeben.

Literatur.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht. Von Dr. Ludwig Gottfried Blanc, Domprediger und Professor zu Halle. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. I. II. und III. Theil. Halle, bei C. A. Schwetschke und Sohn 1832. 1833. 1834. (Subskriptionspreis 3 Thlr.)

In den letzten Dezenien sind eine solche Menge geographischer Handbücher und Leitfäden u. s. w. herausgekommen, daß man daraus schließen sollte, daß diese Wissenschaft vorzüglich in den Schulen müsse gelehret und vervollkommnet worden seyn. Und doch würde man sich sehr irren, wenn man dieses für Wahrheit halten wollte. Denn selbst wenige Hochschulen können sich der Ehre rühmen, einen eigenen Professor der Erdkunde, im ganzen Umfange des Wortes, zu haben. Ja selbst in vielen Lektionsplänen derselben sucht man geographische Kollegien vergebens, weil man vorauszusetzen scheint, daß ein vollständiger Unterricht in dieser vortrefflichen Kunde auf den gelehrten Schulen müsse begründet werden. Und in den meisten dieser Schulen heißt es: geographica non leguntur. Und wenn auch einige junge Männer auf Gymnasien und höhern Volksschulen die Nothwendigkeit dieser wissenschaftlichen Kenntnisse fühlten, so griffen sie in Hinsicht der Quellen und der Methodik, in den wenigen wöchentlichen Stunden so fehl, daß von Seiten der Lehrer und Schüler diese Stunden bald gerechten Ueberdruß herbeiführen mußten. Es ist daher sehr verdienstlich, daß der Hr. Domprediger und Professor Blanc dieses Handbuch mit so vieler Umsicht, außerordentlichem Fleiße und praktischem Geiste bearbeitete. Er will durch dasselbe Lehrern an höhern Bürgerschulen und Gymnasien, vorzüglich aber Hauslehrern auf dem Lande — ach! auch in großen Städten!! — ein Hülfsmittel darreichen, das ihnen in gedrängter Kürze alles das gewährte, was sie sonst mühsam aus einer Menge von Büchern zusammensuchen müßten. Auch den sogenannten gebildeten Ständen, die öfters hierin noch sehr zurück sind, wollte er auf eine angenehme Weise die Länder- und Völkerkunde erleichtern. Diese schwere Aufgabe hat der Verfasser sehr brav gelöset. Sein Werk, gleich fern von der nachtheiligen Ueberladung in der Topologie, als auch unnöthiger politisch-statistischer und anderer weniger nützlichen Kenntniß, ist zwar eine Kompilation, aber nur eine Kompilation mit Kritik, gesunder Auswahl, kurz mit Geschmack und Geist gearbeitet. Auch die Diktion ist rein, leicht und ansprechend. Es würde Ref. leicht werden, diese Urtheile mit Belegen aus dem Werke selbst zu unterstützen, wenn es die Einrichtung unseres Instituts und die eigenthümliche Beschaffenheit solcher Werke erlaubte. Daß dieses umfassende Werk nun schon in zweiter Auflage erschienen ist, liefert den Beweis, wie sehr zweckmäßig sich der Gebrauch desselben erprobt hat: es ist in der That der allgemeinsten Aufmerksamkeit und Empfehlung würdig.

S.

Anagramm.

(Wort mit viermaliger Anderstellung seiner sämmtlichen Buchstaben.)

Das Erste — kann brennen,
Das Zweite — kann lodern,
Das Dritte — muß trennen,
Das Vierte — einst modern.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösung des Anagramms in Nro. 131.

Elba, Abel, Albe (Weißfisch), Labe.

Theateranzeige.

Samstag, 20. September. Faust, Tragödie in sechs Abtheilungen, von Göthe.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 135. 21. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie all: für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Una Vendetta.

(Corsische Rache.)

Aus dem »Journal de Paris« übersetzt von B.

Und der Herr sprach zu Cain. Wo ist dein Bruder Abel? —

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts seufzte Corsika zerrissen von den Schrecken furchtbarer Gesetzlosigkeit. Vergebens hatte das Volk, um seiner Leiden Ende zu sehen, die mächtigsten Barone der Insel nacheinander zur Herrschaft berufen. Sobald die Ruhe anfing sich herzustellen und die Verwaltung einige Stärke zu gewinnen, regte sich der unduldsame Sinn der Grundeigenthümer. Ungewohnt, irgend eine zügelnde Gewalt über sich zu erkennen, weckten sie den Ehrgeiz irgend eines neuen Bewerbers, und der Bürgerkrieg gebar wieder Anarchie. Die Corsen, unbeständig und veränderungssüchtig, durch Instinkt schon Feinde ihrer Gebieter, entsagten bald dem Fürsten ihrer Wahl und begünstigten seinen Nebenbuhler, um auch diesen bei dem ersten Anlaß aufzugeben. So waren in kurzen Fristen Sambucuccio de Alando, Gindicello da Gaggio, Sigurano dal Pruno, Carlo da Casta, Vinciguerra, und Colombano ans Ruder gekommen.

Im Jahre 1463 wurde Carlo della Rocca zur Herrschaft berufen. Er erhielt den Namen: »Vertheidiger des Volks,« und verdiente ihn, indem er vier Jahre lang Frieden im Lande zu erhalten wußte, obschon Paolo da Leca alles aufbot, ihn zu stören. Nach diesem kurzen Athemholen ward die Insel von neuem der Raub zwieträchtiger Nebenbuhler. Carlo della Rocca ward (1467) in seinem Bette ermordet. Tommasino da Campo Fregoso und die Herzogin von Mailand machten sich Corsika's Besitz streitig. Tommasino zog den Kürzern; die Herzogin aber, überzeugt, daß sie sich nicht auf der Insel werde halten können, überließ sie dem Besiegten, der ihr Gefangener geworden, zu ungetheilter Oberherrschaft.

Zu dem Bürgerkriege gesellten sich Thaten der Privatrache. Corsika nährt, vor allen andern Punkten der Erde, jene furchtbaren Gefühle erbitterten Hasses, welche keine Familienbande scheuen, ja oft die Kinder einer Mutter zu Todtfeinden stempeln: solchen Haß überträgt der Vater dem Sohne und das Erbstück wird nie verschmäht. Kommt politische Parteiwuth dazu, so steigert sich die Leidenschaft, und es reifen Thaten, wovor die Menschheit schaudert. Unter den Mächtigen auf der Insel waren Giacomo di Brando und Vincentello di Canari — beide aus dem Geschlechte der Gentili. Zwischen ihnen war eine Feindseligkeit entbrannt, die sich im Blute des Gegners nicht abkühlt, vielmehr seine Kinder und Enkel verfolgt. Sie hielten es zu verschiedenen Parteien, und gehörten darum bald zu den Bedrückern, bald zu den Proscribirten.

So lange Carlo della Rocca seinen Einfluß behauptet hatte, war Giacomo als Flüchtling herumgeirrt; als aber Tommassino zur Gewalt gelangt, war für Giacomo die Stunde der Rache gekommen. Er konnte seinen Haß nur sättigen an Vincentello's Kindern, denn dieser selbst war im Kampfe gefallen. Er verdrängte sie aus der Herrschaft Canari und nöthigte sie, in Italien eine Zuflucht zu suchen. Doch auch Tommassino wurde gestürzt und Corsika kam unter Genua's Botmäßigkeit. Fast unaufhörliche Kriege hatten die verjagten Grundeigenthümer verhindert, ihr Besitzthum anzusprechen. Sobald die Ruhe einigermaßen hergestellt war, machten sie ihre Rechte geltend. Vincentello hatte zwei Söhne hinterlassen: Vizenzio, aus legitimer Ehe, aber noch zu jung, um seine Güter selbst zu verwalten, und Napoleon, einige Jahre älter, aber, als natürlicher Sohn, ohne Erbanspruch. Und doch war es Napoleon, der nach Genua ging, Namens des Bruders, die Rückerstattung der Herrschaft Canari nachzusuchen Es gelang ihm, sie zu erhalten, und er übernahm die Verwaltung bis zur Zeit, wo Vizenzio sie selber antreten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Steinbank.

(Schluß.)

Robert kehrte spälen Abends zur Mutter Sanson zurück; das Muskelspiel seines Gesichts zeugte von einer lebhaften inneren Bewegung, der Blick seines Auges war starr und seine Kleidung sehr nachlässig. Er saß mit untergestütztem Haupte vor seiner ihm angerichteten Mahlzeit, wobei zuweilen seinem Munde halb erstickte Ausrufungen entschlüpften, welche von konvulsivischen Bewegungen begleitet wurden; man bemerkte, daß er nicht aß und viel mehr als gewöhnlich trank. Er ergriff ein Messer und schien es mit Wohlgefallen zu betrachten, dann verbarg er es unter seiner Kleidung. Kurze Zeit darauf verließ er hastig das Zimmer und kehrte nur erst in später Nacht nach Hause zurück.

Am folgenden Tage erging die Anzeige, daß in verwichener Nacht ein Dieb in Hrn. Didier's Hause eingebrochen, auf einer Leiter durch das Fenster gestiegen sey, die Thür mit einem schlechten Instrumente geöffnet, die Geldkasse mit Gewalt erbrochen und von den darin befindlichen 300 Livres nur etliche sechszig Thaler genommen habe. Bei dem verursachten Geräusch eilte ein in der Nähe des Saales schlafender Bediente herbei und wollte den Dieb festhalten, der sich aber loswand, und jenem einen Messerstich über der rechten Schulter versetzte. Die Wunde war jedoch nicht gefährlich.

Robert begab sich mit Anbruch des Tages in Lisettens Wohnung. Einige Stunden darauf waren alle ihre Gläubiger befriedigt . . . und Robert wurde des Mords und des Diebstahls mit Einbruch angeklagt und festgenommen. Er leistete nicht den geringsten Widerstand und ward auf der Stelle durch drei Mann Wache in das Gefängniß abgeführt.

Alles zeugte gegen ihn: seine Geldforderung an Hrn. Didier; seine nächtliche Abwesenheit; das der Mutter Sanson entwendete Messer, welches man am Orte des verübten Raubes liegen fand. Uebrigens suchte sich auch Robert selbst nicht zu rechtfertigen, sondern schwieg stille.

Als man ihn fragte, wer seine Mitschuldigen wären, läugnete er ausdrücklich, welche zu haben.

»Wo wäre denn das Geld so schnell hingekommen?« versetzte der Richter.

Robert erblaßte, senkte den Kopf und antwortete nichts.

»Es ist also augenscheinlich, daß Ihr es einem Mitschuldigen übergeben habt,« fuhr der Richter fort; »das Gericht wird schon auf die Spur kommen.«

»Ich habe alsbald gespielt,« entgegnete Robert lebhaft, »und das ganze Geld verloren.«...

Robert war zum Strange verurtheilt.

Lisettens Mutter hatte sich die letzten Tage über so abgehärmt und abgekümmert, daß sich ihre Krankheit bedeutend verschlimmert hatte. Mehremale verlor sie das Bewußtseyn, und die arme Lisette glaubte alle Augenblicke, sie in ihren Armen sterben zu sehen. Sie ging diese ganze Zeit über nicht aus dem Hause und konnte ihre kleinen Bekanntschaften nicht eher wieder anknüpfen, als bis ihre Mutter auf dem Wege der Besserung war. Sie war unruhig wegen Roberten, das arme Kind! Denn es waren jetzt acht Tage, daß sie ihn nicht gesehen hatte. Als sie daher eines Abends nach Hause zurückkehrte, faßte sie sich ein Herz und fragte die an ihrer Thüre vorübergehende Mutter Sanson, was Herr Robert mache? Ach! der arme Mensch! antwortete diese, vor ungefähr acht Tagen hat er sechszig Thaler gestohlen, und wird deßwegen morgen auf dem Greve-Platze aufgehangen.

Die arme Lisette erwiderte kein Wort; sie sank rückwärts auf den Stein nieder, daß ihr Kopf hart an die Bank aufschlug und das Blut herausspritzte. Man trug sie ohne Bewußtseyn auf ihr Bett. Nur erst nach Verlauf von drei Stunden kam sie wieder zu sich. Alsbald richtete sie sich empor, stieß diejenigen, die um sie her standen, zurück und lief mit zerstörtem Ansehen, mit zerstreuten Haaren, stieren Blicken und weißen, bebenden Lippen hin zu dem Richter.

Lange blieb sie vor ihm stehen, ohne ein anderes Wort vorbringen zu können, als: Gnade, Gnade! Ich bin... Große Thränen rollten aus ihren Augen, sie rang die Hände und alle ihre Glieder erzitterten wie vor Kälte.

»Armes Mädchen!« sprach der Richter, und ließ sie nach Hause führen.

Robert ward am folgenden Morgen gehangen.

Zwei Tage darauf suchte Lisette Hrn. Didier auf. Sie weinte nicht mehr, sie zitterte nicht mehr. Ihre Gesichtsfarbe war zwar bleich, aber ihr Blick war fest und ihre Stimme sicher.

»Herr Didier,« sprach sie zu ihm, »für mich hat Robert diesen Diebstahl begangen. Er sagte zu mir, daß ich Ihnen zum Heile seiner Seele diese Summe wiedererstatten müßte, und ich werde es thun.«

Hr. Didier betrachtete sie mit Erstaunen.

»Müßte ich meine ganze Lebenszeit darauf verwenden,« fuhr Lisette mit Nachdruck fort, »ich erstatte Ihnen das Geld wieder; denn ich habe es ihm versprochen.«

Hr. Didier suchte sie zu trösten. Er entfernte sich, ohne sie weiter anzuhören.

Mutter und Tochter verkauften Alles, was sie besaßen, und schlossen sich in ein kleines Dachstübchen ein. Lisette behielt weiter nichts, als das Bett ihrer Mutter, sie selbst schlief zu ihren Füßen auf dem Stroh. Auf der Stelle trug sie den Erlös aus ihren Geräthschaften dem Hrn. Didier hin, und versicherte ihm, daß sie in Kurzem den Rest vollends abtragen würde.

Von nun an arbeitete sie Tag und Nacht, ohne zu ermüden, darbte sich Nahrung und den Schlaf ab, und sprach oft zu sich, um bei dieser traurigen Lebensart nicht den Muth zu verlieren: »ich habe es ihm ja versprochen!«

Ihre Mutter starb.

Lisette hüllte sie mit eigenen Händen in das Sterbegewand ein, wachte bei ihr, und folgte ihrer verblichenen Hülle zu Grabe; ihr Auge war trocken, denn sie hatte keine Thränen mehr. Am folgenden Tage veräußerte sie der Mutter Bette und ihren ganzen Nachlaß, ausgenommen ihr goldenes Kreuz, das ihr um den Hals hing, und welches sie oft küßte. Das daraus erhaltene Geld trug sie abermals dem Hrn. Didier hin, und fuhr fort, mit angestrengtem Fleiße zu arbeiten. Trat der Fall ein, daß sie keine Arbeit hatte, so setzte sie sich vor ihre Thüre auf die steinerne Bank und streckte, um eine milde Gabe bittend, ihre Hand nach den Vorübergehenden aus.

Bei einer solchen Lebensart war es kein Wunder, daß ihre Wangen einfielen, ihre Augen sich höhlten und ihr zarter Teint allmälig verschwand. Dennoch aber war sie noch schön in ihren langen Haarflechten, die üppig über ihre abgezehrten Schultern herabflossen, mit ihren großen Augen, die einen unstäten und verwirrten Blick hatten. Ach! ihr Anblick erregte das innigste Mitleid!

Es kam der Winter. Sie hatte keine Arbeit, das Brod war theuer, und es herrschte großes Elend. Zitternd unter dem eisigen Hauche des Nordwinds schritt sie mit nackenden Füßen über Eis und Schnee hinweg und sprach mit den blauen und bebenden Lippen: »Ich muß ihn bezahlen!«

Und sie bezahlte diese heilige Schuld; sie brachte dem Hrn. Didier den fünfundsechszigsten Thaler. Der Kaufmann ließ sie in der warmen Stube niedersetzen, reichte ihr ein Glas Glühwein, um ihren erstarrten Körper zu beleben. Aber sie fühlte und sah nicht mehr, ihr starrer Blick war nach Oben gerichtet. Eine einzige Thräne, es war eine Freudenthräne, floß über ihre welken Wangen herab. »Er ist zufrieden gestellt!« lispelte sie mit einem fast übernatürlichen Ausdrucke. »Er ist zufrieden gestellt!... Jetzt ist sein Verbrechen gesühnt und seine Seele gerettet. Ich habe ihn ja bezahlt!«

Ach! Lisette schien nicht mehr dieser Welt anzugehören! Sie kehrte bald nach Hause zurück. Die Nachbarn hörten sie laut vor Freuden lachen, und sie hüpfte und sprang in ihrem Zimmer herum, daß es die Miethsleute unter ihr hörten.

Dann klopfte sie an die Wand ihrer Nachbarin:

»Leben Sie wohl, meine gute Gervaise,« rief sie ihr zu. »Leben Sie wohl! ich gehe ganz fort. Bitten Sie für mich!«

Gervaise eilte schnell auf ihr Stübchen, um einem Unglücke vorzubeugen. Aber ach! als sie eintrat, hatte schon Lisette das Fenster geöffnet, und stürzte sich in diesem Augenblicke hinunter.

Sie fiel auf die Steinbank; ihr Kopf zerschmetterte und das Blut strömte am Steine herab.

Die Versöhnung.

(Aus dem Französischen. Von El.)

(Fortsetzung.)

Da jedoch unsere beiden Freunde nicht meinen Geschmack besaßen, so hatten sie sich in die schöne Römerin verliebt. Bei dieser Gelegenheit aber fochten sie eine Zeitlang mit gleichen Waffen und gleicher Aussicht auf Erfolg. Beide geistvoll und liebenswürdig, boten sie alle Künste der Galanterie auf. Donna Bettina, deren Koketterie sich durch diese doppelte Eroberung und diese doppelte Huldigungen geschmeichelt fühlte, nahm ihre Bemühungen mit gleicher Wohlgefäl-

keit an; sie begünstigte keinen auf Unkosten des anderen
d wieß keinen von beiden zurück. Zuletzt mußte sie aber
h wohl diesem koketten Treiben ein Ende machen und zwi-
en ihren beiden Kavalieren wählen. Alessandro's Glück
ließ ihn auch jetzt bei diesem für sein ganzes Leben so ent-
eidenden Falle nicht; er siegte über seinen Nebenbuhler und
nna Bettina's Herz und Hand wurden ihm zu Theil.
Giacomo gerieth, als er es erfuhr, außer sich und sein
aß gegen seinen früheren Freund wurde so heftig, daß von
sem Augenblicke an jedes nähere Verhältniß zwischen ihnen
fhörte. Einige Zeit nachher wurde Alessandro verhaftet;
traf die Anklage, an einer liberalen Verschwörung Theil
nommen zu haben. Seine Unschuld wurde bald erkannt.
it Schmerz erfuhr er aber, daß er auf Giacomo's Angabe
gezogen worden war. Er hätte sich leicht rächen können;
nn mehre Bravi boten ihm ihren Dolch an, um ihn eines
erbitterten Feindes zu entledigen. Einige Thaler hätten
ne Ruhe gesichert. Allein solche niedrige Mittel widerstreb-
seinem edlen Herzen. Er ließ Giacomo das Leben und
rgaß bald einen Mann, der ihn tödtlich haßte, ohne daß er
jemals beleidigt hätte.
Drei Jahre nach diesem Vorfalle, im Jahr 18.. und im
fange des Jubiläums, wo die ganze heilige Stadt in re-
giöse Uebungen versenkt war, die, wie man weiß, bei sol-
en für den Wunsch der Römer noch zu seltenen Feierlich-
ten mit doppelter Inbrunst begangen werden, arbeitete
es Morgens Alessandro einsam in seinem Kabinette. Mit
nem juristischen Werke, welches er seit lange vorbereitete,
schäftigt, bemerkte er es nicht, als sein Diener ungerufen
ntrat. Es war ein alter Diener, der seit seiner Geburt
n ihm war, und welcher, ungewöhnlicher Weise, von seinem
Vorrechte, in alles zu reden und alles zu tadeln, nur selten
nd in Fällen Gebrauch machte, die er für wichtig hielt. An
sem Tage kündigte des guten Pietro Gesicht einen Sturm
, und als sich Alessandro bei dem Geräusche umwandte,
elches der Alte machte, indem er einen Stuhl ein wenig
von seiner Stelle rückte, wie um eine Unterhaltung an-
fangen, die er anders nicht einzuleiten wagte, da fuhr er
zusammen, als er des Dieners bleiche Züge sah, die
n Schrecken, dessen er nicht Herr werden konnte, entstellt
tte.
»Was ist, Pietro? Ist ein Unglück geschehen?« — Nein,
err.« — »Gott sey gelobt! Du hast mich erschreckt. Warum
ibst du aber so steif und verwirrt stehen, ohne ein Wort
reden?« —
Die Bewegung, welche Pietro machte, zeigte deutlich, daß
nicht zu reden wagte, daß er es aber gerne möchte. Zwei-
al streckte er den Arm vor, wie einer, der seine Worte
it Geberden begleitet; er ließ aber kein Wort hören. Plötz-
h fing er dann an: »Sehen Sie, Herr, Don Giacomo ist
und will zu Ihnen, und ich bin überzeugt, daß Sie ihm
die Thüre vor der Nase zumachen lassen, wie er es doch
rdient.« — »Wer? Giacomo?« frug Alessandro in einem
ne, der Zorn und Erstaunen ausdrückte. — »Er selbst!«
twortete der Greis, dem der Ausdruck, welchen sein Herr
en Worten gegeben hatte, wieder Hoffnung und Muth
ößten. »Er selbst! Wer hätte das je geglaubt?« — »Es
unbegreiflich!« — »Nach seinem abscheulichen Benehmen
en Sie, seiner Verrätherei, seiner Liebe zu Madame ...«
»Genug, Pietro, genug!« — »Er sinnt gewiß auf einen
en treulosen Streich, Herr, seyn Sie's überzeugt. Ich
e es schon lange und zum erstenmale zu Ihrer verstorbenen
u Mutter, die es mir unglücklicher Weise niemals hat
ben wollen, gesagt, daß seinen stechenden Augen und sei-
scheinheiligen Wesen nicht zu trauen wäre.«
lessandro hörte nicht auf den armen Mann. In seine
Betrachtungen vertieft, ließ er von Zeit zu Zeit die Worte
hören: »Was kann er von mir wollen?« Dann fügte er, zu
sich selbst redend, hinzu: »Was liegt daran? Es soll nicht
heißen, ich hätte mich geweigert, einen Jugendfreund bei mir
aufzunehmen. Lasse ihn eintreten!«

Der Greis sah ihn starr an, als hätte er ihn nicht recht
verstanden, und sein Herr mußte den Befehl, welchen er ihm
gegeben hatte, noch einmal wiederholen, bis er sich von sei-
nem Erstaunen erholte. Er wollte zu bitten anfangen, allein
er sah, daß Alessandro fest entschlossen war, und kannte ihn
zu gut, als daß er hätte hoffen können, ihn zu einem ande-
ren Entschlusse zu bewegen. Er ging mit trauriger Miene
weg und kehrte bald mit Giacomo zurück, dessen demüthiges
und schüchternes Wesen seine finsteren Ahndungen zu widerle-
gen schien. Ein strenger Blick Alessandro's war nothwendig,
um Pietro zu bewegen, aus dem Zimmer zu gehen, welches
er nur ungern und mit Angst zu verlassen schien. —

(Fortsetzung folgt.)

Golenisschtscheff Kutusoff, Fürst Smolenskoi.

Von Heinrich Döring.

(Fortsetzung.)

In Mähren hatte er sich mit den übrigen russischen Korps vereinigt, kurz vorher, ehe sich die Schlacht bei Austerlitz, den 2. Dezember 1805, entwickelte. Kutusoff befehligte in diesem Treffen die verbündeten Heere unter dem Kaiser Alexander. Aber von der französischen Armee, welche Napoleon anführte, wurden die Oestreicher und Russen, besonders die letzten geschlagen, ehe noch, bei den schnellen Bewegungen des Feindes, die russischen Garden und das erste Armeekorps sich entwickeln konnten. Auch in diesem Treffen gab Kutusoff mehrfache Beweise seiner Tapferkeit, und die Ordnung, in der er, nach hartnäckigem Widerstande, sich zurückzog, beugte dem Zersprengen der ganzen Armee vor. Wenig achtete er in der Hitze des Gefechts eine Wunde am Arm, die er durch einen Streifschuß erhalten. Schmerzlicher war für ihn der Verlust eines geliebten Schwiegersohns, der in der Schlacht bei Austerlitz blieb. Auf dieß traurige Ereigniß schien auch die Antwort zu deuten, die er seinem Adjutanten gab, als derselbe ihm den Wunsch eines gefangenen französischen Obristen: dem Generallieutenant Kutusoff vorgestellt zu werden, eröffnete. »Wozu das?« sagte dieser. »Kann ich Unglücklicher etwas dafür, daß das Schicksal jetzt Rußland dem stolzen Frankreich gegenüber gestellt hat?« Bemerkt zu werden verdient hier übrigens, daß der schnelle Waffenstillstand und der bald nach der Schlacht bei Austerlitz eintretende Friedensschluß mit Kutusoff's Ansichten durchaus nicht übereinstimmte.

Ein neues Feld, auf welchem er sein militärisches Talent entwickeln konnte, eröffnete sich ihm im Jahr 1808, als er von dem Kaiser Alexander den Befehl über die Moldauarmee erhielt, um den Krieg an der Donau zu beendigen. Unermüdet, keine Anstrengung scheuend, muthig und besonnen, fügte er dem türkischen Heere bedeutenden Schaden zu, und erzwang durch die Schlacht bei Ruschtschuk den 22. Juni 1811 einen für Rußland sehr vortheilhaften Frieden mit der Pforte.

Nach Beendigung jenes Feldzugs, von welchem uns, da Europa damals sein Hauptaugenmerk auf die Verhältnisse zwischen Frankreich und England richtete, wenig ausführliche Berichte zugekommen sind, ging Kutusoff nach Kiew zurück, mit dem Wunsche, dort sein thatenreiches Leben in Ruhe zu beschließen. Die Kriegsanstrengungen und mehre Wunden hatten seine kräftige Gesundheit erschöpft. Obgleich an Jahren ein Greis, war dennoch seinem Geiste die Heiterkeit und Regsamkeit geblieben, die ihn an den politischen Angelegenhei-

ten Europas noch immer einen lebhaften Antheil nehmen ließ.

Auch der flüchtigste Hinblick auf Rußlands damalige Lage schien die Nothwendigkeit eines entscheidenden Krieges darzuthun. Durch Napoleons Kontinentalsystem, dem Rußland auf dem Erfurter Kongreß (1808) beigetreten war, sah es sich in Feindseligkeiten mit den von England abhängigen Seemächten verwickelt. Die Pforte, unzufrieden, daß Rußland die Bedingungen des Waffenstillstandes von Stohosia nicht erfüllt, söhnte sich (den 5. Januar 1809) mit England aus, und Oesterreich konnte es nicht vergessen, daß Rußland in dem französisch-österreichischen Kriege von 1809 an Frankreich Hülfstruppen gesandt und dafür im Wiener Frieden (den 14. Oktober 1809) in Ostgallizien den Tarnopoler Kreis erhalten hatte. Alle Vortheile von der Verbindung mit Frankreich, wozu noch das Zurückhalten der ganzen Moldau und Wallachei, die neuere Wegnahme eines Theils von Finnland ꝛc. gehörten, sollte Rußland dadurch vergüten, daß es sich streng unterwürfe dem Willen Napoleon's hinsichtlich des Kontinentalsystems. Er aber verlangte nichts weniger, als daß Rußland in seinen Häfen den englischen Handel gänzlich stören, daß der russische Kaiser die durch die Ukase vom 19. Dezember bestimmten innern Handelseinrichtungen wesentlich verändern, und daß Rußland endlich ein ruhiger Zuschauer bleiben solle bei den durch Napoleon seit 1810 mit Despotie und Willkür im nördlichen Deutschland herbeigeführten Neuerungen. Um Rußlands Blick auf sein wahres Interesse, auf das Schicksal hinzulenken, das ihm bei längerem Zögern bevorstand, bedurfte es kaum noch eines äußern Anstoßes. Rußland hatte gesehen, wie sein naher Verwandter, der Herzog von Oldenburg, durch Napoleon unrechtmäßiger Weise seines Landes beraubt ward; es war Zeuge gewesen von der Behandlung Preußens und von der französischen Willkür, wie sie in Deutschland galt. Ihm blieb daher kein anderer Ausweg, als sich an England anzuschließen, dem es unter gewissen Einschränkungen seine Häfen und Seemündungen eröffnete. Gegen Frankreich führte Rußland eine stolzere Sprache, und indem es mit seinen augenblicklichen Gegnern in ein stilles Einverständniß trat, traf es die nöthigen Vorkehrungen zum Kriege, den Feind an seinen Gränzen erwartend. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Paduanischen, vom 26. August.

(Aus einem verspäteten Briefe.)

Gestern ungefähr um 1 Uhr ist über Padua und die Umgebung ein solches Donner- und Hagelwetter losgebrochen, wie kein Lebender eines ähnlichen sich erinnert.

Ungewöhnlich finstere dichte Wolken zogen oder wurden vielmehr von einem kalten Nordwestwinde herangetrieben. Einen starken Platzregen, vom gewöhnlich heftigen Winde vorausgegangen, erwartete ich allerdings und eilte deßhalb nach Hause. Aber noch eh' ich dieß erreichte, brach der unheilschwangere Sturm los. Staub und Stroh wirbelte plötzlich umher in den Gassen, die Fensterläden flogen auf und zu, und manche Scheiben wurden da schon ein Opfer des ersten Windstoßes, dem noch weit Aergeres folgen sollte. Von dichtem Regen noch auf dem Wege überrascht, fing ich an zu laufen, und wie wohl that ich daran! denn kaum war ich in's Haus und in mein Zimmer getreten, als ich auch schon so stark an die Balken schlagen hörte, daß ich glaubte, es seyen Gassenbuben, die Steine daran würfen. In dieser Meinung eilte ich hinunter zur Hausthüre; aber welch ein Anblick stellt sich mir dar! Ein gewaltiger Wind brauset durch die Gassen, fürchterlich schüttelt und reißt er an den großen Bäumen des Gartens, der mir gegenüber steht; Blätter und ganze Zweige davon fliegen umher und herab, als wenn sie ein Zauber abstreifte; und die Schlossen fielen inzwischen nicht etwa erbsengroß, nein ei- und faustgroß schief herunter auf Gasse und Dächer und klapperten auf den Dachziegeln, als wenn es die Musik zum jüngsten Tage wäre. Ja meine Magd fürchtete auch wirklich, es sey an dem, und steckte, sich schon in das Schicksal fügend, den Kopf zwischen Thüre und Mauer, anstatt das Geschirr zu retten, auf das es durch die bereits zerbrochenen Küchenfenster herein hagelte. Genug, über eine Viertelstunde dauerte dieser fürchterliche Hagel, und wie sah es aus da er aufgehört hatte!

Mein Hof (und so andere Orte und Plätze) war mit Schnee bedeckt, und an der Thüre waren die Schlossen spannhoch aufgehäuft, so daß ich sie mit der Schaufel wegschaffen mußte. Und meine Blumenstellage? Von allen Töpfen (etwa 100) fand ich nicht zehn mehr ganz; die übrigen wurden sämmtlich mehr oder weniger zerschlagen und von den Pflanzen darin blieb keine einzige unverletzt; die meisten mußte ich wegwerfen. Dasselbe Loos traf natürlich auch meinen Garten, und wie diesen, so auch den herrlichen botanischen und alle anderen von Padua. Mit Ausnahme des Granatapfelbaumes und einiger anderer Pflanzen, die von der hohen Mauer gegen den Sturm geschützt waren, sieht es darin aus, als wenn eine feindliche Kavallerie alles niedergeritten, zerknickt, zerstampft, zerhauen hätte. Addio Trauben, Pfirsiche, Feigen! seufzte ich bei diesem Anblicke. Und doch, was ist mein Schaden gegen den ungeheueren, den die Hüuserbesitzer an Dächern, Rinnen, Fenstern u. s. w. gelitten haben, und die Umgebung an Wein, Obst und Mais? Gott gebe, daß dieses verheerende Hagelwetter sich nicht weit verbreitet habe, sonst gibt's hier (wenigstens für Arme) Theurung und Noth.

Nachschrift. Ich füge nun den obigen Zeilen mit Vergnügen hinzu, daß sich das Unglück nicht so weit ausgedehnt habe, wie Viele fürchteten, und daß weder Obst noch Wein noch Getraide aufgeschlagen hat, denn es erstreckt sich kaum mehr als zwei Miglien über den Umkreis der Stadt hinaus; allein die Stadt hat unberechenbaren Verlust; denn fast alle Dächer müssen ganz neu gedeckt werden; das Seminar allein, sagt man, soll hierdurch zu einer Ausgabe von mehr als 30,000 fl., und das Aerar zu einer viermal höheren genöthigt seyn. Ma non ogni male viene per nuocere, sagt das italienische Sprüchwort. So auch hier; denn dieser Hagel verschafft dagegen den Ziegelbrennern, Maurern, Dachdeckern, Glasern, Spenglern, u. s. w. die ihre Waare oder Arbeit vertheuerten, eine reichliche Erute. Ich enthalte mich weiterer Bemerkungen und bin ꝛc. J. D.

Aus Mailand.

Sra. Eugenia Tadolini gab zu ihrem Benefize im Theater Carcano den Barbiere di Siviglia, in einen einzigen Akt zusammengezogen, und den zweiten Akt der Oper: Erano due or sono tre. Bei der Schwierigkeit, die herrliche Komposition Rossini's ganz in der Vollendung auf die Bühne zu bringen, welche das Werk verdient, wollte Sra. Tadolini lieber nur diejenigen Stücke zu einem Ganzen zusammenstellen, deren Ausführung ein gebildetes Publikum wahrhaft befriedigen konnte. Und sie täuschte sich nicht. Der Erfolg rechtfertigte sie vollkommen. Bei der Kavatine, dem Duett mit Figaro, der Unterrichtsscene, worin sie eine Arie von H. Tadolini eingelegt hatte, war der Applaus allgemein. Jene Arie, an sich trefflich komponirt, gewann noch durch die Anmuth und den Geschmack und durch die Schönheit einer Stimme, deren Reinheit und Frische Bewunderung verdient.

Auch im zweiten Akte der Ricci'schen Oper erntete Mad. Tadolini im Duett und Finalrondeau die schmeichelhaftesten Beweise der Zufriedenheit des Publikums. Sie wurde zweimal gerufen. Auch die übrigen wirkten eifrig zum Erfolge der Darstellung mit.

Wir bedauern, daß Mad. Tadolini uns verläßt und wünschen den Paduanern und Triestinern Glück, welche die ausgezeichnete Sängerin in ihren Mauern besitzen werden

Der berühmte Kopfrechner Giuseppe Pugliesi aus Palermo, der kaum über acht Jahre hat, und Aufgaben spielend im Kopfe lös't, wozu Männer die Feder brauchen, befindet sich seit einigen Tagen hier. Er hat hier vor der Hand nur erst in einer Privatversammlung Proben seines Talentes abgelegt. Einem bedeutenden Mathematiker, der zugegen war, kamen die Thränen in die Augen, als er das Kind ohne Anstrengung Schlußreihen mit einer Fertigkeit machen sah, welche die Natur als Lohn lang angestrengter Uebung nicht immer zugesteht. Jemand rechnete mit der Feder nach. Zweimal stimmten die Resultate nicht. Der Knabe war seiner Sache so gewiß, daß er ruhig bat, man möge noch einmal rechnen und werde gewiß die nämliche Zahl finden, wie er; und er hatte Recht.

Theateranzeige.

Sonntag, den 21. September. Robert der Teufel, große Oper in fünf Haupt- und einer Zwischenabtheilung. Aus dem Französischen. Musik von Meyerbeer. 7tes Meß-Abonnement-suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, №. 136. 22. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Una Vendetta.
(Corsische Rache.)

Aus dem »Journal de Paris« übersetzt von B.

(Fortsetzung.)

Giacomo, ihr Feind, war aus Corsika verschwunden; man vermuthete ihn auf Sardinien. Vincentello's Söhne lebten daher unbesorgt und im besten Einverständniß mit einander. Vincenzio hatte dem Bruder einen Theil seiner Güter abgetreten, und zeigte sich auf alle Weise dankbar für seine Dienste. Nichts schien ihre Freundschaft ändern zu können.

Es geschah, daß man den Brüdern hinterbrachte, wie sich oft am Abend im Gebirge eine weiße Gestalt sehen lasse. Wer sich in ihre Nähe gewagt, wollte gefunden haben, daß sie die Züge eines jungen lieblichen Mädchens trüge. Man hielt sie aber dabei für ein übernatürliches Wesen, weil sie, so oft sich Jemand sehen ließ, in dem Felsengeklippe oder hinter Gesträuchen verschwand. Es war so unmöglich, sie zu erreichen, als zu errathen, wer sie sey. Eines Abends stand Napoleon am Rande einer Schlucht auf dem Anstand. Er hörte ein Geräusch und wollte eben losschießen, als er mit Erstaunen wahrnahm, daß auf der entgegengesetzten Seite eine junge Dame saß, die ihm ganz unbekannt war. Von der ersten Ueberraschung zurückgekommen richtete er das Wort an die holde Erscheinung: »Welch' glücklicher Zufall, schöne Fremde, führt dich in diese Wildniß, wo selbst unsere Landleute und ihre Frauen sich nur selten hinwagen?« — »Nicht ein Zufall ist's,« versetzte die Unbekannte, »denn jeden Tag könnt Ihr mich hier antreffen.« — »Und wer bist du denn?« fragte Napoleon weiter. »Dieser zarte und schlanke Leib, von weicher Seide umhüllt, diese blendend weiße Hand, diese einnehmenden Manieren — sie zeigen mir, daß du nicht hier geboren bist; — wahrlich, in der ganzen Gegend ist keine Hütte und kein Haus, wo man ein so niedliches Köpfchen finden könnte.« — »Ihr wollt wissen, wer ich sey?« — erwiederte die Dame; — Vielleicht kommt noch der Tag, wo ich es Napoleon, dem Sohne Vincentello's, sagen darf. Aber vorerst laßt mir mein Geheimniß.« — Der junge Mann bereitete sich inzwischen, über die Schlucht zu setzen. Die Unbekannte warnte ihn: »Versucht nicht, mir nahe zu kommen; vergebens wäre eure Mühe und ihr würdet mich nur zwingen, zu entfliehen.« Napoleon ließ dennoch nicht ab. Aber kaum war er unten in der Schlucht, als die schöne Erscheinung verschwand. Oben angelangt, vermochte er nicht einmal die Spur des Weges zu entdecken, auf welchem sie entwichen war.

Am folgenden Tag konnte er seiner Ungeduld nicht gebieten; von neuem suchte er den Ort, wo ihm der Blitz schöner Augen in das Herz geschlagen hatte. Er fand die Ersehnte auf derselben Stelle. Von da an führten ihn Liebe und Verlangen jeden Abend ins Gebirg; — aber fruchtlos blieb immer sein Bestreben, sich der Unbekannten zu nähern. Oft wenn er glaubte, seiner Wünsche Ziel nahe erreicht zu haben, schien das Mädchen wie von unsichtbarer Hand weggeführt, und kam er dann am folgenden Tag wieder, so klagte sie wohl, daß er sie zu täuschen versucht.

Bald kannte Napoleons Neugier keine Schranken mehr. Er hätte alles darum gegeben, zu wissen, wer die Holde sey, die ihn in ihrer Nähe festbannte. Der Leidenschaft gesellten sich die sanftesten Gefühle. Oft brachte er halbe Nächte zu, ihrem Gesang zu horchen, den sie mit der Mandoline begleitete; die schönsten Blumen brachte er ihr mit, und band sie an einen Pfeil oder Stein und warf sie auf diese Art über die Schlucht. Und dann fragte er auch wohl, von süßer Sehnsucht gedrängt: »Wann, o Geliebte, wird es mir endlich vergönnt seyn, deine Hand zu fassen und dich ans Herz zu drücken? Wann wirst Du nicht mehr verschwinden, wie der Schatten in der Wüste?« — Und die Unbekannte antwortete: »Mein Geschick will, daß ich nur dem Gutsherrn von Canari sagen darf, wer ich bin. Und doch soll nicht er mir die Hand drücken! Warum muß ein unbilliges Gesetz dich eines Erbes berauben, das die Natur dir, dem ältesten Sohn, bestimmt hatte? Und was hast du gethan, daß die Welt dich den Bastarden nennt? Daß dein Wappenschild vor dem deines Bruders erbleicht?« — So wußte sie mit jedem Tage ihre Herrschaft über ihn zu vermehren und zugleich Gefühle des Unmuths in seiner Brust zu wecken. Bald flammte er von Eifersucht gegen Vizenzio; und wer weiß nicht, daß der Weg von der Eifersucht zum Haß bald und leicht zurückgelegt ist.

(Schluß folgt.)

Die Landpartie, ich und der Esel.
(Eine Naturscene nach dem Leben, von M. G. Saphir.)

In unser Fuhrwesen und in unser Schreibwesen ist eine gleichartige Schnelligkeit und Eiligkeit eingetreten. Eilwägen und Eilblätter, Dampfschiffe und Dampfschriften, Gesellschaftswägen und Pfennigmagazine treiben, fördern und bringen Reisende und Leser ganz schnell und wohlfeil herum. Dafür sind sich aber auch die fünf Welttheile so bekannt und die fünf menschlichen Sinne sich so fremd geworden; die fernsten Gegenden liegen uns dadurch so nah und die nächsten Menschen stehen uns dadurch so fern; wir fahren dadurch so rasch vorwärts und gehen dadurch so schnell zurück; wir werden dadurch so vielfältig und bleiben dabei so einfältig; wir verschwenden dadurch so wenig Zeit und gewinnen dadurch so viel Zeit zur Verschwendung; wir lernen dadurch Alles so kurz und thuen dadurch kurz Alles nur nichts Lernen; kurz wir werden dadurch so vortrefflich gebildete Menschen für die Gesellschaft, daß wir keine Gesellschaft für den gebildeten Menschen sind.

Vor Zeiten, als wir noch unser Testament machten, wenn

wir in fremde Länder gingen, kannten wir sie ganz gründlich aus der Geographie, jetzt, da wir in aller Schnelligkeit und leicht sie bereisen, jetzt wissen wir gar nichts von ihnen. Nie sind die Menschen in sich und gegenseitig so zerfallen und sich entfremdet gewesen, als seitdem so viel über den Gesellschafsverband und über das Associationswesen gedruckt worden ist.

Dem Namen nach glaubt der Kurzsichtige und Kurzhörige, daß die Associationspläne und die Gesellschaftswägen die Geselligkeit und den Zusammenhang der Menschen befördern, allein in ihrer Wesenheit zerstören sie den Verband der Menschen und lösen ihn auf. Er ist nur der gemeinsame Weg, der sie auf einen Augenblick zusammenhält, das Ziel aber ist bei jedem Einzelnen ein anderes. Am Ende des Weges fängt ihr Weg erst an, viel weiter aus einander zu gehen, als je. Insonders ist es mit den Gesellschaftswägen so: sie zerreißen die Geselligkeit, anstatt sie zu befördern. Wenn Jemand sonst nach Grünzing oder nach Meidling fahren wollte, mußte er sich um Gesellschaft umsehen, er suchte eine Gesellschaft, er schloß sich an, er arrangirte eine Partie; so entstand die Geselligkeit; jetzt hat man die Bequemlichkeit, zu jeder Minute um zehn oder zwölf Kreuzer nach jedem Spatzierorte fahren zu können. Man fährt nicht spatzieren, man wird auf der Axe spatzieren transportirt; man macht keine Landpartie, sondern man macht eine Partie Land; es ist ein Gesellschaftswagen, aber kein Wagen Gesellschaft; man ist ein Stündchen lang eine eingelegte Arie in einem Menschenquodlibet. Es ist ein großes Vorurtheil, wenn man glaubt, die Gesellschaftswägen seyen zu unser Bequemlichkeit da; wir sind zur Bequemlichkeit der Gesellschaftswägen da!

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung an das verehrliche Publikum der freien Stadt Frankfurt am Main.

Die Entweichung des Herrn Dobler, ein Ergebniß, welches alles Vertrauen auf Rechtlichkeit gefährdet, und der daraus entstehende augenblickliche Verlust, sowohl für das kunstsinnige Publikum, wie auch für das Institut selbst, ist von der Art, daß man sich, um das Widerrechtliche dieser Handlung in das gehörige Licht zu stellen, verpflichtet fühlt, eine getreue Benachrichtigung über den Hergang dieses Ergebnisses dem Publikum vorlegen zu müssen.

Bereits im Monat April d. J. erhob sich das Gerücht, Hr. Dobler würde wortbrüchig werden, und seinen noch fünf Jahre bestehenden Kontrakt gegen vortheilhaftere Anerbietungen, welche ihm von Seiten des königl. Hoftheaters in Stuttgardt gemacht wurden, rücksichtslos vertauschen. Hr. Dobler hatte den allgemein anerkannten Ruf eines ehrlichen Mannes und es ziemte der Theater-Ober-Direktion nicht, einem solchen oberflächlichen Gespräch Glauben zu schenken. Verschiedene Aeußerungen des Hr. Dobler ließen allerdings auf Unzufriedenheit mit seiner Stellung schließen, indem er mehrere seiner besseren Rollen, als den Geist in Don Juan, Masseru im unterbrochenen Opferfest ꝛc. abzugeben, und anderen Mitgliedern aufzubürden suchte, welches natürlich von Seiten der Theater-Ober-Direktion nicht gestattet werden konnte. Es ist auffallend, daß diese Merkmale der Unzufriedenheit des Hrn. Dobler gerade zu der Zeit sich zeigten, wo er die unverkennbarsten Beweise des Wohlwollens von Seiten der Theater-Ober-Direktion und des Publikums *) vorzugsweise erhielt. Das Zugeständniß der Reise nach London, welche ihm Ehre und Geld einbrachte, war außer der Verpflichtung der Theater-Ober-Direktion, denn Hr. Dobler hatte in diesem Jahr keinen Anspruch auf einen Urlaub zu machen, und konnte in keinem Falle diese Reise in der ihm kontraktlich zustehenden Urlaubszeit von sechs Wochen vollbringen. Auf das dringende Ansuchen desselben, und um sich des guten Willens dieses Künstlers zu versichern, hat die Theater-Ober-Direktion seinem Ansuchen nachgegeben, den im künftigen Jahre erst zur Benutzung fallenden Urlaub ihm allsogleich zugestanden, und obgleich die Ostermesse noch im Gange war, seine Abreise um 14 Tage früher bewilligt. Seiner Gemahlin, welche durchaus keinen Anspruch auf einen Urlaub zu machen hatte, wurde aus Vorsorge für seine Gesundheit während der Reise und in der Voraussetzung, daß es ihm angenehm seyn dürfte, wenn dieselbe ihn begleitete, ein gleicher Urlaub mit Beibelassung ihres Gehaltes zugestanden. Hr. Dobler überschritt diesen bereits verlängerten Urlaub um ein Bedeutendes, und wäre die Strafe, die ihm dafür gebührte, in Vollzug gebracht worden, so hätte er den größten Theil seines Gewinnes zum Opfer bringen müssen. Die Theateroberdirektion, abermals die Verdienste desselben berücksichtigend, und gleichsam ihr Wohlwollen ihm aufdringend, verminderte die Strafe bis zu einer unbedeutenden Kleinigkeit.

Man wollte durchaus den ehrenrührigen Anzeigen über den Fortbestand der geheimen Unterhandlungen des Hrn. Doblers mit Stuttgardt kein Gehör geben, scheuend, den ehrlichen guten Dobler zu verletzen. — Die Anzeige wurde endlich an den Intendanten amtlich gemacht, und zwar mit dem Bemerken, daß Hr. Dobler seine Frau nach Stuttgardt der Unterhandlung wegen abgeschickt habe. Der Intendant glaubte sich nun verpflichtet, ohneradtet er sich von der Ueberzeugung, daß Hr. Dobler ein rechtlicher Mann sey, schwer trennen konnte, Etwas thun zu müssen, wodurch er dem Publikum und sich selbst die Beruhigung gebe, daß die gemachten Anzeigen, welche sowohl den Künstler als den Menschen aufs tiefste herabwürdigten, ungegründet seyen. Zu gleicher Zeit erschien von Stuttgardt aus ein anonymer Brief, worin mit Gewißheit angezeigt wurde, daß Hr. Dobler von Frankfurt durchgehen und in Stuttgardt einen neuen Kontrakt abschließen wolle. Dieser Brief folgt hier wörtlich:

Hochgeehrtester Herr!

Ich halte es, als Mann von Ehre und Freund der Rechtlichkeit für meine Pflicht, Sie im strengsten Vertrauen, auf eine Schurkerei aufmerksam zu machen, welche ein Mitglied Ihrer Oper, Herr Dobler, sich gegen das dortige Publikum, gegen Ihr Institut erlauben will. — Hr. Dobler steht nämlich, wie ich aus sicherer Quelle weiß, mit der hiesigen Theater-Intendanz in Kontracts-Unterhandlungen, ohnerachtet er noch Jahrelangen Kontract in Frankfurt hat, und kommen solche zu Stande, wozu sein Weib bereits als Ambassadeur hieher gesandt wurde, so beabsichtigt er nichts anders, da die dortige Direction seine Verbindlichkeiten niemals freiwillig lösen wird, als wie ein schlechter Kerl davon zu laufen.

Zur Erleichterung dieses Zwecks, soll derselbe, wie mir ein Freund von dorten schreibt, bereits sein Logis aufgegeben haben und eine Gartenwohnung vor der Stadt beziehen und ist also keine Zeit zu verlieren den Herrn ad coram zu nehmen.

Schreiben Sie ohne Säumen an Se. Excellenz den Grafen von Leutrum, setzen ihn von der Sache in Kenntniß, sagen ihm, daß Hr. Dobler noch so viele Jahre Contract habe, den man in keinem Falle lößen werde.

In dorso.

Sr. Wohlgeboren
dem Herrn Intendanten Gruner.
Frankfurt a. M.

(Postzeichen: Stuttgardt, 31. März 1834.)

(2. April.)

Noch mehr wurde die Nothwendigkeit eines öffentlichen Schrittes gesteigert, indem der Intendant in Erfahrung brachte, daß

*) Man erinnere sich des herzlichen Willkomms bei seinem ersten Auftreten nach der Londner Reise.

Madame Dobler wirklich heimlich nach Stuttgardt abgereist sey. Es wurde demnach beschlossen, Hrn. Dobler auf die schonendste Weise zu einer Erklärung über die vorhandenen Anzeigen zu bewegen, welche jedoch geeignet seyn mußte, daß dieselbe als ein öffentliches Aktenstück im Falle des Bedarfs gebraucht werden konnte. Es wurde demnach den 4. April 1834 ein öffentlicher Notar nebst zwei Zeugen zu Hrn. Dobler gesandt, und von demselben eine Erklärung erbeten, ob er gesonnen sey, die hiesigen kontraktlichen, noch 5 Jahre dauernden Verhältnisse zu brechen, und ob seine Frau wirklich nach Stuttgardt, einen neuen Kontrakt mit der dortigen Hofbühne abzuschließen, abgereist sey.

Hrn. Doblers Erklärung vor Notar und Zeugen folgt hierbei wörtlich abgedruckt:

Auf Requisition der Löblichen Theater-Ober-Direction dahier, in specie des Herrn Intendanten Franz Grüner Wohlgeboren, habe ich, der öffentliche immatriculirte Notar der freien Stadt Frankfurt, Johann Andreas Weber, und die subrequirirten beiden Zeugen, Herr Peter Moriz Simon und Hr. Gottfried Leonhard Mössinger, beide Bürger dieser freien Stadt, anheute den vierten April achtzehnhundert vier und dreißig, dem zu dem hiesigen Theater engagirten Hrn. Dobler folgende Eröffnung gemacht:

> Es verlaute im hiesigen Publiko und sey durch, zwar anonyme Briefe von Stuttgardt aus, der Theater-Direktion bekannt gemacht worden, daß Hr. Dobler, obgleich dessen hiesiger Kontrakt noch fünf Jahre zu laufen habe, ein anderes Engagement bei dem Theater zu Stuttgardt annehmen wolle, und daß sogar Mad. Dobler nach Stuttgardt gereist sey, um den Vertrag mit der dortigen Theater-Direktion zu verhandlen. Obgleich die rechtlichen Gesinnungen des Hrn. Dobler nicht bezweifelnd, so finde sich doch die Theater-Ober-Direktion veranlaßt, um jenes unangenehme Gerücht widerlegen zu können, den Hrn. Dobler zu befragen: ob derselbe seinen hiesigen Vertrag aushalten und erfüllen werde oder nicht?

Wir trafen den Herrn und die Frau Dobler in ihrer Wohnung bei Hrn. Michel, im Eckhaus am Komödienplatz persönlich an und erhielten von demselben folgende Antwort:

> »Dieses Gerücht sey nur zu seiner Kränkung von seinen Neidern und Feinden ausgesprengt worden; es sey auch nicht das mindeste Wahres an der Sache; er werde zwar sein jetziges Logis verlassen, weil er sich ein größeres darum miethen wolle, weil er einen Knaben zu sich nehmen werde, welchen er die Handlung in einem hiesigen Handelshause lehren lassen wolle. Sein gegenwärtiges Logis sey so beengt, daß dieser Knabe und das bekanntlich längst angenommene Mädchen in einem und demselben Zimmer schlafen müßten, welches er, durch Anschaffung einer größern Wohnung zu vermeiden gedenke. Seine Frau sey allerdings nach Stuttgardt gereist, aber keineswegs um einen Vertrag mit der dortigen Theater-Direktion zu unterhandlen, sondern um den besagten Knaben abzuholen. Dieser sey krank geworden und da die Demoiselle Haus derselben erklärt, daß sie ihre Ferien, welche in circa vier Wochen angingen, zu Frankfurt halten werde und dann den Knaben mitbringen wolle, so habe sie denselben der Demoiselle Haus übergeben und sey daher ohne ihn zurückgekommen. Mit anonymen Briefen sey er schon oft gekränkt worden. Als er nämlich seinen jetzigen Vertrag mit der hiesigen Theater-Direktion erneuert und gleichzeitig mit der Theater-Direktion in Stuttgardt unterhandelt habe, da seyen ihm anonyme Schreiben, mit dem Stuttgardter Postzeichen versehen, welche sicherlich dahier fabrizirt werden, zugekommen, die die größten Beleidigungen gegen seine Person enthielten und worin sogar mit Prügeln gedroht worden, wenn er sich unterstehen werde, nach Stuttgardt zu kommen.
>
> Er gebe übrigens die wiederholte Versicherung, daß er an keine Contractsveränderung denke, und daß er seinen hiesigen Vertrag treulich erfüllen werde.«

Auf Verlangen des Herrn Requirenten habe ich, der Notar, gegenwärtiges Instrument gefertiget und solches mit den beiden Zeugen, nach geschehener Vorlesung, eigenhändig unterschrieben, auch mit meinem Amtssiegel versehen. Actum Frankfurt ut supra.

Peter Moritz Simon, als Zeuge.
G. L. Mössinger, als Zeuge.
In fidem praemissor.
Johann Andreas Weber, freier Stadt Frankfurter öffentlicher immatr. Notar.

Ohngeachtet in diesem Verfahren gar nichts Kränkendes für Hrn. Dobler, wenn sein Gewissen rein war, liegen konnte, sondern vielmehr diese Erklärung zum Niederschlagen des falschen Gerüchts, und zur Vertretung vor dem Publikum unerläßlich war, so that es doch dem Intendanten leid, auf diese Weise gegen Hrn. Dobler verfahren zu müssen. Hr. Dobler erschien auch Nachmittags auf dem Bureau und beklagte sich über den Zweifel, den man an seiner Rechtlichkeit hätte. Der Intendant bemühte sich ihn zu beruhigen, und ersuchte ihn, die Schuld des Geschehenen hauptsächlich auf das Zusammentreffen der äußeren Umstände, und insbesondere auf die heimliche Abreise seiner Frau, hinzulegen, und erbot sich, Alles anzuwenden, den damals falsch geglaubten anonymen Berichtschreiber in Erkenntniß zu bringen. Mit den freundschaftlichsten Versicherungen schied Hr. Dobler von dem Intendanten, und derselbe suchte durch zuvorkommendes Benehmen dem Hrn. Dobler darzuthun, daß er an seiner Rechtlichkeit keinen Zweifel habe. Das Betragen des Hrn. Dobler war ebenso das freundschaftlichste, und es schien die ganze Sache ausgeglichen.

Zu derselben Zeit, wo dem Hrn. Dobler die öffentliche Erklärung durch den Notar abgefordert wurde, schrieb der Intendant an den Hrn. Grafen v. Leutrum, Intendant des Stuttgardter Hoftheaters, folgenden Brief:

Hochgeborner Herr Graf!

Die Oberdirektion des Frankfurter Nationaltheaters hat mich beauftragt, E. E. zu melden, daß man in Erfahrung gebracht hat, Herr Dobler, Mitglied des hiesigen Theaters, sey in Kontraktsunterhandlungen mit dem königl. würtemb. Hoftheater getreten, ohnerachtet ihn noch ein fünfjähriger Kontrakt an die hiesige Bühne bindet. Im Falle nun das Ergebniß wirklich wahr seyn sollte, so muß die Theateroberdirektion voraussetzen, daß E. E. die noch mehre Jahre bestehende Verbindlichkeit des Hrn. Dobler's nicht kenne, und da die Theateroberdirektion fest überzeugt ist, daß E. E., der verehrliche Vorsteher einer Hofbühne, welche unter dem unmittelbaren Schutz eines gerechten Königs steht, einen solchen Treubruch nur verabscheue, so erlaubt sich die Theateroberdirektion E. E. zu erklären, daß der Kontrakt des Hrn. Dobler noch bis 1839 rechtskräftig fortdauere, und daß man die Auflösung dieses kontraktlichen Verbands nie zugeben, und gegen die gewaltsame Verletzung etwa den allerhöchsten Schutz Sr. Maj. des Königs selbst anzuflehen fest entschlossen sey.

Frankfurt, den 3. April 1834.

Die Theateroberdirektion, und in ihrem Namen.

Auf dieses Schreiben erfolgte jedoch keine Antwort.

Unter dem 5. Mai d. J. erschien eine Eingabe des Hrn. Dobler an die Theater-Ober-Direktion, worin er, einer zugefügten Kränkung wegen — nemlich die abgeforderte Erklärung meinend — um Genugthuung nachsuchte, und diese Genugthuung solle in dem Zugeständniß der Auflösung seiner kontraktlichen Verbindlichkeiten bestehen.

Die Theater-Ober-Direktion erwiederte ihm darauf, wie hier wörtlich folgt:

Auf Ihre Zustellung vom 5. Mai habe ich die Ehre im Auftrage der Theater-Oberdirection zu erwiedern:

Sie fordern über eine zugefügte Kränkung Genugthuung, und diese Genugthuung, verlangen Sie, soll in Auflösung Ihres noch fünfjährigen Kontracts bestehen; es ist auffallend, daß Sie gerade diese Art von Genugthuung fordern. — Es dürfte leicht die Vermuthung entstehen, als ob Sie dadurch eine Gelegenheit aufsuchten, um die Auflösung Ihrer kontractlichen Verbindlichkeit verwirklichen zu wollen.

Dieses wäre im Widerspruch mit der Erklärung, welche Sie vor Notar und Zeugen ablegten, wo Sie ausdrücklich die Versicherung gaben, daß Sie an eine Kontracts-Veränderung nicht denken, und daß Sie Ihren hiesigen Vertrag treulich erfüllen werden.

Wenn Sie anders wegen einer Maßregel, welche jedoch hauptsächlich durch die unangezeigte gesetzwidrige Abreise Ihrer Frau nach Stuttgardt, gerade zur Zeit, wo die Anzeige des Ergebnisses gemacht, mithin von Ihnen selbst — veranlaßt wurde — eine Genugthuung verlangen können, so soll Ihnen jede andere, auf Billigkeit und Recht gegründet, nicht versagt werden.

Das Geschehene ist jedoch wohl zu vertreten.

Die Anzeige war amtlich von Hrn. Kapellmeister Guhr gemacht, mit dem Bemerken, daß Sie Ihre Frau nach Stuttgardt der Unterhandlung wegen abgeschickt haben —. Ihre Frau war wirklich ohne Anzeige dahin abgereißt; — mehrere Briefe von Stuttgardt meldeten, Sie waren für Stuttgardt gewonnen, und werden alldort erwartet; es mußte demnach zu Ihrer Ehre und zur Rechtfertigung der Direction in den Augen des Publikums, Etwas Entscheidendes geschehen. Dieses bestand darin, daß man sie in legaler, hier ganz gewöhnlicher Form, zur Erklärung aufforderte, um durch diese Erklärung das falsche Gerücht niederzuschlagen, und jeden Falls Sie und die Direction vor dem Publikum vertreten zu können. Wollen Sie dieses als eine Kränkung ansehen, so müssen Sie die Schuld auf das Zusammentreffen der äußern Umstände hinlegen, denn diese und die amtliche Anzeige des Kapellmeisters waren die Haupt-Beweggründe von dem Geschehenen, und nicht der anonyme Brief, wie Sie glauben.

Wünschen Sie, daß die Theater-Oberdirection in ihrem Namen diesen Hergang durch den Druck öffentlich bekannt mache, so ist man dazu bereit, Ihnen diese Genugthuung zuzugestehen; jedoch erklärt die Theater-Oberdirection hiermit ein- für allemal, daß sie die Auflösung Ihres Kontracts nie zugeben werde. Haben Sie Ursache zur Unzufriedenheit, Klagen über Parteilichkeit und Hintansetzung zu führen, so werden Sie aufgefordert, sich offen auszusprechen, und die Theater-Oberdirection wird nicht unterlassen, die thätigste Abhülfe zu leisten.

Die Worte über die gewonnene Ersparung Ihres Gehalts im Falle Ihres Abgangs, will man nicht gelesen haben, indem die Theater-Oberdirection eine solche Kränkung nicht zu verdienen glaubt, da sie sowohl im Einzelnen wie im Allgemeinen vielseitige Beweise gegeben hat, daß sie den Künstler zu achten, und nach besten Kräften zu belohnen strebt.

Vertrauen Sie der Theater-Oberdirection und Sie werden dieses Vertrauen nie zu bereuen haben.

Die Theater-Oberdirection und in ihrem Namen.

Auf diese Zustellung der Theater-Oberdirektion vom 13. Mai erwiederte Hr. Dobler weiter nichts.

Mehrere Durchreisende von Stuttgardt, selbst Mitglieder des dortigen Hoftheaters, versicherten, Hr. Dobler habe bereits den Kontrakt für Stuttgardt unterschrieben; auch weitere anonyme Briefe erschienen, und zeigten die Anstellung desselben in Stuttgardt neuerdings als bestimmt an.

Die hiesige Theater-Ober-Direktion dürfte nach geschehener obenangeführter Erklärung des Hrn. Dobler allen diesen Anzeigen keine Wichtigkeit geben; sie konnte den Hrn. Dobler einer solchen unwürdigen Handlung nicht fähig halten, noch weniger es sich möglich denken, daß die königl. Intendantur in Stuttgardt, da ihr das hiesige Verhältniß des Hrn. Dobler durch das oben angeführte Schreiben des Intendanten bekannt gemacht wurde, zu einem solchen Wortbruch, zu einer solchen Hintansetzung der Beachtung von Verpflichtungen, die Hand bieten würde.

Wie schmerzhaft wurde demnach die Theater-Ober-Direktion überrascht, als sie am Dienstag den 16. d. nachstehendes ironische Schreiben des Hrn. Dobler erhielt, wodurch sie die noch immer für unmöglich gehaltene unwürdige Handlung verwirklicht fand.

Hochlöbliche Ober-Direction!

Ein Schreiben der Königlichen Hoftheater-Intendanz zu Stuttgart zwingt mich zur augenblicklichen Abreise, indem ich unerwartet schon den 17. d. M. mein neues Engagement daselbst anzutreten habe. Ich muß daher bedauern, daß mir die Zeit gebricht, Ihnen Hochgeehrteste Herren der Oberdirection noch persönlich aufzuwarten und für so manche Beweise der Huld und des Wohlwollens zu danken. So empfindlich mir auch die Verhältnisse waren, welche die frühere Beendigung meines hiesigen Kontraktes herbeiführten, so überwindet doch der Schmerz, mich von einem Orte trennen zu müssen, wo ich so zahlreiche Gönner und Freunde hatte und in meinem künstlerischen Wirken eine so liebevolle und freundliche Theilnahme fand, in diesem Augenblicke jedes andere Gefühl *). Da ich die Bestimmung, in wie weit mir noch für die Messe theilweise Gratifikation zu bewilligen seyn möchte, nicht kenne, so mußte ich, bei der Kürze der Zeit, auch zum Ordnen des finanziellen Punktes Vollmacht hinterlassen. Mein Herr Bevollmächtigter wird sich darüber mit Euer Wohlgeboren verständigen. Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

Einer hochlöblichen Ober-Direction

Frankfurt a. M. d. 15. Sept. 1834.

ergebenster

J. A. Dobler.

Es wäre wünschenswerth, und böte einige Beruhigung, wenn man die Handlung des Hrn. Dobler durch Leichtsinn entschuldigen könnte, aber der ganze Hergang dieses Ergebnisses verräth die boshafte Absicht, nicht nur das bestehende Verhältniß widerrechtlich zu zerreißen, um sich allenfalls dadurch einen Vortheil zu erringen, sondern das rachsüchtige Verlangen, sein Vorhaben auf die eingreifendste, dem Publikum und dem Institute hohnsprechendste Weise auszuführen. Er erwählte den Augenblick seines Durchgehens gerade zur Zeit der Messe, wo seine plötzliche Entweichung den größten Nachtheil veranlassen mußte, und legte dadurch seine Nichtachtung sowohl für die Behörde, als für das Publikum, mit der größten Rücksichtslosigkeit an den Tag.

Doch man enthält sich ein Urtheil über diese Handlung auszusprechen, und überläßt es ganz der Beurtheilung eines verehrlichen Publikums.

Die Theater-Ober-Direktion hat bereits die zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen, den Hrn. Dobler zum Einhalt seiner kontraktlichen Verpflichtungen zurückzubringen und die Rechte des hiesigen Instituts zu wahren. Um die augenblickliche Störung in den Opern-Vorstellungen so viel als möglich zu verhindern, so ist der Kapellmeister Hr. Guhr beauftragt, die thätigste Sorge zu tragen, die entstandene Lücke durch die vorhandenen Kräfte bestmöglichst zu ersetzen, wobei man, des schnellen Einstudirens der Rollen wegen, um die Nachsicht eines verehrlichen Publikums für jene stellvertretende Künstler bittet. Man wird Alles anwenden, im Falle Hr. Dobler zur Erfüllung seiner Pflichten nicht zurückgebracht werden sollte, einen Ersatz für denselben aufzufinden.

Frankfurt im September 1834.

Die Oberdirektion des Frankfurter National-Theaters.

*) Wahrscheinlich hat der Schmerz der Trennung den Herrn Dobler die Bezahlung seines rückständigen Vorschusses an die Theater-Ober-Direction auch vergessen lassen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 137. 23. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die schöne Dalekarlin.

(Eine Scene aus dem Leben in Stockholm. 1834)

Vor mehren Jahren kam aus der Provinz Dalekarlien eine junge Bäuerin (auf Schwedisch Kulla genannt) nach Stockholm, um in der Hauptstadt Arbeit zu suchen. Das Eintreffen dieser Bauern und Bäuerinnen aus Dalekarlien findet gewöhnlich mit dem Beginn des Frühlings Statt, weßhalb man ihnen den Beinamen der Nordischen Schwalben gegeben hat. Sie langen zu jener Jahreszeit in Masse in der Stadt und Umgegend an, um bei den Gärtnern, bei Bauten und sonstigen öffentlichen Arbeiten ihr Unterkommen zu finden. Mit dem Ende des Herbstes kehren sie nach ihrer Heimath wieder zurück und leben dann in dem nördlichen Klima ihrer Provinz den Winter hindurch von den Ersparnissen, die sie den Sommer über gemacht haben. Diese Menschen sind gern gesehen und finden ein leichtes Unterkommen, weil sie sich durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe vor allen übrigen Arbeitern der Hauptstadt auszeichnen.

Die junge Bäuerin, von der im Eingange dieses Kapitels die Rede ist, fand mit mehren ihrer weiblichen Kameraden sogleich nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt, bei dem Neubau eines ansehnlichen Privathauses, Beschäftigung. Hier lebte sie längere Zeit still und unbemerkt, nur die schwere Arbeit eines Handlangers verrichtend, und Wenige bemerkten hier, mit welchen äußeren Reizen die Natur diese schlichte Bäuerin begabt hatte. Doch nicht immer sollte eine solche Schönheit verborgen bleiben. Es waren zwei Jahre vergangen, als der Eigenthümer, bei dem die Kulla im Dienst stand, denn wahrscheinlich war ihm ihr schönes Aussehen nicht entgangen und er dachte davon vielleicht Vortheil ziehen zu können, ihr auftrug, von seinem unfern der Stadt gelegenen Gute von nun an die Milch nach dem Markte zu fahren und sie dort feil zu bieten.

Karin Ersdotter — dieß ist der Name der schönen Kulla — erschien somit eines Morgens mit der bescheidenen Equipage eines Milchkarrens auf dem sehr besuchten Marktplatze der inneren Stadt Stockholms, um ihre Waare daselbst abzusetzen. Kaum aber dort angelangt, wird sie von mehren vorübergehenden Männern bemerkt. Man glaubte, eine Fee, verkleidet als Mildmädchen, zu sehen, doch leider in dem so höchst unvortheilhaften Kostüm einer Bäuerin aus Dalekarlien. Man bleibt stehen, lorgnettirt, nähert sich und redet die Schöne an; jeder will sich überzeugen, ob sie wirklich ein menschliches Wesen sey; der Haufe vermehrt sich und wird immer ungestümer; dem Mädchen wird endlich bange, sie peitscht ihren Pegasus an und entflieht auf ihrem Milchkarren aus dem Kreise der staunenden Gaffer. Die Menge bleibt noch eine Zeitlang stehen und jeder fragt sich, ob es eine himmlische Erscheinung gewesen, die er gesehen.

Mehre Tage vergingen und die Schöne kehrte nicht wieder. Die junge Bäuerin hatte sich nämlich geweigert, von Neuem mit der Milch nach der Stadt zu fahren; aber der gewinnsüchtige Hausherr befahl und drohete; der Armen blieb daher nichts übrig, als zu gehorchen. Kaum ist sie indessen auf dem Marktplatze wieder angelangt, so erneuert sich dieselbe Scene wie beim erstenmale ihres Erscheinens. Die Kulla ist stets umringt von einem Schwarm von Enthusiasten; ihre Milch ist in einem Nu verkauft und ihr hundertfach bezahlt. So geht es jeden Morgen, wo sie sich auf dem Marktplatz sehen läßt. Die Männer scheinen wirklich wie von einem Schwindel ergriffen, sobald sie das reizende Milchmädchen gewahrten; jeder will einen Blick ihrer schönen Augen auf sich gezogen, mit ihr gesprochen, von der Milch, die sie feil bietet, getrunken haben. Das Mädchen wußte zuletzt weder aus noch ein; ihr schwindelte vor allen Huldigungen und Schmeicheleien, die ihr dargebracht wurden, und mit Dank vernahm sie daher den Ausspruch der gestrengen Stadtpolizei, die ihr ferneres Erscheinen auf dem Marktplatz untersagte. Wirklich war die öffentliche Ordnung durch den Zusammenlauf einer so zahlreichen Menschenmasse, die alle zugleich die reizende Bäuerin sehen und bewundern wollten, mehremal gestört worden.

Wie ein Lauffeuer hatte sich natürlich das Gerücht von dem Daseyn des schönen Milchmädchens in der ganzen Stadt verbreitet. Der Ruf ihrer Schönheit war ins Tausendfache vergrößert worden. Alles wollte sie sehen, sie sprechen und in den seelenvollen Blicken ihrer großen schönen Augen sich weiden. Man vergaß alles Andere, und nur die schöne Kulla war das Stadt- und Theegespräch. Alle Maler und Kupferstecher waren in Bewegung, das Portrait der allgemein Bewunderten anzufertigten.

Allein, wo sie jetzt sehen, wie zu ihr gelangen? Freilich war dieß schwer, doch hätte sie sich auch in den tiefsten Abgrund der Erde, oder wer weiß wo verborgen, sie würde ausfindig gemacht worden seyn. Oeffentlich durfte sie sich indessen nicht mehr sehen lassen, um die Sicherheit und Ruhe der Stadt nicht von Neuem zu stören; man fiel daher auf die Idee, sie zu sich in die Behausung einladen zu lassen. Die höheren Familien der Stadt machten damit den Anfang, und diese Art, die Schöne ansichtig zu werden, wurde darauf so Sitte, daß die reizende Kulla während des letztverflossenen Winters nichts weiter thun konnte, als sich ankleiden und in Gesellschaft begeben, um dort angestaunt und bewundert zu werden. Den Bäuerinnen aus Dalekarlien fehlt es gewöhnlich nicht an natürlichem Verstand; die Natur hatte auch in dieser Hinsicht die Kulla begünstigt. Um so mehr erregten ihre natürlichen Antworten im Verein mit dem lieblichen Aeußeren, die größte und allgemeinste Bewunderung.

Doch der Leser möchte wohl auch wissen, wie denn eigentlich diese nordische Bauernschönheit aussah? Nun, so möge er sich denn ein junges Mädchen denken, von ungefähr 19 Jahren, mit einem lieblichen ovalen Angesicht, schwarzem

Haar, schöner Stirn, mit dunkelblauen schmachtenden Augen, fein geformter Nase, einen Mund mit Zähnen wie Perlen; die ganze Form des schlanken Körpers fein und zart, von schmaler Taille, mit kleinen und zierlichen Händen und Füßen. Doch welch' ein Kostüm verunstaltete dieses, ohne Uebertreibung in allen Ländern schön zu nennende weibliche Wesen! Eine platt anliegende weiße und gelbe Mütze diente ihr zur Kopfbedeckung, eine dicke kurze Schaafpelzjacke umschloß die schlanke Taille und ein schwarzwollener kurzer Rock, rothe Strümpfe und grobe Kommißschuhe mit hohen Hacken, die in der Mitte der Sohlen sitzen, wie man sie zu den Zeiten Ludwigs XIV. trug, — verunzierten den schönen Gliederbau der reizenden Kulla. Frage nun, lieber Leser, ob zu einem solchen Kostüme nicht eine ausgezeichnete Schönheit gehört, um einer so allgemeinen Bewunderung werth zu erscheinen.

Alle Huldigungen, welche so vielfältig der jungen Dalekarlin bei jeder Gelegenheit von Alt und Jung, Groß und Klein dargebracht wurden, machten indessen wenig Eindruck auf sie; treu ihren Sitten und herkömmlichen Gebräuchen, widerstand sie allen Lockungen, und ihr Herz hing mit unveränderlicher Ergebenheit an ihrem in ihrer Heimath, der Gemeinde Leckfand, zurückgelassenen Fästman (Bräutigam); nur der Klang des Geldes schien ihr nicht ganz unangenehm, und daß sie dessen, obgleich in allen Ehren, in Masse erhielt, braucht wohl nicht erst angeführt zu werden.

Um ihren getreuen Hans (so hieß der Fästman) in dem heimathlichen Lande nicht länger noch warten zu lassen, beschloß endlich die schöne Kulla, allen ferneren Huldigungen in der Hauptstadt zu entsagen und mit dem Frühling die Reise nach Hause anzutreten. Kaum war dieser ihr Entschluß bekannt geworden, als Alles sich beeilte, noch die Schöne auf kurze Zeit zu besitzen, und von einem Gesellschaftskreis in den anderen wurde die Grazie geführt, um angeschaut und bewundert zu werden. Selbst der Hof ließ sich herab, die schöne Kulla zu betrachten, und reichlich beschenkt, kehrte sie aus der königlichen Wohnung zurück.

An Andenken und Gedichten zur Feier der Schönen fehlte es auch nicht. In einer Gesellschaft, wo man ihr eine Bibel, prachtvoll eingebunden, schenkte, schrieb die Hausfrau folgenden Vers, der hier nebst der wörtlich deutschen Uebersetzung folgt, hinein:

Fortfar att med stilla dygder	Magst Du stets durch stille Tugend
Goda menskors lof förtjena;	Guter Menschen Lob verdienen;
Återvänd med seder rena	Kehre heim voll Sitten-Reinheit
Lika glad till dina bygder!	Fröhlich nach dem Land der Deinen!
Och då berg och dalar skalla	Und wenn Berg und Thal erschallen
Af der vackra Kullans sånger	Von der schönen Kulla Liedern
Säkert skall då många gångar	Sicher wirst Du dann auch oftmals
Karin! tänka på oß alla.	Carin! denken an uns Alle!

Der Abschiedstag kam endlich heran. Ein Dampfschiff sollte die schöne Dalkulla (Bäuerin aus Dalekarlien) aufnehmen und sie der Heimath entgegenführen. Tausende hatten sich versammelt, ihr ein Lebewohl, eine glückliche Reise und ein baldiges Wiederkommen zuzurufen. Das Dampfschiff, belastet mit der schönsten Bürde, stieß endlich vom Ufer und durchschnitt die wogende Fluthen. Carin Ersdotter stand und grüßte noch einmal die am Ufer versammelten Verehrer, und bald entschwand die Gefeierte den Blicken der Menge, in manchem Herzen die Sehnsucht zurücklassend, der Glückliche zu seyn, dem die Huldin mit Liebe entgegeneilte.

Angekommen in Westerås, eine Stadt am Mälarsee, von wo die schöne Dalkulla zu Lande die Reise weiter fortsetzen wollte, hatte Fama schon die Ankunft der nordischen Schönheit verkündet. Die ganze Stadt war auf den Beinen, die Hochgefeierte zu schauen. Mit Mühe konnte sie sich, obgleich begleitet von mehren stämmigen Bauerburschen aus Dalekarlien, einen Weg bis zum Wirthshause bahnen, und hier nahm der Volkshaufe mit jedem Augenblicke so zu, daß man befürchtete, das Haus werde von der wogenden Menge erstürmt werden. Nur die heranbrechende Nacht konnte die Schöne von dem neugierigen Haufen befreien, und unter dem Schutz der Dunkelheit machte sie sich mit ihren Schätzen, die sie in der Hauptstadt auf ehrbare Weise gesammelt, auf den Weg, um dem getreuen Hans in die Arme zu eilen.

Doch wie das Schicksal oft sonderbar in seinen Fügungen erscheint, so auch hier. Die überall beinahe vergötterte Dalkulla — obgleich weislich versehen mit einem testimonium vitae, welches, wie man behauptet, von schönen und vornehmen Händen unterschrieben und in so schmeichelhaften als ehrbaren Ausdrücken abgefaßt war, wiewohl gewiß nie vor ihr eine Dalkulla eins erhalten und beim Eintritt in den Ehestand der reichen Mitgift beigelegt hatte, — wurde sie dennoch von dem geliebten Fästmann mit kalten Blicken empfangen und noch bis zu diesem Augenblick soll es der nordischen Schönen nicht gelungen seyn, die erkalteten Gefühle des so heiß geliebten Hans wieder zu erwärmen und die Eisrinde seines Herzens zu schmelzen. Sonderbares Geschick! Tausende sah die Schöne zu ihren Füßen, ihr Huldigungen und Weihrauch streuend, beglückt, einen Blick ihrer seelenvollen Augen zu erhaschen und den Reizen der so mächtig Wirkenden gelingt es nicht, das Herz eines armen Bauerburschen zu entflammen. Erkläre, wer es kann, die sonderbaren Fügungen hienieden!

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Una Vendetta.

(Corsische Rache.)

Aus dem »Journal de Paris« übersetzt von B.

(Schluß.)

Eines Abends — es war, nach dem Geschichtschreiber Fileppini, am 15. August 1481 — hatte sie seine Leidenschaft auf's höchste gesteigert. »Heute« — so redete sie ihn an — »ist dein Namensfest: nimm von mir dieses Geschenk; hier gebe ich dir dein Recht auf die Herrschaft Canari.« Er hob das Päckchen auf, das sie ihm mit diesen Worten zuwarf. Es war ein mit Pergament umwundenes, kunstreich gearbeitetes Stilet. Er steckte es in den Gürtel und kehrte nachdenkend nach dem Schloß zurück. Der Tag war heiß gewesen; Vinzenzio erwartete den Bruder und schlug ihm zur Erholung in der Kühle eine Partie Schach vor. Napoleon, aufgeregt durch die bedeutungsvolle Rede der Unbekannten, verlor mehrere Partien nach einander. Dieß vermehrte seinen Unmuth, dessen er kaum Meister bleiben konnte. Eine neue Partie hatte angefangen; durch eine ungeschickte Bewegung warf er einige der Figuren um. Man wollte sie wieder aufstellen, war aber nicht einig, in welcher Art. Daraus entstand ein Zank. Vizenzio sagte ein paar bittere Worte. Der Bruder aber konnte sich nicht länger bezwingen, zog das Stilet und stieß es dem Vinzenzio in die Gurgel. Der Streich war tödtlich — Vinzenzio stürzte zusammen, um nicht wieder aufzustehen.

Sobald das Gerücht von der That herumkam, wollte jeder auf den Brudermörder los. Napoleon wich dem Sturm; er war der Treue seiner Vasallen nicht sicher. Zu der Unbekannten eilend, holte er ihren Rath ein. Sie bestimmte ihn, nach Genua zu gehen, und dort mit Hülfe von Freunden und Geld Verzeihung zu erlangen und sich mit der Herrschaft Canari belehnen zu lassen. Er reis'te ab, ward aber, so wie er zu Genua ankam, festgenommen und nach Corsika zurückge-

bracht, wo ihn der Gouverneur verurtheilte, an der Stelle, wo er seinen Bruder erschlagen, hingerichtet zu werden. Als man ihn in das Schloß führte, bemerkte er am Thore die Unbekannte, weiß gekleidet, mit Blumen in den Haaren. Die Wache erlaubte ihm, sie anzusprechen. »Ich bin auf dem Wege zum Tode,« — so redete er sie an — »werde ich wenigstens jetzt noch erfahren, wer du bist?« — Sie versetzte, Freude im Blick: »Meine Rache würde unvollständig seyn, wenn du es nicht wüßtest. Ich bin Giacomo's Tochter. Wie geschah es, daß dir ein inneres Gefühl nicht sagte, daß du meinen Worten nicht trauen solltest? Meine Hand war zu schwach, um den verbannten, flüchtig gewordenen Vater zu rächen. Aber ich habe deinen Arm geleitet zu meinem Dienst — ich gab dir den Dolch und befeuerte Dich zum Brudermord; ich beredete dich, nach Genua zu gehen, als du ins Gebirg entfliehen konntest, und ich selbst war es, der deine Verhaftung veranlaßte, ich bin es, der du dein Todesurtheil zu verdanken hast. Wenn der letzte Abkömmling Vincentello's unter Henkershand stirbt, so hat ihm Giacomo's Tochter diesen Tod bereitet.«

Napoleon wollte sich auf sie stürzen, aber er war gefesselt; die Wache hielt ihn zurück, und nach wenigen Minuten rollte sein Haupt vom Schaffot herunter.

Die Versöhnung.

(Aus dem Französischen. Von Cl.)
(Fortsetzung.)

Die beiden früheren Freunde standen einen Augenblick schweigend einander gegenüber, als wüßten sie nicht, wie sie die Unterredung beginnen sollten. Giacomo's Haltung glich der eines Büßenden, der vor dem Tribunale Gottes erscheint, um sein Gewissen durch das Eingeständniß eines großen Fehltrittes zu erleichtern, und seine niedergeschlagenen Augen schienen es nicht zu wagen, sich zu dem zu erheben, welchen er so schwer beleidigt hatte.

Alessandro fühlte Mitleiden mit ihm, und einen Stuhl, wenn auch nicht freundlich, doch artig hinstellend, lud er ihn ein, sich niederzulassen. »Sie werden mir,« sprach er zu ihm, »so bequemer die Ursache eines Besuches mittheilen können, den ich weit entfernt war zu erwarten.«

Diese in einem sanften Tone gesprochenen Worte schienen auf Giacomo eine außerordentliche Wirkung zu machen. Zitternd richtete er zum erstenmale auf seinen früheren Freund seine flehenden, mit Thränen erfüllten Augen. »Du stößest also nicht den Reuigen zurück!« rief er. »Ach, Vater Eustazio hatte Recht, als ich in seinen Busen das Geständniß meiner schweren Fehltritte niederlegte. Don Alessandro, sprach er zu mir, ist gut; sein Herz war stets der Bitte der Unglücklichen geöffnet, — wird er es einem Jugendfreunde verschließen, der ihn um Verzeihung anfleht?« — Alessandro wollte ihn unterbrechen. Giacomo ließ ihm aber nicht Zeit dazu. »Nein, fing er wieder an, »höre mich bis zu Ende an! Nur das Bekenntniß meiner Vergehen kann mir ihre Vergebung erwerben. Dein mit dem herrlichsten Erfolge gekröntes Wirken hatte seit lange in meiner Seele einen niedrigen Neid geweckt, als mir der Feind meines Seelenheiles, um mein Verderben zu vollenden, die schöne, bezaubernde Donna Bettina zeigte; ihr Anblick flößte meinem Herzen jene gewaltige, unlautere Leidenschaft, die erste Quelle meiner Verirrungen, ein. Von diesem Augenblick gehörte ich nur ihr an. Ich vergaß Pflicht, Freundschaft, Religion. Sie erblickte ich in dem Bilde der Madonna; ihre Stimme hörte ich, wenn von der Orgel heilige Töne niederrauschten; sie fand ich überall wieder, auf meinen Spaziergängen, wie in meinen Träumen, im Theater, wie im Beichtstuhle. Einige Zeit schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, daß sie gegen meine Liebe nicht unempfindlich wäre. Wie gräßlich büßte ich aber für diesen schnell entschwindenden Traum! Auch ihr Herz und ihre Hand errangst du — und nicht ich! O, da verirrte sich meine Vernunft; die Leidenschaft, die Liebe, welche mich verzehrte, verwandelte sich plötzlich in fürchterlichen Haß, in unersättlichen Durst nach Rache. Oft, mit Schaudern gestehe ich es ein, doch nichts will ich dir verhehlen, oft durchzuckte meinen Kopf der Gedanke, dich zu ermorden, und daß ich diesen abscheulichen Plan nicht ausgeführt habe, kommt allein daher, weil mir der Muth gebrach. Eines Tages aber, in einem jener fieberhaften Momente, wo ich nicht mir mehr, sondern dem Dämon angehörte, der mich beherrschte, sah ich dich glücklich und stolz mit deiner schönen Gattin an meinen Fenstern vorübergehen. Ich weiß noch nicht, wie es geschah, allein ohne gefaßten Entschluß, ohne bestimmten Plan eilte ich wie sinnlos weg und gab dich als Mitschuldigen eines Komplottes an, welches gerade an diesem Tage entdeckt worden war. Da fühlte ich mich wie von der Last befreit, welche meine Brust erdrückte. So lange deine Unschuld nicht enthüllt war, genoß ich meine Rache mit einer Freude, die an Wahnsinn gränzte; mir dünkte, deine Gefangenschaft und die Strafe, welche dich erwartete, entledigten meine Seele aller Leiden, in die du sie gestürzt hattest.« — Hier hielt Giacomo einen Augenblick ein. Sein Antlitz, welches sich bei der Erinnerung an seine Liebe, seine Qualen und seine Rache für einen Augenblick belebt hatte, nahm fast plötzlich einen anderen Ausdruck an. Seine Augen wandten sich andächtig und reuig gen Himmel; seine eben noch laute, erhobene, wohlklingende Stimme klang dumpf und hohl. — »Die Enthüllung deiner Unschuld zerstörte bald meine Träume und meine Ohnmacht weckte das Bewußtseyn meiner Fehltritte auf. Ach, da fühlte ich die ganze Schändlichkeit meines Benehmens gegen einen früheren Freund, die peinigendsten Gewissensbisse zerfleischten mein Innerstes, doch ich besaß nicht den Muth, mein Vergehen durch ein Bekenntniß gut zu machen. Drei Jahre kämpfte ich so mit meinem Gewissen, welches mich zur Tugend zurückrief, und mit dem Dämon, der sich meiner Seele bemächtigt hatte. Gott aber wollte mich nicht in meinem Unglücke verlassen. Seitdem die Wiederkehr des Jubiläums die religiösen Feierlichkeiten zurückgebracht, fühlte ich nach und nach in mir die Empfindungen der Gottesfurcht wiederaufleben und die geheime Scham verschwinden, die mich noch zurückhielt. In einer Zeit, wo sich der größte Sünder von allen seinen Fehltritten befreien kann, wollte ich es nicht wagen, vor Gott mit der Last aller der meinigen zu erscheinen. Dem Vater Eustazio vertraute ich mein Vergehen an, und er hat mich, mir die Vergebung des Himmels ertheilend, zu dir geschickt, um auch die deinige zu erlangen.«

Giacomo sank, als er geendet hatte, auf die Knice nieder und mit gesenktem Haupte, gefaltenen Händen, in der Stellung eines Sünders, welcher sich vor Gott demüthigt, erwartete er schweigend das Urtheil seines Nebenbuhlers.

Alessandro hob ihn rasch auf und sprach, als er sein Gesicht mit Thränen überströmt sah: »Vergessen wir die Vergangenheit und für uns beide soll dieser Tag einer der schönsten unseres Lebens seyn, denn jeder von uns findet einen wahren Freund wieder, der ihm um so theurer seyn muß, als er ihn verloren zu haben glaubte.« — Und er rief sogleich Pietro und befahl ihm, zwei Tassen Chokolade zu bringen. So blieben die beiden Freunde länger, als eine Stunde, bei einander und plauderten von der Zeit, wo die Eifersucht ihren Zwist und ihren Haß noch nicht in ihren Freundschaftsbund gesäet hatte. Oft aber sprach Giacomo demüthig von seinem Verfahren gegen seinen Freund und ließ sich von die-

sem wiederholt versichern, daß alles vergessen wäre. Alessandro lächelte über seines Freundes Besorgnisse und versprach ihm gerne, am anderen Morgen bei ihm zu frühstücken, als Giacomo dieß von ihm als einen neuen Beweis seiner Vergebung verlangte. (Schluß folgt.)

Die Landpartie, ich und der Esel.

(Eine Naturscene nach dem Leben, von M. G. Saphir.)

(Wiener Theaterzeitung.)

(Fortsetzung.)

Man glaubt gar nicht, wie genau der Geist und die Empfindung des Menschen mit seinem Fuhrwerke in Wechselwirkung stehen. Ein Mann in einem Wagen mit schnaubenden Rossen hat gewiß eine blühendere Phantasie und ein edleres Gefühl, als ein Mann in einer Landkutsche mit zwei lendenlahmen Gäulen. Wenn alle Schriftsteller ihr Arbeitszimmer in der herrlichen fortrollenden Equipage hätten, es kämen viel geistreichere Werke in die Welt. Auf einem Wagen mit vier Pferden bespannt, läßt sich viel mehr improvisiren, als auf einem Einspänner; in einem Jantschky macht man eine Liebeserklärung viel poetischer als auf einem Fiaker; in einer eignen Equipage ist der liebeserklärende Mann unwiderstehlich; nach seinen zwei Pferden ist er der anziehendste Artikel, und je rascher jene vorwärts kommen, je rascher kommt er auch vorwärts. Auf einem Einspänner ist noch nie ein großer Gedanken entstanden! Die großen Gedanken gehen gerne zu Fuß oder sie fahren in Vieren. Die Einspänner, die Kabriolets, die Tilbury's, das sind die Homöopathen des Fuhrwesens; so ein Ding mit einem Pferd, mit zwei Rädern und einem Gedankenstrich von einem jungen, dünnen Mann darauf, ist ein Lichtenberg'sches Muster: eine Equipage ohne Roß und und Wagen, wozu der Eigenthümer fehlt.

Wenn ich auf einem Einspänner sitze, kommt es mir immer só vor, als ob meine Seele nur einen Flügel hätte, je mehr Pferde vor dem Wagen, desto mehr Flügel wachsen meiner Seele! Ich habe es auf einem Einspänner nie höher im Denken gebracht, als bis zu einer moralischen Sentenz; auf einem Fiaker nie höher, als zu einer Fabel; auf einer Equipage nie höher, als bis zu einer Novelle, und nur, wenn ich auf der Post mit vier Pferden fuhr, brachte ich es manchmal zu Gedanken, zu vortrefflichen Gedanken, die ich, Gott Lob, alle wieder vergessen habe, denn man vergißt nichts so leicht, als die unvergeßlichen Gedanken.

Ein Gesellschaftswagen aber ist ein Vademecum, ich habe es auf einem Gesellschaftswagen im Denken nie weiter gebracht, als zu einer Anekdote oder zu einem Bären.

Ich ziehe überhaupt, wenn ich eine Landpartie mache, besonders eine auf dem Gesellschaftswagen, nie einen eleganten Rock und nie einen eleganten Geist an, sie werden einem oft zerknittert und staubig. Ich habe so einen Reisegeist, pfeffer- und salzfarb, grau in Grau, auf dem man den Staub nicht bemerkt, und dem es nicht schadet, wenn sich die Wagennachbarn auf ihn setzen und ihn zerknittern. So ungern ich also auch in Gesellschaftswagen fahre, so gibt es doch Augenblicke im menschlichen Leben, wo ich ihm näher stehe, als sonst, und ein solcher war es, als ich letzthin, Dienstag, so viel Langweile hatte, daß mir die Zeit zu ihr zu kurz wurde, diese Langweile wurde endlich so groß, daß ihr die Stadt zu klein wurde, und sie beschloß eine Landparthie zu machen. Wir machten uns auf, ich und die Langweile, und bestiegen einen Gesellschaftswagen, der eben an uns vorüber, und nach Grünzing fuhr. Einen von uns muß der Charon nicht gesehen haben; ich weiß also nicht, hab' ich für mich bezahlt und habe die Langeweile gratis mitgenommen, oder habe ich für die Langweile bezahlt und sie hat mich gratis mitgenommen.

Der Verleger dieses »Geistes der deutschen Klassiker« vulgo der Kutscher des Stellwagens öffnete erst die vordere Thür, um mich in den Rücksitz, auf dem schon zwei Menschenfacsimiles saßen, hinein zu schieben. Da näselte eine Weiberstimme: »Dort hinten wird der Herr besser sitzen!« und zeigte mit einem Finger, der aussah wie ein quieszirtes Deuthölzchen, nach der Bank am Ende des Wagens. Ich zog den obern Theil meines edlen Ichs, das schon im Wagen war, wie eine Schildkröte wieder zurück, und stieg in das Oberhaus des Wagens, um auf dem Wollsacke meinen Platz einzunehmen. Dieser Platz war bisher von einem kleinen Bündelchen eingenommen, welches nun von einem Mädchen an sich und auf den Schooß gezogen wurde. Ich setzte mich neben sie, und im Winkel an ihrer anderen Seite saß auch ein Mann. Ich sah mir meine Nachbarin an, um zu erfahren, ob es für diese kurze Zeit der Mühe lohne, die Enterhaken des Gesprächs nach ihr auszuwerfen, und fand ein ganz allerliebstes Mädchen mit einem allerliebsten Stumpfnäschen. Ich liebe nichts so sehr als stumpfe Näschen und spitzige Redensarten. Unter allen Frauenzimmern sind die stumpfnasigen am wenigsten stumpf. So ein unternehmend aufgeschürztes Näschen scheint immer gegen den Himmel zu sehen, weil da oben die Ehen geschlossen werden. Dieses mein heutiges Stumpfnäschen war noch von einem ganzen Blumenparterre von Rosen- und Lilienwangen umbaut, und zwei Aeuglein, wie die schwarzen Wildschützen, lagen von beiden Seiten dieses Näschens auf der Lauer. Ein kleines Häubchen, dieser Spitzentaubenschlag der Wiener Stubenmädchentäubchen, verbarg nur schlecht zwei braune Haarflechten, die ans Tagslicht hervorstrebten.

Man kennt die Sympathie, welche zwischen Poeten und Stubenmädchen herrscht! Von wem sind Schiller's Gedichte mehr zerlesen worden, als von Stubenmädchen? Wer erhält die deutschen Leihbibliotheken mehr als Stubenmädchen? Wer weiß »Kabale und Liebe« in allen ihren Beziehungen besser auswendig, als Stubenmädchen? Und wiederum, wer kennt das Herz des Stubenmädchens besser, als die Dichter? Ist nicht ein jedes Stubenmädchen ein Wesen voll Dichtung und Wahrheit? Für wen schreiben unsere Novellendichter jetzt sonst noch, als für Stubenmädchen? Kehrt nicht die Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig jetzt wieder in unsere Lustspieldichtungen ein? Darum erkennt ein Dichter ein Stubenmädchen aus Tausenden heraus und ein Stubenmädchen erkennt eben so den Dichter aus allen andern Thier- und Menschengattungen heraus! (Schluß folgt.)

Buchstabenräthsel.

Mit D sieht man's in Kampf und Schlacht,
Mit J war's einst der Juden Haupt,
Mit L wird's durch die Sonn' gemacht,
Mit M von Lorbeer'n oft umlaubt.

L. K. D.

Auflösung des Anagramms in Nro. 133.

Blei, Lieb', Beil, Leib.

Theateranzeige.

Dienstag, 23. September. Der zerbrochene Krug, Lustspiel von Kleist. Hierauf: Herr Hampelmann sucht ein Logis.

Mittwoch, 24. September. Gustav, oder der Maskenball, Oper von Auber. Abonnement suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 138. 24. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Versöhnung.

(Aus dem Französischen. Von El.)

(Schluß.)

Es war noch sehr früh und schon harrte Giacomo in seinem Kabinette auf die Ankunft Alessandro's. Eine schlecht verborgene Ungeduld verrieth sich in allen seinen unregelmäßigen und ungewissen Bewegungen. Bald ging er mit großen Schritten auf und ab, bald setzte er sich an seinen Schreibtisch und schien es zu versuchen, sich durch Arbeiten zu zerstreuen; es war ihm aber unmöglich, sich mit einer Arbeit zu beschäftigen und bald verließ er seinen Schreibtisch wieder, um wieder auf und abzugehen. Mehremal stand er plötzlich und lauschend still, wie einer, der ein Geräusch zu hören wähnt; einige Augenblicke Warten reichten aber immer hin, um ihn von einem Irrthum zu überzeugen, den allein das Verlangen, welches ihn quälte, veranlaßte. Endlich ließ sich ein Geräusch von starken Tritten vernehmen und alsbald setzte er sich an seinen Schreibtisch, ergriff rasch eine Feder und fing emsig zu schreiben an. Ein Diener meldete Don Alessandro und kurz darauf trat dieser selbst ein.

»Verzeihe, lieber Freund, rief ihm Giacomo, ohne sich von seinem Schreibtische zu entfernen, entgegen. »Du erlaubst doch, nicht wahr? Ich muß noch schnell einen sehr dringenden Brief beendigen; dann gehöre ich dir an. Lasse dich indessen nur nieder!« — »Es ist schon gut, schreibe nur ungestört fort; Geschäftsleute wissen, daß eine verlorne Viertelstunde nicht mehr einzubringen ist.« Und Alessandro legte, indem er so sprach, seinen Hut auf einen mit Büchern bedeckten Tisch, und einen großen mit Leder überzogenen Armstuhl, den einzigen, welcher sich im Kabinette befand, zurecht rückend, sagte er: »Der ist passender zum Schlafen, als zum Arbeiten; auf ihm will ich es ganz in Bequemlichkeit abwarten, bis du fertig bist.« Und er setzte sich nieder.

Alsbald aber brachte das Gewicht seines Körpers mehre Springfedern in Bewegung, die so künstlich verborgen waren, daß das schärfste Auge sie nicht hätte entdecken können. Ein eisernes Band schlang sich um seinen Hals und hielt ihn auf dem Stuhle fest, während mehre Hände, gleichfalls von Eisen, seine Arme und Beine umfassend, ihn verhinderten, auch nur die geringste Bewegung zu machen.

»Schändlicher!« rief er aus. — »Schwächling!« erwiderte Giacomo, der, wie ein Tiger, in einem einzigen Satze auf ihn zugesprungen war, als er an dem Gelingen seiner List nicht mehr hatte zweifeln können. »Schwächling, der du glauben konntest, ich könnte dir jemals verzeihen!« — »Was willst du von mir, Elender?« — »Deinen Tod! aber nicht einen plötzlichen, augenblicklichen, raschen, wie ihn dir ein Dolch in einer öden Straße hundertmal hätte geben können, sondern einen langsamen, an Qualen und Schmerzen reichen Tod! Ja, vor deinem Tode sollst du noch Zeit dazu haben, dein Weib und deinen Sohn zu beweinen!« — Alessandro's bis jetzt festes Antlitz wurde bei diesen Worten bleich. Giacomo schien sich an den Qualen, welche sein Opfer duldete, zu weiden. Mehre Minuten lang herrschte tiefes Schweigen. — »Nun,« sprach er endlich zu Alessandro, »so dauert deine Strafe doch zu lange; es ist Zeit, sie zu enden.« Und er stellte vor ihn auf den Tisch ein kleines kupfernes Kruzifix. »Ehe du stirbst, bete wenigstens noch einmal.« — Allein Alessandro schien keines Gedankens, selbst keines religiösen Gedankens fähig, außer des Gedankens an seine Gattin und seinen Sohn, und in diesen verlor er sich ganz. Er hatte weder die Worte Giacomo's gehört, noch dessen Bewegung gesehen, als er das Kruzifix vor ihn auf den Tisch stellte. — »Du brauchst lange dazu, dich zu entschließen,« sprach nun Giacomo, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. »So viele Ceremonien sind nicht nöthig, um zu sterben.« — Alessandro machte, als er die Berührung seines Feindes spürte, eine leichte Bewegung; ihn verließ die moralische Betäubung, die ihn für einen Augenblick übermannt hatte.

»O,« rief er, »ich träumte; gewiß, ich träumte. Nein, es ist nicht möglich, daß du gegen einen Freund so grausam bist, der dich nie beleidigt hat. Es war nur ein Scherz, nichts, als ein Scherz, aber ein schrecklicher, fürchterlicher! Sage mir doch, daß es nur ein Scherz war, und ich will alles vergessen und dir alles verzeihen!« — »Bete, sage ich dir, du hast nur noch einige Minuten zu leben.« — »Mein Weib! Mein Kind!« — »Du wirst sie nie mehr sehen.« — »Ach habe Erbarmen, laß dich erweichen!« — »Niemals!« — »Giacomo, mein Freund, mein guter Freund, Gnade! Gnade!... Ach! wenn ich mich zu deinen Füßen werfen, sie küssen, sie mit meinen Thränen überströmen könnte, es würde mir gelingen, dich zu erweichen... Mein Gott! Mein Gott! Bist du denn unerbittlich?... Gnade, Gnade wenigstens für einen Tag, — für eine Stunde, daß ich sie nur noch einmal sehen, daß ich ihnen Lebewohl auf ewig sagen kann,... und ich kehre wieder, ich schwöre es dir, und unterwerfe mich deiner Gewalt! Laß dich erflehen, sey gut, Giacomo! Sprich, was verlangst du für diese Gnade, für diese Gunst? Meine Güter, mein Vermögen, sie sind dein, nimm sie hin, — laß mich nur wenigstens noch einmal mein Weib und meinen Sohn umarmen!« Aber aus einem Gefache seines Schreibtisches nahm Giacomo einen Dolch hervor. »Hast du ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen, ihnen irgend einen Beweis deiner Zärtlichkeit zu geben? Du hast es nur zu sagen, ich übernehme den Auftrag gerne; denn das Uebermaß deiner Liebe zu ihnen rührt mich, und für eine so seltene Liebe kann man nicht zu viel thun.« Alessandro schien seit einigen Momenten die Beute einer fürchterlichen Konvulsion zu seyn. »Nun bin ich zufrieden,« rief Giacomo mit einem wilden Lächeln und stieß ihm sein Stilet in die Brust.

Am Abende nach dieser schrecklichen Begebenheit trat Giacomo in das Kloster von *** ein.

Die Landpartie, ich und der Esel.

(Eine Naturscene nach dem Leben, von M. G. Saphir.)

(Schluß.)

Ich fing also gleich ein Gespräch an, das Bündelchen, welches früher auf meinem Platz und jetzt auf ihrem Schooß lag, gab mir Stoff zu einem Kraftwitz. »Wie sehr beneide ich meinen Vorgänger, mein schönes Fräulein,!« sagte ich mit aller Grazie, die einem sechs Fuß hohen Mann nur gegeben ist, indem ich lächelnd auf das Bündelchen zeigte. Sie lächelte ohne Erwiderung. Ich fuhr mit unendlicher Liebenswürdigkeit fort: »So ein Bündel ist doch ein wahrer Glücksmensch! ein wahrer Schoßbündel der Grazien!« Hier folgte ein zweites Lächeln mit einem obligaten Seitenblick. Ich fuhr etwas ermüdet wieder fort: »Ich bin zwar mein Lebtag kein Bündel gewesen, allein ich besitze so viel Kenntniß des menschlichen Herzens, um zu wissen, was sich dieses Bündel jetzt denkt und von welchen Gefühlen es erfüllt ist.« Hier machte ich Anstalt, diese Gefühle näher zu betrachten, allein ein gordischer Knoten verhüllte diese geheimnißvollen Gefühle. Das Stubenmädchen lächelte zum drittenmale und zog das Bündelchen näher an sich, indem sie drohend den Zeigefinger aufhob. Ich wurde immer reizender und geistreicher. »Mein schönes Fräulein, Ihr Inneres ist eben so verschlossen, als dieses beneidenswerthe Bündel; allein dieses Geheimniß scheint Sie zu drücken, erlauben Sie, daß ich es Ihnen indessen halte,« und damit wollte ich das Bündel auf meinen Schooß nehmen. »Ach, ich danke Ihnen,« sagte endlich die Lächelnde, und indem sie das Bündel mit den Händen festhalten wollte, ergriff sie meine Hand und ich bemächtigte mich schnell ihrer Finger. Darüber fiel nicht nur sie, sondern auch das Bündel aus der Rolle und auf den Boden. Jetzt erst bemerkte ich, daß wir keine Ambo, sondern eine Terne waren, denn die dritte Nummer auf unserm Sitz, ein langer, blaßer und melancholischer Mann bückte sich auch, um das Bündel aufzuheben, und unsere drei Köpfe stießen so hohl an einander, daß die andere Wagengesellschaft glaubte, einen entfernten Donner rollen zu hören. Sie hatte endlich das Bündel wieder auf dem Schooße. »O, sagte ich, Sie haben eine himmlische Natur, Sie nehmen die Gefallenen wieder liebreich auf, wenn sie zurückkehren in den Schooß der Reue! Ach, ich wollte, ich wäre auch ein Gefallener, d. h. ein Mann, der Ihnen gefallen, Ihnen zu Füßen gefallen, um mich so wieder zu erheben!«

»Ach,« sagte sie, und ein belesenes Lächeln umschwebte ihr Antlitz, »Sie sind sicher irgend ein Dichter!« »O,« erwiederte ich und machte Anstalten zum Erröthen, ich bin zwar nicht sicher irgend ein Dichter, als viel mehr so sicher, als irgend ein Dichter; jeder Mensch hat einmal einen Ort in seinem Leben, auf dem er zum Dichter wird, und ist also sicher irgend ein Dichter; ich bin nicht so eigentlich ein Dichter, aber doch auch so eine Art überflüssiger Mensch!«

»Ueberflüssiger Mensch?!« deklamirte sie nun mit allem Pathos einer Stubenmädchenseele, »wenn die Dichter überflüssige Menschen, was sollen wir erst seyn?« — »Verzeihen Sie,« sagte ich, und im Feuer der Rede machte ich eine rethorische Inversion und zog meine Hand sammt der ihrigen in meine andere Hand. »Ueberflüssiger Mensch heißt bei mir ein Mensch, der von Gedanken und Empfindungen überfließt, darum heißt man uns Dichter überflüssige Menschen; man setzt uns daher, wie andern reißenden und verheerenden Strömen Dämme und Gränzen, damit wir nicht überfließen. Kleine Töpfe und große Köpfe fließen leicht über, aber für beide gibt es Deckel. Ich fließe in diesem Augenblick von Bewunderung über. Sie werden nicht so grausam seyn, diesen Ueberfluß mit Mangel zu erwiedern, d. h. mit Empfindungsmangel!« Sie drückte mir die Hand und sagte halbselig: »Ach, Sie sind so geistreich und so witzig, Sie schreiben gewiß die Charaden in der Theaterzeitung?« — »Sie haben es errathen,« erwiderte ich jungfräulich und verschämt; »das ist mein Hauptmetier!« — »Ach, das ist schön!« schrie sie, machen Sie schnell eine Charade, ich liebe sie sehr und werde sie auflösen!« Mich lieben Sie, mich wollen Sie auflösen? O, ich dank' Ihnen, ich bin schon wie aufgelöst! Aber nun hören Sie: Es ist ein viersilbiges Wort, die ersten zwei lieb' ich schön gebaut, freundlich, gesund, gut aufgeräumt und besitze sie gerne allein. Die andern zwei lieb' ich auch schön gebaut, freundlich, gesund, gut aufgeräumt, und besitze sie gerne allein. Das Ganze besteht aus den letzten beiden für die ersten beiden; das Ganze ist heute ein Seitenstück von einem Dichter und ein sehr liebliches Ding.«

»O, platzte Nr. 3, der Mann im Winkel, heraus, das ist: Aepfelstrudel!« — »Nicht so ganz,« erwiederte ich, »als so eine Art, eine Art von Strudel, ein Strudel der Leidenschaft u. s. w.« — Sie aber hatte es gleich errathen, und sagte: »O nein, »Stubenmädchen« ist es.« — Sie bat mich, ihr die Charade zukommen zu lassen, welches ich ihr auch unter der Bedingung versprach, daß sie mir die Auflösung zukommen lasse. Während wir auf solche Art in dem Oberhause die Zwangsbill abschafften und freiere Institutionen durchgehen ließen, hatte im Unterhause des Wagens, im Hause der Gemeinen, die rächende Nemesis meine Parthei ergriffen. Die näselnde Dame nämlich, die mich so schnöde zurückwies, um bequemer zu sitzen und nicht so viel Hitze auszustehen, war nun bestraft. Der Wagen hielt nämlich still, denn ein Mann wollte einsteigen, ein Mann von derjenigen runden und dicken Gattung, die des Morgens ein Bierfaß und des Abends ein Faß Bier sind. Auf der andern Seite der näselnden Dame saß eine Frau, die auch einsah, daß die Kugelform die vollkommenste ist, und die sich daher all ihr Lebenslang arrondirte. Der runde Mann wälzte sich auf den Wagen hinauf, und ließ sich wie ein Felleisen in den Winkel hineinfallen. Meine unbekannte Näselnde, die mich dünnes Ausrufungszeichen nicht zum Nachbar haben wollte, mußte nun ein großes Fleisch-O neben sich ruhen lassen. Sie sah zwischen ihren beiden Nachbarn aus, wie ein Einser zwischen zwei Nullen, wie die schmale Gränze zwischen Tugend und Laster, wie ein Fastentisch zwischen zwei Hochzeitstafeln, wie die lebendige Knochenlehre und das lebendige Krystallisationssystem zwischen den personifizirten Gesetzen der Sphäroiden.

Trotz dem ich ein humoristischer Satan und ein gemüthlicher Bösewicht bin, dauerte sie mich doch, als ich sie so wie dünnes Seidenpapier zwischen diesen beiden Fleischrücken gequetscht sah. Mit einem Gesicht voll Resignation sagte sie wie vor sich hin: »Der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht!« — »Und — sagte ich ihr nun maliziös — wenn es noch ein schlankes Schicksal wäre, aber so! Das ist zu rund vom Schicksal! Das kommt immer dicker!« Sie warf mir einen Ponceaublick zu, in welchem ich Reue, Liebe und Zerknirschung lesen konnte; da fuhr der Wagen plötzlich über einen Stein, der dicke Mann fiel auf die arme zärtliche Person wie ein Rondeau-brillant auf ein Adagio, und ich klapperte an dem Herzen meiner Nachbarin: »Wenn Sie das nicht erschüttert hat,« sagte ich ihr, ihren Arm ergreifend, »so war dieß der letzte Stoß, der heute meinem Glück gegeben worden ist.« — »Gehen Sie, Sie Loser!« antwortete sie. Nun weiß man in der Stubenmädchensprache, wenn man »ihr Loser« ist, dann ist man erst »ihr Fester,« und sie heißen uns nur dann Alles gut, wenn sie uns »Sie Schlimmer« heißen.

Endlich, nachdem die Pferde solche langsame Fortschritt

machten, als es sich für unsern Zeitgeist geziemt, kamen wir in Grünzing an, und wir neun Musen des Stellwagenparnasses wurden nach und nach aus unsrer Emballage herausgezogen und begrüßten mit Freude die Mutter Erde wieder. Ich hatte mich im Herabsteigen des Bündelchens, als des Mediums zwischen mir und dem Stubenmädchen, bemächtigt, nahm das Bündelchen unter den linken und das Mädchen unter den rechten Arm und sagte:

»Ich sey, gewähret mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte!«

Sie wollte nach dem Kahlenberge, ich war schnell entschlossen, ich hatte für den Abend keinen Plan, auf den Bergen, dachte ich, wohnt die Freiheit, ich will daher mit ihr hinauf, da ich mich ohnehin mit dem Anblick von da aus, und mit der Erinnerung an die historische Vergangenheit für die hysterische Gegenwart entschädigen wollte.

»Wollen Sie zu Fuß da hinauf?« fragte ich. — »Nein,« erwiderte sie, »ich werde suchen mit einem Esel hinaufzukommen.« »Das ist mir sehr angenehm,« erwiderte ich ganz galant, »so bleiben wir noch den Weg über beisammen.« Und so zogen wir denn, ich, sie und das Bündel, Hand in Hand durch Grünzing bis ans Ende des Dorfs, wo die Esel in einem kleinen Häuschen stehen.

Als wir in den Raum traten, wo die Esel standen, fanden wir Nr. 3 von unserm Wagen, der blasse »Aepfelstrudel,« welcher schon da, mit sinnigem Auge die Esel prüfte. Er drängte sich gewaltsam zu uns, um mit uns den Ritt zu machen, indem er uns sagte: »So eine Eselpartie ist doch auch angenehm.« Ich suchte einen etwas größern Esel, damit meine Beine nicht auf den Boden schlotterten, der Führer aber versicherte mir treuherzig: »So einen großen Esel, der zu Ihnen paßt, werden Sie schwerlich finden!« Meine Gefährtin kicherte in sich hinein, ich aber fragte: »Mann, woher kennst du mich?« Nr. 3 fragte ihn nun wieder, ob er auch ihn mitnehmen und seinen Esel auch leiten wollte, worauf er erwiderte: »Auf einen Esel mehr kommt es mir nicht an!«

Wir setzten uns nun in Marsch, nachdem ich dem Führer einen Wink gegeben hatte, daß mir Nr. 3 lästig wäre. »Lassen Sie mich nur machen!« sagte er, »der soll nicht lange mit uns reiten!« Wir waren ein Frauenzimmer, zwei Männer, zwei Esel, ein Führer und ein Bündelchen, zusammen sieben Personen. Zuerst ritt Nr. 3 und lehnte sein Gesicht zu uns, so daß sein Esel aussah wie ein Janus mit einem doppelten Gesicht; nachher kam die Holde auf ihrem Esel und ich schlenderte gesellig nebenher. Ich mag es nicht leiden, wenn die Frauenzimmer reiten, d. h. ich mag es nicht leiden, wenn sie sich aufs hohe Pferd setzen, aber ich sehe es gar zu gerne, wenn ein Esel sie aufsitzen läßt, oder wenn sie auf einen Esel versessen sind!

Ich ging sachte neben dem Esel her und sie sah sorgsam auf uns herab und zählte die Häupter ihrer Lieben! Die Frauenzimmer sind nie muthwilliger und überhaupt nie williger, als zu Pferde oder zu Esel, und sind nie leichter aus dem Sattel zu heben! Ich ergriff ihre weiße, weiche Mundsemmelhand, und weil wir nun so grade unter uns waren, wollte ich einen Schritt weiter thun, da sah sich Nr. 3 um und rief: »Das wird halsbrecherisch!« Der Weg ging nämlich etwas steil in die Höhe. »Verlassen Sie sich nur auf ihren guten Genius und auf Ihren Esel!« sagte ich unwillig, in diesem Augenblicke aber gab mir der Führer einen Wink, faßte seinen Esel an und in demselben Augenblicke setzte der Esel unser Nr. 3 ab und zu Boden, daß er wie ein lebenslustiges Heupferd dreimal vom Boden elastisch in die Höhe prellte. Der Esel trillerte darauf voll Freude mit seinen Hinterfüßen in die Luft und beschnupperte sodann Nr. 3, als ob er ihn für eine Felddistel gehalten hätte. Das Stubenmädchen wollte sich todt lachen, und ich sagte ihr, daß dieß nicht der erste Esel seye, von dem ein dummes Werk schnell abgesetzt wird. Nr. 3 raffte sich vom Boden auf und machte noch einen schwachen Versuch, sich auf seinen Esel zu erheben, allein theils mangelte ihm aller lyrischer Schwung dazu, theils protestirte der Esel mit allen vier Füßen dagegen, und wenn Nr. 3 schon saß, legte er sich, der Esel nämlich, flach auf den Boden nieder, und so lagen sie beide da in Ruhe und Eintracht. Nr. 3 schalt den Führer, allein dieser sagte: »Heute Abend hat er nun einmal seinen dummen Tag, da läßt sich nichts mit ihm machen.« Nr. 3 fluchte und zog es vor, lieber allein den Rückweg anzutreten, als mit einem launenhaften Esel vorwärts zu reiten. Der Führer bat ihn, doch den Esel mit zurück zu führen, welches der gute Mann auch wirklich that, und bald sahen wir sie beide und ihre langen Schatten sich in das Dunkel der Gebüsche verlieren.

Der Abend wurde immer kühler, der Esel und ich, wir wurden immer wärmer; die Gegend wurde immer dunkler, man konnte kaum mehr drei Schritte weit vor sich sehen; ich und der Esel waren kaum mehr zu unterscheiden, darauf hatte ich gewartet.

»Ach,« sagte ich mit elegischer Stimme, »bald werden Sie sich von uns trennen, werden wir Sie nicht wiedersehen? Wie bald werden Sie das Alles vergessen!« »Nein,« antwortete sie mit gerührtem Tone, »nein, nie werde ich wieder eine so angenehme Eselpartie machen, als heute mit Ihnen, nie werde ich einen Esel sehen, ohne mit Vergnügen an Sie und an diese Stunde zu denken, ich werde nie wieder hier heraufreiten, ohne Ihr geliebtes Haupt vor mir zu sehen!« »O, rief ich entzückt aus, darf ich das glauben? Geben Sie mir ein Zeichen! wo wollen wir uns wieder finden?« Von Empfindung überwältigt, sank sie vom Esel in meine Arme. Der Esel aber lief davon.

Lieber Leser, wenn Du den Kahlenberg hinaufgehst, so siehst Du ein Plätzchen, ein reizendes, Du kannst es nicht verkennen; oben ist der herrliche Himmel, rechts und links Natur, um und um frische Luft, das ist das Plätzchen, wenn Du da vorübergehst, so denke: »Da war der Platz, der Eine lief davon, der Andre blieb auf dem Platze, wer war mehr Esel?« Richte aber nicht, denn gedenke des Sprichwortes: »Heute mir, morgen Dir!«

Golenisschtscheff Kutusoff, Fürst Smolenskoi.

Von Heinrich Döring.

(Fortsetzung.)

Dorthin führte Napoleon, als ihm Rußland den Gehorsam, den er erwartete, versagte, eine Heeresmacht von beinahe 500,000 Mann. Der Grund zu einer Kriegserklärung war leicht gefunden. Von französischer Seite gab man die Oeffnung der russischen Häfen für die Engländer an, von russischer die dem Herzog von Oldenburg zugefügte Beleidigung. Mit einer durch die Truppen des Rheinbundes und durch Italiens Krieger bedeutend verstärkten Heeresmacht, so zahlreich und glänzend, wie sie kaum noch in Europa erschienen war, drang Napoleon, nachdem er den 24. Juni 1812 das russische Gebiet betreten, durch Glück und Zufälle aller Art begünstigt, rasch weiter vor.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung Napoleons (den 22. Juni) hatte Alexander, der schon am 28. April Wilna verlassen, zwei große Armeen, jede etwa 80,000 Mann stark, der eindringenden französischen Macht entgegengestellt. Das General-

kommando führte der russische Feldmarschall, Fürst Barclay de Tolly, unter den Augen des Kaisers, und Kutusoff erhielt zunächst die Bestimmung, das in Podolien und Volhynien gegen Oesterreich aufgestellte Observationskorps zu führen. Wie ernsthaft dieser Kampf zwischen Frankreich und Rußland werden konnte, schien schon aus den beiderseitigen Erklärungen hervorzugehen. Napoleon sagte unter andern: „Si l'envie me prenait de planter mes aigles sur le palais de l'amirauté de Petersbourg, qui m'en empêcherait?“ und der Petersburger Hof bemerkte spottend: „Ce petit avanturier voudrait manger toute l'Europe, mais l'Espagne et la Russie lui resteront au gosier!“

Nothwendigkeit gebot der russischen Armee, da kaum 80,000 Mann sich unmittelbar im Felde den rasch vordringenden Franzosen entgegenstellen konnten, einen Operationsplan, der vielleicht nur im Norden ergriffen und ausgeführt werden kann. Es galt, sich zurückzuziehen, das eigne Land zu verwüsten und den Feind in unwirthbare Gegenden zu locken, um ihn auf diese Weise zu vernichten. Wie verwüstend dieser Rückzug war, ist bekannt. Barclay de Tolly erreichte, nachdem er hinter sich alles verheert und keine Schlacht angenommen, mit der russischen Hauptmacht den 28. August die blühende Handelsstadt Wiazma. Dort ließ er, als der Feind ihm auf den Fersen folgte, die Magazine vernichten, die Stadt in Brand stecken und die Armee über den Strom defiliren, die drei Brücken aber sodann abbrechen. Er nahm hierauf eine feste Stellung bei Zarewo-Szalomiczi, wo er die Nachricht erhielt, daß Kutusoff ihn ablösen solle in dem Oberbefehl über die ganze Armee.

Nach Petersburg gerufen und in den Fürstenstand erhoben, ging jener greise Krieger, dem der Ruf des Vaterlandes Kräfte der Jugend lieh, zur Armee ab. In Moskau hatte Kutusoff mit dem Militärgouverneur, Grafen Rostopschin, lange und geheime Unterredungen, die späterhin dem Kriege die entscheidende Wendung gaben, die er nahm. Den 29. August begab sich Kutusoff in das russische Hauptquartier bei Zarewo-Szalomiczi. In diesem Augenblicke waren die beiden russischen Armeen unter Barclay de Tolly und Bagration als Eine Armee unter Kutusoff's Oberbefehl zu betrachten. Ihre Stellung fand er nach seinen Ansichten von der Fortsetzung des Kriegs nicht vortheilhaft. Bereits am 30. August setzte er das ganze Heer in Bewegung, und am folgenden Tage nahm er seine Position bei Borodino auf der Straße nach Moskau. Hier konnte er, um Moskau zu schützen, dem Feinde um so eher eine Schlacht anbieten, da er Verstärkungen von Miloradowitsch und Markoff an sich gezogen hatte. Die Stellung, der Augenblick war günstig. An den Hohlweg, der sich hinter Borodino hinzog, sollte der rechte russische Flügel und das Centrum, von Barclay de Tolly und Benningsen geführt, sich lehnen. Der linke Flügel, den Bagration kommandirte wurde durch schnell aufgeworfene Redouten geschützt.

Noch war man nicht fertig mit diesen Verschanzungen, als der Feind, bemerkend, daß die russische Armee endlich eine Hauptschlacht annehme, von seinem rechten Flügel Reiterei und Fußvolk in starken Massen vorschob. Der Andrang traf, was Kutusoff befürchtet hatte, den linken Flügel, mithin den schwächsten Theil der russischen Armee. Doch ward der erste lebhafte Angriff der Franzosen (den 5. September) aufgehalten durch die in geringer Entfernung von der russischen Linie stehende Arrieregarde von etwa 10,000 Mann, welche der Generallieutenant Konowietzie befehligte. Geschützt durch die Redouten des linken Flügels zog sie sich, nach einem mörderischen Gefecht, das etwa eine Stunde gedauert, auf Bagration's Hauptlinie in bester Ordnung zurück. Kutusoff sandte schleunigst bedeutende Truppenmassen zum Schutz der Redouten vor. Unterdeß hatte Murat, der die französische Reiterei befehligte, starke Kavaleriemassen über die Kalova setzen lassen. Eben so schien Poniatowsky mit den Polen durch einen schnellen Flankenmarsch den Feind rasch umgehen zu wollen. Der ungestüme Andrang der französischen Heeresmasse ward indeß aufgehalten durch die russischen Redouten, besonders durch eine befestigte Anhöhe vor dem russischen linken Flügel, die eigentlich außer Verbindung mit Kutusoff's Schlachtlinie war.

Auf Napoleon's Befehl, jene Verschanzung um jeden Preis zu nehmen, stürmten die Polen mit gefälltem Bajonet an, mußten indeß bei dem lebhaften Feuer der russischen Kanonen bald weichen. Ebenso ward die Division Compans mit großem Verlust zurückgeworfen. Von französischer Seite wurden Massen auf Massen vorgeschickt, bis endlich die Franzosen beim fünften Sturm sich des noch nicht verpalisadirten Grabens bemächtigten. Bald nachher schwieg der Donner des Geschützes. Das Handgemenge war allgemein. Mit dem Bajonet, dem Säbel, selbst mit der Faust ward gekämpft, mit einer Wuth und Erbitterung, die jede Schilderung übersteigt. Die Einnahme jener Verschanzung hatte den Franzosen 3000 Todte gekostet, die sehr große, doch nicht bekannt gewordene Zahl der Verwundeten ungerechnet. Aber auch die russische Armee hatte 2000 Mann verloren und zehn Kanonen zurücklassen müssen.

Während des nächtlichen Dunkels, das erhellt ward durch die weit umher brennenden Dörfer und Städte, traf Kutusoff die nöthigen Vorkehrungen, seinen linken Flügel mehr zu schützen, und neue Verhaue wurden in der Nacht noch angelegt. Als mit Tagesanbruch die beiden Heere sich einander gegenüber standen, unterbrachen nur einzelne Kanonenschüsse die dumpfe Stille. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Eduard Duller hat leider schon wieder eine Erzählung in zwei Theilen drucken lassen: Die Feuertaufe (Frankfurt a. M., Sauerländer); leider, sagen wir, denn sie beweis't auf's Neue sein hervorragendes Talent, indem sie zugleich bedauern läßt, daß er dasselbe in flüchtigen und tollen Hervorbringungen vergeudet und verbraucht, statt es zur Abfassung recht tüchtiger Werke zu benutzen, wozu er die Fähigkeit mehr als hundert ordinäre Romanschreiber besitzt. Das Lesen der »Feuertaufe« wird zwar nicht langweilen; wir können sie indeß Lesern, die nur an Gediegenem Gefallen finden, nicht empfehlen.

S.

Theateranzeige.

Mittwoch, 24. September. Gustav, oder der Maskenball, Oper von Auber. Abonnement-suspendu.

Briefkasten. An K. J. L. in O. St. Gedichte, Räthsel und die verbesserte Auflösung werden nach und nach abgedruckt. Einstweilen Dank! — »Robert der Teufel und Parteienwuth.« Gut. — Ein Mann, ein Wort! Freund B. in D. wird uns verstehen. — »Romantische Dichtungen von Dr. Ludwig Wihl.« Wollen seh'n! — »Der Madrider Hof im Jahr 1830« von C...r. Noch nicht durchgelesen. — »Der Fürstenstuhl zu Kärnthen.« Dankbar. — »Ueber Magnetismus.« Deßgleichen. — Mehre Theaterfreunde ersuchen löbliche Direktion um die baldige Aufführung folgender Opern: Axur, König von Ormus, Fidelio, Johann von Paris, Agnese, Camilla, Belagerung von Korinth, Euryanthe, Faniska, Lodoiska, Faust, Räuberbraut, Zemire und Azor und Zauberflöte. (Bestellt). — Von Mikroscopius. So viel von uns abhängt, ꝛc. — Frühlingsgruß von D. Kommt zu spät; wir feiern bald Weinlese. — »Dem. Bock auf der Frankfurter Bühne.« Die alte Bitte: Mit wem haben wir die Ehre zu reden? —

S—r.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 139. 25. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Gewissen,

Wahre sizilianische Geschichte.

(Aus dem Metropolitan Magazine.)

Auf einem Lustritte von Catania nach dem schönen Dorfe Trecastagne, den ich eines Tages mit Signor L. aus dem erstgenannten Orte und seiner Gattin machte, kamen wir, etwa anderthalb Stunden von Misterbianco, an einer großen halbverfallenen, in geringer Entfernung von der Landstraße ab gelegenen, Villa vorüber. Signora L. bezeugte den Wunsch, sie zu besuchen, worauf ihr Gemahl mit der Bemerkung antwortete, »sie werde vermuthlich das Blut der Marchesa sehen wollen; eine Neugier,« setzte er hinzu, »die er nicht eben zu befriedigen Lust habe, da er weder etwas Abschreckendes zu sehen noch gräßliche Geschichten zu hören liebe; es werde zudem nach und nach spät, und er möge keinen Umweg machen, um sich sein Mittagessen verderben zu lassen.« Wie ich das hörte und merkte, daß irgend eine seltsame Geschichte an das Haus sich knüpfte, trat ich dem Antrage der Signora L. bei, so daß ihr überstimmter Herr Gemahl wohl oder übel nachgeben mußte. Wir machten also Halt und pochten an der Thüre; allein Niemand erschien und eben wollten wir uns wieder entfernen, als uns ein zufällig vorbeigehender Landmann sagte, der Custode sey vor einiger Zeit aus der Villa weggezogen; wenn wir sie aber zu besehen wünschten, so wolle er uns die Schlüssel von dem Geistlichen der Kapelle in der Nähe holen, in dessen Verwahr sie sich jetzt befänden. Wir nahmen sein Anerbieten an, worauf er fort lief und nach Verfluß von etwa 20 Minuten mit dem Kaplan, einem ehrwürdigen Greise, der die Schlüssel in der Hand hielt, wiederkam. Wir begrüßten uns gegenseitig, und erfuhren nun von ihm, das Gebäude gehe seinem gänzlichen Zerfalle rasch entgegen, da von der Familie, der es gehöre — die des Marchese L. — seit einer Reihe von Jahren schon, seit dem kläglichen Tode der Marchesa, mit dessen Einzelnheiten er uns bekannt glaubte, Niemand es bewohnt hatte. Meine Begleiter hatten von der Geschichte gehört, mir aber war sie ganz neu, und so drang ich eifrig in den silberharigen Priester, uns mit ihrer Mittheilung einen Gefallen zu erzeigen. Er meinte, die Erzählung sey etwas lang; wenn wir indessen nach der Besichtigung der Villa ein wenig in seinem Hause abtreten und uns, was er uns an Erfrischungen bieten könne, gefallen lassen wollten, so wolle er versuchen, unsre Neugierde zu befriedigen. Da selbst Signor L.'s gewohntes Phlegma aufgerüttelt war, so nahmen wir sein gastfreies Anerbieten mit Freuden an. Der alte Mann brachte nur mit Mühe und nicht ohne unsern Beistand den Schlüssel in dem verrosteten Schlosse herum, und endlich das schwere Portal auf. An dem Hause selbst war nichts Merkwürdiges zu sehen, überhaupt nichts, was Signor L. für sein verzögertes Mittagessen hätte Ersatz bieten können. Die Zimmer waren, wie in allen vornehmen sizilianischen Häusern, zahlreich und raumreich. Das altväterische Geräth fiel vor Alter und Vernachlässigung in Stücken. Wortlos geleitete uns unser Führer durch eine lange Reihe von Gemächern, bis er ein kleines Gemach mit einem Alkoven erreichte; an dem einen Ende hing ein Bild, das eine liebliche junge Frau von vierundzwanzig Jahren stehend und ein Malteserhündchen, das sie in den Armen hält, liebkosend — vorstellte; über den reizenden Zügen liegt ein schwermüthiger Schatten. »Das ist die Marchesa,« hob der Greis mit wankender Simme an; »ist mir doch, als hätte ich gestern erst mit ihr in dem kleinen Gemache da gesprochen; in dem Alkoven hier stand das Bett, in welchem sie ermordet wurde, und dort,« fuhr er mit heftigem Zittern fort, »dort ist ihr Blut!« und deutete dabei auf einen dunkelfarbigen Streif und mehre große sichtbare Flecken auf dem steingeplatteten Estrich. Mit einem unwillkürlichen Schauder fuhr ich zurück, denn eben wollte ich den Fuß auf die von ihm bezeichnete Stelle setzen. Wir betrachteten noch eine Zeitlang das anziehende Bildniß der unglücklichen Marchesa und begaben uns dann, voll Begierde, die Trauermähr zu hören, nach der Wohnung des würdigen Geistlichen. Nachdem er uns Obst sammt trefflichen Wein von der Falde di Mont' Etna zur Erfrischung aufgestellt hatte, begann er seine Erzählung mit folgenden Worten: (Fortsetzung folgt.)

Golenisjchtscheff Kutusoff, Fürst Smolenskoi.

Von Heinrich Döring.

(Fortsetzung.)

Der 6. September ging vorüber unter den beiderseitigen Vorbereitungen zu einer Hauptschlacht. Die genommene Anhöhe ließ Napoleon neu verschanzen, mit 200 Stück Geschütz besetzen und zugleich gegen den russischen linken Flügel Batterien von 400 Feuerschlünden aufwerfen. Nahe an 1000 Kanonen drohten von französischer Seite Tod und Verderben. In unabsehbarer Linie standen gegen 200,000 Franzosen mit ihren Verbündeten, während Kutusoffs Heeresmacht kaum 120,000 Streiter zählte.

Sein Hauptaugenmerk richtete Kutusoff auf die Verstärkung seines linken Flügels. Vier Armeekorps hatte er dort aufgestellt und über die Spitze dieses Flügels detaschirte er, unter dem Generallieutenant Tuschkow, die moskowitische Miliz und mehre leichte Truppen, zusammen 14,000 Mann, mit dem Befehl, auf der alten Straße von Smolensk dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen, wenn dieser den linken russischen Flügel umgehen wolle. Außerdem wurde dieser Flügel noch durch eine neu aufgeworfene Redoute von 30 Kanonen geschirmt, und im Centrum war das schwere Geschütz auf wohlgelegenen Anhöhen in furchtbaren Massen aufgepflanzt.

Als Kutusoff den Abend vor der Schlacht, umgeben von mehren Generalen, die Reihen der aufgestellten Truppen musterte, ertönte der fromme Gesang von den vor ihm herziehenden Popen, welche ein aus Smolensk gerettetes Marienbild trugen. Die Soldaten sanken aufs Knie, als der feierliche Zug an ihnen vorüberging, und sie erhoben sich, getröstet, ermuthigt zu kühner Heldenthat

»Sehet da die Sonne von Austerlitz!« rief Napoleon seinen Garden zu, als er am nächsten Morgen um 3 Uhr die Positionen der französischen Armeekorps in Augenschein nahm. Der ihnen Tages zuvor verschlossen zugesandte Tagesbefehl wurde eröffnet. »Soldaten!« heißt es darin, »Dieß ist die Schlacht, nach der Ihr Euch so heiß gesehnt. Der Sieg ist in Eure Hand gelegt. Es bedarf nur einer entscheidenden Schlacht. Der Sieg wird uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und schnelle Rückkehr ins Vaterland verschaffen. Betragt Euch wie zu Austerlitz, zu Friedland, zu Witepsk und Smolensk, und die späteste Nachwelt wird auf Eure heutigen Thaten mit Stolz und mit Bewunderung blicken. Sie wird von Euch sagen: Ihr waret mit in der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau.«

Dieser Aufruf verbreitete hohe Begeisterung in der ganzen französischen Armee. Mit dem gemessenen Befehl, den linken Flügel der russischen Heeresmacht, es koste was es wolle, zu umgehen, brach Poniatowsky um 6 Uhr Morgens auf mit dem rechten Flügel der französischen Truppen. Ihm folgte der Marschall Davoust mit dem Gros des Flügels, an seiner Spitze die Division Compans aufstellend. Das erste Korps, unterstützt von Murat's Reiterei bildete nun das erste Treffen, und das dritte Korps unter dem Marschall Ney, mit den deutschen Hülfsvölkern, stellte sich im zweiten Treffen auf. Eugen Beauharnois, der Vizekönig von Italien, führte den rechten Flügel, meistens aus leichten Truppen bestehend, gegen das Dorf Borodino.

Die ganze russische Armee war unter den Waffen des Angriffs gewärtig. Die Schlacht begann den 7. September um 8 Uhr Morgens auf dem linken russischen Flügel, gegen welchen General Sorbier eine Batterie von 60 Kanonen richtete. Zugleich rückte Marschall Ney mit einem mörderischen Feuer gegen das Centrum an, und der Vizekönig von Italien setzte gleichzeitig mit der dreizehnten und vierzehnten Division über die Kaloya gegen Borodino. Es donnerten in diesem Augenblicke mehr als 1000 Feuerschlünde. Drei Stunden währte der Angriff der Franzosen auf den linken russischen Flügel mit einer beispiellosen Unerschrockenheit. Als endlich Napoleon 50 Stück schweres Geschütz, das durch die Division Morand und ein ganzes Kavalleriekorps gedeckt ward, vorrücken ließ, war Bagration, nach einem mörderischen Gefecht, genöthigt, die Redoute zu räumen und sich auf die zweite Linie zurückzuziehen. Der Verlust der Franzosen war bedeutend. Unter mehren Generalen blieben Caulincourt und Montbrun in jenem Treffen.

Als aber Napoleon, den großen Verlust wenig beachtend, die eroberten Redouten gegen den Feind wandte, verstärkte Kutusoff den linken Flügel durch bedeutende Massen aus der zweiten Linie. Während eine neue Batterie von 25 Kanonen, gegen die Franzosen gerichtet, sie in großen Massen dahinraffte, erhielt Bagration, dem Kutusoff schnell Kerntruppen von allen Waffengattungen zugesandt hatte, Befehl, wieder vorzurücken. Die französischen Verschanzungen wurden mit Sturm genommen und die eroberten Kanonen gegen den weichenden Feind gerichtet. Murat, mit seiner Reiterei anstürmend, ward umzingelt, und nur durch würtembergische Reiter aus dem Waffengewühl errettet. Wunder der Tapferkeit thaten die russischen Kürassiere. Sie setzten über den Graben, erstürmten die Verschanzungen und hieben ein französisches Regiment nieder, das die Redouten vertheidigen wollte. Starke Infanteriemassen drängten sich, auf Kutusoff's Befehl, zwischen das feindliche Centrum und den rechten Flügel, und während das Handgemenge auf beiden Seiten allgemein ward, brach Tutschkow auf ein gegebenes Signal mit seinen Moskowiten aus dem Hinterhalt hervor.

Vergeblich blieben die Anstrengungen des Vizekönigs von Italien, den rechten russischen Flügel zu umgehen, der durch Kutusoff's Anordnungen und durch die Verschanzungen dem Feinde unzugänglich gemacht worden war. Die Schlacht wüthete auf allen Punkten, besonders seit Kutusoff die Kavalerie des rechten Flügels zur Unterstützung der Garden in das Centrum gezogen hatte. Nicht leicht ist mit solcher Erbitterung, aber auch zugleich mit solcher Fessellosigkeit gefochten worden. Kraft rieb sich auf gegen Kraft; jeder Einzelne war gewissermaßen sein Feldherr. Das Kommando, die Regeln der Taktik wurden nicht mehr beachtet, und Mancher mag in der allgemeinen Verwirrung durch Freundes Hand gefallen seyn, besonders als sich bei dem Herannahen der Nacht zu dem Pulverdampf noch ein dichter Nebel gesellte. Kutusoff behauptete, während mehr als 40,000 Reitersäbel gegen einander klirrten, nahe an 2000 Feuerschlünde donnerten und 200,000 Bajonete sich bewegten, die Ruhe und Fassung eines in den Waffen ergrauten Feldherrn. Mit einer Kälte, wie sie vielleicht nur ein Russe haben kann, theilte er, während seine Adjutanten ihm Botschaft brachten, die fernern Rollen aus in dem großen Trauerspiel.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote aus dem Feldzuge (1799) in Aegypten.

Der eben so geistvolle als gelehrte Naturforscher Geoffroy von St. Hilaire hat kürzlich in einer Gesellschaft zu Paris folgende Anekdote mitgetheilt:

Die Pest war ausgebrochen; der Soldat, dessen Glieder sie lichtete, verzweifelte bei dem Anblicke eines Uebels, gegen das die Tapferkeit nichts vermochte. Um den erschütterten moralischen Zustand seines Heeres zu heben, hatte Bonaparte den ersten Armeearzt, Desgenettes, dahin zu stimmen gewußt, daß er sich anheischig machte, wenigstens diese furchtbare Epidemie nicht mit dem wahren Namen zu nennen; sie ward nur für ein leichtes Fieber, eine einfache Entzündung ausgegeben, und da der Obergeneral die verhängnißvollen Beulen freiwillig berührte, so ward der Soldat beruhigt und gewissermaßen stolz darauf, mit seinem tapfern Generale dieselben Leiden zu theilen.

Als jedoch Bonaparte nach sieben vergeblichen Stürmen auf St. Jean d'Acre aus Syrien zurückkam, beunruhigte ihn der furchtbare Aufwand an Menschen, der seither Statt gefunden hatte: er ging daher damit um, die Ursache des durch diesen Krieg herbeigeführten unermeßlichen Verlustes auf jene schreckliche Krankheit hinüberzuwälzen, die sich so leicht in dem heißen Klima Aegyptens und Syriens entwickelt. In dieser Absicht beruft er die Gelehrtenkommissionen zusammen und erscheint selbst in ihrer Mitte, in seinem grauen Ueberrocke, den er schon damals trug, um Menschen für sich zu gewinnen, die ohnedieß unter seinen Befehlen standen. Er verlangt, das Institut der Gelehrten soll aus seiner Mitte eine Kommission ernennen, welche Nachrichten einzuziehen, und alle geeigneten Dokumente aufzusuchen habe, um die verheerende Krankheit näher kennen zu lernen.

Dieser Vorschlag fand Anklang und der Präsident Berthollet ernannte Desgenettes und Larrey zu Mitgliedern dieser Kommission; allein der erstere, der voraussah, in welchen Widerspruch ihn seine frühere Gefälligkeit gegen den Obergeneral

verwickeln mußte, verweigerte seine Mitwirkung an dem Entwurfe eines Berichtes, in welchem das vor der Expediton nach Syrien als leicht und wenig gefährlich geschilderte Fieber bei seinem rechten Namen genannt werden sollte. Die trockene, von Desgenettes nicht gehörig motivirte Weigerung erzürnte den Akademiker Bonaparte, der seither zu wiederholten Malen mit vieler Mäßigung, Rücksicht und Höflichkeit darauf aufmerksam gemacht hatte, »was jedes Mitglied des Instituts sich selbst, seinen Kollegen und dem ohne Zweifel gespannten Europa schuldig sey,« allein endlich erschien unter dem grauen Oberrock hervor der Federhut des Obergenerals von folgenden Worten begleitet: »Wahrlich, ihr Aerzte, Chirurgen und Pharmaceuten seyd doch alle über einen Kern gegossen: ihr lasset eher eine Armee, ein ganzes Volk untergehen, als daß ihr einen aus der Schule geschöpften Grundsatz aufgebt!« Dieser mit Heftigkeit gesprochene Ausfall brachte tiefes Schweigen unter dem Korps der Aerzte hervor. Nur Einer, zu stolz oder zu unabhängig, um eine solche Beleidigung ohne Widerrede zu verschlucken, schrieb, sobald er nach Hause gekehrt war, folgende Zeilen an den Obergeneral:

»Sie sind ein Eroberer, d. h. ein Mensch, der Alles seinen Interessen, die er mit dem Namen des Ruhmes belegt, opfert. Bleiben Sie Eroberer, verfolgen Sie Ihre Räuberbahn, aber ehren Sie Männer, die ohne andern Ehrgeiz, als den für das Wohl der Menschheit, ihr Leben dazu anwenden, jene Uebel zu heilen, welche Ihresgleichen verursachen.«

Unterzeichnet: Puguet.

Puguet?.... dieser Bonaparte gänzlich unbekannte Namen brachte ihn auf die Meinung, der Brief sey unächt, oder von der Hand eines Narren. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, sendete er ihn an Desgenettes mit dem Gesuche, ihm zu sagen, ob er den kühnen Briefsteller kenne. Jetz fand dieser berühmte Gelehrte jenen edlen Charakter wieder, den Gefälligkeit oder Politik, vielleicht auch ein Irrthum mit einer leichten Wolke verdeckt hatte. Vor drei Monaten nämlich, als Desgenettes mit Bonaparte die Nachhut visitirte, hatte ersterer einen jungen Arzt bemerkt, der stets der letzte auf dem Schlachtfelde, mit Verläugnung des eigenen Erhaltungstriebes, sich ganz der Pflege der Verwundeten und Pestkranken hingab.

»Bei passender Gelegenheit werden Sie mich an diesen ganz seiner Pflicht und seinem Berufe sich widmenden jungen Mann erinnern,« hatte Bonaparte seinem Begleiter gesagt. — Dieser junge Mann war Puguet, und Desgenettes benutzte diesen besondern Umstand mit Geschicklichkeit, um Bonaparte jetzt an denselben zu erinnern.

Bonaparte, weit entfernt, länger zu zürnen, lud die Aerzte Desgenettes und Puguet zur Tafel. Beide leisten dem Befehl des Obergenerals Gehorsam. In den Zimmern desselben angelangt, nähert sich Bonaparte dem jungen Aeskulap und sagt ihm, indem er ihn mit seiner Vertraulichkeit, die ihm bei seinen Unterhaltungen so wohl anstand, beim Ohre nahm, folgende Worte: »Herr Puguet, Sie sind aus dem südlichen Frankreich, Sie haben hitziges Blut, aber ein vortreffliches Herz. Trotz Ihres Stolzes wird ein Tag kommen, an welchem Sie mich um eine Gnade bitten werden, und ich werde sie mit Vergnügen bewilligen!«

Allein Puguet, ohne allen Ehrgeiz, und gänzlich seiner Wissenschaft lebend, beachtete den Mann nicht weiter, der mit Riesenschritten seinem ruhmvollen Ziele entgegenging.

Im Jahre 1802 befand sich Puguet zu Lyon, wo Bonaparte damals die Komiteen des italienischen Volkes leitete und sich zu dessen Oberhaupt erklärte, und wünschte sich in das Gedächtniß des ersten Konsuls zurückzurufen. Aufgemuntert von Geoffroy, stellte er sich dem Oberhaupt des Staats vor, und erinnerte diesen an die in Aegypten vorgefallene Scene und an sein Versprechen. »Ich bewillige, was Sie sich auch erbitten mögen,« antwortete der erste Konsul. »So senden Sie mich als Arzt nach den Antillen, wo eben jetzt der Gesundheitszustand organisirt wird.« »Warum erbitten Sie sich nicht eine mehr für Ihr Interesse sorgende Gnade?« erwiderte ihm lebhaft Bonaparte. »Ich wünsche nichts weiter, als in eine Stellung zu kommen, in welcher ich mich aufs Neue dem Wohl der Menschheit widmen kann. Das gelbe Fieber ruft mich nach Martinique; dieses dort vergleichend mit der Pest studieren zu können, scheint mir für einen Arzt das Wünschenswertheste zu seyn.«

Vergebens sucht der erste Konsul, gerührt durch diese seltene und auf so einfache Weise vorgebrachte Hingebung, ihn in Frankreich zurückzuhalten. — Puguet besteht auf seiner Bitte, und sieht diese endlich gewährt.

Puguet kehrte gänzlich erblindet in sein Vaterland zurück, und lebte noch vor wenigen Jahren. Man verdankt ihm mehre wichtige Werke über die Pest und die ansteckenden Fieber der Levante. (Ausland.)

Die Katzenrevolution in Chester.

Jederman kennt Chester, jene englische Stadt, die uns den berühmten Käse liefert. Kurz nachdem Bonaparte nach St. Helena abgegangen, waren in dieser Stadt an allen Ecken der Straßen Anschlagszettel zu lesen, worin es hieß: Eine große Anzahl achtbarer Familien sey bereit, sich nach St. Helena zu begeben. Da aber diese Insel von der ungeheuren Menge der daselbst hausenden Ratten und Mäuse verheert würde, so habe die englische Regierung beschlossen, alle mögliche Mittel zu ergreifen, um jene gefährliche Plage auszurotten. Um das Unternehmen desto rascher auszuführen, hieß es weiter, sey Unterzeichneter, der Aussteller dieses Publikandums, beauftragt, einen hinreichenden Vorrath von Katzen in der kürzesten Zeit aufzutreiben. Demnach erböte er sich, sechzehn Shillinge ($5\frac{1}{3}$ Thlr.) für einen großen gesunden Kater, zehn Shillinge ($3\frac{1}{3}$ Thlr.) für eine erwachsene weibliche Katze und eine halbe Krone für ein junges Kätzchen zu zahlen, das nur laufen, Milch trinken und an einem Drahtfaden zerren könnte.

Zwei Tage nach der Verbreitung dieser Annonce sah man in Chester zu der festgesetzten Stunde eine große Menge alter Frauen mit ihren Kindern und Enkelinnen herbeikommen, die Alle voll mit Katzen angestopfte Säcke herbeitrugen. Diese merkwürdige Prozession hatte bald alle Steige, Gassen und Straßen eingenommen, und ehe es Nacht wurde, waren drei Tausend Katzen in der Stadt Chester versammelt. Ueberall hörte man das klägliche Gewinsel des eingesperrten Katzengeschlechts, das sich nach der in den Anschlagszettel bezeichneten Gasse hin bewegte. Die Gasse war eng; alle dahin transportirte Katzen brachen auf einmal in ein fürchterliches Miauen aus. Je mehr die Säcke wegen des beschränkten Raums an einander gedrückt und gestoßen wurden, desto heftiger erscholl das Miauen von innen heraus; das Geschrei der Frauen und Kinder mischte sich bald in das Katzenkonzert ein, und das anhaltende Gebell der Hunde bildete den Baß in dieser lieblichen Harmonie. Einige von den Katzenhändlerinnen, die sich durch ihre Nachbarinnen etwas beengt fühlten, warfen ihre Säcke ab und fingen an sich zu boxen, wozu dann die gefangenen Katzen die Kriegslieder miauten. Nun wollten auch die Gassenjungen der guten Stadt Chester nicht müßig zusehen; sie rissen daher alle Säcke auf, aus denen drei Tausend wüthende Katzen heraussprangen, die mit ihren wilden Krallen über die Schultern und Häupter der Kämpfenden schonungslos herfielen. Die Bewohner der Stadt standen an den Fenstern und ergötzten sich an dem Schauspiel. Unsere drei

Tausend Katzen sprangen aber bald nach den Balkons hinauf, erstürmten die Zimmer, zerschlugen die Scheiben, warfen überall die schönen Theekannen und Suppenschüsseln um, und plünderten und verheerten, was ihnen in den Sälen nur im Wege stand. Die aufgescheuchten Hunde mischten sich auch ins Spiel, und die ganze männliche Bevölkerung von Chester griff endlich zu den Waffen, um dem Unwesen zu steuern. Die drei Tausend Bestien erlagen, und noch waren keine zwei Stunden verflossen, als man fünf Hundert Kadaver den Fluß hinabgleiten sah. Der übrige Theil der revolutionären Partei hatte bereits die Stadt geräumt, wo sie die Spuren ihres Kampfes auf den von ihren Krallen zerfleischten Gesichtern mancher Frau und als Ehrendenkmäler mehre Haufen von zerbrochenem Porzellangeschirr zurückließen. (R. d. d. M.)

Frankfurter Theater.

Vergangenen Sonntag ward Robert der Teufel aufgeführt. Ref. wollte pour la rareté du fait die heutige Vorstellung nicht versäumen, denn die Partie des Bertram, eine der vorzüglicheren Rollen des nach Stuttgart desertirten Dobler, war von Hrn. Fischer übernommen worden. Der Fleiß, womit derselbe in wenigen Tagen eine so schwierige Partie einstudirte, verdiente die gebührende Anerkennung. Daß diese Anerkennung von Seiten des Publikums das Verdienst der Leistung überflügelte, war ganz natürlich, da sich nicht nur der Aerger dadurch etwas Luft zu machen suchte, indem man Hrn. Fischer dasselbe Maß von Beifall spendete, wie es nur ein Dobler zu empfangen gewohnt war, sondern weil sich auch hier jene Opposition wieder bemerkbar machte, die von jeher eine Theaterversammlung nicht als eine Gesellschaft gebildeter Menschen betrachtet, die aber stets bereit ist mit muthwilliger, unartiger Laune, dem Neid, der Eifersucht und Kabale, die ohnedieß in keinem Theaterinstitute fehlen, Vorschub zu thun, und größern Spielraum zu eröffnen. Hr. Fischer ist gewiß nicht ohne Gesangstalent; aber seine nicht sehr tiefe Baßstimme ist keine der ausgezeichnetsten, es ist keine Brust-, sondern eine sogenannte Gaumenstimme: daher ist der Klang derselben nicht edel, und besonders in den höhern Tönen nicht angenehm. Am wenigsten gut wirkt die Stimme in den Ensembles, wo der Charakter derselben mehr hervortritt. Gesang und Spiel waren so ziemlich au niveau, verriethen aber ruhmwürdigen Eifer und Kunststreben. Das Wirken der übrigen Personen in dieser Oper ist erst kürzlich besprochen worden. Die heutige Vorstellung gehörte nicht zu den besten. Auffallend schlecht war die Stimmung der Harfe zur Oboe im vierten Akte.

S.

Sylbenräthsel.

(Wort von acht Sylben.)

Ihr Frauen und Herr'n
In Nähe und Fern'
Zum Räthselein itzt
Die Ohren gespitzt!

Eins nennt ihr, ihr Rather,
So oft ihr ruft: Vater! —
Einst ward die Eins-Drei
(Nur haucht nicht dabei)
Aus 'm Himmel geschmissen,
(Durch die Mythe wir's wissen) —
Beim Zwei stets es lenzt,
'S ist lorbeerumkränzt —
Wenn doppelt sein Laut,
Wird Drei manches Kraut —
Wohl aus Vier-Viers Bauch
Kömmt giftiger Hauch —
Die Stätt' flieht, gleich mir,
Vom Eins-Zwei-Drei-Vier —
Fünf-Sechs hat, ich meine,
Die Lurlei am Rheine —
Fünf-Sieben — am Rhein
Zieht drin man den Wein —
Gewöhnlich ist Sechs
Der Name des Gecks —
Mit Sieben wohl heut'
Oft Blitze man streut —
Sieb'n-Acht läßt im Schuh
Euch manchmal nicht Ruh —
Voll Kaiserhofspracht
Einst war Eins-Eins-Acht —
Zwei-Acht thut das Herz
Bei Freud', ach! und Schmerz —
Metall'n, Leser, wißt!
Das Ganze stets ist,
In Krankheitsnöthen
Kann's retten und tödten.

Sucht's Ding nun und paßt's —
Die Hand leicht umfaßt's.

(Vom Herrn Redakteur
Ich höflichst begehr'
Daß acht Tag' er wart',
Eh' er's offenbart;
Doch wenn aus dem Kreis
Ein Leser, der's weiß,
Es früher ihm schickt,
Werd's gleich eingerückt.)

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenloh.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 137.

Held, Heli, Hell, Helm.

Gegenwarnung.

(Der Redaktion zur Aufnahme eingesandt.)

Wie sich die Gesellschaft auch nennen mag, die seit einiger Zeit bemüht ist, durch anonyme Drohbriefe »gewisse weit liegende Plane« zu erreichen; welche Floskeln von »wichtigen Beweggründen,« von »Ahnungen, enthüllender Zukunft rc.« ihr als Vehikel dazu dienen mögen: man sieht sich zu der Erklärung gedrungen, daß alle ferneren Intriguen, den freien Willen eines Mannes unter obscure Vormundschaft stellen zu wollen, vergeblich seyn werden, und daß gegen den Versuch eines zweiten Attentats bereits die geeigneten Maßregeln getroffen sind. Verläumdungen, in das Gewand besorgter Freundschaft gehüllt, findet man so verachtungswürdig als lächerlich. Die »Warnung« dürfte daher ihren Wendepunkt erlebt haben, und angemessener im Munde der Beleidigten seyn. G — k.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 25. September. Der Mann meiner Frau, Lustspiel in 3 Abtheilungen; nach dem Französischen des Rozier, frei bearbeitet von Lembert. Hierauf: (Zum Erstenmale) Die Erholungsreise, Posse in 1 Akt; nach dem Französischen, von L. Angely.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nº 140. 26. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Mutterliebe. *)

(Das Original dieser Erzählung, die wir hier aus dem Morgenblatte mittheilen, erschien bereits im Amulet auf das Jahr 1831, und hat Mistreß Jameson zur Verfasserin. K. von Kreling im ersten Hefte seiner »englischen Bibliothek« theilt unter dem Titel: »Die indianische Mutter« eine ebenfalls sehr gelungene Uebertragung mit. Im Morgenblatte ist die englische Quelle nicht angegeben.) S.

Das Parthenon mit allem seinem Ruhm mag in Vergessenheit sinken; aber so lange die Höhen von Thermopylä stehen, so lange eine Welle im Busen von Salamis ans Ufer schlägt, ruft eine Stimme laut durch die Welt: »Ehre und Preis denen, welche frei in den Tod gehen! Fluch und ewige Schmach denen, die den Geist, den ewig fessellosen, in Bande schlagen wollen!« Das Coliseum mit all seinen blutigen Trophäen zerfällt; so lange aber die Wasser des Hellespont zwischen Sestos und Abydos fließen, wird das Gedächtniß an jene Liebe, welche hier den Tod fand, nimmer untergehen. Der Wanderer, der sich mühselig durch die gränzenlose afrikanische Wüste schleppt, findet ein gigantisches Steinhaupt, zerbrochen und halb begraben im Sande, und daneben die Trümmer eines Fußgestells, auf dem man mit Mühe die Worte entziffert: ›Ich bin Ozymandias, der König der Könige; schaut auf meine Werke, ihr Mächtigen, und verzweifelt!‹ Wer war Ozymandias? wo sind jetzt seine Werke? welcher Gedanke, welches Gefühl ist das vermittelnde Glied zwischen seiner Zeit und der unsrigen? Sorglos schreitet der Araber mit seinem Lastvieh über diese verwischten Spuren menschlicher Kunst und menschlicher Größe. In der dicksten Wildniß des neuen Kontinents, tief in den gränzenlosen Forsten, steht ein mächtiger Fels, an den sich eine Sage knüpft, so wenig alt, daß doch kein graues Haar des Mannes Scheitel deckt, der geboren ward, als sich die Geschichte begab; und dieser Fels wird künftigen Geschlechtern laut ein gewichtiges Wort zurufen, mag auch die Natur rund umher, mag auch das Geschick des Volkes sich noch so sehr ändern. Keiner wird sofort mit gleichgültigem Auge den Stein betrachten, denn Jeder wird zu sich sprechen: ›Was ist gewaltiger denn Mutterliebe? was ist furchtbarer als Macht in der Hand der Rohheit? was ist schrecklicher, als Mißbrauch eines geheiligten Namens zu Zwecken der Selbstsucht und Grausamkeit?‹

Jene weiten Landstriche im Herzen von Südamerika, bedeckt mit riesigen Urwäldern, bewässert von mächtigen Strömen, jene großartigen Wildnisse, wo der Mensch als ein unwesentliches Glied in der Reihe der Geschaffenen erscheint, und die Spuren seiner Gewalt selten und weit zerstreut sind, haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der europäischen Welt sehr in Anspruch genommen, theils wegen der außerordentlichen Ereignisse und Revolutionen, deren Schauplatz die Länder um jene Distrikte waren, theils wegen der Forschungen kühner Reisenden, welche tief in sie eingedrungen. Aber bis vor etwa zwanzig Jahren wußte man von diesen Wildnissen nichts, als was man etwa durch die spanischen und portugiesischen Priester erfuhr, welche sich als Missionäre längs den Ufern des Orinoco und des Paraguay niedergelassen hatten. Die Männer, welche sich so, fern von allem Verkehre mit der Welt, in die Wüste verbannten, waren meistens in den Kolonien geborne Franziskaner und Kapuziner. Sie wählten diesen frommen Beruf theils freiwillig, theils wurden sie von ihren Obern dazu beordert; in beiden Fällen erscheint auf den ersten Blick ihr Leben erbärmlich und ihre Selbstaufopferung erhaben; bedenkt man aber, daß diese arme Mönche meist die langweilige Einsamkeit des Klosters mit dem Aufenthalt in den prachtvollen Wäldern und weiten Savannen vertauschen, so erscheint wohl das Opfer nicht so schrecklich, selbst wenn es dabei nicht an Leiden, Entbehrungen und sogar Gefahr fehlen sollte. Verbinden diese Männer mit ihrem frommen Eifer in gewissem Grade Kenntnisse, Geistesbildung und Menschenliebe, so steht es in ihrer Macht, das Gebiet des Wissens und der Kultur zu erweitern, indem sie einerseits diese unbekannten Länder durchforschen, andernseits die Stämme der Eingebornen, in deren Charakter sich die unbändigsten, abschreckendsten Züge der wilden Menschennatur mit manchen der liebenswürdigsten Triebe unseres gemeinsamen Geschlechts seltsam zu mischen scheinen, in Dörfer sammeln und sie zu Menschen erziehen. Sind aber diese Religiosen Männer von beschränktem Geiste und tyrannischer Gemüthsart, so haben sie nicht selten die ihnen übertragene Gewalt aufs furchtbarste mißbraucht, und da sie viele hundert Meilen den europäischen Niederlassungen und dadurch der Ahndung der Gesetze entrückt sind, so üben sie ihre Gewaltthaten ungestraft, und dem Unheil, das sie anrichten, ist rein nicht zu steuern.

Zum Unheil derer, die seiner Obhut anvertraut waren, gehörte Pater Gomez zu den Männern der letztern Art. Er war Franziskaner Ordens und wohnte im Dorfe San Fernando, unweit der Quelle des Orinoco; mehre Missionen in der Nachbarschaft standen unter ihm und San Fernando war der Hauptort der Präsidentschaft. Der Mann war von grausamer despotischer Gemüthsart, durchaus ungebildet, und hatte keinen Begriff vom wahren Geist christlicher Liebe; in dieser Beziehung waren die Wilden, welche er lehren und bilden sollte, in Wahrheit weniger roh und unwissend als er. Unter den schlimmen Leidenschaften, welche Pater Gomez aus seiner Zelle im Kloster zu Angostora in diesen seinen neuen Wirkungskreis zum Fluche desselben mitgebracht hatte, standen Hochmuth und Habsucht obenan, und beide fanden ihre Befriedigung dabei, je größer die Zahl seiner Täuflinge oder vielmehr seiner Sklaven war. Den weisen, menschenfreundlichen Gesetzen König Karls III. zum Trotz, nach denen es streng verboten war, die eingebornen Indier gewaltsam zu be-

*) Diese kleine Erzählung gründet sich auf einen Vorfall, den Alexander v. Humboldt seinen Reisen anführt.

Anmerk. des Morgenbl.

kehren, erreichte Gomez, gleich manchen seiner Mitbrüder auf entlegenen Missionen, seinen Zweck nicht selten durch rohe Gewalt. Er zog mit einem Theil seiner Mannschaft aus und legte sich da, wo die Horden freier Indianer sich lagerten, in Hinterhalt, und wann dann die Männer ausgezogen waren, ergriff er gewaltsam Weiber und Kinder und brachte sie gebunden im Triumph in sein Dorf. Hier taufte man sie, lehrte sie das Zeichen des Kreuzes machen, und nun hießen sie Christen, waren aber nichts anders als Sklaven. Die auf diese Weise gefangen gehaltenen Weiber grämten sich in der Regel zu Tode, aber die Kinder gewöhnten sich an die neue Lebensweise, vergaßen ihre Wälder, waren ihrem christlichen Herrn und Meister mit blindem Gehorsam zugethan, und wurden mit der Zeit die Unterdrücker ihres eigenen Volkes. Pater Gomez nannte seine Streifzüge la conquiesta espiritual.

Eines Tages zog er, begleitet von zwölf bewaffneten Indiern, wieder zu einer solchen Unternehmung aus. Nachdem sie ein paar Meilen den Guaviare, der hier in den Orinoco fällt, hinaufgerudert, gewahrten sie durch eine Oeffnung im Gebüsch, unfern des Ufers, eine indische Hütte. Diese Völker leben gern familienweise allein, und ihre Liebe zur Einsamkeit ist so mächtig, daß, wenn sie auch in Dorfschaften vereinigt sind, sie sich häufig in einiger Entfernung von ihren gewöhnlichen Häusern eine kleine Hütte bauen und in derselben ganze Tage zubringen. Die Hütte, von der wir sprechen, war eine solche einsame Villa, wenn man so sagen darf. Sie war ungewöhnlich nett gebaut, mit Palmblättern bedeckt und von Kakao- und Lorbeerbäumen beschattet, sie stand ganz einsam in der Wildniß, umgeben von der prachtvollsten Vegetation, ein wahrer Wohnsitz stillen, friedlichen Glücks.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewissen.

Wahre sizilianische Geschichte.

(Aus dem Metropolitan Magazine.)

(Fortsetzung.)

»Vor ungefähr 35 Jahren war die Villa, welche Sie eben besucht haben, von der Marchesa L. und deren Nichte bewohnt. Die Tante, eine Dame schon in Jahren, hatte keine Kinder, die Familiengüter waren deßhalb bei dem einige Zeit vorher erfolgten Tode ihres Gemahls an seinen Neffen übergegangen, so daß ihr außer ihrem Witthum wenig sonst zu einem standesmäßigen Unterhalt blieb, was sie denn bestimmte, zur Vermeidung von Ausgaben ihren Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen. Die Nichte, welche, wie Sie wohl gesehen haben, ausnehmend schön war, zog die Bewunderung des Herzogs von M. auf sich, der große und viele Güter besaß, zwar nicht mehr in der ersten Jugendblüte — denn er zählte nahezu 40 Jahre — stand, immerhin aber noch für recht hübsch gelten durfte, und in der That mehre Jahre jünger aussah, als er wirklich war. Er kam häufig in die Villa, wo seine huldigenden Aufmerksamkeiten der jüngeren der beiden Damen, wie es schien, keineswegs mißfielen, während ihn seine bedeutende Stellung und sein Ansehen in der Gegend umher auch der älteren zu einem gerngesehenen Besucher machten: zudem war er schon von Kindheit auf mit der Familie bekannt gewesen und geblieben. Der Herzog hatte einen wichtigen Rechtshandel in Palermo und der Stand dieser Angelegenheiten seit langer Zeit seine Gegenwart in jener Hauptstadt nothwendig gemacht, allein er vermochte sich nicht von der Gesellschaft der jüngeren Marchesa zu trennen, verschob deßhalb seine Abreise von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, bis seine Rechtsfreunde ihn wissen ließen, daß seine Sache auf dem Punkte stehe, verloren zu gehen, wenn er nicht durch persönliches Betreiben ihr aufhelfe. Endlich riß er sich mit widerstrebendem Herzen von dem Gegenstande seiner Neigung los mit dem Versprechen, daß sein Ausbleiben auf's Höchste drei bis vier Wochen dauern solle; allein es wurden eben so viele Monate daraus, denn seine Angelegenheiten hielten ihn immer noch fest; die Verzögerung erregte indessen bei der reizenden Marchesa keinen Verdacht, da seine Briefe immerfort die wärmsten Betheuerungen unwandelbarer Zuneigung enthielten. —

»Einst, gegen Abend, erhob sich ein heftiges Gewitter; der Regen goß in Strömen herab — Blitz und Donner folgten sich unaufhörlich Schlag auf Schlag. Die Glocken der nächsten Kapelle wurden geläutet, um vom Himmel ein Aufhören des entsetzlichen Unwetters zu erflehen. Die erschrockenen Frauen lagen, von ihrer Dienerschaft umgeben, im eifrigen Gebet in dem Saale, als sich plötzlich ein lautes anhaltendes Pochen am Thore hören ließ; es war, wie sich zeigte, ein reisender Herr in einer Lettiga, der um freundliche Unterkunft bat, bis sich die Gewalt des Sturmwetters gelegt habe; die Marchesa bewilligte augenblicklich das erbetene Obdach und hieß den Reisenden in ein Zimmer im Erdgeschoß weisen, wo er sich so lange verweilen möge, als er für nöthig halte. Als aber, mit der einbrechenden Nacht und dem unabläßig forttobenden Wettersturm, der Fremde sich als den Advokaten G. aus Catania melden ließ, der auf dem Wege dorthin von Palermo her begriffen sey und die Straße nach Misterbianco eingeschlagen gehabt habe, um seinen Oheim, einen in dem letztgenannten Orte wohnenden Kanonikus zu besuchen, ließen ihm die beiden Damen, denen sein Verwandter wohl bekannt war, auf der Stelle zurücksagen, da das Unwetter, wie es allen Anschein habe, für die nächsten Stunden nicht nachlassen dürfte, so würden sie ihn mit Vergnügen zum Abendessen bei ihnen sehen, die Nacht könne er ja in dem Zimmer, das er eben inne habe, zubringen, und dann mit dem Morgen seine Reise nach Misterbianco fortsetzen. Die Einladung wurde mit Freuden angenommen. Das Abendessen wurde aufgetragen. Die beiden Frauen fanden in ihrem Gaste, einem hübschen jungen Manne von ungefähr 25 Jahren, einen sehr angenehmen Gesellschafter, während auf ihn die hinreißende Schönheit der jüngeren Marchesa ihren Eindruck nicht verfehlte. Die Unterhaltung drehte sich, wie dieß bei Personen, die einander fast ganz fremd sind, der Fall zu seyn pflegt, eine Zeitlang um gleichgültige Dinge, bis endlich die junge Marchesa, begierig, von einer Seite her, die sie für ganz unbetheiligt halten durfte, einige Kunde über den Herzog zu erhalten, den Fremden wie von Ungefähr fragte, was denn den Herzog, ihren Nachbar, so lange in Palermo festhalte; er müsse wohl, denke sie sich, in dem fröhlichen gewühlvollen Leben der Hauptstadt eine angenehme Abwechselung nach dem einförmigen und langweiligen Aufenthalte auf dem Lande finden. Der Gast erwiderte in demselben Tone, so viel er gehört, hätten ihn Geschäfte nach Palermo geführt. »Und halten ihn noch dort fest?« forschte die Fragende weiter; »die müssen wohl von großer Wichtigkeit seyn?« — »Von dem Rechtshandel den er dort hat, weiß ich nur wenig; allein ein Handel anderer Art ist's, wie ich glaube, der ihn eigentlich nicht fortläßt; die kürzlich aufgetretene Prima Donna soll arges Unheil in seinem Herzen angerichtet haben.« Die Marchesa erblaßte und biß sich vor Eifersucht und verletzter Fraueneitelkeit in die Lippen, als der junge Mann fortfuhr: »Er ist, wie man mir sagte, ihr hoher treuer Gönner, und so wird M...... wohl lange die Gegenwart seines Herrn entbehren müssen.« Vergebens strebte die junge Marchesa, mit Gewalt ihr gekränktes Gefühl unter der angenommenen Miene der Gleichgültigkeit, ja selbst Fröhlichkeit, zu verbergen. Ein erfahrenes Auge würde bald die stürmenden Empfindungen, von

denen sie bewegt war, entdeckt haben. Ihre Tante bemerkte ihre Verwirrung und fragte sie nach der Ursache, erhielt aber eine ausweichende Antwort. Inzwischen fing das Unwetter, welches etwas leidlicher geworden war, plötzlich wieder mit gesteigertem Ungestüm zu toben an, und ein blendender Blitzglast, begleitet von einem furchtbar hallenden Donnerschlage und einem krachenden Getöse, als ob das ganze Gebäude von einem Erdbeben erschüttert sey und zusammenstürze, hemmte das weitere Gespräch. Die Dienerschaft kam in großer Bestürzung mit der Botschaft hereingerannt, daß in einen Flügel des Wohnhauses der Blitz eingeschlagen habe. Hocherschrocken stand die Tante vom Stuhle auf; die Nichte aber, in deren Busen ein noch weit tobenderer Sturm, als der draußen wüthete, benützte diesen Anlaß, dem wilden Drange ihrer Empfindungen mit dem ganzen Ungestüm der Sizilianerin Luft zu machen; sie zerraufte sich das Haar, zerriß ihre Gewänder und verfiel zuletzt in heftige Krämpfe. Als man sie auf ihr Zimmer wegbrachte, zog sich auch der junge Rechtsmann unter Aeußerungen seines Beileids über den Zustand der jungen Dame, im Stillen aber hochverwundert über die seltsamen Wirkungen ihres Schreckens, zurück. Am Morgen verabschiedete er sich von der Tante, die ihre unsichtbar gebliebene Nichte mit dem Bemerken entschuldigte, daß sie sich noch nicht von den Folgen des gestrigen Schreckens erholt habe. Der Advokat versprach, auf dem Rückwege von Misterbianco, wo er ein paar Tage bei seinem Oheim zuzubringen gedachte, wieder vorzusprechen. Er wartete indessen dazu nicht erst die Zeit seiner Heimkehr nach Catania ab; denn schon am nächsten Tage kam der Kanonikus, um den Damen für ihre gütige Aufnahme seines Neffen zu danken, den er natürlich selbst mitbrachte. Die junge Marchesa hatte sich fast vollkommen wieder erholt und nahm die Huldigungen des angenehmen Advokaten, wie es schien, nicht mit Widerwillen auf, während er mit jedem Augenblicke von ihrer Schönheit mehr und mehr bezaubert und gefesselt wurde. Aus seinem beabsichtigten dreitägigen Aufenthalte in Misterbianco wurde ein dreiwöchentlicher, wo er denn tagtäglich als ein willkommener und gerngesehener Gast in der Villa sich einfand. Wie diese Zeit herum war, hatten — so schien es — beleidigter Stolz oder die Jugend und die liebenswürdigen Eigenschaften Don G.'s so sehr zu seinen Gunsten im Herzen der jungen Dame zusammengewirkt, daß sie, ihren hohen, aber treulosen Anbeter vergessend, dem jungen Rechtsmanne sich verlobte, der ein beträchtliches Vermögen besaß und nicht von der Ausübung seines Berufs allein zu leben genöthigt war. Die Tante machte zum Voraus ausdrücklich die Bedingung, daß sie der Gesellschaft ihrer Nichte nicht beraubt werden dürfe, sondern daß das junge Ehepaar bei ihr auf der Villa wohnen bleiben müsse, von wo dann Don G. so oft nach Catania gehen möge, als seine Geschäfte es erforderten.

(Fortsetzung folgt.)

Golenisschtscheff Kutusoff, Fürst Smolenskoi.

Von Heinrich Döring.

(Fortsetzung.)

Nachdem auf beiden russischen Flügeln die wiederholten Angriffe des Feindes abgeschlagen worden waren, gelang es dem Marschall Ney, der sich dadurch den Namen eines Prinzen von der Moskwa erwarb, durch beispiellose Tapferkeit der Franzosen die russischen Redouten zu erstürmen. Aber ungeachtet Murat zur Unterstützung Ney's mit dem ganzen Andrang seiner Reiterei erschien, warf Kutusoff die Franzosen aus der vorgeschobenen Position wieder zurück. Die im Centrum von Ney erstürmten Redouten wieder zu nehmen, war nicht möglich. So stand beim Einbruch der Nacht das Treffen, in welchem sich beide Theile den Sieg beimaßen und auf dem Schlachtfelde stehen blieben. Gegen 60,000 Mann waren von beiden Theilen in jener furchtbaren Schlacht gefallen. Unter den Todten beklagte Kutusoff den Verlust Bagration's, Tutschkoff's und Konowietzie's. Mehre Generallieutenants, unter ihnen Woronzoff, waren tödtlich verwundet. Alles kam darauf an, wer am Morgen das Schlachtfeld behaupten werde. Daß die Franzosen dort noch überall bivouaquirten, davon überzeugte sich Kutusoff selbst, als er noch in jener Nacht, geschützt durch die Kosaken, welche fortwährend die französischen Vorposten beunruhigten, die ganze Linie entlang ritt. Es schien außer Zweifel, daß der Feind mit anbrechendem Morgen die Schlacht wieder beginnen werde. Daher ordnete Kutusoff noch in jener Nacht, gedeckt durch die Reiterei des Hettmanns Platow, einen stillen, unbemerkten Rückzug vom Schlachtfelde an.

Wohl mit Unrecht ist ihm dieser Rückzug und das zu frühe Abbrechen der Schlacht an der Moskwa zum Vorwurf gemacht worden. Kutusoff kannte die Ausdauer des Feindes, wie er sie in dem Treffen bei Eylau bewiesen hatte. Aber er wußte auch, daß Napoleon von Polen bereits starke Reserven an sich gezogen, um mit neuen Kräften die russische Armee anzugreifen. Wurde diese aber, was zu befürchten war, geschlagen, dann gab es für ganz Rußland keinen Anlehnungspunkt mehr, und selbst Petersburg war der Gefahr ausgesetzt, von Frankreich in Besitz genommen zu werden.

Die Bewegung, welche Kutusoff machte, gab freilich Moskau, die alte Residenz der Zaren, dem Feinde preis, wogegen sich lebhafte Widersprüche in dem noch in jener Nacht gehaltenen Kriegsrathe erhoben hatten. Wie aber Kutusoff sein Verfahren rechtfertigte, sieht man aus seinem Bericht an den Kaiser Alexander, aus dem Dorfe Zilino, vom 16. September.

»Nach dem schwer gefochtenen Tage und ruhmvollen Siege vom 7. September,« sagt Kutusoff in jenem Bericht, »glaubte ich meine Stellung bei Borodino aufgeben zu müssen. Der verhältnißmäßig geschwächte Zustand des Heers, nach einer so mörderischen, wenn gleich siegreichen Schlacht, ließ eine zweite Schlacht mit dem verstärkten Feinde als ein tollkühnes Unternehmen erscheinen. Ihm auszuweichen, änderte ich meine Stellung und marschirte auf Moskau. Während meines Marsches waren täglich Scharmützel mit dem Vortrab. Da ich aber in der kurzen Entfernung zwischen Tula und Kaluga kein vortheilhaftes Terrain finden konnte und die erwarteten Verstärkungen noch nicht eingetroffen waren, so verfolgte ich meinen Marsch, ohne einen allgemeinen Angriff abzuwarten.«

»Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß der Feind zwei starke Kolonnen, die eine über die Straße von Borowsk, die andere auf der Straße von Zwenigorod vorrücken ließ, um unser Hintertreffen von der Seite von Moskau anzugreifen. Nun traten nicht bloß die bereits angegebenen Gründe gegen das Wagniß einer Hauptschlacht ein. Eine verlorne Schlacht vor den Mauern von Moskau würde diese Stadt der zügellosesten Wuth eines siegenden Feindes preis gegeben, unzählige Schlachtopfer gemordet und Moskau's Reichthümer und Befestigungen als Hülfsmittel künftiger Entwürfe in Bonaparte's Hände gebracht haben. Dieß voraussehend, hielt ich mit meinen geschicktesten Generalen Kriegsrath. Ich theilte ihnen meine Meinung über die Resultate mit, welche der gegenwärtige Zustand des Heeres erwarten ließe; ich unterrichtete sie, wie die Bewohner der alten Hauptstadt der Zaren bereits über die Wahl zwischen Pflichtergebenheit gegen das Vaterland und Knechtschaft unter dem Joche des Länderstürmers entschieden hätten. Einige Generale stimmten meiner Meinung über diese Thatsachen nicht bei; die meisten aber gaben mir Beifall, und wir beschlossen, dem Feinde den Einzug in Moskau zu gestatten.«

»Ueberzeugt von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregeln, hatte man schon vorläufig die Vorräthe des Arsenals, die öffentlichen und Privatschätze der gesammten Stadt an einen sichern Platz geflüchtet. Mit seiner Habe entfloh der größte Theil des Volkes. Moskau ist, wo diese sind; die Stadt ist ein unbewohnter leerer Steinhaufen. So darf ich Ew. Majestät versichern, daß der Eintritt der Franzosen in Moskau weder Rußland besiegt, noch die Hauptstadt der Zaren ihnen gewonnen hat. Allen russischen Herzen muß die Aufopferung der ehrwürdigen Kapitale eine tiefe Wunde schlagen; allein was ist eine Stadt gegen das Reich?«

»Bereits bin ich im Besitz der vollständigsten Hülfsquellen zu Versorgung des Heeres. Ich halte die Tulaer Straße besetzt und decke mit meiner ausgedehnten Truppenlinie die reichen Südprovinzen, welche unsern Soldaten die Sicherheit für den Winter gewähren. Hätte ich eine andere Stellung genommen, oder Moskau behaupten wollen, so hätte ich diese Provinzen dem Feinde überlassen müssen. Auflösung unseres Heeres und Untergang des Reichs wären die Folgen gewesen. Ich habe jetzt die sichere Verbindung mit Tormassow's und Tschitschagoff's Truppen. Ich kann meine Gesammtmacht in einer ununterbrochenen Linie aufstellen, welche, indem sie auf der Straße von Tula und Kaluga anfängt, mich in den Stand setzt, die Operationslinie des Feindes zu durchschneiden, die sich von Smolensk nach Moskau erstreckt. So wird ihm im Rücken jeder Succurs abgeschnitten, und ich hoffe, er soll auf diese Weise, seine stolzen Pläne aufgebend, die Hauptstadt bald räumen.«

»Zugleich habe ich dem General Winzingerode Befehl gegeben, Twer zu besetzen und auf der Straße von Jaroslawl ein Kosakenregiment zu lassen, um diese Straße vor den Streifpartieen des Feindes zu sichern. Ich selbst bin in der beschriebenen Stellung zwischen dem Feinde und unsern fruchtbarsten Provinzen nahe bei Moskau. Dabei wiederhole ich nochmals: so lange Ew. kaiserliche Majestät Heer existirt — und es wird existiren, so lange noch streitfähige Russen leben — der Verlust von Moskau ist nicht der Verlust des Reichs« u. s. w.

(Schluß folgt.)

Ueber die Nahrhaftigkeit des Zuckers.

Nicht bloß der Mensch, und zwar in allen Welttheilen, sucht den Zucker, wo er nur zu finden ist, zu seinem Genusse auf, sondern auch alle andere lebende Wesen thun es; die Thiere auf dem Felde, die Vögel in der Luft, die Insekten, die Würmer, ja sogar die Fische im Wasser finden einen besonderen Wohlgeschmack an Allem, was süß ist. Der Zucker bildet in der That auch das nahrhafte Ingredienz bei allen vegetabilischen Speisen, die nur mehr oder weniger mit anderen rohen nicht nahrhaften Stoffen überzogen sind. Eine kleine Quantität Zucker genügt schon, um das Leben zu erhalten und macht mehr, als irgend etwas Anderes, geschickt, körperliche (und ich kann nach meiner eigenen Erfahrung hinzufügen, auch »geistige«) Anstrengungen zu ertragen.

Ich reis'te oft mit dem Araber in der heißen Sandwüste, so wie mit dem wilden Afrikaner in den öden Steppen umher, und wenn wir von der Mittagshitze ermattet hinsanken, ließen wir uns auf den Boden nieder, und ich erquickte mich mit meinem Reisegefährten an dem Propiant, den er mitgenommen, und der in einigen kleinen Zuckerkugeln bestand, die mit Gewürz vermischt und in einen Teig mit feinem Mehl geknetet waren. Durch den Genuß von zwei oder drei solcher Kugeln und einem Schluck Wasser fand ich mich immer aufs Beste gestärkt und war dann wieder fähig, mich neuen Strapazen zu unterziehen.

Während der Zuckerärndte in Westindien bekommen die Neger, trotz aller angestrengten Arbeiten, die sie verrichten müssen, gewöhnlich ein recht stattliches und gesundes Ansehen, und die Pferde, Maulesel und anderes Zugvieh, das bei der Arbeit in den Plantagen den Abgang aus der Zuckerfabrikation zum Futter erhält, werden während dieser Zeit besonders dick und fett. In Cochin-China werden nicht nur die Pferde, Büffel, Elephanten u. s. w., alle mit Zucker gefüttert, sondern auch die königliche Leibwache bekömmt täglich eine gewisse Summe ausgezahlt, für die sie sich Zuckerrohr kaufen und wovon sie eine gewisse Anzahl sogleich verzehren muß, um ein schönes Embonpoint zu erhalten; man zählt etwa 500 zu dieser Leibwache, und das geschmeidige stattliche Ansehen aller dieser Leute macht ihrem Futter und ihrem königlichen Herrn wirklich Ehre. Reis und Zucker sind übrigens in Cochin-China das gewöhnliche Frühstück für alle Stände; und nicht bloß die meisten Früchte, sondern auch der größte Theil ihrer Gemüse, wie Gurken, Kürbisse, Radieße, Artischocken, die Lotuskerne und die dicken fleischigen Aloeblätter werden von ihnen in Zucker eingelegt.

Ich habe nach einer sechsmonatlichen Reise einen in einem Zuckerfaß aufbewahrten Hammel, den man in London geschlachtet, in Indien verzehrt, der so frisch war, als ob er an demselben Tage aus den Fleischbänken geholt worden wäre. (Zum Aufbewahren von Fleisch dürfte auch immer etwas Zucker, unter Salz und Salpeter gemischt, sehr vortheilhaft seyn.) Die Einwohner von Ceylon bewahren ihr Wildpret in irdenen Honigtöpfen, und wenn es zwei oder drei Jahre so verwahrt gewesen, so gibt das einen Wohlgeschmack, der eines Epikur's wohl würdig wäre. In den tropischen Ländern dient der frische Saft des Zuckerrohrs als das wirksamste Heilmittel gegen verschiedenartige Krankheiten, das auch bei Wunden und Geschwüren angewendet wird.

Sir John Pringle sagt, daß die Pest nie in einem Lande gewüthet, wo der Zucker einen Hauptbestandtheil der Nahrung für die Einwohner bildet. Rush und Kullen und andere berühmte Aerzte behaupten, daß die vielen bösartigen Fieber aller Art sich durch den Gebrauch des Zuckers veringert hätten; bei Brustschmerzen dient der Zucker als ein vortreffliches Linderungsmittel, so wie bei vielen andern Leiden des menschlichen Körpers. Der berühmte Doktor Franklin trank, ehe er zu Bette ging, gewöhnlich ein Viertel Quart Syrup von rohem braunem Zucker und fand hierin ein wohlthätiges Linderungsmittel gegen seine Steinschmerzen. Der Skorbut, die schreckliche Krankheit, die sonst auf den Schiffen so häufig wüthete, wurde durch den Gebrauch des Zuckers gänzlich gehoben. Auch die Krankheiten, die bei den Kindern durch Würmer entstehen, werden durch den gehörigen Genuß des Zuckers, zu dem sie durch die Natur selbst hingezogen zu werden scheinen, leicht abgewandt. Was endlich die ungegründete Behauptung betrifft, daß der Zucker die Zähne verderbe, so dürfte man nur einmal die Zähne der Neger und ihrer Kinder in den Zuckerplantagen in Westindien betrachten, die doch Tag für Tag beständig Zucker kauen, und man würde sich leicht vom Gegentheil überzeugen.

Theateranzeige.

Freitag, den 26. September. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von Castelli. Musik von J. Weigl.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, № 141. 27. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Mutterliebe.

(Fortsetzung.)

In dieser Hütte war ein junges indisches Weib (wir nennen sie Guahiba nach dem Namen ihres Stammes) beschäftigt, Kuchen aus Kassavawurzel zu bereiten; sie rüstete das Essen in Erwartung der Rückkehr ihres Mannes, der weiter aufwärts am Flusse auf dem Fischfang war; ihr ältestes Kind, fünf, sechs Jahre alt, ging ihr zu Hand, und von Zeit zu Zeit sah sich die Mutter unter der Arbeit mit freudestralenden Augen nach zwei Kindern um, welche gerade erst kriechen konnten und sich schäkernd und lachend auf dem Boden wälzten.

Das Essen war beinahe fertig, da sah das indische Weib nach dem Flusse, ob ihr Mann noch nicht komme; aber ihre hübschen schwarzen Augen, in denen sich Ungeduld und zärtliche Sorge malte, wurden auf einmal starr vor Entsetzen, als sie, statt dessen, den sie so sehnlich erwartete, die Schergen des Pater Gomez längs des Dickigts auf ihre Hütte zuschleichen sah. Sie merkte augenblicklich, was ihr drohte, denn diese Streifzüge waren der Schrecken der ganzen Gegend, stieß einen durchdringenden Schrei aus, faßte die kleinen Kinder in die Arme, rief dem dritten zu, ihr zu folgen, und rannte aus der Hütte dem Wald zu. Da sie einen bedeutenden Vorsprung vor ihren Verfolgern hatte, so wäre sie ihnen wohl entronnen und hätte sich in dem Dunkel des Waldes geborgen, hätte nicht ihre kostbare Bürde sie in ihrer Flucht gehemmt; so aber wurde sie ohne Mühe eingeholt. Das älteste Kind, flüchtig und verschlagen wie der junge Jaguar, entkam, um dem unglücklichen Vater die Jammerkunde zu bringen, und weder Vater noch Kind sah man je wieder an ihrem früheren Wohnplatz.

Allermittelst griffen die Indier Guahiba, banden sie und schleppten sie mit ihren Kindern hinab zum Fluß, wo Pater Gomez, des Erfolgs der Expedition harrend, in seinem Kanoe saß. Beim Anblick der Gefangenen funkelten seine Augen von grausamer Freude; er dankte seinem Schutzpatron, daß seine Gemeinde drei Seelen weiter zähle, und unbekümmert um die Thränen der Mutter und das Geschrei der Kinder, befahl er, eiligst nach San Fernando hinabzurudern. Daselbst angelangt, wurde Guahiba mit ihren Kindern in eine Hütte gebracht und der Obhut zweier Indier anvertraut; man setzte ihr etwas zu essen vor; erst wies sie es von sich, nahm es dann aber, als hätte sie sich plötzlich auf etwas besonnen. Man schickte ein junges indisches Mädchen zu ihr, eine Bekehrte ihres Stammes, die ihre Muttersprache noch nicht ganz vergessen hatte. Sie suchte Guahiba begreiflich zu machen, daß sie und ihre Kinder ihr Lebenlang hier im Dorf bleiben müssen, damit sie, wenn sie sterben, in den Himmel kämen. Guahiba horchte, verstand aber nicht, was das heißen sollte; es blieb ihr unfaßlich, weßhalb sie ihrem Mann und ihrem Hauswesen entrissen worden, und warum sie hinfort wider ihren Willen unter einem fremden Volke leben solle. Die erste Nacht verhielt sie sich ruhig und wachte über ihre Kinder, die ihr zur Seite schlummerten: kaum aber begann es zu tagen, so raffte sie die Kleinen in die Arme und rannte dem Walde zu. Sie wurde augenblicklich wieder zurückgebracht, aber nicht so bald sah sie die Augen ihrer Wächter abgewandt, so ergriff sie auch die Kinder und lief wieder davon, und noch einmal, und immer wieder. Jedesmal wurde sie gezüchtigt, und das immer härter, es wurde ihr alle Nahrung entzogen und endlich bekam sie zu wiederholtenmalen harte Schläge. Alles umsonst! man sah wohl, sie hatte gar keinen Begriff davon, warum sie solche Behandlung dulden mußte, und nur Ein Gefühl schien in ihr zu leben und ihre Bewegungen zu leiten, der instinktmäßige Trieb zur Flucht. Wenn ihre Peiniger nur einen Schritt von ihr wegtraten, nur einen Augenblick die Augen wegwandten, so nahm sie immer und immer wieder ihre Kinder und lief dem Walde zu. Pater Gomez wurde am Ende ihres Eigensinns, wie er es nannte, müde; er trennte Mutter und Kinder, das einzige Mittel, sich aller drei zu versichern, und beschloß, Guahiba in eine entlegene Mission zu bringen, von wo sie nie mehr weder zu ihren Kindern, noch in ihre Heimath den Rückweg fände. Und so wurde denn die arme Guahiba, die Hände auf den Rücken gebunden, in ein Kanoe gelegt; Pater Gomez setzte sich aufs Hintertheil, und man ruderte von dannen.

Die wenigen Reisenden, welche diese Landstriche besucht haben, beschreiben alle ein Phänomen, dessen Ursache noch ein geologisches Räthsel ist, das aber diesem einsamen, fast unbetretenen und unentweihten Waldesdunkel einen ganz eigenen, mit Worten nicht zu schildernden Charakter von Trauer gibt. Die Granitfelsen, welche den Strom einfassen und sich weit in die endlosen Wälder hinein erstrecken, zeigen seltsame, phantastische Formen, und sind mit einer Art dunkelfarbiger Kruste überzogen, welche grell vom schneeweißen Schaum der Wellen absticht, die sich am Fuße brechen, und die mattgefärbten Flechten, welche in den Ritzen wurzeln, und über die Fläche des Gesteins hinkriechen, geben diesen Gestaden vollends eine wahre Trauerfarbe. Zwischen diesen melancholischen Klippen, so hoch und steil, daß sich oft auf Meilen weit kein Landungsplatz findet, gleitete Pater Gomez Boot langsam dahin, obgleich es von acht derben Indianern gegen den Strom gerudert wurde.

Die unglückliche Guahiba saß anfangs völlig regungslos da, wie betäubt von ihrem Geschick; sie begriff nicht, was die Leute mit ihr wollten; aber nicht lange, so blickte sie hinauf zur Sonne, blickte nieder in den Strom, und da sie aus der Stellung der einen und der Richtung des andern ersah, daß jeder Ruderstreich sie mehr und mehr von ihren geliebten, hülflosen Kindern, ihrem Mann, ihrer Heimath entfernte, so ward ihre Haltung eine andere, und sie zeigte sich ängstlich

und unruhig. Da ihre Wächter unter Umständen, wie die beschriebenen, es sich gar nicht als möglich gedacht hatten, daß sie entspringen könnte, war sie nur leicht und nachlässig gebunden worden. Sie lauerte die Gelegenheit ab, zerriß die Weidenbande an ihren Armen, schwang sich rasch über Bord und tauchte unter; den Augenblick darauf kam sie eine ziemliche Strecke weit weg wieder zum Vorschein und schwamm dem Ufer zu. Die Strömung war sehr stark, und so wurde sie weit hinab an den Fuß eines schwarzen Granitfelsen getragen, der in den Strom vorsprang; kühn und gewandt erkletterte sie ihn, blieb auf der Spitze einen Augenblick stehen, blickte nieder auf ihre Verfolger, machte sich sodann in den Wald und ward nicht mehr gesehen. (Fortsetzung folgt.)

Das Gewissen.

Wahre sizilianische Geschichte.

(Aus dem Metropolitan Magazine.)

(Fortsetzung.)

»Diese Uebereinkunft hinderte übrigens Don G. nicht, seine Braut unmittelbar nach ihrer Verbindung nach Catania mitzunehmen, um sie seinen Anverwandten vorzustellen; ihr Aufenthalt in dieser Stadt war indessen von kürzerer Dauer, als sie anfänglich beabsichtigt hatten. Die junge Frau, als geborne Marchesa L., wurde zu allen von dem Adel gegebenen Festen und Gesellschaften eingeladen, während ihr Gatte, weil er einer gleich hohen Geburt sich nicht erfreute, der herrschenden lächerlichen Etikette zufolge, von jenen Kreisen ausgeschlossen blieb: ein Verhältniß, das für alle Beide so unangenehm und kränkend war, daß sie, im Verdruß über diese Ungereimtheit, bald zu dem Entschlusse kamen, nach ihrer Villa bei Misterbianco zurückzukehren.

»Die Heirath hatte sich so plötzlich gemacht, daß der vertraute Diener des Herzogs, den dieser zurückgelassen hatte, um seine Briefe an die Marchesa zu befördern, eben nur Zeit hatte, seinen Herrn zu benachrichtigen, daß das öffentliche Aufgebot der beiden Verlobten bereits Statt gefunden habe und die Hochzeit noch vor dem Eintreffen dieses Briefes gefeiert seyn werde. Beim Empfange dieser unerwarteten Nachricht warf der Herzog alle sorgenden Rücksichten für die wichtige Angelegenheit, die ihn nach Palermo gerufen, bei Seite und kehrte, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach Misterbianco zurück. Seine Ankunft flößte der jungen Frau nicht geringe Besorgniß ein; allein er ließ mehre Tage nichts von sich sehen noch hören. Endlich wurde, eines Morgens, ein höfliches Billet in der Villa abgegeben; es war vom Herzog selbst und erbat sich Don G.'s und seiner Gemahlin Gesellschaft bei einem Feste, das zur Feier seiner Rückkehr auf's Land gegeben werde. Die junge Marchesa bezeugte einigen Widerwillen, die Einladung anzunehmen, allein ihr Gatte bemerkte, es würde gegen den Herzog, der sich über die Vorurtheile des cataneßischen Adels hinwegsetze, unhöflich seyn, seine Artigkeit unbenützt zurückzuweisen. So gingen sie denn und wurden beide mit sichtlicher Aufmerksamkeit von dem Herzog empfangen, der im Laufe des Abends die Gelegenheit ergriff, der Marchesa in sarkastischem Tone zuzuflüstern, sie habe wohl daran gethan, einen Herzog mit einem Advokaten zu vertauschen; worauf jene, ihm den Ausdruck zurückgebend, versetzte, ein Advokat sey immer noch etwas Achtbareres, als eine Opernsängerin. Die beißende Antwort jagte dem Herzog eine flammende Röthe in's Gesicht, blieb aber für den Augenblick von ihm unerwiedert. Nach einiger Zeit knüpfte er indessen das Gespräch wieder an und wollte den Namen der Person wissen, von welcher die Marchesa ihre Nachricht herhabe; allein die Marchesa erklärte ihm, da nun jedes Verhältniß zwischen ihnen abgebrochen sey, so wäre es wohl von beiden Seiten am klügsten, das Vergangene in Vergessenheit zu begraben — ein Vorschlag, den sich der Herzog nach einigem Widerstreben gefallen zu lassen schien. Die Gesellschaft brach endlich auf und Don G. kehrte mit seiner Gemahlin nach der Villa zurück, Beide recht zufrieden mit dem heutigen Abende: er — wegen der Auszeichnung, die ihnen ihr edler Wirth bewiesen hatte, sie — weil ihre Besorgnisse rücksichtlich der rachsüchtigen und übelwollenden Stimmung des Herzogs bedeutend verringert worden waren. Don G. fuhr fort, seinen Geschäften in Catania abzuwarten, wo sie ihn bisweilen mehre Tage nach einander fest hielten. Während einer dieser zeitweisen Abwesenheiten erhielt die Marchesa ein kurzes Schreiben, worin sie ersucht wurde, unverzüglich nach Catania zu kommen, da ihr Gatte heimzukehren verhindert sey und sie unverweilt zu sprechen wünsche. Bei ihrer Ankunft fand sie ihn zu ihrer grausamsten Ueberraschung im Gefängnisse; er war unter der Beschuldigung, gesetzliche Urkunden verfälscht zu haben, verhaftet worden und sollte den kommenden Morgen nach Palermo fortgebracht werden, damit dort die Sache gehörig untersucht werde. Aufgebracht und tief gekränkt — im Bewußtseyn seiner Unschuld — über diese verläumderische Anklage, besorgte er zwar von ihr keine Gefahr oder irgend eine weitere Unannehmlichkeit, als eben eine gezwungene Reise nach Palermo und eine Trennung auf nicht lange Zeit von seiner Gattin; immerhin aber war er höchst begierig, mit Gewißheit zu erfahren, von welcher Seite der hinterlistige Schlag ausgegangen war. Er empfahl ihr daher, ohne auch nur entfernt an seiner endlichen ehrenvollen Freisprechung zu zweifeln, ruhig und unbekümmert auf dem Lande zu bleiben. In drei bis vier Wochen höchstens, sagte er, werde er sie wieder daheim in seine Arme schließen. Dreimal schon war die Zeit, die ihm, wie er sicher gerechnet hatte, seine Freiheit hatte bringen sollen, verstrichen, und noch schmachtete er im Kerker; war selbst nicht einmal zu einem Verhöre vor einen Gerichtshof gekommen! Umsonst richtete er Bittgesuche über Bittgesuche an die Richter, an den Landesherrn — sie blieben unbeachtet oder wurden zurückgewiesen; in der Zwischenzeit litten auch seine Vermögensverhältnisse bedeutend durch die großen Spenden, die er an die Vorgesetzten und Unterbeamten des Gerichts aufzuwenden für nothwendig erachtete. Er müsse, sagte er in seinen Briefen an die Marchesa — irgend einen mächtigen, ihm unbekannten Feind haben und fange an zu fürchten, daß er ohne den Schutz einer bei Hofe einflußreichen Person Jahre lang, ja vielleicht sein ganzes Leben durch, im Gefängniß bleiben dürfte: er rief ihr dabei das gütige Benehmen und die wohlwollenden Versicherungen des Herzogs von M. ins Gedächtniß und empfahl ihr angelegentlich, seine Verwendung in diesem dringenden Falle anzusprechen. Auch seiner Gattin war schon die Nothwendigkeit dieses Schrittes in den Sinn gekommen, allein aus einem ganz andern Grunde; sie hatte nämlich den Herzog im Verdacht, als sey er der geheime Feind, über dessen böswilliges Wirken ihr Gatte sich beklagte. Nach langem Ueberlegen beschloß sie endlich, sich dem Edelmuthe ihres früheren Verehrers anzuvertrauen. Bei ihrem Erscheinen auf seinem Schlosse wurde sie mit einem Aufwande leerer Höflichkeiten empfangen. Der Herzog versicherte, durchaus nichts von der Veranlassung der Haft ihres Gatten zu wissen, ließ sich aber weitläuftig über ihren unklugen Schritt aus, die Hand eines mächtigen Edelmanns um eines bürgerlichen Gemahls willen, der nicht einmal sich selbst zu schützen vermöge, verworfen zu haben. Er wolle dessenungeachtet die Loslassung Don G.'s zu bewirken über sich nehmen, allein nur unter der

einzigen Bedingung, daß sie ihm, als Liebhaber, die Rechtsgunst bewillige, auf die er als Gatte sich keine Hoffnung mehr machen könne. (Fortsetzung folgt.)

Goleniśchtscheff Kutusoff, Fürst Smolenskoi.

Von Heinrich Döring.

(Schluß.)

Hart verfolgt vom Feinde war Kutusoff's Armee theilweise durch Moskau defilirt, um sich, wie er in dem eben angeführten Bericht erwähnt, zwischen Tula und Kaluga aufzustellen. Dadurch wollte er nicht bloß die reichen Provinzen des südlichen Rußlands schirmen. Sein wohlberechneter Plan ging weiter, als er in der Flanke der französischen Armee hinter Moskau sich erst wieder aufstellte. Der Durchmarsch des russischen Heeres durch jene Stadt hatte den 13. September begonnen, und nachdem er, begünstigt durch die Stimmung der dortigen Bewohner, die Anordnungen zum Brande Moskaus, wenn der Feind sich nähere, getroffen hatte, rückte auch Graf Rostopschin, der Statthalter von Moskau, Kutusoff's Heeresmacht nach. Er erklärte durch Parlementairs die Stadt für geräumt, als die französische Avantgarde, von Murat befehligt, sich den Thoren Moskaus näherte.

»Niemand« erzählte ein geistreicher Schriftsteller »erstaunte mehr über die Todtenstille Moskaus, als Napoleon, der sonst gewohnt war, beim Einzug in eroberte Hauptstädte die entgegenkommenden Huldigungen eines bewundernden oder um Schonung bittenden Volkes und der Autoritäten zu empfangen. Nur der Fußtritt der Heerschaaren hallte schauerlich wieder in den verödeten Straßen der großen Stadt, und einzelne Rauchsäulen, die in entfernten Quartieren aufstiegen, weissagten Unglück. Bald enthüllte sich zum Erstaunen des Kaisers die entsetzliche Wehranstalt eines muthigen und fanatisirten Feindes. Die unübersehliche Stadt mit allen ihren Denkmälern der Vergangenheit, mit ihren seit Jahrhunderten gehäuften Reichthümern, die Wohnung von 350,000 Menschen, das unermeßliche Vorrathshaus von Lebens- und Kriegsbedarf und tausendfachen Genußmitteln, ward durch den Befehl der Kriegshäupter und des Statthalters Rostopschin den Flammen überliefert, auf daß den Siegern keine Ruhestätte, keine Erquickung, kein Stützpunkt des weitern Vorschreitens werde. Die Einwohner, dem furchtbaren Beschluß sich fügend, verließen mit den in Eile zu rettenden Habseligkeiten die Stadt. Wenige Tausende blieben zurück und schürten zum Theil, vereint mit den hiezu losgelassenen Verbrechern, die an hundert und hundert Stellen auflodernde Gluth. Bald wogte weithin in den Straßen ein unendliches Rauch- und Flammenmeer, welches, als am zweiten Tage ein wüthender Sturm sich erhob, vier Fünftheile der prächtigen Stadt mit unermeßlichen Vorräthen und Schätzen in Asche legte. Napoleon, selbst im Kreml von dem fortschreitenden Brande bedroht, floh voll Entsetzen und nicht ohne Gefahr nach einem benachbarten kaiserlichen Lustschloß, und übergab, als endlich die Flammen ausgetobt, die noch übrig gebliebenen Quartiere sammt den rauchenden Scheiterhaufen einer achttägigen Plünderung.

Das Mißliche seiner Lage fühlend und bitter getäuscht in der Hoffnung, einen glänzenden Frieden diktiren zu können, sandte Napoleon den Grafen Lauriston, ehemaligen französischen Gesandten am Petersburger Hofe, in das russische Hauptquartier zu Krasnoi-Prokrow, dem Anschein nach, um wegen Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln, eigentlich aber um den Frieden einzuleiten. Kutusoff entließ, das Gespräch abbrechend, den französischen Gesandten mit der ruhigen, aber unbefriedigenden Antwort: daß an irgend eine Unterhandlung, auch wegen der Gefangenen, nicht zu denken sey, so lange noch ein einziger Mann der Franzosen und ihrer Verbündeten auf russischem Boden unter den Waffen stehe. Als zwei Tage später der Graf Lauriston abermals mit einem an den Kaiser Alexander gerichteten eigenhändigen Briefe Napoleon's ins russische Hauptquartier gesandt ward, erwiderte Kutusoff bei den ihm gemachten Vorschlägen zu einem Waffenstillstand lakonisch: »der Brief soll sogleich abgesandt werden; allein der Kaiser so wenig, als irgend ein Russe, wird jetzt an Unterhandlung denken. Der Krieg fängt für uns erst an.«

Als Kutusoff sich überzeugte, daß die französische Hauptmacht, nachdem jeder Friedensantrag verworfen worden, Moskau verließ, brach er mit neuen Streitkräften auf und begleitete den Feind auf der Flanke, um ihm möglichst Abbruch zu thun. Auf dem Rückzuge Napoleon's aus Moskau brachte Kutusoff die feindlichen Divisionen bei Tarutina den 18. Oktober wieder zum Stehen. Die Russen unter Benningsen, dem Kutusoff den Auftrag gegeben hatte, waren dort der französischen Heeresmacht, welche Murat befehligte, weit überlegen. Die Franzosen verloren in diesem Gefecht 38 Stück Geschütz und 2000 Mann, und zogen sich hierauf nach Medyn zurück.

Bereits den 27. Oktober war Moskau von ihnen geräumt worden. Kutusoff ordnete die Rückkehr der Behörden an und äußerte in seiner, auf dem Zuge, den er jetzt nahm, erlassenen Proklamation an die Moskowiten: »Die entsetzlichen Ausschweifungen, welche der Feind während seines Aufenthalts in der Stadt beging, sind allgemein bekannt und haben in der Tiefe jedes russischen Herzens den Trieb und Wunsch nach Rache entzündet. Doch muß ich noch hinzusetzen, daß der Feind in ungebändigter Wuth einen Theil des Kremls in die Luft gesprengt hat, wobei jedoch durch ganz besondere Einwirkung der göttlichen Vorsehung die heiligen Tempel und die Kathedrale gerettet worden sind. Laßt uns denn eilen, diesen ruchlosen Feind zu verfolgen, während andere russische Heere mit uns zu dessen Vernichtung wirken. Wir sehen, wie er bereits in voller Flucht sein Fuhrwerk zerstört und ungern sich von den Schätzen trennt, die er den heiligen Altären entwendete. Hunger, Desertion und Verwirrung gehen jetzt dem Zuge Napoleon's voran und ihm folgt das laute Murren der ganzen Armee. Während die Feinde unter diesen Vorbedeutungen abziehen, tönt die Stimme des russischen Monarchen herüber. Hört sie, Soldaten, Bürger! Er spricht: Löscht die Flammen Moskaus im Blut der Räuber! — Russen, so laßt uns denn diesem feierlichen Befehl gehorchen. Hat unser gemißhandeltes Vaterland den Frieden in dieser gerechten Rache erkämpft, so können wir uns von dem Kampfplatze zurückziehen und hinter unsern weit ausgedehnten Gränzen eine rühmliche Stellung einnehmen zwischen Frieden und Ruhm. Russische Krieger, Gott ist mit uns!«

Dieser Aufruf und mehre ähnliche waren von großem Erfolg. Ganz Rußland schien unter den Waffen zu seyn. Bei Malo-Jaroslawl vereitelte Kutusoff durch ein sehr geschicktes Manoeuver Napoleon's Plan, sich den Rückzug auf Smolensk zu schützen, indem er sich noch einmal mit seiner ganzen Kraft auf den linken Flügel der russischen Armee warf. Kutusoff blieb in der Flanke und hatte die Gegend von Smolensk bereits gewonnen, ehe Napoleon mit seinem umschwärmten, ermüdeten Heer dort ankam. In den blutigen Tagen am 18. und 19. November schlug Kutusoff die Franzosen in der Schlacht bei Smolensk, welche die ganzen feindlichen Streitkräfte in Rußland vernichtete und dem greisen Helden den Beinamen: Fürst Smolenskoi, erwarb, mit welchem ihn der Kaiser Alexander beehrte.

Da Kutusoff wußte, welches Schicksal den fliehenden Feind an den Ufern der Beresina erwartete, folgte er ihm nur langsam und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Wilna

anlangte, wo er seinen Kaiser empfing. Seine Kräfte hatte dieser Feldzug erschöpft. Er stimmte nicht für die Fortsetzung desselben, sondern nur für die Deckung der russischen Gränzen. Den Feind in dem Wohnsitze seiner Macht anzugreifen, schien ihm, dem 70jährigen Greise, eine allzukühne Idee. Doch gab er den dringenden Bitten der ersten Männer seines Vaterlandes nach, den Oberbefehl zu übernehmen über die russische Armee, welche das erste Panier der Freiheit an der Gränze von Norddeutschland aufpflanzte. Mit kräftiger und eindringlicher Beredtsamkeit verfocht er die Sache Europas, Deutschlands und der ganzen Menschheit in einer Proklamation, die er aus Kalisch erließ. Nur bis Bunzlau kam Kutusoff auf dem Zuge der russischen Armee gegen Dresden. In jenem Städtchen starb er den 28. April 1813, nachdem sein Geist bis zu dem letzten Augenblicke seine frühere Regsamkeit behalten hatte. Seine Leiche ward nach Petersburg geschafft und dort mit großem Pomp beigesetzt. Der Kaiser Alexander ertheilte die seiner Wittwe bewilligte jährliche Pension von 86,000 Rubeln nach dem Tode derselben auch ihren fünf Töchtern, und suchte auch auf diese Weise das Andenken des allgemein betrauerten Helden zu ehren, der schon deßhalb auch in Deutschland nie vergessen werden kann, weil er der erste war, der sich Napoleon's Siegerglück mit bedeutendem Erfolg entgegenstellte.

M a n n i g f a l t i g k e i t e n.

(Krötenkur.) Die Venezianer Zeitung berichtet folgenden merkwürdigen Fall: Filippo Dorbollo aus Varnasso im Friaul ist von einer Leibwassersucht dadurch geheilt worden, daß man ihm lebendige Kröten auf dem angeschwollenen Leibe und den Schenkeln herum kriechen ließ. Der unmittelbare Erfolg dieses sonderbaren Medikamentes waren enorme Stuhl- und Urinentleerungen. Wir überlassen den Aerzten die nähere Untersuchung der Sache. Sollte sie sich bei wiederholten Proben bestätigen, so könnten wir hinfort manches amerikanischen Heilmittels entbehren, und Aeskulap könnte neben der Natter, deren Biß gegen die Hundswuth empfohlen ward, noch eine Kröte im Wappen führen; die gährenden Pfützen, wo die Natur in der warmen Jauche ihr Ungeziefer ausbrütet, würden hinfort neben den heilsamen Blutegeln auch heilsame Kröten an's Krankenbett senden — immer vorausgesetzt, daß der Kranke (denn eine Kranke kam sich ewig nicht dazu entschließen) heroisch genug ist, sich so eine Kur gefallen zu lassen; denn es gibt Leute, die vor Abscheu darüber in Konvulsionen den Tod finden müßten.

(Der Vesuv.) Die Ruhe des Vulkans dauerte nicht lange. Schon am 21. August hatten in den einmal von Lava überschwemmten Gegenden die Brunnen einen Schwefelgeruch und ganz veränderten Geschmack. Auf die Brust fallende Dünste stiegen aus den Höhlen im Boden. Am 22. rissen sich nach leichter Erschütterung des Berges zwei neue Schlünde im alten Krater auf; sie spieen Steine, Asche, Flammen, Rauch. Am 23. brach nach heftigen Stößen die Lava über den Kraterrand gegen Crocella de Cateroni, wälzte sich über vier Joch (moggia) Waldung und einige Aecker hin, und schnitt den gewöhnlichen Weg nach dem Berge von jener Seite ganz ab. Am 24. zerspaltete unter Stößen, welche in der ganzen Umgebung als starkes Erdbeben gefühlt wurden, der größere Kegel des alten Kraters in mehre, und stürzte so zertrümmert in die offenen Schlünde hinunter. Am 25. drang am Fuße des Vulkans an zwei Stellen Lava heraus, aber ohne weiteren Schaden, da sie über die frühere Lava hinging. Am 26. hörte die eine dieser Oeffnungen ganz auf zu fließen; dagegen stieg rings umher überall Rauch auf. Der große Krater warf so viel Asche aus, daß tiefe Nacht über dem Berge lag; am 26. Abends erfolgte der heftigste Ausbruch. Drei Lavaströme stürzten sich verheerend in der Richtung gegen Boscostrecase, Boscoreale und Mauro im Bezirk von Ottajano. Auch aus zwei anderen Stellen brach Lava; der Vulkan tos'te; elektrische Flammen zuckten durch die Rauchsäulen.

Für die Neapolitaner boten diese Erscheinungen ein großartiges Schauspiel. Am malerischesten war der Anblick, als der Mond gerade über dem Vesuv schwebte, der eine Pyramide, gleich einem schlanken Baum in die Höhe trieb, während hinabwärts sich glühende Lavabänder herumschlangen und wanden. Der ganze Berg war Nacht, aber sein Gipfel lag im freundlichen Glanze der senkrecht darauf fallenden Mondstralen; der vom Krater hinauf steigende Rauch- und Flammenbaum, wenn man so sagen soll, glich durch die Abwechselung seiner Farbentinten dem mystischen Kolosse im Buche Daniel. Die Spitze schien reines Silber, Bronze der ungemessene Stamm, und die Wurzeln schienen leuchtende Riesenkorallen. So beschreibt das Giornale di Napoli den Anblick.

(Canova's Endymion.) Als Canova auf dem Todbette lag und der Arzt ihm gesagt hatte, daß keine Rettung mehr sey, richtete er mit Ergebung den Blick zum Himmel und sagte: »Es geschehe wie Gott will; gesegnet sey Gott!« und einige Augenblicke darauf: »Ich habe den Endymion vollendet.« Wenige Stunden darauf gab er seinen Geist dem Himmel zurück. Man nahm diese Worte für eine Erklärung, daß der neue Phidias den Endymion als eines seiner vollendetsten Werke betrachtete. Bei seinem Leben konnte man nie ein Urtheil über den Vorzug von ihm erhalten, den er etwa der einen seiner Schöpfungen vor den übrigen gäbe. »In der Kunst ist ein weiter Weg« pflegte er den in ihn dringenden Freunden zu antworten. Auch Praxiteles erklärte sich nie, welches Werk sein Meisterstück sey. Pausanias erzählt, daß man nur durch eine List sein eigenes Urtheil darüber erfahren konnte. Man stürzte mit der erdichteten Nachricht zu ihm: seine Werke seyen mit dem Saale, worin sie standen, durch eine Feuersbrunst zu Grunde gegangen. Da rief er vom Schreck übermannt: »Ist der Satyr und der Cupido hin, so hab' ich alles verloren!«

S y l b e n r ä t h s e l.

Die zwei ersten Sylben.

Sobald dieß Erste fällt, so lauft!
Denn Jeder wird dann in der Regel —
(Der Fürst, wie der gemeinste Flegel) —
Und oft bis auf die Haut getauft.

Die zwei letzten Sylben.

Dem Manne dient's zu Schutz und Zier;
Doch auch besitzen's stets die Knaben,
Und unter allen Weihnachtsgaben
War diese einst die liebste mir.

Das Ganze.

Sah Einer unter euch nicht schon
Den Wunderbau hoch in den Lüften?
Er kömmt nicht, Frieden hold zu stiften,
Er spricht, ach! jedem Frieden Hohn.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 139.

Apothekergewichtsteinchen. (A, Ate, Po, Thee, Kerker, Apotheker, Gewicht, Gestein, Wicht, Stein [Edelstein], Steinchen, Aachen, pochen.

T h e a t e r a n z e i g e.

Samstag, den 27. September. Don Karlos, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Schiller.

Briefkasten. Acht Briefe mit der Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 139 des Konversationsblattes sind eingelaufen. Die ersten Errather waren: Oedipus und J. G.....d; ein anonymer Errather fügte sogar eine Kritik bei, und meint, »das Sylbenräthsel sey sehr gezwungen, da schon ein so willkürlich zusammengesetztes Wort sich nicht wohl zu einer Charade eignet, und Hr. Aubenfloh sollte diese (?) vermeiden.« Der Hr. Anonymus muß ein Anhänger der Homöopathie seyn, da er mit der, nichts weniger als gezwungenen, Zusammensetzung des Wortes »Apothekergewichtsteinchen« nicht zufrieden ist. — Die Redaktion bittet die Freunde des Konversationsblattes Beiträge und Mittheilungen nur unter der unter dem Titel desselben angegebenen Adresse einsenden zu wollen, wenn es ihnen um schnelle Beförderung zu thun ist. — »Das entfernte Westen,« eingesandt von Dr. S—y, kann vor der Hand noch nicht aufgenommen werden. — »Das Narrenhaus bei Palermo,« dankbar. — »Der Diamant, der Thautropfen und die Thräne,« dankbar. — Ein anonymer Brief mit ††† unterzeichnet. Die Redaktion schlägt drei Kreuze, und sagt: »Vergib ihnen ꝛc.« — S—r.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, №. 142. 28. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gedichte über Venedig.

Von Ludwid Halirsch.

(Aus seinen nachgelassenen Briefen in die Heimath, geschrieben auf einer Reise nach Italien im Jahre 1831).

1. Ankunft in Venedig.

Durch eine fröhliche Landschaft,
Umschattet vom blühenden Wein,
Zog ich mit singendem Herzen
In goldenem Frühlingsschein.
Doch als der Abend gekommen,
Da rasselte Riegel und Thor,
Da umschlossen mich finst're Mauern,
Umqualmt von Nebel und Moor.
Aus dem heiteren Blütenleben
Kam ich in ein wüstes Kastell
Mit eisernen Gitterstäben
Und heiserem Rüdengebell.
Aus dem weiten unendlichen Meere,
Wo frei die Woge rollt,
Kam ich in dumpfe Kanäle,
Wo sie streng gefesselt grollt.
Ich kam zur Gespensterstunde;
Da umgab mich mit doppelter Macht
Die Nacht des dunkelnden Himmels
Und der finstern Paläste Nacht.
Dazwischen dürftige Hütten,
Aus denen die Armuth ächzt,
Und menschenleere Ruinen,
Durch die ein Wehruf krächzt.
Die schwarzen unheimlichen Wände
Umfingen mich enger und eng;
Mir war's als müßt' ich ersticken
In dem ungestümen Gedräng;
Mir war's, als ob ich begraben,
Und mein Sarg die Gondel sey:
Ich rang nach Luft und Athem
Und wurde doch nicht frei;
Und eine klanglose Stimme,
Die flüsterte mir in's Ohr:
Sie erzählte mir Schauergeschichten
Aus verklungenen Tagen vor.

Placide Bloc, oder die Schachpartie.

Mitternacht schlug es auf der am langsamsten gehenden Uhr des Marais und die Fenster des Rath Bloc waren von einem ungewohnten Glanz erleuchtet. Ein verworrenes Geräusch, eine außerordentliche Bewegung ließ sich in diesem sonst so stillen Hause vernehmen, und nicht ohne Bestürzung wiederholten die Echos des Place-Royal das schnelle Dahinrollen eines Wagens und die verdoppelten Hammerschläge, welche den Thorweg erschütterten. Dieses war der Augenblick, in welchem der Held dieser Geschichte auf dem Wege war, das Licht der Welt zu erblicken. — Eine gewöhnliche Begebenheit, ein Ereigniß, das geschehen muß, werdet ihr sagen. — Ein gewöhnliches Ereigniß, ich gestehe es ein; ich weiß wohl, daß es überall in der Welt Statt hat. Aber ich behaupte nichts destoweniger, daß die Geburt des Hrn. Placide Bloc eine sehr interessante Thatsache ist. Ueberdieß war es das Werk eines Augenblicks. Das Thor dröhnte bald in seinen schweren Angeln, ein kleiner schwarzer Mann mit weißer Perücke sprang aus dem Wagen und der würdige Rath war Vater eines starken Knaben. Ihr denket wohl, daß Hr. Bloc vor Freude hätte sterben müssen, indem er seinen Sohn umarmte. Jedermann fand den neuen Ankömmling charmant, die Amme versicherte, daß er seinem Herrn Papa gleiche, wofür derselbe seiner Frau dankte und sich zu Bette begab.

Da ich jetzt im Besitze meines Helden bin, so ist es billig, daß ich wenigstens eine Stufe seiner Genealogie hinaufsteige. Es ist nöthig zu wissen, daß sich zwanzig Jahre zuvor Hr. Bloc eine Rathsstelle erkaufte, um eine Frau zu bekommen und eine Frau nahm, um diese Stelle zu bezahlen. Von da an überhäufte das Glück Herrn Bloc mit amerikanischen Erbschaften und Testamenten, von Pondichery herstammend, so daß er Millionär geworden. Aber zum Unglück hatte Herr Bloc keine Kinder und diese Entbehrung war ihm um so empfindlicher, da er dadurch die Hoffnung verlor, seinen Namen und Reichthum auf direkte Nachkommen zu übertragen; auch verlor er jeden Tag mehr von der Zuneigung, welche ihm Madame Bloc Anfangs bewiesen. Glaubwürdige Personen versichern uns selbst, daß Madame Bloc sehr wunderlich und geizig geworden und daß ihr nur die unverhoffte Geburt des jungen Placide in etwas die muntere Laune, welche in den ersten Monaten der Ehe den Herrn Rath glücklich machten, wiedergab. Aber Herr Bloc, welcher sich dieser Wiederkehr der Zuneigung nicht versah, hatte sich schon längst der häuslichen Angelegenheiten entwöhnt. Da einmal der Honigmonat vorbei, warf er sich ohne Scheu der Gefahr in die Abstraktionen des Spiels; er ließ seine zärtliche Frau schreien und studierte die Züge des Schachspiels.

Gegen das Ende der Regentschaft und unter der Regierung Ludwig XV. wurde das Schachspiel, bei den Engländern und Holländern schon hoch geachtet, die Leidenschaft der bedachtsamsten und ernstesten Männer. Man eröffnete Akademien und Professuren, wo diese Wissenschaft öffentlich gelehrt wurde, wo der Krieger ein Bild seiner militärischen Theorien und der, welcher sich mit der Algebra beschäftigte, eine Anwendung seiner unendlichen Kombinationen sah. Die Ge-

lehrten, Magistrate suchten in dieser geistigen Arbeit eine Erholung von ihren intellektuellen Anstrengungen und aus ihren Vorzügen gingen würdige Adepten hervor, um die Ehre der Nation in den Kämpfen zu behaupten, welche sich bald darauf zwischen den Universitäten von Paris, Amsterdam, Leipzig oder London entspannen. Man weiß, wie sehr der berühmte Philidor, der die Musik mit dem Schachspiel vertauschte, sich in diesen unschuldigen Völkerkriegen auszeichnete; der Rath Bloc war sein bester Schüler.

Ein gewisser Lord Greyson, Pair von England, begierig, sich selbst von der Stärke des französischen Professors zu überzeugen, sandte ihm eine Ausforderung, welche angenommen ward. Aber mehre Umstände verhinderten Philidor, sein Versprechen zu erfüllen, und der Engländer gestattete ihm endlich, einen Stellvertreter zu wählen. Hr. Bloc war es, den sein Meister würdig hielt, für ihn zu kämpfen. Uebrigens durfte Lord Greyson mit seinem Gegner zufrieden seyn, denn die durch Briefe von London nach Paris begonnene Partie ward nach drei Jahren durch den Tod des Lords unterbrochen. Aber dieser Umstand war vorausgesehen worden, und ein Testament in gehöriger Form vermachte einem Neffen des Lords die Renten, Güter und die Pairie des Verstorbenen unter der Bedingung, sine qua non, daß die Schachpartie fortgesetzt würde. Der Neffe des Lord Greyson übernahm das Vermächtniß mit Vergnügen, und suchte es zu verdienen, indem er mit dem größten Eifer die Bedingung zu erfüllen strebte, welche ihm sein Onkel vorgeschrieben hatte. Auch war er ein nicht minder geschickter Taktiker und ein eben so leidenschaftlicher Schachspieler als Lord Greyson, und er zeigte sich in jeder Hinsicht würdig, die Sache seines Onkels und die Ehre Alt-Englands zu verfechten.

Seinerseits erzog Hr. Bloc seinen Sohn, den jungen Placide, in der Furcht Gottes und in der Liebe zum Schachspiel. Das Beispiel des Lord Greyson lehrte ihn, sich einen würdigen Nachfolger zu bilden; von seiner zartesten Kindheit an, kannte daher der junge Placide den Gang des Lieblingsspieles seines Vaters, und als das Alter seinen Verstand reifte und er für die schweren Kombinationen der Wissenschaft empfänglicher ward, beeilte sich Hr. Bloc, ihm mit dem väterlichsten Eifer die theoretischen und praktischen Lehren zu ertheilen. Placide war bereits in seinem zwölften Jahre im Stande, mit den geschicktesten Professoren zu wetteifern. Es ist wahr, er hatte damals noch kein anderes Buch gelesen, als die Analyse des Schachspiels von Philidor, zu London im Jahr 1749 auf Subskription gedruckt. Der junge Placide hatte auch viele Anlagen zu den strengeren Wissenschaften, und versprach ein vollkommener Algebraist zu werden; aber er wollte nie arithmetisch rechnen als bis zu 64, der Zahl der Felder des Schachbretts.

Zwei Monate lang war ihm als ein Reconvalescent vom Arzte verboten worden, Schach zu spielen. Damals zeigte er viel Neigung für die Mechanik und verfertigte selbst mit einer kleinen ihm von seinem Vater geschenkten Drechselbank Schachfiguren in Elfenbein und Holz, so schön man sie immer nur sehen konnte und von der verschiedenartigsten Größe. Anders wandte er sein Talent nicht an, und als ihn eine Cousine bat, ihr ein Nadelbüchschen zu verfertigen, wußte er nichts besseres zu thun, nachdem er viele vergebliche Versuche gemacht, als eine schöne Königin von Elfenbein zu nehmen, und sie mit vieler Geschicklichkeit auszuhöhlen.

Unterdessen ward die Schachpartie immer mit gleichem Vortheile fortgesetzt. Die Kriege zwischen Frankreich und England wegen der Unabhängigkeit Amerika's konnten diesem Kampfe der beiden Privatpersonen kein Ziel setzen, und der Friede am 3. September 1784 bewirkte, daß er nur um so erbitterter geführt ward, indem er die Kommunikationen erleichterte. Aber ungeachtet der Schnelligkeit der Korrespondenz blieb die Partie unentschieden. Der Neffe des Lord Greyson hatte eine ganze Quäckerfamilie zu Hülfe gerufen, und Hr. Bloc ertheilte seinerseits dem jungen Placide eine berathende Stimme, indem derselbe, nunmehr fünfzehn Jahre alt, in Wissenschaft und Weisheit bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Philidor versprach, neutral zu bleiben, und hielt Wort bis zu seinem Tode, der 1795 erfolgte. Das Gleichgewicht war daher vollkommen, und nur die Revolution allein konnte diese mühsame und gelehrte Partie unterbrechen, welche weder der Tod des Lord Greyson, noch die blutigen Kriege Ludwigs XV. und Ludwig's XVI., noch die Schlacht von Fontenay, noch die Einnahme von Pondichery, noch die Niederlage des Lord Cornwallis zu stören vermochten.

Unter der Schreckensregierung ward Hr. Bloc als Parlamentsrath auf dem Greveplatz hingerichtet. Der junge Placide blieb daher allein, um den Kampf fortzusetzen. Allein die Umstände erlaubten ihm nicht, sich viel damit zu beschäftigen, und das Aufhören des Werkes, für das er geboren ward, für das er erzogen worden war, blieb nicht das einzige Unglück, das er in jener Zeit der Unruhe und der Anarchie zu erdulden hatte. (Fortsetzung folgt.)

Das Gewissen.

Wahre sizilianische Geschichte.

(Aus dem Metropolitan Magazine.)

(Fortsetzung.)

Die junge Frau erwiderte auf diese freche Zumuthung in edler Aufwallung, sie habe Don G. ihre Hand gereicht, weil er ihrer Achtung und Liebe werth gewesen sey; sie würde nimmermehr um den Preis ihrer Schande seine Freilassung erkaufen, sondern der Barmherzigkeit des Himmels vertrauen und der Gerechtigkeit ihres Königs, an den sie sich zu wenden fest entschlossen sey. Damit verließ sie, unaufgehalten vom Herzog, das Haus und kehrte nach der Villa zurück. Jener, dessen Leidenschaft durch Verschmähung noch gesteigert worden war, gab indessen die Hoffnung nicht auf, sie zuletzt seinem Willen fügsam zu machen. Inzwischen traf wieder ein Brief von Don G. ein, worin er schrieb, es sey ihm endlich gelungen, ein Verhör zu erhalten, allein die Zahl der erkauften Zeugen sey so groß und so stark das Vorurtheil der Richter gegen ihn, daß er verzweifle, je seine Unschuld beweisen zu können. Sein Vermögen schmolz dabei rasch und rascher zusammen, denn die Geldsummen, welche er, um seine käuflichen Richter günstiger zu stimmen, und für andere mitverbundene Ausgaben aufzuwenden sich genöthigt fand, waren übermäßig. Er drang aufs Neue in sie, des Herzogs Vermittelung anzuflehen. Die neue betrübende Kunde erschütterte allmälig die Gesundheit der Marchesa. Der Herzog fuhr fort, als Besucher auf der Villa zu erscheinen und sie, wo er nur eine Gelegenheit dazu fand, mit seiner Zudringlichkeit zu verfolgen; während es nicht immer in ihrer Macht stand, ihm, als einen Freund der Familie und ihrer Tante, den Zutritt zu versagen. Er behauptete, schon viel für ihren Gatten gethan zu haben, und noch mehr thun zu wollen, wobei es lediglich von ihr abhänge, daß ihm wirksam gedient und seine Loslassung bewerkstelligt werde. Er sparte weder Mühe noch Kosten, die Dienerschaft für sich zu gewinnen, und so erfuhr er von dem eigenen Kammermädchen der Marchesa, daß diese von Don G. selbst ihre Kunde von der Opernsängerin erhalten habe. In der Absicht, von seinen eigenen Leuten in ihre Umgebung zu bringen, wußte er zuletzt den größern Theil

ihrer Dienerschaft zu verleiten, ihre Gebieterin zu verlassen; eine List, die, so sehr sie auch ihrer Tante und ihr selbst Ungelegenheiten verursachte, doch der Erwartung des Herzogs nicht entsprach; denn da sie die Veranlassung argwohnte, so hütete sie sich so viel möglich, Leute in dem Hause zuzulassen, in denen sie heimliche Werkzeuge des Herzogs vermuthen konnte. Unter diesen Umständen sahen sich die beiden Frauen genöthigt, nach Catania zu schicken, um von dorther andere Dienerschaft zu erhalten. Als der Haushofmeister, ein alter Mann — noch der einzige männliche Diener im Hause — zu diesem Zwecke nach jener Stadt sich aufgemacht hatte, traf er unterwegs einen jungen Mann in Bedientenkleidung, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und erfuhr von ihm, er habe eben den Dienst der Marchesa M. verlassen und suche jetzt einen andern Platz; wie dieß der alte Mann hörte, erbot er sich, ihm ein Unterkommen als Bedienter bei der Marchesa L. zu verschaffen, ein Anerbieten, das Jener, nach kurzem, scheinbaren Ueberlegen, anzunehmen sich bereit erklärte. Am Abend kamen sie denn mit einander nach der Villa. Das Aeußere des jungen Mannes und was er von sich berichtete, gefiel den beiden Frauen, und so wurde er sogleich in Dienst genommen. Inzwischen trug die Marchesa Sorge, so oft der Herzog sich wieder auf der Villa einstellte, sich vor ihm entweder gar nicht oder nur in Gegenwart ihrer Tante sehen zu lassen. In seiner Hoffnung auf eine Zusammenkunft unter vier Augen getäuscht, nahm er Gelegenheit, mit ihr in der Dorfkapelle zusammen zu treffen, wohin sie, da diese nur eine kurze Strecke entfernt lag, zu Fuße und von ihrem neuen Diener begleitet, zu gehen pflegte. Da beide Theile aufs Aeußerste gegen einander gereizt waren, so ließen sich ihre aufgeregten Gefühle nicht lange vor dem Diener verbergen, der, als er zuletzt den Herzog seine Gebieterin mit Ungestüm und rauh am Arme anfassen sah, dieser zu Hülfe kam. Kaum hatte ihn der Herzog ins Auge gefaßt, als er erstaunt mit dem Ausrufe zurückfuhr: »Wie, Cavaliere, *Sie* sind es? Sind *Sie* ihr Ritter?« Dann, sich zur Dame wendend, fuhr er fort: »Ich sehe da einen Beweis der Treue gegen Ihren Gemahl, Signora, den ich wahrhaftig nicht erwartet hätte: nun ist mir ziemlich klar, warum *meine* Huldigungen so kalt aufgenommen wurden:« damit drehte er sich um und entfernte sich, beinahe außer Stande, der Wuth, die aus seinen Zügen flammte, Meister zu werden. Die Marchesa schrieb dieß der richtigen Ursache — Eifersucht auf ihren Diener — zu, wußte aber freilich nicht, daß der junge Mann in der That von edlem Stande, ein Sohn des Barons L. von Catania sey, der in Folge von Mißhelligkeiten mit seiner Familie, das väterliche Haus in rascher Aufwallung verlassen, und sich, um besser unentdeckt zu bleiben, in die Kleidung eines seiner Bedienten vermummt hatte. Da er fast ganz von Geld entblößt war, so würde er wohl nach einigen Tagen wieder in das älterliche Haus zurückgekehrt seyn, hätte ihn nicht sein zufälliges Zusammentreffen mit dem Haushofmeister der Marchesa und die Unterkunft, die er in ihrem Dienste fand, dieser verhaßten Nothwendigkeit überhoben: zumal, da er sein ganzes dienendes Verhältniß als einen lustigen Schwank ansah, dem er ja jeden Augenblick nach Belieben ein Ende machen könne. Allein das Verhältniß des Dienenden gestaltete sich bei dem jungen, erst achtzehnjährigen Cavaliere schnell zu dem eines Liebenden um, so tiefen und fesselnden Eindruck hatte die Schönheit der reizenden Marchesa auf ihn gemacht; sie freilich ahnete davon so wenig, als von seinem wahren Stande; übrigens wollten Viele wissen oder vermuthen, der junge Mann habe sich schon zu der Zeit, wo sie mit ihrem Gatten in Catania war, sterblich in sie verliebt und habe deßhalb die List gebraucht, sich als Bedienter zu verkleiden, um unter dieser Maske Eintritt in ihr Haus zu erhalten.

»Mehre Monate vergingen nach jenem Vorfalle in der Kapelle. Der Herzog blieb noch immer ein eifriger Besucher auf der Villa, wobei er sich bei jeder Gelegenheit in die vertraute Nähe der jungen Marchesa zu drängen bemüht war; man hörte dann Beide laut wortwechseln, sah *sie* nicht selten in Thränen und unverkennbare Zeichen des Schreckens an den Tag legen, wenn er sie im Zorne verließ. Eines Nachts, nachdem Alles im Hause bereits zur Ruhe gegangen war, kam die Cameriera *) der jungen Marchesa an die Kammer des neuen Dieners und bat ihn, so schnell als möglich ihrer Gebieterin beizuspringen, die laut um Hülfe rufe. Er verlor keinen Augenblick, nach ihrem Schlafgemach zu eilen und stieß unterwegs, zu seinem höchsten Erstaunen, auf den Herzog, der eben von jenem her kam; der Letztere schien durchaus nicht bestürzt oder verlegen, sondern sagte ganz gelassen: »Cavaliere, ich habe *Ihr* Geheimniß bewahrt, bewahren Sie nun auch das meine.« Darauf verließ er das Haus.

*) Kammermädchen.

»Die Gesundheit der tiefbekümmerten, unablässig gequälten Marchesa nahm mit jedem Tage mehr ab; der Schlaf floh ihr Auge; ein schleichendes Nervenleiden zehrte verheerend an der reizenden Gestalt; auch entging die auffallende Veränderung in ihrem Aussehen ihrer Tante nicht, die sie freilich bloß dem Schmerze ihrer Nichte über die traurige Lage ihres Gatten zuschrieb, und wenig ahnte, wie sehr ihr geschätzter Nachbar, der Herzog, Antheil daran hatte. Unvermögend, die unaufhörlichen Verfolgungen dieses Mannes zu ertragen, entschloß sich endlich die Marchesa, nach Catania in das Haus ihres Gemahls zu ziehen, wo sie unter *einem* Dache mit seinen Verwandten Schutz zu finden und von ferneren Belästigungen befreit zu seyn hoffte. Sie konnte indessen ihre Absicht nicht so geheim halten, daß nicht der Herzog durch ihre Cameriera etwas davon erfahren hätte. Wüthend über diesen Versuch, ihm zu entrinnen, kam er unverzüglich nach der Villa, drängte sich mit Gewalt in das Gemach, wo die junge Marchesa eben allein an einer Arbeit saß, und überschüttete sie, wie die Dienerschaft außen hörte, laut mit den giftigsten Vorwürfen, bis sie, entrüstet über diese schmähliche Begegnung oder erschreckt durch seinen tobenden Ungestüm, aufstand und das Zimmer verließ; der Herzog aber warf sich auf der Stelle auf sein Pferd und jagte in stürmender Hast nach seinem Schlosse zurück. Dieser Auftritt bewog die Marchesa nicht nur *nicht* zum Aufgeben ihres Vorsatzes, sondern überzeugte sie nur noch dringender von der Nothwendigkeit, die Gegend hier ohne weitern Verzug zu verlassen. Ihre Abreise ward demnach auf acht Uhr des folgenden Morgens festgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mutterliebe.

(Fortsetzung.)

Pater Gomez saß eine Zeitlang, wie vom Donner gerührt, da, unfähig, seinem Erstaunen und Grimm Worte zu geben. Als er wieder zu sich kam, hieß er seine Indier rasch ans Ufer rudern, der Flüchtigen nachsetzen und sie ihm bringen, lebendig oder todt. Guahiba setzte indessen ihre Flucht fort, so lange ihr Kraft blieb, sich durch das verschlungene Gehölz Bahn zu brechen; aber bald versagten ihr die Kräfte, sie ermattete mehr und mehr, und am Ende sank sie unter einem hohen Kakaobaum nieder, hinter dem sie sich, so gut es ging, im hohen Gras versteckte. Bald hörte sie hier die Stimmen ihrer Verfolger, welche, im Dickigt vertheilt, einander zuriefen. Sie wäre indessen wahrscheinlich unentdeckt geblieben ohne einen großen Hund, den die Indier bei sich hatten und

der sie in ihrem Versteck aufspürte. Sobald sie das furchtbare Thier schnoppern und durch das Gras herbeikommen hörte, wußte sie, daß sie verloren war. Die Indianer kamen herbei; sie versuchte keinen vergeblichen Widerstand, sondern ließ sich völlig willenlos greifen und wieder zum Ufer schleppen.

Als der unbarmherzige Priester sie wieder in seiner Gewalt sah, beschloß er, ihr eine Züchtigung angedeihen zu lassen, welche ihr die Kinder aus dem Kopf brächte und ihr die Lust zum Entspringen ein für allemal benähme. Er ließ sie also auf den Granitfels legen, an dem sie ans Land gestiegen und von dessen Gipfel sie wie höhnend niedergeblickt — der Mutter Fels heißt er seitdem — und sie peitschen, bis sie sich nicht mehr rühren und nicht mehr sprechen konnte. Sodann wurde sie, sorgfältiger gebunden, wieder in das Kanoe gebracht, und so ging es nach Javita, dem Sitz einer Mission weit stromaufwärts. Die Sonne war im Untergehen, als man im Dorf anlangte, und die Einwohner wollten sich eben zur Ruhe begeben. Guahiba ward auf die Nacht in eine Art Scheune untergebracht, welche zum Gottesdienst und Waarenlager diente. Vater Gomez stellte zwei, drei Indianer an, welche sie bewachen und sich während der Nacht ablösen sollten, und dann legte er sich selbst nieder, von den Strapazen der Reise auszuruhen. Da die Gefangene sich nicht widersetzte, nicht einmal klagte, so schmeichelte sich der Ehrwürdige, jetzt ihren Starrsinn gebrochen zu haben. Wie schlecht verstand er das Herz dieser zärtlichen Mutter! Er hielt für Stumpfsinn oder Resignation, was nur die Ruhe eines festen Entschlusses war. In Banden, unter Qualen schlug ihr Herz nur für Ein Gefühl, nur Ein Gedanke füllte ihre ganze Seele: ihre Kinder! nichts als ihre Kinder!

Unter den ihr zu Wächtern bestellten Indiern befand sich ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren; als dieser sah, daß ihre Arme von den Peitschenhieben, die sie bekommen, gräßlich zerfleischt und die Stricke grausam fest angezogen waren, entfuhr ihm ein Laut der Theilnahme in der Sprache ihres Stammes. Rasch benützte sie die augenblickliche Regung des Gefühls und sprach ihn als einen Landsmann an. »Guahibo,« wisperte sie, »Du sprichst meine Sprache und bist mein Bruder. Kannst Du mich sterben sehen ohne Erbarmen, Sohn meines Stammes? Löse diese Bande, welche mir ins Fleisch schneiden! Ich vergehe vor Schmerz! ich sterbe!« Der Jüngling horchte, trat wie erschrocken ein paar Schritte zurück und schwieg. Als aber der zweite Wächter sich entfernte, trat er näher und sprach: »Guahiba, Deine Väter sind auch meine Väter, und ich kann Dich nicht sterben sehen; zerschneide ich aber diese Bande, so schlägt mich der weiße Mann; willst Du zufrieden seyn, wenn ich sie lockerer mache, damit Dir doch leichter sey? Und während er so sprach, bückte er sich nieder und lockerte die Riemen an ihren Armen. Sie lächelte mit mattem Blick und schien zufrieden.

Die Nacht war jetzt angebrochen; Guahiba senkte das Haupt auf den Busen und schloß die Augen, wie erschöpft vom Weh. Der junge Indier meinte, sie schlummere, und legte sich nach einigem Zaudern auf seine Matte nieder. Die andern Wächter schliefen bereits an der Thüre des Gebäudes und Alles wurde still. Jetzt erhob Guahiba ihr Haupt. Es war Nacht, finstere Nacht, weder Mond noch Stern am Himmel, kein Laut vernehmbar, als die tiefen Athemzüge der Schläfer und das Gesumse der Muskitos. Sie lauschte eine Weile in der äußersten Spannung — Alles ruhig! Dann löste sie mit den Zähnen vollends die lockern Knoten der Riemen, die Hände einmal frei, machte sie mit leichter Mühe auch ihre Füße los, und als der Morgen kam, war sie verschwunden. Es wurde in allen Richtungen nach ihr gestreift, aber vergeblich, und Vater Gomez brach erbost wieder nach seinem Dorfe auf.

Von Javita nach San Fernando, wo Guahiba ihre Kinder gelassen hatte, sind es in gerader Linie fünfundzwanzig spanische Meilen. Zwischen beiden Missionen liegt eine furchtbare Wildniß von gigantischen Bäumen und verschlungenem Unterholz, eine schauerliche Einöde, welche seit der Schöpfung schwerlich eines Menschen Fuß betreten hat. Aller Verkehr findet allein mittelst des Flusses Statt, und kein Mensch, weder Europäer, noch Indier, hätte es wagen mögen, den Weg längs des Ufers zu suchen. Es war zu Anfang der Regenzeit. Selten brach bei Tage ein Sonnenblick durch das dicke Gewölk, bei Nacht schien kein Mond, schimmerte kein Stern. Die Flüsse waren aus ihren Ufern getreten und hatten das Flachland überschwemmt; weit und breit kein Gegenstand, nach dem der Wanderer seine Schritte lenken konnte, kein Obdach, keine Hülfe, kein Führer. War es die Hand der Vorsehung, war es der mächtige Trieb der Mutterliebe, was dieses muthige Weib durch die pfadlosen Wälder leitete, wo Waldbäche, durch die Regengüsse zu reißenden Strömen angeschwollen, alle Augenblicke ihre Schritte hemmten, wo die stachlichten, von Baum zu Baum kriechenden Lianen ein fast undurchdringliches Dickigt bildeten, wo die Muskitos in Schwärmen über dem Pfade hingen, wo der Jaguar und der Alligator lauerten, sie zu verschlingen, wo die Klapperschlange aufgerollt, sprungfertig im feuchten Grase lag, und keine Nahrung, keine Stärkung für die erschöpften Glieder, als eine Handvoll Beeren und die großen schwarzen Ameisen, welche ihre Nester auf den Bäumen haben? Woher ihr die Leitung, woher ihr die Kraft kam — Niemand weiß es, das arme Weib wußte es selbst nicht. Nur so viel ist gewiß: das vierte Morgenlicht sah sie zu San Fernando, ein Bild des Jammers, des Entsetzens: die Füße geschwollen und blutend, die Hände zerrissen, der Körper mit Wunden bedeckt, abgezehrt von Hunger und übermenschlicher Anstrengung — aber sie war wieder bei ihren Kindern. (Schluß folgt.)

An die Rather des Sylbenräthsels in Nro. 141.

Ihr Rather, wie? Ihr habt gedacht,
Mein Räthselwort sey Regenbogen?
O! der hat niemals uns betrogen,
Der hat nie Unfried' uns gebracht!

Doch sagt, gescheidte Leutchen, mir,
Wenn auch das Erste näßt die Leute,
Wie paßt uns Männern denn das Zweite?
Ist uns ein Bogen Schmuck und Zier?

Mein Zweites, wißt, ist heut zu seh'n
Bei jedem Mann, und selbst im Zimmer,
Wie auf der Straße, läßt er's nimmer,
Ohn' Solches nur die Wilden geh'n.

Drum schont nicht neuen Rathens Müh'.
Das Zweite — bald hätt' ich's vergessen —
Hat nie der Liebesgott besessen.
Noch eins — ich sah das Ganze nie.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Theateranzeige.

Sonntag, den 28. September. Gustav oder der Maskenball, große Oper von Auber.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, №: 143. 29. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gedichte über Venedig.

Von Ludwig Halirsch.

(Aus seinen nachgelassenen Briefen in die Heimath, geschrieben auf einer Reise nach Italien im Jahre 1831).

2. Riva degli Schiavoni.

Land! ruft auf einmal heiter
Mein fröhlicher Begleiter,
Der Gondelführer aus,
Und steht im raschen Schwunge
Am Strand mit einem Sprunge:
Mein Herr! wir sind zu Haus. —
Zu Hause? — ja! zu Hause
Bist du in dem Gebrause;
Doch ich — ich bin es nicht;
Und meiner Heimath Sterne
Verdunkeln in der Ferne
Ganz ohne Glanz und Licht.
Als ob er mich verstände,
Reicht er mir beide Hände.
Das gute treue Blut!
Denn meine Füße schwanken,
Und meine Sinne wanken. —
— Nur Muth! nur frischen Muth. —
Wie ist mir denn geschehen?
Bin ich im Reich der Feen,
Wo da mit einem Schlag
Zum Lächeln wird die Thräne,
Zur Lust die Trauerscene,
Und Finsterniß zum Tag.
Erst noch von Nacht umgrauet;
Jetzt, was das Auge schauet,
Nur Licht und Duft und Klang!
Erst noch Gespensterschwirren,
Jetzt nur Guitarrenklirren,
Und froher Wechselsang.
Erst ich noch ganz alleine
Im falben Zwielichtscheine.
Auf weitem stillem Meer;
Jetzt Tausende und Tausend
Die hin und wieder brausend,
Laut lärmen um mich her.
Ja das, das bist du wieder,
Die Stadt der Lust und Lieder,
Wie dich der Dichter träumt.
Venezia! Cythere!
Venus der weiten Meere,
Die Lieb' und Leben schäumt!

Placide Bloc, oder die Schachpartie.

(Fortsetzung.)

Herr Bloc hatte, wie wir erzählten, auf dem Schaffot das Verbrechen gebüßt, Parlamentsrath, und außerdem, reich zu seyn. Aber einige Monate vor seiner Verhaftnehmung hatte er Mittel gefunden, sein Vermögen bei einem deutschen Banquier unterzubringen. Sein Sohn hatte daher keinen Mangel. Da er aber ohne Weltkenntniß war, so wußte er sein Vermögen nicht geltend zu machen, und wahrscheinlich war dieß sein Glück. Er blieb in Paris, das er niemals verlassen hatte, empfing jederzeit höflich die Haussuchungen, verwechselte, so loyal wie es die Proklamation gebot, sein deutsches Gold in Assignaten, und gab so wenig aus, daß man ihn für arm hielt. Niemals fiel ihm der Gedanke ein, sich über die Regierung zu beklagen, die seinen Vater auf dem Greveplatz hinrichten und seine Mutter in der Conciergerie sterben ließ; da sich aber die menschlichen Gefühle nicht immer verläugnen lassen, so geschah es einmal, daß Placide sich über eine der zu jener Zeit so häufigen Haussuchungen ärgerte, weil man ihm die prächtige Ausgabe der Analyse des Schachspiels, in 8° 1777, mit einem Bildniß Philidors, von Bartolozzi, wegnahm. Er wagte es, die Kommissäre über die Ursache dieser Wegnahme zu fragen; aber einer von ihnen, der, ehe er zur Munizipalität gehörte, Schriftsteller gewesen war, antwortete ihm, daß ein wahrhaft patriotischer Bürger nie Bücher aufbewahren dürfe, in denen jeden Augenblick von Königen und Königinnen die Rede sey. Dieses ungeheuern Verbrechens wegen vor den Munizipalrath gebracht, ward Placide Bloc glücklicherweise für eine Geldbuße von 20,000 Francs in Assignaten (ungefähr 10 Fr.) losgelassen; sein Buch erhielt er unter der Bedingung zurück, daß er dafür sorge, die Worte König und Königin auszulöschen, und statt derselben Recht und Freiheit oder bloß Bürger und Bürgerin hinzusetzen. Placide Bloc gab seine 20,000 Frs. und verbarg sein schönes Buch, und da er es auswendig wußte, fuhr er fort, sich mit Königen und Königinnen zu beschäftigen, während die Pluviosen, Ventosen, Brumairen rasch über sein Haupt hinzogen, und die Konvention, das Direktorium, das Konsulat und das Kaiserreich die Ordnung der Dinge um ihn her veränderten, ohne daß er auch nur gewahr wurde, ob es eine Ordnung der Dinge gäbe.

Indessen empfing Placide Bloc im Anfange des Konsulats folgenden Brief aus England:

»Mein Herr, die vor sechszehn Jahren zwischen Ihrem Herrn Vater und Lord Henry Greyson begonnene Schachparthie mußte durch traurige Umstände, einerseits Ihrer Sorgfalt und andrerseits dem Lord William Greyson, Neffe und Erbe des Lord Henry, anvertraut werden. Wir hoffen, daß Sie solche zu Ende kommen sehen, und sollte sie sechszig Jahre dauern; aber wir müssen Ihnen melden, daß das Geschick

Ihnen noch andere Gegner gegeben hat. Lord William hat sich vor drei Monaten erschossen, nachdem er den Societären der Hight-Street-Academie seine Schachpartie als Vermächtniß hinterlassen hat. Die Güter Seiner Herrlichkeit sind nach seinem Willen realisirt und Kapital und Interessen bei der Regierung niedergelegt worden. Ein versiegeltes Codicill, das erst nach beendigter Partie, oder, wenn es Gott will, nach Ihrem Tode eröffnet werden soll, ward bei Hrn. John Lechley, Notar zu London, deponirt. Da der letzte Brief Ihres Herrn Vaters, der den Läufer in das vierte Feld des Thurmes stellte, unbeantwortet geblieben ist, so bitten wir Sie, gegenwärtiges Schreiben als unmittelbare Fortsetzung der angeknüpften Korrespondenz zu betrachten: demnach besteht unser erster feindseliger Akt darin, daß wir den Bauer des Springers der Dame ein Feld vorwärts rücken. Genehmigen Sie, mein Herr ꝛc. Für die Gesellschaft:

Philippe, Präsident.«

Placide Bloc sandte, nachdem er zwölf Tage lang überlegt hatte, folgende Antwort:

»Ich habe Ihr Geehrtes von .... empfangen, und danke Ihnen für die mir darin mitgetheilten Nachrichten, und da Sie, indem Sie den Bauer des Springers auf ein Feld vorwärts rückten, einen Beweis von vorzüglicher Stärke gaben, so werde ich mit Vergnügen die von meinem Vater begonnene Partie fortsetzen. Der Bauer des Läufers der Dame, ein Feld vorwärts. Ich bin ꝛc.

Die Korrespondenz war nun wieder hergestellt, aber es blieb kaum Hoffnung übrig, daß die Schachpartie ihr Ende erreichen werde; denn die Stärke und Geschicklichkeit der Spieler war von der Art, daß Placide Bloc mehr als achtzehn Monate dazu verwendete, seinen Gegnern einen Läufer zu nehmen, während diese den Verlust durch die Wegnahme eines Springers erst nach dem Verlaufe einer ungefähr gleich langen Zeit ersetzen konnten. Freilich langten die Briefe nicht immer periodisch an; man mußte ganze Monate nachsinnen, bevor ein Stein bewegt ward. Aber Placide Bloc, obgleich noch jung, war ein in seinen Gewohnheiten sehr regelmäßiger Mann, und die Anwendung aller seiner Zeit vor dem numerirten Schachbrette, das ihm zum Schlachtfelde diente, war ihm, wie man sagt, zur zweiten Natur geworden.

(Schluß folgt.)

Das Gewissen.

Wahre sizilianische Geschichte.

(Aus dem Metropolitan Magazine.)

(Fortsetzung.)

»Die achte Stunde schlug — die Lettiga's standen vor der Thüre, die ältere Marchesa war reisefertig, allein ihre Nichte wollte nicht erscheinen: nachdem sie einige Zeit gewartet hatte, ging sie, da die Dienerschaft anderwärts beschäftigt war, selbst, um nach der Ursache dieser Zögerung zu sehen; sie rief, erhielt aber keine Antwort, zog nun, da das Zimmer immer noch dunkel war, in der Meinung, ihre Nichte schlafe wohl gar noch, die Vorhänge auf, und erblickt die Unglückselige — in ihrem Blute schwimmend, eine Leiche...! Der durchdringende Aufschrei und der schwere Fall der ohnmächtig niedersinkenden Tante zog die Dienerschaft nach dem Schlafgemache. Die Leiche der unglücklichen Marchesa wurde näher untersucht; sie hatte einen Dolchstich unter der linken Brust erhalten, der das Herz durchbohrt und augenblicklichen Tod zur Folge gehabt hatte. Das von den Bettüchern herabgeströmte Blut hatte auf dem Boden einen See gebildet, und seine Flecken sind, wie sie selbst gesehen haben, bis auf diesen Tag unvertilgt geblieben.

»Während die Tante und das Hausgesinde in einem Zustande der unsäglichsten Bestürzung waren, wie ihn ein so grausenvoller Anlaß nach sich ziehen mußte, bemerkte man, daß der neue Bediente verschwunden war; seine Livree dagegen war noch da: Blut röthete sie an mehren Stellen, der rechte Aermelaufschlag zumal schien in Blut getaucht. In dieser jammervollen und rathlosen Lage wußte sich die Tante an keinen bessern Rathgeber und Helfer zu wenden, als an den langjährigen Freund ihrer Familie, den Herzog. Ein Diener wurde demnach abgesendet, ihn mit dem Schreckensereignisse bekannt zu machen und ihn um seine unverweilte Gegenwart auf der Villa zu bitten. Der Herzog empfing die Schauderbotschaft mit Ueberraschung und Grausen; meinte indessen, seine Anwesenheit würde der tiefbekümmerten Tante von geringem Nutzen seyn; wie aber der Diener, der ihn einmal nach der Villa mitzubringen wünschte, auf eine seiner Fragen die Antwort gab, die gnädige Frau sey, wie er glaube, noch nicht todt, fuhr der Herzog zusammen, forschte in großer Aufregung weiter, ob sie etwa gesprochen habe, und befahl, sein Roß auf der Stelle zu satteln. Bei seiner Ankunft fand er die Marchesa und alle Hausgenossen ängstlich seiner harrend. Als er hörte, daß die junge Marchesa bereits todt sey, weigerte er sich, ihr Zimmer zu betreten; und als man ihm von der Flucht des neuen Bedienten und seiner mit Blut befleckt zurückgelassenen Livree erzählte, erklärte er, seiner Meinung nach könne nur er den Mord begangen haben, und erzählte der Tante, der vermeintliche Bediente sey Niemand anders als der Sohn des Baron L. von Catania, der seine Gründe gehabt haben müsse, in der Eigenschaft und unter der Verkleidung eines Bedienten bei ihrer Nichte sich einzuschleichen; gewiß sey er in sie verliebt und habe sie dann wahrscheinlich in einem Anfalle von Eifersucht ermordet. Der Herzog nahm es über sich, den Verbrecher zur gerechten Strafe zu bringen, und gab, als er die Marchesa verließ, den Häschern und Gerichtsleuten die gemessensten Befehle, keinen Winkel in der Gegend stundenweit in der Runde undurchsucht zu lassen. Es dauerte auch nicht lange, so fiel der unglückliche Kavaliere in die Hände seiner Verfolger; man verhaftete ihn in einem Fundaco*) auf dem Wege nach Palermo, wo er eben einige Erfrischungen zu sich nahm; er suchte Ausflüchte, zeigte unverkennbare Spuren von Verwirrung, als man ihn verhaftete und legte, als man ihm den Grund seiner Festnehmung sagte, den heftigsten Abscheu an den Tag. Auf die ihm gestellten Fragen gab er die Antwort, er habe den Dienst der Marchesa darum so urplötzlich verlassen, weil er Gründe gehabt habe, eine Rückkehr nach Catania nicht zu wünschen; übrigens habe ihm — setzte er späterhin hinzu — seine Gebieterin am vorhergegangenen Abende gesagt, sie werde mit dem nächsten Morgen nach Catania aufbrechen und bedürfe nun, da sie mit den Verwandten ihres Gatten zusammen zu wohnen beabsichtige, seiner Dienste nicht mehr. Die Livree habe er allerdings zurückgelassen, da sie ihm nicht gehört habe, sondern von der Marchesa angeschafft worden sey. Seine Behauptungen fanden, wie sich denken läßt, nicht viel Glauben; er wurde nach Palermo gebracht und hier bis zur Entscheidung seiner Sache, die denn auch in gebührender Form erfolgte, in strengem Gewahrsam gehalten. Die gegen ihn sprechenden Umstände — seine Flucht, seine blutbefleckte Bedientenkleidung, sein bestürztes, verwirrtes Benehmen bei seiner Verhaftung galten seinen Richtern für gewichtig und beweisend genug, um seine Verurtheilung zu rechtfertigen; da indessen kein unmittelbarer Beweis gegen ihn vorlag, so lautete ihr Spruch auch nicht auf Tod. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verdammt. — Hatte er es der Verwendung seiner Fa-

---

*) Straßenwirthshaus.

milie zu verdanken, war es Mitleid mit seiner Jugend, ein geheimes Gefühl bei den Richtern, daß mit ihm zu hart verfahren worden sey, oder vielleicht Argwohn auf den Herzog selbst ...? genug! nach Verfluß von fünf Jahren erhielt er volle Begnadigung und außerdem, vom Könige, eine Lieutenantsstelle verliehen. Sein unverändert musterhaftes Betragen erwarb ihm die Achtung seiner Waffengefährten, die bereitwillig den Versicherungen seiner Unschuld Glauben schenkten. Der Zufall wollte, daß kurze Zeit nach seiner Anstellung das Regiment, zu dem er gehörte, landabwärts nach Catania beordert wurde. (Schluß folgt.)

Mutterliebe.

(Schluß.)

Mehre Stunden schlich Guahiba um die Hütte her, wo sie ihre Kinder gelassen; schweren Herzens, sehnsüchtigen Blicks schaute sie aus der Ferne herüber, wagte aber lange nicht, näher zu kommen; endlich sah sie, wie sämmtliche Einwohner die Hütten verließen, um zur Vesper zu gehen; jetzt wagte sie sich aus dem Dickigt vor und ging verzagten Schritts dem Orte zu, wo die Geliebten ihres Herzens weilten. Sie trat ein: ihre Kinder waren allein in der Hütte und spielten auf einer Matte. Sie schrieen ängstlich auf bei ihrem Anblick, so sehr hatten ihre Leiden sie entstellt, als sie sie aber bei Namen rief, erkannten sie die liebe Stimme und streckten ihr die kleinen Arme entgegen. Da vergaß die Mutter aller ihrer Qualen, aller ihrer Furcht und Besorgniß, Alles auf der Welt über den Lieblingen ihrer Seele. Sie setzte sich zwischen die Kinder, zog sie auf ihren Schoß, drückte sie mit krampfhafter Zärtlichkeit an ihre Brust, bedeckte sie mit Küssen, und ein Strom heißer Thränen fiel auf der Kleinen Häupter nieder. Aber plötzlich fiel ihr ein, wo sie war, warum sie hier war, und von Neuem kam die Angst über sie: sie sprang rasch auf und wankte, die Kinder in den Armen, aus der Hütte, matt, stolpernd, fast blind vor Blutverlust und Erschöpfung. Sie suchte den Wald zu erreichen, aber sie war zu schwach für die Bürde, die sie doch nicht lassen wollte, ihre Beine zitterten und brachen unter ihr zusammen. Da gewahrte sie ein Indianer, der am Backofen Wache stand; er zog die Allarmglocke, die Menge kam herbeigerannt und sammelte sich erstaunt und erschrocken um Guahiba. Sie starrten sie an wie ein Gespenst, aber ihr Stöhnen, ihre bittenden Blicke, ihre zitternden, blutenden Glieder zeigten bald, daß sie noch lebte, aber dem Tode nahe war. Schweigend sahen die Leute das Weib und dann einander an; Rührung ob solch schrecklichem Zustand füllte die wilden Herzen, Bewunderung, ja Ehrfurcht vor solch beispiellosem Heldenmuth mütterlicher Liebe.

Während die Menge so unschlüssig dastand und Keiner Lust bezeugte, sie zu greifen oder ihr die Kinder zu nehmen, kam Pater Gomez, der, von Javita zurückkehrend, eben ans Land gestiegen war, eilends herbei und befahl, sie zu trennen. Guahiba drückte ihre Kinder fester an die Brust und die Indier wichen zurück. »Was!« donnerte der Mönch, »wollt Ihr leiden, daß dieses Weib dem Himmel zwei kostbare Seelen stiehlt? zwei Glieder Eurer Gemeinde? Seht Ihr nicht? so lange man sie beisammen läßt, ist kein Heil, weder für Mutter, noch Kinder. Reißt sie aus einander! augenblicklich!« Die Indier, an blinden Gehorsam gewöhnt und eingeschüchtert durch die zornige Rede, rissen die Kinder der Mutter aus den kraftlosen Armen; sie sprach kein Wort, gab keinen Laut von sich und sank ohnmächtig zu Boden.

Pater Gomez, grausam, selbst wo er Gutes that, hieß ihrer Wunden sorgsam pflegen; Arme und Beine wurden ihr mit baumwollenen Binden umwickelt, sie wurde in ein Canoe gebracht und in eine Mission weit, weit hinauf am Flusse Esmeralda, jenseits der Quellen des Orinoco, geführt. Sie blieb während der Fahrt in Erschöpfung und Bewußtlosigkeit liegen, aber nach der Ankunft am Orte ihrer Bestimmung wurde sie durch stärkende Mittel bald wieder soweit gebracht, daß sie allgemach ihren Zustand fühlte. Als sie nun mit dem rückkehrenden Bewußtseyn inne wurde, daß sie sich an einem fremden Orte befand, ohne zu wissen, wie sie hergekommen, unter einem Volke, das eine Sprache redete, die sie niemals gehört, unter Menschen also, bei denen sie nach indischen Begriffen weder auf Theilnahme, noch Hülfe rechnen durfte, als sie merkte, daß sie weit, weit von ihren geliebten Kindern weg war, als sie weit und breit kein Mittel sah, den Weg zu ihnen zurückzufinden — dann, erst dann gab sich das Mutterherz der äußersten Verzweiflung hin; von Stunde an sprach sie kein Wort, rührte sich nicht, wies hartnäckig alle Nahrung von sich — und starb.

Der Bootsmann auf dem Flusse Atabapo läßt sein Ruder sinken und seufzt, wenn er am Felsen der Mutter vorüberfährt. Er weist ihn dem Reisenden, und sein Auge wird feucht, wenn er ihm die Leiden und das Ende der Armen erzählt. Einst, wenn in dieser Einöde Kultur, Macht, Intelligenz ihre Throne aufgeschlagen haben, wenn die pfadlose Wildniß, durch welche sich die arme Guahiba in ihrem Jammer Bahn brach, mit volkreichen Städten, lachenden Gärten, fetten Weiden und wogenden Saaten bedeckt ist, dann steht noch jener schwarze Felsen drohend über dem Strome; seinen Namen, und was sich daran knüpft, wird die Sage fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, und wenn die Pyramiden, diese gewaltigen und eiteln Denkmale des menschlichen Hochmuths, von der Erde verschwunden sind, bleibt er noch aufrecht, und bewahrt bis ans Ende der Tage das Andenken der indischen Mutter.

Frankfurter Theater.

Mittwoch, den 24. September. Gustav oder der Maskenball, Oper in 5 Aufzügen von Auber. Bei dem ersten Erscheinen dieses Kunstwerkes auf unserer Bühne bemühte man sich, den Stab über das Buch der Oper zu brechen und hat mancherlei gefaselt von Unsinn, Mondschein, Galgen, Verfälschung der Geschichte u. s. w., während alle französischen Blätter nach der ersten Aufführung in der Academie royale zu Paris voll des Lobes über diese treffliche Arbeit Scribe's waren. Es scheint uns, daß die Tadler des Buches nicht wissen oder wissen wollen, welche Eigenschaften eigentlich ein Opernbuch haben muß, um gut genannt zu werden. Der billige Kunstrichter wird zugestehen, daß der Dichter eines lyrischen Drama (außer den Gesetzen, die allen dramatischen Werken überhaupt gemein sind) noch ganz andere zu befolgen hat, die ihm Fesseln anlegen und die ihn hindern, sich so frei zu bewegen, wie der Dichter einer Tragödie. Der erstere hat schon viel gethan, wenn es ihm nur gelingt, in gedrängter Kürze die Handlung deutlich vorzuführen und sie mit neuen, interessanten, für Musik geeigneten Situationen zu beleben; wenn es ihm ferner gelingt, seine Personen mehr in Empfindung und innerer Gemüthsbewegung als in äußerlicher Handlung darzustellen, und wenn er sich für solche Charaktere, Leidenschaften entscheidet, die durch die musikalische Verschönerung nichts von ihrer Wahrheit verlieren. Nach diesen aus der Natur der Oper gezogenen Grundsätzen ist man unbillig, wenn man die Arbeit Scribe's gänzlich verwirft, da die Handlung wirklich dramatisches Interesse von Anfang bis zu Ende darbietet und jenen ausgesprochenen Forderungen entspricht. Aus einem Opernbuche Geschichte lernen zu wollen, wäre eben so thöricht, als aus oberflächlich geschrieben Kritiken Aesthetik zu studiren und selbst Schiller und Göthe haben in ihren dramatischen Arbeiten sich Abweichungen von der Geschichte erlaubt, sobald das höhere dramatische Interesse es erforderte. — Wie gerne würden unsere vorzüglichen deutschen Komponisten ein solches Buch wie vorliegendes mit Gold aufwiegen, aber leider existirt für die deutsche Oper kein Scribe und die deutschen Tonsetzer müssen sich mit wenig Ausnahmen nicht nur allein mit elenden Versen — was noch hingehen möchte — sondern

was das schlimmste ist mit tausendmal abgedroschenen Situationen begnügen, die noch überdieß nicht selten ohne alle Theaterkenntniß zusammengestoppelt sind, und der arme Tonsetzer, der den Drang in sich fühlt, etwas schaffen zu wollen, sieht leider oft nur zu spät ein, wie er sein Talent, seine Kräfte vergeudet.

Trotz jenen Bemühungen, dieser Oper bei uns das Bürgerrecht zu versagen, war der Erfolg dieses Werkes auf unserer Bühne glänzend, denn sie wurde bereits in einem kurzen Zeitraum viermal und stets bei überfülltem Hause — noch dazu mit erhöheten Eintrittspreisen — gegeben. Wenn man die Musik Aubers auch nicht zu den genialsten Tonschöpfungen neuerer Zeit rechnen kann, so verräth sich doch in ihr der Künstler von großem Talent, der erfahrne Tonsetzer, der weiß, was auf der Bühne Effekt macht, der gewandte Harmonist, der liebliche Melodist. Hauptsächlich treten diese Eigenschaften in den Ensemblestücken dieser Oper hervor, die die Arien und Duetten weit in Schatten stellen.

Die Rolle Ankarström's, früher in den Händen Dobler's, hatte heute Hr. Wiegand übernommen und man hatte alle Ursache — erwägt man die Kürze der Zeit, in welcher er sie studirt — mit seiner Leistung zufrieden zu seyn. Daß er heute seiner schönen Stimme nicht den gehörigen Schwung zu geben wußte, daran war hauptsächlich wohl nur die Aengstlichkeit schuld, über die überhaupt Hr. Wiegand selten Meister wird. Er habe aber nur Muth, wo die gehörigen Mittel vorhanden sind, bricht sich das Talent bald Bahn — nur suche er sich vorzüglich mehr musikalische Festigkeit anzueignen, denn findet hier der Zuhörer Manco, so ist und bleibt jeder Kunstgenuß geschmälert, und er schreibt den lauten Beifall unter — Vebet. Von dem so eben Gesagten lieferten Dobler's Leistungen in der Oper den augenscheinlichsten Beweis. Sein Hauptverdienst war: schöne Stimme und musikalische Festigkeit, nur durch diese beiden Eigenschaften, verbunden mit einer angenehmen, dabei imponirenden Persönlichkeit, wußte er sich die Achtung, den Beifall des Publikums durch eine lange Reihe von Jahren zu erwerben und durch seinen Fleiß zu sichern. Legte man aber den Maßstab als Kunstkenner an seine Leistungen, so blieb außer jenen Vorzügen viel! sehr viel! zu wünschen übrig. Dobler hat nie einen Schritt weiter in der Beschulung, in der Methode des Gesanges gethan, als bis zum schönen Tragen des Tones — was jedoch in der letzten Zeit nicht selten durch nicht ganz reine, gewöhnlich zu hohe Intonation verdunkelt wurde. Den höheren Forderungen, die man an den Kunstsänger vom ersten Rang zu machen berechtigt ist, entsprach er durchaus nicht. Seine harte Aussprache des schnarrenden Konsonanten R ging bisweilen bis an's Lächerliche; der Vortrag seiner Rezitative entbehrte sehr häufig aller rhetorischen Wahrheit; verließ er das Feld der deutschen Oper und wagte sich in die italienische, so wurde der Mangel der Beschulung am hörbbarsten und man bedauerte, daß er jene angegebene Stufe seiner Kunstbildung für den Kuliminationspunkt gehalten, über den es ihm nicht erlaubt sey, höher hinaufzusteigen. Wir erlauben uns diese Bemerkungen nur aus dem Grunde, weil wir uns nicht erinnern, daß die Kritik — wahrscheinlich in Hinsicht seiner übrigen großen Verdienste — in der langen Reihe von Jahren sich offen über das Talent Dobler's ausgesprochen habe, und damit er genau erfahren möge, daß wir alle zwar lebhaft fühlen, daß wir durch seinen Abgang viel verloren, daß jedoch der kunstverständige Theil des Frankfurter Publikums genau die Stufe anzugeben weiß, worauf seine Kunstbildung stand, und wir daher auch genau wissen, was wir verloren.

Freitag, den 26. September. Die Schweizerfamilie, Oper in 3 Abtheilungen von Weigl. Emmeline, Mad. Fischer-Achten. Jedesmal, wenn diese Künstlerin eine Rolle zum Erstenmale gibt, kann man sicher auf einen neuen Kunstgenuß rechnen, der natürlich bei Partien, die ihrer Individualität entsprechen, einen hohen Grad erreicht. Wir zählen ihre Darstellung in der heutigen Oper unter eine ihrer vorzüglichsten, nicht als ob wir mit der Auffassung des Ganzen einverstanden wären, denn manches, z. B. die Arie, hätte mit mehr Leben, Feuer vorgetragen werden können, sondern weil der rührende, zum Herzen sprechende Ton ihrer Stimme für diesen Gesang sich am besten eignet und Mad. Fischer-Achten weiter nichts zu thun hat, als die schöne Gabe der Natur ihrem Munde entströmen zu lassen. Hätte sich Mad. Fischer auf der Höhe durchgehends gehalten, auf welche sie die Rolle bei ihrem ersten Erscheinen anlegte, wir würden verlegen um Worte seyn, ihre Leistung zu charakterisiren, ohne den Schein eines Enthusiasten auf uns zu laden. Wie wir hören wird diese liebliche Sängerin uns auf kurze Zeit verlassen, um den Berlinern zu zeigen, daß an den Ufern der Spree keine so liebliche Nachtigall ihre Tonschwingungen schlägt, als an den Ufern des Main. Wir wünschen ihr von Herzen viel Glück und uns, daß sie so schnell als möglich in unsere Mitte wieder zurückkehren möge.

Hr. Fischer als Richard Boll sang und spielte diesen Charakter gemüthlich, und gab auf's Neue wieder den Beweis von musikalischer Festigkeit, die ihn zu einem der nützlichsten Mitglieder unserer Oper stempelt. Gertrud, Dem. Hofmann, ein recht annehmbarer Tausch für die abwesende Mad. Dobler. Sapienti sat! — Die übrigen Rollen sind schon oft besprochen und es genügt hinlänglich, wenn wir sagen, daß sie alle zum Gelingen des Ganzen das Ihrige beitrugen.

S.

Sylbenräthsel.

Die zwei ersten Sylben.

In jeder Schlacht, in jedem blut'gen Kampfe
Bin stets ich vorn', selbst Feldherr'n gehn mir nah,
Und Jeder ist im dichten Pulverdampfe
Mich zu bewahren sorgsam stets und wach.

Manch Mädchen gab mich, kühnen Sinn zu lohnen,
Dem lorbeersücht'gen, jungen Kriegersmann —
Man trifft von sonderm Werthe mich bei Thronen,
Doch stattlich auch bei Bürgern oft mich an.

Seht ihr zerfetzt mich oder voller Narben,
So zeugt euch dieß von häuf'ger Kampfesnoth,
Auch zeugen von Gesinnung meine Farben,
Vor allem seyd gewarnt vor Blau, Weiß, Roth.

Dem Vaterland habt Treue ihr geschworen,
Und stets folgt Jeder treu der seinen nach,
Und litt für sie, die ihm ja angeboren,
Eh' er sie ließ' wohl jedes Ungemach.

Die zwei letzten Sylben.

Mein Name adelt, führt zu hohen Stellen
Im Staat, und gibt euch Ruhm und Ehr';
Doch prüft genau den Kern — in manchen Fällen
Greift ihr nach tauber Aehre, hohl und leer.

Doch wo ich ächt, bin ich des Volkes Zierde,
In mir vereinet dann sich Kraft und Muth,
Und ich berecht'ge euch zur höchsten Würde,
Und Freiheit ist mein schönstes Attribut.

Das Ganze.

Den Jünglingen wohl oft, Bejahrtern selten,
Man dieses Ganzen Namen jetzt verleiht;
Doch ward (statt daß das Zweit' als Zier sollt' gelten)
Zum Sprüchwort er von Unbescheidenheit.

Euch Jünglingen, die stolz das Erste tragen
Im ernsten Streit, euch rath' ich, Aubenfloh,
Mit ihm euch nicht zu weit voranzuwagen,
Denn oft mißglückt's — mir ging's einst selber so.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 141.
Wasserhosen.

Theateranzeige.

Dienstag, den 30. September. Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Iffland.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 144. 30. September 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Placide Bloc, oder die Schachpartie.

(Schluß.)

Im Jahre 1807 wurde diese friedliche Lebensweise durch ein Ereigniß gestört, welches für das Schicksal unseres Helden von ernsten Folgen war. Fouché, Herzog von Otranto, war damals Polizeiminister, und man darf wohl annehmen, daß er in dieser Eigenschaft mit dem Stande der Schachpartie eben so vertraut, wie Herr Bloc selbst gewesen war; vergebens bemühte sich das schwarze Kabinet, Spuren einer Verschwörung in den so lakonisch geschriebenen Briefen Placide Bloc's zu entdecken. Umsonst war die Anwendung aller Dämpfe und mysteriösen Proben, wovon Rabelais uns den Katalog hinterließ, keine sympatherische Tinte kam zum Vorschein. Man zerbrach sich vergebens den Kopf, um in den Worten: »der Bauer des Thurms, ein Feld vorwärts« einen contrerevolutionären Sinn, oder in jenen: »der Springer bietet dem König Schach« eine royalistische Absicht zu finden; die Briefe des Herrn Bloc, gelesen und wieder gelesen, dem Polizeiminister Fouché als verdächtig vorgelegt (und in der That konnte ihre Einfachheit Furcht erregen) diese Briefe, sage ich, gingen nach ihrer Bestimmung ab, und erweckten, wie ich vermuthe, nicht minder die Neugierde und den Verdacht des schwarzen Kabinets von London. Eines Tages, nachdem Herr Bloc fünf Wochen über einen wichtigen Zug nachgesinnt hatte, war er gerade willens, seinen Gegner den gefaßten Beschluß zu schreiben, als plötzlich ein Polizeikommissär nebst zwei Agenten ins Zimmer traten.

Meine Herren, sagte Herr Bloc, setzen Sie sich gefälligst; ich stehe gleich zu Diensten.

Hierauf schrieb er hastig und mit einer begeisterten Miene die ruhmwürdigen Worte: Ich rochire, und begann den Brief zu falzen.

Mein Herr, sagte der Polizeikommissär, ich muß eine unangenehme Pflicht erfüllen, aber meine Befehle hinsichtlich Ihrer Person sind streng und gemessen, und heißen mich, alle Ihre Papiere versiegeln. Daher muß ich Sie auch bitten, mir gleichfalls den Brief zu übergeben, den Sie eben unterzeichnen....

Unterzeichnen! unterbrach Herr Bloc. — Ach! es ist wahr; bald hätte ich diese wichtige Förmlichkeit vergessen. Und seine Feder wieder nehmend, fügte er hinzu: Nun ist Alles in Ordnung.

Ich glaube es gerne, erwiderte der Kommissär, aber meine Pflicht gebietet mir, Sie zu bitten, mir zu folgen. Sie werden wohl einsehen, mein Herr, daß ich meine Pflicht erfüllen muß.

— Was Teufel, rief Herr Bloc aus, will man mich vielleicht wie meinen Vater guillotiniren?

— Das ist nicht meine Pflicht, erwiderte der Kommissär.

— Und was soll ich denn? frug Herr Bloc.

— Mir zum Polizeiminister folgen.

— Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, mein Herr; aber in dieser Stunde gehe ich gewöhnlich niemals aus; sie ist ganz besonders meinem Mittagessen gewidmet.

He! Gertrude, drei Couverts mehr: diese Herren werden, wenn sie mit mir speisen, warten, bis ich fertig bin.

— Ich weiß nicht recht, sagte der Kommissär, ob meine Pflicht....

— Ihre Befehle, unterbrach ihn einer der Agenten, gebieten Ihnen weder die Speisekammer, noch den Keller unter Siegel zu bringen.

Und man speis'te. Und der Herr Kommissär verstand das Essen und Trinken, wie seine Pflicht. Auch die Agenten ließen sich's weidlich schmecken.

Als die Rede davon war, die Siegel anzulegen, erlangte es die Köchin Gertrude, daß nur der Schreibpult des Herrn versiegelt wurde. Bevor er seine Wohnung verließ, übergab ihr Herr Bloc alle Schlüssel, und sagte: »Gertrude, ich weiß nicht, wann ich wiederkommen werde. Thue, als ob ich zu Hause wäre. Du weißt, wo das Geld liegt; jeden Tag halte mein Mittagessen bereit, und wenn ich nicht komme, so mache damit was du willst.« — Hierauf ergriff der Kommissär den Arm des Herrn Bloc, um gerader gehen zu können, und stieg mit ihm in einen Fiacre, wo er bald auf der Schulter seines Gefangenen einschlief. Zehn Minuten nachher befand sich Placide Bloc in einem der dunkelsten Kerker der Conciergerie.

Placide Bloc trug sein Loos mehre Monate lang mit Geduld. Die gänzliche Entbehrung aller äußeren Zerstreuungen schien ihm weniger peinlich, als jede andere; übrigens hatte man ihm, für sein Geld erlaubt, ein kleines ziemlich nettes Zimmer zu bewohnen, um daselbst sein Urtheil abzuwarten. Der Köchin Gertrude gelang es nicht ohne Mühe, ihm ein Schachspiel zu verschaffen, und, Dank ihrer Hülfe, Placide bedauerte von nun an den Verlust seiner Freiheit nicht mehr. Endlich aber, denn die Behörde konnte ihn doch nicht auf ewig in seiner gezwungenen Zurückgezogenheit vergessen, ließ ihn ein Instruktionsrichter vor sich kommen, verhörte ihn, fand ihn schuldlos und ließ ihn in Freiheit setzen. Bis dahin war alles ganz gewöhnlich. Nun aber begann für Placide Bloc ein neues Leben. Bei seinem Verhöre hatte man eine junge Engländerin ihm gegenübergestellt; Placide sah — und liebte sie. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er sein Herz schlagen: der Schachspieler vergaß seine abstrakte, fast mystische Leidenschaft, und dachte nur an die schönen blauen Augen, an die blonden Haare, an die bezaubernde Gestalt, an das liebenswürdige, bescheidene Wesen der Engländerin. Frei gesprochen, wollte er sie wiedersehen, und das Glück war ihm günstig. Kurz, im Jahr 1811 feierte man die Hochzeit Placide Bloc's mit Elisa Sommer. Die Nachrichten, die wir uns über die interessante Fremde verschaffen konnten, waren damals sehr unvollständig. Einige Personen

wußten nur unbestimmt, daß die junge Frau ohne Vermögen war und im sechzehnten Jahre eine Waise wurde, daß sie auf einer Seereise von einem Korsaren von Saint-Valery gefangen genommen, und mit andern Kriegsgefangenen nach Frankreich gebracht worden war. Durch einen Zufall, der jetzt leicht erklärt werden kann, fand man unter ihren Papieren die ganze Korrespondenz der Herren Bloc Vater und Sohn mit den Schachspielern in England; deßhalb ward sie auch unserm Placide gegenübergestellt, woraus ihre Heirath mit demselben erfolgte.

Aber Placide Bloc, durch seine tiefen anhaltenden Studien vor der Zeit alt geworden, ward eines Tages vom Schlage getroffen, das Haupt über dem Schachbrette liegend, todt gefunden. Nun ward das versiegelte Kodizill des Lord Greyson eröffnet, und es lautete:

»Meine sämmtlichen Güter sollen demjenigen zugehören, welcher die Schachpartie gewinnen wird, welche ich den. Herren Societären der High-Street-Akademie als Vermächtniß hinterlassen habe. Sollte Herr Placide Bloc vor dem Ende der Partie sterben, und keinen Stellvertreter eingesetzt haben, so soll meine Nichte, Elise Sommer, als meine natürliche Erbin in ihre Rechte wieder eintreten, wofern sie nicht einen Franzosen geheirathet hat. In diesem Falle setze ich die High-Street-Akademie zu meiner Universalerbin ein.«

So befindet sich denn die arme Elisa gegenwärtig in einer bedauernswerthen Lage. Sie hat einen Franzosen geheirathet und die Schachpartie ist nicht geendigt. Die Akademiker von High-Street verlangen daher mit Recht die Auslieferung der Hinterlassenschaft des Lord Greyson; aber mehre Rechtsgelehrten zeigen der Wittwe des Herrn Placide Bloc noch einen Ausweg, zur Erbschaft ihres Onkels zu gelangen. Und in der That ist es hinreichend, daß Madame Bloc einen Kämpfer präsentirt, der die schon so lange Zeit dauernde Partie zu gewinnen im Stande ist, und die beiden ersten Bedingungen des Kodizills werden erfüllt seyn.

([illegible])

Das Gewissen.

Wahre sizilianische Geschichte.

(Aus dem Metropolitan Magazine.)

(Schluß.)

Als er eben mit seiner Kompagnie durch Misterbianco marschirte, rief ein Mann, der bei dem Herzog in Diensten gestanden war, ihn erkennend, mit lauter Stimme aus: »Unser allergnädigster König muß wohl gut bedient seyn, wenn seine Truppen ihre Offiziere vom Auswurf der Galeeren herbekommen!« Durch diese Anspielung hocherbittert, drehte sich der Lieutenant um und antwortete, der Person des Sprechenden sich erinnernd: »Ich bin auf den Galeeren gewesen, allein Euer Herr gehörte dorthin; sagt ihm das.« »Ich stehe nicht mehr in seiner Excellenz Diensten,« versetzte jener, »allein ich will Ihnen dessenungeachtet den Gefallen thun, und ihm Ihren Auftrag ausrichten.« Das geschah: der Herzog bezeugte großes Erstaunen über eine solche Vermessenheit, suchte unverzüglich den Obersten des Regiments zu sprechen und verlangte von ihm die Bestrafung des jungen Mannes für diese Frechheit. Der Oberst, ein Neapolitaner, der dem Cavaliere sehr gewogen war und ihn entweder nicht für schuldig oder wohl auch — wie dieß beim Südländer nur zu häufig der Fall ist — einen Mord aus Eifersucht für ein nicht eben groß entehrendes Verbrechen hielt, erklärte dem Herzog, daß es nicht in seiner Macht stehe, sich ihm in diesem Punkte gefällig zu erzeigen; der Cavaliere sey Offizier, Se. Majestät habe ihm sein vermuthetes Vergehen verziehen, mithin Niemand das Recht, es ihm vorzurücken. Fühle sich der Herzog ernstlich beleidigt, so werde ihm der Kavaliere — wie er nicht zweifle — als ein Mann von Ehre Genugthuung geben. Der Herzog, ein trefflicher Fechter und ein Mann von unbestrittenem Muthe, ließ sich erst weitläufig über seine Herablassung aus, und nahm dann den Vorschlag, wohl in der Hoffnung, seinen Nebenbuhler los zu werden, an. Als die Sache dem Kavaliere mitgetheilt wurde, erklärte er sich bereit, dem Herzog die begehrte Genugthuung zu gewähren, da sie indessen jetzt in der Nähe der Villa seyen, in der der gräßliche Mord, um dessentwillen er so ungerechter Weise gelitten habe, vollbracht worden sey, so wolle er den Zweikampf einzig nur in dem Hause, in eben dem Gemache, in welchem die unglückliche Marchesa so schändlich gemeuchelmordet worden sey, ausfechten. Der Herzog erblaßte bei der Verkündigung dieses Begehrens, zitterte wie vom Schlage gelähmt, und nahm seine Ausforderung zurück, indem er erklärte, sein Rang und seine Stellung erlaubten ihm nicht, mit einem überwiesenen und bestraften Verbrecher den Degen zu kreuzen; allein als ihn der Oberst auf das Folgewidrige und höchst auffallend Schwankende seines Benehmens aufmerksam machte, verstand er sich aufs Neue zu dem Duelle, allein nur unter der Bedingung, daß dazu die Erlaubniß des hohen Gerichtshofs in Palermo eingeholt und erlangt werde, was er zu besorgen über sich nahm. Da Duelle in den sizilianischen Gesetzen streng verpönt sind, so schmeichelte sich der Herzog mit der Hoffnung, sein Gesuch werde abgeschlagen und er auf diese Art der doppelten Nothwendigkeit überhoben werden, entweder — in dem Schlafgemache der Marchesa sich zu schlagen, oder — durch seine Weigerung den Verdacht, selbst der Mörder zu seyn, auf sich zu laden; zu seiner Ueberraschung wurde jedoch vom Gerichtshofe die nachgesuchte Erlaubniß, in höflicher Rücksicht auf seinen Rang, ohne Verzug ertheilt; so blieb ihm keine weitere Ausflucht.

An dem festgesetzten Tage trafen sich die Beiden in dem verhängnißvollen kleinen Gemache, das Sie eben besucht haben, — der Cavaliere voll Muth und Zuversicht auf seine Unschuld; der Herzog, wenn gleich, (wie ich schon bemerkte) ein berühmter Fechter, blaß, bebend, und in einem Zustande zitternder Unruhe und Verwirrung, der das Erstaunen derer erregte, die ihn als einen Mann von erprobter Herzhaftigkeit gekannt hatten; seine Sprache war unzusammenhängend, die Knie wankten unter ihm. Als er den Degen zog, und auslegte, sträubte sich sein Haar, seine Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen — der Degen sank ihm plötzlich kraftlos mit der Spitze niederwärts und wie ein Wahnsinniger rannte er mit dem Ausrufe: »Dort — dort ist sie, rettet mich, rettet mich!« in dem Gemache umher. Seine Freunde näherten sich ihm und bemühten sich, den von irgend einem Schreckbilde Gequälten zu beschwichtigen; zu gleicher Zeit erklärten sie, daß, da der Herzog augenscheinlich von plötzlicher Krankheit ergriffen sey, die Sache für jetzt keinen Fortgang haben könne — haben dürfe; allein der junge Offizier behauptete, es sey das schuldige Gewissen, was seinen Gegner so furchtbar durchwühle, und erklärte, er würde die günstige Gelegenheit die ihm hier die Vorsehung gewähre, seine Unschuld in den Augen der Welt herzustellen, nimmermehr verloren gehen lassen. Er sey indessen bereit, die Sache auf sich beruhen zu lassen, wenn der Herzog vor allen Anwesenden (daß er seine eigene Schuld einbekenne, dürfe er von ihm ja doch nicht erwarten) die feierliche Versicherung ablege, daß er aus eigenem Wissen von der Schuldlosigkeit des Cavaliere an dem Verbrechen, wegen dessen dieser verurtheilt worden, überzeugt sey. Der Herzog hatte sich inzwischen so weit wieder gesammelt, daß er mit ziemlicher Geistesgegen-

wart zur Antwort gab, wohl habe er sich furchtbar angegriffen gefühlt, als er sich zum erstenmale wieder seit jener grausenvollen That in demselben Gemache, wo eine ihm so theure Person grausam ermordet worden sey, befunden habe, was auch von ihm vorhergesehen worden sey und weßhalb er ein Fechten an einem so übelgewählten Orte zu vermeiden gewünscht habe, allein nimmermehr würde er sich zu einer Erklärung verstehen, bei der er den Cavaliere nicht lossprechen könne, ohne nicht eine Last von Verdacht auf sich zu nehmen. Wer ihn kenne, sehe wohl ein, daß seiner heftigen Aufregung keine andere, als die von ihm angegebene Ursache zu Grunde gelegen seyn könne: so möge denn die Sache weitergehen. Umsonst zwang er sich Fassung, die Miene der Gelassenheit an, stellte er sich auf's Neue zum Kampfe fertig; abermals kehrte sein Zittern wieder, abermals stierten seine Augäpfel gläsern in ihren Höhlungen; doch alle seine Entschlußkraft zusammenraffend legte er verzweifelnd zum Blutstreite aus, Stich auf Stich blindlings hinausstoßend und vergessend, des Gegners Stöße abzuwenden. Das Duell würde natürlich, unter diesen Umständen, von den Sekundanten abermals ausgesetzt worden seyn, allein ehe sie Zeit hatten, in's Mittel zu treten, saß dem Herzog seines Gegners Klinge bereits in der linken Brust. Er stürzte im Augenblick, kreischte in gräßlichen Tönen auf, drückte krampfhaft die Hände auf die Augen und rief angsthaft eine selbstgeschaffene Schreckenserscheinung an, von ihm zu weichen, während er zugleich schrie: »Ja, ja! ich mordete sie;« dann, nach einer Wandvertiefung hinter der Thüre deutend — »dort ist der blutige Dolch.« Seine Freunde erklärten es für ungereimt, auf die Rasereien Eines achten zu wollen, der wohl schon im Sterben, jedenfalls seiner Sinne nicht mächtig sey, und brachten ihn ohne Verzug aus dem verhängnißvollen Gemache. Als der mitgenommene Wundarzt die Verletzung untersuchte, zeigte sie sich zu Aller Verwunderung durchaus nicht als gefährlich, und als eine bloße Fleischwunde, indem der Degen an einer der Rippen abgeglitscht war, wodurch die edlen Theile unverletzt geblieben waren. Während dieser Zeit suchten der Cavaliere und dessen Freunde mit ängstlicher Begier an dem von dem Verwundeten angedeuteten Orte nach der Waffe, mit welcher die blutige That begangen worden war. Ihre Bemühungen blieben lange fruchtlos; endlich bemerkten sie, daß einer der Steine locker zu seyn schien, zogen ihn aus der Mauer, und fanden nun in der Vertiefung hinter ihm nicht allein den mit Blut überzogenen Dolch, sondern auch Pistolen und andere Waffen, die der Herzog augenscheinlich hier versteckt hatte, nebst einigen Schlüsseln, die, wie der gemachte Versuch zeigte, zu den Schlössern an den verschiedenen nach dem Schlafgemach der ermordeten Marchesa führenden Thüren paßten. So war denn jeder Schatten eines Zweifels hinsichtlich der Unschuld des schwergekränkten Cavaliere oder der Schuld des unglückseligen Herzogs verschwunden.

»Bald nach dem gewaltsamen Tode seiner Gattin war der unglückliche Don G. seiner Haft entlassen worden und nach Catania zurückgekehrt; allein erst, nachdem er den größeren Theil seines Vermögens in dem Bemühen, sich gegen die unrechtliche Verfolgung zu vertheidigen, aufgebraucht hatte. Wie der Herzog späterhin gestand, war es seine Absicht gewesen, ihn in lebenslänglicher Haft schmachten zu lassen, zur Strafe für die Verläumdung — denn das war es seiner Behauptung nach — mit der er die Marchesa in Bezug auf die Opernsängerin berückt hatte; allein seine Wuth gegen den Gatten wich vor der Eifersucht zurück, die in ihm das Erscheinen des Cavaliere im Dienste der Marchesa erregte, da er nun der Treulosigkeit — und nicht einen Irrthum von ihrer Seite ihre Heirath zuschrieb.

Nach seiner Verwundung ward der Herzog von seinen Begleitern ohne Zeitverlust nach seinem eigenen Palaste gebracht, wo er nur langsam den vollen Gebrauch seiner Vernunft wieder erlangte. Als aber der hochgebietende Herzog von M. von seinem Siechbette wieder aufstand, hätte man in ihm wohl schwerlich den Mann wieder erkannt, der jüngst noch so stolz die verhängnißvolle Villa betreten hatte, einen Rachekampf mit dem Cavaliere auszufechten. Er übertrug in gesetzlicher Form sein ganzes Vermögen dem nächsten Erben, dem gegenwärtigen Herzog von M., sich selbst aber schloß er in ein Karthäuserkloster ein, wo er, nachdem er sein Noviziat gehörig ausgehalten hatte, die Gelübde ablegte. Dem Cavaliere, der so vieles von seiner Arglist und Schuldhaftigkeit zu leiden gehabt hatte, setzte er ein Reuegeld von zwei sizilischen Unzen für den Tag aus — eine recht annehmbare Summe für ein Land, wie Sizilien. Ebenso bestimmte er, daß dem Don G. alle Ausgaben und Kosten vergütet werden sollten, welche er während der Gefangenschaft, die ihn beinahe zu Grunde gerichtet, gehabt habe. Allein die Geschenke des bußfertigen Herzogs wurden von Beiden, dem Cavaliere wie dem Gatten, ausgeschlagen, indem sie sich weigerten, irgend eine Verbindlichkeit von dem Manne anzunehmen, der ihnen so grausam und unersetzbar wehgethan hatte.

»Der Herzog stiftete auch eine ewige Messe für die Ruhe der Seele der Marchesa und setzte eine Trauerfeier ein, die noch immer alljährlich, am Jahrestage der Mordthat, mit großer Pracht begangen wird; denn es sind nicht weniger als siebenhundert Unzen für die Feierlichkeit selbst und die fürstlichen Almosen, welche den Armen der Umgegend bei der Gelegenheit gereicht werden, ausgeworfen.

»Am Abend vor dem Trauerfeste, nach der Vesper, getraut sich kein Landmann mehr an der Villa vorbei. Denn in jener Nacht — so glaubt das Volk starr und steif — sieht man den Geist der unglücklichen Marchesa um den verhängnißvollen Ort schweben, an dem sie so grausam umkam.

»Der Herzog lebte noch viele Jahre nach seinem Eintritte in den Orden. Er starb in aufrichtiger Buße; allein es verging lange, lange Zeit, ehe es der eifrigsten Sorgfalt seiner geistlichen Brüder gelang, die scharfen, nagenden Vorwürfe seines schuldbefleckten Gewissens zu beschwichtigen.«

(K. v. Kreling's engl. Bibl.)

Die schwedischen Posteinrichtungen.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden. 1834.

Die Extraposteinrichtungen in Schweden sind so verschieden von denen der andern Länder, daß sie einer näheren Erwähnung wohl werth erscheinen und ich es daher für interessant genug halte, darüber Einiges mitzutheilen. Die Beförderung der Reisenden geschieht in folgender Art:

Auf den festgesetzten Stationen, die gewöhnlich 1½ auch 2 schwedische (2¼ bis 3 deutsche) Meilen von einander entfernt liegen, ist ein von der Regierung installirter Beamter, der quasi als Postmeister fungirt und als Besoldung von der Regierung ein ihr zugehöriges Gebäude nebst Garten und Ackerland erhält. Gewöhnlich ist dieß Gebäude zugleich Wirthshaus, Gästgifvaregård genannt, nicht gästegivergaard, wie dieses Wort in manchen Reisebeschreibungen verunstaltet ist. Der Postmeister überläßt nun einem seiner Leute (Hällkarl, lies Hollkar) das Geschäft, für das Fortkommen der Reisenden, für die Herbeischaffung der nöthigen Pferde und Wagen Sorge zu tragen. Diese letztern Gegenstände werden aber selten in gehöriger Anzahl bereit gehalten, sondern erst dann zusammengeholt, wenn der Reisende auf der Station eintrifft. Die Bauern einer jeden Gemeinde sind nämlich verpflichtet, auf Requisition dieses Hällkarls, Pferde und Wagen gegen

Verabreichung des von den Reichsständen festgesetzten Postgeldes zu stellen. Bei dem großen Umfange mancher Gemeinden, indem die Gehöfte nicht beisammen liegen, ist ein solches Zusammenholen mit vielem Zeitaufwand verbunden, und der Aufenthalt auf einer Station hängt daher von dem raschen oder langsamen Zusammenholen der Pferde ab. Das Postgeld ist allerdings bedeutend geringer, als das, welches in den übrigen Staaten, wo Extraposteinrichtungen bestehen, bezahlt wird, und beträgt nach der letzten Verordnung 16 Shilling auf die schwedische Meile für jedes Pferd. In Städten bezahlt man 20 Schilling. Das rasche Fahren, sobald der Weg durch schlechtes Wetter nicht verdorben, ist in Schweden zu Hause und dieß eine Entschädigung für das oft lange Warten auf den Stationen; das wohlfeile Reisen kommt hauptsächlich nur den Einheimischen zu Statten; Fremde, die mit eigenen Reisewagen fahren, werden genöthigt, Ausgaben zu machen, die denen in den übrigen Ländern bei Reisen Statt findenden Kosten ziemlich gleichkommen.

Es ist nämlich nöthig, um jeden Aufenthalt auf den Stationen zu vermeiden, von dem Orte aus, wo man abreis't, einen Vorboten (Forbad) abzuschicken, der gleichsam als Kourier voraufgeht und auf jeder Station die Zeit angibt, wo die Pferde bereit gehalten werden sollen. Gesetzlich ist festgestellt, daß die Pferde auf den ankommenden Reisenden nur eine Stunde zu warten haben, für jede Stunde aber, die sie über die angegebene Zeit warten, sollen die Anzahl der bestellten Pferde mit dem halben Meilengelde entschädigt werden. Wehe dem Reisenden nun, der, durch irgend einen Zufall aufgehalten, nicht zu der Zeit auf der Station eintrifft, die der Vorbote angegeben hat; er muß auf der ganzen Tour für diese Versäumniß das festgesetzte halbe Meilengeld noch außer dem Stationsgelde bezahlen, und kann auf diese Weise ein solcher Aufenthalt zur Bezahlung einer höchst bedeutenden Summe Veranlassung geben. Sollte es nun aber geschehen, daß die bestellten Pferde auf der Station nicht zur rechten Zeit da wären, so daß der Reisende ihrer warten müßte, oder daß er den Vorboten gegen Abend einholte, obgleich er ihn schon zehn Stunden früher abschickte, als er ausgefahren, und daß er nun genöthigt wäre, die Nacht in einem schlechten Wirthshause zuzubringen, damit der Vorbote erst wieder einen Vorsprung gewinnt, so wird ihm dafür nicht die geringste Entschädigung ertheilt.

Fremde, die ganz sicher reisen und keiner dieser Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn wollen, sind, wenn sie mit eigenem Wagen fahren und der schwedischen Sprache nicht mächtig sind, durchaus genöthigt, an dem Orte, wo sie die Reise anfangen, zwei Leute anzunehmen, den einen als Vorboten, den andern als Kutscher, denen sie die Sorge für ihr Fortkommen übertragen. Gewöhnlich nimmt man hierzu Militärs, die von ihren Chefs zu solchen Reisen auserwählt werden und die der Reisende, wenn er ihrer nicht mehr bedarf, auf seine Kosten zurückschicken muß.

Der Bauer, der seine Pferde zu diesen Extrapostfuhren gibt, heißt Skuttsbonde (lies Schußbunde, Postbauer auf deutsch); er führt indessen nicht die Zügel seiner Pferde, sondern muß den Platz auf dem Wagen einnehmen, der ihm angewiesen wird, und die Leitung seiner Pferde dem Kutscher des Reisenden überlassen. Die meisten schwedischen Bauerpferde sind klein und schwach; der Reisende ist daher genöthigt, vor eine gewöhnliche Reisechaise drei auch vier Pferde vorspannen zu lassen, und um bei dem beständigen Bergauf- und Bergabfahren (Hemmschuhe legt man hier fast nie an) keiner Gefahr ausgesetzt zu seyn, muß man Geschirre für die Pferde kaufen; denn die Geschirre der Bauern sind oft in solchem schlechten Zustande, daß man sich ihrer mit Sicherheit nicht bedienen kann. Auf solche Weise häufen sich die Ausgaben so an, daß hier eine Reise eben so theuer zu stehen kommt, als irgendwo anders. (Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

John Taylor, ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, erbot sich einst, die Biographie der berühmten englischen Schauspielerin Siddons zu schreiben, und richtete deßhalb ein Schreiben an sie. Hier folgt die interessante Antwort dieser unvergleichlichen Künstlerin:

Newham Rectory, den 5 August 1793.

Wahrlich, mein lieber Freund, schrieben Sie auch mein Lob mit der Feder eines Menschen und eines Engels, so würde ich mich doch vor einer Berühmtheit scheuen, welche das Vorurtheil eines so liebevollen Biographen auf mich übertragen würde. Denn wie könnte ich wohl diese Berichte über mich selbst ohne Erröthen lesen — Berichte, welche mehr den Maßstab Ihrer Freundschaft als meines Kunstwerthes abgeben würden. — Ich mag es gerne, daß Sie selbst sich in meinem Talent und Charakter täuschen, weil die Meinung derjenigen, welche sich überhaupt die Mühe geben an mich zu denken, mir interessant ist, und interessanter als Manche wohl glauben möchten. Allein im Allgemeinen irren sich meine Freunde sehr in meinem Charakter. Es hat Gott gefallen, mir einen Beruf anzuweisen, welcher mich immerwährend vor die Augen der Welt stellt, allein mein natürlicher Hang neigt sich zur Zurückgezogenheit und zum Privatleben und obschon der Beifallruf, diese Palme der Kunst, nothwendigerweise ein süßes Gefühl in mir erwecken muß, so erweckt die sanfte Stimme theuerer Angehörigen und achtungswerther Freunde ein noch süßeres. Erzählen Sie mir daher so viel Sie wollen von meinem Talent, mit welchem, wie Sie sich auszudrücken pflegen, ich so wunderbar begabt seyn soll, ich werde Ihnen mit Vergnügen zuhören und für die Dauer Ihrer Täuschung den Himmel anflehen. Allein, ich beschwöre Sie, veranlassen Sie nicht — wenigstens warten Sie, bis die öffentliche Meinung die Idee in etwas sanktionirt hat — daß alle Welt meine schwachen Bestrebungen anstaunt, bewundert und dann gewiß darüber lacht.

Die »Morning-Post« enthält folgenden Artikel: Die Gräfin Rossi (die bezaubernde Sontag) gab dem Prinzen Albert von Preußen zu Ehren am 2. September ein brillantes Fest nebst Konzert im Haag. Ohngefähr 300 Personen waren geladen, worunter das diplomatische Korps, der holländische Adel u. s. w. Die interessante Gräfin leidet an einer Schwäche in den Füßen, welche sie am Gehen hindert, und mußte sich daher in einem Sessel rollen lassen, um ihre vornehmen Gäste zu empfangen. Sie entzückte dieselbe durch den Vortrag mehrer ihrer Favoritarien in welchen sie wohl unerreichbar ist. Ihre Stimme hat, seit ihrer Verheirathung, nach welcher sie die Bühne verließ und seitdem im Haag wohnte, wo möglich noch an Fülle und Wohllaut gewonnen.

An die Rather des Sylbenräthsels in Nro. 143.

Mit Fahnenjunker glaubt ihr's zu errathen?
Wie? nennt der Nam' euch Unbescheidenheit?
Und wo wird wohl die Fahn' — fragt die Soldaten —
Ganz vorgetragen je im Waffenstreit?

Mein Erstes, wißt, trägt Jeder mit Vergnügen
Mit sich herum, der tief und jener hoch,
Ihr Alle tragt es wohl auf allen euren Zügen,
Soldat und Nicht-Soldat — und ferner noch.

Und wer das Zweite hat — o hätten's Alle! —
Sucht edle Früchte sich, nicht leeres Stroh.
Am meisten wohl auf unserm Erdenballe
Bewundern wir's am König Salomo.

Theateranzeige.

Dienstag, den 30. September. Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Iffland.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — f. d. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, | №. 145. | 1. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gedichte über Venedig.

Von Ludwig Halirsch.

(Aus seinen nachgelassenen Briefen in die Heimath, geschrieben auf einer Reise nach Italien im Jahre 1831).

---

3. Der Markusplatz.

So wie der leichte lose Kahn
Hintanzt auf stürmischer Wellenbahn,
Ganz ohne Richtung, ohne Ziel,
Für jede Wog' ein Kinderspiel:
So reißt auch mich die Menge hin,
Der ich allein und einsam bin.
Der Zendal fliegt als Segel auf,
Leitsterne für den irren Lauf
Sind Augen, deren dunkle Nacht
Doch Mittags-Sonnenglut durchlacht.
Ihr holden Führer, führt mich nur,
Wie gerne folg' ich eurer Spur!
Gehorsam folg' ich, willenlos,
Dem Hoffnungsstral vertrauend bloß,
Der mild aus diesen Augen bricht,
Und sicher hält, was er verspricht. —
Im Schooß der Erd', in Grabesnacht
Ist einer plötzlich aufgewacht,
Den sie für todt hineingelegt,
Und der sich nun bewegt und regt.
Er pocht und pocht, und stöhnt und weint,
Bis Rettung in der Noth erscheint.
Entzwei der Sarg, und auf die Gruft,
Und wieder Leben, Licht und Luft.
Da stürmt er von dem Schreckensort
Im Todtenhemde fort und fort,
Wie weit der Weg, er stürmt hinaus
Bis zu dem nächsten Menschenhaus:
Da stürzt der fremde Gast hinein,
Und Tanzgebraus' und Kerzenschein
Und Sang und Klang und alle Lust,
Die wohnt in einer frohen Brust,
Umschwirret ihn und reißet ihn,
Ob er sich sträub', wirbelnd hin;
Der noch vor einer Spanne Zeit
Dem Grabe war — dem Tod geweiht.
So war es mir, so fühlt' ich mich, —
So Auferstehungs-wonniglich,
So frisch und froh, so stark und frei,
So durch und durch geboren neu,
Als mir Sankt Markus seinen Saal
Jetzt aufgeschloß mit einenmal.
Ein Saal, ein weiter luft'ger Saal,
Geschmückt zum ew'gen Karneval!
Der Sternenhimmel blitzt darein
Mit seinem hellsten Vollmondschein;
Des weichen Lenzes Abendluft
Durchhauchet ihn mit Blütenduft,
Und flötend locket rings Musik
Zu Liebeslust und Liebesglück.
Da wogt's, da braus't es um mich her,
Als sey's ein zweites Meer im Meer:
Hier Tänzerinnen reich bekränzt,
Dort Tänzer, deren Auge glänzt;
Sie schweben durch die Säulen hin;
Gott segne euren Jugendsinn!
Selbst an Kredenzen fehlt es nicht,
Umsaumt von buntem Kerzenlicht.
Da kühlet sich mit süßem Eis
Das Herz, das Sommermittags-heiß,
Das Herz, das heiß von all der Lust
Hoch aufschlägt in der stillsten Brust.
Auch meines will Erquickung nun,
Will nach der langen Wallfahrt ruh'n,
Will in dem ew'gen Sturmeswehen,
Wo es umher zieht, — stille stehen. —
Mein Herz! mein Herz, was wünschest du!
Für dich und mich gibt's keine Ruh
Auf Erden nicht; mein Herz, mein Herz!
Selbst hier wird dir der Scherz zum Schmerz,
Doch sey's! Was nicht in Zeit und Raum,
Das find't man wenigstens im Traum;
Wir wollen träumen! — denn hier träumt
Sich's schön — von Lebenslust umschäumt,
Von Lebenslust und Melodie!
O! möchten wir erwachen nie!

E m n e h.

Eine morgenländische Erzählung.

Am Meeresstrande des griechischen Archipelagus wanderten eines Abends mehre türkische Kaufleute, welche ein junges Mädchen, in einer nachdenkenden Stellung am Ufer sitzend, wahrnahmen. Auf einen niedern Rasenhügel gestützt, schweifte ihr zerstreuter Blick auf der unermeßlichen Wasserfläche und ihr etwas vorgebeugter Körper ließ Formen von ungewöhnlicher Schönheit und Fülle entdecken. War es dieser Anblick,

der die Begierden der Handelsleute rege machte, oder glaubten sie, in dem jungen Mädchen einen Gegenstand zur Befriedigung ihrer Habsucht zu finden, sie näherten sich ihr; als sie aber nur einige Schritte noch von ihr entfernt waren, blieben sie plötzlich, wie vor Erstaunen gefesselt, leise einige Worte wechselnd, stehen. Diese türkischen Kaufleute waren nämlich Sklavenhändler, welche die Harems des Orients mit schönen Sklavinnen versahen, und das Mädchen, das sich ihren Blicken darbot, war eine solche Schönheit. In wenig Augenblicken hatten sie dieselbe mit dem den orientalischen Sklavenhändlern eigenen Blick und Schätzungsvermögen gemustert. Sie bemerkten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Theilnahme ihre halb geöffneten, zwischen herrlichen langen seidenen Wimpern durchschimmernde schwarze Augen, ihr reiches nachlässig herabfallendes Haar, das der leiseste Windhauch hob und sinken ließ, ihren blendend weißen schön geformten und, um in der Sprache des Bildners zu reden, gut modellirten Nacken, ihren schlanken Wuchs endlich, der sich in so üppigen und zugleich doch zarten Formen, wie man sie nur an den Frauen Spaniens und des Orients zu sehen gewohnt ist, entfaltete. Das war fürwahr ein schöner Fang, eine Waare, die herrlichen Gewinn versprach. Nachdem diese Türken zuletzt noch einmal um sich hergeblickt hatten, gleichsam um zu erforschen, ob kein Zeuge zu fürchten, oder sonst keine Gefahr vorhanden sey, trat der Entschlossenste unter ihnen zu dem schönen Mädchen hin und ließ seine rauhe Hand auf ihre zart geformte Schulter fallen. »Du mußt uns folgen!« sprach er barsch, indem er den Griff seines Handschar faßte und auf seine umstehenden Gefährten zeigte. Dieser unerwartete Anblick, die schrecklich rauhe Anrede erfüllte die Jungfrau mit Angst und Schrecken; schnell jedoch begriff sie, daß Widerstand hier unnütz und kaum Hülfe zu hoffen sey. Aber sie hatte einen Bruder, der den letzten Blutstropfen für sie gegeben haben würde, — doch ihn zu Hülfe rufen, hieße dieß nicht, ihn dem gewissen Tode preisgeben? Sie entsagte und folgte ihren Räubern.

Die Karavane brach auf, und nach einigen Tagereisen schon entfaltete sich Konstantinopel mit der Masse seiner hölzernen Häuser, mit den glänzenden Kuppeln seiner zahlreichen Moscheen, mit den zierlichen Spitzen seiner Minarets in seiner ganzen Pracht den Blicken der unglücklichen Gefangenen, deren Betrübniß indessen nicht zuließ, diesen Anblick zu genießen. Aber ach! größere Leiden, als die ausgestandenen harrten der Armen noch! Am Tage nach ihrer Ankunft wurde sie ihrer Kleidung beraubt und so halb nackt und zitternd auf dem Bazar zum Verkaufe ausgestellt. Einige Käufer hatten sich bereits eingefunden, doch umsonst, sie wichen vor den übermäßigen Forderungen der Verkäufer zurück, als der Oberaufseher der Vergnügungen des Großherrn, der Lieferant seines Harems, das Haupt der verschnittenen Schwarzen vorüberging. Da ihm das Mädchen schön genug schien, so näherte er sich ihr zur großen Zufriedenheit der türkischen Kaufleute, die schon im Vorgenuß ihres erträumten großen Gewinns schwelgten. Dein Name, Weib? fragte der Kislar-Aga. Anastasia, antwortete die Schöne zaghaft. Dein Vaterland? Morea. Deine Religion? Christin. Bei dieser letzten Antwort beurlaubte sich der Frager kopfschüttelnd und setzte seinen Weg weiter fort.

Die Türken indessen waren nicht gesonnen, eine so gute Gelegenheit sich entschlüpfen zu lassen, sie erkannten bald das Hinderniß, das sich dem Handel entgegen stellte, und beschlossen, es zu heben. Alsbald suchten sie ihrer Gefangenen die Ehre, in den Harem des Sultans aufgenommen zu werden, begreiflich zu machen, sie schilderten ihr das Glück und die Freuden, welche sie in diesen heiligen Mauern erwarten, nach ihrer Weise mit lebhaften Farben.

Anastasia gab diesen und ähnlichen Versuchen kein Gehör, doch als ihr mit dem Tode, mit einem martervollen Tode gedroht wurde, fing ihr Muth zu sinken an, und sie willigte endlich ein, auf den Koran zu schwören, keinen andern Gott, als den des Propheten, zu erkennen.

Von nun an gab man ihr den Namen Emneh; man brachte sie in ein Bad, von den köstlichsten Salben und Oelen des Orients bereitet. Sklavinnen legten ihr reiche Kleider an und auf einem kostbar geschmückten Palankin hielt sie ihren Einzug durch die dreifachen Mauern des Serails bis in den Sommerharem, der sie in seinen wollustathmenden Hallen aufnahm.

Anfangs war Emneh wirklich tief erschüttert und der Verzweiflung nahe; sie dachte nur an ihr Vaterland, ihre einzige Liebe, an ihren Bruder, ihren einzigen Freund. Aber nach und nach — die Ursache sey nun welche sie wolle, ob der natürliche Hang des Weiberherzens zur Veränderung, ob verführerische Vergnügungen jeder Art, die, indem sie den Körper verweichlichen auch den Geist erschlaffen — nach und nach verminderte sich Emneh's Schmerz. Manchmal machte sie sich wohl noch ihren Mangel an Muth und Kraft zum Vorwurfe, aber immer wurden solche Empfindungen durch neue Freuden, durch stets auf einander folgende Feste und Vergnügungen verscheucht. Und war es nicht für ein junges, mit dem von den heißen Klimaten des Orients unzertrennlichen Hang zum Genusse gebornen Mädchen, wirklich unendlich schwer, in solchem Orte, in solcher Umgebung, einer berauschenden Sinnlichkeit zu widerstehen?

Selbst unter unsern kälteren abendländischen Frauen, wo ist die, welche bei einem so üppigen Leben ihren Schmerz bewahren würde, wo ist die, welche den ersten Stein auf Emneh zu werfen vermöchte? Die Unterhaltungen im großherrlichen Harem sind mannichfaltig, einer indessen muß hier besonders erwähnt werden.

Vor Zeiten sah man in Konstantinopel wohl häufig wandernde Stegreifdichter in auffallender Tracht einherziehen und in öffentlichen Kaffeebuden leicht improvisirte Gesänge vortragen. Als Machmut aber gewahr wurde, daß diese Abenteurer die ihnen zugestandene Freiheit dazu benutzten, das Volk gegen die Regierung aufzuregen, ließ er ihnen den Zutritt in diese öffentliche Orte untersagen, und um die Ausübung ihres Talents sich und seiner Regierung dienstbar zu machen, bediente er sich ihrer oft im Serail, die Favoritsultaninnen durch Gesang zu unterhalten. Der Tag, an welchem solche Sänger im Harem auftreten, war für die Frauen desselben ein Festtag. Wohlgerüche wurden reichlich gespendet, die Frauen erschienen in ihrem kostbarsten Schmucke, und selbst der Sultan verherrlichte öfters durch seine Gegenwart diese Vorträge der Improvisatoren.

Einst kündigte das Oberhaupt der Verschnittenen ein solches Fest den Bewohnerinnen des Harems an, aber es sollte dieses Fest, anziehender als alle vorhergehenden der Art seyn, denn ein türkischer Stegreifdichter werde sich mit einem fremden, eben in Konstantinopel angekommenen, messen, also ein Wettgesang zweier Improvisatoren; der Sultan selbst werde dabei anwesend seyn.

Und wirklich am Abende, zur Stunde wo die Moscheen sich schließen, wo der Mond seine zitternden Stralen im Meer von Marmora abspiegelt, wo die Orangenbäume am herrlichsten duften, das Wasser hörbarer aus den Quellen rieselt, zu dieser Stunde erschienen im stralendsten Glanze der prächtigsten Gewänder alle Schönen des Harems und nahmen Platz auf den kreisförmig ausgebreiteten Polstern eines der Audienzsäle.

Nach einer kleinen Weile erschien unter dem Vortritt aller seiner Verschnittenen und stummen Diener des Serails, die

jeden Augenblick bereit sind, den schrecklichsten Befehl zu vollziehen, der Sultan, majestätisch und ernst. Sodann wurden die beiden wetteifernden Sänger eingeführt. Der erste war ein kleiner wunderlich gekleideter Mann, mit einer Schellenkappe auf dem Kopfe, einem bis zu den Ohren gespaltenen Mund, grauen und dabei stechenden Augen, wie die eines Affen, was alles ihn jenen Narren des Mittelalters, welche sich im Gefolge der Fürsten befanden, nicht unähnlich machte. Ganz anders war das Aussehen des andern, seine niedergeschlagenen Augen, seine ernste würdige Haltung, sein gebeugtes und doch edles Antlitz, alles zeigte an, daß er zu der Rolle, die er spielte, nicht geboren war. Die weibliche Neugier war durch dieses Doppelschauspiel lebhaft angeregt, alle Blicke trafen wechselsweise zwei so verschiedene Männer, alles war in der gespanntesten Erwartung. Doch unter allen diesen Frauen war eine, Emneh, die von diesem Anblick wahrhaft erschüttert wurde. Emneh hatte nämlich in dem Sänger ihren geliebten Bruder erkannt, sein lebhafter Blick hatte sogleich den ihrigen getroffen. Wie kam er in den Harem, den sonst keines fremden Mannes Fuß unbestraft betritt? Sollte sein Auftreten als Sänger eine List seyn, sich ihr zu nähern? Wer mag ihr Aufklärung geben über diese seltsame Verkleidung?

Der Gesang hatte bereits begonnen, sie vernahm nur wenig von seinen Klängen, so sehr war ihr Innerstes über das Vorgefallene in Bestürzung. (Schluß folgt.)

Die schwedischen Posteinrichtungen.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden. 1834.

(Schluß.)

Mitunter gibt es auch Stationen, wo nur eine gewisse Anzahl von Pferden gehalten zu werden braucht; wenn nun der Reisende ankommt und die gewöhnlichen Hällpferde (Hällpferde sind diejenigen, die gesetzlich an gewissen Stunden des Tages bereit stehen müssen; ihre Anzahl ist durch Verordnung festgestellt) nicht mehr vorfindet, was fast in der Regel geschieht, so muß er entweder warten, bis selbige ankommen, oder er muß ein erhöhtes Postgeld bezahlen, wofür dann aber sonderbarer Weise sogleich Pferde zu haben sind. Auch erhöht sich das Postgeld, wie oben angegeben ist, um mehre Schillinge auf jeder Station, die sich in einer Stadt befindet. Eine der größten Unbequemlichkeiten, die auf jeder Station Statt findet, ist die, daß jeder Reisende seinen Namen, seinen Stand, den Ort, von dem er herkommt, wo er hinreis't, wo sein Paß ausgestellt ist, mit wie viel Pferden er fährt, in ein ihm von dem Hällkar vorzulegendes Buch verzeichnen muß. Dieses Buch enthält außerdem den Namen der Station, die Entfernung bis zur anderen und mehre Vorschriften in schwedischer Sprache, die aber dem Fremden, der die Sprache nicht kennt, keine Auskunft gewähren. Wie lästig dieses Einschreiben bei schlechtem Wetter, bei starkem Frost oder Regen und während der Nacht ist, kann man sich leicht denken. Ob der polizeiliche Zweck, den man wohl dabei hegt, erreicht wird, ist schwer zu glauben, da sehr leicht Mißbrauch beim Einschreiben in dieses Buch getrieben werden könnte. Man traut aber der bona fides eines Jeden, und schwerlich könnten in einem andern Staate solche Einrichtungen bestehen, ohne zu den größten Mißbräuchen Veranlassung zu geben. Die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit geht in gewisser Hinsicht in Schweden noch jetzt so weit, daß man z. B. mit dem Vorboten Koffer und Päckereien abschicken kann und versichert ist, dieselben auch nach einer Reise von hundert Meilen unversehrt wiederzuerhalten, obgleich man ihrer auf der ganzen Tour nicht ansichtig geworden ist.

Reisende, die nicht mit eigenem Wagen fahren, erhalten auf jeder Station einen zweiräderigen Karren, ungefähr denen ähnlich, deren sich die reitenden Posten im Preußischen bedienen. Der Aufenthalt auf der Station dauert indessen, wie schon oben bemerkt ist, lange, da Pferd und Karren nicht immer bereit stehen, und nur Kouriere ohne Aufenthalt befördert werden müssen. Im Winter, sobald Schnee gefallen ist, fährt man nur mit Schlitten; alle Wagen werden dazu umgestaltet, und man versteht sich darauf so gut, daß sogar die Räder von den Wagen nicht abgezogen zu werden brauchen; durch Unterlegung von zwei Schleifen, die jede Bewegung des Rades hindern, ist nämlich jeder Wagen zum Schlittenfahren im Augenblick umgestaltet. Es hat diese Einrichtung das Gute, daß, indem die Räder an den Wagen bleiben, die Achsen keinen Schaden leiden können. In Stockholm stehen sogar im Winter, wenn Schnee liegt, alle Kutschen auf Schlitten und sind selbige so eingerichtet, daß ein ganz kurzes Umwenden, das oft wegen Enge der Straßen nothwendig ist, Statt finden kann, indem die unterliegenden Schleifen nicht in eins gehen, sondern aus zwei Theilen bestehen.

Der schwedische Bauer scheint mit der im Lande bestehenden Extraposteinrichtung sehr zufrieden, da ihm dadurch ein fast gewisser Gewinn jährlich zufällt; ob diese Einrichtung aber nicht wiederum in anderer Hinsicht sehr lästig ist, hauptsächlich in der Erndte- und Bestellzeit, und ob die Moralität der Bauern dadurch nicht sehr verdorben wird, sind Fragen, die einer Prüfung wohl werth erscheinen. Es sind bei den schwedischen Reichstagen schon öfter Vorschläge zu Posteinrichtungen, wie solche in andern Ländern bestehen, gemacht, doch hat man bis jetzt darüber keine Entscheidung fassen können. So lange Schweden nur so wenig von Reisenden besucht bleibt, als es bis jetzt der Fall war, wird die bestehende Extraposteinrichtung wohl noch genügen; sollte aber eine Konkurrenz der Reisenden eintreten, wie in andern Ländern, so könnte es doch leicht geschehen, daß alle Pferde einer Gemeinde, oder wenigstens der größte Theil derselben, beständig auf der Landstraße wären und so der Bauer verhindert würde, sein Feld zu bestellen und seine Wirthschaftsangelegenheiten gehörig zu besorgen, und sonach würde die jetzige Einrichtung wohl von selbst in sich zusammenfallen müssen. Schon im Jahre 1718 hatte Karl XII. den Befehl ertheilt, die Posten so einzurichten, wie sie in Deutschland bestehen; allein sein plötzlicher Tod verhinderte die Ausführung, und die alten Einrichtungen blieben nach wie vor bestehen.

Vor mehren Jahren hat nun indessen das Generalpostamt eine Art Schnellpost zwischen Stockholm und Ystadt, und kurze Zeit darauf eine dergleichen zwischen Helsingborg und Ystadt etablirt. Diese Schnellposten gehen wöchentlich einmal aus der Hauptstadt ab, sind zu vier Personen eingerichtet und legen den Weg zwischen Stockholm und Ystadt in fünf Tagen zurück. Doch gehen sie nicht Tag und Nacht, sondern ruhen zur Nachtzeit in den bestimmten Stationen. Der Reisende kann einen Mantelsack als Gepäck mitführen und auch andere kleine Pakete können mit dieser Post befördert werden. Diese Einrichtung hat sich, obgleich im Anfang viel dagegen eingewandt worden ist, doch seitdem bewährt gefunden und wird von den Reisenden sehr benutzt, und zwar um so mehr, als die Kosten für die lange Tour sehr gering sind. Eine ähnliche Einrichtung ist auch schon zwischen Stockholm und Gothenburg zu Stande gekommen, doch nicht von Seiten der Postbehörde, sondern durch Privatunternehmung. Die Wagen dieser letztern Verbindungsanstalt sind etwas verschieden von den ersteren und so eingerichtet, daß für acht Personen darin Platz ist, auch können die Reisenden außer dem freien Gepäck noch so viel davon mit sich führen, versteht sich gegen Erlegung des bestimmten Postgeldes, als Raum im Wagen vor-

handen ist. Auch diese Einrichtung hat sich bewährt gefunden, und so ist man der Hoffnung, daß die in andern Ländern üblichen Posteinrichtungen auch immer mehr und mehr in Schweden Eingang finden werden, was wesentlich dazu beitragen wird, den fremden Reisenden mehr Annehmlichkeiten in Hinsicht ihres Fortkommens zu verschaffen und sie zum Besuche des schönen Skandinavien um so mehr einzuladen.

Die Rosalientage in Palermo.

Dieß berühmte Fest, eines der heitersten und glänzendsten in der katholischen Welt, ist in seinem Ursprunge ein Ausdruck der Dankbarkeit. Die Chroniken erzählen, die heilige Rosalie habe einst Palermo von der Pest gerettet; die Erinnerung an diese Wohlthat ist es, die man jährlich fünf Tage lang mit fröhlicher Lust feiert. Schon die Vorbereitungen zum Fest sind ein Fest. Der Wagen, worauf das Bild der Heiligen durch die Stadt fährt, erhält jedes Jahr eine andere Form. Auf dem großen Quai wird er gebaut; in den Hauptstraßen und auf den Plätzen, wo der Zug vorübergeht, richtet man Pyramiden, Statuen, Kolonnen auf; Haufen von Neugierigen drängen sich um die Arbeiter her, um Alles gleich entstehen zu sehen. Alles was an diesen Zurüstungen nicht thätigen Antheil nimmt, ist doch mit den Vorbereitungen seines Putzes beschäftigt; der ärmste Handwerker mag sich für die Rosalientage gern einen neuen Rock anschaffen.

Am ersten Tage sind gleich vom Morgen an die Straßen mit Menschen erfüllt; überall Musik und Tanz. Mitten durch den fröhlichen Haufen bewegt sich langsam der Wagen hin, worauf die Statue der Heiligen in einer mehr oder weniger elegant gebildeten Nische prangt, welche mit fünfzig herausgeschmückten Musikern über einer ungeheueren Muschel steht. Das wandelnde Gebäude ist nicht weniger als 80 Fuß hoch und 40 breit; ein Zug von 40 glänzend geschirrten Pferden zieht es, zwanzig Kutscher im reichsten Staate lenken die Fahrt. Um Unglücksfällen vorzubeugen und alles zu vermeiden, was die allgemeine Lust stören könnte, darf während der fünf Festtage in ganz Palermo sich kein anderer als der Rosalienwagen blicken lassen. Dieser rollt langsam durch die Hauptstraßen, über die Plätze, vorzüglich die Piazza Cassaro, und gelangt mit Einbruch der Nacht vor den Palast des Vizekönigs. Nun prasseln auf ein gegebenes Zeichen Feuerwerke auf und mit der allgemeinen Illumination gießt sich ein bunter Lichtstrom über Palermo aus.

Pferderennen erfüllen den folgenden Tag; erst Abends zeigt sich der erleuchtete Rosalienwagen; er hält vor den ersten Palästen und sein halbes Hundert von Musikern führt allerlei Musikstücke zur großen Freude des Volkes aus.

Der vierte Tag bringt öffentliche Spiele und Tänze; Abends ist nicht nur die Stadt illuminirt, sondern auch alle Schiffe auf der Rhede. Der Vizekönig besteigt mit seinem Gefolge ein Lustschiff, dessen Masten und Verdeck, mit Blumenkränzen geziert, von bunten Lampen leuchten. Unter Kanonendonner, von dem am Ufer abgebrannten Feuerwerke bestrahlt, sticht das Schiff eine halbe Meile in die See; unzählige Kähne, mit Blumen und Lampen behängt, mit Musikchören besetzt, folgen dem Vizekönige. Transparente Symbole und Inschriften flammen an den Mauern und Palästen in die Nacht hinaus; das ganze Meer ist lebendig von durch einander hinschießenden Lichtern; Musik wogt über den Meereswellen, Raketen und Schwärmer fahren in weiten Bogen den schwarzdunkeln Himmel hinan, zerplatzen und sinken in Feuerregen nieder. Es ist eines der herrlichsten Schauspiele die man sehen kann. Zurück gekehrt, empfängt der Vizekönig den ganzen Adel mit einem prächtigen Ball.

Am vierten Tage wiederholen sich die Pferderennen. Die beleuchtete Kathedrale erscheint wie ein Feenpalast. Der Erzbischof, von der hohen Geistlichkeit umgeben, hält selbst den Gottesdienst; die majestätische Musik des Tempels, die würdigen Gesänge der Priester, streiten mit den frivolen Gedanken eines freudetrunkenen Volkes um die Oberhand in der Phantasie und Empfindung.

Der fünfte und letzte Tag ist ganz der Religion geweiht. Mit dem Morgen setzt sich der Rosalienwagen in Bewegung; von allen Klöstern und Kirchen hält er, um das Volk an einem kurzen Gottesdienste Theil nehmen zu lassen. Wie dieser geendigt ist, schließen sich die Mönche oder die geistliche Brüderschaft, welche sich daselbst vereinigte, mit der Fahne oder dem Bilde ihres Heiligen in Prozession an den Zug, der so nach und nach alle religiösen Verbrüderungen der Stadt aufnimmt. Es wird Abend, bevor die endlose Prozession vollständig beisammen ist. Nun entzündet jeder eine Fackel und intonirt einen Hymnus; die Instrumente fallen ein; der Musik- und Lichtstrom setzt sich von neuem in Bewegung, um in die mit Stoffen, Blumen und Zweigen überdeckten Kirchen die heiligen Fahnen und Bilder zurückzubringen, zuletzt die heilige Rosalie. Im Augenblicke, wo sie vom Wagen genommen wird, brennt von diesem zum Schlusse des Festes ein Feuerwerk auf.

Sylbenräthsel.

(Vier Sylben.)

Mit Eins und Zwei vom Doktorhuts-Examen
Kam ein Studentenpaar. Vom Zwange frei,
Verfolgten fröhlich sie den Heimweg — kamen
Zu einem Flüßchen auch, das Thal war drei.

»Sieh' auf dem Fels das Vier dort!« sprach der Eine —
»Es ist, zerfallen auch, der Landschaft Zier.« —
Der And're brummt: »Der Vier gibt's viel, ich meine,
Fänd' uns're Weisheit nur das rechte Vier.«

Und weiter eilten sie im Abendglanze,
(Sie waren kaum zwei Meilen noch vom Rhein)
Und sah'n bald ragen hoch das hehre Ganze
Am Rheinesstrand im späten Sonnenschein.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl. Dietr. Aubenfloh.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 143.

Naseweisheit.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 1. Oktober. Sargines, große Oper in 2 Abtheilungen, aus dem Italienischen, Musik von Paer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — d. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, | №. 146. | 2. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gedichte über Venedig.

Von Ludwig Halirsch.

(Aus seinen nachgelassenen Briefen in die Heimath, geschrieben auf einer Reise nach Italien im Jahre 1831).

4. Ein Abenteuer.

Es streifte an mir vorüber
Ein seid'nes weiches Gewand,
Und meine Rechte berührte
Ein leichter Schleierrand;
Zugleich vernahm ich die Worte,
Gelispelt halb, halb gelacht:
»Wie kann man denn jetzt schon schlafen?
Es ist ja kaum Mitternacht.«
So ruft dem sinnenden Muslim,
Der in süßem Opiumduft
Sich hingestreckt unter Blumen
Umkos't von der Abendluft,
So ruft die flüsternde Stimme
Seiner Lieblingsschönen ihn wach;
Er streckt ihr entgegen die Arme,
Und folgt ihr noch träumend nach.
So sprang auch ich itzt lauschend
Zum neuen Leben empor.
Es leuchtete noch der Schleier
Aus der dunkeln Ferne hervor.
Rasch folgt' ich. — Längs dem Ufer
Ging's fort, Brück' auf und Brück' ab;
Bald lockten Saitenklänge,
Bald war es still wie ein Grab.
Ein gellender Pfiff! — Jetzt sprangen
Aus dem Schatten zwei Riesen auf.
Ha! Räuber! Banditen! Zu Hülfe!
Ich beflügelte meinen Lauf;
Und all' die romantischen Kunden
Aus der guten romantischen Zeit,
Sie kamen mir da in's Gedächtniß,
Die längst in Vergessenheit.
Die vielen Abenteuer
In Novellen ohne Zahl,
In Poesie und in Prosa,
Zur beliebigen Wahl und Qual,
Sie wurden nun wieder lebendig
Und rückten auf mich heran.
So sah ich mich denn als Helden
Vom schönsten Ritterroman.
Schon hatten die Bösewichter
Die reizende Beute gefaßt;
Schon schleppten den Raub sie zum Ufer.
— Nur muthig, nur aufgepaßt!
Mit zwei gewaltigen Sprüngen
War das Ziel erstürmt und erreicht.
Ich wunderte selbst mich darüber
Daß die Sache gar so leicht.
Doch mehr noch nahm es mich Wunder,
Als ich nun näher kam,
Und statt des Degengerassels
Nur Ruderschläge vernahm:
Es waren zwei Gondelführer
Zur Heimfahrt hieher bestellt;
Sie hoben die Dame in die Gondel,
Und ich war doppelt geprellt.
Nun hört' ich die kichernden Worte:
»Das ist derselbe Narr
Der am Markusplatz gesessen,
Wie ein Leichnam so stumm und starr.«
Damit war dem tollen Zeuge
Vernünftig ein Ende gemacht,
Und ich wünschte dem fahrenden Schleier
Eine gute glückliche Nacht.

Emuch.

Eine morgenländische Erzählung.

(Schluß.)

Der türkische Sänger indessen fuhr fort, seine Melodieen der Reihe nach abzusingen. Im Eingang des Gesanges lobte er über alle Maßen die Schönheit seiner Zuhörerinnen. Die erhabensten Allegorien, die kühnsten Vergleiche durften nicht fehlen; er nannte sie weiße Tauben, glänzende Sterne des Himmels, da waren Augen von Saphir, Korallenlippen, Zähne weiß wie Elfenbein, Haare, die an Schwärze das Erdpech übertrafen, kurz der ganze metaphorische Apparat der arabischen Dichter mußte herhalten, dann folgte eine Lobrede auf den Sultan, ausgestattet mit all dem Bombast, den die unverschämteste Schmeichelei nur erfinden konnte. Die Sonne und die Gestirne waren von seinem Glanze verdunkelt, der Himmel von seiner Größe, das Meer von seiner Majestät. Das Ganze krönte einen brillanten Schluß, ... Himmel und Erde, Paradies und Serail, sich verwickelten und verwirrten; doch was kümmern uns alle diese — wenn man will — unsinnigen Bilder, die jedoch in einer harmonischen reichen Sprache, in so weichen tönenden Worten vorgetragen, den Mangel an Sinn den Zuhörern nicht sehr fühlbar machten.

Als die Reihe nun an den fremden Sänger kam, ließ er einen ernsteren Gesang vernehmen; seine Augen glänzten vor Begeisterung. Er erhob stolz das Haupt, schüttelte sein schwarz gelocktes Haar und sprach also: »Wer hält dich, moreotisches Mädchen, Tochter Griechenlands, was hält dich gefesselt in diesen Hallen der Pracht und der Wollust? Warum hast du dein Vaterland verlassen, dein herrliches, schönes Vaterland mit seinen üppigen Fluren, seinem stolzen Meere, seinen stets heitern Himmel? Warum hast du deinen Bruder verlassen, deinen Bruder, der dich todt geglaubt, denn er wagte es nicht, dich entehrt zu glauben? Vernimmst du nicht der Christen Ruf, die das Schild gegen ihre Unterdrücker erheben und für die Freiheit streiten? Weißt du nicht, daß ganz Griechenland aufgestanden ist und alle seine Kinder zu seiner heiligen Kreuzesfahne ruft. Und du, Tochter Griechenlands, was thust du? Du schwelgst in Pracht und Ueppigkeit und vergissest dein Vaterland und deinen Gott, und ein Grieche muß seinen Kopf daran setzen, dich an sie zu mahnen.«

Kaum läßt sich die Bestürzung, welche diese Rede in dem Harem hervorbrachte, schildern. Man denke sich nur die Kunde der Empörung, so plötzlich im ruhigen Kreise der von der Welt abgeschlossenen sorglosen Frauen verbreitet, man denke sich die Wirkung der Krieg und Rache athmenden Worte im Aufenthalt der Ruhe und der Ueppigkeit gesprochen. Im Augenblicke waren aller Augen angstvoll auf den Sultan gerichtet — er stand ruhig und unbeweglich; nur eine leise Bewegung seiner Hand — und die Stummen ergriffen den kühnen Sänger; die Pforten des Harems öffneten sich, das Opfer der Gerechtigkeit des Sultans zu entfernen.

Das Schicksal des Bruders blieb Emneh nicht lange unbekannt. Von nun an erfüllte tiefer Kummer ihre Seele. Das Serail war ihr verhaßt und einzig nur dem Gedanken an Flucht und Rache gab sie Raum. Ja, aus dem Serail zu fliehen, den Griechen zu folgen, alle ihre Schätze und Kostbarkeiten ihnen bieten, die Waffen ergreifen, mit ihnen streiten, sterben, ihren Bruder rächen, das waren ihre Plane am Tage und ihre Träume des Nachts.

Aber welche Hindernisse zu ihrer Ausführung waren nicht zu besiegen? Wie die Aufmerksamkeit der Sklaven täuschen, die unaufhörlich die Frauen des Sultans bewachen? wie den argwöhnischen Blicken der Eunuchen entgehen? wie unbemerkt durch die unermeßlichen Gärten des Sommerharems entkommen, in deren Gänge zahllose Bostandschi geschäftig sich herumtreiben. Wie die Mauern ersteigen und sich in den endlosen einsamen Zypressengängen der zweiten Mauer zurecht finden; wie endlich den Posten der großherrlichen Leibwache ausweichen und ohne Todesangst in die Mündungen der Kanonen schauen, die diese Mauer vertheidigen und von ihr herab die ruhigen Gewässer des Bosphorus bestreichen.

Nichts indessen war im Stande, Emneh von ihrem Vorsatze wanken zu machen, weder die unzähligen Hindernisse, die sie besiegen mußte, noch die Furcht vor der schrecklichen Todesstrafe, die ihrer wartete, würde sie auf ihrer Flucht gefangen. Eine trübe regnerische Nacht schien ihr zur Ausführung ihres gefahrvollen Unternehmens günstig. Mit Hülfe ihrer kostbaren Shawls, welche sie zu einem Seile zusammenflocht, ließ sie sich der steilen Mauer des Harems herab, schlich leise zwischen zahlreichen Gruppen schlafender Bostendschi (Gärtner) durch, blickte ohne Zittern in die dunkeln blitzenden Waffen der Soldaten, und gelangte endlich unten am Fuße der dritten Mauer zu einem prächtigen, — wenn ich nicht irre — von Selim III. erbauten, Kiosk. Hier suchte Emneh nach allen Seiten einen Ausgang; denn die Mauer zu übersteigen, dieß gehörte in das Reich der Unmöglichkeit, die Schildwachen täuschen und auf gewöhnlichem Wege durch das Thor entkommen, daran war nicht zu denken. Andererseits, wenn der Tag sie überraschte, so war sie unwiederbringlich verloren. Ein verzweifelter Gedanke bemächtigte sich ihrer jetzt. In der Futtermauer des Walles war eine große Rinne angebracht, welche zum Abfluß des Wassers aus dem Serail in den Bosphorus diente. Diese Abflußrinne war übrigens reinlich und eher einer Wasserleitung ähnlich. Dieser vertraute Emneh das Heil ihrer Flucht an und bald hatte sie die letzte Mauer des Serails hinter sich.

So war sie denn endlich befreit, aber deßwegen noch nicht aus aller Gefahr. Sie mußte über den Bosphorus in einem schlechten Kahne setzen, der anbrechende Morgen durfte sie nicht überraschen, und den Tag über mußte sie sich in den Bergen von Galata verborgen halten. Am Abende war sie so glücklich, einem Karavanenführer, der sie ein Kameel besteigen ließ und sich auf diese Weise seinem Zuge einverleibte. Doch ein Flüchtling des Serails reis't so ungehindert nicht. Vor der ersten Festung, durch die ihr Weg führte, verließ Emneh, aus Furcht erkannt zu werden, ihren Führer und flüchtete sich ganz allein in die zwischen Konstantinopel und Adrianopel liegenden Steppen.

Was die arme Emneh auf dieser gefahrvollen und mühseligen Reise alles zu erdulden hatte, vermag ich kaum zu schildern; gewiß aber war der Uebergang aus den weichlichen Umgebungen des Serails in die rauhen und einsamen Steppen Thraziens für ein zartes, schwaches Weib zu heftig. Statt weicher Teppiche betrat ihr Fuß den harten Kiesel und Sträucher, die ihn verwundeten; statt der Kühle der Citronenbäume, eine brennende Sonnenhitze ohne mildernden Schatten, ohne erquickenden Regen. Da war kein Orangensorbet mehr und köstliche Getränke, aber schmutziges faules Wasser, was mehr noch ist, nach Tage langem Wandern immer wieder den unbegränzten Horizont vor Augen, unter sich den harten brennenden Boden. Diesen Qualen und Entbehrungen jeder Art unterlag der Muth der jungen Griechin dennoch keineswegs, ob sie aber in ihrem Innersten nicht manchmal der glücklichen Tage des Harems und seiner Freuden gedacht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Oft mußte sie, um den rechten Weg nicht zu verfehlen, jenen bewaffneten Horden, welche nach dem Kriegsschauplatz zogen, von ferne in beständiger Todesangst folgen; oft vernahm sie Nachts das fürchterliche Geschrei des Schakals; oft gab sie einem Kameeltreiber einen Diamant für einen frischen Trunk Wasser. Ein halbes Leben würde sie für eine Stunde Schlaf gegeben haben, dem sie sich sonst so sorglos im Harem überließ.

Endlich doch ist es ihr gelungen, das Ende der Steppen zu erreichen. Das Klima wird milder, die Sonne minder brennend, die Gebüsche fangen an grün zu seyn, es findet sich Wasser. Es sind die Gebirge von Morea, es ist Thessalien, es sind Griechen, freue dich, Mädchen, deine Leiden sind zu Ende, deine Brüder sind bereit, dich zu empfangen, freue dich!

Aber ach! was jetzt noch zu erzählen bleibt, ist so traurig, daß der Ausdruck mir fehlt und das Wort im Munde erstarren will. Die Griechen, denen sich nunmehr Emneh anschloß, sahen in ihr nur die Abtrünnige, nicht die Heldin. Sie war in ihren Augen eine Verworfene, die den wahren Glauben verlassen hatte, eine Ungläubige, die ihrer heiligen Sache nur Unglück bringen würde. Es galt ihnen alles, sich ihrer auf das Schnellste zu entledigen, wollten sie nicht das gesammte Volk dem Zorn des Himmels preisgeben. Was muß mein Mund aussprechen, was müßt ihr vernehmen! Emneh wurde von ihren Glaubensbrüdern an Kaufleute, die gen Konstantinopel zogen, verkauft! —

Und der Ausgang meiner Erzählung? Hier ist er: in einer jener schönen anmuthigen Nächte des Orientes führten Stumme den Ufern des Bosphorus entlang ein junges, zwar schönes, aber bleiches sterbendes Weib; sie legten einen Sack zur Erde,

und indem sie ihr den Boden desselben zeigten, forderten sie sie ehrerbietig auf, sich darauf zu stellen; dieß geschehen, zogen sie den Sack aus seinen Falten so in die Höhe, daß das Opfer ganz davon bedeckt wurde, der Sack wurde zugebunden und ins Meer geworfen, welches ihn und seinen Inhalt sicher aufnahm. ...s

---

Akademie der Haarkräusler. *)

(Gegründet zu Paris am 2. Aug. 1832.)

Aus dem „Petit Courrier des Dames" übersetzt von B — y.

Eine wichtige und durch die Neuheit der Idee höchst anziehende Institution — eine Institution die auf allen Hirnschädeln Anklang finden, alle Köpfe beherrschen wird; deren Einfluß sich von der glatten Stirne des jungen Mädchens den Weg bahnen muß zur schroffen des Diplomaten. Wer nur lange schwarze Flechten, blonde Locken, oder spärlichen Haarwuchs hat — Alle werden Nutzen ziehen von der wohlthätigen Anstalt, die ihre Gründung einem der ersten Genies unter den Professoren der Kopfschmückkunst verdankt. Wir müssen dem Talent Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die glücklichen Erfolge bezeugen, womit die Vorlesungen des Herrn Croisat über Haarputz und Frisurenzeichnung gekrönt worden sind. Richtige Grundsätze, geistreiche Methode, und genialer Vortrag — nichts hat gefehlt, der neuen Akademie Glanz zu verleihen. Hören wir inzwischen den jungen Mann selbst, der es so glücklich verstanden hat, eine regelrechte Behandlung einzuführen bei einer Kunst, die bis jetzt nur Uebung und Geschmack gefordert hatte.

»Die Revolution machte der Herrschaft des Puders ein Ende und schuf eine neue Zeit für die Haarkräusler. Die antiken Moden, Meisterstücke von Grazie und Simplicität, die man seit dem Einfall der Franken in Gallien aus den Augen verloren hatte, erschienen wieder in ungeschwächtem Glanz und wurden von allen Haarkünstlern fleißig studiert. Es war im Jahr 1792, als man zuerst bemerkte, daß die Friseurs die Museen besuchten, um ihren Geschmack an den Antiken zu bilden; von da an machte unsere Kunst riesenhafte Fortschritte. Doch hat schon unter Ludwig XIV. eine gewisse Grazie im Kopfputz vorgewaltet. Der Friseur Montgalbert und die Modistin Madame Martin verstanden schöne Haare mit Perlen zu durchflechten. Königin Anna von Oestreich brachte das Kräuseln der Locken wieder in Aufnahme und ließ Diamanten und Blumen dazwischen schimmern. So wie jedoch der Puder aufkam, wurde die Ausschmückung geschmacklos: die Traditionen einer Sevigne und Lavalliere gingen verloren; die Kunst blieb in der Kindheit; es bedurfte einer Uebergangsperiode, um sie zur Durchbrechung der Schranken anzufeuern; — die Revolution brach aus und die Haarkräusler erkannten ihre große Bestimmung.«

An einer andern Stelle, wo von den akademischen Arbeiten die Rede ist, sagt Hr. Croisat: »Die erste Pflicht der Akademie besteht in der Erfindung neuer Moden. Man wird zu Rathe gehen, wie man den Kopfputz stets mit dem Costüm in Uebereinstimmung bringen könne. Geschickte Friseurs aus der Provinz werden zugelassen, um ihre Ansichten mitzutheilen, die Entscheidungen der Akademie werden in ganz Frankreich respectirt, und die Damen aller Länder erfreuen sich des wohlthätigen Einflusses unserer Anstalt.«

Die Akademie der Haarkünstler hat ihr besonderes Reglement, wovon wir nachstehend den Eingang und die vornehmsten Artikel mittheilen:

»Croisat, Professor der Haarausschmückungskunst, und seine Kollegen, Guillaume, Hippolyt, Hamelin und Mory, hegen den Wunsch, dem Stande der Damenfriseure das Ansehen und den Glanz wiederzugeben, welche derselbe ehemals hatte, und ihm den gebührenden Rang in der Gesellschaft zu sichern. Sie haben in Betracht gezogen, welchen Einfluß Paris in allem, was den Damenputz angeht, über die civilisirte Welt ausübt; — und haben sich überzeugt, daß, so lange die Haarkünstler nur isolirt arbeiten, das hohe Ziel ihres Strebens nie erreicht werden wird. Darum haben sie sich entschlossen, eine akademische Anstalt zu begründen, an welcher alle geschickten Friseure Theil nehmen können. Nur wirkliche Künstler werden als Mitglieder aufgenommen; die Professorstellen werden zur Concurrenz ausgeschrieben. Das Examen hat folgende Abtheilungen: 1. Der Candidat muß nach gegebenen Modellen vier Damenköpfe coiffiren; 2. die Ausführung dieser vier Aufgaben aesthetisch und kritisch analysiren; 3. einen Damenkopf nach einem Kupferstich abzeichnen; 4. alle ihm von den Mitgliedern der Akademie gestellten Fragen über die Theorie der Kopfausschmückung genügend beantworten. — Der Beitrag zur akademischen Kasse ist auf 200 Fr. bestimmt. Die Akademie hat eine Bibliothek nebst einer Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Medaillen und andern Gegenständen, die zur Geschmacksbildung der Damenfriseure dienen können. Jedes Mitglied bekommt eine Denkmünze mit der Inschrift: »Akademie der Haarkräuslerkunst, gestiftet von Croisat, Guillaume, Hippolithe, Hamelin und Mory.« Alle Künste bieten sich die Hände.«

*) Man hat uns aufgefordert, diese zarte Blüthe aus dem Schmuckgarten der französischen Toilettenliteratur auf deutschen Boden zu verpflanzen. Wir hätten der Verführung nicht erliegen sollen — denn wie ist es möglich, das Modeidiom eines Pariser Friseurs in irgend einer andern Sprache unentstellt wiederzugeben? Der Leser mag inzwischen einmal nachsichtig seyn und sich den Schmetterlingsflügel auch ohne farbigen Duft gefallen lassen.

Die deutsche Bühne.

Während die Mäcene, die Intendanten, Direktoren und Künstler, und auch ein guter Theil des Publikums die deutsche Bühne jetzt auf ihrem Gipfel erblicken, sind die älteren Theaterfreunde ganz anderer Meinung. Wenn sie nie ohne Begeisterung von den Jahren reden können, wo Schröder, Iffland und Fleck spielten, und Schiller seine Dichtungen in die Scene brachte, so zeigen sie dagegen eine tiefe Verachtung des gegenwärtigen Theaterwesens, und unter ihnen sind Männer, die wir zu den ersten unseres Vaterlands zählen. Mit einem berühmten Dichter und Kritiker an der Spitze, läßt diese Partei sich etwa so vernehmen:

Ihr Thoren, heißt es, die ihr euch brüstet, nun erst eine gute Schaubühne zu besitzen, nachdem die Höfe durch ihre Gunst die Kunst zu Grunde gerichtet. Eben sowohl könntet ihr den ersten, besten Bettler, wenn ihm der Hofschneider ein Kleid auf den Leib gemacht, für einen großen und vornehmen Herrn erklären. Werden etwa auch die Talente wie die Titel durch ein Reskript verliehen? Lassen sich etwa die Mysterien der heiligen Musen schon mit einem Schlüssel öffnen, den man einem Manne auf den Rücken hängt? Freilich, eure gepriesene Polyhymnia von heute sieht so allerliebst aus wie ein Kupfer aus dem neuesten Modejournal, ja sie schreitet in der stolzen Schönheit einer Prinzessin einher, die von einem großen Hofstaat umschwärmt, von Festen, Redouten und Feuerwerken begleitet wird; aber diese blühende Gesundheit, die ihr so fingerdick auf dem Gesichte liegt, ist sie vielleicht nicht selbst eine grobe Theaterschminke, wodurch sie eure Sinne und euer Urtheil zu verführen sucht? Wie manches reizende Kind, das sich putzt und üppig in seinen Spiegel hineinlächelt, thäte wohl, sich den Puls fühlen zu lassen,

und Arzneien zu nehmen. Und solch eine eitle, lose Dirne ist ja wohl die deutsche Schauspielkunst geworden, seit sie ganz ihrer Heimath und Herkunft vergessen, und die Luft der großen Städte und den durch künstliche Parfüms gewürzten Ekel der Antichambren einathmet, statt die schöne Erbschaft der Vorzeit zu achten, statt die alten Hausfreunde in Ehren zu halten, sinnlos darauf hinwirthschaftet, und einen Haufen von Schmeichlern und Müssiggängern um sich versammelt, ja mit dem letzten Pöbel noch kokettirt. Wahrscheinlich verachtet ihr die frühern Zeiten nur darum, weil ihr mit euren Gedanken nicht aus der Gegenwart hinauskönnt, die sich mit ihren Erfindungen, Künsten und Einrichtungen überhaupt für ein neues erlösendes Weltalter ausgeben möchte. Was habt ihr denn in eurer jüngsten dramatischen Literatur so Großes und Originales aufzuweisen, das sich mit irgend einem guten Werke der vorübergegangenen Epoche messen dürfte? Etwa die Melodramen und Henkerstücke, die eure kleinen, grausamen, mit Blut überstrichenen Crebillons aushecken? oder die Lustspiele, die so lose, so flatternd und durchsichtig wie das Morgennegligée einer Courtisane mit verbuhlten Reizen spielen, und uns eine allerliebste Verworfenheit — nicht etwa bloß in Kupfern, wie de Sade's verruchte Romane, nein, in lebenden Figuren predigen? Aber selbst das ist ja nicht euer Eigenthum, eure Armuth muß das fremde Laster anbetteln, und dann nehmt ihr ihm noch die Grazie, den Leichtsinn, und was ihm sonst zur Entschuldigung dient, um es im groben Holzschnitt nachzubilden. Raupach! Raupach! ruft ihr. Allerdings, ihr habt beim Ackerbau, in den Fabriken und überall Maschinen angestellt, ihr seyd sogar dabei, eine ungeheure Regierungsmaschine zu ersinnen, worin der Zeitgeist als Hans Dampf den ganzen Staat umtreiben soll, warum also nicht ein solches Perpetuum mobile für das Theater?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Welchem auch nur oberflächlichen Zeitungsleser wären die Namen O'Connell und Cobbett nicht bekannt? Wer wüßte nicht, daß der erste an der Spitze von ohngefähr 5 Millionen irischer Katholiken steht, der letztere das Haupt der englischen Radikalen ist. O'Connell erholt sich jetzt im Süden von Irland in der wildromantischen Derrinane Abtey von seinen parlamentarischen Kämpfen, Cobbet ist eben in Irland angelangt und als Mitkämpfer O'Connell's für die Rechte des irischen Volks in Dublin feierlich empfangen worden. Die Dubliner Abend-Post, ein Toryjournal, enthält bei dieser Veranlassung folgende charakteristische Zusammenstellung:

Da die HH. O'Connell und Cobbett nun im Begriff stehen, sich zu umarmen und ewige Freundschaft zu schwören, so mag es nicht ungeeignet seyn, unsern Lesern in's Gedächtniß zurückzurufen, welche Meinung diese Herren gegenseitig von sich hegen. Es ist unnöthig für uns zu bestimmen, wer recht oder unrecht hat — die Sache spricht für sich selbst.

O'Connell's Meinung über Cobbett, im Dezember 1828.

»Ich bedaure von ganzem Herzen, daß die Ohren dieser Versammlung durch Nennung des Namens Cobbett, dieses Barbaren, beschimpft und beleidigt worden sind. Nach all den Schandthaten, deren dieser Verworfene sich schuldig gemacht hat, beginnt das blutdürstige Ungeheuer auf's neue die Gemüther derer zu verletzen und zu verwunden, welche an dem Schicksal des verstorbenen John Bric Antheil nahmen. Das Ungeheuer ist als ein Fluch der katholischen Assoziation gefürchtet worden. Der Mann, dessen Name fleckenlos war, ist von einem der größten Ungeheuer, welche je ein Jahrhundert oder eine Nation entehrt haben, zum Gegenstand gemeiner und viehischer Spöttereien herabgewürdigt worden. Wenn dieser Versammlung zugemuthet wird, den Tadel eines solchen ausgemachten Lügners — eines solchen lebenden Epigramms auf die Menschheit zu beachten, so verliere ich alle Geduld! Nein! Der Name dieses Vieh's — denn Mensch kann ich ihn nicht nennen — werde nimmermehr in dieser Versammlung ausgesprochen.«

O'Connell's Meinung über Cobbett im September 1834.

»Ich lese in den Zeitungen, daß der weitberühmte Cobbett auf dem Weg nach Irland ist. Ich wünschte im Stande zu seyn, ihm einen Empfang bereiten zu können, der seinen Talenten und seinen Diensten für das Gemeinwohl würdig wäre. Er ist wirklich einer der außerordentlichsten Menschen, die die Welt jemals sah. Wenn man bedenkt, zu welcher Stellung in der Gesellschaft er sich hinauf geschwungen, und dann wieder auf seinen Eintritt in's Leben zurückblickt, wo er bald als junger Mensch Dienstleistungen verrichtet, bald als gemeiner Soldat sich anwerben läßt, so weiß man nicht, was man am meisten bewundern soll: den Werth der starken Mischung des demokratischen Prinzips in den brittischen Institutionen, welche ihm verstatteten, einen solchen Weg zu machen, oder den außerordentlichen scharfen Verstand, der ihn befähigte, die zahlreichen Schwierigkeiten, welche eine hemmende Aristokratie in seinen Weg warf, zu überwinden, und so einer der ausgezeichnetsten und nützlichsten lebenden Männer zu werden; denn ich halte ihn wirklich für einen der nützlichsten Männer, die jetzo leben. Mit einem Worte, ich bin überzeugt, daß er unter den Lebenden einer der größten Förderer der Wissenschaft, der Freiheit und der Religion ist. Ja, der Religion — denn seine Geschichte der protestantischen Reformation in England besitzt alles Interesse einer erdichteten Erzählung, währenddem nicht eine Thatsache angeführt wird, die nicht durch die klarsten Beweise gleichzeitiger, und selbst seinen Meinungen entgegengesetzter, Schriftsteller unterstützt werden kann. Ich bedaure es außerordentlich, daß ich nicht in Dublin seyn kann, um ihn zu empfangen. Sie, bester Freund, als Sekretär der vormaligen katholischen Assoziation fordere ich auf, meine Stelle zu vertreten. Sie müssen ein öffentliches Gastmahl veranstalten, bei welchem ihm die Ehrfurchtsbezeugungen aller aufrichtigen Freunde bürgerlicher und religiöser Freiheit in Dublin darzubringen sind. Da er das Land bereisen wird, so zweifle ich nicht, daß er die öffentlichen Zeichen der Achtung empfangen wird, welche ihm gebührten. Seyn Sie so gefällig, ihm bei seiner Ankunft in Dublin sogleich die Aufwartung zu machen und ihm den beigeschlossenen Brief, »eigenhändig« bezeichnet, zu übergeben. Ich ersuche Sie, die in demselben an ihn ergehende Aufforderung, meine Berggegenden zu besuchen, in meinem Namen kräftig zu unterstützen.«

Cobbett's Meinung über O'Connell im März 1829.

Ich habe drei Jahre lang Gelegenheit gehabt, die Tiefen der O'Connell'scher Heuchelei, Falschheit, Unverschämtheit und politischen Treulosigkeit zu ergründen. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie niedrig der Mensch ist. Ich will ihn vor den Augen Irland's in seiner ganzen Verächtlichkeit hinstellen. Er ist ebensowohl ein Thor als ein Schurke — ein abgefeimter Heuchler — ein zitternder Bramarbas — ein einfältiger, wüster, unverschämter Schwätzer. Der Kerl ist bodenlos schlecht. Sein Gewerbe ist, das Volk zu täuschen und zu betrügen, und durch den Betrug zu gewinnen. Wenn die Kröte ihr Gift nach uns sprützt, so erwiedern wir das nicht mit Worten. Nein, wir nehmen den Stock oder den Stein zur Hand und schlagen dem Ungeziefer auf den Kopf. So möchte ich O'Connell antworten, wenn ich ihn in dem Bereich meiner Nähe hätte. Er hat ein scheußliches Verbrechen an mir begangen.«

Concert dramatique.

Künftigen Freitag, den 3. Oktober, wird Dem. Franciska Pixis, Adoptivtochter des Hrn. J. P. Pixis aus Paris und Schülerin der Mad. Fodor, die Ehre haben, sich auf dem hiesigen Theater in einem Konzerte hören zu lassen, in welchem sie von mehren Künstlern unterstützt werden wird. Zum Schluß folgt der dritte Akt der Oper: Othello von Rossini, in italienischer Sprache, in dem sie die Rolle der Desdemona, Fräulein Hill die Helene und Hr. Schmezer den Othello geben wird. -- Abonnement-suspendu.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 2. Oktober. Der Mann mit der eisernen Maske, Drama in 5 Abtheilungen, frei nach dem Französischen, von C. Lebrün.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 147. 3. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Freunde.

(Aus Heath's Book of Beauty.)

I.

Komm' mit mir, Leser, in ein kleines Zimmer im Café Français: es geht hinaus auf die Boulevards, die in der Nacht, von der ich spreche — und eine herrliche Juniusnacht war's — gedrängt voll Menschen wogten.

In diesem Zimmerchen saßen in dieser Nacht zwei junge Männer an einem kleinen Tische, der mit Absicht an dem Fenster festgemacht war, das die üppige »Klatsch- und Wandelbahn« überschaute, wo du dich, wenn dich irgend dein Herz zu Lust und Freude zieht, jeden Sommerabend, der deiner Laune zusagt, auf's Ergötzlichste unterhalten magst.

Der Eine von den Beiden war »Monsieur George«, einer aus der Klasse englischer Gentlemen, mit denen Paris vor vier oder fünf Jahren gepflastert war. Du kanntest sie gleich an ihren Hüten mit der hohen Krempe auf der einen Seite, an ihrem Lockenwulst darunter, und an einer Art gelinder Großthuerei, mit der sie auf der gewühlvollsten Seite der Boulevards hinschlenderten. Du kanntest sie gleichermaßen an ihren ganz besonders schönen Spazierstöcken und an ihren ganz besonders hochstapfenden Pferden. Im Café de Paris hielten sie ihr Mittagsmahl, bei Tortoni wurde gefrühstückt, und das Abendessen im Salon eingenommen! Gute, frohherzige Gesellen, denen kein Wein über Champagner ging; die ihr beau idéal der Liebe in einer zärtlichen Leidenschaft für eine danseuse fanden, und deren Freundschaft darin bestand, einander Jack, Tom und Harry zu rufen und sich so nebenbei, wenn's einmal ein Duell galt, ihre Pistolen allezeit mit aller Bereitwilligkeit zu leihen.

Diesen Schlag Menschen und — in ihrer Art, wie man gestehen muß — recht gute Gesellen, die man jetzt zu Melton trifft, fand man damals zu Paris, das sie für einen jungen Gesellen, der Geld und Gesundheit genug hatte, ihre lustvolle und üppige Lebensweise auszuhalten, zu einem recht angenehmen Aufenthalte machten.

Der andere junge Mann war, wie du wohl schon bei einem flüchtigen Blicke bemerkt haben wirst, von einer höheren Ordnung in der Stufenleiter sittlicher Wesen, als die von uns so eben geschilderte Klasse.

Mister Vernon war von hohem schlanken Wuchse, etwas schmal von Gesicht und von regelmäßigen Zügen: seine Wange trug eine dunkle, bleiche Färbung, und die seltene Fülle seines schwarzbraunen Lockenhaars gab seinem ganzen Gesichte einen gewissen romantischen Anstrich. Sein Anzug war ausgewählt reich; und hatte wegen der eigenen Zusammenstellung seiner Farben etwas Auffallendes und Ungewöhnliches. Seine Finger waren reich beringt; und in seinem ganzen Wesen, seinem Gliederspiel und seinen Stellungen lag etwas Schmachtendes, eine gewisse weiche Abgespanntheit, die seiner feinen Kleidung etwas höchst Vornehmes verlieh, ihm aber ein auffallend weibisches Aussehen gegeben haben würde, ohne die kräftige Bräunung seiner Gesichtsfarbe, deren Männliches durch einen kleinen Schnurrbart noch erhöht wurde, den die Engländer — denn auch er war ein Engländer — ohne eben als Kriegsmänner dazu berechtigt oder beglaubigt zu seyn, auf dem Festlande nicht selten zu tragen lieben. Sein Auge schien mehrentheils wie im Schlafe geschlossen; doch fast jeden Augenblick schloß ein flüchtiger Blick voll eigenthümlicher Lebendigkeit daraus hervor: und auf der hohen, breiten Stirne lagerten unverkennbare Spuren geistigen Reichthumes und eines entschlossenen Sinnes, deren Wirkung auf den Beschauer die ziemlich fantastisch geordneten Ringeln, von denen sie beschattet war, nicht zu zerstören vermochten. Er sprach nicht viel: allein er war Einer jener Männer, die mit einem Blick ein Gespräch aufrecht erhalten können und die man fast zum [illegible] überhaupt im Gesellschaftsgewühl auf den Schweigsamen Acht gäbe. Wenn er etwas sagte, so blieb es selten unbemerkt, wohl nicht, weil das Gesagte immer an sich besonders bemerkenswerth war, sondern weil es durch die scharfe, treffende Art, in der es vorgebracht ward, dazu gemacht wurde. In seiner Unterhaltungsweise mischten sich Satyre und Gemüthlichkeit so seltsam, und das Lächeln auf seiner Lippe, selbst wenn er schwieg, schwebte so sehr zwischen geselliger Freundlichkeit und beißender Spottlust mitten inne, daß es bei einer kurzen Bekanntschaft schwer hielt, die eigentliche Art und Richtung seines Gemüths klar zu bestimmen.

Die Beiden schlenderten denn ebenfalls auf die Boulevards hinaus, als ein schlanker, junger Engländer, der in Allem und in hohem Grade den Mann von Stand und Bildung verrieth, auf sie zukam, einen vertraut bekannten Blick mit Vernon wechselte, Monsieur George mit einer ziemlich steifen Kopfneigung begrüßte und sich dann an sie zu ihrer gemächlichen Lustwandlung auf den Boulevards anschloß. Der zuletzt Erwähnte war wieder ganz von den eben geschilderten Beiden verschieden; nichts an ihm, das — mit dem vornehmen und geringen Pöbel zu reden — an das »gewöhnliche Geschmeiß« gestreift hätte. Sein ziemlich tief in die Stirne gedrückter Hut saß kerzengrade; sein Gang hatte nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einem großthuigen Ausschreiten; wenigstens sechs Fuß hoch — zeigte er in seinem Benehmen, seiner Haltung etwas besonderes Männliches und Gebietendes; sein Anzug war so einfach und anspruchlos als möglich; seine Züge schön und offen, allein trotz dem lieblich geformten Munde, den zu Zeiten das gewinnendste Lächeln umspielte, war ihr allgemeiner Ausdruck eher ernst und streng, als freundlich und heiter zu nennen; je mehr und näher man sie betrachtete, desto schwerer hielt es, irgend eine bestimmte Aehnlichkeit

zwischen Mister Vernon und Mister Sinclair herauszufinden, und doch mußte man sich beim ersten Blicke sagen, daß sie sich in gewisser Art glichen. (Fortsetzung folgt.)

Die Kirche zum Glas Wasser.

Nacherzählt von J. F. Castelli.

(Aus der „Penelope" für 1835.)

An einem brennenden Sommerabend des Jahres 1815 kam der Pfarrer von San Pietro, einem kleinen Dörfchen, einige Meilen von Sevilla, sehr ermüdet in sein ärmliches Haus zurück, wo ihn Sennora Margarita, seine würdige siebenzigjährige Haushälterin, erwartete. Obschon man bei den spanischen Priestern gewohnt ist, Aermlichkeiten und Elend zu sehen, so fiel doch die Nacktheit dieser Mauern und der schlechte Zustand dieser Meubeln ganz besonders auf. Donna Margarita bereitete für ihren Herrn eine olla-Potrida, in welcher sich ohngeachtet des glänzenden Namens doch nur Ueberbleibsel des Mittagsmahles befanden, welche durch die Kochkunst und eine daran gegebene Sauce so viel als möglich verbessert waren.

Der Pfarrer schlürfte den Geruch des Gerichtes in sich und sprach: »Ei, Margarita, das ist einmal eine olla-Potrida, bei welcher einem das Wasser in den Mund läuft. Beim heiligen Pietro, Kamerad, Du darfst dem Schicksal danken, das Dich eben heute hierher geführt hat; denn nicht alle Tage hat es Dein Wirth so gut.«

Bei dem Worte Kamerad erhob Margarita die Blicke und gewahrte einen Fremden, welchen der Pfarrer mit sich gebracht hatte. Ihre Züge [illegible] sich plötzlich und nahmen einen Ausdruck von Unmuth und W[illegible] chen sie auf den Unbekannten warf, brannte wie ein Blitzstrahl und prallte dann auf den Pfarrer zurück, welcher die Augen niederschlug und mit der Furchtsamkeit eines Kindes, welches die Verweise seines Vaters fürchtet, sprach: »Ah, bah! wenn für zwei zu essen da ist, so ist auch für drei genug. Und Du wirst doch nicht wollen, meine gute Margarita, daß ich, ein Christ, meinen Bruder verhungern lassen soll, der schon zwei Tage nichts gegessen hat.«

»Bruder!« murmelte Margarita, »schöner Bruder, das! ja ein Räuber!« und mit diesen Worten ging sie aus der Stube.

Der Gast blieb während dieses unfreundlichen Gespräches unbeweglich an der Thürschwelle stehen. Es war ein Mann von hohem Wuchse, halb mit Lumpen bedeckt, dessen schwarze struppigen Haare, funkelnde Augen, und der Karabiner, den er über die Schulter hängen hatte, wenig geeignet waren, Mitleid zu erwecken und Vertrauen einzuflößen.

»Soll ich wieder gehn?« fragte er barsch. »Nein,« antwortete der Pfarrer, »wer unter mein niederes Dach eingeht, soll nicht unerquickt wieder hinausgehen. Legt Euern Karabiner ab, setzt Euch nieder und Gott segne es!«

»Meinen Karabiner,« versetzte der Fremde, »laß ich nie von mir, er ist mein bester Freund, ich will ihn zwischen meinen Knieen halten. Denn wenn auch Ihr, braver Mann, mich in Eurem Hause behalten wollt, so gibt es doch andere, die mich vielleicht wider meinen Willen daraus verjagen könnten, wenn ich nicht auf meiner Hut wäre. Auf Euer Wohlsein, mein edler Wirth!«

Der Pfarrer von San Pietro war ein Mann von gutem Appetit, allein er staunte, als er den Heißhunger des Fremden sah, welcher die olla Potrida mit einer außerordentlichen Gier verschlang und dabei von einem Brode von zehn Pfunden nichts übrig ließ. Während dem warf er unruhige Blicke um sich, er zitterte bei dem kleinsten Geräusche, und als der Wind etwas heftig eine Thüre zuschlug, sprang er auf und spannte seinen Karabiner, gleichsam als wollte er sein Leben theuer verkaufen. Bald aber überzeugt, daß keine Gefahr drohe, setzte er sich wieder zu Tische, und fuhr fort zu essen.

»Jetzt,« sprach er endlich mit noch vollem Munde, »bitte ich Euch, mein barmherziger Samaritan, Eurer Wohlthat die Krone aufzusetzen. Ich bin in der Hüfte verwundet und seit acht Tagen ist meine Wunde nicht verbunden. Gebt mir einige alte Lumpen, dann sollt Ihr von mir befreit werden.«

»Ich verstehe etwas von der Wundarzneikunst,« erwiderte der Priester, »und will Euch selbst verbinden, kommt, Ihr sollt zufrieden seyn und nicht viel Schmerzen dabei haben.« Mit diesen Worten nahm er aus einem Schranke ein Kästchen mit einem vollständigen Verbandzeuge, und streifte die Aermel auf, um das Werk der Barmherzigkeit zu beginnen. Die Wunde, von einer Kugel herrührend, war tief, und man sah wohl, daß es dem Manne übermenschliche Anstrengung kosten und große Schmerzen verursachen mußte, zu gehen.

»Ihr könnt heute nicht wieder fort,« nahm der Pfarrer das Wort, »Ihr müßt die Nacht hier bleiben, und Euch Kräfte sammeln, dadurch wird sich auch die Entzündung vermindern, und das böse Fleisch absondern.«

»Ich muß noch heute fort, und zwar zur Stunde,« antwortete der Fremde, und mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: »Es gibt Leute, die mich erwarten. Haben Sie den Verband vollendet? Gut! Jetzt fühl ich mich erleichtert, und so frisch, als wenn ich gar nicht verwundet wäre. Geben Sie mir noch ein Brod und nehmen Sie mit meinem Danke dieß Goldstück. Leben Sie wohl.« Der Pfarrer wies das Goldstück zurück. Der Fremde sprach trocken: »Wollen Sie es nicht? Gut, so verzeihen Sie und leben Sie wohl!« Er nahm das Brod, welches Margarita auf Befehl ihres Herrn, freilich etwas brummend, herbeigebracht hatte, und bald sah man die hohe Gestalt unter den dichten Bäumen, welche die Pfarrwohnung umgaben, verschwinden.

Eine Stunde nachher vernahm man ein lebhaftes Musketenfeuer und der Fremde erschien wieder, in der Brust verwundet, blutend am Pfarrgebäude. »Nehmt,« sprach er mit matter Stimme, »nehmt dieses Gold — meine Kinder! — meine Kinder — draußen im Hohlweg — gleich am kleinen Bache —« Er fiel ohnmächtig zu Boden. In diesem Augenblicke kamen spanische Soldaten herbei und banden den Fremden ohne Widerstand. Sie erlaubten hierauf dem Pfarrer, einen Verband auf die breite Wunde des Unglücklichen zu legen, allein nicht achtend auf dessen Erklärung, daß es mit Gefahr des Lebens verbunden sey, den schwer Verwundeten weiter zu bringen, legten sie ihn doch auf einen Karren und führten ihn mit sich fort, indem einer von ihnen grausam lächelnd zu dem Pfarrer die Worte sprach: Ob er an seinen Wunden oder durch den Strang stirbt, ist ja doch einerlei, wißt, ehrwürdiger Herr, das ist der berüchtigte Räuber José.«

José dankte dem Pfarrer durch eine schwache Kopfbewegung, dann begehrte er ein Glas Wasser, und als der Pfarrer sich zu ihm hinneigte, um es ihm zu reichen, da er selbst nicht Kraft dazu besaß, lispelte er ihm mit sterbender Stimme zu: »Um Gotteswillen! draußen am Hohlweg!« und der Pfarrer antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er ihn verstanden.

Als der Zug sich entfernt hatte, ging der Pfarrer, trotz der Bemerkungen Margarita's, daß es gefährlich sey, jetzt in der Nacht in den Wald zu gehen, muthig hinaus, lenkte seine Schritte zu dem Hohlwege und fand dort neben dem Leichnam einer Frau, welche eine Kugel getödtet hatte, einen Säugling und einen Knaben von vier Jahren, der seine Mut-

ter am Arme zog, um sie zu erwecken, indem er glaubte, sie schlafe.

Man kann sich Margarita's Erstaunen denken, als sie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren sah. — »All ihr Heiligen im Himmel!« rief sie, »was wollt Ihr denn mit den beiden kleinen Wesen anfangen? Wir haben selbst kaum zu leben, und Ihr bringt noch zwei Mäuler mehr? Ich werde also wohl von Thüre zu Thüre betteln müssen für uns und sie? Und wer sind diese Kinder? Sprößlinge eines Landstreichers, eines Räubers. —« Der Säugling fing in diesem Augenblicke erbärmlich zu schreien an — Margarita fuhr fort: »Und wie wollt Ihr den Säugling ernähren? Eine Amme könnten wir nicht bezahlen. Wir könnten es freilich auch beim Wasser empor bringen, aber wie viele schlaflose Nächte würde mich das kosten? O, mein Himmel, er scheint ja kaum einige Monate alt zu seyn. Glücklicher Weise habe ich etwas Milch hier, ich will sie wärmen, damit das Kind doch seinen Durst löscht.« Und trotz ihres Verdrusses, nahm sie das Kind von den Armen des Pfarrers in die ihrigen, beschwichtigte es durch Schaukeln und Küsse, kniete sich dann mit ihm am Feuer nieder und setzte die Milch dazu.

Nachdem der kleinere gestillt und eingeschläfert war, kam die Reihe an den größeren. Margarita gab ihm zu essen, kleidete ihn aus, brachte auch ihn in ein schnell zubereitetes Bett, und deckte ihn mit dem Mantel des Pfarrers zu. Dieser erzählte ihr, wo und wie er die Kinder gefunden habe.

»Das ist alles recht gut und schön,« sagte Margarita, »aber das Nöthigste ist, zu wissen, wie wir uns und sie ernähren werden? Der Pfarrer schlug sein Evangelium auf und las ihr folgende Stelle laut vor: »Wahrlich, ich sage Euch, wer immer dem Mindesten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergolten bleiben!« — »Amen!« antwortete Margarita.

Am andern Morgen ließ der Pfarrer den Leichnam der gefundenen Frau begraben und sprach die Todtengebete dabei.

Zwölf Jahre nachher sonnte sich der Pfarrer von San Pietro, der jetzt schon siebenzig Jahre alt war, im Freien vor seinem Hause. Es war Winter, und zum erstenmal brachen heute die Sonnenstrahlen durch den kalten Nebel. An der Seite des Pfarrers las ihm ein Knabe von beiläufig zwölf Jahren sein Brevier vor und warf von Zeit zu Zeit einen neidischen Blick auf einen großen kräftigen Jüngling von sechszehn Jahren, welcher in dem kleinen angränzenden Pfarrgärtchen arbeitete. Margarita, welche blind geworden war, saß daneben und hörte zu.

In diesem Augenblicke ließ sich das Gerassel eines Wagens vernehmen und der Knabe schrie freudig: »Ach sieh! den schönen Wagen, den schönen Wagen!«

Wirklich kam ein prächtiges Fuhrwerk auf der Straße von Sevilla daher und hielt vor dem Pfarrhause. Ein reich gekleideter Diener näherte sich dem Pfarrer und ersuchte ihn um ein Glas Wasser für seinen Herrn.

»Karlos!« sagte der Pfarrer zu dem jüngeren Knaben, hole ein Glas Wasser für den fremden Herrn, und bringe zugleich auch ein Glas Wein dazu, wenn er es annehmen will. Spude Dich!«

Der fremde Herr ließ den Wagenschlag öffnen und stieg heraus, es war ein Mann bei fünfzig Jahren. Sind diese Knaben Eure Neffen?« fragte er den Pfarrer.

»Mehr als das, gnädiger Herr,« antwortete der Pfarrer, »meine Kinder sind es, meine lieben Adoptivsöhne.«

»Wie das?«

Und der Pfarrer erzählte ihm die ganze Geschichte der Kinder, und fragte ihn, was er aus den beiden Jungen machen solle, und wie er ihr Glück begründen könne.

Brave Offiziere in der Garde des Königs sollt Ihr aus ihnen machen,« antwortete der Fremde lächelnd, »und damit sie dann ihrem Stande gemäß leben können, so geben wir jedem einen jährlichen Unterhaltsbeitrag von tausend Dukaten.«

»Ich habe um einen Rath gebeten, Sennor, und hoffte keinen Spott.«

»Dann,« fuhr der Fremde, ohne auf diese Worte zu achten, fort, »dann müßt Ihr auch Eure Kirche neu und schöner aufbauen, und daneben einen recht bequemen neuen Pfarrhof. Ein eisernes Gitter soll das alles umschließen. Seht, ich habe den Plan dazu schon in meiner Tasche. Seht ihn an, Herr Pfarrer, gefällt er Euch? — Und dem neuen Gotteshause, mein' ich, sollten wir den Namen geben: Kirche zum Glase Wasser.«

»Was soll? — ach, mein Gott! — wäre — wenn ich nicht irre — diese Züge — diese Stimme — Was soll das alles bedeuten?«

»Das soll bedeuten, mein lieber, ehrwürdiger Freund, daß José de Ribeira vor Euch steht, der vor zwölf Jahren noch der Räuber José genannt wurde. Ihr wart mein Wirth und Wohlthäter und der Vater meiner Kinder. Ach kommt in meine Arme, meine Kinder, und umarmt Euren Vater.« Er preßte die beiden Kinder in seine Arme, und als er sie zum öftern betrachtet, und mit Freudenthränen geküßt hatte, reichte er dem Pfarrer die Hand, fragend: »Nun, Alter! nehmt Ihr die Kirche zum Glas Wasser nicht an?«

Und der Pfarrer wandte sich zu Margariten und sprach bewegt und andächtig: »Wahrlich, ich sage euch, wer immer dem Mindesten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergolten bleiben!« — »Amen!« sagte die Alte weinend vor Freude über das Glück ihres Herrn und ihrer Pflegesöhne, aber bald darauf weinte sie bitter über den Abschied von den Letzteren.

Ein Jahr nachher wohnten Don José de Ribeira und seine [illegible] neuen Kirche von San Pietro: zum Glas Wasser, [illegible] Umgegend von Sevilla, bei.

Die deutsche Bühne.

(Fortsetzung.)

Es wäre viel zu weitläuftig, von sämmtlichen deutschen Dichtern die Poesie portionenweise zu beziehen, man übergibt lieber einem einzigen die Lieferung, bestellt sich bei ihm Lust und Trauer, Dünnbier oder Rheinwein, Fabel, Narrenposse oder ein Stück Weltgeschichte, und hat alles das immer zu rechter Zeit und zu billigen Preisen. Auch ist dabei weiter keine Zensur und keine Angst nöthig. Kein großer Gedanke, der die Tiefe der menschlichen Brust aufregte, eine Satyre, die wie ein gutes zahmes Hausthier nach dem Futter läuft, sich auf die Hinterbeine stellt, und aufs Kommando ihre Kunststücke macht, jede Komposition mit dem nöthigen Phlegma, der beruhigenden Langeweile versetzt, und dazu Musik, neue Kostüme, oder ein Paar Schlüpfrigkeiten, damit die Sinne zu naschen haben. Wir können der Einrichtung, von einer Seite angesehen, nicht unsern Beifall versagen; aber euer Raupach-Schelle, der jetzt allein die poetische Barbiergerechtigkeit des Theaters hat, euch seinen Schaum ins Gesicht spritzt, so behauptet nur nicht, daß ihr euch davon gesättigt fühlt und begeistert wie Götter, die Nektar und Ambrosia aus goldnen Schaalen schlürfen, sagt nicht, daß sein Babierbecken schon der Spiegel der Welt sey. Oder wollt ihr euch auf Immermann und einige edlere Talente stützen? Wie könnt ihr das, da das Theater niemals von ihren Arbeiten Notiz genommen. In Frankreich und England hatten die besten dramatischen

Dichter immer ein nahes Verhältniß zur Schaubühne, einen Einfluß auf ihre Verwaltung, eben dadurch wurde ein Volksschauspiel, eine Kunstschule, ein Nationaltheater möglich, bei uns sucht man sich die Leute zu Theaterdichtern heraus, die höchstens im Stande sind, den Text einer ausländischen Oper in schlechte deutsche Verse hineinzuängstigen, oder in ein Gelegenheitsgedicht, das man eben braucht, ein Paar abgetriebene Empfindungen und Phrasen einzufangen. Und diese Scheinexistenzen mit den Regisseuren zusammen, den Patentschauspielern und Schooßkindern der theuren Zeit, bilden ein Geschmacksgericht, das man im Alterthum glaubte den ausgezeichnetsten Männern des Staats übergeben zu müssen. Sie fragen nur, wenn etwas sich anbietet: Ist es nach dem alten Leisten, läßt es sich in die Scene hineinbringen, und mit unsern paar abgelernten Handgriffen bändigen? Daß jede ächte Poesie ihren Werth gerade in der Originalität habe, und eigenthümlich auch in ihrer Form seyn müsse, ahnen sie nicht, statt an die unendliche Empfänglichkeit des Publikums zu glauben, das doch bis jetzt noch nichts zurückgewiesen, denken sie es sich lieber so bornirt und stumpfsinnig, wie sie selbst sind, und freilich machen sie sich so die Sache bequem, aber das Volk verliert dabei seine ganze poetische Reizbarkeit, kommt ausnahmsweise dann einmal ein neues Dichterwerk zur Darstellung, so wird es nicht mehr verstanden, mit dem ersten Versuche gibt man es auf, und es heißt: Allerdings mag das Stück seine Schönheiten haben, aber für die Bühne taugt es nicht. So sind denn die Bühne und der gute dramatische Dichter, die ehemals in einer schönen, durch die Liebe geheiligten Ehe lebten, ganz von einander geschieden, ja dieser fürchtet sich schon, als könne seine Hälfte, die sich durch ein allgemeines Hingeben schändet, wenn auch nur in einer Laune einmal eine Vereinigung mit ihm wieder suchen, weßhalb er denn sein Schauspiel gleich so anlegt und einrichtet, daß es wie hinter einer Barriere, ja in einer andern Welt lebe, zu der das Theater nicht hinüber kann. Was aber ist davon die Folge? mit diesem Stolze, dieser Ironie verliern sich die vorzüglicheren Produktionen wieder in's Willkürliche, Ueberspannte und Formlose. — Und nun betrachtet euch erst eure Schauspieler, diese herausgeputzten Marionetten, diese Gesichterschneider und Schatten, erinnern sie wohl an die alten Künstler, die uns mit einer einfachen Geberde, einem einzigen tiefen Naturlaut schon das innerste Herz erschütterten, und das Komische durch eine Grazie der Laune zu verklären wußten? Wir meinen hier nicht etwa nur einige große Akteure, die aus der Menge hervorragten, nein, damals war eine Schule und Methode in der Kunst, die sich über ganz Deutschland bis zu den kleinsten reisenden Truppen verbreitete. Ihr lächelt, daß wir diesen munteren Vagabunden das Wort reden, die noch nichts von Hofpatenten und Pensionen wußten, auch noch nicht in Kupfer gestochen und mit bestellten Kränzen überschüttet wurden; aber ist nicht das Wandern in allen deutschen Künsten Gebrauch gewesen, hat nicht grade der Zunftsinn, den die Schauspielkunst mit den Handwerken theilte, in allen Richtungen das Genie mit bewunderungswürdiger Sicherheit hervorgelockt, und lös't sich nicht die Schauspielkunst, nachdem er aus ihr gewichen, in lauter falsch glänzende Manieren auf, um sich endlich wie ein Knallgold im gemeinsten Theatereffekt zu verpuffen? Was sollen uns diese widerwärtigen Fratzen und Masken, die in das Thierreich hineinschielen, und einen menschlichen Charakter lügen? dieser hohle, langgezogene schwebende Gespensterton, der uns von Empfindung und Pathos sagen will, was endlich diese bemalten Lappen und Bretter, die wie in der Angst einer ewigen Verwandlung kommen und schwinden, dieses schwerfällige große Prachtgerüst', das sich wie ein Elephant zum Tanze aufmachen muß, was diese Aufzüge von Menschen und Pferden? Wollen wir etwa eine nachgespielte rohe Wirklichkeit in der Scene sehen? Kann sie die Kunst unter den gewaltsamsten Anstrengungen selbst erreichen? Müssen wir Sturm, Schnee und Regen, und alle Naturbegebenheiten, die eine Handlung begleiten, mit unsern Sinnen wahrnehmen? So laßt denn noch einen Theaterbedienten anstellen, der als Bravoursängerin den Schlag der Nachtigall nachahmt, wenn Romeo mit seiner Julie im süßen Liebesgeschwätz erscheint, sorgt auch dafür, daß uns aus einem Kerker der ekle Dunst, den seine Mauern ausschwitzen, entgegenwehe, ja dem Manne, der von einer Reise kommt, liege der Staub dick auf den Kleidern, thut, mit einem Worte, das Aeußerste, um die Phantasie, die Seele des Zuschauers ganz aus dem Spiele zu schaffen, aber sagt nicht, daß solch eine Bühne uns die Welt und Geschichte zeige, nennt sie ehrlich heraus eine Gaukelbude, und seyd in eurer Erbärmlichkeit vergnügt, wenn die Menge sich ins Haus drängt, und diesen Kindereien ihren Beifall zujauchzt.

Ich hätte nun die Mißvergnügten ausreden lassen. Behalten sie Recht, so haben wir jetzt weder eine Dicht- und Schauspielkunst, noch eine Scenerie wie das Drama sie fordert, und die Bühne ist vorzüglich dadurch gesunken, daß die Künstler aufgehört, einen freien, in sich selbst geschlossenen Stand zu bilden, daß sie und die Schriftsteller den nächsten Einfluß auf sie verloren. (Fortsetzung folgt.)

Sylbenräthsel.

(Drei Sylben.)

Folgt die Erste einem Heere
Hält sie meist der Fürst im Land.
Höchster Wunsch der Zweiten wäre:
Güter aus Fortunen's Hand.
Hofrath, Gastwirth, König, Richter,
Pascha, Gauner, Musensohn,
Klausner, Ritter, Knappe, Dichter,
Alles war das Ganze schon.
Aber was der Juden König
Einst am Glück zu tadeln fand,
Neckt das Ganze auch nicht wenig.
Ist der Proteus euch bekannt?

F — t. L. Hub.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 145.

Ehrenbreitstein (die Festung, die verfallene Burg Stein liegt bei Nassau auf einem hohen Felsen, ohnweit der Lahn.)

Concert dramatique.

Heute, Freitag, den 5. Oktober, wird Dem. Francilla Piris, Adoptivtochter des Hrn. J. P. Piris aus Paris und Schülerin der Mad. Fodor, die Ehre haben, sich auf dem hiesigen Theater in einem Konzerte hören zu lassen, in welchem sie von mehren Künstlern unterstützt werden wird. Zum Schluß folgt der dritte Akt der Oper: Othello von Rossini, in italienischer Sprache, in dem sie die Rolle der Desdemona, Fräulein Hill die Helene und Hr. Schmezer den Othello geben wird. — Abonnement suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Tarische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 148. 4. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Muskatellerweinlied.

Den liebsten Buhlen, den ich hab',
Der liegt im kühlen Keller;
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.

Oft schleich' ich in sein Kämmerlein,
Ihn zärtlich zu umfassen;
Da hält es mich wie angebannt,
Und will mich gar nicht lassen.

Wenn mir mein Buhl' im Glase blinkt,
So bin ich guter Dinge;
Ich drück' ihn an die Lippen fest,
Daß es zu Herzen dringe.

Sein Kuß ist, ach! so würzig süß,
Sein Duft, wie Nelkenblüte,
Und seiner Thränen Perlenthau
Erweicht mir das Gemüthe.

Nie macht er mir die Stirne kraus,
Durch launige Capricen;
Er lacht mich immer freundlich an,
Und winket zum Genießen.

Mein Buhl' und ich wir wissen nichts
Von Eifersucht zu sagen;
Hab' ich nur ihn, so bin ich frei
Von Welt- und Liebesplagen.

Du Kleinod, das ich mir erwählt,
Wie bist du mir so theuer!
Du schläfst im kühlen Kämmerlein,
Und bist doch lauter Feuer.

Erwärmt von deiner milden Glut,
Von deinem Kuß entzücket,
Fühl' ich mich ledig aller Qual,
Der Erde schon entrücket.

O, bleib' mir immer gut und treu,
Wie ich dir treu verbleibe,
Dann schwör' ich dir bei deiner Kraft,
Daß ich mich nie beweibe.

Und wenn ich von dir scheiden muß
Und deinen süßen Gaben,
So laß ich mich in deinen Schooß,
Nicht in den Sand begraben.

. . . r

Die Freunde.

(Aus Heath's Book of Beauty.)

(Fortsetzung.)

II.

»Monsieur George,« d. h. Herr Georg Staunton, war ein unabhängiger junger Mann, Besitzer eines Gutes in der Grafschaft Derby, das ihm ein jährliches Einkommen von 10,000 Pfund abwarf; das wäre aber auch Alles, was ich oder die Welt, wie ich stark vermuthe, je von Hrn. George Staunton zu sagen haben werden.

Vernon und Sinclair sind die Hauptpersonen unserer Erzählung; ihre Geschichte ist keine der gewöhnlichen, und dürfte schon Theilnahme erwecken. — Die Mutter Sinclair's war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Sie hatte mit fünfzehn Jahren geheirathet: Sinclair's Vater war ein Mann von achtbarem Charakter und reich begütert; Miß Villiers war schön und hatte nichts; der reiche Herr Sinclair hielt um sie in gebührender Form an und Miß Villiers Mutter und das arme Fräulein wiesen, wie das in dergleichen Fällen zu gehen pflegt, den Antrag nicht zurück. Miß Villiers hatte eine lobenswerthe Erziehung erhalten, besaß einen hellen Verstand und ein weiches liebevolles Herz. Ihr Fehler war eben, daß sie ein zu weiches, zu liebevolles Herz hatte. Sie wünschte aufrichtig. Herrn Sinclair zu lieben, und sie liebte ihn auch, wie sie meinte; allein Herr Sinclair hatte keine Zeit, sich lieben zu lassen; dazu hatte Herr Sinclair viel zu viel zu thun. Er ließ sich seine Freierei acht volle Monate kosten; es war das ein unumgänglicher Fall, der ja nur einmal in seinem Leben vorkommen sollte; als er aber einmal verheirathet war, hatte er weit wichtigere Obliegenheiten abzuthun, als seine Frau auf ein Stück dumme Bälle oder Parthieen zu begleiten, oder daheim ihrem unerheblichen Geplauder über solche und ähnliche Materien zuzuhören. So meinte Herr Sinclair; denn Herr Sinclair war der rechte und ganze Mann, Straßensachen und Armensteuern in seine leitende Hand zu nehmen, wußte aufs Trefflichste den Vorsitz bei den Vierteljahrssitzungen zu führen, war der Schiedsrichter bei allen Rechtshändeln, kurz, ein ganz »perfekter Geschäftsmann,« wie seine Nachbarn von ihm sagten. »Geschäft und Geschäft und Geschäft;« das war Herrn Sinclair's Losungswort. Bei ihm war Alles Geschäft; und aus Allem machte er sich ein Geschäft.

Ein Augenblick des Vergnügens und der Ruhe war ihm ein Augenblick des Selbstvorwurfs. Begegnete es ihm ja, daß er eine halbe Stunde über alltägliche Dinge sprach, seine Frau liebkos'te (das Wort »liebkosen« ist übrigens ein wenig zu stark für diesen Fall) oder mit seinem Kinde spielte, so betrachtete er das als »verlorne Zeit.« Sich selbst Vergnügen zu machen, hieß ihm, seine Zeit verlieren — ein Vergnü-

gen, das sich bot, annehmen, hieß ihm, irgend eine wichtige Pflicht verletzen, denn eine Pflicht muß doch wichtiger seyn, als bloßer Zeitvertreib. Und dann: wie konnte man einem Manne zumuthen, sich mit der Ordnung der Angelegenheiten seiner Haushaltung zu befassen, einem Manne, der immerfort über die des ganzen Volkes nachzudenken hatte? und was konnte dem sein eigener Knabe viel anliegen, dem, der unaufhörlich Plane für das Wohlergehen aller kleinen Jungen im weiten britischen Reiche auszuhecken und in Vorschlag zu bringen hatte? So mußte denn Mistreß Sinclair's liebendes Gefühl, bei jedem Versuche, den sie machte, es in voller Innigkeit ausströmen zu lassen, immer aufs Neue zurückgedrängt, verletzt werden. Körperliche und geistige Verstimmung war die Folge; sie hatte indessen stets mit übertriebener Zärtlichkeit an ihrer Mutter gehangen, und auf sie trug nun die Tochter in gesteigertem Grade die Liebe über, die die Gattin nicht fand. Auch ihr Kind — sie hatte nur eines — gewährte ihr erheiternden Trost und eine zerstreuende Stütze. So daß, so lange ihre Mutter lebte, Mistriß Sinclair — die in fast gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt lebte und in ihr nur bei solchen Anlässen erschien, wo Herr Sinclair es für eine eigentliche Geschäftspflicht erklärte, sich da oder dort sehen zu lassen — bei all' ihrer Schönheit auch von der leisesten Nachrede der Welt, die immer schnell genug mit der Bemerkung bei der Hand ist, daß eine liebenswürdige Frau zu großmüthig mit dem Lächeln ihrer Gunst sey, in der That verschont geblieben war.

Allein Mistriß Villiers starb; und ihr Tod brachte eine große Veränderung in Mistriß Sinclair's Leben und Lage. Auch Master Albert Sinclair war schon, wenn gleich erst fünf Jahre alt, von der Mutter getrennt und in eine Unterrichtsanstalt gegeben worden, wo er, wie der Herr Papa sagte, weit eher zum Geschäftsleben und künftigen Geschäftsmanne herangebildet werden mochte, als dieß in der Kinderstube daheim der Fall gewesen seyn würde. Mistriß Sinclair, das schönste Weib in London, bewundert, gefolgt, angebetet von Jedermann — war und blieb allein, ganz allein und ohne ein Wesen, das Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit, Liebe mit Liebe erwidert hätte.

Doch schnell zum Schlusse dieser Episode...: Mister Vernon — eine prachtvolle Abneigung Herrn Sinclair's, weil er einer der witzreichsten und glänzendsten Sterne der witzreichen und glänzenden Milchstraße von Staatsmännern war, die damals um die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten eifersüchtig mit einander rangen — war auf ein', zwei Wochen nach Ossory (Herrn Sinclair's Landsitze) auf Besuch gebeten worden.

Der Besuch war Herrn Sinclair höchst verdrießlich; allein die Einladung war gewissermaßen eine Geschäftssache gewesen, und hatte sich deßhalb nicht umgehen lassen. Er kam; statt einer, zwei, Wochen, blieb er vier, acht, Wochen; und das Jahr darauf war Mistriß Sinclair's böswillige Entweichung mit Mister Vernon das allgemeine Stadtgespräch in London und nur eine Stimme darüber, daß sie um so strengeren Tadel verdiene, als der arme Herr Sinclair ein Muster von einem Ehemanne gewesen sey.

Die Welt mochte sagen, was sie wollte; allein Albert Sinclair hatte, bei all' seiner Jugend, die sanften freundlichen Liebkosungen seines schönen Mütterchens und die barschen geschäftsmäßigen Fragen seines finstersehenden Papa's treulich in seinem Kindergedächtnisse aufbewahrt; und als mit den Jahren seine Jugendeindrücke tiefer wurden, belud er in vollem Maße den ungeliebten Vater mit der schweren Wucht des Tadels und der Schmach, die, wie er fest überzeugt war, die zärtlich geliebte Mutter unmöglich verdiente. Dazu hatte Mistriß Sinclair, der einzig die Trennung von ihrem Knaben schwer gefallen war, durch allerlei kleine Geschenke die Frau Schulhalterin zu gewinnen und es dahin zu bringen gewußt, daß sie ihn selbst noch öfter, als vor ihrer Flucht, zu sehen bekam. An den Sonn- und Festtagen wurde der kleine Albert gewöhnlich in der Anstalt gelassen und durfte dann von da nach einem kleinen Meierhofe, an der Gränze von Herrn Vernon's Landgute, unter dem Vorwande einer Luftveränderung gehen — ein Vortheil, welchen der Schularzt groß zu empfehlen pflegte und dessen nähere Bewandtniß Herr Sinclair nie zu untersuchen Zeit hatte. Mistriß Vernon bekam unterdessen einen andern Sohn, mit dem wir den Leser bereits bekannt gemacht haben, und von da an setzte sie sich als Hauptziel ihres Lebens das Bestreben, die beiden Knaben einander theuer zu machen; dieß gelang ihr auch trotz der vielen Schwierigkeiten des gemachten Versuchs. Als Sinclair beinahe die oberste Klasse zu Eton erreicht hatte, kam Vernon dorthin — wurde sein Pennal und steter Begleiter; und Mistriß Vernon, die unterdessen Wittwe geworden war und ein kleines Landhaus nahe am Walde bezogen hatte, pflegte dann häufig die beiden Knaben zu einem gemeinschaftlichen Besuche bei ihr einzuladen und durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel sie in ihrer gegenseitigen Zuneigung zu ermuntern und zu bestärken. Vielen Schwierigkeiten ihres Plans kam die Gemüthsart ihres ältesten Sohnes auf halbem Wege erleichternd entgegen. Sinclair kannte die Geschichte seiner Mutter — und welcher Knabe, der in eine öffentliche Schule geschickt wird, erfährt nicht Alles und Jedes, was seine Eltern betrifft! — allein eben weil ihr Leben so unglücklich gewesen war, liebte und verehrte er sie nur um so höher; und Ernst Vernon war ja ihr Sohn, wie hätte er ihn da nicht zärtlich lieben sollen?! Sein Gemüth war nicht alltäglicher Art — waren doch die Verhältnisse, die seine Kindheit umgeben hatten, eben so wenig alltäglicher Art gewesen! — und in höherem Lichte, als die Alltagsblicke der Welt zu sehen pflegten, erschien ihm das Verwandschaftsband, das ihn und seinen Bruder umschlang. Vernon dagegen, dem die Freundschaft Eines, der so viel älter und weiser, als er war, schmeichelte und wohlthat, und der zudem mit vielen Seiten von Sinclair's hoher, ritterlicher Natur sich gleichgestimmt fühlte, liebte und verehrte in Jenem selbst mehr noch, als nur den freundlichen, verständigen älteren Bruder. (Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Bühne.

(Fortsetzung.)

Wie hart auch die Beschuldigungen der ältern Theaterfreunde klingen, und wie übertrieben sie auch im Einzelnen seyn mögen, im Ganzen muß ich ihnen beitreten.

Niemand wird läugnen, daß es seit dem Tode Schillers um unsere dramatische Kunst sehr übel steht. Herr v. Kleist wurde bei seinem Leben kaum beachtet, man zog ihm geringere, mit falschem Glanz verführende Talente vor, die nun schon lange vorübergangen sind, und auf der Schwelle der männlichen Jahre, an einem gebrochenen Herzen gestorben, hat er uns nur einige Jugendarbeiten hinterlassen, woran wir ermessen können, was ein solcher Geist bei etwas Glück und Wohlwollen in freudiger Entwickelung würde vollbracht haben. Armin und Brentano, die alle Gaben hatten, um das Große auch für das Theater zu leisten, überließen sich im Ueberdruß an der Prosa und Pedanterie des Zeitalters, wie sie glaubten, bei ihren Produktionen einer seltsamen wilden Laune, und dichteten sich dann so fest in ihren Eigensinn, ihre Manieren, ihre Unarten möcht' ich sagen, daß sie ihren Zeitgenossen völlig fremd wurden. Körner, wenn er überhaupt Beruf zum Drama hatte, konnte sich im Dichten nicht von der Begeisterung für einen bewunderten Vorgänger befreien, und verlor

sich in Reminiszenz, Wiederholung und leere Deklamation. Oehlenschläger behauptete sich allein mit seinem Correggio in der Scene, Werner verschwand, nachdem er ein kurzes ängstliches Erschrecken verbreitet durch seinen poetischen Wahnsinn, wie ein Gespenst, um einigen schwachen Nachahmern die Bühne zu überlassen, die nur etwas Blindekuh mit dem Publikum spielten, und dann wie Tölpel sich ertappen ließen. Der zarte, sentimentale Houwald ist bald vergessen worden. Und was gibt uns nun der Tag? — Unter denen, die jetzt für das Theater schreiben, wüßte ich keinen, der vom Genius unseres Schiller geerbt hätte, der uns nur Schröder und Iffland, oder den witzigen Kotzebue ersetzte. Raupach kann, seiner großen Fruchtbarkeit ungeachtet, keinen rechten Einfluß auf die Bühne gewinnen, weil er ohne eine bestimmte geniale Richtung und ohne die Bescheidenheit, die einem beschränkten Geiste geziemt, auch auf Alles eingeht, was ihm doch durchaus versagt ist. Er sucht einen Ruhm darin, heute in der Tragödie, morgen im Lustspiel, dann auch einmal im Familiengemälde, ja in der Posse und im gemeinen Effektstück vorzutreten, er möchte für den poetischen Herrn Mikrokosmus gelten, möchte zugleich ein Dichter für das gebildete Publikum und für das Volk, für die Könige und den Jan Hagel seyn, und macht es so keinem einzigen recht. Seine edlern und fleißiger gearbeiteten Schauspiele haben doch meistens nur eine äußere Färbung von Poesie, weder das Große der Geschichte, noch das Naive der Sage versteht er recht, dramtisch zu verwandeln, in seinen komischen Stücken ist zu wenig Natur, und zu viel Absicht, und in allen macht sich eine Armuth der Erfindung fühlbar und noch ein anderer Mangel, der dem dramatischen Poeten nicht verziehen wird: es gelingt ihm höchst selten, einen ächt menschlichen Charakter zu zeichnen, seine heroischen Figuren tragen größtentheils etwas Manierirtes, Aufgeblasenes an sich, statt sich handelnd auszusprechen, raisoniren sie über sich, und schildern uns ihre Empfindungen, wo er aber als Portraitmaler sich zeigen will, im Lustspiel, häuft er eine Karrikatur auf die andere, und ohne daß dieß durch das Phantastische, den Humor der ganzen Komposition gerechtfertigt würde. Grillparzer, den wir, wenigstens in seinen letzten Produktionen, höher achten müssen, und einige andere, die ihm zur Seite treten, liefern zu selten etwas, um damit eine bleibende Wirkung hervorzubringen, oder sie wenden sich ganz vom Theater ab, und was das Schlimmste ist, alle unsere neueren Dichter gehen ihren eigenen Weg, bilden unter sich keine Schule, die wieder eine Schule in der Schauspielkunst und einen bestimmten Geschmack beim Publikum erziehen könnte, jeder verfährt nicht anders, als wäre das deutsche Drama erst von vorn zu erschaffen, das nun mit einer unaufhörlichen Unruhe alle möglichen Formen und Unformen durchläuft, und so wird der darstellende Künstler wie der Zuschauer immer herumgeneckt, bis jener alle Haltung und Methode verliert, diesem endlich die Besinnung vergeht. Eine solche große, fortgehende Schule wie bei den Engländern und Spaniern hat das Drama bei uns eigentlich nie gehabt, doch war eine Anlage dazu da bei den Meistersängern, die für die Bühne dichteten, und auch in jenen Schauspielern, die durch ihre extemporirten Stücke die alte Volkskomödie erhielten. Diese freilich schwachen Anfänge eines Nationaltheaters gingen uns durch Gottsched's gelehrten Aberwitz verloren. Hätte das Glück schon damals ein großes Talent verliehen wie Shakespear, der die englische Bühne auf einer ziemlich gleichen Stufe fand, so wäre daraus ein eigenthümliches deutsches Schauspiel hervorgegangen, denn selbst die Staatsaktion bewahrte noch einen Rest der romantischen Poesie, die Posse mit ihren Masken und ihrem frechen Humor trug alle Keime eines poetischen Lustspiels in sich. Gottsched aber vernichtete die geschichtlichen Formen des Theaters, holte die todten Regeln des Aristoteles und der Franzosen herein, rief zur unbedingten Nachahmung und zum Streben nach dem Schatten einer korrekten Dichtkunst auf. Als öffentlichem Lehrer auf einer berühmten Universität, und durch seine nahe Verbindung mit der praktischen Schaubühne, durch viele Mitarbeiter, die er um sich und seine Gattin versammelte, gelang es ihm, eine graue Theorie an die Stelle lebendiger Poesie zu setzen. Und diese Revolution des Theaters, von einem einzigen wenig begabten Manne unternommen, erregt kein großes Erstaunen mehr, wenn wir bedenken, daß die Trennung zwischen Literatur und Volk sich längst schon erklärt hatte, und daß der Deutsche, der seiner Natur nach immer Autoritäten sucht, und für das Ausländische empfänglich ist, grade damals in der Gewohnheit war, sich von den Ideen und Gesetzen Frankreichs beherrschen zu lassen. In Lessing trat ein frischer Geist auf, und die Bühne hat seitdem einen Reichthum herrlicher Dichterwerke erhalten, aber eine Schule, worin sich gewisse Prinzipien der Kunst vererbten, worin durch das Verschiedene der individuellen Naturen ein Gemeinsames als Methode sichtbar würde, ist nicht wiedergekommen, seitdem unser Drama einmal seine Naturform verlassen hat. Und ohne eine solche Schule kann ein Theater immer nur für den Augenblick durch ein ganz eminentes Dichtertalent zu einer Höhe gebracht werden, von der es dann eben so schnell wieder herabfällt, wenn nicht sogleich ein anderes an die Stelle tritt. Freilich hat das deutsche Theater einen Schatz an der Literatur einer frühern Epoche, warum also, könnte man sagen, spielt es nicht die ältern guten Stücke fort, warum läuft es lieber dem Neuesten, Schlechtesten nach, und holt sich wie der alberne Freier der Porzia Wamms und Hosen und Mütze, ein ganz buntscheckiges Narrenhabit aus allen Ländern zusammen? Hier kommen wir nun auf die eigentliche Noth unserer Bühne; sie ist ein reicher Mann in Papieren, die, wenigstens für den Augenblick, den Kurs verloren haben. Jene älteren guten Stücke hat eine Zeit hervorgebracht, die jenseits unserer Gedanken und unserer Liebe liegt, an die wir nicht im Leben und auch nicht im Schein erinnert seyn wollen. Die Revolution im Rechtsgebiete geht von einer völlig verwandelten Denkart aus, und kann daher bei der Kunst nicht stille stehen. Nachdem die äußeren Autoritäten und Privilegien gestürzt sind, ist auch die alte legitime Poesie abgesetzt worden, man hat auch in der Literatur das demokratische Prinzip erklärt, damit die Jüngern nicht immer wie Pagen nur die Schleppe des Monarchen tragen, sondern als freigeborne Geister sich rühren lernen. Aber diese unglücklichen Parvenüs wissen noch nicht den rechten Gebrauch von ihrem Glücke zu machen, sie geberden sich wie Knaben, denen man einen Festtag gönnt mit Kuchen und Wein und der Lust im Freien, stellen sich auf den Kopf, überschlagen sich in der Luft, und werfen beim Nachhausegehen ihren Lehrern die Fenster ein. Da sie es sogleich den alten Dichterfürsten und ihrem Kronadel gleichthun möchten, so nehmen sie eine Maske vor's Gesicht, und laufen damit in die Lärmhäuschen der Literatur, um uns aus allen Straßen und Winkelgassen zuzurufen, wie dieser und jener ihrer Freunde, und eigentlich jeder von ihnen ein noch nie gesehenes Original sey, und daß nun erst unter den Gewittern der Geschichte ein großer Geisterfrühling ausschlage. In die Scene kann unser junger literarischer Demos nicht eindringen, weil unsere meisten Bühnen Hofanstalten sind, er legt sich daher in das Parterre hinein, welches eigentlich der Säugrüssel unserer Zeitschriften, die Gallenblase der Gesellschaft ist, und dringt hier auf eine unbedingte Gleichheit, d. h. des Besten und des Schlechtesten, wenn dieß nur einen augenblicklichen Kitzel hervorbringt. Das Theater läßt daher übersetzen, so viel und so niederträchtig als möglich, und reicht uns vom sauersten französischen

Wein, versteht sich, immer vom heurigen, so daß uns ein guter alter deutscher Jahrgang, wenn ihn einmal der Zufall uns einschenkt, jetzt Schwindel und Kopfweh macht. Das Theater weiß sich überhaupt zu helfen. Es trägt wie ein geschickter italienischer Koch seine magere Fastenspeise so zubereitet auf den Tisch, daß sie wie ein Leckerbissen hinuntergeht, ja rührend ist es zu sehen, wie die Humanität mancher Direktoren so weit geht, sich zu ruiniren, damit wir nur das Gemeine, Leere mit einer Lust genießen lernen. Am Honorar der Dichter und an den Gagen der Schauspieler sparen sie sich ihr tägliches rothes Feuer, Leinwand und Pappe ab, und wickeln die Armuth in einen Königsmantel ein, und lassen sie in goldenen Palästen wohnen. (Fortsetzung folgt.)

Aus Mailand.

Es wird Ihnen nicht unangenehm seyn, von dem Lobe zu vernehmen, welches dem Werke eines Landsmannes auf der dießjährigen Kunstausstellung von allen italienischen Kunstverständigen zu Theil geworden. Dieß Werk ist eine Atalanta in natürlicher Größe, von dem unlängst in Rom verstorbenen Heinrich Keller aus carrarischem Marmor gearbeitet.

Atalanta ist im schnellen Laufe dargestellt: sie hat die lockenden Aepfel aufgehoben; die List durchschauend, den großen Vorsprung sehend, welchen Hippomenes ihr abgewonnen, verdoppelt sie nun mehr ihre Anstrengung. Sie schwebt auf der großen Zehe des rechten Fußes, das linke Bein ist nach hinten empor gerichtet; den linken Arm, vorwärts strebend in die Höhe gestreckt, hält sie die goldenen Aepfel in der rechten herabhängenden Hand. Die Komposition ist im höchsten Grad genialisch, die Zeichnung korrekt, der Effekt außerordentlich, alles Leben und Bewegung; schön sind die Formen und meisterhaft die Falten der Chlamis an's Nackte gelegt. Die Physiognomie deutet leicht den Zorn der Nymphe an, die Gefahr läuft, von Hippomenes besiegt zu werden. Die Haare sind zart und zugleich grandiös behandelt; mit einem Bande gescheitelt, ergießen sie sich über den Nacken, wo das schwellende Gewand der schnellen Bewegung entspricht. Das Fleisch ist weich, die Extremitäten, so wie jeder Theil schön vollendet.

Daß man dieser Atalante auch Fehler vorwirft ist natürlich, denn kein Sterblicher schafft etwas Mackelloses. So wird mancher verständige Leser ausrufen: Wie kann sich eine Statue auf einer Zehe stehend erhalten? — In den gemeinen Regeln der Bildhauerei ist das ein Vorwurf, allein unser geniale Künstler wollte sich durch keine Rücksicht binden lassen; er schrieb damals einem seiner Freunde: »Ich habe eine Figur in der Arbeit, unsern Aesthetikern zum Trotz und ihren Vorschriften schnurstracks entgegen, eine Atalanta im vollen Lauf.« Den Baumstamm, der als Stütze dient, mag sich die Phantasie von einem solchen Bilde wohl hinweg denken. Kellers Muth wurde durch den schönsten Erfolg gekrönt und die Vorwürfe verstummten.

Unser Künstler, ein Sohn des Obersten Keller, Edlen von Kellerer, ward in Zürich den 6. Februar 1771 geboren. Sein Vater, der frühzeitig die ungewöhnlichen Anlagen des Knaben zur Kunst bemerkte, berief den Bildhauer Christen, um ihm die ersten praktischen Anleitungen im Modelliren zu geben; diesem folgte sodann Heinrich nach Stanz und Luzern. Im Jahr 1794 ging er nach Rom. Dort studirte er für sich die Antiken und las zugleich die alten Griechen und die italienischen Dichter. Die erste Komposition, welche er in Marmor ausführte, war ein Diomedes, der das Palladium aus Troja entführt. Schon in diesem Bilde gaben sich seine guten Studien kund. Die damals in Rom anwesenden deutschen Kenner und Künstler nicht minder als seine italienischen Kunstgenossen rühmten an seinen Erfindungen den poetischen Sinn, die blühende Phantasie und eine große Einfachheit. Seine vorzüglichsten Schöpfungen sind: Fortuna, mit verbundenen Augen auf einem Einhorn, im flüchtigen Vorüberrennen ihre Gaben ausstreuend; die Hoffnung, welche eine Chimäre nährt; eine Ino mit Melicertes im Arme, im Begriffe sich vor der Wuth des Gemahles ins Meer zu stürzen; die Geburt der Venus: aus einer von Delphinen getragenen Muschel tritt wie eine Perle die Liebesgöttin hervor. Jedermann kennt dieß Bild aus den unzähligen kleinen Wiederholungen in Bronze; aber außer seiner Zeitgenossen kennen Wenige den bescheidenen Meister, die Meisten halten diese Venus für eine Antike.

Die Atalante ist das letzte seiner wenigen, aber einen schönen Ruf begründenden Werke; denn kaum hatte er sein dreißigstes Jahr erreicht, als ein Fall ihm einen Blutsturz zuzog, der ihn gewaltsam, wenn nicht der Existenz, doch seiner glänzenden Laufbahn entriß. Poesie und Alterthumskunde waren bis an sein Ende seine Lieblingsbeschäftigungen. Als Mitglied der päbstlichen archäologischen Akademie nahm er thätigen Antheil an ihren Forschungen.

Kein Mißgeschick konnte Heinrich Keller von seinem theuern Rom und den unerschöpflichen Kunstschätzen trennen; dort entschlummerte er am 21. Dezember 1832 ins Land des Schönen und Vollkommenen hinüber. Die ihn überlebenden Freunde gedenken wehmüthig der glücklichen Tage, wo sie in häuslichem Kreise die Abende mit dem Verewigten in seinem Garten alle quattro fontane unter den Weinlauben und Granatbäumen zubrachten. — Der Tod hat die unzertrennlich treuen Gatten in Jahresfrist jenseits neu vereinigt; sie gedachten bis zu ihrem letzten Athemzuge mit Liebe aller der theuern Entfernten, und kein Groll für erlittenes Unrecht begleitete sie hinüber.

Aus Livorno.

Die Ankunft Lablaches unterbrach die Darstellungen der Parisina. Eine ungeheuere Menge drängte sich, den berühmten Sänger im Matrimonio Segreto zu hören. Aber es kam anders als man gehofft. Die Symphonie beginnt und endet — alles still; dann die Introduktion: wenig Applaus. Lablache erscheint: unendliches Klatschen — er schließt die Cavatine; alles still! Im Terzett der drei Damen erhielt die Ungher einigen Beifall, — Cosselli tritt auf: großer Applaus! Er singt — alles still! Während des Finales einiger Applaus für Lablache; nach dem Finale: alles still! Im zweiten Akte mußte das Duett zwischen Lablache und Cosselli Se fiato in corpo unter lautem Beifall wiederholt werden. Von da an bis zum Schlusse, nach dem Schlusse Alles still. Am folgenden Tage wird die bei Seite geworfene Parisina wieder hervorgeholt und mit Enthusiasmus begrüßt; die Livorner wollen keine Vorstellungen des Matrimonio Segreto weiter; sie wollen Lablache in einer ernsten Rolle sehen; das will wieder der nicht! es ist eine verwickelte Geschichte.

Aber nun kommt erst das Wunderbare. Um alle Hindernisse zu ebnen, erbietet sich Cosselli von freien Stücken im Barbiere di Siviglia den Bartolo zu singen, den Figaro aber Lablache zu überlassen. Man denke sich die Ueberraschung! Ein Sänger, der einem anderen freiwillig einen brillanten Part abtritt, worauf er ein Recht hätte! Es ist etwas Unerhörtes. Der Antrag wird angenommen, und am folgenden Tage feiert der Rossinische Barbier einen wahren Triumph. Lablache, die Ungher, Duprez, Cosselli, werden mit Beifall überschüttet; der Abend macht Epoche in den Theaterannalen von Livorno.

Darauf kam Tell, Norma, Anna Bolena an die Reihe. Einige behaupten, Lablache habe seine Reise nach Paris verschoben, um noch vier Darstellungen zu geben; aber die Sache ist nicht verbürgt.

So handelt ein Mann von Ehre!

(Eingesendet.)

Die Absicht der hiesigen Theateroberdirektion, die Stelle des entwichenen Sängers Dobler auf das würdigste und zweckmäßigste zu besetzen, veranlaßte sie auch, an den berühmten Pellegrini nach München zu schreiben, und ihm, weil man hier davon sprach, daß er Lust hätte, seine Stellung zu verändern, ein bedeutendes Engagementsanerbieten zu machen. Hr. Intendant Grüner empfing hierauf folgendes Antwortschreiben, wovon dem Einsender dieses eine Abschrift mitgetheilt worden ist, indem derselbe wünschte, dieses für Theaterfreunde nicht uninteressante Schreiben zu veröffentlichen. K.

München, 26. September 1834.

Verehrtester Herr Intendant!

Sehr geehrt fühle ich mich, durch Euer Wohlgeboren glänzendes Anerbieten und Vertrauen, welches ich auch ungesäumt, und mit Freuden annehmen würde, wenn nicht ein zehnjähriger Kontrakt, wovon ich noch 4 Jahre zu bleiben, mich verhinderten, Ihren werthen Antrag annehmen zu können, und als Mann von Ehre, eher meinen Vortheil aufzuopfern, als meinen Kontrakt zu brechen im Stande bin.

Nehmen Euer Wohlgeboren meinen innigsten Dank für die ausgezeichnete Ehre, und sollt' ich einst im Stande seyn können, Ihnen zu dienen, so möchten Sie versichert seyn, daß Niemand bereitwilliger seyn würde als rc. rc. rc. Julius Pellegrini.

Theateranzeige.

Samstag, den 4. Oktober. Der häusliche Zwist, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. Hierauf: Der Vorsatz, Lustspiel in 1 Akt, von Holbein. Sodann: Das Fest eines Raja, oder: die Befreiung der Sklaven, Divertissement in 1 Akt, arrangirt von Hrn. Balletmeister Perée. Zum Beschluß und zum Erstenmale: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abtheilungen, nach dem Französischen von Lotz.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, **№ 149.** 5. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Aechte Freiheit.

Die Freiheit ist ein hohes Gut,
Und werth der Edlen Schweiß und Blut;
Doch nied'rer Sinn und Pöbelwuth
Kennt nicht der Freiheit hohes Gut.

Wer frei will seyn im eig'nen Haus,
Der treib' zuerst den Pöbel aus;
Treibt er den Pöbel nicht hinaus,
Wird er nie frei im eignen Haus.

Die Tugend macht allein uns frei,
Das Laster bringt uns Sklaverei.
So heißt mein Spruch, ich bleib' dabei:
Die Tugend macht allein uns frei.

. . . r.

Das Gespenst.

(Aus dem »Metropolitan«.)

Der verstorbene Marquis von A — — pflegte einen Theil des Sommers auf seinen Gütern in der Nachbarschaft von Palermo zuzubringen. Im Jahre 1808, während seines Aufenthalts daselbst, verliebte sich seine einzige Tochter in einen jungen Offizier, welchen sie zufälligerweise kennen lernte. Da sie keine Hoffnung hatte, ihres Vaters Einwilligung zu einer solchen Mißheirath zu erhalten, so bestrebte sie sich, ihrer Leidenschaft Meister zu werden; da indessen der Offizier im Begriff stand, mit seinem Regimente Palermo zu verlassen, so willigte sie ein, demselben an einem Abend ein letztes Rendezvous zu geben, zu welchem Ende er sich zu einer bestimmten Stunde unter dem Fenster ihres Zimmers zeigen sollte. Als sie daher, ihrem Versprechen gemäß, auf dem Balkon wartete und ihre Augen anstrengte, um in der Dunkelheit den geliebten Gegenstand zu erspähen, bemerkte sie in einer kurzen Entfernung vom Schlosse, in einer Allee, welche zu einem benachbarten Dorfe führte, sich etwas hin und her bewegen. Anfangs dachte sie, es könne niemand anders seyn, als ihr Geliebter, bald aber hatte sie gute Ursache, ihre Meinung zu ändern. Die Gestalt, welche sie sah, war von gigantischer Größe, in ein weißes Gewand gehüllt, und bewegte sich in langsamem und feierlichem Schritt, wie er Bewohnern dieser Welt grade nicht eigen ist. Betroffen über diese Erscheinung schloß sie schnell das Fenster, und war unfähig, augenblicklich so viel Muth zusammenzuraffen, um sich ein zweitesmal auf dem Balkone zu zeigen. Den folgenden Morgen brachte ein altes Weib, welches in dem oben erwähnten benachbarten Dorfe wohnte, ein Billet von ihrem Geliebten, worin er sich über ihre Härte beklagte, indem sie ihm die versprochene Zusammenkunft nicht gestattet habe, und sie beschwor, den kommenden Abend pünktlicher zu seyn. Die junge Dame hatte unterdessen ihre Furcht vergessen und war entschlossen, dießmal ihr Versprechen besser zu erfüllen.

Um dieselbe Zeit wie am verwichenen Abend zeigte sie sich auf den Balkon — und mit gleichem Erfolg; denn abermals erschien dieselbe gigantische Gestalt, gehüllt in weißes Gewand. Obschon ihre Angst auch dießmal groß war, so bewirkte doch der Widerwille, ihren Geliebten wiederum zu täuschen, und der Gedanke, daß sie in ihrem Zimmer doch völlig sicher sey, daß sie das Fenster nicht verließ. Das Gespenst schritt in derselben feierlichen Weise vorüber und war bald ihren Augen entschwunden. In ängstlicher Erwartung harrte das junge Frauenzimmer noch eine lange Weile, allein der Gegenstand ihrer Wünsche erschien nicht. Als sie endlich die Uhr der benachbarten Kapelle zwei schlagen hörte, zog sie sich, beängstigt, ermattet und in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihr Zimmer zurück.

Um die bestimmte Stunde sprang der Offizier über die Mauer des Parks und eilte auf Flügeln der Liebe dem Rendezvous mit der Geliebten entgegen. Als er sich dem Gebäude näherte, hörte er das Geräusch von Fußtritten, und sah bald darauf die erwähnte riesenartige Gestalt im weißen Gewand auf sich zu schreiten. In der ersten Ueberraschung fuhr unwillkürlich seine Hand an den Degengriff; das Gespenst war nicht träge — beide zogen und ein hitziges Gefecht begann, welches für den sterblichen Kämpfer nachtheilig endete, indem er eine tiefe Wunde in den Leib erhielt und zu den Füßen seines Gegners niedersank. Kaum sah der siegreiche Geist seinen Gegner zu Boden gestreckt, so setzte er seinen Weg fort, ohne den Gefallenen weiter zu beachten. Indessen war das Degengeklirr so nahe an der Wohnung des Marquis von demselben nicht ungeachtet geblieben. Er rief seine Bedienten zusammen, erzählte, was er gehört, und befahl denselben, alle Theile des Parks zu untersuchen und Jeden, den sie um eine solche verbotene Stunde dort treffen würden, fest zu nehmen. Die Bedienten, den Befehlen ihres Herrn Gehorsam leistend, machten lange aber vergebliche Nachforschungen — nicht eine Spur fand sich, welche das geringste Anzeichen von dem Ereigniß, was so kurz vorher Statt fand, abgeben konnte.

Der Marquis schien ziemlich unzufrieden mit der Fruchtlosigkeit der Nachsuchungen, begnügte sich indessen bloß zu bemerken, daß er sich getäuscht haben müsse. Seine Tochter argwöhnte den wahren Zustand der Sache, und daß der Offizier und das Gespenst miteinander in Händel gerathen seyn möchten. Besorgt um nähere Nachricht, beschloß sie so bald als möglich, die oben erwähnte alte Frau aufzusuchen, in der Hoffnung, daß diese im Stande wäre, ihr Aufschluß über die Sache zu geben. In Gesellschaft einer Kammerfrau hatte sie sich beinahe den Gränzen ihrer väterlichen Besitzungen genähert, als sie das heftige Bellen ihres Lieblingshundes über-

raschte. Nachdem sie denselben mehremale vergeblich gerufen, ging sie auf ihn zu, um denselben von dem Gegenstande seiner Erbitterung oder seiner Furcht wegzuholen. Wie groß aber war ihr Entsetzen, als sie unter dem niedrigen Gesträuch den Körper eines Mannes verborgen fand, der erst kürzlich ermordet zu seyn schien. In dem Augenblick des ersten Schreckens glaubte sie, es sey ihr Geliebter, und fiel in Ohnmacht. Das Hülferufen ihrer Kammerfrau zog schnell Leute herbei, und unter denselben war die alte Frau, zu welcher die junge Dame eben gehen wollte. Nachdem dieselbe sich etwas erholt hatte, theilte ihr die Alte Nachrichten mit, welche im Vergleich zu dem, was sie befürchtete, wahrhaft tröstend waren; denn sie erfuhr, daß ihr Geliebter in der Hütte der alten Frau verborgen lag, und obschon schwer verwundet, dennoch keine Gefahr zu besorgen stand. Die junge Dame folgerte nunmehr, daß der todte Körper niemand anders als das Gespenst seyn könnte, dessen Erscheinung alle diese Unglücksfälle herbeigezogen. So eilte sie in großer Bekümmerniß nach Hause. Während der Nacht stieg ihre Angst und Unruhe auf einen solchen Grad, daß sie nicht schlafen konnte, und in ein Fieber verfiel. In diesem Zustande stand sie auf und öffnete das Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Es wäre unmöglich, ihr Erstaunen und Entsetzen zu beschreiben, als sie abermals die Gestalt der vorhergehenden Abende erblickte! Sie glaubte nun, daß die Alte sie getäuscht habe, und wurde wiederum von dem Gedanken verfolgt, daß der Ermordete ihr Geliebter sey. So brachte sie den übrigen Theil der Nacht in schlafloser Angst zu.

Der Offizier indessen war in der That in dem Hause der Alten, wie dieselbe ausgesagt. Als er von dem Mord hörte, so glaubte er nun seinerseits, daß, ehe er selbst fiel, er seinem Gegner eine tödtliche Wunde beigebracht haben müsse. Der Marquis veranstaltete unterdessen die schärfsten Nachforschungen; allein es konnte weder Genügendes über den Mörder in Erfahrung gebracht, noch konnte die ermordete Person selbst auf irgend eine Art identificirt werden. Mannichfaltige Gerüchte trugen sich in der Gegend umher, welche dem Marquis so unangenehm waren, daß er plötzlich und so, daß seiner Familie keine Zeit zu Zurüstungen gestattet war, vom Schlosse abreis'te und nach seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, in einem andern Theil der Insel, zog.

Unter andern Gerüchten, mit welchen sich das abergläubische Landvolk herumtrug, wurde auch gesagt, daß man den Geist des Ermordeten in der Kapelle des benachbarten Dorfes, welches dem Marquis zugehörte, hätte wimmern hören. In dieser Kapelle war auf Veranstaltung des Marquis der gefundene Körper beerdigt worden; dieselbe wurde gewöhnlich verschlossen gehalten, ausgenommen an hohen kirchlichen Festtagen.

Ohne weiters die Wahrheit dieser Gerüchte untersuchen zu wollen, müssen wir den Lauf unserer Erzählung unterbrechen, um zu erwähnen, daß einige Zeit früher der Marquis ein Mädchen von großer Schönheit gewaltsamerweise hatte entführen lassen und dieselbe in einem nahegelegenen Weiler bei Leuten untergebracht, die sein Vertrauen genossen. Da seine Gemahlin noch lebte, so pflegte er das junge Mädchen nur während der Nachtzeit zu besuchen, da er, seine Familie berücksichtigend, jedes Aufsehen vermeiden wollte. Der Leser wird nunmehr, und mit Recht, vermuthen, daß das Gespenst niemand anders war, als der Marquis selbst, der die Leichtgläubigkeit der gemeinen Leute in Sizilien wohl kannte, und daher eine so seltsame Verkleidung wählte, um seine Liebesangelegenheiten und seine Ausgänge vor den Gliedern seines Hauses geheim zu halten. Auf einer dieser nächtlichen Exkursionen traf er auf den Offizier, welchen er für einen Feind hielt, der ihm aufgelauert, um ihn zu ermorden. Da er nach dem Kampfe seinen Gegner nicht mehr fand, dem es gelungen war, ohnerachtet seiner Wunde einen Platz zu erreichen, wo sein Bedienter seiner wartete, und von demselben nach dem Dorfe gebracht wurde, so blieb der Marquis über seinen Gegner in Ungewißheit. Nicht wissend, auf wen er Verdacht werfen sollte, glaubte er endlich den wahren Gegenstand seines Argwohns in einem jungen Mann gefunden zu haben, welchem das erwähnte Mädchen zur Frau versprochen war, ehe sie in seine Hände fiel.

Nachdem sich einmal dieser Gedanke bei ihm festgesetzt hatte, und er auch wußte, daß sie jederzeit eine Zuneigung für seinen Nebenbuhler gehegt, während er selbst ihr verhaßt war, so bildete er sich ein, daß dieser vermeintliche Versuch ihn zu ermorden, mit ihrer Zustimmung unternommen worden sey; und da er von äußerst eifersüchtiger und rachsüchtiger Gemüthsart war, so entschloß er sich, an den zwei Unglücklichen, welche so unschuldigerweise seinen Verdacht erregt hatten, ausgesuchte Rache zu nehmen.

Am Morgen nach dem Zusammentreffen mit dem Offizier erhielt der junge Mann einen Brief, anscheinend von seiner Geliebten, in welchem er ersucht ward, noch denselben Abend um eine bestimmte Stunde und an einem bestimmten Platz zu erscheinen, um ihr zur Flucht aus der Gewalt des Marquis behülflich zu seyn. Der unglückliche Liebhaber ging in die Schlinge; als er auf dem bestimmten Platze ankam, wurde er — nicht von seiner Geliebten — sondern von drei Meuchelmördern empfangen, welche ihn in einem Nu in eine andere Welt beförderten. Der Körper wurde dann versteckt, bis er zu gelegener Zeit fortgeschafft werden konnte, und zwar an denselben Platze, wo er, wie erzählt worden, an dem folgenden Morgen von des Marquis eigener Tochter gefunden wurde. Noch an demselben Abend verschwand auch das junge Mädchen auf eine geheimnißvolle Art aus dem Hause, worin der Marquis sie untergebracht hatte.

Mehre Tage nach der Abreise des Marquis blieb alles ruhig, ausgenommen daß das Wimmern in der Kapelle in der That sich vernehmen ließ; es wurde nicht nur dann und wann gehört, oder von einzelnen Vorübergehenden, sondern zu allen Stunden und von Allen, die ihr Weg vorbeiführte. Die Einwohner des Dorfes wurden endlich so alarmirt, daß beschlossen wurde, das Innere der Kapelle zu untersuchen, wo denn diejenigen, welche hineindrangen, von den nämlichen Klagetönen nach den Begräbnißgewölben unter der Erde hingeleitet wurden. Hier fand man nun das junge Mädchen, welches kürzlich verschwunden war, im beklagenswerthesten schrecklichsten Zustande, auf dem Punkt vor Hunger den Geist aufzugeben. Nachdem ihr geeignete Hülfe geleistet worden, und sie einige Kräfte wieder erlangt hatte, erzählte sie, daß sie acht Tage lang in diesem furchtbaren Orte eingeschlossen sey, ohne andere Nahrungsmittel als einen kleinen Laib Brod und einen Kübel mit Wasser. Anfänglich hatte man sie in einen noch tiefern Ort gebracht, in welchem, um das Gräßliche ihrer Lage zu vollenden, der offene Sarg ihres ermordeten Geliebten stand. Es war unmöglich, daß von dort aus jemals ihre Stimme ein menschliches Ohr hätte treffen können; Verzweiflung lieh ihr Stärke, die Thüre wich ihren wiederholten Anstrengungen, und sie kam in einen obern Theil der Gewölbe, von welchem aus ihr Stöhnen gehört wurde, und sie so vor dem schauderhaften Schicksal bewahrte, dem sie so nahe war zu erliegen. Was die Grausamkeit einer solchen entsetzlichen Handlung noch vermehrte, war die kaltblütige Barbarei des Marquis, welcher zu seinem Opfer, als er es lebendig begrub, und gleichsam um es mit Hoffnungen zu tantalisiren, welche er entschlossen war nie zu erfüllen, sagte, daß es noch nicht beschlossen sey, ob sie für immer vergraben, einstweilen sie aber ermahnte, auf das Aeußerste

gefaßt zu seyn, und im Fall er nach Verlauf von drei Tagen nicht erscheinen sollte, sich in ihr Schicksal zu ergeben, indem dann sein Ausbleiben ein bestimmter Beweis seines Entschlusses wäre, sie an dem Orte verderben zu lassen.

Das junge Mädchen erholte sich wieder; allein ihr, ohne Beweisgründe unterstütztes, Zeugniß vermochte nichts gegen den Reichthum, den Einfluß und die mächtigen Verbindungen ihres Verfolgers. —l

Die Freunde.

(Aus Heath's Book of Beauty.)

(Fortsetzung.)

Gerade um die Zeit, wo Albert Sinclair Eton mit Oxford vertauschte, starb Herr Sinclair an einer Erkältung, die er sich dadurch zugezogen hatte, daß er einen ganzen Tag lang im heftigsten Regen gestanden war, um eine genaue Untersuchung über die Möglichkeit, einem Fußwege eine andere Richtung zu geben, anzustellen — ein Geschäft, das, wie er vollkommen richtig bemerkte, sich durchaus nicht umgehen oder verschieben ließ; und ein Jahr vor der Scene, die wir im Eingange unserer Erzählung geschildert haben, starb auch Mistriß Vernon. Ihre zwei Söhne standen an ihrem Sterbelager und gelobten sich über der entseelten Hülle der geliebten Mutter gleichlose Freundschaft. Sinclair zählte damals sechs und zwanzig — Vernon zwanzig Jahre. Um ein Jahr älter — so trafen sich denn die Beiden an der Thüre des Café Français.

III.

Vernon kam mit seiner Volljährigkeit in den Besitz eines vollkommen schuldenfreien Vermögens in Grundeigenthum mit einem jährlichen Einkommen von 15,000 Pfund. Nicht einmal mit den unbedeutendsten eigenen Schulden trat er es an, denn Sinclair's Börse war ihm immer offen gewesen und hatte die Launen und Verschwendungen seiner Knaben- oder Jünglingsjahre gedeckt. Sinclairs Lage dagegen war, zumal für ein strebendes, hohes Gemüth wie das seine, die allerdrückendste und schmerzendste. Er besaß freilich, dem Namen nach, ein großes Vermögen, allein was ihm an Einkommen davon blieb, war gering. Die Art, wie sein allzugeschäftiger und allbeschäftigter Vater sein Gut »betrieben« hatte, hatten diesem, wie sich erwarten ließ, höchst bedeutenden Schaden gebracht. Zu den schon von früherher darauf ruhenden Unterpfändern waren neue gekommen, schwere Jahrgelder mußten davon bezahlt werden; eine große Haushaltung mußte nebendem bestritten, ein gewisser Grad von Gastfreiheit behauptet werden. Sinclair selbst hatte, theils in eigenen, theils in Ausgaben für Vernon, mehr als die Klugheit gut heißen konnte, seine Verlegenheiten noch gesteigert; und war nun mit dem Entschluß ins Ausland gegangen, sich dort auf jeden Fall so lange aufzuhalten, bis er wenigstens die Schulden, die von ihm herrührten, allmälig getilgt haben würde. Mit 1000 Pfund jährlich läßt sich, für einen einzelnen Mann, in Paris recht wohl leben und auf diese Summe gedachte er denn seine Ausgaben zu beschränken.

In Paris schloß er sich von den Vergnügungen, die diese Stadt bot, keineswegs ängstlich aus, allein Freunde konnte er in denen, die nur für diese Vergnügungen lebten, nicht finden. Er fühlte zudem — wie jedes stolze Gemüth in seiner Lage fühlen muß — daß er ärmer war, als er seyn sollte, ärmer als man von ihm vermuthete; und dieß allein schon legte ihm Zurückhaltung, Zwang, in der Wahl seiner Gesellschaft an. Auch wollte er nicht, daß seine wahre Lage bekannt würde; selbst seinem Bruder machte er ein Geheimniß aus seinen Geldverlegenheiten und nicht selten ließ er sich, zu Vernons bitterem Aerger, lieber des Geizes beschuldigen, als daß er sich für arm hätte ansehen lassen.

Tausende verschwendend und mit asiatisch üppigem Sinne schien Vernon unterdessen in vollen Zügen Befriedigung seiner Prachtlust und seines Hangs zu Abenteuern zu suchen. Er hatte das prächtigste Hotel, die herrlichsten Equipagen, die schönste Zimmereinrichtung und die erlesensten Gemälde; und er war eitel genug — denn Eitelkeit bildete keinen geringen Bestandtheil seines inneren Wesens — einen Werth auf den — so leicht erworbenen! — Ruf der höchsten Ueppigkeit und toller Ausschweifung zu setzen.

Er war bald so berühmt oder — berüchtigt, als er nur wünschen mochte; da er übrigens den Faubourg Saint Germain eben so gut als den »Foyer des Acteurs« zu besuchen pflegte, so war er die Leidenschaft, die Wuth des Tages; und ein versicherndes Wort aus Vernon's Munde, ein Lächeln von Vernon's Lippen reichten hin, die häßlichste Frau à la mode zu machen.

Sein körperlicher Zustand, ja selbst seine Vergnügungen, bedurften indessen einer Veränderung. So brach er denn nach einem zweijährigen Aufenthalte in Paris nach England — sein Bruder nach Italien auf. Mit einem Geiste voll Federkraft und ungedämpftem Feuer und den Kopf voll neuer Verschwendungsplane — so ging Vernon nach London. Sinclair suchte Italien auf, um wirksamer einen Gemüthszustand zu verbergen, dessen Geständniß ihm irgend ein Anlaß — wie er fast fürchtete — noch hätte entreißen können.

Durch sein enges Freundschaftsverhältniß mit Vernon und die Gewohnheiten, welche es nach sich zog — Gewohnheiten, die ihn unaufhörlich in dem Bestreben verwickelt hielten, den Ruf der Armuth und den Vorwurf eines schmutzigen Geistes überall nicht aufkommen zu lassen, hatte sich nicht allein sein Gemüth bis zu herber Schroffheit verstimmt und ein noch finsterer Ernst als gewöhnlich, in seinen Zügen gelagert, sondern auch das Schwierige und Drückende seiner Vermögensangelegenheiten in nicht geringem Grade erhöht. Er hatte viel und hoch gespielt — das trügerische Hülfsmittel, nach welchem — wer arm und stolz ist, so gern greift; und anstatt durch seine Auswanderung aufs Festland Ersparnisse gemacht zu haben, war er nun noch weit tiefer in Schulden verwickelt, als dazumal, wo er zuerst nach Paris kam. Dazu trat um dieselbe Zeit ein Umstand ein, der das Gefühl nagender Unzufriedenheit und des Ekels, das er in sich verschlossen trug, noch um ein Bedeutendes erhöhte. Sinclair, der wohl einige Keime von seines Vaters hoher Verehrung für ein geschäftthätiges Leben geerbt haben mochte, hatte, schon in seinen früheren Jugendjahren, sich nichts Wünschenswertheres, Herrlicheres denken können, als einen Sitz im Parlamente. Die Vertretung derselben Grafschaft, in welcher seine Güter lagen, wurde ihm angetragen. Der Sitz war ihm sicher, allein es wäre davon ein, keineswegs bedeutender, Kostenaufwand unzertrennlich gewesen; so hatte er sich genöthigt gesehen, das Anerbieten unter dem Vorwande seiner Abneigung gegen ein öffentliches Auftreten und Wirken abzulehnen, während doch in Wirklichkeit sein Herz und Sinn nach einem solchen sich sehnten.

So war denn Sinclair mit seiner finstern, verbitterten Stimmung wenig empfänglich für die sanften, spielenden Lüfte, den sonnenhellen Himmel des Südens.

IV.

Eine schönere Nacht als die des —ten Juni 1824, hatte noch nie Erde und Menschen erquickt, schöner als in eben dieser Nacht das Mondlicht noch nie auf dem schlummernden Silberspiegel des Lago Maggiore wiedergeglänzt. Unter den zahlreichen Schiffchen, deren weiße Segel da und dort im Mondscheine schimmernd auftauchen, hättest Du, freundlicher

Leser, eines sehen können, in welchem eine ältliche, etwas stattlich-steife Dame rückgelehnt ruhte, und ihr zur Seite eines der holdesten Kinder — denn das Mädchen war nicht über vierzehn — das je Deine Augen schauten. In drei Minuten würde der Nachen das Gestade berührt haben, wäre er nicht plötzlich gegen ein anderes Fahrzeug angerannt, das im Uferschatten hergeglitten kam. Ein plätschernder Fall — ein kreischender Angstruf — abermals ein plätschender Fall — und in zwei Minuten war die junge Dame von einem Engländer ans Ufer gebracht — ihr Retter.... Sinclair.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Bühne.

(Fortsetzung.)

Und wie lange noch wird unser Ranudo de Colibrados aus der Reisetasche des Bauern essen? Bis er die Erbschaft der neuen Zeit gehoben haben wird, denn daß wir einer neuen Entwicklung entgegengehen, wird Niemand verkennen. Wir leben nur in einer jener unglücklichen Uebergangsperioden, die ihren ganzen Besitz erst aufgeben und vergessen muß, um ihn durch eigenen Erwerb zu vermehren, was jetzt als die erste Uebung eines heftig hervorbrechenden Produktionstriebes, als Zerrbild, sich zeigt, wird einst in schöner Gesundheit und Harmonie im Leben dastehen. Aber wie nahe dieß seyn, was es für die dramatische Kunst seyn werde, läßt sich nicht so leicht bestimmen. Vielleicht ein politisches Lustspiel, das wir einmal nach der Reformation, doch sehr unvollkommen besaßen, vielleicht auch eine Tragödie, die in höherer Verwandlung Manches aus der Geschichte unserer Tage verherrlicht. Ehe es dahin kommt, muß der Staat sich erst wieder geordnet haben, und zwischen der Regierung und dem Volke das Vertrauen zurückgekehrt seyn, damit nicht jedes unschuldige freie Wort der Poesie für Hochverrath und Empörung gelte. Aber dann wird nicht allein die junge Gestalt des Lebens in Freude und Leid durch die Kunst ziehen, auch die Verstorbenen werden aus ihrem Schlafe erstehen, und alte und neue Zeit werden sich wieder in herzlicher Umarmung in der Scene begrüßen.

Die dramatische Poesie und die Schauspielkunst sind so nahe Blutsverwandte, daß sie ein Schicksal mit einander theilen. Wenn die Poesie in ein Schwanken nach allen Richtungen geräth, und sich in endlose Versuche hineinstürzt, so ist es nicht möglich, daß wir große darstellende Künstler haben, oder nur Schauspieler, die ihre Kunst nach gewissen Regeln erlernen und ausüben. Große darstellende Künstler kommen niemals ohne den Vorgang eines mächtigen Dichtergeistes, der durch seine Arbeiten einen schönen Enthusiasmus erweckt, gute Handwerker bilden sich nur in einer Schule. Aber wie sollte es bei unseren Bühnen eine Schule geben, da sie fast alle täglich und so vielerlei durcheinander spielen, und ihr Geschäft wie eine Kattunfabrik, oder eine Bäckerei treiben? Keine, die sich allein an die höhere Literatur des Drama's hielte, keine, die sich bestimmte Gattungen herauswählte, und dabei wird die Sache nach einem hergebrachten Schlendrian der Proben getrieben, und der Schauspieler von edlerem Gefühl im Dienste abgejagt und abgenutzt, so daß ihm keine Freude an seiner Kunst, keine Stimmung für ein ernstes Studium übrig bleibt, und ihm endlich die Achtung für sich selbst verschwinden muß. Ich behaupte daher dreist: das deutsche Theater hat jetzt weder große darstellende Künstler, noch tüchtige Handwerker, d. h. Schauspieler, denen eine gewisse praktisch erworbene Meisterschaft eigen wäre. Unsere Akteure sind, mit wenigen Ausnahmen, mehr und minder begabte Pfuscher oder kleine Manieristen. Der größere Theil verläßt sich allein auf das erhöhte Gefühl, mit dem wir jederzeit vor eine große horchende Versammlung hintreten, in der Tragödie schütteln sie mit einigen Stößen der Leidenschaft ihre Rolle aus dem Gedächtniß heraus, so wie man etwa ein Faß umkehrt, und im Lustspiel machen sie es nicht besser, auch hier vertrauen sie sich einer augenblicklichen Laune an, die wie ein Betrunkener in der Scene hin und hertaumelt. Dieß sind noch nicht die schlechtesten. Da es jetzt so leicht ist, eine Aufnahme bei den Bühnen zu finden, da sie Jedem, dem ein bürgerliches Geschäft widersteht, eine sichere und anständige Zukunft bieten, so drängt sich ein Haufe junger Leute zu, die den Kommis, den Schreiber, den Ladenburschen niemals ablegen können, Nullen der Gesellschaft, die nur dazu auf der Welt sind, um neben eine Zahl gestellt zu werden, ohne eine Seele, ohne irgend etwas, das einer Aufregung fähig wäre. Die Bessern aber eignen sich nur eine Manier an, in der sich Alles kurz oder lang machen muß, die uns das reine Silber der Dichtung einschmilzt und legirt, und dann wie eine geringe Scheidemünze jedesmal mit dem Bilde des Schauspielers gestempelt, in's Publikum bringt. Wir erhalten so nicht Göthe und Schiller, nicht Tasso und Marie Stuart, sondern die kleinen Herren und Damen so und so immer in einer andern Beleuchtung ihrer Misere, sie spielen nur die längst bekannten Trümpfe, valet et madame, aus, und machen mit ihren Kartengesichtern uns und den Dichter zugleich böse.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Wenn's leicht ist, thut's beim — Räthsellösen;
Doch löscht nur aus ein Zeichen vorn',
So ist's, Historiker, gewesen
Von Schönem einst der reichste Born.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfoh.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 147.

Schauspieler.

Theateranzeige.

Sonntag, den 5. Oktober. Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt; Zauberposse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von J. Nestroy; Musik von A. Müller.

Briefkasten. Briefe aus Saarbrücken, Kreuznach, Darmstadt, Karlsruhe, Neuenhof (bei Eisenach) und Würzburg, leichten und auflösenden Inhalts; von lauter Rathern des Räthsels: »Apothekergewichtsteinchen« eingesandt. — Ein algebraischer Aufsatz von M. Zurück. — »Bediententreue«, Gedicht von K. B. Auch hier ruft man zurück! — Ein Sylbenräthsel mit der Auflösung: »Ehe«; Wehe!« — Lückenbüßer von Freund B. in D. Spät kommt ihr, doch ihr kommt! sagt der Feldmarschall Illo; wir sagen's auch, und danken obendrein. — »Sponsalien in Großbritannien.« Very fine! — »Der Liebesschuß«, dankbar. »Ueber die Kunstreitergesellschaft der Mad. Laura de Bach«, ach! Die Messe ist vorüber, und laß die Todten ruh'n! — An Herloßsohn in L. Geborgt ist nicht geschenkt. — An J. E. N. in C. Gruß und Handschlag! — »Standhaftigkeit Napoleon's« — Wird besorgt. — Brief aus Wien, deßgleichen.

S — r.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, | №: 150. | 6. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Freunde.

(Aus Heath's Book of Beauty.)

(Fortsetzung.)

»20. Mai 1826.«

»Noch immer, lieber Albert, kannst du dich von Mailand nicht losreißen. Du sagst mir, du sei'st verliebt: die Welt sagt mir mehr; sie sagt mir, du liebest und du sei'st geliebt. Wo aber das Zweifeln endet, da fängt das Heimlichthun an. Lady Emilie ist arm, hat viel Unglück erlebt; allein was braucht uns, mein lieber Albert, die Armuth anzufechten, und das Unglück ist durch unsere Mutter etwas Heiliges geworden. Warum bedenkst du dich denn, Miß Fortescu zu heirathen? Bei mir freilich, einem wahren Dämon — wie sie dich mir in London schildern würden — von Sonderlingthum und wildem Schwelgen, würde eine solche Handlungsweise nichts Auffallendes seyn. Allein du — du, das wahre beau idéal eines guten Hausvaters — du, dessen würdiger Charakter — entschuldige den hochtrabenden Ausdruck — sich so trefflich zu der ruhigen Stille und Ehrenhaftigkeit des ehelichen Lebens schickt, — was kann deinen Fuß an der Schwelle des »Gattenthums« zurückhalten? Soll ich dir Alles sagen? Man thut deinem edeln, großen Herzen das bitterste Unrecht; man behauptet gegen mich, du sei'st zu klug, zu heirathen, wo kein Vermögen ist. Liebst du wirklich Miß Fortescu, so heirathe sie.«

V.

Hast du je, geneigter Leser, ein ausgesucht lockernderes Bild üppiger Ruhe gesehen? Dunkele das Fenster dort ein wenig mehr — ein Sonnenstrahl, zu stechend, zu blendend für die schattige wollüstige Heimlichkeit des Orts hat sich unvermerkt hineingestohlen. Nun blicke dich um! — es ist einer der schönsten Tage des Erntemonds — einer von den Tagen, wie wir nur drei im Jahre haben, wo wir dann entzückt ausrufen: »gibt's ein köstlicheres Klima als England's!« Es ist einer der wärmsten und sonnenreichsten Tage des Augusts, Tage, die so recht eigentlich die schwere, behagliche Trägheit eines südlichen Himmels athmen. Auf weicher Zehe schleicht die Luft durch das mit Rosen und Jasmin umblühte, umlaubte Gittergeländer der Vorhalle — der Vorhalle, die der Hitze ihr Schwüles, dem Licht, das sich in jenes kleine Gemach dort stiehlt, seinen Glast nimmt. Du siehst doch jene mit Elfenbein eingelegte Büchersimse, auf denen sich Alles, was die Dichtkunst und die Weltweisheit jedes Himmelsstrichs in Ueppigkeitslust und Genußkunst lehren konnte, zusammengestellt findet. Du bemerkst doch diese seltsam gearbeiteten Büchergestelle, über denen Standbilder und Blumen in kunstreichem Gemisch aufsteigen, so daß, was der Verfasser im innern Gesichte schaute, verwirklicht nun aus seinem Wesen hervorzutreten scheint. Du übersiehst doch nicht jene seideschimmernde Ruhebetten, die dem Weichling so hergerichtet und gelegt sind, daß sie jeder augenblicklichen Laune schmeichelnd nachgeben, jeder Körperrichtung sich schmiegen, die die behaglichste Trägheit eingeben oder verlangen mag. Bewundere den kleinen Springquell von weißem Marmor, der in jenem Zaubereckchen rieselnd spielt — den frischen Fußteppich von indischem Bastgeflecht, mit Lavendel und Rosenblättern bestreut. — vor Allem aber bewundere jene, mit einem Baldachin verhangene, Fensterblende, von der aus du, wohlbeschattet, einen Streifblick von dem glitzernden Wasserspiegel des breiten Stroms erhaschen magst, der den sammetnen Wiesenplan von dir abschließt. In jener Blende, ein reiches weißes Caschmirtuch nachläßig übergeworfen, ruht rückgelehnt Vernon.

Welch' auserlesen kostbares Sèvresgeräth enthält den eisgekühlten Göttertrank des »Mandarins!« und wie leicht und fließend ist der kunstvoll ausgeschnittene Faltenwurf des Ebenholztischchens, auf dem es steht! Schau die tausend werthreichen und kostbaren Tändeleien jeder Kunst — die auserlesenen zierlichen Kleinbilder, die blitzenden Ringe, die prächtigen Dosen, die mit edlen Steinen besetzten Pfeifen, die seltenen Malteser und indischen Ketten, die herrlichen feinirdenen Gefäße aus dem Alterthum — wie Alles nachläßig umher verstreut ist; übersieh' nicht die verlockende Anmuth der Liebesgötter dort, die die Vorhänge jenes geheimnißvollen Alkoven halb aufziehen und lasse dein Auge mit verschwimmenden Blicken über Titian's Himmelsbild, auf das sie deuten, hingleiten!

Kann man etwas Vollkommneres sehen, als die ehrenfeste Art und stille Gehabung des greisen Hausdieners, der eben mit dem goldenen Präsentirteller eintrat, auf dem sich Brief an Brief mit den verschiedensten Postzeichen und von den mannichfachsten Umfangsverhältnissen schichtet. Alle werden achtlos beschaut und bei Seite geworfen, nur einer nicht, einer mit einem italienischen Postzeichen. Vernon's Auge verlor seinen matten abgespannten Blick und es zeigte sich selbst eine Kraftaufregung in der raschen Geberde, mit der er das Siegel dieses Briefes erbrach und seinen Inhalt hastig überlief.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Schauspielerin Mrs. Siddons.

Mrs. Siddons, die Tochter von Roger Kemble, einem herumziehenden Schauspieldirektor, und Sarah Ward, seiner Ehegattin, ward den 5. Juli 1755 in einem Wirthshause, genannt »zur Hammelkeule« in Brecon, in Süd-Wales, geboren. Wann diese berühmte Schauspielerin zuerst aufgetreten ist, wird uns nicht genau berichtet, aber sicherlich fällt diese für ihre Laufbahn wichtige Begebenheit in ihr zartes Jugendalter. In ihrem vierzehnten Jahre sang sie schon in Opern und blieb in der Truppe ihres Vaters bis zum neunzehnten, zu welcher Zeit sie sich mit Hrn. Siddons zu Co-

ventry verheirathete. Zunächst betrat sie dann die Bühne zu Cheltenham, wo sie als Belvidera einen so bedeutenden Eindruck machte, daß sie, durch Vermittelung der Familie Aylesbury, am Drurylane-Theater engagirt wurde; sie debütirte als Portia und ward, wie sie selbst erzählte, in dieser Rolle nur geduldet. Garrick, der vielleicht schon damals das Genie entdeckte, das später das Publikum mit Erstaunen und Freude erfüllen sollte, beehrte die Siddons mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit und erwählte bei einer besonderen Bühnenfeier für sie die Rolle der Venus. Dieß war hinreichend, den Neid der eifersüchtigsten aller Menschen, der Schauspielergesellschaft, zu erregen, sie wurde von diesem Augenblicke an das Ziel der boshaftesten Späße und erhielt den Spottnamen »Garrick's Venus.« — Auch Garrick's Gunst war nicht von langer Dauer, und das Ende davon war, daß der neue Liebling seinen Abschied erhielt.

Nachdem sie sich von diesen kränkenden Vorfällen einigermaßen erholt hatte, besuchte sie die Provinz und spielte mit großem Beifall in Manchester, York und Bath, von wo sie auf die Bühne von Drurylane zurückgerufen wurde. Schon während dieser Zeit hatte Tate Wilkinson erklärt, er erinnere sich nicht, daß jemals zu York eine Schauspielerin so beliebt gewesen sey, als die Siddons während ihres kurzen Aufenthalts daselbst, und daß Niemand sich genug darüber habe wundern können, daß von dem Londoner Publikum und dem ersten Schauspieler der Welt eine solche Stimme, so richtiges Gefühl! solcher Vortrag gering geachtet worden seyen. Und auch Henderson urtheilte ein Jahr nach ihrer Verbannung aus London, daß sie eine Schauspielerin sey, die nie ihres Gleichen gehabt habe und nie übertroffen werden würde.

Den 10. Oktober 1782 trat sie auf dem Drurylane-Theater in Southerne's Trauerspiel Isabella auf, wie sie uns selbst auf eine anziehende Weise mit folgenden Worten berichtet:

»Ganze vierzehn Tage vor diesem mir so merkwürdigen Abend hatte ich mehr, als sich denken läßt, an nervösen Zufällen gelitten. Kein Wunder! denn mein eignes Schicksal, wie das meiner kleinen Familie, hing von ihm ab. Ich hatte die Verbindung mit Bath aufgegeben, wo alle meine Bemühungen mit glücklichem Erfolg gekrönt worden waren, und mußte fürchten, ein nochmaliges Mißlingen auf dieser Bühne könne mir die allgemeine Gunst des Publikums entziehen. Man denke sich meine Gemüthsbewegung, als ich zur bestimmten Zeit zur Probe der Isabella aufgefordert wurde. Anfänglich bewirkte die Angst, daß ich kaum vernehmbar leise sprach, bald aber ließ mich der Beifall meiner Zuhörer die Furcht vergessen, und unwillkürlich drang meine Stimme hervor, daß sie in den entlegensten Theilen des Hauses gehört werden konnte. Das ganze Benehmen, ja die Thränen und die schmeichelhaften Ermunterungen meiner Kunstgenossen machten mich immer kühner, und die zweite Probe war noch ergreifender, als die erste. Hr. King, der damals Direktor war, schenkte mir seinen lauten Beifall. Am Abend dieser zweiten Probe (am 8. Oktober) ward ich von einer nervösen Heiserkeit befallen, die mich sehr verstimmte, denn ich fürchtete, mein Auftreten, das auf den 10. angesetzt war, verschieben zu müssen. Als ich jedoch am andern Morgen, nach einem unruhigen und wenig erquickenden Schlaf, erwachte, fand ich, daß meine Stimme wieder viel reiner war, und war daher getröstet; um so mehr fühlte ich mich erheitert, als die Sonne in mein Zimmer schien, nachdem sie mehre Tage nach einander von Wolken verhüllt gewesen war; denn dieses hielt ich, wenn gleich unter Thränen, doch mit dankbarem Herzen für eine günstige Vorbedeutung. Am Morgen des 10ten war meine Stimme glücklicherweise vollkommen wieder hergestellt, und wiederum beschien mich »der goldene Strahl der heiligen Sonne.« An diesem entscheidenden Tage kam zu meinem großen Troste mein Vater an, um Zeuge dieser ernstesten aller Proben zu seyn; er begleitete mich bis an das Garderobenzimmer des Theaters. Nachdem er mich verlassen hatte, kleidete ich mich, in einem Zustande, den ich mein desperates Stillschweigen nenne, zur Verwunderung meiner Begleiter, ohne ein Wort zu reden, vollständig an, konnte jedoch manchen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.«

(Fortsetzung folgt.)

Sponsalien in Großbritannien.

Zu den eigenthümlichen alten Gebräuchen Londons gehört es, daß gleich nach Beendigung einer Hochzeit, wenn die Neuvermählten aus der Kirche nach Hause gekommen sind, sich die sogenannten Mary la Bonne-Männer *) (mary la Bonne men) in der Wohnung der Verheiratheten melden, ob sie das Fest durch ihre Musik erhöhen und verherrlichen sollen. Diese Musik besteht darin, daß eine Bande zerrissenen Gesindels nebst einem betäubenden Geschrei auch noch mit Knüppeln auf alte zerbrochene Kessel, Gießkannen u. s. w. ein unerträgliches Lärmen beginnt und nicht eher aufhört, bis drei oder 4 Schilling unter die Kesselvirtuosen vertheilt worden sind.

Glücklicherweise hören die Vornehmen, von welchen man erhöhte Reizbarkeit der Nerven voraussetzt, von diesen das Trommelfell zerreißenden Tönen nichts, denn in den höheren Ständen ist es Sitte, daß das glückliche Pärchen (?!) sogleich die Stadt verläßt, um in einer entfernten Provinzialstadt oder auf dem Lande, im Sommer in den Bädern, die ersten vierzehn Tage, um ihrer Liebe zu leben und was die Deutschen die Flitterwochen und die Engländer Hony moon, den Honigmond nennen, zu vertändeln. Man ersieht hieraus, daß diese süße Zeit, wo der Himmel voller Geigen zu hängen scheint, bei den Britten noch kürzer ist als bei uns, wo sie doch bei recht guten Ehen wenigstens auf fünf bis sechs Wochen berechnet wird. Die Reicheren unternehmen auch wohl Reisen in's Ausland, namentlich längs dem Rheine hin, nach der Schweiz und Italien, vermuthlich um die schwindende Leidenschaft länger lebendig zu erhalten. **)

Bei dem verschwenderischen Gastmahle, welches die Hochzeitgäste nach der Trauung in dem Hause der Vermählten erwartet, machen oft die Eltern der jungen Frau die Wirthe, denn einige Pärchen thun so verschämt, daß sie selbst nicht einmal Theil an dem Gastmahle nehmen, sondern gleich in die vor der Thüre stehende gepackte Postkutsche steigen und mit hungrigem Magen dem von ihnen erwählten Arkadien zufliegen. Nach dem Gesetze der englischen Kirche kann man, wie in allen übrigen protestantischen Ländern, entweder nach dreimaligem Aufgebote oder durch ein Instrument (licence. procy) einen Erlaubnißschein der Doctor Commons (geistlicher Gerichtshof) welcher zwei Guineen kostet, ganz ohne Aufgebot getraut werden. Dieß ist die genteele Art. Glaubt sich Jemand durch die Vermählung dieser oder jener Person,

---

*) Mary la Bonne ist eine Kirche im Westende von London.

**) Aehnliche Sitte herrscht in unserm Frankfurt, wo die Neuvermählten eine Reise mit einander in die angenehmsten Gegenden des Vaterlandes unternehmen. Gewöhnlich sind Darmstadt, Mainz u. s. w. vorzüglich aber das Gasthaus zum Mond in Heppenheim die Orte, wo das Pärchen die erste Ruhe nach den lästigen Hochzeitsfeierlichkeiten findet. Die Reise ist der Mittelzustand zwischen dem Schmetterlingsleben der Jungfrau und dem Raupenzustand der Hausfrau. Nie genießt man sich ungestörter, sorgenloser, als in einem Wagen, der uns in eine kleinere Welt beschränkt und die größere vor uns vorbeiführt.

welche aufgeboten wird, beeinträchtigt oder berechtigt, die Verbindung zu verhindern, so hat er nach der Weisung, welche der Prediger unmittelbar nach dem Aufgebote an die Versammlung ergehen läßt, das Recht, sogleich dem Prediger ein »Veto« zuzurufen. Nach beendigtem Gottesdienste ist der eingreifende Theil verbunden, dem Geistlichen seine Gründe anzugeben oder zu beweisen, daß er zu diesem Machtspruche berechtigt sey.

Geschieht dieß nicht unmittelbar nach dem dritten Aufgebote oder doch wenigstens, ehe der Prediger die Kirche verlassen hat, so sind alle Protestationen von Seiten der Eltern u. s. w. vergeblich, die Ehe wird in aller Form für gültig betrachtet.

Wenn sich in Irland ein Mann verheirathet, dessen Umstände es nicht erlauben, seine Gäste am Hochzeitabende mit einem Glase Whisky (der irländische Malzbrandwein) zu traktiren, so heben diese die Thür aus ihren Angeln, legen den Ehemann auf dieselbe und tragen ihn in der Stadt umher. Diese Zeremonie nennen die Irländer boarding (auf einem Brette tragend) und ist so gewöhnlich, daß es weder Aufsehen noch sonst irgend einen Zusammenlauf verursacht.

In Schottland kann man sehr leicht, oft gegen seinen eigenen Willen, zu einer Frau kommen, denn die leiseste Andeutung von Neigung für ein junges Mädchen oder eine Wittwe, welche ein Mann im Scherz oder im Ernst geäußert, wird, wenn man irgend denselben in die Familie zu ziehen wünscht, von der letzteren für baare Münze aufgenommen und ohne Weiteres zur Trauung geschritten, indem man vorgibt, daß er, wenn auch nicht direkt, dem Mädchen Hoffnung gemacht, auf deren Realisirung man bestehe. Noch vor Kurzem fiel in einer Stadt unweit Edinburg ein Fall vor, welcher, da er in der Zeitung abgedruckt war, viel Gelächter erregte. Zwei Freunde nämlich, allem Ansehen nach lustige Brüder, besuchten während der Ferien einen Universitätsfreund, welcher bereits in einem kleinen Städtchen ohnweit der obengenannten Universität als Advokat lebte. Um die Reise zu würzen, nimmt jeder dieser beiden Studenten eine Dirne mit sich.

Kaum im Orte angelangt, lassen sich die Freunde in das Haus des Advokaten führen. Dieser empfängt sie mit altbritischer Freundschaft und bittet, da ihm die Herren im Verlaufe des Gesprächs unter Lachen mit ihrer Verheirathung bekannt gemacht haben, beide Ehepaare bei sich zu Tische. Zur bezeichneten Stunde erschienen daher meine jungen Herren außer sich vor Freude über den Schwank mit ihren vorgeblichen Weibern zum Diner, zu welchem weiter niemand geladen war, als ein anderer Advokat und der Schreiber (clerc) des Gefoppten. Der Wirth, obgleich überzeugt, daß man ihn zum Besten hielt, empfing die beiden Damen mit Zuvorkommenheit. Das Essen war beendigt und der Nachtisch aufgetragen. Der Advokat trank noch einmal auf das Wohl der jungen Paare und die vier Eheleute von einem Tage dankten, nichts Uebles ahnend, unter vielem Lachen.

Doch bald hierauf erhob sich der Advokat mit Ernst von seinem Stuhle, und zu den Mädchen gewendet, sagte er: »Meine Damen, obgleich die beiden jungen Leute Sie nur im Spaße bei mir als ihre Frauen einführten, so ertheile ich Ihnen dennoch nach den Gesetzen unseres Landes in Gegenwart dieser gültigen Zeugen, indem er auf den andern Advokaten und seinen Schreiber wies, ein volles Recht, sich von diesem Augenblicke an als rechtmäßige Frauen dieser Herren zu betrachten. Man denke sich die Freude der Dirnen, welche, wie durch einen Zauberschlag, sich zu vornehmen und reichen Damen erhoben sahen, und die Verwirrung der beiden Ritter. Doch um die Geschichte zu endigen: Der eine ließ sich die durch den Advokaten nolens volens angetraute Nymphe priesterlich anbinden und soll sehr glückliche Tage mit ihr verleben (?!) Der andere, welcher in keine eheliche Verbindung mit seiner Reisegefährtin eingehen wollte, mußte seine Freiheit durch eine bedeutende Summe erkaufen.

Eine Spekulation, welche die meisten Mädchen, die durch einen Zu- oder Unfall in ihrem 24sten bis 30sten Jahre keinen Mann erhalten haben oder keinen mehr fesseln zu können befürchten, unternehmen und die fast immer gut einschlägt, ist die, mit einem Ostindienfahrer eine Reise nach Bombay, Calcutta (dieses sind die beiden Hauptstapelplätze) zu unternehmen. In diesen unermeßlich großen Schiffen befindet sich in der Regel eine große Anzahl heirathslustiger Mädchen aus allen Ständen; auch nehmen diese Fahrzeuge alle die jungen Leute mit, welche in Gesellschaften oder als Angestellte der ostindischen Kompagnie nach dem gelobten Lande segeln, und oft geschieht es, daß auf der 6 Monate langen Reise die beste Waare schon vergriffen ist, ehe sie das Land berührt.

Bei dem großen Mangel an weißen Mädchen oder Frauen in Ostindien erwarten die jungen Europäer jedes Schiff, welches von Europa kommt, mit der größten Sehnsucht. Den Tag nach seiner Ankunft gibt der Kapitän jedes Schiffes einen Ball, auf dem sich nun alle heirathslustigen Männer versammeln, um sich unter den angekommenen Schönheiten ihr Theil auszusuchen. Derjenige, welcher mit einem der mitgebrachten Weiber handelseinig wird, bezahlt dem Kapitän, je nach seinen Mitteln 10, 30, 50 Pfd., theils aus Dankbarkeit, ihm zu einer Ehehälfte behülflich gewesen zu seyn, theils um die Ballkosten zu bestreiten. Natürlich bieten die weiblichen Ankömmlinge alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf, die Fesseln zu schmieden, während das Eisen noch warm ist, und in der Regel kommt jedes nur mittelmäßige Gesicht schon am ersten Abend an den Mann. Die, welche das Unglück hat, übrig zu bleiben und ohne Geliebten den Ball verläßt, mag sich nur gleich in die Wellen stürzen oder mit demselben Schiffe wieder nach Europa segeln, denn nie lacht ihr hier das eheliche Glück. Sie wird als Ausschuß betrachtet und darf sich nirgends mehr sehen lassen.

Die deutsche Bühne.

(Fortsetzung.)

Daß man mich nicht mißverstehe, als verlange ich vom Schauspieler eine Verwandlung, die gewissen Sinnentäuschungen der Physik gleich komme; ich weiß wohl, daß er nicht aus seiner Haut herausfahren, oder sich wie eine Flasche entleeren, und mit einem fremden Inhalt füllen könne. Der Schauspieler stellt ein Werk der Poesie dar. Dieses Werk, das seiner Natur nach nur unsrer inneren Sinnlichkeit, der Phantasie, erscheinen kann, belebt er in sich selbst bis zur Persönlichkeit, doch wie er, auch als dramatischer Künstler vom Gedicht, von der Rede ausgehend, sich vom Deklamator unterscheidet, so erhebt er sich über den Physiognomiker und Mimiker. Dieser sucht zuerst eine seltsame auffallende Maske hervor, verstellt seine Stimme, und wählt, gleichgültig gegen die Schönheit, jedes Mittel, um seine Person ganz aus den Augen und dem Bewußtseyn des Zuschauers hinauszuspielen. Er gibt keine poetischen Charaktere, er gibt ein Portrait. Der Schauspieler begnügt sich nicht mit dieser äußern Lebenswahrheit, Alles an ihm ist Entfaltung der individuellen Idee, und selbst das Lächerliche, die Karrikatur noch verklärt er uns in seinem Geiste zum Schönen. In jeder seiner Gestalten ist er uns selbst gegenwärtig, niemals arbeitet er auf die grobe Täuschung des Mimikers hin, erhält vielmehr den Zuschauer in der Besinnung, daß er kein wirkliches Wesen, sondern ein ideales vor sich habe. Hier also beginnt erst die dramatische

Kunst. Das physiognomische Talent und das mimische, welche innig zusammenhängen (genau genommen ist das zweite nur eine Fortsetzung des ersten, denn was der Physiognomiker in plastischer Lebensruhe zeigt, erblicken wir beim Mimiker in der Bewegung und Veränderung), beide entwickeln sich aus einer Gabe der Beobachtung und Nachahmung, die in gewissen Verhältnissen und bis zu gewissen Jahren in der menschlichen Natur überhaupt mächtig ist. Der Wilde bringt ohne Studium mit seiner Stimme jeden Naturton hervor. Mit welcher Wahrheit hören wir oft Leute aus dem Volke eine Geschichte erzählen, sie führen sogleich die Personen redend ein, und verwandeln die Begebenheiten ganz in gegenwärtige Handlung. Und die Kinder, stellen sie uns nicht in ihren Spielen und Beschäftigungen das Leben im Kleinen dar? Die Erklärung ist leicht. Ihre Sinne sind noch schärfer, liegen noch offener und begieriger an der Welt der Erscheinungen da, und diese wirken noch als äußere Gewalten auf den Menschen, so lange ihm sein Innres mit einem dichten Dunkel zugedeckt ist. Da sich das mimische Talent grade auf einer frühen und niedrigen Stufe der Entwicklung so wirksam zeigt, kann es wohl nicht das Schaffende in der Schauspielkunst seyn. Unsere Natur hat noch eine zweite Anlage. Wie sie sich anfangs nach außen richtet, und ganz Ohr und Auge in die leibliche Welt hineinlauscht, so kehrt sie sich auch nach innen. Allerdings verlieren wir durch diese nähere Bekanntschaft in uns an jener ersten Stärke der aufnehmenden Organe, aber wir sehen nun die Erscheinungen nicht mehr wie von uns abgesonderte Bilder, sondern im Licht unserer eigenen Gedanken, wir gewinnen also erst die rechte Einheit mit ihnen, und bilden uns zu einer Person aus. Der edlere Mensch fühlt und erkennt, daß er sich im Sittlichen und Sinnlichen nicht bloß so gehen lassen dürfe, er betrachtet das Leben als eine Kunst, und strebt, sich immer freier und schöner darin als sein eigenes Kunstwerk zu entfalten. Nur wenige Situationen kommen vor, wo er seine ganze Eigenthümlichkeit zur Anschauung bringen könnte, immer wird sich eine einzelne Seite, ein besonderer Charakterzug hervorkehren. Wir zeigen uns gewiß anders gegen die Frauen als gegen das männliche Geschlecht, anders in Gesellschaft, in einem Beruf und Geschäft als im Hause, im Umgange mit uns und unsern Freunden. Aber so wenig dieß eine Lüge ist, so wenig ist es schon die Gabe des Schauspielers, denn wenn wir immer dabei wir selbst bleiben, so will er auch etwas scheinen, was er nicht ist, doch wohlgemerkt nur scheinen. (Fortsetzung folgt.)

Aus Wien.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore. Das Operntheater unserer Haupt- und Residenzstadt hat seit längerer Zeit keine Veranlassung geboten, über die dort vorgekommenen Leistungen etwas Näheres zu berichten. Die Vorstellungen lieferten in Beziehung auf Neuheit nichts, was uns zu einer besondern Erwähnung hätte bestimmen können, die Veränderungen in den Rollenbesetzungen bestanden ebenfalls in nichts anderem, als einer gelegentlichen Vorrückung des zweiten Gliedes an den Platz des ersten, einer Maßregel, die für die Gesellschaft wohl viel Bequemes haben mochte, für das Publikum aber und die Kunst nicht immer Ersprießliches zuwege brachte. Als eine ausgezeichnete, den Theaterfreunden willkommene und der rühmendsten Erwähnung würdige Begebenheit haben wir dagegen das Wiedererscheinen des Hrn. Wild anzuzeigen, der nach einer beinahe einjährigen Abwesenheit am 17. September als Zampa wieder an dem Orte auftrat, von welchem sein Ruhm in der musikalischen Welt ausgegangen war. Es läßt sich erwarten, daß der vieljährige Liebling des Wiener Publikums mit großer Wärme empfangen, und im Laufe seiner Leistung, die allerdings unter die Zahl seiner vollendetsten gehört, mit ununterbrochenem Beifalle belohnt wurde. Der schöne Klang seiner Stimme, das Feuer seines Vortrags sind unverändert, und die Wirkung beider, zumal in den Solopartien, noch immer von unwiderstehlicher Wirkung. Wild bleibt unter den Tenoristen unserer Zeit auf jeden Fall eine merkwürdige, vielleicht beispiellose Erscheinung, und es wäre den Wienern wohl zu gönnen, daß der Genuß dieses Gesanges, so lange er überhaupt noch dauert, ihnen gesichert bliebe. Die heutige Vorstellung des Zampa fand zum Vortheile der Dem. Klara Heinefetter Statt, welche in der Partie der Camilla durch die natürliche Schönheit ihrer Stimme und ihre nicht zu verkennenden Fortschritte in Kunst und Vortrag, die Theilnahme des zahlreich versammelten Publikums verdiente. Es ist Schade, daß, mit Ausnahme des Daniel Capuzzi durch Hrn. Forti, die übrige Besetzung der Oper, die ihrem Werthe und ihrer Beliebtheit nach wohl eine andere Behandlung verdient hätte, mit so auffallender Geringschätzung vernachlässigt wurde. — Den 20. Sept. trat Hr. Wild zum zweitenmale als Sever in Bellini's »Norma« auf, und verhalf der herrlichen, nie genug zu schätzenden Oper durch sein Mitwirken wieder zu jener vollen Wirkung, die ihr durch seine Entfernung so lange entzogen worden war. Mad. Ernst als Norma reiht sich den ersten Künstlerinnen unserer Zeit an, und wird auch als solche von unserm Publikum jedesmal erkannt. — Am 25. fand das Benefiz dieser höchst verdienstlichen und unermüdlichen Sängerin Statt, nämlich die Aufführung der »Unbekannten« von Bellini, in welcher Mad. Ernst die Partie der Alaide mit ihrer gewohnten, siegreichen Bravour, Hr. Wild die des Arthur mit jenem Feuer vortrug, durch welches er sich in dieser Oper von jeher ausgezeichnet hatte. Von der übrigen Besetzung haben wir (mit Ausnahme des Hrn. Weinkopf, Sohn, der den Waldeburg sehr hübsch sang) entweder nichts Neues, oder nichts sonderlich Rühmliches zu melden, am wenigsten konnten wir uns darin finden, die Rolle des Komthurs von jemand Anderen als Hrn. Staudigel besetzt zu sehen, der jeder, auch der kleinsten Baßpartie Werth und Bedeutung zu verleihen weiß.

Am 19. (zur Wiederholung am 21.) Sept. trat Dem. Zöhrer in der Partie des George Brown in dem ersten Akte von Boieldieu's »weißer Frau« auf. Das Außerordentliche der Erscheinung, ein Frauenzimmer in einer Tenorpartie sich produziren zu sehen, hatte, wie sich voraussetzen läßt, die Neugierde unsers Opernpublikums auf keine gewöhnliche Weise erregt, und folglich eine zahlreiche Versammlung herbeigezogen. Als Seltenheit, als Phänomen betrachtet, können wir diesem Versuche sein eigenthümliches Interesse allerdings nicht absprechen; ob er dagegen, von einer ernsteren Seite angesehen, eben so angenehm als außerordentlich ist, und ob die Kunst im wahren Sinne dadurch gefördert werde, müssen wir dahingestellt seyn lassen, wenn wir nicht etwa annehmen wollen, daß die Reihen unserer männlichen Tenoristen mit der Zeit so licht zu werden drohen, daß wir dieselben nicht anders, als mit Ersatzmannschaften aus dem weiblichen Sängerkorps zu ergänzen wissen. Das Organ der Dem. Zöhrer ist allerdings von einer bedeutenden Tiefe und nicht gewöhnlichen Stärke, beide aber bilden noch immer keine eigentliche Tenorstimme, deren Charakter und Wesenheit doch bei weitem mehr in ihrem Klange, Metall und Körper, als in dem bloßen Umfange auf der Tonleiter, zu suchen ist. Es verhält sich damit gerade wie mit der männlichen Sopranstimme, wie wir sie in neuester Zeit so oft gehört haben, die aber weder in den mittleren noch in den höheren und höchsten Tönen jemals den eigenthümlich reinen und wohlthuenden Klang einer weiblichen Sopranstimme erreichten. Die Natur hat hier ihre bestimmten, nicht zu überspringenden Gränzen gezogen, und die Kunst sollte sich wohl hüten, ihren geraden Weg zu unterbrechen, und ihre ächten Erzeugnisse durch erkünstelte Surrogate verdrängen zu wollen. Uebrigens ließ sich von dem bekannten Wohlwollen unsers Publikums erwarten, daß es den Versuch der Dem. Zöhrer, welche ihre Partie in anderer Hinsicht tadellos vortrug, und welche überhaupt nicht ohne musikalisches und dramatisches Talent scheint, mit Freundlichkeit aufmuntern und ihrem guten Willen so wie ihrem wirklichen Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. W. Z.

Theateranzeige.

Der Weinlese wegen bleibt die Bühne die nächstfolgenden drei Tage geschlossen.

Donnerstag, den 9. Oktober. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Rossini. (Gastrolle) Rosine: Dem. Francilla Pixis.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — d. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nº 151. 7. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gedichte über Venedig.

Von Ludwig Halirsch.

(Aus seinen nachgelassenen Briefen in die Heimath, geschrieben auf einer Reise nach Italien im Jahre 1831).

---

5. Ponte Rialto.

Lustig! Lustig! hier ist Leben,
Wie's die Zeit, die Stunden geben,
Markt und Kirchtag, Tanz und Schmauß,
Offner Tisch in jedem Haus!
Offner Tisch und offne Arme!
Nach der Gäste frohem Schwarme,
Langen sie und haschen sie,
Und an Gästen fehlt es nie.
Offen, offen, alles offen!
Doch den täuscht sein süßes Hoffen,
Der dieß Offen hält für frei;
Nein die Zech' ist auch dabei.
Ja die Zech' und welche Zeche!
Mancher sitzt dabei im Peche,
Weil er nicht daran gedacht
Und sie ohne Wirth gemacht.
Ja! was gut ist das ist theuer —
Und was gut ist und was theuer
Findet aufgehäuft sich dort.
Kennt doch alle Welt den Ort;
Denn Rialto ist sein Name,
Und die Herr'n mit ihrem Krame
Schlagen beim Verkauf und Kauf,
Gern den alten Ruhm mit auf.
Ponte Rialto! schöner Bogen,
Lustig durch die Luft gezogen,
So in einem Guß und Schwung,
Wie ein edles Roß im Sprung!
Doch des edlen Rosses Rücken
Soll unedle Last nicht drücken;
Aber deinen beugt und biegt
Trödelwaare, die man wiegt.
Shylok, Shylok spuckt noch immer
Ueber seines Hauses Trümmer.
Am Rialto hält er Wacht,
Am Rialto Tag und Nacht,
Sitzt in allen Schacherbuden,
Fährt in alle Schacherjuden,
Feilscht mit Fluchen und Gekreisch
Immer noch um Menschenfleisch.
Darum send', o Riesendichter,
Einmal uns noch deinen Richter,
Den gerechten weisen Mann,
Der allein hier helfen kann.
Fort! hinweg mit dem Gesindel!
Schnüren soll es seine Bündel!
Sonst verschachert es fürwahr
Noch die Brücke ganz und gar.

Die Freunde.

(Aus Heath's Book of Beauty.)

(Fortsetzung.)

»Zu Grunde gerichtet!« Nicht möglich!..... »wegen des verwickelten Zustandes seiner Angelegenheiten.....« Mein Bruder! mein armer Bruder! und ich — im Schooße der Ueppigkeit — — weg damit! weg!« und jeder kostspielige Tand, den Vernon's Hand erreichen konnte, flog, in leidenschaftlicher Aufregung fortgeschleudert, in eine andere Ecke des Gemachs. — —

»Lieber Bruder,

»Das Verhältniß, in welches uns die Vorsehung gestellt hat, ist eines — der bittersten Feindschaft oder der vollkommensten Freundschaft. Dieß bedenkend und im Glauben, daß du es nicht anders verstandst, habe ich nie gezögert, von dir anzunehmen, was die Welt Verpflichtungen nennen würde; und durch mein Thun habe ich dich — das vergiß ja nicht — zu meinem Schuldner gemacht. Welches auch deine Schulden seyn mögen, ich habe genug, sie zu bezahlen: und schlägst Du dieß und die Hälfte meines überbleibenden Einkommens aus, so wollte ich fürwahr eher die Hand da, mit der ich schreibe, mir abhauen, als sie je wieder dir hinhalten. Und jetzt zu etwas Anderem — ist deine Zukünftige blond oder braun — eine niedliche oder eine stolze Schönheit. Schreib' mir das mit umgehender Post; und da mir hier eben einfällt — wiewohl wahrhaftig nicht bei Gelegenheit des Heirathens — so erlaube ich mir, dir zu melden, daß ich meine Richmonder Villa für zwei Sitze im Parlamente vertauscht habe. Gott befohlen, Bruder Senator. Stets dein

Ernst.«

Ich habe den Brief gegeben, wie er eben unter einer bunten Menge anderer Papiere zufällig vor mir liegt; er gewährt — wie ich meine — einen anziehenden Einblick in Vernon's Denk- und Fühlweise und gibt zugleich einen Beweis von der innigen Zuneigung, welche zwischen beiden Brüdern waltete. Ehe indessen irgend eine der wohlgemeinten Absichten des Schreibenden (ausgenommen — beiläufig gesagt! — die,

welche einen Sitz im Parlamente nachbrachte) sich hatte ausführen lassen wollen, erlöste der Tod eines entfernten Verwandten, der Sinclair ziemlich unverhofft ein großes Vermögen hinterließ, diesem mit einemmale aus den drückenden Verhältnissen, die immer beengender auf ihn eingedrängt und ihn, aus Gründen der Ehre und des Zartgefühls, abgehalten hatten, um die reizende Louise Fortescu anzuhalten, in deren dunklem Auge die ganze Gluth und Milde des Himmels lag, der über ihrer Kindheit mit Flammenlichtern gelächelt hatte.

VI.

An einem schönen Aprilmorgen fährt ein einfaches grünes Kabriolet mit einem gar hübschen, flinken, aber nicht langausgreifenden, Pferde an der Thür eines ansehnlichen Hauses in der Burtonstraße an und hält hier still. Der Mann, der so müd aussehend und bleich aus dem kleinen Halbwagen steigt, zählt wenig über fünf und zwanzig Lebensjahre — wer ihn sieht, könnte ihm aber eben so gut zwanzig, wie dreißig Jahre geben, denn man bemerkt gleich, daß nicht das Alter seine Wangen gehöhlt, das Alter nicht jene Furche über seine Stirne hin gezogen hat. Er ist einfach, ja selbst unsorgsam gekleidet. Ein schwarzes Seidentuch ist nachläßig um seinen Hals geschlungen, seine Kleidung in fremdländischem Zuschnitt hängt weiter um ihn, als nöthig wäre; und wie er sich so auf seinen Stock lehnt, sollte man meinen, seine leichte, feingebaute Gestalt müsse sich vor dem Morgenwinde biegen — ohne diese Stütze. Es ist Vernon, doch wie wenig ist von dem Vernon geblieben, wie wir ihn einst vor nicht zu langer Zeit in Paris sahen.

Noch immer jedoch beschattet dunkles Gelock seine Schläfe, spärlicher freilich, als ehedem — spielt ihm um die Lippen sein sanftes, halbsatirisches Lächeln — kann sein tiefes, schwarzes Auge, bei all' der matten Schwere, die es umzieht, zu Zeiten in Blicke voll Leidenschaft und Feuer aufblitzen. Es ist Vernon — der umgewandelte Vernon — der jetzt zum erstenmale bei Mister und Mistriß Sinclair vorspricht, die die Nacht vorher in dem Hause angekommen waren, das er für sie besorgt hatte. Fühlte sich Sinclair über die Veränderung, die mit Vernon vorgegangen war, etwas betroffen, so war auch mit ihm eine Veränderung nur anderer Art, vorgegangen. Der hohläugige Blick des Unmuths, der Unzufriedenheit, der seine Lippe zusammengezogen, seine Stirn mit Falten belegt hatte, war verschwunden; über seine immer noch strengen Züge hatte sich eine heitere Ruhe gebreitet; seine hohe Stirn war glatt und offen, und sein edles ungezwungenes Wesen wurde von keiner jener auffahrenden, gleichsam stoßweisen Bewegungen zerrissen, die dem Gange, der Haltung seines Unglücklichen eine so bezeichnende Unruhe und Unregelmäßigkeit geben. Es hätte sich wohl nicht leicht ein entsprechenderes fürstliches Bild eines ächt englischen Gentleman ausfinden lassen, als Sinclair bot, wie er seinen Bruder seiner jungen Gemahlin vorstellte. Von der Zeit an waren die beiden Freunde unzertrennlich. Sinclairs Haus, belebt durch seine Gattin, wurde inzwischen der Sammelplatz von Allem, was glänzend und ausgezeichnet war und galt allgemein für das angenehmste in der Stadt. Alle Fremde von Talent und Auszeichnung — alle Künstler und Gelehrte — Jeder, der, sey es als Redner, sey es als begabter Kämpfer mit der Feder, im Getümmel der Staatshändel sich umtrieb, ward auf eine zwanglose, trauliche Weise empfangen, wie meine werthen Landesgenossen sie aus einem Munde laut zu preisen, der That nach aber selten zu üben, ja zu verwerfen pflegen.

Mistriß Sinclair war weder, was alle Welt »schön,« noch was man auch nur »hübsch« nennen würde; allein ihre Gestalt, ihr ganzes Wesen wußte eine weit tiefer fesselnde Empfindung einzuflößen, als wenn sie das Eine oder Beides gewesen wäre. Sie zählte zu den Frauen, die man vorzugsweise »interessant« zu nennen pflegt. Es lag so viel Lieblichkeit in ihrem Lächeln, eine solche Anmuth in all' ihrer Art und ihrem Thun, daß ein Blick von ihr, den man erhaschte, die Aufmerksamkeit, die man ihr abgewann, wie das süßeste Vergnügen lohnte; und wenn sie sich bewegte, wo sie ging, geschah es mit so schwebenden, sylphenhaften Tritten, daß man fast unwiderstehlich sich ihr nachgezogen fühlte und den Grund hätte küssen mögen, den ihr Fuß betrat.

Weiter rückte die Zeit, und mit ihr stahl sich, wie einem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen seyn würde — ein immer tieferer Ausdruck von Schwermuth in ihr Züge, je länger ihr Aufenthalt in England sich hinausspann. Sie gestand dieß selbst zu. Sie gestand, daß ihr die Sonne und die Musik, und die Luft und der Himmel, daß ihr das Alles fehle, wonach die, die im Süden aufgezogen worden sind, sich härmen und sehnen, wenn getrennt von ihm. Sie gestand, daß sie krank sey aus Heimweh nach ihrem schönen Italien — nach ihren einsamen Ritten in den Bergen — nach ihren einsamen Fahrten auf dem See — nach der Milde und dem Glanze jener üppigen Himmelsluft, die unsere Gefühle zugleich erweckend anregt und schmeichelnd zur Ruhe wiegt.

Und Sinclair glaubte es und versprach ihr, bei der ersten günstigen Gelegenheit jenen theuern Lago Magiore wieder zu besuchen, aus dessen stillen Uferräumen er Louisens Mutter nie mehr nach England zu verlocken vermocht hatte. Ein Ereigniß verhinderte oder verzögerte indessen die verheißene Reise — Lady Emilia's Tod; ein Fall, der dem Trübsinn, der jetzt unverkennbar auf ihrer Tochter Antlitz hervortrat, einen noch dunklern Schatten hinzufügte.

Durfte man Sinclair diesen Trübsinn in irgend einem Grade zurechnen? Er war ein zärtlicher und selbst aufmerksamer Gatte. Von Allen, und was etwas Außergewöhnliches ist, eben so von den Männern nicht minder wie von den Frauen, als sehr hübsch anerkannt, hatte man doch nie gehört, daß er einem weiblichen Wesen, außer seiner Frau, eine Huldigung dargebracht, eine Aufmerksamkeit erzeigt hätte. Zu allen ihren kleinen Launen und Wünschen erfolgte seine Zustimmung auf die willigste, wiewohl vielleicht etwas zu hochgehaltene, Weise. Er war kein bloßer Verstandesmensch — im Gegentheil!.... allein gerade weil sein Gemüth ihn alles Große unter dem höchsten Gesichtspunkte, im romantischsten Lichte ansehen ließ, mangelte ihm die Eigenschaft, welche die Frauen so sehr lieben und hoch anschlagen — jene Eigenschaft, Gabe, Kunst, all' den kleinen Freuden und Vorfällen des gewöhnlicheren Lebens eine romantische Seite abzugewinnen, die Farbe der Romantik zu überhauchen. In Zeiten blutiger Bürgerfehde oder gewaltiger Völkerkriege würde er als keine unbedeutende Erscheinung aufgetreten seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Schauspielerin Mrs. Siddons.

(Fortsetzung.)

»Endlich ward ich auf die Bühne gerufen. Mein ehrwürdiger Vater stand hinter den Kulissen, in nicht viel geringerer Bewegung, als ich selbst. Das furchtbare Bewußtseyn, daß auf einem so großen Raume ein Einziger der Gegenstand der Aufmerksamkeit von vielen tausend Beurtheilern sey, kann vielleicht gefühlt, aber niemals beschrieben werden, und ich wenigstens werde es nie vergessen.«

»Von dem allgemeinen Eindruck dieser Vorstellung brauche

ich nicht zu reden. Als ich nach dem wiederholten rauschenden Beifall in meiner ruhigen Behausung ankam, war ich halb todt, und das Gefühl der Freude und Dankbarkeit war zu überwältigend, um Worten oder auch nur Thränen Raum zu geben. Bei dem Abendessen herrschte allgemeines Schweigen, nur mein Gatte brach zuweilen in einen freudigen Ruf aus. Einmal legte mein Vater Messer und Gabel nieder, hob sein ehrwürdiges Antlitz in die Höhe, strich sich das Silberhaar zurück und ließ den Thränen der Freude freien Lauf. Wir trennten uns bald für die Nacht, und ich sank nach einer so langen, unruhigen und mühevollen Zeit in einen tiefen und erquickenden Schlaf, der mich bis zum Mittage in seinen Banden hielt. Frisch an Körper und Geist stand ich auf.« —

Sie bemerkt dann in ihrem Tagebuche, daß sie erschreckt sey, zu sehen, wie oft Isabella wiederholt wurde; der Beifall, den sie ärntete, war so ausgezeichnet, daß sie von Staatswegen ein Geschenk von hundert Guineen, als Zeichen der allgemeinen Bewunderung, erhielt. Die Rollen, in denen sie zunächst auftrat, waren Euphrasia in der Griechischen Tochter, Jane Shore, Calista, Belvidera und Zara in der Trauernden Braut. Von dem ersten Jahre ihres Auftretens bemerkt Campbell: »Nachdem sie im Ganzen achtzehn Abende und von diesen sechs zum Besten Anderer gespielt hatte, schloß sie mit einem Beifall, der ihre kühnsten Hoffnungen übersteigen mußte. Ihre Kunstgenossen beklagten sich darüber, daß nach ihren tragischen Rollen die besten Komiker in den Nachspielen das Publikum nicht wieder erheitern konnten; und dieß dauerte, bis die Zauberin Jordan auf derselben Bühne auftrat.

In ihrem zweiten Jahre wagte sie sich zuerst auf dem Londoner Theater an den Shakespeare und erschien als Isabella in Maaß für Maaß mit ungetheiltem Beifall. Damals war das Theater mit tragischen Schauspielern ersten Ranges nur spärlich versehen; aber jetzt bot sich dem Herrn John Philipp Kemble eine Gelegenheit dar, sein aufkeimendes Talent kräftig zu entfalten. In dem Gamester trat die Siddons zum erstenmal mit ihrem Bruder zusammen auf, und es scheint, daß Beide auf die schmeichelhafteste Weise aufgenommen wurden. Der Biograph unserer Künstlerin berichtet uns über ihre Darstellung der Beverley folgende Anekdote:

Sie war bis zur vierten Scene im fünften Akte gekommen, wo Beverley das Gift nimmt und Bates auftritt und zur Sterbenden sagt: »Vergange Nacht traf Jarvis euch mit Lewson auf der Straß' in Streit« und die Beverley erwidert: »O nein, das that er sicher nicht!« worauf Jarvis sagt: »Und wenn ich's that?« wobei zu ergänzen ist: so war die Schuld nicht auf Seiten meines Herrn; und sie wieder ausruft: »Es ist nicht wahr, Du Alter! — sie hatten keinen Streit — kein Grund zum Streiten war vorhanden! Bei diesen Worten faßte sie den Jarvis, den Young spielte, beim Arm und sprach so ergreifend, daß jenem die Kehle wie zugeschnürt war und er kein Wort hervorbringen konnte; die Pause dauerte so lange, daß der Souffleur mehremale die Worte, die er zu sprechen hatte, wiederholen mußte, bis ihm endlich die Siddons auf die Schulter klopfte und mit lauter Stimme zurief: »Herr Young, kommen Sie zu sich!«

Vor dem Schluß ihres zweiten Rollencyclus brachte sie zu ihrem eigenen Benefiz Tankred und Sigismunda wieder auf die Bühne, jedoch scheint es nicht, daß sie dadurch den Ruf Thomsons als dramatischen Dichters erhöht habe. Die Wahl eines solchen Stückes bei dieser Gelegenheit war nicht klug, und wahrscheinlich wurde sie nur durch den Ruhm, den sich ihre Vorgängerin, die Cibber, in der Rolle der Sigismunda erworben hatte, dazu verleitet, dieses Stück, das sich so wenig zur Aufführung eignet, wieder ins Leben zurückzurufen. Noch vor Schluß der Theatervorstellungen war die Siddons im Stande, sich ein bequemes Haus in Gower-Street einzurichten und die von ihren Freunden erhaltenen Besuche in ihrem eigenen Wagen zu erwidern. Sie bemerkt über diese Zeit in ihrem Tagebuche Folgendes: »Volkshaufen umgaben oft meinen Wagen, wenn ich ausfuhr und nach Hause kam, und ergötzlich, oft wahrhaft komisch waren die Bemerkungen, die ich bei solchen Gelegenheiten hörte. Die königliche Familie beehrte mich oft mit ihrer Gegenwart, der König war nicht selten bis zu Thränen gerührt, und die Königin erzählte mir einst auf ihre anmuthige Weise in gebrochenem Englisch, daß das Theater ihre einzige Zerstreuung sey. Kurz, Alles ging aufs Glücklichste, und um meinen Triumph vollständig zu machen, hatte ich die Ehre, von dem Könige und seiner Gemahlin aufgefordert zu werden, ihnen vorzulesen, was ich sowohl zu Buckingham-House wie zu Windsor häufig that; Beide waren die dankbarsten Zuhörer, da sie mir ihre ununterbrochene Aufmerksamkeit schenkten. Der König war ein sehr verständiger und geschmackvoller Beurtheiler, sowohl der Darstellung, als der dramatischen Dichtung. Er erzählte mir, er habe sich vergebens bemüht, mich auf einem falschen Pathos zu ertappen, und wiederholte mit vieler Laune manche Fehler der Art, die Herr Smith, damals der erste Schauspieler, begangen hatte. Er lobte das Angemessene meiner Gestikulationen und vorzüglich meine vollkommene Ruhe bei manchen Stellen. »Dieß,« sagte er, »war der Punkt, wo Garrick fehlte; er konnte nie still stehen — er war in jedem Sinne ein großer Beweger.«

(Schluß folgt.)

Die deutsche Bühne.

(Fortsetzung.)

Der Physiognomiker und Mimiker ahmt jedes menschliche Phänomen bis zum Zerbilde hinunter mit allen äußern, zufälligen Seltsamkeiten nach, und sucht sich ganz für uns in die Stelle eines andern zu setzen. Wenn es darauf auch beim Schauspieler ankäme, sich wie ein Taschenspieler selbst zu eskamotiren, so stände der Bauchredner über Wolf und und Seydelmann und Monsieur Alexander, der nicht bloß ein Anceps, sondern eine ganze Naturgeschichte des Menschen vorstellt, ja durch einen kleinen Metallreiz schon sich in die galvanischen Sprünge und Verrenkungen bringt, wodurch er die Menge zur Bewunderung hinreißt, wäre dann der größte dramatische Künstler seines Zeitalters. Bei sehr vielen Zuschauer trägt jedoch das mimische Talent gewöhnlich den Sieg davon über das des Schauspielers, weil er die Illusionen der Kunst mit einem eigentlichen Betruge verwechselt. Sollten diesem Irrthume auch die Hunde, Affen und Bären ihr Glück verdanken, die sich jetzt abwechselnd in die Gunst unseres Publikums setzen, wie früher Hamlet, Iphigenia und Wallenstein? Warum lassen dann nicht die Theaterdirektoren, die doch sonst aus allem Vortheil zu ziehen wissen, die Eule im Freischütz z. B. von einer jungen, reizenden Actrice spielen, und zeigen es auf dem Zettel an, da sie in ihren Ankündigungen schon mit den Kopfabschneidern und allen Marktschreiern wetteifern? Warum setzen sie nicht Preise aus für ganze Thierstücke, warum geben sie durch erhöhte Gagen dem Studium unserer Schauspieler nicht entschiedener die beliebte bestialische Richtung? Sie schaffen so ein zweites Ideal, das Ideal nach unten, das uns bis jetzt gefehlt hat, und führen das menschliche Genie zu diesen Larven und Fratzen erst seiner letzten Bestimmung entgegen. Man braucht nur eine Absur-

dität bis au die äußerste Gränze der Unvernunft zu führen, so zeigt sich die Wahrheit von selbst wieder. Das mimische Talent für das des Schauspielers zu nehmen, ist der unphilosophische Zuschauer wohl dadurch verleitet worden, daß die deutsche Bühne auch mehre ausgezeichnete Mimiker hatte — ihren größten in Devrient, wie die englische in Garrick, und daß diese Männer, die noch manches andere besaßen, was dem Schauspieler gehört, alles das nicht bloß im poetischen Drama aufwendeten, sondern lieber dazu benutzten, vielen ganz unbedeutenden, flachen Theaterproduktionen ein Interesse zu geben, indem sie eine frappante Figur von ihrer eigenen Erfindung hineinstellten. Der wahre Schauspieler kann sich nur an einem schönen Gedicht zum Schaffen begeistern, der Mimiker, selbst dann, wenn ihm eine würdige Aufgabe entgenkommt, wird sich gern unabhängig machen, der Schauspieler, ohne darum zum Deklamator zu werden, wirkt besondess durch die Kraft der Rede, der Mimiker gebraucht die Worte des Dichters nur wie zur Erklärung. Daraus folgt, daß der Schauspieler nicht den Deklamator und Mimiker in sich vereinigt, daß er seine eigene Deklamation und seine eigene Mimik hat. In allen seinen Rollen zeigt er sich selbst in einer neuen Lebensform wieder, und dieß ist der wichtige Unterschied zwischen Seyn und Scheinen, Wahrheit und Spiel, den wir eben so wohl als der dramatische Künstler machen müssen, wenn wir den reinen Kunstgenuß gewinnen wollen. In allen seinen Rollen, sage ich, zeigt er sich selbst wieder als ein anderer, er muß also zuerst ein ganzer Mensch seyn, muß die ganze Ründung der menschlichen Seele umschifft haben. Der plastische Sinn, der die äußeren Verschiedenheiten der Gattung auffaßt, die Reizbarkeit der Gefühle, ein Organ, das sich in vielen Tonarten bewegen kann, eine veränderliche Gestalt, und was sonst die Natur gewährt, oder durch Studium erreicht wird, alles dieß ist nur Mittel für den Schauspieler, das Erste und Letzte bleibt ein reiches inneres Leben, das in unendlichen Verwandtschaften mit den dichterischen Charakteren anklingt. (Fortsetzung folgt.)

S y l b e n r ä t h s e l.

(Wort von zwei Sylben.)

Lass' hier bei der schatt'gen Eins-Zwei
Uns trinken die Fasche Zwei-Eins
Und freu'n uns des köstlichen Weins,
Eins macht ja von Sorgen uns frei!

D — l. L. K. Ar** ld.

A n a g r a m m.

(Dreimalige Anderstellung der sämmtlichen Buchstaben.)

Wenn einsam ich in meinem Zimmer
So sitze bei des Ersten Schein,
Wenn's — oder's Zweit' — mit mattem Schimmer
Erhellt mein stilles Kämmerlein,

Dann denk' ich oft: Das Siegeszeichen,
Das Dritte, mögt'st erringen du —
Dann würd dir jeder Schmerz ja weichen,
Dann fänd'st du die ersehnte Ruh'!

D — l. L. K. Ar** ld.

L o g o g r y p h.

Stellt in die Reihe sechs der Glieder,
Auch laßt sie unverrückt zugleich,
Und löscht nur ihrer hin und wieder,
So zeigen sich acht Namen euch:

Ein Band, das an den Himmel bindet,
Ein Landstrich, wohnlich, reich und schön,
Ein Pfand, das Wohlthun euch verkündet,
Ein Nam', wie Frühlingslüfte weh'n,

Ein Haus, vom Tüncher Lenz geschmücket,
Ein Kleid, vom Meister Mai gemacht,
Ein Teppich, von Frau Sonn' gesticket,
Ein Wohl, vom Gastwirth Quell gebracht.

D — l. L. K. Ar** ld.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 149.

Rathen. Athen.

Frankfurt, 6. Oktober.

Bei dem gestern Statt gehabten Feste zu Ehren unseres hochverdienten Mitbürgers Rüppel*) hatte zufällig ein Ereigniß Statt gefunden, dessen Mittheilung nicht ohne Interesse seyn dürfte. Hr. Jul. de Fontenelle, Professor der Chemie aus Paris, welcher in Aufträgen seiner Regierung die Todtenhöfe und Leichenhäuser Deutschlands besichtigen soll und welcher zu diesem Zwecke auch Frankfurt besuchte, war zu dem Feste eingeladen worden. Bei dieser Gelegenheit entledigte er sich auch eines besondern Auftrags der Gesellschaft der physischen und chemischen Wissenschaften in Frankreich, indem er dem Gefeierten das Diplom als Ehrenmitglied dieser Gesellschaft mit folgenden Worten überreichte: »Wenn Ihre Landsleute sich beeifern, Ihnen einen so ehrenden Beweis ihrer Hochachtung zu geben, so darf ich mich glücklich preisen, mich dieser Anerkennung Ihrer Verdienste anreihen zu können, indem ich Sie versichere, daß Frankreich nicht minder als Ihr Vaterland die zahlreichen und wichtigen Dienste, welche Sie fortwährend der Wissenschaft der Zoologie leisten, würdigt. Die Gesellschaft, deren ständiger Sekretär (Sécrétaire perpétuel) zu seyn ich die Ehre habe, hat mich beauftragt, Ihnen das Diplom als Ehrenmitglied derselben zu überreichen. In ihren Augen haben Wissenschaften und Künste kein Vaterland; alle welche sie pflegen, lieben und beschützen, sind Kinder Einer Familie.«

Ein donnerndes Hoch überzeugte unsern Rüppel, wie sehr dieser neue Beweis der Anerkennung seiner hohen Verdienste alle Anwesenden mit inniger Freude erfüllte.

*) Wir werden darüber eine nähere Beschreibung geben.

T h e a t e r a n z e i g e.

Der Weinlese wegen bleibt die Bühne die nächstfolgenden drei Tage geschlossen.

Donnerstag, den 9. Oktober. Der Barbier von Sevilla komische Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Rossini. (Gastrolle) Rosine: Dem. Francilla Pixis.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — J. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 152. 8. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Festmahl zu Ehren Rüppell's, in Frankfurt, am 5. Oktober.

Dreimal hat Eduard Rüppell die ägyptischen Länder bereist, zehn Jahre allen Gefahren und Mühen getrotzt, forschend und sammelnd durchzog er das uralte Reich der Isis, und ein glücklicher Held im Dienste der Göttin, reich beladen mit Schätzen, ist er heimgekehrt zum Vaterlande. Und zu den Kränzen des Ruhms hat er sich hier die Bürgerkrone des edelsten Patriotismus erworben, jeden Gewinn seiner Reisen hat er den Sammlungen der Vaterstadt hingegeben, mit tausend Opfern hat er, nicht sich, nur Frankfurt und dessen wissenschaftliche Anstalten bereichert.

Die Ehre, die dem fleißigen und verdienstvollen Naturforscher gebührt, hat ihm Deutschland, hat ihm das Ausland bereits reichlich gespendet; sein Name ist ein europäischer geworden. Die dankbare Verehrung, welche die Vaterstadt ihm schuldet, wovon Senat und Bürger ihm bereits Beweise gegeben, hat sich in einem Festmahl jubelnd ausgesprochen. Im festlich ausgeschmückten Saale des Weidenbusches vereinigten sich gegen 270 Gäste; an den Wänden prangten, von hiesigen und fremden Künstlern verfertigt, geniale und effektvolle Gemälde, Scenen aus Rüppell's Reisen, afrikanische Gegenden und Menschen darstellend. Als Rüppell, von den beiden regierenden H.H. Bürgermeistern eingeführt, den Ehrenplatz eingenommen, begann ein Hymnus, vom Liederkranz ausgeführt, welcher bis zum Ende des Mahls von Zeit zu Zeit das Lob des Gefeierten und seiner Bestrebungen in Gesängen ertönen ließ. Der allgemeinen Freude über die glückliche Rückkehr des verehrten Mannes entsprach die geistvolle Anordnung der Feier auf das Würdigste.

Mit großem Vergnügen vernehmen wir, daß das Werk, worin Rüppell die Resultate seiner Forschungen mitzutheilen denkt, bereits eine namhafte Summe von Unterzeichnungen zählt. So reihen sich an die schönen Blüten des Festes schon jetzt die reifenden Früchte dankbarer Mitwirkung. Und wenn die Anerkennung schon so erfreulich ist, die dem Einzelnen widerfährt, so ist sie es um so mehr, da die Bestrebungen der naturforschenden Gesellschaft darin eine Bürgschaft der Gunst ihrer Mitbürger empfangen.

Die Freunde.

(Aus Heath's Book of Beauty.)

(Fortsetzung.)

Sinclair besaß Alles, was den Helden schafft und ausmacht; und wäre er ein Held gewesen, so würde man an ihm das, was ihm zur vollkommenen Liebenswürdigkeit im häuslichen Lebenskreise abging, wohl schwerlich vermißt haben. Allein welcher junge Mann kann im Unterhause sich als Held zeigen; er müßte denn gerade Sir Francis Burdett nachspielen und sich in den Tower schicken lassen. Gesetze über's Fabrikwesen und Ausschüsse für Landbau- und Werkstattangelegenheiten sind lauter recht nützliche Dinge in ihrer Art; allein für den Kreis, in welchem sich die weibliche Empfindung bewegt, eben nicht anziehend; und man würde eine Frau, die sich hoch beleidigt fühlt, weil der Herr Gemahl ihrer Bemerkung über die Oper weniger Aufmerksamkeit gewidmet hat, als er von Rechtswegen sollte, wohl schwerlich zufrieden stellen, wenn man ihr sagte: »Oh! er dachte eben über einen wichtigen Verbesserungszusatz zu dem vorgeschlagenen Biergesetze nach!« Sinclair's Gaben und Vorzüge waren zudem mehr gediegener als blendender Art; und während er am Meisten in dem »Hause« anerkennende Beachtung fand, erregte Vernon außer demselben die größte Bewunderung. Ohne ein solches Bewundertwerden hat das Parlamentsleben etwas Düsteres und Todtes, und verliert allen Glanz im Besuchzimmer oder im Boudoir. So mochte denn Sinclair, wiewohl in Wirklichkeit ein höchst ausgezeichneter Mann, wenn man bedenkt, wie kurz erst seine Laufbahn im Parlament gewesen war, nicht so viel dort geleistet haben, daß sich dadurch die Eitelkeit der schönen Mailänderin, im Falle er ihr Herz sich entfremdet, hätte befriedigt fühlen können. Daß er — daß sein Benehmen ihre verdüsterte Stimmung in irgend einer Weise verschuldet habe, bleibt übrigens bloße Vermuthung. So ein neblichter, regnichter Tag, wie etwa der, an dem ich dieß schreibe, kann Einen, der die »andere Seite der Alpen« gesehen hat, wahrhaftig allein schon nervenkrank, fiebermürrisch und unglücklich machen. Auch Vernon war, sey es, daß das lärmende Treiben und die ermüdenden Anstrengungen des Parlamentslebens dem Entnervten und Erschöpften zu viel waren, sey es, daß er den Keim eines verderbenschwangern Uebels bereits in sich trug, in der letzten Zeit noch bleicher und schwächer, als gewöhnlich geworden. Er klagte über Schmerz in der Seite, heftiges Herzklopfen überfiel ihn oft und plötzlich, und seine Nerven waren in einem so zerrütteten und aufgeregten Zustande, daß er bei dem geringsten Geräusche von seinem Sitze auffuhr, und doch stürzte er sich, so abgemattet und aufgerieben durch den Kampf und Streit eines öffentlichen Lebens er auch schien, mit täglich wachsender Leidenschaft in die sturmvollste Thätigkeit, wie wenn er von ihr die endlose Ruhe hoffte.

Der arme Sinclair litt tief bei der Veränderung, die stündlich erschreckender in den zwei Wesen sich bemerklich machte, die ihm am Theuersten waren. Mit den Blicken der innigsten Seelenangst, deren Qual und Heftigkeit durch seine Bemühungen, sie ja nicht sichtbar werden zu lassen, noch gesteigert wurde, schaute er bald auf das Eine bald auf das Andere. Um diese Zeit hörte er durch Zufall, daß Vernon in Folge einiger bedeutenden Bankerotte und durch die Schlechtigkeit eines Geschäftsführers sehr beträchtliche Verluste in West-

indien erlitten hatte, wo ein großer Theil seines Landvermögens lag.

VII.

Sechs Tage nachdem ihm diese Kunde zugekommen war, hättest du, freundlicher Leser, Sinclair sehen können, wie er, Thränen im Auge, auf die zurückweichenden Küsten Englands hinüber blickte; er war fort, ohne mit einem Worte sein Vorhaben gegen Vernon zu erwähnen — er hatte es seinem Weibe nur schriftlich mitgetheilt; denn hatte er gleich den Muth, eine Pflicht zu üben, so hatte er doch den Muth nicht, ihre gebotenen Umständlichkeiten durchzumachen. Der Gedanke — die Hoffnung, es sey diese Zerrüttung seiner Angelegenheiten, wie sie ja selbst einst an seinem Gemüthe — ein nagender Geier — gezehrt hatte, was Vernon verstöre, zuckte ihm urplötzlich durch den Sinn. In dem Augenblick, wo dieser Gedanke, diese Hoffnung in ihm aufleuchtete, war auch sein Entschluß gefaßt.

Es war ein hartes Opfer, seine Gattin zu verlassen — seine Gattin mit ihrer stillen, klagenlosen Schwermuth. Allein das Opfer galt ja dem geliebtesten Freunde — dem Sohne seiner Mutter; und Louisa's Neigung durch eine Handlung zu verlieren, die ihre Achtung vergrößern mußte, die Vorstellung war der Würde seiner eigenen Fühlweise so entgegen, daß sie ihm auch nicht einen Augenblick in den Sinn kam, wie mancherlei bittere Gedanken auch sonst auf ihn bei seiner Abfahrt nach dem westlichen Amerika einstürmen mochten.

(Schluß folgt.)

Burg Rheinstein.

Offenbar war es die imposante Schönheit der Ruine Fautzberg (jetzt Rheinstein), ihre herrliche Lage auf einem der schönsten und wildesten Felsen, die man sehen kann, und zugleich das im Verhältniß zu den übrigen rheinischen Burgen noch vorzügliche Erhaltenseyn der Ruine, was den Prinzen Friedrich von Preußen veranlaßte, sie aus dem Besitze eines Herrn von Eis an sich zu bringen und demnächst nach dem ursprünglichen Plane durch einen talentvollen jungen Architekten (Wilh. Kuhn aus Koblenz) 1825 — 1829 wiederaufbauen zu lassen. Sie steht jetzt als eine Zierde des Rheingestades da, und ihr Inneres lohnt reich der Mühe des Ersteigens. Der sinnige Prinz sorgt unablässig für ihre fernere innere Ausschmückung.

Ein bequemer Weg, der dem Besuchenden den herrlichen Felsen, auf dem die Burg ruht, fast stets von anderer Seite zeigt, führt hinan. Burgthor mit Fallgatter und Zugbrücke mahnen kräftig an die Zeit, wo der Befehdete hinter solchen Mauern Schutz suchen mußte. Es fällt die Zugbrücke nieder, und wir treten in den schmalen Burghof. Links vom Thore wohnt der gefällige Burgwart in einem neuen massiven, dem Baustyle der Burg aber ganz konformen Gebäude. In diesem Hofe, obgleich man schon innerhalb der Burgmauern sich befindet, steht dennoch das Burggebäude auf dem schroffsten Felsen in schwindelnder Höhe über uns. Wir folgen dem Hofe und kommen auf der südwestlichen Seite des Felsen abermals an ein äußerst wehrhaftes Bohlenthor, neben welchem wieder ein Gebäude, zur Wohnung von Dienstmannen bestimmt, doch wehrfest auch wieder zur Vertheidigung dieses Thores dienend, sich befindet, und treten durch dasselbe auf der Südseite in einen besonderen Hofraum, den die hohe Burgmauer gegen den Abgrund begränzt, neben welchem eine breite, sehr bequeme Stiege zum Hauptportale des Gebäudes führt. Dieses Portal, aus Sandstein in Spitzbogenform, ist ein Meisterstück. Von kräftigen Epheuranken umgeben, ruht über dem Eingang ein Wappenschild und Helm darüber, den Adler Preußens in alterthümlicher Form führend, und der fromme, sinnige Spruch: »Gott mit uns«, der Wahlspruch einer an Tapferkeit reichen Vergangenheit, grüßt bedeutungsvoll den Eintretenden. Wendet man sich von diesem Portale rechts, so steigt man auf eine kleine vorspringende, zur Vertheidigung dienende Terrasse, welche sich vor einem niedrigen Thurme befindet, dessen unterer Theil eine Halle bildet, wo jetzt mehre kleinere Geschütze stehen. Der obere dagegen ist zu einem Gemache verwendet, zu dem aus der vor dem Rittersaale sich befindenden Terrasse eine in kühnem Bogen geschwungene Stiege aus Eisenguß führt. Zu dieser zweiten Terrasse, die gegen den Rhein hin sich öffnet, gelangt man auf einer, diesen Thurm außen über einer entsetzlichen Tiefe umwindenden Steinstiege.

Tritt man durch das Hauptportal ein, so fühlt man sich abermals eigenthümlich überrascht. Zwei alte Bänke von besonderer Form mit Rück- und Seitenlehnen stehen an der Wand der Thüre gegenüber. Zu beiden Seiten hängen Brustharnische und Pickelhauben, und gewaltige Hellebarden lehnen an der Seite dieser Harnische der Dienstmannen oder Reisige, die nur eben ihren Platz hier verlassen zu haben scheinen, um sogleich wieder zur Wache zurückzukehren. Der Raum, in den wir eintreten, ist eine längliche Halle, deren ganzen Höhen- und Breitenumfang gegen Südosten ein Bogenfenster einnimmt, das zunächst die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, denn es zeigt in Glasmalerei eine herrliche Madonna mit der Krone auf dem Haupte, das Jesuskind auf dem Arme, und den rechten Fuß dem Geiste der Finsterniß und der Sünde auf das grinzende Haupt setzend, daß er sich im Gefühle der Vernichtung zur Erde beugt. In Zeichnung und Farbenpracht trefflich, bereitet diese schöne Komposition auf die verwandten Schätze vor, welche uns weiter oben in reichem Maße erwarten. Im Hintergrunde dieser Halle führen einige Stufen zu der zwar kleinen, aber hellen, freundlichen Schloßküche und eine Stiege in das erste Burggeschoß.

Schon die Thüre des Vorplatzes zum Rittersaale, wie die, welche nach der erwähnten, mit einem grünen Rasenplatze geschmückten, größern Terrasse führt, ist mit sehr schönen Glasmalereien geschmückt. Es sind zum größern Theile Wappen, mit sehr schönen, sinnvollen Arabesken und ähnlichen Verzierungen umgeben. Durch eine schöne Thür, deren altes, kunstreiches Schloß beachtet zu werden verdient, tritt man nun in den hohen, geräumigen Rittersaal. Der bekannte Dekorationsmaler Pose aus Düsseldorf hat die Wände sinnig und einfach, in Spitzbogenfelder, Fenstern und Thüren entsprechend, verziert. An der Decke hin laufen kleinere Wappenschilder, dem großen preußischen Reichswappen angehörend, umher. Sie sind so behandelt, daß sie, von unten gesehen, freiabspringende Stukaturarbeit zu seyn scheinen.

Zuerst fesselt uns hier, rechts von der Thüre, in der Mitte der Westwand des Saales, ein grandioser Kamin, der aus Köln stammt. Er ist aus feinem Sandstein und mit meisterhaftem Basreliefs, die Zerstörung Trojas darstellend, bedeckt. Alles dazu gehöriges Feuergeräthe trägt den alterthümlichen Charakter. Obwohl frühern Jahrhunderten angehörend, hat dieses schöne Stück plastischer Kunst kaum gelitten. Richtet man das Auge auf die Wände des Saales, so stellen sich geschmackvoll geordnete Waffen aus alter Zeit dar, die sich in jedem Felde je um eine Ritterrüstung theils mehr, theils weniger vollständig gruppiren. Man sieht hier Kampf- und Turnierschwerter, geradeklingige und Flamberge, Armbrüste, künstliche Gewehre alter Zeit und allerlei Waffenstücke, Panzerhemden, Helme, Schilde; auch sarazenische Waffen und einige 1814 auf dem Schlachtfelde von Chalons sur Marne, wo der Burgherr als Reiterführer im Kampfe war, erbeutete Trophäen. Diese sich stets mehrende Sammlung verspricht

einst ein vorzügliches Ganze zu werden, ob es gleich schwer, ja fast unmöglich wird, daß sie sich jemals mit der in ihrer Art einzigen und unübertrefflichen des Grafen Erbach wird messen können, worauf es auch nicht angelegt zu seyn scheint, da es bloß die Ausschmückung des Saales im Geiste jener Zeit gilt, welcher Zweck schon jetzt höchst beifallswerth erreicht ist.

Aus Hirschgeweihen geformt, hängt an einer ehernen Kette ein Leuchter inmitten des Saales. Ob er gleich dem im Gemache des Herzogs von Nassau auf dem Jagdschlosse Platte bei Wiesbaden an Schönheit nicht gleichkommt, verdient er doch beachtet zu werden. Wie in diesem Saale der Kulminationspunkt des Schlosses sich findet, so ist auch hier das Herrlichste von gebranntem Glase in Thüren und Fenstern zu schauen. Es sind meist große Kompositionen. um die sich, trefflich geordnet, Bildwerke, biblische Geschichten darstellend, reihen und so ein Ganzes bilden, das vortrefflich genannt werden muß. Sehr oft kehrt hier die Geschichte des Tobias wieder, wie auch in den Schnitzwerken im Schlafklosette der Burgherrschaft, beurkundend, wie grade dieß zarte Idyll dem alten, frommen Künstlerherzen zusagte. (Schluß folgt.)

Aus dem Leben der Schauspielerin Mrs. Siddons.

(Schluß.)

An einer andern Stelle beschreibt sie die Entstehung des berühmten Bildes des Hrn. Joshua Reynolds, die tragische Muse, bei welcher Gelegenheit sie allerdings ein großes Selbstgefühl und weibliche Eitelkeit offenbart.

»In dieser Zeit,« sagt sie, »malte er mich in dem Charakter der tragischen Muse. Die Größe seines Talents anerkennend, muß ich sagen, daß die Schnelligkeit, mit der er Stellung und Ausdruck auffaßte, unglaublich war. Bei der ersten Sitzung sagte er mir, nach mehren Lobpreisungen, die ich hier nicht wiederholen kann, mich bei der Hand fassend: »Besteigen Sie Ihren unbestrittenen Thron, und schenken Sie mir durch Ihre Gunst ein schönes Bild der Muse.« Ich betrat das Gerüst, setzte mich und nahm sogleich die Attitüde an, in welcher die tragische Muse jetzt erscheint, und er war so mit derselben zufrieden, daß er sich ohne weiteres Besinnen entschloß, nichts an derselben zu ändern. Bei der letzten Sitzung schien er sich zu fürchten, das Bild zu berühren, und nachdem er es stillschweigend eine Weile betrachtet hatte, sagte er: »Nein, ich will nur noch dem Gesicht ein wenig Farbe geben.« Darauf bat ich ihn, meine Freiheit zu entschuldigen, wenn ich hoffte, er würde die Gesichtsfarbe, die zu den grausen innerlichen Sinnen einer bleichen Schwermuth so gut passe, nicht erhöhen. Er gewährte meine Bitte, und bald darauf, als er mich eingeladen hatte, das Bild fertig und im Rahmen zu sehen, dankte er mir für meinen Rath, da er jetzt vollkommen überzeugt sey, daß eine Erhöhung der Farbe die Wirkung des Bildes verringert haben würde; auch fügte er hinzu, er habe die Freude gehabt, einige Leute vollkommen entzückt vor demselben stehen zu sehen. Ich war erfreut, als er mir versicherte, daß die Farben, so lange als die Leinwand sie zusammenhalten könnte, unverändert bleiben würden, was leider nicht mit allen seinen Werken der Fall gewesen war. Darauf versetzte er mit seinem wohlwollenden Lächeln höflicher Weise: »Und, um meine Meinung zu bekräftigen, hier ist mein Name; denn ich habe die Absicht, auf den Saum Ihres Gewandes auf die Nachwelt zu kommen.« Wirklich steht sein Name auf dem Ende der Draperie.«

Wie empfänglich die Siddons für jedes Lob, auch für das der thörichsten Schmeichelei war, beweis't sie dadurch, daß sie alle der Aufbewahrung werth gehalten hat. Unter Anderm erzählt sie: »Als ich einst der Königin vorlas, forderte sie mich auf, in einem Nebenzimmer einige Erfrischungen zu mir zu nehmen; aber ich lehnte die Ehre ab, weil ich fürchtete, ich möchte, indem ich auf dem glänzenden Boden des Zimmers rückwärts ginge, niederfallen. Später hörte ich von einer der Damen, die damals gegenwärtig waren, daß Ihre Majestät sich sehr erstaunt darüber gezeigt habe, daß ich mich in einer so neuen Stellung mit so vieler Fassung benommen habe, und daß mein Betragen dem einer geübten Hofdame gleich gewesen sey. Wenigstens hatte ich doch oft Königinnen dargestellt.«

Im Jahre 1784 ging Mrs. Siddons nach Edinburg; von da nach Dublin, wo sie gleichfalls mit größtem Beifall aufgenommen wurde, aber dem allgemeinen Schicksale der Schauspieler, den Intriguen, nicht entging.

Ihren Haupttriumph feierte sie in Macbeth, und bei dieser Gelegenheit erfahren wir, durch wie viele Ueberlegung bei ihren Einübungen sie es dahin brachte, sich in ihrer Kunst so sehr auszuzeichnen. Denn wenn ihre Bemerkungen über den Charakter der Lady Macbeth auch nicht außerordentlich tief sind, so zeigen sie doch, welche Mühe sie sich gab, in die innere Natur der Personen einzugehen und sich einen klaren und vollständigen Begriff von der Absicht des Dichters zu machen. Wenn sie es sich so viele Arbeit kosten ließ, wie viel mehr müßten sich dann Schauspieler von untergeordnetem Talente anstrengen, um wenigstens die handgreiflichsten Fehler zu vermeiden.

Dann trat sie nacheinander als Desdemona, Ophelia, Julia und in den anderen großen Rollen der englischen Bühne mit großem Erfolge auf. Aber in der Komödie fehlte es ihr an Heiterkeit und Lebhaftigkeit, obgleich sie viel Sinn für das Humoristische hatte und selbst in der Unterhaltung reich an spaßhaften Anekdoten war, die sie, nach ihrer ruhigen Art, unnachahmlich komisch erzählte; auf der Bühne konnte sie die Majestät der Tragödie nicht so gewandt mit dem leichten Vortrage vertauschen. Anders war es in dieser Beziehung mit Kean, dem größten tragischen Schauspieler seiner Zeit, der, noch ehe er sprach, die Zuschauer zum lauten Gelächter zwang und nun gar, wenn er zu seinen seltsamen Gesichtern noch seine komische Stimme ertönen ließ, den höchsten Gipfel des Lächerlichen erreichte.

Von Mrs. Siddon's Vorstellung der Agnes in Lillo's verhängnißvoller Neugier berichtet uns Hr. Robinson, ein angesehener Jurist und Schriftsteller, folgenden Vorfall: »Als Agnes von dem alten Wilmot gefragt wurde, was sie nun beginnen müßten, und sie die Juwelen ihres ihr unbekannten Sohnes vorzeigte, mit einer leisen Andeutung, ihn zu ermorden, wand und schlich sie sich mit einem solchen Ausdruck an Wilmot hinan, daß Alle, die es sahen, ein kalter Schauer überlief.« Dem Hrn. Robinson stockte bei diesem Anblick der Athem; er gerieth in einen Zustand, der nahe an Bewußtlosigkeit gränzte, und als die Mordscene begann, brach er in ein so lautes, aber krampfhaftes Lächeln aus, daß im Parterre ein allgemeines Rufen entstand, man solle ihn hinausweisen. Schon hatten einige dienstfertige Hände ihn angepackt, als eine Frau, die ihn beobachtet hatte, als Zeuge für ihn auftrat, daß die Störung, die er veranlaßt habe, eine unwillkürliche gewesen sey, und ihn auf diese Weise vor unverdienter Strafe bewahrte.

Die deutsche Bühne.

(Fortsetzung.)

Aber was wird von unseren Akteuren gethan, um ihrem Gemüthe eine solche Bildung zu geben! Sie halten die Wis-

senschaften und jede Beschäftigung, die sich nicht gradezu auf ihre Kunst, auf ihren Theaterdienst bezieht, für unentbehrlich, die gute Sitte und jede Geistesregel verachten sie als eine lästige Schranke ihrer eingebildeten Genialität, und indem sie einer rohen Genußsucht folgen, sich in den wildesten Ausschweifungen erschöpfen, fällt es keinem ein, daß ein Wunder geschehen müßte, damit er in dem Augenblicke, wo er die Bühne betritt, sich in einen edlen Mann verwandle, eine anmuthige, hohe Erscheinung werde. Ist es nicht eine Frechheit, die schöne Natur, den reinen Adel der Menschheit, die ewigen Musterbilder der Geschichte, an die wir nicht ohne Ehrfurcht denken, einem Volke darstellen zu wollen, im Gefühle der eigenen Ohnmacht und des eigenen Unwerths? Wird hier nicht der Schauspieler zum gemeinen Gaukler? Das Große und Liebenswürdige zu lügen und damit zu täuschen, damit zu erschüttern und entzücken, ist wohl der mächtigsten Phantasie nicht gegeben, oder es wäre etwas Dämonisches, das wir aus der Kunst wie aus dem Leben hinauswünschen müssen. Ich gestehe, daß es auch jetzt noch einige edlere Künstler gibt, ich denke auch nicht so unbillig, die höchste Prätension an einen ganzen Stand zu machen, aber wenn wir unsere Forderung auf die wahrlich nicht unbedeutenden Talente beschränken, die jetzt bei den Bühnen vom ersten Range in den Hauptfächern stehen, wie viele finden wir unter ihnen, die sich dem Ideale des Schauspielers nähern? Wir kommen auf meine erste Behauptung zurück, daß ihnen selbst die künstlerische Methode fehlt. Alle Spielarten laufen durcheinander. Wenige haben nur davon einen Begriff, wie der dramatische Vers, wie eine gute Prosa behandelt werden muß. Statt eines Concertando hören wir lauter Solostimmen, die einander vorschreien, die Flöte vertauscht ihre Rolle mit der Trompete u. s. w., und oft ist uns dabei zu Muthe, als ob ein Orchester die Instrumente stimme. Ob das deutsche Theater jemals schon ein Zusammenspiel in allen Gattungen des Dramas gehabt habe, ist nicht recht zu entscheiden, aber diese Stümperei konnte wenigstens nicht einreißen, so lange die Bühnen von den ersten Künstlern und dramatischen Autoren geleitet wurden. Wir wissen von drei Kunstschulen aus frühern Epochen. Die älteste, durch Eckhof schon begründet, und dann von Schröder beschlossen, hatte sich an den besten Werken der Franzosen und Engländer genährt, und nahm Natur und Wahrheit als ihr höchstes Gesetz an. Leider fiel sie in die erste Jugend des Theaters, und verschwand um so früher wieder, da Schröder schon in den männlichen Jahren von der Scene schied, und später nur noch einmal als Direktor, nicht als Schauspieler auf ein jüngeres Geschlecht wirkte. Eine andere Methode führte Iffland ein. Diesem sonst als Akteur und Schriftsteller ausgezeichneten Manne fehlte bekanntlich Figur und Stimme. Ein so beschränktes Naturell war allein für das Komische und eine Partie des ernsten Schauspiels, für das Sentimentale, berufen; dennoch konnte er es sich nicht versagen, auch als erster tragischer Künstler seiner Zeit glänzen zu wollen. Indem er aber an die Aufgaben der Tragödie griff, welche die volleren, tieferen Töne und in allem ein größeres menschliches Maß erheischen, mußte er sich eine Manier erfinden, welche die ideale Gestalt zu einem Portrait zusammenzog, und durch kleinere Reize interessant machte. Für das bürgerliche Drama aber und für die heitere Charakterkomödie brachte er eine Darstellungsweise auf, der eine längere Dauer zu wünschen gewesen wäre. Die dritte Schule verdanken wir Göthe. Unter ihm, der vor allem die Schönheit in der Kunst liebte, entstand durch die Stücke des alten griechischen Theaters, die er wieder in die Scene brachte, durch Calderons und Shakespeares Dichtungen, durch die besten französischen Schauspiele und besonders durch seine und Schillers begeisternde Arbeiten eine Schule für ideale Darstellung, die von dramatischer Deklamation ausging. Daß auch die Schauspieler damals ein ernstes Studium aus ihrer Kunst machten, und sich eine Theorie, eine praktische Kunstlehre auszudenken strebten, beweis't die Literatur der Zeit. Aber wie jene Schulen ganz verschwunden sind, ohne durch eine neuere ersetzt zu seyn, die sie alle beerbt hätte, und zu benutzen verstände, so wird jener Schriften kaum noch gedacht. An ihre Stelle sind die Theaterartikel der Journale getreten, in die nur der Bodensatz unserer Parterre durch einen garstigen Kanal abläuft; persönliche Lobreden und Herabwürdigungen, die sich meistens die Schauspieler und Schauspielerinnen selbst bei den Zeitungsschreibern, diesen Eckenstehern der Literatur, einkaufen. (Fortsetzung folgt.)

Dampfnudeln.

Unsere Leser werden sich erinnern, wie wir vor einiger Zeit durch unsere Exceptionsschrift: »Das Frankfurter Konversationsblatt im Dampfwagen« eine ungerechte Anklage des Hrn. Herloßsohn, berühmten Redakteurs des Kometen, Dampfwagen ꝛc. ꝛc. ꝛc. in Leipzig erwiedert haben. Endlich ist nach langer Frist eine kurze Replik des Klagers erschienen, worauf wir gleich dupliciren wollen. Ohne unsere Vertheidigungsgründe nur im Geringsten zu berücksichtigen, replicirt Herloßsöhnchen, »daß er das Frankfurter Konversationsblatt im Dampfwagen scherzhaft besprochen habe, und wir ihn dagegen mit Grobheiten, Schmähungen überhäuft, daß wir seine Blätter schlecht genannt, und sie doch benuzt hätten.« Das ist nun die ganze Erwiederung des Kometen- und Dampfwagenlenkers und der volle Apparat seines dampfenden Witzes beschränkt sich einzig und allein nur darauf, die Verlagsexpedition des Konversationsblattes mit der Redaktion in Konflikt zu bringen, denn unser Paris-Herloßsohn meint wohl, dieß sey die verwundbare Ferse des Achilleus. Es freut uns, daß Herloßsöhnchen nun eingesehen hat, daß wir nicht mit uns scherzen lassen, am wenigsten nach seiner Weise; ob unsere Erwiederung grob und schmähend war, und nicht gründlich widerlegend, mögen die Götter entscheiden. In solchen Einwürfen bestehen aber die allergewöhnlichsten Ausflüchte der Impotenz. Daß wir seine Blätter schlecht nennen und doch benutzen konnten, ist sehrnatürlich: man kann sieben Tage lang in der großen afrikanischen Wüste reisen, und findet am achten wohl einmal eine kleine Oase. Nichts ist doch lächerlicher als der Grimm der Ohnmacht und das Wichtigthun der Unbedeutenheit! In einer Notiz im Kometen ruft sein mächtiger Redakteur sogar den Freimüthigen, den Bruder Berliner, mit der aufreizenden Bemerkung wider uns zu Hülfe, wir hätten ihm — dem Bruder Berliner — den Aufsatz »Hört!« in Nro. 124 des Konversationsblattes weggenommen. Hört! Denn wir setzen seinem Freimüthigen, seinem Bruder Berliner, einen Freischützen, einen Bruder Hamburger, entgegen, der trifft besser. Dieser ist es, der uns den Artikel geliefert hat. *) Ob ihn der Freischütz vom Freimüthigen erbeutet, wissen wir nicht. Das wissen wir aber, daß wir gegen den Freischützen nicht unbillig handeln, denn seine Jagdtasche strotzt stets von der aus unserem Konversationsblatte ꝛc. geholten Beute. Noch sein leztes hier eingetroffenes Blatt vom 27. September enthält den Artikel: »Die Tragödie in der Southampton-Straße« gänzlich nachgedruckt Doch darum keene Fendschaft nich! — Wenige Blätter überheupt dürften gleichen Grund wie wir haben, sich über anderer Unbilligkeit zu beschweren. Vor uns liegen, um nur eines von den unzähligen Beispielen zu erwähnen, die neusten »Zeitschwingen« vom 5. Oktober: wir finden darin einen Aufsatz des Konversationsblattes: »die Akademie der Haarkräusler« nicht nur ohne Quellenangabe, sondern selbst mit der Note unserer Redaktion so nachgedruckt, als sey sie Note des Redakteurs der Zeitschwingen! Doch darum keene Fendschaft nich! — Auch dir, Herloßsöhnchen, sey verziehen — doch treffen wir uns wieder im Freien, dann soll der blut'ge Kampf sich erneuen! S.

*) Siehe Nro. 35 des Freischützen vom 30. August.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 9. Oktober. Der Barbier von Sevilla komische Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Rossini. (Gastrolle) Rosine: Dem. Francilla Pixis.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baarhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nº 153. 9. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gedichte über Venedig.

Von Ludwig Halirsch.

us seinen nachgelassenen Briefen in die Heimath, geschrieben auf einer Reise nach Italien im Jahre 1831).

---

6. Das Madonnenbild.

Von all' dem Schauen müde,
Von all' dem Hören matt,
Kam ich, wie ein Prasser vom Mahle,
Ganz übervoll und satt.
Der Abend begann schon zu dämmern,
Das Ufer war menschenbelebt;
Da sah ich von weitem eine Ampel
Die um ein Altärchen schwebt;
Und um das Altärchen knieten
Beim Ave Maria-Klang,
Viel schöne bleiche Kinder
Im stillen Andachtsdrang.
Sie knieten und beteten brünstig,
Und der höchste Uebermuth
Nahm, führt' ihn sein Weg vorüber,
Ehrfürchtig herunter den Hut.
Da trat ich nahe und näher;
Es war ein Madonnenbild,
Zwar von der Zeit schon gebleichet,
Doch immer noch schön und mild.
Von frischen Kränzen umwunden
Blickt sie herab vom Altar,
Wie eine freundliche Mutter
Auf ihre Kinderschaar.
Eine Mutter, von ihren Töchtern
In der Dämmerstunde umringt,
Die alte Mährchen und Lieder
Den Mädchen erzählt und singt:
Sie schauen mit großen Augen
Holdgläubig zu ihr hinan,
Und küssen, hat sie geendet,
Ihr dankbar die Hände dann.
Ja! dieß ist freundliches Leben,
Das Seel' mir und Herz noch erquickt,
Das so lange, so lange nur Gräber,
Und Todte darinn erblickt.
Wie klein und ärmlich das Bildchen,
Und wie dürftig es auch gemahlt,
Jetzt ist es mir lieber als alle,
Die mit Farbenpracht mich umstrahlt.
Da hob sich aus der Mitte
Ein schlankgebautes Kind,
Die schönste war sie von Allen:
Doch, heiliger Gott! — sie war blind.
Lichtlos das blasse Antlitz,
Und starr zum Himmel gewandt;
So führt' sie ihr Schwesterchen sachte,
Wie ein Lamm an der kleinen Hand.
Ich hielt sie auf mit der Bitte,
Sie möchte doch sagen mir:
Wie denn die Madonna heiße,
Die so brünstig verehrt wird hier.
Da lispelte sie kaum vernehmlich:
»Wir alle sind verwais't,
Madonna Annunziata
Ist's, die uns kleidet und speis't.«
Madonna Annunziata!
Du heiliges Mutterherz,
An dem die Waisen liegen,
Vergessend ihre Noth, ihren Schmerz!
Madonna Annunziata!
Dein kleiner Altar hat
Den größten Trost mir gegeben,
In der großen trostlosen Stadt.

Die Freunde.

(Aus Heath's Book of Beauty.)

(Schluß).

VIII.

Wer nicht selbst, ein unfreiwilliger Verbannter, vom heimathlichen Boden sich losreißen mußte; wer nicht selbst dort jede Hoffnung, die er mit Gefühlen der höchsten Seligkeit hienieden zu nähren und zu pflegen gewohnt war, zurückließ — wider Willen, furchtbedrängt zurückließ; wer nicht selbst schon in eine Heimath zurückkehrte, die er anbetete und vielleicht umgewandelt wieder findet — zu Freunden, in deren Umgang sein Leben verfloß, und die jetzt vielleicht in Gewohnheiten und Denkart ganz andere sind — zu einer Geliebten, die er nie vergaß, und die er jetzt vielleicht treulos wieder trifft — zu einem zärtlich geliebten Bruder, der jetzt vielleicht zum Fremden geworden ist — zu einem Vater, einer Mutter, die er fast abgöttisch verehrte und die jetzt vielleicht von Krankheit, vom Siechthum heimgesucht, oder todt sind; — wer das nicht erfuhr, der kann den wilden Sturm, die pressende Angst, die alldurchbebende Pein der Empfindungen, mit denen der erste Nebelblick jener weißen Klippen so oft begrüßt wird, nimmermehr kennen, nimmer ermessen.

Es war etwa acht Uhr und ein schöner Juniabend — ge-

rade der nämliche Monatstag, beiläufig gesagt, an welchem Sinclair Louisen Fortescu am Lago Maggiore zuerst begegnet hatte, als ein Reisewagen auf der ****er Straße, etwa vierzig Stunden von London, brach und nach dem Ausspruche des Dorfschmieds vor dem nächsten Morgen zur Weiterfahrt nicht zu brauchen war.

Der hochgewachsene Mann, der in ihm gekommen war, machte gute Miene zum ärgerlichen Spiel; vertauschte seine Reisemütze mit einem Hute; nahm seinen Stock, der zufällig einen Degen enthielt, maschinenmäßig aus dem Wagen zu sich; hieß seine Bedienten in dem Dorfe, wo sie sich befanden, bis zum folgenden Morgen warten und machte sich nun selbst nach Ossury, das von hier nicht weit ablag, auf den Weg. Ossury war ein uralter Familiensitz der Sinclaire, und als solcher, gleich so vielen alten Stammgütern, wie billig nicht ohne seine Geistergeschichte; und die wilde Landschaftsbildung in diesem Theile der Grafschaft **** war denn auch trefflich dazu geeignet, irgend eine Mähr oder Schaudersage, die einmal beim Volke günstigen Eingang gefunden hatte, immerfort frisch zu erhalten. Ein Ort besonders auf Sinclair'schen Grund und Boden war mit dieser Ehre reichlich bedacht worden. Es war dieß das sogenannte »Drudenthal« — ein Name, der wohl in einer, selbst den ältesten Mütterchen nicht mehr erinnerlichen, Legende seinen Ursprung haben mochte —, das allgemein für das ausgemachte Stelldichein aller bösen Geister und Kobolde in der Nachbarschaft galt; so daß sich Niemand nach der Dämmerung in seine Nähe getraute, aus Furcht, das Vaterunser rückwärts hersagen zu müssen. Es war und ist übrigens in der That ein düsterer unheimlicher Raum. Der reißendschnelle ****, der sich etwa eine Stunde weiterhin ins Meer ergießt, durchströmt einen Theil des Gutes und das »Drudenthal« bildet eine Art Schlucht, die nach ihm hinführt. Die hohen Felsenwände, die den Wanderer, wenn er diese Schlucht betritt, zu beiden Seiten einschließen, krönt dunkle Föhrenwaldung, während dichtes Gestrüpp den Raum dazwischen ausfüllt und einzig nur, hart am Flußrande, eine Art von Halbrund frei läßt, das — im Winter häufig überschwemmt — im Sommer mit dem schönsten Moosteppich bekleidet ist, der natürlich von dem geheimnißvollen Geschlecht, dem er ein so angemessenes und lauschiges Plätzchen zum nächtlichen Reigen darbeut, immer gar glatt und grün gehalten wird.

Ein aberglaubefreier Besitzer Ossury's, fand an dem einsamen Thalversteck, trotz seines schlimmen Rufs, solchen Gefallen, daß er einen eigenen Irrgang nach ihm anlegen ließ, und — ein eifriger Freund der Wissenschaften — den größeren Theil der zwei Monate, in denen wir mehr Sonnenschein und weniger Regen haben, als uns gewöhnlich der Himmel zutheilt, in seinen stillen grünen Tiefen zuzubringen pflegte. Durch diesen Irrgang, der auf seinen kunstreich und bequem angelegten Pfaden den Kundigen über die beiden vorhin erwähnten beinahe senkrecht abfallenden Felsenreihen, die sonst nur mit einem langen Umwege zu umgehen waren, hinab führte, lief denn der nächste Weg von der Landstraße aus nach dem Herrenhause.

Etwas nach neun Uhr sah ein eben heimkehrender Waldhüter Sinclair in der Richtung nach dem verrufenen Thale hin herkommen, und brachte dann die Kunde davon in's Herrenhaus, freilich mit allerlei Zuthaten und Ausschmückungen, da der gute Mann bei sich selbst überzeugt war, daß er nicht seinen Herrn, sondern seines Herrn Geist gesehen habe, der denn, wie sich in dergleichen Fällen gehört und gebührt, so ein oder zwei Fuß höher war, als die wirkliche Person, die er vorstellte. Als er im Hause mit seiner Mähr anlangte, waren Mistriß Sinclair und Mister Vernon (denn Hr. Vernon war seit einiger Zeit in Ossury auf Besuch) noch nicht von ihrem Spaziergange heimgekommen, den sie auch dießmal, wie schon sehr häufig zum großen Entsetzen und Gerede der Gesindestube geschehen war, nach dem »Drudenthal« (wenigstens hatte man sie den Weg dorthin eingeschlagen gesehen), gemacht hatten.

Das warum gehört nicht hierher — allein ein plötzlicher Schauder überlief eiskalt alle seine Hörer, als sie die Erscheinung, die der Waldhüter gesehen hatte, unwillkürlich mit den räthselhaften Besuchen zusammenbrachten, welche Hr. Vernon und ihre Gebieterin an dem Orte, wo sie sich gezeigt haben sollte, zu machen pflegten.

Stunde verstrich indessen um Stunde; und noch immer blieben Mistriß Sinclair — Herr Vernon aus. Keines getraute sich hinaus, ja nicht einmal zu Bette — in jener Nacht, deren anfängliche Freundlichkeit und Stille durch ein heftiges Gewitter unterbrochen worden war. Am Morgen kam Sinclair's Wagen und Dienerschaft, und nun fing das Fragen und Forschen an. Die Suchenden wandten sich nach dem Thale; so stark war indessen der Eindruck des vorhergegangenen Abends, daß anfänglich Keiner der Erste seyn wollte, es zu betreten. Das Strauchwerk schien an verschiedenen Stellen niedergetreten und auseinander gerissen; allein erst als das Moosrund sichtbar wurde, zeigten sich Spuren von dem jammervollen Schauderauftritte, der hier stattgefunden hatte. Einzelne Stellen des grünen Rasengrundes und einige besonders glatte weiße Kiesel, wie sie der Fluß zu Zeiten dort zurückließ, waren im eigentlichsten Sinn mit Blut über und über begossen. Ein Hut, den Sinclair's Kammerdiener für den seines Herrn erkannte, lag auf der Erde; übrigens schienen die Blutflecken, mit denen er gefärbt war, erst am Boden an ihn gekommen zu seyn und nicht von irgend einem Bruche oder einer Wunde an dem Kopfe, zu dessen Bedeckung er gedient hatte, herzurühren, da man durchaus keine Auszackung oder Ritze in dem Hute selbst entdeckte. Sinclair's Degen lag, aus der Stockscheide gerissen und mit Blut bis an den Griff beströmt, nicht weit vom Hute weg. Einer von Vernon's Schuhen fand sich an einem Dornstrauch hangend, der hart am Rande des Flusses wuchs, der hier, da es thalabwärts ging, mit ganz besonderer Schnelligkeit dem Ozean zuströmte.

Der inzwischen unverweilt herbeigeholte Gerichtsbeamte hatte seine Aufzeichnung aller dieser Umstände beendigt und wollte sich eben mit den um ihn Versammelten wegbegeben, als Einer der Letzteren ein Paar wild und unheimlich blitzende Augen aus dem Dickicht hervor ihn anfunkeln sah. Die seltsame Kunde ging, wiewohl nicht ohne einiges Herzklopfen, schnell von Mund zu Munde; man wagte sich auf die Erscheinung zu und herausgezogen aus dem buschigen Gestrüpp ward — Mistriß Sinclair, die hier mit dem Lachen des Wahnsinns und ohne einen Strahl von jener Geistessonne saß, die einst mehr noch, als nur den Zauber der Schönheit, über ihre anziehenden Züge ausgegossen hatte. Es wurde damals und ist seitdem Allem aufgeboten worden, sie von dem schaudervollen Blödsinn, in den sie verfallen war, zu heilen, allein ohne Erfolg! Ich darf nicht unbemerkt lassen, daß ihre eigenen Kleider und Hände durchaus keine Blutflecken trugen und eben so wenig Spuren von Fußtritten, die man mit Deutlichkeit als die ihrigen hätte erkennen können, an dem Platze sich fanden, wo man dergleichen von Sinclair und Vernon zu bemerken geglaubt und wo ein Mord, dieser oder jener Art, wie Niemand zweifelte, Statt gehabt hatte.

Vernon hatte sich fast unmittelbar nach Sinclair's Abreise nach Westindien, aus dem gesellschaftlichen Leben zurück gezogen; auf diese Art waren denn beide Freunde aus der Gesellschaftswelt entfernt gewesen, und da diese wenig Muse hat, sich um das, was über ihrem unmittelbaren Strudel hin-

vorgeht, zu bekümmern, so brachten auch die seltsamen, mitgetheilten, Ereignisse keine große Wirkung außerhalb Grafschaft, wo sie Statt fanden, hervor, in dieser t pflegen sie noch bis auf den heutigen Tag einen unver- baren Gesprächsstoff abzugeben.

IX.

Vor einem Monat etwa und seit ich diese Geschichte in ih- gegenwärtigen Gestalt zu Ende brachte, erhielt ich aus Grafschaft ***** von Freundeshand einen Brief mit der hricht, daß Sinclair's Louise ohne ein Zeichen der wie- ehrenden Geisteskraft gestorben sey.

Da, übrigens erst nach einiger Zeit. an dem Meeresgestade, ihn die wiederkehrende Flut hingeworfen haben mochte, Leichnam mit einer Goldkette um den Hals, die Mistriß clair's Kammermädchen für Vernon's erklärte, gefunden de, so glaubt man allgemein, er sey an jenem Abende, den Thalgrund mit neuen Schrecken bevölkerte, umgekom- . Sinclair's Schicksal gilt für ungewisser; auf jeden l hat man seit jener Zeit nichts mehr von ihm gehört, sein Leben oder Tod gehört mit zu dem dunkeln Gewebe, geheimnißvoll das Geschick der beiden jungen Freunde üllt, von denen das erwachsene Volk in der Grafschaft ***** bedenklichem Kopfschütteln zu sagen pflegt: Die Sünden der Väter werden allezeit heimgesucht an ihren Kindern.«

(K. von Kreling's engl. Bibl.)

Burg Rheinstein.

(Schluß.)

Das erste große Fenster zunächst der Thüre enthält eine gezeichnet schöne Familiengruppe. Es ist ein zweiflügeliges iobild, von den dargestellten Personen wohl einst einer he geweiht. Links kniet die Mutter und hinter ihr die ter, Alle mit gefaltenen Händen: rechts ebenso der Vater die Söhne. Die Gesichter sind trefflich ausgeführt und en unverkennbare individuelle Aehnlichkeit. Von sehr ner Wirkung ist das tiefgesättigte Violett im Gewande Mutter, an dem Schattirung und Faltenwurf gleich preis- dig ist. Das andere Fenster hat im linken Flügel eine donna, im rechten das Bild des Jüngers, den Jesus lieb t. Er ist in dem Momente dargestellt, wo er, der kirch- n Sage nach, über den Giftbecher die segnende Hand , und nun das Gift als Drache dem Becher entflieht. Adler, sonst das charakteristische Epitheton des Johannes, . Farbenpracht und tiefe Gluth desselben ist außerordent- schön. Das südliche Fenster ist eine Thür, die auf einen on führt; es enthält wieder eine große, herrliche Kom- ion, auch ein Votivbild eines Ritters von Couvelenz lenz). Was wir von den vorigen gerühmt, das kommt in fast höherm Grade diesem Bilde zu. In der südlichen befindet sich ein Glasschränkchen in der Mauer In erblickt man eine kleine Sammlung römischer Münzen Gefäße sowie einige alte Waffenreste, die man in der z selbst fand; sodann ein köstliches Becken nebst Kanne, Elfeinbein gearbeitet, sicher eins der schönsten Stücke aus nbein, die man aus früherer Zeit besitzt. Die Basreliefs Beckens, Noah, den ersten Winzer, darstellend, sind von ter Schönheit. Mit dem Rittersaale durch eine Thür anden ist ein kleines Gemach, das ein nach Westen ge- es, mit schönen gebrannten Gläsern ebenfalls wieder reich- mücktes Fenster erleuchtet. Der Maler hat die Wände besonderer Kunst behandelt. Täuschend ähnlich und nach Lichteffekten des Fensters kunstvoll berechnet, läuft hohes, in Schnitzwerk ausgehendes Eichengetäfel umher. Man muß genau sehen, um nicht die Malerei für wirkliches Getäfel zu halten. Vorzugsweise ist hier ein Wandschrank zu beachten, welcher eine schöne Sammlung alter Trinkgefäße in edeln Metallen, Glas und anderm Material enthält, mitunter von einer Größe, die dem eminenten Zecher Hasper a Spada den Angstschweiß auf die Stirne, hätte treiben können. Ein Deckelkrug, aus Medaillen zusammengesetzt, ist der Solitär der Sammlung. Altes, mit den schönsten Schnitzwerken bedecktes, vorzüglich erhaltenes Schreinwerk findet sich hier wie in allen übrigen Wohnräumen der Burg.

Eine zwar schmale, aber bequeme Wendelstiege führt in den zweiten Stock der Burg und zunächst in das Schlafgemach der Burgherrschaft. Vorzügliche Glasmalereien schmücken das Fenster, unter denen ein Kardinal mit einem zinnoberrothen Gesichte eine seltsame Wirkung hervorbringt. Schöne Schnitz- werke hangen an der Wand; aber das grandiose Himmelbett, mahnend an das zum selbdritt Lager bestimmte (?) Bett des bekannten Doppelgatten, des Grafen von Gleichen, mit seinen schweren Damastgardinen fesseln das Auge. Täuschend ahmt die Malerei die alten glänzenden Seidendamasttapeten nach. Das gesättigte Grün der Wände, das Zwielicht der gebrann- ten Gläser in dem Fenster und die jedem Lichtstrahle wehren- den schweren Damastgardinen sichern einen ungestörten Schlaf. Von hier tritt man in ein größeres Gemach mit rother Wand- malerei, ähnlich der im Schlafklosette. Auch hier zeigen die Fenster sehr schöne alte Glasmalereien. Ein altes interessan- tes Gemälde schmückt die Wand. Auch hier verdient das Schreinwerk Aufmerksamkeit. An dieses reiht sich ein bunt- gemaltes, ungemein freundliches Gemach mit alten Glasma- lereien im Fenster. Die hintere Wand zeigt ein neues Ge- mälde von Zimmermann, die Burgherrschaft darstellend im Kostüm unserer Zeit. Es wirkt störend und hat nach unserm Bedünken kein ausgezeichnetes Verdienst. Länger weilt der Blick auf einem mildfreundlichen Engelsgesichte, das aus klei- nem Rahmen herabschaut. Es ist Luther's liebe Käthe. Die- ses Antlitz ist der Spiegel reiner Weiblichkeit, und man begreift leicht, warum Luther's großes Herz so fest an ihr hing und zu ihrem Preise so oft überströmt. Ein Thurm- stübchen schließt dieses Stockwerk der Burg. Es ist ein Lieblingsplätzchen der Burgherrin. Es weht uns ein milder, freundlicher Geist daraus an. Auch dieß kleine Fenster zeigt ein treffliches Glasgemälde, und an der Wand hängt ein altes sehenswerthes Madonnenbild. Aus diesem Stockwerke, wel- ches die Gemächer der Prinzessin enthält, steigt man in das dritte, die Wohnung Sr. königlichen Hoheit, des Burgherrn. In dem ersten der Gemächer befinden sich die einzigen neuen Glasmalereien der Burg. So schön sie sind (das eine stellt ein einfaches preußisches Adlerwappen dar, das andere eine Rosette) so treten sie doch begreiflicherweise vor den alten Meisterwerken, die sich hier in so reicher Auswahl finden, sehr in den Schatten. Es fehlt jene tiefe Gluth des Schmelzes, jenes unaussprechliche Feuer der alten Gläser. Mehre interes- sante alte Bilder findet man hier. Unter andern einen Lukas Kranach, Kurfürst Friedrich den Weisen darstellend, und ein altes Bild Franz von Sickingen's im Knabenalter; es stammt von des Helden Lieblingssitz, der Ebernburg bei Kreuznach, wo nach Ernst Münch's trefflichem Werk einst ein so herrli- cher Kranz großer Geister sich um den deutschen Ritter ohne Furcht und Tadel reihte. Spricht die Sage Wahrheit, so schoß in seltsamer Laune der Starke oft mit Bolzen nach seinem eignen Bilde; Spuren dieser Art zeigt wirklich das Bild. Zwei Thurmstuben, die noch übrigen wohnlichen Räume, sind in gleichem Geiste ausgeschmückt. Aus diesem letzten Stockwerke steigt man auf die Zinnen der Burg. Eisenguß- stiegen führen zu den beiden Eckthürmchen, von wo man eine, obwohl beschränkte Aussicht in das Rheinthal genießt. Unten

braust in der Tiefe der Rhein, und es dröhnt der Wellenschlag des Bingerloches zum Ohre. Rasch und wild rauschen die Dampfschiffe vorüber, träge schleichen Segelschiffe vorbei. Hohe Berge bilden einen abgeschlossenen Thalkessel, oben bewaldet, am Fuße mit Reben umgrünt. Rechts liegt das Dörfchen Aßmannshausen jenseits, diesseits ein einsames Haus im Rebengrün. Links schaut ernst und öde die Klemenskirche herüber. Der Rhein bildet einen See. Wenn irgend ein Ort zu sinniger Beschauung in Zurückgezogenheit vom eiteln Weltreiben geeignet ist, so ist es Rheinstein.

Frankfurter Theater.

Mittwoch, den 1. Oktober. Sargines, Oper in 2 Aufzügen, Musik von Paer. Mad. Fischer-Achten gab zu ihrer letzten Auftrittsrolle vor ihrer Urlaubsreise den jungen Sargines mit dem gewohnten Zauber ihrer Stimme, den die Künstlerin in dieser hochliegenden Gesangpartie vorzüglich geltend zu machen weiß. Wir erinnern uns nicht, je eine Sängerin gehört zu haben, die den hohen Tönen einen größern Schmelz zu geben verstände, wie Mad. Fischer; deßwegen trägt sie cantabile Sätze, wie hier das Adagio der großen Arie im ersten Akt, welches allen weiblichen Kehlen der hohen Tonlage wegen die größte Schwierigkeit verursacht, wahrhaft bezaubernd vor, und hier steht sie auf einer Kunsthöhe, vor der die strengste Kritik sich beugen muß. Stände ihre eingestrichene Oktave von C in demselben Verhältniß mit der zweigestrichenen, es wäre wohl keine schönere, angenehmere Stimme zu finden. Mad. Fischer wurde gerufen und nahm in wenig Worten, auf kurze Zeit vom Publikum Abschied. Dem. Halbreiter gab heute die Rolle der Sophie mit mehr Sicherheit und Festigkeit als das erstemal. Diese junge talentvolle Anfängerin besitzt viele Mittel, die unter richtiger Leitung eine hohe Stufe der Kunst erreichen können. Ihr Stimmenumfang ist eigentlich der eines Mezzo-Soprans vom ungestrichenen A bis in das zweigestrichene A, von denen besonders die Mitteltöne jugendliche Fülle, Kraft und Geschmeidigkeit haben. Die Intonation ist noch nicht ganz geregelt, besonders in der Tonart von C, und zwar in den Tönen, wo die Bruststimme in die Kopfstimme übergeht. Zu loben ist ihre deutliche Aussprache und der Vortrag ihres Rezitativs; ihre Koloratur ist nach den Regeln der Kunst und besonders in der Tonleiter abwärts perlenartig. Gelingt es Dem. Halbreiter in der ersten Zeit sich die Nachsicht des Publikums zu erhalten, so dürfte sie unserer Bühne, — die sich seit langen Jahren ihre Sängerinnen selbst gezogen, — in Kurzem eben so nützlich werden, als früher die Damen Brauer, Hauß und Heinefetter, welche sämmtlich hier ihre erste Bildung erhielten.

Von Hrn. Schmezers Leistung als Ritter Montigny, wissen wir heute weiter nichts herauszuheben, als die geschmacklose, veraltete, äußerst unpassende und schlecht ausgeführte Kadenz, mit der er wahrscheinlich den Umfang seiner Stimme zeigen wollte, denn sonst finden wir keinen vernünftigen Grund, der ihn entschuldigen könnte, auf solche Weise dem Publikum vorzuphantasiren. Hr. Fischer gab die Rolle des alten Sargines mit lobenswerthem Fleiß, und war dem Terzett ohne Orchesterbegleitung eine feste Stütze.

Freitag, den 3. Oktober. Concert dramatique. (2) Ein recht genußreicher Abend, an welchem uns viel und manches Gute geboten wurde. Die Ouverture aus Feska's herrlicher Cantemire hätte wohl einer sorgfältigeren Probe bedurft, um im Ensemble die gewohnte Präzision unseres Orchesters zu erreichen.

Hr. Schidlick, seit kurzem Mitglied unseres Theaterorchesters, ließ sich in einem Concertino von Braun auf der Oboe hören. Sein Ton ist stark und voll, nicht selten aber — rauh, die Fertigkeit bedeutend — jedoch häufig — übereilt und nicht ganz deutlich. Gelingt es ihm, sich mehr Ruhe des Vortrags zu erwerben, so wird sein Spiel erst die gehörige Wirkung hervorbringen und er wird bald eine bedeutende Stelle unter den nicht häufig guten Oboisten Deutschlands einnehmen. Dem. Francilla Pixis, Adoptivtochter des bekannten Klavierspielers Pixis und Schülerin von Mad. Fodor sang eine italienische Arie von — (der Name des Komponisten thut hier nichts zur Sache, da eine wie die andere geschrieben ist), in der sie eine sehr angenehme, klangvolle Altstimme entwickelte, die vom ungestrichenen A bis ins zweigestrichene C von vieler Bedeutung. Diese junge, sehr talentvolle Künstlerin hat sich durch das Hören großer Sänger die italienische Methode in mancher Hinsicht recht anzueignen gewußt, vorzüglich die Endigungen der Perioden in dem Rezitativ; weniger ist es ihr bis jetzt gelungen, was die italienische Kehlenleichtigkeit betrifft, die überhaupt Stimmen dieser Gattung sehr widerstrebend bleibt. Ihr Portamento ist in dem bezeichneten Umfange schön zu nennen, außer dem Bereich dieser Töne jedoch sehr unsicher und bei dem Ansatz des Tones stets zu tief; auch verliert sich dann der Wohlklang der Stimme, und eine gewisse Härte läßt den Zuhörer fühlen, daß hier der natürlichen Stimme Zwang geschieht, der mit der Zeit jene zu Grunde richten muß, wenn sie nicht mit der größten Vorsicht behandelt wird. Das so eben Gesagte fanden wir in dem Schluß des dritten Aktes des Oper Othello, in der sie die Desdemona sang, vollkommen bestätigt; denn von Anfang dieser Abtheilung bis zu ihrem Gebet überraschte sie uns durch ein vorzügliches, dramatisch aufkeimendes Talent, das zu den größten Erwartungen als dramatische Sängerin berechtigt. Bis hieher reichte ihre Stimme aus. Nicht so am Schluß der Oper, wo weit mehr Höhe, Kraft, Ausdauer und Bravour erfordert wird, Eigenschaften, die theils die Natur versagt, theils auch von einem so jungen, zarten Körper noch nicht zu verlangen sind. Solche Anstrengungen in früher Jugend bereiten der Stimme stets ihr Grab. Das Publikum nahm ihre Leistungen sehr wohlwollend auf und sie verdienten es.

Hr. Musikdirektor Stoll bewährte sich abermals als vorzüglicher Guitarrist, als Meister seines Instrumentes.

S.

Anagramm.

(Dreimalige Anderstellung der sämmtlichen Buchstaben.)

Trinklied.

Einer.

Das Erste, Brüder, muß in Noth
Da draußen Schweiß vergießen;
Oft sieht den Schweiß man blutigroth
Auf harten Boden fließen.

Alle.

Wir wollen, was das Dritt' uns bot,
In Fried' und Lust genießen!

Einer.

Wer's Zweite ist, erbeutet Geld,
Und Mancher mögt' so heißen;
Doch dann muß, wenn auch nicht im Feld,
In's Gras meist einer beißen.

Alle.

Am meisten wird ein echter Held
Des Dritten Gold stets preisen!

Einer.

Und brächt ein Zweites unvermuth't
Mir Schätze ohn' Beschwerden,
Dann, Brüder, stöß' des Dritten Blut
Euch reich, doch nicht zur Erden.

Alle.

O mögt' zum Zweit' uns, kurz und gut!
Viel Gold vom Dritten werden!

Nieder-Hall, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösungen in Nro. 151.

Sylbenräthsel: Erle, leer, er.
Anagramm: Lampe, Ampel, Palme.
Logogryph: Glaube, Gau, Gabe, lau, Laube, Laub, Aue, Labe.

Museum.

Den verehrten Mitgliedern des Museums wird hierdurch bekannt gemacht, daß die erste Sitzung des Semesters 1834 — 35 am 10. Oktober im Saale des Weidenbusches Statt finden wird. Man erlaubt sich bei dieser Gelegenheit die bestehenden Anordnungen in Erinnerung zu bringen und ersucht die verehrten Mitglieder mit möglichster Genauigkeit darauf zu halten. Gastkarten können, bei der großen Zahl wirklicher Mitglieder nur in ganz besonders geeigneten Fällen bewilligt werden.

Der Vorstand.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, **N° 154.** 10. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Bruderliebe.

(Nacherzählt von J. Schuster.)

Cato von Utika ward, als er noch ein Kind war, gefragt, wer sein bester Freund sey? Mein Bruder, antwortete er. Gut! doch wen liebst du nach ihm am meisten? Meinen Bruder. Und wer ist der dritte, der dir werth ist? Wieder mein Bruder. Und er gab immer wieder dieselbe Antwort, so lange er gefragt wurde.

Zur Zeit, wo die Franzosen unter den Befehlen des Marschalls von Thermes und Jourdan des Ursins in Korsika einfielen, ergriff der größte Theil von den Vornehmen des Landes ihre Partei mit Enthusiasmus. Sogleich setzten die Genueser auf fünfzehn der angesehensten Häupter hohe Preise, und bekriegten das Land mit der größten Erbitterung. Wurde ein Korse, welcher der französischen Fahne gefolgt war, von ihnen gefangen genommen, so hingen sie ihn ohne weiteres zum Ruhme des heiligen Georg auf. Andererseits ward jeder Genueser oder Korse, der für Genua kämpfte, augenblicklich an den ersten besten Baum aufgeknüpft, wenn er denen in die Hände gefallen war, welche der französischen Partei angehörten.

Die Genueser verbrannten das Besitzthum der Korsen, die sich nicht mit hinreichender Wärme für sie erklärt hatten; die Franzosen äscherten dagegen die Güter der Inselbewohner ein, die in den genuesischen Reihen fochten. Die Türken, welche als Hülfstruppen der Franzosen, Theil an dem Krieg nahmen, plünderten alle Einwohner ohne viel Unterschied zu machen, und raubten Frauen und Kinder. Auf solche Weise war Korsika dem gräßlichsten Unglück preisgegeben. Sieben von den fünfzehn Proskribirten hatten bereits nach Verlauf einiger Monate ihr Leben durch das Schwert oder durch Gift verloren.

Die Übrigen, in beständiger Angst, verrathen oder überfallen zu werden, suchten in den Reihen der Franzosen Zuflucht, oder zogen sich nach ihren unzugänglichen Bergen zurück, wo sie sich hinter den dicken Mauern ihrer Schlösser verbargen, die sie nicht immer gegen den Dolch eines Meuchelmörders zu schützen vermochten.

Zwei von ihnen, die beiden Brüder Giambattista und Marc-Antonio da Pievano, waren nach einem Thurme geflüchtet, der auf dem Gipfel eines steilen Berges erbaut war. Es war Abend; die Sonne verschwand am Horizonte. Ein Mann, den Schweiß trocknend, der ihm von der Stirne floß, erklimmte mühsam einen in den Felsen gehauenen schmalen Fußweg, den einzigen, der nach der luftigen Wohnung führte. »Bei der heiligen Julia von Nonza,« murmelte er zwischen den Zähnen, »Paskal der Wahrsager muß eben keine große Lust haben, unter freiem Himmel zu schlafen, sonst würde er nicht auf dieß Haus zu klettern, das wie eines Adlers Horst da oben aufgesetzt ist. Und doch haben sie Recht, es so unzugänglich aufzubauen: sie sind proskribirt und das Offizium Sankt-Georg hat einen langen Arm; doch, ohne Flügel, werden seine Sbirren sie auf dem Gipfel dieses Felsen nicht aus dem Neste heben können.« Er hatte noch lange nicht die Höhe erreicht, als ihn schon zwei wilde Hunde heulend meldeten. Was wollt Ihr, schrie man ihm von oben herab entgegen. — Ich bitte um Gastfreundschaft, erwiederte er. — Geht nicht weiter, rief ein Mann, der auf ihn anschlug; so leicht kommt man nicht in die Burg. Wer seyd Ihr?

Ich beschwöre euch bei Korsika und Frankreich, schlagt einem Flüchtlinge, dem Paskal, dem Wahrsager, eine Nachtherberge nicht ab. — Wartet, rief man ihm zu. Nach Verlauf einiger Minuten erlaubte man ihm fortzusteigen, und als er an die Pforte kam, ward er erkannt. Er wurde zu den Geächteten geführt. Sie saßen neben einander und hörten ihrer Schwester, Gesalmina, zu, die ihnen vorlas. Zwei ungeheure Hunde waren zu ihren Füßen gelagert. Wir wollen Euch aufnehmen, sagte Giambattista, der älteste der beiden Brüder; aber da Ihr, wie es heißt, die Zukunft vorauszusagen versteht, so sollt Ihr uns unser Schicksal weissagen. — Gott bewahre mich dafür, meine wackern Herren! es gibt immer Dinge, die man besser nicht weiß: wenn euch ein Unglück treffen soll, wozu nützt es, wenn Ihr euch im Voraus darüber härmt? Glaubt mir, ich bringe denen kein Heil, die mich zu Rathe ziehen. Seht den armen Bernardino da Ornano; wie Ihr, war er geächtet; ich hatte ihm geweissaget, daß man ihn verrathen würde, und sein Wirth lieferte ihn dem Gouverneur von Calvi aus, der ihn schrecklich hinrichtete.

Was liegt daran, sagte Giambattista, was liegt daran! Zum wenigsten lernen wir das Schicksal kennen, das uns droht, und wir werden es zu beschwören suchen. Die beiden Brüder bestanden darauf, daß er ihnen die Zukunft enthülle. Endlich gab er ihren Bitten nach. Er verlangte, daß ein neugebornes Zicklein herbeigebracht werde, erwürgte es sodann, und goß in eine Feuerpfanne einen Theil seines Blutes. Hierauf murmelte er lange unverständliche Worte, und sagte endlich, daß er die Zukunft schaue.*)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) In tempo pur di quesli commissarj si ritrovava nella pieve d'Orezza un certo uomo chiamato Pasquale che guardando in un osso di spalla dun morto capretto incontra à la spera del solo ardiva temerariamente di predir le cose future. (*Filippini* f. 272). — (Zur Zeit jener Kommissarien befand sich im Kirchspiel von Orezza ein Mann mit Namen Paskal, der, gegen die Sonne blickend, aus den Knochen einer todten Ziege künftige Dinge vorauszusagen wagte.)

Ein irisches Lebensbild.

(Aus den Erinnerungen eines britischen Offiziers, mitgetheilt von K. v. Kreling.)

(Ausland.)

Ich befand mich im Jahre 1798 auf Kommando in einem Orte an der Seeküste und speis'te bei dem Untersherif Hrn. Stowel, bei welchem sich mehre Freunde und Bekannte zusammengefunden hatten. Als wir fröhlichen Muths den herrlichen Whiskypunsch tranken, meldete ein Diener, daß eine Frau, Namens Dawley, den Herrn Sherif zu sprechen wünsche. Dieser ließ sie sogleich eintreten, erkundigte sich sehr theilnehmend nach ihren Kindern, worauf sie endlich thränenden Auges nach dem Schicksal ihres Mannes fragte, der einer Kriminalklage wegen gefangen saß, und dessen Prozeß mit Nächstem entschieden werden sollte.

»Es ist noch eine günstige Möglichkeit für den Jakob da,« sagte Hr. Stowel; »und ich hoffe, daß Alles noch gut ausgehen wird. Jetzt darf ich Euch wohl sagen, Frau Dawley, daß sein Leben in seinen eigenen Händen liegt — vielleicht in den Eurigen; sein Schicksal hängt an einem Worte.«

»Er sagt's gewiß, er sagt's gewiß!« — rief Frau Dawley »um seiner selbst, um meinet, um der armen hülflosen Kinderchen willen, die ja sonst vaterlos, hauslos, und mutterlos dazu werden müßten — was es auch für ein Wort seyn mag, er sagt's gewiß!«

»Ich will es hoffen,« antwortete Hr. Stowel. »Wenn er es aber thut — wenn Ihr es sagt oder ihn dazu bringt, es zu sagen — so werdet Ihr mit Eurer Familie diesen Theil des Landes verlassen müssen.«

»Was liegt daran, wo wir leben, Herr, wenn wir nur mit denen zusammen leben, die wir lieben?« versetzte Frau Dawley; »Thal oder Berg, Stadt oder Land, in Hitze oder Kälte, im Sommer oder Winter, weit über's breite tiefe Meer oder daheim auf unsern lieben grünen Hügeln — die weite Welt ist mir all Eins mit meinem lieben, herzenslieben Manne; aber — aber Jakob! Jakob! wenn ich ihn verlöre, würde da alles gemünzte Geld ein gebrochenes Herz wieder heilen oder die Schande von den Häuptern der armen Waisen nehmen, die wir dahinten ließen!

»Jakob muß dann eben sagen, wer den Unglücksschuß that,« versetzte Hr. Stowel.

Sie sprang auf, streckte die Arme hinaus gegen ihn, schlug dann die Hände ineinander und rang gewaltsam nach Worten, allein umsonst: ihre Lippen bebten, ihre Augen schlossen sich und sie würde rückwärts zu Boden gestürzt seyn, hätte nicht Tim, der vertraute Diener des Herrn, der da geblieben war, sie in seinen Armen aufgefangen. In heftigen Krämpfen wurde sie hinausgeführt und der pflegenden Obhut der Haushälterin übergeben. In kurzer Zeit bekamen wir die Nachricht, daß sie sich bedeutend besser befinde, und in einem von Hrn. Stowel's Wagen unter dem besondern Schutze Tim's, des vertrauten Dieners, nach Hause und zu ihren Kindern heimgeschickt worden sey.

»Ihre Geschichte läßt sich in kurzen Worten erzählen,« antwortete Hr. Stowel auf meine Fragen. »Peggy Lynch, oder — wie sie Jedermann nannte — Peggy Bawn *) war das hübscheste, sittsamste und trefflichste Mädchen in der ganzen Baronie. Ihr Vater gehörte zu der bessern Klasse von Pächtern; er war haushälterisch, klug und fleißig, und brachte deßhalb etwas vor sich; liebte seine einzige Tochter, bei deren Geburt die Mutter starb, selbst noch mehr als sein Geld, und sein Geld mehr, als sonst irgend etwas in der Welt. Sie hatte Dutzende von Freiern um ihres reichen Vaters willen, und eine Unzahl von Liebhabern, die um ihres eigenen schönen Selbst willen, hätte dieses auch keine andere Mitgabe, als i Schönheit und Sittsamkeit gehabt, sehr oft kämpften, n selten bluteten, ja selbst ihr Leben hingegeben haben würd

»Stolz war bei Jahrmarkt, Schutzheiligenfest und Kirchw der junge Bursch', der ihre Hand zum Tanze ansprec durfte, und viel gab's der zerbrochenen Herzen und Schät als sie den Jakob Dawley zum Liebsten sich erkor. Ja war ihrer werth. Ein guter Sohn eines schlimmen Vate ein tüchtig-arbeitender, gefälliger frohherziger Bursche war allenthalben bei Alt und Jung beliebt. Zum Unglück t das alte Sprüchwort von dem, wie's ächter Liebe zu erge pflegt, auch hier ein, denn Jakob's Mangel an Vermög gab einen argen Stein des Anstoßes. Jakob liebte Peg mit all dem Herzen, all der Seele eines ächten Sohnes v Erin — mit begeisterter Gluth und Beharrlichkeit — tr der finstern Blicke ihres Vaters, der anscheinenden Hoffnung losigkeit seines Werbens, trotz des Heers von reicheren N benbuhlern, die ihm mit gerade so viel Verachtung begegnete als sie konnten und durften — ohne einen gewissen Haselsto mit ins Spiel zu bringen, den Jakob, wie wohl bekann wenn sein Blut in Wallung war, tüchtig zu handhaben ve stand. Jakob war nämlich — wie ich Ihnen bemerken muß — ein schrecklicher Kämpe, und in seinen jugendlichen Tage durfte sich die Partei, welche ihn auf ihrer Seite hatte, d besten Mitfechters rühmen. Ich sah ihn, wie er einmal d Jahrmarkt zu Castletownshend ganz allein ausfegte, indem seinen Stock mit der Gewalt einer mächtigen Maschine u seinen Kopf wirbeln ließ, und das immer mit dem alle freundlichsten Lächeln im Gesicht; denn das Unheil, das anrichtete — und wo sein Prügel hinfiel, ließ er sein Merk zeichen zurück — entstand bloß aus einer Ueberfülle von Kra und Thätigkeitslust, und der Unmöglichkeit ruhig zu bleiben wenn eine Balgerei losging. Auf Peggy's Bitte gab jedoc Jakob das Fechten aus Liebhaberei auf, verschwor feierlic den Whisky, und mühte sich früh und spät ab, um ein eigene Vermögen zusammenzubringen, das den geldsuchenden Ansich ten des alten Lynch, Peggy's Vater, anstehen mochte. Wäh rend er sich bergauf in dieser Weise abplagte, hing ihm zu Unglück sein eigener trunksüchtiger Vater und ein wilder Thu nichtgut von Bruder an den Füßen, die beide von seinem Verdienste leben wollten, ohne auch ihren gebührenden Anthei Mahlkorn auf die häusliche Mühle zuzubringen.

»Endlich starb der alte Lynch und Schön-Gretchen konnte nun auch frei und nach Laune ihre Liebhaber und Freier, die in noch zahlreicheren Schaaren sich einfanden, fort anbeten lassen oder ihren Hoffnungen den Todesstreich geben, indem sie der treugemeinten Zuneigung des wackern Jakob Dawley ihren Lohn ertheilte. Sie schwankte nicht lange, und mein guter Freund hier, Vater Maloney, gab die Beiden zusammen, und mit Recht erklärte er sie für das hübscheste und bravste Paar im ganzen Kirchspiel.

»Jakob hielt seine Pachtung in trefflicher Ordnung, machte auf Wiese und Feld gute Ernten, betrug sich aufs Gesetzteste und Achtbarste, zahlte seinen Pachtzins auf den Tag, und wurde von Jedermann geliebt; während Peggy — immer noch Peggy-Bawn genannt — ein Muster von Reinlichkeit und sittigem, artigem Wesen für die ganze Gegend war. Alles gedieh ihnen mehre Jahre hin aufs Erwünschteste, während welcher Zeit Jakob's Vater und Bruder aus der Nachbarschaft hier weg waren — Einige sagten, in Amerika. Vor ungefähr drei Monaten aber fanden sie sich wieder ein, wohlgekleidet, mit gespicktem Beutel — es konnten freilich Wenige begreifen, wie sie ihn hätten füllen können und Viele gaben zu verstehen, die Beiden möchten wohl nicht auf rechtliche Weise zu dem Gelde gekommen seyn. Sie erzählten und schwatzten allerlei wenig Glaubliches von einer großen Stein-

*) Die schöne Peggy, das schöne Gretchen.

gutfabrik, in der sie gearbeitet hätten, und wo es ihnen möglich geworden sey, sich Geld zu ersparen und für einige Zeit nach Hause zurückzukehren, allein bald nachher wurde eine Ladung Tabak und Branntwein an die Küste eingeschwärzt, wobei sie, wie allgemein bekannt war, die Hand mit im Spiele hatten. Das Schmuggeln war hier etwas Neues; es sah wie ein ehrlicher Handel aus, der von dem, was den unwissenden Landleuten eine ungerechte drückende Auflage dünkte, frei war und ihnen die Pfeifen mit wohlfeilem Tabak füllte, während gerade die Gefahr, die man bei dem Geschäfte lief, diesem in nicht geringem Grade den Reiz eines gewissen ritterlichen Wagens gab. Die dabei hauptsächlich Betheiligten erschienen deßhalb auch keineswegs in einem tadelnswerthen Lichte. Daß die Geschichte mit der Fabrik ein bloßes Mährchen sey, galt Allen für ausgemacht, allein darum dachte man von Vater und Sohn nicht schlechter; im Gegentheil — ihre Nachbarn sahen in ihnen artige, lustige, waghalsige Gesellen, die den Hut wohl vor dem ängstlicheren oder begnügsameren Theile der Gemeinde aufbehalten durften.

»Eine Woche darauf wurde wieder eine Ladung heimlich eingebracht, und da damit natürlich der Preis des Tabaks fiel, so rauchte nach und nach Alles, segnete den Erwerbsfleiß der beiden Dawley's, und schlug den Accisebeamten ein Schnippchen, unbekümmert um das, was das Zollhausvolk von der Sache denken mochte, während des Krämers Laden im Dorfe ein Thee von köstlicherem Geruche durchduftete, als bei dem Großhändler, von dem er sonst geholt wurde, je zu finden war. Die Vortheile, die das Schmuggeln brachte, beschränkten sich übrigens nicht auf die untern Stände. Französische Handschuhe und Valencienner Spitzen sah man auf einmal in Kirchen und Theegesellschaften, wo man sie bisher kaum dem Namen nach gekannt hatte. Seidentücher wurden um Nacken geschlungen, die bis daher als einziger Putz Baumwolle geschmückt hatte; und meine eigene alte Ehelieb̄ste versetzte mich in ein unmäßiges Erstaunen, als sie eines Tags zum Essen in einem gleißenden blaßorangefarbenen Rock von fremdem Seidenzeug herabkam, der mit dem Zolle so wenig zu thun gehabt hatte, als der Tabak. Das Alles war eine recht lustige Geschichte, so lange es fortging. Allein ihr Glück machte die Schleichhändler überkühn, und in einer finstern Nacht, vor etwa drei Wochen, als sie eben in vollem Geschäft mit einer Ladung waren, fällt ihnen der Zollkutter von Bantry über den Hals und auf ihr Schiff los, während zugleich die Zollwache die am Lande Befindlichen überfällt. Dreschflegel, Prügel, Sensen, Pistolen, Hirschfänger und Karabiner arbeiteten in einem Nu weidlich darauf los. Mehre der Schmuggler wurden verwundet, einer von der Gegenpartei — der Anführer noch gar — auf dem Fleck getödtet; der arme Jakob Dawley aber, der zum erstenmale auf Anstiften seines Vaters und seines Bruders mit hinaus war, gefangen genommen — nachdem er eben seinen Vater aus dem Eisengriffe eines Matrosen befreit hatte, der ihn zum Nachtrabe seiner Kameraden hinschleppte. (Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolphs.

Nach neuen Urkunden von A. Fryxell.

(Mag. f. d. Lit. des Ausl.)

(Obgleich diese Schlacht und der Tod Gustav Adolph's schon so oft geschildert worden ist, so dürfte es doch von Interesse seyn, einen in dem kürzlich erschienenen sechsten Bande von Fryxell's Geschichte Schwedens (Berättelser ur Svenska Historien af Anders Fryxell) verfaßten Artikel über das Ende dieses großen Königs hier folgen zu lassen und zwar um so mehr, als diese Schilderung in Vielem von den anderweitigen Berichten abweicht. Die besten Quellen und sämmtliche Urkunden, die sich in Schweden und anderswo vorfinden, sind von dem Verfasser zu dieser Geschichte benutzt worden; und mit Recht läßt sich daher behaupten, daß die Geschichte jener Zeiten vielleicht nirgends treuer dargestellt worden ist, als eben in diesem Geschichtsbuche. Von dem ganzen Werke sind bis jetzt 6 Theile erschienen und endet dieser sechste mit dem Tode Gustav Adolphs. Wir lassen nun den Verfasser selbst sprechen.)

Am frühen Morgen ordnete der König von Schweden sein Heer ganz in derselben Art, wie früher bei der Schlacht von Breitenfeld. Auf dem rechten Flügel stand in erster Linie die schwedische Reiterei, nämlich in folgender Ordnung: zuerst Stålhandske (Stahlhandschuh) mit den finnischen Reitern, dann Soop mit den Westgothen und Sack mit den Südermannsländern, dann die Uppländer und die Ostgothen; Stenbock mit den Småländern hielt nächst dem Zentrum. Gustav Adolph führte in eigener Person den Befehl dieser Truppen.

Das Zentrum der ersten Linie bestand aus der schwedischen, der gelben, blauen und grünen Infanteriebrigade, sämmtlich unter dem Befehle von Nils Brahe. Den linken Flügel bildete die deutsche Kavallerie unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar.

Die zweite Linie bestand meist nur aus deutschen Truppen und war in gleicher Art geordnet wie die erste; General Kniephausen führte sie an. Sechsundzwanzig Stück grobes Geschütz waren vor dem Zentrum aufgestellt und zwanzig Geschütze vor jedem Flügel, außerdem führten die Schweden noch eine Menge kleinerer Feldstücke mit. Das ganze Heer bestand ungefähr aus 20,000 Mann.

Bei Anbruch des Tages bedeckte ein dicker Nebel die ganze Gegend; es war unmöglich, den Kampf gleich zu beginnen, und mißmüthig erwartete der König den Augenblick, wo er den Befehl zum Angriff geben konnte. Er stieg indessen doch jetzt schon zu Pferde, um nachzusehen, ob die Truppen in gehöriger Ordnung ständen.

Seine Kleidung bestand in einem Koller von Elendshaut, darüber einen grauen Ueberrock. Man stellte dem Könige vor, daß es an einem solchen Tage durchaus nöthig sey, einen Harnisch zu tragen, allein er erwiderte, daß die Schmerzen, welche er noch von der Schußwunde empfände, die er bei Dirschau erhalten, ihn daran hinderten, und als man in ihn drang, den Harnisch dessenungeachtet anzulegen, antwortete er kurz (Nej, Gud är min harnesk) »Nein, Gott ist mein Harnisch.« Gleichfalls weigerte er sich, irgend etwas zu genießen, er fastete vielmehr, als wenn er zum Abendmahl gehen wollte. Nachdem er ein weißes Pferd bestiegen, ritt er fort in Begleitung des Herzogs Franz Albert von Lauenburg nebst dessen Bedienten, der deutschen Herren von Molch, Creilsheim und Truchseß, des achtzehnjährigen Pagen Leubelfingen von Nürnberg und des schwedischen Stallknechts Erland Liedlöf, um das Heer in Augenschein zu nehmen.

Bei Anbruch des Tages verrichteten alle Regimenter das Morgengebet und sangen das Lied: Eine feste Burg ist unser Gott (Wår Gud är os en wäldig borg). Darauf ritt der König durch die Reihen, um die Truppen zum Kampf zu ermuntern. Zuerst redete er die Schweden in folgender Art an: »Geliebte Brüder und Landsleute! Der Tag ist endlich gekommen, wo Ihr vor der ganzen Welt zeigen sollt, was Ihr in so vielen vorhergegangenen Schlachten und Gefechten gelernt habt. Der Feind, den wir so lange gesucht haben, steht nun gerade vor uns; nicht etwa gelagert auf hohen unzugänglichen Felsen, oder versteckt hinter starken Verschanzun-

gen, sondern auf freiem Felde und weniger Vortheile des Terrains, als wir selbst, innehabend. Ihr wißt nur zu gut, wie ängstlich er früher einem Zusammentreffen mit uns ausgewichen ist. Sein jetzt verändertes Benehmen kommt aber keineswegs von etwa veränderter Denkungsart. Er fürchtet uns noch gleich stark, wie vorher; nur die äußerste Noth zwingt ihn, Stand zu halten. Deßwegen vorwärts zum Kampf und Siege für König und Vaterland, für Ehre und Freiheit, für zeitliches Glück und ewige Seligkeit! — Solltet Ihr indessen, was der Allmächtige gnädig verhüten mag, Euch dießmal besiegen lassen, so versichere ich Euch, daß Alles ohne Rettung verloren ist und daß nicht ein einziges Eurer Gebeine auf vaterländischen Boden zurückkommen wird. Aber warum sollte ich an Eurer gewohnten Tapferkeit zweifeln, von der ich so viele und große Proben gesehen habe? Ich weiß es, daß Ihr gern bereit seyd, für unsere heilige Sache, gleich mir, auf Tod und Leben zu kämpfen.« *)

Die Truppen erwiderten diese Anrede durch freudige Beifallsbezeugungen. Der König ritt darauf nach dem linken Flügel und redete die deutschen Soldaten mit folgenden Worten an: »Meine treuen Brüder und Kameraden! Ich beschwöre und vermahne Euch bei Eurem christlichen Gewissen, Eurer eigenen Ehre, Eurer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, thut heute Eure Schuldigkeit, denn bedenkt, daß Freiheit, Leben und Wohlstand, ja selbst unser heiliges Glaubensbekenntniß davon abhangen. Vor ungefähr einem Jahre, nicht fern von hier, erkämpfte Eure Tapferkeit einen herrlichen Sieg über den alten Tilly und sein erprobtes Heer. Heute thut dasselbe; folgt mir nur nach, ich will Euch den Weg zum Kampf, zum Sieg, zur ewigen Ehre weisen; Ihr und Eure Nachkommen werden dann für lange Zeit die herrlichen Früchte dieses Tages genießen.« —

Lebhafte Ausrufungen der Freude erfüllten die Lüfte nach Beendigung dieser Anrede, worauf der König sich wieder auf den rechten Flügel hinbegab. Als er bei dem blauen Regimente vorüberritt, sagte er: (I dag, gossar, skola wi göra slut på alla wåra beswar!) »Heute, Burschen, wollen wir allen unsern Beschwerden mit einmal ein Ende machen.« Die Soldaten riefen zwar dem Könige ein freudiges Hurrah zu, doch hatten sie nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, daß des Königs Pferd beim Vorüberreiten zweimal stolperte, was nach ihrer Meinung eine unglückliche Vorbedeutung war.

Durch das beständige Hin- und Herreiten war das Pferd des Königs völlig ermüdet worden; er bestieg daher an dessen Stelle dasselbe braune Streitroß, welches er vor einem Jahre in der Schlacht bei Breitenfeld geritten hatte. **)

Obgleich es bereits acht Uhr war, wurde der Nebel doch, statt sich zu zerstreuen, immer stärker, so daß die Regimenter die ganz nahe zusammen standen, sich nicht mehr sehen konnten und es daher noch unmöglicher war, den Feind anzugreifen. Von Zeit zu Zeit hörte man einzelne Kanonenschüsse und das Scharmützeln der Kavallerievorposten nahe beim Graben. Beide Heere standen sonst unbeweglich. Der König stimmte mit lauter Stimme jetzt das Lied aus dem Psalmbuche: (Gud wåre oß nådig och huld) »Gott sey uns gnädig und hold« an; nach dessen Schluß das Lied: (Förfäras ej du lilla hop) »Verzage nicht du kleiner Haufen«; welches Lied er selbst komponirt hatte. Das ganze Heer stimmte in diesen Gesang mit ein, obgleich eine jede Truppenabtheilung, verhindert durch den starken Nebel, die andere zu sehen, nur den ermuthigenden trostreichen Gesang der tapferen Kameraden zu dem unsichtbaren Herrscher der Heerschaaren hören konnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wörtlich treu aus dem Schwedischen übersetzt.

**) Dieses Pferd ist ausgestopft worden und wird mit Sattel und Zaumzeug in der Rüstkammer, die zu dem Schlosse Ulrichsdal bei Stockholm gehört, noch aufbewahrt und den Besuchenden gezeigt.

Aus Turin.

Am 20. September ging Zampa oder die Marmorbraut, Musik von Herold, in die Scene, die schon zu Paris 1831, dann in Wien und Neapel enthusiastisch aufgenommene Oper. Ueber den Werth der Komposition sagen die hiesigen Blätter: »Der Theaterunternehmer verdient alles Lob, dem Publikum eine, den Klassikern Haydn, Mozart, Beethoven nachgebildete Musik zu bieten, wo jeder Theil nothwendig zur Harmonie des Ganzen wirkt. Ohne Kavaletten und wenig sagende Begleitung, ist die Partitur eine Reihe von Konzertstücke, wo das Orchester dem Gesang an Wichtigkeit gleich kommt. Sie ist also nach andern Grundsätzen zu beurtheilen, als italienische Partituren, besonders was den Gesang betrifft. In einer Komposition wie die Heroldische waren ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden als italienische Maestri sie finden.«

Das Publikum hat dieß anerkennende Urtheil vollkommen bestätigt. Vor der dritten Vorstellung war um fünf Uhr schon das Haus überfüllt.

Aus Florenz.

Die Florentiner wissen oder wußten doch am 17. Sept. selbst noch nicht, wann und womit die Vorstellungen im Theater Pergola sich eröffnen würden. Der Vertrag der Theaterunternehmung hatte sich aufgelös't: und die schon eingetroffenen Sänger waren sonach völlig frei. Es hieß, sie würden das Theater zusammen übernehmen.

Aus Rom.

Elena und Malvina, Buch von Romani, Musik von Mazza. Nur die Musik ist neu, nicht so der Text, der nicht zu den besten Romani's gehört, aber schöne Verse und theatralische Situationen enthält. Solira, Schira und Cornicero haben darüber komponirt, die ersten beiden mit sehr vorüber gehendem Applaus; der dritte erntete in Spanien großen Beifall. Hr. Mazza, ein junger Luccheser, ist in den Motiven, wenn nicht immer neu, doch ausdrucksvoll und brillant; er besitzt feinen Geschmack und Leichtigkeit in der Instrumentation; nur ist sein Werk zu lange hinaus gesponnen. Mit geringerer Mühe hätte er einen sicheren Triumph gefeiert. Man mußte die Symphonie und ein Duett heraus nehmen, um der dramatischen Kompagnie Fabricj Raum zu schaffen. Lob gebührt der Introduktion, worin von Biondini unterstützt, die liebenswürdige Spech glänzt, welche die Italiener alle Augenblicke Speck schreiben. Ein Duett zwischen ihr und Hr. Schober erregte lebhaften Beifall. Sra. Mazza sang eine anmuthige Cavatine. Dann ist noch ein großer Kanon im ersten Finale zu erwähnen; dann im zweiten Akte eine von Schober mit vieler Philosophie ausgeführte Arie; ein gar schönes Terzett zwischen Schober, Paganini und Biondini. Das große Duett zwischen Sra. Spech und Sra. Mazza kommt zu spät; der Maestro hat als ein zu freigebiger Wirth den Ohrenschmaus zu lange hinausgedehnt, und die Gäste sind gesättigt vor dem Ende. Bazzani trug seine Cavatine in der Introduktion brav vor, und griff überall mit Einsicht ein. Schneidet man hier und da die eben so schönen als langen Ritornelle, ein paar Gesangstücke und zwei oder drei Chöre weg, so wird die Oper, so ausgeführt, gewiß mit steigendem Beifall gehört werden.

Aus Neapel.

Giovanna Gray heißt die neue Oper von Donizetti. Man ist noch nicht entschieden über die Musica di Supplemento, das heißt die Oper, welche mit der neuen Komposition abwechselnd zur Aufführung kommen soll. Es wird von den Horatiern und Curiatiern Cimarosas gesprochen, dieses Rossini seiner Zeit, dessen Gesangstücke auch dem gegenwärtigen Geschmack zusagen.

Im Teatro Nuovo ist man in Unterhandlung über eine neue Oper von Maestro Aspa.

Theateranzeige.

Samstag, den 11. Oktober. Das Duellmandat, oder: ein Tag vor der Schlacht bei Roßbach, militärisches Drama in 5 Abtheilungen von Vogel.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 155. 11. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Bruderliebe.

(Nacherzählt von J. Schuster.)

(Fortsetzung.)

Hierauf sprach Giambattista zu ihm: Wohlan, welch Geschick erwartet mich? — Dich, Giambattista da Pievano erwartet Gefangenschaft; sie wird nicht lange dauern, aber Bande umschlingen dich noch, wenn deine Sklaverei aufgehört haben wird. — Und ich, sagte Marc Antonio. — Dein Loos, Marc Antonio da Pievano, ist der Tod! — Nun erhob auch die zitternde Gesalmina ihre Stimme, um sich wahrsagen zu lassen. — Deine Lippen, junges Mädchen, werden einen Leichnam küssen. Dir wird Gold zu Theil! dir werden Thränen zu Theil, die in deinen Augen nie wieder versiegen!

Schweig, alberner Schwätzer, sagte der ältere Bruder; hattest du uns nur solche Dinge zu verkünden, so würdest du sie besser verschwiegen haben. — Gott ist mein Zeuge, meine Herren, ihr habt es so gewollt. Möge übrigens die Zukunft meine Worte Lügen strafen, möge ich ein falscher Prophet seyn!

Viele Tage gingen vorüber und die Worte Paskal's gingen den Geschwistern noch immer gewaltig zu Herzen. Vergebens suchten sie sich zu überreden, daß die Weissagungen keinen Glauben verdienten: unaufhörlich schwebten sie vor ihrer Seele, unaufhörlich klangen die drohenden Aussprüche des Wahrsagers in ihren Ohren wieder, und raubten ihnen alle Ruhe; und wenn sie der Zeit gedachten, in der sie lebten, wenn sie an das Schicksal der andern Geächteten dachten, dann trugen Paskal's Worte das Gepräge der entsetzlichsten Wahrscheinlichkeit für die Geschwister!

Was liegt an mir! sagte der Aelteste, ich fürchte das Schicksal wenig, das mir beschieden ist; aber mein Bruder, der noch so jung ist! aber meine gute Schwester! wie soll ich sie den Gefahren entreißen, die ihnen drohen? — Mir möge der Tod bestimmt seyn, sprach Marc Antonio; ich trotze dem Tode; aber Giambattista, der mir Vater war, den ich so sehr liebe; Gesalmina, meine theure Schwester, ich kann sie nicht leiden sehen! Fliehen wir aus Korsika! wir wollen ein gastlicheres Land aufsuchen, einen Zufluchtsort, wo wir Sicherheit und Ruhe finden, die uns hier nicht mehr vergönnt ist. Auf diese Weise war jeder von ihnen in steter Besorgniß, weniger über sein eigenes Geschick, als über das der beiden andern. Endlich siegte diese ewige Herzensangst, sie beschlossen nach Frankreich zu fliehen. Nachdem sie alles Geld, alle Edelsteine, die in ihrem Besitze waren, zusammen gebracht hatten, begaben sie sich nach einem Schiffe, das sie nach Marseille bringen sollte.

Die Leiden, die uns die Vorsehung bestimmt, sollen wir in Geduld erwarten; die Wunden, die uns die Hand der Menschen schlägt, mit Ergebung tragen. Wenn die Geächteten diese Vorschrift befolgt, wenn sie in ihrer Burg ruhig das Schicksal erwartet hätten, so würde das Unglück sie vielleicht verschont haben; aber, wie es oft zu geschehen pflegt, gerade der Weg, den sie einschlugen, um dem Verderben zu entgehen, führte sie in dasselbe. Kaum hatte ihr Fahrzeug den Hafen verlassen, als eine türkische Galeere Jagd darauf machte; um nicht in die Hände des Korsaren zu fallen, suchte man das Gestade wieder zu gewinnen. Den meisten Schiffsgenossen gelang es, sich zu retten, indem sie das Land erreichten; nur wenige von ihnen fielen den Seeräubern in die Hände, und unter dieser Zahl befand sich Giambattista. Sein Bruder und seine Schwester entschlüpften der Gefangenschaft.

Der Korsar, in dessen Gewalt Giambattista sich befand, hatte kaum vernommen, daß eine Summe von 3000 Thalern demjenigen versprochen war, der seinen Gefangenen den Genuesern ausliefern würde, als er, schlau genug, erklärte, daß er ihn niemals den Händen seiner Feinde zu übergeben gedächte, wenn ihm nur binnen Monatsfrist als ein Lösegeld die Summe von 3000 Thalern, die er für Giambattista's Auslieferung von dem Offizium empfangen hätte, und noch eine Summe von 1000 Thalern dazu ausbezahlt werden würde! Er fügte hinzu, um seinen Entschluß recht anschaulich und klar zu erkennen zu geben, daß wenn die Frist vorüber gegangen wäre, ohne daß ihm die Summe von 4000 Thalern ausbezahlt worden sey, so würde er seinen Gefangenen hängen lassen, und seinen Körper den Genuesern verkaufen. Vorläufig brachte er ihn zur Ruderbank.

Als Marc Antonio und seine Schwester diese traurigen Bedingungen vernahmen, geriethen sie in Verzweiflung, denn sie hätten Alles gegeben, um ihren Bruder loszukaufen, aber sie hatten Alles eingebüßt, was sie mit zu Schiffe nahmen: und der Verkauf ihrer Landgüter war in den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich. Sie wandten sich an ihre Freunde, aber das Elend war groß, und wenige von ihnen konnten Hülfe leisten. Bei allen ihren Anstrengungen, dem Verkauf alles deßjenigen, was ihnen übrig geblieben war, und mit den Vorschüssen ihrer Freunde konnten sie nur eine Summe von 1100 Thalern zusammenbringen. Sie wandten sich an den französischen Kommandanten: seine Finanzen waren erschöpft. Der Marschall de Thermes war, um die Einwohner von Bonifazio der Plünderung zu entziehen, womit die Wuth des türkischen Anführers Draguth sie bedrohte, genöthiget, diesem eine Summe von 25,000 Thalern zu überliefern. Seit langer Zeit waren die Geldsendungen aus Frankreich ausgeblieben; der Sold der Soldaten war im Rückstand, und dieselben waren solchem Elende preisgegeben, daß sie kaum ihr dürftiges Daseyn zu erhalten vermochten. Jourdan des Ursins erzählte oft seinen Freunden, daß er sich selbst über ihre Treue und Ausdauer gewundert hätte. (Schluß folgt.)

Ein irisches Lebensbild.

(Aus den Erinnerungen eines britischen Offiziers, mitgetheilt von K. v. Kreling.)

(Fortsetzung.)

»Ein solcher entschlossener Widerstand gegen die Behörden, die Höhe, zu welche der Schleichhandel in einem so kurzen Zeitraum bereits getrieben worden war, und vor Allem der Tod des Zollbeamten verlangte allerdings ein ernstliches Beispiel, und dieses Beispiel sollte nun der arme Jakob Dawley abgeben.

Da er ein Dawley war, so warf man ihn in eine Klasse mit seinem Vater und seinem Bruder, die man nun als ausgemachte Zollfrevler kennen gelernt hatte. Die Stärke, mit der er sich loszumachen gesucht hatte, als man ihn packte, war erstaunlich und beinahe von glücklichem Erfolge begleitet gewesen — das wurde nicht vergessen und er zur Rache ausersehen. Auch hörte man einige Leute, und zwar ziemlich hochstehende, äußern, wie ihn sein bisheriger guter Leumund und die Geltung, mit der er in der Gegend umher als ein Pächter über der gewöhnlichen Klasse angesehen war, zu einem nur um so passenderen Gegenstande der Strafe machten. Kurz — wenn gleich nicht der Mörder — war er doch Helfer und Mitschuldiger gewesen, und als solcher, fürcht' ich, wird er sterben müssen, wenn er nicht angibt, wer den verhängnißvollen Schuß that.«

»Wie soll er aber das sagen können?« wandte ich ein, denn ich hatte ein bißchen Erfahrung in dergleichen Dingen. »Bei einem nächtlichen Ueberfall und Kampf, Alles im wilden Durcheinander, stockfinster, Schuß, Hieb und Schlag hageldicht fallend, er selbst, nach dem, was Sie mir von ihm erzählt haben, wohl schwerlich bloß ein Zuschauer — ist es da recht und billig, ihn für jeden Streich, der geführt ward, für jeden Schuß, der fiel, verantwortlich zu machen.«

»Es ist ermittelt, daß er's weiß,« versetzte Hr. Stowel.

»Nun, dann wird er's gewiß auch sagen — um seiner selbst, um seines Weibes, seiner Kinder willen,« bemerkte der anwesende protestantische Geistliche.

Der Untersherif schüttelte den Kopf.

»Wohl schwerlich,« entgegnete der Priester. »Der Charakter des irischen Landmanns steht ganz einzig da; er gleicht durchaus nicht dem irgend einer andern ungebildeten Klasse in Europa und dünkt denen, die ihn nicht in seinem vielfarbigen Lichte zu sehen Gelegenheit hatten, ein vollkommenes Paradoxon. Pat *) hat unter dem Anscheine einer fast zum Blödsinn gesteigerten Einfalt ein wunderbar tief und weitgehendes Denken und zähes Beharren im Beschlossenen, Kaltblütigkeit und klare feste Bestimmtheit in seinen aufgewecktesten, lustigsten Augenblicken, und wird durch ein Gesetzbuch der Ehre gebunden, von dem Meineid, Pflichtverletzung und Lüge, wo nicht die Grundlage, doch zuhelfende Mittel sind. In den Augen des irländischen Bauern ist der Räuber und Mörder weit nicht so verabscheuenswerth, als der Angeber oder Anklagezeuge. Gegen diesen ist Jedermanns Hand, und später oder früher — was auch die Folge sey — wird gewiß seine »Verrätherei,« wie es seine Standesgenossen nennen, mit Zinseszinsen abgelohnt. Dieß ist besonders der Fall, wenn Banden und heimliche Vereine gegen die bestehenden Behörden zum Schmuggeln, zum verbotwidrigen Branntweinbrennen oder zu den noch strafwürdigeren Zwecken des Einschwörens von Pächtern gegen das Pachtzinszahlen, oder des Durchsuchens von Häusern nach Waffen, sich bilden. Die Theilnehmer werden alle durch so entsetzliche Eide gebunden, daß sie den »unbedeutenderen« Meineid beim Gericht eben nicht groß anschlagen und sich oft durchs Küssen ihres Daumens oder Rockärmels statt der Bibel mit ihrem Gewissen abzufinden wissen. Einen solchen Meineid ziehen sie der Aussicht vor, die furchtbaren Verwünschungen, die sie von Himmel und Hölle herbeigerufen haben, auf ihre Häupter niederfallen zu sehen. Ich bin überzeugt, Jakob würde, stände er allein, eher nicht nur die alleräußerste Strafe, welche jetzt das Gesetz kennt und ausspricht, sondern selbst die Folterqualen, mit denen in vergangenen Zeiten gegen Angeklagte gewüthet ward, ausstehen, als die Namen seiner Mitschuldigen nennen oder gar als Approver *) vor offenem Gerichte auftreten. Möglich, daß sein Weib ihn bewegt, seinen Entschluß zu ändern, an mir soll es nicht fehlen, wenn Zureden bei ihm etwas ausrichten kann, allein ich fürchte, es wird wenig helfen; ich will mich ja mit Freuden geirrt haben, wenn er nicht seinen Todesgang, den Namen des Mörders tief in seiner Brust verschlossen, wandelt, unüberzeugt von Allem, was der Geistliche und ich sagen können, zufrieden und vergnügt mit seiner eigenen Verblendung und überall von Seinesgleichen als ein Märtyrer ihrer Sache betrachtet.«

Zufällig traf es sich, daß die Gerichtssitzungen in der Stadt, wo mein Regiment lag, gehalten werden sollten; als nun die Zeit ihrer Eröffnung herankam, tauschte ich mein Kommando mit einem Kameraden, denn ich hatte mich entschlossen, den Schluß des Trauerspiels, das, wie ich fürchtete, aufgeführt werden sollte, mitanzusehen. Der schreckensvolle Tag erschien. Der Zeugenbeweis lautete gegen Dawley zu klar und direkt, als daß er durch die Querfragen seines Vertheidigers, die Eidschwüre einiger seiner Freunde, die trotz des augenscheinlichen Gegentheils darthun wollten, daß er ruhig in einer nahen Scheune bis einen Augenblick vor seiner Verhaftung geschlafen habe, wo sie ihn selbst aufgeweckt hätten, damit er sich davon mache, ehe man ihn erwische, oder endlich durch das ihm von Hrn. Stowel und andern angesehenen Männern der Gegend ertheilte Zeugniß eines rechtschaffenen Wandels, ruhigen Betragens und einer tadellosen Aufführung hätte erschüttert werden können. Der vorsitzende Richter faßte den Zeugenbeweis kurz zusammen und die Geschwornen gaben ihren Ausspruch auf »schuldig!« — Tod! Niemand von den Anwesenden hatte etwas Anderes erwarten können, und doch leuchtete, bis das verhängnißvolle Wort erklang, noch ein Hoffnungsstrahl: fast erlosch er, doch er glimmte wieder auf, als die Geschwornen den Schuldigen zur Gnade empfahlen. Die Menschenhaufen, welche die Zugänge des Gerichtssaals volldrängten, fingen mit begierig horchendem Ohre die ersten Worte des Verdickts auf; ihr Geheul und ihre Verwünschungen klangen schrecklich, und mancher tiefe Eid ward in dem Augenblick geschworen, seinen Tod zu rächen an denen, die ihn fingen, und an denen, die ihn verdammten. Die Empfehlung der Gnade schlug nun an ihr Ohr, und die Nämlichen, die zuvor die Lautesten gewesen waren, waren jetzt noch lauter im Segnen der Geschwornen; immer aber beträufte noch ihr ingrimmiges: »blutigen Tod den blutlechzenden Zollhayen!« (revenue sharks) ihre Gebete mit Gift.

Der wilde Lärm in der unmittelbaren Umgebung des Gerichts war verstummt: der Richter erhob sich von seinem Sitze, der Angeklagte stand dem Richter gegenüber mit einer Stirn so ruhig, mit einer Miene so würdevoll, wie nur seine eigene. Das Schwert im Ausspruche der Geschwornen hing, wie das des Damokles, schwebend an einem Haare. Die ersten Worte von dem Richtersitze zerrissen den schwachen Halt und nieder fiel es auf sein todtgeweihtes Haupt. Die schwarze Kappe wurde hervorgebracht, das Aeußerste, was das strafende Gesetz aussprechen konnte, ward ausgesprochen, die Empfehlung zur

*) Statt Patrik, gemeiner irländischer Vorname, und daher der Spottname der Irländer.

*) Angeber seiner Mitschuldigen und Anschuldigungszeuge gegen sie.

Gnade den Winden preisgegeben, keine Hoffnung auf Pardon oder Ausschub in Aussicht gestellt. Jakob Dawley hörte und keine Muskel zuckte, daß er am übermorgenden Tage auf dem gewöhnlichen Richtplatze gehängt und sein Leichnam zum Zergliedern ausgefolgt werden solle.

Das in Besatzung liegende Regiment gab jederzeit eine Wache ans Gefängniß ab, und ich erbot mich freiwillig, das Kommando derselben am folgenden Tage, einem Sonntage, zu übernehmen, in der Hoffnung, der Erste zu seyn, der die erfreuliche Nachricht von dem guten Erfolge hörte, welchen die vielvermögende Verwendung des Pachtherrn des armen Jakob und der angesehensten Männer in der Gegend verhieß. Eine von Hrn. Hartnett, dem protestantischen, und Pater Maloney, dem katholischen Geistlichen aufgesetzte, von den achtbarsten Bewohnern des Bezirks in großer Zahl unterzeichnete, höchst dringliche Denkschrift und Bitteingabe an den Richter und an den Lordstatthalter, von der wir uns große Dinge versprachen, war durch die geeigneten Kanäle einbefördert worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolphs.

Nach neuen Urkunden von A. Fryxell.

(Fortsetzung.)

Wallenstein hatte gleichfalls nichts zu thun versäumt, was einem so ausgezeichneten Feldherrn nöthig erschien. Er war indessen so von der Fußgicht geplagt, daß er nur mit der größten Mühe zu Pferde sitzen konnte, und er ließ sich daher vor dem Anfang der Schlacht theilweise fahren und tragen; doch wurde sein Reitpferd immer neben her geführt, damit er es sogleich bei Beginn des Treffens besteigen konnte. Früh Morgens hatte er den Truppen Messe lesen lassen, darauf die Obersten zusammenberufen, ihnen eine ermuthigende Rede gehalten, die nöthigen Befehle ertheilt und angeordnet, daß die Truppen sich auch dießmal des gebräuchlichen kaiserlichen Feldrufs »Jesus Maria« bedienen sollten. Darauf fuhr er die Glieder der reihenweis aufgestellten Regimenter entlang und grüßte die Soldaten mit freundlichen und ermunternden Blicken, doch ohne sie anzureden, wohl wissend, daß seine Stimme nichts Angenehmes habe. Zurückgekehrt nach dem Centrum seines Heeres, wo er so lange verblieb, bis der Nebel sich zerstreut hatte und die Schweden den Angriff begannen, gab er den Befehl, Lützen anzuzünden, damit er von dieser Seite nicht beunruhigt werden könnte.

Die Stralen der aufgehenden Sonne konnten den starken Nebel, der die ganze Gegend bedeckte, nicht durchdringen, und es schien, als zögere das himmlische Gestirn so lange als möglich, die Ebenen Lützens am Tage des 6. Novembers zu beleuchten. Erst um 11 Uhr Morgens, nachdem ein leichter Wind den Nebel vor sich hertrieb, wurden die beiden Heere einander ansichtig. »Nun vorwärts in Gottes Namen!« (Nu framåt i Herrans namn) rief Gustav Adolph aus, und indem er den Griff seines Schwertes mit beiden Händen wie zum Gebet umfaßte, setzte er hinzu: (Jesu! Jesu! hjelp mig i dag strida till din heliga namns ära!) »Herr Jesus! hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre!« Darauf gab er das Zeichen zum Angriffe.

Von beiden Seiten eröffnete die Artillerie das Feuer. Die schwedischen Truppen setzten sich in Marsch; ihre Linien litten gleich Anfangs bedeutend durch das österreichische Geschütz; aber noch mehr Schaden richtete das Gewehrfeuer der Musketiere, welche hinter dem Graben verdeckt aufgestellt waren, unter den im freien Felde anrückenden Schweden an. Der König befahl ihnen daher, den Angriff zu beschleunigen. Die Kavallerie hatte indessen die größte Mühe, die Pferde gegen das Gewehrfeuer vorwärts zu bringen, und noch schwerer war es, über den Graben zu kommen; eben so litt der linke Flügel des Heeres sehr bedeutend durch das auf dem Windmühlenberge aufgestellte Geschütz des Feindes. Endlich gelang es der schwedischen Infanterie, alle Hindernisse zu besiegen. Zuerst drang die schwedische, dann die gelbe und darauf die blaue Brigade über die Landstraße, bemächtigte sich der dort stehenden sieben feindlichen Kanonen und stürzte sich mit aller Macht auf die zunächst aufgestellte Brigade der Wallensteinschen Truppen. Der Anführer derselben, Bertold von Wallenstein, wurde getödtet und die Mannschaft niedergehauen oder in die Flucht geschlagen. Auf dieselbe Weise erging es der nächsten feindlichen Brigade unter Granas Befehl; aber beim Angriff der dritten Brigade wurde das stürmische Vordringen der Schweden durch die feindliche Kavallerie aufgehalten, die einen Anfall auf die rechte Flanke der schwedischen Infanterie machte, der leider von der schwedischen Kavallerie nicht aufgehalten werden konnte.

Auf dem linken Flügel hatte die grüne schwedische Brigade wegen des mörderischen Feuers vom Windmühlenberge den übrigen nicht folgen können, sondern hatte sich sogar hinter die dem Müller gehörenden seitwärts liegenden Gebäude ziehen müssen; eben so war auf dem rechten Flügel nur erst ein kleiner Theil der schwedischen Kavallerie über die beiden zu passirenden Gräben gekommen. Der König, die Wichtigkeit des Augenblicks bemerkend, sprengte zur Kavallerie, stellte sich an die Spitze des Smolándischen Regiments, dessen Oberst schon getödtet war, indem er den Leuten zurief: »Följen mig, mina tappra gossar!« (Folgt mir, meine tapferen Bursche!) und setzte der Erste über den Graben. Aber nur seine eigene Umgebung und einige Reiter, die gute Pferde hatten, konnten dem Beispiel des Königs folgen. Er selbst schien dieß nicht zu bemerken. »Dort steht unser gefährlichster Feind!« rief der König, indem er auf Piccolomini's Regiment zeigte. Ein österreichischer Korporal, der aus dem Gefolge, das den König umgab, schloß, daß der Voranreitende ein vornehmer Herr seyn müsse, faßte einen Musketier beim Arm und rief: »Du, schieß' auf den dort, der da muß ein Vornehmer seyn!« Der Soldat legte an und — die Kugel zerschmetterte des Königs linken Arm, so daß das Blut herunterströmte und die Knochen durch den Rockärmel hervorsahen. »Der König blutet!« riefen die Schweden. »Det är ingenting, mina barn, rasst framåt!« (Das ist nichts, meine Kinder, nur rasch vorwärts!) antwortete Gustav Adolph, und suchte durch ein frohes Aussehen die Unruhe der Seinigen zu stillen. Aber sehr bald durch die heftigen Schmerzen und den starken Blutverlust überwältigt, wandte der König sich an den Herzog von Lauenburg, und bat ihn auf französisch, daß er ihn unbemerkt vom Kampfplatz wegführen möchte. Beide begaben sich daher mehr auf den äußern Flügel, um vor den Smoländern ihre Entfernung zu verbergen. Kaum war aber der König eine kurze Strecke geritten, als das feindliche Kürassierregiment Götz daher gesprengt kam. Der Oberstlieutenant Moritz von Falkenberg, an der Spitze des Regiments, erkannte sogleich Gustav Adolph, schoß sein Pistol auf ihn ab, dessen Kugel durch des Königs Leib ging, und rief dabei aus: »Dich habe ich lange gesucht!« In demselben Augenblick aber ereilte ihn das rächende Geschick, eine Musketenkugel streckte auch ihn todt zu Boden.

Der König, der sich kaum mehr zu Pferde halten konnte, sagte jetzt mit matter Stimme zum Herzog von Lauenburg: »Broder! Sök att rädda din lif! Jag har fått, så mycket jag behöfver.« (Bruder, such dein Leben zu retten! Ich habe mein Theil erhalten.) Der Herzog aber ritt im Gegentheil so nahe an den König heran, daß er seinen Leib umfassen konnte, um

ihn so lange im Sattel fest zu erhalten, bis sie aus dem Getümmel wären. Allein immer von den Kaiserlichen verfolgt, deren Massen bei ihnen vorbeisprengten, erhielt das Pferd des Königs eine Kugel in den Hals, bäumte sich und wurde wild; in demselben Augenblick wurde ein Pistol so nahe an des Herzogs Kopf abgeschossen, daß, obgleich derselbe das Pistol mit der Hand wegschlug, doch das Pulver ihm Locken und Angesicht versengte. Bei dieser Gelegenheit hatte er den König fahren lassen und war nur auf seine eigene Rettung bedacht gewesen. Gustav Adolph stürzte sogleich vom Pferde, blieb aber mit einem Fuße im Steigbügel hangen und wurde so von dem wild gewordenen Thiere eine Strecke mitgeschleppt; bald aber blieb er für todt auf dem Kampfplatze liegen. Sein ganzes Gefolge war theils niedergehauen, theils zerstreut worden; nur der junge Leubelfingen, obgleich auch schon verwundet, hatte dem Könige folgen können. Er sprang sogleich von seinem Pferde und bot es dem Könige an. Gustav Adolph reichte ihm die Hand und versuchte, mit Hülfe des jungen Pagen sich aufzurichten; aber vergebens. Leubelfingen selbst war dazu zu schwach, und der König vom Blutverlust schon zu entkräftet. Mehre kaiserlichen Reiter sahen dieß, eilten hin und fragten, wer der Verwundete sey. Allein sowohl der König als Leubelfingen gaben keine Antwort. Dieß brachte die Soldaten auf; in ihrem wilden Unwillen rannte der Eine seinen Degen durch Leubelfingen's Leib, und ein Anderer schoß dem König durch den Kopf. Nachdem sodann noch mehre Schüsse auf ihn abgefeuert waren, zogen sie den beiden Leichnamen die Kleider ab und ließen sie nackt auf dem Schlachtfelde liegen. Leubelfingen war indessen nicht todt; er lebte noch mehre Tage nach dieser Schreckensscene, und durch ihn erhielt man Nachricht über des großen Königs letzten Augenblick.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Bühne.

(Fortsetzung.)

Wenn ich in alles, was gegen unsere Dichter und Schauspieler gesagt wird, einstimme, so habe ich dagegen über unsere Scene und über den Gebrauch, den sie von den Hülfskünsten für das Drama macht, meine eigene Meinung. Es ist denn doch eine sehr grillenhafte Prätension, daß die Bühne in ihre Kinderjahre und zu jener poetischen Unschuld zurückkehren soll, wo sie dem sinesischen Schauspiel ziemlich nahe steht, in welchem ein Mann ganz ernsthaft auf einem Stocke reitet, und durch ein Schnalzen der Zunge sein Pferd zu allerlei Sprüngen ermuntert. Und so etwas scheinen ja diejenigen zu fordern, die immer und immer an das Shakespearsche Theater mahnen. Ob sie wohl selbst eine ganz deutliche Vorstellung haben von diesem Theater? Tieck findet an der alten Scene eine Aehnlichkeit auf mit der Mysterienbühne, und spricht von drei übereinander aufgebauten, durch innere Vorhänge getrennten Räume, zwischen welchen die Handlung gewechselt haben soll; aber die nähern Nachrichten darüber ist er uns wie das größere Werk über Shakespeare und sein Zeitalter noch schuldig geblieben. Die Nachweisungen, die uns Immermann, wie er behauptet, aus Gesprächen mit Tieck in seinem neulich erschienenen Reisejournal gegeben hat, bringen etwas mehr Licht in die Sache, allein wie weit das Theater damals schon Gemälde und Verwandlung gekannt habe, erfahren wir eigentlich nicht. Man glaubt gewöhnlich, daß die äußern Schritte der Handlung auf einfach symbolische Weise angedeutet worden; und die Schauspieler statt der Dekoration sich allegorischer Winke bedient haben. In diesem Falle wäre das Theater nur eine Darstellung der poetischen Charaktere, also noch gar keine Schaubühne nach unsern Begriffen gewesen; wir müßten darin eine besondere Entfaltung der Kunstidee annehmen, die außer jedem Vergleiche läge, am wenigsten aber unserer Zeit als Muster empfohlen werden könnte. Das bunte wunderbare Leben des Shakespearschen Dramas, welches wie ein Mährchen, wie ein Traum, mit scharf umschriebenen Gestalten aber in einen nie ruhenden Wechsel sich hinbewegt, ließ auch wohl keine andere Darstellungsweise finden, denn um alles zur Erscheinung zu bringen, was die Phantasie des Dichters außer den lebenden Figuren sonst noch hineingeschaffen, würde man einer an Zauberei gränzenden Scenerie bedurft haben. Es scheint also, von dieser Seite betrachtet, die dramatische Kunst damals nur Schauspielkunst im strengsten Sinne gewesen zu seyn. Wie es um die Schauspielkunst selbst gestanden habe, ist uns nicht bekannt. Wir dürfen wohl glauben, daß mehre vortreffliche Dichter, die zugleich für die Scene schrieben, auch große darstellende Talente geweckt, und eine Schauspielschule gegründet haben; im Ganzen aber hegt doch wohl Tieck eine zu günstige Meinung von den alten Akteuren; ich wüßte mir sonst nicht den bekannten Auftritt in Hamlet zu erklären. Sey er auch nur ein Pfeil der Satyre, gegen das Volkstheater gerichtet, das neben dem Globus einen größern Zulauf hatte, wir können uns nicht überreden, daß in derselben Epoche und in derselben Stadt eine Bühne auf der Kunsthöhe gestanden habe, während die andere eine Gaukelbude voll tragischer Schreihälse und gemeiner Possenreißer gewesen sey. Eines wissen wir mit Zuversicht: daß die Frauenrollen von Männern gespielt wurden. Nun können wir uns wohl Jünglinge denken, deren Gesicht und Gestalt, ehe noch das Geschlecht sich ganz entfaltet hat, das Weiche, Zarte, den ganzen süßen Reiz der weiblichen Bildung haben, allein es ist auch bekannt, daß grade in den Jahren, wo die Verwandlung zum Manne vor sich geht, die Stimme etwas Heiseres, Mißtönendes annimmt, und jüngere Knaben können die Schauspieler nicht gewesen seyn, weil ihnen der Verstand und die Empfindung, welche die großen Dichtungen der Zeit forderten, gefehlt hätten. So muß man also die Frauenrollen doch ganz fertigen Männern überlassen haben, und ich frage, wie uns jetzt eine Cordelia mit blauem Bart gefallen würde, oder eine Julie, die statt des süßflötenden Nachtigallentones ein Falset hören läßt. Die Schauspielkunst selbst scheint demnach nur ein bis zum Dramatischen gesteigerter Vortrag des Gedichts gewesen zu seyn. (Fortsetzung folgt.)

Kuriosum.

Eingang und Ende der von der Stadt Turin ausgehenden Bekanntmachungen sind wahrscheinlich einzig in ihrer Art. Wir übersetzen sie aus einem am 13. September erschienenen Anschlag. (S. Gazz. Piemont. Nro. 113.)

Die Stadt Turin
Gräfin zu Grugliasco, Frau auf Beinasco
in Rücksicht auf die Verschönerung dieser Residenz und die Ausführung der vorgeschlagenen Werke an der Südbastey
Thut kund und zu wissen:
(Folgt die Bekanntmachung.)
Turin. Gegeben am 13. September 1834.
Im Namen Ihrer Gnaden
der Stadt

Der Decurion Secretair.
A. Villanis.

Theateranzeige.

Samstag, den 11. Oktober. Das Duellmandat, oder: ein Tag vor der Schlacht bei Roßbach, militärisches Drama in 5 Abtheilungen von Vogel.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Beyrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, **Nº 156.** 12. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Traurige Variation auf ein lustiges Thema. Von M. G. Saphir.

Thema »Saphir, der von seiner Mutter ein bedeutendes Erbtheil Mutterwitz geerbt, soll nun auch von seinem Vater in Pesth 35,000 Gulden geerbt haben.«

(Dorfzeitung, Nr. 197. 24. Sept. 1834.)

Bei dem edlen Bewußtseyn, daß ich nie etwas geerbt habe als einmal einen Stockschnupfen von einer rheumatischen Geliebten, hat mich die Neuigkeit, daß ich Witz und Geld geerbt habe, eben so überrascht als erschreckt! Wenn es nicht in einer Zeitung gestanden hätte, ich hätte es nicht geglaubt! Ich und erben! Einmal starb mir eine reiche Tante, die hinterließ mir einen schuldenfreien Mops, und einmal starb mir eine treue Geliebte, die hinterließ mir nichts als ihren Mann! Aber Witz und Geld? Zwei Dinge, die ich nur dem Namen nach namenlos liebe, diese Liebe ist aber eine unglückliche Liebe, sie findet keine Erwiderung!

Witz und Geld! Zwei zarte Wesen aus dem Fabellande, von welchen ich viel und oft reden hörte, deren persönliche Bekanntschaft zu machen ich nie so glücklich war! Witz und Geld, welcher Pleonasmus! Geld allein ist schon der beste Witz! Witz aber ist das schlechteste Geld! Geld kann man überall für Witz ausgeben, Witz aber wird kein Mensch für Geld annehmen.

Witz und Geld! Schöne Erbtheile! verderbliche Erbtheile; und ich kann mich für die Unwahrheit, daß ich kein Geld geerbt habe, mit nichts Anders trösten, als damit, daß ich auch keinen Witz geerbt habe. Muß man vom Witz auch Erbsteuer bezahlen? Fast glaub' ich es, denn Abfahrtsgeld habe ich manchmal vom Witz bezahlen gesehen!

Was ist Witz? Was ist Geld? Witz gibt den Schein für baare Münze, Geld gibt oft die baare Münze für den Schein!

Witz ist die Geistesgegenwart des Gehirns, Geld ist die Geistesgegenwart der Tasche. Witz ist das Vermögen, den Unterschied aller Dinge zu erfassen; Geld ist das Vermögen, alle Dinge ohne Unterschied zu erfassen. Witz ist ein glänzendes Talent, Geld ist das Talent des Glänzenden. Witz besticht und Geld besticht, allein Witz besticht bloß das Urtheil, Geld aber die Beurtheiler. Witz ist ein stiller Beruf sich Feinde zu machen und ein lauter Befehl sie auszulachen; Geld ist eine laute Anlage sich Freunde zu machen und ein ausgebildetes Talent keine zu besitzen.

Witz ist ein nothwendiger Trost über den Ueberfluß an Geldmangel; Geld ist eine trostreiche Nothwendigkeit bei Mangel an Witzüberfluß. Witz will nicht gesucht seyn, Geld will sehr gesucht seyn, und doch wird beim Geld der redliche Finder belohnt und beim Witz der redliche Finder bestraft! Witz schlägt, Geld wird geschlagen, und doch ist derjenige, der Witz besitzt, mehr geschlagen als derjenige, der Geld besitzt. Witz vergleicht alle Gegenstände mit einander, Geld entzweit alle Gegenstände. Wer Witz besitzt, der theilt gerne aus; wer Geld besitzt, theilet nicht gerne aus. Wer Witz hat, verschafft dem, der Geld hat, Unterhaltung, wer Geld hat, verschafft dem, der Witz hat, keinen Unterhalt! Der beste Witz wird oft schlecht aufgenommen, aber auch das schlechteste Geld wird stets gut aufgenommen. Der Witz trägt gewisse Zinsen, die sehr unsicher machen, das Geld trägt sichere Zinsen, die sehr gewiß machen. Der Witz verschafft sich selten eine Obligation, das Geld ringt nach nichts als nach Obligationen. Witz ist eine Pointe ohne Metall, Geld ist ein Metall ohne Pointe. Witz ist ein Geld, das nur mit dem Geiste geprägt wird; Geld ist ein Witz, den man mit den fünf Fingern greifen kann. Beim Witz geben die Falschmünzer Fremdes für Selbstgemachtes aus, beim Geld geben die Falschmünzer selbst gemachtes für fremdes aus. Beim Witz geht der angeerbte am wenigsten aus, beim Geld geht grade das angeerbte am leichtesten aus.

Es ist mir also begreiflich, daß ich nicht Geld und Witz beisammen habe, aber es ist mir bloß unbegreiflich, warum ich keinen Witz habe, da ich doch kein Geld habe, oder warum ich kein Geld habe, da ich doch keinen Witz habe. Ich möchte nur wissen, was ich früher nicht gehabt habe, kein Geld oder keinen Witz? Es wäre mir interessant das zu wissen; denn habe ich früher kein Geld gehabt und dann keinen Witz, so hat der Witz recht gehabt, daß er zu keinem armen Teufel ziehen wollte; habe ich aber früher keinen Witz gehabt, so begreife ich das Geld, warum es nicht bei mir einkehrte, wo es nie gewitzigt worden wäre?

Wie glücklich bin ich, daß ich weder Witz noch Geld habe, denn wenn ich Witz hätte, ich läge vielleicht in Ketten und Banden, und wenn ich Geld hätte, ich wäre vielleicht schon verheirathet!

Fünf und dreißig tausend Gulden! »Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!« Nein, so ein schlechter Schriftsteller bin ich nicht, daß ich so viel Geld haben soll! Fünf und dreißig tausend Gulden! dazu gehört ein entschiedenes Talent zur Talentlosigkeit! Fünf und dreißig tausend Gulden einem Schriftsteller? Nein, meine verehrte Dorfzeitung, so sehr verkennt das Geld seinen Beruf nicht!

»Nehm' ihn zurück den Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke!«

Nimm sie zurück, ich begnüge mich mit dem Bewußtseyn, in Ermangelung von Bewußthaben; nimm für deinen guten Willen meinen Witz, denn Undank ist der Welt Lohn!

(W. Th. Z.)

Ein irisches Lebensbild.

(Aus den Erinnerungen eines britischen Offiziers, mitgetheilt von K. v. Kreling.)

(Fortsetzung.)

Herr Hartnett und Pater Maloney besuchten Dawley in seinem Gefängniß und boten alle Vernunftgründe und alle Beredtsamkeit auf, um ihn zu bewegen, den Namen des Mörders anzugeben, was, wie sie nach den Aeußerungen des Untersherifs glauben mußten, der Preis seiner Begnadigung war. Allein umsonst. Ruhig aber entschieden versicherte er seinen Entschluß, lieber den Tod, wenn die Gesetze seines Vaterlandes dieß bestimmten, zu leiden, als Andere anzuklagen. Er dankte ihnen für ihre gute Absicht, verzieh denen, welche die Ursache seines vorzeitigen Endes waren, und bat dann, damit er mannhaft seinen letzten Augenblick am kommenden Morgen bestehen könne, ihn mit seinem Geistlichen allein zu lassen, um seine Sünden zu beichten und die Absolution zu empfangen. Was »unter dem Siegel der Beichte« vorging, ist nie ruchbar geworden. Allein als Pater Maloney, dem doch gewiß manche Gefühle, mancher Anblick leiblichen und geistigen Schmerzes nichts Fremdes war, den bußfertigen Sünder, dem er Beichte gehört, verließ, zeigten seine Züge unverkennbar, daß diese Zusammenkunft besonders tief und schmerzhaft ihn ergriffen haben mußte.

Nachmittags kam Hr. Stowel, um den Gefangenen zu besuchen und ließ mich wenige Minuten nachher bitten, nach dem Gefängniß zu kommen, wohin ich mich auch auf der Stelle begab.

Dawley war ein Muster von kraftvoller Männergestalt, wie ich noch wenige sah, hochgewachsen, breitschulterig, schlank und muskulös. Er würde einen herrlichen Rekruten abgegeben haben, und wahrlich! der arme Bursche wäre besser verwendet worden, wenn man ihn eingereiht hätte, als ihn aufzuhängen. In seinem Aussehen zeigte sich nichts von dem schmutzigen, hohlwangigen Wesen des verurtheilten Verbrechers. Sein Anzug war nett und sauber, sein Benehmen gefaßt, ja würdig, und wenn gleich mit Ketten beladen, bewegte er sich doch fast mit Leichtigkeit und Freiheit unter ihrer Wucht.

»Ich bin ein verurtheilter Mann, Herr, sagte er zu mir, als ich eintrat; ›von meinen Mitmenschen schuldig befunden, und werde, wenn's der Allmächtige haben will, morgen um diese Zeit zum Letztenmal Gottes Sonne geschaut und Allem Leb wohl gesagt haben, was ich unter dem Himmel meines lieben Heimathsfleckchens grün und schön zu finden pflegte. Aber ich bin ein ehrlicher Mann, Herr, that nie mit Wissen meinem Nebenmenschen Unrecht, betrog nie Einen um was ihm gebührte, kehrte nie mein Gesicht vom Feinde, noch einem Freunde den Rücken. Mag wohl zu Zeiten ein wildes Blut und ein Sausewind gewesen seyn; doch Jugendstreiche, sagt mir Pater Maloney, Gott segne Se. Ehrwürden, werden gegen einen, der's nicht besser wußte und kein Arges damit wollte, nicht schwer wiegen. Ich sage das eben nur, Herr, und zwar aufs Wort eines Mannes, dessen Minuten fast ausgezählt sind, und hoffe, Sie werden über die Freiheit nicht beleidigt seyn, die ich mir genommen habe, indem ich Sie zu sprechen wünschte, und danke Ihnen vor Hrn. Stowel hier für Ihr freundlich Wort und Thun gegen das Weib und die fast verwais'ten Kinder eines armen gebrandmarkten Mannes wie ich bin.«

Ich hatte Dawley's Fall den Abend zuvor am Offizierstische erwähnt, worauf eine kleine Sammlung veranstaltet worden war.

»Ja, gebrandmarkt, niedergehetzt bin ich, hingestoßen zur Galgenleiter, wie ein gemeiner Räuber und Dieb, um am Strick aufgehängt zu werden wie ein Hund, und nicht einmal ein anständig Begräbniß für meinen elenden Leichnam.«

»Warum schlagt Ihr nicht den Weg ein, der sich für einen rechtschaffenen und verständigen Mann schickt, Dawley?« sagte der Untersherif. »Warum solltet Ihr ohne Schuld am Morde, wenn auch wegen Anwesenheit bei seiner Verübung nicht schuldlos, warum solltet Ihr für eines Andern Vergehen leiden? Ihr wißt, wer den Schuß that.«

»Ich habe es nie geläugnet, Herr.«

»Sagt seinen Namen, und Euer Leben ist gerettet.«

»Ja! und mit Fingern wird man im Lande auf Jakob Dawley deuten, auf Jakob Dawley aus dem Thal, auf Jakob Dawley, den Angeber, und die Männer werden ihn verfluchen, und ihn anspeien die Weiber und die Kinder ihm nachschreien. Ich bin fest mit mir im Reinen, Herr.

»Unglücklicher, verblendeter Mann!‹ rief Hr. Stowel, »auf die falsche Hoffnung von Gnade zu bauen!« Der Gefangene lächelte bitter. Hr. Stowel fuhr fort. »Ihr habt keinen Schatten einer günstigen Wendung für Euer Leben über morgen Nachmittag hinaus; so gewiß als die morgende Sonne tagt, so gewiß geht sie über Eurer Leiche unter, wenn nicht Eure unvernünftige, Eure gottlose Eitelkeit, für einen Helden gelten zu wollen, den Gefühlen, wie sie einem Menschen und Christen geziemen, weicht.«

»Herr, an Schande trägt selbst ein geringer Mann, wie ich bin, zu schwer.«

»Schande! Bringt das Schande, wenn man die Wahrheit sagt, und einen Mörder zu Gericht bringt. Er hat Gottes wie der Menschen Satzung gebrochen, laßt ihn sein Urtheil empfangen! Und wegen der Armuth, höre Jakob, du sollst reicher werden, reicher, als dich je dein Thal machen kann.«

»Wenn ich von über-See *) wiederkomme, nicht wahr, Herr?«

»Du sollst volle Begnadigung erhalten.«

»Es kann nicht seyn, Herr.«

»Noch mehr: du und die Deinigen sollen kostenfrei aus dieser Gegend des Landes fortgebracht werden, wenn Ihr gehen wollt.«

Dawley schüttelte den Kopf.

»Noch ein Wort, ehe wir scheiden; wir treffen uns erst wieder, wenn Eure Seele aufgefordert werden wird, auf alle Fragen zu antworten. Ich habe nicht allein Eure volle Begnadigung bereits ausgefertigt bei mir, sondern auch für eine Fahrgelegenheit gesorgt, die Euch und Eure Familie an einen Ort bringen soll, wo Ihr ein Haus für Euch finden und fünfzig Pfund jährlich vom Accisamt erhalten sollt, was Euch von denjenigen Personen bewilligt ward, die Euch als einen rechtschaffenen und entschlossenen Mann kennen, und deßhalb nützlich und ehrenwerth verwenden wollen: aber auch zur selben Zeit nicht minder entschlossen sind, Euch zum Schreckensbeispiel zu machen, sofern Ihr in Eurem wahnwitzigen Vorhaben beharren solltet.«

»Es geht nicht, Herr.«

»Jakob, Ihr habt ein Weib.«

»So ist's, Herr.«

»Jakob Dawley, Ihr habt ein junges, liebes, schönes Weib, Ihr habt Kinder auch, welcher Vater in der Baronie kann ihresgleichen aufweisen?« (Fortsetzung folgt.)

Bruderliebe.

(Nacherzählt von J. Schuster.)

(Schluß.)

Unterdessen war die bewilligte Frist zur Herbeischaffung des Lösegeldes herangenaht; vergebens hatte sich Marc Antonio bemühet, von dem Korsaren eine Verlängerung zu erbitten;

*) Von der Deportation nach Botanybai.

er beharrte unerschütterlich auf seinem Ausspruch. Andererseits waren alle seine Anstrengungen, um sich Geld zu verschaffen, alle seine Versuche fruchtlos geblieben. Endlich blieben ihm nur noch wenige Tage übrig, und trostlos sah er, daß ihm jeder Augenblick immer mehr die Möglichkeit raubte, seinen Bruder zu retten. So muß ich ihn denn sterben sehen! sprach er schmerzvoll. Und plötzlich, als sey ihm eine unverhoffte höhere Eingebung geworden, rief er aus: Gesalmina, Gesalmina! ich habe ihn gerettet! wie konnte ich nicht früher daran denken? Mein Kopf, Gesalmina, mein Kopf gilt auch 3000 Thaler. Da doch einer von uns sterben muß, nun, so ist's gerecht, daß ich es sey! Du wirst meinen Körper zum Kommandanten von Calvi bringen, den bestimmten Preis dafür in Empfang nehmen, und meinen Bruder damit befreien. Kaum waren diese Worte ausgesprochen, und ehe seine Schwester auf ihn zustürzen konnte, um seinen Arm zurückzuhalten, stieß er sich den Dolch in die Brust und sank zu Gesalmina's Füßen, indem er die Worte wiederholte: Giambattista wird befreit..... mein Kopf..... 3000 Thaler.

Gesalmina warf sich in Thränen schwimmend auf den Leichnam und bedeckte ihn mit ihren Küssen, aber des Bruders Hand hatte den tödtlichen Stoß nur allzu sicher geführt, und alle ihre Liebkosungen vermochten nicht, Antonio's Augen wieder zu öffnen. Nachdem sie sich eine Zeitlang so dem Schmerze überlassen hatte, sammelte sie alle ihre Kräfte, um wenigstens den letzten Willen des Sterbenden zu vollziehen.

Der Todte ward zum Kommissär des Offiziums gebracht; dieser machte wegen der Zahlung einige Schwierigkeiten: die Identität des Körpers, der ihm gezeigt ward, mußte erwiesen werden; unterdessen ging die Zeit vorüber; endlich wurden die 3000 Thaler Gesalmina ausbezahlt. Sie begab sich nach dem vom Korsaren bezeichneten Ort, aber so unaufhaltsam sie auch eilte, sie langte nicht vor dem festgesetzten Augenblick an. Bereits seit einigen Stunden war die Monatsfrist verflossen. Als sie sich zeigte, gewahrte sie, indem sie an's Gestade hinabstieg, wie die Galeere des Korsaren sich entfernte; an der Spitze einer Segelstange sah sie den Körper eines Menschen hängen, den der Wind und das Schwanken des Schiffes hin und her bewegten. Es war der Körper Giambattista da Pievano's.

Da ward sie von jenem Schmerze ergriffen, den durch Worte auszudrücken keinem Menschen vergönnt ist. Ihre Sinne verwirrten sich. Die Muskeln der Hand, in der sie bereits einen Haufen Goldes, einen Theil des Lösegeldes hielt, zogen sich mit solcher Heftigkeit zusammen, daß sich die Hand nicht wieder öffnen konnte. Unaufhörlich irrte sie am Gestade umher, stets das Blutgeld haltend, das ihre gelähmten Finger nicht mehr loslassen konnten, und wer ihr begegnete, den bat sie weinend, daß er ihr helfen möge, ihre Hand zu öffnen, um dem Korsaren das Gold zu geben, das ihren Bruder loskaufen soll.

Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolphs.

Nach neuen Urkunden von A. Fryxell.

(Fortsetzung.)

Truchseß, aus dem Gefolge des Königs, der im stärksten Handgemenge den König vom Pferde hatte fallen sehen, eilte zu Kniephausen und dem Herzog Bernhard, um ihnen dieß große Unglück zu hinterbringen. Das schwedische Fußvolk hatte bereits wegen Mangel an Unterstützung wieder über die Landstraße zurückgehen müssen und von Neuem die Stellung eingenommen, die es im Anfang des Treffens inne hatte. Kniephausen rieth jetzt zum Rückzug, aber der Herzog Bernhard, der nach Gustav Adolph's Anordnung nach ihm den Oberbefehl führen sollte, beschloß das Gegentheil.

Der Tod des Königs war schon jetzt allgemein bekannt geworden, oder wenigstens ahneten es doch die Truppen, da man das verwundete Pferd Gustav Adolph's mit leerem Sattel und bespritzt mit Blut umherlaufen sah. Dieser Anblick erregte in jeder Brust ein tiefes Gefühl von Trauer, Verzweiflung und Rache. Herzog Bernhard wußte diese Gemüthsstimmung geschickt zu benutzen; er ritt die Reihen entlang, indem er ausrief: »Schweden, Finnländer und Deutsche! Eurer, unserer und der Freiheit Vertheidiger ist todt. Für mich hat das Leben keinen Werth mehr, bevor ich nicht eine blutige Rache genommen habe; wohlan denn, derjenige, der beweisen will, daß er den König liebte, folge mir, seinen Tod zu rächen!« — Und vorwärts stürzte das ganze Heer. Stälhandske an der Spitze der Kavallerie sprengte von Neuem über den Graben, und so wurde ein feindliches Regiment nach dem andern in die Flucht geschlagen. Brahe führte zu gleicher Zeit alle vier Brigaden des Zentrums über den Graben, eroberte zum zweitenmale die sieben Kanonen und jagte den Feind in wilder Flucht vor sich her.

Auf dem linken Flügel erhielt der Herzog Bernhard einen Schuß durch den Arm, führte aber dennoch die Reiterei gegen den Feind und eroberte die Batterie auf dem Windmühlenberge. Isolani's Kroaten, welche schon im Anfange des Gefechts von den Finnländern zerstreut wurden, hatten sich jetzt wieder gesammelt und griffen auf einem Umweg, im Rücken der ersten schwedischen Linie, den Troß derselben an, wurden aber durch die Truppen der zweiten Linie abermals verjagt und ließen sich auf dem Schlachtfelde nicht wieder sehen. Ueberhaupt schien das kaiserliche Heer im Begriff, sich aufzulösen. Vergebens strengten die Obersten Alles an, um die Truppen zum Stehen zu bringen. Selbst der Abt von Fulda ging durch die Reihen und ermahnte sie zur Pflicht, wurde aber bei dieser Gelegenheit von einer Kugel todt niedergestreckt.

Piccolomini, schon mehremale verwundet, bestieg ein Pferd nach dem anderen und stürzte gegen den Feind. Wallenstein selbst ritt umher, den Mantel von mehren Kugeln durchbohrt, obgleich selber wie durch ein Wunder unversehrt. Aber selbst des gefürchteten Feldherrn Blick konnte die Soldaten nicht vermögen, dem wüthenden Anfall der Schweden zu widerstehen. Zum Unglück sprangen noch mehre Pulverwagen der Kaiserlichen in die Luft und brachten so noch mehr Verwirrung in die Reihen der Wallensteinischen Truppen. Die Schlacht schien so gut wie verloren.

Aber in diesem kritischen Augenblicke erscholl der Ruf: »Pappenheim ist da!« dieser Umstand hielt die Flucht der Kaiserlichen auf. An der Spitze von vier Kavallerieregimentern sprengte der wohlbekannte Anführer einher. Wo steht der König von Schweden? fragte er. Man wieß ihm den rechten Flügel der Schweden. Pappenheim sprengte dahin in vollem Galopp. Seine Ankunft und die mitgebrachte Verstärkung, ja bloß sein Name hatte den Muth der Kaiserlichen wieder belebt, und nun den Schweden bedeutend an Streitkräften überlegen, gingen sie von Neuem angriffsweise zu Werke. Aber die Schweden vertheidigten sich wie die Löwen, und nun erst begann der heißeste Kampf; hauptsächlich im Centrum beider Armeen.

Die gelbe Brigade der Schweden war an der Spitze aller übrigen vorgedrungen; sie wurde jetzt von drei Seiten durch Götz, Piccolomini und Terzky angegriffen. Aber nicht ein Mann wich einen Fuß breit zurück. Ihr Anführer Brahe fiel mit zerschmettertem Knie zu Boden, seine gelben Bursche (gossar) vertheidigten sich bis auf den letzten Mann, in schö-

ner Ordnung todt dahingestreckt liegend, ihren Anführer umgebend; das Leibregiment des Königs hatte sonach mit ihm aufgehört zu seyn. Piccolomini griff darauf die blaue Brigade an. Winkel wurde erschossen, und die blauen Bursche fielen eben so heldenmüthig wie die gelben. Die schwedische und die grüne Brigade zogen sich über den Graben zurück, und Piccolomini eroberte zum zweitenmale die sieben Kanonen.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Bühne.

(Fortsetzung.)

Dieß wäre eine Erklärung. Ich kann aber das Shakespearsche Theater durchaus nicht als eine solche eigenthümliche Kunstrichtung gelten lassen. Sobald als das Drama die Zimmerwände verläßt, und sich eine Scene erbaut und einrichtet, hat dasselbe ein Bestreben, ganz äußere Gegenwart und Handlung zu werden, dieß sehen wir am Schauspiel des Alterthums, und ich wüßte nicht, warum es im modernen Weltalter eine andere Entwicklung nehmen sollte. Kostüm war bei der Shakespear'schen Truppe schon im Gebrauch, Kostüm ist unentbehrlich für den Akteur, wie für den Zuschauer. Daß es jenem erst die äußere Haltung seiner Rolle gibt, und ihn mit der Empfindung des Charakters durchdringt, den er scheinen soll, ist ein Vortheil, den allenfalls das Genie aus sich selbst schöpfen könnte, aber wenn der Spieler nicht im Kostüm auftritt, so muß er doch in einer andern Kleidung auftreten, und diese wird in den meisten Fällen den Eindruck der poetischen Person stören. Nach den parodischen Zwischenscenen im Sommernachtstraum sollte man fast glauben, daß auch die äußern Künste schon Theil am theatralischen Kunstwerk gehabt hätten; denn diese Satyre wäre ohne Sinn, wenn der Globus, damals das erste Theater in London, auf ähnliche Art, wie Schnack der Schreiner und Zettel der Schneider verfahren wären. Mehre Arbeiten Shakespeare's, die phantastischer gehalten sind, z. B. der Sturm, und in unsere Oper hinüberspielen, geben die Vermuthung, daß Gesang und Tanz bereits in das Drama aufgenommen waren, sehr leicht konnte man also einen Schritt weiter gehen, und auch die nicht dramatischen Künste in die Darstellung hineinziehen. Ist man bei Andeutungen stehen geblieben, so hat, wie ich schon bemerkte, die Form des altenglischen Schauspiels das Hinderniß gegeben. Noch jetzt verzweifelt der geschickteste Theaterdirektor daran, dieses phantastische Wesen, das in einer Laune von Ort zu Ort springt, und immer die seltsamsten Verknüpfungen und Schauplätze sucht, völlig in die Scene zu setzen. Das alte Gerüst, dessen Bauart wir so oft rühmen hören, erleichterte nur in sofern die Darstellung desselben, als man von vorn herein sich resignirte, kein Kunstwerk für die Sinne zu liefern, und auf ein Mitspiel der Einbildungskraft des Zuschauers rechnete. Ein Entgegenkommen und Vollenden auf der Seite dessen, der genießen will, muß jeder Künstler, auch das Theater erwarten, es ist albern und verkehrt, wenn dasselbe sich auf eine Ausführung bis in das Kleinste einläßt, manches bleibt ihm ewig unerreichbar, und gelingt den inneren Vorstellungskräften des Zuschauers schöner, als dem Maler und Maschinisten, anderes wieder bringt dasselbe besser gar nicht oder nur halb zum Vorscheine, weil der Zuschauer, wenn er weiter nichts zu thun hat, als die Augen und Ohren zu gebrauchen, ohne wahre Geistesfreude bleibt. In diese Verirrung fällt nur zu oft unsere heutige Bühne, sie bereitet uns einen ganz passiven Genuß, worin sich unserer ein Ueberdruß, eine Langeweile bemächtigt, und regt dann die erschlafften Sinne wieder auf, indem sie uns ohne ein Kunstverfahren mit gewaltsamen Eindrücken zusetzt, immer nur das Prächtige, Erstaunliche wählt, ein betäubendes Massenspiel, blendende Verwandlungen. Alle diese äußeren Effekte stellen sich zwischen uns und die Poesie, die Künste, die sie selbst zu ihrem Dienste hervorruft, denen sie allein das Gesetz zu geben hat, reißen sich von ihr los, und statt ihren ganzen Zauber erst gegen uns auszuströmen, verdecken sie uns die Quelle, aus welcher unser Gemüth sich Erquickung trinken soll. Dieß gilt von der Musik, wie von den andern, denn auch die Oper ist nur eine Gattung des Drama's, und in keiner Gattung des Drama's kann die Poesie die zweite Rolle übernehmen. Erst wenn sie allein das Zepter wieder ergreift, und damit wie mit einem Zauberstabe die abtrünnigen Geister für ein einziges Reich der Schönheit um sich in rechter Ordnung versammelt, erst dann erreicht unsere Schaubühne den Gipfel ihrer Bestimmung, dann aber steht sie als eine zweite herrliche Kunstwelt neben unserem Gottesdienste, in welchem sich die Musik in die Mitte setzt, um mit dem erhabenen Bau der Kirchen und mit den auf den Gemälden dargestellten heiligen Handlungen im Einklange, unseren Geist aus den Banden des Irdischen zu befreien, seine eigene Harmonie und Ewigkeit empfinden zu lassen. Der Vergleich mag vermessen, ja frevelhaft scheinen, wenn dabei an den gegenwärtigen Zustand unseres Theaters gedacht wird, aber vergessen wir auch nicht, was einst dem Griechen das seine war. Wenn man mir einwirft, daß ich hier auf ein Ideal hinweise, so entgegne ich darauf, daß alle Ideale, die in uns leben, endlich zur Erscheinung durchdringen müssen, daß nichts, worauf die ganze Sehnsucht unserer höheren Natur gerichtet ist, bloß Chimäre seyn, oder jenseit der Wirklichkeit liegen kann. Die moderne Scene widersteht nicht einer solchen Vereinigung der Künste, wie ich sie meine, sobald nur das Drama selbst in bestimmte Gränzen zurückkehrt, sich an größere Ruhepunkte gewöhnt, und nicht wie das Shakespear'sche Schauspiel das dramatische Prinzip bloß in der Bewegung, im Wechsel zu besitzen glaubt. Freilich hat das Shakespear'sche Schauspiel zuweilen auch etwas stark retardirendes, aber dieß liegt mehr in den Episoden, die sich hemmend in die Haupthandlung einschieben, und das theatralische Drama verlangt in der Haupthandlung selbst ein Zusammenwirken strebender und aufhaltender Kräfte.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

(Vier Zeichen.)

1, 2, 3, 4.
Sobald ein Fell durch mich sich rühret,
Dann oftmals manches Thränchen fällt.
2, 3, 4.
Ich bin der Leiter, der dich führet
Heut' sicher durch die weite Welt.
3, 4.
Wenn auf dem Kampffeld ich mich zeige,
Stech' alles, Kön'ge gar, ich todt;
Doch oft ich mich gefangen neige,
Wenn eine Dame mich bedroht.

O — l. L. K. Ar ** ld.

Auflösung des Anagramms in Nro. 151.

Eber, Erbe, Rebe (Schweiß, in der Jägersprache auch Blut.)

Theateranzeige.

Sonntag, den 12. Oktober. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Mozart. Sarastro (Gastrolle): Hr. Sesselmann, vom Mannheimer Hoftheater. Königin der Nacht (Gastrolle): Mad. Stoll, geb. Böhm, aus Wien. Pamina: Dem. Bamberger.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, №: 157. 13. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

P r o l o g,

gedichtet von Dr. Beurmann und vorgetragen von Mad. Meck in der ersten Museumssitzung, am 10. Oktober. *)

Die Pforten sind Euch wiederum erschlossen
Zum Reich der Musen, und vom Helikon,
Vom Pindus und Parnaß nah'n, glanzumflossen,
Die Lieblichen mit ihrer Blüthenkron'!
Was Melpomenen's duft'gen Au'n entsprossen
Und was Euterpe beut im Sphärenton,
Was Klio uns, Thalia, lieberfüllet,
Was Polyhymniens Silberklang enthüllet,

Es soll in farb'gem Licht, in Frühlingsprangen
Vor Eurem Auge sanft vorübergeh'n,
Und wenn der Nord die öde Flur umfangen,
Soll hier des Lenzes milde Pracht ersteh'n;
Wenn draußen brauset des Orkan's Verlangen
Soll hier der Dichtung Zephyr Euch umweh'n;
Des Lebens Ernst soll lichter Freude weichen,
Wo sich die Musen sanft die Hände reichen.

Der Herbst in seinem gold'nen Feierkleide
Verschließet das Museum der Natur;
Doch hier ersteht, wann ringsum wogt die Freude
Bei'm Winzerfest, auf weinumkränzter Flur,
Ein anderes; es prägten darauf Beide:
Der Frühling und der Herbst des Wirkens Spur.
Die Musen säen hier im Lenzeskranze
Ihr erntet bei des Herbstes gold'nem Glanze.

Der Weinmond mit dem heit'ren Angesichte,
Der deutsche Mond, der einst auf Leipzig's Au'n,
Nach jenem großen blut'gen Weltgerichte,
Die Deutschen ließ ihr Deutschland wiederschau'n,
Der Hochberühmte in der Weltgeschichte,
Er ließ uns hier den Musentempel bau'n,
Des Tempels Neujahrfest seht Ihr ersprießen
Wann Berg und Thal an Schätzen überfließen.

Da hat man mich nun heute her beschieden,
Daß des Museums Feier ich begeh',
Sein Neujahrfest, das uns den Süden
Der Dichtung trägt aus ferner Himmelshöh'
Zum Winter, der in Kurzem hier hienieden
Das All' umhüllet mit des Grabes Weh'.
So will ich das Museum denn begrüßen
Mit Wünschen, welche aus den Reben sprießen.

Im Rebensaft sieht man die Freude glänzen,
Aus seinem Perlenschaum blüht Poesie.
Nach Frauensitte will ich nun kredenzen
Den gold'nen Becher duft'ger Phantasie.
Mit Weinlaub will ich meine Dichtung kränzen,
Daß sie das Herz des Hörers sanft durchglüh'!
Ich künd die Wünsche, die aus jenem blinken,
Den Toast dazu soll'n mir die Herren trinken.

Chateau la Rose mög' im Museum sprießen
So hehr und mild, wie Francia's edler Wein;
Wo Starkes sich und Zartes sanft umschließen,
Da glänz die Dichtung wie in Aetherschein.
Kann ich mit süß'rem Wort Euch wohl begrüßen,
Als wenn ich wünsch': es möge Alles seyn,
Was hier erreift, Chateau la Rose an Güte.
Chateau la Rose! es klingt wie Himmelsblüthe!

Wie Markebronner mög' die Dichtung glühen,
Sie sey ein Born an edlem Mark und Kraft;
Johannisberger möge hier erblühen
Und der Lacrymä Christi Rebensaft;
Und sollte der Humor hier Funken sprühen,
So mach' er, wie Champagner-Wein es schafft,
Den Frohsinn rings in heit'rem Kreise walten,
Und laß den Witz mit Herzensmilde schalten.

Zu viel des Weins darf ich wohl nicht kredenzen;
Ihr wißt es ja — die Dichter und der Wein
Das sind zwei Freunde, die sich gern bekränzen;
Mein Dichter führte mich mit Weinlaub ein;
Und weil die Trauben gar so freundlich glänzen
In diesem Jahr am weinumrankten Rhein,
So ließ ich mir die Sache schon gefallen
Und kündete, was er mir schrieb, Euch Allen.

Mein Wunsch ist aber der, so wie die Reben,
Die vier und dreißiger, an Perlen reich,
Sich über alle And'ren kühn erheben,
Wie keine ihnen kommt an Feuer gleich,

*) Da die im Museum vorkommenden Leistungen mit Recht zu den beliebtesten Gegenständen Frankfurter Konversation gehören, so werden wir alle zur öffentlichen Mittheilung geeigneten Vorträge, insofern uns solche zur Benutzung anheim gestellt werden können, in unserm Blatte wiedergeben. Die Sitzung vom 10. Oktober bot des Erfreulichen viel. Die herrliche Simphonie Beethoven's aus C minor wurde meisterhaft ausgeführt. Dem. Lindner trug mit Geschmack und Gefühl ein neues Gedicht von Uhland vor und Dem. Pixis erntete allgemeinen Beifall durch ihren schönen Gesang. S.

So möge auch's Museum sich bestreben,
Allhier zu wirken in der Dichtung Reich;
Und wer hier schafft, der sorge, daß er biete
Nur Edel-Wein aus edelem Gemüthe.

Die wundervolle Rettung.

Aus italienischen Blättern, mitgetheilt von J. Schuster.

Eine Rauch- und Flammensäule stieg aus dem Vesuv himmelan, der Hügel am Krater stürzte geborsten in unermeßliche Tiefe, die Ostseite des Berges zerriß an mehren Stellen; aus jedem Riß, bis tief unten, fuhr Lava; das Feuer wälzte sich über Saaten, Baumpflanzungen, Häuser, die zerstörten Hoffnungen der Menschen hin. Mit lautem Jammer floh das Volk, die Weiber mit den Kindern auf dem Rücken und dem Säugling an der Brust, die Alten, Preßhaften von der Jugend unterstützt. Jeder schleppte von der in Eile geretteten Habe mit sich was er konnte; die Klage des Einzelnen verlor sich im allgemeinen Jammergeschrei. Langsam goß sich die Lava in die Fläche, an eine Miglie breit, stellenweise bis dreißig Palmen hoch gethürmt. Der Flammenstrom hatte den schönen Palast des Fürsten von Ottajano, das Gebäude von Bifulco begraben, den besten Theil der Gegend von Nappi, ganz S. Giovanni verwüstet, S. Teresa, Mauro, Caprari und hundert andere Besitzungen; die Straße nach Castellamare war abgeschnitten. Aus einem Hause, das hart bedroht noch stand, stürzten die Bewohner endlich vom unmittelbar drängenden Tod gejagt, Vater, Mutter, ein Knabe — Heiliger Gott! das Mädchen fehlte! die Mutter sieht es, sieht daß die Lava, in eine Gabel getheilt, einen Raum läßt, und will nach ihrer Tochter hinein. Da kömmt das Kind aus dem Hause, bemüht den alten treuen Hund, wie er sich ängstlich sträubt, hinter sich her zu zerren. Ein Schrei der Freude! — Aber die Lava schließt sich, schließt Mädchen und Hund in die furchtbare Oase ein! — Der Hund versucht heulend den rettenden Sprung, aber im Moment zischen die verbrannten Gebeine! — es ist keine Rettung! Die Lava drängt breiter austretend jeden lebendigen Fuß zurück. Die Eltern erwarten, den Tod im Herzen, jeden Moment, daß die Gluth sich über ihrem Kinde schließe; aber sie schließt sich nicht, sondern strömt in ihrem Geleise bleibend rund umher. So vergeht Tag und Nacht bis am 29. [illegible] gegen [illegible]end. Da fängt die Lava an [illegible] zu stocken. Ein lautes Geschrei erhebt sich: »Sie steht, sie fließt nicht mehr!« Die Eltern sehen vom Uferrand des Verderbens ihr Kind noch lebendig; die Mutter sinkt vor Freude dem Vater ohnmächtig in den Arm. Sprachlos harren die Andern. Nach einigen Stunden hört das Zischen der Gluth auf: eine dunkle Schlacke verhüllt den innen fortdauernden Brand. Man denkt auf schleunige Rettung, man fürchtet, es könne eine neue Woge heranbrechen. Links vom Berg war der Strom nur 10 bis 15 Palmen breit, von dort aus am leichtesten zu dem Kinde zu gelangen. Doch blieb es halsbrechend Werk. Indeß stellte es sich von Augenblick zu Augenblick klarer dar, die Eruption sey aus; nur gelbschwarze Rauchwolken dampften noch aus dem Schlund. Die Verwandten wurden von der bedenklichen Klugheit überstimmt, man wollte den Morgen abwarten, das Mädchen um so sicherer aus seinem Grab zu reißen. Die Gefahr eines neuen Ausbruches war vorüber; man ließ die Lava sich noch den Tag über abkühlen; — dann trug der Vater sein gerettetes, sein durch ein Wunder gerettetes Kind auf sicheren Boden. Weinend lagen sich die Wiedergefundenen in den Armen, und zogen jubelnd in das Asyl ein, welches die Barmherzigkeit ihnen bot: denn sie hatten kein Haus mehr, sie hatten alles verloren. Aber der Vater,

Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, ihm fehlt kein theures Haupt.

Ein irisches Lebensbild.

(Aus den Erinnerungen eines britischen Offiziers, mitgetheilt von K. v. Kreling.)

(Fortsetzung.)

Der Gefangene, der bis daher gestanden war, sank auf seinen Stuhl, schlug die Hände vors Gesicht, und begrub seine Finger in seinem langen schwarzen Lockenhaar. Stowel glaubte, seine Standhaftigkeit stehe am Ziele und das Gefühl fange nun wieder an, sich geltend zu machen. Er fuhr fort: »Was soll aus ihnen werden, wenn Ihr dahin seyd, der gattenlosen Mutter, den vaterlosen Kindern, aus ihr, die Alles für Euch hingab, Ihres Vaters Zorn, ja fast seinen Fluch auf sich nahm, und Alles gethan haben würde, was ein Weib in seiner Liebe gethan haben könnte, sie, sie wird sich so hülflos, so unvermögend durch die Welt fortkämpfen müssen, wie die Kinder, die den Hungertod vor sich, ein elendes Daseyn hinschleppen, getrieben vielleicht zum Verbrechen um die gemeinste Nahrung, bis sie alt genug sind, den verstockten Starrsinn eines Vaters einzusehen und zu verfluchen, der den jämmerlichen Ruhm, trotzig am Galgen zu sterben, angejohlt vom niedrigsten Abschaum der Erde, höher hielt, als die Wohlfahrt seines eigenen Fleisches und Blutes.«

Schwer wäre es, die Gefühle des Unglücklichen zu schildern bei dieser Anmahnung, sich für sie, deren Stimme in jedem Tone seinem Ohre als die lieblichste Musik geklungen hatte, für sie, sein Schönstes, sein Auserwähltestes, sein Geliebtestes zu retten, zu erhalten. Sein Eisenleib schütterte und bebte wie ein Espenblatt unter dem heftigen Sturm krampfhafter Gemüthsbewegungen, seine hochgewölbte Brust, seine kräftigen Schultern wogten wie die schwellende See auf und nieder, als er so aus übervollem Busen aufschluchzte und nach Athem keuchte. Dann warf er sich gewaltsam zu Boden, und fluchte in der Bitterkeit seines Herzens der Stunde seiner Geburt. Doch der längste Tag hat sein Ende und die schneidenste Seelenqual ist nothwendig die kürzeste. Der Leidenskelch war fast bis zur Hefe geleert worden, der wilde Anfall ging vorüber, und Dawley stand wieder hochaufgerichtet und ruhig vor uns.

»Ich hätte nimmer geglaubt, daß mir ein sterblicher Mensch mit seinen Worten eine Thräne aus den Augen pressen könnte,« hob er an. Die Ihrigen habens gethan, Hr. Stowel. Ihre Worte sind voll der besten Absichten und aus wohlmeinendem Herzen gesprochen; allein sie sind fruchtlos, Herr, eben weil ich mich nicht, wie Sie meinen, von dem Wunsche bestimmen lasse, großthuig und mit tolldreistem Trotze zu sterben. Nein, Herr, nein! Was ich thue, thue ich, nachdem ich meine Tage mit Denken, meine Nächte in Gebet hingebracht, nachdem ich die Sache nach allen Seiten gewendet und beschaut habe; ich habe es mit mir durchbesprochen, ich habe mich aufs Schlimmste, das da kommen kann, gefaßt gemacht, und verlassen Sie sich darauf, daß Jakob Dawley, sey es nun lebend oder todt, sey's im heimischen Thal oder am Galgen, sey's gebunden und angekettet wie ein wildes Thier oder den Fuß frei auf der grünen Scholle, vollführen wird, was es immer sey, wenn er's für recht hält, und der Athem ist in keiner lebenden Seele, der ihm etwas Anderes einreden, zu etwas Anderem ihn bringen könnte. Auf Irlands Boden, vom Riesenweg bis zum Kap Klear, vom Liffey bis zur Shannonsmündung tritt kein Mensch, der fester entschlossen wäre, als ich. Zum

Letztenmale, Herr Stowel: Ich sag's nicht, wer den Schuß that.«

»So mag sich Gott derer erbarmen, die Ihr dahinten lasset, Ihr armer bethörter Mensch! Ich sage nichts mehr.«

»Amen!« sprach Jakob. »Verlassen Sie mich aber jetzt nicht im Zorn, Herr, weil ich den Rath derer nicht annehme, die sich alleweile gut erzeigt haben und freundlich gegen die armen, gemeinen Leute. Wenn Sie wüßten, warum ich's thue und für wen ich's thue, Sie selbst würden mich darob nicht schelten. Haben Sie mich doch gekannt, wie ich noch ein ganz kleiner Knabe war.«

»Das habe ich, Jakob, und in der ganzen Baronie gabs keinen Jungen, den man so gern hatte, als Euch.«

»Und auch meinen Vater haben Sie vor mir gekannt.«

»Hm! — je weniger wir von ihm sagen, desto besser ist's wohl.«

»Ja, Herr, allein gerade von ihm wollte ich eben ein oder zwei Worte sagen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Stowel gab seine Einwilligung mit einem Blicke, und der Gefangene fuhr fort, anfangs nur langsam und abgerissen, und mit der Betonung und Mundart, wie sie einem Manne seines Standes eigen ist, dann aber, als seine Gedanken mit der hohen Bedeutung seines Gegenstandes stiegen, machte sich der Strom natürlicher Beredtsamkeit durch alle Hemmungen der Unwissenheit Bahn. »Wenn Sie ihn sehen, Herr, so wär's ein gutes und freundliches Thun .... nicht bloß um des armen Burschen willen, der Sie um diese letzte Gunst bittet, sondern des alten Mannes wegen, dessen Ende bald kommen muß: und wenn es kommt, mögen ihm da die Heiligen im Himmel ein so glückliches Sterben schicken, als das meine seyn wird; sagen Sie ihm, daß ein friedvolles Leben eine ruhige Todesstunde bringt; daß aber gegen das Gesetz handeln, das zu unser Aller Besten gegeben ist, nur zu Schande und Herzeleid führen kann. Sagen Sie ihm, und meinem Bruder auch, daß das, was Hr. Hartnett heute zu mir sagte, »wer schnell reich werden will, bleibt nicht schuldlosen Sinnes und Wandels,« wahr sey, wie ich wohl erfahren habe. Fluch der Stunde, wo sie mich beschwatzten, aufs Schmuggeln zu gehen! Und wenn sie sich nur genügen lassen wollten, Weniges, aber ehrlich und friedlich, durch nüchternen Fleiß zu erwerben, so würden sie glücklicher seyn, als wenn sie auf Geld sich wälzten und alle Taschen gestopft voll von Banknoten hätten, zu denen sie auf unrechtem Wege gekommen. Doch, Herr, Blut ist vergossen worden, ein Menschenleben, das keiner zurückgeben kann, ging gewaltsam verloren, und das warme Blut, das in jener traurigen Nacht freihin auf die Erde lief, sandte seinen Schauderruf zum Himmel und kreischte Mord gegen die rothe Hand, die es vergoß. Laut und wild ruft Blut um Blut. Die aus dem Körper getriebene Seele schreit nach Rache, und würde Tag und Nacht nicht Ruhe finden, bis ein Leben dafür zum Opfer gebracht ist. Das Opfer wird gebracht werden, ehe der Zeiger eine neue Runde anhebt, und ich bin der dazu Bestimmte. Sagen Sie das dem grauen Haupt und der grünen Hand, dem alten Manne, dessen letztes Stündlein nicht weit entfernt ist, dem jungen Manne, dessen blutiges Ende noch weit näher seyn mag. Sagen Sie ihnen, daß die letzte Bitte, die ich diesseits der langen Nacht, die nun über mich kommt, gethan, sie anfleht, ihre Sünden zu bereuen, ihrer Kirche und deren Geboten wohl obzuliegen, zu ihrem Gott zu beten, und ihre noch übrigen Tage als Christen zuzubringen: das Letzte, um das ich sie bäte, sey, sich ihrer eigenen Seelen zu erbarmen, und mein Weib und meine Kinder ließ' ich Ihnen als Vermächtniß. Gott segne Sie Beide, Ihr Herren! ich möchte nun allein bleiben.« (Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolphs.

Nach neuen Urkunden von A. Fryxell.

(Schluß).

Pappenheim hatte bei dem Angriff auf die schwedische Kavallerie unter Stålhandske's Befehl einen Schuß in die Hüfte bekommen, so daß er ohne Lebenshoffnung vom Kampfplatz getragen werden mußte. Als er nun auch den Tod des Königs von Schweden vernahm, sagte er zu seinem Adjutanten: »Eile zu Wallenstein und berichte ihm, daß ich tödtlich verwundet bin, aber daß ich zufrieden sterbe, da ich weiß, daß zu gleicher Zeit der unversöhnliche Feind unserer heiligen Lehre gefallen ist.«

Des ausgezeichneten Führers Unglück konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Bald erscholl der Ruf: Pappenheim ist todt. Alles ist verloren! Dieses furchterregende Geschrei verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch alle Reihen der Wallensteinischen Truppen, und hauptsächlich verbreitete es Furcht und Schrecken unter Pappenheim's eigenen Soldaten. Der größte Theil dieser Kavallerie ergriff die Flucht, plünderte den kaiserlichen Troß und machte erst in Leipzig Halt. Die Zurückgebliebenen befanden sich in der größten Verwirrung. Es war ein Glück für Wallenstein, daß zur selbigen Stunde ein dicker Nebel sich niedersenkte und vor Stålhandske's Augen die Unordnung verbarg, welche ihm gegenüber auf feindlicher Seite herrschte, wodurch die Kaiserlichen Zeit gewannen, sich einigermaßen zu ordnen.

Kniephausen hatte unterdessen das zweite Treffen der Schweden in der besten Haltung zum Ersatz des ersten herangeführt und ließ nun mit Uebereinstimmung des Herzogs Bernhard dasselbe in die Lücken des ersteren einrücken, so daß mit einmal ein neues Treffen in voller Schlachtordnung dastand. Dieses ganze Manöver wurde mit bewundernswürdiger Genauigkeit ausgeführt, und als der Nebel durch die Strahlen der Sonne zerstreut war, sah Wallenstein mit einmal das ganze schwedische Heer in voller Schlachtordnung von Neuem vor sich stehen. Seine eigenen Truppen waren dagegen in voller Deroute. Der rechte Flügel unter Colloredo war zurückgetrieben, der unter Pappenheim fast völlig aufgelöst, nur das Zentrum stand noch wohl geordnet. Doch bestand dasselbe nur noch aus zwei übrig gebliebenen Fußbrigaden und den Piccolominischen Kürassieren. Diese Kerntruppen standen aber auch unbeweglich.

Die Schweden rückten nun zum drittenmal über den Graben vor, eroberten zum drittenmal die Wallensteinischen Kanonen und griffen das Zentrum der Kaiserlichen zum drittenmale, jedoch dießmal mit bedeutender Uebermacht an. Allein die österreichischen Kerntruppen hielten Stand, und Wallenstein wandte Alles an, um das Feld zu behaupten. Piccolomini mit sechs leichten Wunden, die er erhalten, bestieg das siebente Pferd und stellte sich an die Spitze seines Regiments, dessen sämmtliche Offiziere beinahe, so wie ein großer Theil der Mannschaft niedergehauen waren; dennoch ließ es seinen Obersten nicht im Stich. Diese heldenmüthige Tapferkeit und der von neuem beginnende Nebel hielt die Entscheidung des Kampfes auf, bis endlich die eintretende Dunkelheit dem Streite ein Ende machte.

Kaum hatt aber das Gefecht wegen dieser Ursache aufgehört, als Wallenstein Befehl zum Rückzug ertheilte, und derselbe wurde mit solcher Eile ausgeführt, daß selbst die Artillerie auf dem Schlachtfelde zurückgelassen wurde. Kaum hatten die Kaiserlichen ihre Stellung verlassen, so langte das Pappenheimische Fußvolk von Halle an und folgte nun dem fliehenden Heere Wallensteins bis nach Leipzig.

Die Schweden verblieben die ganze Nacht über auf dem

Schlachtfelde und eigneten sich daher mit vollem Recht den Sieg dieses ewig denkwürdigen Tages zu.

Da nur einige Personen Zeuge der letzten Augenblicke des Königs gewesen waren, so verbreiteten sich gleich darauf verschiedene Gerüchte über die Art seines Todes. Das Volk konnte sich nicht vorstellen, daß der große Gustav Adolph auf dieselbe Weise umgekommen sey, wie einer seiner geringsten Soldaten. Ein außerordentlicher Mann mußte auch auf ungewöhnliche Weise gestorben seyn. Man dachte an ähnliche Königsmorde in Frankreich, an die vielen gegen Gustav Adolph gerichtet gewesenen Mordversuche, welche alle von Jesuiten angezettelt waren. Das Gerücht verbreitete sich daher allgemein, zuerst im schwedischen Heere und später in ganz Europa, daß Gustav Adolph durch Verräthers Hand gefallen sey. Die Erzählungen darüber waren verschiedener Art.

Meist glaubte man indessen, daß der Herzog Franz Albert von Lauenburg der Mörder des Königs sey, nicht allein zu dieser That durch eigene Rachelust angetrieben, sondern noch dazu aufgefordert vom Kaiser oder von Wallenstein selbst. Es hatte sich nämlich schon vor längerer Zeit ein unbestimmtes Gerücht in Deutschland über eine Ohrfeige verbreitet, welche der Herzog Julius Heinrich, Bruder des Franz Albert, von Gustav Adolph bekommen haben sollte. Man verwechselte nun beide Brüder, und es hieß, daß die Erbitterung über den ihm selbst, oder nach Anderen seinem Bruder, zugefügten Schimpf die Ursache zu dieser Rachethat gewesen sey. Der Herzog Franz war überdieß unter Wallenstein aufgewachsen, hatte ihn aber bei Nürnberg verlassen, indem er vorgab, daß er bei einer Beförderung in der Armee übergangen worden sey. Gustav Adolph hatte den Ueberläufer, ungeachtet Oxenstierna's Abrathen, aufgenommen! schon damals war der Herzog als ein wenig zuverlässiger Herr bekannt.

Nach des Königs Tode meinte man nun allgemein, daß die Veruneinigung mit Wallenstein nur Verstellung gewesen, daß es der Herzog gewesen sey, der im Gedränge und Getümmel dem König durch den Rücken schoß und darauf mit seinem Bedienten zusammen den Mord vollbrachte; daß der Herzog, gemäß der Verabredung mit den Kaiserlichen, eine grüne Feldbinde trug, als ein heimliches Zeichen, nicht angefallen zu werden, und daß er während der Schlacht zu Wallenstein überging, um demselben die Kunde der Mordthat zu hinterbringen. So war das damals gangbare Gerücht.

Die schwedischen Soldaten, von der Wahrheit dieser Angaben überzeugt, haßten den Herzog ärger als den Tod, und mehre damalige Geschichtsschreiber haben diese allgemein verbreiteten Gerüchte für wahr angegeben. Der wirkliche Thatbestand war aber ohne Zweifel folgender: Das ganze schwedische Heer trug damals grüne Feldbinden, wie der Herzog selbst eine trug; die Kaiserlichen dagegen hatten rothe Feldbinden; der Herzog verblieb noch mehre Wochen nach der Schlacht in schwedischen Diensten und war nur der gegen ihn aufgebrachten Soldaten wegen genöthigt, dieselben zu verlassen; er trat sodann nicht in österreichischen Dienst, sondern in sächsischen. Nicht die geringste Spur von einer Belohnung, Beförderung oder ihm gewordenen Summe Geldes ist vorhanden. Er führte später die Unterhandlungen zwischen Kurfürst Johann Georg und Wallenstein; war in die dem Letzteren Schuld gegebene Verschwörung verwickelt, wurde gefangen und nach Wien geführt, woselbst er indessen die lutherische Religion abschwur und bei der Armee angestellt wurde. In einem Gefechte gegen die Schweden wurde er endlich tödtlich verwundet und wäre ein Opfer der Rachgier der schwedischen Soldaten geworden, die durchaus in ihm den Mörder des Königs sahen, wenn Torstenson ihn nicht in Schutz genommen hätte. Sein letzter schwerer Todeskampf wurde als ein Ausbruch seiner Gewissensbisse betrachtet, und so ist das Andenken dieses Mannes auf die Nachwelt mit dem Flecken des schwersten Verdachtes übergegangen.

Als Karl XII. im Jahre 1707 in Sachsen war, erhielt er von unbekannter Hand einen in deutscher Sprache in Versen verfaßten Bericht über Gustav Adolph's Tod. Das Manuskript war sehr alt und beinahe vermodert, mit der Unterschrift Hans von Hastendorff, welcher versicherte, auf dem Schlachtfelde verwundet gelegen und den ganzen Vorfall mit angesehen zu haben. Herzog Franz Albert wurde als der Mörder bezeichnet, doch in sehr unbestimmten Ausdrücken. Im Uebrigen enthielt das Manuskript viel Widersprüche und zeigte deutlich Spuren, daß es verfälscht sey. Als ein solches sah es auch Karl XII. an. »Ich kann es nicht glauben,« sagte er, »daß ein Fürst die Wohlthaten seines Königs mit so schwarzem Undank belohnen konnte.«

Charade.

An . . . . . . Zum Geburtstage.

Seht ein Wörtchen von sechs Zeichen
Ziemlich leicht, doch inhaltschwer.
Wessen Scharfsinn wird es weichen,
Wer enträthselt mir es — wer?
Wollt ihr die Belohnung wissen,
Wer's entziffert darf es küssen.
Sanft sind vier, drei, zwei und eins:
Gleichen so dem Ganzen,
Möcht' auch nach vier, fünf, zwei, eins
Nimmer es verpflanzen,
Ja, ich nähm' vier, sechs, fünf, zwei,
Daß mir's festgekettet sey.
Ist es auch eins, drei und vier,
So in Worten, so in Treu,
Nimmermehr entschlüpft es mir,
Brauche ich vier, sechs, fünf, zwei.
Wäre es in ferner Zone
Tausend zwei, sechs, fünf, vier fort,
Vom Misuri bis zur Rhone
Streifte ich — von Süd bis Nord;
Ich nähm' Segel, nähme Roß,
Einen Paß und gut Geschoß,
Gleichviel ob zwei, drei, fünf lächelt,
Ob es Tag ist, ob es Nacht,
Ob mich Zephyrhauch umfächelt
Oder Sturmeswuth umkracht —
Fort muß ich mit sechs, fünf, vier.
Doch mein Ganzes ist ja hier,
Feiert heut' in Freundeskreise
Jenen Tag in froher Weise,
Wo es der Natur gelungen,
Zu erschaffen eine Maid
Mit zwei Lippen, hundert Zungen,
Mit gehör'ger Eitelkeit,
Mit Verstand und Reiz und Geist,
Wie Figura es beweist —
Doch es ist seit Menschendenken
Heil'ger Brauch an solchem Tag,
Dem Gefeierten zu schenken,
Was das Wünschen nur vermag:
Drum schenk' ich dem Ganzen gleich
Meiner Wünsche weites Reich,
Mit den Männern, die da wohnen,
Mit den Blumen, den Mill'onen —
Mir entnehm' ich, liebes Ganze,
Etwas Kleines Deinem Kranze,
Denn ich seh' vier schöne Zeichen
Freundlich winkend sich mir neigen,
Drei, zwei, fünf, sechs ist ihr Name.
Sey mir's ewig — holde Dame!

N. E. —

Auflösung des Logogryph's in Nro. 156.

Spaß, Paß, Aß (Kartenspiel.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 158. 14. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Eine Emeute unter Ludwig XIV.

(Nach dem Französischen, von M...)

Wer Marseille kennt, der kennt gewiß auch die Pyramidenstraße. Zu keiner Zeit aber war, was man so eigentlich eine Pyramide nennt, in dieser Straße zu sehen, vielmehr nur einige aufeinandergestellte Werkstücke, die eben so wenig einer Pyramide ähnlich sehen, als der Obelisk des Kastellanplatzes zu Paris dem Obelisk von Luxor. Es will uns beinahe bedünken, als hätten die Vorväter der Marseiller in Ermangelung des Gewaltigen und Großartigen ihrer Monumente, in Bennung derselben im Brauche gehabt, sehr ins Hyperbolische zu schweifen. Pyramide hieß daher bei ihnen eine niedere abgestumpfte Säule, welche auf Befehl Ludwigs XIV. in der Straße dieses Namens errichtet wurde, und auf welcher noch fünfzig Jahre nachher eine für Kaspar Glandèves-Niozelles entehrende Inschrift zu lesen war.

Um das Jahr 1655 war in Marseille der Geist der Ligue eben so wenig als der der Fronde ganz erloschen und es setzten sich in dieser Stadt, auf deren Besitz Spanien fortwährend lüstern war, in der ein stolzer hochfahrender Adel einer reichen Bürgerschaft die Gewalt streitig machte und die eine so unruhige Einwohnerschaft in sich faßte, die Stürme religiöser und politischer Kämpfe immer noch fort. Das Ziel, wonach an Geburt und Vermögen so ungleiche Menschen mit aller südlichen Lebhaftigkeit strebten, läßt sich so ganz genau wohl nicht bestimmen. Einige waren wohl alten republikanischen Formen zugethan, aber nichts desto weniger dem Könige von Frankreich aufrichtig ergeben, sie trachteten nebenbei nach größerer Freiheit der Wahl ihrer Konsuln, nach öffentlicher und freier Berathung für innere Angelegenheiten ohne königliche Einmischung; dieß alles aber mit äußerlichen Zeichen von Unterwürfigkeit gegen den Gebieter Frankreichs.

Durch den Reichthum überhaupt sowohl, als durch den Glanz pomphafter, aus dem Mittelalter herübergenommen Festlichkeiten, angelockt und des einförmigen Lebens zu Aix — einer alten finstern provenzalischen Stadt — überdrüssig, hatte sich ein großer Theil des Adels in dieser Handelsstadt niedergelassen. Auf seine feudalistischen Vorrechte pochend, und im Gefühl steter Bereitschaft zur Rauferei nahmen sich diese Edeln gegen die Männer des Handelstandes Manches heraus und selten ging es ohne jene plumpen Neckereien ab, die dem frohsinnigen Uebermuth jener Zeit so eigen sind. Die Handelsleute ihrerseits spotteten wieder dieser oft ziemlich verarmten, aber deßhalb nicht weniger ahnenstolzen Ritter. Was das Volk betrifft, so war es bald auf der Seite des Adels, bald auf der der Kaufleute, es folgte überhaupt gerne jener Partei, deren Anführer junge schwarzbraune Männer, mit reichem fliegenden Haar und stolzen gebieterischen Ansehens waren. Er begriff nichts von diesen endlosen Streitigkeiten zwischen Edlen und Bürgern, aber immer wußten es die Adeligen um so leichter für ihre Zwecke zu gewinnen, als sich häufig junge Edelleute bei seinen Zusammenkünften zeigten, zu deren kräftigen ritterlichen Haltung sich noch der Abglanz alter gefeierter Namen, ein imponirender Waffenschmuck, alle Anmuth eines keck aufgestutzten Zwickelbartes und eines dickgelockten Haarwuchses, nach dem Geschmack der Zeit, gesellten.

Der gemeine Mann hatte die größte Meinung von diesen zwanzigjährigen Tollköpfen, deren einer ein Erbe der verfallenen Veste von Pennes, der andere, Besitzer eines Steinhaufens an der Straße nach Martigues, ein dritter Herr, von und zu Reynarde, war, oder wohl gar Vicomte von Mazargues, Besitzer von Burgen, in deren Zwingern sich schon seit Jahrhunderten das Gemeindevieh ergeht.

So kam es denn, daß das Volk von Marseille von diesen jungen Edelleuten sehr eingenommen war; diese aber, im Gefühl des edlen Bluts ihrer Vorfahren, das in ihren Adern rollte, zeigten sehr wenig Theilnahme an dem eben sich ausbildenden Hofleben Ludwig XIV., sie waren von ihren Vätern in Haß und Verachtung gegen dasselbe, und insbesondere gegen Richelieu erzogen, in welchem sie den unversöhnlichen Feind ihrer Geschlechter, den gewaltigsten Gegner, der es gewagt hatte, die ältesten Wappen Frankreichs mit Blut und Schande zu besudeln, erblickten. Ferne von Paris, in einer Stadt mit einer so leicht aufzuregenden und jeden Druckes ungewohnter Bevölkerung, befanden sich diese Herren besonders wohl, und wähnten sich vollkommen frei; sie hielten ihren eigenen Hof, aber keinen mit abgemessener steifer Etikette, sie hatten ihr Gefolge, aber keines mit Mänteln, Pelzen, Federhüten, Stickereien, Gold und Silber; ihr Gefolge bestand vielmehr aus jenen kräftigen sonnverbraunten Gestalten der Bewohner unserer Meeresbuchten, aus nacktarmigen, derben Weibern mit Stentorstimmen, aus jungen durch Hafen- und Fabrikarbeit abgehärteten Männern, die, wie heut zu Tage, mit dem Hut auf dem Ohre, dem Arme keck in die Seite und mit wegwerfendem Achselzucken einherschreiten, sich vorzugsweise frei nennend. (Fortsetzung folgt.)

Ein irisches Lebensbild.

(Aus den Erinnerungen eines britischen Offiziers, mitgetheilt von K. v. Kreling.)

(Fortsetzung.)

Wir drückten dem armen Burschen herzlich die Hand zum Abschied und entfernten uns. Das Stockhaus in der Stadt K*** war sehr verschieden von den schönen, hochverzierten, netten, saubern, wohlabgeputzten »Festungen,« die jetzt über das ganze Land hin gebaut werden, und groß genug sind, die Mehrzahl der überdicht gesäeten Bevölkerung in sich zu fassen. Statt der Thürmchen und Schlößchen, toskanischen Säulen und korinthischen Knäufen, Patentgußeisen, Bir-

minghamer Tretmühlen, Beschließern in Handschuhen und einem Meister Hämmerling mit einem scharlachseidenen Strick zeigte das Gefängniß, in dem ich den Wachtdienst hatte, wenn nicht ein ganz so sicheres, doch auf alle Fälle ein minder geschniegeltes und behagliches Aussehen. Es war das Verließ und der Thurm eines alten Schlosses, das auf drei Seiten vom Flusse, dessen Krümmung hier eben die Landzunge bildet, auf dem es steht, und auf der vierten von der Hauptstraße der schmutzigen Stadt K*** begränzt ist. Zwischen dem Hauptgebäude, in dessen unterem Stockwerke Dawley in Haft saß, und der Außenmauer befand sich eine ungefähr 20 Fuß breite Esplanade; und die hereinwärts etwa 10 Fuß hohe Außenmauer reichte in beträchtlicher Tiefe senkrecht abfallend ins Wasser hinab. Die Mauern des Schloßthurmes bestanden aus dunkeln mächtigen Steinblöcken, die so dick und massiv waren, daß sie einem Kernschuß und selbst der bohrenden Beharrlichkeit eines Trenk oder Brunel hätten Trotz bieten mögen. Die Licht- und Luftöffnungen für die verschiedenen Zellen waren lange enge Schlitze in den Mauern, die wahrscheinlich in den guten alten Zeiten, als Bogen und Pfeile in der Mode waren, gegen das Geschütz ausgedacht gewesen waren, und die mir zum Durchbrechen auch nur für einen mäßig beleibten Menschen zu schmal schienen, auch wenn drei Viertel Zoll dicke, innerhalb quer über die Oeffnungen laufende Eisenstäbe nicht ohnehin schon dem Anschein nach fest genug gewesen wären. Ein kleines Pförtchen, das so haltbar war als Eichenholz und eiserne Beschlagnägel es machen konnten, ging in der Außenmauer gerade an der Krümmung des Flusses auf eine enge und steile, zum Wasser hinabführende Steintreppe heraus. Diese Thüre war mit Ketten und Schloß aufs Sicherste verwahrt, die Schlüssel aber kamen nie aus den Händen des Gefängnißaufsehers. Unser Schlafzimmer war ein gewölbtes Gemach in dem Burgthurm, gerade gegenüber dem Eingange zu der Zelle der Verurtheilten. Hier stand gewöhnlich eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonett, eine andere mit ihrem Feuergewehr an der Thurmthüre und zwei weitere auf der Esplanade, Alle mit dem Befehle, augenblicklich von ihren Waffen Gebrauch zu machen, so wie einer der Gefangenen zu entwischen versuche.

Der Nachmittag war düster und unfreundlich, und ich brachte ihn auf der Esplanade auf- und abgehend und mit Gedanken an den armen Gefangenen zu. Gegen Abend kam Frau Dawley mit einer schriftlichen Ausfertigung des Sheriffs, wonach ihr verstattet wurde, ihren Gatten zu besuchen, und was meines Wissens ganz unüblich war, die Zusammenkunft ohne die Gegenwart eines Dritten Statt haben durfte. Ich sah darin eine schlaue Berechnung Stowel's, der hierdurch der Beredtsamkeit des Weibes auf die Gefühle des Mannes zur Erschütterung seines Entschlusses ungestörten Spielraum verschaffen wollte. Der Befehl des Sheriffs fand natürlich unbeanstandeten Gehorsam. Die Zusammenkunft dauerte fast eine volle Stunde, und als Frau Dawley ihren Gatten verließ, war es beinah finster; doch konnte ich noch recht wohl bemerken, daß ihr Gang so leicht und gehoben war, als ob ihr Herz eines Theiles seiner bisherigen schweren Bürde entlastet wäre. Von Herzen gern hätte ich meine Hoffnungen von der zärtlichen Mutter, dem liebenden Weibe selbst bestätigen hören; allein wäre sie in ihren Bestrebungen nicht glücklich gewesen, hatte er sich durch sein dunkles Verhängniß, durch seine eigene Entschlußfestigkeit unwiderruflich bestimmt, so würden ja meine eifrigsten Trostworte ihren Kummer nicht gelindert und von ihren Lippen die schmerzliche Kunde nur um so wehthuender gelautet haben. So ging sie denn, in ihren Mantel gehüllt, ohne daß ein Wort zwischen uns gefallen wäre, aus der Thurmthüre heraus und weiter, und ich setzte meinen einförmigen Spaziergang fort. Stundenlang wandelte ich so mit abgemessenen Schritten auf und ab, während mein Säbel mit jedem Tritte auf den Steinklippen wiederklirrend den Takt zu einem alten irischen Volksliedchen schlug, das mich einst meine Amme singen gelehrt hatte.

Es war zwischen zwölf und ein Uhr, als eine Veränderung des bisher bedeckten Himmels mich aus meinem träumenden Sinnen weckte und veranlaßte, mich weiter umzuschauen. Ein Gürtel von streifigen Wolken, der hinter mir sich erhob und dann wieder senkte, nahm ungefähr den fünften Theil des Himmels ein, an dem hoch oben auf der Mitte seiner Bahn der beinahe volle Mond sein Licht herabgoß. Ringsumher lag tiefe Stille, das lärmende Treiben der Stadt hatte aufgehört, und die Mehrzahl ihrer Bewohner sammelte in den Armen des Schlafs neue Kraft zu einem neuen geschäftsvollen Tage.

»Just so 'ne Nacht war's, wie die heutige, als ich alt' Ballybeg verließ, um Ihro Ehr'n zu folgen, Mäster Cornälius,« sagte der Posten hart in meiner Nähe, fast unter des Gefangenen Fenster — ein Milchbruder von mir, Namens Jeremias Cahil, der, da er mit mir an derselben Brust getrunken hatte, mein Spielgenosse als Kind, mein Kamerad als Knabe gewesen war und entschlossen, Glück und Unglück als Mann mit mir zu theilen, vor einigen Monaten bei dem königlich irischen Regimente Dienste genommen hatte, und durch die besondere Gunst des Obersten meiner Kompagnie zugetheilt worden war. Das Band der Kriegszucht hatte sich für den Augenblick unter dem Einflusse von Umständen gelockert, welche die Erinnerung an alte Zeiten mit der gegenwärtigen verknüpften, die Gleichheit früherer Jahre zurückbrachten und die Schildwache zum geselligen Gefährten des Offiziers für kurze Minuten machten. Er sprach mit mir von meinem Vater — von meiner trefflichen, heißgeliebten Mutter, von unser beiden Heimath — von unsern Knabenzeiten. Weit besser hätten wir gethan, wenn wir der Pflichten, für die wir bezahlt waren, und die uns die Kriegsehre zu erfüllen gebot, achtsam eingedenk gewesen wären. Er fragte mich eben, ob ich nicht, wenn ich das nächstemal auf Urlaub ginge, ihm ebenfalls einen solchen auswirken könne, da fiel plötzlich etwas hart an dem Gebäude und in seinem Schatten zur Erde, und der Ton von zwei zusammenklirrenden Stücken Eisen unterbrach unsere unzeitige Unterhaltung.

»Beim ...! 's ist der Mann, der gehangen werden soll! Soll ich nach ihm schießen, Herr?« schrie Cahil, griff hastig sein Feuergewehr auf und spannte den Hahn.

Ehe ich antworten konnte, war Dawley flink wie ein Hirsch, wenn schon ein Theil seiner Ketten noch um eines seiner Fußgelenke hing, der hervorspringenden Ecke des Gebäudes, welche der scharfen Biegung im Flusse entsprach, zugerannt. Ihm in den Weg hinter einem Strebepfeiler hervor, wo er vermuthlich wie sein Offizier nach dem Mond geguckt hatte, huschte, die Hellebarde in der Faust, mein Sergeant. Doch — wupps! klapp! zu Boden flog der Sergeant, wie ein Ball, niedergestreckt von des Flüchtigen Faustschlage, der schier einen Ochsen hätte fällen können, und weiter fort in Sätzen rannte der Flüchtling nach der Brustwehrmauer. Mein Herz und meine Seele flogen mit ihm. Fünf Sätze und ein Tipperarysprung brachten sein Kinn in gleiche Linie mit dem obersten Rande der Außenmauer, wo er sich trotz den Glasscherben, die um das Hinübersteigen zu verhüten, in dem hervorragenden Mörtel staken, mit den Händen festklammerte, und nach einem sekundenlangen Abmühen gelang es ihm, so sehr ihn auch die niederbaumelnde Fessel belästigte, sein Knie bis auf einen Zoll oder zwei zum Rande herauf zu bringen. Eine Sekunde mehr — und unser Gefangener wäre frei und unverletzt davon gekommen. Allein ein Schuß von Cahil traf plötzlich das Bein, das er beinahe schon auf die Mauer gesetzt

hatte, und es fiel kraftlos aus seiner wagerechten Stellung am andern hin herab. Im selben Augenblick erklang vom Wasser herauf ein so gellender und durchdringender Schrei, begleitet von Rudergeplätscher, daß man deutlich sah, seine Flucht war mit Freunden außerhalb, die ihm, und zwar höchst wahrscheinlich in Gegenwart seines Weibes behülflich seyn sollten, wohl ausgesonnen gewesen.

Dawley arbeitete sich ab, sein Bein wieder in die Höhe zu bringen; — Leben und Freiheit, sein liebes Schön-Gretchen und seine Kinder winkten draußen, drinnen drohten ein Strick und ein Galgen. Wenige elende Zoll Stein und Mörtel, die ein Kind von seinem Platze aus hätte übersteigen können, standen zwischen seiner Freiheit und seinem schmählichen Ende, und bildeten jetzt — so schien es — eine unübersteigliche Schranke.

»Herüber mit dir, Hamish!« schrie ein Mann aus dem Nachen.

»Hamish, — mein Leben — meine Seele!« kreischte auf irisch eine weibliche Stimme von unten herauf.

(Schluß folgt.)

Die Cäcilienfeier in Bergamo.

Cäcilia ist die christliche Muse der Tonkunst. Die Engländer begehen ihren Tag mit einem Pomp, von welchem die Kantaten Adissons, Collins, Congreeves, Drüdens zeugen. In Frankreich, Deutschland vereinigen sich die ersten Meister, ihn zu verherrlichen. In Italien wurden seit Palestrina der Heiligen Messen und Hymnen geweiht; die philharmonischen Gesellschaften zu Verona, Bologna, Neapel, einige Brüderschaften zu Venedig begehen den Tag; der Cäciliengesellschaft zu Rom verliehen die Päbste eigene Privilegien. Endlich verlor sich der schöne Gebrauch, welchen in diesem Jahre Bergamo erneuerte. Der berühmte Simon Mayr, alle Flittern der Tagesmusik verschmähend, komponirte im hohen Kirchenstyl ein Hochamt mit eingelegten Stücken von Seyfried und Haydn, das in S. Maria Maggiore von einem Chore von fast hundert Stimmen und Instrumenten vorgetragen ward. Beim Credo sangen vier Stimmen in großartig einfacher Melodie mit meisterhafter Violinbegleitung die Artikel des Glaubens; der ganze Chor wiederholte einfallend die heiligen Worte, und ein fugirtes Stück schloß. Das Offertorium war ein herrliches Quartett. Wundervoll wirkten zehn plötzlich unter Blasinstrumenten sich erhebende Sopranstimmen. Nach einer Rede über die Gewalt der Kirchenmusik und des geistlichen Pompes schloß der erste Tag mit dem Ambrosianischen Hymnus, worin Mayr sich selbst übertraf; besonders die Fuge hatte eine kolossale Wirkung. Das Requiem des folgenden Tages durchtönte die Seele mit dem heiligen Schauer der Religion; besonders bei der Stelle, wo vier Stimmen mit den Orgeltönen sich aufschwangen.

Jemehr die Musik in Italien nachgerade zum reinen Luxusartikel, zur bloßen Dienerin sinnlicher Lust wird, je seltener die Schwester der himmlischen Urania selbst auf dem Chor der Kirchen erscheint, wo statt der heiligen Musik der alten Meister nur zu gewöhnlich ein frivoler Ohrenkitzel, man möchte sagen, den Gottesdienst parodiert; um so erfreulicher ist es, die Tonkunst einmal von unserem Landsmanne wieder in ihrer tiefen Bedeutung gefaßt zu sehen, als die unmittelbare Heilung des Gefühles, als das Wehen einer höheren Welt. Im Operntheater und beim Ballet mag die Muse mit dem Tauben- oder Sperlingsflügel flattern; im Haus der Kirche soll sie die Adlerschwinge der Begeisterung zu Gott aufschlagen.

Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß eine Provinzialstadt wie Bergamo zwei philharmonische Akademien hat, ein Institut für alte und kranke Musiker, und ein 1805 unter Mayrs Leitung gestiftetes musikalisches Lyceum, wo unentgeltlicher Unterricht im Gesang, auf der Violine, dem Fortepiano, ja zugleich in Grammatik, Geschichte u. s. w. ertheilt wird.

Aus Wien.

K. K. Hoftheater nächst der Burg. Freitag, den 26. September, zum Erstenmale: Folgen einer Mißheirath, Gemälde aus dem Leben, in 4 Abtheilungen. Nach Ancelot von J. F. Castelli.

Der Graf d'Aiglemont, der Erbe eines glänzenden Namens und Vermögens, hat sich in eine Putzmacherin, die Tochter eines invaliden Unteroffiziers von dem Regimente, das er befehligte, verliebt. Von seiner ahnenstolzen Mutter zu einer brillanten, ebenbürtigen Partie gedrängt, von den Spöttereien dieser ihm bestimmten Braut erbittert, von dem schroffen Betragen der Gräfin gegen seine Geliebte auf das Aeußerste gebracht, gibt er endlich der vermeintlichen Unbesiegbarkeit seiner Liebe nach, und reicht der armen, niedrigen Charlotte seine Hand. So schließt der erste Akt. Nach neun Monaten finden wir das Ehepaar auf dem Landgute des Grafen wieder. Der Rausch ist verflogen, beide Theile sind nüchtern erwacht; Arthur findet eine Menge Fehler, Unvollkommenheiten und Ungeschicklichkeiten an seiner Gemahlin; er glaubt sich vor seiner Mutter, seiner ehemaligen Braut und seinem Freunde der Putzmacherin schämen zu müssen; sie dagegen fühlt sich in der ungewohnten Umgebung beengt, verletzt, unglücklich; mit einem Duell, durch welches Arthur die Vertraulichkeiten seines Freundes gegen Charlotten zu bestrafen meint, endet der zweite Akt. Der dritte führt uns nach einem abermaligen Zwischenraume von drei Monaten in das Hotel des Grafen zu Paris. Das Mißbehagen der beiden Eheleute ist vollständig geworden; jedes geht seinen eigenen Weg, sie bleibt zu Hause und grämt sich, weil sie sich in der großen Welt nicht gefallen will; er, von langer Weile aus dem Hause getrieben, geht den Zerstreuungen nach und zieht an dem Triumphwagen eben jener Kokette, die er um Charlottens willen verließ; die Nachricht von seiner wirklichen Untreue mit dieser, schließt den Akt. Im vierten, abermals nach Verlauf von drei Monaten, ist der Bruch bereits unheilbar geworden; Arthur hat den Druck seiner Fesseln unerträglich gefunden, und deßhalb bereits eine Scheidungsakte ausstellen lassen und unterzeichnet; Charlotte, anfangs zwar von diesem letzten Schritte auf das furchterlichste ergriffen und empört, sieht dennoch die Nothwendigkeit, die Unausweichlichkeit desselben ein; auch sie unterzeichnet die Trennungsakte und scheidet von ihrem Gatten, um in der Gesellschaft ihrer früheren Freunde Ersatz für zwei verlorne, wenigstens für ihr Herz verlorne Lebensjahre zu suchen.

Wir haben aus der vorstehenden Inhaltsanzeige absichtlich alles Fremde, Unwesentliche und Episodische ausgeschieden, um uns desto ausschließlicher an die Hauptsache und die aus derselben hervorspringende Grundidee zu halten. Ein dramatisches Kunstwerk, zumal eines von ernsterer Natur, das mehr den Verstand und das Nachdenken des Zuschauers, als bloß seine Lachmuskeln in Anspruch nimmt, soll uns diese Grundidee klar und faßlich, entweder in der Gestalt einer vernunftgemäßen Wahrheit oder eines erprobten Erfahrungssatzes vor Augen stellen, ohne daß uns deßwegen eine dürre, meistens sogar überflüssige Nutzanwendung aufgedrungen würde. Das heutige Stück, nach allen Seiten gewendet, betrachtet und mit seinem Titel verglichen, liefert nun ein Resultat, das wir in folgendem Satze ausdrücken können: Eheliche Verbindungen zwischen Personen von ungleichem Stande führen zur Reue, zum Unglück, zur Trennung. Angenommen, der ganze Satz sey richtig, sey in der Vernunft und in der Erfahrung begründet: so hätte der Verfasser zur Bewahrheitung desselben durch ein dramatisches Kunstwerk keine unpassenderen Repräsentanten beider Stände wählen können, als er hier in seinem Arthur und in seiner Charlotte aufgestellt hat. Was beweisen diese beiden Leute anders, als daß sittlicher Unwerth, Untreue und Herzlosigkeit auf der einen Seite; Beschränktheit, Unbildsamkeit und Indolenz auf der andern endlich zur Langenweile, zum Unfrieden, zum Herzeleid, zum Unglück führen müssen? Was können diese getreuen Kopien einer jämmerlichen Wirklichkeit uns denn Erfreuliches, Belehrendes, Warnendes oder gar Erhebendes bieten? Wahr sind sie allerdings, wahr sind sie leider, aber ist denn alles, was eben wahr und nichts als wahr ist, deßwegen schon Kunst oder Gegenstand der Kunst? Ist das Porträt, auf dem die garstige, ekelhafte Warze oder Schwäre des Originals mit chirurgisch-mikroskopischer Genauigkeit und im hellsten Lichte dargestellt ist, ein Kunstwerk? — Sollte ein künstlerischer und moralischer Zweck durch das Stück erreicht werden, so hätten die Charaktere ganz anders gestaltet seyn müssen, sollte bloß der Titel des Stückes gerecht

fertigt werden, so hätte dieser ganz anders lauten müssen; hieße er etwa so: Folgen einer Heirath zwischen einem herz- und charakterlosen Manne aus dem höhern Stande, und einem guten, aber etwas beschränkten und trägen Mädchen aus dem niederen Stande, dann wäre wenigstens das in dem Titel gegebene Versprechen gelös't, obwohl das Stück selbst unserer höheren, künstlerischen und sittlichen Theilnahme darum nicht näher gerückt wäre. Ja, hätte der Verfasser uns Personen vorgeführt, die unsere Achtung, unsere Liebe, ja unsere Bewunderung verdienen, hätte er uns den Muth edler, großer Seelen gezeigt, die liebend und sich selbst genügend den Kampf mit den äußern Verhältnissen bestehen, oder der Allmacht eben dieser Verhältnisse unterliegen, — das wäre eine Aufgabe gewesen, der edelsten Kräfte werth, das wäre ein Stück geworden, dem Kunstsinn und Sittlichkeit gleich willig gehuldigt hätten. Diese Menschen aber, die Abbilder der flachsten Alltäglichkeit, können kaum unsere Neugierde, geschweige denn ein höheres Mitgefühl erwecken, ja, es läßt sich erweisen, daß bei einer solchen Charakterzeichnung eine andere, künstlerisch bessere Wendung oder Deutung des Stückes ganz unmöglich wäre. Ein wahrhaft gebildeter Mann vom Stande, der uns als Charakter interessirt, könnte ein Mädchen gar nicht lieben, noch weniger heirathen, das nicht durch Reichthum des Herzens, des Geistes ihn zu gewinnen, zu fesseln und für die Opfer, die er ihrem Besitze bringt, zu entschädigen wüßte; ein wahrer Edelmann, ein solcher, der zugleich ein edler Mann ist, wird sich in der Achtung der Welt und seiner Umgebung so festgestellt haben, daß ein Theil dieser Achtung unwillkürlich auch auf seine Gemahlin, so niedrig sie auch geboren seyn mag, übergetragen wird; ein solcher wird, wenn ihm auch gewisse Zirkel verschlossen bleiben, in denen, die er besucht, seine Frau vor jeder Beleidigung, wie sich selbst vor jeder Demüthigung ihretwillen zu schützen wissen, um so mehr, da sie selbst ihm diese Demüthigung ersparen wird. Wer, endlich, sein inneres Glück durch äußere Opfer zu erkaufen im Stande war, der kann unmöglich dieß Glück durch sein eigenes, unedles Betragen zerstören. — Aber gleiche Forderungen gelten auch für den andern Theil. Ein Mädchen von niederer Herkunft, das uns als Charakter Interesse einflößen soll, kann nur durch innere Vorzüge, durch ein geistiges Heirathsgut die Liebe und die Hand eines edlen vornehmen Mannes gewinnen; ist sie aber sein, in wahrer, glühender, begeisterter Liebe seyn, dann wird sie sogar ihren früheren Neigungen und Gewohnheiten ein wenig Gewalt anthun, sie wird sich, schon dem geliebten Gatten zu Gefallen, in Gebräuche fügen, sich Formen aneignen, die der neue Stand mit sich bringt, und eine solche Frau, deren Anlagen und Bildungsfähigkeit wir doch aus der Wahl ihres Gatten voraussetzen müssen, wird wohl kaum zwei Jahre brauchen, um etwas Erlernbares zu erlernen und ihrem Manne jedes Erröthen über sie zu ersparen. Trägheit, Indolenz, üble Laune, ja ein beinahe trotziges Festhalten an dem Alten, ein verzweifelndes Aufgeben des Neuen, sind freilich nicht die Mittel, das eigene Glück zu gründen und das des Gatten zu erhalten. Eine Frau, die unter diesen Umständen, nachdem sie zwei volle Jahre Gräfin d'Aiglemont gewesen ist, über den Namen la Tremouille lachen kann, ohne bei dem Namen an etwas anderes als den Klang desselben zu denken, die mag als Putzmacherin recht naiv seyn, aber in ein ernstes Drama, als Charakterbild, als Beispiel einer tief in das Leben eingreifenden Wahrheit paßt sie durchaus nicht. Daß sie am Schlusse, wo es freilich zu spät kommt, klug, gescheit, ja weise wie ein Buch spricht, beweis't höchstens, daß sie von der endlich erlangten Ausbildung ihres Geistes für ihr eigenes Lebensglück keinen Gebrauch zu machen verstand, für das ihres Gatten keinen machen wollte. Auf einen Mann seines Schlages wäre die Mühe ohnehin vergebens gewesen, und seine Reue bei der schließlichen Entwickelung ihrer Geistesgaben nimmt sich beinahe eben so possierlich aus, als diese Entwickelung selbst mit allem Vorangegangenen im Widerspruche steht. Charaktere, wie wir sie hier vor uns sehen, sind und geben uns für unser höheres Bedürfniß in der Kunst gar nichts, und zu einer bloßen Anekdote aus dem wirklichen, alltäglichen Leben ist denn doch der Gegenstand, um den es sich hier handelt, von zu ernster, zu wichtiger Natur. — So viel über die Organisation und die Tendenz des Stückes im Allgemeinen; jetzt noch eine Bemerkung über ein paar Einzelnheiten. Das Duell mit Monval erscheint uns weder seiner Veranlassung, noch seinen Folgen nach als wahr und passend, sondern nur als ein Mittel, den Aktschluß effektreich zu machen, und ein dazu gehöriges Tableau herzustellen. Die Gräfin d'Aiglemont hat ja Monval gar nicht beleidigt, er hat nichts gethan, als sie für das gehalten, was sie früher war, da er von ihrer Heirath nichts wußte; ein sehr verzeihlicher Irrthum, der noch obendrein durch die Ungeschicklichkeit und die falsche Scham des Grafen selbst herbeigeführt wurde, und also ihn am wenigsten beschimpfen konnte. Daß ein Monval nach dem Duell als Hausfreund und Vertrauter Charlottens aufgenommen wird, ist eine Höhe von — Civilisation, zu der wir es bei uns noch nicht gebracht haben. — Als ein merkwürdiges Phänomen ist uns der Charakter Peter Moulins, des früheren Liebhabers Charlottens, der sie auch nach ihrer Heirath als ihr treuer Schatten begleitet, vorgekommen. Es begreift sich leicht, wie ein junger Mensch von lebhaftem Geiste und glücklichen Anlagen, durch Liebe gespornt, die verabsäumte Bildung seiner Jugend in kurzer Zeit nachholen und zum wirklich gebildeten Manne werden könne; aber es faßt sich schwer, wie ein Mensch, der die ersten zwanzig Jahre seines Lebens ein Pinsel war, und von allen als solcher behandelt wurde, sich in einem Jahre (denn in diesem geschieht seine Entpuppung) zum gescheiten, geistreichen, abgeschliffenen Offizier metamorphosiren lasse. Das geistige Avancement mußte hier mit dem militärischen gleichen Schritt halten, aber wir zweifeln, nach dem uns Gegebenen, an der Glaubwürdigkeit beider. — Alles, was wir in den vorstehenden Bemerkungen dem Stücke zu Last gelegt haben, trifft natürlich nur den französischen Verfasser desselben; der deutsche Bearbeiter kann für das, was er vorfand, nicht verantwortlich gemacht werden, und Hr. Castelli hat, durch vieljährige Erfahrung belehrt, gewiß Manches unserem Bedürfnisse und unserem Geschmacke anzupassen gehabt. Die Gewandtheit der Bearbeitung und die bühnengerechte Wirksamkeit des deutschen Textes ist nicht zu verkennen, und wenn wir auch hie und da, wie namentlich in der Rolle der Madame Dutour, Charlottens Muhme, einige etwas derbe Wendungen gemildert zu sehen wünschten, so dürfen wir doch die Vorzeichnung des Originals, das eben diese Wendungen für nothwendig hielt, nicht außer Acht lassen.

Unter den Darstellenden haben wir zuvörderst der Dem. Peche als Charlotte mit großer Auszeichnung zu erwähnen. Das Schüchterne, Sanfte, Weibliche der Rolle wußte sie mit eben so viel Reiz als Wahrheit wiederzugeben. Ein wenig mehr Lebendigkeit von Anfang herein würde dem Charakter psychologisch nachgeholfen haben; doch dafür entschädigte die Darstellerin im vierten Akte, in welchem Charlotte die Trennung erfahren hat und Abschied von ihrem Gatten nimmt. Das treffliche, eben so wahre als warme Spiel der Künstlerin in dieser Rolle war für das Stück selbst von äußerst wohlthätiger Wirkung. Gleich ausgezeichnet waren die übrigen weiblichen Rollen besetzt, und wir brauchen wohl nur die Namen der Mad. Löwe, der Dem. Müller und der Mad. Anschütz zu nennen, um die vortreffliche Art zu bezeichnen, mit welcher die Gräfin Mutter, die Baronin d'Alby und Madame Dutour dargestellt wurden. Hr. Korn hatte als Arthur einen harten Stand; das, was aus einem Charakter dieser Art nur irgend zu machen war, das machte der treffliche, unschätzbare Künstler daraus. Verdienstlich und wirksam, wie immer, war Hr. Fichtner als Peter Moulin; doch glauben wir, daß eine etwas weniger starke Färbung zu Anfang, den Charakter für den Verfolg der Handlung wahrer gemacht hätte. So wäre dem Dichter wenigstens ein Theil des ihm gemachten Vorwurfes erspart worden. Durchaus wahr, gewandt und erfolgreich waren Hr. Wilhelmi als Invalide Bertrand, Charlottens Vater, und Hr. Herzfeld als Herr von Monval.

Der liberale Postillon.

Er ließ die Zügel aus der Hand,
Da sind sie mit ihm fortgerannt;
Denn wo das Roß den Zaum nicht spürt,
Hält es sogleich sich für emanzipirt.
Dort rennen sie nach dem Abgrund schon —
Gute Nacht, liberaler Postillon!

. . . r.

Theateranzeige.

Dienstag, den 14. Oktober. Die Jäger, Familiengemälde in 5 Abtheilungen von Iffland.

Mittwoch, den 15. Oktober, wird im Abonnement gegeben: Der dritte Akt des Othello von Rossini in italienischer Sprache. Hierauf (zum Erstenmale wiederholt): Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abtheilungen von Lop. Zum Schluß (zum Erstenmale): Der dritte Akt der Oper Romeo und Julie von Vaccai in italienischer Sprache. Dem. Francilla Pixis: Desdemona und Romeo als letzte Gastrolle.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 159. 15. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gedichte über Venedig.

Von Ludwig Halirsch.

(Aus seinen nachgelassenen Briefen in die Heimath, geschrieben auf einer Reise nach Italien im Jahre 1831).

8. Abschied von Venedig.

Nun wird es Ernst, nun wird es Zeit;
Der Tag ist kurz, der Weg ist weit,
Und eh' ich's noch geahnt,
Heißt es: Leb' wohl, Venezia!
Schon ist die schnelle Gondel da,
Der Schiffer klopft und mahnt. —
Leb' wohl! Du Wogen-Königreich,
In deinen Trümmern selbst noch reich,
Und lebend noch im Grabe!
Du gabst viel ed'le Gaben mir,
Doch als die größte dank' ich's dir,
Daß ich geschaut dich habe;
Daß ich geschaut dich und beweint,
Nicht bloß zu schauen dich gemeint,
Nein, dir im Aug' gelesen;
Daß ich geschaut dich voll und ganz,
In deinem Schatten, deinem Glanz,
Was ist, und was gewesen!
Leb' wohl! — dort rollet schwarz und schwer
Am Himmel ein Gewitter her;
Der Sturm ist sein Begleiter.
Schon zuckt der gelbe Widerschein.
Mir recht! — muß es geschieden seyn,
So zieh' im Sturm ich weiter.
Mein Herz ist bang, mein Aug' ist trüb';
Und hat mich hier doch Niemand lieb!
Kaum kennt und nennt mich einer;
Und so wie ich gekommen bin,
Ein Fremdling, zieh' ich wieder hin.
Wer denkt — wer denkt wohl meiner? —
So eilt der Wandrer fort und fort,
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
In ew'ger Flucht auf Erden.
Er eilt thalein, er eilt thalaus,
Ist nie daheim, ist nie zu Haus;
Wann wird ihm Ruhe werden?
Ach, Ruhe, süßer Klang!
Wie lange mir schon fremd, wie lang!
Dich sucht' ich, sucht' ich immer.
Auf Alpenspitzen rang ich mich,
Auf weitem Meere schiffte ich,
Und fand dich, fand dich nimmer.
Ja selbst in meinem Heimathland,
An das mich knüpft manch theures Band,
Selbst dort muß ich dich missen.
Du warst das Vließ, du warst der Stern,
Der mich gelockt in weite Fern',
Und der mich fortgerissen.
Dir gab ich Alles, Alles hin,
Nur nicht den festen Lebenssinn,
An dem ich mich noch halte!
Dich — find' ich doch auf Erden nicht
Er — bleibt mir treu, wenn Alles bricht,
Und wie es sich gestalte!
Ja, Lebenssinn und Lebenskraft,
Die innen keimt und außen schafft,
Das sind die beiden Stäbe,
Mit denen zieh' ich muthig hin,
So lang ich auf der Wallfahrt bin,
Und lebe fort, und lebe!

Eine Emeute unter Ludwig XIV.

(Nach dem Französischen, von M...)

(Fortsetzung)

Unter allen diesen provenzalischen Edelleuten, welche besonders die lärmenden und rohen Huldigungen der Menge auf öffentlichen Plätzen hinnahmen, war Caspar Glandèves de Niozelles derjenige, der keinen Nebenbuhler kannte. Man war geneigt, ihn für den Gebieter in Marseille zu halten, so sehr stritten sich alle jungen Männer um die Ehre, seinem Gefolge anzugehören, er zog nie anders als von einer Schaar seiner Anhänger umgeben, einher, seine Gestalt war edel, seine Art und Weise gebieterisch, ein etwas mageres Gesicht hatte den Ausdruck verachtenden Stolzes. Die Natur hatte ihn ganz zum Volksmanne gestempelt, dem es, je nach seinem Willen, gegeben war, die Volksleidenschaften zu entfesseln oder zurückzuhalten. In seinem dreißigsten Jahre wurde ihm klar, daß das Marseiller Volk in seinen Händen ein blindes Werkzeug für seine Zwecke seyn würde. Von diesem Augenblicke an hatten die Gefahren des Bürgerkrieges etwas reizendes für ihn und nur allein dem berauschenden Gefühle der Herrschsucht gab er sich hin. In Paris würde er seinen Landadel vor berühmten Namen haben beugen müssen, in Marseille herrschte er. Marseille war für unsern jugendlichen Ritter ein beständiger Turnierplatz, dem nichts abging, selbst die Dame seines Herzens nicht. Oft wenn er mit seiner Schaar

die, durch den souveränen Willen des Königs ernannten Consule unter wildem Hohngeschrei verfolgte, traf ihn aus der Höhe der elektrische Funke aus einem halbgeöffneten Fenster. Es war die schöne und lebhafte Vicomtesse Clemence d'Ayrargues, die sich an dem blutigen Schauspiel dieser sich stets wiederholenden Volksaufständen ergötzte. Sie hatte ihren Vater in Italien verloren und lebte mit ihrer frommen Mutter in stiller Zurückgezogenheit in einem Hause der Bouteriestraße, dessen Erdgeschoß heut zu Tage ein Kornmagazin ist und in dessen ersten Stock sich die Schreibstube eines Advokaten befindet. Kaum hallte das wilde Getöse in den Mauern dieses Hauses wieder, kaum erzitterten davon die Fenster des leichtgebauten Erkers ihrer Wohnung, als sie sich an einem derselben im ganzen Reize eines leichten Morgenanzugs zeigte, ihre schönen weißen Arme, die durch den leichten Florermel durchglänzten, auf die Brüstung lehnend, und so den Anblick des bewegten Bildes der wild verworrenen aufrührerischen Haufen, das sich vor ihren Augen in den engen Straßen der alten Stadt entfaltete, ganz zu genießen. Mitten aus dieser bewegten Masse ragte ein rother Federbusch, der sich auf einem mit Bändern bunt verzierten, von Gold und Steinen glänzenden Hut, erhob. Eine Hand ergriff diesen Hut und ließ ihn vor der Dame Clemence Vicomtesse d'Ayrargues niedersinken; diese erwiederte den Gruß gemessen und wohlwollend und spendete sodann ihren reichen Beifall dem Gefolge des Herrn Glanèves de Rioselles.

Doch eines Tages, es war der 13. July 1658, war die Menge der vor dem Hotel Ayrargues versammelten Volkes zahlreicher und wüthender als je zuvor. Der Ruf: fouero la Galère, fouero la Galère, ließ sich mit ungemeiner Heftigkeit vernehmen. Speere, Hackenbüchsen, blanke Degen und Waffen aller Art blitzten aus der dunkeln Masse hervor. Schweiß triefte von den schwarzen Gesichtern, der Menschenstrom, gleichsam durch Ufer hoher Häuser beengt, wälzte sich dichtgeschlossen langsam vorwärts und ergoß sich dann, stets anwachsend, in seiner ganzen Fülle und Breite auf den Marktplatz. Hier schob sich die Masse fort und fort, als plötzlich durch eine auf den Hafen führende Seitenstraße die Flagge der Galere des Herzogs von Mercoeur mit ihren geächteten Farben sich ihren Blicken zeigte. Ein entblößter Degen deutete auf diese mit den Mündungen ihrer 48pfündern gegen den Quai gerichtete Galeere; die Spitze dieses Degens zeigte genau auf den Rauch der Lunte, die auf dem Verdeck brannte. Dieser Degen überhaupt drückte in seinen Bewegungen den ganzen gereizten Seelenzustand Rioselles aus. Clemence d'Ayrargues war indessen immer noch Zuschauerin dieser Volksbewegungen, die diesesmal einen sehr gefährlichen Charakter annahmen; alle Fenster, nur das der unerschrockenen Vicomtesse nicht, waren geschlossen, ebenso die Kaufläden und Schenken, die Quais verödet; nur allein das Heer Rioselles wogte unter dem fürchterlichen Geschrei: fouero la Galère, fouero la Galère, hin und her. Dennoch war diese Galeere keineswegs so vieler Aufmerksamkeit, so großen Hasses würdig. Es hatte sie der Konsul Eubaume, der mit seinen Kollegen die Stimmen der Handelskammer lenkte, von Toulon kommen lassen, das Ansehen der königlichen Gewalt aufrecht zu erhalten und zugleich die Rebellen einzuschüchtern; die Geschichtsschreiber jener Zeit indessen versichern, daß die Geschosse der Galeere nur schwache Ladungen Pulver enthielten, und die Absicht des Konsuls lediglich dahin ging, im Falle er dazu genöthigt würde, auf die Stadt blind feuern zu lassen. Demungeachtet hatten Rioselles Anhänger, durch die fortwährenden unruhigen Auftritte einer end- und zwecklosen Unordnung, einer Aufregung, oft ohne allen Anlaß, entartet und verwildert, ihren ganzen Haß auf die unschuldige Galeere des Herrn Herzogs geworfen; dieser äußerte sich denn, so oft dieses Fahrzeug mit seinen herausfordernden Geschützen im Angesicht des Hafens stattlich auf- und abwogte, auf die leidenschaftlichste Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Ein irisches Lebensbild.

(Aus den Erinnerungen eines britischen Offiziers, mitgetheilt von K. v. Kreling.)

(Schluß.)

Da schoß mir ein Gedanke, wie ein Blitz, durch den Kopf. Der Sergeant lag regungslos; Cahil würde eher Leib und Seele in die Schanze geschlagen haben, als mir auch nur mit einem Wort oder einem Gedanken Verdrüßlichkeiten oder noch Schlimmeres zuzuziehen. Kein Mann von der Wache war noch erschienen; in einem Augenblick mußten sie und die Gefangenwärter zur Hand seyn, und dann war Dawley's Verhängniß rettungslos entschieden. Es gab noch ein Mittel, den Gefangenen zu retten, und dieß dazu mit der wohlthuenden Aussicht auf keine übeln Folgen für den Rettenden. Ich raffte des Gefallenen Hellebarde, deren Spitze nicht überscharf war, auf, hakte das querlaufende Eisen unter dem Lanzenkopfe in seinen Hosengurt ein — freilich auf die Gefahr hin, ihm die Spitze des Spießes in den Rücken zu treiben — schob ihn oben auf die Mauer hinauf, gab ihm einen »Schuck« und brachte ihn glücklich hinüber — plumps ins Wasser unten. Noch nie hat meinen Ohren ein plötzlich hereindonnernder Paukenschlag in einer modernen Ouvertüre auch nur halb so köstlich geklungen, als der Ton, mit dem ich den »fallenden Körper« auf dem Wasser aufplatschen hörte.

Heraus rannte die Wache und die Beschließerschaar in dem köstlichen Zustande diensteifriger Verwirrung, erschreckt durch den Knall von Cahil's Muskete und handfertig zu Allem, ehe sie nur wußten, was es eigentlich gab; und am Ende, als die Ursache des ganzen Lärms ermittelt war, hatte man Dawley zu viel Zeit gewinnen lassen, um seine Wiederbeibringung hoffen zu können. Indessen wurden unverweilt alle erforderlichen Maaßregeln getroffen. Streifwachen wurden nach den Orten entsendet, wo er sich denkbarer Weise versteckt halten mochte, und ein Boot wurde bemannt und flußabwärts geschickt, im Fall er auf dem Wege entkommen seyn sollte. Das Letzte hätte beinahe seinen Zweck erreicht. Wenige hundert Ellen unterhalb der Stadt sah man, gerade voraus im Mondlicht, einen Kahn mit zwei Personen, von einem Ruder gelenkt, hastig davon schiffen. Man verfolgte ihn und hatte ihn beinahe eingeholt, als der, welcher ruderte, über Bord sprang und ans Ufer schwamm. Wer es war, konnten die Häscher nicht sagen; allein sie waren nahe genug, um zu sehen, daß es ein kleiner, nicht über fünf Fuß hoher Kerl war — also gewiß nicht der Mann, den sie suchten. Das Kreischen, Schreien und Weinen und zuletzt die heftigen Krämpfe, in welche sie fiel, zeigten, daß die andere Person im Kahn ein Weib sey; es war Frau Dawley. Man fragte sie nach ihrem Manne, worauf sie aufs Wasser deutete: da läge er — erklärte sie — und da sollten sie ihn suchen. Es war nur zu wahrscheinlich, daß er — durch die Kugel der Schildwache schwer verwundet — bei dem Falle von der Mauer ins Wasser unten den Nachen nicht zu erreichen vermochte und im Flusse umkam. Ziehseile und Enterhaken mußten suchen helfen; allein sein Körper wollte sich nicht finden lassen, und das aus einem sehr guten Grunde — er lag gar nicht darin. Die unglückliche Wittwe war eine Zeitlang gar trostlos; allein eine Sammlung, die wir für sie und ihre verwais'ten Kinder veranstalteten, tröstete sie wunderbarlich. Sie gediehen ganz trefflich bei ihrem Kummer und verließen bald hernach jene Gegend weit besser gekleidet, als wie sie hergekommen waren

— übrigens nicht ohne mir für meine Gutthätigkeit zu danken — wobei die Mutter in dem besten Trauerstaate, den ihr ihre Mittel verstatteten, erschien; ihre rosig-frische Fülle war wiedergekehrt, und in jeder Hinsicht bot sie ein von dem armen abgemagerten Geschöpfe, das ich einige Monate zuvor bei Hrn. Stowel gesehen hatte, ganz verschiedenes Bild.

Viele, viele Jahre später, als ich zu New-York auf dem Hafendamme stand und auf den breiten Wasserspiegel des Hudson schaute, und das Paketboot, das mich nach England mitnehmen sollte, auf seinem Busen vor Anker lag, kam ein hochgewachsener, gutaussehender, wohlgekleideter Mann, schon etwas in Jahren, etwas lahm und auf einen tüchtigen Haselstock gestützt, auf mich zu, zog den Hut und fragte mit der breiten Betonung meines Geburtslandes: »Spräche ich wohl mit Major Cornelius O'Donoghue, Fähnrich vor langen Jahren beim königlich irländischen?«

»Jakob Dawley?« rief ich.

Er schaute mir voll ins Gesicht, schlug die Hände zusammen, machte eine rasche Bewegung nach mir hin, als wolle er mir um den Hals fallen, hielt eben so schnell inne, warf sich in den Koth auf die Kniee, und wiederholte, zu mir aufsehend, einige irländische Worte, deren Sinn ich nicht recht verstand, sprang mit einem Satze in die Höhe, und schob sich mit Hülfe seines Stocks, den er indessen bisweilen more Hibernico *) über seinem Haupte schwang, mit wundersamer Schnelligkeit zu einer Gruppe von Personen hin, die in einiger Entfernung standen. Auf dreihundert Schritte schrie er ihnen zu: »Peggy, Peggy, Potz Blut und Muth! Peggy, lauf'; 's ist der Herr selbst, wie er leibt und lebt. Mein bester Segen über ihn, alltäglich und allnächtlich! Helf dir Gott! so lauf' doch und sieh' Hrn. O'Donoghue!«

Selbigen Nachmittag speis'te ich bei Herrn und Frau Dawley: Schön-Gretchen, eine wohlbeleibte und muntere Mutter von dreizehn blühenden Kindern, nun zu oberst am eigenen wohlbesetzten Tische, das glückliche Weib eines reichern Mannes als ich.

Frau Dawley hatte, wie sich zeigte, ihres Gatten Flucht ausgedacht, ohne daß er ein Wort davon ahnte oder wußte, bis sie zu ihm in seine Zelle kam, unter dem Vorwande, ihm ein letztes Lebewohl zu sagen, in der That aber, um ihm die nöthigen Werkzeuge zum Durchfeilen seiner Ketten und der eisernen Fensterstäbe zuzustecken. Er war übrigens fest entschlossen gewesen, lieber den Tod zu leiden, als die Namen der Mörder anzugeben: es war — sein eigener Vater und Bruder gewesen.

Die Misenische Höhle.

(Von H – .)

Die äußerste Spitze der den Golf von Pozzuoli zur Rechten einschließenden Hügel bildet das Kap Misene, der Gestalt nach ein ungeheures Mausoleum über der Asche irgend eines großen Mannes. Der nördliche Abhang dieses Vorgebirges ist mit den lachendsten Anpflanzungen bedeckt, zwischen welchen einzelne Villen im Schatten der Orangenhaine versteckt liegen. Ueber die Rebengelände und Feigenwälder, welche zu dem aus weiter Ferne sichtbaren Gipfel sich hinaufziehen, ragen die Trümmer eines Wachthauses aus dem Mittelalter und schauen düster auf das an der Mittagsseite von der Natur selbst gebildete kleine Plateau herab, worauf sich einst der Leuchtthurm neben einer schönen, im Kriege von 1805 zerstörten Olivenpflanzung erhob. Das äußerste Ende des Kaps stürzt nach Süden und Osten gegen das Meer in steilen Felsenwänden ab, durch die ein in das Gestein selbst gehauener Treppenweg zu einer im Wasserspiegel liegenden Batterie führt, welche mit der auf der Insel Procida ihr gegenüber errichteten jedem Schiffe die Durchfahrt durch den Kanal zu wehren leicht im Stande ist. Himmelhohe Wogen brechen sich hier mit Donnergetöse in endloser Wiederholung an der zackigten Wand; zu Schaum gepeitscht schlagen sie mehre hundert Fuß hoch empor, und trachten seit Jahrtausenden einen Koloß zu zerstören, der ihnen den kräftigsten Widerstand leistet; man muß dieß Schauspiel vom Gipfel des Berges herab genießen, der bei heftigen Stürmen in seinen Grundvesten zu wanken scheint: Die Scene ist ewig neu und erhaben, so häufig man sie auch an Seeküsten findet. Die Natur vervielfacht sich zwar, aber sie wiederholt sich nie.

Das Kap Misene gilt wegen der noch vorhandenen Spuren eines ehemaligen Kraters und der Laven, welche man dort von allen Farben findet, für einen der uraltesten erloschenen Vulkane. Diese Meinung wird noch überdieß durch den Umstand gerechtfertigt, daß an seinem Fuße im Meer selbst eine warme Quelle hervorsprudelt, welche das Pech an den Schiffen schmelzt! Eine andere Quelle süßen Wassers dringt gleichfalls, nicht weit vom Ufer, aus dem Meeresgrunde zu Tage; eine Erscheinung, wie sie auch an der genuesischen Küste im Golf von Spezia beobachtet wird.

Unter diesem Vorgebirge, der Insel Procida gegenüber, liegt die sogenannte Misenische Höhle, auch Grotta Traconaria genannt, ein aus langen Hallen bestehender Wasserbehälter, in seiner Anlage und Ausführung nicht weniger großartig, als die bekannte Piscina Mirabile zu Bauli.

Dieß Souterrain besteht aus fünf ungleich langen, in den Berg getriebenen Stollen von gleicher Höhe, durch vier darauf senkrechte Gänge durchschnitten. Die Decke tragen zwölf ungeheure natürliche Pfeiler, zum Theil mit dem festesten Netzmauerwerk verkleidet, worüber ein harter weißer Verputz gelegt ist, wie man ihn fast bei allen altrömischen Wasserbehältern trifft.

Da nun ein einziges, dem geräumigen Eingang nahe liegendes Saupirail durch den Berg hinaus auf die Oberfläche führt, so läßt sich diese schauerliche Grotte nur bei Fackelschein besichtigen. Ohne Führer sich in ihr Inneres zu wagen, ist höchst gefährlich; denn Erdrisse und Vertiefungen, meiner Vermuthung nach durch die hier so häufigen Erdbeben entstanden, ja sogar Brunnen ohne alle Schutzwehren, gestatten nur gar zu leicht schwere Verletzungen. Von allen Seiten tröpfelt das Seigwasser von der Decke herab; es sammelt sich an zwei Stellen in kleinen Behältern, woraus der Cicerone den Fremden einen Trunk schöpft, der von keinem andern der Gegend an Schmackhaftigkeit und Frische übertroffen wird.

Mehre Gelehrte halten diese Grotte für ein Werk des Nero, der die Mineralquellen von Bajae habe hieher leiten wollen. Allein diese Idee widerlegt sich von selbst, indem kein denkbares Hinderniß vorhanden ist, welches den Kaiser bewogen hätte, ein solches Recevoir nicht in Bajae selbst anzulegen, wenn wir auch gar nicht in Anschlag bringen wollen, daß die Römer unter Nero bereits allzuwohl in den hydraulischen Wissenschaften bewandert waren und die Natur der Heilquellen zu genau kannten, um sich im Ernste mit der Ausführung eines so chimärischen Projektes zu befassen. Andere glauben, die Höhle sey durch die Gewinnung der Bausteine entstanden, und habe darauf ihre Bestimmung als Magazin für die römische Flotte erhalten. Für diese Meinung spricht nichts; im Gegentheil wird sie durch die Anlage selbst und die Feuchtigkeit, welcher dieß Souterrain im Innern des Berges stets unterworfen gewesen seyn mußte, geradezu widersprochen. Verschiedene Archäologen bezeichnen sie als ein Werk des Lu-

*) Nach irischer Sitte.

cullus, — weil dieser in der Nähe eine Villa besaß! mehre als einen Bau des Agrippa — aber wenn auch dieser einsichtsvolle Römer wirklich einige gelungene Ideen ausführte, so ist die Folgerung dennoch keineswegs logisch richtig, daß Alles Schöne und Treffliche in dieser Gegen von ihm herrühre. Rom hatte ja nicht bloß diesen einzigen Mann — und frühere Zeitalter wiesen gleichfalls gute Köpfe auf.

Ich glaube, daß wir die Entstehung der misenischen Höhle weiter zurück datiren sollten, und schriebe sie am liebsten den Griechen aus Cumae zu, welchen diese Gegend gehörte, und die vielleicht einer in der That auffallend wasserarmen Stelle, bei der Nähe ihres Hafens (dieser ist, wie treffliche Gelehrte nachgewiesen haben, in dem heutigen See Fusaro zu suchen) einen Wasservorrath verschaffen wollten, und nach Quellen spähend, in die Eingeweide des Berges drangen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Grotte auch unter den Römern für diesen Zweck benützt wurde; denn die am Fuß des Berges vor Anker liegende zahlreiche Flotte konsumirte natürlich jeden Tag ein unglaubliches Wasserquantum, wozu vielleicht die ohnehin entlegenere Piscina in Bauli nicht immer ganz zureichte.

Am nördlichen Abhang des Kaps lag die Stadt Misenum mit ihren Arsenalen und Schiffswerften. Man findet von ihr kaum noch einige schwache Spuren, aus denen hervorgeht, daß sie sich hauptsächlich zu beiden Seiten des Hafens bis hinaus an den Golf von Pozzuoli ausdehnte. Ihre Stelle nimmt jetzt das elende Dörfchen Casalucce ein; wo sich etwa fünfzig arme Familien, meist vom Bettelhandwerk und als Cicerones lebend, um eine kleine Kirche her angesiedelt haben. Einige dieser Wohnungen kleben, Schwalbennestern ähnlich, an den alten riesenhaften Mauern und Gewölben der Stadt. Halbverfallene Hütten nehmen die Plätze ein, wo sich einst Theater, Paläste und Tempel erhoben.

Misenums Gründung muß wohl den Cumanern zugeschrieben werden. Es hatte mit der Mutterstadt einerlei Schicksal und wurde wahrscheinlich unter August zur Kolonie erhoben. Man hat hier zu verschiedenen Zeiten recht interessante Steinschriften ausgegraben, die im Museum zu Neapel nachgesehen werden können. In welchem Jahre die Stadt zerstört wurde, ist nicht genau bekannt. Die letzten Verwüstungen geschahen durch Herzog Sichart von Benevent und die Sarazenen im Jahr 890, welche die wenigen hier zurück gebliebenen Bewohner als Sklaven wegführten.

Nur gering sind die antiken Ueberreste. Zwar erzählt uns die Geschichte, daß die üppigen Römer auch hier, so wie in dem benachbarten Bajae und Pozzuoli die reizendsten Landhäuser mit verschwenderischer Pracht erbauten; allein nur von wenigen sind die Namen ihrer Besitzer auf uns gekommen. Lucullus besaß hier zwei Villen, deren eine er selbst neu aufführen ließ, die andere aber aus der Verlassenschaft des Marius von der reichen Cornelia erstand. In letzterer starb Tiber, da ihm widrige Winde und körperliche Leiden nicht mehr erlaubten, nach Capri zurückzukehren. Die Pracht dieses Landhauses wurde nach Lucullus Tode durch den nicht minder reichen Valerius Asiaticus wo möglich noch erhöht. Ein zerfallenes Theater, dessen Scene in etwas erkennbar ist, und das seinen Ausgang durch die Landzunge auf den Hafen hat, soll dieser Villa angehört haben. Auch Nero hielt sich oft in Misenum auf, und M. Antonius hatte hier weitläufige Besitzungen.

Auf der Südspitze des Vorgebirges findet man, jedoch meist vom Meer bedeckt, die zahlreichen, aber gestaltlosen Ruinen der Bäder von Misenum, welche der gelehrte Domherr de Forio weiter entfernt am Monte di Provida sucht, was aber nicht wohl der Fall seyn kann.

Die Geschichte hat nur an einigen Stellen der Stadt Misenum gedacht. So z. B. fand hier die Zusammenkunft zwischen Cäsar, Antonius und Sextus Pompejus Statt; und von Misenum aus schiffte sich der ältere Plinius ein, um den Ausbruch des Vesuv im Jahr 79 in der Nähe zu beobachten, wobei er seinen Tod fand. Ein alter italienischer Gelehrter sagt daher nicht ganz mit Unrecht von ihm:

A scriver molto, a viver poco accorto.

Sylbenräthsel.

(Wort von drei Sylben.)

Ständchen.

Willst du, o Liebchen, Eins=Zwei=Drei
Das Lied, das ich dir singe?
O bleib' nicht, gleich der Luft heut', Zwei
Beim Ständchen, das ich bringe!

Liegst still wohl schon auf der Zwei=Eins,
Du Engelsbild des Liebchens,
Im Eden deines Kämmerleins,
Im Himmel deines Stübchens —

Ich komm' vom Eins=Drei — 's ist kein Traum —
Dir sollt', wollt'st mein du werden,
Zu schönen Zwei=Drei jeder Baum
Sich biegen hier auf Erden.

Nieder=Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösung der Charade in Nro. 157.

Amalie, Lama, Lima, Leim, Meil', Mai, Eil', Amie.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 16. Oktober, wird im Abonnement gegeben: Der dritte Akt des Othello von Rossini in italienischer Sprache. Hierauf (zum Erstenmale wiederholt): Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abtheilungen von Lotz. Zum Schluß (zum Erstenmale): Der dritte Akt der Oper Romeo und Julie von Vaccai in italienischer Sprache. Dem. Francilla Pixis: Desdemona und Romeo als letzte Gastrolle.

Briefkasten. Aufforderung, Schiller's Denkmal betreffend. Der Gegenstand ist bereits vor geraumer Zeit in Nro. 60 des Konversationsblattes in dem Aufsatze: »die Deutschen als Denkmalerrichter« besprochen worden. — Das Räthsel von J. A., dessen Auflösung ein von Jean Paul erfundenes und gebrauchtes Wort ist, kann nicht aufgenommen werden, indem es, schon der Form wegen, wirkungslos ist. — Verschiedene Gedichte von K. S. in M — g. Dankbar. — Zumalagarregui, Gedicht von einem Abonnenten. Gut gemeint, aber nicht gut gedichtet; doch darum nicht böse! — Lieder eines Hagestolzen. Das Cölibat scheint diesem Hagestolzen auch die Dichterschwingen gelähmt zu haben. — Die Inquisition in Spanien. Dankbar, aber alles Erzählte ist wohl Jedermann längst bekannt. — Liebeslieder. Ach und O! O und Ach! — Die Auflösung des Räthsels in Nro. 157 ward uns von unbekannter Hand mit den Worten eingesandt: »Nun wünschte ich aber auch das verheißene schöne Original zu küssen.« Bestellt. S—'.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs=Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bavrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №: 160. 16. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Blinde von Argenteuil.

Eine normanische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von J. Schuster.

In dem innersten Theile eines großen und düstern Gebäudes in Rouen, mitten in einem stillen, weiten Büchersaale, der geschmückt war mit den Bildnissen berühmter in Scharlachgewändern gekleideter Magistratspersonen, saß ein bejahrter Mann von ehrwürdigem Aeußern in tiefem Studium. Die Insignien, die er trug, zeigten, daß er selbst eine der ersten Stellen bei einem hohen Gerichtshofe bekleidete; und wirklich war dieser Greis Lorenz Bigot von Thibermesnil, der erste Anwalt des Königs bei dem Parlamente der Normandie, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und noch größerer Tugend, einer jener weisen Magistratspersonen des 16. Jahrhunderts, wo der Richterstand in so hohem Ansehen glänzte. Sein mühevolles Tagewerk hatte im Gerichtshofe früh Morgens um fünf Uhr begonnen; hier war es, wo er die lichtvollsten Urtheile aussprach, die für die Provinz Gesetze wurden. Nun aber überließ sich der unermüdliche Greis anderen Arbeiten, die ihm seine Musestunden versüßten; in ihnen legte er den Grund zu einer reichen Bücher- und Manuskriptensammlung, welche später berühmt werden sollte, die gegenwärtig, wie man sagt, zerstreut ist, von der man aber so lange sprechen wird, so lange Wissenschaften in Frankreich geehrt seyn werden. Eben beschäftigt, ein sehr altes Manuskript zu prüfen, welches ihm sein Freund Turnebe gesandt hatte, ward er plötzlich von einem Geräusche unterbrochen, das von zwei jungen Leuten ausging, die, nicht weit von ihm entfernt, den Horaz lasen und in lauten Ausrufungen das Entzücken kund gaben, das ihnen die Verse des großen Dichters einflößten. Diese beiden Jünglinge waren Emerich Bigot, sein Sohn, und Stephan Pasquier, der Mitschüler Emerichs. Zöglinge eines Hotomans, Cujas und Balduins, waren die beiden Freunde nach Rouen gekommen, um hier die Ferien zusammen zuzubringen. Lorenz Bigot wollte die Ode sehen, welche sie so sehr begeistert hatte, und bald überstieg noch der Enthusiasmus des Greises den der Jünglinge. Und wer sollte auch in der Betrachtung des wahren Verdienstes, wie es Horaz uns zeigt, nicht in Begeisterung gerathen! Lorenz Bigot las gerade die kräftige Strophe jener herrlichen Ode, wo der Dichter die hinkende Strafe schildert, die mit fester Hand den Verbrecher ergreift, der sich gerettet wähnt, als plötzlich die Thüre der Gallerie mit Geräusch geöffnet wurde. Eine Gerichtsperson ward eingeführt; die Kleidung zum wenigsten ließ den Eintretenden dafür erkennen, denn in diesem Augenblicke war sein Antlitz so außerordentlich bleich, seine Züge schienen so heftig bewegt, und seine Haltung war so demüthig, daß man nicht den Lieutenant des Kriminalgerichts von Rouen, den biedern, hochverehrten Mann, sondern vielmehr einen jener großen Verbrecher zu erblicken glaubte, die täglich vor seinem Richterstuhle ihr Urtheil zitternd empfingen.

»Ich habe gefehlt,« sprach er sogleich zu Lorenz Bigot, »ich habe gefehlt, ich gestehe es; aber, ich flehe, verdammt mich nicht, ohne mich gehört zu haben.« — Hierauf begann der Lieutenant seine Erzählung, die der Anwalt des Königs mit Ruhe anhörte, während die beiden jungen Leute mit der lebhaften Neugierde ihres Alters lauschten.

»Ein Bürger von Lucca, Namens Zambelli, hatte in England ein Handlungshaus gegründet, und seine Geschäfte brachten ihm reichen Segen. Er war fünfzig Jahre alt, als er das Bedürfniß fühlte, nach Lucca zurückzukehren, um dort bei seinem Bruder, den er innig liebte, den Rest seines Lebens zuzubringen. Er benachrichtigte seine Familie davon, die seinen Entschluß mit der größten Freude vernahmen. Ein zweiter Brief aus Rouen, wohin er, nachdem er England verlassen, gekommen war, meldete, daß er ungefähr in zwei Monaten in Lucca eintreffen würde. Geschäfte, die er in Paris noch abzumachen hatte, und die Reise erforderten diese Zeit. In Lucca beeilte man sich, ein Haus für ihn bereit zu halten: von Tag zu Tag ward er erwartet; aber zwei, vier, sechs Monate verflossen, ohne daß Zambelli heimgekehrt, ohne daß ein neuer Brief von ihm in Lucca eingetroffen war. Die Besorgnisse der Familie erreichten den höchsten Grad. Sein Bruder Kornelius begab sich nach Paris, wo er auf das anhaltendste nachforschte; er besuchte alle Häuser, mit denen Zambelli durch die Art seines Geschäfts möglicherweise bekannt gewesen seyn konnte. Man hatte Zambelli gesehen, man glaubte es wenigstens. Ein Individuum war unter diesem Namen hingekommen, und hatte den bedeutenden Betrag vieler Schuldverschreibungen erhoben: die Kaufleute zeigten die Unterschrift Zambelli unter den Quittungen vor. »Alle diese Unterschriften sind falsch,« rief Kornelius in höchster Entrüstung aus: »schildern Sie mir den Betrüger, daß ich ihn überall aufsuchen und entlarven kann!« Aber man konnte ihn nicht zufrieden stellen, denn niemand war mehr im Stande, sich der Erscheinung jenes Mannes genügend zu erinnern. Auf diese Weise war ein frecher Diebstahl unternommen worden, und man ahnete noch ein anderes, entsetzlicheres Verbrechen. Kornelius, seine Nachforschungen verfolgend, begibt sich von Paris nach Rouen. Er besucht nach einander alle Gasthäuser dieser Stadt; in dem zum heiligen Kreuz war Zambelli gesehen worden, er hatte sich hier eine kurze Zeit aufgehalten, dann war er mit einem Bedienten nach Paris abgereist; diesen Bedienten hatte man nicht beobachtet; übrigens sind sieben oder acht Monate seit jener Abreise verflossen, und wie sollte man sich eines Bedienten unter Tausenden erinnern, die man unaufhörlich im Gefolge der Edel- und Kaufleute bemerkt, welche in jenem Gasthofe, dem besuchtesten in Rouen, zusammenströmen? — Da war es denn,« fuhr der Lieutenant in seinem Berichte fort, »daß Kornelius bei mir klagte; ich vermuthete, gleich ihm, daß ein großes Verbrechen zwischen Rouen und Paris begangen seyn mußte; aber auf

welche Weise war die Entdeckung möglich? wie, vor allem, war der Verbrecher zu finden? Endlich, während ich unermüdlich aber vergebens meine Untersuchungen fortsetzte, ergriff mich eines Tages plötzlich ein Gedanke, dem ich nicht zu widerstehen vermochte. Vor sechs oder sieben Monaten war ein Goldschmid, Namens Martel, der damals in Rouen noch ganz unbekannt war, hier angekommen, und hatte einen Laden eröffnet; man wußte nicht, woher dieser Mann kam: sein Aussehen, der Ausdruck seines Gesichtes hatte etwas Seltsames, Eigenthümliches; er schwieg über seine Herkunft, und wenn zufällig eine Frage deßhalb an ihn gerichtet wurde, so war seine Antwort ausweichend und zeigte eine Verlegenheit, die er nie ganz zu verbergen im Stande war. Auffallend war mir die Aehnlichkeit seines Gewerbes mit dem, welches Zambelli trieb, und von einem unwillkürlichen Vorgefühl gedrängt, sandte ich Jemanden zu ihm hin, der sich, unter dem Vorwande eines Geschäftes, lange mit ihm unterhielt, und im Laufe des Gespräches den Namen Zambelli nannte. Bei diesem Namen sah er Martel erblassen und sein Gesicht trug das Gepräge der Angst und Unruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Emeute unter Ludwig XIV.

(Nach dem Französischen, von M...)

(Fortsetzung.)

Nach dem Rathhause war es, wohin Nioselles seine tobende Schaar führte, Foresta, Cabre, Roquevaire, die Brüder Martin, die beiden Bastin, welche mehre Haufen junger Männer aus dem Handelsstande befehligten, waren von den Konsuln ausersehen, das Rathhaus gegen die Angreifenden, deren Geschrei bereits durch alle Pforten drang, zu vertheidigen. Der Kampf begann vor dem alten ehrwürdigen Gebäude. Nioselles, am linken Arme durch einen Pistolenschuß verwundet, kämpft mit außerordentlichem Muthe, der damalige Schatzmeister der Gemeinde, derjenige, der Nioselles die Wunde beibrachte, that Wunder der Tapferkeit, wie man bei einem Mann vom Rechnungswesen wohl nicht zu vermuthen berechtigt war, das Gewehrfeuer ließ nicht nach. Nioselles, indem er seine Wunde mit dem Schaft seines Geschosses reinigte, spritzte sein Blut unter den Haufen, und während er so heftig das Rathhaus angriff, bemächtigten sich seine Freunde zweier Stadtthore, des Königsthores und des Marktthores. Die Konsuln versäumten ihrerseits ebenfalls nichts, den Sieg davon zu tragen; sie ließen die Straßen durch Ketten sperren, warfen Brustwehre (Barrikaden) auf, pflanzten Kanonen in den Hauptstraßen; die Stadt war indeß der Schauplatz einer Menge einzelner Gefechte geworden; auch die Galeere schickte sich zum Angriff an. Die Feindseligkeiten wurden jedoch durch die kluge Dazwischenkunft des Gouverneurs der Veste If, Paul Fortia de Pilles, auf kurze Zeit eingestellt; die Konsuln versprachen die Entwaffnung der unglückseligen Galeere sowohl als diejenige ihrer Söldner, unter der Bedingung, daß die von den Anhängern Nioselles besetzten beiden Stadtthore zurückgegeben würden. Nioselles nahm diesen Vorschlag an; dennoch wurde er auf die unwürdigste Weise verrathen, in der Nacht nämlich rückten Soldaten in der Stadt ein und mit Tagesanbruch fand man das Rathhaus mit einer starken Reihe Musketiere umstellt. Es verbreitet sich sogleich das Gerücht, Nioselles und seine vornehmsten Anhänger seyen verhaftet; dieses Gerücht war zwar falsch, aber es brachte die Volksmasse in die wüthendste Gährung; Nioselles treueste Schaaren, seine Prätorianen so zu sagen, ergreifen die Waffen; die Stadt gewinnt abermals das Ansehen eines Feldlagers. Plötzlich aber erscheint mitten unter diesen stürmenden Massen eine unerwartete Schaar fremdartigen Ansehens, sie bestand aus lauter Weibern. Clemence d'Ayargues führte sie Nioselles zu Hülfe. Dieser zeigte sich in demselben Augenblicke an der Spitze eines in der Eile zusammengerafften Haufens, und unterstützt von allen diesen so unerwartet zu ihm gestoßenen Hülfstruppen, glaubte er es wagen zu dürfen, das Rathhaus anzugreifen. Da die Reihen der Aufrührer mit jedem Augenblick wuchsen, so war er bald im Stande, das Rathhaus von allen Seiten zu überfallen. Die zu dessen Vertheidigung aufgestellten Söldner, eben im Begriff, eine Salve zu geben, blieben mit einemmale bewegungslos auf ihre Musketen gestützt stehen; das Volk tobte und brüllte um sie her; in demselben Augenblicke verhüllt eine Rauchwolke, aus der Feuer hervorblitzte, das Rathhaus, der Donner der Geschütze folgte rasch aufeinander. Es war der Handelsherr Herr Foresta, der für Rechnung und Gefahr der Konsuln die Anhöhe der alten Karmeliter in eine donnernde Zitadelle umgewandelt hatte; Nioselles schickt La Salle und De Cuges ab, ihn aus dieser Stellung zu vertreiben, und indem er seine Leute wiederholt anfeuert, beginnt er den Sturm auf das Rathhaus. Da erscheint Labaume an einem Fenster desselben und befiehlt zu feuern; dieses mörderische Musketenfeuer beantwortet Nioselles dadurch, daß er sich an die Spitze der entschlossensten seiner Leute stellt und so auf die Musketiere eindringt; das Kampfgewühl wird allgemein, die Söldner des Herzogs von Mercoeur werden von den andrängenden Volksmassen überwältigt, die Thüre wird gesprengt und Nioselles wird im Gedränge bis in den großen Rathssaal gleichsam getragen, in dessen Mitte er sich in wenig Augenblicken als Herr und Gebieter von Marseille befindet. Sein Triumph wurde von der Nacht unterbrochen, da faßte eine Frauenhand die seine und eine Stimme flüsterte ihm zu: »Folge mir!«

Die Stimme war ihm unbekannt. Einem unwiderstehlichen Gefühle nachgebend, folgte er seinem Führer durch die finstern Straßen, in denen die blutigen Spuren des Kampfes noch überall sichtbar waren, und der Geruch des Pulvers sein Recht behauptete; die abgelegenern Theile der Stadt waren wie ausgestorben und der Wind heulte fürchterlich, wenn er sich an den hohen Häusern brach. Nioselles, dessen ritterliches Gemüth sich so schnell entflammte, war es erwünscht, die Empfindungen einer gewonnenen Schlacht mit denen eines Abentheuers, das sich geheimnißvoll genug ankündigte, zu vertauschen.

Das Dunkel der Nacht verlieh dem weiblichen Wesen, dem Nioselles folgte, noch reizendere Formen, ihre Schritte mischten sich mit dem dunkeln Schatten ihrer Gewänder, die seltsame Erscheinung schritt rasch vorwärts. Endlich hielt die Unbekannte in einer ziemlich engen, nur von dem Mondlicht spärlich erleuchteten Seitenstraße still. Eine Thüre steht offen, sie schlüpft hinein und winkt Nioselles, ihr zu folgen.

Die Zimmer, worin sich die beiden jungen Leute nun befanden, waren ziemlich gut möblirt, dieser Aufwand stach gewaltig gegen die erbärmliche Außenseite des Hauses ab. Die junge Dame, indem sie sich niedersetzte, ersuchte, auf einen Sessel zeigend, Nioselles ein Gleiches zu thun, und sprach ihn mit wohlklingender Stimme an. Ihre Aussprache, mehr aber noch das Feuer ihrer schwarzen Augen, ließen ihn ihr Vaterland, Italien, erkennen; in einer Stadt geboren, deren hohe Paläste Zeugen der Riesenkämpfe der Welfen und Ghibellinen, in ihren Mauern noch frische Kugelspuren tragen, hatte sie eben eine erbärmliche Nachäffung dieser schönen und poetischen Bürgerfehden gesehen. »Damals wenigstens« setzte die Fremde fort, »waren es doch zwei Ideen, zwei große furchtbare Ideen, die Europa umfangen hielten und auf den Panieren der Welfen und Ghibellinen glänzten; diese beiden

Ideen waren das Pabstthum und das Kaiserthum, die mönchische Unterwürfigkeit und die Freiheit, der blinde Gehorsam, der starre Glaube und die freie fortschreitende Forschung: diese beiden Ideen haben der Welt zwei herrliche Kinder geboren: das Zeitalter Leo X., und Luthers Reformation. Warum,« fragte sie plötzlich, mit halb spöttischem, halb nachlässigem Ausdruck, »warum eigentlich schlagt Ihr Euch in Marseille?« Nioselles besann sich eine kleine Weile. »Ich begreife,« fuhr die begeisterte Italienerin, ohne dem jungen Ritter Zeit zur Antwort zu lassen, fort, »ich begreife den Bürgerkrieg in Florenz, Kämpfe, die Dante zum Dichter, Machiavel und Guicciardini zu Geschichtschreibern und die beiden großen, die Welt beherrschenden Gedanken zu Verbündeten haben. Doch hier in Marseille, einer schlichten Handelsstadt — gesteht es — sind sie nicht lächerlich? Ihr laßt die Wuth von Tausenden von Menschen gegen das Rathhaus los; ein Hauch aus Michel Angelos mächtiger Brust würde hingereicht haben, es wie ein Kartenhaus umzuwerfen. Was läßt solches Thun bei Euch aufkommen? Wo stehen die Denkmale, bei deren Anblick sich der Geist erhebt und das Herz erweitert? Habt Ihr den Marmor und das Erz in Euern Straßen verschwendet? Euer Herr Labaume, betritt er riesenhafte Marmorstufen, wenn er in sein Berathungszimmer geht, über die Befehle des Königs nachzudenken? Ihr, Herr Graf, seyd heute Sieger — nun erlaube ich mir die Frage, und bitte Euch, mir den Vergleich nicht übel deuten zu wollen, denn ich fühle, er ist zu groß, um Euch nicht zu verletzen; was thut Hannibal nach seinem Siege bei Cannä?« Nioselles besaß Verstand und provenzalische Leichtigkeit genug, der räthselhaften Dame die Antwort nicht schuldig zu bleiben. »Wenigstens habe ich mein Capua gefunden,« und rasch und mit aller ritterlichen Anmuth rückte er seinen Stuhl näher zur phantastischen Italienerin hin.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Zeit in neuer Zeit.

(Aus italienischen Blättern.)

Gibt es einen Ort in der Welt, wo der Gegenwart ihr vollstes Recht geschieht, wo die ganze Stadt sich den Spruch zur Devise genommen zu haben scheint:

Und der Lebende hat Recht!

so ist es Neapel. Die Natur selbst scheint wie eine verzärtelnde Mutter dort dem lustigen Uebermuth manches nachzusehen, was sie sonst nicht so leicht hingehen ließe. Wenigstens versichern Viele, daß Gicht und Zipperlein, wodurch das Alter für die Jugend zahlt, in der Nähe der elisäischen Felder kaum Macht über die glücklichen Sterblichen haben, welche Horaz ganz eigentlich bei der Schilderung im Auge gehabt haben könnte:

> Wir — nun wir füllen die Zahl! zum Verzehren geborene Freier
> Penelopejens, just wie am Hof des Alcinous jene
> Lock're Gesellschaft, die nur bedacht ihres Felles zu pflegen
> Gar zu behaglich fand, zur Mittagssonne zu schlafen
> Und bei Cithergetön zur Ruh' zu geleiten die Sorge.

Wenig bedürfend und dieses Wenigen gewiß, immer genußfertig, sehen die prätensionslosen neuen Cyniker, nämlich die Lazzaroni, zu ihrem warmen blauen Himmel mit ganz anderen Augen hinauf als die übrigen Adamskinder. Es ist etwas Heidnisches in dieser Art, sich alles, und wär' es das Uebersinnlichste, recht palpabel herzurichten, und gelegentlich einen lustigen Scherz einzumischen, wo man ihn durchaus nicht erwarten sollte. Wer nicht zu Lande die ganze Länge des Stiefels hinab nach der Parthenope käme, sondern, ohne nach und nach immer tiefer in das italienische Wesen hinein zu gelangen, auf einmal an einem Festtage in Neapel landete, würde eine Menge Dinge anstößig finden, woran das Volk nichts Arges hat: wenn er zum Beispiel durch das Gedränge der Straßen wandelnd überall die ehrwürdigen Geschichten der Bibel im lustigen Uebermuth zierlich in Zucker, Chokolade oder Dragant parodirt erblickte. Da steht ein Josua mit dem Helm auf dem Kopf, das Schwert in der Hand, an der Spitze seiner Juden, die sich mit den Feinden in den Haaren liegen, während eine zuckerne Sonne fest angenagelt ihm über dem Kopfe hängt. Dort thut Salomon von einem Thron aus Konfekt den berühmten Spruch, während zuckerne Polichinelle mit ungeheuren Makaroninudeln statt der Lanzen in den Händen die Leibwache bilden. Weiterhin in der Bude eines Wurst- und Käsehändlers liegen ein Paar Mönche andächtig auf den Knieen — vor einem riesenmäßigen Käse; die braunen Fäden ihrer Kutten sind eitel Würste! Alles das gibt dort nicht das geringste Aergerniß. Die Ehrfurcht vor der Geistlichkeit geht mit der Satyre, der Muthwille mit der Frömmigkeit vertraulich Hand in Hand; es ist heute noch gerade so, wie es im Mittelalter überall war. Der Festtag eines Heiligen wird immer zum lustigen Lebensfest: der Neapolitaner geht des Nachmittags so gewissenhaft zum Wein wie des Morgens in die Kirche. Liegt diese in einem freundlichen Dorf außer der Stadt, so ist der Genuß vollständig; das Dorf hat an der Kirchweihe eine ergiebige Ernte wie beim Schnitt oder der Weinlese. Schon den Abend vorher hält die Lust des folgenden Tages das ganze Stadtquartier auf den Beinen. Wie es tiefer in die Nacht geht, geht's tiefer in den Jubel und Lärm. Strömt der Zug endlich hinaus, so klingt wohl neben den Gebeten der Prozession keck eine profane Mandoline, und neben den feierlichen Gesängen der Alten läßt ein Schwarm junger Leute muntere Lieder vernehmen.

Die sogenannten Mysterien des Mittelalters, woraus sich das eigentliche Theater entwickelte, haben aufgehört: aber der Thespiskarren selbst ist darum nicht zusammen geschlagen; die Gebräuche, aus denen jene Mysterien nach und nach entstanden, haben sich bis auf diese Stunde erhalten. In der Gegend von Neapel, zwischen Pinien, Lorbeern und Orangenbäumen liegt das Dorf Aranella. Dort kann jeder, der Lust hat, sich von Zeit zu Zeit füglich in's Mittelalter zurückleben, z. B. alle Jahre zu Ostern. Ganz wie in jenen viel gescholtenen und viel bewunderten Jahrhunderten, tragen vier starke Bauernbursche ein ungeheueres Holzbild des heil. Johannes aus der Kirche durch den Ort umher. Langsam bewegt sich die Statue weiter, wendet sich bald rechts, bald links, wie um zu sehen, zu horchen, lauscht an jeder Thüre, zieht unruhig durch alle Straßen. Man sieht klar, der Heilige sucht etwas. Endlich nach langem Forschen erheben sich Hymnen in der Ferne; er steht von neuem, lauscht: das ist es was er suchte; der Erlöser ist aus seinem Grabe auferstanden! Diese Lieder verkündigen es! Rasch eilt der Heilige den Tönen nach; aber Magdalena, ein anderes enormes Holzbild, kommt ihm entgegen, hält ihn auf, erinnert ihn an sein der Jungfrau Maria gegebenes Versprechen, ihr unmittelbar Nachricht von der Auferstehung ihres Sohnes zu geben. Johannes eilt also zurück, ihr diese Botschaft zu bringen. Sie kommt ihm schon entgegen, von jubelndem Volk umgeben, welches ihr zuruft, die Trauerkleider abzulegen. Aber erst als sie den erstandenen Sohn erblickt, wirft sie das Trauergewand von sich und steht im prächtigen Silberdurchwirkten Spitzenkleide da; ein Schwarm von Vögeln, vom Jubel des Volkes begrüßt, fliegt in diesem Augenblicke aus ihrem Schooße nach allen Seiten in die Luft auf. Die

heilige Gesellschaft vereinigt sich, und wird von dem Volke unter Freudengeschrei, unter dem Geläute aller Glocken, während Schwärmer und Raketen aufprasseln, im Triumph nach der Kirche geleitet.

Ein ähnlicher Gebrauch besteht an mehren Orten Siziliens, besonders zu Messina. Die heil. Jungfrau zieht suchend von Straße zu Straße, bis sie auf dem Platze den auferstandenen Sohn findet und mit ihm in die Kirche eilt. Vor einigen tausend Jahren war es die blonde Ceres, welche auf der Insel ihrer Liebe, in Trinakrien, die aus dem Blumenthale von Enna zum Hades entführte Tochter suchte.

Zu Soccivo in der Gegend von Aversa kann man jährlich am Gründonnerstage den Kreuzgang des Erlösers dargestellt sehen. Ein Bauernbursche im Bußhemde, mit einer blonden Perücke und einer Dornenkrone darauf, schleppt ein schweres Kreuz; ein halb Schock römische Soldaten in Eisenhelm und rostigen Rüstungen führt das Todesopfer. Der Kreuzträger thut, als sänke er unter der Last zusammen, und wird von den Schergen mit Faustschlägen und Fußstößen den Kalvarienberg hinaufgetrieben. Die heiligen Frauen, von denen die Bibel spricht, Maria, Magdalena u. s. w. folgen mit Thränen und Klagen; die ganze Bevölkerung zieht hinter drein, durch den ganzen Ort bis wieder in die Kirche zurück.

So kann man eine Menge Dinge, die wir sonst nur aus alten Büchern heraus lesen und, jeder nach seiner Art, in der Phantasie umgestalten, besonders im südlichen Italien leibhaftig vor Augen sehen, wie der erste Ahnherr des ältesten Adelshauses, sie vormals leibhaftig vor sich sah. Es ist heute noch wie es sonst war. In den Jahren der Gegenwart steigt hier und dort noch ein Brauch des Mittelalters wie eine Erinnerung der sich besinnenden Zeit auf.

Mannigfaltigkeiten.

Ehemalige Postkommunikation im schottischen Hochlande. Obgleich schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Kommunikation zwischen den Hochländern und ihren Nachbarn in mehren Richtungen eröffnet war, so benutzten doch die Einwohner erst ziemlich spät die Vortheile einer guten und bequemen Straße. Eine lange Zeit nach der Unterdrückung des Aufstandes von 1745 war noch die große Straße des Hochlandes bei Badenoch von Räuberbanden unsicher gemacht; der Weg über das Grampian-Gebirge war so gefahrvoll, daß manche Leute, ehe sie eine Tagereise in ihre Nachbarschaft unternahmen, es für gut hielten, zuerst daheim ihr Testament zu machen. Kleine hochländische Klepper waren es, die der Vornehmere eben sowohl als der Landmann benutzte; Wirthshäuser waren nur wenige da, und zwar in einem äußerst schlechten Zustande; und als die Postchaisen eingeführt wurden, berathschlagte man, ehe man dergleichen miethete, oft Wochen und Monate lang darüber, und berechnete die Kosten, die einer der Theilnehmer zu tragen haben würde. War erst das Geschirr und Wagenzeug alles nach vieler Mühe zusammengebracht, so bestieg man endlich die Postkutsche, und am Abend des achten Tages nach der Abreise von Inverneß kam man müde und matt auf der Hochstraße oder dem Grasmarkt von Edinburg an.

Bewegung. Der Mensch ist nicht zur müßigen Ruhe geboren; seine Organe wollen in Thätigkeit und seine Glieder in Bewegung seyn. Zu viel Schlaf ermattet und lähmt die Körperkraft, während die Bewegung dieselbe belebt und stärkt; sie gibt dem Lebensprinzip selbst immer einen neuen Impuls, indem sie den Umlauf aller Flüssigkeiten in den verschiedenen Kanälen befördert, indem sie die Absonderung der verschiedenen Feuchtigkeiten erleichtert und diejenigen fortschafft, die, wenn sie zurückbleiben, dem ganzen Körper Gefahr drohen. Die Vortheile der Bewegung sind aber hiermit noch nicht erschöpft; sie allein verhindert es, daß sich die Lebenskräfte alle in dem Gehirn oder dem Magen konzentriren, was gewöhnlich eine Folge des zu vielen Schlafens ist; sie erhält und stellt beständig das Gleichgewicht in den einzelnen Theilen her und zündet gewissermaßen den Lebensfunken des menschlichen Geistes immer von Neuem an. Addison war zwar kein Mediziner, betheuerte aber, in der festen Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Körperbewegung, daß, wer mit einer regelmäßigen Beobachtung derselben nur noch Mäßigkeit in allen physischen Genüssen verbindet, gewiß selten zur Medizin seine Zuflucht zu nehmen braucht. Eine große Wahrheit, zu der uns die Geschichte unzählige Belege liefert. Strato, an dessen Leben man bei einer heftigen Milzsucht schon ganz verzweifelte, gelangte nur vermittelst einer regelmäßig beobachteten Bewegung zum vollen Genusse seiner Gesundheit. Galen, der in einem Alter von dreißig Jahren äußerst schwächlich war, verbesserte auf dieselbe Weise seine Körperkonstitution und brachte es zu einem hohen Alter, so wie auch Herodicus, der Lehrer des Hippokrates, der gleichfalls in seiner Jugend sehr siech gewesen. Und gewiß war es auch nur die Ueberzeugung von den guten Wirkungen der Bewegung, die Sokrates und Agesilaus vermochte, es nicht unter ihrer Würde zu halten, mit ihren Kindern zuweilen auf einem Stecken zu reiten; eben so verschmähten es auch Scipio, Laelius und der Hohepriester Scaevola nicht, sich am Wurfscheiben und Topfwerfen zu ergötzen, indem diese körperliche Bewegung sowohl zu ihrer Erholung, als zur Erhaltung und Stärkung ihrer Lebenskraft und Gesundheit diente.

Die Taucher im Deccan. Der Lieutenant Taylor, dem wir folgende Beschreibung verdanken, verlor einst beim Schwimmen in einem Teiche im Deccan einen Diamantring; man rieth ihm, sich deßhalb an eine Tauchergesellschaft zu wenden, die ihm auch, wider alles Erwarten, nach etwa sieben Stunden den Edelstein wieder zustellte. Der Chef der Gesellschaft war in diesem Theile Indiens als Taucher berühmt. Er trug gewöhnlich einen kostbaren Stock, den er von dem Peischwah Bajie Row, als er demselben einen werthvollen Smaragd aus dem Taptie-Flusse heraufholte, zum Geschenk erhalten. Er versicherte dem Lieutenant Taylor, daß sein Geschäft zwar mühevoll und anstrengend, aber im Allgemeinen auch sehr lohnend sey. Das Nähere über dasselbe ist Folgendes: — Eine Tauchergesellschaft besteht gewöhnlich aus drei Personen, von denen zwei wechselweise untertauchen während der Dritte oben am Ufer bleibt. Die zwei Taucher lassen sich an der ihnen bezeichneten Stelle hinab, indem sie jeder einen zirkelförmigen hölzernen Eimer mit sich nehmen, der ungefähr sieben Zoll tief und zwei und einen halben Fuß im Durchmesser hat. So wie ein Eimer mit Erde und Sand, die der Taucher unten ausgräbt, gefüllt ist wird er hinaufgelassen und an das Ufer befördert, wo dann der Dritte von der Gesellschaft Alles sorgfältig durchwühlt und untersucht. An Stellen, wo das Wasser nicht tief ist, tritt der eine der beiden Taucher dem anderen, wenn er untergetaucht, auf den Nacken, um ihn unter der Oberfläche zu erhalten, und auf ein bestimmtes Zeichen zieht er dann seinen Fuß zurück, wenn Jener hinauf will. Ist aber das Wasser tief, so senkt der Taucher einen schweren Stein, der vermittelst eines Taues an einen Kahn befestigt ist, hinunter und läßt sich mit hinab. Auf diese Weise arbeiten sie mehre Stunden hinter einander, indem die Taucher sich beständig abwechseln, bis sie die ganze Oberfläche des Bodens an der ihnen angegebenen Stelle untersucht haben. Wird nur mit der gehörigen Genauigkeit zu Werke gegangen so verfehlen sie selten ihr Ziel. Sie bleiben gewöhnlich bei dem jedesmaligen Untertauchen eine bis anderthalb Minuten unter Wasser, und wenn es tief ist, oft noch länger. Bei ihrer Löhnung wird lediglich auf den Erfolg gesehen. Gewöhnlich erhalten sie ein Drittheil des Werthes des aufgefundenen Gegenstandes, das sie sodann gleichmäßig unter sich vertheilen.

Ein Zoophyt in Granada. An der Felsenwand in der Nähe der Stadt Granada, ungefähr zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers, entdeckte man eine Thierblume (eine Art Zoophyt), die aus einem in einer zylinderförmigen an das Ende des Felsens fest sitzenden Röhre, eingesperrten Wurm besteht, der zu dem anderen Ende der Röhre seine Fühlfasern hinausstreckt; wenn diese gehörig ausgedehnt sind, so haben sie etwas Trichterartiges, und die Blume sieht dann vollkommen der Passiflora oder Grannadilla (Passionsblume) ähnlich; sobald die Blume gehörig entfaltet ist, zeigt sie sich äußerst empfindlich gegen Alles, was ihr nahe kommt, und es ist fast unmöglich, sie in dem Zustande mit Gewalt zu erhalten, da sie sich (ungefähr so wie eine Schnecke, deren Fühlhörner man berührt) bei dem leisesten Wellenschlage in ihr Rohrhaus zurückzieht. Ob das Thierchen sein Haus nach Belieben von dem Felsen los zu machen im Stande sey, darüber läßt sich noch nichts Gewisses sagen, indem verschiedene Behauptungen davon im Umlaufe sind.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №: 161. 17. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Irrenhaus zu Palermo.

(Aus dem Metropolitan.)

Wer nicht, von einem italienischen Sommerhauche getrieben, über die Silbergewässer von Lipari hingeglitten ist, Angesichts eines schönen Himmels, dessen unermeßliche und klare Weite nur in den kleinen weißlichten Dünsten eine Veränderung erleidet, welche der aus Stromboli aufsteigende Rauch verursacht, vor allem in dem Augenblicke, wo die Sonne ihre Flammenscheibe zu la Concha d'Ora (welchen hehren Namen man der Bucht von Palermo beilegt) ins Meer taucht; wer, sage ich, nicht das köstlichste Schauspiel bewundert hat, das es in der Natur gibt, dem bleibt noch ein Blatt in dem Buche seiner Beobachtungen auszufüllen übrig.

Noch zehn Minuten nachdem, wo wir vor Anker gegangen waren, funkelten die Himmel und das Meer; unsere Matrosen hatten die Segel eingezogen; die Masten der großen Fregatten erschienen wie an dem Himmel gezeichnete Linien. Auf dem Hintertheil des Schiffes spielten die Musikanten wacker auf, und längs der Bucht Marina ruderten Böte mit fröhlichen Palermitanern dem fremden Fahrzeuge zu.

Ich saß mit dem Wache habenden Offizier auf dem Ankerhaspel, den ersten Stern anschauend, welcher sich plötzlich, wie durch den Willen des Blickes geschaffen, auf seiner Stelle eingefunden hatte.

»Dürfen Damen an Bord kommen?« fragte sanft aussehend und lächelnd einer der Matrosen von der Mannschaft.

— O ja, und sage dem Hochbootsmann, er solle auf dem Verdecke alles zum Tanz ordnen lassen.

In fast allen Häfen des mittelländischen Meeres ist ein Kriegsschiff auf einem Sommerkreuzzug eben so willkommen als ein Seewind. Mit vierzig bis fünfzig jungen Offizieren voller Feuer und Fröhlichkeit, einem muntern Orchester, wenn es ans Tanzen geht, und einem Verdecke, das sauberer und glatter ist als der Fußboden eines Ballsaals, scheint das Kriegsschiff dann nur zur Lust geschaffen zu seyn. Welche Flagge es auch führen mag, wird es, sobald es die Anker ausgeworfen hat, von einer Menge Böte, die von der Küste kommen, umgeben, und so wie die Erlaubniß, an Bord zu kommen, ertheilt worden ist, sieht die Bemannung das gute und fröhliche Volk der südlichen Länder in seiner Mitte, welches so gern am Bord ist, daß es willig jeden Vorschlag zur Belustigung annimmt, und wenn er selbst von dem muthwilligsten Seekadetten ausgeht.

Was auf dem Verdecke im Wege war, ward weggeräumt, um den Walzenden nicht hinderlich zu seyn. Das Orchester nahm hinter seinen Pulten Platz, und bald wirbelten glänzende Uniformen auf dem Verdeck, zauberische Gestalten mit sich fortführend, deren schwarze und glänzende Augen den Bösen hätten zwingen können, Stromboli zu verlassen.

Da ich nur ein Passagier war, so begnügte ich mich damit, auf der Schleifbahn der Karonade sitzen zu bleiben; darnach überließ ich mich, auf die Musik horchend und das Dämmerlicht bewundernd, der köstlichen Stille, die in den Lüften dieses paradiesischen Klimas waltet.

Der gehobene Fuß war dem Takte des Walzers, der Gallopade, der Mazurka gefolgt. Diese Tänze hatten einer den andern abgelös't. Da warf der Mond sein Silberlicht weithin über das Verdeck; es rührte sich kein Lüftchen. Die strahlende Woge hob und senkte sich mit der unsichtbaren Durchsichtigkeit des Mondlichts.

»Bemerken Sie wohl jene Dame dort, die sich in der Nähe des Geländers auf den Arm eines Greises stützt?« sagte der erste Lieutenant zu mir, welcher, eben so wie ich, auf einer Kanone sitzend, ein Zuschauer der Scene geblieben war.

Ich hatte sie nur zu wohl bemerkt; sie war erst fünf bis sechs Minuten am Bord, und in dieser kurzen Zeit hatte mich ihre Schönheit ganz berauscht. Die Fregatte schwankte nur wenig auf der leicht bewegten Fluth, und der Mond, der diese Gottheit nur geheimnißvoll beleuchtete, ließ sein Licht almälig senkrecht auf den Kreis ihrer Stirn fallen. Welch ein himmlisches Gesicht! welch ein trauriger und feierlicher Ausdruck! eine schöne Seele goß ihre milde und schwermüthige Klarheit darüber aus! Gefühl und Gedanke waren in jeder Linie dieser reizenden Gestalt ausgeprägt. Sie hatte einen großen Mund, und dieß war das Einzige, in welchem ihre Schönheit hinter der vollendetsten griechischen Schönheit zurückblieb. Eine stille Ruhe war wie in Schriftzügen ihren Lippen aufgedrückt; und wer hätte wohl einen Begriff von dem Glanze ihrer Augen geben, wer den tiefen, wilden, unstäten, leidenschaftlichen Ausdruck ihres Blickes schildern können!

Meine Neugierde war hoch aufgeregt. Ich ging nach dem Ankerhaspel hin, näherte mich, mit einiger Anstrengung die mir angeborne Schüchternheit überwindend, dem alten Herrn, an dessen Arm sie sich anlehnte, und bat um die Erlaubniß, mit ihr einen Walzer machen zu dürfen.

»Wenn's Dir gefällig ist, carissima mia,“ sagte er, zu ihr gewandt, und in diese Worte all das Liebliche des Ausdrucks legend, was der italienischen Sprache eigen ist.

Aber sie klammerte sich fester an den Arm des Greises und murmelte ihm, ohne mich einmal anzusehen, ins Ohr: „Mai piu!“

Auf meinen Wunsch hatte der Wache habende Offizier die Artigkeit, ihnen zur Rückfahrt eine der Barken der Fregatte zu geben. Nachdem ich sie die Treppe hinuntergeleitet hatte, blieb ich im Niveau der Wellen auf der untersten Stufe stehen, der phosphorischen Spur der schnellen Schaluppe so lange mit den Augen folgend, bis deren glänzender Schaum sich mit dem der Schiffe vermengte, welche längs der Küste lagen. Die Barke kehrte zurück ans Schiff — aber die Fremde nicht mit ihr!

Am Morgen des folgenden Tages war alles in Bewegung

im Magazin; man schickte sich an, ans Land zu gehen. Alle Stühle lagen voll glänzender Uniformen und die Tische waren mit Degen, Epauletten und Hüten besäet. Blanke Stiefeln wurden hingegeben, um noch blanker wiedergebracht zu werden; man fluchte auf den Schiffsbarbier, daß er nicht Briareu's hundert Arme hatte. Alle parfümirten sich mit kölnischem Wasser, und dem Schatzmeister ward mehr als ein geheimer Besuch abgestattet.

Mitten in all diesem Treiben war die Hauptfrage die, wie man den Tag zubringen sollte. Es kamen zwanzig Plane aufs Tapet, aber nur zwei wurden einstimmig adoptirt: ein Mittagsmahl im englischen Hotel und ein Spaziergang nach dem Mable.

Man that den Vorschlag, nach Bagaria zu gehen, und dort den Palast der Monstrums zu besuchen. Es ist dieß eine zehn Meilen von Palermo gelegene Villa, die der Eigenthümer, Graf Pellagonia, ein exzentrischer sizilianischer Edelmann, mit mehren Hunderten aufs kostbarste ausgearbeiteten Statuen ausgeschmückt hat, welche Frauenkörper mit Fisch-, Vögel- und anderen Thierköpfen vorstellen. Dieser Palast scheint das Bild der Versuchung des heiligen Antons zu seyn und gewährt eins der außerordentlichsten Schauspiele

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde von Argenteuil.

Eine normanische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von J. Schuster.

(Fortsetzung.)

»Der Bericht, den ich davon erhielt, konnte nur meinen Argwohn befestigen. Ich beschloß daher, weiter zu gehen; aber nun, ich muß es bekennen, hat mich mein allzu großer Eifer irre geleitet. Auf meinen Befehl verfügte sich ein Gerichtsdiener zu Martel, um den Betrag einer falschen Schuldverschreibung von vierhundert Thalern, die ich unter einem erdichteten Namen hatte verfertigen lassen, und worin sich Martel zur persönlichen Zahlung verpflichtete, bei ihm zu erheben. Gleich beim ersten Anblick der Schuldverschreibung betheuerte Martell, daß sie falsch sey, und verweigerte die Zahlung. Der Gerichtsdiener forderte ihn auf, in's Gefängniß zu gehen, und Martel, nur einem ersten Gefühle nachgehend, folgte sogleich dem Gerichtsdiener mit der Zuversicht eines Mannes, der sich in seinem Bewußtseyn zu nichts verpflichtet fühlt; aber nicht lange dauerte es, als er plötzlich stehen blieb, und eine außerordentliche Unruhe zu erkennen gab: »Ich bin ganz ruhig, was diese Schuldverschreibung anbelangt,« sagte er; »sie ist ganz falsch, und ich werde dieß beweisen können; aber handelt es sich nicht von etwas anderem? Hat man Ihnen nichts gesagt?« Der Gerichtsdiener stellte sich, als setze ihn die Frage in Verwunderung, und versicherte, daß er ihn nicht verstände; Martel beruhigte sich, und folgte ihm festen Schrittes in das Gefängniß. Nach Verlauf einer Stunde begab ich mich zu ihm. »Läugnen Sie nicht ferner,« sprach ich in einem gebietenden Tone: »freilich ist die Schuldverschreibung, die man Ihnen vorzeigte, falsch, allein, so wie Sie zu fürchten schienen, ist von einer ganz andern Sache die Rede. Ein Bürger von Lucca, Zambelli, ist todt, und Sie haben ihn ermordet; läugnen Sie nicht, ich habe genügende Beweise in Händen; doch erholen Sie sich von Ihrem Schrecken: Zambelli war ein Fremder; niemand denkt hier daran, seinen Tod zu rächen. Es bedarf nur einiger Opfer Ihrerseits, und wir unterdrücken diesen traurigen Gegenstand: nur ist ein aufrichtiges Geständniß vonnöthen, Ihr Leben hängt davon ab.« — Auf das Furchtbarste überrascht, und von der Sicherheit, mit der ich sprach, verblendet, gab er der freundlichen Hoffnung Raum, sein Leben, wofür er zitterte, mit Gold zu erkaufen. »Ich sehe wohl,« rief er aus, »daß Gottes Hand hier waltet, denn das, was nur mir allein bewußt seyn konnte, ist an den Tag gekommen. Ich will deßhalb alles gestehen; mein Schicksal liegt in Ihren Händen; was könnte ich dem abschlagen, der über mein Leben zu entscheiden hat?« Sein Entschluß war gefaßt; er war im Begriff, alles zu bekennen, als die plötzliche Erscheinung des Gerichtsschreibers, der, durch mich aufgefordert, herbeigekommen war, seine Erklärung zu Protokoll zu nehmen, ihn wie aus einem Traume erweckte. Er nahm die Schlinge wahr, und als ich ihm hieß, die Hand zum Schwure zu erheben, die Wahrheit zu sagen, rief er aus: »Nein! ich habe nichts zu sagen, ich habe nichts gesagt, ich bin unschuldig!« Alle meine Bemühungen, alle meine dringenden Vorstellungen blieben von nun an erfolglos; ich ließ ihn in den Kerker bringen, in der Hoffnung, daß er seinen Sinn ändern würde. Doch wie sehr täuschte ich mich! Von den abgehärteten Bösewichtern, mit denen er im Kerker zusammentraf, aufgereizt, protestirt er nun wider seine Verhaftnehmung, erhebt Klage wegen der Verfälschung der ihm vorgezeigten Schuldverschreibung, und hält sich deßhalb an mich, den Lieutenant des Kriminalgerichtshofes, und an den Gerichtsdiener, der ihn festnahm. Das ist mein Fehler; die Reinheit meiner Beweggründe werden Sie nicht bezweifeln. Aber was werden die Herren vom Parlamente sagen, die so strenge gegen die untern Beamten sind? werden dreißig Dienstjahre, mein fleckenloses Leben und Wirken nicht günstig für mich sprechen? wird mir das Uebermaß meines Eifers, der oft so manches Gute zu Wege brachte, dießmal zum Verbrechen angerechnet werden? Mein Herr Anwalt des Königs, ich habe alles gesagt, nun sprechen Sie mein Urtheil aus.« —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Emeute unter Ludwig XIV.

(Nach dem Französischen, von M...)

(Fortsetzung.)

»Die Verschwörer und die Häuptlinge in Bürgerfehden,« entgegnete die Fremde mit Würde, »sind sonst nicht so scherzhaft, besonders wenn ihnen noch der Geruch der Wahlstatt anhängt. Ihr habt unbesonnen die Waffen ergriffen, weil der König beschlossen, eure Konsuln selbst zu ernennen, statt ihre Wahl einer Volksversammlung zu überlassen. Angenommen auch, die letztere Art sey die bessere, sey die Euern republikanischen Erinnerungen angemessenere — denn Ihr brüstet Euch in Eurer frommen Stadt mit Eurer alten griechischen Abkunft*) — glaubt Ihr denn, daß, wenn die Hand des Volkes auch den Konsulshut auf das Haupt Eurer Senatoren gesetzt hätte, Marseille im Stande seyn würde, den gewaltsamen Gang der kolossalen Macht aufzuhalten, zu der Richelieu den unerschütterlichen Grundstein gelegt, besonders jetzt, da Ihr durch übel angebrachten Widerstand den jungen Löwen, dessen Zorn Ihr schwer beschwichtigen werdet, geweckt habt? Zum Glück waltet die Klugheit eines milden Ministers im Rathe des Königs. Glaubt mir, Herr von Niosellés, reicht Eure Unterwerfung dem Kardinal Mazarin ein.« »Also eines solchen unwürdigen Antrags willen habt Ihr mich hierher gelockt? Wie! so jung, so empfänglich für die schönen

---

*) Marseille, so wie die meisten Städte Aquitaniens, behielt mitten in der Feudalherrschaft der eingewanderten Völkerschaften die römische Munizipalverfassung bei, daher Konsul auch hier in römischer Bedeutung zu nehmen ist.

Tage Eurer Vorzeit, habt Ihr einen solchen Auftrag annehmen können!« Hier unterbrach ihn die Italienerin trotzig und sprach: »Wenigstens, Herr Graf, heiligt bei mir der Zweck die Mittel; diesen Zweck kenne ich, denn ich bin von Gibellinischer Herkunft, die Welfen haben meine Voreltern ermordet, haben mein mütterliches Stammschloß zerstört, diese frechen Freiheitsschwindler haben das Blut meiner Familie in vollen Strömen fließen lassen; Ihr, Ihr seyd Welfe, ohne es zu ahnen, ein Welfe, der keinem unserer tapfern Feinde auch nur im Entferntesten zu vergleichen wäre, eine Aftergeburt, die der Triumphwagen des Königs von Frankreich unter seinen Rädern zermalmen wird. Ja, ich folge dem Geschicke Mazarins, und nur Theilnahme an Euch führte mich hierher, als ich so vielen Muth, so viel Seelengröße in diesen erbärmlichen Raufereien verschwenden sah, für oder gegen Herrn Labaume, der sich beeilen mag, die Briefe seiner Handlungsfreunde in Salonich, mit deren Beantwortung er schon so lange im Rückstand ist, der Post zu übergeben. Männern von Eurem Schlage gebührt Größeres zu unternehmen; es war schön, den König von Frankreich zu bekriegen, als Frankreich nur die Mähne seiner festen Burgen zu schütteln brauchte um den kleinen Kapetinger zu schrecken, aber jetzt, da Richelieu's Sense das große Feld der Feudalherrschaft in seiner ganzen Weite abgemäht hat, jetzt, da die Zinnen dieser Schlösser die Zacken in Ludwig's Krone sind, Nioselles, kniet nieder vor Eurem Könige.« Bei diesen Worten zeigte die beredte Italienerin dem jungen Marseiller das kostbar eingerahmte Bildniß Ludwigs XIV.; der König war kaum zwanzig Jahre alt, er lächelte den aufrührerischen Edelmanne an, der bei dem Anblick der anmuthigen Gesichtszüge seines Herrn lebhaft ergriffen war. »Ich wiederhole Euch,« fuhr die Fremde fort, »unterwerft Euch dem Könige; laßt Euern Sieg dem Fürsten zu Gute kommen, und die Gunst des Hofes erwartet Euch mit offenen Armen; dieses schlichte blaue Wamms wird der König mit Bändern und Orden behängen, auf diesen Schultern wird das Gold der Stickereien glänzen. Paris, der Louvre erwarten den provenzalen Edelmann! Ach! Ihr wißt nicht, was Paris ist, Ihr kennt seine Wunderwerke nicht? Was werdet Ihr an Marseille vermissen? In Fontainebleau, in Compiegne, in Rambouillet, erglänzen die Wälder von der Herrlichkeit der königlichen Feste; anstatt dieser beschränkten, verworfenen Bürger, anstatt dieser Horde schwarzen Gesindels, das Euch umlagert, werdet Ihr den jungen Herrscher in Eurer Nähe sehen, wie er in den langen schattigen Gängen seiner Thiergärten sich mit seinen Pferden und Kuppelhunden, mit seinen gestickten Hofherrn und seinen glänzenden Hoffräulein zur Jagd anschickt. Was denkt Ihr davon, Nioselles? Ihr, mit Eurer Jugend, Schönheit, Eurem ritterlichen Sinn, Ihr vergrabt Euch hier in diese schmutzigen Straßen, wo man kaum frei athmen kann; Ihr faßt Eure Seelengröße, Eure Tapferkeit mit beiden Händen, und legt sie wie ein Siegeszeichen zu den Füßen einer nichtswürdigen Stadt! Wo sind hier Eure Feste? wo Eure Spiele? Wo sind Eure Schaubühnen? Ich habe Euer Schauspiel in der Straße de la Reynarde gesehen: Himmel! welch ein Schauspiel! Ein räucheriges, dem Einsturz nahes Gemäuer, mit widerlichem Oelgeruch, wo man durch die matten Augen dirnenhafter Schauspielerinnen, die versoffenen heisern Stimmen der Schauspieler mit Eckel erfüllt wird! Sagt mir, wo sind Eure Paläste? Ist es vielleicht die Behausung des Herrn Riquetti, der seinen Ziehbrunnen Euch als eine Merkwürdigkeit zeigt; ist es vielleicht das des Herrn de la Madeleine, der sich genöthigt sieht, des Nachts mit einem zahlreichen Gefolge einen Umgang zu halten, Fledermäuse und Gespenster daraus zu vertreiben? O! Nioselles, Ihr müßt nach Paris, dort besitzen wir einen Dichter Namens Corneille, einen Schauspieler Namens Baron, einen Maler Namens Lebrun, einen Architekten Namens Perault. Glaubt mir, Ihr werdet, aus Furcht geblendet, Eure Augen mit beiden Händen bedecken, wenn Ihr Paris seht! Könntet Ihr ahnen, welch ein Dichter Corneille ist, welch ein Mime Baron, einen Maler Lebrun, ein Architekt Perrault! Und alle diese, der Dichter, der Schauspieler, der Maler, der Architekt, sind einzig nur bedacht, die Hauptstadt unsers Königreichs zu verherrlichen; der Eine gibt seine Trauerspiele, der Andere seine Gemälde; der Dritte zaubert Säulenhallen, auf die Florenz eifersüchtig zu seyn Ursache hätte.« Als bei dieser begeisterten Rede der Fremden Nioselles den durchdringenden Blick ihrer schönen Augen kaum zu ertragen vermochte, rief sie triumphirend aus: »Ja! Ihr geht nach Paris, folgt mir dahin! Nicht wahr?«

»Das Fest beginnt,« fuhr sie fort, »es wird ein herrliches, ein großartiges Fest seyn; schon erfüllt der Klang der Hörner den Wald mit seinen zauberischen Harmonien; jetzt geht der Zug vorüber; diese Dame zu Pferde im Amazonenkleide, es ist die Geliebte des Königs, Mademoiselle de la Valliere, diese muntern, freundlichen, grazienhaften Damen auf ihren Zeltern, es sind die Gräfin Guiche, die Baronin la Ferté, die Markisin la Coulanges; es ist der Olymp mit seinen Göttinnen! Der König! der König! die Hüte herunter! Herr von Nioselles, seht, wie wohl er aussieht. Der Hirsch ist losgelassen, die ganze Jagd stürzt ihm nach. Im Vorüberreiten hat Euch der König bemerkt, er hat Euch freundlich zugelächelt, Nioselles; weßhalb er Euch zugelächelt, das könnt Ihr morgen frühe von Herrn von Colbert bei dem Lever Sr. Majestät erfahren.«

Mit der Geberde eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt, ergriff jetzt Nioselles seinen Hut, und indem er sich gegen die Fremde verbeugte, sagte er zu ihr leise aber dennoch bestimmt: »Madame, ich muß mich beurlauben.« — »Und wann führe ich Euch nach Paris?« unterbrach ihn die Italienerin. — »Niemals.« — »Wie, niemals?« — »Niemals, Madame! Ich wäre ein Verworfener, verließe ich alle die braven Leute, die für mich ihr Leben lassen wollten.« Ein Schauder überlief die Italienerin, die sich auf ihrem Polsterstuhl heftig hin und her warf; schnell nahm sie ein Papier, das hinter einem der Kissen versteckt war, hervor, und mit Thränen in den Augen — so sehr rührte sie Nioselles Schicksal — reichte sie es dem Ritter hin; dieser ergriff es hastig und las mit lauter Stimme folgende Worte:

»Herr Kaspar de Nioselles wird einem aus dem Präsidenten von Coriolis, den Räthen von Villeneuve, von Moriez von Saint Marc, Etienne von Chasteuil, von Antelmy, von Foresta, von Duchaffaut, und dem Generaladvokat von Vergons gebildeten Gerichtshof überliefert werden.«

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bären und Böcke der berühmten Mistriß Trollope, abgesetzt auf ihrer neuesten Reise durch Deutschland.

(Aus Malten's Weltkunde.)

Die durch die auffallende Beschreibung ihrer Reise in den Vereinstaaten Nordamerika's bekannt gewordene Engländerin Trollope, hat vor Kurzem ein zweites Buch geschrieben über eine von ihr gemachte Reise in Belgien, Baden &c., das uns von der Beobachtungsweise dieser peremptorisch absprechenden Frau eben nicht den erfreulichsten Begriff gibt.

Vor Allem muß man wissen, daß Mistriß Trollope nur so viel Deutsch versteht, um in ihrer Schilderung drei oder vier Originalworte, wie Saal, Alt-Schloss und Ja

wolb anzubringen, die den Scharfsinn ihrer Leser üben, und denselben von der Verfasserin erstaunlichen Sprachkenntniß einen hohen Begriff zu geben bestimmt sind. Mit so außerordentlichem Wissen ausgestattet, kann man sich leicht denken, wie richtig und treffend ihre Bemerkungen seyn können.

So sehen wir sie und ihre Begleiter (vielleicht ihre beiden Söhne) in dem drei Stunden von Heidelberg entfernten Städtchen Wisloch, während man ihr Frühstück bereitete, die Kirche besuchen, wo sie beim Eintritt mit einer lutherischen Hymne begrüßt werden.

»Dieß kleine Gebäude war ganz mit Gläubigen angefüllt,« sagt sie, »deren Manieren die rohesten, und deren Blicke die unfreundlichsten waren, welche ich je in meinem Leben gesehen. Männer und Weiber trugen Kleider, die von Fanatikern zu Cromwell's Zeiten nicht verläugnet worden wären. Die ganze Scene versinnlichte nicht das schöne Ideal, sondern das traurige Ideal einer Methodistenversammlung.« — Wie »richtig« diese Bemerkung sey, kann man am besten beurtheilen, wenn man weiß, daß die Einwohner von Wisloch als die freundlichsten, heitersten und zuvorkommendsten Bachusverehrer der Rhein- und Neckargegend bekannt, und gekleidet sind, wie heut zu Tage Jedermann.

Der Verfasserin zufolge führt von Bruchsal nach Karlsruhe eine prächtige eine Stunde lange Pappelallee, obgleich die Entfernung zwischen beiden Städten fünf Stunden beträgt. Wahrscheinlich hat sie, nach ihrem Mittagessen in Bruchsal, so fest geschlafen, daß sie die zwischen dieser Stadt und Durlach zurückgelegte Strecke gar nicht bemerkt. So muß sich denn auch der Leser mit der Beschreibung von einer Wegstunde begnügen, was unsers Erachtens kein besonders großes Unglück ist.

Noch eine unerwartete Beobachtung. Karlsruhe ist nicht die wirkliche Hauptstadt des Großherzogthums Baden, es wird nur gewöhnlich als solche betrachtet, weil der Großherzog hier seine Residenz hat. »Es ist eine kleine, wohlgebaute Stadt *), von lachendem Ansehen,« fährt Mistriß Trollope fort, »die alle Annehmlichkeiten darbietet, welche man gewiß ist, in den Orten zu finden, wo die deutschen Fürsten ihren Aufenthalt gewählt.« — Wie sinnreich und tief.

Die Reisende ist entzückt, begeistert, außer sich über die Schönheiten und Genüsse, welche Baden darbietet. Man möchte, ihrer Beschreibung nach, voraussetzen, Baden sey das irdische Paradies. Leider geht es in diesem Paradiese ziemlich »menschlich« zu. Lassen wir die Verfasserin selbst sprechen:

»Man hat so viel und so oft auf die Größe der Scene sich berufen, welche diese Stadt **) darbietet, daß ich es nicht versuchen mag, sie umständlicher zu beschreiben. Fühlte ich mich bei alledem in Versuchung, meiner Bewunderung freien Lauf zu lassen, würde ich meine Verzeihung in Anspruch nehmen zu Gunsten des Wunsches, welchen ich den Touristen (britischen Reisenden) einflößen möchte, diese Stadt unter die Zahl derjenigen aufzunehmen, die sie auf ihren Sommerausflügen besuchen. Sie werden mir Dank wissen, wenn es mir gelingt, sie zu überreden, ich bin dessen gewiß, welches übrigens ihr Geschmack, ihr Charakter, ihr Geschlecht, ihr Alter sey. Alle werden in Baden einen bezaubernden Aufenthaltsort finden.

»Lieben sie eine große, feierliche, düstre, wilde Scene, so mögen sie eine Meile von der Stadt irren. Sie können sich da in die düstern Thäler verlieren, die sich durch die Berge fortpflanzen, bedeckt mit den Tannen des Schwarzwaldes ***). Verlangen sie eine mehr heitere, glänzendere Scene, welchen herrlicheren, entzückenderen Anblick können sie haben, als den der Gärten, die zu der Reihe von Gebäuden führen, welche man die Konversationssäle nennt. Die närrischste Heiterkeit, die glänzendste Verschwendung, die größte Mannigfaltigkeit entzücken da den Blick und beleben den Geist. Nirgends konnte man eine vollständigere Mischung finden. Die vollkommenste Ordnung ist da herrschend.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese kleine Stadt hat 24,000 Einwohner.

**) Sie hat nur 4500 Einwohner, und enthält, nächst den Bädern und dem Schlosse, nichts Bemerkenswerthes.

***) Diese lächerliche, schwülstische Beschreibung ist eine poetische Lizenz. Die Thäler in den Umgebungen Badens sind nicht düster, und der eigentliche Schwarzwald ist nicht eine englische Meile (20 Minuten), sondern 4 Stunden (12 Meilen) von Baden entfernt.

Frankfurter Theater.

Am Dienstage (den 14. Oktober) gab man Iffland's Jäger, eine der verdienstvollsten Darstellungen, wie wir sie seit langer Zeit nicht gesehen haben. Die Kritik ist daher dießmal vorzugsweise berechtigt, den allgemeinen Beifall des anwesenden Publikums auch zum Maßstabe einer ausgezeichneten Aufführung annehmen zu dürfen. Auch heute bewährte sich die Erfahrung, daß unser Publikum keineswegs, wie man behaupten will, für das Schauspiel abgestorben sey, und sich nur noch für Euterpe's Gaben empfänglich zeige. Gute Stücke, mit Fleiß einstudirt und in die Scene gesetzt, werden, wenn dabei nur eine umsichtige Vertheilung der Rollen, als die unumgänglichste Nothwendigkeit den Erfolg zu sichern, nie außer Augen gelassen wird, jederzeit mit Wärme aufgenommen werden. Iffland's Jäger können als Repräsentanten der ganzen Gattung der Familiengemälde, welche Iffland vorzugsweise ausbildete, angesehen werden. Die kräftige, gesunde Natur der Jägerfamilie schwächt die Peinlichkeit, welche die Verwicklung solcher Familiengemälde hervorzubringen pflegt, und bildet ein heilsames Gegengewicht gegen den Eindruck bürgerlicher Verderbenheit. Hr. Meck, Oberförster, spielte die Vorderseite dieses Charakters, das heißt, die Güte, Biederkeit und unerschütterliche Rechtschaffenheit, sehr gut, und alle diejenigen Momente, in welchen dieser eine Theil seines Charakters hervorragte, gelangen ihm recht brav. Doch bekam die ganze Darstellung dadurch, daß Hr. Meck die Kehrseite des Charakters, seine Irascibilität nämlich, wodurch allein das Entfliehen des Anton, und mit diesem das ganze Stück motivirt wird, nicht kräftig genug beachtete, einen Mangel an Zusammenhang, den die höhere Kritik nicht unbeachtet lassen darf. Seine Scenen mit dem Amtmann machten viel Effekt, obgleich hier nicht jene Hoheit des unbescholtenen Biedermanns genug hervortrat, die einst im Spiele des Hrn. Otto so äußerst wohlthätig wirkte; ausgezeichnet gut gab er den Ausdruck des Entzückens, als er die Nachricht von Antons Schuldlosigkeit gerade in dem Augenblicke vernimmt, wo bereits alle Hoffnung für ihn verschwunden schien, seinen einzigen Sohn dem Verbrechertode entreißen zu können.

Mad. Ellmenreich war, als Oberförsterin, eine nicht gewöhnliche theatralische Erscheinung; die heitere, kindliche Gutmüthigkeit der ehrwürdigen Matrone wußte sie so trefflich hervorzuheben, daß der Ausdruck ihres Spieles höchst ergreifend und rührend war. Mad. Benesch, als Friederike, mußte heute den grämlichsten Kritiker für sich gewinnen. In der That ist es unmöglich, diese Rolle mit mehr Natürlichkeit, Innigkeit, Gefühl und Lieblichkeit zu spielen! — Hr. Grahn (Anton) war ungezwungen und herzlich. Den Amtmann stellte Hr. Weidner mit vielem Fleiße und zur Zufriedenheit des Publikums dar. Die HH. Leißring (Pastor), Lußberger (Schulze), Hassel (Gerichtsschreiber), so wie die Damen Weidner (Wirthin), Hofmann (Kordelchen) und Demoiselle Hoffmann dürfen nicht ohne Erwähnung übergangen werden: sie trugen durch ihren Fleiß nach Kräften zur würdigen Darstellung dieses Schauspiels bei.

S.

Theateranzeige.

Samstag, den 18. Oktober. Die Bekenntnisse, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld. Zum Schluß: Unter dem Siegesmarsch von Spontini, mit Chor und verstärktem Orchester: Zwei bewegliche Tableaux.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Mayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №: 162. 18. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Blinde von Argenteuil.

Eine normanische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von J. Schuster.

(Fortsetzung.)

»Geben Sie sich zufrieden,« erwiderte Lorenz Bigot, »und verzeihen Sie mir, daß ich Ihre ängstlichen Besorgnisse nicht abzukürzen suchte. Das Parlament ist von allem unterrichtet, und entschuldigt Sie. Ja, die Kammern sind gegenwärtig auf mein Verlangen versammelt, um einen Beschluß über diese Angelegenheit zu nehmen. Ich habe zu Ihren Gunsten gesprochen mit aller Wärme eines Mannes, der Sie schätzt und liebt; aber Ihre dreißig Dienstjahre, Ihre Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit haben beredtsamer für sie gesprochen, als ich es zu thun im Stande war. Die gerichtliche Klage, die Martel wider Sie zu erheben wagte, ist auf drei Monate ausgesetzt; der Prozeß wegen der Ermordung Zambelli's ist dem Parlamente vorgelegt; Martel bleibt in dem Kerker. Alles, was ich vernahm, überzeugt mich, daß Sie in ihm den wahren Verbrecher entdeckt haben; aber wo sind die Beweise? wo das corpus delicti? wir müssen es ergründen. In zwei Tagen werde ich verreisen und den Weg von Rouen nach Paris einschlagen; von Dorf zu Dorf werde ich die Spuren eines großen Verbrechens aufzufinden trachten, das hier zuverlässig begangen worden ist. Wir wollen hoffen, daß meine Bemühungen nicht fruchlos bleiben werden. Von allem unterrichtet, hätte ich vielleicht Ihren Bericht unterbrechen und Sie beruhigen sollen; aber ich gab einem Gefühle Raum, das Sie begreifen werden, denn Sie sind Richter und Vater. Emerich, mein Sohn, und Du, Stephan Pasquier, die ihr beide bestimmt seyd, einst die Toga zu tragen; Du Emerich, um mir vielleicht nachzufolgen, und Du, Pasquier, um im Parlamente zu Paris oder in irgend einem andern hohen Gerichtshofe zu glänzen, wisset, daß es niemanden erlaubt ist, Uebles zu thun, um Gutes zu bewirken; der Richter insbesondere soll niemals die Wahrheit durch die Lüge suchen, und selbst zu üben, was er seiner Pflicht gemäß bei andern zu verfolgen und zu verdammen hat. Solche Mittel sind eines Richters unwürdig, und der glänzendste Erfolg rechtfertigt sie nicht. Die Gerechtigkeit und die Wahrheit sind Schwestern, der Richter soll sie nicht trennen. Ueberlassen wir alles der Zeit, die das Geheimniß enthüllt. Horaz, Euer Dichter, hat es Euch so eben gesagt: »Selten konnte sich der Verbrecher der Strafe entziehen, die sein Verbrechen verdient hatte.«

Drei Wochen nachher herrschte in dem Dorfe Argenteuil eine ganz ungewöhnliche Bewegung. Die Einwohner hatten ihre Arbeiten eingestellt und ihre Wohnungen verlassen: alle waren versammelt vor dem Thore des Gasthauses zum Helm, und in einzelnen Gruppen unterhielten sie sich eifrig, und stellten alle diejenigen zur Rede, die aus dem Gasthause kamen. Gewiß mußte darin etwas ganz Besonderes, Ungewöhnliches vorgehen. Und wirklich war der große Saal des Gasthauses für diesen Tag in einen Gerichtssaal verwandelt worden, worin Lorenz Bigot, dem der Amtmann von Argenteuil zur Seite saß, die zahlreichen Zeugen über eine bereits ein wenig alte Thatsache verhörte.

Diese rastlos thätige Magistratsperson hatte seit dem Tage, wo er Rouen verlassen, jeden Schritt gethan und keine Anstrengungen gescheut, um seine Absicht zu erreichen. Wie viele Dörfer hatte er besucht! wie viele Unterbeamte hatte er vernommen, ohne das geringste Anzeichen des Verbrechens, dessen Spuren er nachforschte, finden zu können! Schon gab er alle Hoffnung verloren, schon dachte er an seine Heimkehr, als plötzlich ein Lichtstrahl das dunkle Geheimniß erleuchtete. Man zeigte dem königlichen Anwalt an, daß vor einigen Monaten ein Leichnam in den Weinbergen bei Argenteuil gefunden worden sey. Bigot begab sich schnell dahin; er sah den Körper von den Thieren halb zernagt, und in dem Zustande, worin er diese traurigen Ueberreste erblickte, war es ihm leicht, Uebereinstimmungen zwischen ihnen und dem hohen Wuchse des unglücklichen Zambelli zu erkennen, so wie ihm dieser von seinem Bruder Kornelius geschildert worden war. — Der Amtmann verlas mit lauter Stimme die bei der Auffindung des Leichnams aufgenommenen Akten, als ihn auf einmal ein durchdringender Schrei unterbrach, und in demselben Augenblick ein blinder Greis, den noch niemand bemerkt hatte, sich dem Richter zeigte. Er schien einer heftigen Unruhe preisgegeben zu seyn, und gab ein Zeichen, daß er etwas vorzubringen habe. Es war der arme, alte Gervais, der von Almosen lebte, und in diesem Lande geboren war, wo ihm jederman wohlwollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Irrenhaus zu Palermo.

(Aus dem Metropolitan.)

(Fortsetzung.)

Dicht dabei befindet sich eine andere Villa, dem Fürsten Butera (Hannovraner von Geburt) gehörig. Im Innern des daranstoßenden Parks befindet sich ein Kloster, mit Mönchen aus Wachs, in Lebensgröße und natürlicher Gestalt, bevölkert. Man findet sie auf den Wegen und in ihren Zellen zerstreut, ihre religiösen Verrichtungen wahrnehmend. Das Ganze ist eine phantastische Satyre auf die geistlichen Herren.

Ein anderer Vorschlag ging dahin, das Kapuzinerkloster zu besuchen, wo sich die ausgetrockneten Paters befinden. Man sieht dort sechs- bis achthundert ausgedörrte alte Männer mit langen Bärten und in ihrer Kapuze, ganz in dem Zustande, in welchem sie gestorben sind, unter den geräumigen Gewölben des Klosters aufrecht an die Mauer gestellt. Nie haben die Augen eines Sterblichen wohl ein grauenhafteres Schauspiel gesehen, als dieses ist.

Ein Spazierritt nach Monreale, ein Besuch der Gärten eines edlen Sizilianers, wo jeder Fremde mit einem Wasserstrahl begrüßt wird, ein öffentlicher Umzug in Palermo kamen nacheinander in Anregung.

Ich war schon in Sizilien gewesen und wußte nicht, wofür ich mich entscheiden sollte, als der Wundarzt mir den Vorschlag that, ihn zu einem sizilianischen Grafen in der Nachbarschaft zu begleiten, der seinen Palast in ein Irrenhaus verwandelt hat und auf dieses all seine Zeit, all sein Vermögen verwendet.

Es war der Erste, welcher das, nun Gott sey Dank allgemein angenommene System einführte, die unglücklichen Kranken durch Sanftmuth und gute Behandlung herzustellen.

Wir setzten uns in eins der Fuhrwerke, die auf dem prächtigen Korso von Palermo halten, und nach einer Viertelstunde befanden wir uns vor dem Stackett della Casa dei Pazzi. Meines Freundes Uniform und Gewerbe dienten uns als Paß. Wir wurden auf einen prächtigen Hof geführt, den ein Säulengang umgab und der durch einen Springbrunnen erfrischt wurde. Es spazierten dort mehre wohlgekleidete Leute herum, die Bücher oder Bildermappen in den Händen hatten, während andere sich im Ballspiel oder anderweitig erlustigten. Alle grüßten uns höflich, so wie wir an ihnen vorübergingen, und in der innern Thür begegneten wir dem Grafen.

»Allmächtiger!« rief ich aus, »so ist sie also auch verrückt?« Es war derselbe alte Herr, der den vorigen Abend bei uns am Bord gewesen war.

„E ella?“ sagte ich, ihn beim Arm ergreifend, ehe er noch seinen Gruß vollendet hatte, überzeugt, daß er mich mit einem Wort verstehen müsse.

„Era pazza.“ Dann warf er einen forschenden Blick auf mich, und schien zu glauben, daß ihm eine neue Kranke zugeführt worden sey.

Ich ging wie im Traum hinter dem alten Grafen drein, als er uns in den verschiedenen Theilen seiner Anstalt herumführte. Da gab es weder Ketten, noch Peitschen, noch rohe Wächter, noch steinerne mit Stroh ausgelegte Zellen. Die Wände in den Korridors waren al Fresco gemalt und stellten lachende Landschaften, fröhliche tanzende Figuren dar. An jeder Ecke fand man Springbrunnen und Gesträuche vor. Die Insassen, alle in gewöhnlicher Tracht, waren mit irgend einer kleinen Arbeit oder Unterhaltung beschäftigt. Zur Zeit seiner Vorfahren muß der Palast des Grafen eben so ausgesehen haben: ein fröhlicher Landsitz, mit Gästen und Vasallen angefüllt, die durch andere Bande festgehalten zu seyn schienen, als die, welche Gastfreiheit und Pflicht begründen.

Wir nahmen zuerst die Küche in Augenschein. Es waren dort zehn Leute beschäftigt, sämmtlich, den Koch allein ausgenommen, ihres Verstandes beraubt. Eine der Eigenthümlichkeiten im System des Grafen war die, daß er seine Kranken bei der Lebensweise ließ, die sie vorher geführt hatten. Eine große und kräftige sizilianische Magd, die eben beschäftigt war, Wasser zu schöpfen, bekam einen Wuthanfall und goß nun all das Wasser wild um sich. Der Koch kehrte sich um, klopfte ihr sanft auf die Schultern, lachte aus vollem Halse, und sagte zu ihr: Brava Pepita! brava! Dann zog er an einer Glockenschnur.

Nun kam sogleich ein fünfzehnjähriges Mädchen von sanfter und lächelnder Miene, die sich, als sie sah, um was es sich handelte, der Wüthenden näherte, sie in ihre Arme schloß und ihr etwas leise ins Ohr sagte. Unmittelbar verwandelte sich der Ausdruck des Gesichts der Wahnsinnigen; sie ward heiter, warf den Wassereimer von sich und folgte dem jungen Mädchen unter lautem Lachen.

„Venite!“ sagte der Graf; »Sie sollen sehen, wie ich meine Furien behandle.«

Wir folgten ihm durch einen Garten voller duftenden Blumen und gelangten bald zu einem kleinen Gemache, welches die Aussicht nach einer Allee hin hatte. Im Mittelpunkte des Plafonds war eine Hängematte ausgespannt, in welche Pepita sich schon geworfen hatte und nun von einer Magd leicht hin und her geschaukelt wurde, während der daneben gestellte Wächter der Kranken wie zum Scherz Wasser ins Gesicht spritzte. Das gewaltsame Lachen der armen Wahnwitzigen legte sich mehr und mehr, so wie sie geschaukelt und mit Wasser erfrischt ward. Ihre Augen schlossen sich, die Bewegung der Hängematte ward allmälig gemildert, und die arme Verrückte kam in Schlaf.

»Das ist das Mittel,« sagte der Graf mit einem zufriedenen Lächeln, »das ich statt der gewaltsamen Douchen und der Ketten eingeführt habe. Und das,« fuhr er fort, indem er der jungen Magd einen Kuß auf die Stirn drückte, »ist meine Peitsche und mein griesgrämiger Kerkermeister.« — Ich segnete ihn aus der Tiefe meines Herzens.

»Kommen Sie,« begann er dann wieder, »wir wollen die da ruhig schlafen lassen; Sie sollen nun meine Ländereien sehen.«

Wir folgten ihm in einen großen Garten, der sich hinter dem Schlosse befand und der nach dem Originalmuster einer italienischen Villa eingerichtet war. Die langen Alleen waren durch Boskette unterbrochen, in deren Tiefe sich köstliche Grotten mit hölzernen Statuen, einige stehend, andere sitzend, aber alle in einer fröhlichen und grotesken Stellung, befanden. In dem Schatten des Weinlaubes und der Lorbeerrose gesehen, war es schwer, zu rathen, ob sie lebend seyen oder nicht. Wir setzten unsern Spaziergang über Pfade fort, die mit Hecken eingefaßt waren. Alle die reichen Pflanzen dieses schönen Klimas hauchten ihren Duft aus und wir wurden unausgesetzt durch neue perspektivische Täuschungen oder durch Gestalten, die zur Hälfte im Laube versteckt waren, überrascht. Endlich befanden wir uns am Eingange eines allerliebsten Sommertheaters, mit Sitzen von Rasen, einer Bühne, einem Orchester; es fehlte an gar nichts, und die Barrière darum her bestand aus Orangenbäumen, Rosenstöcken und Waldreben.

»Hier,« sagte der Greis, indem er auf die Bühne sprang, »hier geben wir den ganzen Sommer hindurch Vorstellungen.«

»Aber doch nicht mit Ihren Kranken?«

»Allerdings, mein Herr.«

Er schilderte uns nun das Interesse, das alle daran nähmen, und die merkwürdige Gewalt, welche eine bizarre Idee auf ihren Verstand ausübte. Seit unserer Ankunft war stets ein ernster und respektabler Mann mit uns gegangen, den ich für einen Besuchenden gehalten hatte. Während wir dem Grafen zuhörten, sprang jener aus der Gruppe heraus, eilte auf die Bühne, und deklamirte mit Wärme einen italienischen Satz voller Dichtergeist.

Der Graf legte sich den Finger auf den Mund, um uns anzudeuten, daß wir zuhören möchten. Als der Tragödist mit seiner Tirade am Ende war, machte er eine Pause, wie wenn er eine Antwort erwarte, und als diese nicht erfolgte, da sprang er von der Bühne, und verschwand.

„Poveretto!“ sagte der Graf, »es ist mein bester Akteur.«

(Fortsetzung folgt.)

Eine Emeute unter Ludwig XIV.

(Nach dem Französischen, von M...)

(Fortsetzung.)

»Nun, wollt Ihr jetzt wissen, was dieses aus den Kreaturen des Ministers zusammengesetzte Gericht über Euch beschließen wird?« »Ja, Madame,« entgegnete Riosselles, »ich will,« indem er mit verschränkten Armen ruhig stand. Sie fuhr also

fort: »Dieß Gericht wird Euch verurtheilen, enthauptet zu werden; Ihr und Eure Nachkommen werden des Adels verlustig erklärt, der Scharfrichter wird Euer Wappen zerbrechen, Euer Haus wird der Erde gleich gemacht und auf der Stelle, wo es stand, eine Schandsäule errichtet werden.« »Sie werden mit mir thun, was ihnen gut dünkt,« sagte Niosellès gleichgültig. »Ja, sie werden mit Euch thun, was ihnen gut dünkt! ja, sie werden dieses edle Haupt, das so kühne Gedanken in sich faßt, vom Rumpfe trennen, Blut wird an diesen schönen Locken kleben, der Henker wird seine entehrende Hand an Dich legen; und weißt Du nicht, daß diese Hand brennt wie Feuer, daß sie frißt bis auf das lebendige Fleisch? Du, Du wirst sterben; Du stirbst vielleicht gerne; Sterben ist leicht, aber ehrlicher Tod in Deinem edlen Hause; aber die Schande, die an den Deinen haftet, ist sie Dir nichts? Dieß Wappen zerbrochen durch Henkershand und in alle Winde zerstreut; diese Pyramide, an der Dein Name der Schande auf Jahrhunderte preisgegeben ist, um die die letzten Abkömmlinge Deines Geschlechtes zerlumpt ihr Elend zur Schau tragen werden, ohne vielleicht — so groß kann ihre Armuth seyn — die Buchstaben, die Deine Schande verewigen, kaum lesen zu können! Ist dieß Alles nichts, Niosellès? Das Richtbeil ist über Deinem Haupte gezückt, antworte mir, ich beschwöre Dich, willst Du den Tod und die Schande, oder das Leben und den Ruhm?«

Jetzt eben ertönte Freudengeschrei in den Straßen, und der Ruf: »Es lebe Niosellès!« erscholl durch alle Lüfte; die Musik, das Volksgeschrei hatten etwas berauschendes. Alle patriotischen Empfindungen waren bei diesen Siegeslauten in Niosellès lebhaft angeregt. Das Geläute der Glocken, der Schall des Musketenfeuers versetzten Marseille in einen Siegestaumel, der noch in Niosellès Brust mächtig wiederhallte, und er, der Held des Tages, sollte sich diesen entzückenden Auftritten schmählich entziehen? Ein anderer Name noch ward mit dem seinigen im Munde des Volkes vernommen: »Es lebe die Gräfin von Ayrargues!« Die Vikomtesse zog eben mit ihrem Fähnlein Amazonen vorüber, denn auch sie nahm ihren Antheil an dem Triumphe hin. Niosellès, nun nicht mehr unschlüssig, reißt sich gewaltsam von dem Orte los, wo vielleicht Verführung nahe daran war, ihn zu umgarnen, und schnell die Treppe hinunter fliegend, wirft er der Italienerin die Worte zu: »Ich gehe wohin mich die Ehre ruft!« Ein schmerzerfülltes Lachen war die Antwort hierauf.

Der kleine Platz vor dem Hause war mit Menschen überfüllt, und Niosellès erschien, wie durch Zauberei, plötzlich in ihrer Mitte. Die Vikomtesse ergriff hastig seine Hand, drückte sie mit Inbrunst, und er, indem er sie in seine Arme schloß, gab sich allen jenen überseligen Gefühlen hin, die mit dem Verluste des Lebens nicht zu theuer erkauft sind. Jener von kleinen schmutzigen Häusern eingeschlossene Platz war mit seiner halb zerlumpten Menschenmasse in diesem Augenblicke für Niosellès ein geöffneter Schauplatz, von Marmor im Lampenlicht strahlend. Alle Fenster, zwei ausgenommen, waren auf eine unziemliche Weise erleuchtet, Fackeln und Feuerbrände wogten in der Luft, Speere blitzten in ihrem Lichte, und das Volk, von seinem jungen Helden bis zum Wahnsinn begeistert, empfing ihn mit einem donnernden Lebehoch. Niosellès, voll von Entzücken, küßte ehrfurchtsvoll die Hand der Gräfin, welche Freudenthränen vergoß.

Drei Monde nachher, in einer kühlen Winternacht, schlich ein Mann, in einen Mantel gehüllt, ängstlichen Schrittes dem Meeresufer entlang, bei'm leisesten Geräusch sah er sich um. Er blieb alsbald auf einer Anhöhe stille stehen, und überblickte von hier aus die Lichter des Hafens, die nach und nach zu verlöschen anfingen; es erklangen seinem Ohre die Gesänge der Seeleute in dieser provenzalen Sprache, die ihm fürder nicht mehr zu vernehmen vergönnt war; eine graulichte Mauer erhob sich nicht weit von ihm; der Mond beleuchtete ihren frischen weißen Anwurf durch sein Licht. Diese Mauer wurde ihm beängstigend. Sie war der Anfang eines Festungswerkes, das Ludwig XIV. anlegen ließ, die unruhigen Marseiller im Zaume zu halten. (Schluß folgt.)

Einige Bären und Böcke der berühmten Mistriß Trollope, abgesetzt auf ihrer neuesten Reise durch Deutschland.

(Fortsetzung.)

»Nachdem man eine der Brücken der Stadt überschritten, führt eine schöne Straße, denen in den Gärten großer Herren ähnlich, auf beiden Seiten von Hecken beschützt, zum »Saal.« Sehr wohl unterhaltene Kiesalleen sind auf der einen Seite mit Hecken besetzt, und auf der andern von dem kleinen Flusse, dem Oelbach begränzt. Dieser Bach bezeichnete ehemals die Gränze zwischen Frankreich und Deutschland. *)....«

Folgt eine pompöse Beschreibung des Mittagessens bei Chabert, dem Speisewirth des Konversationshauses, der durch sein Silbergeschirr, seine Krystalle und seine atlasartigen Servietten die höchste Bewunderung der Reisenden in Anspruch genommen. Dieser Luxus, diese Zierlichkeit waren für sie etwas »Unerhörtes.«

Sie erklärt, daß die Speisen unbeschreiblich vortrefflich waren, und daß man ein außerordentlicher vervollkommter Feinschmecker seyn müsse, um darüber ein kompetentes Urtheil fällen zu können. Wenigstens vermag sie in ihrer Extase doch so viel zu sagen, daß diese Mahlzeit ein wirkliches Gegengift der Schwermuth, und ein sicheres Mittel gegen die blauen Teufel (blue devils) sey. Sollte man nicht meinen, Mistriß Trollope sey, mit Respekt zu sagen, selbst vom Teufel besessen gewesen? —

Tags darauf war es um einen Besuch auf dem alten Schlosse zu thun. »Auf der Chabert entgegengesetzten Seite (sagt die Verfasserin, deren drittes Wort beinahe immer Chabert ist, den sie als den kulinarischen Messias zu betrachten scheint) also Chabert gegenüber, erhebt sich der steile Hügel, worauf die Trümmer des alten Schlosses sind, das ungefähr sieben Jahrhunderte hindurch das Schloß der Fürsten von Baden war. Grade darüber, ungefähr zwei Meilen von der Stadt, sieht man ihre gegenwärtige Residenz, mit ihrer prachtvollen Terasse. **)

»Das alte Schloß, eine beinahe unförmliche, aber erstaunlich hohe Trümmermasse, scheint durch einen düstern Tannenmantel zu blicken, wie um den neuern Luxus zu beschimpfen, der so kleinlich neben der feierlichen Größe des feudalen Ruhmes scheint. Das andere Schloß ist im Vergleich jünger, obschon sein Ursprung bis zu Christoph, Markgrafen von Baden, im 13. Jahrhundert, ansteigt.

»Die Stadt steigt bis zu gleicher Höhe mit dem Gebäude, und obgleich kein Haus seine Ansicht verdeckt, wird der allgemeine Eindruck seiner hohen Lage und seiner Ausdehnung dennoch durch die Nähe der andern Häuser vermindert. Aber

---

*) Eine köstliche Bemerkung. Wer Mistriß Trollope nur diesen Bären angebunden haben mag? Uebrigens heißt der Bach nicht Oelbach, sondern Oos. Er entspringt 1½ Stunden oberhalb Baden, und mündet, nach einem fünfstündigen Laufe, bei Hügelsheim in den Rhein.

**) Mistriß Trollope hat wieder zu gut zu Mittag gegessen. Das neue Schloß liegt nicht grade über, sondern schräg unter dem alten. Auch ist es nicht zwei Meilen von der Stadt entfernt, sondern hängt unmittelbar mit derselben zusammen. Man sehe weiter unten der Verfasserin eigene Beschreibung.

die Geschichte hat mit diesem Gebäude unauslöschliche Erinnerungen verbunden. Unter den massiven Pfeilern befinden sich so wohl erhaltene Zwinger, daß man daran noch die von den Opfern des heimlichen Gerichts, welche hier ihr Urtheil erlitten, geschriebenen Zeilen bemerkt. *) Es ist unmöglich, diesen düstern Giebel ohne Entsetzen zu betrachten. Aber wendet man den Kopf, so wird der Blick statt von finstern Bergen und von diesem erschrecklichen Schlosse, von den lachendsten Gegenständen, und von der närrischsten Freude entzückt...«

Die Verfasserin scheint eine große Liebhaberin der Narrheit zu seyn; wenigstens gebraucht sie dieß Wort sehr häufig. Hätte sie vielleicht Baden mit den Augen eines weiblichen Erasmus betrachtet. Doch nein; sie hat von einer solchen Mission nicht den entferntesten Begriff. Sie schwatzt wie ein Frauenzimmer, das Hunger in Wisloch übelgestimmt, und das Chaberts volle Schüsseln und Flaschen mit hoher Begeisterung erfüllen. Wundern darf man sich da freilich nicht, daß ihr Enthusiasmus immer ein wenig nach der Küche schmeckt. Doch hören wir weiter:

»Einerseits dehnt sich eine lange Akazienallee bis an den Saum des Gesichtskreises aus **), besetzt auf der einen Seite mit einer Reihe Kaufläden, die außer tausend kleinen hübschen Gegenständen, welche darin ausgelegt sind, die Mannigfaltigkeit der französischen, savoyischen, tyrolischen Trachten darbieten, womit die Verkäufer beiderlei Geschlechts bekleidet sind.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Abermals eine poetische Freiheit. Von den angeblichen Zeilen dieser Opfer findet sich nirgends die geringste Spur.

**) Diese unabsehbare Allee ist 180 Schritte lang. Haben wir Unrecht, wenn wir behaupten, daß Chabert der Urheber aller dieser Lizenzen ist.

Aus Italien.

Das Taubstummeninstitut zu S. Calocero in Mailand. Es ist ein schrecklicher Zustand, taub und stumm zu seyn. Für diese Unglücklichen ist die Natur ein geheimnißvolles Schauspiel; isolirt, mitten in der Welt von ihr abgeschnitten, können sie weder ihre eigenen Gedanken und Empfindungen mittheilen, noch die der anderen vernehmen, unter denen sie leben. Ihnen ist alles umher Geheimniß. Indeß ihr Körper sich zuweilen überraschend ausbildet, erstickt alles geistige Leben, oder vielmehr es kommt bei ihnen kaum dazu, wenn nicht lange Geduld das schwere Amt der Erziehung übernimmt. Meist gibt die Natur diesen Menschen, denen sie so viel versagt, eine brennende Leidenschaftlichkeit; ihr Zustand selbst macht sie mißtrauisch, trotzig, heftig. Schon in früheren Zeiten widmeten mehre Wohlthäter der Menschheit (öfter als die Gesetzgeber) diesen Stiefkindern der Natur mitleidige Sorgfalt, suchten sie der Gesellschaft wieder zu schenken, sie von dem Uebel zu befreien, oder doch die Erkenntniß Gottes, der Welt, ihrer selbst in ihre Seele zu tragen. Es gehörte ein großes Herz dazu, diesen Gedanken zu fassen; denn ohne die Hülfe des Wortes ließ sich ein günstiger Erfolg fast nur durch ein Wunder erwarten. In den Klöstern Spaniens machte man vor beiläufig hundert und fünfzig Jahren den ersten Versuch, Taubstumme durch wortlose Zeichen zu unterrichten. Gelang es nicht vollständig, so war doch der Impuls gegeben, der andere edle Männer nach vielen Jahren zu demselben Werk ermunterte, Männer deren Namen der Nachwelt angehören. Ohngefähr um die nämliche Zeit oder doch wenig später machte der holländische Arzt Johann Konrad Amman das Resultat seiner philanthropischen Forschungen in dem Werke bekannt: Surdus loquens, seu methodus qua, qui surdus est, loqui discere possit. Sey es, daß ihm die Mittel fehlten, sich, wie er beschlossen hatte, ganz der Erziehung von Taubstummen zu widmen, oder fand er sonst keine Unterstützung auf seinem mühevollen Wege: gewiß ist es, daß später andere die Versuche durchführten, zu welchen dieser Wohlthäter der Menschheit die Bahn gewiesen hatte; die armen Verlassenen fingen an sich aus ihrer hülflosen Rohheit zu erheben. Der »Mercure de France« vom Jahre 1750 berichtet, daß ein portugiesischer Jude, ein gewisser Pereira, das Jahr vorher der Akademie der Wissenschaften zu Paris einige von ihm erzogene Taubstumme vorstellte. Seine Zöglinge wurden als Wunder angestaunt und auf das Wohlwollendste zu Versailles empfangen. Die Huld, welche der edelsinnige Jude am französischen Hofe fand, erregte mehre zur Nacheiferung, ohne daß sich, wahrscheinlich aus Mangel gehöriger Anstalten, so glänzende Resultate ergeben hätten, wie später der Abbé de l'Epée in Frankreich, Samuel Heinicke in Deutschland sie erreichten. Diese beiden sind allgemein als die ersten anerkannt, welche eine vollständige Unterrichtsmethode ausbildeten. Ehrwürdig sind nächst ihnen die Namen Sicard und Assarotti; und gegenwärtig besitzt auch Italien, wie Frankreich und Deutschland, nicht wenige Männer, an denen die Armen, nur zu häufig zu Hause verachtet, durch unverdiente Mißhandlungen störrisch gemacht und moralische entwürdiget, nicht nur freundliche Lehrer sondern wahre Väter finden. Mailand steht an nützlichen Einrichtungen schwerlich einer andern Stadt nach. So besaß es längst zwei Privatinstitute, wo Taubstumme unterrichtet, zu den Künsten und Handwerken, zu welchen sie besondere Anlage verriethen, erzogen, somit der menschlichen Gesellschaft von neuem geschenkt wurden. Allein der geringe Umfang, die wenig angemessene innere Einrichtung der Gebäude, die Trennung der Verwaltung der Klassen ließ wünschen, alle Taubstumme, Kinder so wie die Erwachseneren, von der Regierung selbst in Eine Familie vereinigt zu sehen. Kaum vernahm Se. Maj. der Kaiser einen solchen Vorschlag, als sogleich die Summe von 200,000 Zwanzigern dafür angewiesen und der Ankauf des Hauses Pallavicini in S. Calocero genehmigt wurde. Mit überraschender Schnelligkeit verwandelte sich dieß in eine große Anstalt für das ganze Lombardisch-Venezianische Königreich. Sie wird von dem ehrwürdigen Abate Bagutti geleitet. Ein eben so geschickter als bescheidener Ingenieur in Mailand entwarf einen Plan von schöner Regelmäßigkeit und trefflicher Eintheilung. Das Gebäude ist ein Rechteck, mehr als 200 Ellen lang und 80 breit. Im rechten Flügel wohnen die Mädchen, im linken die Knaben; ein geräumiger Hof trennt beide. Im Erdgeschoße sind nebst dem Garten die Säle zur Unterhaltung in den Freistunden, das Gebetzimmer, die Schulstuben für den wissenschaftlichen wie für den Unterricht in den mechanischen Arbeiten, den schönen Künsten u. s. w. die Refektorien und alles zum Hausdienste Gehörige. Im ersten Stocke sind die Schlafsäle, die gemeinschaftlichen und abgesonderten Krankenzimmer, Wasch-, Bade- und Garderobekammern, die Bibliothek, der große Prüfungssaal, die Wohnungen für den Direktor und Katecheten. Im zweiten Stocke wohnen: der Hausverwalter, zwei Lehrer und zwei Lehrerinnen, das Dienstpersonale. Ohngefähr 130 Zöglinge haben in dem Institute Platz. Se. kais. Hoh. der Erzherzog Vizekönig besuchte vor seiner Abreise nach Wien die Anstalt; bei seiner Zurückkunft werden die Taubstummen der italienisch-österreichischen Provinzen schon alle in Eine Familie vereiniget, dankbar vom Himmel Segen über ihre Wohlthäter erflehen, durch welche sie aus dem Elende in einen thätigen Wohlstand versetzt und fähig gemacht werden, sich und anderen zum Glück zu leben. A. Piazza.

(Fortsetzung folgt.)

Buchstabenräthsel.

Sonett.

Wer hat, mit D, den Ruf nicht schon vernommen,
Der uns'ren Herzen bringt so herbes Leiden!
Wie oft stand — ach! er kündet uns ja Scheiden —
Ich selbst nicht bei dem Ruf schon schmerzbeklommen!

Doch ruft mit B ihr's, zeigt es stets ein Kommen,
Nicht mehr verkündet's Scheiden dann und Meiden —
Und, ha! wer kennte nicht den Ruf der Freuden,
Den jener Bote sprach, der Welt zum Frommen!

Mit S, mit T, sind's Götter — tausend Sterne
Zeigt's uns mit U — und nennt euch Liberalen,
Euch Ultra's, stets mit X, die rechte Mitte —

Und um dieß Zentrum müßt — all' eure Schritte
Sind hier umsonst in Kammern und bei Wahlen —
Ihr All' euch drehen, ungern' oder gerne.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Anbenkoh.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 159.
Erlauben, lau, Lauer, Erben, Lauben.

Theateranzeige.

Samstag, den 18. Oktober. Die Bekenntnisse, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld. Zum Schluß: Unter dem Siegesmarsch von Spontini, mit Chor und verstärktem Orchester: Zwei bewegliche Tableaux.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 163. 20. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Kalleb der Pirat.*)

(Ausland.)

»Fahrt nur,« sagte der alte Kalleb, indem er sich zu einer Gruppe Fischer wendete, die, am Quai des Hafens zu Tunis stehend, die Augen zum Himmel richteten, als ob sie sich nach dem Wetter umsähen, und dem leichten Wind entgegen lächelten, der sich in diesem Augenblick erhob. »Fahrt nur, benützt den gelinden Wind, der sich jetzt erhebt, denn der Ostwind könnte stärker werden, und dann dürftet ihr Mühe haben, von der Rhede auszulaufen. Die Nacht wird schön und für den Fischfang günstig werden. Zu Schiffe, zu Schiffe!« — »Zu Schiffe, zu Schiffe!« wiederholte der etwa 22 Jahre alte junge Kalleb, der Patron der Balancelle (leichtes Fahrzeug), indem er mit einem einzigen Satz auf das Oberlof sprang, und den Helmstock des Steuerruders in die Hand nahm. Die Matrosen folgten ihm, nachdem sie die Taue losgemacht hatten, und mit einigen Ruderschlägen flog das leichte Fahrzeug bis an die Mündung des Kanals. Hier hißte man das Segel auf, ein herrliches dreieckiges Segel; anfangs klatschte es gegen den Mast, dann aber blähte es sich auf. Das Meer war ruhig, ein frischer Wind hatte sich erhoben; die Balancelle neigte sich zierlich auf die Backbordseite, und dann flog sie dahin, daß man hätte meinen sollen, eine Seemöve schwebe dahin über den Meeresspiegel.

Der alte Kalleb war langsam bis zur Spitze des Kais an der Mündung des Kanals gegangen, und blickte wohlgefällig seiner geliebten Balancelle nach, bis sie sich in grauer Ferne verlor, denn dieses Schiff war sein Stolz und sein Reichthum. Lange hatte er sich mit einem elenden Fahrzeug behelfen müssen, bis es ihm endlich gelungen war, sich von seinen Ersparnissen jene Balancelle zu verschaffen, deren Bau er größtentheils selbst geleitet hatte. Sie galt in ganz Tunis für den besten Segler, und der Dey bediente sich ihrer sehr oft, um seine Befehle nach Bizerte und Zerbi zu senden. Nur ungern hatte der alte Kalleb das Meer verlassen, und den Befehl über sein geliebtes Schiff dem Sohne übertragen.

Als die Balancelle von der Rhede auslief, kam sie an einer schönen Goelette vorüber, die da vor Anker lag. Die Goelette **Superbe** war der gefürchtetste Kaper der ganzen Regentschaft; nie stach sie in See, ohne daß sie mit einer Prise heimgekehrt wäre. So lange Kalleb sie noch sehen konnte, waren seine Blicke auf sie geheftet; mit begehrlichem Auge betrachtete er den schlanken Rumpf, die Karonaden, die drohend aus den Lucken schauten, und die hohen Maste. Ein Seufzer entfuhr ihm, und er versank in tiefes Nachdenken. Plötzlich aber schien diese Entmuthigung zu schwinden; die eingesunkene Gestalt des niedern Fischers richtete sich stolz empor, seine Züge veredelten sich, und aus seinen Augen blitzten Muth und Kühnheit. — Man hatte jetzt die Rhede hinter sich, die Balancelle steuerte mit vollen Segeln gegen Südost, um vor den Wind zu kommen, dann hielt sie sich nordwärts, und richtete ihren Lauf nach der Insel Sardinien.

»Auf das Verdeck!« rief Kalleb mit fester männlicher Stimme, und aus dem Raume stiegen sechs Männer empor, die man wegen ihrer verwegenen sonnenverbrannter Gesichter und ihrer zerrissenen, mit Theer besudelten Kleidung halber nicht einmal für Fischer gehalten hätte. Einer besonders, von hoher kräftiger Gestalt, sah ganz wie ein Räuberhauptmann aus; ein unheimliches, verächtliches Lächeln, das fast immer seinen Mund umschwebte, zog die Oberlippe auf eine seltsame Weise empor. Er befehligte die fünf Freibeuter, die mit ihm waren, erkannte aber seinerseits die Oberhoheit Kallebs an, neben den er sich setzte.

»Kalleb,« hub er an, »du hast mir geschworen, die Rhede von Tunis nur mit einer Prise wieder zu sehen.« — »Ja, Asabik, und ich halte mein Versprechen, wiewohl ich dir gestehen muß, daß ich es fast für unmöglich halte.« — »Laß mich nur machen; ich habe lange auf Piratenschiffen gedient, und spreche fast alle europäischen Sprachen. Wenn [illegible] nur [illegible] bald ein kleiner dreimastiger Kauffahrer oder auch ein Kriegsschiff zu Gesicht käme, für das Uebrige stehe ich — da drunten ist Alles in Bereitschaft.«

Sahel, der jüngere Bruder Kallebs, ein Knabe von kaum 14 Jahren, hatte sich auch herbeigeschlichen und hörte dieser Unterredung aufmerksam zu. Er hatte wohl begriffen, daß von einem Handstreich die Rede sey, doch wußte er noch nicht, was man im Schilde führe. Nur die Nähe der Gefahr bewegte seine junge Seele, doch war es mehr Ungeduld als Furcht. Der Knabe lebte ganz in seinem ältern Bruder, und Kalleb, der ihn herzlich liebte, hatte eine unumschränkte Gewalt über sein Herz. Nie befahl er ihm etwas; konnte aber Sahel irgend einen Wunsch in den Augen des Bruders lesen, so machte es ihn glücklich, wenn er ihm zuvorkommen konnte. Er sah in diesem Augenblick Kalleb's Augen von Hoffnung leuchten, und so hoffte auch er; er sah, wie das Haupt des Bruders sich bei den kühnen Worten Asabik's stolz empor richtete, und nun brannte auch er vor Verlangen, alle Gefahren mit ihm zu theilen. (Fortsetzung folgt.)

*) Aus den Nouvelles africaines par J. L. Lugan wegen der lebhaften Schilderung dieses Seelebens mitgetheilt.

Der Blinde von Argenteuil.

Eine normanische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von J. Schuster.

(Fortsetzung.)

Seine Wanderungen führten ihn nach Argenteuil, wo er im Gasthause zum Helm gastliche Aufnahme fand; er hatte einen langen Weg zurückgelegt, und sich unbemerkt auf eine der beiden Steinbänke niedergesetzt, die im Innern des sehr geräumigen Kamins angebracht waren. Von hier aus ließ er

jenen Schrei vernehmen, als er bei der Verlesung des Amtmanns von einem in den Weinbergen gefundenen Leichnam reden hörte. Doch lange schon von Argenteuil abwesend, was konnte er wissen? Ueberdieß blind, was konnte er vorzubringen haben? Lorenz Bigot betrachtete mit einer Art von Achtung die schöne und edle Gestalt des Greises, die dem Unglück Trotz zu bieten schien. »Unglücklicher,« sprach er, »was habt Ihr uns zu sagen?« Aber der Blinde, der zuvor nur einer Gemüthsbewegung gefolgt war, die er nicht gleich zu überwinden vermocht hatte, schien nun verlegen und unentschlossen. »Ach, gnädiger Herr, darf ich sprechen?« sagte er; »ist mein Leben nicht in Gefahr?« Und er wandte sein greises Haupt nach allen Seiten hin, mit einer Miene, in der sich Mißtrauen und Schauer abspiegelten. »Redet, redet offen,« sprach Bigot, aber noch einmal, was habt Ihr uns zu sagen?«

Hierauf erzählte der Greis, daß er vor ungefähr acht oder neun Monaten Argenteuil, einer Wallfahrt wegen, verlassen habe; er hatte die Anhöhen erreicht, welche das Kirchspiel überschauen, als das Bellen seines Hundes ihn veranlaßte, stille zu stehen und zu lauschen. Eine Männerstimme ließ sich schwach, klagend, flehend vernehmen. »Bösewicht! «rief diese Stimme, »deinen Herrn, deinen Wohlthäter! Gnade!.... muß ich fern von meinem Vaterlande, von meinem Bruder sterben!...« Hierauf ertönte ein letzter Schrei, so gräßlich, so herzzerreißend, wie ihn nur ein Sterbender im Todeskampfe ausstoßen kann; und nun konnten nur noch die schweren Schritte eines Menschen gehört werden, der mühsam vorwärts ging, als ob er eine gewichtige Last zu tragen hätte. Ein unüberwindliches Gefühl, sagte Gervais, drängte mich vorwärts. »Was geht hier vor,« rief ich aus, »und wer ist's, der hier wehklagt?« — »Nichts,« antwortete eine verwirrte Stimme, »nichts; ein Kranker ist's, den man wegbringt, und der ohnmächtig geworden ist. Geht nur weiter, guter Mann.« Und ich hörte, wie diese Stimme ganz leise drohte: »Danke Gott, daß du blind bist, denn es wäre sonst um dich geschehen.« Ich sah wohl ein, daß ein schreckliches Verbrechen verübt worden sey, und die Angst, die sich meiner bemächtigte, läßt sich nicht durch Worte schildern. Alles trug dazu bei, mich zu erschüttern, denn in demselben Augenblick fing ein heftiges Ungewitter zu toben an, schrecklich rollte der Donner, er schien den Mörder zu verfolgen. Man glaubte, das Ende der Welt sey herangekommen. Zitternd und außer mir wanderte ich weiter, und damals gelobte ich mir, nie zu enthüllen, was ich vernommen hatte, denn der Verbrecher lebt vielleicht in dieser Gegend, und ist nicht das Leben eines blinden Greises in Jedermanns Gewalt? Aber jetzt, als der Herr Amtmann von einem Leichname sprach, der in so geringer Entfernung von dem Orte gefunden ward, wo ich die Stimme vernahm, jetzt war ich nicht im Stande, einen Schrei zu unterdrücken. Meine Erzählung ist nun zu Ende, möge mir kein Unglück zustoßen!«

Lorenz Bigot schien während dieser Mittheilung wie in einem tiefen Traume versunken, der noch lange fortdauerte, als der Blinde bereits zu erzählen aufgehört hatte. Doch plötzlich wandte er sich an den Greis: »Gervais,« sagte er, ich werde Euch eine Frage vorlegen, aber bevor Ihr darauf antwortet, besinnt Euch wohl: jene Stimme, die Ihr auf der Anhöhe vernommen habt, jene Stimme, die Euch antwortete, die Euch drohte, lebt sie noch in Eurem Gedächtnisse fort? Glaubt Ihr, wenn Ihr sie noch einmal hören würdet, im Stande zu seyn, sie wieder zu erkennen, aber so völlig wieder zu erkennen, um sie nicht mit einer andern zu verwechseln?« — »Ja, Herr Anwalt des Königs,« erwiderte Gervais sogleich, wie ich die Stimme meiner Mutter wiedererkennen würde, wenn sie noch lebte, die arme Frau!« — »Aber,« begann Bigot von neuem, »habt Ihr wohl überlegt? Acht oder neun Monate sind seit jenem Tage vorüber gegangen.« — »Mich dünkt, es seyen nur wenige Stunden,« antwortete Gervais, »denn mein Entsetzen war damals so groß, daß ich sie immer noch zu hören glaube, die Stimme sowohl, die wehklagte, wie die Stimme, die zu mir sprach, und den Donner, der an jenem Tage fürchterlicher wie gewöhnlich rollte.« — Und als Lorenz Bigot noch einen Zweifel äußerte, erhob der Blinde die Hände zum Himmel, den er nicht sah: »Gott ist gut,« sprach er, und er verläßt die Blinden nicht; seitdem ich nicht mehr sehe, höre ich besser. Aber, man glaube mir nicht, und lasse alle Einwohner von Argenteuil sprechen; an Feiertagen machten sie sich oft den Scherz, mich in Verlegenheit zu setzen, indem sie ihre Stimmen verstellten und mich frugen: »Wer hat mit dir gesprochen?« Sie mögen nun sagen, ob ich mich jemals geirrt habe!« — Die anwesenden Einwohner von Argenteuil riefen alle aus, daß der Greis wahr gesprochen habe, und daß sich die jungen Leute des Kirchspiels am Sonntage oft auf solche Weise mit ihm erlustigt hätten. Einige Stunden nachher verließ Lorenz Bigot Argenteuil und kehrte nach Rouen zurück, wohin er Gervais, den Blinden, mitnahm. In dem eben noch so belebten Dorfe kehrte gleich darauf die gewöhnliche Ruhe und Ordnung zurück: die Einwohner waren nach Hause gegangen; nur in den Hütten unterhielt man sich noch von dem Gehörten und Gesehenen, und die Wortführer des Ortes sprachen darüber hin und her, was wohl noch aus dieser Sache werden würde. (Fortsetzung folgt.)

Eine Emeute unter Ludwig XIV.

(Nach dem Französischen, von M...)

(Schluß)

Beim Anblick der Mauer drängten sich tausende von Gedanken ihm auf, er rufte sich den düstern aber triumphirenden Einzug Ludwig's in Marseille in's Gedächtniß zurück, die schimpfliche Sturmlücke im Volke, die zersägten Kanonen der Stadt, die Galgen, die auf öffentlichen Plätzen errichtet waren, die übermüthigen Spöttereien der Hofleute, kurz, den ganzen Schimpf, das ganze Unheil, das seine Vaterstadt betroffen. Doch was ihn über alles kränkte, was ihn mit Wuth und Verzweiflung erfüllte, war der schimpfliche Verrath der Vicomtesse, die er so aufrichtig geliebt; hatte auch sie der junge Monarch verblendet? Hinter einem Fenster verborgen, durch eine Fensterscheibe hatte Niosellès — denn der Mann auf flüchtigem Fuße war Niosellès — am Tage des Einzug des Königs in Marseille die Gräfin, im Wagen der Königin Mutter gesehen, prächtig gekleidet und in ihrer ganzen Fülle von Schönheit und Jugend. Die Wahrheit zu gestehen, Niosellès hatte sich bereits durch ein Schreiben, worin er sie ersucht, die Inschrift auf der Pyramide zu lesen, an welche der Scharfrichter den Namen des elenden Verbannten anheften würde, hinlänglich gerächt. Die Chronikschreiber jener Zeit behaupten, die junge Vicomtesse habe an jenem Tage zwei Briefe erhalten, den des Grafen Niosellès und einen andern von Mazarin, der ihr seine neue Gunst in blanken Thalern zu erkennen gab; der eine ließ sie erblassen, der andere erröthen. Doch ein Ball, welchen Herr Riquetti an jenem Abend zu Ehren des Königs gab, trocknete ihre Thränen; ein Wort des Königs, — und es ist bekannt, in wie hohem Grade Ludwig XIV. die Kunst zu überreden eigen war, ein Wort des Königs reichte hin, der Dame Vicomtesse von Ayrargues jene Heiterkeit wieder zu geben, deren sie so sehr zur Erhaltung ihres Teints und des Glanzes ihrer Augen bedurfte.

So brach denn über Niosellés alles Unglück ein, und der arme junge Mann rang verzweiflungsvoll die Hände, ob so vieler Treulosigkeit, so vielen Unrechts. Ach! leider war das Urtheil, das ihm einst die Italienerin verkündete, nur allzu wahr und der Vollzug desselben unabwendbar; dem Henker war ja sein Kopf verfallen, seines Adels war er verlustig geworden, sein Name, sein Geschlecht war geschändet, und dieß alles sollte eine Schandsäule der Nachwelt verkünden. Was blieb ihm noch in diesem schrecklichen Augenblick? nicht einmal sein Name; was blieb ihm noch? Er setzte sich nieder und weinte, das Herz wollte ihm brechen.

An den Ort, wo er sich eben befand, war er in Folge eines von unbekannter Hand an ihn geschriebenen Briefes gekommen. Wer weiß — sagte er zu sich selbst — ob dieß nicht eine neue List meiner Feinde ist? Am Ende war es ihm nicht unlieb, in eine Falle zu gehen, denn er war es müde, sich seit drei Monaten schon den Nachforschungen der Maréchaussée zu entziehen, unstät umher zu irren, in unterirdischen Gewölben sein Leben zu fristen und ihre Grabesluft einzuathmen — der Tod war ihm erwünscht. Schritte weckten ihn aus seinen finstern Träumen; eine weiße unbestimmte Gestalt leuchtete in der Finsterniß; nach und nach erkannte er sie für ein Weib, einen Augenblick später hielt er die Hand der Italienerin in der seinigen.

Nicht nach Paris werd' ich euch führen, redete ihn die Fremde an, wollt ihr mir folgen? — Ach! Madame, macht mit mir was ihr wollt. — Nun, so laßt uns gehen.

Eine Felucke lag in einer kleinen Bucht dicht hinter der Anhöhe vor Anker. Niosellés und seine Begleiterin stiegen ein, ein paar Minuten später, auf ein Zeichen der Italienerin, ging das Fahrzeug unter Segel und verschwand in dem Nebel des Horizontes.

Niosellés schleppte ein langes elendes Leben in der Verbannung dahin. Diejenige, welcher er seine Rettung verdankte, gestand auf dem Todtenbette, daß kein Lächeln mehr die Züge des Verbannten erheitert habe.

Lange Zeit nachher ward Niosellés begnadigt und in seinen vorigen Stand und Würden wieder eingesetzt, er traf in Marseille am Vorabende des Tages ein, an welchem in Folge eines Parlamentsbeschlusses die Zerstörung der Schandsäule vorgenommen werden sollte. Ihn, den Greisen, wandelte es an, am Abende noch die Pyramide zu sehen. Von einem treuen Diener mehr getragen als geführt begab er sich dahin. Die Pyramide aber war zum Bußaltar geworden, denn Niosellés sah, wie eine vom Alter gebeugte Frau davor kniete und den schimpflichen Stein mit ihren welken Lippen küßte. Der alte Mann erhebt sein greises Haupt, sie anzusehen, die Alte erkennt seine Züge und fällt todt vor ihm nieder.

Mit Mühe nur erkennt er die Vicomtesse d'Ayrargues. Diese letzte Erschütterung überlebte Niosellés nur noch wenige Wochen.

Das Irrenhaus zu Palermo.

(Aus dem Metropolitan.)

(Fortsetzung.)

In der Nähe des Theaters war eine kleine Kapelle und davor eine kreisförmige Allee, deren Rasen ganz niedergetreten war. Der Graf nöthigte uns, auf der Rasenbank Platz zu nehmen, welche sich fast ganz um die Kapelle herumzog, und gab, indem er mir einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, zu verstehen, daß er uns eine Geschichte erzählen wolle. Ich wollte, ich könnte seine eignen Worte, und eben so, wie er sie vortrug, wiedergeben, denn nie habe ich eine Geschichte in einer zierlicheren Sprache, in einer angenehmeren und einfacheren Weise erzählen hören. Er legte seinen Hut ab, befahl, daß man Früchte und Wein bringen sollte, und begann dann, wie folgt.

»Es ist fast ein Jahr her, als ein Herr von edler Gestalt und von einer ergreifenden Beredtsamkeit in mein System eingeweiht zu werden wünschte. Ich erklärte es ihm und er erwies mir, wie Sie, die Ehre, meine kleine Anstalt zu besuchen. Er schien befriedigt zu seyn, und sagte mir nun sofort, daß er eine völlig wahnsinnige Tochter habe, äußerte auch den Wunsch, daß ich sie sehen möchte.

»Dieses Haus, meine Herren, ist, wie sie wissen werden, keine öffentliche Anstalt. Dieß Asyl ist mein Steckenpferd, und ich nehme nur einen Kranken darin auf, wenn es mir gefällt. Ueberdem gibt es Gehirnkrankheiten, die von Ursachen herrühren, mit denen ich nichts zu thun haben mag.

Inzwischen fragte ich den Vater nach der Geschichte seiner Tochter. Er war ein Grieche, ein Fürst vom Fanar, und hatte sein verworfenes Volk in dessen unsauberer Vorstadt von Konstantinopel verlassen, um in einem freiwilligen Exil die Erniedrigung und Unterdrückung zu vergessen, in welchen es lebte. Es war eben vor der Revolution, die ihm so viele Verwandte und Freunde raubte, die das Opfer der Wuth der Türken wurden, als er auf immer darauf verzichtete, sein Vaterland wiederzusehen.

»Und Eure Tochter?« fragte ich weiter.

»Meine theure Kalinka erkrankte, als sie die unglückseligen Vorfälle im Fanar erfuhr, und sie ist nie wieder zur Gesundheit gelangt noch ihres Verstandes mächtig geworden. Seit mehren Jahren hat sie ihr Bett nicht verlassen, ihre Glieder sind wie gelähmt, und auch nicht ein Zeichen deutet darauf hin, daß sie der Gegenwart derjenigen inne ist, die um sie her stehen.«

»Ob zu diesen Ursachen der Geisteszerrüttung nicht auch ein Herzenskummer gehöre, das konnte ich von ihm nicht erfahren. Ich schöpfte jedoch, noch ehe ich sie gesehen hatte, die Hoffnung, die verborgene Quelle ihrer Gedanken und Gefühle ans Licht zu bringen.

»Ich ging mit dem Fürsten nach einem mit Weinreben geschmückten Kasino, das an dem Ufer der Bucht, fast eine Meile von den Stadtmauern von Palermo, belegen war. Es war eine phantastische und lächelnde Wohnung. In dem innersten Gemache lag dort, hingestreckt auf einem Bette, das poetischeste Wesen, das mir je meine Träume vorgegaukelt hatten. Ihr Haupt senkte sich unter einem dicken, langen und schwarzen Haarwuchs, der ihr in massiven und glänzenden Locken über die Stirn herabfiel und die liebliche und transparente Bläße ihres Gesichts nur noch mehr hervorhob. Dio mio! man fühlte sich unterjocht von der Schönheit dieses armen Mädchens.«

Der Graf hielt einen Augenblick inne, um sich, die Augen schließend, in diesem köstlichen Bilde zu berauschen.

»Gleich beim ersten Anblick richtete ich im Stillen ein Gebet an die heilige Jngfrau, entschlossen, mit ihrer Hülfe dem schönsten ihrer irdischen Bilder wieder zur Vernunft zu verhelfen. Ich erfaßte die abgemagerte Hand des jungen Mädchens, ich streckte ihre zerbrechlichen Finger in meiner Hand aus, und als sie dann ihre wirren Augen auf mich richtete, da war es mir, als fühlte ich, daß die heilige Jungfrau mich erhört habe.

»Ich stelle sie her, sagte ich mit Zuversicht.

»Ergriffen warf sich der Fürst auf das Bett seiner Tochter, drückte sie an sein Herz, und netzte sie mit seinen Thränen.

»Es würde Sie ermüden, meine Herren, wenn ich Ihnen alle die vergeblichen Versuche beschreiben wollte, die ich die ersten beiden Monate gemacht. Die junge Griechin wurde mir ins Haus gebracht; sie erhielt ein Zimmer, das ich mit

allem morgenländischen Luxus hatte ausschmücken lassen, und auf mein Verbot durfte sich ihr niemand nähern außer zwei griechischen Dienerinnen, an deren Bedienung sie gewohnt war. Es gelang mir, ihr den Gebrauch ihrer abgestorbenen Glieder durch Reibungen wiederzugeben, und ich machte sie für Musik so wie auch für den Geruch levantischer Parfüms, die ich in ihrem Gemache verbrennen ließ, empfänglich; aber ihr Freude oder Qual zu machen, das wollte mir nicht gelingen: ihre Seele war außer meiner Macht. Nach tausenderlei Versuchen sah ich kein Mittel mehr, ihre Herstellung zu erreichen, und verzweifelte daran. (Schluß folgt.)

Einige Bären und Böcke der berühmten Mistriß Trollope, abgesetzt auf ihrer neuesten Reise durch Deutschland.

(Fortsetzung.)

»Die Allee selbst, mit der bunten Menge, die hier sich bewegt, bietet eines der belustigendsten Schauspiele dar. In einem Winkel ist ein unter den Bäumen aufgestellter Ecarté-tisch, der einen Kreis müßiger Spaziergänger anzieht, welche einen Augenblick verweilen, um den Gang des Spiels zu beobachten. In einem andern zeigt sich der grüne Schanzläufer, der zugespitzte Hut eines Schweizerkrämers (wahrscheinlich eines Tyrolers), der uns Handschuhe von Gemsenleder anbietet, die er mit eigenen Händen geschossen und genäht *), und die einige Käufer, wie eine große Menge Neugierige anziehen. Dort entfaltet eine junge Schweizerin, mit ihren hübschen Füßen, ihren kurzen Röcken und ihrem großen Strohhut alle ihre Zierlichkeit, und ladet uns ein, Kreuzchen, Spindeln und Nadeln à la Napoleon, alles für den billigen Preis von einem Sous (1½ Kr. rh.), zu kaufen. Hier gibt sich ein Taschenspieler, der seiner Kleidung etwas von der Tracht aller Völker der Erde beigemischt, das Ansehen, als wolle er sie kritisiren, und erwirbt sich Zuhörer.«

Wir können uns nicht entschließen, alle die erbärmlichen Dinge zu übersetzen, welche die Verfasserin als Hauptmerkwürdigkeiten Badens betrachtet. Welch ein Styl und welche Aneinanderfügung von Gedanken! Begreife, wer da kann, die Berühmtheit und Vogue einer Schriftstellerin, die für nichts, als für die abgeschmacktesten Oberflächlichkeiten Sinn hat, und die selbst diese Oberflächlichkeiten noch unter einem ganz falschen Gesichtspunkte darstellt. Ihr Hauptthema ist »Essen und Trinken.« — Jeder Stuhl ist besetzt, sagt sie, jeder Tisch ist umringt. Die Franzosen fordern Kaffee und Cognac, die Deutschen rauchen, und die Engländer lassen sich Gefrornes auftragen, etc.

Nächst Essen und Trinken fesselt das Spiel am meisten der Verfasserin Aufmerksamkeit. Der Roulette, dem Rouge et Noir oder Trente et Quarante ist ihre ganze Beobachtungsgabe gewidmet. Demungeachtet geht ihre Scharfsicht nicht einmal so weit, in der jungen, hübschen Frau, die vom Morgen bis zum Abend am Spieltische sitzt, und die mit der größten Gleichgültigkeit, ja selbst mit sichtbarer Langeweile, bedeutende Summen gewinnt oder verspielt, das zu erkennen, was sie ist, nämlich ein nothwendiges Werkzeug der Spielunternehmer, um andere Frauen ebenfalls zum Spiel zu vermögen; die Frau, oder die Schwester, oder sonst etwas eines der Croupiers, mit acht Franken (3 fl. 44 kr.) täglich bezahlt, wie diese, und ohne alles wirkliche Interesse bei einer Verrichtung, die sie, wie ihre Amtsgenossen, als »Arbeit« bezeichnet. Kommen wir zur Beschreibung der Ueberreste des alten Schlosses.

»Die dahin führende Straße,« erzählt Mistriß Trollope, »ist gut eingeschnitten, und so bequem gemacht, als des Bodens Beschaffenheit es erlaubt. Dennoch brauchten wir eine ganze Stunde, bevor wir den Punkt erreichten, wo diese riesige Ruine sich auszudehnen beginnt. Die Ansicht der alleinigen Mauern des »Alt-Schloß« würde kaum für die Mühe entschädigen, welche man sich gegeben, um sie zu erreichen, wenn nicht das Gedächtniß die an diesen Orten entstandenen Legenden hervorriefe, wenn die Einbildungskraft nicht jene Scenen, jene verfallenen und verheerten Säle zurückriefe, die nur zu geeignet sind, sie wieder zu erzeugen. (Brr, welche Stylmelodie! (Fortsetzung folgt.)

*) Handschuhe schießen und sodann nähen, das ist eine Erfindung ganz neuer Art. O Chabert, Chabert!

Aus Italien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mailand. In der Sonnambula von Bellini hatte das Publikum erwartet, Mad. Malibran zuerst wieder zu begrüßen, als ein Anschlag am Theater anzeigte, daß die Aufführung dieser Oper unvorhergesehener Umstände wegen noch um einige Tage verschoben bleibe, während welcher Norma gegeben ward. Endlich am 1. Oktober ging die erwartete Sonnambula in die Scene, ohne daß es eben schien, als ob jene Hindernisse wären beseitigt gewesen. Bellini schrieb dieß Werk 1831 für das Theater Carcano, das im Vergleich gegen die Scala klein zu nennen ist. Daher stattete er das ländliche Sujet seiner Opera Semiseria mit angenehmen Melodieen ohne bedeutende Instrumentalbegleitung aus, wie es dem beschränkten Lokale angemessen war; der freie Schwung in den Partituren der Straniera, der Norma wäre dort weniger am Platze gewesen. So schmückt ein geschickter Maler ein Kabinetsstück mit anmuthigem Beiwerke aus, das an seiner Stelle eine vortreffliche Wirkung thut, obwohl es in einem weiten Gallerieraum keine thäte. Im Theater Carcano oder Fondo wird die Sonnambula nach unserer Ueberzeugung immer eine bessere Wirkung thun, als in S. Carlo oder in der Scala. Ein anderer noch wichtigerer Umstand kommt dabei in Betracht. Der erste Darsteller des Elvino war Rubini. Welcher Maestro hätte versäumt, diesen Vortheil zu nützen. Bellini am wenigsten. Er hat den Part des Tenors fast eben so sorgfältig gearbeitet, als den der Prima Donna. Außer der Kavatine und dem Final-Rondeau sind beide Stimmen fast immer vereinigt. Aber welcher Sänger mag einen Rubini vergessen lassen? Nicht nur ist dieser Part für die meisten Tenore zu hoch, weßhalb das zweite Duett des ersten Aktes fast immer wegbleibt; sondern es gehört auch der Zauber der Stimme Rubini's, seiner Methode dazu, um die Schönheiten dieses Hauptpartes der Oper hervor zu heben. Die Kavatine und das Rondeau waren, wie gesagt, die einzigen Stücke, wo Mad. Malibran frei ohne fremde Dazwischenkunft sich zeigen konnte, womit das Publikum wenig zufrieden war. Wir beschränken uns auf diese zwei Stücke. Wenn man Mad. Malibran nennt, so ist die schönste Stimme, die man sich denken kann, bezeichnet. Mit einer Leichtigkeit, einer Anmuth zum Erstaunen führte sie die Fiorituren, die schwersten Kadenzen aus, ohne daß eine Spur von Anstrengung in dem Lächeln ihrer beweglichen Physiognomie zu lesen gewesen wäre. Daß die Duette des ersten Aktes nicht die erwartete Wirkung hervorbringen konnten, geht aus dem oben Gesagten hervor. Aber die Ausführung des Rondeaus, womit die Oper schließt, übertraf jede Erwartung. Im Moment, wo das Mädchen erwachend den himmlischen Traum zur Wahrheit geworden, wo sie sich gerechtfertiget, geliebt, am Ziel ihrer Wünsche sieht, theilte sie ihr Entzücken dem ganzen Publikum mit. Unter einer Masse von Zuschauern, wie die Scala sie faßt, müssen sich auch natürlich solche finden, die kritisiren müssen, um glücklich zu seyn, die nichts schön finden, wovon nicht irgend eine Clairon das Modell gegeben. Diese mußten die naive Offenheit einer jungen Bäuerin im Spiele der Mad. Malibran zu stark aufgetragen finden. Die Sängerin, dem Wunsche eines jeden Theiles des Publikums entgegen kommend, veränderte bei der zweiten Aufführung das Kolorit ihrer Darstellung; das Publikum empfing sie dafür mit Enthusiasmus. Dieser war so lebhaft, daß sie nach dem Fallen des Vorhanges unaufhörlich von neuem gerufen wurde, und das herrliche Rondeau wiederholte.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 164. 21. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von E. von Wachsmann.

(Aus dem „Vergißmeinnicht f. 1835; Leipzig bei Friedrich August Leo" mitgetheilt.*)

Ihr, die ihr eintretet, lasset
Die Hoffnung draußen!

Dante.

In Mitten einer sandigen, doch nicht ganz unfruchtbaren Ebene, sich von weitem schon durch viele hoch emporragende Thürme stattlich ankündigend, liegt Valladolid, das Pincium der Alten. Vormalige Hauptstadt des Reiches, „in dem die Sonne nicht unterging," zählte Valladolid zu Zeiten Karls V. über 100,000 Einwohner, mit Verlegung des königlichen Hofhalts aber sank der Wohlstand dieser Stadt. Die Großen des Reichs, die meisten wohlhabenden Familien folgten dem Könige nach Madrid, Künste und Gewerbe verfielen immer mehr, die Einwohnerzahl sank bis auf 20,000; seit dieser Zeit nahm nichts mehr zu als — Schmutz und Mönche. — —

So stattlich sich Valladolid auch, von der Ferne gesehen, in der meilenweiten baumlosen Fläche ausnimmt, so ernst und majestätisch es sich am Ufer der Pisuerga dahin streckt, so bietet doch das Innere der öden, menschenleeren Stadt einen sehr düstern, melancholischen Anblick dar. Ein nicht unbedeutender Theil der 11,000, größtentheils drei bis vier Stockwerke emporragenden Häuser liegt in Ruinen, doch selbst diese bewähren noch durch die Ueberreste der Bildhauerarbeiten an den schön verzierten Façaden und Säulengängen, den verloschenen Glanz früherer Jahrhunderte. Am deutlichsten tritt die vergangene Größe des Orts dem Beschauer auf der Plaza mayor vor das Auge. Dieser Platz liegt im Mittelpunkte der Stadt, und er nimmt einen so bedeutenden Raum ein, daß auf der dreifachen Balkonreihe, der ihn umgebenden dreistöckigen Gebäude — wie man behauptet — die ganze, jetzige Einwohnerzahl Valladolid's, nämlich 20,000 Menschen, Platz finden könnten. — Einen noch traurigern Eindruck macht der an einem Ende der Stadt gelegene Platz el Campo grande. Er ist einer der größten öffentlichen Plätze Europa's; was ihn aber zum einzigen seiner Art erhebt, ist der Umstand, daß fünfzehn Kirchen, größtentheils mit Klöstern verbunden, ihn umgeben. — Sieht der reisende Nordlandsbewohner lange Reihen vermummter Gestalten in schwarzen, grauen, weißen oder blauen Verhüllungen, aus denen nichts wie das dunkle, gespenstische Auge des Trägers derselben durch eingeschnittene Löcher herausblickt, über den weiten Platz ziehen, sieht er Mönche aller Farben mit stolzem Schritte und hoch empor gehobenem Haupte sich durch die Reihen der büßenden Brüderschaften drängen, bemerkt er, wie der einzelne mit Lumpen bedeckte Wandler sowohl, wie der stolze, seinem Wagen mit Hast entsteigende Grande, beim ersten Glockenschlage, der das Angelus Domini verkündigt, still steht, und wie, wenn dann im Nu das Stürmen aller Glocken auf den zahlreichen Thürmen, mit denen der Kirche von San Domingo einstimmt, Alles, Mönche, Büßende, Granden und Bettler, mit Blitzesschnelle auf die Knie stürzt, und nur hier und dort einer der ersteren sich erhebt, um mit stolz erhobener Hand der knieenden Menge den Segen zu ertheilen, so glaubt er sich in dem Benares von Europa. — —

Aber der Platz Campo grande hat noch eine andere schmerzlichere Bedeutung; er war die Richtstätte jenes furchtbaren geistlichen Gerichtes, das nicht schwache Greise, nicht das blühende Mädchen, ja den Säugling kaum verschonte, und dessen bloße Nennung die kühnsten Helden Kastiliens erstarren machte. Hier wurden die Autos da Fe gehalten, auf diesem Platze endeten Männer in den Flammen, die Frankreich und Deutschland ehrte, und die der Stolz ihres Landes waren. Um seine unbegränzte Macht zu beweisen, um dem zitternden Lande zu zeigen, daß nicht die Nähe des Thrones, ja selbst das Grab nicht schütze, ließ hier die Inquisition am 21. Mai 1559 den Almosenier und Hofprediger Kaiser Karls V., Dr. Augustin Cazalla lebendig verbrennen, und die vermoderndеn Gebeine eines edlen Weibes, der Donna Eleonora de Vibero, welche in einer Kapelle des Klosters S. Benito el real bestattet war, aus ihrem Grabe reißen. Man übergab die Reste der bei ihrem Leben allgemein geachteten Frau, nebst ihrem mit dem San Benito bekleideten Bilde, den Flammen, ihre Wohnung ward der Erde gleich gemacht, und eine Schandsäule auf dem öden Platze errichtet. Erst im Jahre 1809 ward das scheußliche Denkmal, welches der Fanatismus errichtet hatte, zerstört, aber das Jahr vorher — in welchem die Begebenheiten, die diese Geschichte schildert, sich ereigneten — bestand es noch, stolz prangte noch das schwarz und weiße Lamm, die brennende Fackel im Munde, den Fuß auf der Weltkugel, über dem Eingange des Inquisitionspalastes und schauerlich mahnte die Umschrift: Exsurge, Domine, exsurge! judica causam tuam! an die vergangenen Zeiten. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Taschenbuch ward uns durch besondere Gelegenheit gleich nach seinem Erscheinen von Leipzig zugesandt. S.

Das Irrenhaus zu Palermo.

(Aus dem Metropolitan.)

(Schluß.)

»Doch lag sie mir stets im Sinn. Vor zwei Monaten, als ich in dieser Orangenallee spazieren ging, fiel mir plötzlich etwas bei und ich rannte mit einer Hast nach meinem Zimmer, daß Sie, wenn Sie das gesehen hätten, mich für den Verrücktesten aller meiner Hausgenossen hätten halten müssen.

Ich schob die Magd, die eben beschäftigt war, mein Bett zu machen, zur Thür hinaus, wusch und parfümirte mich, wie wenn es hätte zu Ball gehen sollen; darnach bedeckte ich mein weißes Haupt mit einer braunen Perrücke, Reliquie aus meinen frühern Jahren, schminkte mich ein wenig, zog weiße Handschuhe an, und trat nun in dieser Prunktoilette zu meiner Kranken ins Zimmer.

»Sie hielt ihr Haupt auf ihrem abgemagerten Arm gestützt; bei meinem Eintreten blickte sie nach mir auf. Ich näherte mich ihr, küßte ihr mit ehrerbietiger Galanterie die Hand, und richtete, meiner kaßirten Stimme den möglichst zärtlichen Ausdruck gebend, zarte Komplimente über ihre Schönheit an sie.

»Sie blieb unbeweglich wie ein Marmorbild; doch hatte ich nicht ganz vergebens auf die vorherrschende Leidenschaft ihres Geschlechts gerechnet. Eine schwache Röthe, die ihre Wangen färbte, ein Blutandrang zu den Schläfen, der nur meinem geübten Blicke sichtbar war, bewiesen mir, daß meine Worte den Weg zu ihrem Herzen gefunden hatten.

»Ich wartete einige Minuten, dann bat ich sie, eine Locke ihres Haares erfassend, diese von dem dicken Haarwuchs, in welchem der Arm, auf den sie sich stützte, völlig vergraben war, abschneiden zu dürfen.

»Sie griff nach der Locke, warf mir einen wüthigen Blick zu, und rief mit schwacher Stimme: Entfernen Sie sich, mein Herr!

»Ich gehorchte unverzüglich, dankte aber in meinem Herzen meiner Schutzpatronin, der heiligen Jungfrau: es waren dieß die ersten Worte, die sie seit vielen Jahren gesprochen hatte.

»Am folgenden Tage stellte ich mich abermals, noch sorgfältiger, und in solch einem Grade verkleidet, daß mich keins meiner Kinder erkannte, als ich über den Korridor ging, vor ihrem Bette ein.

»Sie hatte die Hände über ihren Augen liegen und nahm von meiner ersten Begrüßung keine Notiz. Ich begann damit, über die Stellung zu scherzen, die sie gewählt hatte, und fand Gelegenheit, ihr über die Schönheit der Augen ein Kompliment zu machen, die sie mir verbarg. Ein oder ein paar Minuten lang regte sie sich nicht; dann zuckten die Muskeln ihres Mundes ein wenig, sie zog rasch die Hände von den Augen weg, und einen Blick auf mich werfend, in welchem sich Vertrauen aussprach, irrte ein sanftes Lächeln gleich einem plötzlichen Sonnenstrahl über ihre Lippen — ich hätte vor Freuden weinen mögen.

»Bald übte ich all den Einfluß auf sie aus, den ich auszuüben wünschte. Sie willigte auf meine Bitte ein, ihr Bett zu verlassen, und acht oder vierzehn Tage später ging sie mit mir im Garten spazieren.

»Doch war es nur ein einziger Gedanke, der sich in ihrem Geiste Bahn brach: sie hielt sich für unglücklich, und weinte stundenlang. Wenn ich ihr zuredete, mir die Ursache ihres Kummes zu entdecken, so barg sie ihr Haupt an meinem Herzen und weinte noch heftiger. Eines Tages erhaschte ich endlich die kaum in Laute gekleideten Worte: warum wollen Sie mich nicht heirathen?....

»Die Arme! sie folgte nur ihrer weiblichen Natur. Der Wahnsinn hatte blos den Schleier des Zwanges gehoben; wenn sie ihres Verstandes mächtig gewesen wäre, würde sie lieber des Todes gewesen seyn, als ihr Gehrimniß zu verrathen.

»Ich fürchtete, daß sie von einem melancholischen Wahnsinn befallen sey; ein einziger Gedanke wirkte stark auf ihr Gemüth ein, und so beschloß ich, einen Hauptstreich zu wagen — ich versprach ihr, daß ich sie heirathen wollte.

»Das Entzücken, mit welchem sie diese Eröffnung aufnahm, beunruhigte mich. Ich schob die Sache auf, in der Hoffnung, daß ein Lichtstrahl durch die Verwirrung ihrer Gedanken hervorbrechen werde. Aber mein Zögern that ihr weh, und ich sah mich demnach gezwungen, zur Erfüllung meiner Zusage zu schreiten.

»Gerade hier, auf der Stätte, wo wir sitzen, hat die Hochzeitsfeier Statt gefunden, und auf dem Rasen sind noch jetzt die Spuren der vielen Kontretänze sichtbar.

»Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Die Kapelle war glanzvoll aufgeschmückt; am Ende der Allee standen drei Tische, die mit Früchten, Kuchen, Sorbet und gefärbtem Wasser, welches den Wein repräsentirte, bedeckt waren. Meine armen Wahnsinnigen erlustigten sich an allen ihnen erlaubten unschuldigen Dingen. Eingeladen waren sie insgesammt.«

»Wie! alle die Wahnsinnigin?« rief der Arzt verwundert aus.

»Alle, alle, und nie hat etwas unter ihnen mehr Sensation gemacht. Eine ganze Woche lang ward von nichts anderem als von der Hochzeit gesprochen. Die Kranksten verloren auf eine Zeitlang ihre Anfälle. Ich ließ aus der Stadt eine Menge hübscher Zeuge holen und erlaubte den Frauen, sich nach ihrer Phantasie zu kleiden. Sie können es sich nicht denken, was das für ein Stück Arbeit mit ihrer Toilette war! Welch merkwürdige Erscheinungen! Nie werde ich dieses Thurms von Babel vergessen.

»Als der Hochzeittag gekommen war, da ward die Braut von ihrer weiblichen Umgebung auf Griechisch geschmückt. Ihre schönen, über der Stirn gescheitelten Haare hingen ihr in Flechten bis auf die Füße herab. Ihre mit Gold verbrämte sammtne Tunika, ihre kostbaren Armbänder, ihre kleinen besternten Pantoffeln über einem reizenden Fuß, machten eine schöne und engelgleiche Vision aus ihr, und obwohl in den Gesichtszügen schwermüthig, trat sie doch leicht und voller Anmuth auf. Ihre alabasterne Blässe ward durch einen rosigten Anflug gehoben.

»Die Irren empfingen sie mit einem Ausruf der Bewunderung. Man hatte Mühe, die Frauen von ihr abzuhalten, und es gelang dieß nur dadurch, daß man sie auf ihre eigene schöne Kleidung aufmerksam machte. Die Männer betrachteten sie mit Blicken der Liebe, ihre funkelnden Augen, ihr schweres Athmen bekundeten zum Vollen die Wirkung, welche so viele Schönheit auf sie hervorbrachte, und sie bemühten sich auch nicht, ihre Gefühle zu verhehlen. Ich hatte die Zahl meiner Dienerschaft vermehrt, weil ich nicht wissen konnte, bis wie weit es mit ihrem Enthusiasmus gehen möchte; aber das Interesse der Zeremonie und die Dezenz der Toiletten schien sie in ihren Schranken zu halten. Auch die besonnensten Gäste hätten sich nicht anständiger benehmen können.

»Die Zeremonie ward durch einen alten Freund von mir, den Arzt der Anstalt, vollzogen; doch leugne ich nicht, meine Herren, daß ich, so alt ich auch bin, wohl gemocht hätte, daß es Ernst damit gewesen wäre. Als sie ihre schmachtenden Augen zum Himmel aufschlug und mir ewige Treue schwur, da verließ mich meine männliche Fassung und ich mußte weinen.

»Nach der Scheintrauung lud ich all die Frauen ein, die Neuvermählten zu begrüßen, und darnach ward das Signal zu den Lustbarkeiten gegeben. Da ward rasch aufgeräumt, es ertönte Musik in den Bosketten, und da ging es ans Tanzen, wie Sie das an meinem niedergetretenen Rasen sehen können.

»Als es Abend geworden war, hatte das Fest ein Ende und ich übergab die junge Frau ihren Dienerinnen. Am andern Morgen pochte ich bei ihr an, aber sie wollte mich nicht einlassen. So hielt sie es bis den vierten Tag. Ich fand sie nun in ihrer gewöhnlichen Kleidung, noch traurig, aber still und sanft.

»Sie hat seitdem dessen, was vorgegangen, nie erwähnt; ihre Vernunft ist beinahe zurückgekehrt, ihr Gedächtniß aber ist noch immer verworren. Ihre Krankheit, die sonderbaren Ereignisse, die sich zugetragen haben, alles dieses ist für sie ein Traum. In den gewöhnlichen Handlungen des Lebens

zeigt sie Urtheilskraft. Ich fahre sie täglich spazieren und führe sie zweimal in der Woche in die Oper. Gestern Abend spazierten wir ein wenig in der Marina umher, als Ihre Fregatte in unserm Hafen einlief; auf ihren Vorschlag gingen wir dann der Menge nach, um die Musik mit anzuhören. Wir kamen, wie Ihnen bekannt ist, an Bord, und wenn Sie nun der Dame Ihre Aufwartung machen wollen, die Ihnen den Walzer abschlug, so belieben Sie nur mit mir zu gehen.«

Ich will dieser Erzählung nichts weiter hinzusetzen, weil ich fürchten müßte, den Leser zu ermüden, indem ich doch nur noch von meinen Gefühlen würde sprechen können.

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war herrlich, der Ostwind hielt sich frisch, und die Balancelle flog rasch auf Sardinien zu. Unsere Fischer waren fühllos für die Reize der Natur; sie starrten in die offene See hinaus, als wollten sie die Finsterniß mit ihren Blicken zerstreuen. Man dachte nicht an die Netze, die zusammengerollt in einem Winkel des Raumes lagen; um sich aber die lange Nacht zu verkürzen, setzten sich Alle um Asabik herum, der durch Erzählung von bestandenen Gefechten und kühnen Piratenstreichen ihren Muth dergestalt begeisterte, daß sie unbedenklich einen Dreidecker geentert haben würden.

Asabik war es, der auch in Kallebs Gemüth den schlummernden Ehrgeiz und die Liebe zu dem abenteuerlichen Piratenleben geweckt hatte. Seit der Bekanntschaft mit Asabik blickte er verächtlich auf seine Balancelle, die sonst sein Stolz gewesen war, und nur mit Widerwillen hatte er sich dem Gewerbe eines Fischers gewidmet. Bei Tag und Nacht träumte er von nichts als von Gefechten, und der Befehl über ein kleines Kriegsschiff war das Ziel seiner sehnlichsten Wünsche. Alle Züge des kühnsten Muthes, die Asabik in Erzählungen zum besten gab, befeuerten wohl seinen Muth, doch setzten sie ihn nicht in Erstaunen, und oft sagte er dann zu Asabik: »Ich werde mich niemals fangen lassen.« — »Und wenn nun ein großes Kriegsschiff deine Brigg angreift?« — »So werde ich mich wehren wie ein Verzweifelter, und ist kein Ausweg mehr, mich in die Luft sprengen. Gedenke meiner Worte, du wirst mich nie gefangen sehen.«

Asabik war überrascht von dem Muthe und der Entschlossenheit, die bei diesen Worten aus Kallebs Augen blitzten, und sagte bei sich: »ich habe mich nicht geirrt, der wird's weit bringen.«

Die Sonne stieg am Horizont empor, und das Licht der Sterne wurde bleicher, als plötzlich dichte Nebel dem Meer entquollen, und den Himmel verdüsterten. Nur ein blasser Lichtstrahl erschien am Horizont, und warf ein zweifelhaftes Licht auf den Wasserspiegel; der vor Kurzem noch so frische Ostwind legte sich nach und nach gänzlich, und das Segel, das nur noch schwerfällig am Maste flatterte, hing zuletzt schlaff und unbeweglich herab. Es trat ein allgemeiner Stillstand ein: das Schiff, das Meer, der Himmel, Alles schien zu schlummern. Schwarze, ebenfalls bewegungslose Wolkenmassen hatten sich gegen Nordwest aufgethürmt, und allenthalben herrschte eine düstere unheimliche Ruhe. Die Anzeichen eines schweren Sturms waren nicht zu verkennen, und das war wirklich zu beklagen, da unsre Abenteurer unter so günstigen Umständen aufgelaufen waren. Wenn sie doch nur vor Eintritt des Sturmes einen guten Fang machen könnten; ungeduldig starrten sie in die Ferne, aber auch nicht ein einziges Segel ließ sich blicken.

»Nichts, gar nichts!« sagte Kalleb, »und schon erhebt sich der Nordwind, die Wogen schwellen und dicke Wolken ziehen über den Horizont.« — »Nichts,« wiederholte Asabik mit finstern Blicken. Doch plötzlich erheiterten sich seine Züge, sein Blick wurde fester und schien an einem bestimmten Punkt zu haften. Noch war er zweifelhaft, jetzt aber schrie er laut auf: »Ein Schiff seitwärts unter dem Wind!« und das bekannte Lächeln verzerrte seine Lippen.

Die ganze Mannschaft blickte hin, allein so sehr sie auch die Augen aufriß, so konnte sie doch nichts erblicken. Nun sah aber Asabik eine Seeschwalbe in einer Ferne, wo andere kaum einen Dreidecker unterscheiden konnten, und bald leuchtete auch wircklich ein weißer Punkt am düstern Horizont.

»Zu den Waffen,« rief Kalleb mit einer Donnerstimme, »rüstet euch!« — Die Matrosen stürzten in den Raum hinab, und kamen bald zurück, bis an die Zähne bewaffnet. Eine Menge Flinten wurden auf das Verdeck geschafft, und was das Seltsamste war, auch ein Korb mit Fischen und Bündel Kleider aller Nationen. Alles war bereit, und die Mannschaft starrte nun mit untergeschlagenen Armen den weißen Punkt an, den man unter dem Wind bemerkte, und der immer größer wurde.

»Was ist das für ein Segel?« fragte Kalleb. — »Das ist, glaube ich,« erwiderte Asabik, »eine holländische Galliote oder eine Polakere.«

Das Segel kam näher; schon konnte man auf dem Horizont im Hintergrund das Takelwerk unterscheiden, das wie dünne Fäden bald erschien und bald verschwand.

»Kannst du jetzt deutlicher sehen? erkennst du das Segelwerk?« — »Ich sehe drei Masten, ob es aber ein Kauffahrer ist oder nicht, kann ich nicht bestimmen. Zuweilen glaube ich wohl den weißen Streif der Kriegsschiffe schwimmen zu sehen.« — »Und wenn es nun ein Kriegsschiff ist,« fragte Kalleb, »könnten wir es wagen?« — »Hm!« erwiderte Asabik.

In Kallebs Gesicht veränderte sich kein Zug, aber die Matrosen blickten unruhig bald auf den drohenden Himmel, bald auf das immer näher kommende Segel.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bären und Böcke der berühmten Mistriß Trollope, abgesetzt auf ihrer neuesten Reise durch Deutschland.

(Fortsetzung.)

»Der Ort, den diese Trümmer einnehmen, ist erschrecklich durch seine Vereinzelung, und ihr großartiger Anblick vermehrt sich noch durch die unendliche Landschaft, worüber sie schweben, weil es nothwendig ist, um sie zu erreichen, wie der Jäger von Felsen zu Felsen zu klettern bis zu diesem Gipfel.*) Nie hatte ich eine ausgedehntere Landschaft überblickt. Der Felsen worauf diese Ruinen emporstarren ist **hundert** Fuß über den Rheinlauf erhaben**), und da er sich in Zuckerhutform beendet, ist das Rundgemälde vollkommen. Auf der einen Seite sieht man Straßburg, auf der andern Worms***), **durchschnitten** von dem Rhein, der sich in **allen** Richtungen dahinschlängelt.

*) Die Verfasserin hat wieder zu gut bei Chabert gefrühstückt. Sie vergißt, was sie einige Zeilen vorher von der großen bequemen Landstraße gesagt, die nach dem alten Schlosse führt, und die so gut unterhalten ist, daß man mit Leichtigkeit bis hinauf fahren kann. Das Klettern ist nur ein Bild, eine Uebertreibung, die man wahrscheinlich den Dünsten einer Flasche Champagner zu Gute halten muß.

**) Der innere Hofraum des alten Schlosses ist 980 Fuß über dem Rhein erhaben. Welch Augenmaß 100 Fuß anzugeben.

***) Man sieht wohl Straßburg doch nicht Worms. Das letzte liegt **unterm** Gesichtskreis, indem es 26 Stunden entfernt ist.

»Das ist der Hintergrund. Der Vordergrund übertrifft ihn an Schönheit weit. Zahllose Hügel umschließen Baden auf allen Seiten, und erstrecken sich weithin. Sie durchschneiden sich gegenseitig mit einem solchen Gemisch der Umrisse, mit einer so launischen Mannigfaltigkeit der Dinten, wenn das Licht auf den Abhängen der mit düstern Tannen bedeckten Berge spielt, daß das Auge, verworren von so viel wilder Pracht, von Gipfeln zu Gipfeln, von Thälern zu Thälern irrt, unfähig zu entscheiden, welchem Punkte es den Vorzug zugestehen soll.

»Ungeheure Granitmassen erheben sich über das Gehölz, nahe bei dem Schlosse. Sie scheinen eine Fortsetzung seiner Mauern. Meine Begleiter fanden da Beschäftigung, der Eine für seine Bleistifte, der Andere für seinen Hammer. Ich meinerseits bemerkte einen Tisch und eine Bank im Schatten, und setzte mich daran. Es war den Sonnenstralen unmöglich, mich da zu finden. Große Tannen, ungeheure Felsen und die hohen Thürme warfen hier einen undurchdringlichen Schatten. Wir waren im Monat August. Ich schrieb, bis der Frost mich so sehr ergriffen, daß ich meine Feder nicht mehr halten konnte. Ich zitterte an allen meinen Gliedern. Ich hielt es jetzt für klug meinen Rückweg anzutreten, und meine beiden Freunde zu rufen.

»Nachdem ich ihnen den traurigen Zustand, worin ich mich befand, angedeutet, begleiteten sie mich bis zum untern Theil des steilen Abhanges, wo wir die Allee erreichten. Auf der einen Seite dieser Allee ist ein Platz, wo Felsbrocken und Ruinen übereinander gehäuft sind. Zu meiner größten Befriedigung unterhielt man dort ein gutes Feuer. Eine alte Frau und ein junges Mädchen waren beschäftigt, Töpfe und Schüsseln aufzustellen. In verschiedenen Winkeln des Felsens waren Flaschen, Gläser, Aepfel, Zwetschgen an einander gereihet, eine Art ländliches Gasthaus andeutend, wie wir hofften, für diejenigen, welche, wie wir, bebend aus der eisigen Oede der Ruinen zurückkamen.

»Das Feuer erquickte mich sehr, und hatte eben so viel Reiz, als das in Chaberts Sälen. Ich trat ihm so nahe, als wenn Weihnachten plötzlich die Hundstage ersetzt hätten. Die alte Frau lächelte wohlwollend gegen uns, und ich glaube nie mehr Genuß verspürt zu haben, als indem ich die Zweige auf dem Herde krachen und sprühen hörte.

»Bei einem um mich geworfenen Blick bemerkte ich mehre Eseltreiber. Der meinige war unter ihnen. Sie ruheten unter den Vorsprüngen dieses sonderbaren Wirthshauses. Mir zu Ehren wurde ein alter Stuhl aus einem verborgenen Winkel hervorgezogen. Ich folgte nun mit großer Genugthuung den Fortschritten von Etwas, das in einem kleinen kupfernen Pfännchen kochte, und das eben so wohl als die Alte, welche darauf Acht gab, den Einzelnheiten eines Gemäldes von Van Ostade ähnlich war. Endlich bot sie mir in einer Schüssel das Ergebniß ihrer Mühe dar. Es war weder Rheinwein, noch sonst irgend eine Art Nektar, sondern etwas, das sie »Punsch« nannte, und dem ich vor jedem andern Getränk den Vorzug zugestand.« (Fortsetzung folgt.)

Cäcilienverein.

Am 13. Oktober wurde von dem Cäcilienvereine Händel's Meisterwerk: der Messias trefflich und würdig aufgeführt. Der Direkter des Vereins, Hr. Schelble, hat das hohe Verdienst, den musikalischen Geschmack unserer Zeit, der einer Stärkung und Reinigung sehr bedarf, durch solche Nahrung zu veredeln. In den Chören ist Händel nie erreicht worden, und man möchte wohl geneigt seyn, sie in alle Zeiten hin für unerreichbar zu halten. Wie schön sagt der Verfasser der Schrift: Ueber Reinheit der Tonkunst: »Wenn ich sein (Händel's) Halleluja im Messias rc. höre, so wirkt die Majestät und feste Größe nicht bloß auf mein Ohr und auf meine Seele, sie scheint sogar einen andern Sinn zu erwecken; ich sehe die Herrlichkeit, welche gefeiert wird, und bin profan genug, ihr Bild auf den Tonsetzer auszudehnen.« S.

Musikalisches.

Concerto Es-dur. (Nro. 6) pour le Pianoforte avec accomp. de l'Orchestre, composé par Aloyse Schmitt. Oeuv. 76.

Die im Verlage von B. Schott Söhnen in Mainz rc. erscheinende Zeitschrift: Caecilia enthält in ihrem 64. Hefte eine ausführlichere Beurtheilung dieser neuen werthvollen Komposition Aloys Schmitt's, die den trefflichen Seyfried in Wien zum Verfasser hat. Wir können nicht umhin, unsern kunstliebenden Lesern ein Fragment dieser Rezension mitzutheilen:

»Unter den mannigfaltigen werthvollen Kompositionen des genannten Meisters, den unser deutsches Vaterland eben sowohl als Virtuosen ersten Ranges, wie als vielerfahrenen Mentor, und vorzugsweise als hochbegabten, geist- und phantasiereichen Tondichter, seinen würdigsten Söhnen zuzählt, — nimmt dieses sein neuestes Werk eine entschiedene Oberstelle ein, und Ref. schätzt sich ganz besonders glücklich, daß ihm, durch die von der Verlagshandlung zur Einsicht mitgetheilte Partitur, eine nähere, wünschenswerthe und lohnende Bekanntschaft eines wahrhaft interessanten Kunstproduktes zu Theil geworden. — Auch ohne Divinationsgabe läßt sich erwarten, daß dieses Konzert binnen kurzem einer ausgebreiteten Anerkenntniß sich erfreuen wird; denn: »das Wahre allein ist liebenswürdig,« sagt Boileau; und die Zahl der Anhänger und Verfechter der Wahrheit, und jene der ächten Kunstfreunde, welche treue Empfänglichkeit für ihre Göttin im Herzen bewahren, und kühn der Flut oberflächlicher Seichtigkeit entgegen sich stemmen, ist noch nicht so gering, als es uns die Legionen der Novitätenkataloge fast glauben machen wollen. (Vielmehr möchte man es eine klug ersonnene, fein auskalkulirte Merkantilspekulation nennen, wenn die HH. Verleger solche Unzahl von Modeartikeln in die Welt spediren, denen freilich meist die Existenz der Eintagsfliege zugemessen ist, die sich aber auch augenblicklich, ohne bedeutendes Risiko, rentiren, und also gewissermaßen fast spielend mit den im Schlafe gewonnenen Cent-Procenten das Quotidie des Hausbedarfes decken. Industrie und Vorsicht aber sorgen und denken doch auch für die Zukunft; und so werden denn von Zeit zu Zeit mitunter wohl auch klassische Kunstschöpfungen aus der Presse entlassen, die zwar nicht schnell, doch um so verläßlicher sich verzinsen, ein bleibendes Stammkapital bilden, und auch der spätern Nachkommenschaft, in Kindern und Enkeln, noch fruchtbringend sich erweisen.) — Ein Riese unter Pygmäen, und ein Heer derselben in Schatten hüllend, erscheint dieses Kammerstück, das, großartig, mit eigenthümlicher Selbstständigkeit, in die Fußstapfen der herrlichsten Musterbilder tritt. So wie bei Mozart und Beethoven, bei Hummel und Moscheles, bricht sich die Orchesterpartie eine eigenthümliche Bahn, welche, unabhängig zwar zum Scheine, dennoch nur vom Triebrade des Ganzen in Umschwung gesetzt, aus dessen Bestandtheilen konstruirt, und in seinem organischen Baue basirt ist.« —

Auch der Wiener »allgemeine musikalische Anzeiger« enthält eine höchst ausgezeichnete Beurtheilung dieses Werkes. S.

Theateranzeige.

Dienstag, den 21. Oktober. Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Kapellmeister Winter.

Briefkasten. Streifchen aus dem Notizbuche: 1. Die magyarische Novelle, der Blutbecher, findet man im Oktoberhefte des Jahrganges 1823, also bereits ein Jahr über einem Jahrzehend, der Wiener Zeitschrift für Mode u. s. w. abgedruckt. 2. Die Jungfrau zu Schildeis (Gedicht, welches Dem. Lindner am 10. Oktober im Museum vortrug) ist leibhaftig zu finden in E. Ferrand's Gedichten, die vor geraumer Zeit im Verlage der Stuhr'schen Buchhandlung in Berlin erschienen sind. — Zumalacarreguy schon wieder! nun in Sonettform eingesandt von Z. in S. kann nicht aufgenommen werden. — Episteln von unbekannter Hand; gehören in eine Kirchenzeitung. — Artistische Umtriebe. Dankbar. Eduard und Kunigunde. Wollen sehen. — Der Müller von Corbeil. Sehr dankbar; bitten den verehrten Mitarbeiter um fernere treffliche Beiträge dieser Art. — Routs. Ergötzlich und belehrend zugleich. — Eine Börsenscene. — S — r.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, | № 165. | 22. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly Magazine.«

Einige Meilen von Paris, an den Ufern der Seine, liegt das freundliche Städtchen Corbeil. Seine fruchtbaren Weinberge erstrecken sich längs des Flusses hin, dessen durchsichtige Wellen hier nicht durch den schlammigten Absatz der schmutzigen Hauptstadt getrübt werden. Zwar kann sich der wohlhabende Ort keiner so reizenden Umgebungen rühmen, wie sie Richmond bietet, noch hat er Prachtgebäude aufzuweisen, wie wir sie in Hampton Court sehen; dagegen erheben sich majestätisch über demselben die waldigen Höhen von St. Germain, und fehlt es auch an einem Palast, so besitzt es doch ein Gebäude, das noch weit merkwürdiger ist, und dessen Anblick nicht weniger Bewunderung erregt, nämlich: die berühmte Mühle von Corbeil. — Gegenüber der Stadt liegt auf einer Anhöhe, welche sich bis an den Rand des Flusses herabsenkt, der Lustort Le Tremblaye, einst der Sommerpalast der Königin Blanche. Mannigfaltige Ausbeute ist hier für den Alterthumsforscher zu finden. Le Tremblaye besitzt noch viele Ueberreste früherer Pracht und Größe; bald fällt das Auge auf das reich verzierte Becken einer Fontaine, deren Wasserstral schon längst versiegt ist — bald strauchelt man über die Trümmer einer, unter den Schößlingen einer Buche versteckten, Steinbank, welche, geschützt von den schattigen Bäumen, ehemals den ritterlichen Müßiggängern ein willkommener Erholungsplatz war. Der Teich beherbergt noch immer unter seinem Schilf einige hochbejahrte goldne Karpfen, die unter den übrigen schmucklosern Fischen, wie verspätete Nachzügler des ehemaligen glänzenden Hofstaates, hervorschimmern. Von der Königin Blanche und ihren Nachfolgern ging das Lustschloß an der Seine auf Edle von hoher Abkunft über, bis es endlich, im letzten Jahrhundert, in die Hände bürgerlicher Besitzer gerieth. Kurze Zeit vor dem Ausbruche der französischen Revolution durfte indessen Le Tremblaye auf reizendere Gegenstände stolz seyn, als seine goldnen Karpfen und seine alterthümlichen Ueberreste. Den kleinen Pachthof, innerhalb seiner Umzäunung, bewohnte ein ehrlicher Landmann, Mathurin genannt, dessen zwei Töchter sich der beneideten Benennung der Rosen von Corbeil erfreuten. Man kann sich unmöglich zwei liebenswürdigere Geschöpfe denken, so durchaus ähnlich an Gestalt — und so völlig verschieden in Gemüthsart und Gesinnung. Nur ein Jahr lag zwischen dem Tage ihrer Geburt, allein ein Jahrhundert zwischen ihrer Art zu fühlen. Manette, die ältere Schwester, war ein leichtes, munteres, frohherziges Wesen, lachend wie die Gegend um Corbeil. Die jüngere, Justine, mit denselben blauen Augen, demselben seidnen Haar, nettem Fuß und derselben wohlgebauten Gestalt, war ernst und düster. Die Nachbarn, denen ihr schwermüthiges Aeußere oft Stoff zu Bemerkungen gab, waren geneigt, es dem Einflusse des kränklichen Gesundheitzustandes ihrer Mutter zuzuschreiben, welche, indem sie sie zur Welt brachte, an den Folgen einer Lungenkrankheit unterlag und starb; beide Schwestern vermehrten überdieß die große Auszeichnung, welche ihre Schönheit ihnen erwarb, durch ihr bescheidenes Benehmen; und obschon kein Geiziger wachsamer seine Schätze hüten konnte, als Mathurin die beiden Nymphen von Le Tremblaye, so hatte er doch nicht die entfernteste Besorgniß, wenn sie an Markttagen ihren Stand auf dem Notredameplatz in Corbeil einnahmen, daß hübsche Antlitz überschattet von dem großen Strohhute, wie ihn die Bauern im Departement der Seine und Oise zu tragen pflegen, um den Verkauf der auf dem Pachthofe gezogenen Gemüse zu besorgen, und namentlich der Gartenblumen und exotischen Gewächse, auf die sich Mathurin nicht wenig zu gut that. Was sie unternahmen, alles glückte ihnen. Während der Vater zu Haus mit der Bestellung seiner Felder beschäftigt war, bemühten sich die Töchter, die Erzeugnisse des Bodens nutzbringend zu veräußern. Der Vorrath an Gerste wurde immer kleiner, der Heuboden leerer, die Ranunkeln und Tulpenbeete ihres schimmernden Schmucks beraubt — aber dagegen schwoll Mathurin's langer lederner Geldbeutel immer mehr an, seine Geräthlade war übervoll, und endlich nahm er auch Abends, so gut wie Morgens, seine Pfeife in den Mund, und blies fröhlich blaue Wölkchen in die Luft, und machte sich weiter's keine Grillen über die vermehrte Ausgabe. Ja er ließ die Mädchen sogar Theil an seinem Gewinnst nehmen, und Justine hatte die Freude, so viel ersparen zu können, um damit die Kosten einer wöchentlichen Seelenmesse für ihre Mutter, am Altar des gerechten Herzens, in der Kirche St. Spire, bestreiten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde von Argenteuil.

Eine normanische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von J. Schuster

(Fortsetzung.)

Welchen schönen Anblick gewährte im sechszehnten Jahrhundert der große Gerichtssaal des Parlamentes der Normandie mit dem dunkeln Plafond von Ebenholz, mit den zierlichen Arabesken und unzählichen seltsam gebildeten Strebebogen, mit den rothen, goldnen und himmelblauen Farben, die damals noch in voller Frische glänzten; mit den mit Lilien verzierten Tapeten, dem weiten, einem Monumente gleichen Kamine, mit dem vergoldeten Getäfel, den Hallen und den Gitterwerken, worauf die Wappen der Könige und Dauphins von Frankreich prangten; mit dem veilchenblauen Thronhimmel den man anbrachte, als der König in der Provinz weilte; und dem großen Bilde, von welchem Ludwig XII., der Vater des Volkes, und sein tugendhafter Minister, sein treuer Freund, der gute Kardinal von Amboise, herabschauten! Wenn hier am Tage einer großen gerichtlichen Feierlichkeit hundert und zwanzig Magi-

stratspersonen mit den langen weißen Bärten und den scharlachenen Gewändern, ihre Präsidenten in ihren mit Hermelin gefütterten Mänteln an der Spitze, zu Gericht saßen, so fühlten sich die Vorgeladenen, so viele Herrlichkeit und Majestät anstaunend, bei dem Anblicke dieses erhabenen Senats von der tiefsten Ehrfurcht ergriffen. Aber mit noch größerer Erschütterung erblickten sie über den Häuptern dieser Areopagiten jenes schöne Gemälde, auf dem Moses, der Gesetzgeber, die vier Evangelisten, und Christus mit seiner Mutter und dem Apostel erschienen. In dieser Anschauung konnte man sich eines Gefühles von Scheu nicht erwehren, und man erinnerte sich unversehends an die herrlichen Verse, wo der Psalmist uns Gott mitten unter den berathenden Richtern zeigt, Gott, mit ihnen stimmend, mit ihnen Gerechtigkeit ausübend.

In diesem heiligen Saale waren am Morgen vor Weihnachten die Herren des Obergerichtshofes in außerordentlicher Sitzung versammelt. Aber heute trugen sie ihr schwarzes Ornat, und der Ernst und die Trauer, die jedes Antlitz offenbarte, ließen es ahnen, daß ein strenges Gericht gehalten werden sollte. In der ganzen Stadt unterhielt man sich lebhaft von den geheimen Verhandlungen des Parlaments und von dem Erfolge, den sie wohl haben möchten. Die Ermordung des Kaufmanns von Lucca, die Verhaftnehmung des muthmaßlichen Verbrechers, der gefundene Leichnam des Geopferten, das unerwartete, von einem Blinden zu Argenteuil abgelegte Zeugniß, waren die unerschöpflichen Gegenstände der Unterhaltungen und Vermuthungen einer unendlichen Volksmenge, die sich in den Höfen und Zugängen des Justizpalastes zusammendrängte; und jeder meinte, der Tag sey endlich gekommen, wo alle Zweifel schwinden müßten, der Tag, der einem Unschuldigen die Freiheit geben, oder ein Ungeheuer auf das Schaffot bringen würde. Im Parlamente beschloß man nach langen Berathungen, den Blinden von Argenteuil zu verhören. Gervais erschien. Seine naive, umständliche Aussage brachte einen tiefen Eindruck hervor; aber dennoch blieben die Gemüther noch von Zweifel befangen. Sollten die flüchtige Erinnerungen eines blinden Bettlers, der nur gehört hatte, nur hören konnte, über das Leben eines Menschen entscheiden können? Durfte dieser Mann mit vollkommener Sicherheit seinem Gehöre, seinem Gedächtnisse trauen, um eine Stimme wieder zu erkennen, die er nur ein einzigesmal vernommen hatte? Genaue Prüfung war vonnöthen: man mußte nach und nach alle Gefangene des Justizpalastes, und mit ihnen Martel vorführen lassen. Wenn, nachdem sie geredet hatten, der Blinde von selbst und ohne sich zu irren, ja ohne nur einen Augenblick zu schwanken, die Stimme, die ihn unlängst so sehr erschüttert hatte, zu unterscheiden, und immer wieder zu erkennen vermochte, so würde dieser letzte Beweis im Verein mit allen andern, jeden Zweifel heben. Nicht ohne Absicht war der Tag vor Weihnachten zu dieser in den Annalen der Gerichtspflege bisher unerhörten Prüfung gewählt worden. Wenn man auf diese Weise an einem gewöhnlichen Tage alle Gefangenen hätte zusammenkommen lassen, so wären Vermuthungen in ihnen erwacht, die sie zu arglistiger Verstellung und Behutsamkeit veranlaßt, und den Erfolg der ganz neuen Untersuchung, die man vorzunehmen beabsichtigte, dem gefahrvollsten Zufall anheimgestellt haben würde. Am Tage vor Weihnachten aber hätte es im Gegentheile großes Befremden erregt, wenn der Befehl, alle Gefangene des Justizpalastes vorführen zu lassen, unterblieben wäre, denn es war gebräuchlich, daß an den Tagen vor großen Festen die Herren Räthe des Obergerichtshofes jeden Gefangenen nach der Reihe vor sich kommen ließen. Zuweilen gaben sogar diese souveränen Gerichtspersonen zur Reverenz des Festes (wie man sich damals ausdrückte) die Freiheit solchen Gefangenen, die geringerer Vergehen wegen in Verhaft waren. (Schluß folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1808 — es war im Spätherbste, aber die Witterung dem nordischen Frühlingswetter zu vergleichen, saßen vor der Thüre einer Weinschenke, die am Ufer der Pisuerga, am Espolon viejo, dem mit zwei Reihen alter Ulmen und Steinsitzen gezierten Lieblingsspaziergange der Städter, lag, eine kleine Gesellschaft französischer Offiziere. Sie hatten kleine Gläschen gefüllt mit dem schwarzrothen Wein von Valdepenas vor sich stehen, und der Wirth der Botilleria, welcher geschäftig hin und her ging, schien mit der Trinklust der Franzosen nicht unzufrieden.

Die Gesellschaft der letzteren bestand aus zwei jungen und zwei älteren Männern, und die Unterhaltung drehte sich größtentheils um kriegerische Ereignisse. Einer der älteren Offiziere, dessen Epauletten das Gradzeichen des Kapitäns trugen, hatte sich, wie es schien, des Fadens des Gespräches am meisten bemächtigt, und dabei aufmerksame Hörer gefunden, wie dieß in militärischen Zirkeln — die sich eben dadurch von andern besonders unterscheiden — meistentheils der Fall ist, sobald ältere Standesgenossen etwas von ihren Lebenserfahrungen mittheilen. Daß aber die Laufbahn des Erzählers eine an Erfahrungen reiche gewesen seyn mochte, zeigte schon das ganze Aeußere des Mannes, welches auch den jungen Leuten ungemein zu imponiren schien. Obgleich der Sprechende noch nicht die Fünfzig überschritten haben mochte, so war dennoch sein Haar größtentheils ergraut. Man sah aus seiner Gesichtsfarbe, daß er Wind und Wetter nicht gescheut, um das von der Sonne gebleichte rothe Band, das aus dem Knopfloch hervorguckte, zu erringen, und daß er auch vor dem Feinde nicht gebebt, bewieß eine furchtbare Narbe, die sich durch die gutmüthigen, aber weder edeln noch angenehmen Züge, von der Stirn an quer über das blatternarbige Gesicht herabzog, und sich in dem mächtigen Knebelbarte verlor. Die beiden jüngern Offiziere horchten mäuschenstill der Rede des Kapitäns, aber der vierte Mann der Gesellschaft, der, obwohl er nur Epauletten des Hauptmanns trug, dennoch Mr. le major genannt wurde, unterbrach dann und wann den Sprechenden in dem entschiedenen Tone, den die älteren Adjutants majors — größtentheils sehr erfahrene Soldaten — so leicht annahmen, und damit ihre Kameraden, am meisten aber den Bataillonskommandeur, dessen Befehle sie zunächst auszuführen bestimmt waren, gern tyrannisirten.

»Seht!« rief im Eifer des Gesprächs der mit der Schmarre. »Meiner Meinung nach muß der Kaiser, anstatt den Paß der Somosierre zu forciren, gerade auf der Hauptstraße vorrükken; wir gehen dann bei Duenas über den Carrion — aber,« hier hielt der Sprecher einen Augenblick inne, indem er unruhig die Straße hinabblickte, »dort kommt mein Diener, der wird uns sagen, wie es mit Mr. de Sacy steht.«

Ein Grenadier, dessen Aermel mit drei Chevrons, dem Zeichen seiner langjährigen Dienste bedeckt war, trat eben herzu und rapportirte, daß er den Lieutenant Sacy nicht in seinem Quartier angetroffen, jedoch dort hinterlassen habe, wo Kapitän Vautré zu finden sey.

»Er kann also wieder ausgehn!« rief der Hauptmann mit einem zufriedenen Lächeln, indem er den Soldaten mit einem Kopfnicken verabschiedete und dem Wirthe zugleich den leeren Weinkrug zuschob. »Als wir vor drei Wochen in die Stadt drangen, und der arme Junge an meiner Seite den Schuß in die Hüfte erhielt, da dachte ich, der Schlag solle mich treffen. — Wie Ihr wißt, schweiften wir seit diesem Tage in den Gebirgen herum, und ich erhielt keine andere Nachricht als die, daß er noch lebe; heute habe ich schon den

ganzen Tag nach ihm gesucht, aber der Henker finde einen einzelnen Menschen in dem großen Trümmerhaufen, den sie eine Stadt nennen.«

»Sie nahmen von jeher einen so großen Antheil an Sacy,« sagte einer der jungen Offiziere, daß damit wohl frühere Begebenheiten Ihres Lebens —«

»Richtig!« erwiederte Kapitän Bautré, indem er langsam, wie in tiefer Erinnerung befangen, sein Glas ausschlürfte; »ich kenne den jungen Mann von seiner Wiege an; ich war sein Lehrer in jener Zeit, wo ich die Tonsur trug, und in der Schloßkapelle zu Chateau la Tour Dominus vobiscum sang.« —

»Nicht möglich, Kapitän!« riefen die beiden jungen Offiziere aus einem Munde. »Sie sind Geistlicher gewesen?« —

(Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

»Nun bin ich meiner Sache gewiß,« rief Asabik plötzlich, es ist eine spanische Fregatte vom ersten Range, und noch dazu eine Fregatte, die ich kenne.« — »Eine Fregatte!« wiederholten die Matrosen schüchtern, und düstres Schweigen herrschte. Das Krachen des Mastes, das jetzt in ihre Ohren tönte, vermehrte ihre Erstarrung noch.

»Was nun?« nahm Kalleb kaltblütig das Wort. — »Wir müssen so manövriren, daß man uns nicht bemerkt; streichen wir das Segel.« — »Warum das Segel streichen? Können wir nicht ohne das entkommen? das wäre eine Feigheit.« — Kalleb fügte sich indeß den Wünschen Asabik's, der ihm vorstellte, daß die ganze Mannschaft es verlange. Das Segel wurde gestrichen, und die Balancelle machte sich so klein als sie nur konnte, um von der Fregatte nicht signalisirt zu werden.

Schon hörte man indeß das dumpfe Brausen des Meeres, und schon kräuselten sich die Wogen. Die Fregatte segelte stolz in geringer Entfernung an der Balancelle vorüber; sie hatte ihre Marssegel eingezogen, das große Segel aufgegeit und die obern Segel eingerefft. Die Nußschale unsrer Abenteurer wurde kaum bemerkt, da der Schaum des Meeres sie bedeckte, und als die Fregatte vorüber und in Nebel gehüllt war, hißte Kalleb sein Segel auf, schloß die Lucken, und schickte sich an gegen den Sturm zu kämpfen. Er war einen Augenblick entschlossen, auf Sardinien zuzusteuern, um Schutz gegen den Nordwind zu suchen, allein er hatte den Wind gegen sich; die Wogen schlugen ihm ans Vordertheil, und thürmten sich wie steile, grüne Gebirge mit weißem Gipfel vor ihm auf; donnernd rollten sie dahin, und schienen Alles verschlingen zu wollen. Die Balancelle schwebte bald auf dem Gipfel der Wogen, bald schien sie im Abgrund des Meeres begraben; jetzt stand sie einen Augenblick still, und krachte in allen ihren Fugen, als wäre sie auf einem Felsen aufgestoßen, bald aber war sie wieder ein Spiel der Wogen, die über den Häuptern der Matrosen zusammenschlugen, und donnernd auf das Verdeck herabstürzten.

Kalleb war gegen seinen Willen gezwungen, die Richtung zu ändern, und nach Tunis zu steuern. Die Mannschaft, vor Kurzem noch so verwegen, lag jetzt bleich und schweigend auf dem Oberlof ausgestreckt. Zuweilen warf einer dem andern einen Blick des Entsetzens zu, keiner aber wagte das Schweigen zu brechen, das nur von dem Heulen des Sturmes und dem Brausen der Wogen gestört wurde. Selbst Asabik saß, den Blick in beide Hände und die Ellenbogen auf die Knie gestützt, ganz in sich selbst verloren, unfern von Kalleb; wenn er den Kopf erhob, um in den Sturm hinauszuschauen, so schlug er die Augen gleich wieder nieder, denn auch er vermochte nicht den fürchterlichen Anblick zu ertragen. Alle aber waren erstaunt über die Ruhe und Zuversicht, mit welcher Kalleb in diesem verhängnißvollen Augenblick am Steuer stand, und, ganz mit der Leitung seines Fahrzeuges beschäftigt, in dieses furchtbare Toben der Natur hinausblickte, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken; auch Sahel, der nicht weit von seinem Bruder saß, zeigte nicht die geringste Furcht. — Plötzlich stürzte sich der Orkan mit erneuerter Wuth auf das arme Fahrzeug; der Mast krachte und neigte sich, und die Balancelle legte sich so stark auf die Seite, daß man jeden Augenblick ihr gänzliches Umschlagen erwarten mußte. Selbst Asabik erbleichte; wohl manche Gefahr hatte er an Bord der Piraten bestanden, aber nie noch war er dem Tode so nahe gewesen. Die übrigen Matrosen waren mehr todt als lebendig, und gern hätten sie alle Ansprüche auf künftige Beute für einen Fuß breit Landes dahingegeben.

Nur Kalleb blieb auch in diesem schauervollen Augenblick besonnen, und rief mit fester Stimme: »Das Segel ist Schuld, wenn wir umschlagen, man muß es streichen oder wir sind alle verloren!« Er machte bei diesen Worten eine Bewegung um ein Beil zu ergreifen, Sahel errieth seine Absicht, lief in augenscheinlicher Gefahr, auf dem schwankenden Verdeck auszugleiten und ins Meer zu stürzen, nach dem Beil, und hieb das Seil durch, welches das Segel hielt; dieses sank, und das leichte Fahrzeug richtete sich wieder empor. Kalleb umarmte seinen Bruder und sagte: »Brav, kleiner Bursche!« und dieß war für Sahel der reichste Lohn. Asabik warf einen Blick auf Kalleb und sagte bei sich: »Ich habe mich nicht geirrt, der ist mein Meister.«

Der Sturm legte sich indeß allmälig; die Balancelle schnitt durch die Wogen der noch hohl gehenden See, und am Abend hatten unsre Abenteurer die Rhede von Tunis im Gesicht. Furchtbare Verwüstungen hatte der Sturm hier angerichtet, und die Rückkehr der Balancelle wurde als ein Wunder angesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bären und Böcke der berühmten Mistriß Trollope, abgesetzt auf ihrer neuesten Reise durch Deutschland.

(Fortsetzung.)

Das ist Alles, was die Verfasserin über die alte Wohnung der Markgrafen von Baden, über die damit verknüpften geschichtlichen Erinnerungen, Legenden ꝛc., worüber sie Anfangs den Mund so voll genommen, zu berichten weiß. Schales Geschwätz über persönliche Zufälle; nichts als das. Schade um das schöne Papier, das durch solche Mittheilungen verdorben worden. Schade um das schwere Geld, das die Leser für solche Waare ausgeben werden.

Die Beschreibung der unterirdischen Gemächer des neuen Schlosses, in welchen das heimliche Gericht seine Sitzungen gehalten haben soll, ist in demselben Geschmack, doch etwas befriedigender. Man erfährt wenigstens zum Theil, was man zu wissen begierig ist, nämlich, daß die Kerkerzellen in den Felsen ausgehauen sind, und durch keinen Strahl des Tageslichts erleuchtet werden; daß ihre Thüren aus zehn Zoll dicken Steinplatten bestehen, die sich noch ziemlich leicht öffnen und verschließen lassen; daß der Richtsaal ganz dieselbe Form und Ausschweifung hat, wie zu den Zeiten der furchtbaren Vehme, das heißt, er ist vollkommen nackt und zeigt nichts, als die steinernen Sitze der Richter; daß man noch die Folterkammer und den Schlott sieht, durch welchen die Angeklagten mit Blitzesschnelle in diese unterirdischen Räume herabgesenkt wur-

den, wie das tiefe Verließ, in welches man Diejenigen stürzte, deren man sich, nach über sie gefällten Urtheil, schnell und auf immer entledigen wollte.

Gleich nach dieser Schilderung, die zu weitschweifig ist, als daß wir sie umständlich mittheilen könnten, finden wir die Verfasserin in Chaberts »glänzenden Sälen« wieder. Sie sitzt hinter einem mit Weinflaschen und Schüsseln bedeckten Tische, und vergißt bei dem vom Vater Rhein gespendeten goldenen Rebensafte (den sie vorzüglich zu lieben scheint), wie beim guten Rehbraten und den erforderlichen Zugehörungen »das Entsetzen des Ortes, wo alle Gefühle erstarrt, alle Nerven mit Lähmung geschlagen waren.«

Sodann gings zum Ball und an den Spieltisch. Mistriß Trollope, die schon zu Anfang der großen (nicht der kleinen) französischen Revolution volljährig war, was sie jedoch nicht zugestehen will, findet natürlich den Tanz unter ihrer Würde, spricht dagegen um so mehr der Flasche zu, und moralisirt nebenbei wie folgt:

»Die Ergötzlichkeiten von Baden werden von allen Nationen Europa's geschätzt. Man findet hier Alles vereint zur Befriedigung jedes Geschmackes. Der Tisch bei Chabert ist vortrefflich. An guten Weinen fehlt es nicht. Spiel, Musik, Tanz, etc. sind alltägliche Zerstreuungen. Man findet hier Personen aus allen Ständen, und die Mode ist durchaus parisisch. Ich habe selten so viel hübsche Frauen auf einem Punkte beisammen gesehen. Eine russische Dame von hohem Range, welche die ganze Badezeit hier zugebracht, deutete mir mehre ausgezeichnete Personen an, wie Lords, Herzoge und Prinzen von königlichem Geblüt. Die Menge der Spiegel, der Blumen, der Lichter, das zierliche Durcheinander der Gesellschaft, die sich beständig in diesen großen Sälen bewegt, das Alles gibt dem Ganzen einen entzückenden Glanz.«

Mistriß Trollope macht von Baden einen Ausflug nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen Gernsbach im Murgthal, und besucht die Ebersteinburg, von wo sie nach Baden zurückkehrt. Ihrer Beschreibung nach ist diese Reise von vier Stunden äußerst ermüdend, obgleich die zu übersteigenden Hügel nur niedrig sind, und der Weg überall fahrbar und gut unterhalten ist.

Uebrigens verwechselt sie ihre Erinnerungen, wenn sie die Ortschaft Herrenwies auf diesem Wege andeutet. Das genannte Dorf liegt 4 Stunden südlich von Baden, 2340 Fuß überm Meere, zwischen dem Seekopf und der Badener Höhe, während Gernsbach östlich von Baden sich befindet. Ein anderer Beweis, daß Mistriß Trollope Herrenwies nicht gesehen, ist der, daß sie behauptet, man könne von der Hügelreihe zwischen Baden und Gernsbach, die nicht über 800 Fuß hoch ist, den Mummelsee sehen, der in einem der schönsten Thäler des Schwarzwaldes ruhen solle.

Es ergibt sich nur die Schwierigkeit, daß der Mummelsee acht Stunden südlich von Baden entfernt und 3190 Fuß überm Meer, am Abhang des Berges Hörnisgrinde und am Fuße des Katzenkopfes ist, die sich beide nördlich von ihm erheben. Er bildet eine Vertiefung von etwa 20 Minuten Umfang, und hat vollkommen die Gestalt eines Kraters. Rings von dunkler Waldung umgeben ist sein Wasser schwarzbraun, hart und kann weder von Menschen noch von Thieren getrunken werden. Von einem reizenden Thale ist hier nirgends eine Spur. Erst tiefer gegen den Rhein ist das ziemlich einförmige Kappelerthal, mit seinen Seitenzweigen von Grimerswalde, Seebach und Ottenhöfen.

Bei Gelegenheit des Mummelsees erzählt die Verfasserin alberne Mährchen von Feen und andern wohlwollenden Geistern, die sich beim Vollmond hier versammeln.

»Wenn irgend eine gute Hausfrau, auf 5 Stunden in die Runde,« fügt sie hinzu, »in dieser Nacht irgend eine Arbeit beginnt, kann sie dieselbe den guten Feen zur Vollendung überlassen, was nie ermangelt, ohne daß sie dafür eine Bezahlung oder Belohnung verlangen. Denn ich habe nirgends von der immer bereit stehenden Schüssel voll Rahm sprechen hören, deren Milton als Vergütung für die Arbeiten der unermüdlichen Poltergeister (Gnomen) gedenkt.« —

(Schluß folgt.)

Börsenscene.

(Nach dem Französischen von S — r.)

Ich heiße Bonardin, bin durch meinen Vater Kapitalist geworden, und habe Geld anzulegen. Da kömmt ein gewisser Baron, der mein Geld nimmt, und mir Guebhard's dafür gibt; und das war gut. Den Morgen darauf geht das Gerücht, es sey nicht gut, die achtungswerthe spanische Regierung lege den Schlüssel unter die Thüre, und wolle die Guebhards nicht bezahlen. Ich wußte nicht, wem ich mich anvertrauen soll, ich vertraue mich meinem Baron an, und warte. Mittlerweile beginnt die Berathung in der Höhle der Procuradores. Was thut die Regierung? Sie verkündet mir auf eine quasi offizielle Weise, daß meine Guebhards verloren seyen, und in demselben Augenblick sehe ich sie auf 29, 28, 27 — die drei Zahlen der glorreichen Tage fallen; das Herz will' einem brechen! — Vorgestern morgen kömmt mein Baron zu mir: Nun, mein armer Herr Bonardin, da haben wir eine große Katastrophe! Ihre Guebhards ... — Ach! Herr Baron, welch ein Verlust! — Entsetzlich, Herr Bonardin! ich rathe Ihnen zu liquidiren; wir fallen noch mehr; doch um Ihnen gefällig zu seyn, will ich Ihnen zu 26 abkaufen, was ich Ihnen zu 60 verkauft habe; es sind ja nur 34 Prozent Verlust, und das ist doch gewiß besser, als nichts. — Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Baron, nehmen Sie, nehmen Sie... Kurz der Handel ist abgeschlossen. Zwei Stunden nachher eile ich an die Börse: Ach, mein Gott! man reißt sich die Guebhards aus den Händen! Was gibt's Neues, Herr Baron? — Gar nichts, Herr Bonardin, das ist ohne Zweifel die Mittagshitze, die dieß Feuer bewirkt. — Aber man schlägt einen Zettel an, Herr Baron? Unmöglich, Herr Bonardin! — Da haben wir's... o Himmel! die Guebhards sind anerkannt, und ich habe keine Guebhards mehr! — Trösten Sie sich, Herr Bonardin, ich kann Ihnen noch damit dienen. Sie haben mir sie so eben zu 26 verkauft, ich verkaufe sie Ihnen jetzt zu 40 wieder. Ist's Ihnen recht? Es ist das einzige Mittel, Ihren Verlust zu ersetzen; ehe acht Tage vergehen, steigen wir wieder auf Pari. — Braver Baron! ich nehme meine Guebhards zurück, und voll Hoffnung gehe ich in's Schaaf zum Mittagessen. Am andern Tag war gänzliche Windstille; ich gedulde mich. Heute gehe ich um zehn Uhr Morgens zu Tortoni. O Mißgeschick, die Guebhards sind ausgeboten; die Guebhards sind im Fallen! ich erstaune. Was gibt's denn wieder Neues, Herr Baron? — Gar nichts, Herr Bonardin, das ist ohne Zweifel der Morgenfrost, der diese Abkühlung bewirkt. — Ach! mein Kapitän, welcher Frost! ich glaube, daß die Hitze von vorgestern doch noch vorzuziehen war. Was soll ich sagen? von 49 fällt man auf 35, dann auf 30, und es ist erst Mittag, noch hat die Börse nicht angefangen. Woher kömmt dieser panische Schrecken? Wer waren die Verkäufer? Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Endlich um drei Uhr fünf Minuten ist die fatale Nachricht publizirt, und krach! von 30 purzele ich auf 23 herunter, so daß in Zeit von vier Stunden mein Teufel von Baron mich nöthiget, einen neuen Verlust von 17 Prozent zu realisiren. Wohlan! wird man mir noch behaupten, daß die Regierung mit offenen Karten gespielt, daß sie den Talon nicht escamotirt und die Aß nicht wegstwint habe? Das heißt von der Charybdis in die Scylla gerathen! — Herr Bonardin, das Unglück macht Sie ungerecht.

Remettez vous d'une alarme si chaude
Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude.

Herr Bonardin, seinen Regenschirm schwenkend: Alle Teufel! Kapitän, Sie machen, daß ich meinen Charakter verläugne... Lassen Sie mich, dort seh' ich auch zwei Stadtsergeanten, die uns belauschen. Beraubt, ruinirt, ermordet, sollt' es mir noch fehlen, im Gefängniß zu schlafen!

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Badhöffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 166. 23. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly Magazine.«

(Fortsetzung.)

Manette wußte ihren überflüßigen Reichthum auf eine andere Art zu verwenden. Manette war jung und hübsch genug, um bei der Wahl ihrer Spitzen zur Haube, oder ihres Linnen zum Tuche umsichtig zu Werke zu gehen. Eines Tages, als sie ihren gewöhnlichen Stand auf dem Markte eingenommen, bemerkte man, daß ein Paar lange goldne Ohringe unter ihrem Strohhute hervorglänzten, und daß von dem schwarzen Sammt, der gewöhnlich ihren schlanken Hals umschloß, ein goldnes Kreuz herabhing. Ein paar Frauen des Städtchens, die stets an Allem was zu tadeln und zu bekritteln fanden, und sich öfters herabließen, mit den Rosen von Corbeil ein paar Worte zu wechseln, wenn sie ihren Vorrath von Resedasaamen kauften, wandten sich höhnisch um, als sie diesen Zuwachs an Putz erblickten. Mademoiselle Benoite, die schielende Tochter eines in Ruhestand versetzten Notars in St. Germain, flüsterte sogar, es wäre kein Wunder, daß Manette von Le Tremblaye immer hübschere Sachen hätte, seitdem sie so oft von dem jungen Herrn Felix Clerivault, von den »Douze Moulins,« über den Fluß gerudert würde, und seitdem der junge Herr Clerivault, von den »Douze Moulins,« so häufig während der Mittagshitze die schattigen Partien von Le Tremblaye aufsuche. Kurz, alle Klatsch- und Lästerzungen vereinigten sich, die unschuldige Koketterie der armen Manette in das gehässigste Licht zu stellen.

Felix war ein Mann, der, wenn auch von Wenigen geliebt, von den Meisten gefürchtet wurde, obschon sein Aeußeres geeignet schien, ihm in jeder Beziehung Zuneigung zu erwerben; nur eine gewisse schweigende Zurückgezogenheit war an ihm bemerkbar, welche unwillkürlich Mißtrauen in seinen Charakter und seine Gemüthsart einflößte. Man konnte ihn keiner gewaltsamen Handlung, keiner Ungerechtigkeit beschuldigen; er war mildthätig, großmüthig, leutselig; und dennoch wollte, unter allen seinen Genossen, ihm keiner seine Freundschaft schenken, bloß aus dem sonderbaren Grunde, weil ihn alle der bittersten Feindschaft fähig hielten. Und so kam es, daß Felix von Wenigen geliebt wurde. Er war der Sohn des alten Clerivault, des reichen Müllers von Corbeil — allein weiter war er ihnen auch nichts.

Die Mühle — oder vielmehr die »zwölf Mühlen«, wie man sie an Ort und Stelle nannte, (obschon das große Gebäude nicht weniger als acht und zwanzig enthält, und von der Ferne mehr das Ansehen einer Festung als einer Kornmühle hat) — war damals erst kürzlich erbaut worden. Einer der weitläufigen Seitenflügel diente zum Sitze der Verwaltung der Pariser Hospitäler, in dem andern betrieb der alte Clerivault seine ergiebigen Geschäfte. Ohngeachtet es ein Zeitpunkt war, wo alle Zweige des Handels durch den Einfluß der, das Königreich bereits erschütternden, politischen Stürme darniederlagen, wo die reichen Seidenfabrikanten und Bronzegießer von Paris schon anfingen, für das herannahende Ende ihres Wohlstandes zu zittern — bedurfte man dennoch vor wie nach das allgemeine Subsistenzmittel, von dem geschrieben steht: du sollst es im Schweiße deines Angesichts verdienen — mochten sich die Bedürfenden noch so sehr um Feststellung allgemeiner Gleichheit ihrer Rechte streiten. Brod wurde in Paris verlangt, einerlei, ob Girondisten oder Jakobiner im Senat die Herrschaft führten; und da der alte Clerivault die Vortheile, welche die Nachbarschaft des Juineflusses den ausgedehnten Kornfeldern von La Brie zur Versorgung der Hauptstadt bot, zu benutzen wußte, so hatte er einen bedeutenden Theil seines Vermögens zur Erbauung dieses weiten Gebäudes verwandt, von dem sich vermuthen ließ, daß es ebensowohl seinen Namen auf die Nachwelt verpflanzen, als sein Vermögen bis in's Unberechenbare vermehren würde.

Sein ganzes Leben hatte er mit nichts anderm zugebracht, [illegible] ges Vergnügen war, seine Umgebung über den wahren Zustand seines Vermögens in immerwährender Ungewißheit zu erhalten. Kein Mensch, selbst sein Sohn nicht, hatte den entferntesten Gedanken, wie hoch sich seine Schätze beliefen; als sich daher in Corbeil das Gerücht verbreitete, daß Clerivault Unterhandlungen angeknüpft hätte, um eine Verbindung zwischen Felix und Fräulein von Montigny, Miterbin des Schlosses Saint Port, zu Stande zu bringen, so waren alle Plauderzungen einstimmig, daß er entweder mehr Verwegenheit oder mehr Reichthümer besitzen müsse, als man früher geglaubt habe; denn das aristokratische »von« vor dem Namen der jungen Dame wurde, in einem Heirathskontrakt mit dem Sohn des Müllers von Corbeil, wenigstens zu dreißig tausend Kronen angeschlagen. Indessen waren weder der Rang, den dieses Wörtchen dem Besitzer verlieh, noch irgend sonstige Annehmlichkeiten vermögend, den Widerstand des Sohnes gegen diese Heirath zu besiegen. Während Mademoiselle Benoite und ihr geschwätziger Anhang sich mit Berechnungen und Ueberschlägen abmühten, wie hoch sich wohl das Vermögen Clerivaults belaufen möchte, um die Vermessenheit mit einer so hohen Familie in Verbindung treten zu wollen, zu rechtfertigen, erklärte Felix seinem Vater auf die unumwundenste Weise, daß er sich schon anderswo eine Frau suchen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

Mit einer Art von Stolz betrat Kalleb, seinen Bruder an der Hand, das Land; Asabik folgte ihm und sagte: »Kalleb,

du bist mein Meister. Ich fühle mich nur deßhalb vereinzelt und verlassen in Tunis, weil ich Keinen über mir erkennen wollte; dir aber weihe ich mich ganz; ich bin dein im Leben und im Tode!« — Kalleb drückte ihm die Hand zum Zeichen des unauflöslichen Bundes, und nun trennten sich die Freunde. Die Mannschaft hatte sich jetzt wieder gänzlich erholt, und als das Fahrzeug im Kanal lag, war auch die gewöhnliche Ordnung wieder hergestellt, so daß man es für nichts als eine Fischerbarke hielt.

Ehe Kalleb seinen Vater heimsuchte, sprach er bei einem vertrauten Fischer ein, bei dem er einen Korb mit Fischen erhielt, und so ausgerüstet betrat er das väterliche Haus. Schon hatte der alte Kalleb seinen Sohn beweint, den er sammt der Balancelle im Abgrund des Meeres begraben glaubte, um so größer war daher seine Freude, als er den Todtgeglaubten wohlbehalten wiederkehren sah. Kalleb übergab dem Vater etwas Geld, den Erlös vom Verkauf des Fanges, wie er sagte, und die noch übrigen Fische. Auf diese Weise hinterging er seit einiger Zeit den Vater. —

Die Beschädigungen, welche das Schiff erlitten hatte, waren bald wieder hergestellt, und so suchte Asabik an einem schönen Tage bei frischem Ostwind unseren Kalleb auf, um ihn einzuladen, auf ein neues Abenteuer auszulaufen. »Ich habe unsere Leute gesehen,« sagte er, »sie sind bereit, die überstandenen Gefahren sind vergessen, und kaum denken sie noch an ihre Schwüre und Gelübde.« — Kalleb entgegnete, daß er geneigt sey, den Wünschen der Gefährten zu entsprechen, und so kam man überein, noch am nämlichen Abende in See zu gehen.

Um 6 Uhr Abends lief die Balancelle von der Rhede von Tunis, trefflich wieder hergestellt, aus. Auch diese Nacht verstrich gleich der des letzten Abenteuers schlaflos und unter Luftschlössern, als die Balancelle gegen 3 Uhr Morgens in das Kielwasser eines Schiffes kam. Aus der Spur, die es in den Wogen hinter sich ließ, konnte man erkennen, daß es ein Fahrzeug von nicht besonderer Größe sey. Ein frischer Wind, der sich jetzt erhob, war der Balancelle günstig, und so erblickten unsere Abenteurer bald das Schiff, auf dessen Spur sie sich befanden. Es war eine Handelsschebecke mit viereckigen Segeln. Sobald man nahe genug gekommen war, rief Asabik das Schiff an. Als der wachthabende Matrose auf diesem die Balancelle im Kielwasser der Schebecke sah, setzte er das Sprachrohr an den Mund und rief: »Wer seyd ihr, was wollt ihr?«

»Wir sind sardinische Fischer von St. Marie, und wollen euch herrliche Fische zum Verkauf anbieten, gute Rothbärte, Goldbrassen und herrliche Solen.« — »Nun kommt heran!«

Sogleich wurde das Segel der Balancelle eingezogen, unsere Fischer nahmen die Ruder zur Hand, und bald lag ihr Fahrzeug bei der Schebecke, an die es fest angebunden wurde. Asabik nebst zwei Matrosen, sämmtlich in sardinischer Kleidung und mit einem Korb voll Fischen versehen, stieg zuversichtlich auf den Oberlof der Schebecke, wo er nur drei Männer seiner warten fand, nämlich den Lieutenant, den Steuermann und einen Schiffsjungen; drei oder vier Matrosen saßen auf der Vorderschanze, und schienen zu schlummern. Asabik trat kaltblütig zu den Wartenden, und bot seine Waare mit aller Höflichkeit seines Standes aus.

»Wir nehmen nicht Alles,« sagte der Lieutenant. — »Nehmt was ihr wollt; ich lasse mit mir handeln; vielleicht seyd ihr schon lange zur See, und da ist ein frischer Fisch eine willkommene Speise.« — »Du scheinst ein braver Kerl zu seyn.« — »Man sagts,« versetzte Asabik, indem er mit der Hand in die Tasche fuhr, und seinen Dolch ergriff.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde von Argenteuil.

Eine normanische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von J. Schuster.

(Schluß.)

Vor allem mußte dem Blinden begreiflich gemacht werden, welch eine heilige Pflicht, die ihm der Himmel selbst auferlegt zu haben schien, er auszuüben hatte. An der Spitze des Parlaments befand sich der Präsident Feu, der, seiner Weisheit und seines Ernstes wegen, Cato der Censor genannt wurde. »Gervais,« sprach er zum Blinden in feierlichem und ergreifenden Tone, »hier ist das Bild des Heilandes, der gekreuziget ward und starb durch ungerechte falsche Zeugnisse. Schwöre bei diesem Bilde, schwöre bei Gott selbst, der hier gegenwärtig ist und uns hört, daß du nichts behaupten wirst, wovon du nicht so fest überzeugt bist, wie von deinem Daseyn, wie von dem Mißgeschicke, das dich des Augenlichtes beraubt.« Nach diesem Eide, den der Greis mit jenem Seelenausdrucke leistete, der keinen Zweifel über die Aufrichtigkeit eines Zeugen zuläßt, begann die Prüfung, die von den Aeltesten des Parlaments erdacht worden war.

Schon achtzehn Gefangene waren erschienen und hatten die an sie gerichteten Fragen beantwortet; der Blinde vernahm sie und zeigte nicht die geringste Bewegung; jene blieben ihrerseits, bei dem Anblicke des ihnen unbekannten Mannes, gleichgültig und ruhig. Nun ward der neunzehnte Gefangene vorgeführt; doch wer schildert die Bestürzung desselben, als er Gervais erblickte? wer schildert die plötzliche Umwandlung aller seiner Züge, sein Angesicht, wie es erbleichte und sich zusammenzog, seine Haare, wie sie sich sträubten? ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, und eine plötzliche Entkräftung befiel ihn dermaßen, daß man ihn unterstützen mußte, um ihn bis zu dem Schemel zu führen, worauf er sich selbst ohne die Hülfe der Beschließer nicht zu setzen vermochte! Und, betäubt wie er war, sah man, als er wieder ein wenig zu sich kam, durch die unwillkürlichen Geberden die stechenden Gewissensbisse eines von dem Vorwurfe einer Missethat gemarterten Greises, oder vielleicht die entsetzliche Reue dringen, ein unvollständigen Verbrechen begangen, seine That nicht vollendet zu haben.

Die Präsidenten und Richter sahen sich einander an in Erwartung dessen, was nun erfolgen werde. Und siehe, gleich bei den ersten Worten, die Martel auf die Fragen des Präsidenten Feu antwortet, wird der Blinde, der seit dem Beginn der Scene kalt und theilnahmlos geblieben war, unruhig und aufmerksam; immer begieriger lauscht er, dann bebt er ungestüm mit einer Miene des Schauders und Abscheus zurück, als wolle er mit beiden Händen einen Gegenstand von sich entfernt halten, den er in seiner Nähe weiß und der ihn entsetzt — laut auf rief er: »Er ist es, ja, das ist die Stimme, die ich auf den Höhen von Argenteuil vernahm!« Der Kerkermeister führt Martel (denn er war es) mehr todt als lebendig hinweg, indem er hierin dem Präsidenten gehorchte, der ihm befohlen, einen andern Gefangenen heraufzubringen; aber dieser Befehl, sehr laut gesprochen, war von einem Zeichen begleitet, das der Kerkermeister wohl verstand; und einige Augenblicke nachher war es Martel wieder, den er vorführte, und den er noch einmal auf den Schemel niedersetzen ließ, wo er mit einem falschen Namen angeredet wurde. Neue Fragen erzeugten neue Antworten; aber sogleich rief der Blinde, mit einer Miene der Ungläubigkeit den Kopf schüttelnd: »Nein, man hintergeht mich nicht, ich erkenne die Stimme, die auf den Höhen von Argenteuil mit mir sprach!«

Sechsmal wurden alle Gefangenen des Justizpalastes auf diese Weise nach der Reihe, aber stets in veränderter Ordnung und unversehens vorgeführt, indem ihnen jede Möglichkeit zu irgend einer Verbindung oder irgend einem Einverständ-

nisse genommen wurde; man richtete selbst an einige der erstaunten Gefangenen Fragen, die sich auf die Ermordung Zambelli's bezogen, und sie antworteten, durch ein Zeichen des Präsidenten ermahnt, auf diese Anklage, die ihnen fremd war. Aber der Blinde schwankte keinen Augenblick; stets erkannte er die Stimme, die er auf den Höhen von Argenteuil vernommen hatte.

Endlich war das schreckliche Geheimniß enthüllt; eine übermenschliche Stimme schien in dem weiten Gerichtssaale zu ertönen und dem Blinden zuzurufen: »Er ist es! er ist der Mörder Zambelli's!« Jener drohende und rächende Donner, der am Tage des Verbrechens so furchtbar auf den Anhöhen von Argenteuil rollte, traf den Missethäter, und der Elende, niedergeschmettert und bebend, stotterte endlich ein spätes, jetzt fast unnütz gewordenes Bekenntniß, denn auf alle anwesenden, zu Gericht sitzenden Magistratspersonen wirkte der Erfolg dieser Prüfung dermaßen, der natürliche, unwillkürliche Schrei der Wahrheit ging ihnen so gewaltig zu Herzen, daß es ihnen däuchte, daß wenn sie selbst die That des Meuchelmordes, dessen einzigen und wunderbaren Zeugen sie vor sich erblickten, mit angesehen hätten, ihre Ueberzeugung nicht vollständiger gewesen seyn würde.

Nicht lange nachher ertönte in einem dunkeln Kerker des Justizpalastes ein furchtbarer Urtheilsspruch, während auf einem nicht weit davon gelegenen öffentlichen Platze unheimliche Zubereitungen Statt fanden; denn zu jener Zeit gab es für den, der ein Todesurtheil vernommen hatte, kein Morgen mehr; die Sonne sollte nicht mehr über ihn aufgehen. Einige Stunden darauf vermochten die Straßen, die an S. Michel, S. Sauveur und der Stiftskirche von S. Georg gränzen, die Bewohner der Stadt kaum zu fassen, die von dem alten Markte zurückkamen, wo sie Zeugen eines grauenvollen Schauspiels gewesen waren; und die Männer und Frauen, bleich und ergriffen, wiederholten sich einander die Worte, die sie eben mit Entsetzen gehört hatten. Denn eine Stimme hatten sie von der Schreckensbühne herab vernommen; und so schwach sie sich vordem zeigte, diese Stimme, die nun auf ewig verstummte, mit welcher Macht, mit welcher Gewalt ertönte sie in jenem feierlichen Augenblicke, donnernd und furchtbar, und wie Gottes Stimme rauschend über die unendliche Menge hin, die, nur gekommen, um zu sehen, nicht mehr sah, stille und begierig hörte, und nur noch einen Sinn zu haben schien. Und die Stimme hatte Worte gesprochen, die lange Zeit nicht vergessen werden sollten; denn welcher Sittenlehrer, welcher Philosoph findet jemals größeren Glauben und läßt dauerndere Eindrücke zurück, als der dem Tode in die Arme eilende Verbrecher, der, seine That bekennend, sie verabscheuend vor dem Angesichte der Erde, die ihn zurückstößt und des Himmels, der ihn niederschmettert, sich der Habsucht, des Golddurstes anklagt, die ihn in das Verderben stürzten? der es erfahren, daß das Verbrechen, mög' es auch in der entferntesten Wüste verübt werden, dem allgegenwärtigen Gott nicht verborgen bleibt, der es noch enthüllen und strafen wird, wenn der Menschen Weisheit schon zu Ende ist? —

Fünfzig Jahre waren ungefähr verflossen, seit diese Begebenheit Statt gefunden hatte; Lorenz Bigot war lange heimgegangen; Emmerich war ihm im Amte gefolgt und Präsident des Kammergerichtes geworden. Sein Freund Stephan Pasquier war ein edler und ehrwürdiger Greis, von großem Wissen. In seinen merkwürdigen Recherches sur la France wollte er, wie er sagte, zeigen, wie es Gott zuweilen will, daß Verbrechen offenbart werden, wenn die Richter von dem Beweise am entferntesten zu seyn glauben. So er vergaß auch nicht, die fast wunderbare Begebenheit, wovon er in seiner Jugend Zeuge war; er theilte sie mit, und ihm haben wir nacherzählt.

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von E. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

»Und warum sollte es nicht möglich seyn?« sprach lächelnd der Adjutantmajor, indem er ruhig die Asche von seiner Zigarre blies. — »Hat er nicht eine hübsche Stimme, wenn er Grenadiers! serrez vos rangs kommandirt? warum sollte er das Ite missa est! denn schlechter gesungen haben? — Und seht Ihr es Sr. Hoheit dem Prinzen von Benevent etwa an, daß er als Bischof von Autun am Altare des Vaterlandes Messe gelesen, oder Sr. Exzellenz dem Herzoge von Otranto, daß, nachdem ihm Kalotte und Soutane zuwider worden, er mit der dreifarbigen Schärpe bekleidet, zu Lyon alle Tage ein halb Dutzend Köpfe springen lassen?«

»Nein! nein! Kapitän;« rief einer der jungen Männer aus vollem Halse lachend. »Zögen Sie auch drei Meßgewänder übereinander an, Niemand würde Sie für einen Priester halten!«

„Sacre bleu! das glaube ich wohl;« erwiderte Hauptmann Vautré lachend — und man mußte bekennen, daß dieses Lachen seine Züge eben nicht verschönerte. — »Seit der Säbel des Mameluken — es war einer, der gewiß manchem Franzosen den Kopf gespaltet — mir diesen Gedankenstrich ins Gesicht gezeichnet hat, hab' ich alles geistliche Ansehn verloren.«

»Blieb der Vater des Herrn von Sacy — denn so nennt Ihr ihn ja immer — nicht am Tage der Pyramiden?« fragte der Adjutant. »Ich weiß es nicht mehr genau, ich war damals beim Dromedarenkorps.«

»Er blieb in Oberegypten!« erwiderte Hauptmann Vautré ernst. »Wenn ich ihn aber stets Herrn von Sacy nenne, so thue ich es erstens darum, weil es nie Jemand gab, der das Prädikat eines gentilhomme mehr verdiente wie er; zweitens: weil ich mir es aus frühern Verhältnissen her angewöhnte, und drittens: weil ich es so will.«

»Viertens aber: weil Niemand etwas dagegen einzuwenden haben kann!« sprach begütigend der Adjutant. »Seyd kein Narr, Vautré!«

„Sacré! — nun ich will nicht fluchen!« rief der Hauptmann hitzig. »Der Name Sacy gehört Frankreich an, dem er seit Jahrhunderten Ehre macht. — Ich kann nun einmal die Nivelleurs nicht leiden, die Alles in den Quark ziehen möchten, weil sie selber ihm angehören. — Ich meine Euch nicht, Dutailles!« setzte er hinzu, indem er dem Widersprecher die Hand reichte; »aber es ist doch Niemanden gleich, ob er in dem Hause des Mairs der Stadt, oder dem des Abdeckers zur Welt kam. Auch ich gehöre einer guten Familie an.« —

»Das will ich meinen!« rief lachend der Adjutant, der es sich nicht versagen konnte, den Kameraden zu necken. »Sie sind aus der Champagne, und da hat auch das Champagnersprichwort: Tu es un enfant de bonne famille, ton voisin a une vache! auf Sie Bezug.« —

»Wollten Sie uns nicht mittheilen, was Sie veranlaßte, das Priestergewand mit der Löwenhaut zu vertauschen?« hob einer der jungen Männer an, als er bemerkte, daß Vautré sich, von der Bemerkung des Adjutanten unangenehm berührt findend, unwillig den Schnurrbart strich.

»Das wird viel rothen Wein kosten, denn in diesem verdammten Klima wird mir beim Sprechen gleich die Kehle trocknen!« bemerkte der Hauptmann mit einem Lächeln, das ihm auf eine wenig anmuthige Weise das Gesicht verzog; doch schien er — wie alle alten Soldaten — nicht ungern auf die Erzählung seiner Lebensbegebenheiten einzugehen. »Seht Kinderchen,« hob er an, »mein Vater war ein ziemlich wohlhabender Weinbergbesitzer zu Epernay. Er starb, mein älterer Bruder erbte den Nachlaß, ich mußte Priester werden — das war damals so in der Regel — so kam ich als Vikaire nach

Chateau la Tour. Mein Pfarrer hatte niemals viel zu essen oder zu trinken, auf dem Schlosse war beides, und so waren wir natürlich mehr auf dem Schlosse wie in der zusammenstürzenden Pfarrwohnung, denn Herr von Sacy — der ältere nämlich — war wohlhabend und gastfrei. Nun brach die Revolution aus. Die schurkischen Advokaten hatten es vorzüglich auf die Priester gemünzt, alle mußten den Konstititutionseid leisten. Auch mein Pfarrer schwor; ich sagte ihm, er sey ein Schuft, warf ihm das Brevier an den Kopf, zog die Soutane aus und ging aufs Schloß. Herr Sacy meinte, ich habe recht gethan, verbot dem Lump das Haus, und ich ward Lehrer des kleinen Armand.«

»Er mag wenig bei Euch gelernt haben!« fiel der Adjutant trocken ein. »Von Euch hat er gewiß nicht die häßliche Gewohnheit, stets Wasser unter den Wein zu gießen.« —

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bären und Böcke der berühmten Mistriß Trollope, abgesetzt auf ihrer neuesten Reise durch Deutschland.

(Schluß.)

Nichts Lächerlicheres für den Ortskundigen, als diese seynsollenden Beschreibungen merkwürdiger Gegenden, womit mehre der neuesten Reisebeschreibern ihr Publikum regaliren. Wahrlich, die Unverschämtheit, womit heut zu Tage bloße Hirngespinnste als wirkliche Umstände und Ereignisse dargeboten werden, hat den höchsten Punkt erreicht. Jeder Pariser Zeitungslohnbedienter à tant la page verfertigt Reisebilder, Eremiten in der Schweiz und in Italien, Ausflüge nach München, Wien, Berlin, Korrespondenzen aus allen Weltgegenden, ohne je seinen Wohnort verlassen zu haben.

Unter den kühnsten dieser literarischen Aufschneider steht, nächst Alexander Dümas, ein gewisser Löwe, dessen Vater, ein Israelit, vor mehren Jahren aus Weimar nach Paris gekommen, oben an. Bekannt unter dem Namen Löwe-Weimars, oder wie er auf französische Weise sich nennt, Loähw-Wähmars, verfertigt er regelmäßig alle 14 Tage einen Reiseartikel für die Feuilletons der Pariser Tagesblätter, worin es von Unsinn, Albernheit und Lügen jeder Art strotzt, und die demungeachtet von dem französischen Publikum sehr »goutirt« werden, weil der Verfasser der unzubeschwichtigenden Eitelkeit desselben geschickt zu schmeicheln, und seinen Vorurtheilen unaufhörliche Nahrung darzubieten versteht.

Einer seiner letzten Fabrikartikel dieser Art, in der Zeitung »le Temps«, betrifft einen Ausflug von Straßburg nach Karlsruhe, um in dieser letzten Stadt die Oper »Robert der Teufel« zu hören. Nirgends ist der Oertlichkeiten Unkenntniß weiter getrieben, als in diesem Aufsatze. Alles, was an läppischem Witz, an Einseitigkeit und falschen Angaben nur irgend hat aufgetrieben werden können, ist darin vereinigt.

So ist die Rheinbrücke bei Kehl länger als die Staaten der meisten deutschen Fürsten. (Sie ist 520 Schritte lang.) Der französische Soldat am linken Ufer, welcher diese Brücke bewacht, singt den Marseillermarsch, wirft verlangende Blicke nach Deutschland hinüber, und träumt sich schon Marschall von Frankreich, während der deutsche Soldat, am rechten Ufer, unbeweglich, steif wie eine Salzsäule steht, und weder singt noch denkt, weil er weder Hoffnung auf Ruhm noch auf Beförderung nähren kann....

Mit dergleichen Angaben, mit so roher, unförmlicher Kost wird die französische Eitelkeit gesättigt. So wird das Publikum dieses Landes in einem Wahn erhalten, der ihm die Unterwerfung Deutschlands als eine Spielerei betrachten läßt. Leider haben die Jahre 1813, 14 und 15 die Franzosen noch nicht genugsam belehrt, und wäre ihre Regierung nicht bedächtiger als sie, würden wir ihre frühern Eroberungskriege sich bald erneuern sehen.

Um von Straßburg, welches er gegen 10 Uhr Morgens verlassen zu haben vorgibt, um am Abend desselben Tages in Karlsruhe zu seyn, und dort Robert den Teufel zu hören, (was er jedem Postknecht zuschreit und ihn einladet, so schnell als möglich zu fahren) verfolgt der angebliche Reisende des Temps folgenden Weg: Er fährt zuerst nach Baden, 12 Wegstunden; von da nach Pforzheim, auf der Straße von Karlsruhe nach Stuttgart, 14 Wegstunden; sodann von Pforzheim auf derselben Straße zurück nach dem Dorfe Sasbach, um Türennes Denkmal zu sehen, und einige abgeschmackte Phrasen gegen Deutschland anzubringen, 17 Wegstunden; von Sasbach nach Rastadt, um über den Gesandtenmord zu deklamiren, 6 Wegstunden; endlich von dort nach Karlsruhe, 5 Wegstunden; im Ganzen 54 Stunden, obgleich die Entfernung von Straßburg bis Karlsruhe, über Kehl, Neu-Freistädt, Lichtenau und Rastadt nur 16 Stunden beträgt.

Mistriß Trollope reiset auf ähnliche Weise. Um von Baden nach dem zwei kleine Stunden entfernten Gernsbach zu gelangen, geht sie zuerst nach Herrenwies, 4 Stunden; von dort nach Hilpertsau, 5 Stunden; sodann zum Mummelsee, 9 Stunden, und endlich nach Gernsbach (entweder wieder über Baden oder über Hilpertsau) 10 Stunden. Sie braucht also 28 Stunden für 2 Stunden Weges.

Was muß man daraus schließen? Entweder daß sie ihre Erinnerungen sehr verwirrt, oder daß sie gar nicht an Ort und Stelle gewesen. Wir vermuthen das erste, wie wir bei Löwe-Weimar und bei Alexander Dümas des letzten versichert sind. Sehen wir nicht den zweiten von Murten nach Freiburg (in der Schweiz) über Neuenburg reisen, und, von diesem letzten kommend, durch das über einem Abgrunde schwebende Bürgelnthor Freiburg betreten, während man, um dahin zu gelangen, zuvor entweder die ganze Stadt durchschreiten, und die jenseitige Höhe ersteigen, oder einen Umweg von 3 bis 4 Stunden außerhalb der Stadt machen muß.

Unkenntniß der Oertlichkeit des angeblich bereisten Landes, Unkenntniß der Sitten, Gewohnheiten, oft sogar der Sprache ihrer Bewohner, Unkenntniß der auffallendsten Eigenthümlichkeiten der beschriebenen Gegenden, solches sind die Haupteigenschaften der meisten Reisescenen welche in der neuesten Zeit dem Publikum dargestellt worden, und die es nur mit gleicher Unkenntniß aufzunehmen oder zu dulden vermochte.

Wie lange wird es auf solche Weise sich noch hintergehen und verspotten lassen? Es ist Zeit, so schamlosen Spekulationen ein Ziel zu setzen. Ernste Rüge brandmarke sie, und man wird bald befreit seyn von allen den zugleich lächerlichen und verächtlichen Hirngespinnsten, die man für Wahrheiten ausgibt, und die nur das öffentliche Begriffsvermögen zu verderben im Stande sind.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 23. Oktober. A. B. C., Posse in 2 Abtheilungen, nach dem Englischen des George Colmann, frei bearbeitet von J. Kettel. Hierauf: Der Dorfbarbier, komische Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Schenk.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. F. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 167. 24. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly Magazine.«

(Fortsetzung.)

Daß eine solche Erklärung an und für sich schon geeignet war, den Vater zu erbittern, stand zu vermuthen; und demzufolge kann man sich leicht abmessen, wie heftig sein Zorn war, als er erfuhr, daß die Genossin, mit welcher Felix künftiges Leid und Freud zu tragen sich entschlossen hatte, niemand anders war, als die hübsche Manette, die Zwillingsrose von Corbeil, des Gärtners Tochter von Le Tremblaye. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß Vorurtheile, welche die höheren Stände abwerfen, sich auf die niedern übertragen; daher nichts natürlicher, als daß um dieselbe Zeit, wo in der Pairie Frankreichs republikanischer Gährungsstoff sich entwickelte — Versailles selbst sich zu Gunsten der angebornen Freiheit des Menschengeschlechts erklärte — es für einen Müller an der Zeit war, eine Verbindung mit der Familie eines Gemüsgärtners verächtlich abzuweisen. Kein Kaiser von Deutschland, dem sein Sohn, der römische König, den Entschluß eröffnet hätte, sich mit der Tochter eines unbedeutenden Fürsten des Reichs zu vermählen, würde in einem höhern Grade von Entrüstung ausgebrochen seyn, als der alte Clerivault über den Antrag seines Felix. »Ich habe es schon von unserer Base Benoite gehört,« rief er aus, »daß es in der Stadt hieß, aus deinen immerwährenden Besuchen in dem Nest da drüben über dem Wasser könne nichts Gescheidtes herauskommen; und höre, Junge, setzest du nur noch ein einzigesmal den Fuß auf den Rasen von Le Tremblaye, so hast du ihn auch zum letztenmale über meine Schwelle gesetzt, das schwör' ich dir; — und heirathen will ich selbst wieder, Fräulein von Montigny vielleicht — warum der Vater nicht eben so gut als der Sohn? und Mädchen und Buben auf die Welt setzen, die thun sollen, wie ich will, und gegen ihren alten Vater nicht ungehorsam sind, obschon sie meine Erbschaft mit meinem ältern und widerspenstigern Sohne theilen.«

»Ihr könnt nichts besseres thun, Vater,« erwiederte Felix ruhig, ohne eine Muskel seines schönen aber leidenschaftslosen Gesichts zu bewegen. »Obschon Euch meine Wahl nicht behagt, so bin ich doch weit entfernt an der Eurigen etwas auszusetzen. Heirathet Fräulein von Montigny — enterbt mich — wie Ihr wollt. Mir bleiben doch immer zwei kräftige Arme und ein kräftiger Muth, die sollen mir schon Brod verschaffen und Freiheit, zu thun was mir gefällt.«

Und der alte Clerivault, der die Hartnäckigkeit seines Sohnes bei einmal gefaßten Entschlüssen wohl kannte, gab seinen Plan für verloren auf, und machte sogar eine Pilgerfahrt nach dem Schloß Saint-Port, um der Familie Montigny seine Entschuldigungen persönlich vorzutragen und seinen Antrag zurückzunehmen.

Allein trotz dieser Zurücknahme schien es doch, als ob noch nicht alle Hoffnungen auf diese Verbindung aufzugeben seyen. Der alte Clerivault fand einen heimlichen Förderer seiner Plane, wo er ihn gewiß am allerwenigsten gesucht hätte. Sein Entschluß, daß Felix niemals der Gatte der Gärtnerstochter werden sollte, konnte nicht fester, nicht heiliger seyn, als der Entschluß Manettens war, daß sie niemals die Gattin des Müllersohnes werden wollte! Nein! Nicht seinetwegen hatte sie den anstoßgebenden Schmuck angelegt, oder faltete sie das schneeweiße Busentuch mit mehr Sorgfalt — nicht seinetwegen bedurfte sie mehr Zeit, als alle andere, um den Weg von Le Tremblaye nach dem Marktplatz zurückzulegen — nicht seinetwegen hatte sie ihren schön geformten Fuß mit Schuhen von spanischem Saffian bekleidet, als der Jahrestag des St. Stephansfestes zu Essonne herankam, und die Nachbarschaft zum fröhlichen Tanz auf dem Rasen lud. Die Mühle von Corbeil hatte noch anziehendere Gegenstände aufzuweisen, als den Sohn des reichen Müllers; und Mathurin's Tochter, die taub war für alle Anträge eines Mannes, der mit dem ruhigen Ernst eines spanischen Hidalgo, oder vielmehr mit der eifersüchtigen, aber leidenschaftlichen Zärtlichkeit eines Orosman um sie warb, hatte ohne viele Umstände ihr Herz an den jungen Valentin, den Sohn von Charlet, dem Fährmann von Corbeil, verschenkt.

Wie schon oben bemerkt, aufgegebene Vorurtheile der Großen verpflanzen sich schnell auf Niedere; und so konnte der reiche Müller nicht aufgebrachter über die Zuneigung seines Sohnes zu einer Gärtnerstochter seyn, als nun seinerseits der Gemüsgärtner in Zorn gerieth, als er das Verhältniß seiner Tochter mit dem Sohne eines armen Fährmanns erfuhr. Clairvault wünschte seinen Felix mit der edelgebornen Clarisse von Montigny vermählt, Mathurin seine Manette mit dem reichen Felix verheirathet zu sehen. Clairvault drohte seinem Sohn mit Enterbung — Mathurin seiner Tochter mit der Hetzpeitsche; und als an dem Abend des Tages, an welchem es für sämmtliche Theile zu einer endlichen, obschon wenig erfreulichen, Erklärung gekommen war, Felix hinüber nach Le Tremblaye ruderte, seinen Kahn an den gewohnten Block befestigte, und den Weg nach einer Steinbank unter den Akazien einschlug, wo er, um die nämliche Zeit, oft die Tochter Mathurin's fand — bald fröhlich plaudernd, bald lauschend — entweder ihrem eignen Geplauder, oder dem Plätschern der kleinen Quelle im Grase, oder dem Geschwätze der Amseln in den Gründen St. Germains — empfing ihn Manette mit den bittersten Vorwürfen über die Beschimpfung, welche sie seinetwegen zu erdulden gehabt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant und der Schiffsjunge bückten sich, um Fische auszusuchen, und der Steuermann sah auf die Boussole;

alle drei wurden zu gleicher Zeit von Dolchstößen getroffen. Sie schrieen um Hülfe, allein dieß war gerade das Signal für die in der Balancelle auf der Lauer stehenden Piraten, die mit Ungeduld den Augenblick entgegen sahen, in welchem sie das Schiff erklimmen konnten. Das Geschrei der Sterbenden weckte die Schlummernden auf, sie eilten nach dem Vordertheil, aber hier stießen sie auf die Piraten, die sich eben auf das Verdeck schwangen, und wurden ermordet. Der Kapitain, der eben in seiner Kajüte schlummerte, wurde von dem ungewohnten Lärm aufgeweckt; er eilte zu sehen, was es gäbe, allein kaum hatte er die letzte Stufe der Treppe erstiegen, so erhielt er eine Kugel in die Brust, und stürzte in die Kajütte zurück. Noch waren einige Matrosen übrig, die im Zwischendeck fest in ihren Hängematten schliefen. Das Klirren von Ketten weckte sie aus ihren Träumen, und als die armen Bursche wilde mit Blut bedeckte Gestalten vor sich sahen, begriffen sie bald, in welchen Händen sie sich befänden. Ohne Widerstand ließen sie sich fesseln und in den Schiffsraum bringen, ohne sich um die Zahl ihrer Gegner zu bekümmern.

Die Mannschaft der Balancelle war trunken vor Freude, als sie die reiche Ladung der Schebecke besichtigte, die in Zucker, Kaffee und andern Kolonialwaaren bestand. So oft sie einen werthvollen Theil der Beute entdeckten, stießen die Piraten ein wildes Geschrei aus, und tanzten um die Kisten herum, in denen er sich befand. Nur Kalleb blieb kalt, fast gleichgültig betrachtete er diese Schätze, und vergab sich nicht das Geringste von seinem Ansehen. Einige der Fischer blieben in der Balancelle; Kalleb übernahm den Befehl über die Schebecke und ernannte Asabik zu seinem Lieutenant, wodurch er den rauhen Piraten nur noch inniger an sich fesselte.

Erst am folgenden Tage, gegen 1 Uhr Mittags ging man auf der Rhede von Tunis vor Anker, wo Kalleb, dem Wunsch seiner Leute gemäß, seine Anstalten zu dem feierlichen Einzuge traf, den die bestehende Sitte des Landes vorschrieb. Die Balancelle wurde an das Vordertheil der Prise angelegt, und diese so nach dem Kanal bugsirt. Zwei Dreipfünder, die man auf der Schebecke gefunden hatte, prangten jetzt auf der Balancelle, die rothe Piratenflagge wurde aufgehißt, und auf der Spitze des Mastes der Schebecke war die Flagge mit dem Wappen der Regentschaft aufgezogen. Man gab drei Salven aus den eroberten Kanonen, die vom Fort des Hafens beantwortet wurden, ein Signal, das gewöhnlich alle Bewohner der Stadt nach dem Quai des Kanals lockt.

Als man hinter der Balancelle des alten Kalleb ein Schiff im Schlepptau sah, war das Erstaunen allgemein. Die Schebecke legte an der Mündung des Kanals bei, während Kalleb auf seiner Balancelle an den Quai fuhr, wo er beim Aussteigen von dem Gouverneur des Forts empfangen wurde. Mit wenigen Worten setzte er diesen von seinem Abenteuer in Kenntniß, das nun von Mund zu Mund lief, und die versammelte Menge in ein Erstaunen setzte, das sie durch Freudengeschrei kund gab. Auch der alte Kalleb drängte sich durch das begeisterte Volk, um seinen Sohn zu umarmen, der mit der einen Hand den alten Vater stützend, und an der andern seinen jüngern Bruder führend, in das Haus des Gouverneurs trat. Der Bei hörte von der kühnen That, die das allgemeine Gespräch war; er ließ den kühnen Piraten zu sich kommen, und überhäufte ihn in Gegenwart seines ganzen Hofes mit Lobsprüchen.

So viele Ehrenbezeigungen und Beweise von Achtung machten nicht geringen Eindruck auf Kalleb, sie schmeichelten seiner Eigenliebe, und er brannte vor Begierde, auf neue Unternehmungen auszulaufen, und sich abermals auszuzeichnen. Zuvörderst entrichtete er dem Bei den diesem zukommenden achten Theil der Prise, und beeilte sich dann, seine Schebecke in ein Kriegsschiff zu verwandeln.

Trefflich war ihm dieß gelungen, und nach der Goelette Superbe gab es kein besser ausgerüstetes Piratenschiff im Bereiche der Regentschaft. Es hatte zwanzig treffliche Kanonen, und aus der Mannschaft, die ihm zuströmte, um unter ihm zu dienen, wählte Kalleb die Tüchtigsten aus. Sobald die Schebecke vollkommen bemannt und ausgerüstet war, ging Kalleb unter Segel, und überließ die Balancelle seinem Vater, der, wenn seine Schmerzen es gestatteten, mit ihr zuweilen auf den Fischfang gehen wollte.

An einem herrlichen Morgen verließ unser Pirat die Rhede von Tunis; die Einwohner hatten sich am Hafen versammelt, und verfolgten den trefflichen Segler, der einen glänzenden von den Strahlen der Morgensonne vergoldeten Schaum vor sich her trieb, mit ihren Blicken. Der Wind war frisch, die Segel schwellten sich immer mächtiger auf, schneller und schneller segelte das Schiff; jetzt fuhr es um das Kap von Karthago, und bald war es hinter dem Vorgebirge den Blicken der Nachschauenden entschwunden.

Die durch das kühne Probestück Kallebs ermuthigten Matrosen sprachen von nichts als reichen Prisen, und die ehrgeizigen Träume Kallebs ließen die unmäßigen Wünsche seiner Matrosen noch weit hinter sich. Man kreuzte am ersten vor Sizilien, ohne etwas zu bemerken; am nächsten Morgen aber rief der wachthabende Matrose vom Mastkorb herab: »ein Schiff! ein Schiff! vor uns.« Man kann sich nicht leicht einen Begriff von der Bewegung machen, die dieser Ruf auf der Schebecke hervorrief; die Matrosen rannten nach dem Backbord und wären ins Meer gestürzt, hätte die Schanzverkleidung sie nicht aufgehalten. Alle Blicke waren nach Nordwest gerichtet.

Kalleb und Asabik stiegen auf die Kompanie, und nachdem der erstere schweigend und aufmerksam sein Fernglas auf das signalisirte Schiff gerichtet hatte, sagte er mit einem stolzen kühnen Lächeln: »es geht nach Wunsch, das ist ein Schiff von starkem Tonnengehalt!« und gab Asabik das Teleskop.

Kaum hatte dieser hindurch gesehen, als er auch ausrief: das ist die spanische Fregatte, die uns an jenem Unglückstage begegnete, als der Sturm uns beinahe im Abgrund des Meeres begraben hätte.« — »Desto besser,« erwiderte Kalleb, »es liegt mir noch immer schwer auf dem Herzen, daß ich damals das Segel streichen mußte; der Himmel ist gerecht, er war mir diese Genugthuung schuldig.«

»Wir sind noch nicht bemerkt worden,« fuhr Asabik fort, das Fernrohr am Auge, »noch können wir die hohe See gewinnen. Meiner Meinung nach sind wir so ziemlich auf derselben Höhe, auf der mir damals die Fregatte begegnete. Sie sieht mir gerade so aus, als ob sie in dieser Gegend kreuze; ohne Zweifel ist sie auf der Lauer und ich sage dir, Kalleb, sie hat herrliche Kanonen.« — »Und rechnest du die Unsrigen für nichts?« versetzte dieser. »Du willst also einen so überlegenen Feind angreifen?« — »Ihn nehmen oder untergehen!«

»Ich sage dir aber, ich kenne diese Fregatte; ich war damals am Bord einer Goelette, wir wurden bemerkt, man gab uns das gewöhnliche Signal und wir mußten antworten. Ich stellte mich dem Kommandanten Morino unter dem Namen des Kapitäns Allix vor, zeigte ihm falsche Papiere und betrog den alten Seehund. Damals kamen wir glücklich davon, wird es uns aber heute auch so gelingen? Werden wir gefangen, so hängt man uns an die große Raa und wirft uns dann ins Meer.«

»Du räthst mir also dem Kampfe auszuweichen, feig zu fliehen?« — »Höre mich, Kalleb,« sagte Asabik nach einer Pause, »hissen wir die dänische Flagge auf. Ich verspreche dir Kampf, allein bei unserm Handwerk muß etwas List mit

unterlaufen. Vertraue mir, und wir werden die schöne Fregatte im Hafen von Tunis aufbringen, oder ich werde gefangen und dann steht dir der Kampf immer offen.«

(Fortsetzung folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von E. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

»Bah! einfältiger Spaß!« sagte verdrießlich der Kapitän. »Doch hört weiter. — Der Lauf der Dinge ward nun für Jeden, der nicht zur Hefe gehörte, oder einen ganzen Rock auf dem Leibe trug, immer gefährlicher; täglich erwartete Herr von Sacy seine Verhaftung, wir deliberirten, ob wir nach der Vendée gehen sollten. Da trat eines Morgens früh der Hausherr mit einem Zeitungsblatt in der Hand in mein Zimmer. »Vautré!« rief er, »wir gehen nicht zu den Vendeern, wir gehen und dienen unter den Blauen!« — ich glaubte, er sey verrückt geworden. Jetzt las Herr von Sacy mir die Kriegserklärung des Auslandes vor. »Nun,« meinte er, »sey keine Frage mehr, wohin man sich wenden müsse; das Vaterland,« sprach er, »ist in Gefahr, die Fremden wollen Frankreich zerstückeln, Paris zerstören, wir müssen uns den Vertheidigern des Landes anschließen.« — Gesagt, gethan. Frau von Sacy ging mit dem jungen Armand nach Paris, wir zur Armee. Mein Patron erhielt seinen früheren Grad als Kapitän, ich ward Gemeiner in der Kompagnie, die er befehligte. Der Krieg ward, wie Ihr wißt, mit abwechselndem Glück geführt, endlich kam der kleine Korporal, der jetzt die Kaiserkrone trägt, an die Reihe. Nun ward die ägyptische Expedition beschlossen; unsere Halbbrigade ward auch dazu bestimmt. Herr von Sacy — er war Bataillonschef, ich Sergeant geworden — eilte nach Paris, Weib und Kind noch einmal zu sehen, er traf seine Frau als Leiche. Hastig kehrte er nun nach Toulon zurück. Armand, fast Kind noch, begleitete ihn. Der junge Mann trat gleichfalls unter die Fahne, so segelten wir nach Osten. Wie es in Egypten zuging, wißt Ihr; die Zeit, wo die dreifarbige Fahne Angesichts der Pyramiden wehte, ist in jedes französische Soldatenherz als die theuerste Erinnerung eingegraben! O Kinder!« rief der Hauptmann, und die Augen funkelten ihm vor Erinnerungsfreude, »damals hatte Alles noch einen großen Schnitt! damals gab es noch keine Grafen, Barone und dergleichen bei der Armee, nur Ritter gab es, ohne daß man sie so benannte, und jeder Franzose war einer! Wenn ich an diese Zeiten denke, wenn ich an Kleber denke, wie er, wie der Kriegsgott schön und stattlich, an der Spitze der Kolonne hielt, an den stillen, ernsten Desaix, den kühnen Murat und an alle die Andern! — Und heute nun, die Kammerherren, die Maitres de Requêtes, die Stallmeister und wie sonst das Teufelszeug heißt, das wir mit in der Welt herumschleppen! — Doch hohl's der Henker! Er ist ja noch der alte, und so mag's darum seyn. Indeß — wo bin ich stehen geblieben? — Ja, bei den Pyramiden! Nun seht! so marschirten wir auch eines Tages nach Oberegypten. Es war eine sonderbare Expedition. Wir hatten alle unsere Gelehrten, das ganze Institut von Kairo bei uns. Die Gelehrten aber hatten Esel, und auf den Eseln waren mathematische Instrumente und Lebensmittel und Frauenzimmer; kurz die Kolonne sah aus, wie der Zug der Kinder Israel, wie ich solchen einst mittelst eines alten Kupferstichs, den Schulkindern zu Chateau la Tour zu versinnlichen getrachtet habe. Die Absicht des Obergenerals war, daß das Institut die Ruinen von Theben vermessen und aufnehmen solle. Die Bedeckung der ganzen Konvoy war der Division Friand — wozu wir gehörten — anvertraut. Anfangs ging Alles gut. Wir sahen und hörten nichts von den Mameluken, und Herr von Sacy, wenn er so unsern buntscheckigen Zug überschaute, behauptete öfters, daß Murad Bey gehangen zu werden verdiene, wenn er sich diese Gelegenheit, uns eins zu versetzen, entgehen ließe. Nur zu bald zeigte sich es, daß der Mameluck nicht den Strick verdiene. Wir waren nämlich eines Morgens aus dem Bivouack aufgebrochen, die Kolonne war im Marsch, unsere Halbbrigade bildete die Tete, Friand ritt neben unserm Kolonel. Nun war es die Art des Generals, wenn er vergnügt war, ein Soldatenliedchen so vor sich hin zu summen, und so sang er denn auch

> Les hussards sont des pillards,
> Les voltigeurs sont des voleurs,
> Ils connaissent la pratique —

doch Ihr kennt ja das Ding. Nun seht! er war eben im besten Brummen, da fällt ein Dutzend Schüsse bei der Avantgarde, das Geschrei: »Allah! Allah!« ertönt von mehren Seiten, und es brachen Mameluckenschaaren wie Heuschreckenschwärme aus einer Thalschlucht. Die Sache war nicht zum Lachen; ein geübter Blick konnte die feindliche Reiterei auf acht bis zehntausend Mann abschätzen. — Das wäre nun freilich weiter nichts besonders gewesen — wir waren eine Division guter Truppen — aber nun denkt Euch den Höllenspektakel, den die Esel, die Weibsbilder und die Gelehrten anrichteten, als sie die Araber wie eine Windsbraut anstürmen sahen! Jeder drängte, Jeder schrie, und es hätte ein geübtes Ohr dazu gehört, zu unterscheiden, wem unter den verschiedenen Parteien eigentlich der Preis im Lärmmachen zuzuerkennen sey. Dazu kam nun das Fluchen der Kommandeurs, das Wirbeln der Trommeln, das Heulen des Voltigeurhorns, kurz es war ein unerhörtes Halloh. Mir kam es vor, als ob bei dem allgemeinen Schrecken, der in unsere Schützlinge gefahren war, die Esel noch am meisten ihre Geistesgegenwart behauptet hätten, wenigstens blieben sie auf einem Flecke, während sich so viel Frauenzimmer und Gelehrte in die Reihen meiner Kompagnie drängten, daß ich vermuthete, sie möchten meinen frühern geistlichen Stand errathen haben, und ich solle ihnen nun vor ihrem Ende noch in der Geschwindigkeit die Absolution ertheilen. — So arg indeß der Lärm war, verlor dennoch General Friand nicht den Kopf. Er gab den Schlachtbefehl. Und wie lautete er? La division sagte er

> La division formera un quarrée,
> Les ânes et les savants au milieu!

unter lautem Gelächter — wir waren Franzosen, und damals alle jung — wurde das Manoeuvre ausgeführt. Die Mamelucken prallten an und wurden zurückgeworfen; aber sie waren tapfere Feinde. Ihr Angriff ward mehrmals wiederholt, endlich stürzten sich einige Rasende in unsre Bajonette. Einer von ihnen — ein Offizier — wird von dem Pferde abgeworfen, er liegt am Boden; ich eilte auf ihn zu, um ihn zum Gefangenen zu machen. In diesem Augenblicke fühle ich einen Säbelhieb im Gesicht — er ward nicht schlecht geführt, wie Ihr seht — sogleich eilt Herr von Sacy auf mich zu, er sticht den Mamelucken nieder, doch dieser reißt im Fallen ein Pistol aus dem Gürtel, der Schuß knallt, und mein Freund, mein Beschützer, liegt am Boden. — — Freunde!« sagte Vautré nach einer Pause, indem er sich abwandte und rasch mit der gebräunten Faust sich über die Augen fuhr. »Was ich da empfand, erlaßt es mir zu beschreiben, aber so viel sage ich Euch: ich würde diese Epauletten, dieses Band, ja

diese Narbe darum geben, wenn jener Schuß nicht gefallen wäre. — Das Treffen war indeß zu Ende. Mein Kommandant lebte nur noch wenige Stunden. »Vautré, ich empfehle Ihnen meinen Armand!« dieß war sein letztes Wort. »Nun wißt Ihr, warum der Junge mir theuer ist.« —

»Sacy ist ein guter Kamerad und hat bei Durango brav gefochten!« bemerkte einer der jungen Männer.

»Deßhalb ist er auch so beliebt beim Regimente!« sagte der Zweite.

»Es freut mich Deine gute Meinung, lieber Fleurieu!« ertönte eine jugendliche, wohltönende Stimme, und ein junger Offizier von feiner, geistreicher Gesichtsbildung, der unbemerkt herzugetreten war, warf sich mit den Worten: »Ach mein theurer Hauptmann!« an die Brust des Benarbten. —

»Ei siehe da, Armand!« rief fröhlich der Letztere, indem er aufsprang und den Jüngling an das Herz drückte. »Also wieder munter und auf den Füßen? — Nun, da hättest Du mir auf die eine oder die andere Art Nachricht zukommen lassen können! Du hättest mir viel Kummer erspart. — Aber: hony soit qui mal y pense! daß ich Herrn von Sacy Du nenne, ohne daß er meiner Forderung, diese Benennung auch gegen mich zu gebrauchen, Folge gibt.«

»Wie oft soll ich Ihnen sagen, mein theurer Freund, daß ein Du aus Ihrem Munde auch einen Montmorency Ehre bringen würde?« versetzte der Jüngling, indem er sich im Kreise der Kameraden niederließ.

»Sie haben lange an Ihren Wunden gelitten?« sprach der Adjutant weniger barsch und bestimmt wie gewöhnlich. »Der braune Schuft, der Ihnen den Schuß versetzte, hatte nicht schlecht gezielt.«

»Die Kugel saß auf einer üblen Stelle!« erwiderte Armand lächelnd; »sie traf die Hüfte. Freundliche Pflege stellte mich bald wieder her.«

»Freundliche Pflege?« rief Hauptmann Vautré. »Wie kommt die nach Spanien? — Mit mir hat in dem verwünschten Lande noch Niemand ein freundliches Wort gesprochen, außer daß etwa Einer mich gefragt: ob ich ein Christ sey. — Ja, selbst wenn ich einen Herrn Konfrater meinen ehemaligen Stand entdeckte, sah er immer aus, als wollte er sagen: O, hätte ich Dich nur auf dem rechten Fleckchen!«

»Und dennoch,« versetzte Armand lachend, habe ich mich in einem geistlichen Hause hier recht wohl befunden. — Was werdet Ihr sagen,« sprach er zu den jüngern Kameraden gewendet, »wenn ich Euch erzähle, daß ich so zu sagen im Palaste der Inquisition einquartirt bin? — Und werdet Ihr nicht glauben, daß ich Euch etwas aufhefte, wenn ich hinzufüge, daß mich dort weibliche Pflege wieder auf die Beine brachte?« —

»Nicht möglich!« riefen die jungen Männer.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Mailand.

I Capuletti ed i Montecchi von Bellini. Es ist schwer, von den Darstellungen der Mad. Malibran Rechenschaft zu geben. Gefühle lassen sich nicht beschreiben. In jeder neuen Rolle überrascht Mad. Malibran durch ein Talent, das sich gleich glücklich den verschiedenartigsten Gattungen anschmiegt. Wie sie in das Rondeau der Somnambula alle Zärtlichkeit, alles Glück eines Landmädchens legte, entwickelte sie als Romeo in der Kavatine die drohende Gewalt eines leidenschaftlichen Liebhabers. Wer könnte einem solchen Romeo widerstehen bei dem Duette mit Julien, dieser Stimme, die man eine Rose unter den Stimmen nennen möchte? Wer hätte von der Sängerin, welche die Klagen Desdemonen's so gefühlvoll vortrug, die als Amina so naiv erschien, diese Kraft erwartet, wenn sie als Romeo das Visier aufschlägt und dem Nebenbuhler zuruft: Ebben mi guarda e trema? Doch ist es eigentlich der vierte Theil, wo die Musik Vacaj's die Stelle der Bellinischen einnahm, wo Mad. Malibran den Gipfel ihrer Kunst erreichte. Wer vermöchte die Scene auf dem Kirchhofe zu beschreiben, als Romeo die Decke von dem Leichnam der Geliebten zieht, die erst erwacht, als das Gift ihn schon dem Tode geweiht hat? Dieß Bitten, ihn noch einmal in den Arm zu schließen, ihn noch einmal den Ton ihrer Stimme hören zu lassen, dieß letzte Lebewohl, ist nicht mehr Gesang, es ist die Seele selbst, die sich aushaucht. Das Publikum bedurfte einen Augenblick, um sich zu fassen, bevor es sich in ungemessenem Applaus Luft machte.

Aus Neapel.

Obwohl uns wenigstens die Oper nicht als das non plus ultra der Menschheit und die Geschicklichkeit, Arien zu singen als der Endpunkt des Genies erscheint, so tragen wir doch von der Achtung für die wahre Kunst so viel auf »die oft entweihte Scene« über, daß wir eine gewisse zu Neapel vorgefallene Geschichte lieber übergehen wollten. Da indeß die Journale Italiens, wo Opern einmal Weltbegebenheiten sind, in die Wette jedes Detail berichten, so sey die erbauliche Begebenheit auch hier zu lesen:

In Korsika ist der Haß der Wurm, der nie stirbt. Sohn, sagt der sterbende Vater, die und die Familie hat zehn von den unsrigen erschlagen; ich habe ihnen nur sieben umbringen können. So laß ich dir also mit meinem Segen noch drei todt zu schlagen. Ein eben so grimmiger Haß ist unlängst im Theater S. Carlo zu Neapel zum Ausbruch gekommen. Man wollte Maria Stuart von Donizetti geben; die Ronzi De Begnis sollte die eine, die Del Serre die andere Königin seyn. Beide hassen sich aus gewissen Gründen, wie Elisabeth und Maria sich nur irgend gehaßt haben können. Vielleicht hoffte der Impresario eben davon das Beste; die Darstellung mußte an Natürlichkeit offenbar unglaublich gewinnen. Aber die Leidenschaft ist wie der Krieg,

> ein Wagen, den der Teufel führt,
> Wer drinnen sitzt, weiß nicht wohin er fährt,
> Ob in die fremden, ob in eigne Saaten.

Die Sache ward unnatürlich natürlich. Kaum stehen sich die Feindinnen Stirn an Stirn gegenüber, so geht das Krakelen an (Adelung mag das Wort verzeihen, aber Adelung selber fände kein bezeichnenderes). Der Impresario hat alle Diplomatengewandtheit eines Theaterdirektors vonnöthen, die Proben durch alle Intermezzo's der wüthenden Weiber hindurch zu bringen. Schon glaubt er das Wunder geleistet: das Finale der Generalprobe ist da; schon athmet er wieder frei — da geht das Necken von Neuem an: Mitten im Finale stürzt die Elisabeth wüthend auf ihre Gegnerin, packt sie bei den Haaren, die Ohrfeigen fliegen von oben, die Fußstöße von unten. Die Angegriffene weiß im ersten Augenblicke nicht, ob sie träumt oder wacht; ein derber Fußstoß bringt sie zur Besinnung; wie ein verwundeter Tiger wirft sie sich auf die Elisabeth, aber die ist die Stärkere, die Del Serre unterliegt, und wird vom Kampfplatz direkt in's Bett getragen, wo sie vierzehn Tage lang liegt. Wie sie gesund ist, geht die Oper in die Scene.

Museum am 24. Oktober.

Ouverture von Bojeldieu, (aus der Oper: die beiden Nächte.)

Bojeldieu, biographische Skizze, nach Janin, frei bearbeitet von Hrn. Berly.

Arie von Bojeldieu, gesungen von Hrn. Schmetzer.

Thurn und Taxis, historische Skizze und Fragment eines Gedichts von Hrn. Dr. Schuster, gesprochen von Hrn. Becker.

Arie von Mozart, mit obligater Klarinette, gesungen von Fräul. Halbreiter.

La vita nuova, Gedicht von Hrn. Dr. Carove.

Arie von Mercadante, gesungen von Fräul. Hill.

Große Symphonie von Haydn.

Theateranzeige.

Samstag, den 25. Oktober: Die Nymphe der Donau. (Erster Theil.) Romantisches Volksmährchen mit Gesang in 3 Abtheilungen. Musik von F. Kauer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Baerhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, | №. 168. | 25. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Ihr Anblick.

Sonett.

Ein schönes Antlitz reißt mich himmelwärts,
Nichts and'res kann auf Erden mich entzücken,
Und lebend steig' ich zu den sel'gen Geistern;
Ein Glück, das wenig Sterblichen vergönnt.

So ganz mit seinem Schöpfer stimmt das Werk,
Daß göttliche Ideen zu ihm mich heben,
Wort und Gedanken schon im Himmel leben,
Da meine Seele für die Holde brennt.

Wenn ich das Auge von den schönen Augen
Nicht wenden kann, seh' ich in ihrem Glanze
Ein Leuchten, das den Pfad zu Gott beleuchtet.

Wenn ich in ihrem Licht entzündet brenne,
Strahlt in dieser Flamme, süßes Weib,
Die Freude, die im Himmel ewig lächelt.

.. .. r.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly-Magazine.«

(Fortsetzung.)

»Es ist grausam von Ihnen, Monsieur Felix,« sprach sie, so mich unaufhörlich zu verfolgen, nachdem ich Ihnen hundertmal schon gesagt habe, daß ich niemals Ihr Weib werden kann, und wären Sie auch Graf von Corbeil, oder gar der König von Frankreich selbst! Und jetzt, da Sie meinen Vater so weit gebracht haben, daß er mich sogar mißhandelt hat, das erstemal in seinem Leben, daß er auch nur ein hartes Wort gegen eines seiner Kinder ausgestoßen — jetzt verabscheue ich Sie nur noch mehr!«

»Hassen Sie mich! Ihr Haß soll mir willkommen seyn!« sagte Felix mit unveränderter Stimme. »Sie haben mir dasselbe schon öfters gesagt, und ich bin ruhig geblieben. Allein heute erst — diesen Morgen erst — erst aus dem Munde Ihres Vaters muß ich hören, daß Sie einem andern den Vorzug geben, daß Sie sich so weit erniedrigen, einem Bettler, dem Sohn eines Bettlers, dem Miethling meines Vaters, Ihre Liebe zu schenken, und die meinige zu verwerfen! Was, um's Himmels willen, kann Sie zu solch einem Menschen wie Valentin hinziehen? Antworten Sie mir, Manette, was kann Sie verleiten, diesen Valentin zu lieben?

»Daß, wenn er so reich wäre wie Sie, mein Herr Felix Clerivault, er nicht immer an seine Reichthümer denken würde; und Andre, die nicht so reich wären wie er, gewiß nicht Bettler nennen, und ihnen ihre Armuth zum Vorwurf machen würde; denn Valentin hat ein Herz wie ein Prinz!«

»Wahrlich, ein rechter Bettelprinz mit einem Stall zum Palast und einem Mehlsack zum Thron!« erwiderte der Sohn des Müllers, und die Erwiderung rechtfertigte Manettens Anklage — »wie Sie schon selbst sehen werden, wenn Sie in Charlets elende Hütte Einzug halten, unter die zehn halbsatten und halbnackten Würmer, welche ihn Vater nennen!«

»Und welche, selbst für diese kümmerliche Nahrung und für diese dürftige Kleidung, dem arbeitsamen Valentin Dank schuldig sind!« setzte Manette mit Festigkeit hinzu; »dem Valentin, der, wenn er mit seiner Arbeit in der Mühle fertig ist, und heim zu seines Vaters Hütte kehrt, stets ein lachendes Gesicht und einen singenden Mund mitbringt; der, anstatt zu murren und zu brummen über Müdigkeit, munter sich hinsetzt und seine Netze webt oder seine Matten flicht; oder im Sommer so kräftig als ob er den ganzen Tag über die Hände im Schooß hätte liegen lassen, auf den Fluß herumrudert, um für die Dachdecker oder Ziegelbrenner Binsen zu schneiden. Und weßhalb ist er so arbeitsam? Etwa um sich etwas zu ersparen, oder sich Mittel zu verschaffen, seinen Vergnügen nachzugehen? — Nein, mein Herr Felix — [illegible] Brod für seine lahme Mutter zu kaufen — Kleidung für seine Geschwister — den Zins aufzutreiben, den er Ihrem geldstolzen Vater für die Bewohnung der elenden Hütte bezahlen muß, von der Sie so verächtlich gesprochen haben. Und wenn Sie auch noch so stolz auf Ihren Reichthum sind — er hat durch seinen Fleiß mitgeholfen, Ihr Vermögen zu vergrößern.«

»Manette,« flüsterte ihr die sanfte Justine zu, indem sie ihre bittenden Hände um den Nacken der Schwester legte, »du weißt nicht, was für Unheil du dem armen Valentin durch deine Heftigkeit bereitest.«

»Ich verstehe dich! erwiederte laut Manette, »obschon du Scheu hast, gerade heraus zu sprechen. Du meinst, daß der mächtige Herr Felix nun sein erbittertster Feind werden wird. Muth, Muth, Schwester! Valentin verdient sich den Lohn, den ihm der Müller von Corbeil gibt, durch den Schweiß seiner Stirne, und die Arbeit seiner Hände, aber darum ist er noch nicht der Sklave, weder des alten Clerivault, noch seines Sohnes. Valentin hat nichts zu fürchten; und ich sehe nicht ein, warum ich diesem Herrn da, der niedrig genug ist, ihn als einen Bettler zu verhöhnen, nicht gerade heraus sagen sollte, daß ich lieber mit Valentin die armselige Hütte am Ufer des Flusses theilen und mit ihren fröhlichen Bewohnern, die mich gewiß mit warmem Herzen aufnehmen würden — zusammen leben wollte — als in der kalten, engherzigen Familie Clerivault die vornehme Dame zu spielen, und keinen freudigern Ton zu hören, als das Knarren ihrer Mühlräder.«

Da stand nun Felix, sein Inneres kochend vor Rache.

Wüthend biß er die Zähne zusammen, indem er an Valentin dachte; allein er sprach keine Sylbe. Sein Zorn war lautlos, aber tödtlich, und nur Manettens Schluchzen, deren Heftigkeit sich, wie immer, in Thränen auflös'te, unterbrach die Stille.

»Vater!« schrie sie, sich heftig den Umarmungen der tröstenden Schwester entreißend, als sie die Fußtritte Mathurins hörte, der sich der Bank näherte, auf welcher sie saßen, »Vater, ich bitte dich, befiehl dem Herrn Felix Clerivault, diesen Ort zu verlassen. Diesen Morgen erst hast du mir von der Verderbtheit der Kinder gesprochen, die sich gegen den Willen ihrer Eltern auflehnen; jetzt kannst du gewiß nicht einen Sohn ermuntern wollen, den Befehlen seines Vaters Trotz zu bieten. Der alte Clerivault hat ihm ausdrücklich verboten, nach Tremblaye zu gehen. Vater, du hast Ehrgefühl — gewiß, du kannst dich nicht so weit erniedrigen wollen, daß die Leute von dir sagen, du habest einem rohen, unerfahrnen Menschen Schlingen gelegt, um ihn für eine Heirath mit deiner Tochter zu fangen!«

»Und wer wagt es, so etwas zu sagen?« braus'te der junge Mann auf, indem er vor Wuth bebte, über die ihm von Manetten beigelegten Epithete.

»Ihre eigene Verwandte, Mamsell Benoite, hat das tausendmal gesagt.«

»Mamsell Benoite ist eine verdammte Närrin,« schrie der alte Mathurin; und der junge Clerivault verspürte keinen Beruf, diese Behauptung zu widerlegen.

»Aber, lieber Vater,« fragte sanft die jüngere Tochter, »es kann doch dein Wunsch nicht seyn, Herrn Felix, durch seine Besuche bei uns, Unannehmlichkeiten zuziehen zu wollen?« — Das war eine kitzliche Frage. Der Gärtner wußte so wenig etwas darauf zu erwiedern, daß er aus lauter Verlegenheit sich bückte, seinem zottigen Hofhunde, der ihm stets auf der Ferse nachfolgte, einige liebkosende Aufmerksamkeit erwieß, und die Antwort schuldig blieb.

»Und auf welche Art soll mein Vater etwas davon erfahren?« fragte Clerivault, indem sich seine stolze Stirne in Falten legte.

»[illegible]« entgegnete Justine, und deutete durch die hereinbrechende Dämmerung auf die Gestalt eines Mannes, welcher, gekrümmt unter dem Gewicht eines Sacks mit Mehl, sich ihnen näherte. Und als der Mann seine Last abgesetzt hatte, und den Kopf erhob, um seine triefende Stirne zu trocknen, so erblickten sie die zwar groben, aber nichtsdestoweniger einnehmenden Gesichtszüge Valentin's; während der Sohn Charlets, überrascht, seinen jungen Herrn auf so anscheinend vertraulichem Fuß mit Mathurin und seinen Töchtern zu finden, doch ohne Verlegenheit zu zeigen, die Gesellschaft fröhlich grüßte. (Fortsetzung folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

»Vielleicht hat Sie irgend ein gutmüthiger Domherr durch seine alte Aufwärterin bemuttern lassen!« sagte der Adjutant-major. »Oder hat er, wie es hier zu Lande gewöhnlich, das kanonische Alter in zwei niedliche zwanzigjährige Hälften getheilt, und eine derselben sich Ihrer freundlich angenommen?« —

»Falsch gerathen!« rief Armand lachend. »Doch hört mich an! — Voriges Jahr, als wir von dem Feldzuge aus Preußen zurückgekehrt waren, besuchte ich die Bäder von Bagnères. Viel elegante Welt war da versammelt, besonders zog eine spanische Gräfin Montenero, wegen einer höchst liebenswürdigen Nichte, die sie begleitete, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Ich befand mich oft in ihrer Gesellschaft, und nun denkt Euch mein Erstaunen, als ich, nach meiner Verwundung in ein Seitengebäude des Inquisitionspalastes hier in Valladolid einquartiert, dort die Gräfin und die liebenswürdige Therese de Rocca wiederfinde. — Die Gräfin ist die Schwester des Generalvikars — der indeß nach Madrid entflohen ist — und Therese, die Tochter eines Verwandten, der, ein alter pensionirter General, ebenfalls in der Hauptstadt lebt.«

»Sie Glücklicher!« sprach einer der jüngern Kameraden Armand's. »Während man uns bloß mit dem Rücken ansieht, und wir höchstens aus einem zahnlosen Munde ein: buenas tardes! oder: Ave Maria purissima! zu hören bekommen, und, wollen wir nicht für Höllenbrände gelten: sin peccado concebida! antworten müssen, sitzen Sie da, wie ein kleiner Sultan, zwischen einer freundlichen Tante und einer liebenswürdigen Nichte.« —

»Mit der Liebenswürdigkeit der Nichte hat es seine Richtigkeit!« sprach Armand lächelnd. »Die Freundlichkeit der Tante aber könnte größer seyn, ohne daß es ihrer Würde einen Eintrag thäte. — Ich kann zwar keineswegs behaupten, daß es mir, als ich verwundet in das Haus gebracht wurde, an irgend etwas gemangelt hätte, aber als die Kugel aus der Hüfte heraus war, als ich im Zimmer herumhinken konnte, als ich den Namen meiner Wirthin erfuhr, so war es natürlich mein erster Gedanke, mich der Gräfin vorzustellen, ihr meinen Dank darzubringen, und die alte Bekanntschaft freudig zu erneuern.« —

»Und sie?« fragte der Vorige.

»Die Gräfin empfing mich mit Eiseskälte,« versetzte Armand. »Als ich sie an die vergnügten Tage, die wir vor wenig Monaten zu Bagnères verlebt, erinnerte, erwiederte sie bloß: daß der Schmerz und die Schmach, das Vaterland von Feindesrotten zu Boden getreten zu sehen, ihr jede freundliche Erinnerung geraubt habe, und daß dieser Umstand sie in meinen Augen entschuldigen müsse, wenn der Empfang, den ich erführe, vielleicht mit dem erwarteten nicht übereinstimme.« —

»Eine ächte Spanierin!« rief der Adjutant. »Aber Sie sprachen von weiblicher Pflege; bezog sich das etwa auf die Nichte? Wie?« —

»Fräulein Therese,« versetzte Sacy leicht erröthend, »war allerdings der früheren freundlichen Verhältnisse mehr eingedenk, als ihre Tante, indeß würde ich der Letztern Unrecht thun, wenn ich behaupten wollte, daß mir in ihrem Hause irgend etwas gemangelt hätte, vielmehr schien sie einen Stolz darein zu setzen, mich mit Allem, was zu meiner Pflege oder Bequemlichkeit diente, zu überhäufen. So oft ich indeß ihr meinen Dank dafür auszusprechen suchte, nahm sie stets die Miene an, als wisse sie von nichts, und als sey Alles ohne ihr Wissen oder Befehl geschehen.«

»Waren Sie häufig in Gesellschaft der Damen?« fragte einer der Offiziere.

»Fast beständig!« entgegnete Armand. »Trotz ihrem stolzen, widerwärtigen Betragen, schien es Anfangs die Gräfin nicht ungern zu sehen, und — denkt einmal! — sie schien sogar ein Fünkchen Hoffnung zu haben, mich für die spanische Sache zu gewinnen.«

»Was?« schrie Vautré. »War das Weib wahnsinnig? — Sie haben ihr doch hoffentlich ein gutes: bien vous fasse! daraufgesetzt? Sacre Dieu!« —

»Ich habe gesprochen wie ein Franzose!« erwiederte Armand ruhig lächelnd. »Sie ist ja ein Weib! wer wollte ihr so etwas übel nehmen? — Freilich sprach sie seit der Zeit — es war vor ungefähr acht Tagen — fast kein Wort mehr zu

mir. — Außerdem gab es noch einen andern Anstoß, doch — der gehört nicht hierher.« —

»Höre Armand!« sagte Vautré bedächtig, indem er sein Glas ausschlürfte und es mechanisch dem Wirthe, um es zu füllen, zuschob. »Es fallen alle Tage Mordthaten vor; erst heute fand man wieder drei unserer Soldaten von Messerstichen durchbohrt in den Straßen. Ein gereiztes Weib ist gefährlich, eine Spanierin dann ein halber Satan. Ich glaube, Du thätest nicht übel, wenn Du Dich ein Bischen in Acht nähmest.« —

»O, damit hat es keine Gefahr!« rief Armand lachend. »Uebrigens kann ein Vorfall von heute Nacht Ihnen beweisen, daß ich auf meiner Hut wäre, wenn es Noth hätte.«

»Was?« unterbrach ihn der Hauptmann. »Rede, Armand! — man hat Dich angegriffen?«

»Ach nein!« erwiederte der Jüngling munter; »es war nur ein Streich, den ein lebhafter Traum mir spielte.«

»Erzählen Sie!« rief Dutaillis, der Adjutant. »Kam die Gräfin mit einem Dolche, oder die hübsche Niece? — Immer heraus damit!« —

»Ja! ja! — Immer erzählen Sie!« riefen die jüngern Offiziere.

»Es lohnt sich eigentlich nicht der Rede!« erwiderte Sacy. »Indeß Ihr wollt es, und so muß ich wohl. — Wie ich Euch schon vorhin gesagt, bewohne ich ein Nebengebäude des Inquisitionspalastes, das aber mit dem Hauptgebäude zusammenhängt. Letzteres ist fast leer; nur einige Priester, zum Theil alte Leute, sind noch darin, doch tragen sie nicht mehr die Dominikanerkutte, sondern die Tracht der Weltgeistlichen. Drei davon sind stets die Tischgenossen der Gräfin, und Einer derselben — ein noch ziemlich junger, und für einen Mönch recht unterrichteter Mann — scheint besonders viel bei ihr zu gelten. Da auf mein Bitten die Gräfin mir erlaubte, an dem gemeinsamen Tische zu speisen, so unterhielt ich mich besonders viel mit Vater Anselmo, der recht geläufig unsere Sprache spricht. Der Mönch war von Anfang an ungemein freundlich und gefällig gegen mich, und selbst seit einigen Tagen, in denen die Gräfin fast kein Wort mit mir gesprochen, hatte sich seine Freundlichkeit nicht vermindert. Nun seht! Gestern Abend kommt Anselmo zu mir aufs Zimmer. Ich bewohne ein freundliches Stübchen, mit der Aussicht in den Garten. Wir sprachen ein Langes und Breites über die Zeitverhältnisse, und — was meint Ihr — endlich gibt mir der Mönch nicht undeutlich zu verstehen, daß mir eine Kompagnie in der Garde nicht entgehen würde, wenn ich zu den Spaniern überginge.«

„Mort de ma vie!" schrie Vautré, sich den Knebelbart streichend. »Das unterstand sich der Hund? — Du warfst ihn doch augenblicklich zur Thüre hinaus?«

»Ich lachte ihn aus!« erwiderte der Jüngling. »Als er indeß den Antrag förmlich wiederholte und sagte, daß er sich für den Erfolg verbürgen wollte, zeigte ich ihm die Thüre mit dem Beifügen, daß wenn er noch ein Wort spräche, ich dem General Kellermann, dem Gouverneur, davon Anzeige machen würde.«

»Du bist wie ein Mädchen, Armand!« rief Vautré ärgerlich, indem er das Glas auf den Tisch stieß. »Bei so etwas ist es mit ein paar Redensarten nicht gethan. Einen Fußtritt hättest Du ihm immer geben können.«

»Es war in meinem Zimmer, Kapitän!« sagte Sacy kopfschüttelnd. »Doch hören Sie nur. — Ich mochte wohl bis Mitternacht im Zimmer auf- und abgegangen seyn, dann warf ich mich aufs Lager, aber — der Aerger ließ mich nicht einschlafen. Der Mond schien hell. Neben mir auf einem Sessel lag dieß Taschennecessaire. – Armand zog ein rothsaffianes Portefeuille aus der Uniform. — Es enthält wie gewöhnlich Feuerzeug ꝛc., überdieß aber auch dieses Terzerol. Das Ding war mit einer guten Kugel geladen und schießt verteufelt scharf; ich kaufte es in Paris vor unserm Abmarsch. Ich habe das Portefeuille eben in der Hand und denke so Dieß und Jenes, auf einmal will mich bedünken, als ob ich im Nebenzimmer ein leises Geflüster höre. Mir kam dieß zwar unwahrscheinlich vor, da die Mauern dick sind, und — so dachte ich — keine Thür dahin führt; aber das Geflüster dauert fort. Nachdem ich einmal: »Wer da!« gerufen — ich glaubte der Sprecher wäre draußen auf dem Korridor, und ich täuschte mich — ward Alles still, aber nach einer guten halben Stunde höre ich ein Knarren hinter einem alten großen Schrank, der verschlossen in meinem Stübchen steht; es war als ob eine Thüre geöffnet würde. Anfangs bin ich mäuschenstill, dann rufe ich: »Wer da!« — Nun arbeitet es hastig im Innern des alten Meubles. Ich heraus aus dem Bett, und feure mit einem furchtbaren Hollah meinen Puffer gegen den Schrank ab. Jetzt ward Alles wieder still, aber mir war es, als ob ich ein leises Stöhnen hörte und irgend Wer mit langsamen schleppenden Schritten sich entfernte.« —

»Verdammt!« rief der Kapitän. »Du untersuchtest doch die Sache.«

»Allerdings!« entgegnete Armand. »Ich fand zu meiner Verwunderung den Schrank geöffnet. Die Rückwand desselben bildete eine Thüre, die in ein Nebenzimmer führte; auch diese stand in in ihren Angeln offen. Das Zimmer selbst war leer.« — —

»Und keine Spur?« fragte neugierig ein Offizier.

»Nicht die mindeste!« erwiderte Sacy. Das sonderbarste war, daß die Kugel, welche die Thür des Schrankes durchbohrt hatte, sich weder in diesem noch in dem Nebenzimmer fand.«

»Es sind Weiber und Mönche im Spiel,« rief Vautré, mit der braunen Faust auf den Tisch schlagend, »und, glaube mir, Armand, da ist auch der Teufel gleich mit von der Parthie. — Aber seht einmal! was sprengt denn dort die Straße daher? — Hol's der Henker! es ist der Kaiser! — —

Die Offiziere sprangen mit Blitzesschnelle auf und stellten sich in Positur. (Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

Man zog die dänische Flagge auf und rechts bei dem Winde aufstechend steuerte Kalleb gerade auf die Fregatte zu. Auf dem spanischen Schiff hatte man die Manövres der Scherbeke bemerkt; bald kam man sich so nahe, daß man sich gegenseitig anrufen konnte, und nun fragte Asabik, ob Kapitän Morino die Fregatte noch immer kommandire. Als eine bejahende Antwort erfolgte, rief er: »So meldet den Besuch des Kapitäns Allix.«

Sogleich wurde eine Schaluppe ausgesetzt, die Asabik in der Uniform eines dänischen Offiziers und von sechs Bootsmännern in derselben Tracht begleitet, festen Tritts bestieg. Die Schaluppe erreichte die Fregatte, und Asabick ließ am Steuerbord anlegen.

Das Meer war ruhig, der Abend brach herein; die Fregatte hatte sich auf die Seite gelegt, die Schebeke kehrte sich ebenfalls gegen den Wind und blieb unbeweglich. Kalleb ließ alle Segel aufgeigen, die Ruder in Bereitschaft setzen, und wie mit einem Zauberschlage war das kleine Schiff in Stand gesetzt, mit Rudern manövriren zu können. Er betrachtete jetzt die herrliche Fregatte, erkannte ihre Ueberlegenheit, bereute es aber dennoch nicht, ihr so nahe gekommen zu seyn.

Auf dem spanischen Schiff hatte die Mannschaft inzwischen

Befehl erhalten, den vermeinten Kapitän Alliz gut aufzunehmen; sobald Asabik auf dem Verdeck erschien, ertönten die Pfeifen, und er wurde mit aller Achtung in die Kajüte des Kommandanten geführt. Kapitän Morino war ein alter wohlbeleibter Seemann von etwas gemeinen Zügen, aber mit einer offenen Freimuth, Rechtlichkeit und Muth verkündenden Stirne. Eine breite quer über dieselbe hinlaufende Narbe drückte seinem Gesicht einen gewissen Adel auf. Er hatte seine Uniform mit den Epauletten angezogen, denn der alte Seemann war nicht frei von Eitelkeit.

»Ah, seyd Ihrs, Kapitän Alliz?« redete er den eintretenden Asabik an. — »Ja, Kommandant, sobald ich Euch erkannte, machte es mir Vergnügen, der Schuldigkeit Euch aufzuwarten, nachzukommen.«

»Ihr seyd sehr höflich, Herr Alliz.« — »Doch, Kommandant, erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich mir jetzt schon Glück wünsche, Euch besucht zu haben, denn mit freudiger Ueberraschung bemerkte ich, daß man Euch endlich den Grad ertheilte, der Eurem Verdienst schon längst gebührte.« — »Ja, sagte der Kommandant, indem er eine gleichgültige Miene affektirte, »man hat mich endlich zum Schiffskapitän ernannt.« — »Früher oder später,« entgegnete Asabik mit einer Verbeugung, war man doch genöthigt, einen Mann zu belohnen, der im ganzen Königreich als der erste Marineoffizier anerkannt ist.«

Eine solche Schmeichelei hätte auch das Herz eines Juden besiegt; der Kommandant verbeugte sich tief und schellte zugleich seinem Diener.

»Ihr müßt bei mir speisen, Kapitän Alliz.« —

»Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, allein ich muß sobald als möglich den Hafen von Livorno erreichen, und da der Wind sich gänzlich gelegt hat, so werde ich gezwungen seyn, mich der Ruder zu bedienen.« — »Nun so nehmt mindestens einige Erfrischungen an.« —

Der Diener trat jetzt mit einem schönen Schenktisch herein, auf dem alle Sorten von Liqueuren standen, und die beiden Seeleute fingen nun an, tüchtig zu trinken.

»Ihr geht also nach Livorno?« fragte der Kommandant. »Sagt mir doch, wie ist mir dann, als ich Euch das Erstemal traf, kommandirtet Ihr eine Goelette vom ersten Rang, die doch beim Teufel mehr werth war, als Eure Schebeke da.« — »Meine Goelette wurde mir genommen, weil sie einem der sogenannten jungen Herrn von Familie gefiel, und so machte man sich kein Bedenken, mir diese Schebeke dafür zu übergeben.« — »Zum Teufel,« sagte der alte Kommandant, indem er ein Glas Rum hastig hinabstürzte, »ich glaube, es ist unter allen Regierungen gleich. Indeß was will man machen, man muß es dulden; vielleicht kommt dereinst noch der Tag, wo die braven Leute aller Nationen sich mit einander verständigen und zusammenhalten.« — »Wir wollen's hoffen, doch verzeiht, Kommandant, daß ich Euch verlasse, die Zeit ist kostbar, und ich vergesse mich bei Euch.« — »Kapitän Alliz, wir verstehen uns, ich halte Euch nicht länger auf, thut, wie's Euch gefällt.«

Asabik stand auf, der Kommandant stürzte noch ein Glas hinab, und begleitete ihn dann zur Schiffsleiter.

Die Nacht war indeß hereingebrochen; auf der Schebeke waren die Kanonen geladen, die Lanzen und Säbel ausgetheilt, die Enterhaken zugerichtet, und die Pulverkammer geöffnet. Jeder hatte das Seinige gethan, und Kalleb war allenthalben, er schien sich gleichsam zu vervielfältigen. Ein leises Murmeln war während der Arbeit hörbar, denn die Matrosen konnten nicht unterlassen, sich ihre Hoffnungen mitzutheilen. Hätte man auf der Fregatte die wilde Freude in ihren Gesichtern sehen können, so würde die Mannschaft derselben nicht so ruhig gewesen seyn; an den Schiffswänden und der Schanzverkleidung lehnend, sahen die spanischen Matrosen den Arbeiten auf der Schebeke ohne Mißtrauen zu. Kalleb hatte sich dicht an das Hintertheil der Fregatte gelegt, um sie desto besser bestreichen zu können, und nun herrschte bis zur Ankunft Asabiks tiefes Schweigen.

Kaum angelangt war seine erste Frage: »Ist Alles zum Kampf bereit?« — »Ja,« sagte Kalleb lächelnd, »und mit Ungeduld erwarte ich Eure Befehle, Kapitän Alliz.« — »Wohlan so kommandirt Feuer,« erwiderte Asabik. — »Eröffnet das Feuer!« rief Kalleb mit donnernder Stimme. — »Feuer Backbord!« kommandirte man in der Batterie, und eine volle Lage schlug prasselnd an die linke Seite der Fregatte.

Kapitän Morino war eben wieder in seine Kajüte getreten, wohin keine Kartätsche dringen konnte. »Ist Kapitän Alliz ein Narr,« sagte er, »daß er mir solche Ehre erweist!« — Auf dem Verdeck sah es indeß furchtbar aus, Segel und Taue waren zerrissen, die Raaen zerschmettert, und todte und verwundete Matrosen lagen umher. Ehe der alte Kapitän sich von seinem Erstaunen erholen konnte, donnerte eine zweite Lage, und in diesem Augenblick trat ein Offizier in seine Kajüte, um ihm zu berichten was vorging. »Kommt,« sagte dieser, »und seht wie es auf unserm Verdeck aussieht.«

Man kann sich denken, wie sehr der Kommandant erschrak, seine schöne Fregatte so zugerichtet zu sehen, und als sein Fuß an Leichen stieß. Er stand von Schmerz gebeugt einen Augenblick still, ohne daran zu denken, einen Befehl zu ertheilen, bittre Thränen rollten über seine Wangen, und mit tief bewegter Stimme brach er in die Worte aus: »Ich bin beschimpft! nach einer ehrenvollen Laufbahn, in meinem Alter, ließ ich mich von einem Piraten hintergehen!«

Der alte Kapitän raffte sich indeß doch zusammen, und gab Befehl zum Kampfe; die Trommel wirbelte, jeder begab sich auf seinen Posten, und die Matrosen bewaffneten sich mit Lanzen und Flinten. Der tapfere Morino sprach seiner Mannschaft, die durch den plötzlichen Uebergang aus der tiefsten Ruhe zu einem so wüthenden Angriff ganz betäubt war, Muth ein. Er stieg auf die Kampanie, um die Schebeke zu betrachten, kaum war er aber oben, so krachte die dritte Ladung des Feindes, eine Kartätschenkugel traf seine edle Stirne, und er stürzte todt zu Boden. (Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Der Bote macht's im Thal, der Förster oft im Wald,
Die Taschenuhr sogar, beginnt's, doch steckt sie bald,
Nun setzt ein Ab davor,
Verknüpft es dann dem Ohr,
Der Kaufmann fragt darnach am Schiff und bei den Posten;
Nun setzt mir Auf statt Ab:—Ihr schaut sogleich nach Osten
Wo durch ein Saphirthor
Hervortritt eine Königin, voll Anmuth, ewig jung,
Kommt! stimmt ihr tausend Lieder an, zum Gruß, zur Huldigung!

J. E. Nänny.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 162.

Ade, Ave, Afe, Ate, Aue, Are (Erdare.)

Theateranzeige.

Samstag, den 25. Oktober: Die Nymphe der Donau. (Erster Theil.) Romantisches Volksmährchen mit Gesang in 3 Abtheilungen. Musik von F. Kauer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 169. 26. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly Magazine.«

(Fortsetzung.)

»Was hat Er hier zu thun?« fragte Felix mit zorniger Stimme.

»Die Befehle des Aufsehers auszurichten, Herr Felix,« antwortete der junge Mann. »Er hat mir aufgetragen —«

»Ist dieß die Zeit, um Seine Mühlarbeit zu verrichten?« unterbrach ihn Felix. »Morgen werde ich es meinem Vater sagen, daß Er seine Arbeit bis in den späten Abend hinein aufschiebt, um seiner eignen Laune und Bequemlichkeit nachzuhängen.«

»Sagen Sie was Sie wollen, Herr Felix,« erwiderte Valentin. »Allein eines ehrlichen Mannes Wort ist so gut wie das eines andern; und Herr Bernardin, unser Aufseher, kennt mich von Kindesbeinen an als einen Menschen, der nie eine Lüge sagt, und nie etwas Schlechtes thut; und wenn ich ihm mein Wort gebe, daß ich den ganzen Morgen für meinen Brodherrn gearbeitet habe, und auch nicht eine Minute müßig war, so glaubt er mir's. Habe ich da meinen Nachen herüber gerudert, um dem Herrn Mathurin sein Mehl noch heute Abend abzuliefern, anstatt morgen früh, wie mir geheißen ist, so geschah's bloß, um ihm guten Abend zu wünschen, und den jungen Frauenzimmern mein Kompliment zu machen.«

»Deine Komplimente und deinen guten Abend haben wir nicht nöthig hier, junger Herr,« brummte Mathurin. »Weit gescheuter wär's, du hättest mir die zwei Kronen gebracht, die noch angeschrieben stehen für Milch und Gemüse, die ich deinem Vater geliefert habe.« Und so unterdrückte Mathurin, in seiner Leidenschaftlichkeit, den Dürftigen, der es wagte, seine Augen bis zur schönen Manette zu erheben, eine herbe Demüthigung zu bereiten, die großmüthige Aufwallung seiner bessern Natur, welche ihn schon bestimmt hatten, das bereits gelieferte nur als eine freiwillige Gabe, zur Unterstützung der bedürftigen Familie, anzusehen.

»Glaubt ja nicht, daß ich mit leeren Händen komme,« sprach Valentin gelassen, jedoch nicht ohne eine gewisse Haltung stolzen Selbstgefühls, als er dem begüterten Pachter die Zahlung von zwei Kronen einhändigte; und Manettens Herz schlug hoch auf, als ob es den Busen sprengen wollte, vor Freude, daß ihr Geliebter im Stande war, in Gegenwart seines Nebenbuhlers, sich eine Demüthigung zu ersparen. »Schreibt's der bösen Krankheit zu, die in meiner Familie um sich gegriffen hat, daß ich euch nicht schon früher bezahlt habe; an dem Uebel war die feuchte Witterung Schuld, — Herrn Clerivault's Arbeitsleute haben vernachlässigt, das Dach unserer Hütte auszubessern, wie doch, laut Vertrag, geschehen sollte. Aber merkt Euch das, die Unkosten für Doktor und Apotheker mögen die Bezahlung verzögert haben, aber mein Wort hab' ich deßwegen doch gehalten. Ich versprach Euch das Geld um Johanni, und künftigen Samstag ist Johannisabend.«

»Gut, Valentin, gut,« erwiderte Mathurin, indem er hastig das Geld in die Tasche schob, beschämt über seine eigne knauserige Gemeinheit. »Du bist ein ehrlicher Bursche; geh' du nur immer deinen graden Weg, dagegen hab' ich nichts einzuwenden. Aber, merk' dirs, dein Weg ist nicht der meine, und wird's auch nie werden. Von morgen an werde ich Herrn Bernardin bitten, einen andern Müllerburschen auszusuchen, wenn etwas zwischen uns abzuthun ist; und meinem alten Freund Charlet werde ich sagen, daß er dir das Herumstreichen und Gutenabendwünschen verbiete, wenigstens auf meinem Grund und Boden —«

»Schon gut, schon gut, Herr Mathurin,« rief Valentin, indem sein Blick unwillkürlich auf die beiden Mädchen fiel, welche voller Verlegenheit, und von Schmerz überwältigt, unter den Akazien standen. »Ich weiß recht wohl, wem ich die plötzliche Veränderung in Eurem Betragen zu verdanken habe, und will bei der ersten Gelegenheit dem erbärmlichen Zwischenträger, der so gemein ist, seit längerer Zeit all meinem Thun und Lassen nachzuspioniren, den gehörigen Dank abzustatten.«

»Du lügst!« schäumte Felix, gegen welche Valentin's anklagende Blicke gerichtet waren. »Du lügst wie ein Hund!«

»Feiger Mensch, der Sie sind, daß Sie es wagen, solche Reden gegen mich zu führen!« schrie der junge Mann, indem er mit Heftigkeit auf die eigene Brust schlug; »denn Sie wissen, daß ich die Hand nicht gegen Sie erheben kann, so lange als mir der Lohn Ihres Vaters das Brod für meine Familie schaffen muß.«

»Dank' es ihrer Bettelhaftigkeit, daß ich deine Unverschämtheit ungezüchtigt lasse,« erwiderte verächtlich Felix. »Du bist nicht aus dem Teig geknetet, aus dem man Helden macht, drum sieh' dich vor, daß du künftig den Prahlhans nicht zur unrechten Zeit spielst.«

»Valentin — bester Valentin!« schrie hier Justine auf, und warf sich zwischen ihn und Clerivault, um den Streich zu verhüten, den Valentin eben im Begriff stand, gegen Letztern zu führen — »denk an deine arme Mutter, denk an deine kranken Geschwister!«

»Laß mich los!« rief er, indem er sich der schweigenden Umarmung Manettens zu entwinden suchte, an der sie selbst ihres Vaters Gegenwart nicht hindern konnte, als sie ihren Geliebten in eine Heftigkeit ausbrechen sah, die für ihn sowohl als für seine Angehörigen unvermeidliches Verderben nach sich ziehen mußte. »Laß mich los!« Eher will ich das Leben nicht haben, als daß es von mir heiße, ich hätte das Herz nicht gehabt, mich gegen die Beschimpfungen eines Niederträchtigen zu vertheidigen!« Dann stürzte er vorwärts, suchte sich aber eben so plötzlich wieder zu zähmen, brach in Thränen aus und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, indem er

ausrief: »Er hat Recht! — Ich habe das Herz nicht, ihn zu berühren — Ich hab' das Herz nicht, die Hand gegen den Sohn des Müllers von Corbeil zu erheben! Ich bin zu arm geboren, um den Gefühlen für Recht und Ehre Raum geben zu dürfen. Die Wände, die uns Obdach geben, gehören seinem Vater, — das Brod, das wir essen, kömmt von seinem Vater! — Vater — Mutter — Brüder — Schwestern! das ist das härteste, was ich je für euch erduldet habe!«

»Kümmere dich nicht um ihn, Valentin! Sey getrosten Muths, guter, lieber Valentin!« schluchzte Manette, deren empfängliches Gemüth durch sein Unglück zum höchsten Grad von Heftigkeit gesteigert wurde. »Laß ihn noch so reich seyn, und noch so frech, in meinen Augen ist er doch nur ein Feiger und ein Bettler! Von mir soll er nichts erlangen, Valentin, — nichts als Haß und Verwünschung. Arm, wie du bist, will ich auch seyn! Mögen sie dich noch so sehr verachten — ich ehre dich — ich schätze dich — ich liebe dich. Mein Vater mag mich von sich stoßen, — meine Freunde mich verlassen — ich troße Allem, denn sie reizen mich gewaltsam dazu, durch die unverdiente Schmach, die sie dir anthun. Valentin, theurer Valentin, höre mich, — höre dein Weib, und überlaß diesen Menschen den Vorwürfen seines strafbaren Gewissens!« (Fortsetzung folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von E. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Im schnellsten Rosseslauf sprengte der große Feldherr, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Marschällen und Generalen auf seinem arabischen Schimmel daher. Der berühmte graue Ueberrock bedeckte zum Theil die grüne Chasseuruniform, das kleine Hütchen, das glattanliegende Haar. Wie leicht wäre der kleine Mann zu übersehen gewesen! und doch sahen alle Augen nur ihn. — Umsonst tummelte der schöne kriegerische Kellermann (der Sohn) den andalusischen Rappen, ungesehen sprengte der Bravste der Braven, der unerschrockene Ney, zur Seite des Kaisers, Niemand bemerkte den tapfern Anführer der Reitergarden, den Herzog von Istrien, mit der ernsten Miene, dem sonderbaren langen Haarzopfe, noch den grimmig blickenden Loison mit seinem verstümmelten Arme, Jeder sah nur das kleine Männchen, das an der Spitze des Zuges in gestrecktem Jagen daher sprengte. Jetzt war er in der Nähe unserer Bekannten angekommen; ein Blick auf die Gruppe der Offiziere, und — wer beschreibt ihr Erstaunen — der Kaiser parirte sein Roß.« —

Er schien heute besonders freundlich. — Der Blick, manchmal so fürchterlich, um selbst seinen ersten Kampfgenossen das Blut gerinnen zu machen, schien nichts als Wohlwollen zu stralen.

»Ah, mein alter Vautré!« rief er mit einer etwas heisern, durch das Schnauben der Rosse fast übertönten Stimme. „Eh bien, Mr. le Curé! wie befinden Sie sich? — Nun Alter! wie gefällt es Dir in Spanien.« —

„Ma foi, Sire!« erwiederte Vautré, indem er sich den Knebelbart strich, und das Gesicht zu einem gräßlichen Lächeln verzog; »ich müßte es lügen, wenn ich behaupten wollte, daß es mir hier sonderlich zusagte. Es ist hier wie in Egypten! viel Kugeln und viel Ehre, aber wenig zu beißen und zu brechen. — Indeß Sie sind bei uns, und da ist Alles gut.«

Das Wölkchen, welches sich beim Beginn der Rede Vautré's auf der Stirn des Feldherrn gezeigt hatte, war bei Beendigung derselben wieder verschwunden.

»Gefällt Dir's nicht, Alter?« sprach der Kaiser lächelnd. »Nun laß gut seyn. Da sind die Guadarramen. Sie sind nicht hoch. Meine Adler übersliegen sie. In vierzehn Tagen stehen wir vor Madrid. Sie werden dort die weiße Fahne aufziehn. Ihr habt dann Alles im Ueberfluß. — Wie heißen Sie?« fragte nun der Kaiser, auf Armand blickend; sein Auge drückte sichtbares Wohlwollen aus.

»Ich heiße Sacy!« erwiederte dieser, sich verbeugend.

»Der Bruder dessen vom achten Dragonerregiment? — doch nein, ich irre mich!« fiel der Kaiser ein. »Sie sind der Sohn von dem, der in Egypten blieb. Sie sind gelobt worden. Bei Durango; nicht wahr? — Ich bin mit Ihnen zufrieden! — Adieu!« — —

Der Kaiser sagte ein flüchtiges Wort zu einem Ordonnanzoffizier; fort sprengte der Zug und begrub unsere Bekannten in seinen Staub. —

»Du bekommst den Orden, Armand! ich wette darauf!« sprach der Kapitän zufrieden lächelnd. »Das kleine: Ich bin zufrieden! ist zehnmal mehr werth, als der ganze Sack voll Redensarten, womit der Marschall Dich überschüttete. — Aber Kinder! wir müssen fort; es ist Appellzeit. — Heda brauner Schelm! was macht die Zeche?« —

Vautré zog das leichte Beutelchen. Die Rechnung war bald berichtigt, und der Adjutant ging mit den beiden jüngern Offizieren nach einigen gewechselten Abschiedsworten quer über den Spaziergang nach der Plaza major, der Hauptmann aber mit seinem jungen Freunde den Espolon viejo hinab. —

»Höre, Armand!« sagte Vautré, indem er vorwärts schreitend seinen Arm in den seines Begleiters schlang. »Die Geschichte der letzten Nacht gefällt mir gar nicht. So lebhaft und genau, wie Du Alles erzähltest, träumt Niemand. — Hast Du sonst weiter nichts bemerkt.«

»Nicht das Mindeste!« erwiederte der Jüngling. »Mein Bursche wollte einige Blutstropfen auf den Treppenstufen bemerkt haben, aber ich ging hin und sah nicht das Geringste. — Das Einzige, was mir auffiel, war, daß Pater Anselmo heute nicht beim Essen erschien.

»Siehst Du!« rief aufmerksam der Kapitän.

»Nach unserm Streite von gestern Abend ist es wohl erklärlich!« bemerkte der Jüngling.

»Der Teufel traue!« sagte kopfschüttelnd der Kapitän. »Die Kerle sind Schurken, vom Scheitel bis zur Sohle. — Ich will Dir etwas sagen, lieber Junge! Laß Deine Sachen in mein Logis bringen. Wir haben Beide Platz in dem kleinen Neste.«

»Bewahre!« lachte Armand. »Wo denken Sie hin? — Eine feige Vorsicht dieser Art wäre eben nicht ehrenhaft.« —

»Das sehe ich nicht ein!« meinte Vautré. »Man kann brav seyn, ohne Lust zu haben, sich wie ein Kalb im Bette abkehlen zu lassen.« —

»Die Gräfin würde es merken!« sprach Armand weiter; »merkte sie es aber auch nicht, so müßte ich vor mir selbst erröthen, wenn ich einer möglichen Gefahr aus dem Wege ginge.«

»Nun gut!« sagte der Hauptmann. »Du willst Dich nicht ausquartieren lassen, so quartiere ich Dich aus. Ich befehle Dir als Dein Kapitän, ein anderes Logis zu beziehen; der Fourier bringt Dir in einer Stunde ein anderes Billet.« —

»Ich bitte Sie dringend, es nicht zu thun!« rief Armand erschrocken. »Ich wünsche durchaus in diesem Quartier zu bleiben.« —

»Du hast mir nicht Alles gesagt, Armand!« sprach Vautré, indem er stillstand und den jungen Mann scharf anblickte. »Ich sollte glauben,« setzte er mißmuthig seinen Gang fortsetzend hinzu, »ich verdiente ein wenig Dein Vertrauen.«

»Wann hätte ich vor Ihnen ein Geheimniß gehabt, mein

väterlicher Freund?« sagte der junge Mann erröthend, indem er die Hand des Gefährten ergriff. »So mögen Sie denn wissen: es ist die Nähe Theresens de Rocca, die mich an jenes Haus fesselt.«

»Das ist etwas Anders!« sprach Vautré bedächtig mit dem Kopfe nickend. »Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt? — Indeß, was ist Deine Absicht bei der Bekanntschaft? — Ich denke, daß Armand de Sacy, der Sohn Archambaud de Sacy's, keine unedlen Absichten haben kann.«

Die letzten Worte sprach Vautré mit scharfer Betonung.

»Sie lassen mir nur Gerechtigkeit widerfahren, mein theurer und würdiger Freund!« sprach Armand mit Wärme. »Ich liebe Theresen unaussprechlich, und bin nicht ohne Hoffnung, wieder geliebt zu werden. An Geburt bin ich ihr nicht ungleich; ein Umstand, der in Spanien in Betracht kommt. Glücksgüter anlangend, so besitze ich genug für uns Beide.«

»Du willst also das Mädchen heirathen?« sagte Vautré zufrieden. „Bon! dagegen ist nichts zu sagen. — Hast Du aber auch bedacht, daß der Kaiser das Heirathen der Offiziere nicht gern hat.«

»Ich weiß es!« fiel Armand ein; »aber es ist mir auch bekannt, daß, wenn die Parthie gleich und sonst ehrenvoll ist, er seine Einwilligung nicht leicht verweigert. — Daß Theresens Vater General und ein alter versuchter Krieger ist, gilt bei dem Kaiser als eine Empfehlung.«

„Sacre bleu! Das muß man sagen; Du hast dir Alles schon recht reiflich überlegt!« rief Vautré lachend. »Wie denkst Du die Sache nun weiter anzustellen?« —

»Ich schreibe morgen an Theresen und an die Gräfin!« erwiderte der junge Mann.

»Gut, thue das!« rief der Hauptmann, »Aber versprich mir, daß, wenn Du eine schnöde Antwort von der letztern bekommst — denn bei der erstern magst Du Deiner Sache wohl gewiß seyn — «

»Dann bin ich morgen in Ihrem Logis!« sagte Armand. »Wie könnte ich dann noch der Gräfin vor die Augen kommen?«

»Und heute,« scherzte Vautré, »lässest Du Deinen Diener bei Dir im Zimmer schlafen, damit Deine künftige Tante nicht ihren Vetter durch die Mönche im Bette erschlagen läßt!«

»Das hat gute Wege!« sprach Armand lachend, »Sie wird mir wohl noch vier und zwanzig Stunden Frist zugestehn.« —

Unter Gesprächen dieser Art gelangten unsere Bekannten zu ihrer Truppe, und nach geendigter Inspektion trennten sie sich unter herzlichen Umarmungen. —

Nach der Ankunft in seiner Behausung begab sich Armand wie gewöhnlich in den an die Wohnung anstoßenden Garten. Er wußte, daß er die Gräfin und Theresen dort antreffen würde, und dieß war auch wirklich der Fall. Obwohl sonst im Süden Europa's die weibliche Schönheit schnell verblüht, so konnte die Gräfin, welche ungefähr vierzig Jahre zählen mochte, dennoch unter die hübscheren Frauen gerechnet werden. Freilich sah man, daß die Zeit nicht ganz spurlos an ihr vorübergeeilt war, aber ihrem Aeußern that weniger die ermangelnde Jugendfrische, als der Ausdruck des kalten, höhnenden Stolzes, die kecken, fast männlichen Bewegungen des Körpers, Eintrag. Therese, ohne gerade ausgezeichnet schön zu seyn, hatte dennoch alle die Reize, die fast jede Kastilianerin der höhern Stände auszeichnen, das große, schön beschattete Auge, die regelmäßigen Züge, das glänzende Haar von der Schwärze des Rabengefieders, und vor Allem — das Erbtheil jeder Spanierin — den niedlichen kleinen Fuß und die schlanke Gestalt. — Therese schien diesen Nachmittag geweint zu haben, und sprach nur wenig. Das Letztere war auch mit der Gräfin der Fall, so lange das Gespräch nicht auf die Ereignisse des Tages kam; diese waren jedoch sehr bald an der Reihe, und nun ergoß sich die Gräfin in einen Strom von Verwünschungen gegen Frankreich und seinen Kaiser, ein Umstand, der, selbst abgerechnet das Verhältniß, in dem sich Armand befand, die Galle des jungen Mannes wenig erregte, da in jener Zeit alle spanischen Frauen — falls sie sich überhaupt mit ihren feindlichen Gästen unterhielten — dieses Redethema gewählt zu haben schienen, da für sie dabei weniger Gefahr zu fürchten war, als wenn ein Mann diese Saite berührt hätte. Auch überhörte Armand, im Anschauen Theresens versunken, fast alle die Redensarten, in denen die Gräfin ihrem Grimme Luft machte, und nur als ein Truppendetaschement vorbeimarschirte, und die Gräfin bei deren Erblicken ein kurzes, dumpfes: „los enemigos de nuestra alma!" ausstieß, als die schmalen, halbgeschlossenen Lippen vor Grimm zitterten, und ein tödtlicher Haß in dem dunkeln Auge funkelte, da schauderte er unwillkürlich. —

(Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

Jetzt wurde die Unordnung vollkommen; der Lieutenant erschrack über die Verantwortung, die in diesem Augenblick auf ihn überging, und auf einen Augenblick herrschte die größte Verwirrung. Während dieser Zeit hatte sich Kalleb der Fregatte immer mehr genähert, und sich so geschickt an dieselbe angelegt, daß man den Zusammenstoß der beiden Fahrzeuge kaum spürte; Asabik schlug nun vor, in dieser Lage, Bord an Bord, das Feuer fortzusetzen. »Nein,« entgegnete Kalleb, »schonen wir das Schiff, damit es uns nützlich sey,« und befahl zu entern.

Die Enterhaken wurden in das Takelwerk der Fregatte geworfen; die Schebeke war in dichten Rauch gehüllt, in dem man, Dämonen gleich, menschliche Figuren auf dem Verdeck hin- und herlaufen sah, die auf einen Befehl ihres Meisters die Fregatte erklimmten, und sich unter wildem Geschrei auf den Oberlof schwangen. Der ungestüme Angriff der Piraten und die Ueberraschung lähmten anfänglich den Widerstand der Spanier, kaum schwebte ihnen aber die unvermeidliche Todesgefahr vor Augen, so ermannten sie sich aufs Neue. Der Lieutenant war kein Feigling; einen Augenblick wohl hatte die Ueberraschung ihn entmuthigt, aber die Stimme der Ehre sprach laut in seinem Herzen; er sammelte seine Leute, stellte sich an ihre Spitze, und erwartete festen Fußes den Feind. Der Kampf war hartnäckig und blutig; das Klirren der Waffen, das wilde Geschrei und die Flüche der Piraten übertönten das Aechzen der Verwundeten und Sterbenden. »Tod! Tod!« schrieen die Piraten, »Muth, Freunde! Es lebe der König!« die Spanier.

Die Kühnheit der Piraten hatte anfänglich die noch von ihrem Erstaunen kaum zu sich selbst gekommenenen Spanier von der Vorderschanze verdrängt; allein angefeuert durch den Kampf und den Zuruf der Offiziere wichen sie nicht vom Oberlof, und begannen nun ihrerseits die Piraten zurückzudrängen. Je mehr Boden diese verloren, um so höher stieg der Muth der Spanier; sie theilten sich endlich, und die eine Abtheilung, durch das Zwischendeck sich einen Weg bahnend, fiel dem Feind in den Rücken. Der Vortheil war jetzt auf Seite der Mannschaft der Fregatte, die Piraten erlagen der Mehrzahl, und waren nahe daran, sämmtlich aufgerieben zu werden, als Kalleb, Alles was ihm entgegenstand zu Boden schlagend, und von den Seinigen gefolgt, sich an einer der Seiten hin einen Weg nach dem Vordertheil der Fregatte bahnte. Hier bot er, obschon von einer verzweifelt kämpfenden Ueberzahl gedrängt, seinen Gegnern aufs Neue die Stirn, allein seine bereits entmuthigten Leute begannen schon zu er-

matten, als Kalleb, der sich überzeugte, daß seine Piraten der Mehrzahl nicht länger zu widerstehen vermochten, plötzlich verschwand. Von diesem Augenblicke an war der Kampf zu Ende, und die ihres Anführers beraubten Tunesen streckten die Waffen.

Man hatte Kalleb, von Asabik und Sabel begleitet, die Treppe hinabsteigen sehen, die zur Kajüte des Kapitäns führte, von wo er gerade nach der Pulverkammer gelangte, vor der er, eine Pistole aus dem Gürtel ziehend, mit den Worten stehen blieb: »Hier soll man uns nicht fangen.«

Der Lieutenant war den Piraten gefolgt, und von freudiger Hoffnung belebt, rief er Asabik zu: »Du bist mein Gefangener, schändlicher Räuber, und du weißt, welch Schicksal als Kapitän deiner harrt; du wirst an die Spitze deiner großen Raae gehängt!«

»Mir gebührt diese Ehre,« entgegnete Kalleb trotzig, »jedem das Seine; ich bin der schändliche Kapitän des Piratenschiffs!« und bei diesen Worten hielt er die Mündung seiner gespannten Pistole auf das Pulver.

Der Lieutenant wich bei dieser Bewegung zurück. — »Du fürchtest dich,« sagte Kalleb, »und sprichst als Sieger? Du bist jetzt mein Gefangener, oder wir fliegen alle mit einander in die Luft!«

Der Lieutenant starrte ohne zu antworten, den kalt entschlossenen Piraten an. »Nun was siehst du mich an?« erwiderte dieser, »es ist mein voller Ernst; ich gebe dir eine Viertelstunde, dich mit den Deinen zu berathen; ist diese Frist verstrichen, oder merke ich den geringsten Verrath, so fliegt die Fregatte in die Luft. Don Mataro, du bist reich, du hast eine schöne Frau, glaube mir, es ist besser, einige Tage nach Tunis zu gehen, und sich loszukaufen. Wie gesagt, eine Viertelstunde, nicht länger; entschließe dich!«

Don Mataro war in den Boden gewurzelt; — »ich will mit meinen Offizieren sprechen,« sagte er endlich, »in einer Viertelstunde sollst du Antwort haben.«

Man berieth sich, und mit drei Stimmen gegen zwei wurde entschieden, daß man gezwungen sey, sich zu ergeben. Kalleb erhielt den Bescheid, und nachdem er seinen jüngern Bruder mit gespannter Pistole bei dem Pulver zurückgelassen hatte, ging er zu dem Lieutenant, der, den Kopf in die Hand gestützt, in seiner Kajüte an einem Tische saß.

(Fortsetzung folgt.)

Museum am 24. Oktober.

(Mitgetheilt von J. Schuster.)

Wenn die schöne Zeit mit ihren Blumen entflohen und die mütterliche Erde, gehüllt im Winterkleide, ruhet, wenn die Bäume erstarrt und entblättert — unsres Lebens Bild — dastehen, dann sind es die Künste und Wissenschaften, die Blumen einer schönen Phantasie und einer warmen Empfindung, die in jeder Lage, an jedem Orte, in jedem Alter unsere unzertrennlichen Freundinnen bleiben, in deren Schooße der Gesittete seine mannigfaltigen, seelenstärkenden Erholungen in edler Thätigkeit seiner Seelenkräfte sucht. Der erhabene Mäcen des Museums, dessen Namen dieser Verein mit Ehrfurcht nennt, Karl von Dalberg, empfand es, was einer unserer Dichter so treffend aussprach: »Lasset uns unser Leben in ein Kunstwerk verwandeln, und wir dürfen kühnlich behaupten, daß wir dann schon irdisch unsterblich sind.« Der schöne, edle Zweck des Museums kann wohl nicht besser bezeichnet werden, als mit den Worten Dalberg's, womit er sich in seinen Schriften über die Werke schöner Künste ausspricht. »Sie sind — sagt er — wohlthätig an sich selbst, auch dann, wenn sie gleichsam spielend und auf unschuldige Weise das Gemüth ergötzen. Ein Blumenstück von Huysum, eine Symphonie von Pleyel, ein anmuthsvolles Liedchen von Matthisson erheitern die Seele des Kunstliebenden, der nachher zu seinen ernstlichen Pflichten mit erneuerter Kraft zurückkehrt. Gemeinnützig werden die bildenden Künste, wenn sie das Andenken verdienter Männer in öffentlichen Denkmälern verewigen. Gemeinnützig sind Dichtkunst und Tonkunst, wenn beide vereinigt in erhabenen Hymnen die Seele zu der innigsten Gottesverehrung erheben. Gemeinnützig ist die Redekunst, die in dem Lehramte das Herz der Zuhörer den Vorschriften der Tugend öffnet, die vor dem Richterstuhle den Unschuldigen vertheidigt und rettet. Veredelnd sind die schönen Künste, wenn sie den Menschen der rohen Sinnlichkeit und der Härte des kalten Eigensinns entziehen; wenn sie zugleich der Tugend die reizende Wonne sinnlicher Schönheit geben, und der sinnlichen Schönheit die himmlischsanfte Würde der Unschuld verschaffen. Nützlich ausführend sind die schönen Künste, wenn ihre begeisternden Musen das Wort zur rechten Zeit sprechen; wenn sie sich bestreben, dem gegenwärtigen sittlichen Bedürfniß des Zeitalters zu begegnen; wenn in Zeiten der Verderbniß, der Erschlaffung und des verführenden Lasters, ihre Stimme die Kraft und Würde der Tugend erhebt, und in Zeiten roher grausamer Härte die Gemüther zu bilden sucht. Die schönen Künste vereinigen Kopf und Herz, sie entziehen den Menschen der thierischen Rohheit der Sinne und der Trockenheit seines unbegränzt abstrakten Denkens, indem sie das Schöne mit dem Wahren und Guten vereinigen. Leicht und unbemerkt entstehen, in ruhigen Augenblicken, des Lebens Begriffe und Grundsätze in dem Gemüthe des Menschen, und diese sind meistens nachher seine Richtschnur, wenn er in dringenden Fällen sich entschließen und handeln muß. Aechte Kunstwerke erregen die Liebe zur Tugend, indem sie das Wahre und das sittlich Rührende mit dem sinnlichen Schönen verbinden. Wie mancher Keim des Heldensinns wurde durch die Lesung des Homer's entwickelt! Wie manche Lebensweisheit wurde durch Horaz gebildet! Wie manche Flamme der reinsten Andacht wurde durch erhabene Bilder des Psalmisten erregt! Wie manches rauhe Gemüth wurde durch sanfte Modulationen der Tonkunst gemildert!«

Die heutige Museumssitzung war zum Theil den Manen Bojeldieu's gewidmet. Sie begann mit einer trefflich ausgeführten Ouvertüre des lieblichen Komponisten zu den beiden Nächten. Hierauf ward eine biographische Skizze, nach Janin frei bearbeitet von Hrn. Berly, vorgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Das Original der kleinen Erzählung, Graf Tottleben (nicht Tottlieben) ist in Nro. 344 des »Cabinet de Lecture« vom 14. Juli d. J. enthalten. Dieß zur Nachachtung und Einsicht eines in tausend Aengsten schwebenden Anzeigers.

Theateranzeige.

Sonntag, den 26. Oktober. Julius Cäsar, Trauerspiel in 5 Abtheilungen; nach Shakespeare, von Schlegel und Dalberg. Die eigens dazu komponirte Musik ist von dem k. k. Hofkapellmeister von Seyfried.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Baurhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 170. 27. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, jedenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly Magazine.«

(Fortsetzung.)

Traurig war die Scene, welche auf diese offene Empörung gegen die natürliche Gewalt folgte. Valentin wurde der Kummer erspart, Augenzeuge der rohen Mißhandlung zu seyn, welche das Mädchen seiner Liebe von dem wüthenden Vater zu erdulden hatte; denn während Mathurin seine Tochter nach dem Pachthofe schleppte und sie dort in ihre Stube einschloß, hatte sich zwischen Felix und ihm ein tödtlicher Kampf entsponnen, — ein Kampf, nach dessen Beendigung er einige Minuten lang athemlos und ohne Besinnung auf dem Rasen hingestreckt lag; denn der athletische Clerivault war dem schlechtgenährten, überarbeiteten Valentin in gleichem Maaße an körperlichen Kräften überlegen, als er es ihm an äußerlichen Vorzügen der Bildung war. Der junge Baptieret, ein Knecht vom Pachthofe, den der Lärm des Streits herbeigezogen hatte, half ihm endlich vom Boden auf, während Felix eiligst den Weg nach Corbeil einschlug. Und als nun Valentin sich in so weit wieder von den Folgen seines betäubenden Falls erholt hatte, daß er klar begreifen konnte, was vorgegangen, und er einsah, daß der Streit, in welchem er sich mit dem Sohne seines Brodherrn eingelassen hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach den unausbleiblichen Ruin seiner Familie zur Folge haben würde — da rang er seine Hände in düstrer Verzweiflung.

»Wollt' ich wär' todt!« stieß er seufzend aus, als er nach dem Nachen seines Vaters zurückkehrte. »Mathurin hat geschworen, seine Tochter einem andern zu geben. Der alte Clerivault wird meine Mutter dem Haus hinaus jagen, wenn er hört, was vorgefallen. Meine Unbändigkeit wird alles Unheil über meine Familie hereinbringen, ohne daß dadurch Manette mein wird. — Wär' ich doch todt! wär' ich's doch! Besser im Grabe liegen, als mir selbst und der ganzen Welt zur Last seyn!«

»Sey guten Muths!« rief Baptieret ihm zu, der ihm nachgefolgt war, und ihm half den Kahn losbinden. »Mamsell Manette liebt dich doch, das hilft alles nichts; Mamsell Manette hats hoch und theuer geschworen, daß sie einmal dein Weib seyn wird.«

»Nein! — kein Weib — kein Obdach — keine Hoffnung — keine Ruhe! Von der ersten Stunde meiner Geburt an ruhte der Fluch Gottes auf mir,« murmelte des Fährmanns Sohn, und starrte in den nächtlichen Himmel, an dem fernes Wetterleuchten ein nahendes Gewitter verkündete, mit einem Blick gottloser Vermessenheit, der dem Allmächtigen vorzuwerfen schien, daß er ein Wesen erschaffen, so elend wie er. »Unter Thränen und Trübsal mein armseliges Brod sauer zu erwerben, dazu bin ich geboren; was liegt daran, ob solch ein Verworfener athmet oder nicht!«

Und es geschah, daß alle die trotzigen Worte Valentins, welche er, während dieses kurzen Zweigesprächs mit dem jungen Knechte Baptieret, in seiner verzweifelnden Heftigkeit ausstieß, gelegentlich in die gerichtliche Archive des Landes eingetragen wurden, in der Absicht, über die Ereignisse, welche auf den Streit dieses verhängnißvollen Abends folgten, Licht zu verbreiten. — Des alten Charlets Sohn aber betrat nimmer wieder den Pachthof von Le Tremblaye!

Valentin irrte sich indessen in seiner Vermuthung, daß die Zankscene mit Felix seine Entlassung von der Mühle zur Folge haben würde. Entweder fand der alte Clerivault darin keinen hinreichenden Grund, mit ihm unzufrieden zu seyn, oder hatte Felix aus Großmuth, oder vielleicht aus Klugheit, unterlassen, eine Klage gegen ihn vorzubringen; wie dem nun sey, als den folgenden Morgen die Arbeitsglocke ertönte, und er wie gewöhnlich mit den andern Arbeitsleuten erschien, so ließ der Aufseher Bernardin nicht eine Silbe fallen, die auch nur im Entferntesten auf das Vorgegangene angespielt hätte. Valentin hatte, seit dem ersten Schimmer des Tages, auf dem Flusse Binsen geschnitten, um, nach besten Kräften, das zerfallene Dach der Hütte auszubessern, aus welcher, flüsterte ihm bange Besorgniß zu, die Seinen nun bald hinaus gewiesen werden sollten; kaum konnte daher der von Arbeit und Hunger Ermattete dem Sturme wechselnder Gefühle Stand bieten, als es ihm Gewißheit wurde, daß seine Unbesonnenheit der kranken und schwachen Mutter wenigstens nicht zu unmittelbarem Verderben erreichte. Ja es bot sich im Laufe des Tages selbst noch ein stärkerer Beweis der, daß die Clerivaults keinen Groll gegen ihn trugen; man mußte nämlich einen vertrauten Boten haben, um die Abschrift eines Kaufkontrakts hinüber nach La Brie zu einem der bedeutendsten Kornhändler zur Unterschrift zu besorgen; und da den gewöhnlichen Geschäftsführer dringende Verrichtungen auf dem Markte in Melun festhielten, so wurde Valentin ausersehen, den Auftrag auszurichten. Nachdem er seine Weisung erhalten hatte, machte er sich daher ungesäumt auf den Weg; und da er möglicherweise erst zu einer späten Stunde der Nacht in Corbeil wieder eintreffen konnte, so wurde festgesetzt, daß er erst am folgenden Morgen Herrn Bernardin Bericht über den Erfolg seiner Sendung abstatten solle, und sich deßhalb eine halbe Stunde früher als zur gewöhnlichen Zeit auf der Mühle einzustellen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Armand wartete den ganzen Abend mit Ungeduld, ob nicht die Gräfin auf einen Augenblick das Feld räumen, und ihm

Gelegenheit geben würde, Theresen allein zu sprechen, aber sie schien die Wünsche des jungen Mannes errathen zu haben und rührte sich nicht von der Stelle. So oft Therese — was ohnehin nur selten der Fall war — sich in das Gespräch mischte, ward sie von der Tante unterbrochen, und das unangenehme Gespräch über die Gegenstände des Tages begann dann von Neuem. Lange ertrug dieß das Mädchen, doch als sich die Scene öfter und peinlicher wiederholte, und Armand, davon schmerzlich betroffen, in seiner Verlegenheit Theresen fragte: ob sie nicht heute wie gewöhnlich die Gesellschaft durch ihren Gesang erfreuen wollte, erwachte der Geist der Spanierin, hastig griff sie nach der Laute und begann, die Gräfin mit Festigkeit anblickend, den ersten Vers des bekannten Liedchens:

Madre, la mi madre,
Guardas mi poneis?
Si jo no me guarda,
No me guardareis.

(Mutter, meine Mutter,
Hüter stellt Ihr mir?
Wenn ich mich nicht hüte,
Wehrt kein Hüter mir.)

Als sie den Vers gesungen, machte Therese der Tante eine Verbeugung, warf einen schmerzlichen, vielsagenden Blick auf Armand und verließ den Garten.

Auch die Gräfin erhob sich jetzt.

»Sie sehen Sennor,« sagte sie mit einem Lächeln, das ihren Verdruß nur schlecht verbarg, »mein Fräulein hat Launen, wie die Mädchen alle. Glücklicherweise scheiterten diese stets an dem festen Willen, sich nicht um solche zu bekümmern, und an der Festigkeit des meinigen hat noch kein Mensch gezweifelt. — Leben Sie wohl!« —

Mit einer kurzen Verbeugung verließ die Gräfin den Garten, und auch Armand suchte sein Zimmer. Lange ging er hier auf und ab. Er faßte hundert Pläne, wie und auf welche Weise er seine Absichten der Gräfin vortragen, und unterstützen solle. Darauf kam er immer wieder zurück, daß dieß nicht mündlich, sondern schriftlich geschehen müsse. Obwohl sich Therese nie entschieden gegen ihn ausgesprochen hatte, so glaubte er doch deren Neigung gewiß zu seyn, aber eben so gewiß erwartete er heftigen Widerstand von Seiten der Gräfin. Der größten Trost gab ihm indeß der Umstand: daß ja doch am Ende Alles von dem Vater Theresens, den ihm das Mädchen als einen sehr würdigen Mann geschildert hatte, abhinge, und der Krieg, der diesem vielleicht nicht gestatten würde, die Hand der Tochter einem feindlichen Offizier zuzusagen, nicht ewig dauern könne. — Erst spät suchte der junge Mann unter Betrachtungen dieser Art sein Lager. —

Kaum war der Morgen angebrochen, als ein Unteroffizier dem jungen Manne den Tagesbefehl überbrachte. »Der Kapitän,« sagte er schmunzelnd, »habe ihm Eile befohlen.« Welch' freudige Ueberraschung! der Tagesbefehl enthielt die Nachricht: daß der Kaiser dem Lieutenant Sacy, der sich bei Durango ausgezeichnet habe, und in Valladolid verwundet worden sey, das Kreuz der Ehrenlegion ertheile.

Kaum war Armand allein im Zimmer, als er der Freude seines Herzens Luft machte.

»Ein gutes Omen!« rief er aus. »Heute treibt der Baum meines Glückes seine schönsten Blüthen! Jetzt rasch ans Werk. Nun an die Gräfin und Theresen geschrieben!« —

Es hieße die Nachsicht des Lesers ermüden, wenn der Erzähler ihm den Inhalt der Briefe wörtlich mittheilen wollte; sie waren so — wie der Leser sie unter ähnlichen Verhältnissen schrieb, und die schöne Leserin sie empfing, oder — möge dieß recht bald geschehen — noch empfangen wird. — Mit einem Worte, es war ein Heirathsantrag, wie solcher nur je freudig niedergeschrieben, und von der gleichgestimmten Empfängerin mit Entzücken gelesen ward. —

Dienstgeschäfte erlaubten Armand heute nicht, dem gemeinschaftlichen Mittagsmahle beizuwohnen, und es war ihm dieß um so angenehmer; wie hätte er auch in der Ungewißheit, in der er sich in Betreff der wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens befand, stundenlang der Gräfin oder Theresen gegenüber verweilen mögen? — Es waren demnach schon mehre Stunden nach Mittag vergangen, ehe Armand in sein Logis zurückkehrte. Mit klopfendem Herzen erbrach er hier ein Antwortsschreiben der Gräfin. Es war kalt, aber höflich, und weder eine Bejahung noch eine Verneinung ausdrückend. »Die Wichtigkeit des Gegenstandes,« schrieb sie, »fordere eine Unterredung, zu welcher gegen Sonnenuntergang sie Armand einladen lassen werde.« (Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

»Unbegreiflicher Mensch,« rief ihm Don Mataro entgegen, »ich bin dein Gefangener mit der ganzen Mannschaft; diese Fregatte ist dein. Gott!« setzte er seufzend hinzu, indem er sich vor die Stirn schlug, »ist es nicht ein Traum?«

»Ist die Mannschaft unterrichtet?« fragte Kalleb. — »Sie ists,« war die Antwort, »du findest sie im Schiffsraum, denn sie suchen die Dunkelheit, daß man die Schamröthe auf ihren Wangen nicht sehe. Deine Leute sind oben, und erwarten deine Befehle.«

Kalleb ging auf das Verdeck, wo er nur noch 15 Mann der Seinigen, verwundet und von Rauch und Pulver geschwärzt, vorfand. Er stieg jetzt in den Schiffsraum hinab, und ließ alle Spanier in Ketten legen. Die unglücklichen, eines bessern Schicksals würdigen Männer weinten vor Wuth, und ihre wilden Blicke, ihre konvulsivisch geballten Fäuste zeigten deutlich, daß, hätte man sie gefragt, ihre Entscheidung anders gelautet haben würde als die ihrer Vorgesetzten. Einer von ihnen stieß den Piraten, der ihnen die Ketten anlegen wollte, nieder, und wurde auf der Stelle ermordet. Zum Glück für Kalleb waren die Uebrigen schon gefesselt, sonst wäre der Sieg ihm vielleicht jetzt noch entrissen worden.

Nach diesem gefahrvollen Werke kehrte Kalleb zum Lieutenant zurück, den er zu trösten suchte, und übernahm dann das Kommando der Fregatte; Asabik ward Kapitän der Schebeke. Alle Beschädigungen wurden schnell ausgebessert, und nach Verlauf einiger Stunden waren beide Schiffe zur Fahrt nach Tunis bereit. Kalleb zeigte sich menschlich, auch die verwundeten Spanier wurden gepflegt, Sahel aber blieb während der ganzen Reise an der Pulverkammer mit den gemessensten Befehlen für den Fall einer Meuterei. Der Einzug in Tunis war noch glänzender als der erste; Kalleb wurde in den Himmel erhoben, und der niedre Fischer galt für den außerordentlichsten Mann der Regentschaft. Sein Muth wuchs mit seinem Glücke, und nach Verlauf einiger Jahre standen zwei Fregatten, zwei Briggs, eine Goelette und eine Schebeke unter seinen Befehlen. Sein Geschwader war das gefürchtetste in ganz Tunis, und selbst der Bei von Tunis begann auf seine Macht eifersüchtig zu werden.

Kalleb war bereits 26 Jahre alt, und ein schöner Mann geworden, ohne daß der Anblick eines Weibes sein Herz bewegt hätte; die zärtlichen Gefühle der Liebe paßten nicht zu seinen männlichen Gesinnungen, seinem rastlosen, abenteuerlichen Leben, denn er hatte weder Muße noch Gelegenheit, an Weiber zu denken.

Auf einer seiner Streifereien an der Küste von Italien bemächtigte er sich indeß ohne Schwertstreich einer Handelsbrigg. Der arme kleine Dreimaster suchte anfangs dem Korsaren zu entschlüpfen, der seine furchtbare Flagge vor ihm entfaltete, als er aber die Unmöglichkeit einsah, hielt er plötzlich still, und erwartete in Geduld sein Schicksal. Das Schiff war gemiethet worden, um einen reichen Genueser mit seiner Gattin und einem Theil seines Vermögens nach Marseille zu führen. Die junge Italienerin zählte ungefähr 20 Jahre; sie war schön, aber sehr bleich und schien zu leiden. Ohne ihre Neigung zu befragen, hatte man sie einem Greis mit unermeßlichem Vermögen vermählt oder vielmehr geopfert. Seit dem Unglückstag, an welchem dieses ungleiche Bündniß geschlossen wurde, kränkelte das junge Weib, Wangen und Lippen bleichten, und das Feuer ihrer Augen erlosch. Um sie zu zerstreuen beschloß der alte Gatte sie nach Frankreich zu führen, und als er den Hafen von Genua verließ, fiel er dem Piraten in die Hände.

Kalleb fühlte sich beim Anblick der reizenden Genueserin tief bewegt; mit ganzer Seele gab er sich den süßen ihm so fremden Empfindungen hin. Der Anblick dieses Weibes entschied über seine Zukunft, sie sollte ihm hinfort Alles seyn; schon traten seine bisherigen Neigungen zu Kampf und Fahrt vor dem neuen mächtigen Gefühl, das ihn durchströmte, in den Hintergrund, und mit Freuden hätte er alle seine Schiffe für einen Blick, für ein Lächeln von dieser Frau gegeben.

Der alte Genueser warf sich zitternd zu Kallebs Füßen, und bot ihm alle Schätze für die Erlaubniß, seine Reise fortsetzen zu dürfen, und auch die junge Frau vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Gatten.

»Weib,« sagte Kalleb mit Feuer, »was du forderst ist unmöglich; verlange meine Schiffe, verlange, daß ich der Laufbahn entsage, auf der ich Reichthum und Ehre gewann, und es sey gewährt, aber dich von mir reißen, hieße mir das Leben rauben! Das Gold gehört der Mannschaft, der Alte kann, wenn er will, seine Reise fortsetzen, du aber bleibst bei mir, und nicht um alles Gold der ganzen Welt lasse ich dich aus meinen Händen!« (Fortsetzung folgt.)

B o j e l d i e u.

Biographische Skizze nach Jules Janin, von C. P. Berly.

(Vorgelesen im Museum am 24. Oktober.)

Wenn Menschen von der Erde gehen, die Spuren zurücklassen, daß sie da gewesen, wird das öffentliche Urtheil laut. Man vernimmt gerne die Erzählung ihrer Geschicke; man folgt ihnen mit rückwärts gewandtem Auge auf dem Lebenswege, sieht ihrer Werke Entstehen, Gedeihen, Erfolg, und begleitet theilnehmend zum Grabe die Hülle des so rege gewesenen, nun entschwundenen, Geistes. Zweierlei Ansichten pflegen dann vorzuwalten: »von den Todten nur Gutes« sagt die Pietät, »von den Todten nur Wahres« bessert der strenge Sinn. Doch das Todtengericht ist nur denen zugedacht und vorbeschieden, die an der Spitze der Völker, oder sonst in einflußreicher Stellung, schwere Verantwortlichkeit auf sich laden, und in der Scheu vor dem verdammenden Spruch Anreiz zur Pflichterfüllung finden müssen. Wer die stilleren Pfade wandelt und auf fremdes Schicksal selten oder nur willenlos einwirkt, hat gerechten Anspruch auf Ruhe bei den Schatten. Aber auch ihm darf der Schmerz nachweinen, und dankbare Anerkennung die Blume der Erinnerung streuen. Wer Vielen Freude gegeben, soll nicht unbeklagt verschwinden. Darum mögen einige Worte über Adrian Bojeldieu hier eine freundliche Aufnahme finden. Der sie dem Museum widmet, — erdrückender Beschäftigung ein paar Augenblicke abgewinnend — hätte gerne einem Kunstverwandten des lieblichen Kompositeurs die Lösung der für den Layen nicht ganz leichten Aufgabe überlassen, aber Niemand hat sich gemeldet, und so mag denn die biographische Skizze, die der geistreiche Janin entworfen hat, in freier Bearbeitung anspruchlos an Ihnen vorübergehen.

Bojeldieu wurde am 15. Dezember 1775 zu Rouen geboren, wo auch Corneille das Licht der Welt erblickte, Corneille, dem jetzt, anderthalb hundert Jahre nach seinem Tode, die Vaterstadt eine Statue von Bronze weiht. Was sie an dem Dichter des Cid versäumt hat, will sie an dem Tonsetzer der weißen Dame gut machen: sie hat eine Deputation nach Paris geschickt, um seine Leiche anzusprechen. Die Wittwe hat die Uebertragung abgelehnt. Bojeldieu ist zu Paris mit zu allgemeiner Theilnahme bestattet worden, als daß man nicht seine sterblichen Reste da lassen sollte, wo er im Leben am besten erkannt, im Tode am rührendsten geehrt wurde.

Doch verbannen wir die düstern Gedanken an Tod und Grab. Als das Herz, das man nun in goldner Kapsel bewahren will, noch in der Brust des Fünfzehnjährigen schlug, als Bojeldieu noch ein naiver aber schon inspirirter Knabe war, bot sich dem Blick ein anderes Schauspiel dar. Sein Vater, ein wohlhabender Bürger von Rouen, liebte die Musik. Damals war die Kunst noch ein innerer Beruf, nicht ein äußeres Gewerbe. Bojeldieu, der Vater, ließ den Sohn sich der Tonkunst ergeben, weil sich die herrschende Neigung verrieth. Der junge Adrian wurde dem Hrn. Broche, dem Kapellmeister der Hauptkirche, in die Lehre vertraut. Meister Broche war ein guter Musikus und ein starker Trinker; gleich rüstig vor der Orgel und in der Wirthsstube; auffahrend und ungeschlacht, wenn er zum Musiziren aufgelegt oder in der Weinlaune war. So war der Lehrer beschaffen, der unsern Bojeldieu in's Zauberreich der Töne einführen sollte. Tischgenosse, Zögling und Diener eines rohen Menschen hatte Adrian viel auszustehen. Manche Anekdote aus dieser Zeit ist aufbewahrt und zeugt von dem derben Sinn des Lehrers, wie von der sanften Gemüthsart des Schülers.

Doch es kommt wenig darauf an, w i e der Unterricht ertheilt wird: die Hauptsache ist, daß er fruchte. Unser Bojeldieu machte reißende Fortschritte, und wenn er die Orgel spielte, war die Gemeinde entzückt. Nicht lange und er emanzipirte sich. Gretry's Blaubart war die erste Oper, die er hörte. Von dem Augenblick an war seine Leidenschaft entzündet, seine Bestimmung entschieden. Er beschloß, sich der Komposition zu widmen. Man hatte ihm gesagt, Paris sey die Hauptstadt der Musik: sofort macht er sich auf den Weg, allein, zu Fuß, mit achtzehn Franken in der Tasche, achtzehn Franken, die er mit Klavierstimmen verdient hat. Es war neun Uhr Abends, als er aufbrach; unterwegs kommt er am Gartenhaus seines Vaters vorbei: er geht hinein; man begrüßt ihn freudig und fragt, was ihn herführe; er antwortet unbestimmt, fühlt, daß er sich verrathen wird, und eilt fort, ohne Hut, um keinen Verdacht zu erregen; schon ist er wieder auf der Landstraße; von Zeit zu Zeit wendet er den Kopf zurück oder erhebt ihn zu den Sternen, die so hold zu lächeln scheinen. Was soll ihm der Hut? ihn deckt ja der Himmel. So verfolgt er seinen Weg, fröhlich singend, und, Gott weiß was, träumend. Endlich ist er zu Paris. Wer malt den Eindruck, den die große Stadt auf den Ankömmling macht? Allein, unbekannt, in der lebenvollen Wüste; keine liebe Stimme, die dich grüßt, kein freundlicher Blick, der dich erkennt; ganz verlassen in dem Lärm, in der wilden Bewegung; da ist Niemand, der dir wohl will, Niemand, dem du auch nur zu Last fielest. Und doch ist's ein schöner Moment, wenn man zuerst in diese Mauern tritt,

zwischen dem Wagen des Pairs nnd der Butte des Lumpensammlers. Guter Freund — sagt man da zu sich selbst — du mußt doch deinen Weg machen zwischen den beiden Klippen. Komm' nicht der Butte zu nahe, du würdest dich sonst beschmutzen; aber auch vom Wagen halte dich hübsch ferne, er könnte dich umfahren; vor allem aber bleib' nicht stehen, sonst wirst du beschmutzt und umgefahren zugleich. Man kann sich denken, der junge Bojeldieu ist diesem ersten Pariser Rausch nicht entgangen. Paris stieg ihm in den Kopf und in's Herz. O, dachte er, als ihn der tosende Lärm zur Besinnung kommen ließ, hier will ich es schon weit bringen. Und ohne sich lange umzusehen, kehrte er in einem Wirthshause der Straße St. Denis ein. Er hatte vierzehn Jahre und achtzehn Franken mitgebracht — zwei armselige Hülfsquellen für einen jungen Menschen zu Paris. Aber warum sollte er nicht der Vorsehung trauen? Dießmal indessen war des guten Adrian Vorsehung eine alte Wirthin, die ihn, als sie merkte, daß er seine achtzehn Franken ausgegeben hatte und nun auf die vierzehn Jahre reduzirt war, ohne Umstände auf die Straße setzte. Er sollte lernen, was Hunger, Elend, Verlassenheit ist. Traurige Lektion, nur zu oft den Leuten von Genie gegeben, und wahrlich mit Muth erlernt und getragen, wenn sie nur in Zeiten noch kommt; denn wann die Jahre schwer auf uns lasten, hilft die Lektion nichts mehr; man stirbt nur daran.

Wir können, ohne in ein Detail zu gehen, wozu hier die Zeit fehlt, nicht erzählen, wie wunderbar der junge Bojeldieu aus einem Zustand, der an Verzweiflung gränzte, gerettet ward. Hr. Mollien, heute als Graf Mollien Pair von Frankreich, nahm sich seiner an. Sorgenfrei konnte er seiner Neigung zur Musik nachhängen. Mit Ehrfurcht suchte er die Bekanntschaft der damals ausgezeichnetesten Meister. Cherubini, Mehul, Catel regierten zu der Zeit die Oper. Bojeldieu wußte bald alle gute Musik auswendig. Nach einem Jahr kam er nach Rouen zum Besuch. Sein Vater fand ihn sehr avanzirt: er schrieb ihm die Worte zu zwei Opern, und Bojeldieu's erste Kompositionen kamen in seiner Geburtsstadt zur Aufführung. Mehrere Jahre nachher, als er auch zu Paris schon drei Opern und sehr viele Romanzen komponirt hatte, kam ihm die Ueberzeugung, daß er die Regeln der Tonsetzkunst noch nicht genugsam kenne. Sofort entschloß er sich ohne Umstände, noch in die Schule zu gehen: er trat als Zögling in's Konservatorium. »Da seht ihr nun,« sagten einige Professoren — »daß der Bojeldieu, so beliebt er auch beim Publikum seyn mag, doch nur ein Musikus am Piano ist!« — Einer aber, der es hörte, versetzte: »Nehmt euch in Acht — der Klavierspieler wird noch manchen von euch verdunkeln.« Wer war wohl Bojeldieu's Lehrer beim Konservatorium? Es war Cherubini. Seit jener Zeit sind kaum 36 Jahre vorübergerollt — und welche Jahre! — und schon ist das Requiem des Meisters an dem Grabe des Schülers gesungen worden. Das ist das Traurige bei jeder Biographie: der Erzähler mag sich wehren, wie er will — Ruhm, Glück, Jugend, Schönheit, — er mag sich gefallen, sie zu schildern — immer muß er zum letzten Augenblick kommen. Der düstre Ausgang wirft seinen Schatten auf die ganze Lebensbahn.

Im Jahr 1800 komponirte Bojeldieu zwei Opern, die seinen Ruhm über Europa verbreiteten: »Benjowsky« und den »Kalifen von Bagdad.« Sein Talent hatte die glückliche Richtung, wodurch jeder neue Versuch zu einem Fortschritt wird. Häusliches Mißgeschick, dieser nagende Wurm an dem Künstlerherzen, erreichte den guten Bojeldieu, als ihn sein Vaterland schon zu den ersten Musikern zählte. Er verließ Paris, wo ihn der Ruhm nicht für manche trübe Erfahrung entschädigen konnte. Er reis'te 1806 nach Petersburg, damals das Ziel aller Virtuosen. Zu Memel traf er mit Hummel zusammen, der ihm die beste Aufnahme am kaiserlichen Hofe voraussagte. Wirklich erhielt er noch auf dem Weg nach der russischen Hauptstadt seine Ernennung zum Kapellmeister. Kaum angekommen, wird er in's Theater von Hermitage eingeladen; der Kalif wurde gegeben. Bojeldieu stand im Orchester. Er hörte zu und wagte nicht, sich umzusehen. Alexander, dicht hinter ihm, applaudirte jedes Tonstück. Dieser schmeichelhafte Empfang wurde bald bekannt. Man huldigte dem Künstler, man ehrte sein schönes Talent. Er komponirte zu Petersburg viele Militärmusik für die Garde und sieben Opern, worunter Aline, Königin von Golkonda, nach Boufler's köstlicher Erzählung, und Telemaque, die vorzüglicheren sind. Im Jahr 1811, als der Krieg auszubrechen drohte, ging Bojeldieu nach Frankreich zurück. Von seinen spätern Kompositionen haben Johann von Paris und die weiße Dame den meisten Ruf; seine letzte Oper, »die zwei Nächte« ist vom Jahr 1829. Sie soll nach dem Urtheil der Kenner den früheren nicht nachstehen, allein der Beifall war gering und Bojeldieu fühlte, daß es Zeit sey, aufzuhören.

Der Künstler hat nur wenige schöne Tage in seinem Leben, und in seine schönsten Tage fallen oft auch die herbsten Leiden. Kommen, sich zeigen, und siegen, dieß sind des Künstlers drei große Worte: wenn er nun aber gesiegt hat, was dann? Immer wieder von neuem siegen; kämpfen, nicht mehr gegen die Gleichgültigkeit des Publikums, sondern gegen die eigenen Erfolge; die Werke aus der Jugendzeit übertreffen und doch den jugendlichen Geist festhalten in den Jahren der Reife. O die Jugend, sie ist des Künstlers wahres, eigenes Leben, sie ist seines Daseyns Fülle und Krone. Wer Jugend nennt, der nennt Liebe, Hoffnung, Selbstvertrauen, alle Tugenden, alle Eigenschaften, die Meisterstücke hervorbringen. Wenn der Künstler altert, wenn ihm die Wange bleicht, wenn der innere Feind, die Krankheit — ein Jeder hat die seine — ihn um reine Genüsse betrügt, — dann ist's vorbei mit der Kunst, mit der Leidenschaft, mit dem Feuer des Schaffens, mit der Begeisterung, die Berge ebnet, Thäler ausfüllt, den Himmel öffnet. Dann ist der Frühling geflohen sammt dem Sommer, dem Herbst und dem Winter — denn alle Jahreszeiten sind schön in der Jugend und die Kunst erheitert den düstersten Tag.

Traurig ist das Loos des Künstlers, der, wie Bojeldieu, leidend und hinfällig der letzten Stunde wartet. Glücklich der, den der Tod mit einem Streiche trifft und niederwirft. Glücklich die Saite der Lyra, die springt, nicht abgespannt wird. Ist nicht in Bojeldieu's ehrenreiches Leben mancher herbe Schmerz gedrungen? Bei so lebhafter Einbildungskraft waren Freude und Gram gleich mächtig: die Seele hat den Körper zu bald nur aufgebraucht; die Spuren der Krankheit, die ihn zuletzt fortnahm, hatten sich lange zuvor gezeigt und nahmen gar manche Formen an. Ein schweres Brustleiden raubte ihm die sanfte Stimme, mit der er sich alle seine Arien vorsang, bevor er sie niederschrieb. Vergebens suchte er mildere Lüfte, vergebens den heiteren Himmel der Pyrenäen. Der Faden war lange schon locker geworden — er zerriß, und Bojeldieu war nicht mehr. Seine letzten Jahre brachte er sorgenfrei hin. Gespart hat er nicht viel. Das schönste Erbstück aber, das er dem Sohne hinterlassen, ist sein Ruhm.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bavrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 171. 28. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden, Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly Magazine.«

(Fortsetzung.)

Wohl ertönte zur gewöhnlichen Zeit die Arbeitsglocke, allein kein Valentin erschien. Die jüngern Leute in Clerivaults Diensten machten ihre Glossen darüber, und scherzten unter einander, und schwuren, der nüchterne Valentin müsse doch einmal über die Schnur gehauen haben, und sich auf dem Wege verweilen. Gegen Abend sendete Bernardin einen Boten nach Charlet's Hütte ab, um nachfragen zu lassen — aber kein Valentin hatte sich sehen lassen.

Ehe es Nacht wurde wußte man alles! — Ehe es Nacht wurde versammelte sich die öffentliche Behörde, und ein procès-verbal wurde aufgenommen über den Körper des unglücklichen Valentin's, den man im Walde von Senart an einem Baum erhängt gefunden. Er hatte sich selbst entleibt! — Allgemeine Theilnahme erweckte es, daß, während der Untersuchung, der junge Clerivault, welcher sich als die unabsichtliche Ursache dieses Unglücks ansehen mußte, bleich wie der Tod war, und von seinen Gefühlen völlig übermannt zu seyn schien. — —

Doch wenn ein Felix schon über den Dahingegangenen trauerte, wie groß mußte erst der Schmerz derjenigen seyn, die er so zärtlich liebte — und die ihm mit so heißer Liebe vergalt? Wie groß der Jammer Manettens, als sie erfuhr, daß der, für den sie alles geopfert hätte, sich des Verbrechens des Selbstmordes schuldig gemacht, und sie jetzo allein stand im Kampfe mit den Mühseligkeiten des Lebens! — — Und als der erste Schimmer des Morgens aufdämmerte, welcher dem Tag folgte, an dem Valentin's Leichnam im Walde gefunden, und, nach dem gewöhnlichen Gebrauch, von der Maréchaussée von Corbeil in seines Vaters Wohnung gebracht worden, bevor er dem Schooße der Erde übergeben werden sollte, machte sie sich auf nach der Hütte des alten Charlets, um die Lebenden zu trösten, und dem Geschiedenen den Zoll ihres Schmerzes darzubringen.

Es war ein herzzerreißender Anblick! — Da stand die ärmliche Hütte, einsam in der Mitte der grünen Wiesen am Ufer der Seine, gleich einem Wrack in offner See — diese ärmliche Hütte, deren einzige Stütze gebrochen — dieser Zufluchtsort, dessen Bewohnern kein Beistand mehr blieb, Keiner, der für ihre Bedürfnisse sorgte, Keiner, der ihre Thränen trocknete! Mathurin's Tochter hob leise die Klinke, so leise, als ob eine Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, daß ein Auge unter Charlet's Dach sich bei solchem Ereigniß dem Schlummer hätte hingeben können; und mit der Ruhe der Verzweiflung betrat sie das Haus des Jammers.

Und jammervoll, in der That, war das Schauspiel, das sich ihrem Anblick bot! Auf dem einzigen, ärmlichen Bette lag die gelähmte Mutter, ihr Gesicht in die Kleider verhüllt, damit ihr Blick nicht den entstellten Leichnam ihres Erstgebornen treffe — die Matratze, welche den Kindern gewöhnlich als Bett diente, hatte der arme Fährmann schon verkauft, um mit dem Erlös seinem Sohn ein anständiges Begräbniß zu sichern. Dort, auf den nämlichen Binsen, welche er mit eigner Hand zu so verschiedenem Gebrauch geschnitten, lag der bleichfarbige Körper Valentin's! — während seine kleineren Geschwister, ihres Schlummers beraubt, furchtsam in einem Winkel zusammen gekauert saßen, und mit starrer Verwunderung betrachteten, was um sie her vorging. Der sorgenlose Charlet, den Mangel und Noth sonst wenig kümmerten, saß nun da, mit zur Brust gesenktem Haupte, und hob kaum die Augen in die Höhe als Manette eintrat; und erst als sie dicht vor ihm stand, zu seinen Füßen sich niederwarf, ihn »Vater« nannte, und sich selbst als die Urheberin all des Unheils anklagte, schien der unglückliche Mann zu einigem Bewußtseyn zurückzukehren.

»Lebte er noch, so würde ich Eure Tochter geworden seyn,« sprach Manette, indem sie ihr weinendes Antlitz auf seine Knie senkte, »und dann wäre alles Euer gewesen was ich besitze! Nehmt es jetzo an, Charlet, um seinetwillen,« fuhr sie fort, und drückte einen kleinen Beutel in seine Hand, welcher ihre und Justinens Ersparnisse enthielt. »Nehmt es jetzo an, da es Euch nützen kann; für mich haben von nun die Güter dieser Welt keinen Werth mehr.« Und ein Strom bitterer Thränen floß ihren Wangen herab, während die Kleinen, die von Valentin gelehrt worden, Manetten zu lieben, aus ihrem Winkel hervorkrochen, sich an ihr Kleid anklammerten, und ihr zulispelten, sich zu beruhigen, denn der Bruder wäre gewißlich bei Gott!

»Ja, das ist er!« rief der gebeugte alte Mann, mit heiserer Stimme. »Der, dessen Verlust diese Kleinen mehr als vaterlos macht, um den die ergrauten Eltern, denen er nie, niemals den geringsten Kummer verursachte, nun ewig trauern müssen, — der muß bei Gott seyn. Mag auch mein Kind vor Gottes Richterstuhl erscheinen mit dem Verbrechen des Selbstmords auf der Seele; mag auch mein Valentin, der niemals einem Sterblichen Leid zufügte, versucht worden seyn, die Hand gegen sein eignes kostbares Leben zu erheben, — der Himmel richtet anders als wir! Der Himmel war Zeuge der Sorgen, der Prüfungen, der Kämpfe meines seligen Valentins, und weiß, wozu ein verwirrter Sinn und ein gebrochenes Herz, den Menschen verleiten kann! Der zärtliche Sohn — der gute Bruder — der gute Christ wird Erbarmen finden! Der Himmel wird ihm vergeben!«

»Warum, warum hat er uns verlassen?« jammerte Mathurins Tochter, indem sie sich erhob und nach dem Leichnam hinwankte. »Oh! Valentin! Valentin! warum hast du mich verlassen?« Und das Tuch wegziehend, mit welchem des Vaters fromme Sorgfalt das Antlitz des Geschiedenen verhüllt

hatte, drückte sie einen heißen Kuß auf die erstarrten Lippen dessen, der ihr Gatte hätte werden sollen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre der Hütte, und hereintraten Vater und Schwester, welche, Manetten im Pachthofe vermissend, und wohl vermuthend, welchen Weg sie eingeschlagen, herbeieilten, um sie aufzusuchen. Mathurins Zorn gegen den Verstorbenen war verraucht, und anstatt unzufrieden über das Betragen seiner Tochter zu seyn, näherte er sich nicht nur allein mit thränenschweren Augen dem Lager des Todten, um den Leichnam ihres unglücklichen Geliebten mit geweihtem Wasser zu besprengen, sondern bat Charlet sogar um Erlaubniß, den Verstorbenen zur letzten Ruhestätte begleiten zu dürfen. Und als es nun an der Zeit war, die sterblichen Ueberreste des treuen und warmen Valentins nach dem Kirchhof von St. Germain, in die für Arme bestimmte Umzäunung zu geleiten, versammelten sich seine Kameraden, und trugen sie hinaus auf ihren Schultern; und groß war die Zahl der Gefährten und Freunde, welche dem Trauerzug folgten, und ihr vereinter Schmerz stieg empor gleich einem Sühnopfer, die Gnade des Barmherzigen für den Selbstmörder zu erflehen! — — — (Fortsetzung folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von E. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Mit großnn Schritten maß indessen der junge Mann sein Zimmer. Er konnte kaum die ihm bestimmte Zeit erwarten, und dennoch war es, als ob ihn ein unheimliches Gefühl beschleichen wolle, so oft er die von seiner Kugel durchbohrte Thür des Wandschranks von ungefähr anblickte. Zwar konnte er sich keine genaue Rechenschaft über diese unangenehme Empfindung ablegen, zwar suchte er sich immer mehr zu überreden, der Vorgang jener Nacht sey nichts, als ein ungewöhnlich lebhafter Traum gewesen, aber — jenes drückende Gefühl ließ sich nicht verscheuchen. — Endlich nahte der Abend und ein alter Diener der Gräfin trat ins Zimmer. Er zeigte unter vielen Bücklingen an: daß der „Sennor official“ von der Gräfin erwartet würde. Auf Befragen: ob Fräulein Therese bei ihr sey? erwiderte er: daß Letztere sich seit Mittag unwohl und auf ihrem Zimmer befinde. —

Armand begleitete nun den Diener, und wollte eben in den Korridor einbiegen, den er so oft durchschritten hatte, als der Alte dem Jünglinge hastig vorstellte: wie seine Herrin sich, um jede Störung zu vermeiden, in ein anderes Lokal begeben habe, wohin er den werthen Sennor zu bringen Befehl habe. — Nachdem Beide mehre Treppen auf- und abgestiegen waren, wollte es Armand bedünken, daß er die Gränzen des Seitengebäudes bereits überschritten haben müßte, und sich in dem anstoßenden Palaste der Inquisition befände, und auf die deßhalb an den Alten gerichteten Fragen erklärte dieser: wie dieß allerdings der Fall sey, indem er noch hinzufügte: daß Se. Eminenz, als sie mit ihrem Klerus abgereis't wären, die Frau Gräfin ersucht hätten, die Aufsicht über ihre Wohnung zu übernehmen.

War es das Wort: Inquisition, oder das oben angeführte in verstärktem Grade rückkehrende unheimliche Gefühl, genug, Armand griff unwillkürlich nach dem Degen, so wie nach dem Terzerol, welches sein Portefeuille barg, und trat, als er beides an dem gehörigen Orte fühlte, ruhig in ein, ihm von dem Diener geöffnetes weitläuftiges Gemach. Der Diener verließ ihn sodann, mit dem Versichern, daß Sennora augenblicklich erscheinen würde, und nun hatte Armand Zeit, das Lokal, in dem er sich befand, gehörig zu betrachten. Das Zimmer war altfränkisch, aber mit Pracht ausgeschmückt: Stühle, Sopha und Wände waren mit gelbem Sammet bekleidet. Letztere erschienen fast von der Höhe des mit Stukkaturarbeit verzierten Plafonds an, bis zu dem boisirten Lambris mit Oelgemälden geschmückt, die, wenn auch durchaus nicht freundlich ins Auge fallend, doch von Kunstwerth zeugten. Der Geschmack, der bei ihrer Auswahl gewaltet, war jedenfalls ein höchst seltsamer gewesen, und die Phantasie Dessen, der diese Bilder, gleichviel, ob sie auch der Pinsel eines Morillo oder Zurbaran erzeugte, stets vor Augen haben konnte, mußte eine düstere und wilde, an furchtbaren Gegenständen gewöhnte seyn. Außer einer Mater dolorosa von höchster Schönheit und einigen dunkeln felsigen Landschaften von Salvator Rosa, hatten die übrigen Gemälde alle, mehr oder weniger, auf die Inquisition Bezug. Hier, in einer rauhen, nächtlichen Gegend, suchten zwei raublechzende Wölfe ein schwarz und weiß geschecktes Lamm zu beschleichen, fuhren aber von den Feuerstrahlen, die aus den Augen des letztern schossen, scheu zurück. „A tergo lupi, a fronte praecipitium!“ stand unter dem Bilde. — Dicht zur Seite des Gemäldes hing ein zweites. — Von der Spitze eines Felsens schoß ein Bartgeier herab; eben war er im Begriff, ein schlafendes Kind mit Schnabel und Klauen zu erfassen, als ein über ihm schwebender Adler dem Räuber die starken Fänge ins Genick schlug. „Hoc pugnatur!“ sagte die Unterschrift. — Weit widrigere Anblicke boten die historischen Gemälde dar. Auf dem einen kreuzigten eine Anzahl Juden, in deren Blicken die Mordlust brannte, ein Christenkind. Auf dem zweiten verbrannten die Mörder den kleinen Leichnam. Auf dem dritten wurden sie selbst verbrannt *). — Es hieße den Leser ermüden, wenn wir ihm alle die Gegenstände einzeln aufzählen wollten, welche Armand in jener Stunde zu betrachten Gelegenheit hatte, und es genügt wohl, wenn wir beifügen, daß die Seelenstimmung, in der er sich ohnehin schon befand, dadurch eben nicht heiterer wurde. —

So düster aber auch die Ausschmückung des Zimmers war, so war der Ausdruck einer stillen, düstern Pracht dennoch nicht abzuläugnen, ja letztere erstreckte sich sogar auf den, von dem eisenfesten, dunkelbraunen Holze der Encinnaeiche gefertigten, farbig parkettirten und geschnörkelten Fußboden, den hundert Arabesken durchzogen, und von dem nur ein großes Viereck vor dem Sopha — vielleicht weil solches sonst gewöhnlich mit einem Teppich bedeckt zu werden pflegte — leer gelassen worden war. —

Nachdem Armand fast eine Viertelstunde geharrt, erschien die Gräfin. Sie trug den Brief des jungen Mannes offen in ihrer Hand. Ihr Blick war freundlicher als gewöhnlich.

»Setzen Sie Sich zu mir her, Herr von Sacy!« sagte sie, indem sie auf dem Sopha Platz nahm. »Nein, hierher!« fügte sie lächelnd hinzu, als der junge Mann sich zur Seite der Ottomane niederlassen wollte, indem sie einen Sessel vor sich hinschob. »Sie müssen Sich mir gerade gegenüber setzen; kapitulirende Mächte müssen sich fest ins Auge fassen.«

Armand nahm ehrerbietig auf einem Taburet, mitten auf dem Viereck des Bodens, vor dem Sopha Platz.

»Herr von Sacy!« sagte die Gräfin nach einer Pause. »Wären die Zeiten in ihrem gewöhnlichen Laufe, so würde ich den in diesem Briefe bezeichneten Antrag, einen für meine Nichte ehrenvollen, ja, warum soll ich es läugnen, sogar einen erwünschten nennen. Sie stammen von einem der ältesten französischen Geschlechter, der Name Ihres Hauses wird in der Geschichte der Kriege und der Kabinette mit Ruhm ge-

---

*) Unter den Arkaden der Kathedrale zu Toledo, hinten nach dem kleinen Höfchen hinaus, sieht der Reisende diese Gegenstände al fresco gemalt.

nannt, Sie sind selbstständig, besitzen Vermögen; und — Sie sehen, ich spreche mit Aufrichtigkeit — sind, wie ich glaube, meiner Nichte nicht gleichgültig. — Auch Therese ist eines Gatten Ihres Standes nicht unwerth: sie ist von altem spanischen Adel, nicht arm, ist hübsch und talentvoll, mithin die Parthie in jeder Hinsicht gleich.«

»O wie gnädig, Frau Gräfin, sehen Sie — «

»Unterbrechen Sie mich nicht, Herr von Sacy!« sagte die Gräfin kalt. »Ich sprach von dem Laufe gewöhnlicher Zeiten, die Zeiten aber, in denen wir leben, sind keine gewöhnlichen. — Ein unerhörtes Verbrechen ist geschehen, ein Völkermord ist von dem Manne begangen worden, der ausgerüstet mit der List und der Gewalt eines Dämons der Hölle, auf Frankreichs Throne sitzt. Verkennen Sie mich nicht, mein Herr, und rechnen Sie mich nicht zu den kleinen Seelen, welche die großen Talente jenes Mannes läugnen. Diese zu bestreiten, heißt das Licht der Sonne, oder vielmehr den Glanz des Blitzstrahls bestreiten wollen. Wäre er nicht Der, der er ist, Sie alle wären mit Schimpf und Schande schon über die Pyrenäen zurück getrieben worden. Ein kleiner Mensch wagt nicht den Gedanken, Spanien ins Joch zu zwingen. — Er aber hat ihn gewagt. Indeß hat er ihn nicht gewagt wie ein König, er hat ihn gewagt wie ein Mörder. Wie ein Dieb, der, da er sich überzeugte, daß er die wohlverwahrte Hausthür nicht zu erbrechen im Stande sey, bei Tage sich ins Haus schleicht, so hat jener Mensch als Schiedsrichter zwischen unsere Könige, zwischen Vater und Sohn sich eingeschlichen, er hat dann nach der unbewahrten Krone, dem goldnen Reife Karls V., mit Räuberhand gegriffen, und solche einem Knechte aufs Haupt gesetzt. — War er bloß Krieger, bloß Eroberer, gelüstete ihm nach dem Königstitel Spaniens, warum kündigte er nicht Spanien den Krieg an, stieß dann, vom Kriegsglück begünstigt, die Bourbons von dem väterlichen Throne und setzte sich darauf. Ein Schlimmeres haben ja die Mauren einst auch nicht gethan, und Boabdil erfuhr von Ferdinand und Isabelle auch nichts Schlimmeres. Sie waren Feinde; das ist Alles. — Doch Er! zuerst schlich er sich ein im tiefsten Frieden; im Frieden ließ er zu Madrid durch Murat die Spanier niedermetzeln, dann gab er uns den lächerlichen Schwächling, der uns regieren sollte, und zuletzt — dieß war das ärgste — verführte er Spanier, gegen ihr Vaterland zu streiten. — Sie sehen, das ist kein gewöhnlicher Krieg, der da geführt wird durch Soldaten; hier kämpft Volk gegen Volk, und Schande dem Sohne, der Tochter des Vaterlandes, die mit dem Feinde eher ihren Frieden schließen, bis daß das Vaterland ihn geschlossen hat.«

»Verstehe ich Sie recht, Frau Gräfin,« fiel Armand ein, »so könnte eine Verbindung zwischen Theresen und mir erst nach dem Frieden — «

»Sie mißverstehn mich gänzlich!« sagte die Gräfin rasch. »Heute, in dieser Stunde noch muß es entschieden seyn, ob Sie je Theresens Gatte werden können! — Nur ein Ja! haben Sie zu sagen, nur eine Bedingung zu erfüllen, und wenn Sie wollen, so legt noch heute ein Priester Ihre Hände in einander. — Ich hafte für Alles.« —

»Und diese Bedingung?« fragte Armand erstaunt und überrascht. (Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

Seufzend hörte der Genueser die Worte an, die nur zu deutlich waren; der Pirat liebte seine Gattin, und wollte sie ihm entreißen. Das Blut stieg ihm in die Wangen, und entschlossen sprach er: »Das geschieht nicht, nimmermehr wirst du zwei Gatten trennen, die sich lieben.« — Die junge Frau schwieg.

»Ich bin nicht an Widerstand gewohnt,« entgegnete Kalleb; »dir, Greis, schenke ich die Freiheit, doch bedenke, daß auch meine Großmuth ihr Ziel hat. Nehmt das Gold,« fuhr er, zu seinen Leuten gewendet, fort, »ich schenke es euch! und nun faßte er mit starkem Arm die schöne Italienerin, und trug sie in sein Boot.

Der alte Genueser erschöpfte sich in unmächtiger Wuth, leicht hielt man den schwachen Greis zurück, und als im Boot Alles in Ordnung war, überließ man ihn seinem Schmerz. Die junge Frau schien sich in ihr Schicksal zu ergeben; sie vergoß keine Thräne. Bald hatte das Boot die Fregatte erreicht; das genuesische Schiff lag noch unbeweglich, und der Greis überbot sich in Anerbietungen für die Freiheit seiner geliebten Constanze.

»Ich habe es dir gesagt,« rief ihm Kalleb zu, »nicht um alles Gold in der Welt erhältst du sie zurück; segle jetzt nach Marseille oder nach Genua, wohin du willst, oder ich bohre dich in den Grund!«

Der Alte wollte noch weiter sprechen, aber eine Kugel, die eine der Raaen zerschlug, belehrte den Kapitän, daß Kalleb nicht vergebens drohe, er wendete also sein Schiff und steuerte nach Genua; das Jammergeschrei des unglücklichen Greises ward immer schwächer, und verhallte endlich in weiter Ferne.

Constanze wurde in die Kajüte des Kommandanten gebracht. — »Dieß Gemach gehört dein,« sagte Kalleb, »und Niemand wird es ohne deinen Befehl betreten; sogar ich selbst entferne mich, wenn du es verlangst, obschon dein Anblick mir unnennbares Vergnügen gewährt.

Statt aller Antwort zog die Italienerin den Schleier über das Gesicht; Kalleb verstand, was sie sagen wollte und entfernte sich. Constanze blieb allein und ihren Betrachtungen überlassen, zu denen diese plötzliche Veränderung ihrer Lage sie aufforderte. Sie war sich selbst ein Räthsel, denn sie wußte sich das Gefühl nicht zu erklären, das sie beherrschte: es war eine Mischung von Schrecken und Freude, sie fühlte sich beruhigt wider ihren Willen, sie empfand eine geheime Zufriedenheit, und dennoch erschrack sie, wenn sie ihr Geschick überdachte. Constanze liebte ihren Gatten nicht, . . . aber der Name Pirat hatte denn doch etwas Zurückstoßendes.

Kalleb saß indeß, die lange Pfeife im Munde, träumend auf der Wachtbank; er hatte seine Kajüte der schönen Constanze abgetreten und war daran, eine andere zu suchen. Die strengsten Befehle wurden gegeben, die schöne Gefangene mit der größten Achtung zu behandeln; Constanze seufzte anfangs über ihre Lage, allein so viele Aufmerksamkeit beruhigte sie endlich. Oft hatte sie sagen hören, daß es auch unter Piraten menschlich fühlende Wesen gäbe, und so konnte sie sich das Benehmen Kallebs nicht anders erklären, als daß sie vermuthete, sie habe ihm Liebe eingeflößt. Die Frauen sind mitleidig, neugierig und erkenntlich, es darf also nicht befremden, wenn Constanze den Mann, der schon ziemliche Fortschritte in ihrer Achtung gemacht hatte, zu prüfen wünschte, ob er Vertrauen verdiene.

Am andern Morgen warf sich Kalleb in seine reichsten Kleider und wand einen kostbaren weißen Kaschemir um sein Haupt; ein Schiffsjunge hatte ihn bereits bei der schönen Italienerin gemeldet, als er sich aber der Kajüte näherte und die Thüre öffnete, fühlte unser Held ein Beben, das er nicht zu bemeistern im Stande war. Die junge Dame konnte ein Lächeln nicht verbergen, als sie die Verwirrung Kallebs sah,

und dieser fühlte sich durch eben dieses Lächeln, das er zu seinen Gunsten deutete, ermuthigt.

»Schöne Constanze,« hub er an, »ich fürchtete von den Vorfällen des vergangenen Tages traurige Folgen für deine Gesundheit, allein zu meiner großen Freude sehe ich, daß meine Besorgniß grundlos war.«

Die junge Italienerin zeigte sich gerührt von der Theilnahme Kallebs und dieser wiederholte ihr die Versicherungen seiner innigsten Anhänglichkeit. »Du bist die Herrin meines Lebens, meines Odems,« sagte er; »verzeihe mir die Gewalt die ich anwendete, um dich hieher zu bringen. Ich bin Pirat, es ist wahr, aber dieser Stand ist in meinem Vaterlande nicht, wie bei den Christen, verabscheut, sondern geehrt; ihm verdanke ich deinen Besitz, und nur mit meinem Leben soll man dich mir entreißen!«

Diese letzten Worte, mit allem Feuer der Leidenschaft gesprochen, trafen das Herz der Italienerin. Sie schlug die Augen nieder und hohe Röthe färbte ihre Wangen; ihr Busen hob sich, und sie wußte nicht wohin sie sich wenden sollte, um den glühenden Blicken Kallebs auszuweichen, die ihre Verwirrung nur noch vermehrten.

In diesem Augenblick tönte es vom Mastkorbe herab: »Ein Schiff! ein Schiff!« Kalleb war genöthigt die Kajüte zu verlassen und auf das Verdeck zu steigen. Es war ein Kauffahrer, leicht hätte man ihn nehmen können, aber unser Pirat eilte nach Tunis und befahl, nicht von der Richtung abzuweichen.

Als Kalleb in den Hafen von Tunis einlief, war man nicht wenig erstaunt, ihn ohne Prise heimkehren zu sehen. Sonst wohl hätte er sich geschämt, den gewöhnlichen Triumph entbehren zu müssen, allein jetzt war ihm wenig am Gepränge gelegen, denn sein Glück ruhte in seinem Herzen und mehr als jemals war er mit seiner Beute zufrieden. Während der Nacht führte er die schöne Italienerin auf das Landhaus eines seiner Freunde, bei dem er einige Tage blieb, um eine ähnliche am Meer gelegene Besitzung zu kaufen. Er dachte bei der Wahl der Lage weniger an sich als an Constanze, an der er eine besondere Vorliebe für die Aussicht auf das Meer wahrgenommen hatte, das ihm selbst jetzt doppelt lieb geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Braunschweig, den 22. Oktober.

Für die nächsten Leser Ihres weitverbreiteten Blattes dürfte wohl auch eine kleine Notiz von dem hiesigen Gastspiele der Dem. Clara Hirschmann um so interessanter seyn, als dieselbe, wie wir vernehmen, schon im künftigen Monate auch in Frankfurt a. M. gastiren wird.

Sie erschien als Donna Diana, Königin von 16 Jahren, Julia in »Romeo und Julia«, Leopoldine im »besten Ton« und endlich als Jungfrau von Orleans.

Hier das Resultat unserer Bemerkungen über diese junge Künstlerin:

Unstreitig gehört Dem. H. mit zu den seltensten Erscheinungen unter den heutigen Bühnendamen; uns wenigstens ist kein jugendliches Talent bekannt, von dem sie an Gaben des Körpers wie des Geistes und Gemüthes übertroffen würde. Mit großer Meisterschaft weiß sie bereits die verschiedensten Charaktere zu handhaben, und dabei alle in ein poetisches Gewand zu kleiden, alle mit holder Grazie zu umgeben. Besonders wohlthuend und befriedigend ist die Klarheit, Bestimmtheit und Sicherheit, womit sie ihre Leistungen durchführt. In Ton, Sprache, Haltung und Geberden verräth auch nichts die kleinste Spur von Verlegenheit oder Zweifel. Der Kenner, mit den Schwierigkeiten einer solchen Durchführung vertraut, und wohl wissend, daß sie das tiefste Studium, den beharrlichsten Fleiß, das anhaltendste Einüben voraussetzt, zollt diesen Bemühungen seinen Dank auch um so williger, als sie durchaus nicht sichtbar werden, und sich das ganze Spiel vor seinen Augen mit Anmuth und Leichtigkeit entfaltet. Darum aber und weil Dem. H., nur der Wahrheit und Natur huldigend, alles Effekthaschen verschmäht, werden auch ihre Darstellungen überall mehr dem Eingeweihten als dem Laien zusagen, und man darf mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der Beifall ihr allenthalben nach Maßgabe der Bildung des Publikums gezollt wird. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß sie bei Ihnen um so mehr ansprechen muß, als bekanntlich das Frankfurter Publikum nicht allein zu den kunstsinnigsten, sondern auch zu jenen gehört, welche den Werth ihrer einheimischen Künstler zwar hochschätzen, aber deßhalb doch dem fremden Verdienste ihre Anerkennung nicht entziehen. Hier in Braunschweig tritt der seltsame Fall ein, daß man sich laut über die Schwächen der Einheimischen beklagt und doch Partei für sie nimmt, sobald ein überwiegendes fremdes Talent sich zeigt. Auch Dem. H. hatte den Kampf mit den Parteien zu bestehen und bestand ihn siegreich. Mit jeder neuen Rolle gewann sie mehr Terrain in der Meinung ihrer Widersacher, jede neue Rolle ward für ihre bessere Leistung erklärt und die Letzte wurde mit so allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen, daß es nicht gewagt ist, zu behaupten, sie wäre in Kurzem der Liebling unseres Publikums, hätten wir sie für unsere Anstalt gewinnen können. Und in der That, so gerne wir auch den Verdiensten der Damen Berger, Höffert und Meyer huldigen, so aufrichtig wir auch gestehen, daß wir in Folge vieljähriger Gewohnheit, die larmoyante Monotonie der Ersten, die oft übel angebrachte Koketterie der Zweiten und den stets krampfhaften Heroismus der Dritten erträglich finden; so müssen wir doch eben so ehrlich bekennen (und wir appelliren deßhalb an die Bescheidenheit dieser Damen selbst) daß keine von ihnen die Poesie in der Auffassung, die Vielseitigkeit in der Gestaltung, die Richtigkeit in der Motivirung und die Gediegenheit in der Durchführung der Charaktere zu leisten vermag, die wir an der Dem. H. zu bewundern Gelegenheit fanden. Dieß ist leider so wahr, daß selbst Repertoirstücke, wie »Donna Diana« und »Romeo und Julia« nicht ohne einen weiblichen Gast zur genügenden Darstellung gebracht werden können und bis zur Ankunft eines solchen zurück gelegt werden müssen, so treffliche Repräsentanten für alle Männerrollen wir auch in den HH. Marr, Kettel, Gaßmann, Schütz rc. besitzen.

Zum Schlusse noch eine Frage und eine wohlgemeinte Warnung an Dem. H.

Wir wissen mit Bestimmtheit, daß ihr mehre, darunter sehr vortheilhafte und ehrenvolle Engagementsanträge gemacht worden sind — warum hat sie sich noch für keine entschieden? und warum zieht sie es vor, ihre Kunstreise noch weiter auszudehnen, nachdem sie bereits auf 16 Bühnen ihr Talent geprüft und ihren Kunstberuf erprobt hat? Dürfte es nicht zur weitern Entwicklung ihrer Fähigkeiten (den die Kunst erlaubt keinen Stillstand) angemessen seyn, sich an einem Orte zu fixiren, der ihr eine ausgedehnte Wirksamkeit böte? — Mit dieser Frage, deren Beantwortung wir der Vielgereis'ten anheimstellen, verbinden wir die wichtigere Warnung, sich vor jedem Uebermaße zu hüten, eine Warnung, deren Nichtbeachtung schon manches herrliche Talent zum frühen Grabe führte. Dem. H., so vernehmen wir, betreibt ihre Studien, wie die darauf basirten Darstellungen, mit einer leidenschaftlichen Glut, die ihre Gesundheit gefährden muß. Sie mäßige dieß verderbliche Feuer bis zur wärmenden Flamme, deren Wirkung sich gleich wohlthätig für sie und für ihre Leistungen erweisen wird.

Dr. S...

Aus Berlin.

Auszug aus einem Briefe vom 22. Oktober. Mad. Fischer-Achten ist als Donna Anna mit vielem Erfolge aufgetreten. Ich werde Ihnen eine detaillirte Mittheilung für Ihr auch bei uns viel und gern gelesenes Konversationsblatt einsenden.

Theateranzeige.

Dienstag, den 28. Oktober. Faust, große Oper in 2 Abtheilungen; Musik von Spohr.

Mittwoch, den 29. Oktober. (Abonnement-suspendu, zum Vortheil der Mad. Benesch) zum Erstenmale: Maria Petenbeck, romantisches Drama in 5 Abtheilungen, von Franz von Holbein.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, | Nº 172. | 29. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly Magazine.«

(Fortsetzung.)

Es ist wahrscheinlich, daß in einer kleinen Stadt wie Corbeil, wo sich eben nicht viel ereignen konnte, eine solche traurige Katastrophe wohl größern Eindruck hervorgebracht, und ausgebreiteteres Nachforschen verursacht haben würde, wären nicht damals schon die bei weitem traurigeren Stürme der französischen Revolution in der Hauptstadt losgebrochen; und bald darauf reis'te Felix heimlich ab und trat in die Armeen der Republik.

»Ich wußte, daß es so kommen würde,« sprach die sanfte Justine leise vor sich hin, als sie den Uferweg in ihres Vaters Garten hinab schlenderte und jenseits hin nach der Mühle von Corbeil blickte; denn die Nachricht von des jungen Clerivaults Abreise hatte sich schon in der Stadt verbreitet. »Ich war es überzeugt, daß er hier nicht bleiben konnte, und dieselben Plätze besuchen, und mit denselben Freunden Gemeinschaft halten würde, so wie früher. Er hat Recht, daß er flieht. Felix hat nichts mehr in Corbeil zu schaffen — seine That muß anderswo gebüßt werden. Unglücklicher, unglücklicher Felix! Welche Gedanken, welche Erinnerungen müssen ihn auf seiner Flucht begleiten; — wie hat schon der Kummer und die Beängstigungen seine Gesundheit untergraben! Und doch hat Manette, die ihren Valentin so zärtlich anhing, nichts von dem Allen gesehen und geahnt; — während ich, ich, die ihn so lang, so hoffnungslos liebt, im ersten Augenblick als ich ihn dort drüben am Ufer bewegungslos nach der Hütte Charlets hinstarren sah, den Kummer eines von Gewissensbissen zernagten Herzens erkannte! — Jener Wald von Senart! Oh! daß ich doch diese Scene aus meiner Einbildungskraft bannen könnte, — diese schreckliche, verhängnißvolle Nacht! So wie ich mich allein befinde, steht unwillkürlich die schwarze Unthat vor meinen Augen. Ich sehe immer noch ihr Zusammentreffen — ich höre ihren Wortwechsel — ich sehe den Kampf, in welchem Valentin unterlegen haben mußte, bevor sich Felix der schaudervolle Gedanke aufdrängte, sein Opfer für einen Selbstmörder gelten zu lassen! Der Anschein rechtfertigte die Beschuldigung, — der Anschein täuschte die Richter, — täuschte seine Kameraden, seinen Vater, seine Freunde, sein verlobtes Weib, — mich täuschte er nicht! denn nicht Valentins Leben, Felix Clerivaults Wohl und Wehe war es, von welchem das Glück oder Unglück meines Daseyns abhing. Und ach! wie habe ich seine Reue, seine Verzweiflung bejammert! Hätte er frohlockt über sein Verbrechen, so würde ich gelernt haben, ihn zu hassen; aber ihn so zu sehen! sich selbstanklagend — büßend — elend — obschon dreifach gesichert vor Entdeckung! Oh, unglücklicher, unglücklicher Felix! Getrieben aus deiner Heimath von dem unauslöschlichen Fluch der Erinnerung, der auf dem Orte deiner Geburt lastet — — wann wirst du es wagen, nach Corbeil zurückzukehren?«

Jahre verstrichen; der alte Clerivault hatte bereits die Oberherrschaft der Mühle an den Aufseher Bernardin abgetreten; und als die schöne Domäne von St. Germain durch die Emigration der edlen Familie, welche es erblich besaß, Nationaleigenthum geworden war, so wurde das Schloß kurze Zeit darauf vermittelst der Assignaten des Müllers von Corbeil erstanden. Dahin zog er sich, mit einem kleinen Haushalte, zurück, und verbrachte seine Tage einsam, unbeachtet und verlassen, indem er nach und nach in einen Zustand kindischer Geistesschwäche verfiel; dann machte es seine einzige Freude aus, wenn er auf seinen Spaziergängen in den Alleen seines Parks, dessen Schönheit er unfähig war zu würdigen, von der jüngern Tochter Mathurins angeredet wurde, und sie ihn befragte, ob keine Nachrichten von seinem Sohne eingelaufen, und wie es um die Armeen Frankreichs stünde. Allein des Alten Antwort waren immer ein und dieselbe: — die Armeen Frankreichs wären siegreich, — aber keine Nachricht von seinem Sohne! — Große Namen, wie: Lannes, Victor, Bernadotte, Murat, Duroc, Berthier, Suchet, Soult, begannen jetzt aus der Dunkelheit emporzusteigen, um in den Annalen des Landes zu glänzen, — und ein großer Krieger hatte seinen Fahnen das adlerbefiederte Zeichen des Sieges erobert. — Doch alle Bemühungen Clerivaults waren nicht im Stande zu ergründen, unter welchem Namen Felix entweder auf dem Felde der Ehre gefallen, oder noch in der Bahn des Ruhmes kämpfend war. Einmal bloß verbreitete sich in der Stadt ein Gerücht, man habe, als eine Brigade, welche bestimmt war, zur Sambre und Meuse Armee zu stoßen, bei Essonne Halt machte, in der Abenddämmerung einen höhern Offizier im Gallopp die Chaussee erreichen sehen, der geradenwegs vom Portal der Kirche St. Spire herabgesprengt wäre, und am folgenden Morgen sey in dem, neben dem Grabmal des Grafen Haymon, von Corbeil, befindlichen Almosenkasten, ein Bankbillet von bedeutendem Betrag gefunden worden. Allein keiner konnte sagen, daß der Fremde Felix Clerivault war, und wäre er es wirklich gewesen, so mußte die Sonne Egyptens und Italiens arge Verwüstungen in seinem Antlitz hervorgebracht haben.

Endlich — es war um die siegreiche Epoche der Anerkennung des „soldat heureux“ als erster Kaiser von Frankreich — nahte sich auch der Zeitpunkt, wo der, lange Zeit kränkliche und kindisch gewordene Müller von Corbeil der Natur ihren Tribut zahlte und einging zur immerwährenden Ruhe. Da erschien nunmehr, nachdem die Behörden des Departements öffentliche Ankündigungen erlassen, und späterhin den Verkauf des Besitzthums angezeigt hatten, in der Person eines der ausgezeichneten Generale, deren Name längst schon im Munde der Bewohner Corbeils heimisch waren, und für deren Erhaltung täglich tausende ihrer Landsleute die Vorsicht

anflehten — der Erbe — der lang abwesende, halbvergessende Felix an Ort und Stelle. Und als nun bald darauf an einem schönen Sommerabend die Equipage des Generals Le — durch die eisernen Thore des Parks von St. Germain rollte, so schienen in dem Anstaunen eines der Helden von Marengo, der Pyramiden, von Austerlitz, alle Erinnerungen an Felix Clerivault untergegangen zu seyn. Die Bewohner des Ortes starrten scheu auf die hohe Gestalt des schönen, ernsten, im reifen Mannesalter stehenden Kriegers, dessen Haupt die Beschwerden des Kriegs schon mehr als oberflächlich versilbert hatten, und konnten keine Spur mehr finden, die ihnen das Bild des brausenden Jünglings zurückgerufen hätte, wie er vor achtzehn Jahren in seinem Nachen über den Fluß nach Le Tremblaye setzte, um mit den Rosen von Corbeil zu scherzen und zu kosen. (Schluß folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

»Es ist nicht allein Theresens Hand, die Sie erhalten;« sprach die Gräfin weiter. »Auch Auszeichnungen und Ehren —«

»Und die Bedingung?« sprach Armand dringend. »Ich verlange nichts, als die Hand Theresens.«

»Nun wohl!« sagte die Gräfin. »Die Bedingung ist: daß Sie heute noch mit uns Valladolid verlassen, und auf geheimen Wegen sich nach Asturien begeben.«

»Wie!« rief Armand. »Ich soll desertiren? Nimmermehr.«

»Niemand kann dieß so nennen!« entgegnete die Gräfin. »Der französische Offizier gibt seine Dimission, er braucht sie nicht zu erbitten; dieß ist ein altes Herkommen in Frankreich. Sobald Sie in Sicherheit sind, senden Sie Ihre Dienstentsagung an Ihr Regiment, und dann — ich bürge dafür — werden Sie als Kapitän im spanischen Heere angestellt. — Sie trauen meinen Worten vielleicht nicht? — nun wohl! hier lesen Sie einen offenen Brief der Junta, der mich befähigt, Ihnen diese Eröffnungen zu machen, und Ihnen überdieß einen Orden verheißt, wenn Sie sie annehmen.« —

»Niemals werde ich es thun, Frau Gräfin!« fiel Armand ein; »und gesetzt, ich wäre pflichtvergessen genug, was könnte dieß der Sache Ihres Vaterlandes —«

»Nützen?« fragte die Gräfin. »O sehr viel! Das Beispiel eines [illegible] jungen, [illegible] Mannes, der einen berühmten Namen trägt, würde Nachfolger finden; mancher Andere —«

»Um so mehr muß ich diesen Antrag zurückweisen!« rief der junge Mann. »Nimmer werde ich mich entehren, und wenn auch Theresens Hand der Preis wäre.«

»Er ist der Preis Ihres Entschlusses!« rief die Gräfin hitzig.

»Ich glaube,« entgegnete Armand bescheiden, »daß, ohne Ihnen, Frau Gräfin, zu nahe zu treten, Fräulein Therese auch eine Stimme —«

»Sie weiß nichts von Ihrem Briefe,« entgegnete Jene, indem sie Armand's Billet an das Mädchen unerbrochen aus dem Busen zog. »Therese kennt Ihre Werbung nicht. Wir reisen in dieser Nacht noch ab, und — ich gebe Ihnen mein Wort darauf — Sie sehen sie niemals wieder. — In wenigen Wochen ist sie die Braut eines jungen Mannes, der längst um ihre Hand geworben. — Nun, Herr von Sacy!« setzte die Gräfin hinzu; »entschließen Sie Sich. Noch heute ist Therese Ihr Weib, oder Sie sehen sie nie wieder.« —

Armand schwieg einen Moment von Schmerz ergriffen. Die Gräfin glaubte in diesem Schweigen ein Schwanken in seinen Entschlüssen zu erkennen, und fuhr um so dringender in ihrer Rede fort.

»Herr von Sacy,« sagte sie, »es wird Ihnen schwer, sich zu entschließen, gegen Franzosen künftig Ihr Schwert zu ziehen. Sie haben dennoch Unrecht. Blicken Sie auf welches Heer Europa's Sie wollen, überall finden Sie Franzosen, die das Nämliche thaten, und Alle diese bekleiden meistens hohe militärische Würden. Glauben Sie, daß Einer unter ihnen der Meinung wäre, gegen Frankreich zu kämpfen? — Alle sagen: daß sie nur gegen den Mann, der Frankreich unter dem Joche hält, das Schwert gezogen haben.«

»Sie sagen es, ja!« fiel Armand ein; »doch die Geschichte nennt dereinst es anders, und — ich will es zu ihrer Ehre glauben — auch jetzt schon ihr Gewissen. — Frau Gräfin!« setzte der Jüngling mit fester Stimme hinzu; »nimmer werden sich meine Gefühle für Theresen ändern, eben so wenig kann ich die Hoffnung aufgeben, sie dereinst mein zu nennen, geschehe aber auch was da wolle: niemals verlasse ich meine Fahne.«

»Und dennoch müssen Sie, Herr von Sacy!« sagte die Gräfin mit angenommener Kälte, aber in ihrem Auge brannte ein düster glimmendes Feuer; »ich sage Ihnen, daß Sie müssen. — Besinnen Sie Sich wohl, ehe Sie meine wohlgemeinten Anträge verwerfen und in ein sicheres Verderben eilen.« —

»Wer sollte mich zwingen, in meine Schande zu willigen?« rief Armand, indem er vom Sessel aufsprang. »Ich muß Sie bitten, Frau Gräfin, diese für mich so schimpfliche Unterredung zu endigen.«

»Bedenken Sie sich wohl!« sagte die Gräfin warnend. »Gerade heraus! Ich liebe Sie nicht und hasse Sie nicht, wiewohl ich für das Letztere wohl eine Ursache hätte. — Aber — möge Ihnen dieß genug seyn! — Sie haben einen Brief der Junta in meiner Hand gesehen, spanisches Blut ist von der Ihrigen vergossen worden, Sie müssen der Unsrige seyn — oder vernichtet werden.« —

»Ist es der Brief der Junta, der Sie beunruhigt, Frau Gräfin,« sagte Armand ruhig, »so gebe ich Ihnen hiermit mein Wort — wenn dieß überhaupt nöthig — daß nie ein Wort von unserer Unterredung über meine Lippen kommt. Feindesblut aber zu vergießen, ist die traurige Pflicht des Kriegers, er mag solche nun auf dem Schlachtfelde, oder — er betonte diese Worte vorzüglich — bei einem tückischen Ueberfall zu erfüllen haben. — Für jetzt, Frau Gräfin, aber bitte ich Sie, mich zu entlassen.«

»Noch eins!« sagte die Gräfin mit verstellter Kälte, aber — ihre Lippen bebten. »Sie verwerfen also entschieden meinen Antrag?« —

»Ganz entschieden!« erwiederte der Jüngling fest.

»Auch wenn der Verlust Theresens davon abhängt?« fragte die Vorige.

»Auch in diesem schmerzlichen Falle!« entgegnete Armand seufzend.

»Auch mit Gefahr Ihres Lebens?« rief vor Zorn zitternd die Gräfin.

»Und hätte ich tausend Leben zu verlieren!« sprach der junge Mann mit entschiedenem Tone.

»Nun wohlan!« rief Jene, und wie Dolchspitzen schossen ihre Blicke auf den Jüngling. »So gehe dann Deinem Geschick entgegen, elender Scherge des Tyrannen!« —

(Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

Kalleb wurde geliebt; zwei glückliche Monden flogen mit reißender Schnelligkeit dahin. Seine Fregatte, die unthätig

auf der Rhede von Tunis lag, war vergessen, und Asabick und Sabel kreuzten mit den übrigen Fahrzeugen.

Unangenehm wurde unser Held in seinem Glücke durch die Nachricht gestört, daß der alte Genueser in Tunis angekommen sey, um seine Gattin loszukaufen. Der Greis bot unermeßliche Summen für die Freiheit der schönen Italienerin, die von Kalleb, der der Liebe Constanzens sicher war, mit Verachtung ausgeschlagen wurden. Der beharrliche alte Mann ließ sich dennoch nicht abschrecken, sondern wendete sich an den Bey, dem er die glänzendsten Anerbietungen machte. Dieser, ohnehin schon eifersüchtig auf Kallebs Macht und unzufrieden darüber, daß der Pirat von seiner letzten Prise keine Meldung gemacht hatte, benützte diese Gelegenheit, um Kalleb zu demüthigen. Er nahm die Anerbietungen des Genuesers an, und als der Pirat eines Tages nach dem Hafen gegangen war, um seine einlaufenden Schiffe zu sehen, schickte er eine Wache in dessen Wohnung und ließ die Italienerin in sein Harem bringen. Constanze war über diese Trennung noch weit betrübter als über jene von ihrem Gatten, der, als er sie besuchte, nicht wenig erstaunt war, Thränen zu sehen, wo er Freude erwartet hatte. Constanze konnte ihre Liebe nicht verhehlen, und der arme Alte begriff nun, warum sie an seiner Seite welkte und ihm jetzt mit aller Jugendfrische und im vollen Glanz ihrer Schönheit entgegentrat. Nach dieser Entdeckung betrieb der Genueser die Ranzion weit lauer und der gebotene Preis wurde bedeutend herabgesetzt. Der Bey bestand auf dem ersten Gebot, man handelte hin und her, die Sache zog sich in die Länge und wurde endlich als aufgehoben betrachtet.

Als Kalleb den Gewaltstreich des Bey's erfuhr, brach er in die bittersten Klagen, und lief mit glühender Rachsucht im Herzen von der Rhede aus. Er steuerte nach Budschia, wo der berüchtigte Pirat Hassan seine Prisen aufbrachte, und schlug diesem eine Offensiv- und Defensivallianz vor, die sogleich angenommen wurde. Kalleb, der sich, von seinem Verbündeten unterstützt, stark genug fühlte, erklärte nun dem Bey von Tunis den Krieg und sagte ihm zugleich alle Unterthanspflichten auf. Der Bey hatte nur zu bald Ursache zu bereuen, daß er sich einen so rachsüchtigen Feind auf den Hals geladen hatte, denn es wurden ihm sogleich drei der schönsten Briggs gekapert, ein bei der ohnehin schwachen Seemacht der Regentschaft höchst empfindlicher Verlust. Der kühnste Streich Kallebs aber war der, daß er sich der dem Bei gehörigen Insel Zerbi bemächtigte, dort eine Regierung einsetzte und sich zum Bei ausrufen ließ. Kalleb war dem Meer und seinen kühnen Unternehmungen wiedergegeben; Ehrgeiz, Liebe und Rache beseelten ihn und der Bei zitterte in seiner Hauptstadt.

Von vertrauten Leuten auf dem festen Lande erfuhr Kalleb, daß die Frauen des Bey's nach Mamelifa gekommen wären, um während des Herbstes die Seebäder zu brauchen. Es war ihm wohl bekannt, daß dieß während der schönen Nächte zu geschehen pflegte, daß dann die Eifersucht des Bey's jeden Mann aus der Gegend entferne, und die Frauen keine andere Wache in ihrer Nähe hätten als die Eunuchen. Auf diesen Umstand gründete er den verwegenen Plan, nicht nur seine geliebte Constanze, sondern auch, um sich zu rächen, alle Frauen des Bey's zu entführen. An einem schönen Abend legte er mit einer leichten Goelette unfern von Mamelifa bei und ging in größter Stille, von seinen Piraten begleitet, in mehren Booten ans Land. Die Soldaten des Bey's schliefen schon in ihren Zelten, als Kalleb, ohne bemerkt zu werden, an der Spitze der Seinigen an der Stelle ankam, wo die Frauen badeten. »Constanze! Constanze!« rief er, sich ins Meer stürzend, und »Kalleb! Kalleb!« antwortete die Italienerin. Dieser auch im Harem bekannte und gefürchtete Mann verbreitete einen Todesschrecken unter den Frauen, die, unfähig zu entfliehen, den Piraten in die Hände fielen. Bewaffnete waren am Ufer aufgestellt, um die Einschiffung der Weiber zu decken und die Eunuchen wurden ermordet. —

Alles dieß konnte indeß nicht so still abgehen, daß nicht im Lager und im Palast von Mamelifa, wo der Bey, seine Pfeife rauchend, die Rückkehr der Frauen erwartete, Lärm geworden wäre. Als man ihm den Raub Kallebs meldete, sammelte er sogleich seine Truppen, um die Räuber zu verfolgen, allein er kam zu spät. Der alte Mann warf sich jammernd am Ufer nieder und zerraufte seinen weißen Bart, als eine Kartätschenlage ihn nöthigte, in seinen einsamen Palast zu fliehen. Die Goelette hatte sich indeß gewendet, gab eine zweite Lage und steuerte dann mit vollen Segeln der Insel Zerbi zu.

Constanze war glücklich, ihren Kalleb wieder zu haben, die übrigen Frauen aber wurden anständig behandelt. Die Goelette hatte Zerbi bald erreicht, und nun bildete der Pirat ein Harem, dessen Sultanin die schöne Italienerin war.

Unter den Frauen, welche Kalleb entführt hatte, befand sich auch die Favoritin des Bey's, die Mutter seiner Kinder. Einst die Schönste des Harems, hatte sie keine andere Schönheit neben sich geduldet, mithin war Constanze auch nicht freundlich von ihr behandelt worden. Jetzt stand es in der Macht der Italienerin, ihre vormalige Herrin zu demüthigen, und da die Rache, wie man sagt, den Frauen süß ist, so ließ sie die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen. Die Favoritin hatte eine schöne Stimme, eine Gabe, welche ihr vorzüglich das Herz des Bey's gewonnen hatte, und nun wurde sie von Constanzen gezwungen, beständig zu singen, was in ihrer traurigen Lage keine geringe Qual für sie war.

Der Bey schickte nach Verlauf einiger Tage ein Schiff ab, um mit Kalleb zu unterhandeln. Er ließ ihm Verzeihung bieten, wenn er seine Favoritin herausgeben und zu den Pflichten eines Unterthanen zurückkehren wolle, einen Vorschlag, den der stolze Pirat höhnisch verwarf und erwiderte, daß er gegen eine bedeutende Summe die Favoritin zurückgeben wolle, die übrigen Frauen aber als Dienerinnen seiner Constanze behalten werde. Der Abgesandte des Bey's hatte unumschränkte Vollmacht, und da man die Weigerung Kallebs vorausgesehen hatte, so bezahlte er die geforderte Summe und segelte mit der Favoritin ab.

Kalleb brachte einige himmlische Monate bei seiner Constanze und in seinem Harem zu; die Bewohner der Insel lebten glücklich unter seiner Herrschaft, allein Asabik war dieses üppigen Lebens müde und dachte an nichts, als wie er auch Kalleb zur gewohnten Thätigkeit zurückführen könnte. Er begab sich deßhalb zu dem Piraten Hassan; eine Unternehmung auf die Insel San Pietro wurde verabredet und Kalleb zum Beitritt aufgefordert. Er konnte seinen Beistand nicht wohl versagen, und da seine Abwesenheit nur vierzehn Tage dauern sollte, so sagte er um so lieber zu. Nach dem zärtlichsten Abschied segelte er nach Budschia, allein wider Vermuthen wurden die Piraten durch widrigen Wind aufgehalten; einen Monat schon hatte Kalleb seine geliebte Constanze verlassen, und noch immer lagen die Schiffe auf der Rhede von Budschia.

Die Ungeduld, die Geliebte seines Herzens wieder zu sehen, bemeisterte sich seiner endlich so sehr, daß er sich eines Tages mit dem Versprechen davon stahl, binnen Kurzem wiederzukommen. Er schickte den treuen Asabik voraus, ihn auf Zerbi anzumelden, und dieser war um so mehr erfreut, vor Kalleb auf der Insel anzulangen, als er Verdacht geschöpft hatte, den er durchaus aufklären wollte. Um seinen Zweck desto besser zu erreichen, hütete er sich wohl, Constanzen von der Ankunft des Gebieters zu unterrichten, sondern sagte ihr vielmehr, er sey geschickt, um ihr Nachricht von Kalleb zu bringen, den es tief schmerze, die Zeit nicht bestimmen zu können,

die ihn wieder in ihre Arme führen würde. Constanze schien nichts weniger als traurig, ja es hatte fast den Anschein, als ob sie eine noch längere Trennung wünsche; Alles dieß entging dem scharfen Blick Asabils nicht. (Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Die neuen Ergebnisse im Gebiete der Oper waren in diesem Monat Oktober, theils durch den evasorischen Prelltriller des Hrn. Dobler, theils durch die Urlaubsreise der Mad. Fischer-Achten, von so weniger Bedeutung, daß ein bisweilen saumseliger Referent recht gut die Gelegenheit ergreifen konnte, ein etwas längeres Stillschweigen zu beobachten, bis einiger Stoff vorhanden um doch auch etwas berichten zu können, da wir uns zum strengen Gesetz gemacht, Vorstellungen, die schon oft und hinlänglich besprochen, nicht mit den gewöhnlichen stereotypischen Lobhudeleien oder tadelnden Gemeinplätzen abermals zu begleiten. Sollten selbst die Kunstleistungen die spartanische Weinprobe bestanden haben, ist jedoch einmal das Urtheil über sie ausgesprochen, daß sie der Kunst nicht förderlich sind, daß diese nichts dabei gewinnt, so werfe man sie wie die spartanischen Kinder in die Kluft des Berges Taygetus, — in ewige Vergessenheit; denn gibt es etwas peinlicheres als einen Referenten, der beständig die kranken Kunstkörper seinen Lesern anatomisch zergliedert und ihnen die Gebrechen dieser Unglücklichen fortwährend vorzeigt? — Wenden wir uns von diesem trüben Bilde zu einem freundlicheren, — nämlich zur Adoptivtochter Francilla Piris, deren Talent wir zwar in einem früheren Berichte bereits besprochen, aber zu dem wir — um ganz gerecht zu seyn, — noch manches hinzuzusetzen, zu ergänzen nöthig finden, und besonders eine Sünde des Korrektors oder Setzers rügen müssen, der ihrer Tonleiter zwei Sprossen ausgebrochen, indem er ihren Umfang der Stimme nur bis zum zweigestrichenen C bezeichnet, während doch das C dieser Oktave die natürliche Gränze derselben ist. So freigebig wir mit unserm frühern Urtheil waren und ihr dramatisches Talent zugestanden, so hätten wir beinahe triftige Gründe gefunden, ihr in der Darstellung der Rosine im Barbier von Sevilla selbiges gänzlich streitig zu machen, denn hier fehlte alles was jene Rolle charakterisiren muß; keine Spur von innerem Leben, von jener graziösen Schalkhaftigkeit, die einer Rosine nie fehlen darf; ihr Gesang war viel zu schwerfällig, viel zu monoton, und selbst diese tiefliegende Partie war ihr zu hoch, denn jedes ihrer Gesangstücke wurde einen ganzen Ton tiefer transponirt, welches einen sehr störenden Eindruck machte. Recht passend war die Aeußerung eines Witzlings: die Stimmung des Frankfurter Orchesters sey während der Herbsttage wie die spanischen Papiere bedeutend herabgesunken. Als Einlage im zweiten Akt sang sie die bekannte Trillerarie, die von den Zeiten der Dem. Gned jedem gefühlvollen Theaterbesucher noch im frischen Andenken seyn muß. Erreichte sie auch in diesem Triller hinsichtlich der trompetenartigen Schärfe des Tones ihre Vorgängerin nicht, so bleibt beiden doch dieß gemein, daß beide denselben ganz falsch — nicht nach den Regeln der Kunst gesungen. Im Publikum wollte verlauten: die Vorstellung dieser Oper sey eben nicht bedeutend gewesen; wir waren aber jenen Abend in einer fröhlichen Stimmung, und wir konnten recht herzlich über die — bisweilen freilich etwas derben Späße unseres in seinem Fache wackern Hassel's lachen.

Dem. Francilla sang noch einmal den dritten Akt des Othello bis zum Gebet mit Weglassung der letzten Scene; ob unserem früher ausgesprochenen Rathe zufolge oder aus andern Gründen wissen wir nicht, jedenfalls sang und spielte sie an diesem Abend wirklich mit tragischer Bedeutung, wenn auch als — Kopie. Der letzte Akt des Romeo von Vaccai, in welchem sie den Romeo sang, war auch der Schluß ihrer Darstellungen auf unserer Bühne. Figur und Stimme reichten hier nicht aus, und das Ganze ging spurlos vorüber. Dem. Halbreiter als Julie hatte nur einige Töne zu singen.

Das Volksmährchen: die Nymphe der Donau, Oper in 3 Abtheilungen, erster Theil, hatte ein sehr zahlreiches, empfängliches Publikum herbeigezogen. Dem. Limbach — streng genommen, dieser Gesangspartie nicht gewachsen — gab sich alle Mühe, und die kleineren Sachen gelangen ihr auch nicht übel, die große Arie im zweiten Akt übersteigt jedoch bei weitem ihre Kräfte. Dem. Limbach besitzt Mittel, die, gehörig angewendet, sie zu einem nützlichen Glied unserer Bühne machen können, allein sie muß viel! viel noch lernen, am besten wenn sie das ganz vergäße, was sie bis jetzt als Sängerin leistet, und förmlich die ersten Elemente des Gesanges studierte; dann dürfte ihre Stimme diejenige Festigkeit und dabei zarte Biegsamkeit erhalten, die ein Organ haben muß, welches nach den Regeln der Kunst singen will. Dem. Jahn — Lilli. In Gestalt und Bewegungen sehr liebenswürdig, der Gesang ist bei ihr die Kehrseite — zu wenig Ohr, zu viel falsche Töne, besonders bei der tiefern Stimmenlage.

Dem. Bamberger als Myrrha im Opferfest war eine sehr anziehende, überraschende Erscheinung. Wir vermißten an diesem Abend Mad. Fischer-Achten nur wenig. Unschuld, Naivität, Gemüth sprach sich in allen Tönen aus, und ist bei Mad. Fischer auch Kraft und Bravour der Stimme vorherrschend, so trifft hier bei dieser jungen Kunstnovize der kindliche, einfach natürliche Ton das Gemüth, und wir lauschen gern dem scheinbar kunstlosen, jedoch nicht ungeregelten Gesang.

Mad. Stoll, als Elvira, lös'te die schwierige Aufgabe der großen Arie mit vieler Sicherheit, wenn auch hier und da gegen das Athemholen manches einzuwenden wäre, an welchem jedoch ihre Aengstlichkeit wohl nur Schuld war.

Inka — Hr. Wiegand, machte heute seine wirklich reizende Stimme in dieser hohen Baritonrolle geltend. Der Gedächtnißfehler im Terzett des zweiten Aktes verwischte etwas den Eindruck, den der übrige Gesang dieser Nummer unfehlbar hätte hervorbringen müssen.

Hr. Schmetzer, von seinen Herbstferien wohlbehalten zurückgekehrt, fand freundliche Theilnahme in derselben Partie als Murney, die er erst einige Tage früher in Kassel mit Beifall gesungen, und er verdiente sie. Uns geht es sonderbar mit den Leistungen des Hrn. Schmetzer, und wir glauben, viele parteilose Kunstfreunde theilen mit uns dieselbe Ansicht. Er besitzt alle Erfordernisse, die ein Sänger von Natur haben muß, um den Weg zum Herzen des Hörers zu finden: schöne, wohlklingende Stimme von bedeutendem natürlichen Umfange — mit jenem Prädikat belegen wir aber nicht das hohe C desselben, — musikalische Festigkeit und theoretische Bildung; und doch bringt sein Gesang nicht die schlagende Wirkung hervor, die man von solchen seltenen Eigenschaften erwarten dürfte. Liegt der Grund vielleicht in der Monotonie des Vortrages, in der nicht genug beachtenden Modulation seiner Stimme? Sein Ton ist bloß stark — die Mitteltinten: piano, mezzo forte, Ab- und Zunehmen der Stimme (portamento di voce) fehlen; das Rhetorische seines Gesanges ist nicht selten fehlerhaft, ewig einerlei Bewegung der Stimme, nichts von dem Vorgreifen der deklamatorischen Stellen, kein accelerando — oder höchstens ein an den Schlüssen der Arien falsch angebrachtes; häufig nicht richtige Verbindung des Gesanges mit der Bewegung. Dieß gehörig zu erwägen, dürfte bei einem so ausgezeichneten Talente nicht nutzlos seyn, und bei ihm ist es der Mühe werth, daß ihn der Kunstkenner dem Fegfeuer der Kritik unterwirft.

Unbillig wäre es, der Leistung des Hrn. Fischer als Maffern nicht zu gedenken. Kraft des Tones, selbst Biegsamkeit der Stimme fehlen nicht, wohl aber die sanfte Geschmeidigkeit, die zu erlangen das hauptsächlichste Streben dieses Künstlers bleiben muß, was er bei seinen musikalischen Kenntnissen auch selbst fühlen wird. S.

Aus Berlin.

Man lies't im Gesellschafter: »Ein neuer Gast im königlichen Theater ist Mad. Fischer-Achten, die nicht ohne Ruhm zu uns kommt. Sie trat auf als »Donna Anna« in »Don Juan,« und gefiel. Doch sind die Berliner an eine kräftigere Ausführung dieser Partie gewöhnt, und nach dem ersten Urtheil hätte die Künstlerin, im Vergleich zu ihren Mitteln, anders zu wählen gehabt, um den ersten Eindruck für sich mehr noch gefangen zu nehmen. Mit diesem ersten Eindruck ist es nun einmal ein wunderlich Ding bei der rasch abfertigenden Menge. Was uns betrifft, so glauben wir bemerkt zu haben, daß Mad. Fischer-Achten sich glänzender ausweisen kann über ihr Talent, wenn ihr die Gelegenheit nicht fehlt, d. h. wenn das jetzige Repertoire der königlichen Bühne ihr hinlängliche Wahl läßt.«

Zufolge des Repertoire's der Preußischen Staatszeitung war die zweite Gastrolle der Mad. Fischer die Pamina in Mozart's Zauberflöte.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 29. Oktober. (Abonnement-suspendu, zum Vortheil der Mad. Benesch) zum Erstenmale: Maria Petenbeck, romantisches Drama in 5 Abtheilungen, von Franz von Holbein.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 173. 30. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Müller von Corbeil.

Aus dem »New Monthly Magazine.«

(Schluß.)

Aber seinem Auge hatte sich nichts entfremdet, die Scene war für ihn dieselbe noch, wie er sie verlassen. Er war ein Held geworden — ein Staatsmann; — Europa kannte seinen Namen, und seine Stimme hatte Gewicht im Rathe Frankreichs. Seine Haltung war stattlich und edel, — sein Tritt fest und gemessen — seine Stimme ernst und gebietend; er hatte gelernt, die Begierden und Leidenschaften Anderer zu zügeln, er hatte gelernt, den eignen Zaum und Gebiß anzulegen. Nichts an ihm, was unverändert geblieben wäre, — aber hier! hier strömte noch immer derselbe blaue Fluß hinab — hier lächelten noch immer dieselben blühenden Reben, — dort stand die Mühle von Corbeil — dort erhoben sich die Waldungen von St. Germain, — dort die Schornsteine des Pachthofes von Le Tremblaye, — dort, tief unten in den Wiesen, verwitterten die Ueberbleibsel einer Hütte, die Hütte des Fährmanns, — und dort — dort, am fernen Horizont, dämmerte der Wald von Senart! — — Und unaufhörlich ertönte in seinen Ohren das Gebot: »Du sollst nicht tödten!« — —

Einigen Trost gab es ihm, als er vernahm, daß Mathurin nicht mehr lebte, und die Familie Charlets zerstreut und vergessen war. »Und die Rosen von Corbeil?« fragte der General Le — mit unterdrückter Stimme den Forstaufseher von St. Germain, als er am Abend seiner Ankunft daselbst mit demselben die Terrasse auf und abging, und durch die graue Dämmerung in das offene Land hinabstarrte.

»Mathurins älteste Tochter, Herr General, die, die den jungen Pächter Baptieret heirathete, ist Mutter von zehn gesunden Kindern, und wohnt noch immer in Le Tremblaye,« war die Antwort des Aufsehers. »Ihre Schwester Justine, das arme Ding! hat sich unter den barmherzigen Schwestern aufnehmen lassen.«

Indem der General schnell weiter eilte, kamen sie zu einem Ausgang der obern Allee, die von dem Schlosse nach den Weinbergen zu führt, und begegneten einer hübschen wohlaussehenden Bauersfrau, welche in Begleitung eines tölpenhaften Pachtjungen und zweier feisten kleinen Mädchen mit ungekämmten Haaren und schmutzigen Gesichtern ein paar Kühe vor sich her trieb.

»Ah! da kommt ja grade Frau Baptieret mit ihren Kindern!« rief der Forstaufseher. »He! Frau Baptieret —! holla! Frau Baptieret! hier, der Herr General, hat sich nach Ihnen und Ihrer Familie erkundigt!«

Und General Le — war genöthigt, stille zu stehen, und die linkischen Begrüßungen der großen dicken Bauersfrau in Empfang zu nehmen, und obendrein eine lange Erzählung anzuhören, wie ihr Vater an einem Brustübel gestorben, und wie sie selbst nunmehr glücklich mit Baptieret, dem ehemaligen Kuhtreiber, verheirathet sey. »Einen bravern Menschen gibts auf der Welt nicht mehr, und wie gern hat ihn der arme Valentin gehabt. Der Herr General erinnern sich wohl noch des armen Valentins?«

Leider! was anders als die Erinnerung an Valentin wäre vermögend gewesen, ihn so lange fern von seines Vaters Heerd — von dem Spielplatze seiner Jugend in freiwilliger Verbannung zu halten? — Und wem zu Liebe hatte er das alles ertragen? — wem zu Liebe so schwere Schuld auf sich geladen? — so schwere Sünde begangen, um so schwerer, da sie nie wieder gut zu machen war — — dem Weib, das nun in bäurischer Einfalt vor ihm stand! Oh! arme schwache Menschennatur! Armer gemordeter Valentin! — Das war zu viel für Felix, die Prüfung war zu herbe. Nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden in St. Germain verließ General Le — für immer diesen an gemüthpeinigenden Erinnerungen überreichen Ort — Erinnerungen, die alles Mühen im Dienste der Ehre, alles Fortschreiten auf der Bahn des Ruhms ihm eitel und nichtig machten.

Während seiner noch übrigen kurzen Lebenszeit blieb das schöne Gebäude von St. Germain unbewohnt. — Das Grab des Generals Le — ist nun zu Ehrenbreitstein, sein Monument im Pantheon, und seine Besitzungen, welche er zur Gründung eines Militärhospitals vermachte, sind in andre Hände übergegangen. Fremde bewohnen jetzt das Schloß, — eine Gesellschaft Spekulanten hat die Verwaltung der Mühle von Corbeil über sich genommen; — und nichts ist mehr übrig, das an die Vergangenheit erinnert, als die Ruine von Le Tremblaye und ein verlassenes Grab auf dem Kirchhofe des Dorfes St. Germain, — ein Grab, dessen verklagende Stimme die schauerliche Stille der Ewigkeit durchdringen und erzittern wird in dem Ohre des erbebenden Verbrechers. —l.

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Mit Hast griff die Gräfin nach einer Schnur, die zur Seite des Sopha's von der Wand wie eine gewöhnliche Klingelschnur herab hing. Sie zog daran, und — in diesem Augenblick fühlte Armand den Boden unter seinen Füßen sich bewegen. Der junge Mann begann zu taumeln, er suchte sich zu halten, aber mit Blitzesschnelle sank er abwärts, die Sinne vergingen ihm, und ehe er sich klar bewußt werden konnte, was mit ihm vorging, befand er sich in tiefster Finsterniß. Hohngelächter schallte von oben, und krachend schlossen sich mehre Thüren. — —

Sobald Armand zu klarer Besinnung gekommen war, ta-

stete er mit den Händen rings um sich her. Er fühlte einen naßkalten mit Steinplatten belegten Fußboden. Bald darauf erhob er sich. Ueberall um ihn her herrschte die dichteste Finsterniß. Er stieß, nachdem er langsam vor sich hin geschritten war, in kurzem an Mauern, von denen die Kellerfeuchte in Tropfen herabfiel. Es war kein Zweifel mehr, die Wände eines unterirdischen Kerkers schlossen ihn ein. — —

Keines Lautes, kaum eines Gedankens mächtig, sank Armand unwillkürlich an die Mauer des Gefängnisses. In stummer Verzweiflung hatte er mehre Minuten zugebracht, der Gedanke, in dieser Finsterniß, vielleicht unter den Qualen des Hungers sein Leben zu enden, überfiel ihn wie ein Raubthier, schon dachte er daran, sich mit dem Degen, den er an der Seite trug, den Tod zu geben, da kam ihm wie ein Blitzstral der Gedanke, daß sein Taschennecessaire außer dem Pistol noch ein Endchen Kerze und die Mittel enthielte, dieses zu entzünden.

»Das wird mir möglich machen, das Terrain zu recognosziren!« rief Armand, indem er mit allem Muthe der Jugend und dem leichten Sinne des Franzosen sich der Hoffnung hingab. »Betritt dann Jemand meinen Kerker, so stoße ich ihn nieder und bahne mir mit Pistol und Degen in der Faust den Weg ins Freie.« —

In wenig Augenblicken brannte die Kerze.

Mit Erstaunen blickte Armand um sich her. Sein Kerker bestand nicht aus einem, nein, aus einer ganzen Reihe von Gemächern. — Keines derselben hatte Fenster, und nur das, in dem sich der junge Mann befand, eine Thüre. Armand begab sich aus einem Gemache in das andere. Nur das, in dem er sich befand, war gänzlich leer, die andern bewahrten Geräthschaften, aber sehr seltsame. Am meisten zeichnete sich hierin das Gemach aus, das an Armands Kerker stieß. In der Mitte stand ein langer, mit schwarzem Tuche bekleideter Tisch, welchen zwölf dergleichen Stühle umstanden. An starken Ringen in der Mauer hingen Ketten herab; die Arm- und Beinschellen, die an ihnen befestigt waren, bewiesen, daß sie zur Festhaltung von Gefangenen gedient hatten. An starken eisernen, in die Wölbung des Gemaches eingelassenen Haken, hingen hölzerne Kloben, und an diesen Stricke und Schnüre, deren Bestimmung Armand nicht klar geworden wäre, wenn ein anderes Geräth ihm nicht eine furchtbare Aufklärung gegeben hätte. Letzteres hatte die Form einer hölzerner Rinne, oder einer Mulde von Mannslänge. Rechts und links gab es Löcher, um das, was man hineingelegt, darin festzuschnüren. Der Boden der Rinne war gleichfalls von Löchern durchbohrt; sie schienen dazu bestimmt, Flüssigkeiten ablaufen zu lassen. Mit Entsetzen erinnerte sich Armand, von einem Torturinstrument gehört zu haben, in welches man den Unglücklichen, der zur Qual bestimmt sey, einschnüre, und ihm sodann, um ihn zum Geständniß zu bringen, durch ein leinenes Tuch so lange Wasser in den Mund flöße, bis er bekenne oder ersticke. Seinen Schauder noch zu vergrößern, sah er einen leeren Krug und ein Tuch, an dem er Blutspuren zu erkennen glaubte, am Boden liegen. —

Mit Abscheu wandte sich Armand von der gräßlichen Geräthschaft; sein Beschluß, den Ersten, der sich in dem Kerker zeigen würde, zu durchbohren und dann auf jede Weise Freiheit oder Tod zu erringen, ward immer fester. — Noch blieb ein Seitengemach, das er bisher noch nicht betreten hatte, zu untersuchen, und er ging hinein. Anfangs schien es ihm gänzlich leer, doch, wie ward er überrascht, als er im Hintergrunde desselben eine menschliche Gestalt zu unterscheiden glaubte. Der Degen flog aus der Scheide, und diesen in der einen, die brennende Kerze in der andern Hand stürzte er der Gestalt entgegen. — Er stand vor einer hölzernen Bildsäule. — —

Der Jüngling war so überrascht wie erstaunt, als er die lebensgroße Figur eines bunt angemalten Marienbildes, welches als Mater dolorosa mit sieben Dolchen in der Brust und mit weit geöffneten Armen dicht an der Wand aufgestellt war, vor sich erblickte. Man konnte die Figur eben kein Kunstwerk, aber auch nicht mißgestaltet nennen. Den Grund, warum man das Bild hier in dem tiefsten Kerker aufgerichtet, konnte Armand sich nicht enträthseln, doch bald sollte er ihm klar werden. Seine Auge fiel nämlich auf unzählige kleine glänzende Sterne, womit die Kleidung der Gestalt, von der Brust bis zu den Füßen herab, vorzüglich aber die innere Seite der hocherhabenen, ausgebreiteten Arme besät war. Beim genauern Hinblicken bemerkte der Jüngling, daß jene Sterne aus einer Zusammensetzung von Tausenden, nur eine Linie aus dem Holze herausragender glänzender Stahlspitzen gebildet wurden. Eben betrachtete Armand die Figur ganz genau und von allen Seiten, als er dicht vor den Füßen derselben ein kleines Brett betrat. Mit welchem Entsetzen fuhr er zusammen, als im Innern der Figur ein schrillender Ton erschallte, und die Gestalt die Arme zu bewegen anfing! Mit einem unwillkürlichen Schrei sprang er zurück, wie er sah, daß die Bewegung fortdauerte, und die Gestalt zuletzt die Arme schloß, als ob sie irgend Jemand darin umfangen hielte. — Jetzt ward dem Jüngling Alles klar. — Sobald der Unglückliche die ersten Torturgrade überstanden und dennoch nicht bekannt hatte, ward er vor jene Figur geführt; hier nochmals vor dem ehrwürdigen Bilde der Jungfrau zum Bekenntniß ermahnt, ward er genöthigt, sich ihr in die Arme zu werfen, und Angst, Wunderglaube und Schmerz entriß ihm dann unfehlbar das Geständniß. — —

»Schändlich! schändlich!« rief Armand. »Lebend wenigstens sollen mich die Mörder nicht ergreifen.«

An allen Gliedern bebend eilte er in sein Gemach zurück. —

Das Endchen Kerze war indeß fast herabgebrannt. Er sah zu sehr die Wichtigkeit ein, den Rest derselben zu erhalten, als daß er nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätte, das Licht einstweilen zu verlöschen. Ehe er dieß aber that, begab er sich in die Nähe des Einganges und suchte sich die Lage desselben um so genauer einzuprägen, als er sich vornahm, den etwa Eintretenden augenblicklich zu tödten, und sodann sich der Kerkerschlüssel zu bemächtigen. Wie jedoch die Kerze verloschen war, bemächtigten sich die furchtbarsten Vorstellungen der Seele des jungen Mannes. — »Wird überhaupt Jemand diesen Kerker noch außer mir betreten? Ist es nicht vielleicht der Hungertod, zu dem man mich verdammt hat?« — Diese Fragen wiederholte er sich unaufhörlich, und warf sich, als Stunde nach Stunde verging, als seiner Meinung nach bereits die Nacht angebrochen seyn mußte, verzweifelnd zu Boden. — — —

In dem Schlosse zu Valladolid herrschte indeß ein reges Leben. Der Kaiser hatte hier sein Hauptquartier genommen. Obwohl es bereits dunkel geworden war, stralte die Umgebung dennoch fast in Tageshelle. Vor dem Schlosse bivouakirte ein Bataillon der alten Garde, und die mächtigen, auf dem Straßenpflaster angezündeten Feuer wirbelten hoch empor und sendeten ungeheure Rauchsäulen in den klaren Sternhimmel. Ordonnanzen aller Reiterarten und von den verschiedensten Uniformen, den Zügel des Pferdes über den Arm geworfen, lärmten in lautem Gespräch, nur zwei Grenadiers à cheval hielten wie zwei kolossale Bildsäulen auf den kohlschwarzen Rossen, die dunkle Bärmütze auf dem Haupte, das lange, gerade Schwert in der Faust, still und schweigend an der Seite zweier Fußwachen an der Thüre des Palastes. Auch in dem untern Stocke des Hauses tobte der Lärm. Rapportirende Offiziere, Pagen — letztere schöne, gänzlich erwachsene junge Männer — Bedienten in dunkelgrüner, gold-

betreßter Livree, staubbedeckte Kuriere, die Ledertasche auf der Brust, stürmten Trepp auf, Trepp ab. Nur der Offizier der Wache und der kommandirende Schwadronschef von der Escadron du service, gingen mit schallendem Schritt in der Eingangshalle im Gespräch vertieft auf und ab; Ersterer nur warf, wenn der Spektakel um ihn her zu arg ward, ein barsches: „Silence, s'il vous plait!" in den Lärm. Durch eine offenstehende Thüre aber sah man die Grenadiere der Wache, theils auf den mit Atlas überzogenen Divans, theils auf den mit Strohhaufen überdeckten Parkets, in voller Rüstung der Länge nach ausgestreckt. — In den obern Zimmern, mehre davon mit Offizieren aller Waffenarten, jedoch größtentheils nur von den untern Graden, bis zum Ersticken angefüllt, war das Geräusch weniger lärmend, und so bis zum Audienzsaal nach und nach abnehmend, verschwand es hier in ein leises Gezischel. Aller Augen waren auf eine Thür gerichtet, vor welcher ein Huissier stand, und die nur dann sich öffnete, wenn der Kammerherr des Kaisers, Graf Turenne, heraustrat, um irgend einen der Marschälle und Generale in das Kabinet des Monarchen einzuführen. Die in dem Audienzsaal Anwesenden hatten indeß einen weiten Halbkreis gebildet. Eine Ausnahme hiervon machte bloß eine kleine Gruppe, unter der man den Herzog von Istrien bemerkte, der mit leiser Stimme, aber lebhafter Gestikulation, einige Kavalleriegenerale anredete. Einen großen Theil des Halbzirkels nahm eine zahlreiche Deputation des Magistrats und der Geistlichkeit von Valladolid ein. Unter der letzteren, befanden sich einige Prälaten, die sich durch das blitzende Kreuz auf der Brust und den violetten Talar von dem niedern schwarz angekleideten Klerus, so wie von den wenigen mit ihnen gekommenen Mönchen unterschieden. Sie standen ziemlich einsam und verlassen in Mitten der kriegerischen Umgebung; nur ein ältlicher Offizier mit Oberstenepauletten, der Kommandant des Platzes, sprach dann und wann einige Worte zu Diesem oder Jenem, und empfing zahlreiche Bücklinge, begleitet mit mannigfaltigen Gesten und Achselzucken, dafür zurück.

Fast eine Stunde mochte die Gesellschaft geharrt haben, da trat der Kammerherr rasch aus dem Kabinet seines Herrn, er sprach ein Wort zu dem wachthaltenden Huissier, dieser riß beide Flügelthüren auf, und ein lautes: „L'Empereur!" schallte aus seinem Munde durch die mäuschenstille Versammlung. — Der Kaiser trat heraus. Ihm folgten der König Joseph, der General Kellermann und mehre Marschälle und Generale. Alles verbeugte sich bis zur Erde.

Napoleon wandte sich beim Heraustreten an den Marschall Bessières, und sprach ein paar Minuten lang angelegentlich mit dem berühmten Anführer der Reiterei, der in kerzengrader Stellung, und ohne die Lippen zu bewegen, die Worte seines Herrn vernahm.

Die Physiognomie des Kaisers hatte heute jenen Ausdruck, den die, welche ihn am besten zu deuten im Stande waren, nicht undeutlich als ein Zeichen bevorstehenden Sturmes erkannten, und obwohl es einst eine Zeit gab, wo Leute, die Napoleon niemals in der Nähe und lange genug zu beobachten Gelegenheit hatten, viel von dessen finstern, unbeweglichen, ehernen Zügen zu erzählen wußten, so hat es dennoch wohl wenig Menschen gegeben, auf deren Gesicht sich so deutlich die Empfindungen, die sie eben bewegten, ausgesprochen hätten, als auf dem des Kaisers. Gewöhnlich war der Ausdruck des regelmäßigen, der Antike gleichenden Antlitzes, ein ruhiger, heiterer. Sprach er zu den Soldaten — vorzüglich zu den Gemeinden, den Unteroffizieren, oder Offizieren der niedern Grade — so strahlte das helle graubraune Auge von Wohlwollen, und ein gewinnendes Lächeln umspielte die schmalen Lippen, den feingeschnittenen Mund; ward dagegen das Innere des außerordentlichen Mannes von unangenehmen Gefühlen bewegt, und die Umstände geboten es, diese zu verbergen, so runzelte sich die Stirn, während der Mund sich zum Lächeln zwang, das Auge blickte düster, und das Lächeln hatte dann allerdings etwas von jenem Grinsen, das seine Gegner, in der damaligen Zeit, fortwährend an ihm gesehen haben wollen. In solchen Fällen brach dann gewöhnlich bei sehr geringer Veranlassung ein Ungewitter los, das sich auf eine um so furchtbarere Höhe steigerte, je länger der Zwang gedauert hatte, der es bis dahin zurück hielt. —

Auch heute schien etwas die Seele des Kaisers sehr unangenehm bewegt zu haben, denn jener Gesichtsausdruck war auffallend sichtbar. Während er noch mit Bessières sprach, ließ er den Blick ein paarmal durch die Versammlung gleiten, und ging dann hastig und mit untergeschlagenem Arm auf die Deputation der spanischen Geistlichkeit los.

(Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Fortsetzung.)

Kalleb hatte auf Zerbi, im Dienst des Gouverneurs der Insel, einen Italiener gefunden, einen schönen jungen Mann, den er zu sich nahm und zu einem der ersten Beamten seines Hauses erhob. Daß er Ein Vaterland mit der geliebten Constanze hatte, mochte wohl nicht wenig zu seiner schnellen Erhebung beigetragen haben. Seit der Abwesenheit Kallebs hatte Pesaro, dieß ist der Name des jungen Mannes, sich das volle Vertrauen seiner Gebieterin zu erwerben gewußt; beide brachten ganze Tage mit einander zu; anfangs waren es die Erinnerungen an die Heimath und endlich die Gefühle der Liebe, welche beider Herzen bewegten, und so irrte Asabik sich nicht, wenn er argwohnte, Kalleb sey betrogen.

Am nächsten Tag, als Asabik in einem Boot aus dem Hafen fuhr, begegnete ihm Kalleb. »Kalleb,« redete er ihn an, »wärst du ein gewöhnlicher Mensch, so würde ich mich nicht zu der niedrigen Rolle herablassen, die ich jetzt bei dir spielen will. Ich werde dein Herz zermalmen, aber dafür wirst du auch dem Ruhm zurückgegeben werden, und dieser ist mir lieber als ein vorübergehendes Glück.« — »Was willst du mir sagen,« entgegnete Kalleb, »ich begreife dich nicht.« — »Nicht sagen, sehen will ich lassen; du hast mir stets Vertrauen bewiesen, gib mir jetzt auch einen Beweis deiner Achtung.« — »Es sey! was willst du.« — »Komm mit mir in den Hafen, verkünde deine Ankunft keinem Menschen, und auf den Abend folge mir.«

Kalleb willigte ein; tausend Vermuthungen über das räthselhafte Benehmen des Freundes durchkreuzten seinen Kopf, aber eher hätte er sich des Himmels Einfall als eine Untreue seiner Constanze vermuthet. Er verließ sich ganz auf Asabik, ging mit Einbruch der Nacht an das Land und gelangte unerkannt in den Palast. Sein Herz klopfte laut, als er die Schwelle betrat, und Asabik hatte alle Ueberredung nöthig, um die Ungeduld des Freundes zu beschwichtigen. Dieser war indeß nicht länger zu besänftigen, Asabik hatte ihn Verrath ahnen lassen, und so dachte er, daß irgend ein ungetreuer Diener sich mit dem Bey gegen ihn verschworen habe, aber Asabik führte ihn ja in die Frauengemächer, wo kein Mann wohnte. Diese Ungewißheit quälte ihn fürchterlich.

»Halt,« sagte er endlich, »gehen wir nicht weiter, du hast von Verrath gesprochen und führst mich in Constanzens Zimmer. Sprich! ich warte nicht länger!« — »Kalleb, hier wirst du sehen, was ich dir zeigen wollte; man soll nicht sagen, du seyst das Spielzeug einer treulosen Christin, einer frechen Italienerin.«

»Was sagst du? Constanze! — doch du wolltest nicht schwatzen, sondern mich mit eigenen Augen sehen lassen,« sagte Kalleb, indem er den Piraten mit einem drohenden Blick am Arm faßte, »und das will ich, ich will sehen, sehen, klar wie der Tag!«

Asabik trug zwei Pistolen, Kalleb riß sie ihm aus dem Gürtel, mit den Worten: »Die eine für den Verräther, die andere für die Ungetreue!«

Die Eunuchen waren bestochen, Kalleb wurde in ein Zimmer geführt, das von dem Constanzens nur durch einen seidenen Vorhang getrennt war. Er stellte sich hinter denselben, und konnte nun sehen, was im anstoßenden Gemach vorging.

Constanze lag wollüstig auf ihrem Divan ausgestreckt, Pesaro saß zu ihren Füßen und hing an den Blicken der schönen Sultanin. Er sang eines jener lieblichen Lieder seines Landes, und als er geendet hatte, zog ihn Constanze zu sich und drückte einen Kuß auf seine Stirne. »Freund,« sagte sie mit zitternder Stimme, »nichts mangelt unserer Liebe als der milde Himmel Italiens . . .«

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als ein Pistolenschuß und gleich darauf ein zweiter fiel. Die beiden Liebenden, durch den Kopf geschossen, stürzten umschlungen auf den Marmorboden; ihr Blut vermischte sich, wie ihre letzten Seufzer.

Kalleb stürzte wie ein Rasender ins Zimmer und trat die Leichname mit Füßen, indem er die Worte brüllte: »Sucht jetzt euren milden Himmel.«

Das Geschrei und die Schüsse hatten die Bewohner des Palastes aufgescheucht, alle stürzten herbei, und unter ihnen auch die übrigen Frauen. Sobald Kalleb dieser ansichtig wurde, erreichte seine Wuth den höchsten Grad; mit gewaltiger Faust ergriff er die nächststehende, zerschmetterte ihr das Haupt mit dem Kolben der Pistole und rief: »Noch mehr Weiber! o daß ich sie alle vernichten könnte!« Asabik bemeisterte sich des Wüthenden und schleppte ihn aus dem Palast. »Man lege Feuer an das Schloß,« rief Kalleb, indem er davon ging, »und ich erwarte, daß man gehorche!«

Seine Blicke sprachen zu deutlich, als daß man zu zaudern gewagt hätte, und so stand das Gebäude bald in Flammen. Die Frauen retteten sich so gut sie konnten, oder wurden unter den rauchenden Trümmern begraben, und Kalleb lief unter dem Leuchten der Flammen aus dem Hafen von Zerbi und steuerte nach Budschia.

Asabik hatte seinen Zweck erreicht; Kalleb wurde wieder Pirat, allein er war nicht mehr der Sohn des Meeres, der dem Sturme zu gebieten schien; nur ein Unglücklicher war er noch, mit einem Herzen, das der Wuth und dem Haß zur Beute, und jedes höhern Gefühls unfähig geworden war. Als er zu Budschia landete, hatte der Wind umgesetzt und war zur Unternehmung günstig; nur auf ihn wartete man noch, und so ging die Eskader am folgenden Morgen unter Segel. Hassan kommandirte zwei Fregatten und drei Briggs, und Kalleb hatte ein Schiff mit hohem Bord, eine Fregatte und zwei Goeletten unter seinem Befehl. Sahel befand sich bei seinem unglücklichen Bruder. Der Plan der Piraten war bald geordnet; Hassan sollte das Fort angreifen und Kalleb die Stadt. Das Wetter war schön, und so langten sie während der Nacht vor der Insel San-Pietro an.

Hassan legte sich quer vor das Fort und Kalleb setzte Alles in Stand, um seine Leute am andern Ende der Insel ans Land zu setzen. Sobald der Tag anbrach, begannen die Piraten ihren Angriff. Das freie, auf einer Felsenplatte gelegene Fort lag dem Feuer gänzlich bloßgestellt; der Offizier, der es befehligte, erwiderte es lebhaft. Das Thor wurde endlich eingeschossen, ehe man noch den Erdwall, den die Belagerten ruhig hinter denselben aufwarfen, zu Ende gebracht hatte; die bereits ans Land gestiegenen Piraten drangen ein, und die Besatzung war genöthigt, sich zu ergeben. Als die rothe Flagge auf dem Fort wehte, war auch Kalleb schon in die Stadt gedrungen, die beim Anblick der Piraten von den Einwohnern verlassen wurde. (Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(Mittel gegen die Cholera.) Nachdem nun die Cholera über ein halbes Jahr in Madrid geherrscht hat, ist man jetzt dort auf ein Universalmittel gekommen, das zwar nicht neu, aber um so probater und wegen seiner gedrängten poetischen Zusammenstellung einer Uebertragung aus spanischen Blättern nicht unwerth scheint:

Remedio.	Recipe.
Vida honesta y retirada,	Ruhig und bescheiden leben,
Usar de pocos remedios,	Sich nicht unnütz alteriren,
Y poner todos los medios	Gute Laune und daneben
De no atterarse por nada;	Hört es! — nicht medizîniren;
La comida moderada	Ja den Muth nicht lassen sinken
Ejercicio y diversion,	Bei der kleinsten äußern Regung;
Sacudir toda aprension,	Mäßig essen, wenig trinken,
Salir al campo algun rato;	Und im Freien viel Bewegung;
Nocturno encierro, algun trato	Nachts zu Hause, doch am Tage
Y risueña ocupacion.	Muntre Arbeit ohne Plage.

Homonymen.

1.

Wenn die Sonn' in's Meer sich neigt
Werd' getrennt ich dir gezeigt; —
Doch läßt du vereint mich steh'n,
Wirst manch' lust'gen Bruder seh'n.

2.

Sobald auf mich ein Deutscher schaut,
Erblickt in mir er eine Braut;
Doch sieht mich ein Lateiner an,
Ein Wort, womit man fragen kann.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 168.
Gang.

Konzertanzeige.

Nächsten Montag wird der als Violoncellist rühmlichst bekannte Hr. Julius Griebel, königl. preußischer Kammermusiker, ein Konzert geben, worauf wir mit Vergnügen die Kunstfreunde unserer Stadt aufmerksam machen. Hr. Hoffmann, Tenorist bei der königlichen Oper in Berlin, wird den Hrn. Konzertgeber durch sein Talent unterstützen, und so hoffen wir, daß sich derselbe eines recht zahlreichen Zuspruches zu erfreuen haben wird. S.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 30. Oktober. Faust, Oper in 2 Abtheilungen, von Spohr.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 174. 31. Oktober 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Routs.

Was Routs in London sind, werden unsere eleganten Leser und liebenswürdige Leserinnen wohl wissen, was viele von ihnen aber nicht wissen werden, ist, wie es denn eigentlich in neuester Zeit auf diesen Routs zugeht, und das wollen wir versuchen, hier zu beschreiben. Wir sind ohnehin jetzt auf dem besten Wege, alle Eigenheiten der Engländer nachzuahmen, warum sollte nicht einmal einer unserer Tonangeber auf den Einfall kommen, einen solchen Rout zu geben? Unsern bereits eingeführten Abendgesellschaften in ersten Häusern fehlt dazu — wie wir gleich hören werden — nichts, als großartigere Anordnung des Ganzen und eine größere Masse Eingeladener. Gigs, englische Jokei's, englische Livreen, englische Diener mit plüschenen Hosen und Kamaschen sind bei uns ganz einheimisch, die Routs werden es sicher auch. Der Fashionable mag denn Nachstehendes zu seinen Vorbereitungsstudien benützen.

Routs nennt man große Gesellschaften, obgleich der bescheidene Wirth nie zu äußern wagt, daß er a rout oder a party gebe, und bei den Einladungen nur meldet, daß die Hausfrau den und den Tag zu Hause sey, was übrigens einen Monat oder sechs Wochen vorher geschieht. Daß in einem Hause ein Rout sey, erkennt man erstlich an der Menge Kutschen in der Gasse und zweitens an den offenen Vorhängen und Fensterladen, wodurch man in die Zimmer voll Lichter und in denselben ein Gewimmel weißer und schwarzer, gepuderter und ungepuderter Köpfe sehen kann, die sich alle unaufhörlich bewegen. Solche Routs sind immer höchst glänzend. Möbeln, Verzierungen, seltene Blumen und Pflanzen, Musik, Beleuchtung, Bedienung, kurz, alles trägt den Stempel eines übertriebenen Luxus. Die Gesellschaft, welche sich gegen Mitternacht einstellt, besteht mehr aus der Quintessenz des vornehmen als des guten Tons und die Anzahl der Gäste, das sine qua non dieser Routs, welche der Wirth nur gibt, um seine eigene Eitelkeit zu beschönigen, ist ohne Ende.

Obgleich die Frau vom Hause ihren Platz an einer solchen Stelle des Hauptzimmers (front drawing room) einnimmt, von welcher aus es ihr am leichtesten und vortheilhaftesten dünkt, ihre Gesellschaft zu empfangen, so sieht oder spricht dieselbe doch nicht ein Viertheil ihrer Gäste. Einige machen auch gar keinen Versuch, sich ihr zu nähern, andere stellen sich ihr gerade in den Weg, um bemerkt zu werden, oder rufen ihr im Vorbeigehen ein vertrauliches: „How are you“ oder: I hope you are well“ zu. Nur sehr wenige lassen sich mit ihr in eine Unterhaltung ein, und verlassen sie bald, als triebe sie ein nothwendiges Geschäft zu etwas anderem, während sie selbst, wie auf dem Zauberthrone, ihren Platz behält. Bald unbeweglich, bald grüßend, nickend, lächelnd, mit dem Fächer spielend, hat sie nichts zu thun, als auf die Frage: „How do you do?“ und auf die sich immer wiederholende Bemerkung und Versicherung: „a charming party, un commonly warm“ u. s. w. zu antworten. Damen, welche häufig Routs geben, scheinen sehr oft nur maschinenmäßig zu sprechen und wirklichen Antheil an der Unterhaltung, welche man mit ihnen anknüpft, selten zu nehmen. Stolz, Eitelkeit und Müdigkeit kämpfen in dem Körper und in der Seele solcher Modedamen einen harten Kampf mit einander, und das unaufhörlich mit Gewalt herbei gezogene Verlangen, jedem zu gefallen, wandelt die Grazie oft zur Grimasse um.

Höchst unterhaltend sind jedoch diese nächtlichen Gesellschaften für den stillen Beobachter, da dergleichen Routs mehr dem geschäftigen Treiben in einem Wechselladen oder der Börse gleichen, als einer Privatgesellschaft. Einige Gruppen sind emsig beschäftigt, über diese oder jene Familie, über den oder jenen Anzug zu scandalisiren; andere drängen sich um einen Pharotisch, an welchem Geiz, Angst, Neid, Haß, Ehrgeiz und alle übrigen feindlichen Leidenschaften den Vorsitz zu halten scheinen. An andern Tischen spielt man mit der Gravität des Areopagus Whist und dort ist kein Laut vernehmbar, denn die Spieler richten ihre Aufmerksamkeit ungetheilt auf die Karten. In den angränzenden Zimmern gehen Paare, ohne sich um die Wirthin oder den Wirth (letzterer kommt überhaupt in gar keinen Betracht, und oft geht man Wochenlang in einem Hause aus und ein, ist mit der ganzen übrigen Familie sehr wohl bekannt, ohne das Haupt der letzteren zu kennen) zu bekümmern, auf und ab; in der Ecke des Zimmers oder hinter den Fenstergardinen halten Liebende ihr Tête-à-Tête. Ganz dieser Welt entrückt, blind für alles um sich her, geben sie sich ganz dem süßen Zuge des Herzens hin. Andere treten mit einem verächtlichen, fühllosen, Kaffeehausanstand in das Zimmer und indem sie sichtbar aus dem Hause ihrer Bekannten ein Gelegenheitshaus machen, eilen sie zu der Gruppe im Saale, zu welcher sie zu gehören glauben. Mehr als ein Gesicht, das den Anstrich der Uebersättigung, der Unzufriedenheit, des Schlafes und der Müdigkeit bringt, und kaum das Gähnen verbergen will oder kann, scheint bei diesen Tyrannen des zarten Tones gegenwärtig zu seyn, oder seine Leere in der Leere ausfüllen zu müssen. Hier verlassen einige Spieler die grünen Tische, andere treten in den Ballsaal, diese nehmen Erfrischungen ein, jene sprechen mit gerunzelter Stirne über Politik oder die Oper. Hier singt eine Dilettantin oder für den Abend engagirte Sängerin eine Arie von Rossini, ohne Takt, Geschmack und Stimme; dort deklamirt ein italienischer oder portugiesischer Flüchtling einen Monolog aus diesem oder jenem Trauerspiel mit dem Pathos eines Talma, und ist sicher, ein schallendes Da Capo oder Bravo an den Hals zu bekommen, obgleich keiner der Anwesenden ein Wort versteht, gleichviel, wenn es nur ausländisch klingt und fashionable ist.

Um einen mit Kupferstichen und Karrikaturen *) beladenen Tisch sitzen mehre Herren und Damen und disputiren über Licht und Schatten, Haltung und Farbengebung, über Rubens, Raphael, Vandyk u. s. w. Ueberhaupt sind Haltung und Farbengebung wohl zwei Glanzpunkte der Aufmerksamkeit ausgezeichneter Talente, welche englische Damen vor dem Spiegel ausbilden; denn die engen Schnürleiber halten sie gehörig aufrecht und die feinste chinesische Schminke gibt ihnen Farbe genug, um bei Kerzenlicht nicht von ihren Mitschwestern in den Schatten gestellt zu werden. Dort wühlt eine unlängst aus der Schule entlassene Novize unter zierlich gebundenen Bänden und nimmt den Augenblick wahr, an welchem Mama abwesend ist, um eine oder die andere verbotene Stelle aus Byron's Don Juan zu lesen. Hier liegt ein wohlgewachsener aber übelgezogener Halbgott in hohem Kragen und steifer Halsbinde, der Länge nach auf einer Ottomanne und lorgnettirt frech die um ihn stehenden Huldgestalten, welche, vor Müdigkeit fast ohnmächtig, dieselbe Welt für den vierten Theil eines Stuhles geben würden. Alle Mittel, welche Schönheit und ein beredtes Auge erfinden können, werden aufgeboten, diesen liegenden Adonis aus der Fassung oder vielmehr von dem so bequemen Platze zu bringen, doch vergebens. Er bleibt kalt — und liegen! — —

Die englische Unhöflichkeit ist grob, die französische unbescheiden; jene riecht nach Hochmuth, diese nach Eitelkeit. Und wirklich war es für unsere geselligen Verhältnisse ersprießlicher, als die Söhne reicher Eltern, wie dieß vor 20 Jahren der Fall war, zu ihrer Ausbildung nach Frankreich, als wie jetzt nach England gingen, abgesehen davon, daß die Anglomanie weit kostspieliger und verderblicher ist, als die Francomanie, so hat sie noch den Nachtheil, den ohnehin schwerfälligen Deutschen, störriger und plumper, als er von Natur ist, zu machen; kurz, eine Beimischung des französischen Tones machte unsere jungen Elegants angenehm und umgänglich, während die des englischen sie uns oft unartig, händel- und raufsüchtig, ja, was bei der ersten Mixtur nie der Fall war, oft betrunken! — erscheinen läßt. Die Gegenstände zur Vergleichung liegen so nahe, daß sie hinreichen werden, unsere Behauptung zu bekräftigen.

An solchen Abenden werden oft 30 Quadrillen hinter einander getanzt oder vielmehr ruhig abgegangen, wie die Schildwacht auf ihrem Posten. Ehe die Quadrille ihren Anfang nimmt, geht die Frau vom Hause zu verschiedenen Herren und fragt, ob sie in der nächsten Française tanzen wollen. Der, welcher bereitwillig gefunden, wird sogleich von der Wirthin einer Dame als Mittänzer vorgestellt. Der Glückliche nimmt seinen zierlichen Antheil sogleich unter den Arm, stößt sich mit dem Ellenbogen und schiebt sich im Saale herum, bis der Tanz beginnt. Nach Beendigung desselben bleibt die ermüdete Schöne an seinem Arme hängen, bis ihr ein neuer Kavalier vorgeführt wird. Tänzer und Tänzerinnen sind eben so elegant, als geschmacklos gekleidet. Die Musik besteht entweder aus einem Fortepiano allein, oder aus einem Fortepiano, einer Harfe und zwei Violinen. Man tanzt fast nichts als Quadrillen, die es aber nur dem Namen nach sind, denn die Figuren haben durchaus keine Aehnlichkeit mit den französischen. Walzen findet man für höchst unanständig, und eine Engländerin würde nur mit ihrem Bruder, einer andern Dame oder höchstens mit ihrem Verlobten walzen. So wie der gesellschaftliche Tanz jetzt in Paris den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht hat, denn man findet dort wohl den innigsten Verein der Grazie und des Talents, und sie können oft mit der Virtuosität des Tanzkünstlers wetteifern, so bestrebt man sich in England, auf der untersten Stufe dieser Kunst stehen zu bleiben, denn wirkliches Tanzen hält der Engländer für lächerlich und bei einem Herrn sogar für entehrend. Freilich ist es zu bedauern, daß in Paris diese Vollkommenheit dem Vergnügen des Tanzes nachtheilig wird; denn es hört auf, eine gesellige Unterhaltung zu seyn, und wird ein Gegenstand des Studiums für Herren und Damen von gutem Ton. Wer es daher nicht bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit darin gebracht hat, geht auf den Ball, nicht um zu tanzen, sondern um tanzen zu sehen. Bei einer englischen Quadrille aber ist der Vortheil, daß auch Leute mit zwei hölzernen Beinen an derselben Antheil nehmen können.

Nicht selten findet man unter den erhabenen Gästen auch den Herausgeber einer am häufigsten gelesenen Zeitung, welcher sich für diese Ehre verbindlich macht, am nächsten Morgen einen ausführlichen Artikel über den Glanz dieser Routs in sein Zeitungsblatt zu rücken, und oft ist zu bemerken, daß die Familie einem solchen Manne während des Abends mehr Aufmerksamkeit erweis't, als einem Herzog! Man glaube ja nicht, daß eine einzige Person um des Wirthes willen oder um sich vernünftig zu unterhalten, zu solchen Routs kommt. Behüte! der Eine macht das Haus zu seinem Spielhaus, der Zweite zu einem Platze für Rendezvous und Intriguen; Andere kommen aus Bosheit, um sich über die Bekannten lustig zu machen, noch Andere des guten Abendessens wegen, einige aus Ueberdruß mit sich selbst, die meisten nur der Mode wegen. Nach einer Viertelstunde entfernt man sich, um am Thore seinen Wagen zu erwarten, wo man an der Schwelle unter den Bedienten länger bleibt, als man oben bei der Herrschaft geblieben war. Von da fährt man in der größten Schnelligkeit zu einem andern Rout, und nachdem man gewartet hat, bis man an die Thüre fahren konnte, welches bisweilen eine halbe Stunde dauert, da die Gasse voll Wagen steht, geht man hinauf und fängt die nämliche Runde wieder an. Die Zimmer bei solchen Routs sind oft so angefüllt, daß die ganze Treppe zum zweiten Stock von oben bis unten mit Gästen angefüllt ist, welche dann den Hühnern gleichen, die am Abend auf ihre Stangen geflogen sind und wie angereiht hinter einander sitzen. Solch ein Rout kostet jedesmal mehre hundert Pfund Sterling, und in je größere Verlegenheit der Wirth durch die Bezahlung für diese Abendunterhaltung versetzt wird, um desto mehr lachen alle die Freunde über ihn, welche er noch vor wenigen Tagen bewirthete.

So weit hätten wir es in Frankfurt doch noch nicht gebracht, aber wir sind, wie gesagt, auf dem besten Wege dazu.

....ff

*) Einige Buch- und Kupferstichhandlungen, als Ackermann u. s. w., halten zu diesem Zwecke eine große Sammlung Karrikaturen, Handzeichnungen, Skizzen, Kupferstiche ꝛc., nur um sie für solche Routs auszuleihen. Man zahlt für den Abend 3, 4 — 5 Guineen.

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von E. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

»Warum habt Ihr die Soutane nicht angezogen?« fragte er mit rauhem Tone. »Hier ist Euer König!« — er zeigte auf Joseph. — »Warum erscheint Ihr nicht vor ihm im Chorhemd, wie es sich gebührt? — O, ich weiß es wohl! es soll so eine Art von Protestation seyn, ein heimlicher Trotz; aber ich werde Euch schon zur Ordnung bringen! ich! — Ha! wäre es der Prinz von Asturien, Ihr wäret ihm mit Fahne und Rauchfaß entgegen gegangen!« —

»Sire! — Sire!« stammelte der älteste Prälat. —

»Schweigen Sie!« rief der Kaiser immer heftiger, und seine Stimme nahm einen ganz eigenthümlichen, heisern und den-

noch schallenden Ton an. »Ihr seyd es, die das Volk aufregen! — Warum singt Ihr nicht: „Dominus salvum fac regem Josephum!" in der Kathedrale? — Ihr denkt, ich weiß es nicht? Ihr irrt. Eure Umtriebe sind mir wohl bekannt; ich werde — Aber was ist das für ein Lärm draußen im Dienstzimmer? Obrist Dumont, Graf Turenne, sehen Sie zu, was es gibt?« —

Wirklich ertönte in diesem Augenblicke aus einem der Vorzimmer ein so lautes Gespräch, daß es dem Kaiser auffallen mußte, auch war es etwas zu Unerhörtes, daß Jemand sich eine Freiheit dieser Art herausnahm, als daß sich nicht alle Augen sogleich nach der Thüre gewendet hätten. — Obrist Dumont kam eben zurück.

»Ein Kapitän von der Linie ist im Vorzimmer!« sagte er; »Hauptmann Vautré vom neunundsechszigsten, glaube ich. Er sagt: er müsse Ew. Majestät sprechen; etwas Wichtiges —«

»Laßt ihn herein!« rief der Kaiser rasch. Vautré kommt nicht von ungefähr.«

Der Kapitän stürzte auf einen Wink des Ordonnanzoffiziers ins Zimmer und eilte rasch auf den Kaiser los. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand.

»Sire!« rief er. »Armand! — Armand de Sacy!« —

»Nun Kapitän!« entgegnete der Kaiser, als er sah, daß Vautré vom Laufe ganz erschöpft und athemlos inne hielt.

„Ma foi! Sire! — ich weiß es nicht! erwiderte der Hauptmann. »Er ist ermordet oder eingesperrt! — Dieser Brief —«

Ohne ein Wort zu sagen nahm der Kaiser den Brief aus den Händen des Kapitäns. Er war in französischer Sprache, und, wie es schien, von weiblicher Hand geschrieben.

»Mein Herr!« so lautete er. »Der Lieutenant Armand de »Sacy nannte Sie oft seinen Freund. An Sie wende ich »mich daher in größter Angst. Man hat Herrn von Sacy »in den Palast der Inquisition zu einer Unterredung beschie»den, und er ist nicht wieder zurückgekehrt. Sichere Zeichen »lassen mich vermuthen, daß er dort eingekerkert, wenn nicht »ermordet sey. Eilen Sie, ihn zu retten, wenn es noch mög»lich ist; dieß wünscht Jemand, der an ihm den größten An»theil nimmt.«

»Wer brachte Ihnen den Brief, Kapitän?« fragte der Kaiser rasch, indem er ihn in der Hand zusammendrückte.

»Er ward in meiner Abwesenheit abgegeben;« antwortete Vautré. »Sobald ich ihn gelesen hatte, eilte ich in Armands Wohnung. Die Gräfin Montenero, bei der er gewohnt, und deren Haus an den Palast der Inquisition stößt, ist mit Einbruch der Nacht nebst ihrer Nichte abgereis't. Das Nest ist leer, und Armand ist verschwunden.«

Jetzt brach der Zorn des Kaisers aufs Neue los.

»Das ist Euer Werk!« rief er, indem er sich an die Geistlichkeit wendete. »Ein Offizier ist verschwunden, wahrscheinlich ermordet! Aber Ihr, Ihr sollt mir mit Euren Köpfen für ihn haften. Ihr habt ihn umgebracht, oder seyd wenigstens die Veranlassung dazu. „La corde au cou! voilà ce que vous méritez, scélérats!" *) — Ihr glaubt — Mörder, die Ihr seyd — ich werde Euch die That so hingehen lassen, aber Ihr betrügt Euch: Meine Langmuth ist zu Ende. — Obrist Vartariteux Lafosse! Sie sind Platzkommandant! Verhaften Sie diese Menschen! Lassen Sie solche sogleich nach der Wache bringen! „A la grande Garde!" verstehen Sie mich? — Niemand wird zu ihnen gelassen; sie sollen mir als Geißeln dienen. Sie, General Kellermann, lassen augenblicklich zwei Eskadrons Jäger zu Pferde aufsitzen, um durch die Stadt zu patrouilliren. Kein Zusammenlauf wird geduldet. Dann nehmen Sie die Grenadiere vom neunundsechszigsten Regiment, so wie die Sappeurs der ganzen Division. Eine Kompagnie umzingelt den Inquisitionspalast und verhaftet Jeden, der heraus will, die andere Kompagnie wird einzeln oder zu Zweien durch alle Gemächer, vom Dache bis zum Souterrain, vertheilt, um auf das leiseste Geräusch Acht geben zu können. Alle Thüren werden geöffnet oder durch die Sappeurs erbrochen. Finden sie nichts, so wirbeln die Tambours durch alle Gänge und Gemächer, um ihre Anwesenheit kund zu thun, dann muß Alles still seyn. Entdecken sie noch nichts, so lassen sie alle Mauern durchbrechen, alle Keller durchwühlen. Ich muß den Lieutenant Sacy wieder haben, todt oder lebendig! — Sie, Kapitän Vautré, werden die Grenadiere befehligen, und Sie, General Kellermann, werden in Person dabei seyn, und mir von dem Erfolge Bericht abstatten. — Sobald der Tag anbricht — hier wendete sich der Kaiser wieder an den Platzkommandanten — requiriren Sie Bauholz von der Munizipalität; Sie werden Galgen errichten lassen; vor jedem Thore einen und einen auf der Plaza major. Für jeden Franzosen, der künftig noch in Valladolid ermordet wird — der Kaiser streckte den Arm gegen die Mitglieder des Ayuntamiento (Magistrats) aus, und sein Blick ward fürchterlich — hängt Einer von Euch! — Jetzt geht!« — — —

In weniger als einer Stunde darauf wimmelte der Palast der Inquisition von französischen Kriegern. In allen Zimmern flammte die Pechfackel, in allen Gängen erschallte die Stimme der Grenadiere, in allen Winkeln krachten Thüren und Hauptmann Vautré eilte schweißtriefend die Treppen auf und ab. — Schweigend, sein Adjutant ihm zur Seite, wandelte General Kellermann im Refectorium auf und nieder, und warf dann und wann den Blick auf eine Schaar langbärtiger Sappeurs, die, auf die blitzenden Aexte gelehnt, die Befehle des berühmten und hochgeachteten Anführers zu erwarten schienen. — Eben stürmte Vautré zur Thür herein.

»Keine Spur, mein General!« rief er aus. »Drei Gefängnisse haben wir gefunden, und die Bewohner derselben, steinalte Mönche, von denen zwei wegen leichter Disziplinarvergehen, wie sie behaupten, der dritte aber wegen wirklicher Verbrechen gefangen sitzen, befreit. — Uebrigens müssen die Bewohner des Hauses entflohen seyn; man fand von ihnen keine Spur.«

»So lassen Sie uns jetzt unser Heil in der Trommel versuchen!« sagte ruhig der General. »Lassen Sie in allen Theilen des Gebäudes Generalmarsch schlagen. Auch die Hornisten mögen in gewissen Intervallen Appell blasen. — Lebt Herr von Sacy noch, so wird er sich dann wohl melden; sechsunddreißig Trommeln und zwölf Hörner müssen in dem alten hallenden Gebäude ja fast Todte erwecken können.« —

Vautré eilte hinaus. Nach wenigen Augenblicken rollten die dröhnenden Wirbel des Generalmarsches die ungeheuren Gänge entlang und brachen sich wie der Lärm von Meereswogen an den hohen Gewölben. Zwischendurch schallte der gellende Ton des Voltigeurhorns; der General hatte nicht zu viel gesagt, es war ein Lärm, welcher hätte Verstorbene aus den Gräbern rufen können. — Wohl eine Viertelstunde mochte er gedauert haben, Alles war still geworden, da stürzte ein Unteroffizier ins Zimmer.

»Der Kapitän läßt melden, daß man unter dem Fußboden eines Zimmers einen Schall, wie von einem schwachen Pistolenschusse, vernommen!« rapportirte der Eintretende.

»Vorwärts, Sappeurs!« rief Kellermann rasch, indem er schnell aus der Thür und den Gang entlang eilte. Mit schallendem Schritt folgte ihm die Axt auf der Schulter, die langbärtige Schaar.

»Ist's hier?« fragte der General, als er in das Zimmer trat, welches uns bereits aus Armand's Unterredung mit der Gräfin bekannt ward.

---

*) Eigne Worte des Kaisers.

»Es ist hier, mein General!« sagte Vautré freudig. »Auch glauben wir, dann und wann eine Stimme zu vernehmen.« —

»Ans Werk, meine Kinder!« rief Kellermann, und die Aexte der Sappeurs fuhren krachend in das Getäfel des Fußbodens.

»Ich bin durch!« rief nach wenig Momenten ein alter Sappeur. Die Schaar hielt einen Augenblick mit der Arbeit inne, und — ein helles: „Vive l'Empereur!" tönte aus der Tiefe. —

»Er ist's!« rief Vautré, und im Bestreben seine freudige Rührung, die ihm das Wasser in die Augen trieb, zu verbergen, verzerrte er das Gesicht so gräßlich, daß der General unwillkürlich lächeln mußte. »Ich kenne ihn an der Stimme! — Nun vorwärts, meine brave Jungen!« —

Nur wenig Augenblicke bedurfte es, um die Oeffnung zu mehr als hinlänglicher Breite zu erweitern.

»Werft mir einen Strick herunter, oder schafft eine Leiter!« rief Armand jetzt herauf.

Nach wenigen Minuten schleppten Grenadiere eine solche herbei. Kellermann, Vautré, der ganze Schwarm stiegen in die Tiefe. —

Sprachlos warf sich Armand an die Brust seines Freundes. Große Thränen rollten aus den Augen des Hauptmanns und verloren sich in dem dichten Knebelbart. Um nicht schwach zu scheinen, stieß Vautré eine Unzahl von Flüchen gegen die Pfaffen aus; wenn der Kaiser nicht das ganze Domkapitel von Valladolid aufhängen ließe, setzte er hinzu, so gäbe es keine Gerechtigkeit mehr in der Welt.

Neugierig durchzog nun die kriegerische Gesellschaft alle die Gewölbe, die der Leser bereits früher kennen lernte; vor Allem zog das Bild der Jungfrau die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Kellermann besichtigte die Bildsäule, die ein Räderwerk im Innern trug, genau, und ließ die Maschine mehrmals manövriren; ein Schurzfell der Sappeurs vertrat die Stelle des Delinquenten, und ward, jedesmal von tausend Nadelstichen durchbohrt, aus der mörderischen Umarmung herausgezogen.

Auf Armand's Bitte erbrach man die Thüre des Gefängnisses. Sie war von Außen frisch vermauert; doch hatte man, um die Arbeit zu verstecken, derselben einen künstlichen Anstrich, der sie dem ältern Gemäuer gleich stellte, zu geben gewußt. Der General nahm nun Armand mit sich aufs Schloß. Der Kaiser hörte aufmerksam die Erzählung des jungen Mannes an. Dann wandte er sich zu Joseph. »Escoiquiez hat Recht!« sagte er nachdenkend. »Das wird ein böser Krieg!« und freundlich entließ er den Jüngling. — — —

Es war noch in derselben Nacht, als Vautré seinem jungen Freunde ausführlich mittheilen mußte, auf welche Weise ihm Nachricht von der Gefahr, in der Letzterer geschwebt hatte, zugekommen war. Immer mehr überzeugte sich der Jüngling, daß nur Therese es gewesen seyn konnte, von der zuerst der Rettungsruf erschollen. Diese Ueberzeugung aber führte auch die: daß er von ihr geliebt werde, mit sich, und machte ihm selbst die ausgestandenen Gefahren theuer. »Werde ich sie wieder sehen? — Wird die Drohung der Gräfin: daß Therese einem andern Mann in wenig Tagen ihre Hand reichen müsse, in Erfüllung gehen?« diese Fragen beunruhigten Armand unaufhörlich, und mit Freuden vernahm er die Befehle zum Aufbruch nach Madrid. — — (Fortsetzung folgt.)

Kalleb der Pirat.

(Schluß.)

Vor seinem Unglück hatte Kalleb unter seinen Leuten stets die strengste Mannszucht gehalten, jetzt aber galt ihm Alles gleich. Die meisten der Frauen hatten sich in eine Kirche geflüchtet, aber auch die heilige Stätte wurde nicht verschont. Der Priester, der eben die Messe las, wurde am Altar erschossen, dann bemächtigten sich die Piraten der Frauen und schleppten die schönsten in ihre Boote. Die Fregatte Kallebs war ganz von Frauen besetzt, denn jeder Matrose hatte sich wenigstens Eine ausgesucht.

Die Flotte nahm, als diese Expedition vorüber war, ihre Richtung nach Budschia, wurde aber durch einen heftigen Sturm getrennt. Kallebs Fregatte war am weitesten verschlagen, und als der Sturm sich legte, konnte man keines der übrigen Schiffe mehr entdecken. Gegen Abend sah Kalleb nach Westen hin mehre Segel, auf die er zusteuerte, gewahrte aber bald, daß er unter ein feindliches Geschwader gerathen sey. Als er zu entwischen suchte, war es bereits zu spät, denn schon hatten ihn mehre Schiffe signalisirt. Diese aus englischen, spanischen und holländischen Schiffen bestehende Eskader hatte den Auftrag, jene Meere von den Piraten zu säubern; eine Fregatte und eine Gabarre, zwei treffliche Segler, erhielten Befehl, auf den Piraten Jagd zu machen, die übrigen Schiffe sollten jene unterstützen. Kalleb, der bald einsah, daß er sich nicht halten könne, und der überdieß seine frühere Energie verloren hatte, erschöpfte alle nur möglichen Kunstgriffe, um zu entkommen, allein er sah sich immer härter vom Feind bedrängt. Als er, um sich so leicht als möglich zu machen, außer Waffen und Pulver, fast Alles über Bord geworfen hatte, kam ihm zuletzt noch der teuflische Gedanke, mit den armen im Schiffsraum eingesperrten Weibern ein Gleiches zu thun, die ihm, wie er sagte, zu schwer würden. Selbst seine rauhen Matrosen entsetzten sich über diesen Befehl und zauderten, ihn auszuführen, allein Kallebs Macht über seine Leute war unumschränkt. Seine donnernde Stimme seine drohenden Blicke vermochten Alles über sie, und als er sein Gebot wiederholte, flogen die armen Weiber, trotz ihres kläglichen Geschreis, über Bord. Ein junges Mädchen entriß sich ihren Henkern, stürzte zu Kallebs Füßen, benetzte sie mit ihren Thränen und bat so rührend, daß Niemand wagte sie zu ergreifen. Selbst Kalleb konnte seine Rührung nicht verbergen; plötzlich aber schämte er sich seiner Schwäche, riß das Mädchen empor und warf es ins Meer.

Nach dieser That des Schreckens war die ganze Mannschaft in eine Art von Fühllosigkeit versunken; Sabel weinte und warf Blicke des Vorwurfs ob dieser That auf den Bruder, die diesen mehr als Alles schmerzten. Man hörte ganz zu manövriren auf, und so hatten die feindlichen Schiffe die Fregatte bald erreicht. Einige Kanonenschüsse weckten die Piraten aus ihrem Hinbrüten und eine Kugel, die dicht neben Kalleb einschlug, brachte diesen wieder zu sich selbst; er nahm seinen Bruder bei der Hand und stieg mit ihm auf die Kampanie.

»Bruder,« sagte er hier, »ich habe dich gekränkt ohne es zu wollen; du liebst mich vielleicht nicht mehr, und doch ist deine Liebe mir das Theuerste bis zum letzten Athemzug.« — Mit diesen Worten umarmte er den Bruder und Thränen stürzten aus seinen Augen, die ersten die er geweint.

»Siehst du dort die feindliche Eskader die uns umringt? willst du leben, so ergebe ich mich und mache deine Freiheit zur Bedingung.«

»Nein,« erwiderte Sabel,« indem er dem Bruder in die Arme stürzte, »ich will mit dir sterben, denn Kalleb hat gesagt, daß er sich nie ergeben würde.«

Kalleb drückte den Bruder an das Herz, trocknete seine Thränen und stieg mit ihm in die Pulverkammer hinab. — Als die Fregatte von den sie verfolgenden Fahrzeugen zugleich geentert wurde, flog sie in die Luft und die beiden feindlichen Schiffe mit ihr.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, № 175. 1. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Indianerkämpfer. *)

Aus dem Token.

In sein letztes enges Haus ist der Siedler gegangen,
Und still ist seine Brust nun von Leid und Verlangen.
Das Lager, auf dem er ruhte, deckt Modergrün,
Und die wärmende Flamme sieht sein Herd nicht mehr sprüh'n.

Wer viel gewandert ist und viele Menschen gesehen hat, hat auch viel Leid gesehen. Jener einsame Mann mit den Sonderlingsgewohnheiten, der denen, die den obern Mississippi beschiffen, unter dem Namen des »Indianerkämpfers« oder des »Einsiedlers vom Cap au Gris« so wohlbekannt ist, hat endlich der Natur die letzte Schuld entrichtet; und ich bin nun meines Versprechens enthoben, die Begebnisse seines Lebens nicht eher zu erzählen, als bis er nicht mehr sey. Ich weiß wohl, daß das Menschenleben überall ein buntgewürfeltes Gewebe von Freude und Weh, und daß seine Geschichte nur eine zahlloser Millionen — einzig in ihren Lichtern und Schatten anders ausgehellte und gedunkelte, ist. Allein es dünkte mir gewissermaßen Pflicht, den stolzen Bewohnern der Städte zu sagen und zu zeigen, wie so mancher Auftritt voll erschütternder Trauer, so manches Ereigniß voll des folterndsten Seelenschmerzes in der Wildniß auftauche und unerzählt, vergessen vorübergehe. Als ich auf den weiten Grasebenen Illinois' meinen Aufenthalt hatte, erprobte ich eines Nachts die wohlbekannte und weitherzige Gastfreiheit des Einsiedlers und hörte aus seinem Munde, am fröhlichlodernden herbstlichen Feuer, die nachstehende Erzählung der hervorstechenderen Ereignisse seines Lebens:

»Nicht Stolz noch Eitelkeit — sie sind schon längst von mir gewichen! — sondern die einfache Thatsache selbst bestimmt mich, die Bemerkung vorauszuschicken, daß meine Familie in Britannien zu den Edeln sich zählen durfte, einen nicht unberühmten Namen führte und mit Besitzthümern nicht kümmerlich begabt war. Um alles dieses brachte uns ein angeerbter Rechtsstreit und ließ uns nichts als die Trümmer unserer Glücksgüter. Wir flüchteten uns über das weite Meer — fort von dem Schauplatze unseres Stolzes und unserer Erniedrigung. Wir überstiegen die westlichen Gebirge; wir gleiteten zwischen den Wäldern des schönen Ohio hinab; wir schifften den hehren Vater der Ströme hinauf und landeten am krümmenreichen, abgeschiedenen Maccoupin, der sich durch die Wälder und Grasebenen im Kerne von Illinois windet und dann, einige Wegstunden oberhalb der Mündung des Missouri, dem Obern-Mississippi seine Wasser zollt.

»Mit uns wanderte eine Schaar von Siedellustigen aus, die sich in diesen schönen, unbetretenen Ebenen eine Heimat suchten. Freunde durch die Bande gemeinsamer Lebenszwecke und kräftig zusammengehalten durch den Wunsch, Wohngenossen in der Wildniß zu seyn, wählten wir uns zusammengränzende Landstücke auf den grasreichen Flächen; und unsere Blockhütten erhoben sich unter den Pekkanen und Zuckerahornbäumen, die eine tiefe, reizende Waldeinfassung an den Ufern des Flusses bildeten. Wir kamen eben mitten aus den stolzen Schöpfungen der Ueppigkeit und Kunst. Noch steht der Tag lebhaft vor mir, an dem wir zum erstenmale unsere Zelte in der Wildniß aufschlugen. Hier waltete ringsum die Frische der Natur, wie in unserer verlassenen Heimatgegend Alles den Stempel der Mühen und Arbeiten des Menschen trug. Der Himmel stralte in wolkenlosem Blau; und ein milder Süd rauschte linde durch die Waldbäume, und trug in sanftem Geflüster reiche Düfte durch die blütengeschmückte Wildniß daher. Die mächtighohen, geradeaufstrebenden Waldbäume deckte ein üppiges Mooskleid; und ihre altersgrauen Stämme stiegen wie Säulen empor. Aufgescheucht rannten Hasen und Rehe und die wilderen Bewohner der Wälder in fliehenden Sätzen hinweg von unserm Reisepfade. Adler und Aasgeier schwebten ober unsern Häuptern. Zwischen den Zweigen sangen Vögel von glänzendem Gefieder, schimmernd in Roth, Grün und Gold. Vom langen Winterschlafe erweckt, mischten die zahllosen Wasserbewohner aus den Bächen und Seen umher ihre kreischenden Laute in das wirre Tönegewühl, in dieses bunte Preislied der Natur; dazu erklangen noch die hell wiederhallenden Rufe unserer Hüfthörner, die bellenden Stimmen unserer Hunde, all' die frohen, häuslich-anheimelnden Laute der Thiere, die der Mensch in gesellige Nähe sich gewöhnt hat, die kräftigen Schläge der Holzaxt, das Krachen stürzender Bäume und die sorglosen Waldweisen der ersten Lieder, die wohl diese Einsamkeiten seit dem Schöpfungstage hörten. Wie auf ein helles grünes Eiland in dem endlosen dunkeln Meere der Vergangenheit schaue ich auf diese heiteren, ach, nur zu theuern, Erinnerungen zurück.

»Wir weihten unsere kunstlosen Hütten im Urwald mit dem herzgewinnenden, lieben Namen der Heimat. Manch' einen Erdfleck habe ich seitdem gesehen, wo die Natur in Schöne, in stiller Abgeschiedenheit, gleichsam zu ihrer eigenen, einsamen Freude, lacht: keinen aber, der ein solches Eden, wie dieser, gewesen wäre. Ich zählte kaum zwanzig Lebensjahre. Ich hatte die reich geschmückten und stolzen Schönen meines Geburtslandes und der Amerikanerstädte, als ihr Standesgenoß, gesehen — Alle aber mit derselben Gleichgültigkeit. Es mag wohl seyn, daß an Orten, gleich diesen, das Herz zärtlicher fühlt, das Auge schärfer schaut, die Einbildungskraft lebhafter und mannigfaltiger schafft und zusammensetzt, als unter den farblosen Alltagserscheinungen und matten Gedankengängen des künstlichen Lebens. Wenig hatte mir geträumt, daß ich in diesen Waldwildnissen eine Huldgestalt schauen sollte, die nimmer, nimmer aus meinem Herzen und Gedächtniß verschwinden wird. Hier! das Bild der Heißgeliebten, das ich

*) Aus K. von Kreling's: Englischer Bibl.

mit dem meines Heilandes — die Unschuld darf ja wohl neben dem Erlöser ruhen? — auf meinem leidensschweren Herzen trage. Ich lasse mein Auge von dem Einen auf das Andere schweifen; und der Gedanke, wie Beide in Seligkeit wohnen, beflügelt die Sehnsucht, die mich zum Himmel zieht.«

Die Stimme versagte ihm auf einen Augenblick; und aus seinem Busen, wo es bei einem Kruzifix, auf dem in einen Edelstein gegraben ein Jesuskopf zu schauen war, hing, zog er das Kleinbild eines reizenden Mädchens mit Rabenlocken und blitzenden Augen von durchdringender Schwärze. Es zeigte selbst mir, dem unbefangenen Beschauer, ein Antlitz von ungemeiner Lieblichkeit. Schwärmend in neuer Jugendgluth und im Sehnsuchtsfeuer der Erinnerung malte er mir die holde Erscheinung aus, dann schob er das Bildchen wieder in seinen Busen und hob wieder an:

»Auch sie hatte, ehe sie noch sechszehn Sommer gesehen, die Schläge des Schicksals kennen gelernt; und ihr durchdringendes Auge, wenn es zu Zeiten in feuchtem, mattem Glanze schwamm, erzählte dann eine Geschichte voll Sorge und Kummer. Ihr Vater hatte das Seinige auf die See gewagt; und verschlungen von dem unbeständigen Element wurde der reichste Theil seiner Habe. Dem meinigen gleich — vermochte sein stolzes Gemüth das erkünstelte Mitleid derjenigen, die die Gastfreiheit seiner bessern Tage getheilt hatten, nicht zu ertragen. Er suchte Ruhe in denselben Wäldern und hatte sich die neue Heimat am selben Strome, wenige Stunden weiter hinauf, gewählt. Auf einem Ritte, der ihn in der Nähe unserer Hütte vorüberführte, war er von seinem Rosse, das über einen am Wege aufspringenden Hasen gescheut hatte, abgeworfen worden. Ich fand ihn, trug ihn heim, pflegte ihn während seiner Fußverletzung, bis er im Stande war, nach seiner eigenen Wohnung zurückzukehren. Das nächstemal, als wir ihn sahen, brachte er seine holde Tochter zu einem Besuche auf unserer Ansiedelung mit. Fortan klagte ich nicht mehr über die verdrießliche Leere schlummernder Herzensgefühle, spottete fortan nicht mehr der Scheinqualen der Liebe.

»Es war an einem lieblichen Aprilabend und auf einem weiten, in der Nähe unserer Hüttengruppe gelegenen, Zuckerfelde, daß uns ihr Besuch traf. Der größere Theil unserer Ansiedelung war um die Kessel und die lodernden Feuer in jenem anmuthigen Thale versammelt. Der Zuckerahorn spendete in verschwenderischem Flusse seinen köstlichen Syrup; und der Baum selbst, der schönste der amerikanischen Wälder, hatte seine Blütenknospen unter seinen glänzend-rothen Blüten hervorzutreiben begonnen. Der frische Luftzug wehte Kunde, daß der Schnee noch nicht völlig auf den höheren Bergen geschmolzen sey. Schon aber mischten das Veilchen, die Glockenblume, der weiße Wiesenklee, die Blüte der Kornelkirsche und des Griffelbaums ihre Düfte in die Abendluft. Ein sanftes Scheidelied an den heimgehenden Tag lullte die Sangvögel zur Ruhe in ihren Zweigen. Eine Schaar schwarzer Knechte sang an der Arbeit in der Weise ihrer heimischen Gewürzhaine Lieder voll Frohmuth und Klage zugleich, die Erinnerungen an den Lotos und die Palme athmeten. Dampfend ober den hellen Feuern stieg der Duft der anschießenden Kristalle empor. Die Alten saßen unter den Bäumen und erzählten von ihren Jagdthaten gegen Büffel und Bär, und von ihren noch ernsteren Fehden mit den Indianern. Die Jüngeren mit ihren Erkornen saßen abgesondert, in traulichen Gruppen. Ein dicker lustiger Schwarzer, lachend und sorglos, als ob er nie die gewichtige Bedeutung des Wortes »Sklave« gehört oder kennen gelernt hätte, kratzte auf seiner Geige. Kaum erschallte ihr Ton, so verließen die zerstreuten Pärchen ihre stillvergnügenden Lauschwinkelchen für die lautere, aufregendere Lust des Tanzes. Die Neger führten unterdessen ihr eigenes Zwischenstück voll noch lärmenderer Fröhlichkeit auf; und nippten, wenn sie sich müde gelacht, von dem labenden Syrup und erklärten, die Reden der nahen Tänzer abhorchend, ihre dunkelfarbigen Liebchen für noch süßer, als den Zuckertrank des Waldes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Nicht vierzehn Tage waren vergangen, und der fast unangreifbare Paß der Somosierra — ein Gebirgsweg, der Straße über den Brenner in Tyrol nicht unähnlich — war eingenommen, und zwar durch Kavallerie eingenommen worden. Die Reiterei Bessières, unter ihnen vorzüglich die tapfern Polen, hatten das Unmöglichscheinende möglich gemacht. Jetzt stand die ganze Armee vor Madrid. Vom Thore von Fuencarral, bis zu dem von Alcala war die große Hauptstadt Spaniens am 3. Dezember 1808 von feindlichen Lagern umgeben. Die ganze Bevölkerung war bewaffnet und in Bewegung, wenigstens verkündete dieß das unaufhörliche Läuten der Sturmglocke, die seit Tagesanbruch von allen Thürmen ertönte. Das Schloß Buen Retiro — die alte Residenz der Könige aus Oesterreichs Stamme — war befestigt, die Mauern verstärkt und zum Theil encrenaillirt worden. Die Straße von Alcala — die schönste Madrids, und dem Retiro gegenüber auf den Prado auslaufend — hatte man mit Traversen versehen. Alles deutete auf hartnäckige Vertheidigung. —

Auf einem Hügel unweit dem Thore von Alcala hatte der Kaiser seinen Standpunkt genommen. Rechts vorwärts befand sich das Amphitheater der Stiergefechte, links dehnten sich die Gärten des Retiro, aus deren Mitte, wie aus einem Walde, das mächtige Viereck der Porzellanfabrik — welche gleichfalls vom Feinde stark besetzt war — emporragte, in der Mitte lagen die unregelmäßigen, in viele Höfe getheilten Gebäude des zur Festung umgeschaffenen Schlosses. Auf dem Hügel, wo so eben der Kaiser vom Pferde gestiegen, war eine Batterie von dreißig Stück Geschützen aufgefahren. Der Befehlshaber der Artillerie des Heeres, der ernste, besonnene Senarmont, ertheilte den Offizieren in kurzem bestimmten Tone ihre Instruktionen, und eben marschirte das neunundsechszigste und vierundachtzigste Regiment in mäßigen Intervallen rechts und links zur Bedeckung der Geschütze auf. Ein Regiment Kavallerie und die Escadron du service, so wie ein großer Theil des Gefolges Napoleons hielten hinter dem Hügel in der Tiefe. — Das Tirailleurfeuer hatte eine Weile geschwiegen; eine Parlamentärbotschaft war im Anlangen. Der Kaiser, eine Hand in der Weste, die andere mit dem kurzen Perspektiv am Auge, blickte ihr entgegen. Sein Antlitz hatte ein ernstes und strenges Ansehen. Eben nahten sich die Spanier. An der Spitze der Deputation befand sich der General Morla — der Chef der in der Stadt befindlichen Linientruppen — außer ihm noch ein Edelmann Don Augustin Yriarte und der Direktor des botanischen Gartens, der allgemein geachtete Botaniker Cavanilles. Die Angekommenen näherten sich dem Kaiser, der leicht den Hut lüftete, unter vielen Verbeugungen, und General Morla hielt barhaupt eine lange Rede, während welcher der Kaiser immer finsterer und finsterer blickte. Morla sprach viel von den Vertheidigungsmitteln, von dem Enthusiasmus der Einwohner, und wollte eben auf die Großmuth des Kaisers übergehen, als dieser ihn rasch unterbrach.

„C'est assez!“ rief er barsch. »Ich will nicht großmüthig seyn; wenigstens nicht gegen Euch. Arborez le pavillon blanc, ou la ville cessera d'exister!“ — Ihr seyd Treu-

lose! Ihr habt das Völkerrecht nicht geachtet; die Verletzung der Kapitulation von Baylen beweis't es. Wie wollt Ihr die Ermordung so vieler Franzosen und die Wegnahme meines Geschwaders zu Kadix entschuldigen? — Geht! Ihr seyd meiner Großmuth unwerth; wollt Ihr mir aber einen Beweis von Reue geben, so pflanzt sogleich die weiße Fahne auf. Meine Langmuth ist bald zu Ende. Beharrt Spanien in seiner Verblendung, so werde ich dem König Joseph ein anderes Reich geben und Eure Krone auf mein eigenes Haupt setzen; ich werde ihr Achtung zu verschaffen wissen, denn Gott hat mir den Willen gegeben, jeden Widerstand zu besiegen. — Geht jetzt und thut den Bewohnern Madrids meine Meinung kund. Weht in einer halben Stunde nicht die weiße Fahne, so beschieße ich die Stadt.« — —

Die Abgeordneten wollten noch einige Vorstellungen wagen, aber der Kaiser kehrten ihnen den Rücken und sie traten den Rückweg an. Der Kaiser stieg zu Pferde. —

»Sobald die Parlamentärfahne verschwindet,« sagte er ruhig zu dem Befehlshaber der Artillerie, »so eröffnen Sie das Feuer. — Sie dirigiren es auf jenen Punkt dort, ungefähr vierzig Toisen links von der Straße und schießen Bresche. Lassen Sie das Feuer genau und lebhaft seyn; Sie haben einen Artilleristen von Ruf gegen sich. Sobald die Bresche weit genug ist, um zwölf Mann in Front eindringen zu lassen, so stellen Sie das Schießen ein. Die Sturmkolonne wird vorbrechen, und Sie lassen einige leichte Geschütze mit vorgehen, um die Bresche zu kehren. Während des Angriffs beschießen Sie die Stadt mit Wurfgeschütz. Auf dem Prado und der Straße von Alcala, welche breit genug ist, wird der Feind Massen aufgestellt haben; dorthin richten Sie das Haubitzenfeuer, und stellen es ein, wenn der Retiro in unserer Hand ist.« —

Der Kaiser lüftete leicht den Hut und eilte zum neunundsechszigsten Regimente. Kaum hatte er den Hügel, wo die Artillerie aufgefahren war, verlassen, als das Feuer begann, und zwar zuerst von spanischer Seite. Der Feind schien von der Kunde: daß der tödtlich Gehaßte sich ihm unmittelbar gegenüber befände, den größtmöglichsten Vortheil ziehen zu wollen.

Ohne sich an die vorübersausenden Kugeln zu kehren, ritt Napoleon langsam dem heranjagenden Obristen des gedachten Regiments entgegen. Auch der Obrist des vierundachtzigsten ward herbeordert.

»Lassen Sie die Voltigeurs beider Regimenter zusammenrücken und die Angriffskolonne bilden!« sagte der Kaiser kalt, indem er einen Blick auf den Hügel der Artillerie warf, die in diesem Augenblick ein furchtbares Feuer auf den Retiro eröffnete. »Sie Kolonel« — er wendete sich zu einem Ordonnanzoffizier — »werden den Angriff leiten. Kapitän Vautré wird die Voltigeurs befehligen.«

Auf einen Wink seines Obristen trat der Zuletztgenannte heran.

»Sie werden die Angriffskolonne führen, Kommandant!« sprach der Kaiser mit feinem Lächeln, und indem er mit der Reitgerte spielte. — Vautré ward blutroth vor freudiger Ueberraschung; eine Anrede aus des Kaisers Munde, mit Bezeichnung eines höhern Grades, galt in der Armee, wie das bereits ausgefertigte Patent. — »Sie geben Sich nicht mit unnützem Feuern, noch mit Gefangennehmen ab, wenn Sie eingedrungen sind, sondern werfen Alles vor sich nieder. Der Schrecken muß vor ihnen hergehen. Sind Sie im Besitze des Schlosses, und Sie sehen den Feind sich in Unordnung über den Prado nach der Alcalastraße werfen, so können Sie ihn, um die Bestürzung des Feindes noch zu vermehren, bis dahin, wo sich die Straße theilt — jedoch in keinem Falle weiter — verfolgen; ein Bataillon rückt zu Ihrer Unterstützung nach, und Sie ziehen Sich dann langsam in das Schloß zurück. Das Letztere besetzen indeß beide Regimenter.« Während der Kaiser diese Worte sprach, so kalt und so ruhig, als ob es sich von der Besetzung eines neuen Stückes der Pariser Oper handle, tobte der mit Geschütz bespickte Hügel in der Nähe wie ein Vulkan. Sausend fuhren die mächtigen Eisenballen ihre furchtbare Bahn dahin, und die Steine der Umfassungsmauer rollten einzeln oder in Haufen herab, wie die Blätter eines Baumes, den der Sturmwind peitscht. — Wenn der kalte Zugwind, der zu dieser Jahreszeit die Höhen um die Hauptstadt bestreicht — und von dem wahrscheinlich das spanische Sprichwort: daß der Wind von Madrid kein Licht auslösche, wohl aber einen Menschen umbringe, herrührt — die von dem Hügel aufsteigende und sich in den klaren Winterhimmel verlierende Rauchsäule für einen Moment auf die Seite drängte, sah man den geschäftigen Anführer der Artillerie auf eines der Geschütze springen, und die sich allmälig bildende Maueröffnung wohlgefällig betrachten, dann krachte der Kanonendonner um so furchtbarer und wilder. — Während aber die Artillerie des Hügels so geschäftig war, standen die Regimenter des Fußvolks, ruhig, das Gewehr im Arm, ihm zur Seite, und Mancher im zweiten Gliede hatte auch wohl ein kurzes Gipspfeifchen im Munde und schmauchte verstohlen fort; nur die Voltigeurs eilten von beiden Seiten im Geschwindschritt herbei, und stellten sich in Kolonne auf.

Das zwar schon Anfangs wenig lebhafte aber wohlgerichtete Feuer der Spanier schwieg jetzt gänzlich, und eine bedeutende Mauerlücke ward sichtbar. Auch das Feuer der Franzosen schwieg einen Moment, vier leichte Geschütze rollten den Hügel abwärts nach der feindlichen Seite zu, dem Munde der zurückbleibenden enttriefte ein schwarzer Schleim. —

»Vorwärts Voltigeurs!« rief der Kaiser, indem er den Hut emporhob. Ein donnerndes: „Vive l'Empereur!" war die Antwort, und die Angriffskolonne rückte vor. Ein furchtbares Feuer begann jetzt aus der Bresche. Die Kugeln des Kleingewehrs so wie die der Geschütze schlugen in die Kolonne, aber jetzt eröffneten auch die französischen Feldstücke ihren Mund. „De mitraille, toujours de mitraille!" rief wiederholt der Ordonnanzoffizier des Kaisers, der die Kolonne leitete, und bald ward der Mauerbruch vom Feinde verlassen. Vautré gebot jetzt das Bajonnet zu fällen, die kurzen Schläge des Sturmmarsches, und der Angriffsruf ertönten; mit der Heftigkeit eines Orkans stürzten die Franzosen in die Bresche.

In den Höfen des Retiro war unterdeß ein furchtbares Gedränge. Die Linientruppen der Spanier gedachten, nachdem sie tapfer gefochten, sich langsam vor der Uebermacht zurück und hinter die am Prado und in der Alcalastraße aufgeworfenen Traversen zu ziehen. Ihr Vorhaben ward vereitelt. Schon während Morla's Unterhandlung war ein Trupp bewaffneten Pöbels, angeführt von einigen der exaltirtesten Schreier der höhern Stände, unter dem furchtbarsten Lärm und der Behauptung: daß man die Stadt verrathen wolle, in das Schloß gedrungen. »Sie,« riefen sie, »wollten allein den Retiro gegen die Franzosen vertheidigen!« und wirklich hatte der Kommandant, entweder aus Schwäche oder aus Aerger, der Rotte einen wichtigen Posten übertragen. Schon nach den ersten Kanonenschüssen hatten sich die Anführer der Bande, besonders als einer oder zwei der Ihrigen gefallen waren, wie dieß in solchen Fällen gewöhnlich, mit völlig abgekühltem Enthusiasmus davon geschlichen, die Untergebenen aber verließen ihren Posten, und begannen das Schloß zu plündern. Jetzt drangen die Sieger ein, und eben als die Truppen der Spanier ihren Rückzug in guter Ordnung antreten wollten, stürzte der plündernde Pöbel aus den Sälen und Zimmern.

Der Anführer der Spanier, ein Mann von Gefühl, welcher sich nicht, wie es die Umstände sonst wohl geheischt, mit dem Bajonnet einen Weg durch die verworfene Rotte bahnen und

diese der Rache der Franzosen überlassen wollte, wendete sich gegen den eindringenden Feind. So standen die Sachen, als Vautré an der Spitze der Voltigeurs durch die Bresche drang. Mit dem geübten Blicke des Kriegers, der an den Pyramiden, am Po und am Rhein gefochten hatte, warf er sich mit Blitzesschnelle auf den Feind. Die Spanier bereiteten sich zur Vertheidigung, aber der bestürzte schreiende Pöbel machte eine solche unmöglich, indem er ihre Reihe brach. In einem Nu stäubten die Voltigeurs Alles auseinander. Von dem kleinen Höschen, in welchem die Reiterbildsäule Philipps steht, bis zu dem Ausgange, der nach dem Prado sich öffnet, war die Bahn der siegenden Franzosen mit Leichen bezeichnet. Ueberall sah man die weiß und schwarze Uniform — das Regiment Afrika hatte hier gefochten — vermischt mit den braunen Mänteln des niedergetretenen Pöbels am Boden liegen. Mehr als tausend Spanier wurden in den Höfen, in den Gemächern des Retiro erschlagen. — — —

(Schluß folgt.)

Eine Korrespondenz Göthe's mit Madame Karschin.*)

I.

Dr. Göthe an Madame Karschin.

Offenbach am Main, den 17. August 1775.

Ich treib' mich auf dem Land herum, liebe Frau, um das Leid und Freud', was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil geben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griesbach reichte mir Ihren Brief. Es machte mir herzliche Freude, daß Sie Ihre Feder so an mich laufen ließen; und nun für Ihre Grüße und Freundlichkeit meinen Dank. Ich wollte, daß mir Ihre Tochter auch schrieb, wie und wenn's ihr einkömmt, denn kein Spiegel ist das der Eitelkeit, was ein Brief der von wunderbaren Verhältnissen gedrängten Seele ist, wenn sie drin gleiche Stimmung horcht, und müde des ewigen Solo, mit Freuden pausirt, und dem freundlichen Mitspieler neue Wonne ablauscht.

Schicken Sie mir doch auch manchmal was aus dem Stegreife, mir ist Alles lieb und werth, was treu und stark aus dem Herzen kommt, mag's übrigens aussehen, wie ein Igel oder wie ein Amor. Geschrieben hab' ich A l l e r l e i, gewissermaßen w e n i g und im Grunde n i c h t s. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menschheit mit unsern Kielen, und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben.

Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Cirkulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich gern Loth und seine Hausgenossen in Eurem Sodom wohl einmal grüßen möchte. Addio.

P. S. Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn unter gewissen Umständen kann und darf ich heut' nicht erörtern. Die Ursachen liegen in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort, und der Figur im Negligée, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft. — Heiliger Yorik! wolltest du aus deinen Himmeln herübersehen, und der guten Karschin die vernünftige herzliche Stimmung dieses Unsinns verträumen, denn du allein hättest Kopf und Herz dazu. — Nur eine klassische Stelle zur Erörterung: Les gens amoureux — sagt die superfizielle Gemahlin des unvergleichlichen Schach Behams — ne dorment guère favorisés, à moins qu'ils ne le soient.

II.

Antwort der Madame Karschin.

Berlin, den 4. September 1775.

Ich kam gestern bei Sternlicht heim, ich fand Ihr Briefchen, wußte nicht, von wem's war, aber mein Pulsschlag sagte mir's, daß eine gute liebe Seele mich grüßen würde. Der mildselige Mond schien nicht in die Kammer, sonst hätt' ich's gelesen, ich wollt' meine Kinder nicht im Schlafe stören, ließ mir kein Feuer schlagen, legte mein gefundenes unter's Kopfkissen und schlief ein. Heute beim ersten Sonnenglanz erwacht' ich und las. Lieber Göthe, lassen Sie Sich's Ihr Herz sagen, wie mir's gefiel, daß Sie so ohne Zier, so vom Herzen geradeweg mich grüßten. Ich möchte gern meinem Tochtersöhnchen Flügel anzaubern, der Bub sollte morgen nach Frankfurt durch die Sommerluft reisen, er sollt' Ihnen meine Antwort bringen, er ist bräunlich und krausköpficht, hat Sprach' im Aug' und Geschwätz auf den Lippen, er würde dem Menschenkenner Göthe traun so gut gefallen, als dem liebhabenden Werther das kleine Vetterchen, das ihm mit freimüthiger Miene die Hand gab. Sie hören hier die Großmutter sprechen, aber auch die Wahrheit; ich freue mich nur mäßig über's Knäbchen, wer mag wissen, was aus ihm wird. Mehr Freude hatt' ich vor zwölf Tagen über ein gemaltes Mädchen, von dessen Original Ihr Genie Vater gewesen. Ich ging zum Zeichner Chodowiecky, ich bat ihn um eine E l m i r e in kleinem Format, im himmelfarbenen leichten Gewand, mit fliegendem Haar und entzücktem Auge. Ich kam Tags darauf wieder hin, und fand das Mädchen, wie Du sie gedacht hast, wie sie vom Berg herabgeflogen kommt, ihre Arme ausgebreitet, und singt: Er ist nicht weit &c. —

Guter schöpferischer Göthe, wärst Du hier gewesen, ich hätte Dich bei der nächtlichen Lampe gestört, Du hättest mit mir die Freuden theilen müssen, denn ich lief des Abends noch zu jedem Freund, jeder Freundin, die ich erreichen konnte. Seht ihr's, rief ich, seht ihr's, Kinder, so dacht' sich Göthe das hoffnungsglühende Mädchen, das den todtgeglaubten Erwin suchte, das ihn wiederfinden sollte; so war Lotte gebildet, so flügelleicht ihr Fuß, so seelenvoll ihr Auge, als Werther mit ihr tanzte. Ich war närrisch froh. Das Bildchen sollte zum Geschenk für das ein und zwanzigjährige Mädchen, welches uns die Schatzenzüge Deiner Elmire vorstellt. Sie macht's gut genug, hat Feuer und Gefühl, modelliert (modulirt) auch die Redestimme, wie sich's gebührt, aber die Töne der Musik werden nicht erreicht; davor kann die Mutter Natur. Ich wollte durch's Bild Deine Spielerin aufmuntern, eine von ihren Kameradinnen gab's ihr, und es wird, in Kupfer gestochen, allen Kenneraugen des weiten Deutschlands gefallen; mir hat es ein Fest gegeben.

Du siehst wohl, daß ich mir Freude zu haschen weiß, und Du würdest mich darum neiden, wenn Du weniger edel wärst. Denn ich bin schon in dem Alter, wo man gewöhnlicherweise stumpf an Empfindungen wird. Dank sey's meinem Geist, der mich vor diesem Schlappsinn, vor dieser schläfrigen Trägheit bewahrt. Ich kenne das häßliche Ding, was man bösen Humor nennt, nicht in mir. Ich habe keine sonderliche Laune, ich bin mir fast immer gleich. Es fehlt mir nicht an Kümmernissen, meine Glücksumstände, meine häuslichen Angelegenheiten sind noch mit wahren Sorgen vermischt, ich aber hänge den Kopf nicht, ich denke, der Vater des Ganzen wird's auch mit mir einzelnem Theil bis an's Ende gut machen. Ich lege meine Leiden und Freuden in eine Waage, und die zweite Schaale behält stets ein großes Uebergewicht. Ich schreibe nicht für die Ewigkeit, weil ich's nicht kann, das verdrießt mich auch nicht. Eine rührende Bittschrift, die mir aus dem Herzen fließt, welches an fremdem Kummer eigenen Antheil nimmt; eine solche Schrift und ihre Wirkung macht mir mehr Wonne, als des ewigen Milton sein vollendes Heldengedicht haben mag. Ich kenne nichts Süßeres und schreibe nichts Lieberes, und frage wenig darnach, ob mir von den Geholfenen Dank oder Undank gesagt wird. Sieh', so bin ich, voller kleiner Thorheiten, voller Fehler, und überdieß Alles noch ein geschwätziges Weib, das wirst Du schon merken an diesem Brief, der zehn Mal mehr sagt, als Du hören wolltest, und noch hinzusetzt, daß ich Dich lieb habe wie eine Mutter den Sohn.

*) Unter alten Papieren gefunden.

A n a g r a m m.

In der Kinderstube.

Gleich 1, 2, 3, 4, 5 jetzt, oder fort hinaus
Zur 5, 3, 2, 4, 1, ihr wilden Kinder!
Sonst hol' die 1, 2, 5, 3, 4 ich — jenen Strauß,
Den jüngst gebracht uns hat der — Besenbinder!

O — l. L. N. Ar** ld.

Auflösung der Homonymen in Nro. 173.

1. F a s t N a c h t, F a s t n a c h t. 2. N o n n e, N o n n e. (Nicht?)

V e r l a g : Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher R e d a k t e u r : Dr. G. C. Thomas. — D r u c k e r : Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, | № 176. | 2. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Demuth und Stolz.

(Lit. Bl. der Börsenhalle.)

Wenn ich den Blick zum blauen Himmel wende;
Von tausend Welten schimmernd übersä't;
Wenn zum allmächt'gen Schöpfer meine Hände
Ich hebe mit inbrünstigem Gebet —
Da drückt mich das Gefühl so mancher Schuld;
Ich flehe um des Allerbarmers Huld.

Wenn ich die großen Männer überschaue
Der Gegenwart und der Vergangenheit,
Die sich dem sittlich hehren Weltenbaue
Der Wahrheit, brächte sie auch Tod, geweiht,
Da bin ich meiner Kleinheit mir bewußt
Und Demuth herrscht in schmerzerfüllter Brust.

Doch seh' ich auf das Heer von tausend Thoren,
Wie Falschheit, Geiz und Wahn die Welt bedeckt;
Und wie ich stets, was immer ich verloren,
Die Wahrheit und das Gute nur bezweckt —
Da schwillt von Männerstolz das bange Herz,
Erhaben über Armuth, Grab und Schmerz.

M. G. Saphirs Akademie und Vorlesung.

Beurtheilt von M. G. Saphir.

(Diese musikalisch-deklamatorische Akademie und humoristische Vorlesung war am 19. Oktober zum Besten der Verunglückten in Wiener Neustadt von Hrn. Saphir veranstaltet worden. Das anwesende Publikum war sehr zahlreich, und der Beifall wahrhaft enthusiastisch. Der nachstehende Artikel ist Bäuerle's Theaterzeitung entnommen. S—r.)

1. Rezension für das verehrte Publikum, welches gegenwärtig war.

Ich habe lange gezaudert, diese Akademie zu besuchen, denn, dachte ich bei mir selbst, was wirst du hören? Wenns hoch kommt, witzige und geistreiche Gedanken; witzig und geistreich seyn, das kann aber auch der dummste Mensch, wenn er Witz und Geist hat! Allein zwei Gründe bewogen mich dennoch hinein zu gehen; erstens, weil die ganze Vorlesung ohne mich nicht hätte Statt finden können, und es doch unrecht gewesen wäre, wenn wegen eines einschichtigen Menschen einige hundert Menschen, zwar nicht umsonst aber doch vergebens gekommen wären; zweitens, weil die Vorlesung von mir selbst war, und ich mit mir seit Jahren auf dem freundschaftlichsten Fuße stehe. Auch die Vorsicht bewog mich, zu meiner Vorlesung zu gehen, dadurch war ich gewiß, wenigstens einen Zuhörer zu haben, dem meine Vorlesung gefallen wird. Es hätte mir jedoch leicht geschehen können, daß ich bei meiner eigenen Vorlesung nicht gegenwärtig gewesen wäre; denn der gütige Empfang des Publikums hat mich so überrascht, daß ich kaum zu mir kommen konnte!

Wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, mich vor meiner Akademie zu sprechen, so hätte ich mich vor Allem gefragt: was heißt denn das: »Musikalisch deklamatorische Akademie?« Ist denn das Deklamatorische musikalisch? Soll es nicht heißen: »Musikalische und deklamatorische Akademie? — Zwar sind das Kleinigkeiten, aber, mein verehrter Leser, mit Herrn Saphir kann man nicht strenge genug umgehen, mit ihm, der selbst Alles aufs Strengste nimmt.

Herr Saphir ist ein kleiner Schalk, der sich gerne den Erfolg sichert, und das Publikum gerne erst in eine gutmüthige und nachsichtige Transpiration bringt, bevor er selbst heranrückt; deßhalb hat er wohlweislich die glänzenden Talente des Hofburgtheaters, welche, durch den edlen Zweck angeregt, seiner Einladung biederherzig nachkamen, wie kostbare Geschenke an das Publikum vorausgeschickt, um es in jene frohe und gefällige Laune zu versetzen, in der man nachher so gerne Alles freundlich und wohlwollend aufnimmt. Die Mitglieder des Hofburgtheaters dienten ihm zu dem unfehlbarsten Instrumente, den Beifall der Zuhörer anzubohren und an sich zu bringen, und es ist nachher nichts leichteres, als von einem Zuhörer applaudirt zu werden, der schon eine Stunde lang ans Applaudiren gewohnt ist.

Welche der Deklamationssachen mir am besten gefallen haben, ist schwer zu sagen, im Grunde haben mir Alle sehr gut gefallen, am besten aber hat mir immer grade das gefallen, was eben deklamirt wurde, und das mag wohl darin liegen, weil ich mit dem Verfasser in magnetischem Rapport stehe; ich würde sie unendlich gerne Alle überschwenglich loben, allein da diese Kritik bloß für den Theil des Publikums geschrieben ist, welches zum Besten der Verunglückten gegenwärtig war, so wäre es Unrecht, noch diese Verunglückten zum Besten zu haben, und ihnen einreden zu wollen, diese Gedichtchen wären mehr als Spielereien, mehr als nicht verunglückte Wortwendungen, und zuweilen drollig zusammengefügte Gegensetze. Das beste mag wohl: »Die Thränen« seyn, und das schwächste: »Der Frauensenat.« Dieses ist so ein wälscher Sallat, zum Aufputzen der ganzen deklamatorischen Tafel, worunter so manches Ungenießbare ist. Auf einen Fuß mehr oder weniger scheint es Herrn Saphir bei seinen Gedichten nicht angekommen zu seyn; manchmal fehlte ihnen hie und da ein Fuß, man konnte also gewiß nicht von ihnen sagen: sie waren zum Davonlaufen! manchmal war ein Fuß zu viel, wahrscheinlich wünscht Herr Saphir, daß seine Gedichte immer mehr Fuß fassen sollen. Uebrigens kann ich

mit gutem Gewissen sagen: Alle diese scherzhaften Gedichte waren, Scherz bei Seite, sehr gut!

Endlich erschien Herr Saphir mit seinem Portefeuille, von dem man nicht wissen konnte, wie viel fremde Gedanken es enthalte, und ob es also nicht sein Portefeuille des Auswärtigen genannt werden könnte. Das Publikum empfing ihn stürmisch, welches ihm sogleich bewies, wie empfänglich es war. Eine kurzsichtige Dame, ganz im Hintergrunde des Saales, wollte bemerkt haben, er sah blaß aus, worauf eine andere noch kurzsichtigere Dame ihr mit Lady Milfort antwortete: »Keine Schönheit, aber höchst interessant!« Diese Bläße schien ein übles Vorzeichen der Vorlesung zu seyn, denn die blassen Saphire spielen mehr Wasser als Feuer. Indessen wurde dieser Saphir bald ein Juwelier, d. h. er faßte sich selbst, und begann zu beginnen. Er mochte freilich mit Recht Besorgniß für den Erfolg hegen. Die Sache selbst war in Wien noch neu; es konnte der Fall seyn, daß man einen deklamatorischen, rethorischen, schönrednerischen, emphatischen Vortrag erwartete, und nun nach solchen glänzenden Rednertalenten, wie die vorhergegangenen Künstler heute waren, kommt ein Mann mit einer schlichten Hausmannsstimme, mit einem halb unausgebürsteten Bariton, der alle Färbung der Rede verschmäht, der alle Lichter und Blitzer des Vortrages fallen läßt, und gerade mit einer apathischen Ruhe, ja mit einer wehmüthigen Gleichgültigkeit seine Wirkung zu machen gewohnt ist, der gerade durch den Kontrast des melancholischen Vortrags mit der Lebendigkeit des Vorgetragenen seinen Effekt hervorbringen will. Es konnte leicht mißglücken, und ich weiß noch nicht, ob es wirklich geglückt, und ob der Beifall des sehr gewählten und sehr gebildeten Publikums wirklich der Sache oder bloß dem wohlthätigen Unternehmen galt, ob das geehrte Publikum mit dem Kopfe oder mit dem Herzen geklatscht hat. Man kann auch im Grunde die Vorlesung selbst nicht gerade schlecht nennen, es ist hie und da ein guter Einfall, den Herr Saphir gut anzurichten versteht. Viele wollen sie ganz vortrefflich nennen, allein ich finde das nicht, und wenn es nicht unbescheiden wäre, so sagte ich, ich könnte das Alles eben so gut machen, als Herr Saphir. Ein kleines Publikum lachen zu machen, ist eine große Aufgabe, ein großes Publikum lachen zu machen, ist eine kleine Aufgabe; Einer macht den Andern lachen; Lachen ist ansteckend. Es kostet sehr wenig, eine solche Vorlesung zu schreiben: Zwei Bogen Papier, etwas Tinte und eine Feder; die Gedanken kosten gar nichts, denn entweder sie kommen einem von selbst oder man stiehlt sie. Kommen sie einem von selbst, wo ist dann das Verdienst dabei, wenn einem die gebratenen Gedanken so in den Mund fliegen? Und stiehlt man sie, so kann man doch nicht von einem sagen: »Er wiederholt sich,« denn dann wiederholt er nicht sich, sondern bloß Andere.

Herr Saphir war so verpicht auf seine Vorlesung, daß er nicht aufhörte, obschon ihn das Publikum wohl ein dutzendmal unterbrach; ja der Beifall war so laut, daß Hr. S. zuweilen sein eignes Wort nicht hörte, und in dieser Hinsicht der Beneidenswertheste im ganzen Publikum war. Am Schlusse wurde Herr Saphir zweimal gerufen, ein Beweis, daß man zweimal gerufen und nicht einmal berufen seyn kann. Aber das kann ich Herrn Saphir zu seiner Satisfaktion sagen: Alle verließen den Saal sehr vergnügt.

2. Rezension für das verehrliche Publikum, welches nicht gegenwärtig war.

Der Gemahl der berühmten Sängerin C. stand einmal im Theater, als die große Catalani sehr applaudirt wurde, und wurde gefragt, warum er allein nicht applaudire. »O,« erwiederte er, »bin ich unparteiisch, applaudir' ich nur wenn meine Frau singt.« Ich bin auch unparteiisch, auch mir gefällt nur alles das, was von mir ist. Halte dieses nicht für übertriebene Bescheidenheit, lieber Leser, es ist bloß die Tugend der Anerkennung des wahren Talentes, selbst bei seinem Feinde, und der Mensch ist doch im Grunde stets sein eigner Feind!

Du bist zum Besten der Verunglückten nicht in meiner Vorlesung gewesen, sondern du bist zu deinem Besten zu Haus geblieben und jeder ist sich selbst der Nächste. Dafür aber will ich dir den Mund jetzt recht wäßrig machen, so wäßrig, daß du glauben sollst, du habest die ganze Vorlesung im Mund. Es war ganz außerordentlich! Mit was soll ich anfangen? Mit mir, das versteht sich, allein, obschon mit mir nichts anzufangen ist, ich will doch schon mit mir fertig werden.

Ja, mein lieber, nicht gegenwärtiger, vielleicht aber zukünftiger-vergangener Hörer, du hast viel versäumt. Man wußte nicht, was man zuerst bewundern sollte; Saphir's schlagenden Witz, denn das Publikum, welches ihn hören muß, ist ein geschlagenes Publikum; oder sein tiefes Gemüth, denn es war so tief, daß es gar keinen Grund hatte; oder seine Einbildungskraft, kraft welcher er sich so viel einbildet; die große Weltanschauung seiner Gedanken, denn bei seinen Gedanken schaut die Welt sich groß an; das Geheimniß des Lebens in seinen Betrachtungen, denn wer sie betrachtet, wünscht für sein Leben, daß sie ein Geheimniß geblieben wären; kurz die Rundung des Ganzen, durch welche allen Hörern das Ganze zu rund wurde, alles das brachte einen ausdrucklosen Eindruck hervor, der mit keinem eindrucklosen Ausdruck bezeichnet werden kann.

Den höchsten Reiz aber gewährte es, das Alles von dem Munde des Verfassers selbst zu hören; die kaustische Kälte, das ironische Phlegma seines Vortrags, mit der er gleichsam zu den Worten sagt: »Geht, thut eure Schuldigkeit; ich gebe euch gar keine Aussteuer mit, durch euch selbst müßt ihr euer Glück machen!« und das prunklose Wort geht fort und macht sein Glück; aber freilich macht es nur sein Glück und nicht auch das Glück des Zuhörers!

Diese feinen Wendungen und blitzschnellen Ab- und Uebersprünge so aufzufassen und ihnen so zu folgen, dazu gehört aber auch nur ein solches Publikum wie das, welches heute da war, erstens darum weil es da war, und zweitens freut es einen Vorleser, wenn ein so feinfühlendes und geistgeübtes Publikum ihm so willig und empfänglich die gütige Hand reicht, um sich von ihm hineinziehen zu lassen in die mäandrischen Gänge und in die Laubgewinde des Humors, und sich gerne ein halbes Stündchen von dem Witz, von der Laune und von dem Gemüthe ohne Ziel und Plan herumführen läßt in den wunderlichen Gängen des humoristischen Gartens, mit seinen Lauben, Sonnenhöhen, Schattengängen und bunten Kieswegen.

Siehst du lieber, ungegenwärtiger Hörer, das Alles hast du versäumt! warte, ich will mich an dir rächen, ich bin im Stande und lese dir ganz umsonst vor!

Der Indianerkämpfer.

Aus dem Token.

(Fortsetzung.)

»Zu solcher Stunde und an solchem Orte war es denn, daß Emma und ihr Vater, von ihren Rossen steigend, zu uns traten. Es war, als ob die Waldgöttin selbst herniedergestiegen wäre unter den ländlichen Verein. Verkörpert sah

ich vor mir stehen, was ich in dunkeln Bildern von Huld und Lieblichkeit und Würde geträumt haben mochte. Zeit und Ort wirkten zauberhaft zur Erhöhung des Eindrucks mit. Der Vater nannte mich der Tochter als den Mann, dem er zum innigsten Danke verpflichtet sey. Wo sie wohnte, fand sich der Zuckerahorn nicht; und das Schauspiel hier, das ganze Verfahren bei der Bereitung des Zuckers hatte für sie den vollen Reiz der Neuheit. Sie zeigte weder geziertes Bedenken noch inneren Widerwillen, mit mir das ganze Lagerfeld zu umgehen und dann auf einer ländlichen Bank an einer Quelle auszuruhen, von wo aus man das heitere Bild unten, in reicher Beleuchtung von unzähligen hellen Feuern, übersah. Ihre Zurückhaltung wich allmälig mit der meinigen; und mein Herz wurde kühn, als sie ihr schmelzendes Auge auf mich richtete, gleich als wollte sie mich fragen, wie ein Wesen, das, gleich ihr, den Uebrigen so wenig ähnelte, in diese Wälder verschlagen worden sey. Ich sprach von dem anziehenden Reize des Landes, von der unbegränzten Auswahl in diesen fruchtbaren Einöden. Ich sprach vom Frieden derer, die fern von den bitternagenden Leidenschaften, den käuflichen Triebfedern gewühlvoller Städte — die in Gewissensruhe, in Zufriedenheit, in stiller Zurückgezogenheit sich leben; wohl habe — setzte ich hinzu — des Dichters Lied in den Tagen der ersten Unschuldswelt solche Schauplätze mit Göttern und Nymphen bevölkert: nimmer aber hätte mir geträumt, diese Fabel in unsern eisernen Zeiten verwirklicht zu finden, wie dieß mir jetzt geschehe. Ein leises ironisches Lächeln, das um den reizenden Mund spielte, deutete ich mir entzückt nicht als Zeichen des Mißfallens..... — Wir zählten uns die Lieblingswerke vor, die wir gelesen, die wir besaßen; und im Laufe dieses Götterabends äußerte sie einmal die Hoffnung, daß unsere Väter sich näher kennen lernen möchten. Gesang und Tanz, unserer Väter und unser Gespräch hörte nicht auf, bis uns der Mond hoch am Himmelsgewölbe mahnte, daß die Mitternacht heran gekommen sey; und doch — wie viel hatten wir uns noch zu sagen!

»Ihr Vater kam, sie abzuholen, und bedauerte in der herkömmlichen Redeweise den unbemerkten Flug der Stunden. Sie bestiegen ihre Rosse und ritten heimwärts. Meine Augen und Gedanken begleiteten sie, während noch immer das unvermindert fortrauschende laute Treiben fröhlicher Lust mir in die Ohren tönte. — Der Sturm des Krieges hatte an unserer endloslangen Gränzlinie hin zu toben angefangen; und die grimmigen unbarmherzigen Wilden aus dem Norden waren hereingebrochen unter die kaum angesiedelten Bewohner der Ebenen von Illinois. Wir hörten allmälig mehr und mehr von ihren Verwüstungen mit Feuer und Schlachtaxt. War es Zufall, war es Ahnung — ich weiß es nicht? allein es war mir, als ob eine innere Stimme mir zuriefe, mich antreibe, den Fortreitenden nachzugehen. Ich folgte ihnen über die Hügel hin, bis der Schein unserer Feuer meinen Blicken entschwunden, der fröhliche Jubel um sie her meinen Ohren verklungen war. Immer weiter von Höhe zu Höhe zog mich mein Weg, da hörte ich plötzlich in einem Dickicht, nur eine kleine Strecke vor mir, den Knall einer Büchse und im selben Augenblick einen gellenden durchdringenden Schrei. Im Nu war ich zur Stelle. Dem Anscheine nach ohne Leben und mit Blut überströmt lag der Vater am Boden; ein halbunterdrücktes Aechzen, wie von einem zwischen den gefallenen Bäumen hin Fliehenden, leitete mich zur Tochter. Auch sie lag auf der Erde; ob aber in Ohnmacht, ob im Tode, ließ sich nicht entscheiden; mir freilich, in meinem finstern Gedankengewühl, erschien sie wie in ihr Leichenhemd gehüllt, als ich sie in ihrem weißen Gewande starr rückgebogen erblickte. Indem ich nach ihr hinsprang, stolperte ich über einen windgebrochenen Baum. Das rettete mein Leben vor dem nimmer fehlenden Zielwurf eines indianischen Kampfbeils, das an dem Punkte vorüberblitzte, nach welchem ich sonst vorgeeilt wäre. Im Augenblick darauf hatte mich der Schleudernde in tödtlichem Ringkampfe gefaßt. Da lernte ich zum erstenmale aus Erfahrung die Angriffswuth des rothen Mannes kennen. Die Vorsehung oder die Liebe verliehen mir ein übermenschliches Widerstandsvermögen. Während ich mich in dem furchtbaren Eisengriffe meines Gegners abrang, wie der Mensch mit der unwiderstehlichen Naturkraft des wilden Thieres sich abringt, hatte in ihm, ich wußte selbst kaum, wie? eine solche Wunde beigebracht, daß ich seinen krampfhaft festen Griff erschlaffen fühlte. Die Arme sanken ihm kraftlos zurück; und das düstre Dräuen getäuschter Rache furchte seine grimme Stirn im Tode.«

Ich raffte mich auf, eilte zu Emma hin; Wasser aus einer nahen Quelle brachte sie bald zum Leben. Sie war unbeschädigt entflohen und vor Erschöpfung und Schrecken niedergesunken. Ihr Vater war durch einen Flintenschuß, jedoch nicht gefährlich, verwundet worden. Er wurde nach meines Vaters Hütte gebracht und, wie ich wohl nicht zu sagen brauche, mit der aufmerksamsten Sorgfalt gepflegt. Während sich ein enges Freundschaftsverhältniß zwischen den Vätern gestaltete, war ein Bund anderer Art unwiderruflich zwischen ihren Kindern geschlossen worden. Wo die Waldwiese in frischem Grün sich breitete, wo der Springquell murmelte, wo die breitblätterige Rebe zur kühlen trauten Laube sich wölbte — überall hatten wir Worte der Liebe, Gelübde fester Treue getauscht, durch sie Wiese und Quell und Laube zum Heiligthum uns geweiht. Die Tage flohen — wir zählten ihre Eile nicht; denn für uns waren Sonne, Mond, Sterne, die Jahreszeiten keine Erinnerungszeichen, keine Mahnerscheinungen mehr. Ach! von diesen stillen Himmelstagen blieb mir nichts, nichts, als die Erinnerung, doch auch sie erquickt: sie ist wie ein ruhiger süßer Traum in einer fiebertobenden Schmerzensnacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Mit der Ruhe, welche jenen berühmten Phalanx, den heute russisches Eis und die Gewässer der Berezina decken, auszeichnete, waren sowohl das Bataillon, welches der Sturmkolonne zur Unterstützung diente, und bei welchem sich Armand befand, wie die beiden Regimenter, die den Retiro zu besetzen hatten, das Gewehr im Arm, unter Trommelschlag und Janitscharenmusik über Leichenhaufen in die Höfe des Schlosses gerückt. Der Ordonnanzoffizier des Kaisers, der den Angriff geleitet hatte, war indeß auf die Brustwehr gesprungen, die die Besatzung auch nach der Stadtseite längs des Prado aufgeworfen hatte. Man konnte von hier über den letzteren rechts bis in die Gegend des Klosters de los Recoletos, links bis nach dem Thore von Atocha hinunter blicken. Mit dem klugen Auge des kampfbegierigen Falken sah der Offizier in die sich geradehin erstreckende Straße von Alcala, dann sprang er von seinem Standpunkte herab.

»Kommandant!« sagte er zu Vautré, der die Rotten vollzumachen, und die Sektionen neu einzutheilen, die Glieder durcheilte. »Unser Tagwerk ist noch nicht vollbracht. In der Alcalastraße, in der Gegend des Cruz de Malta ist eine Traverse, sie ist von Linienmilitär besetzt, und es möchte, besonders, wenn, wie zu vermuthen steht, sie mit Geschütz bespickt ist, nicht rathsam seyn, ehe von hieraus dieselbe demontirt wird, sie anzugreifen, aber am Eingang jener Straße

befindet sich ein gewaltiger Menschenknäul: Lassen Sie uns diesen angreifen; er hat es gewiß auf die Plünderung des Palastes des Herzogs von Infantado, vor dem er sich herumtreibt, abgesehen. Was gilt's, wir keilen die braune Canaille in die Straße ein, und werfen sie auf die dadurch kampfunfähigen Truppen!« —

»Ich bin bereit!« sprach Vautré mit grimmigem Lächeln.

»Sie haben einigen Verlust gehabt!« sagte der Obrist, die Grenadiere leicht überblickend. »Wir wollen das Bataillon des Soutien mit uns nehmen. Vorsicht ist zu allen Dingen nütze!« —

»Oeffnet das Thor!« rief Vautré den Sappeurs zu; »und nun vorwärts!« —

Wie eine Windsbraut, unter einem donnernden Vive l'Empereur stürzte die Kolonne zu dem Thore hinaus, quer über den Prado nach der Straße von Alcala. Wie es der Anführer der Franzosen vorhergesagt, drängte sich die wimmelnde schreiende Menge zu einem großen Theile die Straße aufwärts, aber der Anführer der Spanier wies sie hier mit Flintenschüssen zurück. So zwischen Freund und Feind eingeschlossen, ging die Mehrzahl zu Grunde. Der Rest warf sich verzweiflungsvoll auf die Spanier und diese, dadurch an ihrer Vertheidigung gehindert, flohen. Die Franzosen würden unangefochten bis auf den Platz der Puerta del sol, in das Herz der Stadt, haben dringen können, aber der Anführer derselben, getreu den Befehlen seines Herrn, hielt sie zurück, da wo sich die Straße von Alcala scheidet.

Das Bataillon, bei dem sich Armand befand, war indeß den angreifenden Voltigeurs zur Unterstützung nachgerückt. Man hatte bemerkt, daß ein Theil des Pöbels, in der Verzweiflung, und um sein Leben zu retten, die Thüren mehrer Häuser, die zwischen dem Palaste des Herzogs von Infantado, und dem des Naturalienkabinets liegen, erbrochen, und sich dorthin geflüchtet hatte. Einige Franzosen waren in der Wuth nachgedrungen, sie hatten die Flüchtlinge niedergemetzelt, und es war hier und da zu Plünderungen gekommen. Eben erschallte aus einem Hause wieder ein gewaltiger Lärm.

»Sehen Sie doch, was es gibt, Mr. de Sacy!« sagte der Bataillonschef. »Treiben Sie die Plünderer mit Säbelhieben heraus, und notiren Sie sich ihre Namen.«

Armand eilte in das Haus. Ein Greis von langer Gestalt, weißen Haares, aber noch kräftiger Haltung, eilte ihm entgegen; er hatte eine frische, doch wie es schien, nur leichte Wunde im Gesicht.

»Sennor!« rief er. »Sie sind Offizier! ich war es auch. Schützen Sie uns vor ihren Soldaten. Retten Sie meine Tochter. Man will eben das Gemach erbrechen, wohin sie sich geflüchtet.« — —

Armand eilte so schnell er konnte die Treppe hinauf. Er fand drei oder vier Soldaten beschäftigt, eine Thür aufzubrechen. Die Möbeln des Gemaches, in dem sie sich befanden, waren zertrümmert, Kleider, Geräthschaften aller Art auf der Diele umhergestreut. »Hinaus, elende Plünderer!« rief der junge Mann. »Seyd ihr Franzosen?« — Und mit einem Dutzend Säbelhieben und Rippenstößen trieb er die Murrenden zur Thüre hinaus, und die Treppe hinab. »Entschuldigen Sie das Verbrechen, mein Herr!« sagte Armand, indem er den alten Mann, der sich das Blut aus dem Gesichte wischte, bei der Hand nahm. »Sie waren Soldat, wie Sie sagen, und folglich wissen Sie, daß jedes Heer einzelne Individuen in seinen Reihen hat, die ihm Schande machen. Uebrigens gebe ich Ihnen mein Wort, daß die Erbärmlichen bestraft werden sollen, und denke Ihnen ehestens persönlich anzeigen zu können, daß es in vollem Maße geschehen.«

»Lassen Sie es gut seyn, junger Mann!« sagte der Alte, Armand freundlich anblickend. »Ich bin unter den Waffen ergraut, und habe in beiden Hemisphären den Krieg mit allen seinen Gräueln gesehen. — Wohl Dem, der da sagen kann, er habe stets seine Hand von Unthaten rein erhalten!« — —

»Wahrscheinlich ist morgen Madrid in unserer Hand!« sagte Armand Abschied nehmend. »Sie erlauben wohl —«

»Ich bitte um Ihren Besuch!« fiel der Herr des Hauses ein. »Ich heiße de Rocca und bin Generallieutenant außer Dienst.«

Der Name Rocca durchzuckte Armand von dem Scheitel bis zur Sohle. Er wollte sprechen, aber — die Trommel wirbelte und mit zwei Sprüngen war er die Treppe hinab.

Unverfolgt zogen sich die Franzosen nach dem Retiro zurück.

Nur wenige Stunden noch und eine Kapitulation ward eingeleitet. Am folgenden Tage besetzten die Franzosen Madrid.

Mit welchen Erwartungen und Befürchtungen Armand, sobald es der Dienst zuließ, nach der Alcalastraße eilte, läßt sich kaum beschreiben. Der General empfing den jungen Mann sehr freundlich. —

»Sie müssen meine Tochter kennen lernen!« hob er an. »Sie ist meine einzige Stütze im Alter, die einzige Gesellschaft, die ich in diesen unglücklichen Zeiten, wie solche jetzt auf meinem Vaterlande lasten, um mich sehen mag.«

Die Thüre öffnete sich, und — Therese trat ein.

(Schluß folgt.)

Aus Mailand.

K. K. Theater alla Scala. Am 20. Oktober fand eine große Abendunterhaltung zum Vortheile des Pio Istituto Teatrale Statt. Wenn eine wohlthätige Handlung begehen, sich schon durch das eigene Bewußtseyn lohnt, und das Zuströmen einer zahlreichen Menge für solchen Zweck lobende Erwähnung verdient; so muß doch auch auf der anderen Seite rühmend gepriesen werden, wenn, wie dießmal, das Wohlthun durch den gebotenen Genuß für die Spender selbst zur äußersten Wonne geschaffen wird. Mad. Malibran, dieses glänzende Gestirn, das bewunderniswürdigste, das je am theatralischen Horizont aufgegangen ist, hatte es übernommen, durch den Vortrag der Cavatine aus dem »Barbiere di Siviglia« und des Rondo finale der »Cenerentola« dem Pio Istituto das neidenswertheste, großmüthigste Geschenk zu machen. Man wird es uns zu Gute halten, wenn wir keine Analyse ihres unerreichbaren Gesanges, ihres vortrefflichen Spieles (sie gab beide Musikstücke im Kostüme) liefern. Die kalte Zergliederung einer hinreißenden Begeisterung, die detaillirte Schilderung einer Leistung, die als das höchste Resultat eines über jeden Vergleich erhabenen Talentes gepriesen werden muß, liegt außer dem Bereiche der Möglichkeit. Wer hätte in der schalkhaften Rosina, in der gutmüthigen Cenerentola den kühnen Romeo, die verzweifelnde Desdemona, die einfache Amina, die hochtragische Norma vermuthen können? — Jede der beiden Scenen war ein abgeschlossenes Ganze, eine vollendete Charakterzeichnung. Beide wurden auf das stürmische Begehren der Entzücken-trunkenen Zuschauer von der gefälligen Künstlerin wiederholt, mit ganz neuen und verschiedenen Gesangnuancen wiederholt. — Der Enthusiasmus steigerte sich zu einem in den Annalen der Scala noch nie vorgekommenen Grade. — Ein Duett aus den Arabi nelle Gallie, von Dem. Manzocchi und Hrn. Reina, eine Cavatine aus der »Zingara« von Donizetti, von ersterer gegeben; die Symphonie aus »Esser« von Mercadante, und eine andere von Hrn. Rossi bildeten die Einfassung zu dem kostbaren Edelstein — sie ging unbemerkt vorüber. — Der Eingang der Abendunterhaltung bestand aus dem zweiten Akte der Oper La casa disabitata (das öde Haus) der Schluß aus dem Ballete di mezzo carattere (??) La festa della Rosa (das Rosenfest). Ueber den Werth der Oper hat das Publikum bereits vorlängst entschieden: so oft sie gegeben wird, bleibt die Scala öde. Das Ballet, zum erstenmale am 19. Oktober in die Scene gegangen, ist die verfehlte Nachbildung eines französischen Vaudevilles. Das Rosenfest ward zur Dornenhecke.

Theateranzeige.

Sonntag, den 2. November. Faust, große Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Spohr.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 177. 3. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Tyrol.

(Geschrieben in einer Hütte am Eingange des Passeyerthales.)

Mit deines Südens Rebenblut, dem purpurrothen Naß,
Füll' ich, von deinen Höh'n umringt, bis an den Rand mein Glas,
Und heb' es in die reine Luft, und trinke auf das Wohl
Der Grafschaft, der gefürsteten, des schönen Lands Tyrol.

Da wird die Brust so freundlich mir wie Gärten um Meran,
Es schwimmt das Herz so leicht wie auf dem Gardasee der Kahn,
Und schneller als die Gemse springt und als der Adler kreis't,
Schwebt über deine Gletscher hin mein wonnetrunk'ner Geist.

Bei dir heißt nicht, daß hier es schön, daß dort es schöner sey:
Tyrol ist Eins, im Thalesgrund, und wo sich schwingt der Weih.
Es ist das Land der Biederkeit, der Treue und der Kraft,
Des Stammes Wurzel ist noch gut, und blühend ragt der Schaft.

Der Himmel selber liebt dieß Land, mit Wolkenarmen hält
Er seine Gipfel stets umspannt und schützt sie vor der Welt.
Nur der Geweihte dringt so weit; und grüßt ihn dort der Aar,
Begreift er, wie es Mosen ging, als er auf Horeb war.

Dem Felsenspalt entquillt die Fluth, erst Tropfe, Gießbach dann,
Fällt bald in Perlen vom Gestein, und wühlt sich durch den Tann;
Und ist sie kaum in's Thal gelangt, rollt sie ein Strom dahin,
Die Eisack nach der grünen Etsch, die Sill zum lichtern Inn.

Und an den Ufern, rechts und links, zieh'n Thäler ohne Zahl,
Stubbeyer- und Passeyerthal, und Grödner-, Pusterthal.
So geistig hehr wie's oben ist, so traulich ist es dort:
Wer dieses Eden einmal sah, der will nicht wieder fort.

Gehorsam, doch voll freien Sinns, treibt dort sein Werk der Mann,
Er ziert den Leib, er schmückt den Hut, Blum', Bänder funkeln dran,
Ist immer froh, ob er die Heerd' nun auf die Alme führt,
Ob in Guirlanden er die Reb' nicht ziehet bloß, auch ziert.

Die Weiber sind nicht ganz so schlank, wie man sie sonst wohl trifft,
Wo's Schnürleib sie entbrüstet hat, gedörrt des Theees Gift.
Sie haben was den Mann erfreut und was die Kinder nährt,
Und ist ihr Aeuß'res auch nicht glatt, so hat ihr Herz doch Werth.

Und guten Sinnes, Mann und Frau, das, mein' ich, sind sie auch.
Zu tanzen und zu singen ist bei ihnen Landesbrauch.
Horch wie sie jodeln! das geht scharf! der Bue schwingt die Dirn',
Und beide jauchzen, daß es schallt bis an den Schnee des Firn.

So froh ihr Sinn, so fromm ihr Herz! Sie denken stets des Herrn.
Wer viel Gefahren zu besteh'n, hält sich von Gott nicht fern.
Die Hütte selbst wird äußerlich bemalt wie eine Kirch':
Christkindleins Kripp' prangt hier, dort zieht Maria durch's Gebirg.

Was Heimathlieb' und Heimweh ist, frag' den Tyroler nur.
Er wandert gerne, das ist wahr, fehlt aber nie die Spur,
Die zu der Gletscher Diamant und zu der Seen Krystall
Ihn heimlockt nach des Alpenhorns und Heerdereigens Schall.

Der Muth Tyrol's war stets sein Hort. Hier wankt nicht Fels noch Mann.
In Nöthen führt ein Bauer an, wenn er nur siegen kann.
Was für den Kaiser und sein Recht ein Einz'ger hier vollbracht,
Man singt's vom Sandwirth, der das Volk einst führte in die Schlacht.

O freies Volk, o edles Volk! Wie schlägt mein Herz dir zu!
Wie so vertrauend klingt in's Ohr dein brüderliches Du!
Noch einmal hoch das Glas empor! Stets mehre sich dein Wohl!
Sey deutscher Freiheit Bollwerk stets! Sey glücklich! Bleib' Tyrol!

J. B. Rousseau.

Der Inquisitionspalast zu Valladolid.

Eine Erzählung von E. von Wachsmann.

(Schluß.)

Mit dem Ausrufe: »Sacy!« blieb sie wie versteinert stehen. Armand eilte ihr mit aller Lebhaftigkeit eines Franzosen entgegen.

»Sie sind Armand de Sacy?« rief mit frohem Erstaunen der General. »Ein Mitglied meiner Familie hat viel an Ihnen verbrochen, und es ist der Trost meiner Tage, daß ein anderes wenigstens Alles gethan, um die Möglichkeit Ihrer Rettung zu begründen.« —

»Sagen Sie: mich allein gerettet hat!« rief der Jüngling. »Ohne Theresen war ich verloren.«

»Die Art und Weise wie meine Verwandte an Ihnen handelte, hat uns auf immer mit ihr entzweit!« sagte de Rocca, den jungen Mann bei der Hand fassend. »Sie ist im Zorn von uns geschieden. Glauben Sie übrigens nicht, daß Tücke oder Mordlust im Charakter der Spanier liegt; freilich hat dieser sehr an seinem einstigen Werth verloren, aber was wir sind, dazu haben uns die Mönche gemacht.«

Armand fühlte sich ganz beglückt durch den Zufall, der ihn Therese wiederfinden ließ. Sie nicht zum zweitenmal zu verlieren, dieß war nun sein einziger Gedanke. Wenige Tage reichten hin, um sich mit dem General zu verständigen, mit

Theresen war dieß bereits durch den Zufall, der die Liebenden sich wiedergab, geschehen. Alles kam jetzt darauf an, die Erlaubniß des Kaisers zu erlangen. Vautré wurde in das Geheimniß gezogen und befragt, wie dieß zu bewerkstelligen sey.

»Wenn Du ihm eine Bittschrift überreichst, Armand,« sagte der Hauptmann bedächtig, den Finger an die Nase legend, »so ist noch die Frage, in welcher Laune er ist, wenn er sie liest. — Besser ist es, der General hält für Euch Alle um eine Audienz an. Einem alten Soldaten und einer Dame schlägt er nichts ab, der kleine Korporal; verlaßt Euch darauf. Ich aber gehe in den Palast und stehe dafür, daß ihm die Bitte um Audienz nicht zur unrechten Zeit vorgetragen wird. Ich habe Bekanntschaft in seiner Umgebung.« — —

Es war am folgenden Tage, als Vautré in aller Hast von der Seite der puerta del sol hereilend ins Haus stürzte.

»Ihr sollt kommen!« sagte er. »Nach dem Dejeuner will er Euch sprechen.« — »Ein spanischer General, eine Dame und Armand de Sacy? ich bin doch neugierig, was sie wollen!« — hat er gesagt und sogleich die Audienz bewilligt. — »Vor Allem, Armand, setze eine kurze Bittschrift auf; er kann weitläuftige Auseinandersetzungen nicht gut leiden.«

In Kurzem war die Supplik geschrieben, und der General, Therese und Armand fuhren zum Thore von Segovia hinaus. Der Kaiser bewohnte hier ein einfaches Landhaus, von dem wohl Niemand vorher vermuthet hätte, daß, während das neue Schloß, die Residenz der Könige, bereit war, den mächtigsten Monarchen Europa's aufzunehmen, Hunderte seiner Krieger aber sich im Retiro herumtrieben und dort zum Vergnügen die Pfeilerspiegel und Möbeln in Stücken schlugen, das unscheinbare Haus dem berühmten Eroberer zur Wohnung dienen sollte. Mit klopfendem Herzen folgten die jungen Leute dem General, der geschmückt mit einem Orden und angethan mit einer etwas altmodischen Uniform, durch den Garten, einen Gang entlang auf das Gebäude zusteuerte, ohne von den Militärs, die ihn mit großen Augen anstarrten, Notiz zu nehmen.

»Der Kaiser ist noch beim Dejeuner!« sagte einer der Offiziere des Gefolges. »Er kommt sodann durch diesen Saal, und dann —«

Eben aber wurden beide Flügel des anstoßenden Zimmers geöffnet. Der Kaiser, nur von wenigen Generalen umgeben, trat heraus. Auf seinem Gesicht glänzte Heiterkeit und Ruhe. — So wie er die Angekommenen erblickte, hielt er an und betrachtete den General, so wie Theresen mit einem durchdringenden Blick, dann streckte er die Hand gegen Armand aus, um die Bittschrift, die jener ihm entgegen hielt, zu empfangen.

»Was wollen Sie? was kann ich für Sie thun?« sagte Napoleon zu dem sich militärisch verbeugenden Alten. Es schimmerte eine Spur von Neugier in dem ernsten, aber nicht unfreundlichen Blicke des Kaisers.

»Sire! unsere Bitte ist eine gemeinschaftliche!« erwiderte Rocca, die Hand nach der Supplik ausstreckend.

Der Kaiser überlief das Schreiben rasch. Er hatte wie es schien es bereits durchlesen, doch blickte er noch auf das Papier. — Daß er nachdachte, war sichtbar, doch schienen die Ideen, mit denen er sich beschäftigte, keine unfreundlichen zu seyn.

»Sie haben gedient? — wo? — wie lange?« hob der Kaiser zu dem General gewendet an.

»Seit meiner Jugend, Sire!« erwiderte der Alte. »Ich focht gegen Frankreich zur Zeit der Revolution; wir waren nicht glücklicher wie heut. Dann diente ich in Amerika.«

»Ihr Land führt einen Krieg gegen mich, dessen Formen gegen Kriegs- und Völkerrecht sind.«

»Es ist der Kampf des Schwachen gegen die Uebermacht!« sagte ruhig der General. »Er läßt sich entschuldigen, wenn auch nicht billigen.«

»Täglich werden Franzosen ermordet!« sagte der Kaiser ern[st].

»Jeder Rechtliche beklagt solche Frevel, selbst wenn d[er] Mörder dazu gereizt ward!« erwiderte der General.

»Sie entschuldigen den Mörder?« sprach der Kaiser schar[f].

»Ich beklage ihn, ohne ihn zu entschuldigen!« erwider[te] ruhig der General.

»Ein ächter Spanier!« sagte Napoleon mit einem Bli[ck] auf seine Generale. —

Jetzt fiel sein Auge auf Theresen. Der Blick ward freundlic[h].

»Und Sie, junge Person!« sprach er, indem er auf mil[de] Weise lächelte; »nachdem Herr von Sacy *) kaum der In[-] quisition entgangen ist, wollen Sie ihn aufs Neue zum Ge[-] fangenen machen.«

»Ich denke ihn indeß nicht zu ermorden, Sire!« erwidert[e] Therese erröthend lächelnd, indem sie das große dunkle Aug[e] freundlich auf den Monarchen richtete.

»Ich will es Ihnen glauben!« entgegnete Napoleon lachend. »Indeß ergibt er sich Ihnen auf Gnade und Ungnade, und für diesen Preis gäben auch wohl Ihre Landsleute uns Andern Pardon.«

Er zog bei diesen Worten Theresen ziemlich heftig am Ohrläppchen.

»Herr von Sacy! sprach jetzt der Kaiser, indem er ernsthaft eine Prise nahm. »Ich genehmige Ihre Bitte. — Zwar liebe ich es nicht, wenn sich der Offizier so jung verheirathet, aber mag es darum seyn. Sie heirathen eine Spanierin, und ich will, daß man sehe, wie es mein Wunsch ist, daß in jeder Beziehung unsere Verhältnisse zu den Einwohnern des Landes sich freundlicher gestalten. — Vor der Hand gehen Sie als Kommandant des Schlosses nach Aranjuez, und erst, wenn Sie dazu die Ordre bekommen werden, vereinigen Sie Sich wieder mit Ihrem Regiment.«

Der Kaiser entließ die Glücklichen mit einer freundlichen Bewegung der Hand.

In wenig Tagen wurden Armand und Therese in der Kirche zu San Isidro, welche auf der puerta del sol liegt, getraut. Die schöne Welt Madrids pflegt das eben genannte Gotteshaus am meisten zu besuchen, und es werden dort, wie es heißt, bedeutende Geschäfte in Liebes- und Heirathsangelegenheiten gemacht; der Zulauf war mithin ungeheuer. Obwohl aber mancher niedliche Mund heftig die Spanierin tadelte, die einem Franzosen die Hand reichte, so blickte doch während dem das dunkle feurige Auge nicht einen Moment weniger auf den schönen Krieger, der diese Hand in der seinigen empfing. Bald nach der Verheirathung gingen die jungen Eheleute nach Aranjuez ab. —

Jetzt, nachdem die schweren Kriegsjahre jener Zeit dahin sind, leben sie, umgeben von einer zahlreichen Familie, auf Armands Gütern, am Ufer des Cher, wo auch General de Rocca begraben liegt.

Die Gräfin Montenero fand ihren Tod bei der Belagerung von Astorga, in welcher Stadt sie ihren Wohnsitz genommen hatte und wo sie eine Kugel traf, als sie an der Spitze einer Anzahl Frauen den Belagerten Munition auf die Wälle bringen half.

Der Indianerkämpfer.

Aus dem Token.

(Fortsetzung.)

»Die Zeit unserer Vereinigung wurde festgesetzt. Unsere Väter wollten sich nicht trennen, bis sie Statt gefunden habe.

---

*) Der Kaiser brauchte häufig ein »von« bei Leuten aus alten berühmten Geschlechtern.

Mit Alles beachtender, bis zur eigenen Entbehrung spendender, Aelternzärtlichkeit hatten sie dafür gesorgt, daß wir unsere eigene häusliche und landwirthschaftliche Niederlassung in ländlichem Ueberflusse und Behagen anfangen konnten. Die weite Erde vermochte keine lachendere Aussichten auf reiches Glück zu bieten, als die unsrigen waren.

»Ein Wilder, den wir immer für freundlichgesinnt gehalten und der uns oft Wild zum Kaufe brachte, kam eines Abends in unsere Wohnung, wo gerade eine Anzahl unserer Nachbarn zu geselligem Besuche bei uns versammelt war. Er bat meinen Vater, ihm Jemand mitzugeben, der ihm einen gewaltigen Damhirsch, den er nicht weit vom Hause erlegt habe, hereinbringen helfe. Begierig, das gerühmte Wild zu sehen, machte sich die Mehrzahl der männlichen Gäste, und ich mit ihnen, auf und hinaus nach der Stelle, die der treulose Wilde bezeichnet hatte. Da aber brachen plötzlich aus einem Hinterhalte feindliche Indianer zwischen uns und dem Hause hervor. Das Schlachtgeheul der Wilden, das Todesstöhnen unserer Nachbarn, der schmetternde Knall der Feuergewehre tönt mir noch in den Ohren, wenn ich der Vergangenheit gedenke. Ein Flintenschuß warf mich mit betäubender Gewalt, entfernt von den Uebrigen, zu Boden. Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Gatten und Gattinnen — Alle fielen in einem Opfer. Die Messer der Wilden vergossen mit Lust das Blut der unmündigen Kinder. Ja, selbst an unsern Haushunden versuchten sie ihre Vertilgungswuth zu üben. Der Feuerbrand mußte das Werk der Zerstörung vollenden helfen. Mit gräßlicher Geschicklichkeit thürmten sie eine Spitzsäule aus Leichen auf; die längern wurden zu unterst gelegt, die kürzeren bildeten eine andere Schicht und die Kinder, schwimmend in ihrem unschuldigen Blut, krönten das höllische Gebäu. An diesem Leichenstoße hielten sie ihre teuflischen Schwelgfeste, mit Tanz und Geheul, so oft sie ihn umkreis'ten, beim Glast der brennenden Wohnungen. Ein gleiches Loos wäre mir geworden, hätten sie mich gefunden. Bewußtlos lag ich eine Zeitlang in einiger Entfernung im dichten Gebüsch, und mein erster Blick, mit dem wiedererwachenden Bewußtseyn, fiel auf das Gräuelbild; doch blieb ich unentdeckt.

»Da erklangen plötzlich, den nächtlichen Wiederhall weckend, zwischen ihre gräßliche Festlust voll Blut und Trunkenheit hinein die Hörner der berittenen Gränzjäger. Die mordfertigen Feinde verzagten und flohen, wie die Wölfe aus der Schafhürde. Wären jene Töne eine Stunde früher erklungen — ich wäre nicht vom Gipfel der Hoffnung in den Abgrund der Verzweiflung hinabgestoßen worden; und manch' ein wackres Herz würde im freudigen Willkommsgruß gepocht haben, das jetzt nimmermehr pochte. Mit gleichförmigem Hufschlag und in Stahl gekleidet kamen die Gränzjäger herangesprengt, und stiegen von ihren Rossen, nähere Umschau auf dem Todesfelde zu halten. Ich rief um ihren Beistand. Sie brachten mich nach einer Hütte, die von den Wilden verschont geblieben war; und in kurzer Frist hatte ich mich von meinen leichten Quetschwunden erholt. Die glühendste Rache kochte mir im Busen — um ihretwillen allein wünschte ich zu leben. Dann — war auch Emma's Leiche unter den Todten nicht gefunden worden. Konnte die Heißgeliebte, die jetzt Vaterlose, nicht eine Gefangene dieser unbarmherzigen Würger seyn? Sie aufzusuchen, den Mördern den Kelch der Vergeltung zurückzumessen — das waren die Beweggründe, die mir das Leben noch lieb machten. Jede Ungewißheit in Bezug auf Emma's Schicksal wurde bald gehoben. Eine junge Dienerin Emma's, welche die Indianer sammt dieser bei dem allgemeinen Blutbade in meines Vaters Hause allein verschont hatten, war mit ihrer Gebieterin gefangen von ihnen fortgeschleppt worden, ihnen aber durch ein halbes Wunder entwischt, erreichte unsre Ansiedelung glücklich wieder und berichtete mir, daß sie die reizende Gefangene nach Rock-Fort bei Peonia im Illinoisgebiet führten.«

»Die Gränzjäger waren, wie ihre Bestimmung ihnen vorschrieb, in anderer Richtung weiter geritten. Vom Triebe des Mitgefühls aber geleitet und angespornt durch meine Verzweiflung hatten sich mir einige tapfere Freunde aus der Gegend umher zur Verfolgung der Gefangenen angeschlossen. Es waren unverzagte, entschlossene Gemüther, die sich im Urwalde schnell heimisch zu finden wußten, denen Ströme und dunkle Wälder, und Steppenwiesen und ferne Wegstrecken, und Gefahr und Tod vertraute Dinge waren. Es waren Männer von kräftigem, felsenfestem Leibe, von unbeugsamer, unerschütterlicher Seele. Wir bestiegen unsere Rosse, nicht ängstlich um Speisevorräthe sorgend, so lange wir Pulver und Blei hatten und so lange die Wiesenflächen und die Wälder gleichermaßen Nahrung für unsere Rosse boten. Und durch Wald und Strom und Prairie, und über Hügel und Thal ging unser rastler Ritt, bis wir in der dritten Nacht nach unserem Aufbruche die Wachtfeuer unserer Feinde fernher durch den Urwald blitzen sahen. So weit entfernt von dem Schauplatze ihrer Mordgräuel und bisher unverfolgt — hatten sie sich jetzt in sorgloser Schwelgerei von ihrer eiligen Wanderung erholt. Mit Speise überladen schliefen die Meisten von ihnen in schwerer Trunkenheit. Eine zuverläßige Wache schlief aber nicht; und die grausigen Kehllaute ihres Liedes, mit dem sie sich wohl wach zu erhalten suchen mochte, klangen seltsam in das Rufen der Eule, in das langgehaltene schauerliche Geschrei der Wölfe und in das ferne Krachen der Bäume, die in den Wäldern unter der Wucht der Zeit stürzend zusammenbrachen.

»Der Grund, der mich hierhergeführt hatte, machte es mir zur gebieterischen Pflicht, der Erste den ersten Gefahren entgegenzugehen; so ließ ich mich denn von den Gefährten zum Auskundschaften und, nöthigenfalls, Beschleichen des Lagers absenden. Ich unterdrückte fast meinen Athem — das wilde Pochen meines Herzens vermochte ich nicht zu unterdrücken; als ich so, der Pantherkatze gleich, auf den Feind zukroch. Die hochgewachsene grimme Schildwache nickte aufrecht mit blinzenden Augen über einem verlöschenden Feuer. Ein gefallener Baum lag querhin zwischen dem wachthaltenden Wilden und mir, und hinter diesem Schirme kroch ich von ihm unbemerkt weiter. Unbeachtet schaute ich, wie ich mich leise hinwand, manch' einen schnichten Krieger in tiefem Schlafe, fast Angesicht an Angesicht; und Einer fuhr, als ich an ihm vorüberkam, halb aus dem Schlummer und begann schlaftrunken die Weise seines vielgewöhnten »Cheowanna! ha! ha!« zu lallen und sank dann wieder in sein Träumen zurück. Die Vorsehung, die Schützerin der Unschuld, leitete mich eben nach dem Zelte, in welchem Emma schlummerlos in Thränen lag. Ihr rasches freudiges Zusammenschrecken zeigte mir, daß sie mich augenblicklich erkannt habe. »St! Jedes Wort bringt Tod. Folge mir. Wir sind frei, oder sterben zusammen!«

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater. *)

Am 29. Oktober wurde, zum Erstenmale, und zum Vortheil der Mad. Benesch, doch nur bei besetztem Parterre, mit Beifall gegeben: Maria Petenbeck, historisch-romantisches Drama in 5 Akten, von Fr. v. Holbein. — Das dramatische Verdienst Holbein's besteht

*) Die Berichte und Kritiken über das Frankfurter Theater werden inskünftige von drei Mitarbeitern des Konversationsblattes besorgt werden. Der Verfasser der heutigen Mittheilung hat uns zugleich größere dramaturgische Aufsätze versprochen. Wir können sonach von Berichten über das Frankfurter Theater, die uns noch außerdem eingesendet werden, und nicht durch ihren Inhalt eine vorzugsweise Aufnahme rechtfertigen, keinen Gebrauch machen.
E — r.

darin, Werke wahrer Dichter, die mitunter das Praktische der Bühne entweder nicht kannten oder in genialer Gleichgültigkeit hintansetzten, mund- und theatergerecht und dem Publikum zugänglich gemacht zu haben. Was er dabei an dem Dichter versündigte, suchte er durch die Darstellenden wieder gut machen zu lassen. Außer in kleineren Schubladenstückchen, trat er nicht als erfindend- selbstständiger dramatischer Dichter auf, sondern war bemüht, gegebene Stoffe, entweder nach Balladen oder Romanen, in Dialog und theatralischen Zusammenhang zu bringen. Seine bekannteste Arbeit dieser Art ist **Fridolin**. In jüngster Zeit hat er eine Novelle (wenn uns das Gedächtniß nicht täuscht: von Blumenhagen) in gleicher Weise, wie jene einfach-rührende Schiller'sche Ballade, für die Bühne zurechtgemacht, und dieß ist seine Maria Petenbeck. Schon den Romanen des in so vielen Beziehungen ehrenwerthen und geachteten Blumenhagen wird, bei aller Anerkennung ihrer übrigen Vorzüge, als Schattenseite vorgeworfen, daß die Charaktere derselben meist nur in ihren äußeren Beziehungen zur Anschauung gebracht werden, ohne daß es dem Verfaßer gelänge, die inneren Lebens- und Seelenfäden, woraus sich die Thaten und Handlungen der Menschen oft so wunderbar und geheimnißvoll entspinnen, durch dichterische Vermittelung zu zeigen oder ahnen zu lassen. Daß dieser Mangel des Originals auch auf die dramatische Kopie übergehen würde, stand um so gewisser zu erwarten, als Holbein bei keiner seiner Arbeiten tieferes Charakterstudium gezeigt, und sich begnügt hat, mehr in Konturen, als mit Licht und Schatten zu zeichnen. Und so ist es auch hier. Das Stück ist zwar locker gefädelt, doch nicht ohne Interesse; die Handlung, wenn man den schleppenden und salzlosen ersten Akt ausnimmt, spannt und befriedigt; alle Motive sind edel: **Bürgerehre** ist der Glanzpunkt, der durch Liebe, Treue und unerschütterliche Heilighaltung des gegebenen Wortes gehoben werden soll; daß dabei auf gehörigen Effekt gerechnet wurde, darf bei einem Dichter, der lange Zeit Schauspieler und Bühnenvorstand gewesen, vorausgesetzt werden, wenn gleich nicht unbemerkt bleiben soll, daß er sich hierbei mitunter **verrechnete**. So würde z. B. der Schluß des dritten Akts, wo Maria Petenbeck den aus dem für Baiern glorreich beendeten Kölner Kriege heimkehrenden Baiernherzog Ferdinand im Namen der holden Mägdlein München's durch einige poetische Zeilen apostrophirt, und in dem Helden ihren Geliebten erkennt, unendlich wirksamer werden, wenn Maria die doppelbezüglichen Worte, im Kampf mit ihrem Herzen und dem ihr gewordenen höchsten Auftrage, wirklich spräche, statt sogleich bei den ersten Worten von einer obligaten Theaterohnmacht umgeworfen zu werden. Wie man sieht, ist die Handlung geschichtlich, oder vielmehr nach der Geschichte akkomodirt. Sie spielt unter der Regierung des Baiernherzogs Wilhelm V. Dieser Fürst, mit dem geschichtlichen Beinamen des Frommen, hat, bei allen seinen Fehlern, sein Andenken in München sowohl durch unzählige Thaten der Barmherzigkeit, als durch Bauten verewigt, die für die späteste Nachwelt Zeugen seines leider mitunter auf Kosten der Landeskräfte zu hoch getriebenen Strebens seyn werden: namentlich war er es, der (am 18. April 1583) den ersten Stein zur St. Michaelshofkirche legte, einem großartigen Prachtgebäude, das in Gegenwart von 24 fürstlichen Personen eingeweiht wurde, worin Baiern's Fürsten eine Zeitlang beigesetzt wurden, und worin in neuester Zeit das Marmordenkmal sich erhob, welches die Herzogin von Leuchtenberg ihrem ritterlichen Gemahl durch Thorwaldsen errichten ließ. Wilhelm V, fromm, kränklich, Wohlthaten spendend, auch, weil er von Jesuiten erzogen und geleitet wurde, nach den Ansichten unserer Tage nicht belobt — »obwohl«, bemerkt Damberger in seinem Fürstenbuch, Regensburg 1831, S. 244, »die Gefahr ferne ist, durch Lob eine überspannte Nacheiferung zu veranlassen« — ist kein passender Charakter für die Bühne. Der erste Akt dieses Stücks, worin er in seinem Wirken als Armenpfleger, Hospitalstifter, kurz als guter Mensch gezeigt werden soll, schleppt deßhalb auch, und mißfällt. Erst mit dem zweiten Aufzuge gewinnt die Handlung Leben, wenn Herzog Ferdinand auftritt. Von diesem erzählt die Geschichte — und man kann das Ausführliche in Zschokke's baierischer Geschichte nachlesen — daß er die Tochter eines Landrichters zum Haag, Maria Petenbeckin, liebte. Glücklicher als Agnes, die Tochter des Straubinger Baders Bernauer, wurde Maria mit Genehmigung Wilhelm's die ehliche Gattin des Prinzen Ferdinand, und ihre Kinder wurden vom Kaiser zu Grafen von Wartenberg (erloschen im J. 1736 mit Grafen Max, der auf der Ritterschule zu Ettal an einem Pfirsichkern erstickte) ernannt. Das in dieser Begebenheit gegebene Thema ist auf der Bühne schon öfter variirt worden, die gebotenen Situationen waren also nicht neu, und es kam nur darauf an, sie nach den Umständen und Personen möglichst neu hinzustellen. Daß diese Aufgabe, troz der bequemen Benuzung der Geschichte, keine leichte gewesen, zeigt schon der Umstand, daß viele Reminiscenzen aus verwandten Stücken unterlaufen. Selbst das vernuzte »mein hoher Herr« des Heilbronner Käthchens mußte wiederkehren. Am konsequentesten ist die Rolle der Gemahlin Wilhelm's gehalten;*) auch ist sie es, die die Peripetie der Handlung im fünften Akte herbeiführt. Unter den Nebenpersonen nehmen die Freier Maria's einen so ungeschickten Plaz ein, daß ihre Liebeserklärungen vor dem Herzoge wie ihre Abfertigungen vor Maria (abermals ein Anklang an ein eigenes Stück des Verf.: das Turnier von Kronstein) als das, was sie keineswegs seyn sollen, nämlich komisch erscheinen. Dieser Uebelstand fällt um so mehr auf, da sich inmitten dieser Brautbewerber (neben dem herzogl. Maler Anton Maria Viviani aus Urbino, den Wilhelm an seinen Hof beschieden hatte) selbst der ehrwürdige Orlando di Lasso befindet (geb. zu Mons 1530), Kapellmeister zu München unter Herzog Wilhelm und unsterblich durch seine Kompositionen geistlicher Werke. Troz dieser und noch vieler andern Mängel hat das Stück doch auch wieder seine guten Seiten, und da es eine vaterländische Geschichte mit deutschem Sinne behandelt, von Deutschlands Fürsten und Völkern überall mit Liebe und Wärme spricht, auch auf die Verherrlichung der edelsten Gefühle, die in des ehrlichen Menschen Brust wohnen, abzweckt, so soll ihm der gebührende Werth nicht verkleinert werden. — Mad. **Benesch** gab die Haupt- und Titelrolle. Die Natur hat diese Künstlerin zur Darstellung wahrhaft **poetischer** Rollen mit Vorliebe bedacht. Ihr Körper ist zart und gewandt, die Gesichtszüge lächeln von der Bühne entgegen wie ein freundliches Bild, und ihre Stimme, zwar zum starken Ausdruck minder anwendbar, steigt und fällt in allen Rhythmen des **elegischen** Ausdrucks mit herzerquickender Wahrheit. Adam **Müller** sagt in seiner trefflichen Schrift: »Von der Idee der Schönheit« (Berlin, 1809, S. 65): »Das ganze Geheimniß der Poesie liegt in der Verbindung mehrer streitenden Bewegungen zu einer ruhigen.« Der Saz läßt sich auch auf die Poesie der mimischen Darstellung anwenden. Wenn alle Mittel, die der darstellende Künstler anwendet, troz ihrer Mannigfaltigkeit und ihres bunten Widerstreites, am Ende doch nur **Ein** Bild, ein Ganzes, ein menschlich Gegebenes, in Ebenmaß und Vollendung, in Ruhe, Würde und Haltung zeigen, so ist das Streben des Künstlers gewiß durch Erfolg gekrönt. Und diese poetische Ruhe, die Ausbeute aus dem Kampfe zur Versinnlichung eines Objektes, ist es, was an Mad. **Benesch** gerühmt werden darf, und wodurch sie in den meisten ihrer Leistungen Auge und Ohr besticht, das Gemüth gewinnt. Diese Kunst bewährte sie auch heute wieder, und das Publikum rief sie. — Ihr gegenüber spielte Dem. **Lindner** die charakterfeste, entschlossene und beharrliche Anna durch alle Nuancen der gebietenden Herzogin und der fühlenden Frau mit so viel Anstand als Sicherheit, das Bild vollendend, welches der Dichter nur angedeutet. Das öfter gewechselte Kostüm entsprach der Zeit. — Die zweite Hauptrolle, Jäger Robert, war in den Händen des Hrn. **Hendrichs** sehr wohl aufgehoben. Wenn dieser junge talentvolle Mann, dessen Erscheinung auch durch äußere Vorzüge begünstigt wird und dessen Fortschritte mit Freuden bemerkt werden, das willkürliche Pausiren in der Rede und das aphoristische Absezen im Sprechen, wodurch Sinn und Gedanke oft zerstückelt werden, immer mehr ablegt, so werden seine schon jezt mit Beifall aufgenommenen Leistungen sich eines immer größern zu erfreuen haben. — Hr. **Becker** führte die nicht eben dankbare Partie des siechen Herzogs Wilhelm so durch, daß er sie hob. — Hr. **Meck**, dessen Meisterschaft in Väterrollen allerwärts anerkannt ist, gab den Georg Petenbeck, schien jedoch nicht gehörig memorirt zu haben, wodurch die Leistung litt. — Beim Anstimmen des Fanfare improvisirte einer der Spielleute mit Trompetenstößen, welche die Rippen der Zuhörer krachen machten. J. B. R.

*) Holbein nennt Anna von Oesterreich als Gemahlin Wilhelm's V. Dieser war aber vermählt mit Renata, von deren Bett er sich, nachdem sie ihm eilf Kinder geboren, durch ein Gelübde trennte. Anna von Oesterreich war des Herzogs Ferdinand **Mutter**, und ihrem Stolze widerstrebte die ungleiche Heirath.

Sonderbar!

Dem. **Haus**, königl. würtembergische Hofsängerin, welche sich gegenwärtig in **Frankfurt** befinden, und bereits in **Braunschweig** engagirt seyn soll, singt heute am 2. November, zufolge des in Stuttgart erscheinenden »deutschen Courier«, die Partie der **Alice** in »Robert der Teufel.« S.

Theateranzeige.

Montag, den 3. November. (Zum Erstenmale wiederholt) **Maria Petenbeck**, historisch-romantisches Drama in 5 Abtheilungen von Franz von Holbein.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher **Redakteur**: Dr. G. C. Thomas. — **Drucker**: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, **№ 178.** 4. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr.

Eine humoristische Federzeichnung, von M. G. Saphir.
(Allgem. Theaterztg.)

Um unsern Zeitgeist zu erschöpfen, meine theuersten Hörer und Hörerinnen, braucht man eine lange Zeit und einen klaren Geist. Durch diese meine Vorlesung aber hoffe ich wird es meinem Geiste klar werden, daß Ihnen die Zeit lang wird, und somit hätte ich meinen Gegenstand fast schon im Voraus erschöpft, ohne erst mich selbst zu erschöpfen. Da Sie heute, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, bloß dem Zuge Ihres schönen Herzens folgen, um den Unglücklichen Ihre edle Theilnahme zu schenken, so schenken Sie einer unglücklichen Vorlesung Ihre geneigte Aufmerksamkeit; einer Vorlesung, die wenigstens das Passende an sich hat, daß sie eine Löschanstalt werden kann, indem sie dem Feuerunglück mit Wasser zu Hülfe eilt.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die guten Gedanken und die Wasserspritzen ein gleiches Schicksal haben, sie kommen beide gewöhnlich zu spät, und so bin ich überzeugt, daß mir nach meiner Vorlesung Gedanken einfallen werden, die Sie ganz vortrefflich finden würden, z. B. der, Ihnen nichts mehr vorzulesen.

Unser Zeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Verunglückter, ein durch Feuer- und Wassergefahr Verunglückter.

Unsre Zeit ist verbrannt und unser Geist ist überschwemmt. Unser Geist will der brennenden Zeit zu Hülfe eilen, allein aus den Wasserkrügen und Oelkrügen greift die schwankende Geisteshand nach dem leichten Oel, und will damit die lodernde Zeit löschen; unser Geist sieht unsre Zeit in Asche zerfallen, und abhold allem Frieden und aller Ruhe, sagt er nicht einmal: Friede ihrer Asche!

Unser Geist hingegen ist wiederum ein Wasserverunglückter! Unser Geist ist ein Wassertreter, ein zweiter Löwentritt, er kündigt sich pomphaft an, als schritt er trocknen Fußes durch die brausende tiefe Fluth der Zeit, allein, wenn es dazu kommt, und der prahlerische Wassertretergeist den Strom durchschreiten soll, da geht ihm das Wasser ans Maul, er plumpt hinein. Anstatt, daß er das Wasser treten soll, tritt das Wasser ihn; er muß mitleidig nach dem andern Ufer gebracht werden, und der Strom der Zeit bleibt nicht getreten aber betreten hinter ihm.

Zeitgeist! Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutsche Sprache stiftete, ist keine so unpassend und unglücklich ausgefallen, als die Vermählung der Zeit mit dem Geiste. Eine wahre Mesalliance, denn die Zeit ist bürgerlich und einfach, und der Geist ist vom höchsten Adel! Die Zeit ist eine Arme, eine Dürftige, und der Geist ist unendlich vornehm und reich. Die deutsche Sprache scheint sich überhaupt in barocken Zusammensetzungen zu gefallen, so hat sie zwei kurios zusammengewachsene Wortkinder »geistreich« und »armselig«, welche Zusammenstellung! Wer Geist hat, ist selten reich, wer arm ist, ist nie selig! Es sollte heißen: »geistarm und reichselig.« — Ja es gab eine Zeit, wo man das Wort Zeitgeist noch nicht kannte; da liebten sich Zeit und Geist noch. Die stille, gemüthliche, jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verschleiert, wartete bis der rechte Geist kam, um sie zu freien, und der Geist, ein würdiger, besonnener, tiefdenkender Mann, suchte die für ihn passende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein seitdem wir uns einen Zeitgeist gebildet haben, ist nichts so ungebildet als unsere Zeit, und nichts so eingebildet als unser Geist. Keine Zeit findet ihren Geist, und kein Geist findet seine Zeit, und das nennt man Zeitgeist.

Welch ein Ehepaar! Die Zeit zählt die Stunden rückwärts, der Geist zählt die Stunden vorwärts. Zeit und Geist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche Eheleute sind diese! Der Geist kann nur eine große Zeit brauchen, wie der Taucher nur das große Weltmeer; die Zeit aber kann große und kleine Geister brauchen, wie Dukaten und Silbergroschen. Wenn der Mann nur erscheint, vertreibt er die Frau, der Geist ist der einzige Zeitvertreib! Der Geist weiß die Zeit zu schätzen, aber die Zeit weiß den Geist nicht zu schätzen, darum bringen die reichsten Zeiten die ärmsten Geister hervor, und darum haben die reichsten Geister die schlechtesten Zeiten. Der Geist verkürzt unsere Zeit, und dennoch kommt der Geist bei unserer Zeit lang zu kurz! Der Mensch geht mit der Zeit um, wie wieder mit den Menschen, so lange sie leben, möchten sie beide gerne vertreiben und umbringen, sie wissen gar nicht, wie sie sie loswerden sollen, ist die Zeit aber getödtet und der Mensch begraben, da werden sie erst vortrefflich und lieb, und die Menschen sagen: »Ach, das war ein herrlicher Mensch, das war eine herrliche Zeit!« Seinem Nebenmenschen, der Sonne und der Zeit kann der Mensch nicht eher freundlich und offen ins Auge sehen, bis sie untergehen und nicht mehr sind. Der Leichenstein ist das einzige Friedensinstrument des Menschen, und die begrabene Zeit, wie die begrabenen Menschen immer die besten.

Das Wort Zeit ist ein unregelmäßiges Zeitwort, das regelmäßig nur die vergangene Zeit in der verbindenden Art, die gegenwärtige in der leidenden, und die zukünftige in der bedingenden hat.

Die Zeit ist die große Kettenbrücke zwischen diesem und jenem Ufer; der Körper bezahlt seinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben; während wir aber auf dieser Kettenbrücke sind, werden wir von ihr hin und her geschleudert, und weil diese Brücke selbst schwankt, glauben wir, thörichte Menschen, die beiden Ufer schwanken.

Die Zeit ist eine Frau wie jede Frau, und der Geist ein Mann wie jeder Mann, d. h. wie jeder Ehemann. Es ist

ein großer Unterschied zwischen Mann und Ehemann; nur so lange man ledig, ist man Mann, sobald man heirathet, ist man aus dem Mannregiment ausgetreten, um unter das Frauenregiment zu kommen, aber mit Charakter und erhöhtem Titel Ehemann. Ehemann, das will so viel sagen, als ehedem Mann!

Das Wort »Ehe« selbst ist ein Buchstabenbild. Es ist ein Strich durch die Selbstlauterrechnung, jedes Einzelne hört auf ein Selbstlauter zu seyn und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, so ist der Mann am Ende weder Selbstlauter noch Mitlauter mehr, sondern er wird bloß ein Ausrufungszeichen, ein O oder ein Ach!

Bei unserem Zeitgeist hat der Herr Gemal: Geist auch wenig mit zu reden, die Frau Gemalin: Zeit kommt nur manchmal zu ihm und thut ihm schön, wenn sie Geld braucht, wenn der Geist baare Münze hergeben muß. Jeder Mann steht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel steht, so geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe. Der Pantoffel ist das lederne Schicksal der Männer, und seinem Schicksal kann man nicht entgehen. Es weiß kein Mensch, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher den Pantoffel anhat. Der Geist steht also auch unter dem Pantoffel der Zeit; und die Zeit, wenn sie auch auf flüchtigen Sohlen dahinläuft, führt einen tüchtigen Pantoffel!

Wenn Sie daher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt sagen hören: »Der Zeitgeist herrscht vor!« so glauben Sie ja zuerst, es ist ein Weiberregiment; die Zeit will bloß herrschen, unser Geist ist weder herrschsüchtig noch ruhmsüchtig, er ist bloß durchsichtig und wassersüchtig.

Mit dem Zeitgeiste ist es wie mit dem Regenbogen, ein jeder Mensch sieht seinen eigenen; im Grunde ist es nichts als ein abtropfender eitler Schimmer, nichts als gebrochene Lichtstrahlen in fließenden Thränen. Kann es Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach allem dem wundern, daß aus dieser unglücklichen, unpassenden Ehe zwischen Zeit und Geist eine solche Nachkommenschaft entstand? Kann es Sie demnach wundern, daß die Kinder unseres Zeitgeistes so matt, so elend, so verkrüppelt, so rachitisch und skrofulös sind? Man sagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern sehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unser Zeitgeist jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber sie haben vom Vater, vom Geiste, gar nichts an sich, als das, daß er nicht sichtbar ist, und so hat unser Zeitgeist eine Anzahl junge Zeitgespenster in die Welt gesetzt. Der wahre Geist, der ächte, braucht keine besondere Zeit. Der ächte Geist ist ein Dietrich, der zu allen Zeiten Eingang findet, nur der Partheigeist ist ein Schlüssel, ein künstlicher Bartschlüssel zu dieser oder jener Zeit. Dieser Partheigeist will aus unserer Zeit einen gegliederten Fingerhandschuh machen nur für seine Hand; aber die Zeit ist und bleibt ein ungegliederter Fausthandschuh, in welchen jede geistige Hand hineinfahren kann und soll, um sie zu handhaben.

Freilich hat der Geist einige Ursache, über seine Frau zu klagen, denn sie hat nur einen Zahn, den Zahn der Zeit, allein mit diesem einen Zahn nagt die Zeit an allen Gegenständen, der Geist aber hat kaum zu nagen.

Der Geist hat Uhren erfunden für die Zeit, man sieht auf die Uhr, um zu wissen, was an der Zeit ist; die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geist, auf die man sehen könnte, was an dem Geist ist. Wenn wir z. B. eine Uhr für den Zeitgeist hätten, und wir würden nach ihr sehen, um zu wissen, wie viel es bei unserm Zeitgeist geschlagen habe, so würden wir bald sehen, daß diese Uhr manchmal zu spät manchmal viel zu geschwind geht, dann abläuft und ganz stehen bleibt. Der Mensch theilt seine Geschäfte nach der Zeit ein, niemand nach dem Geist. Tausend Menschen, wenn man sie einladet, sagen: »Entschuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit!« Niemand hingegen sagt, entschuldigen Sie, ich habe heute keinen Geist; Tausend Menschen sagen: »Ach, meine Zeit ist mir so karg zugemessen!« Kein Mensch aber gesteht: »Ach, mein Geist ist mir so karg zugemessen!« Und doch ladet man den Menschen nicht ein, daß er seine Zeit mitbringe, sondern seinen Geist. Jedermann bringt eine Uhr mit sich, um zu wissen, wann es die Zeit mit sich bringt, zu gehen, kein Mensch hat eine Uhr, um zu wissen, wann es der Geist mit sich bringt, zu gehen. Manchmal, wenn ich im Gesellschaftssalon eine große Pendeluhr sehe, so halte ich sie für überflüssig, denn sie ist des Zeitlichen halber da, ich aber glaube in solchen Gesellschaften schon in der Ewigkeit zu seyn. Eigentlich ist jeder Mensch selbst eine Uhr, die siebenzig Jahre geht, das Gesicht ist das Zifferblatt und die Nase der Stundenzeiger; an Gesicht und Nase der Menschen kann man schon ersehen, wie viel es bei ihnen geschlagen hat. Der gute Mensch hat das Uhrwerk im Herzen, der geistreiche Mensch hat das Uhrwerk im Kopfe, der Sinnenmensch hat das Uhrwerk im Magen, der reiche Mensch hat das Uhrwerk in der Tasche; der dumme Mensch hat gar kein Uhrwerk, das ist bloß ein Uhrgehäuse; und die Frauenzimmer das sind die Foppuhren. Eigentlich sind die Frauenzimmer Uhren für Satyriker, denn diese allein wissen sie recht aufzuziehen; allein je mehr sie sie aufziehen, desto weniger gehen sie nach ihrem Sinn. Fast jeder Mann trägt eine Uhr in der Tasche, ein Frauenzimmer im Herzen und einen Nebenbuhler im Magen; nur der Mann, der die ganze Zeit damit zubringt, eine reiche Frau zu bekommen, der trägt die Uhr im Herzen und die Frau in der Tasche; und alle Jene, die zu enge Herzen haben, um wahrhaft zu lieben, und zu weite Taschen, um nicht nach Geld zu heirathen, deren Frauen kann man füglich ihre Taschenfrauen heißen. Denn wenn jetzt unsere Männer heirathen, so sagen sie nicht: »Ich heirathe ein braves, hübsches tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!« sondern sie sagen: »Ich heirathe hübsche, brave, tugendhafte 20,000 fl., sie haben auch etwas Mädchen.« Der Unterschied zwischen ihren Taschenuhren und Taschenfrauen ist nachher nur der, daß die Taschenuhren von ihnen an Ketten gelegt werden, die Taschenfrauen hingegen sie in Ketten legen. Jedes Frauenzimmer ist an und für sich eine Gattung von Uhren — Federn und Kettchen machen die Hauptsache aus. Die flatterhaften Frauen sind die Springuhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufspringt. Die Modefräuleins das sind die Spieluhren, die, wenn sie glauben, daß die bestimmte Stunde geschlagen habe, ihr eingelerntes Liedlein ableiern; die meisten sind Repetiruhren. Die tugendhaften, edlen Frauen, das sind die Thurmuhren, man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben; sie schweben im Aether ihres eigenen Gemüthshimmels hoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit, und stimmen uns selbst höher, heil'ger und freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vortheil voraus; mancher Uhrmacher steht für seine Uhr gut, daß sie wenigstens ein Jahr richtig gehen wird, welcher Vater aber steht dem Manne gut, daß seine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird?

Alles dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt wieder im Zeitgeist; unsere Zeit hat keinen Geist für die wahre Schätzung des Frauenthums; es geht unserm Zeitgeist mit den Frauen wieder wie mit den Uhren; früher sahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das innere Rä-

derwerk, auf den Gehalt, auf den Kern; man liebte die Uhren und die Mädchen im Gehäuse, im doppelten verhüllenden Gehäuse, der Mann wollte Haus- und Wanduhren haben; man sah auf die Solidität. So eine altväterliche Uhr ging jahrelang richtig ohne vor- oder nachzugehen; jetzt ist bei den Männern aller Schätzungssinn verloren gegangen, sie sehen bei den Uhren und Mädchen auf die Façon, je flacher beide sind, desto lieber sind sie ihnen, um sie leichter in die Tasche stecken zu können; deßhalb, wenn man jetzt so ein kostbares Uehrchen und Cylinder-Mädchen erobert, kaum daß man sie ein bischen besitzt, laufen sie einem ab!

Worin liegt alles das? In unserm Zeitgeist. Nie war die Zeit so ungeistig und nie der Geist so unzeitig als eben jetzt, und zwar hauptsächlich darin, daß bei den Männern alle jene feine, herz- und geistläuternde Schätzung der Frauentugend und Frauenehre so ganz verloren ging, daß all jener veredelte und veredelnde Sinn für den erhabenen Werth der milden und sittig einfachen Weiblichkeit bei ihnen so ganz verflüchtigt ist; daß ihr Herz und ihr Kopf in dem verworrenen, leeren, nichtigen und hohlen Treiben unseres eitlen, windausgeklopften Zeitgeistes so abgestumpft und flachgetreten wurde, daß der schönste Altar in der menschlichen Brust: der Altar auf dem die Flamme der wahren, göttlichen Frauenwürde lodert, ganz zerfallen ist, und sie selbst den äußern Tempeldienst dieser Gottheit, die gesellige Feinheit und Achtung, die Ritterlichkeit und die bildende chevalereske Galanterie verlernt und vergessen haben, und in einen modernen Barbarismus gegen das weibliche Geschlecht versunken sind. Wahrlich ein Männerherz, aus dem der Glaube an die Herzen, und an die Tugend der Frauen entflohen; dieses Herz kann wohl aus dem bunten Glasfenster seiner Ansicht das Leben hinaus färbig ansehen, aber durch dieses Fenster hinein zu blicken muß es im Herzen öde und zerfallen, und traurig finster seyn. Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der Welt aber keine Menschen; wir besäßen alle Thiertugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitsamkeit, die Tugend der Dachse, und Geduld, die Tugend der Schafe; allein wir besäßen keine menschlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unser Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es schlagen und pochen; unsere Lippen würden zucken und fluchen, durch die Frauen lernen sie küssen und beten; unsere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen sie flehen und weinen; wir würden die Hand schütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden essen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und schlürfen; wir würden denken und arbeiten, die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden schlafen und schnarchen, die Frauen lehren uns schlummern und träumen. Ohne Frauen würden wir die Schöpfung beherrschen, durch die Frauen lernen wir sie bewundern. Die Natur der Männer besteht darin, die Frauen zu suchen, ihr Glück darinnen sie zu lieben, aber ihre Größe besteht nur darin sie zu achten. Im Buche des Lebens sind die Männer die langen und starken Kapitel, aber die Frauen sind die Mottos zu diesen Kapiteln, und man weiß, daß oft in dem kleinen zarten Motto mehr Sinn, mehr Geist und mehr Gemüth liegt als in dem ganzen dicken und breiten Kapitel. Das Unglück bei diesem Lebensbuche besteht nur darin, daß das Motto und sein Kapitel nicht immer zusammen passen, und manchmal geht so ein Motto durchs ganze Leben und sucht sich alle Augenblicke ein anderes Kapitel. In den Herzenskammern der Männer präsidiren Selbstsucht und Eifersucht; in den Herzenskammern der Frauen sind Liebe und Demuth die zwei Wandnachbarinnen; ob aber Liebe oder Demuth die erste Tugend des weiblichen Herzens ist, das könnte nur der entscheiden, der wüßte, ob das erste weibliche Wesen zuerst eine Rose oder ein Veilchen gepflückt hat; welche Pflanze der erste Mann zuerst pflückte, kann keinem Zweifel unterworfen seyn — es war entweder die Münze oder das Tabaksblatt.

Der Mann betrachtet jetzt die Liebe nicht mehr als Poesie, sondern als ein Gelegenheitsgedicht, und die Ehe bloß als ein Extrablatt in großen außerordentlichen Nothfällen und Kriegszeiten! Mit Worten nicht mit Thaten wollen sie die Frauen gewinnen; große Schätze und Frauenzimmerherzen aber wollen schweigend gehoben werden!

So ein Frauenzimmerherz ist ein sonderbares Ding, es ist wie eine Postanstalt, zuerst nimmt es Briefe an, dann Paquete und zuletzt den ganzen Passagier, und kaum hat es den Passagier selbst, so sendet es ihn oft gleich sammt Brief und Paquet retour! Aber größtentheils nimmt so ein weibliches Herz nur frankirte Passagiere an, nur rekommandirt dürfen sie nicht seyn, denn bei den Frauen sind die Männer am wenigsten rekommandirt die rekommandirt werden.

Ich habe die sonderbare Bemerkung gemacht, daß die erste Liebe des Frauenzimmers fast immer einen unwürdigen Gegenstand trifft. In dieser Hinsicht kommen mir die Frauenzimmerherzen vor, wie die neuen Fässer; sie müssen nicht gleich mit Wein, sondern erst mit Wasser gefüllt werden, damit man wisse, wie viel es fassen kann. Hat aber so ein Frauenzimmerherz einmal an einem unwürdigen Gegenstand erfahren, wie viel Liebe in ihr Herz hineingeht, und füllt sie dieses Herz dann mit einem würdigen Gegenstand, so läßt sie sich diesen Gegenstand nicht wiedernehmen, als höchstens mit dem Herzen selbst; so wie sich überhaupt die Frauen nichts nehmen lassen als höchstens vom Himmel ihren Mann. Nur unser Zeitgeist will den Frauen alles nehmen, sie haben nicht sowohl zu wenig Zeit um ihren Geist mit den Frauen zu theilen, als vielmehr zu wenig Geist um unsere Zeit mit ihnen zu theilen.

So ist unser Zeitgeist! die Zeit der Ritterlichkeit ist vorüber, die Zeit der Reiterlichkeit ist da; die Zeit der Tafelrunde ist vorüber, die Zeit der runden Tafeln ist gekommen; die Zeit der Geselligkeit ist todt, die Zeit der Gesellschaften ist erstanden. Ich sage die Zeit der Gesellschaften und nicht der Geist der Gesellschaften, denn es geht mit dem Geiste der jetzigen Gesellschaften wie mit allen Geistern; jedermann spricht von ihm, kein Mensch hat ihn gesehen. Betrachten wir unsern Gesellschaftszeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, woraus besteht er? Große Welt und kleine Leute, runde Tische und eckige Menschen, kurze Kleider und lange Weile, viele Kerzen, wenig Lichter, fette Gönner, magere Kenner, hohes Spiel und seichte Worte, alte Jünglinge und junge Greise, jede Wangen roth und nicht eine erröthet, Alle essen und kein Mensch ist hungrig; man sucht sich um sich zu zerstreuen, und zerstreut sich um sich zu suchen, man ist aber zu zerstreut um sich zu finden, und zu gesucht um sich zu zerstreuen. Die ganze Gesellschaft bildet einen halben Kreis, die Hausfrau macht den Kreis-Hauptmann, der Kreis kreis't furchtbar und gebährt eine Gesprächsmaus. Darauf zertheilt sich der Zirkel in alle vier Ecken, das ist dann die Quadratur des Zirkels! Unsere Unterhaltungen haben keinen Stoff, darum sind sie so erhaben, und der Stoff ist es, der uns herunter zieht ins Irdische! Je stoffloser wir in Gesellschaften sind, desto höher und geistiger sind wir! Das Genie verschmäht allen Stoff, eine jede

Frau aber ist ein Genie, darum verschmäht sie jetzt auch die schweren Stoffe und hält sich am leichten Zeuch. Es gibt nur einen unerschöpflichen Stoff im Leben und das ist der Stoff zum Lachen; aber zum Unglück gibt dieser Lachstoff auch Stoff zum Weinen, es ist also ein zweidrähtiger Stoff, und zweidrähtige Stoffe — brechen bald. Lachen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen ist dem Menschen gesund, weinen ist der Menschheit gesund; Wolken brechen, wenn sie nicht regnen können, Herzen brechen, wenn sie nicht weinen können! Wenn der weise und allgütige Schöpfer das Herz seiner Geschöpfe sich näher wissen und entfaltet sehen will, so sendet er ihnen ein Unglück, einen großen Schmerz, denn das Herz des Menschen sendet wie eine Blume nie wohlthätigern Duft aus, als vor einem herannahenden Donner, und nur ein Gewitterhimmel zieht das menschliche Herz wie Zwiebelgewächse in die Höhe. Das Unglück ist die Schleife, die am festesten Menschen an Menschen bindet, nur aus dem zitternden Herzen, wie aus dem zitternden Meere hebt sich die selige Insel des Mitleids empor, und die Schmerzensgelder bezahlen wir unsern Mitmenschen am liebsten, weil nur sie uns jenseits wieder zurückbezahlt werden.

(Schluß folgt.)

Der Indianerkämpfer.

Aus dem Token.

(Fortsetzung.)

»Ich harrte in athemloser Ungeduld. In Tönen, die jedem andern, nur eines Liebenden Ohre nicht, unhörbar gewesen wären, flüsterte sie, »ich bin gebunden.« Ich schnitt die schnöden Bande von ihren geschwollenen zarten Gliedern. Ich fühlte an meiner Brust den vollen vertrauenden Druck der theuren, mir treuverlobten Hand. Leis' und flüchtig, wie der Fußtritt der Zeit, stahlen wir uns hinweg. Unsere Wegwendung ward oft verändert, so wie wir einen Riesenleib in dieser Richtung bald, bald in jener sahen. Mehr als Einer wendete sich, als wir vorübergleiteten, mit halbwachem Dehnen um und streckte sich dann wieder mit einem langgezogenen Seufzer zur Ruhe aus. Das leise Ohr des wachthaltenden Kriegers schien das Rascheln unserer Füße im Laub aufgefangen zu haben; denn er richtete sich hoch auf und warf einen scharfen, suchenden Blick nach allen Seiten hin. Unbemerkt gleiteten wir hinter einen Dornbusch nieder. Unsere Herzen pochten gleich ungestüm in Liebeszärtlichkeit und Schrecken — in diesem Augenblicke der bängsten, entsetzlichsten Erwartung. Der grimme Wächter hatte inzwischen den ganzen Schauplatz ringsumher bis ins Kleinste spähend überblickt, schürte jetzt sein Feuer, schritt mit seiner dunkelfarbigen Gestalt zweimal um die helle Lohe, gurgelte in dumpfen Trauertönen sein »Cheowanna! ha, ha!« und schien, als ob er sich seiner Besorgnisse schäme, aufs Neue seinem behaglichen Halbwachen sich zu überlassen.

»Der furchtbare Augenblick harrender Angst war verschwunden, und weiter ging nun unsere Flucht; glücklich brachte ich die gefangene Waise zu meinen Freunden. Einen Angriff auf den zahlreichen Feind verbot die Klugheit — das erkannten wir klar — unserer kleinen Schaar. Wir flüsterten einen Augenblick in ernster eifriger Berathung zusammen. Den Hauptzweck unseres Nachsetzens hatten wir glücklich erreicht, meine holde Braut sicher in unserer Mitte — und so beschlossen wir in möglichster Eile nach unserer Niederlassung zurückzukehren. Wir begannen unsern Rücktritt bei dem unsichern Lichte des jetzt von Wolken und Nachtnebeln verdüsterten Mondes. Der Morgen tagte über unserem Waldzuge in Purpurglanz und thauiger Frische. Die fröhlichen Töne der Frühmusik zeigten, daß jedes Leben sich des neuerwachten Tages freue — nur wir nicht. Uns wäre die allesverhüllende Finsterniß, wie sie einst als Zuchtruthe auf Aegypten sich lagerte, willkommener gewesen; denn von den Bergen herab hinter uns ließ sich der heulende Verfolgungsruf der Indianer hören. Uns nach klang das schallende, markdurchbebende Kriegsgeschrei des Feindes, uns entgegen breitete sich mit bunten Blumen geschmückt, träufelnd und blitzend in der Frische des Morgenthau's, eine Steppenwiese, aber in unbeschbarer Ausdehnung und mit all' der schirmlosen Nacktheit einer spiegelebenen Fläche.

»Zu kämpfen, weiter zurückzuweichen oder ein schirmendes Versteck zu suchen — eine andere Wahl hatten wir nicht. Die Feinde waren uns an Zahl zehnfach überlegen. Ihre Rosse waren frisch; die unseren abgemüdet. Die kaum gerettete Waise denselben Kugeln, die uns aus ihren Feuergewehren drohten, auszusetzen — war gegen unsern Willen. Eines jener weiten, länglichtrunden, ausgetieften Becken, wie man sie so häufig am Saume der westlichen Prairieen findet, zeigte sich gerade vor uns. Einmüthig ward beschlossen, in das Becken hinabzusteigen, unsere Rosse mit hinab zu nehmen und hier, wenn es anging, so lange versteckt liegen zu bleiben, bis der Verfolgungssturm vorübergerauscht sey. Wenn der Feind unsere Spur nicht ausgespäht hatte, so stand unser Spiel gut. Das Becken mochte in senkrechter Tiefe gegen hundert Fuß messen; und der Weg hinunter war so abschüssig, daß unsere Pferde von der Höhe bis auf den Boden fast haltlos hinabrutschten. Dornsträuch und Stechginster, Gestrüpp und Buschwerk umgaben den Rand oben mit einer schirmenden Hecke. In der Tiefe unten lief träufelnd ein kühles Rinnwässerchen über den Kalksteinboden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

Mad. Fischer-Achten, welche die Donna Anna sang, hat in dieser und anderen Rollen Uebung, Gewandtheit und Sicherheit bewährt. Allein die ungestrichene schwächere Oktave scheint uns in keinem ganz richtigen Verhältniß zu der höhern schärferen zu stehen, und noch gar manche Uebung nöthig, um den Namen einer dramatischen Sängerin zu verdienen. So haben wir z. B. in der Donna Anna nicht die des Dichters und Tonsetzers erkannt, wenn wir anders deren Ansichten und Absichten nicht mißdeuten. Ein geistreicher Mann hat behauptet: Donna Anna sey auch in Don Juan verliebt, woraus denn natürlich viel gefolgert werden kann und muß. Uns scheint dieser Einfall, oder diese Hypothese, völlig unbegründet. Nirgends ist hervorgehoben, ja nicht einmal angedeutet, daß Anna die dritte zur Elvira und Zerline, daß sie nur eine Variation derselben seyn solle. Zorn und edle Begeisterung ergreifen und begleiten sie vom Anfange bis zu Ende, und Worte und Musik stimmen hier aufs deutlichste und innigste zusammen. Ohne die höchste Kraft der Begeisterung und des Spiels sinkt Anna weit unter Elvira hinab. (Preuß. Staatsztg.)

Theateranzeige.

Dienstag, den 4. November. Der leichtsinnige Lügner, Lustspiel in 3 Abtheilungen von F. L. Schmidt — Hierauf: (Zum Erstenmale wiederholt) Die Weinlese, oder: Arlequin todt und lebendig, Arlequinade in 1 Akt von Balletmeister Prée.

Mittwoch, den 5. November. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt, neu einstudirt) Richard Löwenherz, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Gretry. Abonnement suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, **N° 184.** 10. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die beiden Mütter.

Ballade von Johann N. Vogl.

Es wandert ein Weib durch Wald und Nacht,
Im Arme schläft ihr ein Kindlein sacht,
Ihr Mann liegt erschossen auf blut'gem Feld,
Sie wandert allein in die weite Welt.

Sie wandert wohl durch Gestripp' und Wald,
»Husch, husch, wie saus't der Wind so kalt!
Mein armes Kindlein, dich friert's wohl sehr?
Und hab' nur die flatternden Lappen mehr!«

So wandert sie hin, im raschen Gang,
In der weiten Oede, da wird's ihr bang',
Die Nacht nur schauert, es blinkt kein Schein,
Ihr Fußtritt hallt durch den Wald allein.

Da kommt's durch das Dunkel, so leicht und sacht,
»O Himmel! — Was läuft durch die öde Nacht?« —
Eine Wölfin ist's, die der winselnden Brut
Eine Beute sucht für des Hungers Wuth.

Hell funkelt das Aug' ihr, ein grüner Stern,
Mit Schaudern ersieht es das Weib von fern',
O jetzt nur enteile, verbirg dich geschwind,
Du arme Mutter mit deinem Kind!

Fort fliegt wohl das Weib auf wüster Bahn,
Doch die Wölfin ihr nach, mit gier'gem Zahn,
Erwittert hat die schon der Flücht'gen Spur,
Nun rettet dich Gott im Himmel nur!

Und nahe schon ist ihr das Ungethüm;
Schon hört sie es schnauben mit Hungersgrimm,
Da birgt sie das Kind in der Zweige Huth,
Und wirft sich entgegen des Raubthiers Wuth.

Wohl krallt es sich wüthig an ihren Leib,
Doch, wüth'ger noch, ringt mit der Wölfin das Weib,
Sie ringen und ringen wohl ohne Rast,
Zwei Mütter sind's ja, die sich erfaßt.

Die eine, die ringt für der Ihren Noth,
Die and're zu retten ihr Kind vom Tod,
Und Keine will lassen die And're im Kampf —
Noch halten sich Beide — im Todeskrampf.

Am Morgen wohl fand, unter Zweigen lind,
Ein Jäger noch schlummernd das zarte Kind,
Er sah die erwürgten Zwei dort am Rain,
Und that für das Knäblein ein Vater seyn.

Drei Duelle.

(Erzählung von Em. Straube.)

(Fortsetzung.)

Drei Monate im Jahre wurde gewiß dem Kapitän der Aufenthalt in der Provinz unerträglich; dann wurde er regelmäßig krank und erwirkte sich einen Urlaub, den er natürlich nirgends besser als in Paris zuzubringen wußte. Einer seiner Verwandten von mütterlicher Seite, der Baron Liéval räumte ihm dann einige Appartements in einem abgesonderten, gewöhnlich leerstehenden Flügel seines Hotels ein, und der junge M[illegible] Banquier meinte, jedes dieser Vierteljahre in Paris sey ein böser Feldzug gegen sein Vermögen, worin dieses die Kriegskosten zahlen mußte.

Im heurigen Jahre hatte der Haushalt des Herrn von Liéval einen Zuwachs erhalten — Gabriele, ein liebenswürdiges Kind von 16 Jahren, war so eben aus der Pension in den Schooß des Vaterhauses zurückgekehrt, um in die große Welt eingeführt zu werden. Das Fräulein war eine jener schönen Naturen, die von jedem ersten Eindrucke allgewaltig hingerissen werden; einfach erzogen, ein Neuling im Treiben der sogenannten guten Gesellschaft, fand sie sich mitten in eine Welt der Wunder versetzt, worin ihr Alles trefflich, jeder gleißende Schein Wahrheit, jede freundliche Miene offene Neigung däuchte, und sie gab sich mit vollem Vertrauen den Eingebungen ihres arglosen Herzens dahin.

Ihren Cousin sah sie anfänglich mit gleichgültigen Augen; allein, jemehr sie sich der Huldigungen, die er an sie verschwendete, bewußt ward und sich geliebt erkannte, desto inniger fühlte sie sich an ihn gezogen, und allmälig erwuchs diese Neigung, die ja ihre erste war, zur Leidenschaft.

Gabrielens Vater, ein alter Geschäftsmann, voll Rechtlichkeit, Freimuth und Biedersinn, war zu wenig vertraut mit dem Geiste, der unter der Jugend unserer Tage herrscht, als daß er an dem Umgange seiner Tochter mit Victor hätte einen Anstoß nehmen sollen, und so setzte das Fräulein seine Billigung ihrer Liebe voraus, die nur um so tiefer in ihrem Herzen wurzelte.

Der Kapitän empfand in der That — diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen — eine Regung von Zärtlichkeit für seine reizende Base; allein, ein Liebesverständniß die Dauer von drei Monaten überleben zu lassen, das hätte freilich geheißen, einen groben Fehler gegen den guten Ton

zu begehen, und Victor lebte ja in der großen Welt, er konnte sich nicht der Gefahr aussetzen, in den Verdacht zu gerathen, als habe er kleinstädtische Ansichten der Provinz angenommen. Was würden seine Freunde von ihm gedacht haben! — Nein, nein, er mußte mit Gabrielen brechen und Gabriele — hatte ihm ihr Herz für die Ewigkeit geschenkt! Armes Kind!

Während sie oben am Fenster stand, und aus dem starren Sausen des Nords Kühlung für die Gluth ihres trostlosen Gemüthes suchte, hielt er vor der Pforte des Palastes mit zweien seiner schlimmsten Genossen an, um seine etwas unsichere Haltung und den zerrütten Anzug zu ordnen, damit der Thürsteher kein Aergerniß nehme oder zum Verräther seines Zustandes werden könne; die Tropfen, welche von ihrem Haupte herniederrieselten, benetzten ihn und er fing sie auf und spritzte sie mit knabenhaftem Muthwillen seinen Spießgesellen ins Gesicht, ohne daß sie Brandmale auf denselben hinterließen; dieselbe Luftschichte umspielte beide, ihn und sie, nur daß er sie mit trunkenen Scherzen erfüllte, während sein Schlachtopfer in heißen Seufzern um den Tod rang, den sein Treubruch verschuldet hatte.

Endlich knarrten die Riegel des Thores in ihren Angeln, Schritte schlürften schwerfällig über den Hof und stiegen die Treppe herauf.

Es waren drei Stimmen, welche kichernd, lallend, murmelnd durch die Gänge hallten. Victor hatte seine Kameraden beredet, die Nacht vollends bei ihm zuzubringen, und willig hatten sich die Schmarotzer dazu herbeigelassen, da des Kapitäns Abreise nicht mehr fern war und es zu den Gewohnheiten dieses Gelichters gehört, so lange an einer Frucht, die ihnen geboten wird, zu saugen, bis man sie ihnen entrückt.

Auf einer der untersten Stufen machten die Wanderer Halt und es entspann sich ein Gespräch unter ihnen, dem die unsicheren, gröhlenden Stimmen und die unbeholfene Langsamkeit, womit die Reden artikulirt wurden, einen nicht we- [illegible]

»Glaubt Ihr wohl, Doktor,« begann der Kapitän, »daß Doktor Gall, wenn er Euren Schädel zerschnitte, die Spur eines Gedankens in Eurem Gehirne anträfe?«

— Mein lieber Kapitän — entgegnete der Gefragte — ich fürchte, der gelehrte Kraniolog würde bei Euch seine Untersuchung nicht einmal vornehmen können, weil ich sehr in Zweifel bin, ob Ihr überhaupt einen Kopf habt.

»Kopflos muß mich freilich der Umstand zeigen,« fiel Victor dem Sprecher in's Wort, »daß ich Geschmack an Eurem Umgange gefunden hatte, die Ihr doch Beide in der Zahlensumme der Menschheit als leidige Nullen figurirt.«

— Freund — lachte eine dritte Stimme im widrigen Schnurbasse — es ist noch die große Frage, ob man Dir selbst nicht zu viel Ehre anthut, wenn man Dich im Ernste unter die Menschen rechnet.

»Darüber,« spottete der Kapitän, »darüber laß Du die Weiber entscheiden. Es ist wenigstens mehr als wahrscheinlich, daß Ihr beide vor diesem Richterstuhle ein unbedingtes Verdammungsurtheil erhalten würdet.«

— Thu nur nicht allzugroß mit Deinen leidigen Eroberungen — rief der Doktor — am Ende ist's doch nicht mehr noch weniger, als eine alte Kokette oder ein naseweises Kind von Cousine.

»Still mit dieser Albernheit,« lärmte Victor, »wenn Du mich nicht rasend machen willst! Denkt Euch einmal, die Närrin hatte Grillen von ewiger Liebe im Kopf. Aber ich habe sie abgefertigt, daß sie an mich denken soll.«

— Schlechte Bravour — murmelte die Baßstimme — an einem Gänschen von 16 Jahren zum Helden werden, kann auch ein Anderer, ohne das Hauptmannspatent zu besitzen.

Bei diesen Worten fuhr Victor dem Sprechenden an die Kehle und schrie wüthend: »Für diesen Hohn sollst Du mir blutige Genugthuung geben, Bursche! Hättest Du Waffen, Elender, Du solltest auf der Stelle —«

— Ich habe meinen Stock — erwiderte der Bassist — und der genügt gegen Deinesgleichen vollkommen.

Der Kapitän machte rasch seinen Degen blank und fiel gegen den Beleidiger aus, der seinerseits mit dem Bambus geschickt zu pariren wußte. Der Doktor suchte zwar durch vermittelnde Worte den Streit beizulegen, allein die Kämpfer waren so erbittert, daß seine Bemühungen ohne Erfolg blieben.

Matt flimmerten die Lampen von den Wänden des Korridors, aber die erhitzten Streiter hieben mit blinder Wuth aufeinander los, da trat plötzlich um die Ecke des Ganges eine bleiche Gestalt hervor und trat mitten unter die Ueberraschten.

»Endet« rief sie mit schneidender Stimme, »endet! In diesem Streite kann nur ich Richter seyn und Gott. — Victor, ich verachte Dich, doch soll kein Unberufener sich das Rächeramt anmaßen, das einem Höheren vorbehalten ist; darum fliehet, Genossen des Lasters — ihn wird Gott richten!«

Und in den dunkeln Windungen der Gänge verloren sich, nach drei verschiedenen Richtungen, alle Theilnehmer der nächtlichen Scene.

Der Kapitän erwachte spät am nächsten Morgen mit wüstem Kopfe, verstimmt und abgespannt, ohne sich sogleich des Abentheuers der vergangenen Nacht zu erinnern. Schlaftrunken und gähnend schaute er um sich her, da fiel sein Blick auf einen Brief, der auf dem Tischchen neben dem Bette lag und er erbebte im tiefsten Innersten.

Er klingelte und seine erste Frage an den eintretenden Jokai war: wer das Billet gebracht habe?

»Ein Domestik des Barons«, hieß es, »sehr früh des Morgens.«

Victor nahm das Schreiben mit unschlüssiger Hand, besah das Siegel, wendete es nach allen Seiten, legte es wieder weg, ergriff es wieder — er schien den Inhalt zu fürchten.

»Wahrscheinlich eine Einladung zu Tische oder zu der Parthie nach Neuilly, die, wie der Bediente sagte, morgen Statt finden soll«, bemerkte der Jokai.

Ein Wink seines Herrn entfernte den Burschen, und der Kapitän erbrach das Siegel mit einer Hast, die ein ziemlich beredter Zeuge seiner Unruhe seyn konnte.

Sein Antlitz wurde kreidenweiß, als er einige Zeilen gelesen hatte, er warf den Brief zähneknirschend von sich, sprang vom Lager auf und schritt einigemale stürmisch im Zimmer auf und nieder.

Lange kämpfte er mit sich selbst, dann ergriff er das Billet von neuem, seine Hand zitterte, seine Lippen zuckten krampfhaft und er las:

»Mein Herr!

»Wenn Verachtung uns das Recht gibt, einen Nichtswürdigen, den wir für einen solchen erkannt, als Brandmal seines Geschlechtes vor die Augen der Welt hinzustellen, so habe ich dieses Vorrecht in vollem Maaße gegen Sie erworben. Ich leiste indessen willig auf einen Triumph Verzicht, der nur ein mittelbares Geständniß seyn würde, daß ich wirklich thöricht genug war, mein Herz an Sie wegzuwerfen. Daß Sie meine Liebe zum Schlagworte für den Witz Ihrer Gesellen erniedrigten, daß Sie meiner reinen Neigung spotteten, das verzeihe ich Ihnen; aber Sie haben die Lebenshoffnungen eines Greises, Ihres Oheims vernichtet — dieß darf nicht ungeahndet bleiben. — Schlag ein Uhr erwarte ich Sie hinter dem Kiosk in der Tiefe des Parks — Sie sollen mir vollends den Tod geben! — Ein Bube, wer nicht kömmt.

Gabriele.«

Victor zerknitterte das Blatt zwischen den Fingern und sank in einen Sessel. Sein Gemüth war in einer Aufgeregtheit, wie er sie noch nie empfunden hatte.

Er betrachtete die Schrift mit aller Genauigkeit, es waren ihre Züge, er prüfte wiederholt das Petschaft, ja selbst das Papier entging seinem Forschen nicht — er kannte Beides allzugenau aus der Zeit, wo er noch häufig mit Gabrielen korrespondirt hatte, als daß ein Zweifel an der Aechtheit des Briefes möglich gewesen wäre. Allein der Geist, der sich in demselben aussprach? War dieß die weiche Sentimentalität, welche ihr, so lange er sie kannte, eigen gewesen war? Konnte dies energische Auftreten aus dem Gemüthe eines sechszehnjährigen Mädchens stammen, das seit wenigen Monden in die Welt getreten war? — »Es ist nicht möglich,« rief der Kapitän, als sein Nachdenken ihn einmal bis zu jenem Raisonement geführt hatte, »es ist nicht möglich, gewiß hat sie ihren Vater zum Vertrauten gemacht, und dann bin ich verloren! Er hat großen Einfluß, mächtige Konjunkturen — sie werden mich verderben! (Fortsetzung folgt.)

G r e t r y.

Mitgetheilt von J. Schuster.

(Schluß.)

Gretry erzählt in seinen Memoiren, wie er mit Rousseau Bekanntschaft machte. »Es war bei einer Vorstellung der Fausse Magie, als mir Jemand sagte: »Da kommt Rousseau!« — Ich flog ihm entgegen und betrachtete ihn zärtlich. — »Wie freut es mich Sie zu sehen;« sagte er, »seit langer Zeit glaubte ich mein Herz den sanften Eindrücken verschlossen, die Ihre Musik so eben wieder aufleben macht. Ich wünsche Sie kennen zu lernen, oder besser, ich kenne Sie schon aus Ihren Werken, aber ich wünsche Ihr Freund zu seyn.« — »O, mein Herr! meine schönste Belohnung ist die, Ihnen durch meine Talente zu gefallen!« »Sind Sie verheirathet?« — Ja. — »Haben Sie, was man sagt, eine Frau von Geist geheirathet?« — Nein. — »Ich dachte es wohl.« — »Es ist die Tochter eines Künstlers, die nie anders spricht, als sie fühlt; die Natur ist ihre Führerin.« — »Ich dachte es wohl; ich liebe die Künstler; sie sind Kinder der Natur. Ich will Ihre Frau kennen lernen. Ich will Sie recht oft sehen.« — Wir blieben die ganze Vorstellung über beisammen; er drückte mir während derselben ein paarmal die Hände, wir gingen zusammen hinaus. Ich dachte nichts weniger, als daß es das erste und letztemal wäre, daß ich ihn sehen sollte! — In der Straße française lagen Pflastersteine im Wege; Rousseau wollte hinüber. Ich nahm seinen Arm, und sagte: »Geben Sie Acht, Herr Rousseau.« Wild zog er ihn zurück, mit den Worten: »Lassen Sie mich meine eigenen Kräfte brauchen.« — Die Worte vernichteten mich; die Wagen trennten uns; er nahm seinen Weg, ich den meinigen; nie haben wir uns seitdem wieder gesprochen. Ich liebte ihn viel zu sehr, um nicht furchtsam in meinen Hoffnungen auf ihn zu seyn, und diese Furcht hielt mich in der Folge ab, ihn wieder aufzusuchen.« Die Erzählung Gretry's schildert Rousseau unter den Franzosen besser, als Alles, was darüber geschrieben wurde. Rousseau haßte alle Ziererei.

Als Gegenstück zu dieser Anekdote mag hier jene von der ersten Zusammenkunft Rousseau's mit Madame Genlis Platz finden. Ein Herr von Sauvigny hatte der damals noch jungen Genlis gesagt: Einige Freunde hätten den Scherz ausgesonnen, ihr den Komödianten Preville als Rousseau aufzuführen. Der Gedanke kam in Vergessenheit, ohne daß man der jungen Genlis weiter davon sprach. Unterdessen kam Rousseau wirklich zu Sauvigny, und wurde auch der jungen Dame angesagt. In der Meinung, die Zeit der Prüfung sey gekommen, empfing sie den Philosophen mit all' dem Muthwillen einer Französin, die merken lassen will, daß sie nicht Dupe sey, sie zog ihn mit seiner Rolle auf, ohne jedoch Preville's Namen zu nennen. Als ihr später Sauvigny ihr Betragen vorhielt, und ihren Irrthum aufdeckte, war sie höchst bestürzt. Auf Rousseau aber hatte ihr naives Betragen den lebhaftesten Eindruck gemacht, und oft erkundigte er sich nach der Muthwilligen.

Gretry's Leichenfeier entging nicht der alles bespöttelnden Kritik. Geoffroy beschuldigte die Sänger von Feydeau einer falschen Empfindsamkeit, und der »Eremit« machte sich gleichfalls über sie lustig: »Bei der zweiten Vorstellung von l'hommage à Gretry hätten die Männer ihrer Trauer mehr Aplomb gegeben, die Busen der Frauen regelmäßiger sich gehoben, und zwei Genieen weit regelmäßiger geschluchzt.« —

Die nachgelassenen Effekten Gretry's, die man in seinem Hause verkaufte, wurden außerordentlich hoch versteigert. Nie theilte man sich in die Verlassenschaft eines Heiligen mit mehr Religiosität. Der Eine kaufte ein Notenbuch, das Gretry noch in Rom schrieb, um 110 Franken; Nicolo sein altes Klavier, worauf Gretry 40 Opern komponirt hat, um 400, und seinen Stab, womit er den Takt zu schlagen pflegte, ebenfalls um einen hohen Preis. Berton kam dazu, als der Verkauf geschlossen war, und wollte unsinnig werden. Da machte ihm Nicolo mit dem Stock ein Geschenk. Rousseau's Dintenfaß, was sich in seiner von Gretry erkauften Einsiedelei befand, wurde von Gretry's Erben dem Dichter Bouilly verehrt, der darauf die Worte graben ließ: Quantum distat ab illo! Dunkel bleibt, was damit gesagt werden sollte, wenn er anders nicht auf den Umstand hindeuten wollte, daß bereits einige Engländer Rousseau's ächtes Dintenfaß von dem Aufseher der Einsiedelei erkauft und nach England genommen hatten. So geht es mit allen Reliquien! — Das Lustigste bei der Sache war, daß vor dem Hause Gretry's Trödler ihren Kram von alten Dosen, Handleuchtern und Dintenfässern als Stücke aus Gretry's Verlassenschaft den frommen Gläubigen zum Kauf anboten. Der Enthusiasmus wollte gar kein Ende nehmen; man amusirte ordentlich das Pariser Publikum damit; doch schien er auch Parteisache zu seyn, um die Anhänger der deutschen und italienischen Schule ein bischen zu necken; dabei vergaßen die Herren, daß der Lütticher Gretry erst seit 15 Jahren Franzose war.

K a r l X.

Von Frederic Soulié

(Fortsetzung.)

Im folgenden Jahre, das heißt 1827, den 25. April, ward das Gesetz erlassen, welches definitiv den Sklavenhandel untersagte. Am 12. März gab der Justizminister, Herr von Peyronnet, bei den Kammern das Gesetz über die Polizei der Presse ein, dem man spottend den Namen des Gesetzes der Liebe beilegte. Es ward zu spät zurückgenommen; denn man wußte schon, daß die Pairskammer im Begriff stand, durch ihren Bericht die Mißbilligung dieses Gesetzes auszusprechen und den Schrei der Meinung zu sanktioniren, in welchen selbst die französische Akademie mit eingestimmt hatte. Am 29. April fand eine Musterung der Pariser Nationalgarde Statt, auf welcher einige Legionen den Ausruf: »Nieder mit den Ministern! nieder mit den Jesuiten!« hören ließen. Am folgenden Tage ward die Nationalgarde aufgelöst. Der König soll zu einem der Schreier in seiner

Nähe gesagt haben: »Ich kam hierher, um Huldigungen, nicht, um Rathschläge entgegenzunehmen.« In der Sitzung von 1827 ward die Jury gesetzlich organisirt und der Militärkodex so wie der Forstkodex neu revidirt. Am 29. März erfolgte die Schließung der Sitzung von 1827. Am 31. ward die Zensur wieder eingeführt. Am 8. August verstarb Herr Canning, dessen letzte Handlung es gewesen war, durch den Traktat vom 6. Juli die Unabhängigkeit von Griechenland zu proklamiren. Am 22. August starb auch der berühmte Deputirte Manuel. Sein Leichenbegängniß diente gleich dem des Generals Foy zu einem neuen Vorwande, gewisse Meinungen zu verlautbaren.

Unstreitig handelte es sich im Kabinette schon um die ernste Frage der Auflösung der Deputirtenkammer. So ergeben sie sich auch zeigte, hatte sie nicht Sitzungen genug vor sich, um die Pläne des Ministeriums zu erfüllen, und so suchte man, nachdem man die Berichte der Präfekten darüber eingeholt hatte, der öffentlichen Meinung noch besser auf den Grund zu kommen, indem man den König in ihre Gegenwart brachte. Er verließ St. Cloud am 3. September und bereis'te das ganze nördliche Frankreich, wo er überall mit Jubel aufgenommen ward, was die Minister denn auch für ihre Rechnung günstig deuteten. Am 20. Oktober glaubten sie durch den Sieg von Navarino den Zauber des Ruhmes für sich zu haben, der dem französischen Volke stets verführerisch ist; so verkündigte denn am 5. November eine erste Ordonnanz die Auflösung der Deputirtenkammer, und eine zweite die Ernennung von sechsundsiebenzig neuen Pairs, welche in der obern Kammer den Geist des Widerstrebens dämmen sollten, der sich darin kundgegeben hatte. Aber weder die Reise des Königs, noch die Schlacht von Navarino, das Ergebniß des Traktats vom 6. Juli, konnten die Erinnerung an die verletzenden Gesetze des Ministeriums tilgen, und die Wahlen fielen ganz anders aus, als man es erwartet hatte. Die Straße St. Denis feierte durch Illuminationen die Wahl der zwölf liberalen Deputirten des Seinedepartements; daraus entstanden Unordnungen, welche das Einschreiten der bewaffneten Macht nöthig machten. Es blieben dabei einige Leute auf dem Platze und eine größere Anzahl ward verwundet; der königliche Gerichtshof evozirte auf das allgemeine Geschrei, welches die Polizei anklagte, und stellte eine Untersuchung an, die zu keinem Resultate führte, aber ein neuer Schritt der Widersetzlichkeit der Magistratur wider die Regierung war. Im Monat April dieses Jahres (1827) war es, wo Herr Deval, Konsul zu Algier, den Fächerschlag bekam, der Frankreich zur Eroberung dieser wichtigen Kolonie verhalf.

Die ersten Tage des Monats Januar 1828 führten die Auflösung des Ministeriums herbei, welches, um sich in seiner Gewalt zu behaupten, auf die neuen Wahlen gezählt hatte, und das sich nun der Kammer, welche diese geschaffen, nicht zu zeigen wagte. Die Herren von Villele, Corbiere und Peyronnet machten den Herren Roy, de Martignac und Portalis Platz. Das famöse Epithet »erbärmlich,« welches auf das Ministerium Villele angewendet wurde, gab der ersten Adresse dieser Kammer eine Celebrität, die sie in keiner Beziehung verdiente, ein Epithet, welches nur durch die Verbindung zweier Oppositionen durchging, von welchen die eine das System deßhalb erbärmlich nannte, weil es die Freiheiten des Volkes angetastet, und die andere gerade im entgegengesetzten Sinne. Das neue Ministerium hielt sich so eifrig an die Charte, als das Ministerium Villele sich davon entfernt hatte. Diese Sitzung brachte Frankreich die Permanenz der Wahllisten, die Abschaffung der Zensur, des Monopols und der Tendenz in Sachen der periodischen Presse ein, und die Deutung der den drei Staatsgewalten zurückgegebenen Gesetze. Am 16. Juni d. J. unterwarfen zwei Ordonnanzen die von den Jesuiten gestifteten Schulen dem Regime der Universität und beschränkten die Zahl der kleinen Seminarien; es fand so ein förmlicher Rückschritt zur Charte Statt. Im Verlaufe dieses Jahres erfüllte Karl X. die Verheißungen des Traktats vom 6. Januar 1827, und die von dem Marquis Maison befehligte Expedition von Morea befreite dieß Land von der Gegenwart der Türken. Algier ward blokirt, und die letzten Truppen, die seit der Intervention von 1823 noch in Spanien geblieben waren, kehrten nach Frankreich zurück. Der König besuchte den Elsaß, und er ward dort in einer Weise aufgenommen, die ihn über die Stimmung dieser Provinzen, welche ihm als der Monarchie feindlich geschildert worden waren, beruhigen mußte. (Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(Lalande.) Es ist wenig bekannt, daß der vortreffliche, in leichtfaßlicher Darstellung der schwierigsten Gegenstände seiner Wissenschaft vielleicht unübertroffene französische Astronom Lalande nebenher der unerträglichste Sonderling war. Außer seinem Atheismus, den er in jeder Gesellschaft debitirte, und wodurch er ebenso viel Grausen als Unwillen erregte, hatte er die unmittelbar vielleicht noch eckelhaftere Gewohnheit, Spinnen zu essen. Er trug dergleichen immer in einer Bonbonniere bei sich, sog daran und behauptete steif und fest, daß sie einen erfrischenden, erdbeerartigen Saft enthielten. Die „Mémoires d'un Pair de France" erzählen dieß im Detail.

(Kleinheit eines großen Mannes.) Napoleon der Große war klein, wenn es sich um Gegenstände der Etikette handelte. Der Graf von Narbonne, Höfling aus der alten Zeit, bog einst das Knie, als er dem Kaiser Depeschen überreichte, und präsentirte dieselben auf seinem Hute. „Qu'est-ce que cela signifie?" fragte der Kaiser gütig. „Sire, c'est ainsi qu'on présentait les dépêches à Louis XVI." „Ah! c'est bien... très-bien." Narbonne stieg seitdem außerordentlich in Napoleon's Gunst.

(Vive la liberté.) Der General St.-Hilaire war als sklavischer Bewunderer des Konsuls Bonaparte bekannt, wobei er sich gleichwohl das Ansehen zu geben versuchte, als schätze er die revolutionare Freiheit höher als seinen neuen Herrn und Meister. Als dieser sich das Konsulat auf Lebenslang zusprechen lassen wollte, redete der freidenkende General seine Truppen folgendermaßen an: „Camarades, il est question de nommer le général Bonaparte consul à vie. Les opinions sont libres, je ne veux influencer personne. Je vous préviens seulement que le premier de vous qui ne votera pas en sa faveur, je le fais fusiller comme un Jean f.... à la tête du régiment. Vive la liberté!"

(Geistesgegenwart.) Bei einer Revue verlor Napoleon den Hut. Ein Unterlieutenant bemächtigte sich desselben und überreichte ihn dem Kaiser, welcher, mit andern Gegenständen beschäftigt, zum Lieutenant sagte: „Merci, Capitaine!" Dieser erwiderte voll Geistesgegenwart: „Dans quel régiment, Sire?" Jetzt erst sah ihn Napoleon an, begnügte sich aber zu antworten: „Ah! c'est juste, Monsieur; dans la garde." Und am andern Tage erhielt der Unterlieutenant das Brevet als Kapitän, welches er seiner Geistesgegenwart zu verdanken hatte.

Die Grabesbraut, oder: Gustav Adolph in München, ein dramatisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiele: Die Verlobten, in einem Aufzug, von J. F. Bahrdt.

Dieses Stück, welches auf vielen deutschen Bühnen, wie in Hamburg, Berlin, Leipzig u. s. w. mit sehr vielem Beifalle gegeben worden ist, wird Mittwoch, den 12. d. M. auch auf unserer Bühne aufgeführt werden. Wir machen das verehrte Publikum mit um so größerem Vergnügen auf diese Vorstellung zum voraus aufmerksam, da sie zum Vortheile hochverdienter Mitglieder unserer Bühne — des Hrn. und der Mad. Meck, bestimmt ist. Wir zweifeln nicht, daß sich ein recht zahlreiches Publikum einfinden wird. S.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №: 185. 11. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Martiniabend und der Martinsmann.

Am 10. Nov. ward Luther geboren und weil auf den 11. Nov., seinen Tauftag, grade das Fest des heiligen Martinus fiel, bekam er den Vornamen von ihm: Martin, der sonst überhaupt viel gewöhnlicher war als jetzt. Vor alter Zeit aber war der Martiniabend ein lustiges Fest voll Fröhlichkeit und Freuden. Martinsschmäuse haben Statt gefunden, seitdem Martinus ein Heiliger geworden ist, und dieß ist nun schon ein dreizehnhundert Jahre her. Martin lebte nämlich Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts nach Christi Geburt und war anfangs ein Heide, ward aber nachher ein Christ und stieg als solcher gar bis zum Bischof (im J. 473) zu Tours in Frankreich, worauf er endlich hundert Jahre nachher gar zum Heiligen erhoben wurde, dem in Frankreich und Deutschland eine Menge Altäre, Kirchen und Klöster gewidmet sind. Als es dahin gediehen war, blieb ein Fest nicht lange außen. Schon 650 nach Christi Geburt führte der von ihm genannte Papst Martin das Martinsfest ein, und da ein hohes Fest den Abend zuvor den Anfang nahm, so konnte es auch nicht fehlen, daß schon am Abend vor dem Feste des heiligen Martin Alles rege ward. Eine gute Mahlzeit ist dabei doch immer die Hauptsache, und so war die Folge, daß die Gänse, welche in dieser Zeit am wohlschmeckendsten sind, besonders mit ihren Hälsen das Andenken des Heiligen feiern helfen mußten. Der Martinsabend erinnert an die Martinsgans, und der Begriff von einer Gans an den heiligen Martin, zumal da der Heilige mit den Gänsen noch ein besonderes Abenteuer zu bestehen hatte. Er wollte nämlich aus Bescheidenheit, sagt man, nicht Bischof werden und versteckte sich. Aber da waren Gänse in der Nähe, die schnatterten und verriethen ihn. Und so verfolgt sie schein Schatten unwillig bis auf diesen Tag, wie er sie noch in der Stunde, als er starb, verfolgte, wo er alle, die man greifen konnte, zu schlachten befohlen haben soll. In alten Kalendern steht der Heilige allemal mit einer Gans neben sich. Wenn das Fest desselben eingeläutet wurde, nannte man dieß nur das Gänseläuten. Man konnte dann zu den Gänsen sagen, wie jener Ritter zur Agnes Bernauerin: »Diese Glocke läutet Euch kein gutes Zeichen!« Ohne einen guten Trunk schmeckte natürlich kein guter Gänsebraten, und so wurde denn auch der Gans wie dem Heiligen zu Ehren tüchtig getrunken, was in alter Zeit theils aus wirklichen Hörnern, theils aus in Form von Hörnern gebildeten Bechern geschah, und so hatte man natürlich außer den Martinsgänsen nun auch Martinshörner bekommen. Der heilige Martin hatte es selbst so verlangt. Er erschien nämlich dem schwedischen König Olof, welcher zum Christenthum übergetreten war, in der Nacht und sprach zu ihm: »Es ist Sitte in diesen Landen, daß zu Thor's, Odin's und anderer Götzen Ehre Becher oder Hörner ausgeleert werden. Da aber du nun ein Christ bist, so verändere diese Sitte und schaffe, daß hinführo zu meiner Ehre getrunken werde.« Und sicher ist der Heilige auch an andern Orten erschienen, so freundlich zuzureden. Am Ende machten die Trinkhörner anderen Gefäßen Platz; aber ganz sollten sie doch nicht schwinden. Die Bäcker konnten ja ihren Wecken und Kuchen leicht eine hornähnliche Form geben und bieten daher große und kleine Martinshörner aus. Schon früher kamen auch Martinsgeschenke auf. Der heilige Martin bescherte, wenn auch nicht so reichlich wie der heilige Christ. Er war im Leben nie karg gewesen. Einem Bettler theilte er, als Kriegsmann, den halben Mantel mit, den er am Leibe hatte, und Kindern gab er, so oft sie ihm nahten, Aepfel und Kuchen. In der erstern Art findet man ihn auf manchem schönen Altarbilde abgebildet, wo die Stadt Amiens meist den Hintergrund macht. Den Geistlichen schenkte man wohl gar silberne Martinsgänse, den Kindern Aepfel, Nüsse und Spielereien. Die Abtei Corvei bekam eine silberne Gans von Ulrich von Schwalenberg, und das Kloster Eilenrostorf alle Jahre von 1353 an eine Menge Wein, halb zur Messe, halb zum Genusse des Konvents, der ihn in vigilia Sancti Martini ausleeren sollte. So wie zu Weihnachten der Knecht Ruprecht die Kinder züchtigt und belohnt, so spricht der Martinsmann ein und bringt ihnen, oder droht mit der Ruthe. In Hannover zogen sonst die jungen Leute am Martinivorabende vor die Thüren und forderten kleine Geschenke, indem sie sangen: »Marten Hering, Marten Hering, Marten is een gut Mann!« Hering ist so viel wie Ehrenmann; vom alten Hehr, gerühmt, Hehre d. h. Ehre, wie z. B. groß und hehr ist der Herr. Einem Heiligen zu Ehren bildeten sich sonst überall gern Gesellschaften, Brüderschaften aus, und so entstanden die Martinsmänner, die Martinsknechte, die Martinsbrüder, d. h. Leute, welche sich mit Leib und Gut mehr oder weniger dem Heiligen zum Dienst verpflichteten. Und wir hätten Keinem rathen wollen, etwa das Gelübde zu vergessen. So weihte der König Chlodwig in der Schlacht, als die Gefahr am größten war, sein Reitpferd, doch mit dem Beding, es mit 100 Gülden lösen zu können. Die Schlacht wurde gewonnen, und — das Gelübde vom Könige vergessen. Aber — das Pferd wich nicht von der Stelle, bis die hundert Gülden gezahlt waren. Die Lübecker mußten, sonst wenigstens und noch im J. 1770, einen Martinsmann nach Schwerin schicken. Ein Rathsdiener überbrachte eine Quantität Wein »aus nachbarlicher Freundschaft.« Der herzogliche Hausvoigt aber replicirte: »nicht aus nachbarlicher Freundschaft, sondern aus Pflicht und Schuldigkeit.« Da er indessen für den Wein ein Geldgeschenk und ein Stück Wild bekam und trefflich bewirthet wurde, so mag das Ganze in alter Zeit mehr Scherz, nicht aber das Zeichen gewesen seyn, als ob Lübeck das Schirmrecht von Schwerins Herzogen anerkenne.

Drei Duelle.

(Erzählung von Em. Straube.)

(Fortsetzung.)

Aechzend — düsterbrütend saß Victor da, ein Bild des Jammers; allein nicht der Vorwurf seines Verrathes an der harmlosen Jungfrau folterte ihn — es war bloß ein selbstsüchtiges Zagen um die Vereitelung seiner Entwürfe, seiner nichtigen Aussichten für die Zukunft. Er empfand keine Reue über den Frevel, den er an einem Herzen voll Liebe zu ihm verübt hatte, sein Egoismus nur fühlte sich in der Klemme; und, was gäbe es denn für Menschen dieser Art Peinlicheres, als die Gewißheit, in den Lieblingskindern ihrer selbstischen Einbildungskraft befehdet zu werden! Der Kapitän glaubte, es sey unmöglich, daß jene Zeilen aus Gabrielens eigener Eingebung fließen konnten, und dieser Wahn erfüllte seine Brust mit bangen Befürchtungen anderer Art; aber er vermochte nicht zu begreifen, daß eine betrogene, erste Liebe, wenn sie unverdorbenen Gemüthern den Tod geben kann, bisweilen auch in denselben eine Kraft entzügelt, deren sie früher sich selbst nicht bewußt waren; daß ein einziger Augenblick der Verzweiflung nicht selten eine Reife entwickelt, wie sie nicht immer bloß eine Folge durchlebter Jahre, erduldeter Wechselfälle des Glückes ist.

Gabriele hatte im Kampfe dieser Nacht die ganze Schule der Leiden durchgemacht, sie hatte gezittert, geweint, gehofft und zuletzt, nachdem sie den Gegenstand ihrer Thränen verachten gelernt hatte, alle Hoffnung für immer von sich gewiesen — sie war von einem schüchternen, empfindelnden Mädchen zur ernsten, ihres Werthes bewußten Jungfrau, zur Heldin geworden, stark genug, um ihren eigenen Weg zu gehen, und muthig dem Feinde ihrer Ruhe selbst entgegen zu treten.

Es schlug zwölf Uhr, der Kapitän fieberte — eine Viertelstunde nach der andern verrann und noch war er zu keinem Entschlusse gekommen, ob er der Vorforderung folgen solle oder nicht.

Was konnte ihn anders erwarten, als Vorwürfe, die er vermeiden wollte, Erklärungen, die er nicht wünschen konnte, vielleicht Thränen, welche er nicht sehen wollte. Dazu war die Witterung so stürmisch, der Wind so rauh, der Himmel so dicht mit Schneewolken umhangen, daß die Entschuldigung ziemlich nahe lag. Wahrscheinlich erschien sie selbst nicht und er hatte dann nur die Schwäche geoffenbart, sich von dem Tone ihres Briefes einschüchtern zu lassen. — Aber eben der Ton, in welchem Gabriele sprach, die Bestimmtheit, womit sie einen völlig gereiften Entschluß ausdrückte? — nein, nein, er durfte es nicht wagen, sie zu verletzen — von der Festigkeit, die sich in ihrem Betragen äußerte, war offenbar das Schlimmste zu besorgen! —

Es schlug drei Viertel auf ein Uhr — Victor langte nach Hut und Degen und ging.

Als er durch die beschneiten Alleen des Parkes schritt, däuchten ihn die lautlosen Gänge, die entblätterten Bäume, der knisternde Schnee unter seinen Füßen und der eisbedeckte Rasen fast unheimlich — es war ihm, als habe die ganze Natur sich absichtlich all ihres Schmuckes entkleidet, um ihm zu zeigen, wie armselig ein Leben sey, dem die Blüthe des Hoffnungslenzes abgestreift worden — er schauderte — große Ahndungen schwebten ihm peinigend zur Seite, und das Heulen des Windes in den Aesten kam ihm vor, wie ein Grabgesang seiner Lebensfreuden.

Gabriele erwartete ihn bereits — sie war allein.

Als er in dem Kiosk hervortrat, näherte sie sich einen Schritt, dann blieb sie dem Kapitän gegenüber stehen und heftete einen starren vernichtenden Blick auf ihn.

Victor konnte diesen Blick nicht ertragen, er senkte das Haupt und harrte sprachlos, wie diese Scene sich enden würde.

Nach einer Pause nahm Gabriele das Wort und sprach mit einer Stimme, die fest seyn sollte, der man aber die gewaltsame Anstrengung mit leichter Mühe abmerkte:

»Sie haben mich bis auf den Tod beleidigt, mein Herr!«

Victor wollte reden, allein das Fräulein winkte ihm gebieterisch, zu schweigen und fuhr fort:

»Mein Vater ist ein Greis, dessen graues Haar ich schonen muß, indem ich ihm verschweige, wie man sein Kind beschimpft hat — ich habe auf der weiten Gotteswelt nur einen einzigen Verwandten, Sie allein wissen, wie dieser mich behandelte — mir bleibt demnach nichts Anderes übrig, als, das Recht, das mir nach menschlichen Begriffen gebührt, mir selbst zu verschaffen. — Auf welche Weise thut Ihr Männer Euch gegenseitig genug, wenn eine blutige Beleidigung Eure Herzen zum Hasse anfachte?«

Der Kapitän antwortete nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Karl X.

Von Frederic Soulié

(Schluß.)

Die zweite Sitzung dieser Koalitionskammer brachte nichts Bemerkenswerthes zuwege: unter den glücklichsten Auspizien eröffnet, hinterließ sie nur das Gefühl einer schlecht aggregirten Gewalt, im Begriff, sich aufzulösen. Die Sitzung ward am 31. Juli 1829 geschlossen. Alles, worin die effektive Gewalt nachzugeben gezwungen worden war; alles, was sie angeboten, die Kammer aber nicht angenommen hatte: ein Kommunal- und Departementalgesetz, bei welchem die Regierung sich in Nachgiebigkeit erschöpft, und was dennoch dem liberalen Geiste noch nicht genügend gewesen war: alles dieß erschreckte den König, der nun denselben Weg der Schwäche betreten zu haben glaubte, den sein älterer Bruder betreten hatte. Er machte Halt; ja er that mehr, er kehrte hastig um, und vollführte am 8. August, indem er ein Ministerium ernannte, in welchem die Herren von Polignac, Labourdonnaie und von Bourmont obenanstanden, eine förmliche Umwälzung. Nie war das Volk in der Sicherheit, welche ihm das Gefühl seiner Macht gab, stärker, als durch die Ordonnanz überrascht worden, welche dieß neue Ministerium bildete; die Besorgnisse vor demselben waren so groß, daß sich, ehe die Beschlüsse der Opposition noch durch irgend eine wichtige Handlung gerechtfertigt worden waren, Vereine zur Steuerverweigerung bildeten, die vor den Gerichtshöfen belangt, aber, wenn nicht gar gutgeheißen, mindestens entschuldigt wurden (!).

Die neue Sitzung ward am 2. März 1830 eröffnet. Es zeigte sich gleich Anfangs eine Spaltung. In der Rede des Königs kam folgende Phrase vor: »Wenn strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse erwecken sollten, was ich nicht hoffen will, so werde ich bei meinem Entschluß, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, die Kraft, sie zu überwinden, finden.« Die Antwort der Kammer (Adresse der 221) wagte es, zum Könige zu sagen: es bestände keine Mitwirkung mehr zwischen der Regierung und der Kammer, und der König antwortete, daß die in seiner Rede ausgesprochenen Resolutionen unverrückbar wären. Nun war der Krieg erklärt. Beunruhigt über das schnelle Umsichgreifen der Meinung der Linken, soll der König bei verschiedenen Gelegenheiten seine Besorgnisse in Worten geäußert haben, die dann wieder unter die Leute gebracht wurden; so bei der Ernennung

des Generals Clauzel: das ist ein Kanonenschuß, abgefeuert auf die Tuillerieen; und Tags vorher, ehe er seine kurze aber energische Antwort auf die Adresse der 221 gegeben: lieber das Pferd als den Karren besteigen! Am 18. war die Adresse dem Könige überreicht worden und am 19. ward die Kammer bis zum 1. September prorogirt: Napoleons Beispiel hatte Karln X. gelehrt, daß die Franzosen es sich wohl gefallen lassen, die Freiheit gegen den Ruhm auszutauschen, und so beschleunigte man die Zurüstungen zu der Expedition von Algier. Am 25. Mai begann die von dem General und Kriegsminister Bourmont befehligte Armee die Küste von Frankreich auf der Flotte unter dem Befehl des Kontreadmirals Duperre zu verlassen; am 29. befand sie sich im Angesichte von Algier und man traf schon Anstalten zur Landung, als widrige Winde den Admiral nöthigten, in der Bucht von Palma Schutz zu suchen, wo er fast acht Tage liegen bleiben mußte, um seine Flotte wieder beisammen zu haben. Am 13. Juni abermals im Angesichte von Algier, ward die Landung am 14. bewerkstelligt. Nach einer Folge von Kämpfen, in welcher sich die Tapferkeit der französischen Soldaten wieder in ihrem vollen Glanze zeigte, und wo vor allem die Geschicklichkeit der Artillerie gute Dienste that, fiel das Kaisersfort der französischen Armee in die Hände: es war dieses am 4. Juli, und am 5. ward die Stadt Algier dem Grafen von Bourmont übergeben. Diese Eroberung brachte ihm den Marschallsstab ein, während dem Vizeadmiral nur die Pairswürde zu Theil ward. Während dem war die Kammer aufgelöst, die Arrondissementswahlkollegien zum 23. und 24. Juni und die Departementskollegien zum 3. Juli einberufen worden. Die Wähler antworteten fast eben so wie der König, nämlich daß ihr Wille unverrückbar sey; denn von 448 Deputirten zählte die Opposition 270, und darunter 202 derjenigen, die zu den 221 gehört hatten. Die Ernennung des Herrn von Peyronnet, dessen Gesetze über das Altersrecht und über die Polizei der Presse noch in frischem Andenken waren, hatte die Gemüther aufgeregt. Karl X. hätte vor einer solchen Meinungsdarlegung weichen sollen; aber es ist möglich, daß er es seinem Besten oder seiner Ehre angemessen hielt, Stand zu halten; auch hatte er vielleicht den Beschluß gefaßt, den Degen nicht wieder in die Scheide zu stecken, welchen er wider eine Gewalt gezogen hatte, die er für jede Ordnung und Gewalt vernichtend hielt. Am 26. Juli erschienen die Ordonnanzen, welche die Freiheit der periodischen Presse suspendirten, die Schriften von weniger als zwanzig Bogen der Zensur unterwarfen, das ganze Wahlsystem veränderten, die Patentirten davon ausschlossen, die Zahl der Deputirten der Arrondissementskollegien verringerten und die Dauer ihrer Funktionen auf fünf Jahre festsetzten.

An diesem Tage herrschte große Unruhe in Paris, doch hatten weder Karl noch dessen Minister eine Ahnung von der Bedeutsamkeit des Streiches, den sie gewagt. Die Journalisten, vierundvierzig an der Zahl, unterzeichneten eine Protestation, welche die große Bewegung des Widerstandes ins Leben rief. Am 27. wurden alle Läden und Werkstätten geschlossen; die öffentlichen Plätze waren mit Menschen angefüllt, und die Zeitungen wurden laut auf den Straßen ausgerufen, ohne daß die Polizei einzuschreiten wagte. Am Abend entspann sich in der Straße St. Honoré ein Handgemenge zwischen dem Volke und den Truppen der Garnison. Der folgende Tag, der 28., ward ein Tag des Kampfes, der 29. ein Sieg des Volkes. Während dem befand Karl X., von Ministern, die blind waren, schlecht unterrichtet, und bei einem jeden Widersetzlichkeit ahnend, der die Gefahr in ihrem vollen Umfange sah und ihn darauf aufmerksam machen wollte, sich zu St. Cloud. Vergebens versuchte es der Berichterstatter der Pairskammer, Herr von Semonville, sich Gehör zu verschaffen. Erst dann, als die Sache zum Aeußersten gekommen war, entschied sich der König dahin, die Ordonnanzen zurückzunehmen und seine Minister zu entlassen, doch ward die Bekanntmachung dieses Entschlusses auf den Grund einer unheilvollen Hoffnung auch noch um mehr als zwölf Stunden verzögert. Erst am 29., um zehn Uhr Abends, brachten die Herren von Semonville und von Argout ihn nach dem Stadthause, wo ihnen aber der Deputirte Mauguin (und nicht Herr von Lafayette) mit der Aeußerung: »Es ist zu spät!« in die Rede fiel. Dieß war denn auch der Tag, wo Karls X. Verbannung entschieden ward.

Unterdessen hatten sich die aus Paris vertriebenen Truppen nach St. Cloud zurückgezogen. Man konnte nur noch auf die königliche Garde zählen, denn das andere Militär war demoralisirt. Am 30. des Morgens ließ der König letzterem durch einen Tagsbefehl für seine ihm bewiesene Hingebung (?) danken, und am Abend desselben Tages ward angezeigt, daß Frieden geschlossen, die Ordonnanzen zurückgenommen seyen. Der Herzog von Ragusa hatte dieß auf eigene Hand gethan und ward für dieß Vergehen wider die Etikette von dem Dauphin unter Arrest gestellt, den Karl X. jedoch aufhob und seinen Sohn dieserhalb tadelte. Bis zum 29. war um den König alles so ziemlich beim Alten geblieben und der Dienst so glänzend, so pünktlich als sonst gewesen. Am 30. aber waren die Vorzimmer leer und die Messe ward einsam von einen einzigen Priester und in großer Hast gelesen. Dem Könige leuchtete es nun ein, daß er verloren sey; er setzte sich zu Pferde, stellte sich an die Spitze seiner Leibgarden, und kam über Villa d'Avray und Versailles um neun Uhr Abends zu Rambouillet an. Als Karl X. dort verommen hatte, daß der Herzog von Orleans zum Statthalter ernannt worden sey, bestätigte er ihn in diesem Titel, um König zu bleiben, so lange es möglich war, wonach er so wie der Dauphin zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux abdankte.

Drei von der Deputirtenkammer und den Pairs an ihn abgesandte Kommissarien bewogen ihn, Rambouillet zu verlassen, ehe er dort von dem Volke von Paris angegriffen würde. Am 3. brach er dann, von den genannten Kommissarien begleitet, auf, um in sein Exil zu gehen. Trotz der Exaltation der Volksmasse machte Karl X. doch einen Theil seines Weges zu Pferde. Am 15. überreichten die treuen Leibgardisten dem Könige ihre Fahnen, und er richtete dann folgende letzte Worte an sie: »Fleckenlos empfange ich sie aus Euren Händen; eben so wird der Herzog von Bordeaux sie Euch wieder zustellen.«

Am 16. traf man zu Cherbourg ein und zog lautlos durch die Stadt. Das 64. Regiment war en haye aufgestellt; die Soldaten präsentirten das Gewehr; die Offiziere salutirten aus freien Stücken und ohne Befehl mit dem Degen. Nicht ein Wort, nicht einmal zum Kommando, ward gehört. Fünfviertelstunden später hatte Karl X. Frankreich verlassen. Zu bemerken ist, daß er der Einzige von seiner ganzen Familie war, der in diesem Augenblicke keine Thräne vergoß.

Anekdoten von Napoleon.

(Mitgetheilt von J. Schuster aus der Zeitschrift: „Napoléon.")

Eigenliebe eines Soldaten. Als Napoleon das Kommando der italienischen Armee übernahm, fand er sie von allem entblößt und auf Kosten des Landes lebend. Die Truppen waren seit langer Zeit nicht gekleidet worden, sie waren, so zu sagen, zerlumpt. Am Morgen seiner Ankunft zeigt sich ihm ein Grenadier und beklagt sich heftig über den

Mangel, den er leiden muß. Napoleon, der recht wohl wußte, daß die Magazine keine Stoffe zur Ausstaffirung und die Kriegskassen kein Geld, um solche anzuschaffen, enthielten, hatte gerade in diesem Augenblicke den Oberkriegskommissär bei sich. »Die Klage dieses Mannes,« sprach er zu ihm, »ist durchaus gegründet; geben Sie auf der Stelle Befehl, daß dem Uebel abgeholfen wird.« Dann fügte er hinzu: »Etwas thut mir indessen sehr leid, denn wenn dieser Tapfere, der, obgleich noch sehr jung, doch schon ein alter Soldat ist, neu gekleidet seyn wird, so wird man ihn für einen Rekruten halten.« — Wenn das ist, General, rief der Grenadier, so will ich nicht neu gekleidet seyn! —

Mütterliche Täuschung. Der Kaiser sprach fast immer einige Worte mit den Damen, die er auf den Bällen im Hotel-de-Ville fand. Eines Tages überraschte ihn in einer jener glänzenden Versammlungen die auffallende Schönheit eines jungen Mädchens. »Ihre Tochter, Madame?« frug er die Mutter. — Ja, Sire. — »Sie ist schön, wie ein Engel!« — Es schwindelte der guten Dame bei diesem Kompliment des Herrn: der Kaiser hatte sich scheiden lassen; man kannte noch nicht seine neuen Heirathspläne. Er fand das Mädchen ausgezeichnet schön, und wer weiß nicht, wie weit sich mütterliche Träume versteigen können? »Ihre Majestät ist sehr gnädig,« erwiederte sie; »aber die Schönheit ist nicht der einzige Vorzug, womit meine Tochter ausgestattet ist.« Hierauf zählte sie die großen Talente und köstlichen Eigenschaften her; sie versicherte, ihre Tochter spreche mit Leichtigkeit mehre Sprachen, könne reiten, malen, sey musikalisch und besitze eine herrliche Stimme. Der Kaiser, fortwährend das junge Mädchen betrachtend, hört mit einer Zerstreuung von guter Vorbedeutung zu. Plötzlich wendet er sich zur Mutter, unterbricht sie ungestüm und fragt: »Madame, kann Ihre Tochter nähen?« — Ja, Sire, antwortet die Mutter stotternd. — »Sehr gut,« sagte Napoleon ihr den Rücken kehrend; »es ist sehr nothwendig, daß die Frauen nähen können.« Und die gute Frau war wie aus den Wolken gefallen.

Der junge Maler. Einige Tage nach den Schlachten von Wagram und Eßlingen musterte Napoleon eine unendliche Anzahl von Kanonen, die an jenen beiden Tagen von den feindlichen Kugeln beschädigt worden waren. Auf der Laffette eines dieser Stücke hatte ein junger Artillerist, sich den mächtigen Eindrücken, welche die Schlachten in ihm erzeugt hatten, hingebend, einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln gezeichnet, in denen er alle die Erinnerungen zusammenfaßte, die jenes furchtbare Schauspiel in ihm erweckten. Ein Inspektor bemerkte die Zeichnung, die nicht zur Ordonnanz gehörte, und gerieth darüber in außerordentlichen Zorn, den er scheltend offenbarte, als Napoleon im Galopp daher sprengte. Der Kaiser wollte wissen, wovon die Rede sey, und der Inspektor zeigte ihm den Gegenstand seines Zornes. Napoleon betrachtete die Zeichnung eine Weile, ließ sich hierauf den Kannonier vorführen, und frug ihn: »Du hast die Malerei studirt?« — Ich habe den dritten Preis erhalten, Sire. — »Man gebe ihm seinen Abschied,« sagte Napoleon; »Frankreich hat Künstler eben so nöthig, als Soldaten.«

Aus Stuttgart, 2. November

Ich habe heute von Dobler als Pizarro in Fidelio zu berichten. Dieser Sänger, der wegen seines plötzlichen Abgangs von Frankfurt jezt so oft in deutschen Blättern genannt wurde, ist unstreitig einer unserer vorzüglichern Bassisten, dabei soll er ein unterrichteter Mann seyn. Das Publikum dahier gehört jedoch keineswegs zu den enthusiastischen, und Hrn. Dobler's Leistungen erregen demnach auch keinen Sturm des Beifalls. In dieser Hinsicht mag der wackere Sänger wohl gegen sein früheres Engagement eingebüßt haben, — denn — man sage was man will — die äußerste Beweglichkeit des Parterre's verleiht dem Darsteller eine immerwährende Spannkraft, und der laute Ausbruch der Freude hebt ihn mächtig; er gebiert den Wetteifer der Talente zweiter Ordnung, und bringt auch eine belebende Rivalität bei den Ersten hervor. Man spreche nicht davon, daß es Parteiungen begünstige! Wer diese scheut, thut besser, sich ganz dem öffentlichen Leben zu entziehen, das nun einmal, in unsern Tagen, nicht ohne solche denkbar ist. Und sind jene Parteiungen, die aus dem Kampf um die Palme entspringen, nicht edler und interessanter für Alle, als es die kleinern Tracasserien und Fatalitäten sind, ohne die kein größerer Verein, ein Theater aber um so weniger bestehen kann? — Hrn. Dobler's Auftreten als Pizarro wurde kalt hingenommen, obgleich sein Gesang und Spiel untadelhaft waren. Sein Vorgänger in dieser Rolle ist eben hier sehr beliebt, und man wird ihn sobald nicht vergessen. Mit der äußern Erscheinung konnte man weniger zufrieden seyn; die Kleidung war zu ärmlich. Ich meine damit nicht etwa den Mangel an Goldverbrämungen, sondern das Enge des Schnitts, das Unscheinbare des Stoffs, das Charakterlose des Ganzen, das dem hübschen Manne nichts zu seiner Bedeutendheit hinzufügte. Man konnte unmöglich abnehmen, welchem Stande Pizarro angehöre. Spanisch-militärisch sah er einmal gewiß nicht aus. Die Damenfeder auf dem Hute war ganz unpassend. — Dieses Meisterwerk Beethoven's steht übrigens bei uns nicht in der Achtung, die es verdient. Franzosen und Engländer schätzen es weit mehr. Das Haus war nur halb besetzt, und man hörte hin und wieder das Urtheil: »Manches darin ist schön — im Ganzen ist es langweilig!« (Nürnb. Korresp.)

Räthsel.

Es lebt in einem engen Bunde
Ein Brüderpaar fast stets getrennt;
Bedächtig macht es seine Runde,
Obgleich es deren Zweck nicht kennt.

Der eine Bruder schreitet träge,
Der and're aber rasch dahin,
Trifft dieser jenen auf dem Wege
Dann hüpft er lustig über ihn.

Und in der Regel darf der Eine
Bei Dämm'rung nie zum Himmel sehn;
Es soll dieß nur beim Sonnenscheine,
So wie um Mitternacht gescheh'n.

Der Brüder Schritte, sie erregen
Bald Freude hier, bald Schmerzen dort:
Doch wandeln sie auf ihren Wegen
Mit immer gleichem Eifer fort.

L. Hub.

Auflösung der Charade in Nro. 182.

Duelle.

Die Grabesbraut, oder: Gustav Adolph in München, ein dramatisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, in fünf Aufzugen, nebst einem Vorspiele: Die Verlobten, in einem Aufzug, von J. F. Bahrdt.

Dieses Stück, welches auf vielen deutschen Bühnen, wie in Hamburg, Berlin, Leipzig u. s. w. mit sehr vielem Beifalle gegeben worden ist, wird Mittwoch, den 12. d. M. auch auf unserer Bühne aufgeführt werden. Wir machen das verehrte Publikum mit um so größerem Vergnügen auf diese Vorstellung zum voraus aufmerksam, da sie zum Vortheile hochverdienter Mitglieder unserer Bühne — des Hrn. und der Mad. Meck, bestimmt ist. Wir zweifeln nicht, daß sich ein recht zahlreiches Publikum einfinden wird. S.

Theateranzeige.

Dienstag, den 11. November. Johann von Paris, Romantisch-komische Oper in 2 Abtheilungen, aus dem Französischen. Musik von Boieldieu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nº 186. 12. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Drei Duelle.

(Erzählung von Em. Straube.)

(Fortsetzung.)

»Mann dem Manne — fuhr die erhitzte Jungfrau fort — Mann dem Manne tretet Ihr einander gegenüber, und die Waffe muß zwischen Euch den Richter machen — nicht wahr? Ihr nennt das einen Zweikampf, ein Gottesurtheil, als wüßte die gnädige Vorsicht um den Wahn blinder Thoren, die da meinen, der Himmel würdige sie einer Entscheidung, wo Kraft und Unkraft, Gewandtheit und Unbehülflichkeit das Zünglein der Wage regieren, die der ewigen Vernunft ein Gräuel ist. — Ich bin ein Weib, weiß mit den Waffen des stärkeren Geschlechtes nicht umzugehen, und kann mir daher in Eurer rohen Art nicht Genugthuung verschaffen — aber ich bin zu tief gekränkt, als daß ich das Leben länger ertragen könnte, ohne meine Schmach gesühnt zu wissen. — Reden Sie, mein Herr, was gedenken Sie zu thun, um Ihren Frevel wieder gut zu machen?«

Victor lächelte hämisch in sich hinein. »Aha«, dachte er, »sie will sich unter die Haube bringen, und meint mich nun durch Bravaden ködern zu können.«

— Vielleicht, Ihnen meine Hand am Altare reichen? — erwiderte er spottend.

Gabriele trat mit einer Geberde des Abscheues zurück. »Eher,« rief sie dann, »eher auf die Galeere, als mit Dir zum Hochzeitsmale! Ich habe ein anderes Mittel ersonnen, das die Stelle der Waffen zwischen uns vertreten, das ebenfalls dem Ungefähr den Rechtsspruch zwischen mir und Ihnen anheimstellen soll. — Wählen Sie!«

Bei diesen Worten brachte das Fräulein unter dem Mantel zwei Phiolen von dunklem Glase und von ganz gleicher Größe hervor, und hielt sie mit abgewandtem Gesichte ihrem Beleidiger hin.

Verwundert blickte dieser nach ihr und wußte nicht, wie er sich diesen seltsamen Antrag erklären sollte. Nicht ohne eine Regung von Mitleid bemerkte er, daß Gabrielens ganzer Körper gewaltsam zitterte, daß ihre Augen verglas't und ihre Wangen wie mit brennendem Roth übertüncht erschienen, daß sie überhaupt sich in einem Zustande unnatürlicher Spannung befand, der ihrer Gesundheit Gefahr bringen mußte.

Er trat deßhalb einen Schritt zu ihr und sprach bedauernd: »Fassen Sie sich, Cousine, Sie sind krank. — Was ist denn zwischen uns Großes vorgefallen, das Sie so tief erbittern könnte? — Ich flüsterte Ihnen Worte der Liebe in das Ohr, die Ihnen wohlgefällig waren — Sie erwiderten mein Geständniß. — Der Roman führte zu keinem Resultate, weil wir Beide noch zu jung zum Heirathen sind und ich — aufrichtig gesagt — noch keinen Beruf zur Ehe in mir verspüre; — wie kann eine solche Kleinigkeit Sie in dem Maße alarmiren? — Unser Weg lief einen Moment in gleicher Richtung dahin, wir wandelten ihn im freundlichen, oder wenn Sie lieber wollen, im liebenden Einvernehmen mit einander fort — nun trennt er sich — Jedes muß einer andern Bahn folgen — das geschieht im Leben so häufig, daß ich nicht begreife, warum es Sie allein so heftig affizirt! — Sie sind liebenswürdig, vom Glücke und von der Natur begünstigt — es bedarf nur Ihres Willens, und das Heer der Anbeter, der Brautwerber, ist zu Ihren Füßen gefesselt. — Unsere kindische Tändelei aber wollen wir vergessen! —

»Tändelei!« schluchzte Gabriele und vermochte ihrer Erschütterung nicht länger Herrin zu werden, »Tändelei? — Die erste, heilige Empfindung eines reinen Herzens hintergehen, den ganzen Himmel einer Liebe vernichten, die Blüthe eines Lebens zerreißen — nennen Sie das Tändelei? Hätten Sie sich früher in dieser abscheulichen Gestalt mir gezeigt, ich wäre glücklich, während ich es nun, mit diesem grausam enttäuschten Herzen, nie wieder werden kann. — Doch ich würde Ihnen verzeihen, wenn Sie bloß an meiner Liebe gefrevelt hätten, denn diese gehört nur mir an: indessen — Sie haben sich erlaubt, meinen guten Ruf auf die verpesteten Zungen Ihrer sogenannten Freunde zu legen — dafür muß ich Genugthuung im Namen meines Vaters, dem der Leumund seiner Tochter angehört, von Ihnen verlangen. — Diese unscheinbaren Waffen sollen sie mir gewähren.«

Sie reichte ihm von Neuem die beiden Phiolen. Victor schaute sie fragend an — sie fuhr fort:

»Eines der Fläschchen enthält Gift, das andere Quellwasser — beide sind sich vollkommen ähnlich, ich selbst kenne dasjenige nicht mehr, das ich mit dem Tode anfüllte. Wählen Sie, welches Sie wollen, das zweite werde ich behalten. Wir setzen es dann gleichzeitig an den Mund, leeren es und« fügte sie mit erlöschendem Tone hinzu — »Gott wird Richter seyn!«

Der Kapitän schauderte; er war im Zweifel, ob er träume, oder ob der Wahnsinn aus dem zarten Geschöpfe spreche, das ihm gegenüberstand. Eine Weile schaute er unschlüssig bald Gabrielen, bald die verhängnißvollen Gläser an — doch plötzlich zuckte ein Gedanke in ihm auf — blitzschnell hatte er beide Phiolen aus des Fräuleins Hand gerissen und schmetterte sie mächtig an den nächsten Baum — dann schrie er wüthend: »Um eine Tolle ist mir mein Leben nicht feil!« und entfernte sich in stürmischer Eile.

Ein gellender Schrei klang hinter ihm nach, aber er floh, ohne umzublicken, und die wilde Lust seines gewöhnlichen Treibens hatte schon nach wenigen Stunden das Bild des unglücklichen Mädchens verwischt.

Als Victor spät Abends nach Hause zurück kam, fand er das ganze Palais in Unruhe und Bestürzung. Das Fräulein — erzählte man ihm — sey im Park ohnmächtig gefunden worden und ringe nun, in ungestümen Phantasien, mit dem Tode.

———

Acht Tage nach Gabrielens Beerdigung befand sich der Baron von Liéval allein in dem verödeten Gemache seiner Tochter. Welch eine Veränderung war in dieser kurzen Zeit mit ihm vorgegangen! Seine Stirne war ganz kahl, seine Augen glanzlos, seine Wangen hohl geworden, er schien in acht Tagen um acht schwere Jahre gealtert. Ach — ein Vater, der keine andere Freude, keine andere Zukunft hat, als sein Kind, ergibt sich, wenn ein unverhoffter Schlag ihm dasselbe plötzlich entreißt, so ganz dem Schmerze, daß ihn dieser überall hinbegleitet, wie sein Schatten; sein Lager bewacht, wenn er zur Ruhe geht, und seinen Schlummer mit düsteren Träumen bevölkert. Sinkt er endlich, müde und abgespannt vom Gram, bewußtlos dahin, so schwirrt das Gespenst des Schmerzes um sein Kissen und heult ihm in das Ohr: Während Du hier des irdischen Schlafs genießest, schläft Dein Kind den ewigen! Denkst Du nicht daran, daß morgen, wenn Du erwachen wirst, kein zärtlicher Kuß mehr Deine Stirne kühlen, kein kindliches Lächeln Dein Herz erquicken, kein Wort der Dankbarkeit Dein Leben verschönern wird? — Du kannst schlafen, und Dein Kind ist todt! ...

Wenn ein Mensch, verwöhnt an das Glück, der kein anderes Leid kannte, als irgend eine kleinliche Beschwerde des Tages, einmal vom Mißgeschicke heimgesucht wird: so meint er, vor dem Hauche der Widerwärtigkeit vergehen zu müssen. — Der Arme, dessen Daseyn eine Kette von Mühsal und Elend ist, sieht jeden Zuwachs derselben als ein unabwendbares Verhängniß an, und ein Mehr oder Minder bringt ihn nicht aus seiner Fassung; doch der Günstling des Glückes fühlt auch die geringste Laune desselben mit tausendfacher Bitterkeit, und ein schwerer Streich des Unglücks zerschmettert ihn.

Der Baron von Liéval, der durch Vermögen, Rang und andere Vorzüge eine höchst ausgezeichnete und angenehme Stellung in der Gesellschaft behauptete, war ganz in derselben Lage. In seinem Kinde hatte er alle seine Hoffnungen konzentrirt und er glaubte zuversichtlich, das Glück, welches all seine Wege geleitete, einst auch auf sie übertragen zu können; da riß eine unglückliche Stunde sie mit einemmale aus seinen Armen — er sah sich einzeln, freuden- und liebeleer auf der Welt und sein Herz verblutete unter dem Gewichte dieser Verlassenheit.

Zuweilen war es ihm, als träume er nur: dann riß er die Augen auf, suchte seine Tochter ängstlich, rief sie bei den süßesten Namen; allein er fand sie nicht, und wenn eine Stimme ihm Antwort gab, so war es ein Wehruf aus der Tiefe des Grabes.

Wie innig wünschte der Baron, seiner Tochter nachfolgen zu können in die Grube; doch der Tod ist unversöhnlich, seine Hippe mäht nur die Glücklichen und geht höhnend an denjenigen vorüber, denen das Loos ewiger Thränen geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon und die Herzogin von Abrantes.

(Nach der so eben erschienenen Lieferung [Theil XV. und XVI.] der Memoiren der Herzogin.)

Das Bild, welches in der von der Herzogin von Abrantes neuerdings eröffneten historischen Gallerie vor allen anderen hervorragt, ist zwar wieder dasjenige Napoleons; aber hier ist es nicht mehr der in allen seinen Unternehmen so glückliche Kaiser, es ist der allen Widerwärtigkeiten preisgegebene große Mann, der jetzt die Unbeständigkeit des Glücks erfahren, und über den die Schläge des Schicksals gewaltsam hereinzubrechen drohen.

Bei seiner Rückkunft von Moskau, wo Dreiviertel seiner Armee ihren Tod gefunden hatten, befand sich Napoleon zum erstenmal ganz allein der Nation gegenüber. Doch der Gebrauch wollte es, daß er angeredet werde; denn Frankreich ist das Land der Redensarten, und nie kann dort ein Monarch von einem Ort nach dem anderen sich begeben, ohne von Amtsreden erdrückt zu werden.

Als Napoleon die Anrede des Seinepräfekten vernommen hatte, welcher ihm darin zu seinen Siegen Glück wünschte, konnte er sich des leisen Ausrufes: »O Dummkopf!« nicht enthalten; aber die Anrede des trefflichen Rhetorikers Fontanes überlas er dreimal. Dieser, anstatt an Moskau zu erinnern, sprach auf eine feine Weise von dem König von Rom und der französischen Jugend.

Napoleon hörte und benutzte bisweilen gern Reden und Gespräche über nützliche Anstalten. Als Beweis hiervon läßt der Moniteur die Marschälle Lannes und Duroc solche Reden auf ihrem Sterbebette führen; nach der Herzogin von Abrantes aber haben diese kein Wort über nützliche Anstalten gesprochen. Man führt auch in der That keine wichtige Gespräche, wenn man tödtlich verwundet ist.

Was zu diesem unglücklichen Zeitpunkte noch häufiger, als das Oratorische, in Paris betrieben wurde, das waren die Satyren, Karrikaturen und Epigramme. Man fand dergleichen Pasquille oft an den Mauern der Tuillerien angeschlagen. Napoleon war stets empfindlich über solche Angriffe, die nur im Finstern betrieben wurden, und deren Anstifter, trotz aller Wachsamkeit der Polizei, nicht zu entdecken waren. Die Calembourgs drangen dem Kaiser wie spitze Stacheln ins Herz. Die Herzogin von Abrantes meint, die Polizei sey damals in einem schlechten Zustande gewesen; allein zu welcher Zeit hat man wohl den nächtlichen Anschlag von Schmähschriften verhindern können? Schon vor Jahrhunderten hat Pasquin in Rom Satyren gemacht. Das ist nicht Fehler der Polizei; es ist die am leichtesten auszuübende Rache, die aber eine feste Regierung mit Gleichmuth verachten kann, insofern sie nur die in den Satyren enthaltenen Rathschläge zu benutzen weiß.

Die kaiserliche Polizei war jedoch in immerwährender Thätigkeit, und wurde hauptsächlich für hochstehende Personen sehr beunruhigend und störend. Es gab keine einzige große Assemblee, ohne daß der Polizeiminister gewußt hätte, was darin gesprochen ward. Kaum war ein Gastmahl in einem großen Hause beendigt, so wußte der Herzog von Rovigo schon, was man dabei von politischen Ereignissen erzählt hatte. In Gegenwart der Herzogin brachte er aus einem eiteln und schwatzhaften jungen Grafen in Zeit von fünf Minuten Alles heraus, was er von der Unterhaltung bei einem Diner der Herzogin von Bassano, von welchem der kleine Graf so eben gekommen war, zu wissen verlangte. Auch konnte sich die Herzogin von Abrantes bei ihrem Weggehen nicht enthalten, den Polizeiminister zu bitten, sein Talent doch ja nicht an den Personen zu üben, die ihren Salon besuchten.

Vergebliche Bitten! Rovigo verwies es ihr unaufhörlich, daß sie auch Feinde des Kaisers in ihrem Zirkel aufnehme. Man kann in der That die Lage derjenigen Leute nicht genug beklagen, die zu jener Zeit eine Rolle in Frankreich spielten. Sie waren mit Ehre, Ruhm und Gunst überhäuft; die Welt beneidete ihr Loos, und Viele haßten sie, des hohen Ranges wegen, zu dem sie berufen worden; und doch stand es diesen Herzögen, diesen Fürsten nicht frei, diejenigen, die ihnen am meisten gefielen, in ihrem Hause aufzunehmen. Ihre Gemächer, glänzend von Gold und Krystall, standen zu jeder Zeit den Augen der Polizei offen, während der Bürger seine Thür schließen und ohne Furcht sich dem Ergusse der Freundschaft überlassen konnte.

Die Herzogin von Abrantes meint, daß der Polizeiminister, Herzog von Rovigo, mit seiner ganzen Anhänglichkeit an den Kaiser, demselben doch schädlicher, als seine Feinde, gewesen sey, indem er die Polizei nach der Weise des Bären in der Fabel gestaltet hätte, welcher, um die Fliege auf der Nase eines armen Mannes todtzuschlagen, ihm die Nase sammt dem Kopfe abgerissen. Die Herzogin behauptet ferner, Rovigo habe eines Tages gesagt, daß, wenn ihm der Kaiser befähle, seinen eigenen Vater zu tödten, er es augenblicklich thun würde; uns aber dünkt, daß, wenn Jemand solche Gesinnungen auch hegen könnte, er doch erröthen müßte, damit Parade zu machen. Wenn ein Gespräch dieser Art Statt gefunden hat, woran man jedoch sehr zweifeln darf, so wäre darin nur eine besondere Weise, seine Ergebenheit auszudrücken, wahrzunehmen; was indessen die Herzogin in dieser Beziehung von dem Polizeiminister erzählt, beweis't freilich, daß seine Ergebenheit sehr weit ging.

Zu eben dieser Zeit wurden auch alle Briefe eröffnet und die wichtigsten von Napoleon selbst durchlesen. Die Korrespondenz wurde damals eben so wenig respektirt, als das vertrauliche Gespräch. Durch diese Verletzung des Briefgeheimnisses erfuhr Napoleon eines Tages, daß eine schwangere Frau, deren Ehemann seit lange bei der Armee war, ihren Geliebten aufforderte, gegen den Kaiser zu konspiriren. Seine Rache war bald beschlossen; er verschaffte der Frau die Mittel, im Geheimen ihre Niederkunft zu halten und verbot ihrem Geliebten, sie je wieder zu sehen. Als diese Frau auf so großmüthige Weise von der Entehrung sich gerettet sah, hörte sie auf, eine Feindin der Regierung zu seyn.

(Schluß folgt.)

Gäste zu vermiethen.

Jüngst war in einem niederländischen Blatte eine Anzeige zu lesen, zufolge der ein Mann in Brüssel sich anbietet, Tänzer zu den Soirees, als Stellvertreter für die eingeladenen jungen Herren, die meist eine Partie Whist oder Ecarté mehr anzieht, als der brillanteste Walzer, als die üppigste Gestalt, die sich in ihren Armen wiegen soll, **gegen Bezahlung** zu liefern. Diese Einrichtung ist uns Frankfurtern gerade auch nicht ganz fremd; denn seit geraumer Zeit wird es bei unsern jungen Elegants täglich mehr Sitte, nach erlangter Volljährigkeit nicht mehr zu tanzen, und jeder Gesellschaftgeber, wenn er nicht will, daß seine eingeladenen tanzlustigen jungen Damen sitzen bleiben (schimmeln), ist genöthigt, eine gewisse Klasse, als gute Tänzer bekannte, jungen Leute einzuladen oder besser, wie die Musikanten zu bestellen, mit dem Unterschiede nur, daß diese mit Geld, jene aber mit Ehre belohnt werden. Eine Ehre muß es ja doch wohl für solche Leutchen seyn, einzig ihren Beinen das zu verdanken, was andern oft mit dem Kopfe nicht gelingt: Zutritt in höhere Zirkel nämlich.

Nicht minder originell, wie obiger Tänzerfournisseur, ließ sich vor einigen Jahren ein gewisser Herr Joseph Jekill in London in folgendem Prospektus vernehmen:

Prospektus.

Da ich vielfach Zeuge der Langeweile gewesen bin, die Landedelleute auf ihren Schlössern in ihrem Familienkreise auszustehen haben, eine Langeweile, die sie oft während der trüben Novembertage zum Selbstmord treibt, oder, was betrübender noch ist, sie nöthigt, die benachbarten adeligen Familien der **Tags**, **Rags** und der **Robtails** einzuladen; da mir ferner auch nicht entgangen ist, mit welcher Leichtigkeit Postpferde, Bücher der Lesebibliotheken und Zeitungen den Weg von London nach allen Theilen des Königreichs finden, so habe ich, Joseph Jekill in Spring-Garden, ein Bureau zu dem Endzweck errichtet, Landedelleuten, welche ihre Schlösser bewohnen, Unterhaltung und Gäste zu sehr billigem Preise zu verschaffen. Wer dreißig Guineen jährlich unterzeichnet, hat das Recht, vier, nach Belieben des Unterzeichners wöchentlich wechselnde Gäste zu empfangen. Wer jährlich fünfzehn Guineen unterzeichnet, hat Anspruch auf zwei Gäste zu machen, mit denen er alle vierzehn Tage wechseln kann.

Aus dem Katalog des Herrn Jekill ist weiter ersichtlich, daß er eine glänzende Auswahl von sechshundertsiebenzehn Gästen zur Verfügung hält, die bereit sind, auf Verlangen jeden Augenblick nach diesem oder jenem Schlosse abzureisen. Unter dieser Anzahl von Gästen befinden sich:

- Drei schottische Pairs;
- Drei desgleichen irländische;
- Fünfzehn ruinirte Barone;
- Acht quittengelbe Admiräle;
- Siebenundvierzig Generalmajors auf halbem Solde, welche alle Begebenheiten des Krieges auf der Halbinsel auf das umständlichste erzählen;
- Siebenunddreißig vornehme Wittwen;
- Hundertsiebenundachtzig alte Jungfern mit kleinen Pensionen und
- Mehre Pfarrer ohne Gehalt, die etwas Violin spielen.

Taubstumme, Jagdliebhaber und Edelleute, die ihre Reisen von Dover nach Paris zum öftern beschreiben, kosten den halben Preis.

Alle oben erwähnte Individuen spielen Karten, gewöhnlich jedoch mit Gewinn, wenn man sie zu Associes nimmt. Sie weigern sich nicht, an regnerischen Sonntagen zu spielen. Die Wirthe geben jedem ihrer Gäste außerdem vier Mahlzeiten täglich; Bordeauxwein wird verabreicht, wenn sich unter diesen ein irländischer oder schottischer Pair befindet.

Sollte indessen einer oder der andere der Gäste den Erwartungen des Landedelmanns nicht entsprechen, so wird dieser gebeten, seinem Namen im Katalog das Wort: **langweilig** beizufügen, oder selbiges ihm auf den Rücken mit Kreide zu zeichnen, wenn er mit dem Eilwagen zurückfährt, der den andern, welcher ihn ersetzen soll, mitbringt. ...ff.

Der General Kleber.

Aus französischen Blättern mitgetheilt von J. Schuster.

Man lies't im »Impartial de Besançon« vom 26. Oktober: Der »Spectateur de Dijon« vom 23. Oktober macht folgenden an den Redakteur dieses Journals gerichteten Brief bekannt: »Ich habe in Ihrem Journal vom 13. d. M. gelesen, daß der General **Kleber** zu **Straßburg** im Jahr 1758 geboren worden sey. Nichts beweis't diese Angabe. Da ich durch Heirath ein Neffe dieses Generals bin, so wandte ich mich zu drei verschiedenen Malen an den Kriegsminister, um seine Namen, Vornamen und seinen Geburtsort zu erfahren. Ich erhielt drei Antworten: die erste am 25. Januar 1809, die zweite am 17. Juli 1830 und die dritte am 13. Oktober 1832, worin mir gesagt wird, daß man mir diese Aufschlüsse nicht geben könne, da der Geburtsschein Kleber's nicht im Kriegsministerium deponirt sey. Nach diesen Antworten glaube ich denn sagen zu dürfen, daß der General **Kleiber** (so muß dieser Name geschrieben werden und nicht mit einem E., wie es zu Besançon geschehen) obgleich elsäßischer Abkunft, am 8. Dezember 1746 zu Besançon, im Magdalenenkirchspiel, geboren ward. Kleiber war in seiner Jugend in österreichischem Dienst. Nach Frankreich zurückge-

kehrt, ließ er sich am 1. März 1760 im Regiment des Königs Infanterie anwerben und kam in die Kompagnie der Colonelle; am 28. April darauf nahm man ihn wieder aus derselben, indem er einem Dragonerregimente einverleibt wurde. Diese Mittheilungen scheinen mir hinreichend, damit diejenigen, welche den General Kleiber gekannt haben, ihn wiedererkennen mögen. Da ich die oft verlangten Aufschlüsse nicht erhalten konnte, so vermochte ich meine Verwandtschaft nicht darzuthun. Die Schwester und die Erben des General Kleiber wurden um seinen Nachlaß gebracht und es trat Verjährung ein. Sie werden mich ungemein verbinden, mein Herr, wenn Sie meinen Brief in Ihr Journal einrücken wollen. Ich bin u. s. w. Dijon, den 21. Oktober. Bonamy.«

Nach dieser unerwarteten Entdeckung hinsichtlich des Geburtsortes des General Kleiber, beeilten wir uns, durch das Zeugniß der Civilregister zu bewahrheiten, ob unsere Stadt wirklich die Ehre hatte, dem berühmten Helden das Leben gegeben zu haben. Was wir auf Folio 83 dieser Register für das Jahr 1746 lasen, läßt keinen Zweifel darüber mehr übrig. Wir theilen hier den Geburtsschein des Johann Baptist Anton Cleiber mit, der allerdings im Magdalenenkirchspiel im Viertel von Arènes, geboren ward.

»Johann Baptist Anton, Sohn des Christoph Cleiber, Färber, und der Anna Maria Meunier, seiner Frau, ist geboren am achten Dezember Eintausend Siebenhundert und sechs und vierzig, und ward am Tage darauf getauft. Pathe war Johann Baptist Anton Henner, Schreiner, und Pathin Marie Ursula Wurst, Frau des Johann Peter Dupuis, Perückenmachers. Unterzeichnet von dem Vater des Kindes Christoph Cleiber, Anton Henner, Marie Ursula Wurst. Canon. Canonicus.«

Wenn wir einen dieser Namen unrichtig gelesen haben sollten, so wäre es der Name der Taufzeugin, welcher auf eine unleserliche Weise und mit deutschen Buchstaben unterzeichnet ist.

Besançon kann daher gerechterweise auf einen der schönsten und reinsten unserer militärischen Ehrennamen Anspruch machen. Die Statue, worauf noch seit fast 40 Jahren das Andenken des Obergenerals der ägyptischen Armee, welchen die Araber den gerechten Sultan nannten, wartet, gebührt von Rechtswegen dem wahren Vaterlande Cleibers.

Der physikalische Verein der freien Stadt Frankfurt.

Seit Kurzem hat sich in unserer Vaterstadt eine wissenschaftliche Anstalt so erweitert, daß man sie wie eine neu gegründete ansehen kann. Durch freies Lokal und eigenen Besitz ist der physikalische Verein in den Stand gesetzt, seine Einnahme nur wissenschaftlichen Zwecken zu widmen. Diese bestehen wesentlich darin:

1) Einen Vereinigungspunkt für die Freunde der Naturkunde zu bilden, um sich alle neuen Entdeckungen in der Physik, Chemie und den verwandten Wissenschaften mitzutheilen, wo es der Gegenstand erlaubt, dieselbe durch Versuche zu erläutern, und durch wissenschaftliche Vorträge, mündliche Erörterungen und gemeinsame Arbeiten an der Fortbildung der Wissenschaft mitzuwirken.

2) Durch allgemein faßliche Vorlesungen im Gebiete der Physik und Chemie, die Kenntniß der Naturkunde allgemeiner zu verbreiten, und auch denen zugänglich zu machen, die keine umfassende Vorkenntnisse zu denselben mitbringen, oder welche mehr die Resultate der Wissenschaft zu kennen, als an der Erforschung derseben Theil zu nehmen, wünschen.

3) Jungen Männern, die sich aus reinem Interesse für die Wissenschaft oder wegen ihres künftigen Berufes mit diesen Zweigen der Naturkunde beschäftigen wollen, die nöthigen Hülfsmittel zu verschaffen, wobei ihnen dann nicht bloß das Anhören der Vorlesungen, sondern auch die Mitbenutzung des physikalischen Kabinets, der Bibliothek, und die Theilnahme an wissenschaftlichen Arbeiten nützlich seyn können.

Um diese verschiedenen Zwecke nun zu erreichen, ist in diesem Winter jede Woche einmal ein Abend der rein wissenschaftlichen Mittheilung und den Diskussionen hierüber bestimmt, an dem nur die Mitglieder selbst Theil nehmen können. Zweimal wöchentlich werden Vorlesungen über Chemie gehalten, und einmal populäre Vorträge über physische Geographie. An den beiden letzten kann Jeder, wer von einem der Mitglieder eingeführt wird, Theil nehmen.

Am 23. Oktober war die erste Generalversammlung des Vereins im neuen Lokal. Der erste Vorsteher des Vereins, Hr. Dr. Passavant, hielt dabei folgende Rede über das Studium der Naturwissenschaften als allgemeines Bildungsmittel:

»Von heute an eröffnet sich dem physikalischen Verein ein neuer Wirkungskreis. Indem er unabhängig fortbesteht, schließt er sich zugleich an einige wissenschaftliche Anstalten an, welche schon Bedeutendes geleistet haben, und in denen der Geist ihres Stifters sein Werk fortleben sieht. Diese Anstalten umfassen, mit der unsrigen, fast den ganzen Cyklus der Naturwissenschaften; und so drängt sich uns von selbst die Frage auf, welchen Einfluß das Studium derselben auf die allgemeine und besondere Bildung ausübt, und welche Stellung ihm deßhalb unter den verschiedenen Bildungsmitteln gebührt.

»Allgemein wird es anerkannt, daß die Kenntniß der verschiedenen Theile der Naturkunde immer mehr das Bedürfniß der verschiedensten Stände wird, indem der Ackerbau, der Handel und die Gewerbe, so wie viele Wissenschaften, täglich die rasch fortschreitenden Entdeckungen in der Naturkunde benutzen. In unsern Tagen, wo jede theoretische Bereicherung in diesen Fächern meist sehr bald in's praktische Leben übergeht, und jede praktische Erfahrung wieder in die Theorie aufgenommen wird; wo also beide weniger als früher getrennt sind, ist daher der äußere Beruf mit der Wissenschaft inniger verknüpft. Näheres hierüber zu sagen, wäre nur Bekanntes wiederholen.

»Gegenwärtig soll uns die Frage beschäftigen, welchen Einfluß die Naturwissenschaften auf die allgemeine Bildung, auf die Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt haben.

»So lange ein Gegenstand, sey er auch an sich noch so wissenswürdig, noch nicht zum klaren Verständniß gekommen ist, kann er kein allgemeines Bildungsmittel werden. Wo es in einer Provinz des menschlichen Wissens noch finster und leer ist, da ist es dem Lichte des Genius anvertraut, das Chaos zu erhellen. Nur was der Geist schon beleuchtet hat, kann als Wissenschaft wieder erleuchten.

»Nehmen wir ein Beispiel an der Wissenschaft, deren Erkenntniß meist den andern Zweigen der Naturkunde voransging, obgleich ihr Gegenstand für uns der entfernteste ist, an der Astromie.

»Erst seitdem Copernicus den wahren Standort der Sonne erkannt, seitdem Keppler das Gesetz für die Bahnen der Planeten gefunden, Newton die Bedingungen der Schwere ermittelt, und die fortschreitende Wissenschaft fast alle Grundgesetze unsers Sonnensystems bestimmt hat, bis zur neuesten Kenntniß des Electromagnetismus, der uns die Achsendrehung der Planeten erklärt, ist die Sternkunde eine Wissenschaft geworden, die nicht bloß den Astronomen beschäftigt, sondern alle belehrt, die es erfreut, einen Blick in die Weltordnung zu thun.

»Ueberschlagen wir den Gewinn der Naturkunde aus neuester Zeit, so ist nicht zu läugnen, daß die Natur oft deutlicher als früher zu uns sprach, und uns Blicke in ihre Werkstätte vergönnte, welche uns die innere Gesetzmäßigkeit und Harmonie derselben mehr offenbarten, und sie uns so als ein Abbild und Gleichniß des Geistes erkennen lassen. Ein Blick auf einige neugefundene Gesetze aus den verschiedenen Gebieten der Naturkunde wird dieß erweisen.

»So lange Menschen sehen und fühlen, haben sie auch wohl bemerkt, daß das Licht Wärme erzeugt, aber es ist noch gar nicht lange her, daß man gefunden hat, daß die Wärme Electrizität erregt, daß sie eine der häufigsten und wohl die ursprüngliche Quelle der electrischen Erscheinungen ist. Erst seit wenigen Jahren wissen wir aber, daß die Electrizität Magnetismus hervorruft, und die neuesten Entdeckungen Faraday's bezeugen uns erst, daß der Magnetismus auch Electrizität erzeugt.

»Diese so einfachen Thatsachen sind indessen der Art, daß sie der gesammten Physik einen völligen Umschwung theils schon gegeben haben, theils wahrscheinlich bald geben werden. (Fortsetzung folgt.)

Theateranzeige.

Mittwoch, den 12. November. (Zum Vortheile des Hrn. und der Mad. Meck und zum Erstenmale): Die Grabesbraut, oder: Gustav Adolph in München, dramatisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiele: Die Verlobten, in einem Aufzug, von J. F. Bahrdt. Abonnement-suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №: 187. 13. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Drei Duelle.

(Erzählung von Em. Straube.)

(Fortsetzung.)

Ganze Tage lang brachte der Greis in dem Zimmer der Verlornen zu; dort konnte er sich wenigstens mit ihr beschäftigen. Jeder Spiegel hatte ja ihr Bild empfangen, in jedem Sessel hatte sie geruht, auf jeder Tafel der Parketen hatte ihr Fuß verweilt; deßhalb wähnte der kinderlose Vater nun in allen diesen Dingen sein Mädchen selbst zu erblicken — es war ihm, als ob ein Theil von dem Daseyn seines Lieblings daran zurückgeblieben seyn müßte.

Mit einer schmerzhaften Freude betrachtete er insbesondere das seidene Bette, auf welchem sie geruht hatte, und über welches sich eine prächtige Himmeldecke wölbte. Ach, jetzt schlummert sie nicht mehr in der Mitte eines glänzenden Gemaches, sondern mitten im Friedhofe; nicht mehr auf Eiderflaum, sondern auf Brettern von Eiche, und über ihr breitete sich statt eines befranz'ten Vorhanges ein Leichentuch von Erde aus — ekles Gewürm war ihre Gesellschaft.

Seine Blicke trübten sich bei diesem Gedanken, er stand auf, öffnete die Schränke und tändelte mit den Kleidern, Kaschemirs und Seidenzeug, die einst sein Kind geschmückt hatten; seine Brust zog sich krampfhaft zusammen, als lastete ein Ambos auf ihr. Diese Kleider umfingen sonst den weißen Nacken seiner Gabriele und wallten unter den keuschen Schlägen ihres Herzens, diese seidenen Stoffe rauschten um ihre schlanken Hüften, diese Shawls verhüllten vordem Formen, die einem Engel anzugehören geschienen hatten; ach, der arme Vater fand in jeder Falte eine Erinnerung an sein Kind, fand dasselbe ganz und lebend hier wieder.

Heiße Thränen badeten dann seine abgehärmten Wangen, ihm wurde leichter im Gemüthe.

Als er sich entfernen wollte, ging er zufällig am Schreibtische vorüber. Er blieb vor demselben stehen, tausend wonnige Bilder klammerten sich hier an das Gedächtniß des Greises. Hier konnte er ja sogar sich wieder mit seinem Mädchen unterreden, konnte mit den Augen verschlingen, mit Küssen bedecken die Briefe, welche sie ihm vormals geschrieben hatte, als ein Kind, getrennt von ihm, eingekerkert in die Mauern der Pension, und auf der Erde Niemanden kennend, als den Mann, welchen sie Vater nannte.

Mit zitternder Hand schloß er den Sekretär auf, spürte mechanisch in den Papieren umher und fand bald die Briefe Gabrielens, welche sie einst an ihn entworfen hatte, so wie seine Antworten darauf; eine wohlthuende Zärtlichkeit athmete ihm daraus entgegen, — er las, las wieder und glaubte wieder aufzuleben in der dankbaren Liebe seines Kindes.

Er griff nach andern Papieren — es war das Tagebuch Gabrielens. Er blätterte gierig darin umher und freute sich der reinen Gefühle, welche sich überall aussprachen.

Plötzlich schauderte er entsetzlich zusammen, seine Augen flammten, seine Faust ballte sich krampfhaft, sein bleiches Antlitz entzündete sich von dunklem Roth, seiner Brust fehlte der Odem — erstickend haschte er nach Luft; wiederholt streift er mit der glühenden Hand über die Stirne und betastet sich am Leibe, ob er auch wirklich wache. — Nein, nein, das mußte ein Gaukelspiel der Hölle seyn, was seine Blicke umschwirrte, diese Züge waren nicht mehr Gabrielens Schrift — es waren Worte, von einer Rächerhand hingezeichnet, damit der Mörder der Unschuld an den Tag komme.

Noch immer unterstützte der Baron seine Stirne mit der Hand — er überflog das Tagebuch wieder, fand die Briefe, deren darin Erwähnung geschah — wie Schuppen fiel es von seinen Augen — er wußte nun, an welchem Leiden Gabriele gestorben war.

Wüthend stieß er seinen Kopf an die Ecken des Kastens, rief sein Kind und forderte es ächzend aus dem Grabe zurück, damit es Zeuge seyn könne von der Rache, die er ihm geben wollte.

Herr von Liéval hatte den letzten Brief Victor de la Fare vor sich und zweifelte nicht mehr, daß derselbe Gabrielens Herz gebrochen, daß sie aus Gram getäuschter Liebe gestorben sey.

»Schmach« — schrie er — »Schmach über den Elenden!« Und flehend schaute er zum Himmel hinauf und fühlte neue Kraft in seinen Adern erwachen. Er, der sich des Morgens nur mit äußerster Anstrengung nach diesem Zimmer geschleppt hatte, verließ es nun hastig, mit festem Fuße; sein ganzes Wesen war verjüngt, denn es handelte sich darum, die Asche seines einzigen Kindes zu sühnen, der Welt ein warnendes Beispiel zu geben.

In seinem Kabinette schloß er sich ein, ergriff die Feder und schrieb mehre Stunden lang; er aß nicht, trank nicht, der Schweiß troff von seinem Angesichte; aber er fühlte keine Ermattung und schrieb rastlos fort — es war sein Testament, das er in Ordnung brachte. Dann suchte er aus seinem Gewehrschranke die besten Pistolen, die längsten und schärfsten Degen, verfügte über sein Hauswesen und befahl dem Kutscher, den Reisewagen anzuspannen.

Eine Stunde darauf, vom Hunger und Durst genagt, vom Schlafe gefoltert, rasselte der Baron auf der Straße nach Metz dahin, der Spur seines Neffen in wilder Eile folgend.

Der Kapitän befand sich seit einigen Tagen zu Metz, und das Andenken Gabrielens stellte sich nur höchst selten, und auch nur für Augenblicke, vor seiner Seele. Keine unheimliche Erscheinung raubte die Ruhe seiner Nächte hinweg, kein Phantom mit blassem Antlitze, hohlen Augen und dumpfer Grabesstimme tauchte neben seinem Lager empor; er besaß zu viel leichtes Blut, um sich mit dem Bilde einer Frühver-

welkten zu befassen; zu wenig Gemüth, um etwa deshalb Gewissensbisse zu verspüren.

Victor war einer jener Menschen, die das Leben, wie es sich gibt, gut oder schlimm, hinnehmen, die eben so leicht vergessen, als Andere tief empfinden, die die Luft einathmen, weil sie glauben, sie sey ihretwillen da, die den Himmel betrachten, bloß, weil sie Augen haben und den Tod nicht fürchten, weil er für sie das Ende aller Dinge ist.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon und die Herzogin von Abrantes.

(Nach der so eben erschienenen Lieferung [Theil XV. und XVI.] der Memoiren der Herzogin.)

(Schluß.)

Napoleon war ungemein darauf bedacht, jeden Sittenskandal zu vermeiden. Eine Frau von ***, Palastdame der Kaiserin, schrieb ihm, daß sie sich vergiften würde, wenn er nicht eine Schuld von 50,000 Fr. (die sie, wie es schien, im Spiele eingegangen) für sie bezahlen wollte. Der Kaiser schickte einen seiner Adjutanten, um nachzusehen, ob die Sache wirklich so ernstlich gemeint sey. Glücklicherweise fand dieser die Frau durchaus nicht im Begriffe, sich das Leben zu nehmen, und sie war darum bald genöthigt, ihre Entlassung einzureichen.

Nach dem Unglück, welches der russische Feldzug ihm gebracht hatte, konnte Napoleon einen ehrenvollen Frieden abschließen; allein er verstand es nicht, einer ihm bisher unbekannt gewesenen Macht, der Nothwendigkeit, ein Opfer zu bringen. Hr. von Narbonne, Botschafter in Wien, soll ihm drei Kuriere mit der Anzeige geschickt haben, daß ein sehr einflußreicher Mann wegen einer Schuld von 700,000 Fr. in Anspruch genommen würde, und daß man, vermittelst eines solchen Opfers, diesen Mann für Frankreich gewinnen könnte. Der Botschafter erhielt keine Antwort, und nicht lange darauf wurden die Gläubiger jenes Mannes von einem Anderen bezahlt, der Frankreich nicht sonderlich ergeben war.

Es hatte zu dieser Zeit das Ansehen, als ob es dem Kaiser zum Vergnügen gereichte, sich immer mehr Feinde zu machen. So ließ er in den Moniteur mannigfache Beleidigungen gegen Personen einrücken, die sich in der Folge sehr empfindlich zu rächen wußten.

Bei denjenigen, welche seine innersten Gedanken kannten, war es entschieden, daß er den Frieden nicht wolle. Er schlug darum auch die Prager Friedensbedingungen aus, und in dem Kriege, der darauf wieder begann, mußte sein Genie, obgleich es noch viele Hindernisse zu besiegen wußte, doch dem Zusammenfluß aller Umstände endlich unterliegen.

Ein Mann, den der Feldzug in Rußland sehr unglücklich gemacht hatte, war der Herzog von Abrantes, der Waffengefährte Napoleon's seit der Belagerung von Toulon. Er liebte den Kaiser leidenschaftlich und war nun auf das Innigste betrübt, da er sich seit einigen Jahren von der Person Napoleon's getrennt sah, obgleich dieser ihn bei verschiedenen Gelegenheiten die Versicherung gab, noch immer dieselbe Anhänglichkeit an ihn zu haben, ungeachtet er bisweilen seine militärischen Operationen tadelte.

Im russischen Feldzuge empfing Junot (Herzog v. Abrantes) den Gnadenstoß durch das 23ste Bulletin der großen Armee, indem er darin als seine Schuldigkeit nicht gethan zu haben bezeichnet war. Seine Eigenliebe wurde ganz zu Boden gedrückt, als er sich unter den Befehl des Vizekönigs von Italien gestellt sah, den er, so zu sagen, zu Pferde gesetzt hatte, als Eugen seine militärische Laufbahn begann. Er kam leidend von Rußland zurück und weinte wie ein Kind, nicht mehr vom Kaiser geliebt zu seyn. Die Herzogin macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß Napoleon nur von zweien seiner Generale aufrichtig geliebt worden sey, und daß er ihren Zuneigungen nur durch materielle Freundschaftsbezeugungen zu entsprechen gewußt habe. Dieß aber läßt sich vielleicht nur auf die letzte Zeit seiner Regierung in Anwendung bringen; denn die Herzogin selbst hat uns in den vorhergehenden Theilen ihrer Memoiren den Kaiser als liebenswürdig und als sehr gefühlvoll geschildert. Nach dem Rückzuge von Moskau war er nicht mehr so. Die Marschälle sagten: Er liebt uns nicht mehr! und er seinerseits behauptete, daß keiner von ihnen ihn mehr liebe.

Der unglückliche Junot litt wahrscheinlich eben so sehr an seiner Ehre, als an seiner Zuneigung; obgleich seine Wittwe uns nur seinen Schmerz, die Liebe des Kaisers verloren zu haben, zu schildern sucht. Zum Gouverneur der Illirischen Provinzen ernannt, wurden ihm nun die Folgen seiner Kopfwunden sehr fühlbar, und er litt öfters an Gehirnschwäche, während welcher Zeit er einen Brief folgenden Inhalts an den Kaiser schrieb:

»Ich, der ich Sie mit der Verehrung liebe, wie der Wilde die Sonne; ich, der ich Ihnen ganz angehöre; wohlan! der ewige Krieg, den man für Sie führen muß, ich mag ihn nicht mehr! ich will den Frieden! Ich will endlich mein müdes Haupt, meine schmerzvollen Glieder ausruhen lassen, ich will in meinem Hause, in dem Schooße meiner Familie leben; will für Frau und Kinder sorgen und ihnen nicht mehr fremd seyn; ich will endlich das genießen, was ich mir, mit einem größeren Schatze, als die Schätze Indiens, mit meinem Blute, dem Blute eines Ehrenmannes, eines Franzosen, eines wahren Patrioten, erkauft habe. Ich fordere endlich die Ruhe, die ich mir durch 22jährige wichtige Dienste, durch 17 Wunden, aus denen mein Blut erst für mein Vaterland und dann für Ihren Ruhm geflossen ist, mit Recht erworben habe.« — Einen solchen Brief hatte Napoleon noch nie erhalten.

Die Marschallin Soult sagte einmal, freilich mit größerer Mäßigung, dem Kaiser, als er ihren Gemahl neuerdings nach Spanien beordert hatte, folgende Worte: »Sire! der Marschall Soult ist Ihnen sein Leben und seine Dienste schuldig, und er weihet Ihnen Beides. Ist er denn aber seiner Frau, seinen Kindern gar nichts schuldig? Es sind nun sechs Jahre, daß der Marschall im brennenden Sande Andalusiens und im beschwerlichsten Theile der Halbinsel seine Gesundheit aufreibt. Seine Aufopferungen sind von Ew. Majestät anerkannt worden, und doch haben Sie nie etwas für ihn gethan.«

Eines Tages, als die Herzogin von Abrantes sich eben auch leidend befand, erhielt sie einen Besuch von dem Herzog von Rovigo, welcher ihr den kläglichen Zustand ihres Mannes mittheilte, zugleich aber auch den Befehl des Kaisers vorzeigte, daß der Herzog nicht nach Paris gebracht werden sollte. Das hieß, ihn der einzigen Unterstützung berauben, die fähig war, seinen leidenden Zustand zu mildern. Die Herzogin war über diese Grausamkeit sehr aufgebracht, aber sie mußte gehorchen. Man kam nun überein, daß sie sich nach Genf begeben und der Herzog dorthin gebracht werden sollte. Während sie aber in Genf seiner harrte, wurde der unglückliche General nach Montbard in das Haus seines alten Vaters transportirt, wo er, aus Mangel an Hülfsmitteln, die sein Uebel, wenn auch nicht heilen, doch wenigstens hätten lindern können, unter den schrecklichsten Schmerzen starb.

Noch aber waren die Schläge des Unglücks für die Herzogin von Abrantes nicht erschöpft. Kaum daß sie von einer Krankheit, die sie befiel, erstanden war, als eine neue Botschaft des Polizeiministers ihr das Verbot des Kaisers überbrachte:

sich der Stadt Paris in einem Umkreise von 50 Lieues nähern zu dürfen. Der Polizeiminister hatte sich sogleich in das Hotel d'Abrantes in Paris begeben, die Siegel gelös't, einen Sekretär gewaltsam erbrochen und alle Briefe des Kaisers, die sich darin vorfanden, entwendet. Alles auf höheren Befehl und gegen das Verlangen der Familie, hierbei wenigstens eine rechtliche Form Statt finden zu lassen. Umsonst! ein kaiserlicher Befehl leidet keinen Aufschub! —

Die Herzogin glaubte nicht, dem kaiserlichen Verbote die Ehrerbietung schuldig zu seyn, die der Polizeiminister davor hatte, und sie begab sich daher nach Paris. Kaum hatte sie aber die Umarmungen und Beileidsbezeugungen ihrer Freunde empfangen, als der Herzog von Rovigo schon bei ihr eintrat und ganz außer sich darüber war, wie es eine Frau wagen könnte, die Befehle des Kaisers zu übertreten. »Wenn der Kaiser« sagte die Herzogin »sich so sehr hat vergessen können, so geschah es, weil ihn feindselige Klätschereien seit langer Zeit wider mich und Junot aufgebracht haben. Nun, Herr Präsident! hören Sie Ihrerseits das an, was ich Sie bitte, dem Kaiser zu hinterbringen. Denn nie werde ich mich mit einer Bitte an ihn direkt wenden, weder für mich, noch für meine Kinder. Ich bin die Wittwe Junot's, des Mannes, der ihn aus seinen schwachen Mitteln unterstützt hat, als er in Paris ohne Dienst und ohne Brod war; ich bin die Tochter einer Frau, die für seine Jugend Sorge getragen hat, als er beinahe noch ein Kind war. Jetzt, Herr Herzog! befindet sich diese Wittwe, diese Tochter, in dem einzigen ihr zusagenden Asyl, in ihrem eigenen Hause, und sie wird dieses nicht verlassen!«

In diesem ganzen und langen Wortstreite ist der Vortheil der Vernunft und des gesunden Verstandes auf Seiten der Herzogin; der Polizeiminister hingegen spielt eine schlechte Rolle. Wahrscheinlich ist das Gedächtniß der Verfasserin treu geblieben und hat ihr keine andere Worte eingegeben, als die der Minister wirklich ausgesprochen hat und diese können seinem Andenken — nicht günstig seyn.

Frankfurter Theater.

Sonntag, den 2. November. Faust, romantische Oper in 2 Abtheilungen von Spohr. Ueber den Werth dieses anerkannten Kunstwerkes ist schon oft in öffentlichen Blättern gesprochen worden, darum heute nur Einiges über die theilweise neue Besetzung dieser Oper.

Kunigunde, eine der schwierigsten Partien hinsichtlich der Intonation und des dramatischen Ausdruckes, war heute durch Dem. Halbreiter besetzt, und wir gestehen, daß wir nicht ohne Vorurtheil die Vorstellung besuchten, und die Lösung dieser Aufgabe bei einer Kunstnovize, die erst einigemal die Bühne betreten, für unmöglich hielten. Unsere Besorgniß schwand jedoch schon nach ihrem ersten großen Rezitativ, welches sie mit Gefühl und dramatischer Wahrheit, wenn auch mit sichtbarer Befangenheit, vortrug. In dem Adagio der Arie entwickelte sie ein gutes Portamento und zeigte im Allegro derselben viel Ausdauer, Biegsamkeit und Kraft der Stimme, die hier bei der nicht sparsam angebrachten Instrumentalbegleitung ein unerläßliches Erforderniß ist. Fährt Dem. Halbreiter fort, mit demselben lobenswerthen Fleiße wie bis jetzt ihre weitere Kunstausbildung zu betreiben, so wird es bei ihren natürlichen Anlagen nicht fehlen, daß sie in Kurzem allen Anforderungen dieser Rolle Genüge leisten wird, wenn auch jetzt noch manches zu wünschen übrig bleibt.

Röschen — Dem. Bamberger. Obgleich ihre Stimme heute noch etwas heiser war, so sang sie jedoch mit vieler Innigkeit und Gefühl, nur fehlt im Ganzen mehr Lebendigkeit des Ausdrucks. Schade daß dieses Röschen so oft durch ihre wahrscheinlich schwächliche Gesundheit gehindert wird, ihr Talent geltend zu machen, denn leider nur zu oft kündigt sie der Zettel als: unpäßlich an.

Hugo — Hr. Schmezer. Ausgezeichnet war der Vortrag seiner Arie. Feuer, Leben, Kraft der Stimme, — (wir erinnern uns nicht, das hohe a mit der Sicherheit und dem tönenden Wohlklang von ihm gehört zu haben, wie heute) verliehen diesem herrlichen Tonstück einen seltenen Reiz. Schade daß Spohr demselben eine so nichtssagende Koloratur auf- und abgehender Scalen angehängt hat, die jedesmal selbst bei den kehlenfertigsten Sängern große Schwierigkeit verursacht, und wodurch der Schluß der Arie — der ohnedieß in der Komposition so sehr beeilt ist — nie die gehörige und verdiente Wirkung hervorbringt.

Mephistopheles — Hr. Fischer. Der frühere Darsteller dieser Rolle, Hr. Dobler, hatte mit Recht in derselben bei uns einen so großen Kredit erhalten, daß es für den Ruhm des Hrn. Fischer ein gewagtes Unternehmen blieb, gegen die öffentliche Meinung anzukämpfen; wir sagen: gegen die Meinung, denn dieser Künstler hatte in der Oper: Robert der Teufel als Bertram hinlänglich bewiesen, daß er Talent und Stimme genug besitzt, um — da Dobler nun einmal nicht mehr der Unsrige ist — jene sterilen Rollen nach ihm zu übernehmen und sie kräftig und sicher durchführen zu können; wenigstens hat er für sich, daß wir im gegenwärtigen Augenblicke niemanden an unserer Bühne besitzen, dessen Individualität und Gesangsfähigkeit sich mehr für Rollen dieser Gattung eignet, als die seinige; und da wir nicht nach dem Applaus, sondern nach Ueberzeugung referiren, so glauben wir auch mit Ueberzeugung aussprechen zu können, daß er wohl verdient hatte, daß die Arie im 2. Akt beifälliger aufgenommen worden wäre, indem diese Auszeichnung schon sein Fleiß verdient, der es möglich macht, daß Opern dieser Gattung dem Publikum vorgeführt werden können. Die trefflichen, ausgezeichneten Bassisten müssen allem Anschein nach nicht sehr häufig seyn, da selbst die Intendanz eines bedeutenden Theaters, um einen solchen zu acquiriren, zu Nebenwegen ihre Hand bieten mußte.

Hr. Marrder — als Faust war heute vorzüglich bei Stimme, und führte die Rolle sehr brav und zur Zufriedenheit des Publikums durch. Wenn dieser Künstler sich nur angewöhnen möchte, mit der Kehle allein zu singen und die affektirte Bewegung der Hände und des Kopfes zu vermeiden, die jeden Aufschwung der Stimme, jeden Vorschlag, jede Verzierung, jede Koloratur regelmäßig begleiten. Es ist dieß eine Angewohnheit, die aber sehr nachtheilig auf seine übrigens sonst gute Darstellung wirkt.

Mittwoch, den 5. November. (Neu einstudirt) Richard Löwenherz, romantische Oper in 3 Abtheilungen von Gretry. Das Prädikat: neu einstudirt, könnte man füglich jetzt entweder gänzlich von dem Komödienzettel hinweglassen, oder man müßte es jeder Opernankündigung hinzufügen; denn welche Oper kann jetzt gegeben werden, die nicht größtentheils neu besetzt wäre, da unser einstudiertes Personale ziemlich zusammengeschmolzen ist? Wir wollen der Direktion damit keineswegs einen Vorwurf machen, vielmehr müssen wir die große Thätigkeit der Bühnenverwaltung rühmen, die es dennoch möglich macht, bei allen Verlusten, Reisen mit und ohne Urlaub, diese Abwechslung in das Repertoire zu bringen, und eine solche — nach dem einstimmigen Urtheil des Publikums — gediegene Vorstellung zu liefern, wie die heutige.

Richard Löwenherz gehört zu den besten Opern Gretry's; sie schreibt sich noch von jener goldenen Zeit der dramatischen

Kunst her, wo man wirklich noch dramatisch komponirte, nicht kompilirte; zu einer Zeit, wo noch in der Tonsprache wirklich Gedanken, nach allen Regeln der Logik — auch die Musik hat die ihrige — geboten wurden; zu einer Zeit, wo der Gesang vorherrschend, von dem Zauber der Instrumente unterstützt, nicht erdrückt wurde; zu einer Zeit, wo die Muse der Tonkunst noch mit himmlischem Lächeln der Unschuld ihre Verehrer beglückte, und nicht wie jetzt zur feilen Kokette heruntergesunken war; zu einer Zeit, wo man grammatikalische — nicht logische Fehler gern übersah, wenn nur der musikalische Gedanke genial, — das heißt hier natürlich ausgesprochen wurde, und das deutlich bezeichnete, was der Dichter durch seine Worte sagte. Goldene Zeit der ersten Jugend — du tist dahin! Eine Partitur von jetzt, und eine von jener Zeit! Nord- und Südpol — sind nicht entgegengesetzter. Wir sehen jetzt beinah den Wald vor lauter Bäumen nicht. Jetzt wird getrommelt, in den höchsten Regionen der Piccoloflöte ohrenzerreißend gepfiffen, die Liebesseufzer werden durch Posaunen ausgedrückt, und treibt einen Bühnentyrann sein Gewissen in die Enge, dann muß das ganze Orchesterpersonale erst eine russische Schwitzbadekur ausstehen, und im Schweiße ihres Angesichts ausrufen: Herr, wie strafst du uns in deinem Zorne! Wären die Textbücher nnd die Programm's nicht in Jedermanns Händen, man würde oft glauben, die guten Leutchen wären alle wahnsinnig geworden, da man vor dem Lärmen der Instrumente kein Wort des Sängers, — die ohnehin größtentheils schlecht prononciren, — versteht.

Nun höre man diese Oper. Welche Einfachheit! welche herrliche Melodieenfülle in den Arien und Duetten! welche Kraft der Gedanken in den größtentheils zweistimmigen Chören! Wer vermag es in Tönen wiederzugeben wie Gretry?: »Amor scheut des Tages Licht ꝛc.« Wie charakteristisch die Melodie, wie überraschend die Harmonieenfolgen in dem Trinklied: »Mag der Sultan Saladin ꝛc.«! Wie himmlisch tönt hier das Horn als Begleitung bei dem Duett: »Mich brannt' ein heißes Fieber ꝛc.«! Wie bezeichnend der Eintritt der Oboe eine Terz höher als die Gesangsmelodie bei der Strophe des Königs in dieser Nummer! Wie kräftig und wie vielsagend schreiten die Bässe einher! Wie spielend und treffend ist der Scherz des Liedes behandelt: »Und Tick und Tack, und Krick und Krack ꝛc.« wobei die Piccoloflöte sich wunderlieblich hören läßt! Kurz alle wesentlichen Schönheiten dieses Meisterwerkes hier aufzählen zu wollen, würde uns zu weit führen, und finden es auch im Grunde nicht nothwendig, da alle so plan, so offen daliegen, daß sie jeder, wie es sich gehört, gleich empfindet.

Mehuls Ouverture aus Euphrosine wurde zur Einleitung der Oper gewählt, da Gretry nur eine kurze hierzu geschrieben, und sie schließt sich würdig jener Gretry'schen Komposition an. Die Einlage des Marsches und der Chorarie der Margarethe, ersterer von Weigl, letztere von B. A. Weber, sind von vorzüglicher Wirkung.

Dem ganzen darstellenden und exekutiven Personale der Oper gebührt das größte Lob, man sah, daß sie alle die Vorzüglichkeit dieses Meisterwerkes fühlten, deßwegen auch der einstimmige, rauschende Beifall, bei der ersten und zweiten Vorstellung dieser Oper.

Besonders zeichnete sich Hr. Schmezer als Blondel durch seinen schönen tragenden Gesang und recht braves Spiel aus. Dem. Halbreiter als Margarethe sang mit Empfindung und recht vieler Bravour ihre Arie. Den fortschreitenden Bewegungen ihres Körpers empfehlen wir mehr Grazie. Hr. Beils — Richard befriedigte und bekämpfte glänzend die vorgefaßte Meinung Vieler. Das Duett zwischen Blondel und Richard mußte wiederholt werden.

In einigen Tagen wird die liebliche Sängerin Mad. Fischer-Achten von ihrer Kunstreise zurück erwartet. Wir freuen uns schon im Voraus auf die Genüsse, die sie uns als Alice, Sargines, Camilla, Donna Anna durch ihr ausgezeichnetes Talent verschaffen wird.

Theaterkabalen und Intriguen scheinen dieser Künstlerin den Aufenthalt in Berlin eben nicht angenehm gemacht zu haben, nicht etwa weil der Beifall fehlte, sondern weil man sie stets verhinderte in ihren vorhin genannten Hauptrollen aufzutreten, und ihr nur solche zugestand, wo den Berlinern noch das höchste Ideal — Henriette Sontag, in lebendigem Andenken ist. Denn wer vergißt eine Desdemona und Donna Anna, der sie von dieser Künstlerin gesehen?

Auch bemühte man sich, ihr Talent durch fade Kritiken verdächtig zu machen, wie zum Beispiel in Nro. 303 der »Preußischen Staatszeitung,« die unser Blatt am 4. November als Auszug enthält.

Obgleich es schwer ist, aus dem Gallimathias jener Schlußfolgen und Hypothesen ein vernünftiges Fazit zu ziehen, so geht doch jene dämische Absicht zu deutlich daraus hervor, als daß man ihr nicht auf der Stelle diesen Scheintriumph rauben sollte.

Am krassesten spricht sich die Unkunde des Hrn. Verfassers in der Behauptung aus, daß: die ungestrichene!! schwächere Oktave in keinem ganz richtigen Verhältnisse zu der höheren, schärfern stehe. Dieser Meinung sind wir auch, und behaupten sogar, daß, wenn Mad. Fischer oder irgend ein hoher Sopran jemals diese ungestrichene, also die kleine Oktave, besitzen könnte, die Tenore bedeutend im Preise fallen würden. Sehr analog macht nun der geistreiche Autor jenes Artikels einen großen Sprung über ein kleines Komma weg, und zieht dann ohne weiteres den naiven Schluß — »daß noch gar manche Uebung nöthig sey, um den Namen einer dramatischen Sängerin zu verdienen.«

Das Folgende verwickelt sich dergestalt in Widersprüche, daß von dem eigentlichen, dadurch in den Hintergrund gedrängten Thema fast gar nicht mehr die Rede ist.

Sonderbar, daß der Herr Antagonist das angreift, was Mad. Fischer-Achten über so viele erhebt, da die außerordentliche Register-Einheit, die gleiche Kraft des Wohllautes der alle Korden beherrscht, da die poetische Auffassung ihrer Partieen, und die charaktergemäße Repräsentation derselben, ihre edelsten, anerkannten Vorzüge sind.

Wollte er, da alles Bizarre jetzt Glück macht, dadurch seinem Aufsatze Interesse verschaffen, so ist der Zweck verfehlt, da es ihm an Witz mangelt. Wollte er auf dem Wege der Ironie vielleicht die Vorzüge des Gastes herausheben, so war es unnütz, da die öffentliche Meinung ihn schon längst dieser Mühe überhoben, und über den Werth dieser Künstlerin bereits entschieden hat. Diese öffentliche Meinung sey Schiedsrichterin, wenn wir den Verfasser jenes Aufsatzes der Ignoranz und Partheilichkeit beschuldigen. S.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 13. November. Der Mann meiner Frau, Lustspiel in 3 Abtheilungen; nach Rozier von Lembert. — Hierauf: Adrian van Ostade, Oper in einem Akt, Musik von J. Weigl.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 188. 14. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Drei Duelle.

(Erzählung von Em. Straube.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Dem Wirbel der Hauptstadt entrückt, suchte er sich wieder an das Treiben des Garnisondienstes zu gewöhnen, stand des Morgens zur vorgeschriebenen Stunde auf, bestieg sein Pferd, ging auf die Parade und that Alles, was sein Beruf von ihm forderte; Abends war er regelmäßig im Theater, machte irgend einer Schönen Fleuretten vor, die am folgenden Tage Stadtgespräch waren — oder er saß bechernd, auch wohl spielend, im Klubb seiner Kameraden und legte sich spät zu Bette. Am nächsten Morgen begann derselbe Reigen von Neuem und Tag für Tag, Woche für Woche, spannen sich in gleicher Einförmigkeit ab.

Eines Morgens — er befand sich noch im Bette, schlaftrunken, aber vergebens den Schlummer herbeiwünschend, welcher vor dem champagnerwüsten Taumel des Kopfes floh — eines Morgens also ward heftig an seine Thür gepocht und sein Jokei meldete ihm einen Fremden, der ihn zu sprechen verlangte. Erstaunt über einen Besuch um fünf Uhr früh und verdrießlich über die Störung, befahl er, ihn abzufertigen; allein Jener ließ sich nicht zurückweisen.

Bedeckt mit Staub, das Gesicht glühend, die Haare zerrüttet, trat, ohne Antwort zu erwarten, der Baron von Liéval ein. De la Fare erblaßte, nicht aus Schreck, denn, wie gesagt, er fürchtete Nichts, sondern weil die Erscheinung des Vaters ihm den Tod der Tochter in das Gedächtniß zurückrief.

Er winkte seinem Bedienten, sich zu entfernen — sie waren allein, Stirn an Stirne der verwais'te Vater mit dem Mörder seines Kindes. Der Baron ergriff einen Armstuhl, setzte sich, ohne eine Silbe zu sprechen, an das Lager des Kapitäns, faßte seinen Arm gewaltig und heftete einen durchbohrenden Blick auf ihn. Der junge Mann wollte seine Augen abwenden, denn er vermochte diesen Blick nicht auszuhalten; aber das flammende Auge des Greises verfolgte ihn überall. Er wollte sich erheben, doch die Eisenhand Liévals nagelte ihn an seinen Platz: er wollte reden — der fürchterliche Blick fesselte jeden Laut an dem Rande seiner Lippen.

Und noch immer saß der Baron da, ohne daß ein Wort aus seinem Munde ging — sein Schweigen erregte in der That Grausen.

Der Kapitän wagte nicht, sich dieß Benehmen zu erklären — entweder, dachte er, ist der alte Mann wahnsinnig geworden, oder — dabei bebte er unwillkürlich — er hat das Geheimniß vom Tode seiner Tochter erfahren. Die Furcht vor dem letzteren Umstande krallte sich peinigend an seine Seele, denn die Rache eines Vaters, dem das Einzige, was ihn an das Leben band, entrissen, dem die Freude seines Alters zerstört worden war, mußte ein Vulkan werden, um denjenigen, der so an ihm zum Verbrecher geworden war, schonungslos zu verschlingen.

Aber Furcht ist in den Momenten der Gefahr verderblich — dieß wußte Victor und bemühte sich, sein Auge zu jenem des Greises zu erheben — es war starr und haftete mit einem Ausdrucke auf ihm, als wollte er das Blut aus seiner Brust saugen.

»Mein Herr Baron,« stammelte er endlich, »welchem Ohngefähr darf ich Ihre Reise nach dieser Stadt, Ihren Besuch bei mir zuschreiben?«

Der Baron lächelte, aber mit jenem Ausdrucke, der das Mark in den Beinen frieren macht, lächelte mit einer gräßlichen Bitterkeit und versank wieder in Schweigen.

Eine Regung von Mitleid flog durch Victors Seele; — er war nun überzeugt, daß der Greis in der That wahnsinnig geworden sey.

»Ich glaube Sie zu verstehen,« fuhr er fort — »und Sie haben vollkommen Recht, zu reisen. Es gibt Unglücksfälle, die so fürchterlicher Art sind, daß man die Luft des Ortes, wo sie uns trafen, nicht mehr ertragen kann — es wird dann Bedürfniß, einen andern Himmel über uns zu sehen, einen andern Boden zu betreten, um dem Schauplatze unseres Grames fern zu seyn. — Sie haben sehr wohl gethan, Paris zu verlassen, denn Sie bedürfen neuer Eindrücke, um sich der früheren, die gar so trauriger Natur sind, zu entäußern.«

Der Baron machte ein bejahendes Zeichen — Victor athmete etwas freier; er schöpfte allmälig die Vermuthung, Herr von Liéval wisse von demjenigen noch nichts, was, wenn es ihm bekannt wurde, seinem Neffen nur verderblich seyn konnte.

»Die Erinnerung an Ihr einziges Kind,« setzte er seine Rede fort, »das Andenken Gabrielens, die den Inbegriff Ihres ganzen Glückes ausmachte, schwebt Ihnen in der Hauptstadt allzusehr vor Augen — überall begegnen Sie ihr, Jeder erneuert durch Fragen das Gedächtniß von ihr. — Arme, unglückliche Cousine! o daß Du so früh, so blühend in das Grab sinken mußtest! — Hat man denn gar keine Spur von der Veranlassung ihres Todes gefunden?

Hier benetzten sich die Augen des Kapitäns von unfreiwilligen Thränen, und sein Herz blutete und sein Gewissen machte ihm herbe Vorwürfe, daß er seine liebenswürdige Verwandte mit solcher Leichtfertigkeit aufgeopfert hatte. Seine Zähren waren aufrichtig, zum Theile mochten sie vielleicht wohl auch der Schaam über die eigene Erbärmlichkeit fließen, deren Gefühl in diesem Augenblicke vernichtend auf ihn lastete.

Als der Kapitän die Hand von seinem Angesichte entfernte und seine Blicke erhob — Entsetzen — da sah er dicht vor seinen Augen einen Brief — einen Brief, den er nur allzuwohl erkannte!

Der Baron hielt das Schreiben mit fester Hand vor ihn hin, und seine Blicke sprühten Flammen und seine Zähne

knirschten schrillend an einander — es war Victors Abschiedsbrief an Gabrielen, derselbe, der sie gemordet hatte.

Der junge Offizier stieß einen Schrei aus und wollte sich zu den Füßen des Vaters stürzen, um seine Verzeihung zu erflehen; allein Herr von Liéval hielt ihn mit eherner Faust zurück — hier war an kein Entkommen zu denken.

Victor versuchte nun sich zu rechtfertigen und den beleidigten Vater milder zu stimmen.

»Ich bekenne mich schuldig,« begann er mit einer, vom Schluchzen unterbrochenen Stimme, die kaum vernehmlich war; »ich bekenne es, daß ich unedel an Gabrielen handelte; aber bin ich darum auch an ihrem Tode Schuld?«

Der Baron hielt noch immer den Brief unverändert und schonungslos vor sein Angesicht.

»Oheim!« schrie der Kapitän mit steigender Angst, »theurer Oheim, lassen Sie sich durch Ihren Schmerz zu keiner Ungerechtigkeit gegen mich verleiten. Ich erkenne das Schreckliche Ihrer Lage, welche in der That hoffnungslos seyn muß, wie jene der Verdammten — doch, wie konnte ich ahnen, daß Gabrielens Herz von einer jugendlichen Thorheit so allmächtig hingerissen seyn könnte!«

Der Baron sah den Kapitän mit verächtlicher Miene an, und seine Hand zuckte bedeutsam nach dem Herzen. Jener fuhr fort:

»Bannen Sie die Verzweiflung aus Ihrer Seele, Onkel! — Noch bleibt Ihnen ja ein Verwandter übrig, der letzte Ihrer Familie! Wenn Sie es wünschen, so will ich mein Regiment verlassen, alle meine ehrgeizen Pläne aufgeben, Ihnen überall nachfolgen und in Ihre Liebe all meinen Ehrgeiz setzen! — Sie sollen an mir einen Sohn haben, der Ihre Thränen trocknen, der, wenn Sie krank sind, an Ihrem Bette wachen, der Sie mit kindlicher Zärtlichkeit pflegen wird. — Vergebung, Oheim — seyen Sie mir ein Vater, ich will sterben, ein, Ihrer würdiger Sohn, ein Ersatz für Gabrielen zu werden!« —

Der Baron schlug seinen Mantel auseinander, ohne ein Wort zu erwidern, und schleuderte zwei Degen und ein paar Pistolen auf den Boden.

Victor erblaßte, sein Blut verwandelte sich in Eis. — Nachdem er die Tochter gemordet hatte, nun vielleicht auch dem Vater den Tod zu geben — die Schuld eines Doppelmordes auf sich zu laden, däuchte ihm doch zu grausam, und die Stimme seines Gewissens machte sich mit aller Kraft geltend.

»Mein Herr Baron,« sagte er, zurücktretend, »wozu diese Waffen? Glauben Sie ja nicht, daß ich mich mit Ihnen schlagen werde — nimmermehr werde ich die Hand gegen Sie erheben. Halten Sie mich für schuldig — hier ist meine Brust — so durchbohren Sie mich; allein ich kämpfe nicht mit Ihnen!«

Der Greis winkte mit der Hand und seine Bewegung war so gebieterisch, daß der junge Kriegsmann keinen weiteren Einspruch wagte, sondern willenlos gehorchte, wie ein Kind seinem Zuchtmeister.

Zum erstenmal in seinem Leben bedurfte Victor de la Fare keines Bedienten zu seiner kurzen Toilette; im Nu war er angekleidet, er stand ja vor einem Manne, der von ihm Rechenschaft für das Blut seines Kindes heischte, und das grause Schauspiel einer unbeugsamen väterlichen Entrüstung nahm alle seine Sinne gefangen.

Liéval verbarg Degen und Schießgewehre wieder unter seinen Mantel und Beide verließen des Kapitäns Wohnung. In einem Wagen vor dem Hause warteten ihrer die nöthigen Sekundanten — mit Blitzesschnelle waren sie außerhalb der Stadt.

An einem abgelegenen Orte wurde gehalten, man stieg aus und in wenigen Minuten waren die Degen bloß.

Neuerdings versuchte der Kapitän Erörterungen.

Herr von Liéval schwieg hartnäckig.

»Nun denn,« sagte de la Fare, »ich erkläre noch einmal, daß ich mich nicht schlage. Meine Herren« — fuhr er, gegen die Zeugen gewandt, fort — »der Herr Baron ist mein Oheim, war der vertraute Freund meines unglücklichen Vaters — ist ein gebrechlicher Greis — es scheint, daß ich die Veranlassung zu dem Tode seiner Tochter war — kann die Ehre verlangen, daß ich ihn mit Willen tödte, da er von mir Genugthuung für einen unwillkürlichen Mord verlangt?«

— Allerdings müssen Sie sich schlagen, Kapitän — antwortete der eine von den Gefragten, indem er die Pistolen lud — wählen Sie die Waffen.

Verzweiflungsvoll langte Victor nach einer Pistole.

Die Entfernung wurde gemessen, die Signale verabredet und alle jene abscheulichen Vorbereitungen getroffen, welche dem unsinnigen und verruchten Gebrauche eines Duells voranzugehen pflegen.

Der Baron nahm seinen Posten, fünfzehn Schritte von dem Kapitän.

»Sie sind der Beleidigte, Sie haben den ersten Schuß,« bemerkte Victor mit erzwungener Ruhe.

Herr von Liéval hob die Waffe, zielte lang — der Schuß knallte.

De la Fare stand unverletzt.

»Die Reihe ist an mir,« rief der Kapitän mit gepreßter Stimme, und schoß in die Luft.

Die Sekundanten traten vor und erklärten glückwünschend, daß der Ehre beider Theile vor den Augen der Welt genug geschehen sey.

Die Blicke des Barons funkelten grimmig — er trat ebenfalls zu seinem Gegner.

»Victor de la Fare,« schrie er mit donnernder Stimme, und erhob die Rechte über sein Haupt: »Fluch über Dich, Mörder meines Kindes — ewiger Fluch!«

Und wie ein Sturm war er verschwunden.

Tages darauf spülten die Wellen der Mosel einen Leichnam ans Ufer — und es war der Kapitän de la Fare, der bei einer Lustfahrt unversehens ausgeglitten, über Bord gefallen und ertrunken war.

Der Baron von Liéval aber kehrte nicht mehr in sein Hotel zu Paris zurück, man hat nie wieder Etwas von ihm gehört. Sein letzter Wille hatte die Armen zu seinen Kindern gemacht.

Ein Besuch bei der Mutter Napoleon's.

Von Mery.

Die Charwoche von 1834 wird zu Rom in langem Andenken bleiben. Nie hatte Rom seit Brennus Zeiten so viele Gallier gesehen: die Idiome der Seine, der Loire, der Rhone und der Durance durchkreuzten sich von der Brücke Aelius bis zu dem Grabe der Tochter des kretensischen Crassus. Auf dem Kapitolium sahen die Hunde und die Gänse uns freundlich zu, wie wir über der Plateform einhergingen, wo Kastor und Pollux die Wache halten. Freilich kamen wir dießmal nicht, um den Tempel des Jupiters vom Kapitol in Brand zu stecken, um die Senatoren auf ihren curulischen Sesseln zu massakriren, oder um die Gräber des Romulus und Numa's über den Haufen zu werfen. Wir kamen, friedfertige und fromme Pilger, Gallier, welchen man den eisernen Ring und die Francisca genommen hatte, ohne Anführer, ohne Eroberungsgeist nach Rom, uns nicht mehr der geheiligten Standarte mit dem zum Aufsluge bereiten Hahn erinnernd.

Wir trafen in Bürgercenturien unter einem unerhörten Lärm von Wagen und Pferden über die Straße von Anxur, über den trasimenischen See, über die Schluchten von Etrurien, über die alterthümlichen Domainen von Porsena, und über das tyrhenische Meer in Räder-Galeeren, welche gleich Vulkanen rauchten, ein. Es war ein unermeßliches Zusammenströmen gleich wie bei den olympischen Festen; es war als ob die ganze Welt von Rom zur Einweihung eines Circus, einer Naumachie, eines Grabes eingeladen worden wäre. Die Gasthöfe waren überfüllt mit Barbaren, die Pferde waren nicht alle unterzubringen, und die Aermsten unter dieser allgemeinen Pilgerfahrt hatten ihre thönernen Hausgötter unter die Hallen der Götter gestellt.

An dem Tage, wo ich mit zweien meiner beßten Freunde dort ankam, hatte Rom uns nicht ein einziges Bett anzubieter; doch verursachte mir dieß ein ganz angenehmes Gefühl; denn nun brauchte ich meine Ankunft zu Rom nicht durch die vulgaire Fürsorge für die Gasttafel und das Schlafzimmer zu profaniren. Unterkommen gibt es genug; so zehn Stätten von Schlafgemächern unter den Bogen der Wasserleitungen, Nachtlager, welche großmüthig dem Ersten dem Besten angeboten werden, der da ankommt, große Karavanserais von Alkoven, die in Ruinen noch dauerhafter sind als unsere neuen Denkmäler. So war meine erste Sorge bald beschwichtigt. Wenn die sechstausend Häuser, von welchen Ovid spricht, mir die Gastfreiheit einer Nacht verweigerten, so wußte ich mir schon zu helfen: ich streckte mich unter einer Decke von Epheu, auf irgend einer von einer Ruine herabgefallenen Granitmatratze aus, oder ich erstieg das Kapitolium, hüllte mich wie Cäsar in meinen Mantel ein, und legte mich, glücklicher als er, auf einige Schritte von der Statue des Pompejus unter dem Alkoven schlafen, den Michel Angelo für mich gebaut.

Es war schon spät, doch ging ich in Rom spazieren, wie wenn ich Zeitlebens darin gewohnt hätte, so bekannt war mir die Stadt. Ich hatte mein bescheidenes Reisematerial unter dem Peristyl Antonius des Frommen gelassen. Verzeihung, Antonio! sie haben aus deiner Basilike ein Zollhaus gemacht! Ich hatte nur meinen Mantel mit mir genommen, denn die Nacht war kühl, und aus einer Straße in die andere kreuzend, war ich bis zum venetianischen Platz, am Fuße des Kapitoliums gelangt. Dort machte ich Halt.

Sieh, da ist ja, sagte ich zu mir selbst, die Via-San-Romovaldo, die zur französischen Gesandschaft führt; dort ist der Palast von Venedig, ein hehres Gebäude, aus einem Brocken des Kolisäums aufgeführt; und dort...., ei freilich... dort an der Ecke des Korso und des freien Platzes, da ist... der Palast der Mutter Napoleons!

Da habe ich mich denn hingestellt und das imposante Gefängniß angeschaut, in welchem die berühmteste aller Mütter schlummerte, die Frau, welche der Tod vergessen zu haben scheint, diese so majestätische Ruine in der Stadt der Ruinen! Der Platz war menschenleer: der Mond erhellte ihn mit seinem milden Lichte; der venetianische Palast, zur Hälfte im Schatten, zur Hälfte von dem Monde beleuchtet, stand mit seiner ernsten Bauart, seinen düsteren schrägelaufenden Mauern, seinem Karniese in Kastellmanier in einem sonderbaren Kontrast mit der italienischen Zierlichkeit der anderen Gebäude. Nichts war meiner Stadt Rom minder ähnlich als diese Dekoration des öffentlichen Marktes. Ein Glockenlaut drang von der Höhe eines Thurmes bis zu mir: es war die Glocke des Kapitoliums; das Murmeln des Erzes rollte eine Zeitlang längs den Mauern des venetianischen Palastes hin, dann trat wieder eine hehre Stille ein. Weder das Majestätische dieser Stille, noch die Glocke, die vom Kapitolium zu mir sprach, noch das ferne Tosen der großen Gewässer, die Rom tränken, noch der volle Mond, wie Rom ihn so gerne hat, und für welches dieß Gestirn nur geschaffen zu seyn scheint: nichts von alle dem versetzte mich in dieser so sehr ersehnten ersten Nacht in die Träumereien des Alterthums, in die glühende Extase, worauf ich mich Zeit meines Lebens vorbereitet hatte: ich dachte nur an die Frau, die Napoleon das Leben gegeben; ich war gewissermaßen stolz darauf, sagen zu können, daß ich in dieser Nacht der einzige Mensch sey, der den Namen dieser Frau vor dem Hause ausspräche, in welchem sie schlief, zu einer Stunde, wo der Traum ihr vielleicht ihren Sohn und ihren jungen Enkel, den unglücklichen Prinzen, welchen die Glocke dieses Kapitoliums so wie die Kanonen im Hotel der Invaliden als König begrüßt, lebend zeigte. Von Zeit zu Zeit, wenn die Strahlen des Mondes nicht mehr auf die Fenster des Palastes fielen, folgte ich den Bewegungen eines Lichts im Innern, welches plötzlich irgend einen prächtigen Salon, irgend ein glänzendes Tafelwerk, irgend ein großes Gemälde erleuchtete oder am Plafond den Schatten eines Treppenabsatzes in riesiger Größe kreisen ließ. In dieser kindischen Neugierde lag ein großer Reiz für mich, ich fühlte mich so glücklich bei meiner Spionerie, daß ich nur fürchtete, eines der großen Fenster möchte sich aufthun und ein phantastischer Majordomo erscheinen, der mir auf Italienisch ein Perge viam zuriefe. Auch war ich in Angst vor den Sbirren; man hatte mir so viel von den Sbirren vorgesprochen; mein Weilen in solch ungehöriger Stunde auf diesem Platze mußte den Sbirren verdächtig erscheinen: aber es ließ sich kein Sbirre sehen. Die römische Freiheit ließ mich die ganze Nacht auf dem venetianischen Platze verträumen. Die edle Nachtwache, die mich auf den Besuch des folgenden Tages vorbereitete!

An dem Tage, wo ich Florenz verließ, hatte der Prinz von Montfort mir ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Ritter Bohle zu Rom mitgegeben. Dieß Schreiben war mir von hohem Werthe, denn ich durfte hoffen, daß es mir Zutritt bei der Mutter des Kaisers verschaffen würde. So ging ich denn eiligst zu Herrn Bohle. Ich fand bei ihm die freimüthigste Herzlichkeit; er sagte mir, ich könnte in allem über ihn verfügen, was in seinen Kräften stände. Ich hätte Sie gestern um eine Gefälligkeit bitten können, sagte ich zu ihm, aber es war zu spät. Ich habe Rom von dem Universum überlaufen gefunden, und bin das Opfer dieser Reaktion geworden: ich bin bei der römischen Gastfreiheit zu kurz gekommen und habe die Nacht mit Lustwandeln zugebracht. Heute haben meine Freunde, meine Reisegefährten, ein Etwas aufgespürt, das wie ein Logis aussieht, zum Miethpreise von täglich zwanzig Franken. Ich würde nun mit Dank Ihr gütiges gastfreies Anerbieten annehmen, aber es ist mir unmöglich, mich von meinen Freunden zu trennen; doch hätte ich wohl ein anderes Anliegen: der Prinz von Montfort, so herablassend, so gütig gegen alle Franzosen, welche der Weg durch Florenz führt, hat mich zu der Hoffnung berechtigt, der Mutter Napoleon's vorgestellt zu werden... Wie! rief Herr Bohle sogleich feurig aus, das versteht sich! Sie sollen die Kaiserin Mutter noch heute sehen; heute? — nein, aber morgen, morgen, verlassen Sie sich darauf; ich werde morgen früh bei Ihnen vorkommen; geben Sie mir Ihre Adresse...

Herr Bohle stellte sich pünktlich ein.

Auf dem Wege nach dem venetianischen Platze sagte er mir etwas, das recht rührend für mich war und worauf ich als Franzose stets stolz seyn werde: Rom, sagte er zu mir, hat gegenwärtig Besuch von der gesammten reisenden Aristokratie Preußens, Englands und Deutschlands; täglich suchen Personen von hoher Geburt um die Gunst nach, nur einen Augenblick bei der Kaiserin Mutter zugelassen zu werden; aber Sie begreifen wohl, daß so viele Besuche, meistens aus Neugierde, ihr bei dem Zustande der Schwäche, in dem sie lebt, höchst

lästig seyn müßten. Auch hat sie den weisen Ausweg ergriffen, niemand vor sich zu lassen; aber sobald ich Ihren Namen, den Namen eines Franzosen, genannt habe, hat sie sogleich erklärt, es würde ihr ein großen Vergnügen seyn, Sie zu empfangen.

Wir kamen zu dem venetianischen Platze.

Was mir zuvörderst auffiel, als ich den Palast eintrat, das war die Stille, welche in einer so prachtvollen Wohnung herrschte. Die Treppe war menschenleer; ich kam durch einsame Gemächer und Gallerien. Herr Bohle öffnete eine Thür und führte mich unter Nennung meines Namens in einen ganz von der Sonne beleuchteten prachtvollen Saal ein; in der Ecke des Kamins saß eine Frau in halbliegender Stellung auf einem ausgezogenen Sessel: es war die Kaiserin Mutter. Ein Lächeln verbreitete sich über ihr majestätisches Gesicht; sie wiederholte meinen Namen und wies mir links von ihr einen Sessel an. Ich setzte mich.

»Sie kommen von Florenz, nicht wahr?« sagte sie zu mir; »Sie haben meine Kinder gesehen, ich weiß es: Ludwig ist krank gewesen; was macht er jetzt?«

— Der Graf von Saint-Leu schien mir ziemlich wohlauf zu seyn; ich hatte nur einmal die Ehre, ihn zu sehen.

»Und Julie?«

— Die Frau Gräfin von Survilliers kann sich noch immer nicht ganz erholen; ihr Haus leidet noch von dem so neuen Trauerfalle. (Fortsetzung folgt.)

Stuttgart im November.

Hr. Dobler. Dem. Carl. Dem. Haus.

Die Türken sollen einmal in ihrem Leben die Heimath verlassen und nach dem Grabe des Propheten wandern; Schauspieler und Sänger sind einem ähnlichen Gesetze unterworfen, sie müssen einmal in ihrem Leben den Zopf hinaufschlagen, um dereinst selig entschlafen zu können, nur suchen sie in der Regel nicht das Grab, sondern die Propheten selbst auf — die Propheten mit vergoldeten Händen und dem Lehnstuhle für kommende Tage. Die bequemsten Lehnstühle zeigen unsere Hoftheater, drum wandern die deutschen Künstlerkaravanen auch so fleißig dahin, als die gläubigen Mohammedaner nach den Moscheen von Mekka und Medina. Und dennoch unerachtet durchgehends anerkannt ist, daß jeder brave Schauspieler einmal in seinem Leben durchgehen muß — namentlich der von Talenten begünstigte — dennoch gibt es Leute, die die große Lärmkanone losbrennen, wenn wieder ein Künstler die Prophetenwanderung angetreten hat. Auch bei Ihnen hat man über Dobler's Spaziergang nach Stuttgart getobt, man hat sein stilles Scheiden ein fluchwürdiges Vergehen genannt und nicht bedacht, daß wir einen Bassisten haben mußten und Dobler seinen Propheten sehen wollte. Ihn mochten freilich die vergoldeten Hände und der Lehnstuhl nicht locken, denn diese Güter hätte er auch am Main haben können, ihn lockte das Stillleben der Heimath, ihn reizten die befreundeten Hügel und die trauten Töne seiner schwäbischen Landsleute. Es möchte nicht Jeden gelüsten, das geräuschvolle Leben von Frankfurt mit unserm halbstummen Parterre zu vertauschen — aber wer weiß, daß die Trappisten nur Memento mori zu sagen pflegen, der wird sich schwerlich mehr wundern über die Todesstille in ihren Klöstern; jede Sache wird nach und nach zur Gewohnheit. Allerdings scheint es oft, als wären die Hände unserer Theaterbesucher in die Tasche gefroren, aber dennoch ist es eine Unwahrheit, wenn man behauptet, Dobler sey bei uns mit strafender Kälte aufgenommen worden. Die heimliche Entfernung betrachtete man nicht als etwas Unerhörtes — man nahm es so hin als eine allgemeine Unart und freute sich über die Acquisition eines Sängers, dessen Talent darum nicht zurückweicht, weil Dobler so undankbar war, ohne p. p. c. aus dem Weichbilde Frankfurts zu entweichen. In einem Ihrer Blätter nennt man diese Geschichte einen Schwabenstreich, und wir Schwaben sollten ihn nicht vergeben. Das ist der erste Schwabenstreich, der uns Gewinn bringt! — Großen, wenn es so fortgeht, freilich auch nicht, und zwar einmal, weil man mit den früher angestellten Bassisten hier nicht umgehen kann, wie ehedem die Spartaner mit den ausgewachsenen Kindern umzugehen beliebten, und dann, weil unsere Opernmitglieder häufig auch das Klima auf dem Bauplatze nicht ertragen können, um mit Meister Kluck zu sprechen. Rollenrecht und Krankheit, diese ewig nagenden Würmer eines geordneten Repertoirs, stehen der öftern Benützung Dobler's bis jetzt feindlich gegenüber. Der Gouverneur in Fidelio, Bertram in Robert der Teufel, Kaspar im Freischütz und Dionys in der Bürgschaft waren bis jetzt seine bedeutendsten Partieen. Unser Publikum glaubte, Hrn. Dobler am meisten als Bertram auszeichnen zu müssen. (Ueber die Oper »Bürgschaft«, nach Schiller's Gedicht bearbeitet und von Lindpaintner komponirt, behalte ich mir die Beleuchtung bis nach der zweiten Vorstellung vor.) Ob Mad. Dobler hier auftreten wird, das gehört für mich zu den eleusinischen Geheimnissen. Sänger, welche lange Zeit kein bestimmtes Engagement gehabt haben, pflegen auf dem Theaterzettel die bedeutendste Bühne anzuführen, bei der sie vor so und so viel Jahren drei bis vier Wochen zufällig fixirt gewesen sind. Ich habe vor Kurzem ein solches Subjekt kennen gelernt, das sich »herzoglich würtembergischer Hofsänger« nannte, weil es unter dem Herzog Karl aushülfsweise auf drei Monate bei der Stuttgarter Bühne angestellt war. Die bekannte Sängerin Dem. Carl erschien im vorigen Monate hier gleichsam avant la lettre — der erste wohlgelungene Abdruck der europäischen Gesammtbühne — schlechtweg Dem Carl. Das war groß und dennoch bescheiden, denn das Geringste, was sie hätte von sich sagen können, wäre gewesen: Erste Sängerin von Europa — da dieselbe höchstens in der Lappmark nicht gesungen hat. Ihr erstes Auftreten war nicht von dem glänzenden Erfolge begleitet, dessen sich die späteren Darstellungen erfreuen durften. Dem. Carl sang zuerst die Donna Anna. Die Höhe konnte hier durchaus nicht genügen; sie entbehrte völlig der erforderlichen Kraft — und eben von der unzureichenden Kraft mag es auch herrühren, daß unser Gast in der Arie aus D zu tief sang. Dem. Carl muß die Freiheit haben, bei den obern Tönen Verzierungen anzubringen. Dann gelingt ihr auch das Unglaubliche in Durchführung der gegebenen Partieen. Das hat sie als Desdemona und als Amenaide bewiesen. Die halsbrecherischsten Koloraturen, die gewagtesten Sprünge erscheinen in ihrem Vortrage als leichtestes Spielwerk und wo die Sängerin nach Willkür mit dem Thema umspringen darf, da wird sie auch den Tadel verstummen machen und gerne wird man der Schönheit ihres Gesanges die verdiente Huldigung angedeihen lassen. Man muß ihren Geschmack bewundern und anerkennen, daß ihre Bildung der neuesten Schule Ehre macht. Da Dem. Carl indessen die dramatische Bedeutung in der Komposition da und dort zu umgehen genöthigt ist, so mag ich gerne dem Urtheile mancher Kritiker im Auslande beistimmen, welche derselben ihren Platz hauptsächlich im Konzerte anweisen. Eine Sonderbarkeit erlaube ich mir noch hier herauszuheben und zwar die, daß Dem. Carl mimisch oft gerade das Gegentheil von dem ausdrückt, was sie nach dem Sinne der Dichtung ausdrücken sollte, so daß ihr Gesicht eine Tyrannenmiene annimmt, wo es ein Kosen auszusprechen hat, und umgekehrt. Aehnliche Ungereimtheiten werden auch in ihren Stellungen bemerkbar. Dem. Carl ist jetzt nach München abgegangen, von wo aus sie in wenigen Wochen zurückkehren wird, um ein sehr bedeutendes Engagement bei der hiesigen Bühne anzutreten.

An demselben Tage, an welchem Dem. Haus hier die Alice sang, bekamen wir durch ein Frankfurter Blatt die Nachricht, daß dieselbe ihren Kontrakt mit der hiesigen Hofbühne gebrochen habe und in Frankfurt angekommen sey. Spiegelfechterei der Hölle! Doppelgängerei und Dobelgängerei, Stoff zu einer Hoffmann'schen Novelle und einem Saphir'schen Wortwitze. Dem. Haus ist jetzt allerdings abgereis't und das bezieht sich allerdings auch auf ihren Kontrakt, sie hat nämlich kontraktmäßig in jedem Jahre einen Urlaub anzusprechen, und diesen benutzt sie heuer zu Gastspielen in Braunschweig. Voilà tout!

Bald mehr. August Zoller.

Theateranzeige.

Samstag, den 15. November. Richard Löwenherz, Oper in 3 Abtheilungen; aus dem Französischen von André, Musik von Gretry. Vorher geht: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel in einem Akt; nach dem Französischen, von Th. Hell.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baurhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, № 189. 15. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Bär von Krain. *)

Aus dem: „Forget me not“ für 1835.

(So romantisch die Ereignisse der nachfolgenden Erzählung auch scheinen mögen, so verbürgen uns dennoch die Chronisten des Landes, und die Ueberreste der Denkmäler der Epoche, in welche sie fallen, die Wahrheit derselben. Anmerk. des Forget me not.)

An einem Winterabende saß Kaiser Maximilian beim frohen Gelage, umgeben von den Großen seines Hofs. Die Nacht war schon weit vorgerückt und der schäumende Becher kreis'te noch wacker umher. Den gepriesenen Schönheiten des Tages wurden, der Reihe nach, Gesundheiten ausgebracht, wohlgewürzt mit Anspielungen auf die galanten Abenteuer damaliger Zeit und jeder neue witzige Einfall erhöhte die Fröhlichkeit der Gäste. Die Kaiserin selbst, so hieß es, blieb nicht verschont, zu solcher Vermessenheit hatte der edle Ungarwein die Zecher, zu solcher Nachsicht den Monarchen vermocht. Im Lehnsessel, mit goldgesticktem Felle ausgeschlagen, neigte sich sorglos der Kaiser, und spielte mit der Hand in dem hübschen Lockenhaar eines Pagen, der ihm zur Seite stand, während er mit lächelndem Munde der Erzählung einer reizenden Baronin von Ebersdorff lauschte. Da erhob sich ein plötzlicher Lärm vor der Thüre des Gemachs. Wie von unsichtbarer Macht auseinander gesprengt, wichen die beiden gewaffneten Hüter des Eingangs: und herein trat ein Ritter von hoher Gestalt, ein zottiges Bärenfell über den Brustharnisch gewunden, mit kühnem Tritt die Halle durchschreitend. Drei Schritte vor dem Kaiser blieb er stehen.

»Wer ist der so keck Eindringende,« rief der ergrimmte Herrscher, »der es wagt, auf solche Art in meiner Gegenwart zu erscheinen, und meine Wachen zu mißhandeln? — Weiß er, vor wem er steht?«

»Er weiß es,« erwiederte kurz der Fremde. »Ihr seyd der Kaiser; und wenn es meine Pflicht ist, Euch als Oberhaupt des Reichs Gehorsam zu leisten, so ist es die Eure, mir Gerechtigkeit zu verschaffen, wenn ich deren bedarf. Und könnte ich wohl eine gelegenere Zeit für mein Gesuch finden, als die, wo Ihr, frei von Sorgen und Geschäften, nichts Wichtigeres zu thun habt, als Becher zu leeren und Kurzweil zu treiben?«

Erstaunt und zornsprühenden Blickes übersah Maximilian den ihn umgebenden Kreis. »Will mir Keiner sagen,« rief er aus, »wer dieser seltsame Bittsteller ist; der wie aus den Wolken herab gefallen hier vor uns erscheint, und so übermüthig spricht, als ob er — Gott verzeih' mir! — ein Wähler des heiligen römischen Reichs sey?«

Ein bejahrter Ritter, der, ungeachtet reichlicher Libationen, dennoch einige Geistesgegenwart übrig hatte, brach endlich das Schweigen. »Mein kaiserlicher Herr,« sprach er, »wenn der, einigermaßen wilde, Anzug dieses kühnen Ritters nicht schon an und für sich denselben kenntlich machte, so würden Benehmen und Rede es außer Zweifel setzen, daß es der edle Herrmann sey, der Freiherr von Lueg, gewöhnlich genannt der Bär von Krain!«

»Ich fange an zu begreifen,« sprach der Kaiser; »der Bär hat sein Lager im Walde verlassen, angelockt durch den Dampf unserer kaiserlichen Küche. Freiherr von Lueg, Euer kleines Schloß liegt weit von Wien; welches dringende Bedürfniß hat Euch zu dieser Reise vermocht? — Ist es Hunger oder Kälte? — Oder haben ein paar Räuber Euer Besitzthum mit Sturm genommen und seyd Ihr gekommen, uns um ein paar Dutzend unserer Mannen zu bitten, die Euch zur Wiedereroberung Eures Erbtheils behülflich seyn sollen?«

»In meinem Schlosse leiden wir weder Hunger noch Kälte,« erwiederte der entrüstete Herrmann. »Wenn es Eurer Majestät gefallen sollte, dasselbe mit einem Besuche zu beehren, so verpflichte ich mich, Euch und Euer Gefolge mit frischem Fleische, grünem Gemüße und saftigem Obste zu bewirthen, in dieser strengen Jahreszeit, wo, wie ich hier bemerke, die Tafel Eurer Majestät bloß mit Backwerk und gedörrtem Obste besetzt ist. Was den Angriff von ein paar Räubern auf mein Schloß betrifft, so bedürfte ich so wenig der Hülfe Eurer Majestät in einem solchen Falle, daß ich, im Gegentheil, mich nicht fürchten würde, dasselbe gegen Eure Majestät selbst zu vertheidigen, im Falle Euch in den Sinn kommen sollte, es zu belagern und wäre es auch mit Eurer ganzen Armee.«

Ein lautes und allgemeines Gelächter erschallte als Erwiderung auf diese Erklärung des Ritters. Maximilian selbst, trotz aller Mühe, konnte sich nicht enthalten, in die allgemeine Lust mit einzustimmen. Herrmanns Auge schoß Blitze auf die ganze Versammlung; und als sein Blick auf den Kaiser fiel, war es bemerkbar, daß Ehrfurcht für den Herrscher allein, den Ausbruch seiner Entrüstung zurückhalten konnte. Der Monarch fühlte endlich, daß die Würde seines Ranges durch diesen Auftritt litt, und nahm einen derselben angemesseneren Ton an, als er von Neuem die Rede an den Ritter wandte.

»Hoher und mächtiger Freiherr von Lueg,« sprach er, »der Ihr im Besitz solcher gewaltigen Schätze und einer Festung von so außerordentlicher Stärke seyd, was könnt Ihr von Händen zu erbitten haben, schwach wie die unsrigen?«

»Ich hab' es ausgesprochen, kaiserlicher Herr — Gerechtigkeit! — Gerichtigkeit an einem Eurer Vasallen, der mir tiefe Schmach angethan!«

Der Kaiser runzelte die Stirne. »Gerechtigkeit,« murmelte

*) Die englischen Almanache für das nächste Jahr enthalten mehre treffliche Erzählungen, die wir den verehrten Lesern des Konversationsblattes in möglichst ansprechender Uebertragung mitzutheilen das Vergnügen haben werden. S — r.

er; »dieses ewige Wort, Gerechtigkeit, ist stets in Aller Munde. Hört man sie, so sollte man glauben, der Herrscher, nachdem er den Thron der Cäsaren bestiegen, habe keine weitere Beschäftigung, als ihren Beschwerden immerwährendes Ohr zu leihen. Herrmann! Konntet Ihr denn nicht, nach dem Beispiel so Vieler Eures Standes, Euch selbst Gerechtigkeit verschaffen? — Und wofern nicht, denkt Ihr wohl, daß Ort und Stunde jetzt geeignet seyen, die Weisheit Unseres Urtheils auf die Probe zu stellen?«

Ernst erwiderte der Ritter: »Der Rang des Beleidigers verstattet mir nicht, Gerechtigkeit mit eigener Hand zu üben, ehe ich nicht zuerst die Wirkung einer Berufung an Euer kaiserliches Schiedsrichteramt erprobt. Was Ort und Stunde betrifft, so scheinen sie mir dazu geeignet, da Eure Majestät Kläger und Beklagte mit einemmal vernehmen, und Urtheil sprechen kann, denn mein Gegner befindet sich in Eurer Gegenwart.«

»Hier!« rief verwundrungsvoll der Kaiser; »Euer Feind hier! Wer denn ist er?«

»Seht ihn hier!« entgegnete Herrmann, auf einen Edlen deutend, der zu des Herrschers Rechten saß; »ich verlange Gerechtigkeit gegen den Großmarschall, den Grafen Pappenheim!«

»Pappenheim, Du hörst es!« rief der Kaiser aus. »Was für Gemeinschaft kann zwischen Dir und dem Bären von Krain seyn? — Womit hast Du ihn beleidigt?«

Der Großmarschall, seiner Gewohnheit gemäß, war der wenigst Nüchterne des ganzen Kreises. Bereits war er in einem mittleren Zustande zwischen Wachen und Schlafen befangen, wo es gleich beschwerlich ist zu hören, zu sprechen oder zu denken. Mit Mühe nur öffnete er daher, auf seines Gebieters fragende Anrede, die schweren Augen, heftete sie für einen Augenblick starr auf Herrmann, schloß sie wiederum, und antwortete mit stotternder schwerer Zunge: »Ich sah den Mann niemals in meinem Leben — Ich habe kein Gewerbe mit ihm!«

»Mehr als Ihr glaubt, Graf Pappenheim,« sprach Herrmann. »Mag seyn, daß Ihr mich nicht kennt; allein Ihr habt doch wohl das junge Mädchen nicht vergessen, das Ihr verflossenen Sommer aus dem Kloster zu Inspruck geraubt, und schimpflicherweise in Salzburg verlassen.«

»Ein junges Mädchen geraubt! Ist's wahr Pappenheim?« sprach milde der Kaiser zu seinem Liebling. »Bei meiner Treu, schon wieder einer Deiner wilden Streiche! wirst Du denn niemals vernünftig werden?«

Der Großmarschall raffte mit aller Macht den Rest von Besinnung, deren er noch fähig war, zusammen, und suchte aus dem Chaos, in welches der Wein sein Gehirn versenkt hatte, einige zerstreute Erinnerungen fest zu halten. Endlich schien es ihm gelungen zu seyn, indem er einen Versuch machte, seinem Gesicht ein Lächeln abzuzwingen und in halbverständlichem Tone murmelte: »In Salzburg! Ah, Ida, das reizende Mädchen! — Bei meiner Treu, ein hübsches Kind!«

»Diese Ida,« sprach Herrmann mit einer Stimme, als ob sie aus der Tiefe des Grabes hervortönte — »diese Ida, die ihre Schönheit in das, durch Euch ihr bereitete, Verderben gestürzt — diese Ida ist mein eigen Blut — mein einziges Kind — der letzte Sprößling des Hauses Lueg!«

(Fortsetzung folgt.)

Reise des Herrn Burnes in Indien.

(Nach dem Spectator von ...ff)

Noch wenige Reiseberichte sind uns zu Gesichte gekommen, die so viel Bemerkenswerthes und Eigenthümliches enthalten, als der, welchen Herr Burnes, in Diensten der ostindischen Kompagnie, dem Publikum kürzlich übergeben hat.

Die Erzählungen des Herrn Burnes sind höchst merkwürdig; man ist beinahe verführt zu glauben, die Straßen, welche er bereis't, seyen mit Rupien besäet, und seine einzige Beschäftigung sey nur, die köstlichen Steine einzusammeln; es würde zu weit führen, wollten wir alle die goldenen Armbänder, die Diamanten und Smaragde aufzählen, die ihm bei jedweden Aufenthalt seiner Reise dargeboten wurden. Die hierauf bezüglichen Stellen seines Werkes scheinen beinahe der »Tausend und eine Nacht« entlehnt.

Reich an Geschenken, berichtet Herr Burnes, zog ich in Lahore, der Hauptstadt von Punjab, ein, wo ich sogleich von einigen französischen Offizieren, welche die Truppen dieses Reiches auf europäische Art organisiren, bewillkommnet wurde. Die Straßen waren mit doppelten Spalieren von Fußgängern und Reitern besetzt; der Zulauf des Volks war ungeheuer, alle Fenster und Altane waren mit Neugierigen besetzt und allgemein herrschte die größte Stille. Beim Eintritt in den Vorhof des Palastes empfing mich der Rajah Dihan-Sieg, ein wohlaussehender Mann, und geleitete mich bis zu dem, von einer Eskadron Ghore-Schurras (Leibwache) des Maharaja, welche ein französischer Offizier im Dienste dieses Fürsten, Herr Allard, befehligte, besetzten Palastthore. Die Ghore-Schurras trugen sehr weite Kleider von grünem Seidenzeug; sie waren mit Lanzen, Karabinern, Pistolen und zum Theil mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Die Anführer waren von Kopf bis zu Fuß geharnischt; ihre Helme waren von polirtem Stahle und mit langen Federn geschmückt, ein glänzender Küraß bedeckte die Brust und ihre Schwerter strotzten von Gold. Viele reich geschirrte Elephanten trugen auf seidenen und mit Gold reich durchwirkten Schaberacken die vornehmsten Offiziere. In dem Hofe des Palastes sah ich auch eine Abtheilung Amazonen vorüberziehen, deren einzige Waffe ihre Schönheit war und die sie durch über das Gesicht herabfallende silberne Blätter uns zu entziehen strebten. Mehre derselben waren von auffallender Schönheit und herrlich gewachsen; ihre sehr schöne Tracht entsprach völlig der Lebensweise, welcher sie sich gewidmet hatten. Eine weiße Feder wogte an ihrem Turban; an der Spitze dieses Korps war die Favoritin des Maharaja zu bemerken, sie zeichnete ein scharlachrothes seidenes Kleid und ein mit Diamanten reich besetzter Turban vor den übrigen aus.

Als ich mich bereits im Innern des Palastes befand und eben im Begriffe stand, meine Schuhe auszuziehen, fühlte ich mich plötzlich von einem kleinen pockennarbigen Manne umarmt; es war der große Runjit-Sing, derselbe, dem es durch seine Charakterstärke gelungen war, alle unabhängigen Häuptlinge von Punjab sich zu unterwerfen, und der gegenwärtig der mächtigste Monarch in Indien ist. Auch seine beiden Söhne umarmten hierauf mich sowohl, als mein Gefolge. Runjit faßte zuvorkommend meine Hand und führte mich in seinen Palast. Unser Empfang daselbst war, man kann wohl sagen, ausgezeichnet schmeichelhaft für uns; der ganze Hof kam uns entgegen, uns zu bewillkommnen. Der Maharaja zeigte sich höchst leutselig und gesprächig; angelegentlichst erkundigte er sich nach dem König von England und nach Lord Bentink. Kurz darauf, als ich mich auf einen Ehrensitz niedergelassen hatte, zog ich aus einem goldenen Beutel das Schreiben des Königs von England an den Beherrscher von Lahore; ich überreichte es ihm, indem ich ihm anzeigte, daß der König ihm fünf treffliche Pferde, welche ich mit mir führe, zum Geschenk bestimmt habe.

Der Maharaja erhob sich lebhaft bewegt von seinem Sitze, und indem er das Schreiben aus meinen Händen nahm, drückte er das Siegel mit dem Wappen Großbritanniens an seine

Stirne und übergab es hierauf dem Uzik-u-Din, welcher anfangs sein Leibarzt, nunmehr aber sein erster Minister war. Uzik-u-Din übersetzte sogleich den Inhalt des Schreibens in's Persische und las ihn laut in Gegenwart des ganzen Hofes vor. Mehre Abgesandte benachbarter Staaten wohnten diesem feierlichen Akte bei.

Der Fürst von Lahore kann ungefähr vierzig Jahre alt seyn, er ist klein, mager und durch die Blattern einäugig, nichtsdestoweniger ist das ihm gebliebene Auge voller Kraft und Feuer. Seine Nase ist ein wenig aufgestülpt, und sein Kinn durch einen grauen Bart ehrwürdig. Ein langer herabhängender Schnautzbart gibt seinem Gesicht ein hartes und wildes Ansehen.

Wir lassen nun die Beschreibung eines Festes, welches Herrn Burnes zu Ehren gegeben wurde, folgen.

Die Zelte waren an dem Abhange eines von dem Flusse Sutleje dreihundert Fuß entfernten Hügels aufgeschlagen. Rings umher war der ganze Boden in einen Blumengarten umgewandelt; eine großartige Beleuchtung sendete ihr Licht den eben so geschmackvoll angeordneten als reich mit künstlichen Blumen und Guirlanden verzierten Gärten zu. Inmitten dieser Zelte entfaltete ein größeres zeltartige Gebäude eine Pracht und dermaßen aufgehäufte Reichthümer, von denen nur die herrlichen Beschreibungen der Paläste Harun-al-Raschids und des Königs Salomon einen Begriff geben können; der Erdboden war mit gold- und silbergestickten Teppichen belegt, prächtige Candelaber von massivem Gold erleuchteten das Innere, und im Hintergrunde befand sich ein goldenes Bett, mit unzähligen Diamanten, Smaragden und Saphiren ausgelegt.

Der Maharaja ließ mich an seiner Seite in dem Zelte niedersitzen, und die uns umgebende Gezelte hatten seine Kämmerlinge und Offiziere im Besitz. Alsbald erschienen die Amazonen, und einige derselben stimmten Gesänge an; diesen Gesängen folgten unmittelbar ziemlich unzüchtige Tänze. Während dieser Unterhaltung wurden beständig auf goldenen Schüsseln Zuckerwerk und Wein von Lahore zum Genusse umhergetragen; ferner wurden zwei große goldene Gefäße mit Goldstaub angefüllt herbeigeholt, und acht Amazonen, in zwei Geschwader sich theilend, warfen sich gegenseitig aus vollen Händen mit diesem Goldstaub; der Kampf hatte erst dann ein Ende, als diese kostbare Munition verbraucht war.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch bei der Mutter Napoleon's.

Von Mery.

(Fortsetzung.)

»Ach ja, die arme Charlotte! so jung verwittwet!... Und Hieronymus, und Karoline?«

— Der Prinz von Montford, seine Familie und die Frau Gräfin von Lipona genießen einer vollkommenen Gesundheit; es gibt in Florenz kein Haus, das den Franzosen angenehmer und gastlicher wäre, als die ihrigen.

»Ich weiß das, ich weiß das!... Werden Sie lange in Rom bleiben?«

— Ach nein, Madame, nur vierzehn Tage bis drei Wochen; ich muß eilen, nach Neapel zu kommen; ich reise eines Buches wegen, an welchem ich arbeite.

»Der Aufenthalt in Rom würde Ihnen schon gefallen.... man lebt hier lange, wie Sie sehen.... Ich wohne hier nun schon zwanzig Jahre.«

Ich konnte mich einer Ausrufung nicht erwehren, wie wenn mir das große geschichtliche Datum des Sturzes unsers Kaiserreichs fremd gewesen wäre, und so wiederholte ich denn mit erstaunter Miene:

— Zwanzig Jahre!

»Ja, mein Herr, zwanzig Jahre.«

Und dabei schüttelte sie mit dem Ausdruck einer melancholischen Erinnerung das Haupt.

Während einer ziemlich langen Pause, die ich nicht zu unterbrechen wagte, stellte ich einige ins Einzelne gehende Beobachtungen an.

Eine einzige Gesellschaftsdame war bei der Kaiserin Mutter; sie arbeitete an einer Stickerei. Der Saal war mit schönen Gemälden geziert, welche die Familie Napoleon vorstellten. Sie waren von unsern berühmten Malern unterschrieben und hatten den Gallerieen der kaiserlichen Residenz angehört. Nichts ist mir je rührender erschienen als diese ihrer Kinder beraubte und von deren Bildnissen umgebene illustre Mutter. Regungslos auf ihrem Sessel, schien sie mir leidend zu seyn, leidend durch physische Schmerzen, durch ihr Alter, durch ihre Erinnerungen, jedoch heldenmüthig resignirt. Ihr Gewand, das sie eng umschloß, ließ einen Zustand außerordentlicher Magerkeit ahnen; ihre Hände waren fleischlos; ihrem Gesichte war nur noch eine epiderme Blässe geblieben; ihre Augen schweiften aufs Gerathewohl umher, schienen aber der Sehkraft nicht beraubt zu seyn. Von dem Platze aus, wo ich saß, erblickte ich zugleich das unbewegliche Haupt der Mutter Napoleons und den hohen Thurm des Kapitoliums. Welch eine Zusammenstellung von Namen! Die Größe des römischen Reichs rang mit der Größe einer Frau: das Kapitol und die Frau hatten den erstaunungswürdigsten Machtantheil an den Schöpfungen gehabt, die nicht von Gott ausgegangen, und das Ungefähr menschlicher Revolutionen hatte der Frau einen Sitz in dem Schatten des römischen Monumentes angewiesen, um sie mir so vereint zu zeigen, mir, einem obscuren Pilger, der von dem Himmel und dem Geschicke nichts weiter als Augen, die bei diesem großen Schauspiel leicht überliefen, und ein energisches Herz, um es zu fühlen, bekommen hatte.

Als ihre Lippen sich mit Anstrengung wieder öffneten, um zu reden, da sprach sie das Wort Frankreich und den Namen ihres Sohnes aus. Bis dahin war sie eine gewöhnliche Frau gewesen, eine hochbejahrte Mutter, die sich ganz einfach bei dem Reisenden nach ihrer abwesenden Familie erkundigte. Aber nachdem erkannte ich an ihren Worten, an ihren Gesten, an der wunderbaren Energie, welche plötzlich dieß Skelett einer Frau durchzuckte, die Mutter von Napoleon! Besonders in einem Augenblicke erschien sie mir hehr und groß. Nein, es wird nie einem andern Menschen beschieden seyn, zu hören, was eine durch das Alter, durch den Schmerz, durch das Exil zusammengebrochene Frau sagte, und dieß mit einer Festigkeit der Betonung, mit einer Behaglichkeit des Ausdrucks, mit einer Kraft der Geberden, die man an einer Heldin von zwanzig Jahren bewundern würde. Ich will diese Worte nicht schwächen, indem ich sie niederschreibe, denn die Kälte des Buchstabens würde dem Erhabenen des Bildes Abbruch thun, auch glaube ich überdem weder das Recht noch die Verpflichtung zu haben, sie bekannt zu machen. Wenn diese Worte gesprochen worden sind, um geheim gehalten zu bleiben, so werde ich daran denken, daß ich sie wenige Schritte von dem Tempel vernommen habe, wo Rom die Statue aufgestellt hatte, die sich einen ausgestreckten Finger auf den Mund hielt. (Schluß folgt.)

Der physikalische Verein der freien Stadt Frankfurt.

(Fortsetzung und Schluß.)

»Die genannten Potenzen erscheinen uns durch die nähere Kenntniß derselben immer mehr als Thätigkeiten, als innere Bewegungen der Körperwelt, die sich gegenseitig bedingen und hervorrufen, und dadurch

einen lebendigen Kreislauf in der ganzen Natur erzeugen, der die unendliche Mannigfaltigkeit der Körper bedingt, die Ursache aller Vereinigungen und Trennungen und dadurch aller Metamorphosen in der Natur wird, und vielleicht selbst den Grund der meisten, wenn nicht aller körperlichen Qualitäten enthält.

»Seitdem der Mensch dem Vorgange nachforscht, wodurch die Körper ihre innerste Natur umwandeln, und seitdem durch unzählige Versuche im Trennen und Verbinden der Stoffe, die chemischen Kenntnisse heranwuchsen, blieb doch der wichtigste Punkt dieser Wissenschaft, den Grund der chemischen Anziehungen zu erklären, bis zu unserer Zeit ein Räthsel. Bei dem Mangel alles Gelingens, ein solches Prinzip zu finden, nannte man diese Anziehungen Wahlverwandtschaften, weil das Gesetz, welches alle diese Wahlen als nothwendige bestimmt, unentdeckt war.

»Die fortschreitende Wissenschaft hat erst in der letzten Zeit für diese unendlich vielen und unter sich mannichfach wechselnden Erscheinungen, ein allumfassendes Gesetz gefunden. Es heißt: Die Körper mischen sich in dem Grade, als sie elektrisch verschieden sind, oder was dasselbe ist: Chemische Affinität ist gleich elektrischer Differenz. Seit diesem Funde müssen wir den elektrischen Prozeß als das Wesen des chemischen ansehen, und die materiellen Veränderungen in den Stoffen, welche uns die Chemie zeigt, als das Resultat dieses dynamischen Prozesses.

»Wenn in dem eben angeführten Prinzip der Elektrochemie, die Kraft erkennbar wurde, durch welche die Körper sich chemisch verbinden, und das Gesetz, nach welchem diese Verbindungen geschehen, so lehrt uns das von Richter zuerst aufgefundene Gesetz der Stöchiometrie, daß auch zwischen den Quantitäten der sich verbindenden Körper ein bestimmtes Verhältniß existirt, ein Normalmaß für die sich durchdringenden Stoffe. Auch hier ist das allgemeine Gesetz ein sehr einfaches. Es heißt: das Volum eines Körpers verbindet sich mit einem Volum eines andern Körpers, oder mit dessen Multipeln. So verbindet sich 1 Kubikzoll Sauerstoffgas, mit 1 Kubikzoll Stickgas zu Stickstoffoxid; mit 2 Kubikzoll Stickgas zu Stickstoffoxydul, das gleiche Gesetz findet auch bei den Gewichtstheilen statt. Das Sauerstoffgas verbindet sich mit dem Kupfer im Verhältniß von $12\frac{1}{2}$ zu 100 als Kupferoxydul, im Verhältniß von 25 zu 100 zu Kupferoxid, und wie 50 zu 100 in Kupfersuperoxyd. Der Schwefel verbindet sich mit Eisen auf fünffache Weise, nämlich wie 1 zu 1, zu 4, zu 8, zu 12, und zu 16.

»Wie nur gewisse Töne zusammen Akkorde geben, und sie nur die ihnen harmonischen zum Mittönen anregen, so findet dieß auch bei den angeführten Mischungsverhältnissen Statt. Dort ist die Zahl der Schwingungen, hier der Grad elektrischer Spannung der Grund davon, und die verschiedenen Arten dieser Verhältnisse gleichen offenbar den verschiedenen Tonleitern.

»Diese 3 angeführten Entdeckungen der neueren Physik, die Stöchiometrie, die Elektrochemie, und der Elektromagnetismus stehen in einem tiefen inneren Zusammenhange. Sie eröffnen uns einen Blick, nicht bloß in das Gewordene, sondern in das Werden der Dinge, in die früher verborgene Werkstätte der Natur. Sie zeigen uns, daß ein dynamischer Prozeß allen materiellen Erscheinungen vorausgeht, lehren uns selbst die Art, wie jener diese hervorruft, so daß, nachdem wir das elektrische Verhältniß der verschiedenen Körper kennen, wir die chemischen Prozeduren voraus berechnen, und nachdem wir eine Reihe von Maßverhältnissen wissen, wir alle andere, und sonach die ganze Chemie dem Kalkul unterwerfen können. Sie lassen uns die große Mannichfaltigkeit der Erscheinungen auf das Walten weniger allgemeiner Naturkräfte zurückführen. Wie der denkende Geist aus den allgemeinsten Grundbegriffen ganze Gedankensysteme ableitet, so sehen wir auch die bildende Natur durch die allgemeinen Naturpotenzen die unendliche Fülle der körperlichen Erscheinungen hervorrufen. Die Thätigkeiten der Natur gleichen denen des Geistes. Sonst würde der Geist sie nicht zu erkennen vermögen. Denn zwischen dem völlig Ungleichartigen findet kein Verhältniß Statt.

»Werfen wir nun einen Blick auf die organische Natur. Zwei höchst wichtige Bereicherungen hat die Wissenschaft derselben in den letzten Jahrzehnten erst erworben, die nähere Kenntniß vom Entwickelungsgesetze des Organismus, und die von dem Zusammenhange, in dem alle organischen Bildungen unter einander stehen, wie ihn uns die vergleichende Anatomie zeigt. Das Entwickelungsgesetz lehrt uns, wie aus dem indifferenten Keime durch beständig neue Differenzirungen, immer neue Gestalten und Mischungen hervorgehen. Nirgends ist Stillestand, nirgends gewaltsame oder voreilige Aenderung, wo der Organismus sich normal entfaltet. Der Lebensprozeß schreitet fort, die verbrauchten Formen, die dem Individuum als Entwickelungsstufen dienten, sterben allmälig ab oder werden in andere verwandelt, aber erst wenn die neuen Entwickelungsformen von innen heraus schon gebildet und lebensfähig sind. Das Knospenblatt fällt erst ab, wenn die Knospe schon gebildet ist, die Kiemenbögen des Frosches obliteriren erst allmälig, wenn seine Lungen schon athmen können.

»Der ganze Organismus erkrankt, wenn die fortschreitende Entwickelung gehemmt wird, wie wenn die neuen Bildungen zu früh oder gewaltsam, also unharmonisch mit dem Leben des Ganzen hervortreiben. Dort entstehen Hemmungsbildungen oder Marasmus, hier Entwickelungskrankheiten oder unzeitige Geburten. Im gesunden Zustande sind Erhaltung und Fortbildung vereint, im kranken treten sie auseinander. Jedes ohne das andere ist ein Uebel.

»Die allgemeinen Bildungsgesetze, welche uns die vergleichende Anatomie zeigt, müssen wir als eine der größten Bereicherungen des forschenden Geistes anerkennen.

»Je höher die Stufe eines Organismus ist, je mehr Metamorphosen hat er zu durchwandeln. Hieraus ergibt sich der Parallelismus, der zwischen den Bildungsstufen eines organischen Individuums mit den niedriger stehenden Organismen besteht. So sind alle höheren, luftathmenden Thierarten, in früheren Lebensperioden Wasserthiere, während alle niedern Thiere dieß zeitlebens bleiben. Bis im Säugthiere herauf werden die Kiemenspalten der Fische im Embryozustande wiederholt. In der frühesten Daseynsform hat der Mensch weißes Blut wie die Weichthiere.

»Nach einem, diesem verwandten Gesetze finden wir bei den niederen Organismen oft Organe unvollständig gebildet, die erst bei den höheren ihre Ausbildung und ihre vollen Funktionen finden. Die Luftblase der Fische ist nur ein niederes Analogon von den Lungen der höheren Thiere. Wie die völlig gereifte Bildung eines Individuums nicht ohne seine früheren Entwickelungszustände zu begreifen ist, und diese nicht ohne jene, so ist auch die Organisation einer Thiergattung nicht ohne die der andern zu verstehen. Die Gesammtheit der organischen Bildungen stellt ein zusammenhängendes architektonisches Werk dar, in welchem die einzelnen Gebilde nicht bloß für sich, sondern für das Ganze eine Bedeutung haben. Die einzelnen Organismen verhalten sich selbst wie die Organe eines Gesammtorganismus.

»Dieses Gesetz, wie das der individuellen Entwickelung findet eine belehrende Anwendung auf viele Wissenschaften, namentlich auf Philosophie und Geschichte, indem ja im Reiche des Gedankens und der Freiheit nichts ohne die verschiedenen Entwickelungsstufen, nichts ohne den inneren organischen Zusammenhang aller intellektuellen und moralischen Kräfte, ein wahres Verständniß gibt. Manches was uns einzeln betrachtet als zufällig und zwecklos erscheint, wird als Entwickelungsstufe und im großen Zusammenhange der Weltgeschichte als nothwendig und zweckmäßig erkannt.

»Die Kenntniß der Natur ist wie sie selbst ein Entwickelungsmittel des Geistes.

»Als Resultat dieser nur kurz angedeuteten Skizze ergibt sich indeß doch wohl hinreichend, daß die Naturwissenschaften ein unersetzliches Mittel für allgemeine menschliche Bildung sind. Hierzu kommt noch, daß das Studium derselben der körperlichen Entwickelung höchst förderlich ist, daß dabei die Sinne geschärft, der Beobachtungsgeist geweckt und die Gesundheit des Leibes und der Seele erhöht werden, während nur zu oft bei andern Studien das Gegentheil von dem Allen erfolgt.

»Nach dem Gesagten erscheint es uns höchst wünschenswerth, daß die Elemente der verschiedenen Naturwissenschaften als allgemeines Bildungsmittel in allen höhern Unterrichtsanstalten gelehrt werden. Möge diese nun verjüngte Anstalt in reichem Maße ihren doppelten Zweck erfüllen, nützliche Kenntnisse allgemein zu verbreiten und höhere wissenschaftliche Ausbildung zu befördern.

»Die Mitwirkung der Freunde der Wissenschaften und die Theilnahme unserer Mitbürger lassen es uns hoffen.«

Louis Drouet.

Der erste Flötist Frankreichs befindet sich in Frankfurt. Wer unter unsern Musikliebhabern sollte nicht sehnlich wünschen, ihn zu hören? Wir zweifeln nicht, daß unsere Theaterdirektion alles dazu beitragen wird, diesen Wünschen zu entsprechen. S—r.

Theateranzeige.

Samstag, den 15. November. Richard Löwenherz, Oper in 3 Abtheilungen; aus dem Französischen von André, Musik von Gretry. Vorher geht: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel in einem Akt; nach dem Französischen, von Th. Hell.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 190. 16. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Bär von Krain. *)

Aus dem: „Forget me not“ für 1835.

(Fortsetzung.)

In tiefes Schweigen versank die ganze Versammlung, als sie diese Worte gehört, und als ob ein eisiger Frost sie zerdrückt, erstarb im Nu die Heiterkeit der muntern Zecher.

Das Antlitz des Kaisers wurde ernst, und seine Stimme feierlich und mild, als er die Worte an Herrmann richtete: »Ritter von Lueg, schwer ist die Klage, die Ihr gegen Unsern Großmarschall erhebt. Der Sache soll mit gewissenhafter Sorgfalt nachgeforscht werden; doch, wie Ihr selbst seht, ist Pappenheim in diesem Augenblick unfähig, sich zu vertheidigen. Erscheint morgen wieder, und wir werden uns über die Mittel berathen, wie diese schmerzliche Wunde zu heilen ist.«

»Und auf welche Art glaubt denn Eure Majestät, daß ein Streit wie dieser ausgeglichen werden kann?« frug mit heftiger Geberde der Ritter aus Krain.

»Wie anders, als indem die Genugthuung nach der Größe der Beleidigung und dem Range und Vermögen des Beleidigers bemessen wird,« erwiderte der Kaiser.

»Nur eine Genugthuung ist hier möglich!« schrie Herrmann auf. »Und, wehe mir! daß ich gezwungen bin, sie von einem Manne annehmen zu müssen, entwürdigt durch Ausschweifungen, wie der, den ich nun vor mir sehe! Allein die Ehre heißt jedes andere Gefühl verstummen. Eure Majestät hat aus dem Munde dieses Trunkenbolds das Eingeständniß seines Verbrechens und den Beweis meiner Beschimpfung vernommen. Hier braucht es keine Berathung und keinen Aufschub. Hier, auf dieser Stelle und in diesem Augenblicke wird Eure Majestät dem Grafen Pappenheim befehlen, meine Tochter, die er verführt und entehrt hat, vor den Altar zu führen.«

Eine minutenlange Stille trat ein, während welcher die Gäste heimlich untereinander flüsterten. Der Großmarschall richtete den stieren Blick bald auf den Kaiser, bald auf den Ritter, und schien plötzlich zu begreifen, was um ihn vorging; darauf brach er in ein lallendes Gelächter aus und mit schwerer Zunge rief er: »Ich! — Ida heirathen! — ha! ha! ha!«

Der Kaiser warf ihm einen zornigen Blick zu, und schien einen Augenblick unschlüssig was er beginnen sollte. Endlich wandte er sich zu dem Ritter mit einem Ausdruck fürstlicher Hoheit, der ihm, wenn es die Gelegenheit erforderte, zu Gebote stand, und sprach zu ihm, wie folgt: »Freiherr von Lueg, wäre es selbst völlig dargethan, daß Eure Klage wohl begründet — daß alle Schuld auf den Großmarschall allein ruht — daß Eure Tochter wirklich als Opfer einer, durch List vollbrachten, und im Treubruch triumphirenden, Verführung gefallen — und würde ich, alle Hindernisse übersehend, welche einer so ungleichen Verbindung in den Weg treten — Kraft meiner kaiserlichen Gewalt ihn zwingen, dieselbe zu vollziehen — er könnte mir doch nicht gehorchen. Pappenheim ist vermählt.«

Eine plötzliche Todtenblässe überzog das Antlitz Herrmanns von Lueg als er diese Rede vernahm. Seine Zähne knirschten wie in eisigem Fieberfrost, krampfhaft erzitterte seine riesige Gestalt, und ein dumpfer, unartikulirter Laut entwand sich seiner Brust, welcher die Versammlung mit Schauder erfüllte. Selbst Pappenheims Trunkenheit schien vor dem grimmigen Anblick seines wüthenden Gegners zu weichen. Bald erhob er sich von seinem Sitze, und starrte mit wirren Augen, und geöffneten blassen Lippen auf seinen Feind. Auf ein Zeichen des Kaisers hatten sich zwei der Wächter Herrmann genähert, der im furchtbarsten Kampf leidenschaftlicher Gefühle begriffen war, welche sich seiner, einige Augenblicke lang, mit unbezähmbarer Heftigkeit bemeistert hatten. Nach der gewaltsamsten Anstrengung gelang es ihm endlich, die Sprache wieder zu finden, und seine, durch den wilden Sturm der Leidenschaft anfänglich unzusammenhängende Rede wurde immer vernehmlicher, je länger er sprach, und seine Stimme ertönte immer lauter, und wilder, und gellender, als wie der Ruf zum Kampfe im Toben und Brausen der Schlacht.

»Vermählt! — Ungeheuer! — meine arme, arme Ida! — verloren! — für immer verloren! — also keine Genugthuung mehr! — keine Gerechtigkeit mehr! — aber Blut! — Rache! — niederträchtiger Verführer! Verdank' es dem Heiligthum dieses Palastes, daß dieser Augenblick nicht der letzte Deines Lebens ist! Ich fordre Dich heraus! — Graf von Pappenheim, ich fordre Dich heraus zum Kampf auf Leben und Tod, auf ebener Erde oder zu Rosse, mit Lanze, Schwert und Dolch! Nimm hin mein Kampfesunterpfand — es sey Dir Bürge deines nahen Falles!«

So sprechend hatte Herrmann den schweren eisernen Handschuh vom Arme abgestreift, und, nachdem er geendigt, schleuderte er denselben mit ungeheurer Kraft in das Antlitz des Großmarschalls. Der Wurf war so heftig, daß Pappenheim taumelnd in die Arme Maximilians sank, indem sein Blut stromweise über die kaiserlichen Gewänder hinabfloß. Das Gewicht des furchtbaren Eisenhandschuhs hatte seine linken Schlafe zertrümmert. Für einen Augenblick durchzuckte ihn ein konvulsivischer Schmerz — dann ersteiften seine Glieder — und an Maximilians Brust lag die Leiche seines Günstlings. Unter Geschrei des Schreckens und Entsetzens sprangen die Gäste von ihren Sitzen, und ihre nächste Bewegung war dem Mörder nach, um ihn zu ergreifen. Allein er war entschwunden. Einer der Wachen erhob sich eben mühsam von dem Boden, auf den ein Stoß ihn hingeschleudert hatte; und der

---

*) Die englischen Almanache für das nächste Jahr enthalten mehre treffliche Erzählungen, die wir den verehrten Lesern des Konversationsblattes in möglichst ansprechender Uebertragung mitzutheilen das Vergnügen haben werden. S — r.

andere Gewaffnete wankte noch immer betäubt von dem Schlage, den ihm der fliehende Herrmann ertheilt. Einige eilten in die Vorhalle, in der Hoffnung, des Ritters noch habhaft werden zu können, ehe es ihm gelingen möchte, durch die Wachen am Thore des Palastes zu dringen; allein man entdeckte bald, daß er die Gemächer durch eine Thür betreten hatte, welche, den Haupteingang vermeidend, außerhalb des Palastes führte, und, gewöhnlich verschlossen, nicht mit Wachen besetzt war, so daß er völlig ungehindert entweichen konnte.

Am folgenden Morgen schmetterten die Trompeten der Herolde durch die Straßen Wiens, und verkündeten eine Belohnung von vierhundert Golddukaten Jedem, welcher den Ritter Herrmann von Lueg, Mörder des Großmarschalls, todt oder lebendig, überliefern würde. Befehle wurden gleichfalls abgesandt an die Statthalter und Räthe der Städte des Reichs, sich seiner zu bemächtigen, wo man ihn auch fände. Das Leichenbegängniß des Grafen von Pappenheim wurde mit größter Pracht gefeiert, und in der St. Stephanskirche ein Grabmal zu seinem Gedächtniß aufgerichtet, welches noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Ein Monat ging vorüber, ohne daß man etwas vom Ritter aus Krain vernommen hätte. Nach Ablauf dieser Zeit erhielt die kaiserliche Kanzlei folgenden Bericht des Befehlshabers des Bezirks Laybach:

»Den Nachrichten zufolge, welche ich erhalten habe, ist Ritter Hermann von Lueg vor ohngefähr drei Wochen durch diese Stadt gekommen. In seiner Gesellschaft befand sich ein junges Mädchen, welches die Reise hinter ihm auf demselben Pferde machte. Sie wurden des Morgens, wenige Meilen von dieser Stadt, auf dem Berge, von zwei Einwohnern von Idria gesehen. Das Pferd, von Mattigkeit erschöpft, war gestürzt; Herrmann hatte es eben verlassen, und trug in einer Hand sein Gepäck, mit der andern stützte er ein junges Mädchen, die sehr schwach und krank zu seyn schien, und welche die Bauern für seine Tochter gehalten haben. Sie verloren endlich die Reisenden auf den sich windenden Pfaden, die nach dem Schlosse Lueg führen, aus dem Gesicht.

»Als ich dieses erfahren hatte, schickte ich sogleich einen Unteroffizier mit zehn Soldaten ab, um den Mörder in seiner Höhle zu ergreifen. Der Unteroffizier ist noch nicht zurück, und bloß ein einziger seiner Gefährt n ist diesen Morgen angekommen, und berichtet die nachstehenden außerordentlichen Umstände:

»Obschon das Schloß Lueg nur eine Tagereise von hier entfernt ist, so waren die Abgeschickten nicht im Stande, vor dem zweiten Abend den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. Die Schwierigkeit, um diese Jahreszeit auf Wegen, die im Schnee vergraben liegen, durch düstre Wälder gehauen, und an steilen Abgründen hingeführt sind, vorwärts zu schreiten, war theilweise die Ursache dieser Verzögerung; allein sie wurde noch um vieles vermehrt durch die unumgängliche Nothwendigkeit, Führer zu suchen, und die große Schwierigkeit, solche ausfindig zu machen. Die Bauern aus der Nachbarschaft, welche den Zweck der Expedition vernahmen, entflohen bei der Annäherung der Soldaten, und bloß Weiber blieben zurück, welche versicherten, daß das Schloß uneinnehmbar wäre, und von überirdischen Mächten vertheidigt würde. Endlich wurde ein junger Bauer mit Gewalt an die Spitze der Abtheilung gestellt, und gezwungen, den Weg nach der Festung zu zeigen. Als die Soldaten am Fuße des Felsens, auf dem das Schloß steht, angekommen waren, begannen sie sogleich den schmalen und gefährlichen Weg zu erklimmen, der zum Haupteingang führt, allein kaum waren sie eine kurze Strecke vorgeschritten, so hemmte ein Schneewall von furchtbarer Höhe, der sich quer über den Pfad ausbreitete, ihren Weg. Während dem sie beschäftigt waren, ein Mittel ausfindig zu machen, um über diese Schranke wegzukommen, hörten sie plötzlich ein Getöse über ihren Köpfen, und als sie aufwärts blickten, sahen sie (so sagt der Mann) eine Anzahl Bären, welche wüthend im Schnee scharrten, und den Angreifenden gleichsam eine Art Herausforderung entgegenbrüllten. Während ihre Aufmerksamkeit auf diesen befremdenden Anblick gerichtet war, entfloh der erschrockene Führer, und der gerettete Soldat bekam vom Unteroffizier den Befehl nachzusetzen. Diesem verdankte er sein Leben; denn in demselben Augenblick, wo er des Bauers wieder habhaft wurde, stürzte der Schneewall hinter ihm zusammen, und eine berghohe Lavine überdeckte seine unglücklichen Gefährten. Er behauptet, daß zur selben Zeit das fürchterliche Gebrüll der Bären gleich einem Siegesgeschrei gewesen, und daß er die Thiere wie Schatten nach dem Gipfel des Felsens habe fliegen sehen. Auf diese fürchterliche Scene, welche das Werk eines Augenblicks war, folgte eine schauerliche Stille, und die beiden einzigen Ueberlebenden eilten zurück, um mir Bericht abzustatten. Ueberall auf ihrem Wege bestärkte die Erzählung dieses sonderbaren Ereignisses die erschrockenen Bauern in ihren frühern Glauben, daß das Schloß Lueg von übernatürlichen Wesen beschützt sey.« —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei der Mutter Napoleon's.

Von Mery.

(Schluß.)

Es that mir Noth, wieder auf ein gewöhnliches Thema der Unterhaltung zurückzukommen; denn alles, was ich Geschichtliches hörte, that mir von den Lippen der Frau weh, in deren Schooße sich die Geschichte verkörperte. Es würde mir nicht möglich seyn, den Eindruck wiederzugeben, als sie über ihr Kind mit mir sprach, als sie auf die kleinen Nebenumstände des Privatlebens, auf die häuslichen Anekdoten einging, wovon die ernste Geschichte schweigt, und die eben deßhalb so vielen Reiz haben. Ha! das Klima dieser korsischen Insel muß die äußere Haut ihrer Kinder zu Erz machen und ihre Intelligenz bis zu ihrer Todesstunde verewigen; denn in diesem Frauenkörper, dessen materieller Mechanismus der Bewegung in Stockung gerathen zu seyn scheint, kocht noch ein so heißes Blut, sprudelt noch eine solche Macht moralischer Eigenschaften! Die Muskeln sind schwächer geworden, die Nerven abgespannt; das Fleisch lös't sich auf, weil die Ressorts der physischen Organisation nur ihre gewisse Zeit vorhalten; aber es ist wundersam, zu sehen, wie sehr bei dieser Frau der Geist in Stärke auf die Ruinen der Materie strahlt, wie sehr die Hinfälligkeit sich unter der Kraft der Begriffe, des Worts, der Empfindungen, der Erinnerungen verjüngt. Und hat sie nicht Dinge erlebt, die an dem Mark des Lebens zehren? Hat sie nicht oft für ihre Söhne zittern müssen, als in der ewigen kaiserlichen Schlacht von fünfzehn Jahren alle Kugeln von Europa auf sie geschleudert wurden? Hat sie nicht die ganze Stufenleiter der gewaltigsten Gemüthsbewegungen, bis zu ihr unerhört in der Geschichte des Mutterberufes, seit dem Kanonenschuß der kaiserlichen Salbung, seit dem Te Deum in Notre-Dame, bis zu den Dies irae von Waterloo und St. Helena, durchmachen müssen? Darnach, es ist noch nicht lange her, hatte sie den größten Theil dessen, was ihr von einer hehren Anhänglichkeit geblieben war, auf das schönste aller Menschenkinder, auf den Sohn ihres Sohnes übertragen; sie jeden Morgen mit dem Winde, welcher vom Kapitolium her weht, ihre mütterlichen Küsse dem Könige von Rom zusendend. Ihr war nie zu Theil geworden, was sonst das grämliche Alter der Großmütter zu erfreuen pflegt — auch nur ein einzigesmal ihren Enkel in die Arme zu schließen.

Man sagt ihr zuweilen etwas von ihm in's Ohr; man sprach von ihm zu ihr, und sie erbebte dann vor Freuden, die arme Frau! Eines Tages sprach man nicht von ihm zu ihr.... Da hat sie sagen können: »O Ihr, die Ihr diesen traurigen Weg wandelt, seht, ob es wohl einen Schmerz gibt, der dem meinigen gleich wäre!« Niobe, Rahel, Maria, alle trostlosen Mütter sind nun ihre Schutzpatroninnen: doch ist sie dem Kummer nicht erlegen! Männlicher als ihr Sohn auf dem Felsen St. Helena, hat sie sich an den tarpejischen Felsen angeklammert; die Verzweiflung hat sie nicht hinuntergestürzt; sie hat lange leben wollen, die Stirn mit der Krone des Unglücks belastet; sie hat lange mit den starken Trümmern ringen wollen, die sich auf der anderen Seite des Berges befinden. Das Fleisch ist abgestorben, aber das Leben hat sich in den Geist geflüchtet. Täglich geht der Genius des Todes, wenn er mit seiner Sichel an die Phocassäule schlagen will, unter dem kaiserlichen Fenster weg und verneigt sich. Für diese Frau hat der Herbst keine Fieber mehr, für sie liegen die pontinischen Sümpfe trocken. Man möchte sagen, daß Rom mit all seiner Macht der Erhaltung die Mutter umgibt, welche den Helden unseres Jahrhunderts geboren hat.

Ich hörte sie unter dem Anlauf dieser Ideen reden; sie kamen mir nicht einzeln, methodisch geformt, nein mit einemmale, alle aus einem Stück, wie eine Flamme mit tausend Strahlen. Und ich fragte mich, wie es komme, daß ich so glücklich sey, hier zu seyn, der Depositair der höchsten Reflexionen dieser Frau; unter welchen Ansprüchen ich ihr zur Linken sitze, wie ein Vertrauter, während das Pflaster des Platzes unter dem steten Donner so vieler glänzenden Equipagen erdröhnte, die überall in Rom vorfahren durften, nur nicht vor der Schwelle dieses Palastes. Auch däuchte mir, nach einer mehrstündigen Unterhaltung, daß mein Besuch die Gränzen der Schicklichkeit übersteige, und so erhob ich mich, um fortzugehen.

»Sie wollen schon gehen?« sagte sie zu mir im Tone der höchsten Güte; »Sie wollen wohl zu den Funktionen der heiligen Woche?«

— Ja, Madame, ich gehe zur sixtinischen Kapelle.

»Haben Sie Fesch gesehen?«

— Ich hatte noch nicht die Ehre.

»Ha! ich will Sie ihm empfehlen! es wird Ihnen viel Vergnügen machen, ihn kennen zu lernen; er wird Ihnen seine schöne Bildergallerie zeigen. Glauben Sie in der sixtinischen Kapelle einen Platz zu bekommen?«

— Ich hoffe es, wenn ich zeitig hingehe.

»Hätten Sie Zeit gehabt, Fesch zu besuchen, so würde er Ihnen einen Platz haben anweisen lassen; aber er ist eben etwas unwohl, und ich glaube selbst, daß er deßhalb heute nicht fungiren wird.«

— Ich werde es mir angelegen seyn lassen, dem Kardinal Fesch gleich nach Ostern einen Besuch abzustatten.

»O ja, ja, dann hat er auch mehr Muße.«

Sie grüßte mich mit der Hand; ich verbeugte mich, indem ich einige unzusammenhängende Worte des Dankes herstammelte. Ihr Sekretär, ein französischer Offizier von vielem Geiste und einnehmendem Wesen, Herr Robagli, der um die Mitte unserer Unterhaltung herzugekommen war, begleitete mich bis an die Thür und sagte zu mir: »Nun, wie haben Sie sie gefunden?« Ich antwortete nur durch stumme Zeichen des Erstaunens und der Bewunderung.

Erlöser von einem Glücke, das mir zu schwer geworden war, so schwach bin ich, dergleichen Krisen zu ertragen, stieg ich langsam und unter Anstrengung die Straße des Korso aufwärts. Von ungefähr auf die Straßenecke della Murate blickend, wurde ich eines Theaterzettels ansichtig. Er verkündigte die bevorstehende Eröffnung des Theaters di Valle mit der Oper der Liebestrank von Donizetti. Zum erstenmal in meinem Leben blieb ich unempfindlich bei der Ankündigung einer ersten Vorstellung einer neuen Oper. Ich mußte ein anderes Schauspiel, einen anderen Schauplatz haben. Ich ging durch die krummen Straßen, welche von dem Agonalzirkus auslaufen, auf die St. Peterskirche zu. Der Tag war ganz für den Gram über eine große Trauer geeignet; Rom hatte einen Flor angelegt; seine tausend Glocken waren stumm; sein Volk strömte zu den Kirchen; es war Charfreitag. Der Zufall hätte meinen Tag nicht besser wählen können: mir waren all die Wehklagen des Propheten, all das Gewimmer der hebräischen Gesangssprache willkommen als Accompagnement des inneren Grams. Als ich in die Peterskirche eintrat, da entsprach ein schauerlicher Orgelton meiner Stimmung; eine Stimme sang in der Kapelle des Chors, und in dem Ausruf der sonoren Latinität, welcher unter dem Gewölbe einherrollte, unterschied ich den melancholischen Vers: Sie weint, und es kommt niemand, sie zu trösten!

Reise des Herrn Burnes in Indien.

(Nach dem Spectator von ...ff)

(Schluß).

Später ließ Runjit-Sing kleine Kisten, welche Edelsteine enthielten, bringen, zeigte mir den Koh-i-Nur, oder Berg des Lichtes, einen der größten Diamanten, die es gibt, und welchen er von dem Schach-Shouja, entthronter König von Cabul, erbeutete. Man kann sich kaum etwas Herrlicheres denken, als diesen Stein, er ist von dem schönsten Wasser, und so groß, als die Hälfte eines Hünereies. Er wiegt drei und eine halbe Rupie, und man hat mich versichert, sein Werth übersteige drei und eine halbe Million Franken. Der Koh-i-Nur ist in ein Armband gefaßt und zu beiden Seiten desselben befindet sich ein Diamant von der Größe eines Sperlingseies. Runjit schien sehr zufrieden, uns seine Edelsteine zeigen zu können, unter andern auch einen sehr großen Rubin, zwanzig Rupien schwer; die Namen mehrer Könige waren auf diesen Stein eingegraben. Auch sahen wir einen ungeheuren Topas, der eilf Rupien wog und so groß als eine halbe Billardkugel war. Diesen Topas hatte Runjit-Sing mit zwanzigtausend Rupien (80,000 Franks) bezahlt.

Nachdem die Sendung bei dem Beherrscher von Lahore beendigt war, besuchte Herr Burnes die andern Höfe des Indus, dann drang er nach dem Innern Asiens vor, und durchstreifte Cabul, die Tartarei und Persien. Es würde uns zu weit führen, wenn wir dem Reisenden genau folgen wollten; wir werden uns hier nur beschränken, seinen höchst interessanten Besuch der Grabmäler von Mani-Kyala, welches nach diesem Reisenden das alte Taxilla ist, zu beschreiben.

Bei meiner Ankunft in Mani-Kyala, erzählt Herr Burnes, war ich erst im Stande, die Anstrengungen des Herrn Ventura und die Ausdauer zu würdigen, deren es bedurfte, in die Gruft einzudringen, die gegenwärtig der Wißbegierde der Reisenden offen steht, und in welcher er in einem in einen Steinblock gehauenen Gemache im Fundament des Gebäudes drei cylinderförmige Kapseln von Gold, von einer unbekannten Mischung, und von Eisen, eine in der andern eingeschlossen fand.

In der goldenen Kapsel, die mit einer schwarzen, dem Straßenkoth ähnlichen und mit Glasscherben gemischten Flüssigkeit angefüllt war, befanden sich zwei Münzen. Auch andere ähnliche Alterthümer fanden sich bei Untersuchung des Gebäudes vor und die Eingebornen versicherten, auch menschliche Gerippe darin gefunden zu haben. Die Lage des Grabmals überraschte mich sehr. Es liegt mitten in einer weiten Ebene

und auf eine Entfernung von sechszehn Meilen ist es schon bemerkbar.

Glücklicher als andere auf Entdeckungen nach Cabul ausgegangene Engländer, die daselbst nur wenig auffanden, kam ich in Besitz einer sonderbaren Antike, nämlich eines Rubines, welcher einen häßlichen, fratzenhaften Kopf mit langen Ohren vorstellt. Eine andere Entdeckung, die ich machte, war die eines ovalen Karneols, worauf eine weibliche Figur mit einer Blume in der Hand ausgeschnitten ist, die Gewänder derselben sind meisterhaft drapirt und ist das Ganze von trefflicher Ausführung. Ungeachtet der verschiedenen Muthmaßungen über die Lage von Mani-Kyala stehe ich nicht einen Augenblick an, es für das alte Taxilla zu halten, weil Arrian ausdrücklich behauptet, es sey dieß die volkreichste Stadt zwischen dem Indus und dem Hydaspes gewesen. Ich war so glücklich, an den Ufern des letzteren Flusses zwei gegen einander über liegende Städte zu entdecken, in denen ich Nizeum und Bucephalia des Alexander zu erkennen glaubte.

Es finden sich mehre andere Denkmäler derselben Gattung, wie diese Gruft in der Gegend von Mani-Kyala. Dasjenige, welches nahe bei der Stadt Ravill-Pinsi steht, hat viel gelitten. Am Fuße des Berges Himalaya, ungefähr 27 Meilen östlich vom Indus an der Nordseite einer Hügelkette, befindet sich das Grabmal von Belar, das jetzt sehr baufällig ist; es ist größer als das von Mani-Kyala, wenn gleich es nur 53 Fuß hoch ist, das ist, 20 Fuß niedriger, als das vorhergehende. Dieses Grabmal von Belar ist vor langer Zeit durchsucht worden und seine innere Einrichtung ist der des andern durchaus ähnlich, ebenso sind die darin gefundenen Münzen ganz dieselben.

Fünf Meilen von der Stadt Peshawar habe ich ein anderes Grabmal besichtigt, das wohl hundert Fuß hoch gewesen seyn mag, es war aber ganz zerfallen.

Ein anderes wohl erhaltenes Grabmal ist in Groß-Khyber, jenseits von Cabul, aber ich konnte nicht dahin gelangen. In Peshawar wurde mir versichert, daß acht bis zehn dieser Bauwerke sich in der Gegend dieser Stadt befänden, und dieß nach dem Lande Siafir zu. Da ich an jenen beiden Grüften eine senkrecht nach dem Mittelpunkte des Gebäudes gehende schachtartige Vertiefung wahrnahm, so wurde ich auf den Gedanken geleitet, diese Grüfte möchten wohl Gräber eines indischen Fürstengeschlechtes, welches ehedem in Oberindien herrschte, gewesen seyn und später der Dynastie der Bactrier oder ihren Nachfolgern, den Indo-Scythen, deren Arrian erwähnt, zum Begräbnißorte gedient haben.

Mannheim, im November.

Es ist für Ihr beliebtes Blatt bestimmt nicht uninteressant, über hiesige Kunst, Wissenschaft und das gesellige Leben bisweilen Nachricht zu erhalten. Mannheim hat Bedeutung in den Annalen der Kunst; Iffland hat hier seine Kränze geflochten, und hier war es, wo der große Schiller seine poetische Laufbahn antrat. Nachdem bei uns das Feld der Kunst lange Zeit brach lag, sproßen aus demselben auch wieder einmal Blüten hervor, welche, wenn sie so fortgedeihen sollten, den Frühling Iffland's in unsere Mauern zurückriefen. Sie wissen, daß wir Hrn. Lachner aus Wien seit geraumer Zeit in unserer Mitte haben. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Berichte Näheres über die Leistungen dieses ausgezeichneten Musikers mittheilen. — Die Opern sind bei uns an der Tagesordnung. Am 2. d. M. ertönte die »Fremde« und am 9. d. »Fidelio« von den Brettern herab. In beiden Opern bewährte Mad. Pirscher ihre Virtuosität. — Seit einigen Wochen gibt Hr. Wolf, Regisseur des Königstädter Theaters zu Berlin, auf der hiesigen Bühne Gastrollen. Er trat am 3. d. M. zum erstenmal als Franz Moor in den Räubern auf. Es ist bekannt, wie falsch diese Rolle von vielen Schauspielern, sogar von Meistern, aufgefaßt, und zur Karikatur metamorphosirt wurde. Hr. Wolf scheiterte zwar in der ersten Scene mit dem alten Moor an der nämlichen Klippe, befriedigte uns aber vollkommen in den »Vernichtungsscenen« des letzten Akts und offenbarte ein schönes dramatisches Talent. Den 6. d. M. trat er zum zweitenmal als Gottlieb Koke in Ziegler's »Parteienwuth« auf. Auch hier gefiel er. — Döring gastirt gegenwärtig in Karlsruhe. — Seit den ersten Tagen dieses Monats trat an die Stelle des eingegangenen »Mannheimer Stadt- und Landboten« ein neues Blatt unter dem Titel: »Robert der Teufel, Unterhaltungen für das Theaterpublikum;« dieser Teufel hat sich zu seiner Haupttendenz die Kritik der hiesigen Bühne vorgesetzt, will aber doch nebenbei sein Publikum mit Novellen und »klassischen« Gedichten unterhalten. Fünf Nummern, die bis jetzt herauskamen, sind recht hübsch ausgestattet. In meinem nächsten Briefe sollen Sie einige Skizzen über unser geselliges Leben erhalten.

G. B.

Mannigfaltigkeiten.

(Wirkungen einer Ohrfeige.) Wie sich aus Anführungen in Hitzig's »Archiv für Kriminalrechtspflege,« 1833, 1, nach ärztlichen Zeugnissen ergibt, kann eine Ohrfeige den Tod eines Menschen herbeiführen. Daß sie auch in weitern Kreisen tödtlich werden und in ihren Folgen selbst das Leben eines Staates vernichten kann, hat an dem Raubstaate Algier die Geschichte von 1830 gelehrt. Aber es gibt auch ein Beispiel in der Geschichte, daß auf dem Gebiete der Wissenschaften eine Ohrfeige die gegentheilige Wirkung gehabt und das bestehende geistige Leben vervielfältigt und erhöht hat. Denn, wenn man auch nicht sagen kann, daß ohne eine Ohrfeige die Entstehung der Universitäten Leipzig, Ingolstadt und Krakau gar nicht Statt gefunden haben würde, so ist doch eine Ohrfeige die Veranlassung dazu geworden, daß grade damals, wo sich Tausende von Studirenden von der Universität Prag trennten und theils nach Leipzig, theils nach Ingolstadt und Krakau zogen (1409), auf diese Weise der Strom des wissenschaftlichen Lebens von Prag nach drei Seiten sich theilte und so das Gebiet desselben, gewiß zum Heile der Wissenschaften und des geistigen Lebens der Menschheit, vermehrte und erweiterte. Wie nämlich eine, von einem aus Prag mit nach Leipzig ausgezogenen Lehrer in lateinischer Sprache abgefaßte, zur Kenntniß der Geschichte dieser Universität bis in 1460 lehrreiche, auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindliche Schrift besagt, hat eine von einem böhmischen Lehrer einem deutschen Studenten gegebene Ohrfeige, bei den überhaupt schon damals in Prag bestandenen Reibungen zwischen der deutschen, baierischen und polnischen Nation einerseits und der böhmischen andererseits, den Auszug der Studirenden jener drei Nationen aus Prag gegen Ende des Jahres 1409 wenn nicht veranlaßt, doch wenigstens beschleunigt und damals, wo er Statt fand, herbeigeführt. Das Ganze ist ein neuer Beleg zu der bekannten Wahrheit, daß aus Kleinigkeiten oft Großes hervorgeht.

(Die große Bartnoth.) Wegen einer Narbe, die Franz I. von Frankreich am Kinne hatte und nicht gern sehen lassen wollte, ließ er sich den bis dahin kurz getragenen Bart lang wachsen. Bald trugen die Hofleute, dann die Bischöfe, hierauf fast alle Männer lange Bärte. Aber der lange Bart fand auch so heftige Widersacher wie nachher die Perücken, besonders unter den Geistlichen und Rechtsgelehrten. Die Domkapitel wollten keinen Bischof mit langem Barte anerkennen, und es gelang oft nur durch unmittelbares Einschreiten der königlichen Gewalt, wenn sie nachgaben. Die Sorbonne erließ ein förmliches Verdammungsurtheil der langen Bärte und verbot sie allen Geistlichen; non deferant barbas et veniant tonsi, schloß sie ihr Dekret. Das Parlament billigte die Pariser Bluthochzeit, aber verdammte den langen Bart. Kein Advokat, kein Mitglied dieses Gerichtshofes durfte unbarbirt kommen. Bis zu Ende des 16. Jahrhunderts und darüber dauerte der Streit über den langen Bart, bis Ludwig XIII. den Thron bestieg und ihn endigte, indem er, ein halber Knabe, noch keinen Bart hatte. Eine Menge Schriften erschienen pro et contra, de vel radenda vel alenda barba; die wichtigsten, schrecklichsten Ereignisse, wie die Pariser Bluthochzeit z. B., waren nicht im Stande, die große Frage zu verdrängen, ob ihn Rechtsgelehrter und Geistlicher tragen dürfe oder nicht.

(Was in den Sternen geschrieben steht.) »Mad. Fischer-Achten gefällt auf der Berliner Hofbühne allgemein; man hofft, sie für die Oper zu gewinnen.« — So steht's im Komet, Nro. 178.

Theateranzeige.

Sonntag, den 16. November. Die Nymphe der Donau. Zweiter Theil. Romantisches Volksmährchen mit Gesang in 3 Abtheilungen; Musik von F. Kauer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nº 191. 17. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Auge der Geliebten. Von M. G. Saphir.

Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es geschämig sich hebt und den lieblichen Wimper lichtet von dem glänzenden Ovale; wenn es, verzagt suchend den Gegenstand seines Liebens, scheu herumirrt, und süß erschreckt zurückflieht, wenn es den Liebenden gefunden; wenn es dann willig folgend dem Zuge des Herzens sich wiederum hebt, und spähend der Blick schwimmet in mild aufdämmernder Sehnsucht! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es der verschlossenen Lippe zuvoreilt im beredsamen Geständniß, wenn die bläuliche Flamme verkündet, daß in dem Herzen verborgen ruht der Schatz beglückender Liebe; wenn der schimmernde Demant im Zauberringe ausstralt den Glanz der Erhörung; wenn unter den freundlich-gewölbten Brauen hervorquillt der liebliche Aether des Blickes, und das süße Bekenntniß aus des Auges offenem Himmel niedertropft, wie der Thau von dem verschwiegenen Busen der Nacht! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn durch seinen wolkigen Himmel sich schlängeln die Blitze des Zürnens, wenn die grollenden Blicke zucken durch das dunkle Gespinnst wie Weberschiffchen durch das Kunstgewebe des Meisters; wenn in dem südlichen Himmel des Auges plötzlich auflodert das Nordlicht des Zornes, wie Schwerter und Sicheln, und dann versöhnt zusammenfließen zur lieblichen, zur friedlichen Dämmerung und zum jungen Morgenroth der Liebe! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn angeregt vom gefühlvollen Herzen die Thräne des Mitleids es trübet, so wie die klare Quelle sich trübet, wenn der Herzkern der Erde erbebet; wenn die Thräne, das tropfbare Echo der Seele, ihr nasses Gewand wickelt um die Schönheit des Auges. Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Am schönsten und am heiligsten zugleich ist das Auge der Geliebten, wenn es voll Andacht sich hebet im frommen Gebet; wenn es, zum Himmel gewandt, schimmert im verklärenden Licht des Gebetes; wenn der fromme Blick aufsteigt aus seiner reinen Muschel, wie die Lilie aus jungfräulichem Boden; wenn seinem stummen Blicke entblühet ein Gebet voll Innigkeit und Demuth, voll Religion und göttlicher Liebe: wenn in seinem schimmernden Ring sich malt der tiefe Himmel des Glaubens; wenn das Kreuz, das Fundament eines jeden Sterns, in seinem Sterne erglüht in inniger Andacht; wenn es den sanften gläubigen Blick wehmüthig heftet an den großen, blauen Gnadenbrief des niewankenden Himmels! O wie schön und heilig ist dann das Auge der Geliebten, und wer es sah in diesem Momente, dem ist ein schöner Tag, ein langer Tag des Lichts und der Seligkeit, ein Tag der Versöhnung mit sich selbst aufgegangen, und in seiner Sterbestunde wird das Auge der Geliebten wie ein Leitstern ihm vorschweben auf dem lichtlosen Pfade, denn schön ist das Auge der Geliebten!

Der Bär von Krain.

Aus dem: „Forget me not“ für 1835.

(Fortsetzung.)

Nach Empfang dieses Berichtes sendete der Hofkriegsrath unverzüglichen Befehl an den Militärgouverneur von Krain, das Schloß Lueg zu belagern, dasselbe durch Feuer und Schwert zu vertilgen, und alle, die innerhalb seiner Wälle gefunden würden, ohne Ausnahme fest zu machen.

Allein ehe noch dieser Befehl an ihn gelangt war, hatten sich Dinge ereignet, die noch weit außerordentlicher waren als die bereits erzählten, und noch weit mehr beitrugen, die Nachbarschaft in dem Glauben an den Einfluß geheimer Kräfte zur Unterstützung des Schlosses zu befestigen.

Am Morgen, nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Expedition, fanden die Einwohner von Wipach, einem Dorfe in Oberitalien, links am Wege der von Udine nach Laybach führt, und über zwölf Meilen von Lueg entfernt, auf der Eingangstreppe der Kirche, auf dem Marktplatze, zehn schlafende Männer. Ihrer Kleidung zufolge waren es Soldaten der kaiserlichen Leibwache; allein es war unmöglich, nachdem man sie erweckt hatte, eine Erklärung von ihnen zu erhalten, aus welcher Ursache sie das venetianische Gebiet betreten, das damals im tiefsten Frieden mit dem Kaiser war. Da sie sehr hinfällig und erschöpft zu seyn schienen, so befahl die Ortsbehörde, ihnen Erfrischungen zu reichen, und ließ sie den folgenden Tag auf einem Wagen nach Adelsberg, der nächsten kaiserlichen Stadt, bringen, wo sie vor den Kommandanten des Schlosses gebracht wurden. Zu seinem höchsten Erstaunen ergab es sich, daß es der Unteroffizier und die neun Soldaten waren, welche man seit zwei Tagen unter dem Schnee des düstern Thals von Lueg begraben glaubte.

Indessen war es unmöglich irgend einen zusammenhängenden, oder genügenden Bericht ihres sonderbaren Abenteuers aus ihnen herauszubekommen. Obschon einzeln vernommen, erklärten sie einstimmig, daß sie durchaus nicht wüßten, auf welche Art sie nach Italien gekommen, da sie von dem Augenblicke an, wo sie der herabfallende Schnee ihrer Sinne beraubt, auch nicht mehr das geringste Bewußtseyn gehabt hätten, von dem, was mit ihnen vorgegangen. Sie schienen eben so sehr erstaunt über das Ereigniß und ihren gegenwärtigen Zustand, als die sie Befragenden. Einer von ihnen erzählte, als dunkle und flüchtige Erinnerung eines bösen Traums, er sey in der Hölle gewesen, wo er Teufel um ein großes Feuer habe tanzen sehen, und gezwungen worden wäre, brennende Flüssigkeit zu verschlucken, und alle waren fest über-

zeugt, daß sie unter dem Einflusse böser Geister gestanden, welche sie endlich durch die Luft getragen und auf dem Marktplatz zu Wipach abgesetzt hätten.

Der Gouverneur indessen, der sich wenig um diese abergläubischen Gerüchte kümmerte, machte Anstalt, seine erhaltenen Befehle zu vollziehen und rückte in Person mit einer Abtheilung Soldaten zur Belagerung von Lueg heran. Er hatte zwei leichte Feldstücke bei sich, Falconnets genannt, welche erst kürzlich in Aufnahme gekommen waren, und traf alle möglichen Anstalten, um sein Lager so gut zu verproviantiren, als es die Strenge der Jahreszeit und die Unfruchtbarkeit des Landes nur immerhin gestatteten.

Das Schloß Lueg ist in einer ungeheuren Höhlung erbaut, welche die Natur in die Vorderseite eines senkrechten Felsens gebildet hat, ohngefähr auf zwei Drittheile der Höhe desselben, und, mit Ausnahme der östlichen, von allen Seiten von demselben geschützt. Von dem beinahe unersteiglichen Gipfel des Berges, welcher es überdacht, könnte man einen Stein in die Tiefe hinunterwerfen, ohne die Vorderseite des Schlosses, an welcher er vorübergleiten würde, zu berühren. Weder vom Fuße des Felsens, noch aus dem Thale, welches derselbe beherrscht, sondern bloß von den umgebenden Höhen aus, kann es gesehen werden; und diese sind zu entfernt, als daß dort aufgepflanztes Geschütz bis zur Festung tragen könnte. Um die Zeit, wo unsre Erzählung liegt, bestand der einzige Zugang zu dieser Feste in einem engen Pfad, der in die Vorderseite des Felsens gehauen war, und sich in vielfältigen Zickzacks hinaufwand; und am Eingange dieses Pfades war es, wo die, zuerst gegen Herrmann abgeschickten Soldaten von dem fallenden Schnee überdeckt worden waren.

Nachdem der Gouverneur die Festung rekognoszirt und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß kein Zugang, als von dem oben beschriebenen gekrümmten Pfade möglich wäre, so ließ er den Belagerten sein Heranrücken durch eine Salve von Hackenbüchsen und Artillerie kund geben. Die Kugeln nahmen wohl einiges Felsgebröckel mit weg, allein nicht eine einzige reichte bis zum Schlosse hinauf, welches, wie schon erwähnt, von diesem Standpunkte aus, den Artilleristen nicht sichtbar war. Wachen wurden auf allen benachbarten Höhen aufgestellt, die nahgelegenen Waldungen vergeblich in allen Richtungen durchsucht, um sich zu versichern, ob kein anderer Weg, als der mehr beschriebene, entdeckt werden könnte; und, da dieser einzige Pfad so durchaus mit Eis und Schnee verrammelt war, daß, unter solchen Umständen, ein einziger Mann mit leichter Mühe das Vordringen einer ganzen Armee, in diesem engen und vielfältig sich windenden Zugang, hindern konnte, so hielt es der Gouverneur für rathsam, die Belagerung in eine Blokade umzuwandeln, und den Versuch zu machen, durch Hunger einen Feind zu besiegen, welchen die Natur durch eine so außerordentliche Position zu schützen sich bemüht hatte. (Fortsetzung folgt.)

Höflichkeits-Literatur.

Ich weiß nicht, ob unser mit diplomatischen Finessen geschwängertes Zeitalter gerade ein grobes zu nennen ist, und ob zu befürchten steht, daß die Grobheit in unseren Demagogengesäuberten Gesellschaften wieder Wurzel schlagen können; kurz der Herr von Rumohr, der feine Mann, hat sich gemüßigt gefunden, eine Schule der Höflichkeit zu schreiben und bei Cotta drucken zu lassen. Die ganze Schule kostet nur Einen Thaler und es ist also auf die Geldbeutel der deutschen Grobiane kluger Weise Rücksicht genommen worden.

Der Herr von Rumohr theilt seine Schule in zwei Theile. Der erste verbreitet sich über die Werkzeuge der Höflichkeit, der andere redet von der Anwendung der Höflichkeit und den besonderen Lagen und Verhältnissen des Lebens. Unter den Werkzeugen versteht er aber Leib und Seele, also den ganzen Aramssohn, wie er leibt und lebt.

Nachdem er nun verhandelt, wie man den Bauch halten, sich niedersetzen, aufstehen, und was man mit den Beinen anfangen soll, durch deren fehlerhaften Gebrauch man sich leicht den Namen eines »Reckels« oder »Rekels« zuziehen könnte, kommt der geistvolle Höflichkeitslehrer auf den Gebrauch der Arme. Hier wird die Sache kritisch. Die Arme sind ihm ein Paar höchst überflüssige Subalternen, er weiß sie nicht alle Zeit gehörig zu beschäftigen und ertheilt seinen Scholaren den wohlgemeinten Rath, diese leichten Truppen nach eigener Erfindung manövriren zu lassen.

Man soll ihre Stellung zuweilen abwechseln, wozu die äußern Umstände mancherlei Gelegenheit darbieten würden. Sollte jedoch hier eine gewisse Einförmigkeit eintreten

so lege man die Hand an die Stirn, als fühle man einen leichten Kopfschmerz; man schlage in die Luft, gleich als wolle man ein Insekt verscheuchen oder schneppe ein Stäubchen von den Kleidern u. s. w.

Nun stelle man sich ein halb Dutzend Grobiane vor, die bei dem Herrn von Rumohr Studien der Höflichkeit gemacht und nun die Frischlinge ihrer Höflichkeitsprogressen nach dem Rumohr'schen Katechismus getreulichst in einem gebildeten Zirkel an den Mann bringen wollen. Das Gespräch ist ins Stocken gerathen. Die Rumohr'schen Jünger haben bereits auf alle erdenkliche Weise manipulirt. Jetzt ist der Fond erschöpft. Das Gespräch stockt. Was jetzt mit den unglückseligen Armen anfangen? Da greifen die Jünger endlich nach dem Rumohr'schen Mittel und sich a tempo an den Kopf. Erschrocken erkundigt sich die Wirthin nach dem befremdeten Manöver. Allgemeine Klage über Kopfschmerz. Der coup de main hat sein Gutes. Das Gespräch erhält neuen Stoff. Man unterhält sich über die Nüancen des Kopfschmerzes. Bald ist man jedoch zu Ende und die Rumohr'schen Höflichkeitseleven bemerken wieder mit Schrecken, daß ihre Arme wie müssige Pensionaire herabhängen. Dem Ausspruch ihres Lehrers getreu, beginnen sie jetzt rechts und links der Luft Ohrfeigen auszutheilen und das Tirailleurfeuer gegen die fingirten Fliegen und Mücken entspinnt sich mit vieler Hartnäckigkeit. Es ist ein wahrer Geisterkampf, und die übrige anwesende Gesellschaft, die bei Herrn von Rumohr nicht in die Schule gegangen ist, begreift nicht, gegen welche unsichtbaren Mächte die Tirailleurs zu Felde ziehen. Das Gespräch erhält indeß durch die Mückenjagd neuen Stoff. Als auch er zu Ende, greifen die Rumohristen zum dritten Palliativ und werden Wichsiers an sich selbst. Sie beginnen Einer nach dem Andern ihre Hosen und Rockärmel förmlich an zu raupen und zu nasenstübern. —

In dem Kapitel von dem Gebrauche der Hände und Finger hat Herr von Rumohr die Sammetwangen der Frauen und Mädchen unter seine Protektion genommen:

»Seine Gattin oder Geliebte streichle man nicht so grob, daß für ihre Schönheit Nachtheil entstehen könnte, wie dieß eintritt, wenn man ihre Gesichtszüge quetscht oder knetet, was demnach unterbleiben muß.«

Im ersten Kapitel des zweiten Buches erfahren wir endlich, was Höflichkeit eigentlich ist. »Höflichkeit nämlich ist die Gewohnheit und die Kunst, in gleicher Beziehung von Menschen zu Menschen, im Reden wie im Handeln stets den zu treffenden Ton zu finden und anzuschlagen.«

Darauf ist die Rede von der Höflichkeit der Eheleute, der

Eltern und Kinder, der Lehrer und Schüler, der Ammen und Kindermuhmen, der Hausbedienten, der Bettler und Vagabunden, der Tagelöhner und Bauern, der Mechaniker und Handwerker, der Künstler (mit Inbegriff der Poeten) und der Gelehrten.

Im 13. Kapitel kommen solche daran, »deren Zustände zu vereinzelt oder vorübergehend sind, um eine eigene rechtschaffene Klasse zu bilden.«

Also zu keiner »rechtschaffenen« Klasse zählt Herr von Rumohr — aufgepaßt! — »die Ausculatoren, die sogenannten Praktikanten, die angehenden Aerzte, die Kadetten und Subalternenoffiziere, die in der Hoffnung auf künftige Beschäftigung, Belohnung und Auszeichnung die gegenwärtige Langeweile möglichst wohlanständig zu überstehen bemüht sind. Zu dieser unrechtschaffenen Klasse gehören ferner nach Rumohr:

»Die Liebesbewerber, Postillone, Flurschützen, Polizeidiener, Fuhrleute, Seiltänzer, Zöllner und andere Grenzbeamten: ferner Gastwirthe, Kellner und Lohnbediente, Leute vom Handelsstande, Landwirthe und endlich — Studiosen.«

Der Herr von Rumohr mit seiner unrechtschaffenen Eintheilung wird's durch seine Höflichkeitsschule noch dahin bringen, daß ihm die halbe Menschheit mit Injurienklage auf den Leib rückt. Am Besten hat mir das fünfzehnte Kapitel gefallen, wo Herr von Rumohr den deutschen Landständen den vortrefflichen Rath ertheilt, nicht durch übermäßiges langes Reden und hauptsächlich in Sachen, die sie nicht verstehen, langweilig zu werden. Finis coronat opus! —

Abgesehen von dem mancherlei Seltsamen, wobei man sich des Lächelns nicht erwehren kann, zeigt das geistvolle Büchlein doch von großem Beobachtungsgeiste und enthält außerdem des Trefflichen Vielerlei. Es bezweckt indeß zu sehr die Idealisirung des geselligen Lebens und dürfte deßhalb in der Praxis weniger von Nutzen seyn. (Lit. Hochw.)

Schweden in seinen moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Der ganze verwaltende Theil des schwedischen Regierungsverfahrens ist durch den König Bernadotte oder Karl Johann mit eben so großer Umsicht als Richtigkeit geordnet und philosophisch gesondert worden.

Ohne die wilde Lage, die erbliche Rechtschaffenheit, die große Sitteneinfalt, welche er in dem Lande fand, das er zu beherrschen berufen war, umgestalten zu wollen, hat er vielmehr seine ganze Sorgfalt auf das Studium der Vervollkommlichkeit aller materiellen Hebel des öffentlichen Wohlergehens und der allgemeinen Fortschritte verwendet. Bernadotte ist kein revolutionärer König, und Karl Johann ist ein veredelnder König, was tausendmal mehr werth ist.

In einem Alter von siebenzig Jahren, hat der Schwedenkönig des reifen Alters volle Kraft bewahrt. Man bemerkt in ihm eine wirklich imposante Organisation, zum herrschen wie geschaffen. Sein durchbohrendes Adlerauge, über einer hervorspringenden gebogenen Nase, welche ihm eine noch größere Aehnlichkeit mit dem Königsvogel gibt, hat den glühenden Funken noch nicht verloren, der es belebte. Ein Wald schwarzer Haare, welche die Zeit noch nicht gebleicht, bedeckte seine Schultern, und vergebens spähet man nach einer Runzel auf dieser hohen Stirn, die der Krone Last mit Leichtigkeit zu tragen scheint.

Ohne die populäre Vertraulichkeit bis zu dem Grade auszudehnen, den die Franzosen seit ihrer letzten Verwaltungsreform von ihrem Bürgerkönig verlangen, ist er dennoch allgemein geliebt. Man kann ohne Mühe bis zu ihm gelangen, und sich mit ihm persönlich unterhalten.

Freilich besteht der Schweden Zuneigung, zu dem von ihnen erwählten König, nicht in lärmendem Vivatgeschrei, worauf kein Monarch und kein Volkstribun besonders stolz seyn sollte, sondern auf jene herzliche Ergebenheit, die in allen Worten und Geberden sich beurkundet, wenn man von Karl Johann spricht.

Geht er aus, so erblickt er nur freudestrahlende, glückliche Gesichter auf seinem Wege. Will er allein seyn, so stört ihn Niemand, obgleich er weder eine Leibwache, noch Adjudanten oder Kammerherren um sich hat. Mischt er sich unter das Volk, so belauscht man mit gespannter Theilnahme jedes seiner Worte, die man sodann tagelang wie Orakelsprüche wiederholt. Uebrigens spricht er wenig. Aber grade sein zugleich energischer und herzlicher Lakonismus gefällt der Nation.

Wahrhaft sonderbares Geschick, das einen im südlichen Frankreich gebornen Mann, in Folge zweier Staatsumwälzungen, auf einen skandinavischen Thron erhebt. Statt der heftigen, fieberischen Thätigkeit, die den Franzosen gewissermaßen angeboren ist, mußte dieser mit einer ungewöhnlich durchdringenden Verstandeskraft begabte Mann die bedächtige Einfachheit des Landes sich aneignen, dessen Volk ihn auf den Thron berufen.

Die merkwürdigste Gegend im ganzen Schweden ist unstreitig Dalekarlien (Dalarne oder Thalland), eine wilde, von wenigen Reisenden besuchte Provinz, die man selbst in Schweden nur unvollkommen kennt. Auf einer Ausdehnung von 525 geographischen Geviertmeilen hat sie kaum 140,000 Einwohner, von denen jahrein jahraus mehre hundert auswandern, weil der wenig fruchtbare, kalte Boden sie nicht zu ernähren vermag.

Ein freier, kühner, thatkräftiger Charakter, athletische Stärke, tiefe Achtung für Gesetz und Obrigkeit (eine Ehrfurcht, die jedoch nicht im mindesten mit dem Anschein der Knechtschaft oder Kriecherei gemischt ist), zeichnen den Dalekarlier vortheilhaft aus. Bereis't eine der höhern Magistratspersonen das Land, so werden nicht allein die Orte, durch die sie während der Nacht kommen soll, sondern auch die ganze Landstraße mit Fackeln erleuchtet.

Bei alledem haben die Bewohner dieser Gegend einen außerordentlichen Freiheits- und Unabhängigkeitssinn. Sie sind ziemlich gewerbsam, und in fast allen Dörfern Dalarne's gibt es einen Industriezweig, der jedem derselben eigenthümlich ist. So verfertigen die Landleute zu Mora und Ornaes sehr hübsche Schlaguhren. Die Bewohner von Hedemora sind äußerst geschickt im Eisenschmieden; die von Elfedalen führen eine große Menge Weberkämme aus.

Dabei ist dieß Völkchen außerordentlich mäßig und gesellig, hat eigenthümliche Sitten und Gebräuche, wie eine auffallende Geschicklichkeit, die ihm Alles gerathen läßt, was es unternimmt. Kein dalekarlischer Bauer braucht einen Schuhmacher, einen Schneider, oder einen Maurer. Jeder verfertigt mit eigenen Händen, was ihm nothwendig ist, und während der üblen Jahreszeit, wo es ihm oft an Korn fehlt, zermalmt er Baumrinde, vermischt sie mit ein wenig Mehl, und bäckt sich daraus sein Brod.

Man führt Beispiele edler, selbstentsagender Gastfreundschaft an, dieß Land betreffend, die seinen Bewohnern zu hoher Ehre gereichen, und die nur dem ursprünglichen Naturstande treu gebliebenen Völkern noch eigenthümlich zu seyn scheinen. Wenn der Dalekarlier seine Wohnung verläßt, um sich auf's Feld oder in den Wald zu begeben, legt er auf ein Brett, auf des Hauses Außenseite, den Schlüssel zu seiner Speisekammer,

damit der Reisende, auch während des Eigenthümers Abwesenheit, die Nahrungsmittel finden könne, deren er bedarf.

Dieß biedere Völkchen zeichnet sich durch seine speziellen Gesichtszüge eben so sehr aus, als durch seine bunte, seltsame Tracht, die seit fünf Jahrhunderten immer dieselbe geblieben, und durch seine alterthümlichen Sitten, die in keinem Lande Europas Ihresgleichen haben.

Man spricht hier noch das alte Skandinavische, die Runensprache. In vielen Gemeinden wird dem vertrauten Umgang zwischen beiden Geschlechtern nicht das mindeste Hinderniß in den Weg gestellt. So versammeln sich unter andern in dem Dorfe Mora Jünglinge und Mädchen zweimal wöchentlich in einer Scheuer, ohne daß die Eltern bei ihren Abendunterhaltungen gegenwärtig sind. Große Kienspähne erleuchten den ländlichen Saal. Die Mädchen stricken oder weben, während die Jünglinge mit ihnen bis tief in die Nacht hinein schwatzen.

Man versichert, daß im Allgemeinen die dalekarlischen Eheleute sehr gut mit einander leben, und daß grade dieser vertrauliche Umgang ihre Sittenreinheit erhält. Die Bewohner eines der wildesten und unfruchtbarsten Theile dieses Landes, der Gemeinde Elfedalen, haben 1705 in ihrem Bezirk eine unerschöpfliche Wohlstandsquelle entdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, 8. November.*)

Die große Oper ist unbezweifelt das Theater, welches gegenwärtig in der Mode ist Hier ist das Rendezvous der eleganten Welt; in dieser Beziehung erbte sie das alte Ansehen des italienischen Theaters. Die Logen sind kleine Salons geworden, wo man Besuche empfängt; der Foyer ist eine Art von Hauptquartier, wo man Abends hingeht, Neuigkeiten zu hören in diesen Augenblicken der administrativen Krisis, wo es sich unter andern darum handelt, ein verstauchtes Ministerium zu kalfatern. Der Reisende, der aus den Bädern oder vom Lande kömmt, eilt in die Oper, wo er sicher ist, sich im Lande des Wissens zu befinden, um die Tagsneuigkeiten über den Portefeuillenkampf einsammeln zu können. Die Musikliebhaber haben diese Woche dem Wiederauftreten der Mad. Damoreau beigewohnt; sie fanden jene leichte, biegsame Stimme, jene reine, korrekte Methode wieder, die ihnen Entzücken einflößen. Mozart und Meyer-Beer, Don Juan und Robert der Teufel haben der Mad. Damoreau nach der Reihe zum Beweise Gelegenheit gegeben, daß sie nichts verloren habe. Denken Sie sich mit dem musikalischen Reiz den blendenden Aufwand und die Pracht der Balletkorps vereint! man muß diese Quadrillen der Tänzerinnen schauen, die alle jung, schön, wohlgestaltet sind; man muß in dem neuen Divertissement im Gustav jene Evolutionen der artigen Husaren mit den niedlichen Füßchen und der aufstrebenden Taille sehen! Denken Sie sich an der Spitze dieser eleganten Bataillone die Schwestern Elssler oder die göttliche Taglioni, und Sie haben das bezauberndste Schauspiel, um diejenigen zu fesseln, welche das »Journal des Debats« hommes de loisir nennt! — Vorgestern ward im Théatre-français ein neues Drama in drei Akten und in Prosa von Hrn. Ancelot aufgeführt; es heißt: Lord Byron in Venedig. »Aus Achtung für das Théatre-français und für Lord Byron, aus Achtung für Lady Byron und für die Tochter des großen Dichters, behaupten wir ein tiefes Stillschweigen über dieses Werk des Hrn. Ancelot.« Mit diesen wenigen Worten spricht sich unter andern einer unserer Kritiker über dieses neue Erzeugniß aus. Und in der That, das Sujet und der Plan desselben, in dem Lord Byron eine ganz armselige Rolle spielt, konnte kaum lächerlicher und abgeschmackter seyn! In diesem Machwerke hat Ancelot nicht einmal jene Bühnenkenntniß bewährt, womit er so vertraut seyn soll. Alles ist plump und unwahrscheinlich. — In der komischen Oper sah man zum Erstenmale den Meßkrämer (le marchand forain) in drei Aufzügen von den HH. Planard und Duport, Musik von Marliani. Ich erzähle Ihnen den Inhalt zur Ergötzung Ihrer deutschen Leser. In Leipzig, während der Messe, langt ein Krämer im bescheidensten Aufzuge an, bietet den Vorübergehenden seine Waare feil, und speis't sehr frugal zu Nacht, indem er sich mit Stockfisch oder einem Häring begnügt. Aber trotz diesem armseligen Aeußern macht er dennoch ungeheuere Geschäfte; ziehet Wechsel auf alle Handelsplätze der Welt und macht Anleihen wie nur irgend ein europäischer Banquier. Warum aber umhüllt sich der Krämer Valentin mit diesem geheimnißvollen Schleier? warum behandelt er seine finanziellen Operationen so heimlich? Weil er zu den Zigeunern gehört, welche, nach der Voraussetzung der Dichter, aus Leipzig, der Stadt des Handels und der Freiheit, verbannt sind. Ein gewisser Kammerherr, der Baron von Tilmer, dem Valentin mehre tausend Dukaten geliefert hat, die ihm nicht zurückbezahlt worden sind, hatte ihn zum wenigsten gegen die Verfolgungen der Polizei geschützt; deßhalb nimmt es auch unser gute Wucherer mit dem Baron nicht so genau, und verspricht ihm selbst noch mehr Geld, unter der Bedingung, daß er sich mit verbundenen Augen nach dem Orte des Rendezvous führen lasse, wie es früherhin mit ihm geschehen sey. Andererseits hatten sich einige, die Leipziger Messe benutzende Banditen von dem elenden Aeußern des Krämers nicht täuschen lassen, und lauern im Hinterhalte auf ihn, um ihn auszuplündern; sein Leben ist bereits in Gefahr, als ein junger Offizier ihm zu Hülfe kömmt und ihn aus den Händen der Mörder befreit. Eine bewegliche gothische Statue öffnet ihnen den Eingang zu unterirdischen Gewölben, wo ehemals das Vehmgericht seine Sitzungen hielt. Hier wohnt Valentin mit seiner zahlreichen Familie, die sich jedes Jahr daselbst aus allen Theilen der Welt versammelt, um irgend ein Fest zu feiern. Nun muß man wissen, daß der junge Offizier, der Valentin rettete, selbst von seinem Vater verbannt ist, weil er sich ohne dessen Einwilligung verheirathet hat. Valentin verspricht ihm, seine Frau und sein Kind in Schutz zu nehmen. Der Vater hatte seinerseits die Schwester des Kammerherrn Tilmer in zweiter Ehe geheirathet, und es war ihm eine Tochter geboren worden. Aber der Kammerherr ist ganz außer sich, denn das Kind seiner Schwester starb, und sein Tod raubt ihm die Aussicht auf die Erbschaft, die sich ihm bei der Heirath seiner Schwester eröffnet hatte. Unser Zigeuner, ein gar bemittelter Mann, bietet ihm ein anderes Kind zum Ersatz an; Vater und Mutter kennen noch nicht ihren erlittenen Verlust, und es ist leicht, sie deßhalb zu täuschen. Aus dem Hintergrunde des Gewölbes hört man religiöse Gesänge, welche sich auf die Taufe des jungen Mädchens beziehen; der obere Theil der Dekoration wird hell, und man sieht die Prozession in die Kirche ziehen; diese effektvolle Scene machte viel Glück, und die Musik in diesem Theil des Finales trägt einen großartigen Charakter; es ist dieß eines der besten Stücke der Partitur. — Zwanzig Jahre sind vorüber gegangen. Das Kind ist herangewachsen und ein schönes Mädchen geworden, das fortwährend für die Tochter des Grafen und der Gräfin, und demzufolge für die Mutter des Kammerherrn Tilmer gehalten wird. Valentin bewacht sie noch immer, aber unter einer neuen Verkleidung; er gibt sich für einen alten Schäfer aus. Die junge Mina will sich verheirathen; aber der Baron von Tilmer widersetzt sich dieser Heirath, die seinen ehrgeizigen Absichten nicht entspricht. Da sich seine Schwester weigert, seinen Vorstellungen nachzugeben, enthüllt er ihr, um sich zu rächen, die Unterschiebung des Kindes, und den Tod ihres wahren Kindes. Allgemeine Verzweiflung in der Familie. Aber der Schäfer Marcel oder der Krämer Valentin, der für sie alle eine Vorsehung ist, entdeckt dem alten Vater, daß die junge Mina nicht seine Tochter, sondern die Tochter seines Sohnes sey. Letzterer, der geflissentlich erscheint, um bei der Entwickelung zugegen zu seyn, und der während seiner Abwesenheit Oberst geworden ist, erkennt seine eigene Tochter in derjenigen, die er für seine Schwester hielt: und Jedermann ist zufrieden. Es gehört eine starke Dosis Aufmerksamkeit dazu, um dieser verwickelten Intrigue zu folgen; man ist eins geworden, einem komischen Opernbuche die groben Unwahrscheinlichkeiten, die sich jeden Augenblick zeigen, zu verzeihen. Die Oper hat gefallen. Der Tonsetzer Marliani, dessen erstes Werk il Bravo voriges Jahr auf dem italienischen Theater gegeben ward, offenbart mit Leichtigkeit und Eleganz einige graziöse Ideen, ohne viele Kraft. Die Arien sind besonders schwach. Der komischen Oper fehlen übrigens Sänger; man sieht der Rückkehr Choblet's und der Dem. Prévot entgegen. (Schluß folgt.)

*) Einer unserer Freunde in Paris hat uns regelmäßige Berichte für das Konversationsblatt zugesagt. Mögen sie unsern verehrten Lesern einen neuen Reiz gewähren. J—r.

Theateranzeige.

Montag, den 17. November. Die Grabesbraut, oder: Gustav Adolph in München, von J. F. Bahrdt.

Hr. Font, Direktor und erster Tänzer des Theaters JJ. MM. des Königs und der Königin von Spanien, Hr. Campruri, Mad. Dubinon und Dem. Serral, gleichfalls erste Tänzer der Theater von Madrid, werden Mittwoch, den 19. Nov. Vorstellungen zu geben die Ehre haben.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 192. 18. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Bär von Krain.

Aus dem: „Forget me not“ für 1835.

(Fortsetzung.)

Dezember neigte sich zu Ende; die Kälte ward schneidend, und die Zelte der Belagerer gewährten nur schwachen Schutz. Ihre Vorräthe, welche aus einer beträchtlichen Entfernung kamen, erfroren größtentheils unterwegs; während der dicke Rauch, der aus den Schornsteinen der Burg über ihnen aufstieg, ein Zeichen war, daß die Bewohner mit allem Nöthigen versehen, um sich gegen die Strenge der Jahreszeit zu schützen. Das drohende Geschrei, mit welchem die Letztern von Zeit zu Zeit angerufen wurden, wurde von ihnen bloß durch spottende Aeußerungen beantwortet. Jeden Abend erklang das Thal vom Echo eines Falkonets, welches die Belagerer abfeuerten, um die Wachsamkeit ihrer Vorposten rege zu halten; und dieß wurde, ohne Ausnahme, jedesmal durch eine ähnliche Abfeuerung von der Festung erwidert; die Soldaten glaubten dann öfters das Ablösen der Schildwachen auf der Plattform des Berges über ihren Häuptern deutlich hören zu können.

Die Lage der Dinge blieb dieselbe bis gegen Anfang März; der Gouverneur war fest überzeugt, daß die Belagerten sich nicht länger halten konnten, denn er hatte in Erfahrung gebracht, daß um die Zeit als die Belagerung anfing, die Burg nur schwach verproviantirt gewesen, und daß Herrmann weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, Vorräthe herbeizuschaffen. Seine Vermuthungen schienen sich denn auch zu verwirklichen, denn nach einer Belagerung von länger als sechzig Tagen erblickte er eines Morgens, auf dem Gipfel des Pfades, der nach der Burg führte, eine weiße Fahne aufgepflanzt und zwei oder drei unbewaffnete Männer über die Brustwehr der Plattform weiße Tücher schwenken. Ueberzeugt, daß die Belagerten dadurch ihren Entschluß zur Uebergabe kund geben wollten, sandte er zwei Offiziere ab, um ihre Parlamentärfahne zu empfangen, und die Träger derselben nach dem Lager zu geleiten. Zu gleicher Zeit bemerkte er, daß ein Mann den gekrümmten Pfad herabstieg, dem vier andere nachfolgten, die auf den Schultern große Körbe trugen, welche sie dann am Fuß des Felsens niedersetzten. Ihr Anführer überreichte den Offizieren eine Depesche für den Gouverneur, und begann dann ohnverweilt mit den übrigen Abgesendeten den Felsweg wieder hinauf zu klettern.

Körbe und Depesche wurden in's Lager gebracht. Die letztere enthielt ein Schreiben Herrmann's an den Gouverneur, worin er ihn rieth, seine nutzlose Unternehmung aufzugeben, und sein und seiner Soldaten zu schonen, welche bei diesem Versuch, eine Festung zu blokiren, die unter einem mächtigern Schutz stände, als dessen, der ihn gesandt, sicherlich in der Kälte umkommen müßten. Er bezeugte ihm seine Theilnahme wegen der zahllosen Entbehrungen, die er in der Ausübung seines schwierigen Auftrags zu erleiden gehabt hätte, und — hieß es weiter in dem Brief — da es bekannt ist, welche Beschwerlichkeiten der Gouverneur, in Folge Mangels an Lebensmitteln, in dieser rauhen Jahreszeit zu ertragen hat, so ersucht der Schreiber um gefällige Annahme des beifolgenden kleinen Geschenks — mit dem Versprechen, dasselbe während der Dauer der schlimmen Witterung so oft zu erneuen, als der Gouverneur ihm die Ehre erzeigen wolle, es anzunehmen.

Nach Lesung dieses sonderbaren Schreibens wurden die Körbe geöffnet. Der erste war mit Cyperwein, italienischem Liquer und ausgesuchtem Konfekte angefüllt; der zweite mit Fischen verschiedener Gattung, welche erst vor wenigen Stunden ihr natürliches Element verlassen zu haben schienen; der dritte mit Orangen und Citronen, von großer Schönheit und vortrefflicher Qualität und der vierte enthielt grünes Gemüse, frisch gepflückten Salat, und Erd- und Himbeeren in voller Reife.

Das Erstaunen, welches dieses außerordentliche Geschenk im Lager erregte, verwandelte sich bald bei den Soldaten, welche Zauberei zuschrieben, was ihnen auf natürlichem Wege unerklärlich schien, in ein, eben nicht zweideutiges Hinneigen [illegible] lichkeit des Platzes. Einige Tage später entschloß sich der Gouverneur, das Anerbieten Herrmanns anzunehmen, um zu prüfen, in wie weit dasselbe wohl nur eine leere Prahlerei seyn möchte, und ersuchte um eine Anzahl frischer Lebensmittel zur Feier der Mitte der Fasten, indem er dem Ritter ausdrücklich bemerkte, daß dieß ein Fleischtag wäre: und Herrmann willfahrte dem Gesuch, indem er ihm vier Viertheile eines Ochsen und ein Dutzend gebratener Lämmer sandte. Das Murren der Soldaten wurde immer lauter, je mehr ihre Ueberzeugung zunahm, daß sie gegen übersinnliche Kräfte anzukämpfen hatten, und man befürchtete nicht ohne Grund, daß der panische Schrecken, der sich unter ihnen verbreitet hatte, alles weitere Fortsetzen der Expedition nutzlos machen würde. Der Gouverneur hatte unterdessen einen ganz verschiedenen Entschluß gefaßt, und gab noch an demselben Tage seinem Hofe, vermittelst einer Depesche, die Versicherung einer schleunigen und siegreichen Beendigung der Belagerung, in Folge, wie er sich ausdrückte, gewisser Umstände, von welchen er so eben in Kenntniß gesetzt worden wäre.

Die strenge Jahreszeit nahte sich zu Ende. Schnee bedeckte zwar noch die julischen Alpen, zwischen welchen das Schloß Lueg gelegen ist, und Flüsse und Seen waren noch gefroren; allein, am südlichen Fuß dieser Bergkette, hatte der Boden Italiens schon begonnen sich in sein Gewand von Grün zu hüllen. Die Holzschläger im Krain'schen waren noch fest vergraben in ihren räucherigen Hütten, während, nur wenige Meilen entfernt, die Bewohner des Isonzo-Ufers schon hinaus auf's Feld gingen, und, begünstigt von den er-

sten Stralen einer wärmenden Märzsonne, ihre ländlichen Arbeiten wieder aufnahmen.

In der kleinen Stadt Görz, der Hauptstadt dieses gesegneten Landes, lebte seit vielen Jahren ein ehrenwerther Schüler Aeskulaps, der durch stille und wohlthätige Ausübung seiner Kunst, sich die Achtung und Liebe seiner schlichten Mitbürger erworben hatte. Und in der That verdiente auch Doktor Belgardo den Ruf, dessen er genoß, und der selbst über die nächste Nachbarschaft hinaus reichte, welche als natürliche Beschränkung seines Wirkungskreises anzusehen seyn mochte. Mit einem ziemlich derben Aeußern, und Sitten, wie sie in den Bergen heimisch waren, verband er einen klaren Geist, und ein offenes Gemüth. Nebst seiner Geschicklichkeit als Arzt zierte seinen Charakter Redlichkeit und seinen Geist Urtheilskraft: Eigenschaften, welche ihn zu einem verlässigen und nützlichen Freunde stempelten, und in schwierigen Fällen zu einem sichern und klugen Rathgeber.

Es war gegen Ausgang der Fastenzeit, in dem Jahre, welches Zeuge der eben erzählten Ereignisse war, als eines Morgens ein Diener, in Livree gekleidet, ein reiterloses, reich aufgezäumtes Pferd am Zügel nach sich führend, vor des Doktors Thüre stille hielt. Er war der Träger eines Briefs, welcher in den eindringlichsten Ausdrücken Belgardo ersuchte, sich ohnverzüglich nach einem Schlosse in der Nachbarschaft von Idria zu begeben, um seine Kunst an einer Dame von Stand zu versuchen, welche gefährlich krank läge. Da derartige Aufforderungen dem Doktor nicht ungewöhnlich waren, so holte er sogleich seinen Mantel und sein Kästchen mit Instrumenten herbei; und nachdem er seinem Gehülfen, welcher während kurzen Abwesenheiten seine Stelle versah, einige nöthige Befehle ertheilt hatte, machte er sich mit seinem Führer auf den Weg, in der Richtung nach Deutschland zu.

Nach einem Ritt von wenigen Stunden kamen sie durch das Dorf Wipach, und gegen Sonnenuntergang erreichten sie den Ausganz des Thales, der nach den Gebirgen führt, über welche hinweg die Straße nach Krain zieht.

[illegible] kranken Dame, noch des Ortes, wohin er so plötzlich berufen ward, Erwähnung that; mehremale hatte er deßhalb schon versucht, von seinem Führer einigen Aufschluß zu erhalten, allein dieser konnte oder wollte ihm keine weitere Erklärung geben, als die Versicherung, daß sie noch am nämlichen Abend den Ort ihrer Bestimmung erreichen würden.

Endlich, am Eingange einer sehr engen Schlucht und am Rande eines Stroms, über dessen brausende Gewässer eine rohgezimmerte Brücke geschlagen war, wandte sich der Führer seitwärts und bog rechts in eine schmale unwegsame Kluft ein, welche dem Ufer des Felsstroms entlang, seinem Lauf entgegengesetzt, sich erstreckte, und durch steile und abgerissene Felsstücke, deren Grundlage sein rauhes Bette bildeten, sich hinabwand. Der Docktor konnte nicht umhin, einiges Befremden zu äußern, daß ein solcher Weg zu einem bewohnbaren Orte führen sollte; und wirklich verschwand, nach einigen Minuten weitern Fortschreitens, der Seitenweg am Fuß eines senkrechten Felsens, dessen hohe und steile Stirne durch eine Art von Esplanade, bloß einige Faden breit, von einem Abgrunde getrennt war, zu dessen Füßen der Strom mit grauenerregendem Tosen vorüberrollte. Hier machte der Führer Halt und stieg ab, den Doktor ermahnend, ein Gleiches zu thun. »Der übrige Theil unserer Reise,« sprach er, »kann nur zu Fuß zurückgelegt werden.« Fortsetzung folgt.)

Schweden in seinen moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Die armen Leute, die ihre kalten Nächte, ihr unfruchtbarer Boden, ihre von aller Vegetation entblößten Felsen so oft dem Hungertode preisgaben, und die, um ihm zu entgehen, aus Baumrinde für sich und ihre Kinder ihre Nahrung bereiten mußten, entdeckten in dem genannten Jahre eine Porphyrmine, deren prächtige Erzeugnisse nach allen Häfen Europas ausgeführt werden, und die noch mehr bekannt und verbreitet zu seyn verdienen, als sie es bereits sind.

Man sollte in Milchkammern, Apotheken, Schlaguhrfabriken, ꝛc. häufiger dieser Steingattung sich bedienen, deren Härte jeder Säure widersteht, während der Marmor sich nicht bloß durch Essig, sondern auch durch Milch zerfressen läßt. Die Stößel der Apotheker, ihre Mörser, Tisch- und Kaminplatten würden viel gewinnen, wenn man dieser spiegelglatten, dem Auge so wohlgefallenden, so glänzenden und starken Steingattung, die nichts anzugreifen vermag, die nie blind wird, und die beinahe unverwüstlich genannt werden kann, vor dem Marmor den Vorzug zugestände.

Kapitalverbrechen, wie Mordthaten ꝛc., sind in Schweden beinahe unbekannt, und der Anblick von Pistolen, dieser bequemen Angriffs- oder Vertheidigungswaffen, die fast alle Reisende in Europa bei sich führen, würde ein ganzes Dorf mit Entsetzen erfüllen.

Demungeachtet ist der Schwede von Natur tapfer. Obwohl ungeziert, fehlt es ihm an Höflichkeit nicht. Er wundert sich nicht wenig über das sonderbare Benehmen der Britten, das, wie man nur zu oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, durch kalten Stolz und Härte, beinahe das Ansehen absichtlich persönlicher Beleidigungen hat. Ein Reisender, der ein Kaffeehaus oder einen andern öffentlichen Versammlungspunkt betritt, ohne den Hut abzunehmen, wird als ein wildes Thier betrachtet, mit dem Niemand in Gesellschaft leben mag.

Der Schweden natürliche Bedächtigkeit paßt sehr gut zu ihrer [illegible] ruhigen Höflichkeit, wie zu ihres Benehmens Kälte, sowohl im alltäglichen, als im öffentlichen Verkehr. Die Milde der bei diesem Volke gebräuchlichen Flüche und Verwünschungen bildet einen auffallenden Kontrast mit der Heftigkeit und dem Schmutz derselben Gemüths- oder Gewohnheitsverstöße, womit man bei andern Nationen so verschwenderisch ist.

Je näher man dem mittäglichen Europa kommt, um so greller bezeichnen Zorn, Wuth, Zynismus diese Ausdrücke mit dem Stempel einer empörenden moralischen Verworfenheit. Ein Engländer ruft des Himmels Feuer über Eure Augen, Eure Beine, über Euren Körper und Eure Seele herab. Der Italiener vermischt seine Verwünschungen mit Zoten, mit Worten ohne Scheu, wie ohne Sinn, und mit lächerlich-betrübenden Gotteslästerungen. — Der ärgste Fluch, den ein schwedischer Mund auszusprechen im Stande ist, lautet: „Tusandjestor (tausend Teufel)!“

Friedliche Haushaltungen, eine außerordentliche Vorliebe für stilles Familienleben, wenig rauschende Feste, fast keine Galanterie, gesellschaftliche Verhältnisse, die weder die Beweglichkeit, noch den Glanz, noch die Unbesonnenheit des alten Frankreichs haben, in denen man weder den Prunk, noch die Etikette, noch die eitle Anmaßlichkeit Englands bemerkt: solches sind die eigenthümlichen Wahrzeichen einer höchst ruhigen Zivilisation, die, wenn sie von dem dramatischen Genie der Leidenschaften auch nicht aufgeregt wird, dagegen häusliches Glück und angenehmes Wohlergehen gewährt.

Dieselbe Kälte der Sitten und des Temperaments übt auch

ihren Einfluß auf die Existenz der Frauen aus, die in Schweden sonderbar genug ist. Bei den untern Ständen wird der vertraute Umgang zwischen beiden Geschlechtern weder als unschicklich, noch als gefährlich betrachtet.

Die hübschen schwedischen Landmädchen sind äußerst zuvorkommend gegen Einheimische und Fremde. Sie benehmen sich gegen die Männer auf eine Weise, daß man glauben möchte, bei dem verdorbensten Volke auf Erden sich zu befinden. Aber ihres Betragens Ursach ist ganz einfach folgende: Man bedient sich ihrer überall, aus Mangel an jungen Männern, die andere beschwerlichere Arbeiten zu besorgen haben, als Briefträger, Boten, Postillone und Aufwärterinnen in Gasthöfen, Kaffeehäusern und Bädern.

Man kommt um Mitternacht auf eine Station. Ein junges, blondes Mädchen, mit dem hübschesten Gesicht, gewöhnlich ziemlich leicht gekleidet, schirrt die Pferde an, nimmt neben uns auf dem Sitze Platz, ergreift die Zügel, setzt ihr Gespann in Trott, und versenkt sich mit uns in die dicksten, einsamsten Wälder, wo oft stundenlang keine menschliche Wohnung anzutreffen ist.

Im Mittelstand und in den höhern Klassen ist man indessen viel strenger, als auf dem offenen Lande und beim Stadtpöbel. Ausschweifung ist bei jenen äußerst selten, und sogenannte Galanterie, ja selbst bloße Gefallsucht, wird allgemein verachtet.

Viel Zurückhaltung und eine beständige Charaktermilde sind die Hauptzüge der schwedischen Frauen. Von allen Nordländerinnen haben sie die meisten Reize, wie den meisten Anstand und Adel. Schlank und zierlich, haben sie nichts von jenen massiven, plumpen Formen, die man ziemlich häufig in andern nördischen Gegenden bemerkt. Ihre Taille ist dünn, ihr Haar blond und prächtig, ihre Farbe zart und rein, ihre Haltung so natürlich angenehm, als die der Polinnen. Fügen wir noch hinzu, daß die Frauen von den untern Ständen, deren vollkommener Sorglosigkeit hinsichts der Gesetze der Zurückhaltung und Keuschheit wir schon gedacht, im Allgemeinen noch hübscher sind, als die großen Damen und die Bürgerinnen.

Der Philosoph kann nicht umhin, das befremdende Doppelergebniß eines und desselben Prinzips zu bemerken. Die Schwedinnen von den höhern Ständen, die mit keiner bestürmenden Leidenschaft zu kämpfen haben, bewahren eine vollkommene Sittenreinheit, und die Schwedinnen von untergeordnetem Range lassen sich, ihrer Gleichgültigkeit und Leidenschaftslosigkeit wegen, durch keinerlei ausschließliche Bande fesseln, weßhalb sie keine heftigen Anregungen haben, und mit der größten Leichtigkeit, ohne irgend ein Gewicht darauf zu legen, Gunstbezeugungen zugestehen, die in andern Ländern als Preis entweder inniger Zuneigung oder empörender Verworfenheit betrachtet werden, und die bei ihnen nichts als bloße Beweise gewöhnlicher Menschenliebe zu seyn scheinen.

Die Aufwärterinnen in den Wirthshäusern, deren Reinlichkeit, Putzsucht und Eleganz für alle diejenigen, welche Stockholm zum erstenmale besuchen, wirklich auffallend ist, erhalten keinen Dienstlohn; der allgemeine Gebrauch verbietet, ihnen Trinkgelder zu geben, und der Himmel weiß, woher sie die Mittel beziehen, um immer so schön gekleidet zu seyn.

Die Kochkunst, obgleich sie in Schweden noch nicht bis zu hoher Verfeinerung gelangt ist, steht hier dennoch, wie in den meisten nordischen Ländern, in hohen Ehren. Bevor man sich zu Tische setzt, um die gewöhnliche Hauptmahlzeit zu halten, genießt man allerlei Vorspeisen, wie Sardellen, kleine Rettiche, Kaviar, 2c., begleitet von einigen Gläsern Kognac und Rum.

Das Mittagessen wird ebenfalls auf eine eigenthümliche Weise aufgetragen. Die Suppe, bloß aus warmem Wasser bestehend, worin das Fleisch gekocht worden (also Fleischbrühe), wird nicht beim Anfang, sondern in Mitte der Mahlzeit gegeben. Es schwimmen immer Fenchelblätter und kleine Korinthen darin.

Darauf folgen eine Menge Speisen, die alle mit Zucker gewürzt sind. Man thut Zucker in die Suppe, ins Bier, in den Salat; man mischt ihn unter den Pfeffer, unter den Weinessig, in alle Brühen 2c. Der westliche Europäer kann sich daran nicht leicht gewöhnen, und wenn er mitten auf dem Tisch die große unaufhörlich wieder angefüllte Zuckerbüchse bemerkt, aus der die Gäste die gleichförmige Würze aller ihrer Speisen holen, fühlt er sich von einem gewissen Heimweh befallen, nicht nach den Fleischtöpfen Egyptens, sondern nach den mannigfach duftenden kräftigen Speisen, die er in Wien oder Paris, in London oder Frankfurt genossen zu haben sich erinnert.

Wahrscheinlich zur Entschädigung, halten die Schweden eine so große Menge Mahlzeiten, daß man sie leicht und ohne Mißbestand auf die Hälfte reduziren könnte. Jeder Tag ist in 5 oder 6 gastronomische Etappen geschieden. Früh Morgens, bald nach dem Erwachen, und meistentheils noch im Bette, genießt man Kaffee und Butterbrot. Um 10 oder 11 Uhr Vormittags speis't man Butterbrot mit Schinken, mit gesalzenen oder geräucherten Fischen, wozu man Branntwein trinkt. Viele Personen, die früh aufstehen, trinken um 6 Uhr Kaffee, nehmen um 9 Uhr ihr zweites und um 11 Uhr ihr drittes Frühstück, das immer aus Butterbrot, Fleisch oder Fisch besteht. Um 2 Uhr wird zu Mittag gegessen. Zwei Stunden später erscheint Kaffee mit Kuchen oder Butterbrot. Um 6 Uhr genießt man die Vesper- oder Abendmahlzeit. Endlich um 9 Uhr speis't man zur Nacht, mit einer aus Bier, Milch uns Syrup bereiteten Suppe und andern Nebengerichten.

Der Gebrauch, Gesundheiten zu trinken, hat sich in Schweden in seiner ganzen patriarchalischen Einfachheit erhalten. Jedesmal wenn einer der Anwesenden auf Jemandes Gesundheit trinkt, ist dieser genöthigt, seinen Pokal bis auf den Grund zu leeren. Deßhalb sagt auch Prinz Hamlet schon: »Angenommen 20 Gäste erneuern dieselbe Höflichkeit, und Ihr seyd noch nicht recht geübt in diesem Gebrauch, werdet Ihr in um so größerer Verlegenheit Euch befinden, weil die Gläser der Schweden weit und tief sind.«

Im Bürgerstande beobachtet man noch ziemlich häufig den alten Gebrauch, der jedem Eingeladenen vorschreibt, dem neben ihm sitzenden Frauenzimmer die Hand zu küssen. — Der tägliche Fleischverbrauch in Stockholm ist bei weitem stärker, als in den weniger nördlich gelegenen Gegenden.

Der ungeheure, die skandinavische Halbinsel bildende Granitfelsen, der ursprünglich von der finnischen Race bevölkert, und von der deutschen zivilisirt worden, das so wenig fruchtbare und durch so viele innere Kriege zerrissene Schweden, ist demungeachtet wohlhabend, und befindet sich in einem Zustande auffallender Gedeihlichkeit. Bettler sind hier äußerst selten. Es ist eins von den europäischen Ländern, wo die Bevölkerung der Städte im Verhältniß die am wenigsten stärkste ist. Auf drei Millionen Seelen gibt es nur 300,000 Städtebewohner. Vielleicht findet man in diesem alleinigen Umstande die natürliche Erklärung eines wirklich beneidenswerthen Zustandes, welcher die Zivilisation der unter einem milderen Himmelsstrich gelegenen Länder der Unmacht zu beschuldigen scheint.

Es gibt in Schweden keine regelmäßig organisirte Armuth, wie in England, keine herrschende, brandschatzende und verheerende Bettelei. Die sich weniger rasch als in warmen Ländern vermehrende Bevölkerung gelangt, beinahe ohne irgend eine Krankheit, zu einem hohen Alter. Leider vermehrt sich auch hier, wie in dem übrigen Europa, die Zahl der unehelichen Kinder von Jahr zu Jahr, und dieser Punkt ist viel-

leicht der einzige, von dem man sagen kann, daß die »verdorbene Zivilisation« unserer Zeit ihren entsittlichenden Einfluß auch bis dorthin geltend macht. (Fortsetzung folgt.)

Paris, 8. November.

(Schluß.)

Das Theater der Porte-Saint-Martin gab neu: Der Ehemann und der Günstling, Lustspiel in fünf Akten und in Prosa von den HH. Saintines und Michel Masson. Ein junger Roué, der Chevalier von Marillac, will für seinen Freund, den biedern Maler Eustache Lesueur, ein Mädchen, Louise de la Porte, entführen, die aus dem Kloster kommt, wo sie erzogen worden war. Seine Kameraden erwarten ihn bereits in einem nahen Gehölze. Marillac ist im Begriff, sich gleichfalls dahin zu begeben, als ein alter Bekannter, der Schatzmeister Sr. Maj. Ludwig XIII., ihm den Vorschlag macht, eine wunderschöne junge Person zu heirathen, die ihm 50,000 Thaler und ein Hauptmannspatent bei der Garde, außer den Diamanten, dem Nadelgelde u. s. w. mitbringen würde. Und wer ist die junge Dame? Mademoiselle de la Porte! — Marillac überlegt, entschließt sich, man führt ihm die Braut zu und läßt sie einen Augenblick beisammen. Die Unruhe der jungen Person läßt den Chevalier glauben, die Braut habe ihm, um die Eile, womit man sie verheirathen will, zu erklären, ein Geständniß zu machen, das ein junges Mädchen wohl in Verlegenheit zu bringen vermag, und er wartet darauf mit Ergebung. Aber seine Furcht war ungegründet. Mademoiselle Louise gesteht ihm nur, daß Eustache Lesueur ihr eines Tages die Hand geküßt habe, als sie ein Gemälde des Klosters vor ihm aufstellte, und Marillac von so viel Unschuld und Schönheit entzückt, schließt die junge Braut in seine Arme. Die Heirath ist in einer Viertelstunde abgethan. Aber nach der Heirath beginnt erst die Komödie. Man erblickt die Gattin Marillac's zwischen drei Amouren, zwischen der ehelichen Liebe, der königlichen Liebe (womit sie Ludwig XIII. begünstigt) und der artistischen Liebe. Einige Scenen bewegen sich nicht ohne Feinheit; aber die historische Treue und die Moral ist in diesem Stücke schrecklich behandelt. Wie viele Aeltern sagen oder denken aber von ihren Töchtern, wenn sie so glücklich sind, schön zu seyn: schnell ein Mann für sie herbei! wie man von einem Buche sagt: schnell ein Verleger herbei, oder mit dem Verkaufe sieht's schlimm aus! Schmähliche und betrübende Moral, die nicht genug gebrandmarkt werden kann! — Lockroy hat die Rolle des Marillac [illegible] gespielt, und Mademoiselle Ida hat durch ihr ausgezeichnetes Spiel viel dazu beigetragen, diesem in literarischer Hinsicht unbedeutenden Lustspiele eine ziemlich gute Aufnahme zu verschaffen.

Die Thürme von Notre-Dame heißt ein neues Vaudeville in einem Akt, das im Théâtre des Variétés gegeben ward. Dieses Theater, welches sich gewöhnlich durch die Aufführung schlechter Stücke auszeichnet, hat nie etwas Abscheulicheres gegeben, als das genannte. Es ist gar ein drolliges Theater, dieses Theatre des Variétés! Das Publikum vertheilt sich darin, oder läßt sich darin vertheilen auf die seltsamste Weise, die man sich nur denken kann. In der schönen Mitte des Saales sind zwölf große und schöne Logen ganz und gar leer; auf den Seiten nur zwei oder drei Logen, worin die Zuschauer übereinder aufgeschichtet sind. Diese Leutchen müssen sich wohl gut amusiren! Die Seitenlogen sollen, wie mich einer von den Geopferten versicherte, für die mit Freibillets Begünstigten bestimmt seyn. Und das wäre eine Begünstigung? Danke schön!

La Prova im Théâtre-italien ist eine treffliche Bouffonnerie, deren Idee der Tonsetzer gut zu benützen wußte; die Musik ist leicht und anmuthig, die Instrumentation anziehend, und obgleich das Werk beinahe 30 Jahre alt ist, denn es ward bereits 1806 in Paris aufgeführt, so bemerkt man doch kaum einige veraltete Sätze. Lablache ist wie immer ausgezeichnet. Seine herrliche Stimme übertönt Trompeten, Posaunen und Pauken und das ganze hundertstimmige Orchester. Santini, Ivanoff und Dem. Grisi offenbaren auch hier wieder die schönsten Talente.

Die Amme des Königs von Rom von den HH. Ancelot und Anicet, ist im Gymnase-dramatique völlig durchgefallen. Es ist aber auch ein unwürdiger Versuch! — In demselben Theater gab man ein einaktiges Vaudeville von Scribe: Estelle. Estelle ist ein treffliches Stückchen, das Herz und Geist befriediget; man lacht unter Thränen.

Das Théâtre-Ventadour macht Vorbereitungen zu seiner deutschen Oper. Gegen das Ende dieses Monats wird die Sängergesellschaft debutiren. Fidelio soll den Zug eröffnen.

In der Akademie der Wissenschaften hat der famöse Krötenregen, wovon der Oberst Marmier in der Sitzung vom 13. Oktober derselben Bericht abgestattet, eine wahre Sündfluth von Briefen herbeigeführt. Unter andern zeigte der Pfarrer von Belligné der gelehrten Versammlung an, daß er im Jahr 1820 nach einem Gewitter mit fünf oder sechs seiner Schüler spazieren gegangen sey, und zu seinem größten Erstaunen eine Unzahl kleiner unruhiger Fischchen gesehen habe, die den Weg auf mehr als vierhundert Schritte weit bedeckten. Daraus schließt er, daß wenn es ein Fischregen gäbe, so könne es auch einen Kröten- oder Froschregen geben. — Der berühmte deutsche Wundarzt, Hr. Dieffenbach, hatte die Ehre (!), der Akademie eine ziemlich junge Dame zu präsentiren, welcher er mit vieler Geschicklichkeit eine neue Nase auf Kosten der Stirnhaut verschafft hatte. Dieser neue Fall einer Nasenplastik (rhino-plastic) befriedigte ungemein. V.

Homonyme.

Ein Freier schleicht sich, still und stumm,
Um seiner Liebsten Haus herum;
Er sieht — und sieht (er täuscht sich nicht) —
Sieht hinter'm Fenstervorhang Licht.
Zwei Schatten schwanken hin und her,
Als ob ein Fremder drinnen wär'.
Da stellt er sich mit bangem Sinn,
Zum 1 2 3 4 harrend hin,
Und denkt und zweifelt, späht und lauscht,
Bis leis' das 1 2 3 4 rauscht.
Ein Männlein, wundernett und kraus,
Schlüpft zum 1 2 3 4 heraus.
»Ei,« ruft er, »ich betrog'ner Wicht!
War ich ein 1 2 3 4 nicht?!
Wer Treue sucht bei dem Geschlecht,
Heißt 1 2 3 4 wohl mit Recht!«

So rief der Freier; aber ich,
Ein 1 2 3 4 dünkt' ich mich,
Wollt' ich deßhalb auf's Herz der Frau'n
Nur um ein Quentchen minder bau'n!

Auflösung des Räthsels in Nro. 185.
Die Uhrzeiger.

Das Auge der Geliebten, von M. G. Saphir

scheint die Setzer unseres Konversationsblattes so geblendet zu haben, daß sie aus Versehen »Bäuerle's Theaterzeitung« anzugeben unterließen, welcher jene Mittheilung entnommen ist.

Theateranzeige.

Dienstag, den 18. November. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischenabtheilung. – Alice: Mad. Fischer-Achten, als Auftrittsrolle nach ihrer Urlaubsreise.

Hr. Font, Direktor und erster Tänzer des Theaters II. MM. des Königs und der Königin von Spanien, Hr. Campruri, Mad. Dubinon und Dem. Serral, gleichfalls erste Tänzer der Theater von Madrid, werden Mittwoch, den 19. Nov. Vorstellungen zu geben die Ehre haben.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — f. d. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, №: 193. 19. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Napoleon.

(Mitternachtzeitung.)

An der Berezina Ufer, wo der Tod sein Gastmahl hält,
Wo in wechselnden Gestalten tausend er von Opfern fällt –
Hält der Kaiser im Gewühle einen kurzen Augenblick;
Düst'rer Schwermuth Wolken lagern sich um seinen Herrscherblick.

Sieh, da schreitet ihm entgegen — jedem andern Aug' verhüllt,
Von dem Kaiser nur gesehen – ein gespenstisch grauses Bild,
Riesengroß, im schwarzen Mantel — nicht gehört es dieser Welt, —
Dumpf ertönen seine Worte also an den Frankenheld:

»Bis hierher und nimmer weiter! — also will es das Geschick;
Da Du Dich zu hoch erhoben, wird Dir treulos nun das Glück!
Hör' es, Kaiser, Weltbeherrscher, all' Dein Glanz, er wird vergeh'n,
Dreimal noch in Deinem Leben wird Dein Aug' mich wiederseh'n!« —

Das Gebild, es ist verschwunden, wie oft schnell der Nebel fleucht;
Ob's den Kaiser auch ergriffen, steht er dennoch ungebeugt;
Greift das Schwert mit beiden Händen, während laut und fest er spricht:
»Falsches Blendwerk, meine Stärke bebt vor Deinen Worten nicht!« —

Wie die hellen Flammen leuchten in der herbstlich rauhen Nacht!
Schon zwei ewig lange Tage währt die große Völkerschlacht;
Ströme Blutes sind geflossen — rings Verwüstung, Brand und Mord —
Und noch ras't die Schlachtenflamme wild verheerend fort und fort.

Nah' bei Leipzig, einsam, schweigend, sitzt der große Frankenheld,
Schaut mit seinen Adlerblicken auf das weite Leichenfeld,
Drüberhin der Dörfer Flammen breiten einen grausen Schein; —
Aber Siegeshoffnung ziehet in das Herz des Kaisers ein. —

Plötzlich greift die Hand des Mächt'gen eine kalte Todtenhand;
Vor ihm stehet das Gebilde von der Berezina Strand,
Und es spricht: »Die nächsten Stunden brechen Deine Riesenmacht!
Morgen wirst Du unterliegen in der großen Völkerschlacht!«

Das Gebild, es ist verschwunden, es zerrann wie Nebelduft —
Eine Wolke senkt sich nieder auf die weite Todesgruft.
Lange sinnend sitzt der Kaiser; endlich hat er sich ermannt,
Noch nicht bebt der alte Degen in der starken Kriegerhand. —

Wohl gefallen ist der Letzte von der Garde, stolz und kühn;
Wie bei Waterloo die alten, sieggewohnten Franken flieh'n!
Solch ein ungeheures Schlachten hat der Kaiser nie geseh'n;.
Doch noch fühlt in seinem Busen er der Hoffnung Flamme weh'n.

In dem wilden Sturm verhallet sein gewaltig Feldherrnwort,
Unaufhaltsam ist das Fliehen und fast reißt's ihn mit sich fort; —
Doch noch steht er aufgerichtet mitten in dem Wogendrang;
Da tönt neben ihm urplötzlich einer ernsten Stimme Klang:

»Von dem stolzen Haupt gerissen wird Dir heut der Lorbeerkranz!
Mensch, erkenne Deine Schwäche! Heute schwand Dein Erdenglanz!« —
Und als sich der Kaiser wendet, von wo dieses Wort gehallt,
Dehnet sich an seiner Seite die gespenstische Gestalt.

Da zum erstenmal im Leben bebt der ehr'ne Frankenheld,
Er verhüllet seine Augen und verläßt das Todesfeld;
Seine Kraft ist tief erschüttert, glanzlos ist sein Adlerblick,
Seine Hoffnung ist geschieden und verschwunden ist sein Glück. —

Auf der öden Felseninsel, auf dem Lager, krank und matt,
Liegt der Löwe des Jahrhunderts bleich und müd' und lebenssatt;
Nur die wenig Treugeblieb'nen stehen trauernd um ihn her,
Tiefgebeugt von bitterm Grame, ihre Augen thränenschwer.

Da erhellt ein Glanz das Zimmer plötzlich hell und klar und mild,
Vor des Kaisers Blick entfaltet sich ein schönes Luftgebild; —
Ha, es trägt dieselben Züge, die er dreimal schon geseh'n,
Aber wie so ganz verändert, wie so hochverklärt und schön!

Und es spricht mit sanfter Stimme, sel'gen Blickes die Gestalt:
»Heute bring' ich Dir Erlösung von des Unglücks Allgewalt!
Dreimal mußt' ich Dir verkünden Dein unseliges Geschick,
Heute aber künd' ich, Kaiser, Wonne Dir und Heil und Glück!«

»Künde Dir der Nachwelt Stimme und ihr ew'ges Richterwort:
In der Völker Mund und Herzen lebt Dein Name fort und fort;
In dem Tempel der Geschichte prangt er leuchtend, rein und schön
Wie die klare Himmelssonne — und nie wird er untergeh'n!«

»Was auf Erden Du verschuldet, Deine Schuld, sie ist gesühnt!
Droben in dem Paradiese, Dir ein neuer Lorbeer grünt!
Nicht umsonst warst Du auf Erden — doch Dein Tagwerk ist vollbracht!
Bald wirst Du dort oben wandeln in der ew'gen Himmelspracht!« —

Sieh, da lächelt still der Kaiser, faßt sein altes Heldenschwert,
Seine Blicke leuchten freudig, wonniglich und hochverklärt;
Himmelan hebt er die Hände, seine Brust schlägt hochentzückt:
Doch in wenigen Minuten ist sein Geist der Welt entrückt. —

Eduard Fink.

Der Bär von Krain.

Aus dem: „Forget me not" für 1835.

(Fortsetzung.)

Der Doktor warf einen mißtrauischen und besorgten Blick umher. Die Sonne war bereits hinter den Horizont hinabgesunken, doch bemerkte er bei dem unsichern Dämmerlichte, in der Entfernung von wenigen Schritten, den Eingang einer tiefen Höhle. Während sein Blick darauf verweilte, stiegen aus der Mündung derselben zwei Männer, die, ohne ein Wort zu sprechen, sich mit den Pferden beschäftigten, deren Zügel sie an dem herabhängenden Gestrüppe des Felsens befestigten. Ihre lederne Fußbekleidung, und Mützen von Wild-Eberhaut gaben ihnen das Ansehen von Bergmännern, obschon sie außerdem noch Mäntel von Bärenhaut trugen, welche von der Schulter bis zur Hüfte hinabhingen. Während der Doktor diese flüchtigen Beobachtungen machte, hatte sein Führer Licht gbschlagen, und nachdem die Männer, welche aus der Höhle gestiegen waren, zwei Fackeln angezündet hatten, wendete er sich gegen Belgardo, indem er ihn mit einer Fingerbewegung bedeutete, den unterirdischen Weg zu betreten. Der Doktor war ein Mann, der Entschlossenheit besaß, und hatte sich, ohne über die sonderbare Lage, in welcher er sich befand, überflüssigen Besorgnissen Raum zu geben, nunmehr fest vorgenommen, den Schleier dieses Geheimnisses zu heben. Indem er sich also gegen seinen Führer wandte, sprach er zu ihm mit Festigkeit in Stimme und Haltung folgendermaßen: »Ich bin hierhergekommen, um eine kranke Dame in einem ritterlichen Schlosse zu besuchen, und nicht um in unbekannter Gesellschaft in dunkle Höhlen mich zu begeben. Wofern mir daher nicht die Ursache, weßhalb man mich hierher gebracht hat, den Ort, zu dem man mich geleiten will, und die Namen der Personen, die meiner Dienste bedürfen, in klaren bestimmten Worten mitgetheilt werden, so weigere ich mich weit r zu gehen, und werde ungesäumt versuchen, den Weg wieder zurückzufinden, auf den man mich in diese öde Wildniß verlockt hat.«

»Ihr habt Unrecht, gegen uns mißtrauisch zu seyn,« sprach sein Führer in ruhigem Ton. »Ihr geht keiner Gefahr entgegen. Der Herr, dem ich diene, hat sich vielmehr in Eure Gewalt begeben, indem ich Euch, ohne Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, daß die Sache Geheimniß bleibe, zu einem Orte geleitet habe, der vor jedem Fremden geheim zu halten, ihm von höchster Wichtigkeit ist. Mein Befehl lautet, Euch in seine Gegenwart zu bringen; allein es ist mir verboten, auf irgend eine Art Euch dazu zu zwingen. Besteht Ihr auf Eurer Weigerung, uns zu folgen, so ist mir aufgetragen, Euch nach Görz zurückzuführen, ohne eine andere Bedingung, als daß Ihr Euer Ehrenwort verpfändet, keinem lebenden Menschen jemals die Stelle zu verrathen, auf der wir jetzt stehen. Allein glaubt mir, daß, wenn Ihr Eure Reise vollendet, Ihr gewißlich keine Ursache finden sollt, es zu bereuen. Mein Gebieter ist großmüthig, und wird Eure Dienstleistungen reichlich belohnen — nicht zu erwähnen der dringenden Noth des Augenblicks, mit welcher die Menschlichkeit Euch auffordert, einer schönen und unglücklichen Dame Euren Beistand zu leisten, die so gefährlich darnieder liegt, daß Alle, die sie lieben, und Alle, die ihr dienen, in Angst und Besorgniß schweben.«

Während dieser Anrede hatte der Doktor einen festen und spähenden Blick auf den Sprecher gerichtet, dessen offenes Antlitz und ruhiges Benehmen ihm Zutrauen einzuflößen schienen. Je länger der Mann sprach, desto mehr schwand Belgardo's Mißtrauen, und als er vollends die Schlußworte vernahm, so stand es bei ihm fest, das Abenteuer auf jede Gefahr hin zu bestehen. Obschon über die Jahre enthusiastischer Leidenschaften hinaus, besaß dennoch das Bild eines jungen und leidenden weiblichen Wesens für den Doktor eine mächtige Anziehungskraft, und zu dem Gefühl des Mitleidens gesellte sich bei dieser Gelegenheit ein eben nicht geringer Grad von Neugierde, welche, trotz seines Alters, noch ziemlich rege in ihm war. Nach einer kurzen Pause gab er daher seine Bereitwilligkeit zu erkennen, der Leitung seiner Führer sich anzuvertrauen. So betraten sie zusammen die Höhle. Die Bergmänner, der erste eine Fackel tragend, der andere ein Brett, welches als Brücke über Spalten und Oeffnungen diente, die an verschiedenen Plätzen ihren Weg durchkreuzten, gingen voran; ihnen nach folgte der Doktor, und den Beschluß machte sein Reisegefährte, welcher die andere Fackel trug.

Nach einigen Minuten Weges schien sich die Höhle zu endigen; und nachdem die beiden Ersten mit großer Anstrengung einen schweren Steinblock, der sich um eine verborgene Angel drehte, weggeschoben hatten, zeigte sich ein niedriger und enger Gang, welcher nur einzeln und in gebückter Stellung betreten werden konnte. Dieser unbequeme Pfad führte nach einigen hundert Schritten in eine ungeheure Halle, deren mit Stalaktiten in den mannigfaltigsten und abenteuerlichsten Formen verzierte Wände den Schein der Fackeln in allen Richtungen zurückwarfen, und eine Wirkung hervorbrachten, als ob der Raum von Tausenden von Lichtern erhellt wäre.

Den Boden dieser riesigen Höhle durchschnitt im Mittelpunkt ein reißendes Wasser, welches durch eine Spalte des Felsens strömte. Nachdem, vermittelst des Bretts, dieses grauenerregende Gewässer überschritten war, zog sich, in einiger Entfernung von dessen Ufer, der Pfad über einen schmalen hervorspringenden Rand hin, welcher über einem dunkeln Abgrunde, dessen Tiefe nur vermuthet werden konnte, so zu sagen in der Luft schwebte, und sich endlich, nach mühseligem Ersteigen einer steilen und schwierigen Anhöhe, in einer Reihe ausgehöhlter Räume von verschiedener Größe endigte, deren mannichfaltige Versteinerungen und glitzernde Säulen durch das Fackellicht in einer Pracht erglänzten, welche das Auge kaum ertragen konnte. So schritten sie lange Zeit vorwärts durch die Schlangenwindungen dieses weiten und prachtvollen Labyrinths; und mehr als einmal hatte der Doktor Lust Halt zu machen, sowohl um frische Kräfte zu sammeln, als auch um diese Naturwunder näher beobachten zu können. Allein seine Führer gingen schweigend und gemessenen Schrittes immer weiter und weiter, und das Echo ihrer Fußtritte verhallte in den Spalten der Felsen, und in den Wölbungen der schauerlichen Höhle.

Der ermüdete Arzt fing endlich an zu glauben, daß dieses unterirdische Labyrinth ohne Ende wäre, und berechnet, daß, seinem Hunger und seiner Müdigkeit nach zu schließen, er wohl mehre Stunden lang schon auf diesem feuchten und gefährlichen Boden fortgeschritten, als er sich mit einemmale vor dem Eingange eines Korridors befand, dessen behauenen und mit Sorgfalt und Regelmäßigkeit ausgearbeiteten Wände das Werk menschlicher Hände erkennen ließen. Am äußersten Ende dieses kunstreichen Ganges öffnete sich, unter dem Knarren mächtiger Angeln, eine schwere eiserne Thüre, und eine Flucht von dreißig bis vierzig Stufen wurde sichtbar, an deren Fuß die beiden Bergmänner Halt machten. Dieser Treppe hinauf geleitete ihn sein erster Führer allein, mit der Fackel ihm vorleuchtend; und als sie oben angelangt waren, wurde von innen eine kleine Thüre geöffnet, die vorher nicht

sichtbar war, und Belgardo befand sich nunmehr in einem prachtvoll möblirten und durch ein helles Kaminfeuer erwärmten Saale, in Gegenwart eines Mannes von edlem Aeußern, der aufstand, ihn zu empfangen. (Fortsetzung folgt.)

Schweden in seinen moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Das zugleich strenge und milde Klima, geschützt von hohen Bergketten, die das Land umschließen und durchschneiden, zeichnet sich nicht aus durch jene Vegetationskraft, die nur dem Süden angehört, sondern durch eine fast beständige Heiterkeit, durch eine reine, gesunde Luft, durch erquickende Sommertage, während denen die Sonne 16 bis 18 Stunden Licht und Wärme verbreitet, und die nur äußerst selten Gewitter mit sich führen.

Der Winter, der mit Dezembers Anfang beginnt, und der durchgehend streng genannt werden kann, dauert bis zum April, manchmal sogar bis Mitte Mai oder Anfang Juni. Kaum hat jedoch der erste Frühlingshauch die Eisrinde durchbrochen, womit die Erde bedeckt war, und schon sprießen Pflanzen und Blumen jeder Art in Fülle hervor. Heute erblickt man noch Schnee, und morgen ist Alles grün und bunt. Lange in ihrem Laufe gehemmt, stürzen die Gewässer sich schäumend der Tiefe zu. Der Saft steigt in die Bäume, und verwandelt sich schnell in Blätter und Blüthen.

Ein schöner Herbst, merkwürdig durch seine verschiedenartigen Tinten, durch der landschaftlichen Beleuchtung Seltsamkeit, folgt auf den kurzen, aber sehr warmen Sommer. Wenn endlich der Winter erscheint, schützt eine Industrie, die nichts vernachlässigt, wodurch seine Strenge gemildert werden kann, Bürger und Landmann gegen des Frostes zu heftige Bisse.

In den mildern Regionen trifft man vielleicht zu wenig genügende Vorkehrungen gegen die Mißbestände, welche Winter und Frühling mit sich führen. Eine schwedische Wohnung ist so eingerichtet, daß sie der heftigsten Kälte Trotz bieten kann. Alle Fenster verschließen so fest, daß nicht der mindeste Luftzug durchdringen kann. Alle Thüren passen in ihren Fugen, wie die künstlichsten Schachteldeckel. Lange Ofenröhren, die sich durch alle Zimmer und alle Stockwerke ziehen, verbreiten im Innern eine beständige angenehme Wärme. Die Fußboden sind mit Moos bedeckt, und nicht selten findet man Doppelfenster. Man hat die allgemeine Bemerkung gemacht, daß seit etwa zehn Jahren die Temperatur Schwedens viel veränderlicher geworden, als sie es früher gewesen.

Vorstehende Bemerkungen finden ihre Anwendung jedoch nur auf den gemäßigten Theil Schwedens, d. h. auf den diesseits des Allelfaren. Nördlich von diesem Flusse liegen die sechs unglücklichen, von der Natur enterbten Provinzen, deren Bewohner oft genöthigt sind, ihr noch grünes Getreide einzuernten, weil sonst der Frost ihres nothwendigsten Lebensmittels sie berauben könnte.

Je weiter man nach Norden vordringt, um so mehr vermindert sich die Vegetation. Die wenigen noch gebauten Gemüsearten, Hanf, Flachs, Tabak, Fruchtbäume, sterben unter den höheren Breiten allmälig aus. Alle Bäume bedecken sich mit einer dicken Rinde und mit Moos. Ihr Splint wird immer dichter. Am Nordkap ist die Erde so unfruchtbar, daß ihr kaum noch einige Gräser in wärmeren Felsspalten entsprießen. Die stärksten Pflanzen, Kartoffeln und Kohl, finden nicht überall die zu ihrem Gedeihen erforderliche Nahrung.

Einen Grad östlich vom Nordkap ist die sonderbare Festung Wardöehuus (in Norwegen), mit 130 Einwohnern; der nördlichste aller bekannten Militärposten. Die Besatzung dieses Ortes sieht vom 21. Mai bis zum 21. Juni die Sonne nicht untergehen. Dieser über einen Monat lange Tag wird durch eine drittehalb Monat lange Nacht wieder ausgeglichen, die den 15. November beginnt, und bis zu Ende Januars dauert. Wahr ist es, daß von Zeit zu Zeit herrliche Nordlichter, mit ihren vom Pol heraufschlagenden Flammen, den Gesichtskreis erleuchten, und wenigstens einigermaßen das wohlthätige Sonnenlicht ersetzen.

Wir haben bereits gesagt, wie leicht und mit welcher Schnelligkeit man in den nördlichen Gegenden reisen kann, indem selbst die von der Natur äußerst stiefmütterlich behandelten Landestheile dem Reisenden wenig Hindernisse entgegenstellen. In Finnland erstaunt man nicht wenig, einen 11 bis 12jährigen Knaben drei vor einen kleinen Wagen gespannte, muthige Pferde lenken zu sehen, die mit unglaublicher Schnelligkeit laufen, und zwar selbst an Orten, die gefährlich seyn würden, wären die Wege nicht überall mit größter Sorgfalt unterhalten.

Der Wagen rollt, springt, fliegt gewissermaßen von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, von Abgrund zu Abgrund, durch tausend landschaftliche Winkel, und an überraschenden Scenen vorüber. Die zahlreichen hölzernen Brücken donnern unter dem Hufschlag der Rosse, die mit bewunderungswürdiger Gelehrigkeit der Stimme ihres jungen Lenkers gehorchen, und auf einen leisen Ruck, mitten im schnellsten Laufe, ruhig stehes bleiben.

Neben reichen, wohlverstanden ausgebeuteten Minen, und einem Ackerbau, der über den widerspenstigen Boden triumphirt, wundert man sich, besonders in Schweden, eine in der Kindheit befindliche Gewerbsamkeit, und einen weit beschränkteren Handel zu finden, als des Landes innerer gedeihlicher Zustand voraussetzen lassen sollte. Dagegen ist die Schifffahrt ziemlich ausgedehnt und blühend, sie würde sich jedoch noch beträchtlich vermehren, wenn Handel und Industrie dieses Landes den ihnen noch fehlenden Schwung gewönnen.

Der schwedische Soldat und der schwedische Matros sind vortrefflich, jeder in seiner Art. Der Seemann ist mäßig, unermüdlich, wohl diszipliniert, ruhig, sparsam und unerschrokken. Die stürmische Fluth, welche dieß Gestade zu zertrümmern drohet, worauf seine väterliche Hütte steht, hat von Kindheit an sein Ohr betroffen, seine Blicke an ihre wilden Wogen gewöhnt.

Von Natur kriegerisch, erinnert sich der Schwede mit Stolz an die Kriege Gustav Adolphs und Karls XII. Man kennt jene Truppenvertheilung in ackerbautreibende Kantonirungen, die man in Rußland nachgeahmt. Die schwedische Indelta (so nennt man dieses zugleich kriegerische und landwirthschaftliche System) ist eine doppelte Pflanzschule von Soldaten und Ackerbauern.

Unter vielen Beziehungen, vorzüglich unter denen der Sittlichkeit, des Muths und der Gewerbsamkeit, kommen Dänemark und Norwegen Schweden ziemlich nahe. In Dänemark besonders hat die Volkserziehung große Fortschritte gemacht, und man hat das eben so schwere als bewunderungswürdige Mittel gefunden, der höhern Bildung ungeachtet, dem Volke die natürliche und starke Einfachheit seiner Sitten zu bewahren. Wie weit ist man dagegen von dieses Problems Lösung in England und Frankreich, wie in einigen Theilen Deutschlands und der Schweiz entfernt. —

Darf man den neuesten Reisenden Glauben beimessen, so steht Norwegen in mehr als einer Beziehung hinter den beiden andern Staaten ziemlich weit zurück. Wahr ist es, daß ihm ein strenges Klima, und die vielen Bergketten, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden, der Kultur schwer zu übersteigende Hindernisse entgegenstellen.

Nichts merkwürdigeres, als die Beschreibung einer Reise, die ein Britte vor Kurzen nach Drontheim (Drondhjem) gemacht. Um von Christiania dahin zu gelangen, muß man über eine Menge Fjorde oder Meerbuchten setzen, die tief in das Land hineindringen, oft inneren Seen oder großen Strömen ähnlich, und manchmal auf allen Seiten von hohen, steilabgerissenen Felsen umschlossen.

»Ehe wir Christiania verließen,« erzählt er, »kauften wir um 6 Pfund Sterling (72 fl. rheinl.) zwei kleine, sehr leichte und zierliche Wagen, die im Lande selbst unter dem ursprünglich französischen Namen Kariolen (zweirädrige Halbkutsche) bezeichnet werden. Wir mußten sodann eine Schaluppe miethen, worin wir unsere Gefährten einschifften. Fünf Männer waren um einige Schillinge bereit, uns über den Sögne-Fjord zu setzen.

»Die Schaluppe war von sonderbarer aber angenehmer Gestalt. Vorder- und Hintertheil waren sich vollkommen ähnlich, und bildeten eine sehr scharfe Spitze, die sich um mehre Fuß über das Wasser erhob. Die Ruder waren breit und flach. Das Steuerruder ragte so weit in das Innere der Schaluppe, daß es wirklich beschwerlich fiel.

»Wir stachen in See. Unsere Ruderer, deren kolossalische Formen, vereint mit außerordentlicher Gewandtheit, sie zu recht eigentlichen Seemannsmustern machten, arbeiteten so kraftvoll und anhaltend, daß wir schon nach Verlauf einer Stunde am entgegengesetzten Ufer uns befanden, wo sie bei einer Grotte anlegten, die bei stürmischem Wetter ein Zufluchtsort der Fischer zu seyn scheint, und wo sie, bei schnell angezündetem Feuer, sich selbst ihre Nahrung zubereiten.

(Schluß folgt.)

Hannover, 15. Nov.

Endlich wurden auch wir durch einen Besuch der vielgereis'ten, vielbekrittelten und vielbelobten Clara Hirschmann erfreut oder besser gesagt, erfreulich überrascht; denn obgleich es bekannt war, daß sie im benachbarten Braunschweig mit Beifall gastirte, wußten wir doch auch, daß sie von Seiten unsers umsichtigen Direktors keine Einladung erhalten würde. Wozu auch? Hat doch der Umsichtige eine Gattin, die alle vortreffliche, für den weiten Umfang von 16 bis 60 Jahren geschriebene Rollen vortrefflich spielt! Und haben wir nicht die Erfahrung vor Kurzem erst gemacht, daß selbst die große einzige Schröder neben dieser Vortrefflichspielerin nichts machte? Wozu also Gäste? Leer bleibt das Theater doch immer, ob mit oder ohne Gast, gleichviel. — Aber die Hirschmann kam ungeladen, und siehe da! auf den Wink des freundlichen Vicepräses der Komitée (der unfreundliche Präses war abwesend) erklärte sich unser diplomatischer Direktor gleich bereit, ein Gastspiel zu arrangiren. Er hielt Wort und wie?! In der kurzen Frist von 3 Wochen sahen wir die Ungeladene dreimal auftreten! Am 29. Oktober: als Olga, am 4. November: als Christine und Leopoldine, und endlich am 11. als Johanna zu ihrem Benefiz. Heißt das nicht schnell expedirt? Donna Diana, worin wir sie noch zu sehen wünschten, bis zum 14. heraus zu bringen, war unserm Direktor eben so unmöglich, als unserer Gastin ein längeres Verweilen. Sie werde, sprach sie, schon am 20. im lieben Frankfurt erwartet, (im lieben! Ei, ei!) und könne es kaum erwarten, die herrliche Stadt wieder zu sehn. Die herrliche? Einverstanden, also glückliche Reise! und hier unser Empfehlungsschreiben, das wir versiegelt ihr nicht mitgeben dürfen, weil es die Post verbietet, offen nicht mitgeben mögen, weil es die Bescheidenheit verbietet, daher an das vielgelesene Konversationsblatt voraussenden, weil es Niemand verbietet:

»Hochverehrte theatersinnige Herren und Damen der lieben und herrlichen freien Stadt Frankfurt!

Erlauben Sie, daß wir Ihnen durch Gegenwärtiges die Schauspielerin Clara Hirschmann, welche nächstens die Ehre haben wird, bei Ihnen zu gastiren — nicht zu gütiger Nachsicht (um diese mündlich zu bitten oder auch dafür zu danken, werden Sie ihr hoffentlich Gelegenheit geben) sondern zu strenger Beurtheilung empfehlen. Sie meint es ernstlich mit der Kunst und bildet sich nicht ein, ihre Tiefen schon ergründet, ihre Höhen schon erstiegen zu haben; sie weiß vielmehr, daß sie noch vielerlei nicht weiß, ist darum auch nichts weniger als naseweis und zieht jeden Tadel, der sie belehrt, jedem Lobe vor, das ihr nur schmeichelt. Sie wünscht Ihnen zu gefallen, und diesen Wunsch werden Sie selbst so natürlich als verzeihlich finden; ob er sich aber realisiren wird, steht dahin. Uns Hannoveranern gefiel sie und gern hätten wir sie die Unsrige genannt. Doch der Geschmack ist verschieden. Ob sie dem Ihrigen zusagen dürfe, kann vielleicht durch ein genaues Signalement ermittelt werden. Wir geben es mit reinster Ueberzeugung, wie folgt:

»Clara Hirschmann gehört nicht zu den großen, noch weniger zu den kleinen, nicht zu den korpulenten, noch weniger zu den dünnen Theaterdamen; sie hat nicht die Taille einer Wespe, noch weniger die einer Biene; Hände und Füße stehen im besten Ebenmaße zu dem Körper; ihr Haar ist schwarz und glänzend wie Ebenholz; ihre Augen sind braun und scharf, bald klein und schmachtend, bald groß und blitzend; ihre Nase ist proportionirt, ohne griechisch oder römisch zu seyn; ihr geschlossener Mund gleicht einer knospenden, ihr geöffneter einer aufgeblühten Rose, in deren Kelche zwei Perlenschnüre liegen; ihr Kinn ist etwas Napoleonisch, ihr Hals und Nacken sammtartig, ihr Teint blaß — mit einem Wort: Sie ist nicht häßlich genug, um Männer zu erschrecken, noch schön genug, um Weiber neidisch zu machen, auch weder so jung, um nicht schon Gutes leisten zu können, noch so alt, um nur Treffliches leisten zu müssen. Sie spricht immer deutlich, richtig und verständig, sey es mit Worten, Blicken, Geberden, Gesten, oder mit allen zugleich. Ihr Organ ist umfangreich, hat jedoch einen eignen Klang, der anfänglich frappirt, an den man sich aber, besonders in der ruhigen Rede, bald und gern gewöhnt, in der heftigen muß sie ihn sehr bewachen und zügeln, sonst kränkt er das Ohr. Haltung, Gang, Bewegung sind stets dem Charakter und der Situation angemessen. Besondere Beachtung verdient ihr stummes und ihr Mienenspiel, sie ergänzt damit jede Lücke, jede Pause, unterstützt den Mitspielenden, bereitet jeden Uebergang vor. Ihre Kostümes, ganz nach den Mustern des Wiener Hofburgtheaters, sind äußerst geschmackvoll, richtig und — wo es zulässig ist — brillant.

»So fanden wir unsre Empfohlene und gewannen sie bald lieb; so wünschen wir, daß es ihr auch bei Ihnen ergehen möge.

»Noch Eins (sie hat es uns gestanden) liegt ihr schwer auf dem Herzen: Sie kennt und verehrt Ihre treffliche Lindner, kennt und verehrt die andern ausgezeichneten Talente Ihrer Bühne und — fürchtet den Vergleich. Ist es Ihnen daher möglich, Höchstverehrte, so vergleichen Sie nicht, sondern lassen Sie unsre Empfohlene Ihre Unvergleichliche werden! Revanche an den Ihrigen, die Sie uns empfehlen. Hochachtungsvoll zeichnen A — Z.«

Nachdem wir nun unsre Liebgewonnene dem kunstsinnigen Frankfurter Publikum zu freundlicher Aufnahme empfohlen haben, bleibt uns nur übrig, ihr noch Glück zu wünschen, daß sie einem gleich kunstsinnigen Theaterpersonal entgegen reis't, von dem sie sich die kollegialste Aufmerksamkeit versprechen darf, und das sich selbst zu sehr achtet, um durch Mangel im Memoriren, unzeitiges Pausiren und minutenlanges Zuspätkommen ihre Contenance auf die Probe zu setzen, wie es hier leider nur zu oft geschah, und wir es absonderlich dem Hrn. Grabowsky nachrühmen können. Aber auch Ehre, dem Ehre gebührt! Die HH. Grunert, Schöpe und Hegel, so wie die Damen Senk und Collet boten alles auf, die holde Gastin würdig zu unterstützen.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 19. November. Johann von Paris, Romantisch-komische Oper in 2 Abtheilungen, aus dem Französischen, Musik von Boieldieu. Nach dem ersten Akt: Boleras Robadas, getanzt von den HH. Font, Campruvi und den Damen Dubinon und Serral, in andalusischem Kostüm. Nach geendigter Oper: Zapateado, Tanz mit Tambourin und Castagnetten; ausgeführt von denselben Herren und Damen im Kostüm von Jitano. Abonnement-suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. T. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nº 194. 20. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Bär von Krain.

Aus dem: „Forget me not" für 1835.

(Fortsetzung.)

»Bei meiner Treu,« sprach der Doktor, indem er sein Glas auf den Tisch niedersetzte, an welchem er und sein Wirth saßen, »der ehrliche Bursche hatte Recht, als er sagte, ich würde es nicht bereuen, ihm gefolgt zu seyn, da ich mich wieder einmal in der Gesellschaft eines alten Jugendgefährten — ich denke, ich kann wohl sagen, eines Jugendfreundes, befinde. Aber warum bin ich mit solch geheimnißvoller Vorsicht hierhergebracht worden? — und warum auf diesem Höllenweg? Ein Wort von Euch, Freiherr von Lueg, hätte genügt, mich ungesäumt reisefertig zu machen, und zwar würde ich die Landstraße eingeschlagen haben, welche — wofern ich mich nicht sehr irre — ganz nahe an dieser Bergfestung vorüberzieht.«

»Ich war nicht sicher,« erwiderte Hermann, »ob die Erinnerung an unsre frühere Verhältnisse noch so frisch in Euch lebte, um Euch zu diesem Unternehmen zu vermögen; und im Falle, daß Ihr Euch geweigert hättet, erheischte es die Vorsicht, daß mein Name Euch verborgen blieb. Was den Weg anlangt, so war es mir unmöglich, einen bequemeren zu wählen, da die Truppen, welche mich belagern, alle andern Zugänge zum Schloß besetzt halten.«

»Ihr in Belagerungszustand!« rief der erstaunte Doktor: »warum? — und durch wen?«

Diese Frage beantwortete Herrmann mit einer Erzählung der Ereignisse, welche dem Leser bereits bekannt sind, indem er noch einige besondere Umstände erwähnte, welche demselben erst noch bekannt werden sollen.

»Die zehn Soldaten,« sprach er, »welche die Lavine begrub, die meine Leute auf der Terasse der Burg aufgethürmt hatten, wurden schleunigst wieder hervorgezogen, und sämmtlich in einen Zustand von Bewußtlosigkeit in diese Halle gebracht, wo sie wieder in's Leben zurückgerufen wurden.

»Kaum hatten sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder erlangt, so brachten wir ihnen einen Schlaftrunk bei, welcher, bei ihrer gänzlichen Erschöpfung, sie sogleich in den frühern bewußtlosen Zustand zurückversetzte. So wurden sie bis zur Gränze Italiens geschafft, und zwar auf demselben Weg, der Euch hierher geleitet hat. Dort erwartete sie einer meiner Vertrauten, brachte sie auf zwei bedeckten Wagen nach Wipach, und setzte sie, während die Einwohner des Orts im Schlaf vergraben lagen, auf dem Marktplatz ab. Auf diese Art gelang es mir, mich dieser lästigen Gäste, ohne die Nothwendigkeit fernern Blutvergießens, und ohne das wichtige Geheimniß meiner Vertheidigung zu gefährden, zu entledigen. Mit Ausnahme Eurer allein — der drei Männer, die Ihr gesehen habt, auf deren Treue und Klugheit ich bauen kann — und meiner selbst, kennt kein lebendes Wesen den Zugang, auf welchen Ihr in diese Burg gelangt seyd.«

»Und was ist nun Eure Absicht?« fragte der Doktor nach einer kurzen Pause. »Rechnet Ihr mit einem Dutzend Bauern gegen die Truppen Seiner kaiserlichen Majestät Stand halten zu können?«

»Das wäre Wahnsinn!« erwiderte der Ritter. »Noch einen Monat länger, und das Eis und der Schnee, welche diese Burg uneinnehmbar machen, sind geschmolzen, und ein lebhafter Angriff von wenigen Stunden würde hinreichen, einen Eingang zu erzwingen. Mein Vorhaben ist, mich in die Staaten Venedigs zu begeben, wohin ich bereits Alles geschafft habe, was ich von meinem Eigenthum zu Gelde machen konnte.«

»Dann, je eher, je besser,« sprach der Doktor. »Ich wundere mich überhaupt, daß Ihr bei solch sicherm Rückhalt nicht schon längst diesen weisen Entschluß ausgeführt habt?«

»Vor zehn Tagen schon hätte ich diese Burg verlassen,« erwiderte Herrmann, »wäre es nicht wegen der Krankheit meines Kindes, das mir zur Reise zu schwach scheint. Das ist eben grade die Schwierigkeit, welche Ihr mir helfen sollt zu überwinden, und wozu ich des Beistandes Eurer Kunst bedarf. Wenn Ihr mein armes Mädchen gesehen habt,« fuhr er fort, indem er eine Klingel in Bewegung setzte, welche auf dem Tische stand, »so sollt Ihr mir sagen, ob es möglich ist, sie ohne Lebensgefahr auf dem nämlichen Wege fortzubringen, auf dem Ihr gekommen seyd. Wo nicht, so muß ich hier bleiben, und sterben mit Ida.«

Die große Thüre des Saals wurde geöffnet, und herein trat ein Diener. »Sag' meiner Tochter,« sprach der Ritter, »daß der Arzt, den ich erwartet, hier ist, und frag', ob sie bereit ist, ihn zu empfangen.«

Der Diener schien sich kaum des Befehls bewußt, den er so eben vernommen; wie versteinert stand er da, und heftete die Augen auf den Doktor. Dieß sonderbare Benehmen erregte die Aufmerksamkeit Belgardo's, der dem starren staunenden Blick des Mannes begegnete, und nun seinerseits anfing, die Gesichtszüge desselben einer Prüfung zu unterwerfen.

»Nun!« rief Herrmann, »warum zögerst du hier? — Hörtest Du nicht meine Befehle?«

Ohne ein Wort zu sprechen, verließ der Diener sogleich das Gemach, und Herrmann wollte eben das unterbrochene Gespräch wieder anknüpfen, als der Doktor ihm in's Wort fiel und, feierlich seine Hand auf des Ritters Schulter legend, mit ernster Stimme fragte: »Wer ist dieser Mann? — Seyd Ihr dessen Treue gewiß?«

»Es ist ein alter Diener unsers Hauses,« antwortete Herrmann, »der seit der Belagerung die Verrichtungen eines Kastellans in diesem Schlosse versieht.«

»Hütet Euch vor ihm!« sprach ernst der Doktor. »Ich habe genau die Züge seines Gesichts beobachtet, und sie verheißen nichts Gutes.«

Ein leichtes Lächeln überflog das Antlitz des Freiherrn von Lueg. »Ihr müßt mir verzeihen,« sprach er, »wenn in mei-

nen Augen langjährige treugeleistete Dienste die losen und anhaltbaren Schlüsse einer, auf bloße Muthmaßungen gegründeten Wissenschaft überwiegen.«

»Verachtet nicht diese Schlüsse, obschon Euch die Wissenschaft fremd ist. Ich habe mich selten in ihrer Anwendung getäuscht. Nochmals wiederhole ich, hütet Euch vor diesem Mann! Ich habe genau in seinem Gesicht gelesen. Die vorspringenden Backenknochen, die dünnen Lippen, das spitze Kinn, die eingefallenen Augen, die dreieckige Stirne — wo dieß alles zusammentrifft, sind es unfehlbar Anzeigen von Verrath und Tücke.«

»Ich will nicht mit Euch streiten,« sprach Herrmann. »Indessen habe ich von diesem Manne nichts zu besorgen. Er ist Keiner derer, die ich zu Gefährten meiner Flucht zu machen gedenke; und das Geheimniß des unterirdischen Ganges ist ihm durchaus unbekannt. Diesem Umstande mögt Ihr das wunderliche Erstaunen beimessen, welches Eure Gegenwart in ihm erregte, da er nicht vermögend ist, zu begreifen, wo Ihr so auf einmal hergekommen seyd, und der Platz, den ich zum Zufluchtsort ausersehen, wird ihm ebenfalls verborgen bleiben.

Belgardo nahm diese Versicherung als einen Tribut, der Wissenschaft gezollt, an; und die Unterhaltung kehrte wieder auf den Gegenstand zurück, welcher sie beschäftigte, ehe diese Unterbrechung eintrat. »Ich habe Euch gesagt,« sprach der Ritter, »daß der sich verschlimmernde Gesundheitszustand meiner unglücklichen Tochter einzig und allein meine augenblickliche Abreise verzögert. Seitdem sie in dieser Burg angelangt ist, schwindet mein liebliches Mädchen täglich mehr und mehr, und unsre Ankunft war unvorhergesehen, als daß ich die nöthigen Anstalten für eine bequeme Einrichtung hätte treffen können. Ich mache beinahe ihre einzige Bedienung aus, und dieser Umstand zwingt mich mehr, als ich es beinahe ertragen kann — Zeuge zu seyn, wie von Tag zu Tag die Rosen ihrer Wangen bleichen, und der Glanz ihrer Augen erlischt. Meine arme Ida, der einzige Sprößling meines Hauses, senkt das Haupt gleich der sterbenden Lilie. Auf alle meine Vorstellungen, wie die Nothwendigkeit unsrer unverzüglichen Abreise erheischt, antwortet sie mit Blicken, die zu sagen scheinen, daß es ihr unmöglich ist, uns zu folgen; und wenn sie mich beschwört, sie hier zu lassen, so ist's als wenn diese Blicke ausdrücken wollten, was ihr Mund schonend verschweigt: — um hier zu sterben! Doktor! das Glück meines alten, unbescholtenen Hauses schwindet dahin mit diesem süßen, und mir bangt, sterbenden Kinde. Doch kann ich sie nicht hier den Ereignissen preisgeben, die nach meiner Abreise eintreten müssen; und kann sie nicht mit Sicherheit weggebracht werden, dann wird Maximilians Günstling gerächt werden, und ich muß bleiben und verderben, sammt der Blüthe, die ich vergeblich mich gemüht zu schützen. (Fortsetzung folgt.)

Züge aus der Sittengeschichte des italienischen Mittelalters.

Von K . . . r.

Das Kasino zu Venedig.

„Semo a Venezia!“ war einst in der Lagunenstadt die Losung zum Genusse aller sinnlichen und ersinnlichen Freuden in unbeschränkter Ausdehnung. Wenn die Machthaber der Republik auf einer Seite mit eiserner Strenge und blutgierigem Argwohne das politische Scepter über den Köpfen der Bürger schwangen, so gönnten sie ihnen auf der anderen ein äußerst gefälliges, ja allen Ausschweifungen zugängliches Privatleben. Der Senat verstand es, seinen Unterthanen eine in der Geschichte beispiellose Scheu und Ehrfurcht einzuflößen. Eine zahllose Schaar geheimer Spione, eine äußerst thätige und verschlagene Polizei, der Gedanke an die Allwissenheit und Allgegenwart der Staatsinquisitoren wirkten mit schrecklichem Zauber. Die zwei Henker, welche während der Sitzungen der Signoria den Markusplatz auf- und niederschritten, wiesen mit furchtbarer Deutlichkeit auf die unausbleibliche Folge eines einzigen unbedachtsamen Wortes oder verdächtigen Schrittes hin. Der Senat verstand es eben so gut, das Joch unter Blumen zu verstecken. Mit Sorgfalt strebte er, Venedig in einen Schauplatz immerwährender Belustigungen und Festlichkeiten zu verwandeln. Die Nobildonna Michieli wußte blos mit der Aufzählung der vorzüglichsten Staats- und Kirchenfeste, welche jährlich wiederkehrten und die partie noble bildeten, sechs Oktavbände anzufüllen. Die Opern- und die Schauspielhäuser, die Spielbanken, die öffentlichen und Privatkasini, und was sonst noch von zweideutigem Gehalte unter den Flügeln des Markuslöwen zur allgemeinen und besonderen Lust und Zerstreuung geboten wurde, fanden natürlich dort keinen Platz.

Unter dem Einflusse dieser Maximen mußte die Sittenstrenge der älteren und ärmeren Zeit auf dem — durch den Reichthum des Welthandels üppigen — Boden nothwendigerweise in Ausgelassenheit übergehen. Das Hazardspiel z. B., einst hoch verpönt, kam unter öffentlicher Begünstigung so in Schwung, daß man den hiezu gewidmeten Ridotti gleich den heiligsten Oertern das Asylrecht verlieh. Endlich — da nur Nobili Bank geben durften — scheuten sich selbst Senatoren nicht, angethan mit den Abzeichen ihrer Würde, im trügerischen Faro höchsteigenhändig die Karten umzuschlagen.

Der Karneval wurde ein reicher Markt verbotener Früchte. Larve und Bauta waren Talismane, welche der Wachsamkeit des eifersüchtigen Gemahls und der manchmal noch eifersüchtigeren Verwandten spotteten. Hatte ein Nobiluomo die Gunst einer Nobildonna gewonnen, so erhielt er genaue Kunde von jedem ihrer Schritte und nicht selten erfolgte das Tête-à-Tête, — wenn eben kein Kasino passend schien, in einem der dreißig oder vierzig Nonnenklöster Venedig's. Viele dieser Zwinger waren ausschließlich zur Aufnahme adelicher Fräulein bestimmt, wovon natürlich nicht den hundertsten Theil ein höherer Beruf, sondern die Mehrzahl das Gebot der Familienhabsucht dahin führte. Die Nachsicht der Väter des Vaterlandes ermangelte nicht, den Grundsatz milder Entschädigung für schwere Opfer auch hier walten und den himmlischen Bräuten für den Zwang der Gelübde irdischen Trost gewähren zu lassen. Die Sprachzimmer wimmelten von Masken und am Sprachgitter traf man häufig maskirte, mitunter nicht sehr ehrbar maskirte Nonnen an.

Die Nobili heiratheten gewöhnlich, ohne ihre Bräute erst näher kennen zu lernen, oft auch ohne sie je früher gesehen zu haben. Waren mehre Brüder in der Familie, so mußte sich der jüngste, oder der sonst am wenigsten Lust und Geschick für das Treiben der Welt verrieth, zum heiligen Ehestande bequemen. Das lockere Leben, der Reiz und die Leichtigkeit des Wechsels machte, daß man lieber ledig blieb: man genoß dabei noch den Vortheil, sich — jeder häuslichen Sorge enthoben — um so wirksamer den Intrizuen des Dogenpalastes und der Prokuratien hingeben zu können.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam der junge Leonardo, Sprößling eines der edelsten Geschlechter, von Paris, von einer Gesandtschaftsreise, nach Hause zurück. Reichthum, Ansehen, alle geistigen und körperlichen Eigenschaften, welche ihm die Achtung seiner Mitbürger und die Liebe seiner Mitbürgerinnen sicherten, mußten ihm, dem Manne von dreißig Jahren, den Weg zu den höchsten Würden des Staa-

tes bahnen. Während er hier sich den gewöhnlichen Beschäftigungen seiner Karriere widmete, unterhielt er dort eben so gut sein Kasino, d. h. ein abgesondertes, ausschließlich dem Vergnügen und dem Geheimnisse geweihtes, nur dem vertrautesten Umgange offenes Appartement, wie es damals die Mode und der gute Ton von Personen seines Standes und Alters zu fordern schien.

Eines Tages erbat sich sein Busenfreund den Kasinoschlüssel nur für eine einzige Stunde, und zwar für ein Rendezvous mit einem Mädchen, dessen Reize er mit glühenden Farben schilderte, dessen Bekanntschaft er einem glücklichen Zufalle verdankte; ohne übrigens — entweder aus Unwissenheit, oder aus gewissenhafter Diskretion — die näheren Verhältnisse aufzudecken. Leonardo wurde begierig, das gerühmte Ebenbild der Göttin von Paphos selbander zu bewundern; er wußte den Freund zu bereden, ihm aus einem Verstecke des Vorzimmers ihren Anblick zu gönnen. Mit dem Schalle der Mitternachtsglocke des Markusthurmes erschien die Holde am Arme des Abentheurers und legte — nicht ohne Sträuben — beim Eintritte den faltenreichen Zendalo ab. Leonardo erstaunte: in diesem herrlichen Wesen schienen alle Reize weiblicher Schönheit vereiniget und, was noch mehr, darüber alle Zauber jungfräulicher Einfalt, Unschuld und Milde ausgegossen. Nur die Erinnerung, mit wem und warum sie da war, schlug die heiße Aufwallung seines Herzens nieder. Er wurde seiner selbst bis zur Besinnung mächtig, daß dieser überirdische Glanz äußerer Vollkommenheit hier leider! nur ein Mißgriff der Schöpferin Natur, eine heillos gleißnerische Larve und jedes innigen, ernstlichen Gefühles unwerth sey. In diesem Kampfe widerstrebender Empfindungen prägten sich die Züge des so tief gefallenen, unbekannten Engels unauslöschlich in sein Gedächtniß. —

Die Väter der ersten Familien Venedigs richteten seit längerer Zeit ihr Augenmerk auf Leonardo; ein Schwiegersohn wie dieser konnte jedem nur höchst willkommen seyn. Bisher wußte er geschickter Weise verschiedenen mehr oder minder verdeckten Anschlägen auf seine Hand auszuweichen. Endlich — einige Monate nach jener Kasinoscene — gewann ihn ein alter erprobter Freund seines Hauses für die Verbindung mit der überreichen und einzigen Tochter eines mächtigen Senators. Leicht war des Vaters Einwilligung und die Erlaubniß erhalten, der schönen Elisa den Hof machen, d. h. nach venezianischer Sitte täglich ein- oder zweimal unter ihrem Balkone vorübergehen zu dürfen. Leonardo benahm sich nicht lau in Ausübung der pflichtmäßigen Galanterie eines Freyers, eines Verlobten; auch mangelte die — dem Gerüchte nach — wunderschöne Elisa selten am Fenster, wenn er — sie mit sehnsüchtigen Blicken suchend — unten vorüberstrich. Allein, so scharf sein Auge spähte, nie gelang es ihm, die Züge ihres Antlitzes oder die Formen ihrer Gestalt zu erspähen, weil sie immer nur in dichter Verschleierung sichtbar wurde. Ungewiß, ob er die sonderbare Zurückhaltung seiner Braut dem Stolze oder, noch schlimmer, der Abneigung beimessen solle, beklagte sich Leonardo und erhielt die tröstliche Erklärung, daß ein frommes Gelübde der Jungfrau verwehre, sich bis zum Augenblicke ihrer Vermählung irgend einem Manne außer dem Vater unverschleiert zu zeigen. Elisa gewann durch die zarte Scheu vor Verletzung einer religiösen Schwärmerei unendlich in der Achtung, und durch das geheimnißvolle Dunkel rings um sie her unendlich im Zauber über die Phantasie des Verlobten, der mit Ungeduld dem Akte der ewigen Vereinigung mit ihr entgegenharrte.

Endlich brach der Tag der Trauung an. Schaaren von Freunden und Verwandten strömten bei Sonnenuntergange im Palaste des alten Senators zusammen. Die Sitte gebot, daß Leonardo die Gäste am Thore empfing und begrüßte, er also der letzte, den großen Saal betrat, wo der Priester an den Stufen eines prächtig geschmückten Altars, und eine zahlreiche glänzende Versammlung mit dem Bräutigame die Braut erwarteten. Die inneren Gemächer erschlossen sich, — umgeben von Matronen schwebte Elisa über die Schwelle. Aller Augen flogen ihr zu, ein freudiges Gemurmel brach los, — nur Leonardo'n entfuhr ein Schrei des Entsetzens, der im Getümmel der lauten Bewunderung ihrer blendenden Schönheit unbemerkt verhallte. Die Geliebte seines Freundes, jener gefallene unbekannte Engel, — das tief eingeprägte Trugbild der Unschuld stand vor ihm. — Nacht umflorte seine Sinne, — der Schlag war furchtbar, aber schnell vorüber. Schon wollte er diejenige öffentlich brandmarken, welche die Makel unvertilgbarer Schande mit frecher Stirne ihm als Mitgift aufzudringen wagen konnte. Allein wird der greise Vater solche Schmach überleben? — Mitleid für ihn und Großmuth für die reizende Sünderin entwaffneten gerechten Zorn: lieber wollte er im zweideutigen Lichte eines grillenhaften Narren erscheinen. Elisa hatte des Vaters Segen empfangen und näherte sich dem Bräutigam. Leonardo wich zwei Schritte zurück, gebot Stille und sprach mit lauter Stimme: »Diese da kann nun und nimmermehr mein Weib werden, noch ich ihr Mann.« Sie sank ohnmächtig zu Boden und ward hinweggetragen; Alles erhob sich in Aufruhr, nur der alte Senator sah der Tochter in einer Stellung nach, welche Ruhe anzudeuten schien, wenn die starren Augen und die zuckenden Lippen nicht vom inneren Sturme zeugten. Plötzlich sprang er auf und drängte sich zu Leonardo: »Besinne dich!« rief er, »es gilt mir, es gilt meinen Freunden, — es gilt den ersten Männern der Republik — widerrufe!«... »Nimmermehr!« entgegnete Leonardo fest. Rachegeschrei ertönte, Dolche blitzten, die alten Waffen klirrten von den Wänden und unter einem Hagel von Verwünschungen bedrohten sich Leonardo's und Elisa's Anhänger mit blutigem Angriffe. Nur des Greises angestrengtester Bemühung gelang es, Blutvergießen zu hindern; mit unterdrücktem Grimme hieß er Leonardo sich entfernen und stellte seine Rache dem anheim, der keinen Frevel an grauen Haaren ungestraft hingehen läßt. - Einige Tage darauf ward Leonardo's Leichnam, von zwanzig Wunden durchbohrt, aus dem Kanal grande hervorgezogen.

Schweden in seinen moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

(Schluß.)

»Es ist nicht leicht, einen genauen Begriff zu geben von der Ansichten Mannigfaltigkeit, die bei Ueberschiffung eines Fjords dem Reisenden sich darbieten. Hügel thürmen sich über Hügel, verwandeln sich in steile Felsen, und erheben sich bald auf allen Seiten als riesige Mauern, von denen zahlreiche Wasserfälle herabplätschern.

»Auf einmal verengen sich diese Wälle so sehr, daß zwischen ihnen kaum ein schmaler Durchgang bleibt. Man wird von ihrem düstern Schatten bedeckt, und gewahrt nichts über sich, als einen unbedeutenden Himmelsstreifen. Oft sind die Felsen überhängend, und man gleitet eine Strecke weit wie unter einem finstern Gewölbe dahin, dem tausend Vögel, unerwartet aufgescheucht, mit raschem Flügelschlag und verworrenem Geschrei enteilen.

»So reihet ein malerischer Gesichtspunkt, eine wilde und majestätische Landschaft sich an die andere. Es gibt Augenblicke, wo man einen engen, durch gewaltige Felsen gebrochenen Kanal zu beschiffen glaubt. Plötzlich erweitert sich das Becken, und man erblickt vor sich einen ungeheuern See, des-

sen blaues, ruhiges, durchsichtiges Gewässer Gestade bespült, die bald Aehnlichkeit mit denen des Vierwaldstätter- oder Brienzersees, bald mit denen des Genfer- oder Thunersees, in der Schweiz, zu haben scheinen. In weiter Ferne gewahrt man wieder einen engen Durchgang, und kaum hat man den See überschifft, so sieht man sich abermals auf beiden Seiten von 5000 Fuß hohen Felswänden umschlossen.

»Das Vergnügen einer so malerischen Reise würde für uns noch größer gewesen seyn, wir würden es noch besser und inniger gefühlt haben, wenn nicht die von den Granitmauern und vom Wasserspiegel zurückprallende brennende Sonnenhitze uns sehr beschwerlich gefallen wäre. Nirgends ein Windhauch, nicht eine Furche auf der Fluth. Die Glut wurde endlich unerträglich, und schmerzlich, beinahe verzweifelnd, erhoben wir die Blicke zu den beschneiten Berggipfeln, zu der mit hundertjährigem Eise bedeckten Stirn des Gebirges, dessen Frische nicht bis zu uns gelangen konnte.

»Die sparsam zerstreute Bevölkerung, welche die Felsen bewohnt, wovon die Fjords umschlossen sind, führt ein wildes, seltsames Leben, das in richtigem Einklange mit den eben beschriebenen Landschaften steht. Die Männer tragen kurze Jacken, weite Beinkleider, mit darüber gezogenen kurzen rothen Hosen, denen der neuern Griechen ähnlich. An einem ledernen Gürtel ist ein großes Messer befestigt, dessen sie sich sowohl zum Essen, als zu den mannigfachsten Arbeiten bedienen. Butler, in seinem »Hudibras« scherzt über seinen Held, der sich derselben Waffe bedient, um seinen Käse zu schneiden, Holz zu spalten, und seinem Feinde den Hirnkasten zu öffnen.

»Der norwegische Bauer versteht einen noch verschiedenartigern Gebrauch von seinem Messer zu machen. Mit diesem alleinigen Werkzeug verfertigt er Stühle und Tische, wie Pferdegeschirr und Wagenräder. All' sein Hausgeräth, seine Kasten, seine Verzierungen, sind mit demselben Messer geschnitzt. Da er nur mit vieler Mühe und in sehr entfernten Orten die Gegenstände kaufen könnte, deren er bedarf, ist er, als neuer Robinson, genöthigt, alle Handwerke zu betreiben, oder vielmehr ihre Ausübung zu versuchen. Der Bauer in Dalarne ist zugleich Zimmermann, Schmied, Weber, Seiler, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Wagner, rc.

»Ich glaube bei alledem nicht, daß seine Erzeugnisse eine weitfortgeschrittene Gewerbthätigkeit beurkunden. Denn wer viel zugleich betreibt, macht größtentheils Alles übel genug. Indessen sind die meisten solchergestalt verfertigten Gegenstände stark und dauerhaft. Hier und da bemerkt man sogar Holzschnitzereien, die denen im Berner Oberlande zur Seite gestellt werden können, und deren ein Künstler selbst sich nicht schämen würde.

»Eines Tages, als Christian V. Drontheim besuchte, ergriff ein junger Hirt, der einige Zeit neben dem König hergelaufen, um ihn zu sehen, ein Stück hartes Holz, und schnitzte daraus mit seinem Messer ein Brustbild, das, wenn auch nicht vollkommen kunstgerecht, dennoch so ähnlich war, daß Jedermann es erkannte. Es wird noch jetzt im königlichen Museum zu Koppenhagen als ein merkwürdiger Gegenstand aufbewahrt.

»Drontheim ist eine sonderbare, wenig bekannte Stadt, ländlich in ihren Sitten, von einfacher Bauart, die, mit Ausnahme der alten gothischen Kirche (die im 11. Jahrhundert erbaut, mehrmals von Feuersbrünsten hart beschädigt und vielfach ausgebessert worden) kein anderes ausgezeichnetes Gebäude enthält.

»An dem Tage, wo ich sie besuchte, war grade Gottesdienst. Man sang zuerst die in den lutherischen Kirchen gebräuchlichen Hymnen, mit Begleitung der Orgel, wonach ein kleiner, fast kugelrunder, aufgedunsener Geistlicher die Kanzel bestieg. Die männlichen Zuhörer waren ihm zur Rechten, und die weiblichen zur Linken. Er hielt fast in einem Athem eine Predigt, die beinahe eine Stunde dauerte, und die bei ihm viel Redeübung beurkundete. Ich bemerkte auch, daß er während seiner ganzen Rede die Augen fest verschlossen, und den Kopf unbeweglich hielt.

»In dieser nordischen Stadt, die unterm 63. Breitegrade liegt, befindet sich ein Kranken- und ein Arbeitshaus, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, nebst mehren Anfangsschulen, worin der gegenseitige Unterricht eingeführt ist, einem Kollegium und anderen Lehranstalten. Es gibt kein Haus, wie arm dessen Bewohner auch seyen, worin man nicht eine Bibel und ein lutherisches Gesangbuch findet. Verbrechen sind selten, und was auffallend scheinen mag, die englische Sprache wird hier sehr häufig gesprochen. Unsere Zeitungen werden in Drontheim gelesen, und man nimmt lebhaften Antheil an den Debatten unsers Parlaments.«

Aus Wien.

K. K. privil. Theater an der Wien. Am 5. Nov. zum erstenmal: Die Familien Zwirn, Knieriem und Leim oder der Weltuntergangstag, Zauberposse mit Gesang in 2 Aufzügen von Joh. Nestroy, als zweiter Theil des »Lumpacivagabundus.«

Eine Paraphrase des alten Thema's: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, welcher aber auf den Beweis des Gegentheils hinausläuft und die Kinder der drei Brüder Liederlich: Zwirn, Knieriem und Leim, ungeachtet des bösen Beispiels, als ganz von der Art lassend, nämlich wohlgezogen und tugendhaft darstellt. Die Erfindung der Fabel ist eben nicht glücklich, noch neu, und der Kontrast der sentimentalen Liebesscenen mit den burlesken Streichen Zwirns und Knieriems liefert weder ein gefälliges Bild, noch ist überhaupt eine Konsequenz in der Durchführung der Charaktere oder der Handlung zu bemerken; die Episoden sind durchaus abgenützt und mehre derselben in der That widerlich; inzwischen ist doch die Tendenz der Piece eine etwas erträglichere, und viele recht treffende und frappante Einfälle sprechen neuerdings für das Talent des Hrn. Nestroy, der nun einmal seine Figuren durchaus den Kneipen und untersten Klassen der Gesellschaft entnehmen muß, wenn seine Feder sich auf freie Weise bewegen soll. Es ist einleuchtend, daß er gerade dadurch einen wichtigen Einfluß auf Gesittung und Belehrung des von ihm gewählten Kreises üben könnte; allein leider versinkt er immer mehr in ein parodistisches Treiben, das einen augenblicklichen Kitzel der Lachlust bewirkt, ohne nachhaltig einen besseren Erfolg zu erzwecken. Möchte doch Hr. Nestroy, anstatt des bequemeren Zaubers, durch welchen er so häufig den Knoten seiner Handlung zerhaut, lieber auf eine logische Entwicklung von That und Folge, auf Charakteristik, Zeichnung von Fehlern u. dgl. bedacht seyn; dann könnte er seinem Fleiße einen Hintergrunde geben, welcher seinen Stücken auch vor dem Forum der Kunst als Rechtfertigung dienen würde. Die heutige Novität, wiewohl sie hinter dem »Lumpacivagabundus« unendlich zurücksteht, hat dennoch manches Gute und ist bei allem Ueberlei immerhin eine der besseren Neuigkeiten der letzten Zeit; bei zweckmäßiger Kürzung und Ausmerzung der überflüssigen nichts bedeutenden Liebeleyen dürfte sie mehre Wiederholungen erleben. Das Quodlibet zum Schlusse des ersten Aktes würde durch Beseitigung eines bekannten hier eben nicht schicklich erscheinenden Gassenhauers, in keiner Beziehung etwas verlieren. Uebrigens ist der zweite Akt bedeutend schwächer als der erste, und selbst die Couplets, sonst Hrn Nestroy's Triumph, erschienen fühlbar matter; am gelungensten dürfte die Wirthshausarie mit Chor vom Untergang der Welt seyn, zu welcher Hr. Adolph Müller eine gute Komposition lieferte. — Was die Darstellung anbelangt, so waren wieder die HH. Scholz und Nestroy die Hauptstützen derselben, den Leim gab dießmal Hr. Werle, eines der verwendbarsten Mitglieder der Gesellschaft. Von den übrigen kann man Dem. Weick, die HH. Gämmerler, Schön und Spielberger vortheilhaft nennen. Die Benefiziantin, Dem. Weiler, hatte ein gedrängt volles Haus.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 20. November. Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück, Lustspiel in 5 Abtheilungen, von Lessing.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. W. E. Thomas. — Drucker: Baorhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 195. 21. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Fürwörter.

Von L. Fels.

Des Fürworts Ursprung sich zu denken,
Hat manch' Gelehrter nachgedacht;
Auch hat es schon in frühern Zeiten
In Ordnung Adelung gebracht;
Doch über ihren Stand, ihr Wesen
Hab' ich auf Ehr' noch nichts gelesen. —

In's Reine wollte ich es bringen,
Ich dachte hin, ich dachte her;
Doch wollt' es lange nicht gelingen,
Das Thema war einmal zu schwer.
Nach vielem Sinnen fiel mir bei:
Daß doch das Du das erste sey.

Das Ich bleibt stets ein Egoist,
Der nur sich selbst am nächsten steht;
Der alles um sich her vergißt,
Wenn's seinem Ich nicht gut ergeht.
Selbst ich nehm' mich nicht aus von allen,
Ich suche Jedem zu gefallen.

Das Sie, das sollt' man gar nicht leiden,
Da es nur Förmlichkeiten kennt;
Man hört es, wenn Geliebte scheiden,
Man hört's, wenn sich ein Eh'paar trennt,
Man hört's, wenn sich ein Fremder naht;
Das Sie bleibt immer kalt und fad.

Er ist gemein, und sicherlich
Sagt man's nur zum gemeinen Mann.
Wir ist das Gegenstück zum Ich,
Weil es von sich nur sprechen kann.
Ihr — hört man unter Freunden gern,
Das Du bleibt doch des Fürworts Stern.

Das Du hat Wechsel, Du hat Leben,
Du sagt der Bräutigam der Braut;
Du wird der Freund dem Freunde geben,
Du ist der Liebe erster Laut.
Und endigt sich mein Lebenslauf,
Ruf' froh ich: Gott, Du nehm' mich auf!

Der Bär von Krain.

Aus dem: „Forget me not" für 1835.

(Fortsetzung.)

»Es müßte schlimm seyn,« sprach der Doktor nach einer Pause, während welcher er erfolglos seine unverkennbare Rührung zu unterdrücken suchte — »es müßte schlimm seyn, wenn es uns nicht gelänge, sie wenigstens bis zu meiner Wohnung in Görz zu bringen, wo sie sicher und in Verborgenheit bleiben kann, bis der sanfte Athem unsrer italischen Luft mir beistehen wird, sie geheilt, mit den Rosen des Südens auf den Wangen, in die Arme ihres Vaters zurückzuführen.«

»Wenn das gelänge,« sprach Herrmann, mit Wärme die Hand seines alten und redlichen Freundes drückend, »so wäre die Schuld meiner Dankbarkeit größer, als daß ich sie jemals abtragen könnte. Doch seht erst mein Kind, und urtheilt dann selbst. Dieser Mann wird Euch zu meiner Tochter führen.«

Der Kastellan war grade, mit Licht in der Hand, eingetreten. Belzardo stand auf, und suchte, sich ihm nähernd, seine physiognomische Beobachtung der abstoßenden Züge des Mannes fortzusetzen; allein der Kastellan entzog sich für den Augenblick aller weitern Forschung, indem er sich umdrehte, um den Weg nach Ida's Gemach zu zeigen; und einen Augenblick später befand sich der Doktor mit seiner jungen und schönen Kranken allein.

Als Belzardo in den Saal zurückkehrte, war seine Wange bleich, und sein Auge hob sich nicht, um dem Blicke des ängstlich harrenden Vaters zu begegnen.

»Was haltet Ihr von dem [illegible] vom Zustande meiner Tochter?« sprach ernst der Freiherr von Lueg. »Können wir uns zur Abreise rüsten?«

»Ich bin mit Fräulein Ida übereingekommen,« antwortete der Doktor, »auf den zweiten Tag, vom heutigen an gerechnet, unsre Reise festzusetzen. Freiherr von Lueg!« fuhr er fort, indem er schnell aufblickte, als er den tiefen und langgehaltenen Seufzer vernahm, der verkündete, daß dem Herzen seines Zuhörers eine schwere Last benommen. — »Herrmann von Lueg! Ich hab' Euch keinen Trost zu bieten. Auf alle Fälle wollen wir diese Reise versuchen. Sie ist in jeder Rücksicht nothwendig und kann so veranstaltet werden, daß die Anstrengungen derselben Ida nicht zu beschwerlich fallen. In meiner ruhigen Wohnung wird sie sich besser befinden, als hier unter den Besorgnissen, welche sie Euretwegen erfüllen; und erinnert Euch, mein edler Freund,« schloß er, indem er die Hand des Ritters ergriff, »erinnert Euch, daß, wenn ich sage, die milde Luft der Ebenen ist Fräulein Ida wesentlich zuträglich, ich unter Hoffnung und Furcht spreche.«

Eine lange Pause folgte dieser Erklärung, und das Schweigen, welches dem Doktor immer peinigender ward, da er dessen Ursache wohl ahnte, wurde endlich durch das Läuten der Schloßglocke unterbrochen. Bei diesem Klang erhob der

Ritter das Haupt, und als er Belgardo's Händedruck erwiderte, war sein Antlitz ruhig, und der Ton seiner Stimme gefaßt, obschon schmerzbewegt.

»Eilf Uhr! Es ist die Stunde, in welcher dieser Arm unvorsätzlich, doch nichtsdestoweniger gerechterweise, jenen Schurken erschlug. Inmitten seiner Schwelgereien hauchte er die Seele aus, unvorbereitet vor dem Richterstuhl zu erscheinen, dem ihm meine rasche Hand zugesendet. Dieses Verbrechen zu sühnen, ist mein brünstiger Wille, so oft die Abendglocke diese Stunde schlägt. Kommt mit mir! und laßt uns beten für die Seele Pappenheims! — Und« fügte er nach einem augenblicklichen Schweigen hinzu, und seine Stimme hatte die Festigkeit verloren und zitterte merklich, »beten wollen wir auch für meine Tochter.«

Als sie den Saal verlassen hatten, begegnete ihnen der Kastellan mit einer Fackel in der Hand, und begleitete sie zur Kapelle, einem kleinen Gebäude, das nothwendigerweise etwas näher beschrieben werden muß, zum klaren Verständniß der folgenden Ereignisse.

An dem äußersten Ende der Plattform, oder Vorhofs, des Schlosses Lueg, an der vordern Seite, wo sich der Eingang befindet, ist im Felsen eine senkrechte Spalte, bloß von Außen sichtbar, welche sich bis auf den Boden der Ebene herabzieht. Am Fuße dieser Kluft befand sich in früheren Zeiten ein Wasserbehälter, welches seinen Vorrath von einigen benachbarten Quellen empfing; da das Schloß im Sommer Mangel an Wasser litt, so hatten die früheren Besitzer diesen zufälligen Umstand benutzt, der Unannehmlichkeit vorzubeugen. Ein kleines Gebäude, das über den Rand des Abgrunds hinausreichte, wurde über das obere Ende der Spalte, und an dem Saum der Schloßterrasse hin, errichtet, und dasselbe mit einer Winde und einem Flaschenzug versehen. Der Boden hatte in seinem Mittelpunkte eine Oeffnung wie in einem Ziehbrunnen — und das Gebäude war, in der That, ganz dazu eingerichtet, um dem Zweck eines Ziehbrunnens zu entsprechen; vermittelst zweier Eimer und einem mehre hundert Fuß langen Seile wurde das Wasser langsam aus dem Behälter in die Höhe gezogen, so oft der Zufluß von den Bergen herab für den Bedarf des Schlosses unzulänglich war.

(Schluß folgt.)

Glänzende Feier des Neujahrsfestes in dem heutigen Persien.

(Aus »Malten's neueste Weltkunde.«)

Der 21. März bezeichnet in Persien nicht allein den Anfang des Frühlings, sondern auch den eines neuen Jahres. Man nennt dieß immer mit Ungeduld erwartete Fest Nauruse, was so viel als Neujahr bedeuten will. Seine Einsetzung rührt von dem berühmten Jemschid her, der, laut den Volkssagen und den Bruchstücken einiger alten Geschichtsbücher, der sechste Nachkomme Noah's, und der vierte König Persiens, vom Geschlechte Kalomurs, eines Enkels des ersten Rebenpflanzers, war.

Diesem Jemschid schreiben die Perser ihre besten Gesetze, den Ursprung aller nützlichen Künste, wie die Gründung ihrer vorzüglichsten Städte zu. Endlich behaupten sie noch, daß er länger als siebenhundert Jahre regiert habe.

Das Neujahrsfest wurde bei folgender Veranlassung gestiftet. Nachdem Jemschid den Sonnenumlauf in zwei Jahre, in das bürgerliche und in das religiöse, geschieden, zwischen die er einen Monat einschob, um den Kalender in Uebereinstimmung zu halten mit den Jahreszeiten, gebot er, daß dieß Fest, zur Erinnerung eines so großen Ereignisses, am ersten Tage jedes Sonnenjahres, das, seinem Systeme zufolge, mit der Zeit der allgemeinen Neugestaltung der dem Menschen nothwendigen Dinge begann, gefeiert werden sollte.

Die Berechnung der Abtheilungen des jetzt in Persien üblichen Jahres wird nach dem Mondlaufe bestimmt, weßhalb es um einige Tage kürzer ist, als das unsrige. Jeder Monat beginnt und endet mit dem Monde, nach dessen Wandelungen die religiösen Fast- und Feiertage geordnet sind. Das von Jemschid gebildete Jahr dagegen beginnt mit dem Tage, wo die Sonne in das Zeichen des Widders (wo zugleich der Frühling anfängt) tritt. Es besteht aus 12 Monaten, jeder von 29 oder 30 Tagen.

Das Fest sollte sechs Tage dauern. Am ersten, und in Gegenwart des Volkes, hielt der König folgende Rede: »Es ist heute der erste Tag eines neuen Monats eines neuen Jahres. Diese Zeitabtheilung ist mein Werk, und ich habe sie also bestimmt, damit Ihr desto besser den Fortschritten der Natur folgen könnet. Auch hat diese Feierlichkeit den Zweck, um so fester die Bande zu knüpfen, welche uns bisher vereinigt haben. Eben so wie der Jahreszeiten unveränderliche Folge das allgemeine Beste erzeugt, so auch wird die vollkommene Uebereinstimmung unserer Gesinnungen allen wohlübereinverstandenen Herzen versprochene Glückseligkeit zuwenden.«

Am zweiten Tage wurden von dem Könige Belohnungen ausgetheilt an seine Minister und Räthe. Am dritten genossen Gelehrte und Künstler seine Gunstbezeugungen. Der vierte war zum Empfang der königlichen Familie und des gesammten Adels bestimmt. An den beiden letzten fanden öffentliche Belustigungen Statt.

Unter den während diesem Feste gegenseitig ausgetauschten Geschenken nahmen die bunten oder vergoldeten Eier den ersten Rang ein. Derselbe Gebrauch wird, wie man weiß, noch jetzt von den Mitgliedern der griechischen Kirche am Osterfest beobachtet.

Das vorgedachte große Fest wird in dem heutigen Persien folgendermaßen gefeiert: Am Tage vor dem Feste läßt der König seine Kaalats (Ehrenkleider) seine Shwals, seine Möbel, ꝛc. zu besonderer Ehrenbezeugung zu den Personen tragen, die er einer solchen Auszeichnung würdig erachtet. Am nächsten Morgen werden sie mit den königlichen Gnadezeichen bekleidet, und zur Audienz abgeholt. Der dazu beorderte Beamte ist kein anderer, als der Scharfrichter des Königs. Sein Erscheinen wird immer als eine hohe Ehre betrachtet, welche man nur den ausgezeichnetsten Personen angedeihen läßt.

Ein brittischer Reisender, der einige Zeit sich am persischen Hofe aufgehalten, beschreibt die Neujahrsfeierlichkeit folgendermaßen:

»Der Morgen war sehr schön und außerordentlich ruhig. Wir stiegen um 8 Uhr zu Pferde, ritten durch die Zitadelle, und gelangten auf einen großen Platz, in dessen Mitte sich ein von einem durchbrochenen Dom gekröntes hölzernes Gebäude befand. In demselben bemerkte man die ungeheure kupferne Kanone, die Chardin zu Ispahan, in dem Maidan-Schah, gesehen. Man hatte sie von dort seit einigen Jahren abgeholt. Alte Flinten, von verschiedenartigem Kaliber und von seltsamen Formen, mit neuen Gewehren untermischt, waren um diesen runden Bau aufgestellt.

»Nicht weit davon bemerkte man eine Linie von zweihundert Steinböllern. Es war die sogenannte Kameelartillerie, die beordert worden, den König bei seinem Erscheinen vor der großen Volksversammlung zu begrüßen. In dieser letzten waren alle Stände vermischt. Man sah viele Leute von den untersten Klassen, diese ziemlich gut gekleidet, jene mit Lumpen bedeckt, Khane in mit Gold und reichen Verzierungen bedeckten Kaalats, Bediente in bunten Gewändern und Soldaten in Uniform. Alle drängten sich unter- und durcheinander, ohne im geringsten zu beachten, wer gedrückt oder gestoßen

wurde. Es war unmöglich, zu Pferde durch den Haufen zu dringen, weßhalb wir abstiegen, und der Nothwendigkeit gehorchend, mit unsern Ellenbogen und Schultern uns einen Weg zu bahnen bemüheten, um bis zum königlichen Thron zu gelangen.

»Aber weder die Furcht, die sonst gewöhnlich der Oberscharfrichter einflößt, noch die nach allen Seiten ausgetheilten Hiebe der uns voranschreitenden Lakeien, waren vermögend, unsern Weg um einen Zoll breiter zu machen, oder die geringste Bresche durch diese ungeheure Mauer zu brechen. Nur mit unerhörter Mühe, und auf Kosten unserer Shwals und Hofkleider, die stückweis hinter uns zurückblieben, gelang es uns endlich, durchzukommen.

»Mit der wogenden Menge im Rücken, schritten wir durch einen engen, düstern Bogen und eine niedrige Thür in den Palasthof. Es war ein großer, von dichtbelaubten Bäumen beschatteter und von Springbrunnen erfrischter Platz. In seiner Mitte sahen wir das herrliche Gebäude, worin der König die Huldigungen seiner Unterthanen empfangen sollte.

»Wir wurden zur Mittagsseite des Palastes geführt, dem großen Saal gegenüber, worin die Vorstellungszeremonie Statt finden sollte, und wo wir so bequem als möglich Platz nahmen, um den großen König zu sehen und zu hören. Bevor Se. Majestät erschien, hatte ich noch Zeit, die Anordnung der Szene zu beobachten, worin der Monarch eine so ausgezeichnete Rolle zu spielen hatte.

»Alleen von hohen Pappeln und anderen Bäumen, durchschnitten den ungeheuern Raum in verschiedenen Richtungen. Die mittelste ist die breiteste von allen. Ihre Bäume umschließen ein Wasserbecken, das sich der ganzen Länge der Allee nach ausdehnt, und worin mehre Springbrunnen sich befinden. Orangen, Birnen, Aepfel, Weintrauben und trockene Früchte, waren auf nahe neben einander stehenden Tellern aufgehäuft längs dem Ufer dieses Beckens, um welches sie eine ununterbrochene Kette bildeten.

»Ein anderes Wasserbecken befand sich vor dem Palaste, und da es dem Könige näher war, folglich besser von ihm gesehen werden konnte, hatte man alle Hülfsmittel der Kunst erschöpft, um die Springbrunnen zu vervollkommnen, die sich in Pyramiden von 3 bis 4 Fuß Höhe erhoben.

»Solches war das ganze Ergebniß des persischen Talents, in Betreff der hydraulischen Wissenschaft, dem ihres Erachtens kein anderes, bei welchem Volke der Erde es auch sey, zur Seite gestellt werden kann. Zwischen jedem Fruchtteller standen Gefäße mit außerordentlich schönen und so natürlich scheinenden Wachsblumen, daß man ihre Wohlgerüche zu verspüren glaubte. Dahinter bemerkte man eine lange Reihe von Porzellangeschirren, mit Sorbetten angefüllt.

»Man kündete die königliche Familie an. Des Königs Söhne traten zuerst herein, und wendeten sich gegen die Seite, wo wir uns befanden. Abbas Mirza*) stellte sich zur Rechten des Throns. Seine Brüder nahmen ihm zur Rechten, in absteigender Linie, Platz. Die jüngsten Prinzen hielten sich zur Linken und stellten sich nach ihrem Alter. Alle waren sehr prächtig gekleidet. Ihre Jacken waren von Goldstoff, und aus den breiten Falten ihrer Kaschemirgürtel schimmerten reiche Dolche hervor. Jeder trug überdem ein weites Gewand von Goldstoff, im Innern, wie auf allen Näthen, mit dem feinsten Pelzwerk besetzt. Um ihre schwarzen Mützen waren die schönsten Kaschemirshwals in Turbanform gewickelt. Alle, von dem jüngsten bis zum ältesten trugen Armspangen, die mit ungeheuern Rubinen und Smaragden besetzt waren, und die ihnen bis über die Ellenbogen reichten.

*) Man weiß, daß dieser bestimmte Nachfolger des regierenden Schah seitdem gestorben ist.

»Die persönliche Schönheit dieser Prinzen, war vielleicht noch außerordentlicher in den Augen eines Reisenden, als ihrer Kleidung ungewohnter Glanz. Es gab nicht einen unter ihnen, den man nicht in jedem Land als ein Muster vollkommner Schönheit betrachtet haben würde. Aeußerst regelmäßige Züge, große blaue Augen, aus denen ein mildes Lächeln stralte, eine zugleich würdevolle und zierliche Haltung, ein sehr edler Gesichtsausdruck; Alles an ihnen machte sie zu wirklichen Gegenständen der lebhaftesten Bewunderung.

»In einiger Entfernung, nicht weit von des Palastes Vorderseite, stellte sich eine andere Linie hoher Personen auf, wie Mullahs, Astrologen und andere Weisen des Landes. Ihre düstere Tracht stach gewaltig ab mit dem Glanze alles dessen, was sie umgab. Sie verursachten weder Geräusch, noch Bewegung. Jeder hielt sich ruhig an seinem Platze, des Monarchen Ankunft ehrfurchtsvoll erwartend.

»Plötzlich verkündete die Abfeuerung der 200 Steinböller, die schneidenden Töne der Trompeten, und ich weiß nicht welches verworrene, mit lärmendem Jubelgeschrei untermischte, Geräusch den Eintritt Sr. Majestät in das Innere der Citadelle. Das Außerordentlichste bei dem Allen war jedoch die Gegenwart zweier großen Elephanten, die, eigends dazu abgerichtet, ein entsetzliches Gebrüll ausstießen, um dem König die tiefgefühlten Ehrfurchtsgesinnungen des Volkes, für seinen Beherrscher, recht durchdringend zu bezeugen.

»Der Monarch trat auf der linken Seite in den Saal, und schritt mit imposantem Anstande einher. In meinem ganzen Leben hatte ich nie etwas gesehen, das einer so vollkommenen Majestät nahe gekommen wäre. Er nahm Platz auf dem Thron, mit derselben unaussprechlichen Würde, der es bei allem Ernste dennoch nicht an Milde und Zierlichkeit gebrach. Hätte ich in seinem Benehmen irgend etwas Gezwungenes bemerkt, würde es gewiß weniger Eindruck auf mich gemacht haben. Ich hätte alsdann nur einen Mann gesehen, der seine Königsrolle als guter Theaterheld spielte; während ich in diesem feierlichen Augenblicke einen Souverain erblickte, der von seiner Größe wirklich durchdrungen war, und dessen edles Aeußere die höchste Majestät auszuathmen schien.

»Der Glanz der Kleinodien, womit er bedeckt war, mußte buchstäblich »blendend« genannt werden. Eine aus drei Stockwerken bestehende Krone, deren Form seit langen Zeiten in Persien unabänderlich dieselbe geblieben zu seyn scheint, schmückte sein Haupt. Sie bestand ganz aus Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden, mit so vieler Kunst gefaßt, daß die geringste Bewegung unzählige Stralenbrechungen erzeugte, die in allen Farben des Regenbogens spielten. Schwarze Federn, wie die des Reihers, waren mit den funkelnden Quasten und Spitzen dieses wahrhaft kaiserlichen Diadems untermischt. An jedem ihrer zierlich sich herabneigenden Enden waren äußerst zart gearbeitete Perlen von ungeheurer Größe befestigt.

»Seine Weste war ein beinahe ganz mit ähnlichen Kleinodien bedecktes Goldgewebe. Um seinen Hals trug er eine Doppelschnur, die aus den größten Perlen bestand, welche wahrscheinlich je existirt haben. Nichts konnte sich jedoch vergleichen mit der Pracht der breiten Armspangen, deren er eine große Menge trug, und mit dem Gürtel, der seinen Leib umschlang. Wenn die Sonne auf ihre glatte Oberfläche schien, hätte man sie für eine leichte, vom Wind angefachte Flamme halten mögen, und wenn man die bedeutungsvollen Namen dieser Verzierungen kennt, wird man über ihre Wirkung sich nicht mehr wundern. Die Spange am rechten Arm heißt »leuchtender Berg,« und die am linken, »leuchtendes Meer.«

»Die unschätzbaren Diamanten, womit Krone, Armspangen und Gürtel besetzt sind, wurden von Nadir Schah, in seinen

Kriegen, gewonnen. Er schenkte sie dem Schatze, als er, nach der Plünderung Delhi's, den eilften Großmogul, Mahomet Schah, aller seiner Staaten beraubte, und mit Persien alle nördlich vom Indus gelegenen Provinzen Hindustans vereinigte.

»Der berühmte Großmogulthron, ebenfalls eine Beute Nadir Schah's, wurde bei dieser Gelegenheit nicht gezeigt. Der worauf Futteh Ali Schah Platz genommen, war für des gegenwärtigen Festes friedfertigen Zweck passender. Er bestand aus einer Platteform vom reinsten weißen Marmor, dem Sinnbilde des Friedens, war einige Stufen über den Boden erhaben, und mit Shwals und Goldtuch bedeckt, worauf der persische Monarch auf morgenländische Weise saß, während sein Rücken gegen ein schwellendes, mit Perlenfaden übersponnenes, Kissen sich lehnte.

»Das Innere des Saales war mit Bildhauereien, Vergoldungen, Arabesken und Spiegeln überladen. Die letzten waren dergestalt angebracht, daß sie alle in dem ganzen Raume enthaltenen Reichthümer tausendfach vervielfältigten. Mit Rosenwasser besprengte Räucherpfännchen verbreiteten unaufhörlich einen süßen, belebenden Geruch.

»Während der König dem Throne zuschritt, berührte die ganze Versammlung, wie auf einen Zauberschlag, mit ihrer Stirn den Boden, und blieb in dieser Stellung, bis er Platz genommen. Tiefes Schweigen herrschte überall. Nichts Erhabeneres, als der Anblick, den diese Scene gewährte. Die Grabesstille in Mitte der so äußerst zahlreichen Versammlung war so absolut, daß man sehr deutlich das Rauschen der Baumblätter hörte, und das Gemurmel der Springbrunnen bis zu unserm Ohr gelangte.

»Da die allgemeine Unbeweglichkeit länger als eine Minute dauerte, hatte ich Zeit, die Person des Schah genau zu beobachten. Sein Gesicht schien außerordentlich blaß, und von der Farbe des weißen geglätteten Marmors. Seine Züge, von der strengsten Regelmäßigkeit und Lauterkeit, wurden von geistreichen, feuervollen Augen belebt. Sein pechschwarzer Bart war so lang, daß er ihm die ganze Brust, und einen Theil des sprühenden Gürtels bedeckte, woran ein mit Diamanten besetzter Dolch befestigt war.

»Während dem feierlichen Schweigen, und als noch alle Augen auf den glänzenden Gegenstand geheftet waren, dessen Haupt wie von einem stralenden Heiligenschein umschwebt wurde, und der unbeweglich wie ein Mithrabild blieb, unterbrach plötzlich ein starkes Wortgeräusch, das von den Mullahs und Astrologen ausgestoßen wurde, mein Nachdenken, und nöthigte mich, den Blick gegen sie zu wenden. Ihr sonderbares Geschrei war eine Hersagung der langen Liste aller Titel, Besitzungen und glorreichen Thaten des Monarchen, gewürzt durch Lobpreisungen seines Muths, seiner Freigebigkeit und seiner Macht.

»Als sie geendet hatten, neigten alle Köpfe sich von Neuem, und alle Stirnen berührten abermals den Boden. Es trat eine Pause von anderthalb bis zwei Minuten ein, wonach der König seine Stimme erhob und sprach. Seiner Rede Wirkung hatte etwas Wunderbares. Es war, wie wenn sie von einer aus einem Grabe erschallenden, zugleich tiefen, feierlichen und durchdringenden Stimme gesprochen würde.

»Nach beendeter Rede warf er einen Blick auf den Kapitän Willock, dem Gesandten Sr. britischen Majestät, neben dem ich mich befand, und wir näherten uns dem Thron. Dieselbe, jedoch sehr gemilderte Stimme, redete den Kapitän an, und beehrte mich mit einer wohlwollenden Begrüßung, meiner Reise durch Persien wegen. Der Monarch richtete mehre Fragen an mich, die ich kurz und bestimmt zu beantworten mich bemühete, wonach wir an unsern Platz zurückkehrten, wo uns, gleich darauf, zwei Schüsseln mit köstlichem Sorbet vorgesetzt wurden. Nach dieser angenehmen Erfrischung hielt uns ein Sklave eine große silberne Schüssel vor, worauf ein Haufe Gold- und Silberstücke lag. Ich ahmte meinen Freund nach, und steckte so viel Geld in meine Taschen, als ich hineinbringen konnte.

»Als die gegenseitigen Glückwünsche über den ersten Tag des neuen Jahres, zwischen dem Souverain und allen Anwesenden ausgewechselt waren, deutete uns der Oberscharfrichter, unser bezeichneter Führer, an, daß für diesen Morgen Alles beendet sey. Wir entfernten uns, wie wir gekommen waren, unter seinem Schutze; aber noch mehr gedrängt, und in einer noch größeren Hitze, als bei unserm Eintritt.

»Des Festes Feierlichkeiten sollten sechs Tage dauern, während denen an mehren Abenden Feuerwerke abgebrannt wurden. An jedem Morgen wurden die Geschenke ausgestellt, welche der Monarch von seinen Söhnen, von den Statthaltern in den Provinzen, den Ministern, Khanen und andern Großen des Reiches erhalten.

»Diese Geschenke bestanden größtentheils in Goldstoffen, Shwals, oder seltenen Gegenständen. Man hat mich versichert, daß die Summe, welche diese Tribute dem Schatze abwerfen, ungeheuer ist, und daß sie, statt sich zu vermindern, mit jedem Jahresfeste vielmehr fortwährend steigt. Ein Tag ist für die Pferderennen bestimmt, die jedoch dießmal, aus welcher Ursach weiß ich nicht, für einen späteren Zeitpunkt vertagt wurden.

Gustav III. oder: der Maskenball.

Nächsten Montag, den 24. November, wird diese Oper Auber's, welche seit der Urlaubsreise der Mad. Fischer-Achten nicht wiedergegeben worden ist, aufgeführt, und zwar

Zum Vortheile des Hrn. Kapellmeister Guhr.

Die Verdienste desselben als Direktor unserer Oper, seine vierzehnjährigen rastlosen Bemühungen für das Wohl des Theaterinstitutes, sein Eifer, wo es gilt, die Kunst, und mit ihr das Vergnügen des Publikums zu befördern — wir gedenken hier nur seiner Wirksamkeit für das Museum — diese Verdienste bedürfen eben so wenig eines Lobredners zum Behufe ihrer Anerkennung, wie seine ausgezeichnete Virtuosität als Künstler. Deßhalb ist auch wohl nur diese kurze Anzeige nöthig, um alle unsere Theater- und Musikfreunde zur regsten Theilnahme zu ermuntern, die sich gewiß durch ein recht zahlreiches Auditorium bei der Aufführung der genannten Oper auch dann dankbar bewähren würde, wenn diese Oper nicht schon an und für sich der Vorzüge und Reize genug darböte, um die Schau- und Hörlustigen anzulocken. S — r.

Museum am 21. November.

Pastoralsymphonie von Beethoven.
Andeutungen zu einer Parallele zwischen Bildungs- und Vorstellungsleben, von Hrn. Dr. med. A. Clemens.
Arie von Mozart (aus Don Juan) gesungen von Mad. Fischer-Achten.
Ahasver, der ewige Jude, Gedicht von Lenau, gesprochen von Hrn. Lußberger.
Divertimento für die Klarinette, gespielt von Hrn. Brettschneider.
Der Gang nach dem Eisenhammer, von Schiller, mit Musik von B. Weber, deklamirt von Hrn. Hendrichs.
Duett von Spontini, gesungen von Hrn. Schmezer und Hrn. Wiegand.
Der Sänger aus Dänemark, und Napoleon's Schwerdt, romantische Dichtungen von Hrn. Dr. Wihl, gesprochen von Hrn. Hendrichs.
Der Sommernachtstraum, Ouverture von Felix Mendelsohn.

Das nächste Museum ist am 5 Dezember.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 196. 22. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Liebe und Ehe.

Von Bauernfeld.

Die Lieb' ist Frühlingsblüte,
Die Eh' ist Herbstesfrucht;
Die Lieb ist Meereswelle,
Die Ehe stille Bucht.

Die holde Liebe zaubert
Dich in ein Paradies,
Die milde Ehe macht dir
Der Erde Früchte süß.

Du zweifelst, ob man Blüten,
Ob Früchte wählen soll?
Ob's besser: himmlisch fühlen,
Ob: Erdenreizes voll?

Wer klug ist, pflückt die Blüten
Und sammelt dann die Frucht,
Schifft durch des Meeres Wellen
Ein in die stille Bucht;

Thut in die Paradiese
Manchen entzückten Blick
Und kehrt zur Erde wieder,
Sein Heimatland, zurück.

Der Bär von Krain.

Aus dem: „Forget me not" für 1835.

(Schluß.)

Allein schon seit vielen Jahren hatte diese mühsame Methode Wasser zu holen aufgehört, da in der Seite des Felsens, welcher die Festung schirmt, eine reichliche Quelle entdeckt wurde. Da der Ziehbrunnen überflüssig geworden war, so kam Herrmanns Vater auf den Gedanken, das Gebäude in einen Betsaal zu verwandeln. Ein fester Boden wurde über die Oeffnung des früheren Brunnens gelegt, und auf diesem Fleck ein Altar errichtet, vor welchem eine von der Decke herabhängende Lampe immerwährend brennend erhalten wurde. So war die Kapelle des Schlosses Lueg beschaffen, welche noch bis auf den heutigen Tag existirt, obschon sie jetzo zu profanen Zwecken benutzt wird.

Nach Verrichtung ihrer Andacht verließen die Ritter und Belgardo die Kapelle. Die Stirne des Erstern erglänzte, troß seines Kummers, wieder in gewohnter Heiterkeit. Sie unterhielten sich, gleich langjährigen Freunden, im vertrauten Gespräch; Herrmann machte den Doktor auf die merkwürdige Lage des Schlosses aufmerksam, und erklärte ihm dessen interessante Eigenthümlichkeiten. In diesem Augenblicke hatten sie eben die große Terrasse erreicht. Eine niedrige Brustwehr trennte sie von dem Rande des Abgrundes. Von der Plattform herab, auf welcher sie standen, konnten sie in schauerlicher Tiefe unten im Thal die Lichter der Belagerer bemerken, und auf den fernen Höhen die Wachtfeuer der Vorposten. Zu ihrer Linken lag der zur Plattform führende Pfad mit seinen vielfachen Windungen. Im Rücken hatten sie die Wohngebäude, die an den Felsen gelehnt, gleichsam einen Theil desselben zu bilden schienen. Die Luft war scharf und die Nacht dunkel, obschon der Himmel mit zahllosen Sternen besäet war.

Plötzlich stand der Ritter still und lauschte, wie wenn ein unerwartetes Geräusch sein Ohr getroffen, und lehnte sich über die Brustwehr in gespannter Aufmerksamkeit. »Wer mag das seyn,« sprach er, »der um solche Stunde meine Wachen beunruhigt? Irgend Jemand steigt den Pfad herauf. Kommt — laßt uns ihm entgegen gehen!«

Sie näherten sich dem Thore, welches, wie gewöhnlich, von vier Soldaten, unter den Befehlen des Schloßwächters, bewacht war. Wenige Minuten darauf zeigte sich außerhalb desselben ein Mann, der, schwerathmend, das Einlaßwort gab, hereingelassen wurde, und nun vor ihnen stand. — Es war der Kastellan!

»Woher kommst Du um diese Stunde?« fragte heftig sein Gebieter.

»Ich wollte — ich dachte —« stotterte der erschrockene Diener — »ich glaubte, ich hörte — erlaubt mir Zeit zu Athem zu kommen, und Ihr sollt alles erfahren.«

»Schafft Licht herbei!« schrie der Doktor; »laßt mich noch einmal das Gesicht dieses Mannes sehen! Seine Kehle scheint mir trocken und rauh zu seyn — es wird schwer halten, bis sich die Wahrheit da heraus winden wird.«

Des Doktors Untersuchung fiel eben nicht günstig für den Kastellan aus. Vergeblich versuchte der Letztere, nachdem er Zeit gewonnen hatte, sich von seinem Schrecken zu erholen, seine Ankläger zu überreden, daß er das Schloß bloß in der Absicht verlassen habe, die Ursache eines Geräusches zu erforschen, das er behauptete gehört zu haben. Belgardo unterbrach seine Vertheidigung. »Du lügst!« sprach er. »Gott weiß, was die Ursache Deines Fortschleichens war! Allein bei den Dogmen der Kunst, die ich ausübe, schwör' ich es, daß Du über irgend einer Verrätherei brütest. Freiherr von Lueg, ich habe Euch schon einmal gesagt, und wiederhole es nochmals — hütet Euch vor diesem Manne!«

»Bei meiner Treu', ich habe Lust, Eurem Rath zu folgen,« sprach der Ritter, der bisher ein aufmerksamer Zuschauer des ganzen Vorgangs gewesen. »Sein nächtliches Herum-

streifen, ohne irgend einen haltbaren Grund, reicht hin, Euren Verdacht und die Vorsichtsmaßregeln, welche ich zu nehmen gedenke, zu rechtfertigen. — Frank!« fuhr er fort, sich zum Schloßwächter wendend, »dieser Mann ist von jetzt an ein Gefangener innerhalb den Wällen dieses Schlosses; und es ist ihm unter keinerlei Vorwand erlaubt, dasselbe zu verlassen. Und Du!« — zum Kastellan, »geh' und besorge Deine Verrichtungen, und sieh' Dich vor! denn Dein Benehmen wird von diesem Augenblicke an streng beobachtet werden. Versuchst Du es, die Gränzen dieser Terrasse zu überschreiten, so laß ich Dich hinunter in den Abgrund stürzen.«

Am Abend des folgenden Tages saßen der Ritter und der Doktor beim lodernden Kaminfeuer, und beschäftigten sich mit den Anordnungen zur morgenden Abreise. Die drei verläßigen Diener der Höhle, welche heimlich in den Saal gelassen waren, erhielten Befehl, eine bedeckte Bahre zur Fortschaffung der jungen Leidenden in Stand zu setzen, und dieselbe mit wärmenden Fellen wohl ausgefüttert, so einzurichten, daß die verschiedenen Höhlen und Gänge des unterirdischen Weges mit leichter Mühe zurückgelegt werden könnten. — Um die Stirne Herrmanns hatte sich eine ungewöhnlich düstre Wolke gelagert; ein Blick tiefer Melancholie lag in seinen Augen, und die Muskeln seines Mundes zitterten in kaum bemerkbarer Bewegung, die von einem sanftern Gefühle zeugte, dessen Wirkung die düstere Richtung seiner Gedanken milderte und beherrschte, und vielleicht einen wilden Ausbruch seines raschen und feurigen Geistes verhinderte. Und Herrmann hatte wirklich hinreichenden Grund, für alle diese sich kreuzenden Gemüthsbewegungen; die heftigern, erzeugt durch den Gedanken, daß er nun im Begriff stand für immer das Schloß seiner Väter und seine Heimath zu verlassen; die sanftern, durch die Angst um sein Kind, das beinahe gänzlich unfähig schien, die Anstrengungen der Reise zu ertragen, und ihm für diesen Abend gute Nacht zugerufen hatte, mit einem Ton und einem Ausdruck unglückahnender Vorbedeutung, der beinahe sein männliches Herz gebrochen.

Der Doktor sah und fühlte alles, was im Busen seines Freundes vorging, und bestrebte sich, nicht ohne Erfolg, ihn in ein Gespräch über Pläne für die Zukunft zu verwickeln. Lange saßen die beiden Freunde zusammen, und erst als die Schloßuhr eilf geschlagen, erhob sich Herrmann, um seine gewohnte Andacht zu verrichten; und die Hand des Arztes drückend, ersuchte er denselben, noch einmal das Lager der Kranken zu besuchen, bevor er sich zur Ruhe begäbe.

Als der Ritter den Saal verlassen, fand er den Kastellan auf dem gewohnten Posten, mit der brennenden Fackel seiner harrend. Einen Augenblick lang zögerte er, was er mit dem Manne beginnen sollte, dessen Gegenwart ihm verhaßt geworden war; und beinahe hätte er sich entschlossen, ihm die Fackel aus den Händen zu nehmen und allein seinen Weg fortzusetzen. Nach kurzer Ueberlegung indessen, beschloß er, ihn für diese Nacht noch seinen gewöhnlichen Dienst verrichten zu lassen, und gab ihm ein Zeichen voran zu schreiten.

Als sie die Thüre der Kapelle erreicht hatten, drehte sich der Freiherr von Lueg plötzlich um, und heftete den Blick auf die Züge seines Dieners. Der finstere Gesichtsausdruck des Mannes fiel ihm stärker auf als je. Alle Mahnungen des Doktors durchkreuzten lebhaft seinen Geist, und er faßte den Entschluß auf der Stelle über dessen Verdacht in's Klare zu kommen. Während er auf Mittel sann, dieß zu bewerkstelligen, hatte ihn der Kastellan, wie er jedesmal zu thun pflegte, verlassen; und überzeugt, daß sein Gebieter ohnverzüglich seine Andachtsübungen beginnen würde, schlich er verstohlen fort, und suchte seine Fackel auf den Rand der Brustwehr zu befestigen. Der Ritter, der unterdessen aus der Kapelle getreten war, folgte den Schritten des Mannes nach, und ergriff ihn beim Arm, als er eben den Wall verlassen wollte, auf welchem er die Fackel aufgesteckt hatte.

»Hör' mich!« sprach er, indem er ihn gewaltsam nach der Kapelle schleppte, und ihn zwang, vor dem Altar niederzuknien; »hör' mich! — Ich hab' Dir was zu sagen! hier, in Gegenwart des Gottes, dem nichts verborgen ist, will ich von deinen eignen Lippen die Anschläge hören, deren Du bezüchtigt wirst. Ich will Dir mein Vertrauen wieder schenken, wenn Du augenblicklich hier schwörst, bei der Hoffnung Deiner künftigen Seligkeit, daß Du kein Verräther bist.«

»Nicht hier! — Nicht hier!« schrie der Unglückliche, mit vor Schrecken bebender Stimme. »Flieht! — flieht! — bringt mich weg von dieser Stelle, und Ihr sollt Alles wissen.«

»Ha! Schurke! schrie der Ritter auf, und hielt mit kraftvollem Arm den sich loszumachen suchenden Elenden in seiner vorigen Stellung, »Du wolltest mich also verrathen! — Sprich weiter! — Beichte alles — hier, vor dem Angesicht des Dich hörenden Gottes!«

Immer lauter und gellender wurden die Jammertöne des Kastellans, und seine Haare standen ihm zu Berge — »Ich bin schuldig!« kreischte er: »doch flieht! — flieht! — oder wir sind Beide verloren! — Der Abgrund öffnet sich schon unter uns!«

Sein verzweifelndes Widerstreben war jedoch fruchtlos. Der Ritter, der die Schrecken des unter sich krümmenden Elenden religiöser Furcht zuschrieb, hielt ihn fest auf der unheilvollen Stelle, vor dem Altare, nieder. In diesem Augenblick hörte man einen lauten Knall vom Fuße des Felsens herauf. Die Lampe der Kapelle erlöschte, und tiefes Schweigen folgte einem Schrei der Todesnoth, welcher die Wächter mit Entsetzen erfüllte. Die nächste Schildwache glaubte nach einigen Augenblicken ein stöhnendes Wimmern zu hören, und machte endlich Lärm. Man eilte in die Kapelle — welch gräßliches Schauspiel bot sich hier dar!

Herrmann lag todt da. Die Kugel eines Falkonets, welche an einer Leine und Blei, die durch ein Loch im Boden, das zu diesem Zwecke gebohrt war, bis zum Fuß des Felsens hinabreichten, in die Höhe geschleudert wurde, hatte sein Brust zerschmettert. Ein Splitter, den das mörderische Wurfgeschütz von einem Balken weggerissen, war dem Kastellan in die Gedärme gedrungen, und hatte sie auf schreckliche Weise zerquetscht. Einige Goldstücke, die Früchte seines Verraths, die er in seinen Kleidern eingenäht hatte, fanden sich, gleichsam vergraben, in der weiten klaffenden Wunde. Eine Stunde noch athmete er unter den schrecklichsten Qualen und bekannte, bevor er starb, wie er mit den Belagerern übereingekommen, und wie er mit denselben das gräßliche Mittel, dem er nun selbst als Opfer gefallen, verabredet, um seinen Gebieter zu zerschmettern. Durch sein eigenes schreckliches Ende wurde dem Ritter von Lueg die herbe Nachricht erspart, daß seine Tochter nicht mehr war. Die junge und reizende Ida war in den Armen des Doktor Belgardo hinübergeschlummert, grade in demselben Augenblick, als ihr Vater so plötzlich hinweggerissen wurde.

Die Herrschaft Lueg ging durch das Erlöschen des Stammes ihrer langjährigen Besitzer auf die Familie Cobentzl über, in deren Besitz sie noch immer ist.

Die Kugel, welche Herrmann von Lueg's Leben endete, wird noch immer den Besuchern des Schlosses gezeigt. Sie steckt, zur Hälfte sichtbar, in dem gewölbten Dache der alten Kapelle fest, und die Spuren ihres Laufes sind noch stets zu sehen; und so manches noch erzählen sich die Bewohner dieser Gegend, so manche Sage hat sich vererbt von Vater und Sohn, mitsammt der traurigen Mähr vom Bären von Krain.

— l.

Tarantel und Tarantella.

Der Taranteltanz ist in mehr als einer Beziehung weniger der Sache als dem Namen nach bekannt. So wird man nicht ungern einige Nachrichten darüber hier kurz beisammen finden, ohne daß wir uns in eine nähere Untersuchung einließen. Ohngefähr gleichzeitig mit dem Veitstanze, mit welchem sie viele Aehnlichkeit hat, erregte diese Krankheit besonders gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Italien allgemeines Aufsehen. Man betrachtete sie als die Folge des giftigen Bisses einer großen Spinne, die, obwohl in mehren südlichen Gegenden Europa's doch meist um Tarent vorkömmt; daher ihr Name Tarantel. Die Bisse der jetzt so genannten Spinnen gleichen kaum einem Bienenstich und bringen durchaus keine heftige Wirkung hervor, wie sie den alten auf uns gekommenen Nachrichten entspräche. Diese erzählen die Sache folgendermaßen: Sobald sich die Idee, von der Tarantel gestochen zu seyn, der Phantasie eines Menschen bemächtigt hatte, verfiel er in eine, bald in Geisteszerrüttung übergehende Melancholie. Manche verloren den Gebrauch des einen oder anderen Sinnes; andere wurden von einem, jede Rücksicht hintansetzenden Durst nach Wollust befallen; andere versanken ohne äußeren Grund in die trostloseste Niedergeschlagenheit. Alle diese Symptome gingen dann in vollkommene Empfindungslosigkeit über; nur eine große Reizbarkeit des Ohres blieb; bei jedem musikalischen Ton erwachte der Kranke aus seiner Erstarrung, fing an sich im Takte zu bewegen, und ging in einen immer wilderen Tanz über. Wie Personen im magnetischen Schlaf ungleich reiner sollen französisch gesprochen haben, als in ihrem gewöhnlichen Zustande, so wollte man an rohen Bauern in solchen Anfällen eine ungewöhnliche Grazie der Bewegung bemerkt haben. Unterbrach man plötzlich die Musik, so versank der Kranke, dieser inneren Aufregung beraubt, unmittelbar wieder in starre Regungslosigkeit. Als man diese Macht der Musik wahrnahm, beeilte man sich, sie als allgemeines und einziges Heilmittel der Krankheit zu gebrauchen. Man suchte die Sache zu erklären, indem man sagte, das Gift, durch den Biß dem Körper mitgetheilt, vertheile sich schnell in alle Theile und Glieder, und sey nur durch starken Schweiß bei der heftigsten Bewegung auszutreiben. Zugleich war man überzeugt, der kleinste etwa zurückgebliebene Giftstoff sey hinreichend, das Uebel in seiner ganzen Stärke wieder hervor zu bringen. Der schädliche Einfluß dieser Idee auf die Kranken ist klar; die beständige Furcht, unvollkommen geheilt zu seyn, erhitzte ihre Phantasie, welche so heftig auf die Nerven wirkt; fast alle hatten regelmäßige, zur selben Zeit des Jahres wiederkehrende Rückfälle; die Krankheit konnte nicht aufhören, da sie immer neue Opfer ergriff, ohne die einmal ergriffenen loszulassen. Die Zahl der Tarentolati wurde so groß, daß es nicht mehr möglich war, jeden einzeln musikalisch zu behandeln. Man versammelte alle Kranken eines gewissen Distriktes an einem bestimmten Tage an einem eigenen Orte, um sie in Masse zu kuriren. Natürlich lief das Volk zu einem so sonderbaren Schauspiel zusammen, und am Ende erwartete man die Kurzeit mit Ungeduld wie ein öffentliches Fest. Noch zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts bestand diese Art Feierlichkeit in den Sommermonaten unter dem Namen des kleinen Weiberkarnevals. Wirklich spielten Frauen dabei eine sehr lebhafte Rolle und mischten sich in den Tanz, wenn sie auch nichts weniger als krank waren. Mit Jubel empfangen und reich bezahlt, durchzogen die Musikbanden die Ortschaften; die Tarentolati versammelten sich und die Kur begann. Die Töne des Orchesters hatten völlig die Wirkung von Oberons Horn; alle die mancherlei Symptome, todtes Hinstarren, Krämpfe, Thränen und krampfhafte Lust machten einer allgemeinen Tanzwuth Platz, die Stunden lang fortdauerte, bis die Kranken in Schweiß gebadet kraftlos hinfielen. Dann fühlten sie sich erleichtert, und gewöhnlich auf lange, meist ein Jahr lang, frei von jedem Anfalle. Aber verstummte die Musik einen Augenblick zu früh, so stellten sich unmittelbar alle unterbrochenen Symptome des Uebels wieder ein. Da diese unermüdlichen Tänzer zuweilen auch den robustesten Musiker aufs Aeußerste gebracht hätten, so war man bedacht, die Hauptstimmen des Orchesters doppelt zu besetzen, damit sie sich einander ablösen könnten.

Die sonderbarsten Sympathieen und Antipathien, die seltsamsten Gelüste begleiteten die Krankheit und äußerten sich bei manchen auf eine Art, die man poetisch nennen könnte. Für einige hatten blanke Waffen unwiderstehlichen Reiz; sie bemächtigten sich ihrer, wo sie ihrer habhaft werden konnten, und schwangen sie tanzend im Takt, wie es der Fall bei mehren Tänzen der Alten und dem der salischen Priester war. Statt wie die vom Veitstanz Ergriffenen einen Abscheu vor der rothen Farbe zu zeigen, war sie für die Tarentolati meist ein Gegenstand der Begierde; andere hatten eine Vorliebe für andere Farben, wie Schwarz, Gelb, Grün. Es war aber nicht etwa eine ruhige Freude, sondern die leidenschaftlichste Begierde. Jeden Gegenstand, an dem sie ihre geliebte Farbe bemerkten, verschlangen sie mit den Blicken, warfen sich darauf, rissen ihn an sich, drückten ihn ans Herz, an die Lippen, betrachteten ihn mit nassen Augen und gefalteten Händen wie eine angebetete Geliebte.

Indeß das allgemeinste, sich immer gleich bleibende Phänomen war der Zauber der Musik und die Tanzwuth, obwohl dieselbe Harmonie nicht auf jeden gleich wirkte; die einen zogen lärmende Metallinstrumente, andere Violinen- und Lautenklänge, noch andere Flöten vor, und litten sichtlich bei einer Harmonie, die mit der Disposition ihrer Nerven nicht stimmte. Alle zeigten das feinste musikalische Gehör, der geringste falsche Ton verletzte sie auf das Empfindlichste. Daher komponirte man eigene Weisen, die noch heute, nachdem die Krankheit lange verschwunden ist, Tarantellen heißen und die beliebteste Tanzmusik des Volks in Neapel bilden.

Noch einmal General Kleber.

(Vergl. Nr. 186 des Konv. Bl.)

(Aus dem „Temps.“)

Paris, den 1. November.

Bis die Stadt Straßburg ihre Rechte auf die Ehre geltend macht, die Geburtsstadt des Generals Kleber zu seyn, erlauben Sie, Herr Redakteur, daß ich Ihnen einige Zeilen gegen den von Herrn Bonamy und dem »Impartial« von Besançon erhobenen Anspruch vorlege: 1) der General Kleber war nur sieben- bis achtundvierzig Jahre alt, als er in Aegypten ankam; eine vom Jahre 1746 datirtes Taufzeugniß kann sich daher nicht auf ihn beziehen. 2) Nie hat er anders unterzeichnet als Kleber; man kennt keine einzige Unterschrift mit einem C oder einem i und der Name Cleiber der fraglichen Akte gehört sichtlich einer andern Person als ihm; 3) es ist nicht wahrscheinlich, daß sein Vater Färber gewesen sey, weil Kleber nach Paris gekommen ist, um das Geschäft seiner Eltern, d. h. Häuserbau, zu betreiben.

Man muß daher, ehe man sich zu Gunsten der Stadt Besançon ausspricht, abwarten, daß man ein anderes Dokument produzire. Ueberdieß erklärt sich Herr Lubert d'Hericourt in dem Buche, welches er der Geschichte des tapfern Generals, seines vertrauten Freundes, gewidmet hat, folgender-

maßen: »Jean Baptist Kleber wurde zu Straßburg 1753 geboren. Seine Familie, obgleich ehrenwerth und in bequemen Verhältnissen, war doch nicht reich. — Er verlor seinen Vater noch in seiner ersten Kindheit. — Der zweite Mann seiner Mutter (der Bürger Burger) hatte schon andere Kinder aus einer ersten Ehe, — wovon ein Sohn jetzt Unterpräfekt von Belfort ist.« Bei solchen Angaben wäre es wunderbar, wenn man über diese Frage unentschieden bliebe, wenn anders noch eine Frage Statt findet. Wie der berühmte Monge, fing Kleber an, das Handwerkszeug des Steinmetzen und des Zimmermanns zu führen, in der Absicht, sich, wie seine Eltern, der Architektur zu widmen. Erst nach seiner Rückkehr nach Straßburg, wohin ihn seine Familie zurückgerufen, nahm er einen Vorschlag an, der das Schicksal seines Lebens entschied, den nämlich einer Stelle in der Militärschule von München.

Was den Beinamen, den man Kleber zuschreibt, betrifft, so täuscht sich der »Impartial:« nicht er ist es, es ist Desaix, welchen die Bewohner von Oberägypten den gerechten Sultan nannten. Kleber hat nie im Saïd kommandirt. Diese Bemerkung thut dem Ruhme des unsterblichen Generals keinen Abbruch. J. D.

Zur Unterstützung dieses Briefes lesen wir Nachstehendes in dem Journal du Haut et Bas Rhin vom 31. Oktober:

Unsere Antwort an den »Impartial« von Besançon wird kurz seyn. Wir werden uns begnügen, ihn daran zu erinnern, daß Straßburg mit Recht die Ehre in Anspruch nimmt, dem tapfern General Kleber das Leben gegeben zu haben, und daß unsere Stadt nicht bis jetzt gewartet hat, ihm eine Statue zu errichten. Einer unserer Quais führt den Namen des Generals; eine Inschrift auf einer Marmortafel ist über der Façade des Hauses befestigt, das ihn geboren werden sah; auch ist einem Gewölbe unserer Domkirche der Leichnam Klebers beigesetzt: seine Vaterstadt allein konnte dieß glorreiche Depositum fordern und erhalten. Was seinen homonymen Kleiber oder Cleiber betrifft, so überläßt ihn Straßburg gern der Stadt Besançon.

Nachstehend folgt auch von unserer Seite ein Auszug aus den beglaubigten Registern über die Geburten der Stadt Straßburg, welcher mindestens treu das Datum der Geburt und die wahrhafte Rechtschreibung des Namens des Generals reproduzirt.

Auszug aus den (in lateinischer Sprache verfaßten) Taufregistern der katholischen Parochie von Saint-Pierre le vieux, der Jahre 1746 — 1753. Vol. B. Tome VII.

Johann Baptist Kleber, geboren zu Straßburg den 9. März 1753, Sohn von Johann Nicolas und von Reine Borgart, getauft in der katholischen Parochie Saint-Pierre le vieux, am Morgen darauf den 10. März 1753. — Pathe, Johann Adam Frentz, Bürger von Straßburg. — Pathin, Maria Anna Lambrecht, geborene Zurlach.

Dieß Taufzeugniß ist unterschrieben von dem Vikarius Fischer, dem Vater der Pathin; der Pathe hat erklärt, daß er nicht schreiben könne.

Hiermit dürfte der sonderbare Streit, wie zu erwarten stand, für Straßburg entschieden seyn. (Lit. Bl. d. Börsenh.)

Logogryph.

Wenn 1 2 3 4 5 erscheint,
Dann, Mädchen, denk' an deinen Freund!
Gib 2 3 4 5, bis vom Wald
Ein leises Händeklatschen schallt.
Dann, Kind, bin ich 1 2 4 dir,
Dann schleiche leis' herab zu mir!
Ein süßes 2 3 4 allein
Soll uns'rer Liebe Losung seyn!

Auflösung der Homonyme in Nro. 192.

Thor.

Erwiederung.

Herr C. von Wachsmann beklagt sich in der Dresdener Abendzeitung, das Konversationsblatt habe bereits Mitte Oktober die in dem Taschenbuche: »Vergißmeinnicht für 1835« unter andern enthaltenen Novelle: »Der Inquisitionspalast zu Valladolid« mitgetheilt, obgleich jenes Taschenbuch am 15. November noch nicht in Dresden zu haben gewesen sey, und jetzt erst versendet werde. Zugleich bemerkt Herr C. von Wachsmann: er wisse nicht, ob sich Herr Buchhändler Leo (der Verleger des Vergißmeinnicht's — auch der Verleger des Herloßsohn'schen Kometen! —) dabei beruhigen werde. Wir haben wenig darauf zu erwiedern. Das Taschenbuch »Vergißmeinnicht« ward uns von unserm Kommissionär in Leipzig mit der Schnellpost zugesandt, und war daher damals wenigstens in Leipzig bereits ausgegeben worden. Wenn wir darauf aus diesem Taschenbuche eine der Novellen zur Mittheilung für das Konversationsblatt benutzt haben, so darf demselben dieß eben so wenig zum Vorwurfe gereichen, wie andern literarischen Blättern, die aus neuerschienenen Novellen ähnliche Wahl treffen. So hat ja auch der von Herrn Leo in Leipzig verlegte Komet in der letzten Zeit nur Erzählungen enthalten, die er neuen, und nicht in seinem Verlage erschienenen, Werken entlehnte. Ob aber die neuen Taschenbücher das besondere Vorrecht haben, daß ihnen nichts, selbst auf eine sie empfehlende Weise, entnommen werden darf, wissen wir nicht. D. R.

Theateranzeige.

Samstag, den 22. November. Ludovic, Oper in 2 Abtheilungen, aus dem Französischen, Musik von Herold und Halevy. — Hr. Font, Direktor und erster Tänzer des königlichen Theaters II. MM. des Königs und der Königin von Spanien, wird mit seiner Gesellschaft in den Zwischenakten der Oper die zweite Vorstellung geben.

Briefkasten. »Gedichte aus dem Tagebuche eines Liebenden.« Verliebte brauchen keine Zeugen ꝛc. — Aus Hannover. Bestens besorgt. — Von D. H. B. in M. Dankbar, aber die biographischen Skizzen bieten nur Bekanntes. — ›Abschied von B.‹ O. W! — Von A. Z. in S. Herzlichen Dank. — An D. S. in B. Die Rezension über das Nicolai'sche Italien stimmt allzu wenig mit der Wahrheit und Parteilosigkeit überein. — »Die drei lieblichsten Blumen« von E.« Es fehlt ihnen der poetische Duft. — »Marco Sgiarra.« Wir erwarten die Fortsetzung. — »Tag und Nacht,« Phantasie von L. M... Keine Ruh' bei Tag und Nacht . . . seufzt ein von einer Gedichte-Fluth überschwemmter Redakteur. — »Börsenthermometer.« Vielleicht. — »Der Halley'sche Komet.« Viel Neues und viel Gutes, aber, wie Lessing sagt, das Neue ist nicht gut, und das Gute nicht neu. Pardon! — »Die sizilianische Todtengruft.« Trefflich! — Aus Heidelberg ..... Ja so, den Finger auf den Mund! aber sehr dankbar. — S — r.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 197. 23. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, jedenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Kopf und Magen.

Wenn wir nach den beiden Urkräften suchen, welchen die Geschichte der Menschheit ihr Daseyn verdankt, nach den beiden Polen, um die sich alle Erscheinungen im Menschenleben drehen, wenn wir endlich unter das Additionsexempel von Adam bis zum heutigen Tage einen Strich ziehen und das Facit zusammen rechnen — wie heißt dieses Facit, die beiden Pole und die zwei Urkräfte? — — Erschrick mir nicht, mein poetischer oder gar metaphysischer Leser — sie heißen: Kopf und Magen oder besser Magen und Kopf. Auf diese beiden Generalnenner reduzirt sich zuletzt Alles. Sie sind die Gränzsteine, das Alpha und Omega des Menschenthums. Man mag in unserer geistreichen, enthusiastischen, protestationsreichen Gegenwart protestiren, so viel man will; es ist so, es bleibt so und wird so bleiben bis zum berühmten jüngsten Tage, den wir, Gott sey Dank, Alle nicht erleben werden.

Magen und Kopf streiten seit Anbeginn um die Herrschaft der Welt. Es sind die feindlichen Brüder, unversöhnlicher als Dom Pedro und Dom Miguel, als Don Cesar und Don Manuel in der Braut von Messina. Der Kopf wäre dem Magen längst davon geflogen, den Sternen zu, wäre er nicht durch ein energisches Band, so wir Hals nennen, mit dem Magen mittelbar zusammen gewachsen, so daß für ein Davonfliegen nicht die entfernteste Aussicht vorhanden ist.

Der Kopf macht demungeachtet große Reisen von Orionen zu Orionen; aber der Magen bleibt auf Erden und nähret sich redlich. Der Kopf beschäftigt sich gern mit Welt verbessernden Plänen; der Magen spricht: »Ich bin mir der Nächste.« Der Kopf betet das ganze Vaterunser, der Magen nur: »unser täglich Brod gieb uns heute.«

Der Magen ist der Philister, der Kopf der flotte Bursche. Der Magen, der unerbittlichste Manichäer, den es geben kann. — Der Kopf verliebt sich und schwört, die Sterne vom Himmel zu holen und dem Liebchen zu Füßen zu legen. Der Magen fragt: »Hast du denn zu essen für sie; wo nicht, so laß die Narrenspossen.«

Was sollte aus der Menschheit werden, wenn sie nicht alle Tage hungrig würde? Was sollte aus dem Staatsbudget werden? Da steht der Magen als Schwerpunkt und als Erhalter des Gleichgewichts.

Wenn die Weltverbessernden Köpfe nur immer hübsch den Magen berücksichtigten, sie würden nicht so viele Böcke schießen. Dem Kopf ist es ein Kleines, ein revolutionäres Heer von Hunderttausenden zusammen zu bringen. Aber da schreien gleich auch Hunderttausend Mägen: »Was sollen wir essen?«

Der Magen, so er voll ist, kann als der friedliebendste Mann gelten. Er ist dann ein wahrhafter Freund der Stabilität, liebt Ruhe und ist gottesfürchtig. Bleiben jedoch dem Magen einmal die Diäten aus, so sattelt er auf der Stelle wieder um und wird Jakobiner.

Es gibt daher in der Weltgeschichte zwei Arten von Revolutionen, Kopfrevolutionen und Magenrevolutionen. Die Kopfrevolutionen allein würden es zu nichts Nachdrücklichem bringen, wenn nicht der Magen zum Succurs käme. Die erste französische Revolution war eine Kopf- und Magenrevolution zugleich; darum ging sie auch so vom Flecke. Sie brach bei einem Bäckerladen aus. Eine bloße Magenrevolution ist durch Bayonnete bald zu besiegen. Sie ist auch gestillt, sobald dem Magen Futter vorgeschüttet ist. Die Kopfrevolution aber glimmt fort, wenn sie noch so energisch unterdrückt worden.

Am gefährlichsten in Revolutionen ist übrigens ein leerer Magen, und ein voller Kopf; ganz unschädlich jedoch ein voller Magen und ein leerer Kopf.

Viele Menschen glauben, daß sie der liebe Herrgott nur wegen ihres Magens erschaffen habe. Die Sorge ihres Kopfes beschränkt sich daher nur einzig darauf, daß der Magen zufrieden gestellt werde. Sie leben, um zu essen. Die Minorität der Menschheit nur ißt, um zu leben.

Die Haupt- und Lebensfrage der Mehrzahl ist daher: Wovon wirst du leben? Wo dein Brod herbekommen? Selbst auf den Universitäten, wo doch der Kopf die Hauptrolle spielen sollte, sind die Mehrzahl — Brodkollegien.

Das Brod ist hauptsächlich bei den Deutschen eine so wichtige Angelegenheit, daß sie sich schon seit Jahrhunderten lang streiten, ob sie es mit dem harten oder weichen T oder D schreiben sollen. In neuerer Zeit hat man sich endlich dahin vereinigt, dieses schätzenswerthe Gebäck, so es neubäcken, weich, und ist es altbacken, hart zu schreiben.

Der Magen ist ein so bequemer Kumpan, daß der Kopf die Speisen ihm mundrecht vorkauen muß. Leuten daher, bei denen der Magen die Haupt-, der Kopf aber die Nebensache ist, müssen auch alle übrigen Dinge, wenn sie dieselben kapiren und verdauen sollen, vorher gehörig vorgekaut werden.

Der Kopf denkt,
Gott lenkt,
Der Magen verdaut;

das ist die Weltgeschichte.

Gute Verdauung ist nächst der Unsterblichkeit die schönste Himmelsgabe. Auf gute Verdauung ist die Wohlfahrt der Nation und der ganzen Menschheit hauptsächlich basirt. Darum sollte die Kunst, gut zu verdauen, die erste der sieben freien Künste seyn.

Was insbesondere Deutschlands Mägen betrifft, so erfreuen sich diese eines so vortrefflichen Verdauungssaftes, daß die Deutschen überhaupt im Verdauen Außerordentli-

ches und der Bewunderung von Europa Werthes leisten. Darum denn bleibt es für Ewigkeit eine große Wahrheit:

Wer dem Himmel vertraut,
Und gut verdaut,
Hat wohl gebaut.

Der Kopf, wie er Himmel und Erde, Meer und Land eingetheilt und rubrizirt hat, wußte auch die Zeit in die richtige Ordnung zu bringen. Wer war hier wieder der getreue Wegweiser? — Der Magen war es und Niemand anders.

Der Lauf der Erde um die Sonne wird nach Portionen berechnet. Hat der Mensch seine dreihundert fünf und sechzig Dejeuners, Diners und Soupers verzehrt, so ist sie einmal herum. Aber nun gibt's auch Feiertage, die sich der Kopf erdacht hat und damit der Magen auch in seiner Finsterniß weiß, daß der Kopf einen Feiertag hat, so wird ihm jedesmal etwas Apartes vorgeschüttet. Der Magen weiß daher so gut, wenn Sonntag ist, wie der ökonomische Volkskalender und der Petersche Pfennigkalender. Doch auch in den verschiedenen Jahreszeiten soll sich der Magen orientiren; daher gibt's außer dem Julianischen noch einen besonderen Gastronomischen Kalender. Der hat seinen eigenen Zodiakus, in welchem als Hauptsternbilder glänzen: Die Fastenbrezel — der Pfannkuchen — der Osterfladen — das Reformationsbrodchen — der Kirmeßkuchen — das Martinshorn — die Martinsgans — der Christstollen.

Man sieht hieraus, daß der Magen immer weiß, welche Zeit es ist im Reiche Gottes.

Der Magen spielt eine Hauptrolle bei den wichtigsten Angelegenheiten im Leben und wird stets sehr fetirt und honorirt dabei. Denn wird ein Mensch geboren, so ißt man, wird einer getraut, so ißt man, wird er begraben, so ißt man. Ja, daß namentlich der Deutsche das Essen noch höher als das ganze Daseyn schätzt, kann man schon daraus ersehen, daß, wenn es sich bloß von des Menschen Daseyn handelt, er kurzweg spricht und schreibt: Der Mensch ist, wozu er nur Ein S verwendet; will er aber sagen, der Mensch speise, so nimmt er, um den hochwichtigen Akt mehr hervorzuheben, noch ein S dazu und schreibt: der Mensch ißt.

Hinsichtlich des Essens aber wird die Menschheit eingetheilt vorerst in zwei Haupt- und Generalklassen:

A. in Solche, die da essen,

B. in Solche, die gegessen werden.

Diese naturgemäße Eintheilung in Aktivum und Passivum dürfte mit der Zeit schwinden, je weiter die Civilisation um sich greift und wir werden es künftig nur noch zu thun haben mit Essenden und zwar:

A. mit Solchen, die mehr haben, als sie essen und

B. in Solche, die mehr essen, als sie haben.

Ueber kurz oder lang werden sich diese Beiden in die Haare gerathen und es wird ein erstaunlicher Spektakel werden — hoffentlich aber auch der Letzte. Denn wenn diese beiden sich einmal weniger aus Herzensgrund als vielmehr aus Magengrund die Hand zum Frieden, zur Versöhnung reichen, so wird hinfort kein Krieg mehr entstehen unter den Völkern der Erde. Wir sehen aber, wie der Magen eine Hauptrolle spielen wird bis in die fernsten Zeiten! —

(Konst. Staats-Bürgerz.)

Der Kampf zwischen 13 Italienern und 13 Franzosen am 13 Februar 1503.

(Von . . . r.)

Die im Detail von einander sehr abweichenden Erzählungen dieses Kampfes rechtfertigen den Versuch, ihn so darzustellen, wie er von einem Augenzeugen, Giambattista Damiani, aufgezeichnet und im Archive seiner Vaterstadt Capua hinterlegt worden.

Ludwig XII., König von Frankreich, und Ferdinand III., mit dem Beinamen der Katholische, König von Spanien, hatten Friedrich II., aus dem Hause Arragonien, seines Königreiches Neapel beraubt und dieses dergestalt unter sich getheilt, daß sich Frankreich den Besitz der Hauptstadt und die Provinzen Terra di Lavoro und die Abbruzzen zueignete, dagegen Kalabrien, die Basilicata, Apulien und die Terra di Otranto an Spanien fielen.

Eine spanische Armee in Apulien unter den Befehlen des Consalvo Fernandez di Cordova, genannt il gran Capitano, und eine französische, von dem Herzog von Nemours befehligt, sollten die beiderseitigen Ansprüche schützen und vertheidigen, die jedoch sehr bald zu Gränzstreitigkeiten führten, in deren Folge hin und wieder kleine Scharmützel vorfielen.

Während die Anführer beider Armeen ernstlich bedacht waren, auf gütliche Weise den Gewaltthätigkeiten vorzubeugen und sich dahin einverstanden, daß in den streitigen Plätzen die Wappen beider Könige aufgestellt werden sollten, bis von ihren Höfen definitive Entscheidung erfolge, geschah es, daß eine spanische Kompagnie in dem Orte Tripalda Quartiere verlangte, wo schon jedes Haus mit Franzosen vollgefüllt war. Die erbitterten Parteien kamen bei dieser Gelegenheit schnell ins Handgemenge, die spanische Kompagnie vertrieb die Franzosen, denen auf erhaltene Nachricht der Feldherr d'Obigni zu Hülfe eilte, wo es wieder zu einem hartnäckigen Gefechte kam, in welchem abermals die Franzosen den kürzeren zogen und größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden.

Endlich wurde nach mehren solchen Ereignissen unberufener Gewalt die Uebereinkunft getroffen, daß vor der Hand Tripalda unbesetzt bleiben, bis zu höherer Entscheidung die Mautheinkünfte von Foggia und der Provinz Capitanato unter beide Prätendenten gleich vertheilt, die Basilicata aber von den Franzosen geräumt werden solle.

Wie sehr auch der spanische Oberfeldherr mit den legalsten Beweisen auftrat, daß alle diese Punkte zu Apulien gehören, so wollte doch der Herzog von Nemours solche keineswegs anerkennen, sondern mit Waffengewalt das Recht des Stärkeren für sich geltend machen. In dieser Lage und bei dem schwachen Stande der spanischen Armee hielt es Consalvo für räthlich, sich in die festen Plätze zurückzuziehen und wählte Barletta zu seinem Hauptquartier. Eine große Zahl neapolitanischer Edlen schloß sich nach und nach ihm an, und verstärkte sein Heer, daß er bald kräftige Ausfälle zu unternehmen in Stand gesetzt wurde.

Nach dieser Einleitung hören wir nun die Veranlassung dieses eben so sonderbaren als merkwürdigen Kampfes, welcher beinahe mit dem der Horatier und Curiatier in einen Vergleich gestellt werden kann und von Damiani folgendermaßen erzählt wird.

Im Hause eines spanischen Generals zu Barletta war nebst mehren andern Gästen — darunter auch der berühmte Innico Lopez — der Franzose Charles de Tourgues (Monsieur de la Motte betitelt) zur Abendtafel eingeladen, wo sich die Gespräche über die Kriegsvorfälle ausbreiteten und bei dieser Gelegenheit von Innico Lopez vorzügliches Lob einer Kompagnie Italiener gezollt wurde, die unter seinen Befehlen in Barletta diente. De la Motte stellte die Tapferkeit der Italiener in Abrede und erklärte sie für feige Memmen, worauf Innico sich ihrer mit Feuer annahm, und in Folge dieses Streites der Vorschlag gemacht wurde, daß 13 Italiener gegen eben so viele Franzosen die Ehre ihrer Nation mit den Waffen vertheidigen und ihren Werth geltend machen sollten.

der Vorschlag war gethan, den Oberfeldherrn und den Heeren vorgetragen und auch beiderseitig angenommen.

Jedem Sieger wurden Pferd und Waffen seines Gegners und 100 Scudi in Gold zugesichert und zum Kampfplatz ein Feld zwischen Andria und Quarata — im Mittelpunkt beider Heere — bestimmt. Jede Partei wählte vier Kampfrichter. Italienisch-spanischer Seite waren es:

Francesco Zurlo, ein neapolitanischer Ritter, Francesco Spinola, ein Genueser, Diego Vela und Alonzo Lopez, spanische Edle.

Französischer Seite wurden die Herren Broglie, Martibac, Briet und Etiensuite bestimmt. Der Neapolitaner Angelo Galeota und der Spanier Albernuccio Velga stellten sich als Geißel in das französische Hauptquartier nach Ruvo, wogegen sich die Franzosen Mosutice und Dubleoble in Barletta einfanden.

Die Namen der Kämpfenden waren: Italiener: Hector Feramosca aus Capua, Francesco Salamone aus Sicilien, Riccio di Palma aus Somma (bei Neapel), Giuglielmo Albimonte aus Sizilien, Marino d'Abignate aus Sarno (bei Neapel), Giovanni Capozzo aus Rom, Giovanni Brancaleone aus Rom, Lodovico d'Abenevole aus Capua, Hector Giovenale aus Rom, Bartolomeo Tanfulla aus Parma, N. Romanello aus Forli, Megule Tesi (unbekannt), Marco Coralliero aus Neapel. — Franzosen: Charles de Tourgues, Marclus de Trigné, Giraut de Forses, Claude Jean d'Aste, Martellin de Lambrés, Pierre de Liaie, Jacques de la Fontaine, Eliot de Barant, Jean de Landes, Sacet de Jacet, Francois de Pisas, Jacques de Guizne, Nante de la Frasce.

Kaum stiegen der Sonne matte Stralen am 13. Februar — es war ein Freitag — auf Barletta nieder, als schon die 13 italienische Helden nach Andria aufbrachen, daselbst dem Meßopfer beiwohnten und durch den Genuß des heiligen Abendmahls ihr Vertrauen auf Gottes Beistand stärkten. Hector Feramosca kniete auf die Stufen des Hochaltars, legte seine Rechte auf das Evangelium und schwur mit lauter Stimme: den Kampfplatz lebendig nur als Sieger zu verlassen und seinen Kampfgenossen zu Hülfe zu eilen, wo ihnen Gefahr drohte.

Jeder seiner Kampfbrüder leistete denselben Schwur und hierauf hielt der spanische Oberfeldherr in seiner Sprache eine Rede an die Helden des Tages, die von ihnen mit den heiligsten Zusicherungen ihres Muths erwidert wurde. In der Wohnung des Prospero Colonna wurde ein mäßiges Frühstück genommen, sodann sich gewaffnet, die Rosse bestiegen und frohen Vorgefühls dem Kampfplatz zugeeilt.

Auf kurze Entfernung von demselben angelangt, befahl Hector zu halten, ließ seine Genossen absitzen, in deren Kreise er sie mit folgenden Worten ansprach: »Unsere Gegner sind noch nicht erschienen; ich benütze diese Augenblicke, meine Brüder, nicht um mit Worten Euren Muth anzufrischen, den Euch die Natur in so hohem Maaße verliehen; sonst würdet Ihr Euch zu diesem Unternehmen nicht freiwillig angetragen haben, das eine entschlossene herzhafte Seele voraussetzt; sondern vielmehr um Euch zu versichern, daß ich als der von Euch gewählte Anführer Euerm Vertrauen entsprechen und mit dem Beistande Gottes Ruhm erfechten werde. Oft ist nur kriegerische Neigung, oft eingewurzelte Feindschaft, Haß, Rachsucht, schnöde Gewinnlust der Antrieb zum blutigen Kampfe; Liebe und Eifersucht und andere derlei Leidenschaften sind es nicht minder. Wir aber sind heute ausgezogen in der alleinigen Absicht, uns Ruhm zu erfechten; der schönste Lohn, den das Schicksal dem Tapfern anbieten kann. Dieser entflammt und begeistert uns zur Unsterblichkeit und befreit uns von dem traurigen Zufall eines gemeinen Todes, indem er uns der Nachwelt aufbewahrt. Laßt uns nicht vergessen, tapfere Brüder, daß wir heute nicht nur um unseren eigenen Ruhm kämpfen, sondern für den der gesammten italienischen Völker und ihres alten lateinischen Namens, der durch uns heute wieder zu seinem früheren Glanze zurückgeführt und gegen jene stolzen Gallier verfochten werden soll, die schon so oft — wenn gleich immer zu ihrem eigenen großen Schaden — uns beunruhigt und herausgefordert haben. Wir werden ihnen heute beweisen, daß in uns noch der Same unserer Voreltern lebt, der sie unzähligemal unter unser Joch gebeugt hat, und dieser unser Sieg wird der Vorläufer ihres nahen Untergangs seyn. Auf dann — tapfere Ritter — mit Glück verkündendem Vorgefühl zum Kampfplatz!«

Noch einmal warfen sie sich auf die Kniee und verrichteten ein lautes Gebet, schwangen sich hierauf zu Rosse, schlossen die Visire und ritten mit senkrechter Lanze dem nahen Viereck zu.

Von Seiten ihrer Gegner wurden gleiche kirchliche Feierlichkeiten in Ruvo begangen und bei dem Gouverneur daselbst, Jacques Campanis, Monsieur de la Pelisse, das Frühstück genommen. Sowohl von dem Herzog von Nemours, als auch von ihrem Anführer, Charles Tourgues, Monsieur de la Motte, wurden kräftige Anreden gehalten, die ihren Muth durch die Erinnerung an ihre eigenen und ihrer Voreltern glänzende Waffenthaten auf diesem klassischen Boden befeuern sollten. Auch sie verrichteten unfern des Kampfplatzes noch einmal knieend ihre Gebete, umritten hierauf das Viereck und stellten sich außerhalb desselben den Italienern gegenüber auf.

Schon war die Mittagsstunde nahe. Hector Feramosca reitet auf die Franzosen zu und ladet sie ein, zuerst in die Schranken zu treten. Es geschieht; die Italiener folgen. Die beiden Parteien nähern sich im kurzen Trab bis auf 50 Schritte, fallen sodann in Galopp, die französischen Ritter theilen sich zu 6 und zu 7 in zwei Linien und greifen mit verhängtem Zügel die Italiener an, von denen sogleich 5 dem kleineren Haufen begegnen, die übrigen aber sich auf die Linie der 7 Franzosen werfen und mit eingelegter Lanze den Kampf beginnen. Der Raum war zu beengt: die Lanzen zersplittern ohne Erfolg; doch bleiben die Italiener beisammen, während die französischen Linien schon etwas in Unordnung gerathen. Gleichzeitig werden die Stoßdegen und die Streitaxte ergriffen und auf beiden Seiten mit eben so viel Muth als Hartnäckigkeit gefochten. Die Franzosen sehen sich in ein Eck gedrängt, von wo sie neu geordnet mit Ungestüm hervorbrechen. Nach einer Viertelstunde dieses Kampfes fällt Jean d'Aste mit Wunden bedeckt vom Pferde. Einige seiner Kameraden eilen ihm zu Hülfe, drei Italiener diesen nach. Während der Kampf unter den anderen mit Erbitterung fortdauert, werden Martellin de Lambris und Francois de Pisas zu Boden gestreckt und ergeben sich gefangen.

Wie Hector die Seinigen zur Ausdauer ermahnte, so befeuerten De la Motte's Worte die Franzosen zur tapfersten Wehre. Mit verdoppeltem Muthe wird gegenseitig gekämpft. Megalè Tesi und Giovanni Brancaleone sind gezwungen, von ihren schwer verwundeten Pferden zu steigen. Mit aufgerafften Lanzen vertheidigen sie sich gegen die auf sie eindringenden Gegner und werden in ihrer gefahrvollen Lage von den Ihrigen kräftig unterstützt.

Bis jetzt hatte Jean d'Aste noch immer mit Tapferkeit um Leben und Freiheit gekämpft; allein die Kräfte verlassen ihn und er ergibt sich. Drei Kämpfer hatte nun bereits die französische Partei verloren, die Schale des Siegs hing nicht mehr zweifelhaft für die Italiener. Hector vereinigt all die Seinen und greift die 10 Franzosen mit solcher Heftigkeit an, daß zwei derselben, Nante de la Frasce und Girout de Forses, aus dem Sattel gehoben werden, und sich als Gefangene ankünden. Ein neuer Angriff folgt von Seite der Italiener; verzweifelt kämpft gegen sie die geschwächte Zahl ihrer Gegner, allein vergebens gegen die Uebermacht. Charles de Tourgues fällt vom Pferde, setzt aber den Kampf zu Fuße

fort und wird von den Seinigen mit der verzweifelsten Tapferkeit vertheidigt. In diesem blutigen Gedränge wird Sacet de Jacet zum Gefangenen gemacht. Ein Franzose, von einem Italiener verfolgt, flieht aus den Schranken, bald folgt ihm ein anderer. Jetzt wird einer der zwei zu Fuß fechtenden Italiener mit dem Stoßdegen ins Gesicht verwundet; ein anderer von seinem unbändig gewordenen Pferde aus dem Kampfplatz geschleppt. Mit immer sich mehr erhitzender Wuth dauert der Kampf fort. Der beinahe schon vollständig erfochtene Sieg stählt den Muth der einen — Verzweiflung den der andern Partei — die beiden Anführer fechten gegen einander und Hector treibt jetzt den zu Fuße kämpfenden De la Motte aus den Schranken. Hart auf einander gedrängt gleiten die Hiebe kraftlos an der eisernen Rüstung ab. Ein Franzose springt vom Pferde und stößt einem Italiener seinen Degen in den Schenkel. Der Knäuel der Kämpfenden entwickelt sich, abermals wird ein Franzose von der italienischen Ueberzahl aus dem Felde gejagt. Jetzt sind nur noch 3 Franzosen — 2 zu Pferde und 1 zu Fuß — in den Schranken. Trotz ihrer zur höchsten Wuth entbrannten Gegenwehr muß sich bald einer gefangen ergeben; der zweite wird mit Gewalt hinausgejagt, und nur der letzte — zu Fuß fechtende — hält sich noch einige Zeit, indem er von einem Eck zum anderen rennt, bis er endlich unter mehren Stichen und Hieben sich ergeben muß.

Nun, das Feld von den Gegnern ganz gereinigt, wird den italienischen Siegern die verdiente Huldigung dargebracht. Mehr als eine halbe Stunde dauerte der unbeschreibliche Jubel einer freudetrunkenen Menge Italiener und Spanier. Trompeten- und Paukenschall mischte sich in das allgemeine Freudengeschrei, welches den im Kampfplatze mit ritterlichem Stolze herumreitenden italienischen Siegern entgegentönte, bis endlich der Rückweg nach Barletta eingeschlagen wurde.

Nach Hectors Anordnung eröffneten die französischen Gefangenen zu Pferd den Zug; italienische Fußknechte führten die Zügel ihrer Rosse. Ihnen folgte Hector in voller Rüstung, und sofort einer nach dem andern der Sieger. Paar und Paar kamen die italienischen Kampfrichter, hinter diesen je drei und drei, die übrigen anwesenden Kriegsoffiziere und Ritter.

Der Unterfeldherr Prospero Colonna und der Herzog von Tremoli Capua, welche die vor Andria aufgestellte Heeresabtheilung kommandirten, sprengten dem Zug entgegen; die Visire werden gelüftet und unter freudeberauschten Umarmungen der frühere Jubel erneuert.

Jetzt kam auch Don Diego Mendozza mit vielen spanischen Edlen herangeritten, und bald darauf Consalvo selbst und in seinem Gefolge beinahe das ganze Heer zu Fuß und zu Pferd. Der große Feldherr begrüßte die Helden mit dem Zuruf: »Heute habt Ihr die Franzosen und zugleich uns Spanier überwunden.« Die Umarmung, mit welcher Consalvo die Sieger beehrte, galt für den kräftigsten Beweis seiner Zufriedenheit. Jeder der anwesenden Ritter und Hauptleute drängte sich heran, um an der Brust unserer Helden die seinige zu gleichem Muthe zu stärken.

„Viva Italia! Viva Spagna!“ schallte es aus tausend und tausend Kehlen. In ununterbrochenem Triumphzug war Barletta erreicht, als schon die Nacht ihren Schleier über die Gegend geworfen hatte. Doch unzählige Fackeln und Lichter erhellten den Einzug der Sieger; „Viva Italia! Viva Spagna!“ hallte es wieder in tausendstimmigem Ruf durch die Straßen. Alle Glocken tönten und die Salven des Geschützes donnerten ihren Beifall zu dem allgemeinen Jubel.

Vor der Hauptkirche erwartete der Klerus im festlichen Ornat und mit vorgetragenem Bilde des Gekreuzigten den stattlichen Zug, der nun in dem Tempel des Herrn seine Dankgebete für den verliehenen Beistand dem Herrscher der Heerschaaren darbrachte.

Noch in später Mitternachtsstunde dauerte der Jubel in den Straßen fort. Unaufhörlich tönte es: „Viva Italia! Viva Spagna!“ Wer dachte in dieser Nacht in seliger Trunkenheit des erfochtenen Nationalruhmes an Ruhe und Schlaf?

Die Franzosen — in ihrem Uebermuthe dieses Ausgangs des Kampfes nicht gewärtig — hatten es nicht der Mühe werth gefunden, die jedem Sieger ausbedungenen 100 Scudi mit sich zu nehmen. Consalvo ließ daher diese Summen aus seinem Schatze herbeischaffen und stellte sie nebst Waffen und Pferden der Besiegten mit angemessenem Pompe den würdigen Kämpfern zu.

Der moralische Sieg, den die spanisch-italienische Armee an diesem Tage über die stolzen Franzosen erfochten, hielt die aufgeloderte Flamme des Kriegs nicht länger zurück. Schon am 28. April desselben Jahres Abends 5 Uhr entschied die Göttin des Sieges auf dem Schlachtfelde von Cerignola das Schicksal dieses getheilt gewesenen Königreiches. Apulien, die Abruzzen und die Terra di Lavoro wurden alsbald von den Franzosen geräumt und am 14. Mai die Hauptstadt selbst an die Spanier übergeben.

Von diesem Tage an huldigte das ganze Reich dem Scepter Ferdinand's III, mit der alleinigen Ausnahme von Gaeta, wohin sich eine beträchtliche Zahl der Feinde geworfen hatte, die diesen Waffenplatz mit Standhaftigkeit vertheidigte. Ein übereilter Ausfall lockte sie im Januar 1504 bis zu den Ufern des Garigliano, wo sie gänzlich zersprengt wurden und eine solche Niederlage erlitten, daß nun Spaniens Fahne auch auf Gaeta's Mauern die alleinige Herrschaft Ferdinands verkündete. (Echo.)

Gustav III. oder: der Maskenball.

Nächsten Montag, den 24. November, wird diese Oper Auber's, welche seit der Urlaubsreise der Mad. Fischer-Achten nicht wiedergegeben worden ist, aufgeführt, und zwar

Zum Vortheile des Hrn. Kapellmeister Guhr.

Die Verdienste desselben als Direktor unserer Oper, seine vierzehnjährigen rastlosen Bemühungen für das Wohl des Theaterinstitutes, sein Eifer, wo es gilt, die Kunst, und mit ihr das Vergnügen des Publikums zu befördern — wir gedenken hier nur seiner Wirksamkeit für das Museum — diese Verdienste bedürfen eben so wenig eines Lobredners zum Behufe ihrer Anerkennung, wie seine ausgezeichnete Virtuosität als Künstler. Deßhalb ist auch wohl nur diese kurze Anzeige nöthig, um alle unsere Theater- und Musikfreunde zur regsten Theilnahme zu ermuntern, die sich gewiß durch ein recht zahlreiches Auditorium bei der Aufführung der genannten Oper auch dann dankbar bewähren würde, wenn diese Oper nicht schon an und für sich der Vorzüge und Reize genug darböte, um die Schau- und Hörlustigen anzulocken. S — r.

Theateranzeige.

Sonntag, den 23. November. Der Schutzgeist, Drama in 6 Abtheilungen nebst einem Vorspiel, von Kotzebue.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nº 198. 24. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gewissensangst,
oder: Des Klienten Bekenntnisse.

(Aus dem »Friendship's Offering« für 1835.) *)

Es war spät an einem Samstag Abend im Dezember, als ich einen Brief erhielt; ihn erbrechend fand ich, daß er von Walter Moreton war, welcher mich sowohl als Freund, als auch in meiner Eigenschaft als Rechtsgelehrter ersuchte, unverzüglich zu ihm nach Cambridge zu kommen. Der Schluß des Briefes lautete folgendermaßen: »Schieben Sie Ihre Abreise ja nicht auf, wenn diese Zeilen in Ihren Händen sind. Meine dringende Aufforderung wird Ihnen begreiflich seyn, wenn Sie die Veränderung wahrnehmen werden, die betroffen hat Ihren Ergebensten, Walter Moreton.«

Ich hatte Walter Moreton in der Jugend gekannt und im Mannesalter; wir standen zusammen auf vertrautem Fuße, ohne eigentlich Freunde zu seyn; das Anziehende, was sein Umgang für mich hatte, entsprang mehr aus einem Behagen an seinem muthwilligen und feinen Beobachtungsgeiste, als aus einer beiderseitigen Gefühlsübereinstimmung. In den letzten Jahren hatte ich ihn selten gesehen; ich wußte, daß er verheirathet war; daß er in beengten Verhältnissen gewesen; daß sein Schwiegervater gestorben war und seiner Frau ein großes Vermögen hinterlassen hatte; daß auch sie bald darauf starb und ihn zu einem reichen Wittwer machte; daß er sich zum zweitenmale verheirathet hatte, und daß er nun Vater von drei Kindern war. Dem Inhalt des empfangenen Briefes zufolge, schien es mir kaum außer Zweifel, daß Moreton von einer gefährlichen Krankheit befallen sey, und seine weltlichen Angelegenheiten zu ordnen wünsche. Meine alte Bekanntschaft mit Moreton wäre allein schon hinlänglich gewesen, mich zur Schnelligkeit anzuspornen, um so mehr beeilte ich mich nun, seinen Wunsch zu erfüllen, da er auch meinen Beistand als Anwalt verlangte. Früh am nächsten Morgen nahm ich daher einen Platz in der Cambridge Kutsche, und nach hastig eingenommenem Mittagsmahl im Reif begab ich mich nach Walter Moretons Hause in der Trumpingtonstraße.

Daß ich ihn verändert finden würde, darauf war ich vorbereitet, aber in einem solchen Grade hatte ich es nicht erwartet. Walter Moreton konnte noch nicht vierzig Jahre alt seyn, und er sah aus wie ein gänzlich abgelebter Mann; sein Haar grau, seine Wangen eingefallen und leichenblaß. Auch sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert; in seinem Auge lag eine ängstliche Unruhe, seine Lippen waren zusammengezogen, und überdieß schien er an außerordentlicher Nervenschwäche zu leiden.

Er empfing mich mit anscheinender Herzlichkeit, dankte mir für die schnelle Gewährung seiner Bitte, und eröffnete mir sogleich, daß er zur Verfügung seines Vermögens meiner Dienste als Rechtsbeistand bedürfe; allein an einer gewissen Zurückhaltung und hin und wieder zerstreutem Wesen, konnte ich ohne Schwierigkeit bemerken, daß, abgesehen von dem Entwurf eines Testaments, noch etwas Anderes meine Anwesenheit in Cambridge nöthig zu machen schien.

Es versteht sich von selbst, daß ich mich jeder Bemerkung über die Veränderung in seinem Aeußern enthielt, und gab die Hoffnung zu erkennen, daß sein Verlangen nach meinem amtlichen Beistand nicht aus Befürchtung hinsichtlich seines Gesundheitzustandes hervorgegangen; worauf er erwiderte, daß seine Gesundheit nicht schlimmer als gewöhnlich wäre, allein daß es doch immer räthlich sey, sich auf Alles gefaßt zu machen. »Kommen Sie, Thornton, machen wir uns an die Arbeit,« setzte er hinzu, und die Arbeit begann.

Ich erwartete natürlicherweise, meine Vorschrift würde dahin gehen, das väterliche Vermögen, verhältnißmäßigen Bestimmungen zufolge, — oder vielleicht einem launenhaften Vorzuge nach, unter seinen Kindern — zwei Söhnen und einer Tochter, sämmtlich noch im zarten Alter — gemäß zu vertheilen, und seiner Gattin ein lebenslängliches Auskommen zu sichern. Wie groß war daher meine Ueberraschung, als Moreton, nach Festsetzung einiger unbedeutenden Legate, zwei mir unbekannte Individuen, deren Verwandtschaft mit dem Erblasser mir gänzlich fremd war, als die einzigen Erben seines großen Vermögens bezeichnete.

Ich legte meine Feder nieder, und blickte auf. »Moreton,« sprach ich zögernd, »Sie haben Weib und Kinder.«

»Ich habe Kinder,« sprach er; »allein Gott schütze sie vor dem Fluche eines Reichthums, der nicht ihnen zugehört.«

»Moreton, Walter Moreton,« sprach ich, »Sie sind übergewissenhaft. Ich weiß recht wohl, daß dieß große Vermögen von Ihrer ersten Frau herrührt; allein es stand in ihrem Willen, darüber zu verfügen; sie wurde einzige Erbin ihres Vaters, als seine drei Söhne zweiter Ehe unglücklicherweise ertranken, bei — «

»St! St! Thornton,« unterbrach er mich schnell, und der Ton seiner Stimme war so verändert, und hatte so etwas eignes, daß dieß allein mich schon stutzig gemacht haben würde, hätte ich nicht in demselben Augenblick ihm ins Gesicht gesehen, und den krampfhaften Ausdruck bemerkt, der drüber weg glitt, und den konvulsivischen Schauer wahrgenommen, in dem sein ganzer Körper erzitterte. Es wurde mir klar, daß hier ein Geheimniß obwaltete, und ich beschloß, ihm auf den Grund zu kommen.

»Moreton,« sprach ich, indem ich aufstand, mich ihm näherte, und sanft meine Hand auf seine Schulter legte, die

*) Die englischen Almanache für das nächste Jahr enthalten mehre treffliche Erzählungen, die wir den verehrten Lesern des Konversationsblattes in möglichst ansprechender Uebertragung mitzutheilen das Vergnügen haben werden. S — r.

leise unter der Berührung zuckte, »Wir waren einst gute Bekannte — Freunde fast; als Freund und als Anwalt haben Sie mich hierher beschieden. Sie haben ein Geheimniß auf dem Herzen, und ich bin überzeugt, daß es Ihre Absicht war, sich dieser Last zu entledigen. Was auch dieses Geheimniß seyn, bei mir ruht es sicher. Allein ich sage Ihnen gerade heraus, daß wenn Sie darauf beharren, Ihre unschuldigen Kinder zu Bettlern zu machen, ohne irgend einen genügenden Grund anzugeben, Sie nach einem andern als Charles Thornton senden müssen, der zu solch einem Schritt die Hand leiht.«

»Thornton,« sprach er ernst, ohne den Blick aufzuschlagen, »ich hab' ein Geheimniß auf dem Herzen — ein schreckliches Geheimniß; und diesen Abend noch soll es ausgesprochen werden. Ist's heraus, dann können weder Sie, noch irgend ein Anderer mehr der Freund Walter Moretons seyn; allein ich werde auch dann keiner Freundschaft mehr bedürfen. Reichen Sie mir etwas Wein, Thornton; gießen Sie ein für mich; meine Nerven zittern und beben: — noch ein Glas, — nun setzen Sie sich, — nein, nicht dahin, — wohl, wohl, — so, noch ein anderes Glas, Thornton.« (Fortsetzung folgt.)

Sicilianische Skizzen.

Die Todtengruft.

Die meisten adeligen Familien Siciliens besitzen eine besondere Kapelle, die zum Begräbnißort der verstorbenen Glieder derselben dient, und in welcher nur an den festlich begangenen Jahresfeiern Gottesdienst gehalten wird. Gegen das Ende des Jahres 1815 äußerte Frau von Zamboni, Gattin in zweiter Ehe eines sicilianischen Fürsten (Principe), der in der Nähe von Messina seinen Wohnsitz hatte, ihrem Gemal und ihren Kindern den Wunsch, die alte Familienkapelle zu besuchen, welche sie lange nicht gesehen hatten und die an jenem Abend zur Feier des Rosenkranzfestes erleuchtet werden sollte.

Der eine Sohn des Fürsten, der jetzige Principe von San Severino, war damals achtzehn Jahre alt. Jener Wunsch seiner Mutter kam ihm höchst ungelegen; es wäre ihm lieber gewesen, sie nicht begleiten zu dürfen, sie aber bestand darauf, daß er der Familie zur Kapelle folgen solle und nur mit Widerwillen gehorchte er ihren wiederholten Befehlen.

In der Kirche selbst hatte der junge Mann weder Sinn für die romantisch-schöne Lage noch für die feierlichen Töne der Orgel, die majestätisch in den byzantinischen Kreisgewölben wiederhallten, noch machte der Glanz der zahlreichen Kerzen, deren Schein in den gothischen Verzierungen der Säulenknäufe und dem arabischen Schnitzwerk der Gesimse die wunderlichsten Schatten warf, irgend einen Eindruck auf ihn. Ganz wie ein verzogener Knabe blieb er in der Kirche, ohne sich vor irgend jemand sehen zu lassen; er warf sich mürrisch in einen Beichtstuhl, schlief während des Todtenamtes, und nahm überhaupt keinen Antheil an der gottesdienstlichen Handlung dieses Abends.

Als die Fürstin ihr Gebet geendigt hatte und sie nach dem Palaste zurückkehren wollte, sah sie sich nach ihrem Sohne um, und da sie ihn nicht erblickte, so glaubte sie, er habe die Kirche vor Beendigung des Gottesdienstes verlassen, und sey ihr vorangeeilt. Im Palaste angekommen, erkannte sie ihren Irrthum, doch die Abwesenheit befremdete sie nicht so sehr, denn sie glaubte, daß in seinem kindischen Schmollen er die Nacht in Messina, wo die Familie ebenfalls eine Wohnung hatte, zugebracht habe.

Inzwischen war der junge Prinz, dessen Taufname Ramiro war, und den wir fortan so nennen werden, nicht aus dem Beichtstuhle heraus gekommen. In dem Augenblicke, wo Jedermann wegging, die Kerzen zu erlöschen anfingen und die Thüren sich schlossen, wo nach dem Gesang der Mönche eine feierliche Stille eintrat, schlief der junge Mann immer noch. Das Familienhaupt zog den Schlüssel aus der Thüre der Kapelle, die sich nur ein Jahr später wieder öffnen sollte. Nach einem Schlummer, dessen Dauer der junge Ramiro nicht genau angeben konnte, öffnete er die Augen, trat aus dem Beichtstuhle, wunderte sich über die Dunkelheit, die ihn umgab, und ging einige Schritte in der Kirche vorwärts. Er war im Begriff sich zu orientiren, als plötzlich er ein Geräusch, wie das menschlicher Tritte, in der Ferne vernahm. Er blieb stille stehen. — Ein Mann von großer Gestalt, in einen Ferrajuolo, oder großen italienischen Mantel gehüllt, ging mit einer Laterne in der Hand vorüber, schien vor dem Altar seine Knie zu beugen, setzte seinen Weg weiter fort und verschwand. War es Furcht oder war es Bedürfniß zu schlafen, was den jungen Ramiro im Beichtstuhle hielt, in welchen er unmittelbar nach der Erscheinung dieser geheimnißvollen Person wieder getreten war, er versuchte erst mit anbrechendem Tage seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Nunmehr durch das Tageslicht, das bereits den Wänden entlang streifte, beherzter gemacht, untersuchte er aufmerksam das Innere der Kapelle, fand die Thüren fest verschlossen und konnte nirgends einen Ausgang, weder jenseits des Altares, noch innerhalb des Schiffes entdecken; als er diese Nachforschung beendigt hatte, erkletterte er eine Fensterbank und ließ sich außerhalb bis zur Erde herabgleiten. Seine nächtliche Abwesenheit war wenig bemerkt worden, und seine Mutter hielt sich überzeugt, er habe die Nacht in Messina zugebracht.

Diese geheimnißvolle Erscheinung in der Kapelle indessen brachte sein ganzes Denkvermögen in rege Thätigkeit, er stellte sich selbst die Frage, ob damit nicht wohl irgend ein Familiengeheimniß in Verbindung stehen könne, oder ob vielleicht nicht hier ein eben so interessantes als romantisches Abenteuer zu bestehen seyn dürfte. Doch wie den erwünschten Aufschluß erhalten? Er dachte lange nach, und, acht Tage nach dem Feste, benachrichtigte er seine Familie, daß er die Nacht in Messina zubringen werde, und ging nach der Kapelle, mit Degen, Pistolen und den nöthigen Schlüsseln versehen. Er fand sein Versteck wieder, schloß sich in den Beichtstuhl ein, wartete länger als drei Stunden, gewahrte nichts, und schlief dann ein. Dasselbe Verhalten, drei bis viermal wiederholt, hatte keinen andern Erfolg. Er fing jetzt an zu glauben, seine Einbildungskraft habe ihm einen Streich gespielt, und die ganze nächtliche Erscheinung sey ihm nur im Traume vorgekommen. Davon überzeugt, gab er sein Unternehmen auf. Ein Monat verfloß. Als er eines Morgens von Messina kam, bemerkte er auf dem Wege, der nach der Kapelle führte, einen Mann, der in den sicilianischen Ferrajuolo gehüllt war und dessen Gestalt ihm auffiel; sie war der des nächtlichen Kirchenbesuchers sehr ähnlich. Er beschloß hierauf, denselben Abend noch seine Nachforschungen wieder anzufangen.

Zwischen Messina und der Kapelle lag ein kleiner Weiler, in welchem er sich aufhielt, einige Erkundigungen einzuziehen. Er besuchte zu diesem Ende mehre Hütten, und befragte sich bei den Bauern, ob sie in der Gegend den Mann, den er ihnen genau beschrieb, schon gesehen hätten. »Ja,« antwortete einer derselben, »wir kennen ihn; es ist ein sehr wohlthätiger Herr, dessen Name wir aber nicht wissen, der in der ganzen Gegend Almosen vertheilt, und der öfters zu den Rinzo geht, diese sind arme Bauersleute und haben eine schöne Tochter.«

Entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, ließ sich Ramiro zu den Leuten, welche der Fremde besucht,

bringen; er zog Erkundigungen bei den Bewohnern der Hütte ein, deren Tochter wirklich keine geringe Schönheit war.

»Wir wissen nicht,« sagten die Bauern, »wie der Mann heißt, von dem Ihr sprechet, aber wir vermuthen, daß er der Familie Costa angehört, von der er uns stets viel spricht. Wären wir nicht überzeugt, die Almosen kämen uns von der Signora Costa, wir würden solche Wohlthat von keinem Fremden annehmen. Uebrigens ist uns Alles, was Wandel und Herkunft desjenigen betrifft, nach dem Ihr Euch erkundigt, gänzlich unbekannt.« (Fortsetzung folgt.)

Dichterheerschau.

Von L. von Jagemann.

Bei Gelegenheit des deutschen Musenalmanachs für 1835, herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab.

Die Malerei hat ihre Kunstausstellungen, die Musik ihre Jahresfeste; nur die Dichtkunst, die Königin aller andern Künste, hatte bis vor Kurzem auf eine gleiche Huldigung vergebens gewartet. Wohl hatten wir schon einen deutschen Musenalmanach um die Neige des vorigen Jahrhunderts, und derselbe hätte, seiner glücklichen Anlage nach, bei einer bessern Ausdauer der Mitarbeiter, Alles überstrahlen können, was je in dieser Art geleistet wurde. Aber nach wenigen Jahren ging das schöne Unternehmen wieder unter; wahrscheinlich, weil sich Kabale und Satyre hineingemischt hatten.

Dem Dichter Wendt gebührt das Verdienst, den deutschen Musenalmanach von Neuem ins Leben gerufen zu haben. Nach immer wachsendem Werthe und gesteigerter Theilnahme ging nun seit vorigem Jahre die Redaktion in die Hände der obengenannten Dichterkoryphäen über. Man bemerkt an den beiden seither erschienenen Jahrgängen recht wohl, daß die Anordnung mit Sinnigkeit und Verstand geleitet wird; ja, das ist schon Gewinn, daß man nun von jedem der Redaktoren, die zu den ausgezeichnetsten Dichtern des Zeitalters gehören, allemal wenigstens einen Beitrag zu erwarten hat. Am meisten fällt aber seit der neuen Redaktion auf, daß die, jedem aufblühenden literarischen Institute so schädliche Polemik gänzlich ausgeschlossen ist. Man denkt noch mit schmerzlicher Indignation an jene plumpen Ausfälle, die sich der sonst geschätzte, aber nun am Schwindel der Eitelkeit erkrankte A. W. von Schlegel im Jahrgang 1832 gegen den unsterblichen Schiller und andere verehrte Dichter erlaubt hat.

Polemik ist ein nothwendiges Reizmittel der Wissenschaften; die Künste aber vertragen nur den Sporn der Aemulation. Die Wissenschaften werden geläutert durch scharfsichtige Kritik, und mag sie selbst in offene Fehde ausbrechen: wer die Künste meistern will, kann es nur durch Bessermachen; alles Demonstriren kann den Glanz der einmal erkannten Schönheit nicht verdunkeln, weil die sinnliche Wahrnehmung nicht, wie die geistige, Gründe annimmt.

Der heitere, ruhige Ton, der in dem neuen Musenalmanach, besonders im Jahrgang 1835 herrscht, thut daher dem Kunstgefühle wohl, und es ist im Interesse seines eigenen Bestehens zu wünschen, daß hiervon auch künftig nicht abgegangen werde.

Die besseren und bekannteren Dichter Deutschlands findet man in diesem Jahrgange größtentheils vereinigt. Bloß Tiedge, Tieck, Heine, Zedlitz, Platen vermißt man. Es ist aber vorauszusetzen, daß sie um Beiträge wenigstens angegangen wurden. Außerdem sollen der Vollständigkeit wegen noch folgende Namen aufgezählt werden, die bei künftigen Jahrgängen Berücksichtigung verdienen möchten, als: Kerner, Raupach, Bauernfeld, Schreiber, Schlegel, Büffel, Mailath, Bechstein, Grillparzer, Ortlepp, Castelli, Zimmermann, Wessenberg, Hammer, Baldemus, Immermann, Fallersleben, Stieglitz, Fröhlich, Marsano, Neuffer, Schlechta, Scherer, und die Damen: Frenz, Ottenheimer.

Es ist zwar schwierig, Künstler zu klassifiziren, weil jedes wahre Genie seine eigenthümliche Richtung hat, die eben, weil sie mit andern nicht parallel läuft, zur Vergleichung sich nicht eignet. Aber es sollen hier wenigstens die Dichter ihrem allgemeinen Werthe nach in Serien vorgeführt werden, zumal da dieß auch die Uebersicht erleichtert.

Im Eingang spendete König Ludwig ein schöngefühltes Lied: »Liebe und Dichtung.«

In erster Serie stehen denn unläugbar: Rückert, Uhland, Chamisso, Schwab.

Rückert ist zwar dießmal nur mit leichten Spielen seiner Muse aufgetreten; aber gewiß steht er unter den Lyrikern seiner Zeit oben an. Er vereinigt Genialität des Gedankens mit Wohllaut des Ausdrucks, Klarheit der Intonation mit Gediegenheit der Kunstform; seine Lieder, besonders diejenigen erotischer Natur, sind eben so frisch und zum Herzen dringend, als anmuthig und überraschend. In der Leichtigkeit, aus dem einfachsten Vorkommniß ein niedliches Lied zu schaffen, kann ihm wohl kein Dichter der Vorzeit oder Jetztwelt verglichen werden. Man dürfte ihn durch Thäler, Wiesen und Felder führen, und er wäre im Stande, jeden Schritt, trotz der anscheinenden Monotonie des Gegenstandes, mit einem neuen poetischen Schlagwort zu bezeichnen, — und dieses ist das echte lyrische Talent; es ist die Gabe, das Objektive zu subjektivisiren oder, mit andern Worten, durch die Kraft des Geistes, überall der Selbstschöpfer seiner Umgebung zu werden.

Möchte der Wunsch, den schon Alfred Raimund in diesen Blättern niederlegte, bald in Erfüllung gehen, nämlich den Wunsch, Friedr. Rückerts Gedichte in einer vollständigen Sammlung zu erhalten. (Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Paris, 15. November.*)

Unsere Salons bedauern diesen Winter den Verlust einer ihrer Zierden: die junge Frau, welche mit ihrer Nymphengestalt und ihrem à la Niobé coeffirten Kopf mit den elegantesten Figuren der Cameen Italiens wetteiferte. Ich rede von der Königin unserer bürgerlichen Schönen, von Mademoiselle Adele Patule, seit dem Monat April Madame Casimir Perrier. Als belgischer Gesandtschaftssekretär hatte der Erbe des Namen Perrier seine junge Ehehälfte an den Hof des Königs Leopold gebracht, wo die Königin der Belgier sie als Vertraute empfing. Unglücklicherweise fing ihre Gesundheit sehr zu wanken an, und so ist sie diesen Herbst nach Paris zurückgekehrt, unkenntlich durch ihre Blässe. Die geschicktesten Aerzte wurden zu Rathe gezogen, und riethen einstimmig das Klima von Neapel an. Hr. Casimir Perrier wollte abdanken, um sich ganz der Pflege einer so theuern Gesundheit zu weihen, aber die Königin der Belgier bestand darauf, daß er sich mit einem unbeschränkten Urlaube begnüge, indem sie, wie sie huldreich sagte, nicht der Hoffnung beraubt seyn wollte, ihre Freundin in Brüssel wieder zu sehen. Der unbeschränkte Urlaub ward ohne Mühe erlangt. Die jungen Eheleute sind vor acht Tagen nach Italien abgereis't. Ich war bei dem Abschiede zugegen: man hätte glauben sollen, es fände die Abreise eines Fürsten Statt. Hr. Casimir Perrier hatte eine prachtvolle Reise-Berline bestellt, so sanft und bequem, daß man in einem solchen Wagen gern bis nach China reisen würde; nicht weniger als sechs Postpferde waren vorgespannt, sodann zwei Vorreiter, ein vierspänniger Reisewagen für Madame Gouvernante und ihre Kammerfrau u. s. w. Seine eigenen Pferde hatte Hr Casimir Perrier vorausgehen lassen; es sind prächtige Pferde, welche die Bewunderung der neapolitanischen Großen in Anspruch nehmen werden. — Am Mittwoch bemerkte man so recht in der Oper die ministerielle Niederlage; die jungen Doktrinärs, die bisher dem Schlußballet im Gustav so treu blieben, glänzten durch ihre Abwesenheit wie die Bilder des Brutus bei dem Leichenbegängniß der Tochter Cato's. Möglich, daß sich diese Herren hinter den Coulissen befanden, wie es bei ihnen zuweilen der Fall ist; vielleicht figurirten sie in Dominos

---

*) Einer unserer Freunde in Paris hat uns regelmäßige Berichte für das Konversationsblatt zugesagt. Mögen sie unsern verehrten Lesern einen neuen Reiz gewähren. L—r.

auf der Bühne, und vermehrten mit ihren Personen den Pomp der Scene. –

Ich weiß wirklich nicht, warum das Publikum sich so hartnäckig aus dem Vaudevilletheater entfernt hält; es ist doch ein Theater, das ein eigenthümliches Genre, eigenthümliche Stücke, eigenthümliche Autoren, eigenthümliche Schauspieler hat, alles zwar weder heiter noch ergötzlich, allein es gleicht doch einmal in nichts demjenigen, was wir in andern Theatern zu sehen bekommen. Da ist zum Beispiel die alte Jungfer, ein neues Stück von den Herren Bayard und Chabot de Boin; ich wette, diese Herren haben solches dem Gymnase, dem Palais-Royal präsentirt, und Gymnase und Palais-Royal haben die Aufnahme verweigert. Des Kampfes müde, nahmen sie zum Vaudeville ihre Zuflucht, und siehe, dieses nahm die alte Jungfer liebevoll auf. Erlassen Sie mir die Inhaltserzählung des Stückes, denn ich wüßte wahrlich nicht, auf welche Weise ich meine Worte setzen sollte, um Ihr sittliches Gefühl nicht zu beleidigen.

Das Theater des Variétés liefert durch ein neues Stück: die schöne Reisende, den Beweis, daß es Fehler, selbst Verbrechen gibt, die das Unglück haben, auf der Bühne zu gefallen. Robert Macaire hält seit acht Jahren eine öffentliche Schule für den Unterricht der Unterschlagung und des Einbruches zum Nutzen junger Diebe, die sich dem Galeerenbaccalaurent gewidmet haben. Wenn dieser Taschendieb-Patriarch ruft, drängen sich die zahlreichen Adepten auf den Stufen zum Paradiese, gleich feurigen Aposteln zur Verbreitung und Verherrlichung des Wortes des Herrn. Ein Kriminalist könnte uns eine Proportionliste der Verhaftsregister des Zuchthauses und der Einnahmen der Folies-dramatiques aufstellen. Ich bin überzeugt, der Zulauf zum Theater war dem Gefängniß von Nutzen. Die Handlung zur jungen Reisenden ist einer Anekdote entlehnt, welche die Gazette des Tribunaux von einer jungen Dame erzählte, die nach Paris kömmt, den Namen ihres Mannes in einem Hôtel sagt, in ihr Zimmer geht, sich zu Bette legt, und erst am andern Morgen bemerkt, daß eine Namensähnlichkeit ihr einen Streich gespielt hat, der ihre Ehre gewaltthätig verletzte!! – Legrand's Sentimentalität, der sich wie ein Blitzableiter aufrichtete, die Lebhaftigkeit Bosquier's, der sich wie ein Kabrioletrad drehte, und vielleicht noch zwei Ohnmachten der Dem. Flore, haben dem Stück einen glücklichen Erfolg gesichert. (Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

»Die Grabesbraut, oder: Gustav Adolph in München,« dramatisches Gemälde in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: »Die Verlobten,« in einem Akte. Dramatisches Gemälde – so heißt man in der Theatersprache, was nicht gehauen noch gestochen ist, was nicht gefühlt und nicht erlebt ist, wofür man eben keinen andern Namen finden kann. Die Bühne bietet beinahe die Wirklichkeit und nichts Gemaltes. Wir könnten kein gemaltes Drama haben, und kein dramatisches Gemälde auf der Bühne. Wir fassen die Handlung mit unseren Sinnen auf, die lebendige Handlung, wie sie vorgeht, was ist da für Malerei dabei? Es ist ein nichtssagender Ausdruck: dramatisches Gemälde, aber in so fern gut genug für die Grabesbraut, als diese ganz und gar nach einer Erzählung von Tromlitz: »der Ring« abgemalt ist, jedoch nur in der Theaterfarbe, ohne Lebenskolorit, ohne alle Selbstständigkeit. Die Prosa ist in Metrum übersetzt, und was Effekt machen konnte, das ist herausgeholt, und der Schauspieler muß es spielen. Das Vorspiel: »die Verlobten« erhält dadurch eine tragische Farbe, daß Max Starnberger von Tilly aus dem Hause geworfen wird. Max Starnberger ruft: »o Himmel stürze ein!« aber der Himmel ist denn doch so gescheidt, es nicht zu thun; er hat Karthago und Rom untergehen sehen, und mag mit uns der Meinung seyn, daß er schon weit mehr Ursache zum Einstürzen gehabt habe, als jetzt, da Max Starnberger aus dem Hause geworfen wird. Von diesem aus dem Hause Werfen eines charakterlosen Burschen hängt aber Alles ab, ohne dieses aus dem Hause Werfen wäre Tilly nicht getödtet worden, ohne Tilly's Tod hätten die Schweden schwerlich den Lech überschritten. Max läuft von München weg, er nimmt im schwedischen Heere Dienste, er richtet das Falkonett auf Tilly's Brust, die Kugel trifft, das blaue Regiment Südermannland – 6 Mann stark mit zwei Fahnen – gibt den Ausschlag am Lech, und – der Schwede steht in Baiern, nachdem Tilly zuvor im Kloster Thierhaupten eines jämmerlichen Todes gestorben ist, wie ein altes Weib, von Gewissensqualen gefoltert. Wir meinen, Tilly starb sehr ruhig, er starb für und in seinem Glauben, ein Streiter der Kirche. Nun kömmt Max wieder nach München zurück. Sein Vater behandelt ihn nach Gebühr; indeß die Versöhnung kommt hinterher. Maria Lauterbach, eine kränkelnde Sentimentalität, welche Max einem Liebesverhältniß mit Tilly's Nichte geopfert, neigt sich von Neuem in Liebe zu ihm hin. Man verlobt sich noch einmal; und Maria erbittet sich von Max den ihm von Angelika Tilly verehrten Ring aus. Jetzt verfällt Maria in einen Starrkrampf und wird in dem Starnberg'schen Grabgewölbe beigesetzt. Angelika Tilly will von Max den Ring wieder haben; er muß ihn holen. Wie er ihn Marien von dem Finger zieht, erwacht diese, und das ist – die Grabesbraut. Was Gustav Adolph in München machte, das lese man lieber in der Erzählung: »der Ring.« Im Stücke deklamirt er viel, und betet, und ist großmüthig. Das preußische Kommando ist in diesem Stück in Jamben gesetzt, und solches thut dem Ohre wohl: »Schuldert's Gewehr! Nehmt das Gewehr ab! Ruht Euch!« Hr. Bahrdt ist ein ganzer Dichter.

Ein geachtetes Künstlerpaar unserer Bühne (Hr. und Mad. Meck) hatte das Stück zu seiner Benefizvorstellung gewählt, und das Haus war gut besetzt, und Hr. und Mad. Meck erhielten in dem Hervorrufen, nach der Vorstellung, den Beweis, daß man sie zu schätzen wisse. Hr. Becker (Gustav) hatte in Maske und Kostüme Alles für den Schwedenkönig gethan; in der Darstellung that er, was ihm Hr. Bahrdt, der Verfasser erlaubte. Hr. Weidner (Tilly) leistete – bei der zweiten Vorstellung der »Grabesbraut« – Braves. Tilly war bekanntlich der Mann, der sich rühmte: nie eine Schlacht verloren, nie ein Weib berührt, und nie – einen Rausch gehabt zu haben. Hr. Weidner kann – wenn er nur will – immer Meister seyn. Man behauptet, es sey ihm in der letzteren Zeit manche Kränkung widerfahren, und das macht einen Künstler gar leicht mit sich selbst zerfallen. Max (Hr. Hendrichs) spielte mit dem ihm eigenen lauteren Gefühl; nur betonte er hie und da zu wenig richtig. »Hör' mich, Herr;« »sieh' mich.« Wir wissen die Worte nicht so genau, aber der Ton fiel meistens mit Centnergewicht auf den ersten Fuß des Jambus. Er gehörte nicht immer dahin. Für das scenische Arrangement war wenig gethan. Das blaue Regiment Südermanland sah armselig aus. Die übrigen Rollen sind zu unbedeutend, um besonders besprochen zu werden.

Die Nationaltänze der Herren Font und Camprubi und der Damen Dubinon und Serral aus Spanien finden gegenwärtig auf unserer Bühne um so größeren Beifall, da die meisten Tänzer und Tänzerinnen, die gewöhnlich vor uns erscheinen, wenig Aufmerksamkeit erregen, und fast nur als Socii malorum unserer Friseurs betrachtet werden. Wir dürfen freilich bei diesen spanischen Tänzern nicht immer daran erinnert werden, daß das Hauptgesetz für jede Gattung des Tanzes, wie bei aller Kunst, die ästhetische Schönheit ist, und die Tänzer aus diesem Grunde den Ausdruck eigentlicher Wollust vermeiden müssen, um nicht zu Bachanten zu werden und unsere Sinne in eine spanische Revolution zu verwickeln. Betrachten wir sie aber nicht aus diesem strengen ästhetischen Gesichtspunkte, so müssen wir die Kraft und das Leben, die genaueste und richtigste Beobachtung des Taktes und der Verschmelzung der Tanzschritte mit demselben bewundern; sie schlagen Vierundsechzigtheile mit ihren Füßen aus, ohne auch nur um einen Hauch zu früh oder zu spät zu kommen. Die Grazie könnte man eher Koketterie nennen, welche, obgleich sichtbar, doch nicht unangenehm ist. Nur zuweilen verliert sich die gefällige Plastik, wenn die Tänzer in dem beliebten Einbeinaufheben es nicht bei dem rechten Winkel bewenden lassen, sondern sich bis zum stumpfen erheben. In charakteristischer Hinsicht und von wahrhaft dramatischem Effekt war besonders der ländliche Tanz, la Jota aragonesa genannt, ausgezeichnet, und eine in der That für uns neue, eigenthümliche Erscheinung.

Schuster.

Viersylbige Charade.

Es wandern frisch nach manchem Ort
Als Erste meine Letzten fort,
Um sich als Ganze zu empfehlen,
Und werden sie Euch amusiren,
Bitt' ich, die Letzten zu citiren
Und vorzugsweise zu erwählen.

L. Hub.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 196.

Nacht. Nah. Acht. Ach.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. – z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. – Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 199. 25. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Das Gnadenbildniß. Von M. G. Saphir.

(Wiener Theaterztg.)

Am Bett des Kindes, das nach Krankheitsleiden
 Genaß, und kaum entrissen der Gefahr:
Sitzt seine Mutter mit dem Aug' voll Freuden,
 Das schon so viele Nächte schlaflos war;
Es sinkt ihr schönes Haupt ermüdet nieder
 Zu ihrem Kinde, kaum dem Tod entrafft;
Es nimmt der Schlummer ihre Augenlieder
 Nach langentbehrtem Schlaf in seine Haft.
So Kind als Mutter sind vom Schlaf umfangen,
 Der nur zu lange ihnen war geraubt,
Es ruhet an der Mutter schlafergluhten Wangen
 Des süßen Kindes kleine blasse Haupt.
Da tönt es durch die Straßen: »Feuer! Feuer!«
 Und ach! ein dumpf Geschrei durcheilt die Stadt,
Die schon der Brand, dieß fressend Ungeheuer,
 Mit tausend Armen angezündet hat;
Der Wind spielt mit den freien Flammenlocken,
 Daß wild und schnell sie flattern hin und her;
Es tönt hernieder von den Feuerglocken
 Wie von dem Leuchthurm ob dem Glutenmeer.
Von Dach zu Dach in wilderglühten Flammen
 Tanzt wüthend hin die wilde Feuersbraut,
Von ihren Feuerküssen stürzt zusammen
 Was jahrelange Menschenkraft erbaut.
Verspottend immer alle Rettungskräfte
 Umspannt ihr Glutennetz ein jedes Haus;
Sie gießet wie zum gräßlichen Geschäfte
 Das Füllhorn ihrer Feuerrosen aus;
Und Hab und Gut und Menschen sind verloren,
 In Trümmer liegen tausend Häuser schon,
Da dringt auch an der Mutter off'nen Ohren,
 Der wildverworr'ne dumpfe Jammerton,
Sie springt empor und greller Feuerschimmer,
 Der durch die Straßen lüsteglühend quillt;
Hat schon des Kindes kleine Krankenzimmer
 Mit seinem krassen Lichte rings erfüllt.
Ergriffen von dem tödtlich bangen Schrecken
 Ermannt zuerst sich doch das Mutterherz,
Die angstgelähmten Mutterarme strecken
 Nach ihrem Kinde sich, mit Angst und Schmerz;
Sie reißt das Kind im gräßlichen Erbleichen
 An ihre Brust, und stürzet fort in wildem Lauf.
Und eilt mit ihrer Last den Ausweg zu erreichen,
 Und reißt die Thüre wüthig kräftig auf;
Da wälzt sich schon des Feuers Purpurschleppe
 Wie eine Glutendecke von Rubin,
Auf alle Stufen von des Hauses Treppe
 Mit ihrer fürchterlichen Lohe hin.
Entsetzt von diesem Anblick flieht geschwinde
 Zurück die Mutter mit der theuern Last,
Und eilet mit dem kaumgenes'nen Kinde
 Dem Fenster zu mit Angst und Rettungshast, —
Da ist das Glas geschmolzen und gesprungen,
 Erglüht ist ringsum Mauer und Gestein,
Es züngeln lüstern rothe Flammenzungen
 Durch's Fenster in das Zimmer schon herein.
Es klettern auch des Brandes Ringelschlangen
 Herauf schon an des Zimmers dünner Wand.
Und ohne Rettung sieht sie sich umfangen,
 Ihr einzig Kind geweih't dem Todesbrand!
Kein Ausweg aus den Gluten steht ihr offen,
 Verzweiflung wüthet ihr durch Brust und Herz,
Auf Erden ist nicht Rettung mehr zu hoffen,
 Ihr einzig Hoffen geht nun himmelwärts.
Und vor ein Gnadenbildniß, eingemauert
 In dieses kleinen Zimmers Seitenwand,
Wirft sie sich hin, von Schmerz und Weh durchschauert,
 Und streckt empor die fromme Beterhand:
»Du heil'ge Mutter auf dem Gnadenthrone,
 Die selber du in gotterfüllter Brust,
Empfunden hast mit deinem Himmelssohne,
 Der Mutter Schmerzen und der Mutter Lust;
Die du verklärt in diesem süßen Bildniß,
 Das Götterkindlein wiegst auf deinem Schooß;
O schau hernieder jetzt voll Gnad' und Mildniß:
 Auf deine Magd, die aller Hülfe bloß.
O holde Mutter du der Benedeiten,
 Dir zünd' ich diese tausend Flammen an,
Als heil'ge Lichter, als die dir geweih'ten
 Entbrennen sie auf dieses Hauses Plan;
O rette mir das Kind, das süße, kleine,
 Das ich mit tausend Schmerzen einst gebar —
O schütze es, das unschuldsvolle, reine,
 O rette, rette, rett' es von Gefahr!« —
So fleht sie heiß und voll von Angst und Jammern
 Ringt zu dem Gnadenbildniß sie die Hand,
Und tödtlich ängstlich, voll Verzweiflung, klammern
 Sich ihre Hände an des Bildes gold'nen Rand;
Da scheint das Gnadenbild ihr nachzugeben,
 Und plötzlich sinkt es aus der Wand hinaus,
Und sie erblickt, mit freudigem Erbeben,
 Nun durch die Wand den off'nen Weg durch's Haus!

Dieselbe heil'ge Wölbung, die so lange
Die Himmelsmutter mit dem Kind' umfaßt',
Sie dienet nun zum sichern Rettungsgange
Der ird'schen Mutter mit des Kindes Last;
Und von den hellen Flammen in dem Zimmer,
Ist nun das Gnadenbildniß angestrahlt,
Es ist, als ob sich nun ein heil'ger Schimmer
Um der Gebenedeiten Antlitz malt;
Und ihr verklärter Blick, er scheint zu sagen:
»Wer sich in Noth zum Himmel hat gewand't,
Den rettet, wenn die Menschen auch verzagen,
Aus höchster Erdennoth doch Gotteshand.«

Gewissensangst,
oder: Des Klienten Bekenntnisse.

(Aus dem »Friendship's Offering« für 1835.)

(Fortsetzung.)

Ich nahm Platz in einem weiten Sessel mit hoher Rücklehne, auf den Moreton hindeutete; und nachdem er sich mir etwas aus dem Gesicht gesetzt hatte, begann er, wie folgt:

»Sie wissen, Thornton, daß es nun über zehn Jahre ist, als ich meine erste Frau heirathete, die Tochter Bellenden's — des alten Rechtsgelehrten Bellenden. Auch wissen Sie, daß sie ein Kind erster Ehe war, — und daß das große Vermögen meines Schwiegervaters, welches zuletzt — gleichviel wie — in meinen Besitz kam, ihm, oder vielmehr seinen drei Söhnen, durch seine zweite Frau zufiel, die zur Zeit meiner Verheirathung schon todt war. Ich hatte wohl nie Hoffnungen genährt, daß dieses Vermögen jemals mir anheimfallen würde; denn obschon ich wußte, daß, wenn die drei Stiefbrüder meines Weibes nicht gewesen, dasselbe ausschließliches Eigenthum meines Schwiegervaters geworden wäre, so war dennoch keine Möglichkeit abzusehen, daß drei gesunde Knaben wegsterben sollten, um Agnesen Platz zu machen. Merken Sie wohl, Thornton, ich heirathete nicht des Geldes wegen; und ein Gedanke an die Erbschaft, die mir späterhin zufiel, kam mir nie in Sinn. Hören Sie nun, Thornton, bei welcher Gelegenheit zuerst eine solche Hoffnung in mir aufdämmerte. Eine epidemische Krankheit breitete sich in der Umgegend aus, und meines Schwiegervaters drei Söhne wurden zu gleicher Zeit davon ergriffen. Alle drei schwebten in der größten Gefahr; und eines Abends, als die Krankheit den gefährlichsten Gipfel erreicht hatte, mein Weib in der tiefsten Betrübniß über die eben erhaltene Botschaft war, daß es zweifelhaft wäre, ob Einer von den Dreien den nächsten Morgen erleben würde, — da flüsterte es in mir: »wenn sie nun sterben sollten!« Und dieser Gedanke kehrte mir wieder und immer wieder, — setzte sich so willig fest, daß ich wachend die ganze Nacht zubrachte und Pläne aushecke, wie ich die große Erbschaft verwenden wollte, ganz übersehend, daß noch ein anderes Leben, das meines Schwiegervaters, zwischen mir und der Erbschaft stand. Am folgenden Morgen indessen hatte die Krankheit eine günstige Wendung genommen, und die drei Knaben genasen nach und nach wieder; allein die Hoffnungen, die so plötzlich in mir rege gemacht wurden, hatten sich in meinem Innern so fest genistet, daß dieser Ausgang, anstatt dieselben zu unterdrücken, da ihnen ja nunmehr jeder haltbare Grund mangelte, einen Eindruck auf mich machte, als ob mir das schlimmste Ungemach widerfahren, und als ob ein unglücklicher Zufall mir etwas geraubt hätte, was ich nichts weniger als mein nennen konnte.

»Wie nahe war ich dem Ueberfluß« war mein beständig wiederkehrender Gedanke; und wenn ich Morgens hörte, daß Der gestorben, Jener gestorben, so beschlich mich jedesmal ein Gefühl bittern Verdrusses. Dieses Gefühl werden Sie sich vielleicht nicht erklären können, Thornton; so ging mir's auch, ehe die Umstände eintraten, welche es erzeugten.«

Moreton hielt einen Augenblick inne; allein ich unterbrach ihn nicht; und nachdem er mit der Hand über seine Stirne gestrichen, und mit der zitternden Rechten ein anders Glas eingeschenkt hatte, fuhr er fort: —

»Sie müssen wohl bemerken, Thornton, daß dieß bloße Gedanken, Gefühle, Einbildungen waren: hätte ich am Krankenbette der Knaben gestanden, als die Flamme ihres Lebens nur noch schwach loderte, ich würde sie nicht gelöscht haben; hätten zwei Phiolen da gelegen, die eine mit Gesundheit, die andere mit Tod angefüllt, glauben Sie nicht, daß ich ihnen die letztere dargereicht haben würde: — nein; ich war kein Mörder, Thornton — kein Mörder — damals!«

»Sie kennen ja den Fluß hier, und die Liebhaberei für's Rudern. Die drei Knaben gaben oft sich diesem Vergnügen hin; und manchmal traf es sich, daß ich sie begleitete. Eines Tags, es war gegen Ende August, brachten wir einen Nachmittag auf dem Aalgraben zu, und es war nicht weit von Sonnenuntergang, als wir nach Cambridge zurückruderten. Der Abend war schön und ruhig, als wir abfuhren, allein bald fing es an, heftig zu regnen; durch das Suchen nach Mänteln und Regenschirmen, in Folge des plötzlichen Schauers, entstand ein solches Durcheinander, daß der Nachen beinahe umschlug; doch kam er gleich wieder in seine gehörige Lage, und der Vorfall gab nur den Knaben neuen Stoff zur Fröhlichkeit; auf mich machte er indessen einen sehr verschiedenen Eindruck. Ueber ein Jahr war verstrichen, seitdem die damals herrschende Epidemie Gefühle in mir geweckt hatte, die ich Ihnen bereits gestanden habe, und die Sache war beinahe — aber doch nicht gänzlich, meinem Gedächtniß entschwunden. In diesem Augenblicke aber erneuerten sich die Gedanken, die mich damals unaufhörlich heimsuchten, mit zehnfacher Gewalt. »Wenn er umgeschlagen wäre!« flüsterte es in mir, während ich schweigend im Hintertheil saß, — »Wenn er umgeschlagen wäre!« und die Aussicht nach Reichthümern öffnete sich aufs Neue meinen Augen. Die drei Knaben, Thornton, saßen jauchzend, und lachend, und scherzend da, und ich stumm im Hintertheil, mir immer wieder diese Frage stellend. Doch es war nichts als ein Gedanke, eine Idee, Thornton; ich wußte, daß Keiner, außer mir, schwimmen konnte; allein Alles, was auch nur im Geringsten wie vorbedacht scheinen konnte, war meinen Gedanken so fern als den Ihrigen. Ich erwog bloß das mögliche Resultat eines Ereignisses, das beinahe Statt gefunden hätte.«

»So ruderten wir fort; die Dämmerung brach herein, der Mond ging auf, und wir fuhren den Fluß hinauf — unser Nachen war der einzige auf demselben — bis wir in einer Entfernung von kaum zwei Meilen von Cambridge waren. Hin und wieder hatte ich das Ruder zur Hand genommen, jetzo aber saß ich im Hintertheil; und immerwährend flüsterte ein Etwas mir leise zu: »wenn der Nachen umgeschlagen wäre!« Sie wissen, Thornton, wie oft die geringfügigsten Umstände die außerordentlichsten Folgen haben; ein solcher geringfügiger Umstand ergab sich in diesem Augenblick. Ich hatte einen Hund bei mir im Nachen, und einer der Knaben sagte etwas zu ihm auf lateinisch. Da sprach einer der andern: »red' doch mit dem Hunde nicht lateinisch, sein Herr kann ja doch kein Latein.« »O ja, er kann's,« sprach der Aelteste, »Herr Moreton kann Hundslatein.« Es war nur eine Kleinigkeit, Thornton, — allein es verdroß mich. Ueberhaupt besaßen die jungen Leute eine große Portion anma-

[s]enden Stolzes, besonders der älteste, wegen seiner wissenschaftlichen Bildung; und kleine Reibungen dieser Art fielen [h]äufig vor. Grad' in demselben Augenblicke zeigte sich ein [d]unkler Gegenstand, der auf uns zu schwamm, und, als er an [d]ie Stelle kam, wo die Stralen des Mondes sich im Wasser [s]piegelten, von uns allen zu gleicher Zeit bemerkt wurde; als [n]un der Gegenstand näher und näher kam, bis er ungefähr [a]uf Ruderlänge noch von uns entfernt war, so — — Sie [h]aben die Geschichte gehört, Thornton, — Sie sagten, wenn [i]ch mich nicht irre, Sie wüßten, daß die drei Knaben« — hier [h]ielt Moreton plötzlich inne, und leerte hastig sein Glas.

»Im Cam ertrunken wären,« erwiderte ich: — »ja, ich [w]ußte um diesen traurigen Vorfall; aber das wußte ich nicht, [d]aß Sie dabei gewesen waren.« (Fortsetzung folgt.)

Sicilianische Skizzen.

Die Todtengruft.

(Fortsetzung.)

Das zweite Ave Maria begann eben zu läuten, als der wohlbewaffnete junge Mann, dessen Neugierde mehr als je gereizt war, sich in den Beichtstuhl drückte und dort Wache hielt. Die ganze Nacht ging vorüber; Ramiro, der sich zusammengenommen hatte nicht einzuschlafen, war eben um nichts weiter gekommen, als am Abende vorher. Schon graute der Morgen und indem er seinen fruchtlosen Nachforschungen für immer entsagte, trat er aus dem Beichtstuhle hervor, als er plötzlich auf das Geräusch eines Schlüssels, den man mit Gewalt in einem Schlosse drehte, aufmerksam wurde. Er trat zurück, lauschte und sah, wie eine geheime Thür sich öffnete, die, mittelst eines beweglichen Mauerstücks, zwischen zwei Pfeilern angebracht war und deren Vorhandenseyn außerhalb durchaus nicht bemerkt werden konnte.

Der Ton einer Stimme drang bis zu ihm, und der Mann im Ferajuolo erschien abermals. Er kniete am Altar nieder, hob die dahin führenden hölzernen Stufen in die Höhe und verbarg etwas unter diesen Stufen, dann wendete er sich nach der Sakristei, und verschwand. Der junge Mann ließ mehr als eine halbe Stunde vorüber gehen, und indem er zögernd sein Versteck verließ, untersuchte er die Sakristei, welche er leer fand und wo nirgends eine Spur weder des Daseyns noch des Entfernens des Fremden zu entdecken war. Er kehrte in die Kapelle zurück, hob die Stufen zum Altare auf und fand nichts. Nur nach langem Suchen entdeckte er in einer kleinen Vertiefung unter den Stufen eine hölzerne Scheibe, die, als er sie wegnahm, einen kleinen runden, einem Klavierschlüssel ähnlichen Schlüssel in seine Hand fallen ließ. Er steckte ihn zu sich, brachte die Stufen wieder an Ort und Stelle, und schlug den Weg nach den Pfeilern, wo eine kleine Oeffnung sich befand, ein. Hierauf überlegte er, ob es wohl rathsam sey, diese Thür zu öffnen und die vielleicht damit verbundene Gefahr zu bestehen. Er hatte Stimmen vernommen, die aus dem unterirdischen Gang, zu welchem die Thür führte, zu kommen schienen. War es der Schlupfwinkel von Seeräubern? war es der Aufenthalt von Diebshehlern? ein in pace, in welches die Mönche ihre Brüder, die sie der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht überliefern wollen, lebendig begraben. Was es auch seyn mochte, der junge Mann wagte es nicht, in diese geheimnißvollen Gänge einzudringen: er stellte alles wieder so her, wie er es gefunden hatte, und kehrte in den Palast seines Vaters zurück. Er war vorsichtig genug, die sonderbare Entdeckung, die er gemacht hatte, Niemanden mitzutheilen; vielleicht auch fürchtete er durch eine Unbedachtsamkeit die Ehre seiner Familie in Gefahr zu bringen.

Der Neugierde jedoch unterlagen sehr bald die Rathschläge einer schüchternen Klugheit; er beschloß, bei Tage die Kapelle zu besuchen und die geheimnißvolle Thüre zu öffnen; der Schlüssel war an seinem Platze, die Thüre drehte sich in ihren Angeln mit einer Leichtigkeit, die um so überraschender, als die Thüre schwer war. Auch nicht den mindesten Lichtstrahl gewahrte er in der Tiefe eines dunkeln Ganges, kein Geräusch ließ sich vernehmen. Die Kellerluft des Gewölbes drang auf ihn ein und machte seine Glieder erstarren. Da er besorgte, durch irgend ein Hinderniß auf seinem Wege aufgehalten zu werden, oder in eine, zur Strafe für unzeitige Neugierige gelegten Fußangel zu treten, schloß er leise die Thüre wieder zu und begnügte sich mit dieser vorläufigen Entdeckung, legte den Schlüssel wieder unter die Stufen und nahm sich vor, Tags darauf mit einer Laterne wieder zu kommen.

Wirklich erschien er am andern Tage mit einer Laterne versehen, öffnete die Thüre, untersuchte sie von innen und von außen, und ersah, daß, einmal geöffnet, sie sich mittelst einer Feder von selbst wieder schloß, daß es daher unmöglich sey, ohne einen Schlüssel zum zweiten Schlosse, das der Schlüssel zum äußeren nicht schloß, sie wieder zu öffnen. Dieses neue Hinderniß machte ihn stutzen, und die Furcht, lebendig in diese unterirdischen Gewölbe eingeschlossen zu werden, ließ ihn einen Augenblick von seinem Vorhaben abstehen. Unzufrieden indeß, die Sache so weit gefördert zu haben, ohne zu einem befriedigenden Resultate gelangt zu seyn, verließ er die Kapelle, Zange, Feile und Hammer, vermittelst welcher er das zweite Schloß abnehmen wollte, herbei zu holen. In weniger als einer halben Stunde hatte er sich diese Gegenstände in dem benachbarten Weiler verschafft, und in die Kapelle zurückgekehrt, suchte er alsbald den kleinen Schlüssel unter den Stufen; er war nicht mehr da. Hatten seine häufigen Besuche Argwohn erregt? war der nächtliche Besucher in das Gewölbe gegangen? er wußte es nicht: doch nachdem er sich leise der Thüre genähert hatte, blieb er, das Ohr an die ihm bekannte Oeffnung hart angelehnt, eine Weile stehen, ohne auch nur das geringste Geräusch zu vernehmen, oder sonst etwas Erhebliches zu entdecken. Endlich, nach einer Viertelstunde ruhigen Wartens, öffnete sich die geheime Thüre dem Manne im Mantel, der sich mit Ramiro von Angesicht zu Angesicht befand.

Die Bestürzung war gegenseitig, beide traten einige Schritte zurück und legten Hand an ihre Degen, denn auch der Fremde war bewaffnet. Ramiro sprach zuerst, er selbst hat mir diese Begebenheit erzählt, und ich bediene mich seiner eignen Worte, gerade so, wie er sie mir gesagt hat: »Wer sind Sie, mein Herr? und was führt Sie in die Begräbnisse meiner Familie?«

— Doch Sie, mein junger Herr, erwiderte unhöflich der Fremde, was machen Sie zu dieser Stunde hier? Haben Sie die Güte, sich augenblicklich zu entfernen. Sollten Sie diese Gefälligkeit nicht haben, so könnte es gefährlich für Sie werden, ich muß Sie darauf aufmerksam machen. Ist Ihnen an Ihrem Leben gelegen, so vergessen Sie gänzlich, was Sie hier gesehen haben, stellen Sie Ihre Besuche ein, und, ich bitte Sie, keine Unbesonnenheit, aus Rücksicht für Sie, für Ihre Jugend, Ihre Familie, will ich Sie schonen.

»Wohlan,« erwiderte der junge Mann, »Sie, der Sie mich auf so hochfahrende Weise und mit so lächerlichem Trotz anreden, vernehmen Sie, daß ich Sie nicht von der Stelle lasse, ehe Sie mir nicht Aufklärung über Ihr Benehmen gegeben und Rechenschaft ihrer Handlungen abgelegt haben.«

(Fortsetzung folgt.)

D i c h t e r h e e r - s c h a u.

Von L. von Jagemann.

Bei Gelegenheit des deutschen Musenalmanachs für 1835, herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab.

(Fortsetzung.)

Unter den im Almanach vorkommenden 20 Gedichten dieses Meisters glänzen besonders hervor Nr. 5, 9, 11, 13, 18. Das erste davon lautet so:

> Die Bien' im Blumenkruge
> Hat Seim genascht,
> Worauf die Schwalb' im Fluge
> Die Biene hascht.
>
> Die Schwalbe wird dem Sperber
> Darauf zum Raub;
> So speiset der Verderber
> Nun Blutenstaub.
>
> Und so genießt ein Reicher
> Auch die Natur,
> Der schließt in seinen Speicher
> Die Lust der Flur.

Das Gedicht Nr. 18 beschreibt die verschiedenen Gefühle der Katholiken und Protestanten vor einem Mariabilde. Es läßt sich eine tiefe Lehre daraus ziehen. Am schönsten aber ist, wie der Dichter, der über allem Glauben steht, eine solche Meinungsdifferenz in einer an sich schönen Idee nicht begreifen kann.

Vom Vater unserer neuen Romantik, von **U h l a n d**, findet sich bloß Ein Gedicht, »die Bidassoabrücke«, zur Verherrlichung des patriotischen Helden Mina. Wie in allen Werken des Meisters, wohl auch hierin jener kernige, schmucklos begeisterte Ton, welcher eben so weit entfernt ist von altdeutscher Derbheit als vom modernen Floskelwesen. Eine innere Würde ruht in diesen Gedichten, welche den Leser fast unbewußt zur Verehrung des Sängers zwingt: denn ein so geläutertes, biederherziges, freies Gefühl kann nur einem großartigen, makellosen Charakter entstammt seyn. Daher kommt es auch, daß innerhalb zweier Dezennien und mitten im verworrensten Treiben der besseren Köpfe unseres Vaterlandes die Uhland'schen Gedichte bereits die a c h t e Auflage erlebt haben, — ein Succeß, der keinem deutschen Dichter vor ihm zu Theil wurde. Es hat aber Niemand, wie Uhland, das Bedürfniß der Zeit erkannt. Deutsche Nationalgesänge verlangte das Volk, nachdem es von der Fremdherrschaft befreit war, aber keine affektirt-gelehrte Minnesängerei, wie sie Schlegel, Brentano, Arnim u. A. einführen wollten, sondern wahre Herzenstöne, wie sie der jetzige Grad der Bildung und der Erkenntniß erzeugt, und d i e s e Aufgabe wußte Uhland zu lösen.

Reichlicher ist der Beitrag von **A. v. C h a m i s s o**. Schon seit längerer Zeit genießt dieser Dichter im Norden die gebührende Achtung; im Süden befreundete er sich aber den Herzen erst dann allgemein, als seine Gedichte vor Kurzem gesammelt erschienen und er auch in den neuen Musenalmanachen seine Stimme häufig vernehmen ließ. Im Süden aber ist, wenn man auch dem Norden den Triumph des Verstandes einräumen will, der wahre Boden zu finden, wo die Keime der Dichtung Wurzel schlagen können. Hier ist Herz, hier ist Gemüth, und in keinem andern Elemente gedeiht Poesie. Chamisso's Gedichte haben also auch den schönsten Preis errungen, seit sie im Süden wiederklingen. Der eigenthümliche Charakter, der sie meistens durchweht, ist eine schauerliche Ironie. Die Kehrseite des Lebens ist darin geschildert, und da die reinste Sittlichkeit dabei vorherrscht, so kann kein Dichter wohlthätiger zum Nachdenken und zur Selbsterkenntniß anregen. Die stillen Leiden der Armuth, des Elendes, des Lasters sehen wir darin ausgeprägt, ja manchmal ist der Schatz des edlen Gemüths eines Armen so rührend geschildert, daß man selbst arm seyn möchte, um diesen Triumph des Menschengeistes über Weltschicksale mitzufeiern. Welche Originalität, welche Potenz des Gefühles gehört dazu, aus dem alltäglichen Elende eine poetische Blüte zu treiben, die erquickt, indem sie erschreckt! Chamisso war es vorbehalten, den Adel der Armuth zu schildern.

In ähnlichem Sinne sind dießmal auch: »die alte Waschfrau« und »Vetter Anselmo« geschrieben. Letzteres Gedicht malt den menschlichen Undank mit frappanten Farben. Dafür befriedigt denn auch der Ausgang, daß der schnell erhobene Glückspilz, nachdem er gezeigt hat, wie wenig er seines Wohlthäters gedenkt, durch die Zauberkraft dieses für immer in sein ursprüngliches Elend zurückgeworfen wird. Charmante launige Gedichte sind: »Mäßigung und Mäßigkeit« (ein im Tugendpredigen immer bewußtloser werdender Trunkener) und »die Kreuzschau« (wobei sich herausstellt, daß von allen Kreuzen das Ehekreuz doch noch das beste ist). Der »Nachhall« endlich ist eine beherzigenswerthe Lehre, die Poesie nicht zur Dienerin der Tagespolitik zu machen. Von dem »Republikaner« wird unten noch die Rede seyn.

Treffliche Balladen lieferte **G u s t a v S c h w a b**. Der »Schwedenthurm« und die »Soldatenrache« treten mit jedem Meisterwerk dieser Gattung in die Schranke. Der Schwedenthurm enthält eine Uhr, die einst vorgerückt wurde, um den verschwornen Schweden ein Signal zum Meuchelmord der harmlosen Schläfer in der Stadt zu geben, und seit jener Zeit ist das Uhrwerk aus dem Gleise; es geht unsicher und zeigt die Stunden falsch. Die Diktion ist herrlich; sie ist eben so deutlich als kunstschön. Der Schluß ergreift am meisten:

> Im Räderwerk der Wahnsinn knarrt,
> So steht er grau, zerfallen;
> Muß, bis man ihn als Schutt verscharrt,
> Von seiner Stunde lallen.

Dieß ist wahre Poesie, die das Leblose lebendig macht! Die »Soldatenrache« ist in diesen Blättern schon abgedruckt worden. Die »Gräfin zu Werthheim« enthält tiefe Betrachtungen über Vergänglichkeit des Lebens und Menschenwerks vor der Mumie einer der Bewohnerinnen einer alten Burg. »Johannes Kant« ein Geistlicher, der den Räubern, die ihn ausplünderten, auch das noch bringt, was er vergessen hatte, ihnen zum Abkauf seines Lebens zu geben, ist eine ergötzliche Gestalt deutsch-pedantischer Ehrlichkeit und der alte Legendenstyl steht der Geschichte gut an. (Fortsetzung folgt.)

K o n z e r t a n z e i g e.

Das Konzert des berühmten Virtuosen **D r o u e t** wird kommenden Donnerstag den 27. d. M. im Saale des **W e i d e n b u s c h e s** zu Freude aller Verehrer der Tonkunst und des gefeierten Künstlers Statt finden.

T h e a t e r a n z e i g e.

Dienstag, den 25. November. **D i e K ö n i g i n v o n s e c h s z e h n J a h r e n**, oder: Christinens Liebe und Entsagung, Drama in 2 Abtheilungen von Th. Hell. (Gastrolle) Christine: Dem. **C l a r a H i r s c h m a n n**. — Hierauf: **D e r b e s t e T o n**, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von C. Töpfer. (Gastrolle) Leopoldine von Strahlen. Dem. **K l a r a H i r s c h m a n n**.

V e r l a g: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — i. Z. verantwortlicher **R e d a k t e u r**: Dr. G. E. Thomas. — **D r u c k e r**: Barrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, №: 200. 26. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Gewissensangst,

oder: Des Klienten Bekenntnisse.

(Aus dem »Friendship's Offering« für 1835.)

(Fortsetzung.)

»Ich war — ich war — dabei!« sprach Moreton, indem er einen besondern Nachdruck auf dieses Wort legte. »Ach, Thornton, Sie haben das rechte Wort getroffen, ich war dabei, — doch hören Sie weiter: ich sagte Ihnen, daß der schwarze Gegenstand auf Ruderlänge von uns entfernt war; auf einmal machten die drei Knaben einen Sprung nach jener Seite des Nachens, streckten Arme und Ruder aus, um den Gegenstand aufzufangen, und — in einem Augenblick lag das Boot um.«

Moreton sprach die letzten Worte sehr rasch und mit gepreßtem Tone, — darauf schwieg er, nahm die Flasche vom Tische, setzte sie aber sogleich wieder hin. Bis jetzt hatte Moreton noch nichts gesagt, was ihn eines Verbrechens beschuldigen konnte; das Ereigniß, so wie er es erzählte, war ein rein zufälliges; ich fuhr daher fort und sprach:

»Die Knaben ertranken also unglücklicherweise; dieß war aber die Folge ihrer eignen Unvorsichtigkeit.«

»Thornton,« sprach er, »Sie sind hier, um ein Geständniß zu hören; — ich, um eines abzulegen; — zögern wäre nutzlos: schenken Sie mir ein Glas Wein ein, meine Hände zittern. — Also, — zwei von den Knaben, die beiden jüngsten, sah ich nicht mehr; Gott ist mein Zeuge, hätte ich den jüngsten gesehen, ich würde alle Kräfte angewandt haben, ihn zu retten. Ich vermuthe, daß der Nachen auf sie fiel und die Fluth sie unter der Oberfläche fortrieb. Der Aelteste, der tauchte dicht neben mir auf; wir waren keine sechszig Schritte mehr vom Ufer; ich hätte ihn retten können, und ich glaube, ich würde ihn gerettet haben, hätte er um Hülfe gerufen. Ich sah ihn nur einen Augenblick. Ich glaube sogar, daß ich ihm einen Fußtritt gab, als ich zum Schwimmen ausholte — absichtslos, Thornton, — absichtslos: allein ich wandte mich doch nicht um, ihm beizustehen; ich schwamm nach dem Ufer, und erreichte es. — Ich sah das Kräuseln auf dem Wasser — und wie der Kahn hinabglitt; und — geschehen war es — Thornton — ich bin sein Mörder!«

Als Moreton diese Worte gesprochen, schien er sich etwas erleichtert zu fühlen und machte eine Pause. Ich glaubte, daß er nun geendigt hätte, und machte die Bemerkung, daß, obschon es nicht mehr als gerecht sey, daß die Erbschaft, die ihm zugefallen, auf die Erben derjenigen, denen dieselbe entzogen worden, überginge — vorausgesetzt, daß sie ihnen in Folge dieser Thatsachen entzogen worden wäre, es dennoch gut wäre, die Umstände mit kaltem Blute zu erwägen; denn es gibt eine gewisse Ueberreizbarkeit des Gewissens, und möglich wäre es, daß die besondern Zufälligkeiten, die sich an die traurige Katastrophe knüpften, seinen Verstand unfähig machten, ein klares Urtheil zu fällen; daß er vielleicht die Gedanken, die ihn vor dem Ereignisse durchkreuzten, mit dem Ereignisse selbst verwechsle; und daß er demnach für Verbrechen halte, was am Ende nur Mangel an Geistesgegenwart war. Ich gestehe, daß, so sprechend, obschon überzeugt, der Satz möchte in manchen Fällen richtig befunden werden, mir doch wenig Hoffnung für dessen Haltbarkeit im gegenwärtigen zu seyn schien. Es war so etwas Bedachtes in der Art, wie Moreton sein Geständniß ablegte, das unwillkürlich Glauben erzwang; und überdieß war Moreton nichts weniger als mit einer sehr lebhaften Phantasie begabt. Er war von jeher ein kluger, geisteskräftiger Mensch, und all sein Leben lang ein Mann der Wirklichkeit.

»Nein, nein, Thornton,« sprach er, »ich bin kein Phantast: glauben Sie nur, daß es so gewesen ist, wie ich erzählt. Doch wenn Sie jemals hätten zweifeln können, — ich bin aber vom Gegentheil überzeugt, — so würde das, was Sie noch hören werden, jeden Zweifel schwinden machen. Meine Absicht ist nicht, Ihnen die Geschichte meines Lebens zu erzählen, deßhalb gehe ich über die Zeit, die auf das Ihnen mitgetheilte Ereigniß unmittelbar folgte, hinweg. Das Vermögen fiel nun meinem Schwiegervater zu, und mein Weib wurde eine reiche Erbin. Allein meine augenblicklichen Umstände wurden darum um nichts gebessert. Glänzendere Aussichten verleiteten zu vermehrten Ausgaben, und Verlegenheiten häuften sich auf Verlegenheiten. Einige derselben sind Ihnen bekannt, Thornton; Sie versuchten, wie Sie sich erinnern werden, mich ihnen zu entreißen, aber ohne Erfolg. Unterdessen sprach mein Schwiegervater, der sich leicht über den erlittenen Verlust hinwegsetzte, stets von seiner Tochter — von Agnes, meinem Weibe — als von einer reichen Erbin, prahlte und schwatzte viel von seinen Schätzen, traf aber keine Aenderung in seiner gewohnten Lebensweise. »Keinen Schilling, Walter, bis ich sterbe,« — war seine beständige Redensart: und wirklich bot er mir auch nie einen Schilling an, obschon er die dringenden Schwierigkeiten, in die wir uns versetzt sahen, recht wohl kannte. Einmal nur, und nur ein einzigesmal, wagte ich es, ihn um einen Vorschuß anzusprechen, allein die Antwort war die nämliche: »Keinen Schilling, Walter, bis ich sterbe: Geduld, Geduld, — Agnes muß Alles haben.«

Ich will es bekennen, Thornton! — denn nachdem ich so viel bekannt habe, mag ich auch Alles bekennen. Die Worte: »keinen Schilling bis ich sterbe« klangen mir unaufhörlich in den Ohren. Das Ereigniß, dem ich einstige Reichthümer zu verdanken hatte, kam mir häufig ins Gedächtniß zurück, und mit ihm die Ueberzeugung, daß kein Vortheil für mich daraus erwachsen; die nähere Aussicht auf Schätze machte den augenblicklichen Mangel nur noch qualvoller. Das »wenn« und die Ideen, die in früheren Zeiten so häufig mich durchkreuzt,

hatten sich sämmtlich verwirklicht. Das Verbrechen, — ja, Thornton, das **Verbrechen**, das mir die Aussicht zu einer Erbschaft eröffnete, schien mir um so schwärzer, da es keine Früchte getragen hatte; und das oft wiederholte »keinen Schilling bis ich sterbe« nochmals wiederholt, und mit selbstgefälligem Kichern abermals wiederholt, und dazu bei Gelegenheiten, wo ich nicht mehr wußte wohinaus, erzeugte in mir ein unersättliches Verlangen nach — — wohlan, wozu die Wortklauberei — nach dem Augenblick, wo die Redensart sich bewahrheiten sollte.«

»Sie erinnern sich ja noch, Thornton, meines Gesuchs an Sie, im Dezember 182—, vor sechs Jahren. Sie erinnern sich, wie dringend dasselbe war, wie es zwar nur theilweise Erfolg hatte, hinreichend indessen, mich vor Gefängnißstrafe zu schützen. Sie hatten damals Recht, Ihr Erstaunen über den Vater meiner Frau auszudrücken, daß er einen solchen Zustand der Dinge dulden könnte; allein er konnte Alles erdulden, nur nicht die Trennung von seinem Gelde; er war ein Geizhals; mit dem Besitz des Reichthums hatte seine Liebe zum Gelde zugenommen; und ich glaube, er würde mich eher im Kerker habe verschmachten lassen, als daß er seinen Geldkasten geöffnet hätte.«

»Gerade um diese Zeit, oder höchstens eine oder zwei Wochen später, hatte Bellenden einen Anfall von einem Uebel, dem er öfters unterworfen war, — ein Uebel, das die schleunigste ärztliche Hülfe verlangte, allein von welchem er bei verschiedenen früheren Gelegenheiten wieder genas. Agnes war außerordentlich besorgt um ihren Vater; und am Weihnachtsabend, als wir eben auf dem Wege waren, einen Besuch am Krankenbette zu machen, begneten wir dem Chirurg, der eben das Haus verließ.«

»Sie wollen wahrscheinlich ein paar Stunden bei meinem Kranken zubringen?« sprach Herr Amwell.

»Mein Gatte,« erwiderte Agnes, »will eine oder zwei Stunden bei ihm bleiben; ich selbst habe einen nöthigen Gang zu thun, — und will mich bloß erkundigen, wie es ihm geht.«

»Ich habe ein wenig Furcht vor einem zweiten Anfall,« sagte Amwell; »seyen Sie deßhalb außer Sorgen, liebe Frau, — wir wissen schon, was wir in dergleichen Fällen zu thun haben; schleunige Hülfe ist Alles, was erforderlich ist. Es ist höchst nothwendig, mein Bester,« fuhr Amwell fort, sich gegen mich wendend, »daß Sie augenblicklich nach mir schicken, im Falle Herr Bellenden einen neuen Anfall bekommen sollte; wie gesagt, Alles hängt vom schnellen und sichern Gebrauch der Lanzette ab. Es ist nicht die geringste Gefahr zu befürchten, Madame Moreton; der gute alte Herr kann noch leben um zwanzig Weihnachtskuchen zu verzehren.«

»Herr Amwell verließ uns, wir gingen in das Haus und eilten nach der Krankenstube. Meine Frau verweilte nur wenige Minuten, — sie hatte etwas besonderes zu Hause zu thun; und als sie das Zimmer verließ, beauftragte sie mich, ja keinen Augenblick zu versäumen und sogleich Herrn Amwell rufen zu lassen, im Falle seine Hülfe nöthig werden sollte. Sie schloß die Thüre und ich nahm Platz in einen großen Lehnsessel, der neben dem Bette stand.«

»Sonderbar war meine Lage. Jahrelang strebten meine sehnsüchtigen Wünsche nach dem Besitze dieser großen Erbschaft, — ich hatte gesehen, und mit Freuden gesehen, wie die unübersteiglichsten Hindernisse weggeräumt wurden, war selbst mitbehülflich, dieselbe wegzuräumen, und hütete nun das Krankenbett des einzigen Wesens, das zwischen mir und dem Erbe stand, — ein Wesen, auf dessen Ende ich sehnsuchtsvoll wartete, auf dessen Tod ich alle meine Hoffnungen baute. Ich mußte lächeln über dieß eigne Zusammentreffen von Umständen; und als ich nach dem Krankenbette blickte, und in der stillen Stube sich kein anderer Laut vernehmen ließ, als das schwere Athemholen des alten Mannes, so war mir's ziemlich zu Muthe wie — einem Verbrecher.«

(Schluß folgt.)

Sicilianische Skizzen.

Die Todtengruft.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann hatte bei diesen Worten seinen Degen gezogen und beobachtete mit forschendem Blicke jede Bewegung seines Gegners. Es war ein rüstiger Mann, von athletischen Formen, etwa fünfundvierzig Jahre alt, der, als er die letzten Worte des Jünglings vernahm, wüthend auf ihn losstürzte. Dieser erste Anfall ward mit großer Gewandtheit von Seiten des jungen Mannes, der ihn mit der Degenspitze unter die Rippe traf, so daß Blut floß, abgewiesen. Der Fremde ward immer wüthender, und da er sich seines Degens wie eines Dolches bediente, stürzte er über Ramiro, den er mit Stichen zu durchbohren trachtete her, und verwundete ihn am Arme. Glücklicherweise ward Ramiro nicht entwaffnet, und mit seinem blutenden Arme versetzte er seinem Gegner einen so kräftigen Stoß, daß sein Degen bis an das Heft in dessen Unterleib eindrang; dann brachte er, indem er seinen Degen an sich zog, seinem Feinde eine so tiefe Wunde bei, daß seine blutigen Eingeweide heraustraten und den Boden mit Blut tränkten.

»Sie haben mich zu diesem Aeußersten gebracht,« redete ihn der junge Mann an, »ich mußte mich wohl vertheidigen. Doch sprechen Sie, in diesem verhängnißvollen Augenblicke, kann ich Ihnen dienen?«

— Ich bin ein Mann des Todes, rief er aus, ich verlange nur Eines von Ihnen!

»Sprechen Sie.«

— Nehmen Sie diesen Schlüssel, werfen Sie ihn in das Meer und suchen Sie nie zu erfahren, was mich bewog, in die Kapelle zu gehen. Dieß geht mich nur allein an. Ich sterbe von Ihrer Hand, schlagen Sie mir nicht ab, um was ich Sie bitte.

Ramiro vermied es, das Verlangen des Sterbenden, den man in ein Haus des nahe gelegenen Weilers brachte, zu beantworten. Man erkannte in ihm einen gewissen Gaetano Cantarello aus Messina, ein Individuum von ziemlich zweideutigem Rufe und verdächtigen Sitten. Frau von Zambani, welche glaubte, ihr Sohn seye mit Cantarello in irgend einer Liebesintrigue in Konflikt gekommen und Eifersucht sey die Ursache des unglücklichen Ereignisses, verfügte sich zu dem Sterbenden und bat ihn um Aufklärung über dasselbe.

»Gnädige Frau,« antwortete er, »weil denn Ihr Sohn sich über jenen Gegenstand nicht erklärt hat, so erlauben Sie, daß auch ich meinerseits Stillschweigen beobachte.«

Zwei Tage nachher starb er, ohne die geringste Aufklärung gegeben zu haben, und selbst ohne den jungen Mann auf irgend eine Weise gerechtfertigt zu haben, auf den der Verdacht eines Meuchelmordes — welches in Sicilien nichts ungewöhnliches ist — schwer lastete. Der junge Mann mußte Bürgschaft stellen.

Die palermitanischen Gerichte zeigten sich jederzeit, und insbesondere zu jener Epoche, nicht sehr strenge gegen Angehörige adeliger Häuser. Dießmal aber äußerte sich die öffentliche Meinung so sehr zu Ramiro's Nachtheil, und die Aussagen mehrer Landleute der Umgegend stimmten dahin überein,

man habe ihn um die Kapelle schleichen und die Gelegenheit, mit Cantarello zusammenzutreffen, abwarten gesehen, daß die Familie sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sah, den jungen Mann einige Zeit unter Aufsicht zu halten. Ueberdieß fürchtete seine Mutter auch noch die Rache von Cantarello's Verwandten, und das mit Recht, denn man weiß, daß in Sicilien das Rachegefühl sich nur durch Dolchstiche äußert. Ramiro konnte nun nicht mehr ausgehen, ohne von einem Heere von Bedienten begleitet zu seyn. Abends wurde er in sein Zimmer eingeschlossen, niemand wurde zu ihm gelassen. Diese Aufsicht war während vierzehn Tagen äußerst strenge. Als er seine Mutter bat, ihn seiner Haft zu entlassen, gab sie ihm zur Antwort, daß seine Freiheit nur von den Aufklärungen abhinge, welche sie beständig von ihm verlange und die zu geben er stets verweigere; beträfe es irgend einen Liebeshandel oder sonst einen Jugendstreich, so habe er sicherlich kein strenges Urtheil zu fürchten, und sie bitte ihn doch ja, ihr die Ursache dieser sonderbaren Begebenheit zu enthüllen. Er verweigerte dieß standhaft; indessen nach Verlauf von vierzehn Tagen ließ die strenge Aufsicht, die ihn zum Gegenstande hatte, etwas nach. Frau von Zambani, deren wachsame Zärtlichkeit ihn nicht außer Augen ließ, mußte eine Nacht in Messina zubringen, und der junge Ramiro, diese Gelegenheit benutzend, entwischte durch ein Fenster seines Zimmers, dessen Balkon nach dem Garten zu ging. Er hatte sich mit ein paar Pistolen und mit einem Feuerzeuge, die Laterne, die ohne Zweifel in der Kapelle liegen geblieben seyn mußte, wieder anzuzünden, versehen. Als er in das durch einen Kampf auf Leben und Tod entweihte Heiligthum eintrat, fiel ihm zuerst das Blut des unglücklichen Cantarello auf, welches seit dem Zweikampf zwar getrocknet, aber dennoch die Marmorplatten und den ganzen benachbarten Fußboden färbte. Der Jüngling schauderte bei diesem gräßlichen Anblick, doch durch die Neugierde, die ihn immer noch beherrschte, angespornt, öffnete er die Thüre, schlug das zweite Schloß ab, schob einen Keil dazwischen, zu verhindern, daß sie sich schlösse, und trat in den Gang. Kaum hatte er den Fuß hinein gesetzt, als ein mephitischer Geruch aus den unterirdischen Gewölben ausströmte, den jungen Mann zurückhielt und sich in der ganzen Kapelle verbreitete, deren Fenster zu öffnen er sich genöthigt sah. Er zögerte einige Augenblicke, bis eine reinere Luft durch die Kapelle sowohl, als den Gang durchdrungen hatte, und ging hinein. Die Wölbung war niedrig und der Gang enge. Fünfzig Schritte etwa von der ersten Thüre entfernt, traf er auf eine zweite verschlossene. Indem er mit Hülfe seiner Laterne auf den Fußboden umher suchte, fand er bald den Schlüssel zu dieser Thüre, welche er öffnete, und die einem so scheußlichen Gestank Bahn machte, daß er genöthigt war, sich in die Kapelle eiligst zurückzuziehen, um abzuwarten, bis diese pestartigen Dünste sich verzogen haben würden. Als er wiederum in den Gang, in dem er kaum aufrecht vorschreiten konnte, so sehr war die Luft in demselben verdorben, eintrat, erkannte er, daß es ein viereckiger, flachgewölbter Keller war. Er hatte seine Laterne in die Nähe einer faulenden unförmigen Masse gebracht. Es war ein Leichnam, der auf dem faulenden Stroh, das den Fußboden bedeckte, in Verwesung übergegangen war. Eine in der Mauer befestigte Kette hielt diese letzten Trümmer des Leichnams noch aufrecht. Gerade ihm gegenüber, im entgegengesetzten Winkel, lag ein weiblicher Leichnam, in dessen Armen der eines Kindes ruhte, alles in demselben Zustand von Verwesung. Dem jungen Manne schwindelte vor den Augen, seine Knie wankten; er hätte an diesem Schreckensorte von einer Ohnmacht überfallen werden oder gar den Tod finden können, wäre er nicht eiligst nach der Kapelle geflohen. Eine kleine Weile blieb er auf den Stufen des Altars sitzen, kam wieder zu sich selbst und trat den Weg nach Messina an, wo er dem Kaplan der Familie seine ganze Entdeckung anvertraute. Dieser Priester hatte Cantarello auf dem Todtenbette beigestanden, ohne auch nur irgend ein Geständniß von ihm erlangen zu können; er überzeugte den jungen Mann von der Nothwendigkeit, nicht sowohl die Familie des Fürsten von allem zu unterrichten, sondern auch die Polizei in Palermo davon in Kenntniß zu setzen. Diese verfügte sich an Ort und Stelle, und das Gewölbe, welches den drei lebendigen Schlachtopfern zum Grabe gedient hatte, war der Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung. (Schluß folgt.)

D i c h t e r h e e r s c h a u. *)

Von L. von Jagemann.

Bei Gelegenheit des deutschen Musenalmanachs für 1835, herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab.

(Fortsetzung.)

Wenn Rückert und Chamisso wohl unsere ersten Lyriker sind, so ist Schwab nächst Uhland der erste Epiker. Seine Balladen, so vielen Beifall sie bei ihrem kürzlichen Erscheinen in einer Sammlung fanden, sind viel zu wenig gekannt und gelesen. Sie verrathen ein freies, frisches Gemüth, eine Energie des Charakters und Begeisterung für Männertugend, wie sie nur allenfalls ähnlich bei Bürger anzutreffen ist. Deutsches Blut rollt durch die Adern dieses Mannes und man braucht nur den französischen Nationaldichter Berenger gegenüber zu stellen, um die eitle Frivolität dieses Volkes in schneidendem Kontraste gegen deutschen Geradsinn und ächte Mannhaftigkeit zu sehen. Dieser Berenger ist, bei vielleicht gleichem Talente mit unsern Romanciers, durch demokratische Schwindeleien und Abstreifung jeder bescheidenen Herzenstugend in einen oft empörenden Nihilismus verfallen und wenn man durch die glänzende Schaale auch zeitweise geblendet wird, so trifft man bei näherer Untersuchung nur einen faulen Kern an. Das ganze Thema ist: Verachtung des angestammten Glaubens und Rechts. Würde übrigens unsern deutschen bessern Dichtern eine solche Acclamation zu Theil, wie sie den mittelmäßigen französischen bei einigen Anlagen immer im Voraus gesichert ist: so hätten wir beständig von allen Völkern das größte Pantheon aufzuweisen. Denn Anerkennung und Aufmunterung beleben die Dichterlaune und stärken das dazu nothwendige Selbstgefühl.

In zweiter Reihe erfreuen uns G. P f i z e r, M e n z e l, L e n a u, W a c k e r n a g e l.

P f i z e r ist unter den neuern Dichtern fast der Einzige, der sich noch der guten, soliden Schiller'schen Schule anschließt. Er hat ähnliche Versmaße und philosophische Grundansichten; Alles färbt sich nach dem Ton seiner Seele; er ist ein subjektiver Dichter. Am meisten geht ihm noch ab die Klarheit des Schiller'schen Ausdrucks; des Wohllauts aber wußte er sich zu bemeistern. Tiefes inniges Gefühl zeichnet eine Gedichte aus. Wer sollte dabei vermuthen, daß der Dichter, in einem Panegyrikus, überschrieben »Göthe's Farbenlehre«, diesen letzten Dichter vor Allen preist und erhebt.

---

*) Herr von J a g e m a n n spricht in seiner »Dichterheerschau« den Wunsch aus (Siehe Konversationsblatt Nro. 198) Friedrich R ü c k e r t's Gedichte in einer vollständigen Sammlung zu erhalten. Dieser Wunsch ist nunmehr befriedigt: so eben empfangen wir: »Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, Verlag von Carl Heyder. 1834.« sehr schön ausgestattet.

S — r.

Göthe ist gerade derjenige, welcher dem Objektivismus die breite Bahn öffnete und dadurch der reflektirenden Poesie (welche wohl immer die ächte Lyrik bleiben möchte) die Palme der Mitbewerbung entriß. Gerade die Farbenlehre, als ein physikalisch-poetisches Produkt, deutet diese Richtung am schlagendsten an.

Eine schöne Stelle in dem Gedicht ist übrigens folgende:

> — Drum flüchtetest du gern zum Busen
> Der alles heilenden Natur,
> Wo sich das Herz des Lebenssatten
> Zu neuer Hoffnung stimmt.

Wirklich scheint auch Göthe im Schooß der Natur ein Panazee gegen die gewöhnlichen Dichterleiden gefunden zu haben. »Der griechische Tag« ist eine Art Komödie, in welcher der Dichter und seine Freunde durch Rede, Kleidung und Speise sich in das üppige Hellas hinüberträumen. Die Freunde verlieren bald die Lust daran und der Dichter klagt deßhalb ihre vertrocknete Phantasie an. »Die unbestellte Botschaft« ist eine sehr edel gehaltene Romanze. Der Freund eines Sterbenden soll der entfernten Geliebten den Tod melden. Sein fühlendes Herz kann nicht die Kraft dazu gewinnen. Er läßt dem Mädchen lieber den schönen Lebenstraum. »Glückliches Finden« war schon im Morgenblatt zu lesen. Beide Theile verfehlen ihren Weg und so kommen die Liebenden an einem dritten Ort zu ihrer Freude zusammen. Gedanke und Ausführung sind gleich ansprechend. »Die Seele« ist ein Gedicht, welches die wahre Erkenntniß von der hohen Bedeutung der Liebe verräth. Nur durch sie erforscht man ja die tiefsten Geheimnisse des Innern. Die »Ghaselen« sind Meisterstücke der Metrik, aber etwas kühl von Gesinnung und dieß kann den Leser nicht verwundern, wenn er am Schlusse findet:

> Du, der ich tausend Reize lieh,
> Bist nur ein Kind der Phantasie;

Wie? Ein Dichter, und ein so gefühlvoller wie Pfizer, sollte die Liebe nicht aus der Wirklichkeit kennen?

Menzel lieferte Schweizerlandschaften und ist in so fern mit Mayer und Simrock, von denen noch die Rede seyn wird, in Konkurrenz gerathen. Mayer hat zwar mehr Pittoreskes, Simrock mehr Naives; aber Menzel überflügelt sie Beide an Tiefe der Gedanken und Vollendung des Versbaues. Die Menzel'schen Streckverse sind rühmlichst bekannt und in ähnlichem Genre sind diese Skizzen hingeworfen. Nro. 2 und 4 möchten am gelungensten seyn. Der Ausgang des ersten ist wundervoll:

> — Doch über dem Grauen der Hölle
> Hebt sich der Jungfrau Haupt im diamantnen Glanz.
> Nimmer reicht ihr hinauf, sie zu schwärzen, ihr neidischen Schatten,
> Nur an des Sonnengotts Küssen erröthete sie!

Wann wird uns dieser Dichter mit einem neuen Werke im Geiste des »Rübezahl« erfreuen? Dieses satyrische Drama übertrifft Alles, was die neuere Muse in solcher Art erfand. Selbst der mit Recht gepriesene »Phantasus« von Tieck enthält keine so treffende Zeitbilder und so gesunden, und doch von Trivialität entfernten Kernwitz. Lieber, als auf dem Feld der Geschichte, möchten wir Menzel auf diesem Pfade fortwandeln sehen. (Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Paris, 15. November.

(Schluß).

Auber soll die Partitur zu seiner neuen Oper: le Cheval de Bronze beendigt haben. Die treffliche Mad. Mainville-Fodor hat sich einer schmerzlichen Operation unterwerfen müssen, die der Doktor Cruveilhier mit Glück vollzogen hat; eine Fistel setzte nämlich das Leben der Sängerin in Gefahr! Mad. Fodor wird inskünftige in Fontainebleau wohnen. Der Cirque-Olympique wird erst in vierzehn Tagen wieder eröffnet werden. Unendliche Arbeiten, durch die Anwendung eines durchaus neuen Gazbeleuchtungssystems nothwendig geworden, verzögern allein die Wiedereröffnung. Mehre Stücke sind schon bereit, und die Dekorationen dazu beinahe fertig. Nun ist bloß noch ein glückliches fiat lux vonnöthen und alles wird vortrefflich gehen! — Das Theater der Porte-Saint-Martin wird am 10. Dezember ein mysteriöses Werk auf die Bühne bringen, wozu fünf neue Dekorationen bestimmt sind, und worin ein unerhörter Luxus der Kostümes herrschen soll. Dem. Georges, Bocage, Provost, Lockroy haben die Hauptrollen dieses phantastischen Drama's in Besitz, welches zwei Dichter verfertigt haben. Ich muß Ihnen noch eine Scene erzählen, die vor der Zuchtpolizei verhandelt wurde. Vaque ist der Gewaltthätigkeit und der Verletzung des Hausrechtes angeklagt. Die Liebe ist es, die Vaque in diesen schlimmen Handel verwickelte, und zwar die Liebe zu Mademoiselle Therese, einer hübschen, in seiner Nähe wohnenden Soubrette. Mademoiselle Therese, die geschniegelte Dienerin eines ehrlichen und friedlichen Rentiers, hatte stets taube Ohren für die zärtlichen Anerbietungen Vaque's. Vielleicht schienen ihr die geschwärzten Hände des verliebten Grobschmieds, sein breiter Lederschurz wenig übereinstimmend mit ihrer Schürze von weißem Percal und ihrem sorgfältig gefältelten Kopfputze, wie ihn ein Kammermädchen eines guten Hauses zu tragen pflegt. Vaque, fortwährend abgewiesen, ward dadurch nicht entmuthigt, und mehre Monate lang fand ihn Mademoiselle Therese immer wieder auf ihrem Wege. Stets kühner werdend, drang er zuletzt ins Innere des Zimmers des Herrn seiner Grausamen, und hier entspann sich eine lebhafte Scene zwischen beiden. »Hr. Vaque,« sprach der Herr, der als Zeuge vor Gericht stand, »schlug mich, und sagte mir die gröblichsten Beleidigungen. Seit langer Zeit ist er erpicht, die Jugend zu verfolgen; die Jugend will nichts von ihm wissen; die Jugend ist vernünftig und widersteht mit Vernunft; er soll die Jugend in Ruhe lassen. Nie hat ihm die Jugend Rede gestanden, und wollte ihm nicht Rede stehen; hören Sie die Jugend.« Die junge Therese erscheint, und Vaque, der bisher theilnahmlos blieb, erhebt sich, und stößt einen tiefen Seufzer aus. — »Ach, Therese!« sagte er, und setzte sich dann wieder nieder. Therese erörtert den Vorfall, ihren Widerstand, die zudringliche Hartnäckigkeit Vaque's und dessen Gewaltthätigkeiten gegen ihren Herrn. Vaque: Ach, Therese! ach, Therese! wenn Sie... Therese: Mein Herr, Sie wissen, daß ich nicht mit Ihnen sprechen will. Vaque: Ach, Therese, ach Therese! Therese: Ich will nichts mit Ihnen zu schaffen haben. Vaque: Ach, Therese, das ist genug.... Sprechen wir nicht mehr davon; das wollt' ich nur wissen. Therese: Sie hatten dieß nicht nöthig, um meine Gesinnungen zu kennen. Vaque: Sie sagten mir, nicht mehr an die Barriere zu kommen, nicht mehr zum Weinwirth zu kommen, die Gesellschaften zu vermeiden; ich ging nicht mehr zur Barriere, ich ging nicht mehr zum Weinwirth, und ich habe mit meinen Kameraden gebrochen... Ach, Therese, ach Therese! Der Präsident: Sie sehen, daß Mademoiselle Therese nichts von Ihnen wissen will, und Sie sollten sich jeder Gewaltthat gegen sie und ihre Herrschaften enthalten. Vaque: Ich werde mir dieß auch gesagt haben lassen... Sie soll mich nie wieder sehen... Ach, Therese! — Das Tribunal, Nachsicht übend, verurtheilt Vaque nur zu 5 Franken Geldstrafe. Vaque resignirt, dankt dem Tribunal mit einem Gruße und geht stolz an Mademoiselle Therese vorbei, indem er seine Mütze tief ins Gesicht drückt.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 26. November. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abtheilungen, aus dem Französischen, Musik von Herold.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — f. d. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №: 201. 27. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Schmollen und Brummen.

Ein Duo, aus der Opera seria: »die Ehe.«. Von M. G. Saphir.
(Wiener Theaterztg.)

Er. Der Ehestand, das ist ein süßer Stand,
Wenn nur das Schmollen gar nicht wäre.
Und wer das Schmollen einst erfand,
Das war kein Ehemann, auf Ehre!
Ist seinem Weibchen man auch noch so hold,
So sitzt sie dennoch oftmals da — und schmollt.

Sie. Der Ehestand, das ist ein süßer Stand,
Wenn nur das Brummen gar nicht wäre.
Und wer das Brummen einst erfand,
Das war kein Eheweib, auf Ehre!
Wenn man den Mann auch noch so sanft umsummt,
So geht er dennoch oft herum — und brummt.

Er. Wenn sie des Morgens früh erwacht,
Sag' ich ihr zärtlich, guten Morgen.
Da hab' ich's schon nicht recht gemacht,
So muß ich plötzlich wohl besorgen
Ich sagt's nicht so wie ich gesollt.
Sie trinket still Kaffee — und schmollt, und schmollt.

Sie. Wenn zeitlich ich im Negligée
Den Morgenkuß ihm bringe,
Da merk' ich es sogleich, o weh!
Ihn ärgern früh schon alle Dinge,
Er geht herum, und »hum't« und »hum't,«
Er stopft die Pfeife sich — und brummt, und brummt.

Er. Ein Glück ist's, wenn das Weibchen weint,
Vorüber geht das wie ein Regen;
Das Schmollen aber, das erscheint
Wie eine Dachtrauf uns dagegen,
Das murmelt stets, als wär's für Lohn und Sold,
Sie trinket stets Kaffee — und schmollt, und schmollt.

Sie. Wie freundlich nenn' das Schelten ich,
Ein Blitzstral ist es, der bald endet;
Nur Brummen nenn' ich fürchterlich,
Dem Donner gleicht's, der niemals endet;
Nicht laut ist er, nicht still und nicht verstummt,
Er stopft die Pfeife stets — und brummt, und brummt.

Er. Ich denke oft: Sey doch galant,
Und bild' dir ein, es sey ein' Andre.
Ich kauf' ihr Schmuck und allerhand,
Daß es mit einem Verschen zu ihr wandre,
Vergebens spricht der Vers, und auch das Gold,
Sie schielt die Sachen an — und schmollt, und schmollt.

Sie. Ich denke oft: es ist ein Mann,
Die sind so stark in schwachen Seiten,
Ich schmeichle diesen, wo ich kann,
Ich red' ihm zu: doch auszureiten,
Ja mit dem Pferde wird getrillert und gesummt,
Er steigt vom Pferde ab — und brummt, und brummt.

Er. Sie ist erpicht stets einen Kreis
Von Beaux esprits um sich zu schlingen.
Ich geb' mir Müh' in Angst und Schweiß,
Ihr Dichter, Sänger in das Haus zu bringen,
Sie lies't und singt, sie tanzt und tollt,
Der Kreis geht fort — sie schmollt, und schmollt.

Sie. Redouten machen ihn oft froh,
Das weiß ich schon seit vielen Jahren,
Schnell bring' ich einen Domino
Er muß mit mir zum Balle fahren;
Wie lustig ist er da, wenn er vermummt,
Er legt die Maske ab — und brummt, und brummt.

Er. Wie gerne möchte ich das Brummen lassen,
Laß du das Schmollen seyn, mein Kind.

Sie. Es sey, ich will beim Wort dich fassen,
Obschon der Mann stets mehr dabei gewinnt!

Er. So? mehr? hm! hm! hm! — — —

Sie. — — — — da brummt er wiederum!

Er. Verzeih'! es war gewiß der letzte Brumm!

Beide. Wohlan, von jetzt soll Schmollen und auch Brummen,
Für — heute wenigstens — verstummen.

Gewissensangst,
oder: Des Klienten Bekenntnisse.

(Aus dem »Friendship's Offering« für 1835.)
(Schluß.)

»Ein Tisch stand nahe bei mir, mit mehren Arzneigläsern darauf. Ich nahm eins nach dem andern auf und untersuchte den Inhalt. Das eine war überschrieben »Laudanum«. Als ich es in der Hand hielt und den Blick darauf heftete, da erwachte mit furchtbarer Gewalt der Dämon in meinem Innern. Meine Geldverlegenheiten schienen zu wachsen; das Glück des Reichthums zeigte sich verlockender; die Begierde nach Genuß wurde heftiger — der Werth des Lebens eines Greises in meinen Augen immer geringer. In diesem Augenblicke verlangte der kranke Mann zu trinken. Thornton! — brauche ich zu verhehlen, daß die Versuchung stark war — allein ich widerstand ihr, ich hielt das verhängnißvolle Glas einige Sekunden in meiner Hand, stellte es dann hin, schob

es weg, und gab dem Alten was er verlangte. Allein kaum war dieß geschehen, kaum hatte ich mich wieder niedergesetzt, als ich mir Vorwürfe über meine Inkonsequenz machte. Dieß, dachte ich, sind Verschiedenheiten ohne einen wesentlichen Unterschied. Ein Jüngling, der zwischen mir und dem Reichthume stand, ist im Begriff zu ertrinken, und ich strecke den Arm nicht aus, ihn zu retten: die Arten des Mordes können verschieden seyn, das Verbrechen bleibt immer dasselbe.«

»Ich hatte mir's beinahe bis zur Ueberzeugung eingeredet, daß ich ein Thor gewesen, als gewisse Anzeichen, die ich nicht mißdeuten konnte, mir bestätigten, daß Herrn Amwell's Befürchtungen auf dem Punkte standen, sich zu verwirklichen. Ich erinnerte mich seiner letzten Worte: »Alles hängt vom schnellen und sichern Gebrauch der Lanzette ab.« Mein Herz schlug heftig; ich stand auf, — zauderte, — setzte mich wieder hin, — stand wieder auf, — lauschte, — setzte mich abermals, stopfte meine Finger in die Ohren, um nichts zu hören, — und lehnte meinen Kopf vorwärts auf den Tisch. In dieser Stellung blieb ich einige Zeit, dann sprang ich auf — und lauschte. Alles war stille; ich zog heftig die Klingel; öffnete die Thüre und schrie, daß man Herrn Amwell augenblicklich rufen solle, — dann ging ich wieder in's Zimmer zurück — das mir nicht länger ein Krankenzimmer sondern ein Sterbezimmer zu seyn schien, und warf mich in den Sessel hin, mit der festen Ueberzeugung, daß das letzte Hinderniß zwischen mir und dem Besitz des Reichthums hinweggeräumt sey. Allein — Thornton — abermals erwachte das quälende Bewußtseyn in mir, daß ich ein Mörder, zum zweitenmale ein Mörder geworden.«

Hier schwieg Moreton, und lehnte sich, anscheinend erschöpft, in seinen Sessel zurück. Ich dachte, daß er seine Bekenntnisse nunmehr geendigt hätte, und wollte, obschon meine jetzige Anrede von meiner früheren wesentlich verschieden seyn mußte, die Bemerkung äußern, daß, seine Kinder unbedingt zu Bettlern zu machen, schwerlich eine geeignete Buße für Verbrechen seyn könnte, — als er mich unterbrach, anscheinend unbewußt, daß ich ihn angeredet hatte.

»In einigen Minuten kam Amwell. Er näherte sich dem Bette, beugte sich über dasselbe, wandte sich zu mir, und sprach: »ich fürchte, es ist zu spät, Herr Moreton.« »Vielleicht doch nicht,« erwiderte ich; »jedenfalls machen Sie den Versuch.«

»Amwell natürlicherweise machte den Versuch; und nach wenigen Minuten ließ er nach, schüttelte den Kopf und sprach: »ein wenig, und ich glaube mit Gewißheit, nur ein ganz klein wenig zu spät;« ein paar Minuten darauf war ich wieder im Zimmer allein.

»Thornton, seit dieser Stunde bin ich elend.« — Ein langes Schweigen folgte, das ich nicht zu unterbrechen Willens war, bis endlich Moreton auf's Neue begann.

»Charles Thornton, seit dieser Stunde kenne ich keinen Frieden mehr. Meines Weibes Thränen um den Vater fielen wie glühende Tropfen auf mein Herz; jeder Blick, den sie auf mich warf, schien mir in meinen innersten Gedanken zu lesen; so oft sie sprach, bildete ich mir ein, sie sey im Begriff, mich Mörder zu nennen. Ihre Gegenwart wurde mir zur Qual. Ich mied sie und alle Gesellschaft, — denn ich dachte, daß Jeder mit argwöhnischem Auge auf mich blickte; und ich hatte keinen andern Gefährten als mein Gewissen, — ja, mein Gewissen, Thornton, — ein Gewissen, das ich betäubt zu haben glaubte; und wohl mochte ich das glauben; hatte ich doch Jugend und Gesundheit verderben sehen, und die Rettung stand in meiner Macht, wie hätte mir der Tod eines hinfälligen Alten Furcht vor Gewissensqual einflößen können? — Doch so war es, und so blieb es: betrachten Sie mich, und sehen Sie, was das Gewissen aus mir gemacht hat. Agnes kränkelte und, wie Sie wissen, starb. Dieß gewährte mir einige Erleichterung; eine Zeitlang athmete ich etwas freier, und ich schloß eine zweite Ehe. Allein mein alter Zustand kehrte zurück, und das Leben wird mir von Tage zu Tage unerträglicher. Wie sonderbar, daß längst verflossene Ereignisse sich immer lebhafter und lebhafter meiner Einbildungskraft aufdrängen, — der Abend auf dem Cam und das Sterbezimmer des alten Bellenden stehen unaufhörlich vor meinen Augen.«

»Nun, Thornton, wissen Sie Alles. Sind Sie jetzt bereit, das Testament so aufzusetzen, wie ich es verlangte? Ich besitze den vierten Theil einer Million Pfund; er gehört den Erben derjenigen, welchen das Vermögen ursprünglich bestimmt war.«

Hier entspann sich ein Gespräch, in welchem ich mich zu beweisen bemühte, daß, obschon der große Reichthum, über welchen Moreton zu verfügen hatte, niemals in seinen Besitz hätte kommen sollen, dennoch, im Falle die erzählten Ereignisse nicht Statt gefunden hätten, keineswegs auf die Personen übergegangen wäre, deren er ihn jetzo bestimmte. Ich gab indessen den Grundsatz der Wiedererstattung an diejenigen Zweige der Familie, welcher es ursprünglich hätte anheim fallen sollen, zu; vermochte aber Moreton, ein anständiges Auskommen für seine Kinder und seine Frau auszuwerfen, welche ihm ihre Hand in der Ueberzeugung gereicht hatte, daß er im Stande wäre, für ihre Zukunft zu sorgen. Diesen Bestimmungen gemäß wurde das Testament entworfen und noch denselben Abend beendigt.

Es wurde spät. »Walter Moreton,« sprach ich, indem ich aufstand um mich zu entfernen, »berühren Sie diesen Gegenstand nie mehr. Wenn wir uns wieder sehen sollen, so enthalten Sie sich jeder Beziehung auf die Verhandlungen dieses Abends.«

»Thornton,« sprach er, »wir werden uns nimmer wiedersehen.«

»Es gibt noch Mittel, mein Freund,« erwiderte ich, — denn wie hätte ich in solch einem Augenblick dem unglückseligen Manne den Titel eines Freundes verweigern können? — »es gibt noch Mittel, die Stimme des Gewissens zu besänftigen; bedienen Sie sich derselben; wenn Ihr Gemüth durch die Tröstungen der Religion sich erleichterte, so würde auch die Gesundheit des Körpers wiederkehren. Sie sind ja ein Mann noch in den besten Jahren; ich hoffe, daß wir uns unter glücklicheren Verhältnissen wiedersehen werden. Das Gewissen ist uns ja nicht gegeben, um uns zu tödten, heilen nur soll es uns!«

Ein kurzes, wehmüthiges Lächeln zeigte sich in Moreton's Antlitz. »Ja, Thornton,« sprach er, »es gibt noch Mittel; ich kenne sie, und werde mich gewißlich derselben bedienen. Gute Nacht!«

Ich kehrte nach meinem Gasthofe zurück und legte mich bald zu Bette. Wie man sich leicht denken mag, waren meine Gedanken ausschließlich mit den außerordentlichen Bekenntnissen des verflossenen Abends beschäftigt, und hielten mich geraume Zeit wach; endlich aber schlief ich ein. Mein Traum war sehr unruhig und zeigte mir immerwährend das Bild Walter Moreton's. Bald sah ich ihn im Flusse schwimmend, oder am Ufer stehend, mit dem Finger auf einen Menschenkopf deutend, der eben untersinken wollte; bald sah ich ihn am Bette des alten Bellenden sitzen, die Arzneigläser untersuchend, dann auf den Fußspitzen nach der Thüre schleichend und horchend; und bald erneuerte sich der Auftritt des vorigen Abends, wo ich im Sessel sitzend seiner Erzählung zuhörte. Dann wiederum erschien er mir mit einem Arzneiglase in der Hand, den Propfen ausziehend; und indem er das Glas nach dem Munde führte, verwandelte es sich in eine kleine Pistole; und grad' in diesem Augenblicke erwachte ich.

Das letzte Bild prägte sich mir tief und lebhaft ein. Es drängte sich mir augenblicklich der Gedanke auf, daß er über Selbstmord brütete, und daß dieß das Mittel war, von dem er gesprochen. Ich sah nach der Uhr, es war ein Viertel nach Mitternacht. Eilig zog ich mich an, und lief schnell nach der Trumpingtonstraße. In einem der Fenster war Licht. Ich klopfte leise an die Thüre und legte zugleich die Hand auf den Drücker, er gab nach. Ich eilte die Treppe hinauf, das Licht hatte mir das Zimmer angezeigt, ich trat ein. Moreton stand am Bette neben einem kleinen Tische: in der Hand hielt er eine Phiole, welche er bei meinem Eintreten eben niederlegte. Ich sprang hinzu, sie ihm zu entreißen. Sie war leer. »Oh mein Freund!« sprach ich — — und fernere Reden waren überflüssig — Moreton lag bereits in der kalten Umarmung des Todes. -l.

Sicilianische Skizzen.

Die Todtengruft.

(Schluß.)

Augenscheinlich waren diese drei Personen durch Hunger umgekommen. Der Mann war mittelst einer starken um seinen Leib geschmiedeten Kette, die mit einem eisernen Ringe an seinem rechten Fuße in Verbindung stand, festgehalten. Diese Kette ließ zwischen ihm und der Mauer nur einen Raum von drei Fuß, in welchem er sich frei bewegen konnte. Die Frau, die nicht angekettet war, ruhete auf einer Matratze von Wolle. In der Nähe ihres Kopfes nach der Wand zu befand sich ein zerbrochener Stuhl, den die Unglückliche mit einem Rocke zugedeckt hatte. Als man diesen Stuhl von seiner Stelle nahm, entdeckte man gerade unter demselben eine in der Mauer frisch gemachte Oeffnung, die weit genug war, einen Menschen durchzulassen. Es schien, als habe die arme Frau, da sie denjenigen, der den Gefangenen gewöhnlich ihre Nahrung überbrachte, nicht mehr wiederkommen sah, sich abgemüht, die Erde auszugraben und einige große Steine aus der Mauer zu brechen, die sie unter ihrer Matratze versteckt hatte. In dieser Aushölung fand sich das hölzerne Instrument, von den Sicilianerinnen Mazzarello genannt, das sie in den Gürtel stecken und dessen sie sich zum Anhalten der Stricknadeln bedienen, und so groß ist die Macht der Verzweiflung, daß es ihr gelang, ein zehn Fuß tiefes und fünf Fuß breites Loch mit Hülfe dieses einzigen Werkzeuges auszugraben. Die Erschöpfung aus Hunger hielt sie in ihrer Arbeit auf; und indem sie ihr Kind in ihre Arme schloß, legte sie sich auf ihr Lager und starb. Aus der Stellung des männlichen Gerippes, welches sich dem weiblichen gegenüber befand, ergab sich deutlich, daß der Unglückliche die furchtbarsten Anstrengungen gemacht, die Kette zu zerbrechen und zu ihr zu gelangen. Alle seine Gliedmassen schienen, als Folge des Todeskampfes unnatürlich verdreht, und seine Arme waren nach dem Winkel des Gewölbes, wo das Kind verschieden war, ausgestreckt. Es zeigte sich nicht die geringste Spur von Blut weder auf dem Plattenboden noch an den Leichnamen.

Etwas sehr Auffallendes war, daß sich in einer der Ecken des Gewölbes ein großer hölzerner Kübel vorfand, der ungefähr drei Pinten Wasser enthielt und auf dessen Boden etwa ein Pfund Trauben lag, das wahrscheinlicherweise die Gefangenen aus Unachtsamkeit hinein hatten fallen lassen. In einer Vertiefung der Mauer machten eine Flasche, die etwas Oel enthielt, ein zinnerner Becher und eine Lampe das übrige Geräthe des Gefängnisses aus. Eine andere Mauervertiefung war von Rauch geschwärzt, entweder hatte Cantarello hier die Eisen für seine Schlachtopfer geschmiedet, oder war es den Gefangenen vergönnt, sich derselben als Kamin zu bedienen.

Die Nachforschungen der Justiz warfen etwas Licht, aber nur höchst unvollständig, auf die Begebenheit, deren Entwickelung wir eben erzählt haben. Eine junge Bauerdirne sagte aus, daß zwei Monate vorher, als sie hinter der Kapelle gerade Feigen brach, es ihr vorkam, als höre sie, wie aus der Erde kommend, die Stimme einer Frau, welche ihr Kind einschläfert, und daß ganz erschrocken sie ihren Korb habe fallen lassen und davon gelaufen sey. Ein Priester, der am Tage der Jahresfeier den Gottesdienst verrichtet hatte, sagte ferner aus, daß in dem Augenblick, als er die Kerzen auslöschte, er, wie ihm schien, aus dem Gewölbe den Ruf gehört habe: Madonna del Rosario! Madonna del Rosario!

Die Landleute, bei welchen Cantarello gewöhnlich einzukehren pflegte, erzählten, daß ungefähr seit zwei Jahren her Cantarello sich unter dem Vorwande, Almosen zu spenden, bei ihnen von Zeit zu Zeit gezeigt habe, daß er in einem Korbe verschiedene Nahrungsmittel, — sowohl hin als her trug, daß anfangs er Wein, Fleisch und Brod bei sich hatte, zuletzt aber nur getrocknete Früchte und schwarzes Brod. Zu wiederholtenmalen, aber in sehr großen Zwischenräumen, führte er einen kleinen Jungen bei sich, der in einen langen Mantel gewickelt war und zu weinen schien. Sie hatten, sagten sie, Cantarello über solchen feinen Liebeshandel aufgezogen, dieser aber, statt ihre Scherze gut aufzunehmen, ward sehr böse. »Es sey,« gab er vor, »ein junger Geistlicher, der nicht in das Seminarium zurück wolle und daß er, sein Verwandter, ihn dahin begleiten müsse.« Die richtigste Muthmaßung würde indessen die gewesen seyn, der junge Mensch sey nichts anders als die junge Frau des Gewölbes gewesen, welcher er von Zeit zu Zeit gestattete, mit ihm auszugehen.

Cantarello war Kammerdiener des Marchese von Cornaro gewesen. Als das Erdbeben von 1783 Messina von Grund aus zerstörte, ward auch der Palast Cornaro, und sein Eigenthümer unter den Trümmern begraben. Die Volksstimme klagte den Kammerdiener an, sich des Vermögens seines Gebieters bemächtigt zu haben. Wirklich kaufte er auch später, ohne daß man die Quelle seiner neuen Reichthümer genau anzugeben im Stande gewesen wäre, ein Landhaus und lebte als Kavalier. Er hielt um ein junges Mädchen, welches früher bei der Marchese Cornaro Kammerfrau gewesen war, an, und sie hatte man im Verdacht, früher im Einverständnisse mit ihm gelebt zu haben. Sie schlug ihn aus, und wählte sich zum Gatten einen jungen Mann von Triest, mit dem sie ein von Messina ziemlich entferntes und einsam gelegenes Landhaus bewohnte. Die Aussage eines alten Dieners Cantarello's, der vor fünf Jahren von seinem Herrn verabschiedet ward, schien endlich einiges Licht auf dieses verwickelte Drama zu werfen.

Eines Abends, so berichtete er, ließ mein Herr seinen Wagen auf einem abgelegenen Feldwege, drei Stunden von der Stadt entfernt und gerade vor dem Landhause anhalten, welches die Frau, um die er früher anhielt, bewohnte. »Geh!« sprach er zu mir, »und benachrichtige die Bewohner dieses Hauses, daß das Kind, welches sie einer Amme zur Pflege übergeben haben, gefährlich krank geworden und ihre Gegenwart höchst nothwendig sey. Geh, eile und sag' ihnen nicht, von wem du kommst.« Ich sah wohl, daß dieß eine Lüge war, und machte daher Cantarello einige Einwendungen, der mir darauf erwiederte: »Meine Absicht ist, sie angenehm zu überraschen und dann sie zum Nachtessen mit zu nehmen.« Ich vollzog seine Befehle. Die Frau, durch die Botschaft beunruhigt, wollte auf der Stelle fort. Ihr Gatte widersetzte sich dem; sie überredete ihn, und so wie sie Cantarello

erblickten, schienen sie eben so erstaunt, als erschreckt. »Steigen Sie in meinen Wagen,« rief Cantarello aus. — Ich hatte dir es wohl gesagt, sprach der Mann zu seiner Frau mit dem Ausdruck des Vorwurfs, daß uns eine Falle gelegt werden würde. Der Kutscher und Cantarello brachten mit Gewalt den Mann und die Frau in die Kutsche und mein Herr befahl mir eiligst, zu ihm nach Hause zu gehen und ein Nachtessen für drei Personen zubereiten zu lassen. Eine halbe Stunde darauf erschien ein Bauer, dieses Nachtessen abzubestellen, der uns berichtete, daß mein Herr und seine Gäste bei einem ihrer gemeinschaftlichen Freunde, der sie zum Nachtessen behalten habe, abgestiegen seyen. Das ist alles, was ich von der Sache weiß. Seit dieser Zeit war mit meinem Herrn nicht mehr auszukommen, ich mußte ihn seiner heftigen Gemüthsart halber verlassen.

Man vernahm die Amme, welcher das Kind der verschwundenen Eltern anvertraut war. Sie bestätigte die Aussage des Bedienten; das Kostgeld, welches sie stets regelmäßig empfing, kam ihr von Triest aus zu, und sie war versichert, daß beide Eheleute, ohne Zweifel in Folge irgend eines schlimmen Handels, sich in jene Stadt zurückgezogen hatten.

Dieß war die ganze Auskunft, die man sich zu verschaffen gewußt. Es scheint gewiß, daß das erste Kind dieser Frau, (dem übrigens Cantarello durch Testament sein ganzes Vermögen vermacht hatte) der Sohn eben dieses Cantarello war, und daß das scheußliche Verbrechen, welches er beging, die Folge der Eifersucht war, welche die Verehelichung derjenigen, die ihm dieß Kind gebar, angefacht hatte. ....ff

---

Dichterheerschau.

Von L. von Jagemann.

Bei Gelegenheit des deutschen Musenalmanachs für 1835, herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab.

(Fortsetzung.)

Ein anderer verdienstvoller Dichter ist Lenau. Seine Sprachgewandtheit ist ausgezeichnet und er kommt dadurch Göthe nahe. Nicht zum Vorwurf kann es ihm daher gereichen, daß er mit diesem Dichter durch ein episch-dramatisches Gedicht »Faust,« wovon hier einige Proben mitgetheilt werden, in die Schranke getreten ist. Es hat nicht den Anschein, daß das Gedicht nur eine pomphafte Umarbeitung des Göthe'schen Originals werden soll, wie man leider schon zu viele Beispiele aufweisen kann; der Ton ist hier selbstständig und die Scenerie neu, besonders in dem Fragment: »Die Schmiede.« Dann macht auch die Abwechselung zwischen erzählendem und dramatischem Styl eine bessere Wirkung, als fortwährender Dialog mit eingeklammerten Anmerkungen über alles das, was die Leute nicht reden, sondern thun. Dieß letztere kann eigentlich nur da ohne Störung angehen, wo das Stück für die Bühne wirklich bestimmt ist. Das Fragment: »der Tanz« drückt meisterhaft die Wirkung einer diabolischen Musik aus. Ein wahrer Veitstanz muß dieß seyn, und der Tarantelstich oder das Oberonshorn sind Nichts dagegen:

»Der zaubergegriffene Wirbel bewegt
Was irgend die Seele Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
Daß sie nicht mittanzen können, bedauern.«

So weit hat es doch Strauß noch nicht gebracht.

Mehre kleine Lieder erschienen von Wackernagel. Am besten sind wohl Nro. 9, 10, 11, 12, 13, 19, 20. Zwei davon zur Probe:

Ach, ist ein armes Menschenkind
  Erst alt geworden tausend Wochen,
An seiner Jakobsleiter sind
  Auch tausend Staffeln ausgebrochen.

Da kann der Engel nicht herab,
  Dem Menschen wachsen keine Flügel.
Getrost! bald hebt ein grünes Grab
  Bis an die Sterne seinen Hügel.

Ein Tropfe fällt, es klingt
  Das Meer nur leise,
Die Stelle wird umringt,
  Von Kreis an Kreise,

Und weiter, immer mehr.
  Nun ruft es wieder.
Wo kam der Tropfe her?
  Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur
  Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
  Sich zu erwerben.

(Forts. folgt.)

Italien von der Sehweite.

„Thom! mich friert!“ —

Horch! wie sie aufspringen, aus der Haut (doch nicht nach Italien) fahren, und ein über das anderemal ausrufen: »Rache! Rache!«

Wer hat es ihm auch geheißen, die Binde von Italiens schwarzglühendem Auge zu lüften, und die Staaroperation für uns Deutsche — die wir stets vortrefflich sehen, wenn wir nicht blind sind — mit so gut treffender Nadel vorzunehmen?... Wie heißt der Mann, der es wagt, an dem Götzen der Zeit mit kräftiger Hand zu rütteln, der es wagt, in durchaus unzweideutigen Ausdrücken ohne Zittern und Brustkrampf auszusprechen die vier gewichtigen Worte: »Italien ist ein Jammerland!«? Welchem Volke, welchem Staate, welcher Luft und welchem Klima gehört dieser moderne Barbar an?... Fürchtet er nicht in Deutschland ästhetisch, in Welschland, wenn er sich je wieder bei den sieben lebensmüden Pälmchen vor Terracina blicken läßt, fanatisch gesteinigt zu werden?... Ahnt er denn nicht, daß er durch dieses Werk über Italien in der Schriftstellerrepublik zwei mächtige Verschwörungen gegen sich veranlaßt hat? Erstens derjenigen, die bereits in ihren Schriften über Italien gelogen, zweitens derjenigen, die darüber noch zu lügen gedenken?... Ihnen reihen sich die mit sogenannter klassischer Gelehrsamkeit gefütterten und jene sentimentalen Seelen an, welche Italien zwar nie gesehen, es aber auch nicht kennen; ferner die ganze behenri-quaterte Malerschule in ihren schwarzsammetnen altdeutschen Röcken und entblößten Hälsen, hohen Stiefeln und durch und durch wälschen Empfindungen; endlich, um nichts zu vergessen, jene Weiber, die da lispeln: „mia bella Italia“ und keinen deutschen Strumpf stricken können, die da in Ohnmacht fallen, wenn sie lesen: »Italien ist die Wiege nicht etwa der Kunst sondern der — Flöhe,« sich aber ohne Ohnmacht entführen lassen!... Und solchen brüderlich vereinten Dolchen bietet Gustav Nicolai ruhig seine freie Männerbrust dar! Wackerer Deutsche, der du frei und ohne Furcht vor dem Natterngezücht der Speichellecker und Schmarotzer deine Stimme erhobst und uns Italien, das angebetete Feenland, das Eldorado der Phantasie, geschildert, wie es wirklich ist, und dadurch zugleich anschaulich bewiesen hast, wie unser Deutschland mit seinen kräftigen Eichen und gesunden Herzen, selbst von seinen Söhnen hintenangesetzt und beachselt, so hoch emporrage über Italien; empfange den glühendsten Dank aller derer, die gleich dir im süßen Orangenlande so bitter enttäuscht wurden!...

Wir halten uns überzeugt, daß dieses treffliche Werk (dessen vollständiger Titel lautet: Italien, wie es wirklich ist; Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden. Eine Warnungsstimme für Alle, die sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai. Otto Wigandscher Verlag zu Leipzig, 1834) bald Gemeingut jedes Gebildeten, der Italien nicht vom Hörensagen sondern von der Sehweite kennen will, werden wird. Mindestens wird, so dünkt uns, so leicht Niemand nach Italien reisen, ohne die praktischen Winke dieses Berichts in Beziehung auf solche Reise zu benützen, als ein treues Vademecum.

S — m.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №: 202. 28. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die zwölf Himmelszeichen.

Betracht' ich den Himmel so glänzend und schön,
Die sinnig geordneten Bilder,
So glaub' ich des Lebens Getriebe zu seh'n,
Doch tausendmal zarter und milder.
Mich führte das Schicksal mit wechselndem Lauf
Durch alle die himmlischen Zeichen hinauf.
Ich ließ von den Sternen mich führen,
Und — ging ganz commode spaziren.

Als Knabe, da hatt' ich ein stürmisches Blut,
Das ließ mich nichts ruhig bedenken;
Es schien meinen trotzig erglühenden Muth
Das Zeichen des Stieres zu lenken.
Als Jüngling erklomm' ich den felsigen Steg.
Mich führte der Steinbock den schwindelnden Weg,
Hier blieb ich oft tagelang sitzen
Und war nun im Zeichen des Schützen.

D'rauf liebt' ich ein Mädchen, so freundlich und hold,
Gott Amor im [illegible]
Die Locken erglänzten gediegenes Gold — —
Wie sehn' ich die Zeit mir zurücke!
Verschwunden war Jagdlust und tolle Begier;
Mir blinkte der lieblichste Stern bei ihr.
Es lächelte stralend und bieder
Die himmlische Jungfrau hernieder.

Ich knüpfte der Ehe beglückendes Band,
Doch schnell war der Traum mir entflohen,
Es schien meiner Liebe mit feindlicher Hand
Das Zeichen des Krebses zu drohen;
Ein Scorpion nagte der Eifersucht Schmerz
Das arme in Liebe gefangene Herz:
Bald mußt' ich mit innerem Grauen
Zum Widder verähnlicht mich schauen!

Da riß ich ermannend vom Joche mich los,
Und trennte die schmählichen Bande,
Es stralte der Löwe so mächtig und groß,
Zum Kampfe für Freiheit im Lande,
Da zog ich hinaus in die blutige Schlacht;
Doch sieh, in des Krieges verheerender Nacht,
Als wär' es mein Leiden zu sühnen,
War liebend ein Freund mir erschienen.

Wie war mir so tröstend der innige Bund,
Wie lebt' ich so froh und zufrieden!
Uns gleichend erschimmert' auf bläulichem Grund
Das Zwillingsgestirn hienieden;
Doch kaum war der lächelnde Friede gesandt,
So hatte der Freund sich zum Handel gewandt,
Und feindlich entriß mir die Wage,
Des Lebens beglückendste Tage.

D'rauf zog mich die Muse, die himmlische an,
Ihr wollt' ich als Priester mich weihen,
Doch wie ich auch schwitzte und dachte und sann,
Es wollte kein Werk mir gedeihen.
Zwar flossen der Verse genug auf's Papier,
Doch sollt' ich, so riethen die Kritiker mir,
Wollt' ich das Verdienst honoriren,
Dem Wassermann sie dediciren.

Auch Liber, der Heitere, ließ mich allein,
Und läd't nicht ein Freund mich zu Tische,
Und füllt mir die Gläser mit perlendem Wein,
So leb' ich im Zeichen der — Fische.
So trieb mich das Schicksal mit wechselndem Lauf
[illegible]
Und jagt mich, im bunten Gewimmel,
Am Ende wohl noch in den — Himmel.

Sigmund Schlesinger.

Die Bettler in St. Petersburg.

Wer einem Bettler Almosen gibt, von dem sollen das erstemal 5, und das zweitemal 10 Rubel Strafe beigetrieben werden. *)

Ukas Peter's des Großen.

Wenn man durch die Straßen geht, gewahrt man eine Menge von Wohlthätigkeitsanstalten aller Art .... und zu gleicher Zeit an den Trottoirs eine Masse von Bettlern, taube, blinde, stumme, Menschen ohne Arme und Beine, und Mißgeburten — die Hände mit flehenden Bitten um Almosen ausstreckend: »Habt Erbarmen, vergeßt uns Sünder nicht.« ....

Ja wohl, Sünder!.. denn schon seit einiger Zeit ist die Bettelei zum Gewerbe und der Bettler zum Schauspieler geworden, der im gehörigen Kostüm seine Rolle meisterhaft spielt. Den Gewinn dieses steuerfreien Gewerbes zahlt die mißverstandene Menschenliebe.

Früher nannte man Bettler einen unglücklichen Menschen,

*) Dieses sind Silberrubel. Nach dem damaligen Geldwerth war die Strafe mithin nicht unbedeutend.

dem es an Nahrung, Wohnung und Kleidung fehlte. Jetzt bewohnt der Bettler ein gutes Quartier auf dem Peskach, am Newsklischen Kloster oder an der Triumphpforte. Er trinkt seinen Thee und die Bettlerin ihren Kaffee; Beide haben ein warmes Zimmer, ein weiches Bett und ein hinreichendes Abendbrod — zum Mittagessen fehlt ihnen die Zeit. Sie bilden verschiedene Abtheilungen; zur größten gehören die Blinden, und zwar weil diese die beste Einnahme haben. Man bemerke aber nur, wie sie niemals einen Bauern ansprechen, sondern wohlgekleidete Leute. Offizieren, auch solchen, die keine Sporen tragen und sich durch nichts von anderen Staatsbeamten auszeichnen, gehen sie aus dem Wege. Nie haben sie einen Führer, sie gehen schneller als wir Sehenden und wissen meisterhaft über die Straßen zu eilen, wenn sie von fern den Bettelvogt erkennen. Sie müssen erstaunlich feine Geruchsorgane besitzen.

Die Stummen bilden die zweite Abtheilung; sie besteht nur aus Männern. Die weiblichen Bettler können sich freiwillig nicht dazu entschließen, dem erquickenden Genuß des Schwatzens zu entsagen. Das weibliche Geschlecht bleibt immer dasselbe — im Putz oder in Lumpen — zum Schweigen bringt man es nicht. Der Gewinn, den der Stumme hat, kann mit dem des Blinden nicht verglichen werden. Dafür hat er aber auch leichteres Spiel; er kann mit den Augen sprechen. Vor einiger Zeit ging ich die Newskische Perspektive entlang, mit einem Freunde aus Moskau, wo die Bettler noch Bettler sind. Wir stießen auf einen Stummen, der meinen Freund am Mantelkragen zog und ihn mit allen möglichen Zeichen um ein Almosen bat. Mein Gefährte zog einen Rubel aus der Tasche und sagte, als er bemerkte, daß ich die Lippen zusammenkniff: »Der arme Mensch! wüßte ich, daß er Familie hätte, so würde ich ihm eine Banknote und keinen Rubel geben....« — »Ich habe einen alten Vater, eine leibliche Mutter und fünf Kinder!« rief plötzlich der Bettler in vollem Entzücken aus. — Ich lachte laut auf; mein Moskowiter steckte den Rubel in die Tasche und entfernte sich; der stumme Bettler sandte mir aus voller Kehle Schimpfreden nach, daß ich ihn um seinen Gewinn gebracht.

Zur dritten Klasse der bettelnden Taschenspieler gehören Knaben und Mädchen von 9 bis 12 Jahren; ihr Aufenthalt ist bei der katholischen Kirche und an der Kasan'schen Brücke. Sie bitten nicht um Almosen, sondern greifen dreist nach Frack, Ueberrock und Mantelkragen, verfolgen ihre Beute mit unerträglichem Gewinsel und Geheul, und werden so lästig, daß man ihnen nothgedrungen ein Stück Geld opfern muß. Dieses wird sogleich beim nächsten Obstweibe vernascht; dabei kommt es oft zu blutigen Händeln und Verstümmelungen, aus welchen letzteren sie sich aber nichts machen, weil sie ihnen zu einer sichereren Einnahme verhelfen.

Die weiblichen Bettler treiben sich mit kleinen Kindern umher, denen sie am Tage nichts zu essen geben, um sie zum Weinen und Schreien und dadurch die Vorübergehenden zu größerer Theilnahme zu bewegen. Eine tägliche Einnahme von fünf Rubeln nennen sie eine schlechte.

Alle diese Bettler sind Straßenbettler. Nun gibt es aber noch solche, die in den Höfen betteln: es sind Skalden, die in unbekannter Sprache unverständliche Gedichte (mithin romantische) absingen. Auf den Straßen ist das Singen verboten, darum suchen sie die Höfe auf. Sie sind im beständigen Kriege mit den Thürhütern und mit den Hunden. Stimmen sie ihren verzweifelten Gesang an, so möchte man seine ganze Börse hingeben, um dem unentgeltlichen Konzert ein Ende zu machen, und ist daher froh, sie mit einem kleinen, aus dem Fenster geworfenen Geldstück loszuwerden.

Ueber alle diese Bettler aber erhebt sich die Zunft der Stubenbettler, eine reinlichere, erträglichere und anständigere Zunft. Zu ihr gehören Matronen und alte Weiber, i[...] Karten legen und die man mit Scheidemünze nicht gut abf[...] tigen kann. Dann gibt es in dieser Zunft auch literar[...] sche Bettler. Man ist z. B. beschäftigt und hat befohle[...] Niemanden zuzulassen. Plötzlich tritt der Kammerdiener e[...] und berichtet, daß im Vorzimmer ein Mann sitze, der weg[...] einer wichtigen Sache eine Unterredung wünsche. Ma[...] tritt hinaus; ein Mann in einem schmutzigen Ueberrock u[...] eine Reisemütze in der Hand, beugt sich mit den Worter[...] »Ich wünsche Ihnen mein Buch zuzueignen. Zum Dru[...] fehlen mir nur 50 Rubel; — Ihr Name geht zur Unsterb[...] lichkeit über.« Versucht man es, in's Kabinet zurückzukehren[...] so ist der Literatus hinterher — man kann sich nur durc[...] Banknoten retten und gebe sie, je schneller, je lieber. Nu[...] geht der Herr zum Nachbar (wenn er reich ist) und widme[...] ihm sein Buch — so wird das ganze Haus durchwandert und überall dedizirt. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Die rothe Veronika.

An einem kalten Dezembermorgen des Jahres 1831 fuhr ich mit einem Freunde auf der Straße von Limoges nach B. Der Himmel war trübe; der Wind jagte die letzten Blätter von den Kastanienbäumen, und einige Schneeflocken flogen in der Luft umher. Unsere muntere Unterhaltung war allmälig eintönig geworden, und wir selbst wurden düster gestimmt, wie alles um uns her. Als wir in das Gehölz vor B. kamen, unterbrach nur das Knacken des Eises in dem Fahrgleise unter den Rädern unsers Wagens das traurige Schweigen in dieser Winterlandschaft.

Plötzlich machte das eine Pferd einen scheuen Seitensprung; wir sahen uns um und erblickten zur Rechten dicht am Wege eine schwarzgekleidete Frau, in dem Gebüsch zusammengekauert; ihre gelbliche, durch die Kälte mit Blau gemischte Gesichtsfarbe hatte etwas Leichenartiges; ihr Blick war stier und das lange rothe Haar hing über ihre Wangen herab; ihre großen knochigen Hände hielt sie gefalten über den Knieen. Sie mußte lange schon hier kauern, denn die Falten ihres Kleides waren bereits mit Schnee gefüllt. Wir redeten sie an, aber sie antwortete uns nicht, schien uns gar nicht zu sehen. Wir setzten unsern Weg fort und kamen nach wenigen Minuten nach B., wo wir sogleich erzählten, was wir in dem Hölzchen gesehen hatten.

»Sie haben die rothe Veronika gesehen,« antwortete man uns.

Wir erkundigten uns nach derselben, und erfuhren Folgendes:

»Vor ungefähr fünfzehn Jahren verbreitete sich hier das Gerücht, Jean Devallois, der Zimmermann, werde die rothe Veronika heirathen. Man wunderte sich sehr, denn Veronika war bereits aus den Zwanzigen, eine Waise, arm und keineswegs hübsch; die Farbe ihre Haare hatte ihr jenes Beiwort gegeben. Jean dagegen war ein junger Mann von kaum neunzehn Jahren, hübsch, und man glaubte, seine Eltern würden sich der Heirath widersetzen, welche indeß einige Zeit darauf wirklich Statt fand. Keine Ehe schien glücklicher seyn zu können, als die ihrige war, und die ganze Familie lebte friedlich, arbeitsam und glücklich mit einander.

So vergingen einige Monate, als zum Unglück mit einemmale geschah, was man vielleicht schon vorausgesehen hatte. Jean war zwanzig Jahre alt, und wurde zur Einstellung unter die Soldaten berufen.

Die ganze Familie empfand den tiefsten Schmerz, aber nichts glich der Verzweiflung Veronika's. Alle Leidenschaften waren stark und gewaltig bei dieser jungen Frau, aber alle vereinigten sich in der Liebe zu ihrem Gatten. Was anfäng-

lich nur zärtliche Liebe gewesen, wurde eine gränzenlose Dankbarkeit, unbedingte Hingebung und eine Art religiöser Verehrung; denn sie verdankte dem jungen Manne viel, der sie gewählt hatte, da er hätte unter den reichsten und schönsten wählen können, der ihr, dem namenlosen, armen, häßlichen Mädchen einen Namen gegeben hatte, obgleich sie ihm dafür nur ihr Herz voll unendlicher Liebe bieten konnte.

Sie eilte zu dem Maire und bat ihn mit Thränen und auf den Knieen, ihren Mann ihr, der Mutter, dem alten Vater, ihnen allen, denen er unentbehrlich sey, zu erhalten. Der Maire war tief gerührt, und setzte ihr dann weitläufig die Bedingungen auseinander, unter denen allein das Gesetz einen Sohn dem Vater, einen Mann seiner Frau, einen Vater seinem Kinde läßt. Veronika dankte ihm, ging bleich und zitternd fort und kam in ihre Wohnung zurück, wo sie sogleich den Vater ihres Jean fragte: —

»Vater, seyd Ihr siebenzig Jahre alt?«

Ihre Stimme war so bewegt, daß man sie kaum verstand. Die Mutter, welche weinend ihr Haupt auf die Achsel ihres Sohnes stützte, antwortete »nein!« Da bedeckte sich Veronika das Gesicht mit beiden Händen, schrie verzweifelnd laut auf, ging in die Kirche und betete dort bis an den Abend.

Als sie zurückkam, weinte sie nicht mehr. Ihre Stimme war gebrochen; es lag etwas Seltsames in ihrem Gesichte; den ganzen Abend befand sie sich in der höchsten Unruhe und Aufregung, blickte bald den alten Vater, bald ihren Mann an, und betete dann wieder leise. So verging die Nacht. Den andern Tag sollte Jean nach H. gehen, um sich seine Marschordre zu holen. Als er fort war, wurde Veronika wieder ruhig, als habe sie einen unwandelbaren Entschluß gefaßt. Ihre Züge waren unbeweglich und nahmen nur einen düstern Ausdruck an, als der alte Vater aufstand und sagte, er wolle in das Teichholz gehen und bis an den Abend dort bleiben.

Eine Stunde nachher ging Veronika auch fort und schlug den Weg nach dem Holze ein. An der Kirchthüre kniete sie nieder, betete, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, dann stand sie auf und setzte ihren Weg fort. Im Holze sah sie den Alten bereits zurückkommen. Sie mußte sich an einem Baum anhalten, so zitterten die Füße unter ihr. Endlich vermochte sie wieder zu gehen. Mit dem Vater kehrte sie um. Auf dem schmalen Wege an einem Teiche fragte sie den neben ihr gehenden Alten, ob er wohl sein Leben für seinen Sohn geben könne. Weinend bejahte dieß der Vater. Sie rückte näher an ihn, sagte: »Verzeihung, mein Vater!« trat ihm näher und näher; der Greis wankte; hinter ihm war der Teich.

Ein kurzer Kampf noch — der Alte war schwach.

Am andern Tage fand man einen Leichnam im Teiche am Wege.

Jean war vom Kriegsdienste frei, als der einzige Sohn einer Wittwe, aber Veronika wurde wahnsinnig.

Dichterheerschau.

Von L. von Jagemann.

Bei Gelegenheit des deutschen Musenalmanachs für 1835, herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab.

(Fortsetzung.)

Wackernagel ist wohl der beste von den jetzigen schlesischen Dichtern, die ein gar gemüthliches Zusammenleben führen und es darin den süddeutschen Dichtern, die gewiß zahlreicher sind, zuvorthun. Schmerzlich ist die neuerliche Nachricht von L. Schefers Tod, dem herrlichen Sänger der »Griechenlieder« und des »Laienbreviers.«

In einer weitern Serie schließen sich an: Strauß, Freiligrath, Mayer, Simrock.

»Herman und Alfred« von Strauß gehört unter die gelungensten Beiträge der Sammlung. Dieß beweißt auch, daß sich Chamisso bewogen fand, gleich hinterher denselben Stoff zu bearbeiten und so um die Palme mit dem jungen Dichter zu ringen. Die Scene ist nämlich aus der Julirevolution entnommen, wo zwei engvertraute Freunde durch den raschen Drang der Begebnisse auf verschiedene Parteien geworfen werden und sich im Kampfe treffen. Der Republikaner tödtet den Legitimisten und Jener stößt nun beim Leichenbegängnisse des Freundes die zerreißendsten Schmerzgefühle aus. Die Situation ist nicht neu, aber die Auffassung des Dichters ganz trefflich. Die Form des Distichons trägt viel zur Würde bei und die Terzinen, welche Chamisso wählte, ergreifen minder. Der Vorzug des Letztern ist übrigens eine schärfere Charakteristik des Verhältnisses der Freunde. Schön ist folgende Stelle von Strauß:

> Wer Licht will, der schauet das Licht nicht: wer es den Göttern
> Heimlich entwendete, den trifft prometheische Qual.

Ein Wahlspruch für das Staatsleben!

In Erstaunen setzt den Leser F. Freiligrath durch seine gleiche Bekanntschaft mit der Natur Afrika's und Islands. Eine Reise in beide Gegenden, die man fast antipodisch nennen kann, läßt sich nicht wohl annehmen, und daher wird mindestens die Eine davon durch die Phantasie geboren seyn, welches dem Dichter jedenfalls zum Ruhme gereicht. Das Bild aus Afrika, wo der Ueberfall einer Giraffe durch einen Löwen geschildert wird, ist so glühend und lebendig hingeworfen, daß man sich in den andern Welttheil versetzt glaubt. Das Gedicht: »Anno Domini« schildert auf eine großartige, feurig-beredte Art den Untergang der Erde, die am Schweif eines Kometen in die Vernichtung gerissen wird. Hier ist wahre Poesie, die das Herz ergreift und umstrickt!

Ein ganz eigenthümlicher, aber sehr anziehender Dichter ist Karl Mayer. Bekanntlich sind schon die meisten seiner Gedichte in einer Sammlung erschienen und haben überall großen Beifall gefunden. Er ist, wie es heißt, Uhland's vertrauter Freund. Dennoch trifft man von Uhland'scher Art Nichts, als etwa die edle Einfachheit an. Von der episch-chevaleresken Richtung ist hier keine Spur. Zu der beschreibenden Poesie gehören Mayer's Lieder. Er gibt lauter Naturbilder in kurzen, scharf aber lieblich hingeworfenen Zügen. Es sind fast durchaus nur Skizzen, und wegen der Unerschöpflichkeit der Erfindung in diesem Genre möchte man den Dichter mit dem großen Maler Boissieu vergleichen. Unläugbar hat jedes Bild Leben und Farbe, aber doch vermißt man häufig eine fleißigere Ausführung und eine geschlossene Kunstform. Wenn hierin noch Mayer zur Auszeichnung gelangte, so wäre er jedenfalls den Natursängern Thomson, Kleist und Haller vorzuziehen. Denn er thut es ihnen schon in der Konzentrirung der Gedanken zuvor, welche bei poetischen Landschaftsgemälden so sehr Noth thut. Denn es ist klar, daß die Poesie, da sie nie das Coexistirende wiedergeben kann, ihre Gemälde nie so weitschichtig anlegen darf, daß für die zusammenstellende Phantasie des Lesers der Sammlungspunkt verloren geht.

Unter den dießmaligen Proben verdienen den Preis die Lieder: »Am Ufer des Sees« (womit übrigens Lenau's »Schmetterling« zu vergleichen wäre), »die Raben im Mittel-

grunde«, »der alte Baum«, »neuer Anblick«, »der Ritter auf dem Brunnen«. Das Eine mag hier einen Platz finden:

Die Raben im Mittelgrunde.

Auch ein schwarzes Rabenchor
Steigt am See gedrängt empor.
Wie ihr Schwarz den Duft und Schnee
Jener Alpen fernt vom See.

Gewiß das affektvollste Bild in 4 Zeilen.

K. Simrock, ein Kenner der altdeutschen Kraftgesänge, weiß die Einfachheit dieser Vorbilder mit moderner, man könnte sagen Heine'scher, Grazie zu verbinden. Unter seinen 12 Liedern sind einzelne des besten Lobes werth, z. B.

Warum nit gar?

Du Mädchen bist aus Schwaben
Und hast ein Angesicht
Wie wenig Mädchen haben,
Das mir zur Seele spricht.

Mit holder Lieb' und Güte,
Der Unschuld im Geleit,
Bezwingst Du mein Gemüthe,
Du reine Schwabenmaid.

Du kannst so lieblich fragen
Dein stät: Warum nit gar?
Was Dir die Leute sagen,
Das wundert Dich fürwahr.

Ich muß mich doch besinnen,
Wie das zu nutzen ist:
Sie kann mir nicht entrinnen,
Zu fein ist ihr die List.

»Dein Herz, so frei von Ränken,
So redlich, treu und wahr,
O woll' es halt mir schenken!« —
Sie sprach: »Warum nit gar?« —

»Ich bin es auch zufrieden:
Schenk mir es ganz und gar;
So werden wir hienieden
Und dort ein selig Paar.« (Forts. folgt.)

Aus Wien.

K. K. Hoftheater nächst der Burg. Den 3. November zum erstenmale: Tasso's Tod, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Dr. E. Raupach.

Der Inhalt des Stückes besteht der Handlung nach in Folgendem: Torquato Tasso, einst der bewunderte, verwöhnte Liebling des Hofes zu Ferrara, hat sieben lange Jahre im Irrenhause geschmachtet. Da kehrt Ludovico von Este, des Herzogs Bruder, und des unglücklichen Tasso wahrer Freund, nach langer Abwesenheit zurück. Mit regem Eifer nimmt er sich des Gemißhandelten an, und ihm gelingt, was Leonore, die unschuldige aber mitwirkende Ursache an Tasso's Leiden, vergebens erfleht hatte; der Herzog nimmt seinen gewaltthätigen Spruch zurück und aus Ludovico's Händen empfängt Tasso das Geschenk der langentbehrten Freiheit wieder. In des Fürsten Hause wird ihm nun ein heiteres, freundliches Asyl bereitet; aber auch hier findet der ruhelose, in seinen innersten Tiefen zerstörte Geist nicht Befriedigung und Frieden; mit Schmerz sieht Ludovico seine edle Absicht nur halb erreicht. Das Auge der Liebe findet endlich den Ausweg aus dem traurigen Dunkel; die Anerkennung der Welt ist es, was dem verkannten Dichter bisher gefehlt hat, und diese will Leonore durch einen öffentlichen, feierlichen Akt der höchsten Huldigung, durch die Krönung auf dem Kapitole zu Rom, ihm verschaffen. Mit Freude geht Ludovico in den Plan der Schwester ein, Tasso, ohne jedoch von dem Vorhaben seiner Freunde etwas zu ahnen, ist leicht beredet, dem Fürsten nach der heiligen, ewigen Stadt zu folgen. Dorthin pilgert auch Leonore, theils um dem frommen Drange ihres Herzens zu genügen, das schon längst das Osterfest in der Glaubensstadt zu begehen dürstete, theils um ihren unglücklichen Freund mit der Welt versöhnt und durch sie verherrlicht zu sehen. Aber ihre Hoffnung sollte nicht erfüllt werden; Tasso, von jahrelangen Leiden langsam aufgezehrt, ist dem Grabe bereits verfallen; schon die Nachricht von dem bevorstehenden Triumphe wirft ihn nieder. Im Kloster zu St. Onofrio bringt er die letzten Tage zu, versöhnt mit allen seinen Feinden, selbst mit Antonio, in dem er stets den erbittertsten Gegner zu sehen glaubte. Hier, umgeben von den Freunden, die ihn im Leben gekannt und geliebt hatten, während sein Bild auf dem Kapitole gekrönt wird, neigt er das Haupt zur ewigen Ruhe, nachdem Leonore, die Abgesandtin eines höheren Herrn, ihm den Lorbeer der Unsterblichkeit gereicht, und seine letzten Augenblicke durch das Geständniß ihrer Liebe verklärt hatte.

Ein einziger vergleichender Blick auf die vorstehenden Zeilen und auf den Titel des Stückes wird dem Leser genügen, sich mit dem Elemente, in das der Dichter ihn versetzt hat, folglich auch mit den dramatischen Ansprüchen, die für ihn aus diesem Elemente hervorgehen, ein für allemal zu verständigen. Es ist ein alter, wohlbekannter Freund, der ihm hier entgegentritt, es ist derselbe, den er schon einmal auf seinem letzten Gange begleitet, dem er schon einmal die Thräne des Mitleids und der Bewunderung nachgeweint hat. Es ist Tasso, der Sänger des heiligen Grabes, den der größte aller deutschen Dichter, den Göthe zuerst in unsere Bühnenwelt einführte, es ist Tasso, den wir erst vor Kurzem in dem Liede unsers vaterländischen Sängers Zedlitz, durch seinen Kerker, wie durch seine Krone verherrlicht sahen. Denselben Kerker und dieselbe Krone hat nun auch Raupach in seinem heutigen Drama besungen, einem Werke, das nicht nur seines innern absoluten Werthes, sondern auch seines Verhältnisses wegen zu den beiden so eben berührten, unter die interessantesten Erscheinungen der heutigen Poesie gehört. Wenn wir zur näheren Beleuchtung desselben noch einmal auf das hoffentlich unvergessene Stück unsers Zedlitz zurückkommen, so wird man uns, dem Zwecke zu Gefallen, das Mittel nicht verargen und das um so weniger, da manches, was damals nur angedeutet zu werden brauchte, jetzt, wo es auf einen ausdrücklichen Gegensatz ankommt, bestimmter hervorgehoben werden muß. Es handelt sich hier nicht um eine Vergleichung des Werthes beider Stücke; über die Frage des Preises wird ein anderer Richter entscheiden, dessen Spruch unfehlbar und unwiderruflich ist; unsere Absicht ist lediglich, den Unterschied der Wege zu bezeichnen, auf welchem beide Dichter zu einem und demselben Ziele gelangten, ein Unterschied, der so groß, so innig in der Auffassung wie in der Ausführung bedingt ist, daß wir sogar die beiderseitige Aufgabe eine durchaus verschiedene, gesonderte nennen müssen. Daß jeder die seine auf seine Weise und so befriedigend löste, ist ein erfreulicher Fingerzeig auch für unsere Zeit, denn er bestätigt uns die alte Ueberzeugung, wie unbegränzt das Reich des Schönen seine Gastfreiheit übe, wie verträglich, mit sich selbst und mit der Welt verträglich, wahrhaft berufene Geister ihre getrennten Straßen ziehen können, um sich dereinst doch am lichten Ziele zu begegnen. Möchte Jeder, der Geisteswerke von so naher Verwandtschaft nach ihrem eigentlichen Wesen genießen will, in solchem Sinne des Friedens urtheilen und vergleichen; dann wird er erkennen, daß zwei Menschen recht wohl neben einander stehen, und doch beide für groß gelten können, ohne daß einer deßwegen auf des andern Schulter zu steigen braucht. (Schluß folgt.)

Theateranzeige.

Samstag, den 29. November. Romeo und Julie, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. (Gastrolle) Julie: Dem. Klara Hirschmann.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, № 203. 29. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Der Besuch. Von M. G. Saphir.

(Wiener Theaterztg.)

Zwei Schwestern, die mit zartem Herzenstriebe,
Von früher Kindheit an sich zugethan,
Mit selt'ner, schwärmerischer Schwesterliebe
Sich bildeten des Lebens heitern Plan;
Sie trennt der Tod, der mit gefräß'ger Lippe
So gern' des Lebens frische Blüthe nascht,
Der gerne mit der nimmer müden Hippe
Der Jugend süßen Spiele überrascht.
Der jüngsten Schwester zarte Knospenblüthe
Umfaßte schnell der Muttererde Staub,
Die Aelt're mit zerrißenem Gemüthe,
Sie blieb allein, der düstern Schwermuth Raub.
Und sieben Tage lang hat sie getrauert,
Und sieben Nächte lang hat sie geweint,
Von Schwermuth und vom stillen Schmerz durchschauert,
Blieb Ruh und Schlummer ihrem Aug' verneint.
Und in der siebenten der finstern Nächte,
In der ihr Bett mit Thränen sie begießt,
Sind losgethan des Sturmwinds wilde Mächte;
Der Wolken Regenschleuße sich ergießt;
Es rüttelt an des Fensters Eisengittern
Des Sturmes unsichtbare Riesenhand,
Der Donner rollt, daß alle Pfosten zittern,
Die Blitze schleudern ihren Fackelbrand,
In immer neuen schweren Regengüssen
Entleert die Wolke den geborst'nen Strom,
Und jeder neue Blitzstral zeugt zerrissen
Des finstern Himmels schwarz umhängten Dom.
Da öffnet sich die Thüre, und es schreitet
Die Schwester bleich herein im Sterbgewand,
Und nahet schwebend sich dem Bett, und breitet
Hin zu der Schwester ihre weiße Hand,
Und naht sich auch der Schwester Lagerstätte,
Und spricht mit geisterhaftem Ton zu ihr:
»O Schwester, kalt ist's drauß' in meinem Bette,
O rücke doch und theil' dein Bett mit mir.«
Erschrocken springt sie auf, und schnell verschwunden,
Zerflossen in der Luft war die Gestalt.
Sie hält es für ein Luftgespinnst der Stunden,
Das mitternächtlich schwarzes Blut umwallt,
Und in der zweiten Nacht zur selben Stunde
Steht ihre Schwester wiederum vor ihr,
Und lispelt mit dem todtenbleichen Munde:
»O Schwester theile doch dein Bett mit mir.
Mein Lager drauß' ist kalt und naß, mir beben
Die Glieder, ich kann draußen nicht mehr seyn.
O laß mich liegen an dein Herz voll Leben,
Laß Schwester mich ins Bett zu dir hinein!«
Sie spricht's, und faßt sie an, da jagt der Schrecken
Die Schlummernde von ihrem Lager auf,
Und wieder glaubt erwachend sie, es necken
Des Blutes Bilder sie im schwarzen Lauf.
Und in der dritten Nacht zur selben Stunde
Kommt wieder ihre Schwester, und die Hand
Hebt flehend sie, das Aug', das hohle, runde,
Nach ihrer Schwester lichtlos ausgespannt;
Und über ihr Gesicht fährt sie hernieder
Mit eis'ger Hand, und spricht ohn' Unterlaß:
»O Schwester mein, wie schauern mir die Glieder,
Mein enges Bett ist dumpf und kühl und naß,
O rück' zur Seit', daß ich bei dir erwarme,
O rücke Schwester schnell zur Seite dich!«
So fleht sie dumpf, und streckt die Knochenarme
Nach ihrer Schwester aus, so inniglich,
Und diese, angefaßt von Schreck und Grauen,
Entsetzt springt sie von ihrem Lager auf,
Und weint und betet fromm, bis an den blauen
Azur des Tages Wagen zieht herauf.
Dann sendet sie mit andachtsvollem Herzen
Um einen gottgeweihten Priestermann,
Und treten betend mit geweihten Kerzen,
Den Weg hinaus zum fernen Kirchhof an.
Und als sie kommen an des Grabes Stelle,
Bezeichnet von des Kreuzes Friedenstab,
Da sah'n sie von des Regens wilder Welle,
Durchwühlet und durchrissen ganz das Grab,
Vergebens suchen sie mit heil'gem Schauer
Die Todtenbahre, die die Leiche barg,
Und finden endlich an des Friedhofs Mauer
Dahingeschwemmt den frischen Todtensarg.
Und mit Gebet und andachtsvollen Zähren
Bestatten sie die Leiche wieder zu,
Und alle andre Nächte, sie gewähren
Der frommen Schwester ungestörte Ruh.

Ueber die Quelle der Bürger'schen Ballade: »Der Kaiser und der Abt«

von Julius Max Schottky.

Wenige Stunden südöstlich von Mailand entfernt, an der Straße nach Lodi, liegt der Ort Melegnano, sonst auch Me-

rignano genannt, von der Adda durchströmt und durch die Ueberreste einer alten Burg ausgezeichnet, welche das Lustschloß der mailändischen Fürsten Visconti war. Doch eine Versündigung an geschichtlicher Wahrheit ist es eigentlich, dieß Gebäude ein Lustschloß zu nennen, da es länger als ein halbes Jahrhundert hindurch nur für den Sitz des Schreckens galt, für die Höhle des blutgierigen Tigers, des kaltherzigen Henkers zitternder Bürger; aus dem einfachen Grunde, weil eben das Geschlecht der Visconti hier den Sommer zu verleben pflegte, der durch sie für all' ihre Unterthanen zum grönländischen Winter umgeschaffen wurde.

Binnen weniger als sechzig Jahren sah sich das Haus Visconti von einfachen Nobili's zu so mächtigen Fürsten geworden, daß ihm 35 Städte, man kann sagen mit Leib, Hab' und Gut gehörten, und darunter gerade die einflußreichsten des nördlichen Italiens; daß es nach Szepter und Königsmantel griff, und sowohl die Herzoge von Savoyen als auch die Könige von England und Frankreich zu seinen Blutsverwandten zählte. Blut mußte während des — frommen, gemüthlichen Mittelalters allerdings fließen und zwar in Strömen, um binnen so kurzer Zeit zu solch glänzenden Erfolgen zu gelangen. Das Haus Visconti führte die Viper daher ganz entsprechend in seinem Wappenschilde und der Bischof von Novara hatte weniger in lobender als in tadelnder Beziehung Recht, wenn er bei Giovanni Galeazzo Visconti's Leichenfeier im Jahre 1402 fortwährend von den Thaten des Vipernhauses (domus Viperalis) sprach.

Wie es aber mit dem Glück der Visconti wirklich beschaffen war, mögen nachstehende Andeutungen beweisen: Mattheus I. starb aus Verdruß über die päpstlichen Interdikte und Bannflüche; Galeazzo I, sein Sohn, endete an lange Zeit hindurch erduldeten Kerkerqualen; Stefano sowohl als Luchino wurden vergiftet, der letztere durch seine Frau; Marcus ward zum Fenster hinabgestürzt und Mattheus II. von den eigenen Brüdern gewaltsam getödtet; Bernabo, der eigentliche Held dieser Mittheilung, hauchte seinen Geist in den Kerkern von Trezzo aus; Johann Maria endete durch Ermordung und Filippo Maria ließ seine unschuldige Gemalin im Schloß Binasco enthaupten. — Dieß ist der einfache summarische Katalog; wer die Einzelnheiten zergliedern wollte, würde wenigstens bei sechs dieser Herrschern gleichsam nur aus den Registern eines Freiknechts abzuschreiben scheinen. Ich überlasse Anderen dieß Geschäft, will aber doch einen Augenblick bei Bernabo Visconti verweilen, einen der kräftigsten und malerischesten, aber zugleich auch der wildesten Charaktere jener Tage, so reich an den grellsten Gegensätzen und Widersprüchen aller Art.

Während Petrarka, der Sänger süßer Liebesklagen, in Mailand den Wissenschaften huldigte, lebte Mailands Fürst Bernabo wenige Stunden davon auf dem Schloß Melegnano der Jagdlust, seine 5000 Hunde ringsumher bei Bürger und Landmann als oft Unheil bringende Kostgänger vertheilend, Verderben bringend im buchstäblichsten Sinne des Wortes, weil bei der alle vierzehn Tage entweder zu Mailand oder Melegnano erfolgten Hundebeschau diese Bestien willkürlich bald für zu mager, bald für zu fett erklärt wurden, um nur von ihren erzwungenen Pflegern große Strafgelder zu erpressen. Einer solchen Visconti'schen Hundegeschichte verdankt Bürger's herrliche Ballade »der Kaiser und der Abt« ihre Entstehung; und da es wenig bekannt zu seyn scheint, so möge man den Beweis in der Sammlung jener 258 Novellen nachlesen, welche der Florentiner Franco Sacchetti verfaßte. Dieser Novellist wurde um das Jahr 1335 aus einer der erlauchtesten und ältesten Familien geboren, verwaltete in seiner Vaterstadt wichtige Aemter und verlor in den Kriegen gegen Gian Galeazzo Visconti einen Theil seines Vermögens. Als Zeitgenosse konnte er nach treuen Berichten schreiben, und se[in] Novellenbuch ist in mehr als einer Beziehung mehr werth a[ls] manche Chronik, obwohl ebenfalls in chronikenartigen, ziemlic[h] rauhen Style abgefaßt, den ich auch in nachstehender Ueber-setzung nicht zu mildern suchte, um die alten Lokalfarben treue[r] wiederzugeben:

»Messer Bernabo, Herr von Mailand, befiehlt einem Abte, ihn über vier unmögliche Dinge auf-zuklären; ein Müller, gekleidet in die Gewände des Abtes, thut es an seiner Statt; dieser bleib[t] Abt und der Abt wird Müller.

»Messer Bernabo, Herr von Mailand, dem ein Müller mit schönen Vernunftgründen zu antworten verstand, beschenkte ihn mit großen Gütern. Dieser Herr war zu seinen Zeiten mehr als ein anderer Herr gefürchtet; und obgleich er sich grausam zeigte, so hatte er in seiner Grausamkeit doch zugleich einen großen Theil Gerechtigkeit. Zu den zahlreichen Fällen, die sich mit ihm ereigneten, gehört auch folgender, wie er einen reichen Abt, der zwei ihm anvertraute fürstliche Doggen so schlecht pflegen ließ, daß sie räudig wurden, zu einer Strafe von vier Goldgulden verurtheilte. Deßhalb begann der Abt um Barmherzigkeit zu bitten; der Herr aber gab ihm zur Antwort: Wenn Du mir vier Sachen klar machst, so will ich Dir gänzlich verzeihen, und diese Sachen sind folgende: ich will, daß Du mir sagst, wie weit es von hier zum Himmel sey? wie viel Wasser das Meer habe? was man in der Hölle treibe? und was meine Person werth sey? Kaum hatte dieß der Abt gehört, so fing er an zu seufzen, er schien aus dem Regen in die Traufe gekommen; um aber den Zorn des Fürsten zu beschwichtigen und Zeit zu gewinnen, bat er, ihm eine Frist anzuberaumen, wann er solche hohe Dinge zu beantworten habe? Der Herr sprach: Gleich den folgenden Tag! und mit diesen Worten beurlaubte er ihn, um sicher von dannen zu ziehen. Der Abt ging in Gedanken versunken und ganz melancholisch heim in seine Abtei, schnaubend wie ein Pferd, das sich vor irgend etwas scheut; auf dem Wege begegnete ihm sein Müller, der, ihn so betrübt sehend, also begann: Herr, was fehlt Euch, was geht Euch so zu Herzen?« u. s. w.

(Nun geht es so fort, ganz wie es Bürger in seiner Ballade erzählt; den nächsten Morgen erscheint der verkleidete und vermummte Müller, die Hand vor das Gesicht haltend, bei dem Fürsten und beginnt:

»Ihr fragt mich, wie weit es von der Erde zum Himmel sey? Alles wohl erwogen, fand ich 36,450,072 und eine halbe Meile und 22 Schritt!« Da sagte der Herr: »Du hast das haarklein gesehen, aber wie beweis't du es?» Er antwortete: »Laßt es ausmessen, und findet Ihr's anders, so laßt mich bei der Kehle aufhängen. — Zweitens fragt Ihr, wie viel es Wasser im Meere gäbe? Das zu entdecken hat mich harte Müh' gekostet, weil es eine Sache ist, die nicht fest steht und immer neues Wasser zuströmt; aber zuletzt hab' ich doch gefunden, daß im Meere 25,982 Millionen Tonnen, 7 Juber, 12 Krüge und 2 Becher sich vorfinden!« Da sprach der Herr: »Wie sagst Du:« Jener antwortete! »Ich habe gesehen, so gut ich konnte: glaubt Ihr's nicht, so laßt Scheffel kommen und meßt es aus; findet Ihr's nicht wie ich behaupte, so laßt mich viertheilen! — Drittens wollt Ihr wissen, wie's in der Hölle zugeht? In der Hölle schneidet, viertheilt, zerreißt und henkt man mich nicht mehr und nicht weniger, als wie Ihr es hier thut!« (In inferno si taglia, si spuarta, arraffia e impicca, nè più nè meno come fate qui voi).« »Was hast Du dafür für einen Grund?« Jener antwortete: »Ich schwatzte mit einem, der dort gewesen ist, und von dem auch der Florentiner Dante Alles gehört hat, was er von der Hölle erzählt; aber der gute Mann ist gestorben; wollt Ihr's nicht glauben, so schickt nach

ihm! — Viertens fragt Ihr, was Eure Person werth sey; und ich sage, daß sie 29 Silberlinge gilt.« Als Messer Bernabo dieß hörte, wurde er ganz wüthig und schrie: »Hundesohn! daß Dich der Ritten schänd! (Mo ti nasca il vermocan!) bin ich so wenig, daß ich nicht mehr als ein Scherben gelte!« Jener antwortete, doch nicht ohne große Furcht: »Signor, hört den Grund: Ihr wißt, daß unser Herr Jesus Christus um dreißig Silberlinge verkauft wurde, daher glaube ich, daß Ihr um einen Silberling weniger gelten mögt!« — Als der Herr solches hörte, bildete er sich sehr wohl ein, daß dieß der Abt nicht seyn könne, betrachtete ihn genau, und da er ihm weit klüger als der Abt vorkam, rief er: »Du bist nicht der Abt!« Jedermann kann sich die Furcht des Müllers denken; er fiel auf die Knie und bat mit aufgehobenen Händen um Gnade; er erzählte, wie er nur der Müller des Abtes wäre und wie Alles zugegangen. Da sprach zu ihm Messer Bernabo: »Da jener Dich einmal selbst zum Abt gemacht hat, so sollst Du's in Gottes Namen bleiben, ich will Dich als solchen bestätigen und von diesem Augenblick an bist Du Abt und der Andere ist Müller; Du nimmst die Einkünfte der Abtei und Jener die der Mühle!« Und so geschah's und blieb es auch, so lange der Fürst lebte.«

Dichterheerschau.

Von L. von Jagemann.

Bei Gelegenheit des deutschen Musenalmanachs für 1835, herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab.

(Fortsetzung.)

Ein schönes Lied ist auch: »Bevay«; heiter, naturfreundlich lacht es den Leser an. Die Lieder; »auf dem Gotthart« und »die Tyrannen« verrathen biedern Vaterlandssinn, was bei Simrock um so mehr Achtung verdient, da er gerade als Dichter schon die mißlichsten Erfahrungen machen mußte. Ein neuer Ausdruck ist: »Herz, du hast nicht viel gekräusert«; im leichtern Style mag er als sehr bezeichnend erlaubt seyn.

Auch vier unserer älteren Dichter haben sich hier vernehmen lassen: Fouqué, Streckfuß, Arndt, Seidl.

»Am Gründonnerstag« heißt das Gedicht von Fouqué. Schon der Anfang:

»Wo Liebe lebt und Ehre,
Da lebt auch Poesie,«

ist das Wahrzeichen dieses Ritterdichters. Erkennt man aber auch die edle markige Sprache, wie sich gebührt, als ein schönes Verdienst an, so kann man doch unmöglich den Gedankengang dieses Gedichts als gerechtfertigt erkennen. Soll Liebe, oder Ehre, oder Poesie der Sporn zur Andacht seyn, oder gilt gar Poesie und Religion dem Dichter gleich? Die Blüthezeit Fouqué's fällt eben auch in jene mystisch-romantische Periode, die man nun nicht mehr gewohnt ist. Klar und einfach, aber um so gedankentiefer ist die jetzige Schule, doch sey immer Dank und Ehre dem Sänger des »Zauberrings«, worüber man das geistreiche Urtheil des H. Voß (in den Briefen Heft II. S. 29. 36.) vergleichen mag.

Streckfuß ist immer noch der alte gediegene Meister. Die Gnome Nr. 2 ist trefflich und man möchte sie fast für ein Werk Schillers ansehen. Es heißt darin u. A.

»Willkür ist Dir versagt im Schauen, im Lieben, im Glauben,
Spiegel nur bist Du dabei, Spiegel des äußeren Bilds.«

Leider sind es der Gabe n nur sehr wenige.

Arndt stammt auch aus jener modedeutschen Zeit, die, bei vielem guten Willen und thatkräftigem Streben, manche Aeußerlichkeiten ins Wesen der Sache zog, welche nur eine umgekehrte, komische Wirkung hervorbringen können. Hier in Gedichten ist es eine gewisse affecktirte Derbheit, welche oft ausgeartet zu nennen ist. Man vergl. die Balladen: »Albrecht Beiling«. Wie kann man folgende Ausdrücke für poetisch ansehen: »ein wildes Kriegsgemangel« (wohl statt Gemenge), »durch wälsche List bezundert«, »es ruft der Stundenklinger« (Wer ist dieß? — etwa der Thurmwächter?) »Einen treffe die Harpune, Albrecht Beiling heißt der Waal (doch nicht statt Wallfisch?); also raunts des Herzens Rune (?) in der Brust geheimsten Saal«, »daß er sich bereifen kann« (statt reif machen, vorbereiten!), »auf den Mühlenwarf gegraben« — ? Dann im zweiten: »Jugend und Alter« ist die Vergleichung des sehnsüchtigen Dichters mit einem »Jagdhund auf der Fährte« im höchsten Grade unedel.

Uebrigens ist auch dieser Dichter durch seine kräftige Individualität immer eine interessante Erscheinung.

Von Seidl ist unter zwei Beiträgen der Eine vorzüglich sinnreich und tief. Nämlich:

Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelassen ist die Lust,
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Brust an Brust.

Zauberische Melodieen
Schmeicheln sich ins Herz hinein;
Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebsten Grame seyn.

Und die Lüfte selbst ermatten,
Fenster werden aufgethan;
Und die müden abzulösen,
Wogen frische, lüstern, an.

Und in kühler Fensterecke
Stand ich, ein Vergeßner, da;
Ernst genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich sah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein;
Und, als schmelzende Begleitung,
Tönt ein Glöckchen, silbern, drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah' die Spieler irr;
Wie erfaßt von Zaubertaumel,
Wogt das brausende Gewirr. —

Jetzt verstummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöckchen klang noch lang
Denn es war das Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenster klang.

Die Idee: das Leben ist ein Tanz in den Tod hinein, kann nicht mit mehr Verstand und Gefühl aufgefaßt werden, als es hier geschah. Ueberhaupt hat Seidl nebst Marsano und Scherer von den jetzigen österreichischen Dichtern das meiste poetische Talent. Dennoch findet sich in seinen gesammelten Liedern viel Mattes und Ammenhaftes, d. h. geschwätzige Breite, welches beweis't, daß der Dichter nicht eben so viel Geschmack als Talent hat. Selbst in diesem Almanach gehört das andere Gedicht: »zweite Liebe« wieder in diese Kategorie.

Vorzugsweise bleiben noch zu nennen übrig: Schenk, Gaudy, Graf A. von Würtemberg und Reinick.

Neun Lieder von E. von Schenk (welche wohl mit Unrecht Epoden genannt sind, da hierzu eine kunstreichere Metrik erforderlich wäre) zeichnen sich wie gewohnt durch eine reine, fließende Sprache aus. Die Klagen über politische Anfeindung und prosaischen Geschäftsdrang in Nro. 1. 6. 8. 9. machen aber eine ungünstige Wirkung. Für die Lyrik ist es gleichviel, ob der Dichter Minister oder Regierungsdirektor sey. Denn nicht der Staatsdiener, nur der Mensch macht Gedichte. Ferner scheinen unrichtige Gefühle ausgedrückt in Nro. 2. 5. Im Ersten heißt es, man solle sich nicht nach der Kindheit zurücksehnen, weil sie — keine Sorgen und Schmerzen habe; im Zweiten aber, der Dichtungsdrang entstehe nicht im Besitze, sondern in der Entbehrung der Geliebten. Dieser Satz würde dahin führen, daß man bloß noch melancholische Liebeslieder zu lesen bekäme; was kann aber poetischer seyn, als frohe Gegenwart des Liebesglücks? — Trefflich ist jedoch das Lied Nro. 7. Mann könnte es Dichterandacht nennen. Die erhabenste Begeisterung durchströmt den Sänger, indem er eine großartige Natur durchwandelt; er fühlt, wie seine Stimme in dem mächtigen Universum verhallt. Nur nähert sich das Gedicht zu sehr Klopstock's: Frühlingsfeier, z. B. »der Himmel, worin, ein Tropfen nur im Ozean, die Sonne schwimmt.«

Eine ächt orientalische Fabel erzählt Fr. von Gaudy. Es ist die Sage vom Buonaberdi (Bonaparte), der nach Egypten einen Kriegszug machte, um ein schönes Mädchen, das ihm der Bey nicht freiwillig überlassen will, zu erobern. Viel südliche Glut und Ueppigkeit bewegt sich in diesem Gedichte und es ist Geschmack in der reichen Szenerie; besonders anmuthig ist Oariga's Aufenthalt geschildert (S. 115 — 17). Auch hier glaubt man, wie bei Freiligrath (s. oben), der Dichter müsse schon jene Wunderwelt gesehen haben. Die einzige Sonderbarkeit ist die Anwendung der 8füßigen Trochäen, die Platen in Aufnahme zu bringen suchte. Solche lange Verse sind nicht übersichtlich genug und kommen dem Leser oft unwillkürlich schleppend vor. Es läßt sich, bei der doch immer nothwendigen Cäsur nach dem vierten Fuße, gar kein plausibler Grund denken, warum man nicht statt z. B.

Vor dem luft'gen Zelte lodert spärlich nur genährte Flamme,

eben so wohl in zwei Zeilen sagen kann:

Vor dem luft'gen Zelte lodert
Spärlich nur genährte Flamme.

Dieß gehört aber wieder zu den Moden, und man muß daher geduldig warten, bis die Saison vorbei ist. Uebrigens ist es der Mühe werth, auf die kürzlich erschienenen Gedichte Gaudy's unter dem Titel: »Korallen« aufmerksam zu machen.

»Sultan Alb Arslan« von Graf v. Würtemberg ist eine recht kernhafte Ballade; die Charaktere ergreifen durch ihre Wahrheit. Schade, daß von diesem Dichter nicht mehr Proben gegeben sind; die vorliegende berechtigt zu schönen Erwartungen. Das gemüthvolle Schwaben ist eben das Dichterland. Hier weisen alle Stände poetische Individualitäten auf.

(Schluß folgt.)

Aus Wien.

(Fortsetzung.)

Als Zedlitz sein Stück: »Kerker und Krone« dichtete, da kam es ihm nicht in den Sinn, eine Fortsetzung des Göthe'schen Drama's schreiben zu wollen, und die dort angesponnenen individuellen Verhältnisse bis zu dem Tode des Dichters fortzuführen. Seine Absicht war eine andere, eine allgemeinere; sein Tasso sollte nicht ein bestimmter historischer Charakter, sondern der Repräsentant der Poesie überhaupt seyn, in Tasso's Schicksal sollte sich das Schicksal der Poesie im Allgemeinen, ihr feindseliger Gegensatz im Leben und zum Leben, aber auch ihre endliche Verklärung und Verherrlichung über das Leben abspiegeln. Darum nahm der Dichter von dem geschichtlichen Tasso, von seinem individuellen Charakter, wie von seinen Verhältnissen zu dem Hofe von Ferrara, nur so viel in sein Gebilde herüber, als unumgänglich nothwendig war, um die Wahl des Namens und des Stoffes, die ihm gleichsam nur zufällig zur Veranschaulichung seiner Absicht tauglich erschienen waren, zu rechtfertigen. Darum ließ er auch die Personen des Göthe'schen Stückes, den Herzog, Antonio, selbst die Prinzessin, zwar nicht ganz aus dem Spiele, doch augenscheinlich in den Hintergrund treten, eben weil er sie zur Durchführung seiner Idee und seines Zweckes nicht mehr brauchte. Sein Tasso war ein anderer, neuer, selbstgeschaffener, dieser bedurfte auch anderer, neuerfundener Umgebungen, und er fand sie in der uns Allen unvergeßlichen Angiolettá, auf seiner Wanderung in die Heimat, in seiner Schwester Cornelia, in dem Fürsten Aldobrandini. Selbst die Liebe zur Prinzessin, die den Wendepunkt seiner Schicksale bildet, dämmert nur als eine erhebende Erinnerung aus der Vergangenheit in das neue Leben hinüber, und gesellt sich tröstend, aber nicht vorherrschend, zu den andern Liebesstralen, die seine Erdennacht erhellen. Dem geschichtlichen, dem Göthe'schen Tasso konnte eine Angioletta nicht Ersatz bieten für das verlorene Liebesglück; diesen Tasso durfte, mußte sie lieben, und dieser konnte auch in ihrer Hingebung für ihn Trost und Freude finden. — Eine ganz andere Absicht hatte, eine ganz andere Aufgabe stellte sich Raupach in seinem heutigen Werke. Ihm war es recht eigentlich darum zu thun, eine Fortsetzung des Göthe'schen Drama's zu schreiben, und den Torquato Tasso aus Sorrent, weniger in seiner allgemeinen Eigenschaft als Dichter, sondern mehr als geschichtlichen Charakter, als Individuum, als Theilnehmer an den Verhältnissen des Hofes zu Ferrara, bis zu dem letzten großen Momente seines Lebens darzustellen. Die Operation des Dichtervermögens ist eine doppelte, je nachdem ihr Zweck ein verschiedener ist: sie kann das Individuelle verallgemeinern, wie dieß im Zedlitz'schen Tasso der Fall war; sie kann das Allgemeine individualisiren, wie wir es hier im Raupach'schen vor Augen haben. Beide Wege treffen endlich in Einem Zielpunkte zusammen, in der Veranschaulichung des inneren, wahrhaftigen Lebens. Diesem seinem Zwecke nun hat Raupach mit einer Strenge, mit einer Konsequenz und einer Tiefe nachgestrebt, welche die ungetheilteste Bewunderung verdienen, und welche sein Werk, in Beziehung auf poetische Innerlichkeit, auf Lebensweisheit und Seelenerkenntniß, hoch über seine früheren Erzeugnisse, selbst über die gelungensten, stellen. Daß es an äußerer theatralischer Wirksamkeit sich nicht seinen bisherigen Stücken anreihen wurde, das wußte der erprobte Kenner in solchen Dingen gewiß, noch ehe er an die Arbeit ging, und es bedarf gerade keiner dramaturgischen Analyse, um die Sprödigkeit, die Unbezwinglichkeit dieses Stoffes für ein Theaterstück, das der Menge gefallen soll, nachzuweisen. Aber es liegt etwas Schönes, etwas Großes in dieser dramatischen Resignation, es zeugt von einem unerschöpflichen Reichthum an Gedanken und Empfindungen, der äußern Wirkung freiwillig sich zu begeben, nur um den übervollen Schatz des Innern zum Lichte zu fördern. Als Muster für die dramatische Kunst lassen sich solche Stücke freilich nicht aufstellen, da sie bei allen Einräumungen immer nur für Ausnahmen gelten können; aber ehren wollen wir, zumal in unserer Zeit der künstlerischen Verflachung, hoch ehren wollen wir jenes heilige Feuer der Begeisterung, das hier eine scheinbar lebensunfähige Form zu so reichem geistigen Leben erwärmte und so ein Dichterwerk hervorrief, das Gegenwart und Zukunft zu den edelsten Früchten deutscher Poesie rechnen müssen. Das Stück schließt sich, wie es seine Bestimmung war, so auch in seiner äußern Form dem großen Vorbilde unsers Göthe an. Beiden gemäß sind der Gang der Handlung, die Zeichnung des Helden und die übrigen Personen des Stückes gehalten. Tasso selbst ist in ununterbrochener Verbindung mit den Gliedern des Hofes zu Ferrara, sein Verhältniß zu ihnen dauert und wirkt fort bis zu seinem letzten Athemzuge; daher bleibt also auch der Grundaccord seiner Seele, das Hauptmotiv seines Schicksals, die Liebe zu Leonoren, in gleicher steter Wirksamkeit.

(Schluß folgt.)

Theateranzeige.

Samstag, den 29. November. Romeo und Julie, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. (Gastrolle) Julie: Dem. Klara Hirschmann.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — i. V. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. – Drucker: Barthel.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 204. 30. November 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Proben.

Der Graf von Oldagner bekleidete unter der Regierung Philipp's V. die Würde eines Vizekönigs von Mexiko. Nach einem länger als zwanzigjährigen Aufenthalte in der neuen Welt entschloß er sich endlich zur Rückkehr nach Spanien. Doch da sich Oldagner nicht nur als ein treuer Unterthan, sondern auch als ein eben so geschickter, wie erleuchteter Administrator bewährt hatte, so beeilte sich der Monarch nicht eben sehr, in dessen Entlassungsgesuch zu willigen; inzwischen gelang es seinen Freunden am Hofe demohngeachtet, die anderweitige Uebertragung der vizeköniglichen Würde zu bewerkstelligen und die Entlassung des Grafen beim Könige durchzusetzen. So kehrte nun Oldagner außerordentlich bereichert in sein Vaterland zurück, wählte hier einen herrlichen Wohnsitz in dem Königreiche Valenzia zu seinem Asyle und widmete die ersten Mußestunden seines Lebens der Erziehung seiner Tochter Eleonore.

Eleonore zählte damals fünfzehn Sommer; ihr seelenvolles Auge, aus dem hoher Adel und Sanftmuth leuchtete, ihre schöngeformte Gesichtsbildung, deren jugendlich-heiterer Ausdruck durch einen leichten Anhauch von düsterer Melancholie und sinnigem Ernste umschleiert ward, ihre hochgewachsene leicht dahinschwebende Nymphengestalt verfehlten nicht, die verwunderten Blicke aller Kavaliere der Provinz auf sich zu ziehen. Jedermann entfuhr unwillkürlich bei ihrer lieblichen Erscheinung der staunende Ausruf: Ach! wie schön ist sie! wobei ihre Anbeter, sobald deren mit verlangender Sehnsucht auf diesem Ideale der Schönheit ruhende Blicke auf ihren mit den seltensten Perlen geschmückten Busen herabglitten, ihnen der blendende Glanz der kostbaren in den rabenschwarzen Haaren blitzenden Diamanten in die Augen fiel und sie den reichen Juwelenschmuck an ihrer prachtvollen Kleidung gewahr wurden, nicht umhin konnten, den Zusatz der Bewunderung hinzuzufügen: Ach! und wie reich ist sie! Eleonorens gefeierter Name, der einzigen Tochter des Vizekönigs von Mexiko, lebte damals in Aller Munde, und ihr Hof war der Sammelplatz des ehrgeizigsten und vornehmsten jungen Adels im ganzen Königreiche Spanien.

Demohngeachtet sah der Graf, welchem der frühzeitige Tod einer theuern Gattin die traurigsten Erinnerungen im wunden Herzen zurückgelassen hatte, nur mit bekümmerter Besorgniß die seiner Tochter dargebrachte huldigende Verehrung, welche ihm als die Eingebung des eigennützigen Interesse nur allzu klar einleuchtete. Er wollte lediglich ihr Glück, ihr Wohl, und sein väterliches Herz konnte sich bei dem Anblicke dieser jungen Bewerber, welche schon frühzeitig in der verderbten Umgebung der Höfe sich in der Verstellung geübt, hinter eine täuschende Maske ihre Laster und Fehler zu verbergen, und im Innern den heiligsten und achtungswerthesten Gefühlen zu spotten gelernt hatten, während sie öffentlich die reinsten Grundsätze der Tugend zur Schau trugen, nicht eines geheimen Schauders erwehren, der ihn um das Glück seiner Tochter zittern machte.

So geschah es, daß der Graf Oldagner eines Tages, als er sich eben dem träumerischen Nachdenken dieser zukünftigen Besorgniß überlassen hatte, seinen Intendanten, Miguel de la Sebrera, zu sich rufen ließ. Dieser Miguel de la Sebrera war der Sohn eines Barbiers aus Madrid. Wie alle Kastilianer, so gab auch er sich für von Adel aus und ermangelte niemals, bei Erwähnung des Namens seines Vaters ihm das den Adel bezeichnende Don vorzusetzen. Aber abgesehen von dieser lächerlichen Schwäche war Miguel übrigens ein Mann von Verstand, dessen Rathschläge keineswegs zu verwerfen waren, überdieß rechtschaffen und ganz dem Interesse seines Herrn ergeben, so daß er in Anerkennung seiner, so selten vereint angetroffenen Eigenschaften in dem gräflichen Hause mehr als Freund wie Diener betrachtet wurde: »Miguel,« sprach zu ihm der Graf, »das künftige Schicksal meiner Tochter, die Begründung ihres Glückes verursacht mir heute mehr als je betrübenden Kummer und Unruhe; drei Partien, und zwar drei glänzende Partien bieten sich jetzt meiner Eleonore dar. Allein ohngeachtet all des Guten und Schönen, was man von diesen edlen Kavalieren rühmt, muß ich Dir doch gestehen, daß ich in peinlicher Verlegenheit in Betreff der Wahl bin. Die erste Partie ist Don Alvar de Caceres, der Neffe des Herzogs von Medina; die zweite ist der Sohn des Premierministers Marquis de Santa-Cruz; die dritte ist ein Ritter von Alkantara, dessen Vater, Don Manuel des Ortilz, kürzlich zum Admiral ernannt wurde und Aussichten auf die Gouverneurstelle von Mahon hat; stehe mir also mit Deinem Rathe bei, Du weißt, daß all mein Dichten und Trachten auf das Glück meiner geliebten Tochter gerichtet ist. Gib Dir Mühe, ein Mittel zu erdenken, das mich in den Stand setzt, in eigener Person diese drei Kavalliere zu erforschen und zu beurtheilen. Denn diesen Engel an Sanftmuth und Reinheit mit einem Manne vereint zu sehen, der dieser Tugenden nicht würdig wäre und sie nicht zu schätzen wüßte, das würde ein Nagel zu meinem Sarge seyn.«

Miguel sann einen Augenblick über die Rede seines Herrn nach. »Ich wüßte wohl ein Mittel, Ihro Gnaden,« hub er endlich an, »um uns über die geheimsten und verborgensten Handlungen des Don Alvar, des Marquis de Santa-Cruz und des Ritters von Alkantara Kunde zu verschaffen. Zwar ist es bizarr, seltsam, lächerlich vielleicht, aber dessenohngeachtet wenigstens nach meiner Ansicht ein vortreffliches, das uns zum gewünschten Zwecke eines Resultates führt. Sie wissen eben so gut als ich, daß die Affen mit eben so viel Genauigkeit als Scharfsinn Alles, was sie Andere verrichten und angeben sehen, nachahmen, und Sie besitzen überdieß einen solchen, der eben so listig und klug als ein Doktor von Salamanka ist. Bedingen Sie sich die zehntägige Aufnahme Ihres Affen bei jedem der Bewerber aus. Unsere Kavaliere werden

es wohl bleiben lassen, Ihre Absicht und den Zweck, den Sie dabei haben, zu errathen. Der Affe wird Ihnen der Spiegel des Archimedes seyn; nicht nur wird er die Stellung der Feinde auskundschaften und uns hinterbringen, sondern diese uns auch durch die Mittheilung ihrer häuslichen Gewohnheiten so darstellen, wie sie ihres Stolzes und all des Flitterstaates entäußert, womit sie in der Welt Parade machen, im Kreise der Ihrigen sich bewegen.«

Der Graf von Oldagner konnte sich über dieses neue und sonderbare Mittel, die Menschen kennen zu lernen, des Lachens nicht enthalten. Er beauftragte Miguel, Alles zur Bewerkstelligung seines Vorhabens in Bereitschaft zu halten, und begab sich auf der Stelle zu seiner theuern Eleonore, welche er diessmal mit einer weniger kummervollen und unwölkten Stirn als gewöhnlich empfing.

Unterdessen verlor der Intendant Don Miguel keine Zeit, den Gaspardo, so hieß der Affe, so gut als möglich heraus zu staffiren, um ihn bei dem Neffen des Herzogs von Medina, welcher junge Herr bei diesen anzustellenden Proben den Anfang machen sollte, einführen zu können. Don Miguel ließ den Affen von Kopf bis zu Fuß in rothen Sammet kleiden, und ein wallonischer Hut vollendete dessen vollkommen unkenntliche Metamorphose, denn nichts verändert Affen eben so gut wie Menschen mehr, als dieß blitzende Flitterwerk, woran gewisse moderne Völker die Namen Tugend und Ehre knüpfen. Als Alles so vorbereitet war, wurde Don Alvar de Caceres der Besuch seines neuen Tischgenossen angemeldet, man stieg in den Wagen und der Affe ward in den antiken Palast der Herzöge von Medina eingeführt. (Schluß folgt.)

Karoline Lindner.

(Aus: »Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835. Herausgegeben von Dr. E. Beurmann. Mit fünf Portraits. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.)

Ein Almanach ist gewöhnlich Kind und Raub der Gegenwart, in welcher er erscheint, und nur selten tauchen aus seinem flüchtigen Elemente Blüten eines sorgsam gepflegten Keimes empor. Die Theateralmanache, die seit einigen Jahren in Frankfurt erschienen sind, bewährten diese Erfahrung: es waren Ephemeriden, die nicht einmal das Leben eines Tages verdienten. Auf eine würdige Weise zeichnet sich dagegen der vorgenannte Almanach aus; er ist nicht nur für Direktionen und Schauspieler ein nicht unkräftiger Leitfaden in den Irrgewinden, aus welchen sich gegenwärtig die dramatische Muse ohne einen ariadnischen Knäuel nicht zu befreien vermag, sondern er bietet auch denjenigen Kunstfreunden, die nicht belehrt seyn wollen, wenn sie nicht dabei Unterhaltung finden, eine reichliche Ausbeute. In einer Zeit, wo das Denken halb und halb aus der Mode gekommen ist, muß übrigens Alles erwünscht und nützlich seyn, was wieder dazu reizt und gleichsam nöthigt; in einer Zeit, wo die Riesenschritte vom Zenith abwärts immer mehr und mehr sichtbar werden, wo Schule an Schule sich reibend, nicht ein großes Ideales hervorbringt, sondern nur zu geistarmer Manier hinleitet, wo die Seele der göttlichen Kunst diesem Leben zu entschwinden droht, um dem Prachtstücke der Form Raum zu geben, — im Strome, der Alles überstrudelt und verschlingen will, ist auch ein Strohhalm dem Sinkenden oft wenigstens noch ein willkommener Schein der Rettung! — Von einem der fünf Künstlerporträts, welche dem Almanach des Herrn Beurmann beigegeben sind, soll hier unsern Lesern eine Kopie mitgetheilt werden, welche die Aufschrift benennet.

Schuster.

Ich will meine biographische Skizze über diese Künstlerin nicht bei dem Alpha der gewöhnlichen Biographie, dem Geburtstage und dem Geburtsjahre, anfangen. Man kann glauben, solches geschehe aus den besonderen einer Dame schuldigen Rücksichten, die uns die Nachfrage nach ihrem Alter nicht gestatten. Indeß man wird sich wenigstens in dem vorliegenden Falle irren: als Dramaturg hätte ich sicherlich die Konvenienz des gewöhnlichen Lebens bei Seite gesetzt, wenn ich anders eingesehen hätte, irgend etwas Ersprießliches für die Kunstbeurtheilung der betreffenden Schauspielerin aus den Details ihres Privatlebens schöpfen zu können. Zudem steht Karoline Lindner einestheils in dem Junimonat ihres physischen Lebens, im Sommeranfang, wo eine jede Dame noch gern ihr Alter bekennt; anderntheils ist gerade diese Künstlerin vor allen Andern weit von persönlicher Eitelkeit entfernt. Hat doch die Kunst bei dem ersten Gastspiele derselben in Berlin, gleich nach der liebreizumhüllten Neumann, zur Genüge dargethan; daß auch geistige Schöne den Sieg erringen könne.

Die Eltern der Lindner waren Schauspieler. Sie ist im Theaterleben großgezogen, und hat — wie sie mich selbst versichert — den Druck des äußeren Lebens zur Gnüge empfunden. Mit Mangel mannigfacher Art hatte die Künstlerin zu kämpfen, und wenn sie demselben nicht erlag, so rührte solches wohl einzig und allein aus jenem rein dichterischen Gemüthe her, das so mild und sanft aus ihren Kunstleistungen erglänzt, und ganz dazu geeignet ist, den Menschen über die irdischen Verhältnisse zu erheben, wenn es selbst auf der anderen Seite, als vom Himmel stammend, nie in denselben untergehen kann.

Die eigentliche theatralische Laufbahn der Dem. Lindner begann während des Engagements ihrer Eltern an der Würzburger Bühne, als die Letztere unter Holbein's Leitung stand. Der bühnenkundige Holbein wurde auf das Darstellungstalent der Lindner, bei Gelegenheit der Anwesenheit des damals so berühmten Komikers Hasenhut in Würzburg, aufmerksam gemacht, welchen das junge Mädchen täuschend nachzuahmen verstand. Als derselbe Würzburg verlassen, gerieth Holbein auf den Einfall, Dem. Lindner in mehren niedrig-komischen Rollen auftreten zu lassen, unter anderen in der Rolle des Peter, (»Menschenhaß und Reue,«) in der des Hans Peter Hollunder, (»Beiden Füchse,«) in der des Kakadu (»Die Schwestern von Prag,«) und endlich in verschiedenen komischen Rollen in Quodlibets. Außerdem wurde die vielversprechende Anfängerin jedoch, während eines ganzen Jahres, lediglich nur in untergeordneten Rollen und als Statistin beschäftigt. Allein Holbein hatte den Kunstgenius, der sich in dem Mädchen regte, bereits mit seinem Kennerblick erspäht, er nahm sich vor, dasselbe auf eine würdigere Weise zu beschäftigen, und erschloß ihm die Kunstbahn mit der Rolle der Emma von Falkenstein, in Kotzebue's »Kreuzfahrer«. Ein glücklicher Ausgang krönte diese erste bedeutendere Leistung der Lindner, und hatte die Folge, daß man ihr von dieser Zeit an, auch unter der späteren Bühnenleitung des Baron von Münchhausen, nur erste Partieen anvertraute, und sogar solche, die ganz außer dem Bereiche erster Liebhaberinnen lagen. Dem. Lindner hatte auf solche Weise um so mehr Gelegenheit, ihre Brauchbarkeit für die Bühne zu bekunden, indem sich eben die Mannigfaltigkeit ihres Talents durch das Gelungene ihrer Leistungen auf das Glänzendste bewährte.

Der erste theatralische Ausflug unserer Künstlerin war nach Mainz, zu einem Gastspiele auf der dortigen Bühne, im Jahre 1815. Sie gefiel daselbst sehr, und zog die Aufmerksamkeit der Bühnendirektion in Frankfurt a. M. auf sich. Dieselbe lud Dem. Lindner, nachdem diese nach Würzburg zurückgekehrt war, zu einem Gastspiele ein, das, falls sie ge-

fallen würde, ein Engagement an die Stelle der damals in Frankfurt so beliebten Schauspielerin, Frau von Busch, die sich mit der dortigen Direktion überworfen hatte, herbeiführen sollte. Nachdem das Gastspiel Statt gefunden und den erwünschten Erfolg gehabt, schloß die Frankfurter Direktion mit Dem. Lindner einen zweijährigen Kontrakt ab. Als die Letztere indeß, nach Verlauf einiger Monate, ihr neues Engagement antreten wollte, vernahm sie, daß die zwischen der Direktion und Frau von Busch obwaltenden Mißhelligkeiten ausgeglichen worden waren, und diese Schauspielerin wiederum bleiben würde. Ihr Wirkungskreis in Frankfurt wurde dadurch in der ersten Zeit sehr beschränkt. (Fortsetzung folgt.)

Dichterheerschau.

Von L. von Jagemann.

Bei Gelegenheit des deutschen Musenalmanachs für 1835, herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab.

(Schluß.)

Von Reinick sind zwei komische Gedichte aufgenommen: »kuriose Geschichte« und »Taschen- und Flaschenlied«, welche ein nicht gewöhnliches Talent für diesen Genre beurkunden. Das erste ist mit viel Naivität hingeworfen und gibt das Räthsel auf, was es wohl bedeuten möge, daß eines Tages der Jäger das Wild und die Fischerin das Netz vergaß, daß Pferd und Kahn ohne Lenker herumirren und im Gebüsche ein leises Flüstern zu vernehmen ist. Das andere Lied heißt so:

Volle Taschen, volle Flaschen!
Doppelklang so hell und rein!
Lichtes Silber, goldner Wein!

Volle Taschen, leere Flaschen?
Mädel! bring uns neue her!
Trinken die wohl auch noch leer!

Leere Taschen, volle Flaschen?
Ei, Herr Wirth, das muß schon gehn,
Werden bald uns wiedersehn.

Leere Taschen, leere Flaschen?
Ja, potz Himmel Sapperment,
Da ist Sang und Klang zu End.

Gewiß eine artige Kombination! Ein so frischer Humor gewährt wenigstens eine angenehme Abwechslung.

Von den übrigen 34 Mitbewerbern zeichnen sich noch aus:

K. Grüneisen »die Macht des Wortes«, eine Apologie des beredten Zwingli, welche mit viel Geschick geschrieben ist. Nur muß man protestiren gegen die Quantität des Wortes Cain.

D. A. Assing »Matrosenabschied«, ein recht leichtbeschwingtes, anmuthiges Lied.

A. Grün, der bekannte Sänger des »letzten Ritters«, tritt hier mit einem zwar unbedeutenderen, aber doch artigen Gedicht: »Lubomirski« auf. Ein heiterer polnischer Offizier, aus Sobieski's Heer, sucht nach der Entsetzung Wiens von den Türken die muntere Laune dieser in Noth und Schreck verdüsterten Stadt wieder zu erwecken. Die Behandlung ist gewandt, aber zu gedehnt. Ein jovialer Gedanke ist z. B.

Statt dem Born des goldnen Nasses,
Mild erwärmend Herz und Leib,
Quillt aus dem Versteck des Fasses
Jetzt der Wirth mit Kind und Weib.

J. von Eichendorff's Lieder »auf den Tod meines Kindes« sind ächt gefühlvoll und Nro. 4 von der zartesten Wirkung. Diese Lieder sind nicht gemacht, sondern gedacht. Ehre dem edlen Schmerze! Eben so rührend ist »das kranke Kind«, welches jedoch, wie es scheint, hätte vorangehen sollen.

Fr. Fischer's Ballade »das Banket« ist eine recht brave Arbeit; doch ist die Idee der Beschwörung des Teufels durch ein christliches Gebet nicht neu.

A. Th. Brück gibt »dem Wankenden« eine recht beherzigenswerthe Lehre:

Eines kannst du nur erstreben:
Bade dich in Himmelsgluten,
Oder sink' in Schlammes Fluten —
Nimmer frommt ein halbes Leben.

K. Barth's Lieder verrathen mehr ästhetische Wärme, als poetisches Talent; sie sind auch mehr plastisch, als tonisch, — begreiflich, weil das Malertalent vorherrscht. Das treffliche Bildniß Schwab's, welches den Titel freundlich ziert, ist eine Probe von Letzterem. Unter der Anleitung des Meisters Rückert kann übrigens auch der Dichter zur größerer Vollkommenheit reifen.

G. Heyse's Lied »die Freiheit« ist sehr lesenswerth.

A. v. Sternberg's, des Novellendichters, »Herberge zu St. Blasien« ist zu haltlos im Versbau und zu mystischfromm, als daß der Eindruck befriedigend seyn könnte. Man erfährt gar nichts Schlimmes von den drei Gesellen und doch sind sie durch das Abendmahl plötzlich zu anderm Thun erwacht. Was soll das bedeuten? Die Diktion ist übrigens gut.

Endlich haben Dazenberger, Dictina, Spät, Ferrand, Mosen, Landfermann, Braunfels, Wilde, Giesebrecht, v. Feuchtersleben, vom See, Schurz, H. Marggraff, Th. Marggraff, Stöber, Binder, v. Zurhein, Zaising, Tiro, Adolphi, Kugler, und Kopisch lyrische Proben von mitunter ganz artigem Gehalt beigegeben und Söltl, Schott, Hagenbach stimmten den elegischen Ton an.

Wer möchte verkennen, daß dieses Ergebniß des Wettgesanges unserer neuesten Dichter ein sehr glückliches, herzerhebendes ist? Viele bewährte Chorführer stehen an der Spitze und zahlreiche junge Talente blühen nach ihnen auf! Dennoch richtet das undankbare Deutschland seine Augen immer lieber nach dem Auslande und versagt oft dem trefflichsten Sänger nicht nur die Anerkennung, sondern sogar die Aufmerksamkeit. Könnten diese Zeilen nur ein Geringes zur Abhülfe dieses Uebelstandes beitragen, so würde der Verfasser auf jeden andern Ruhm gern verzichten.

Aus Wien.

(Schluß).

Aus diesem unbefriedigten, unmöglichen Wunsche entspringt nun der ewig rastlose Trieb nach allem Andern, außer dem Gegenwärtigen, Gegebenen; daher sein feindseliges Mißtrauen gegen Alles, was ihn umgibt, daher sein Verkennen selbst des wirklich Liebevollen, das ihm geboten wird, daher endlich seine krankhaft gereizte Uebertreibung auch des Guten und Glücklichen, das ihm entgegentritt. Den Dichter Tasso konnte die Nachricht von dem Gewinnen seines Prozesses unmöglich in ein solches Entzücken versetzen, denn für diesen lage in jenem Frohlocken beinahe etwas Entwürdigendes, zu Prosaisch-Materielles; für den Menschen Tasso, für den von Fürstengunst abhängigen, an Fürstenwohlthat gewöhnten Menschen Tasso ist jener Glückswechsel die Losung seiner weltlichen Wiedergeburt, und dieser Tasso konnte die Nachricht davon nicht anders als so empfangen. Ein Aehnliches gilt auch von der letzten Scene mit Antonio im fünften Akte; auch hier finden wir den Tasso der Geschichte wieder, so wie ihn Raupach aus den Händen Göthe's überkommen hatte. Der

Dichter Tasso, der ganz und gar nur Dichter ist, würde kaum mit
so strenger Selbstverdammung auf sein vollbrachtes Lebens- und Dich-
terwerk zurückblicken; der gereizte, gemißhandelte, unglückliche Mensch
Tasso, der Bürger des 16. Jahrhunderts, mit einem Worte, der
Tasso der Geschichte, der die Befreiung des heiligen Grabes gesungen
hatte, der durfte, der mußte jenen für ihn so demüthigenden Vergleich
anstellen, wenn er ein treues Bild seiner selbst und seiner Zeit liefern
sollte. So finden wir den Charakter des Helden bis auf den kleinsten
Zug mit einer Wahrheit und Treue durchgeführt, die alles, was wir
von Raupach bisher kennen lernten, siegreich überflügelt. Selbst
jenes Zwiegespräch mit der unsichtbaren Geistererscheinung im zweiten
Akte, obwohl dramatisch ein beinahe übermüthiges Wagestück, ist poe-
tisch eben so schön erfunden, als psychologisch meisterlich gedacht und
mit dem Tone des Ganzen im reinsten Einklange. Aber auch die übri-
gen Personen des Stückes sind der Aufgabe und dem Vorbilde des
Dichters treu nachgezeichnet. Die einzige Abweichung von diesem ist
die Verwandlung des Herzogs Alphons in seinen Bruder Ludovico, ein
Austausch, der durch die weise, milde Humanität des letzteren eben so
versöhnend auf unser Gefühl wirkt, als er für den Gang des Stückes
und das Schicksal des unglücklichen Tasso nothwendig war. — Ganz
mit seinem Göthe'schen Vorgänger übereinstimmend ist Antonio ent-
worfen und ausgeführt. Er sollte die kalte praktische Vernunft, die
Prosa des Lebens im schneidenden Kontraste mit dem regel- und fessel-
losen Genius der Poesie repräsentiren; er mußte also gerade gegen
das Partei nehmen, wofür der Dichter unsere innigste Theilnahme zu
erwerben suchte. So konnte es denn nicht fehlen, daß Antonio, zumal
in dem Raupach'schen Stücke, wo der Konflikt beider Extreme sich
bis zum Tragischen erhebt, eine für unsere Empfindungen fast allzu-
strenge, ja mitunter verletzende, gehässige Schärfe erhielt, deren Wahr-
heit wir vielleicht nur deßwegen anerkennen müssen, weil das Leben
selbst mit seiner eiskalten Nothwendigkeit uns oft genug daran mahnt.
Die Versöhnung am Schlusse ist für Antonio und alle, die auf seiner
Seite stehen, wahr und gerecht und nothwendig; aber ist sie auch be-
nen auf der andern Seite, die freilich nur die kleinere Hälfte ausma-
chen, für siebenjährige Kerkernacht und ein gebrochenes Dichterleben
eine ausgleichende Genugthuung? Vielleicht liegt in dieser Frage und
in der Antwort, die das Leben darauf gibt, die Auflösung für das
ganze tragische Räthsel unsers Daseyns! — Als ein milder, vermit-
telnder Friedensengel dagegen schreitet Leonore zwischen dem erliegen-
den Tasso und seinem unerbittlichen Schicksal einher, ein wehmüthig
schönes Sinnbild weiblicher Hoheit und weiblicher Entsagung. Daß
der Gedanke an Tasso's Dichterkrönung, an seine irdische Verherrli-
chung zuerst in Leonorens Herzen keimte, spricht die Natur ihrer Liebe
und ihres ganzen Wesens mit einem Worte aus und beweis't zugleich,
wie unerschütterlich treu der Dichter auch hier wieder seiner Aufgabe
geblieben ist, indem auch hier das Verhältniß Tasso's zum Hofe von
Ferrara, nicht seine freie Stellung als Dichter den Ausschlag gibt.
Aus Leonorens Händen nur durfte der Sterbende den wohlverdienten,
theuer erkauften Lorbeer empfangen, und damit er ja mit einer ganz
befriedigten, ganz seligen Empfindung hinüberschlummere, flüstert sie,
unbelauscht von der neidisch kalten Welt, der entfliehenden Seele des
Freundes ihr letztes einziges Geheimniß. Tasso stirbt an ihrem Herzen
ohne Laut, ohne Antwort, und wir nehmen an, daß so ein stiller,
stummer Tod alles in sich schließt und alles ausspricht, was dem Men-
schen hier auf Erden zu tragen und zu genießen gegeben ward.

Was die Aufführung des Stückes betrifft, so können wir von der-
selben nicht anders als mit hoher Achtung reden. Hr. Korn in der
Titelrolle entwickelte eine Wärme und Begeisterung, die uns an die
schönsten Momente seines Künstlerwirkens erinnerte. Die äußerst
schwierige Scene im zweiten Akte, das oben erwähnte Zwiegespräch
mit der Erscheinung im Kerker, erhielt durch seine Darstellung eine
eigentlich großartige Wirkung. Nicht minder ausgezeichnet war der
Schluß des vierten Aktes, wo Tasso die Nachricht seines Glückswech-
sels und seiner Krönung erhält. Die Versöhnungsscene mit Antonio
war eine der schönsten Leistungen, deren wir uns von Hrn. Korn zu
erinnern wissen. Meisterhaft, bis zur Vollendung, war Hr. La
Roche als Ludovico. Wüßten die Wiener nicht schon lange, was sie
an diesem Künstler gewonnen haben, sie hätten es gewiß in dieser
Darstellung erkannt. Nicht minder vortrefflich war Hr. Anschütz
als Antonio; er zeigte sich des alten, unangefochtenen Rednerruhmes
werth. Die kleineren Rollen des Marco und Mosti wurden von Hrn.
Heurteur und Vollkomm durchaus befriedigend und im Sinne
des Ganzen gegeben. Dem. Peche als Leonore gab uns ein freund-
liches Bild stiller, verständiger Weiblichkeit und erfüllte in dieser Be-
ziehung gewiß alles, was der Dichter gewollt hatte. Daß ein etwas
höherer Schwung auch in dieser Aufgabe denkbar, ja vielleicht noth-
wendig wäre, mag wohl nur eine individuelle Ansicht seyn.

Aus Mailand.

Das Theater alla Scala ist seit dem Abgange der Unerreich-
baren zur wahren Wüste geworden. — Die Casa disabitata, aus
zwei Akten in einen distillirt (und doch noch immer sehr schwachen
Geistes), Quanti casi in un giorno (Zufälle ohne Einfälle) siechen
noch immer mit dem Schlummer bereitenden Ballette la festa della
rosa im trägen Leben. Manchmal erscheint Scaramuccia; aber auch
er, nun bereits durch zwei Stagioni uns vorgeführt, vermag nicht,
irgend mehr Interesse anzuregen. Die von Mercadante neu kom-
ponirte Oper soll erst in einigen Tagen in die Scene gehen, und wird,
da die Herbst-Stagione mit dem 30. November schließt, nur ein paar-
mal gegeben werden können. Ist die Gegenwart nicht lächelnd, so
bleibt doch die Hoffnung für die Zukunft. Die Damen Pasta und
Ronzi de Begnis, zwei gefeierte Namen, werden im nächsten
Karnevale als mächtige Stützen unserer theatralischen Freuden wirken;
auch Mad. Bottrigari, für uns ganz neu, soll eine talentvolle
Künstlerin seyn. Im k. k. Theater alla Canobbiana ergötzen die
Seiltänzer Chiarini durch ihre vorzüglichen Leistungen, und durch
Pantomimen, die, wenn nicht immer neue Erfindung, doch das Ver-
dienst haben, Lachen zu erregen. Die Schauspielergesellschaft Rosa
gibt mit glücklichem Erfolge Vorstellungen im Theater Rè. Das Re-
pertoire besteht meistens aus Uebersetzungen französischer Stücke. Dem.
Rosa und die HH. Ventura und Coltellini sind die vorzüglich-
sten Mitglieder.

Aus Parma.

Aus Parma schrieb man: »Wir wissen amtlich und sind ausdrück-
lich eingeladen, anzukündigen, daß der berühmte Baron Cav. Paga-
nini, obwohl noch leidend nach einer Krankheit, die ihm viele Mo-
nate lang nicht erlaubte in anderen Städten Konzerte zu geben, am
14. Nov. in diesem herzoglichen Theater ein Konzert zum Besten der
Armen geben wird.« Nun finden wir, daß der Virtuose die Sache
um zehn Tage verschieben mußte. Was anderen so leicht wird, ein
Konzert für die Armen, hat für Paganini lauter Schwierigkeiten.
Wenn er wirklich einmal will, so kann er nicht. Wir wünschen ihm
aufrichtig, für ihn und die Armen, baldige Besserung.

Zweisylbige Charade.

Die Erste.

Nenne mir der Meister Einen,
Hochgestellt wie meiner war.
Keinen nennt die Zeit dir, keinen,
Noch die Zukunft beut ihn dar.

Darf ich's wagen, zu bekennen
Mich als würd'gen Schüler ihm,
Kann ich mich unsterblich nennen,
Und in bess're Heimat zieh'n.

Die Zweite.

Stolzer Segel kräft'ge Stütze,
Saft'ger Früchte edler Stamm,
Und im Leben vielfach nütze
Bin ich, der aus Erde kam.

Das Ganze.

Jubelnd frohe Kinderschaaren
Heiliger Empfindung voll,
Siehst du um mein Licht sich paaren,
Ernten ihrer Sitten Zoll.

Auflösung der Charade in Nro. 198.
Probeblätter.

Theateranzeige.

Sonntag, den 30. November. Camilla, Oper in 3 Abtheilun-
gen von Paer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, **N: 206.** 2. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Meine Sterne. Von M. G. Saphir.

(Wiener Theaterztg.)

Sie war so schön, mit ihrem langen, schwarzen, aufgelös'ten Haar! — Die letzte Sommernacht war diesesmal so schön! Sie ließ die langen, dunklen Locken reich herabflattern, als wollte sie ihr Kind, die Erde, einwickeln in diese gesponnene Seide, und als wollte sie die Welt überdecken mit dem Isisschleier des dunklen Gespinnstes! Die geisterbleichen, zarten Finger der Dämmerung spielten durch die herunterwallenden Fäden. Tief im Horizonte leuchtete der Mond an der Stirne der Nacht wie ein goldnes Regardezmoi; vor dem Monde her tanzten tausend Sterne, um ihn wie Brautjungfern heraufzuführen in das bräutliche Himmelbett; der klare Abendstern lugte durch die Finsterniß, wie das Auge der Liebe durch dunkle Augenwimpern, und die Milchstraße durchzog wie eine Guirlande weißer Rosenknospen die schwarzen Locken der entkleideten Nacht. —

Ich hab' ihn so lieb, den blassen Wittwer Mond, wenn er jede Nacht so traurig um die Erde, wie um das verhüllte Grab seiner Liebe herumwandelt; wenn er durch zerrissene Wolken schreitet, den feuchten Blick auf die Erde gerichtet; wenn er bleich und still immer fortschreitet, und dennoch jedem Glücklichen und jedem Unglücklichen freundlich in das Antlitz lächelt; wenn er am Tage sich mit seinem Schmerz verbirgt, und wenn er mit jedem Schmerz am Abend wiederkehrt! —

Auch in dieser Nacht war ich mondsüchtig zu ihm hinausgegangen in den Prater, ich kam aus einer fröhlichen, rauschenden Gesellschaft, und gerade in und nach festlichen Stunden hält mein Herz fast immer einen stillen und geheiligten Aschermittwoch; grade in den großen und rauschenden Malbethstafeln der Freude taucht eine große Wehmuth, wie Banquo's Geist, in meinem Wesen auf, und zeigt auf eine leere Stelle in meinem Herzen, und ruft: »Dorthin schau!« Ja, während der Mensch alle fünf Pforten seiner Sinne weit aufsperrt, um die Freude und die Geselligkeit, und das Vergnügen mit ihren rauschenden Geleiten einziehen zu lassen, stiehlt sich unbemerkt die Wehmuth mit ein, und versteckt sich in ein Herzenswinkelchen, und wartet, bis die lärmenden Gäste wieder abgezogen sind, und dann tritt sie hervor und geht mit leisem, aber schmerzlichem Schritte in dem Herzen auf und nieder! Grade in dem tönenden Schilf und in den dichten Freudengebüschen wohnt der Nimmersatt einer dunklen Sehnsucht, und grade von dem Lärmen und Tosen erwacht der eingeschlummerte Schmerz in unsrer Brust, und klammert sich fester und schmerzlicher an uns an! Der Nachklang eines grassen Jauchzens tönt fast in jedem empfindsamen Herzen, welches einmal einen großen Schmerz erlitt, wie ein langer verhallender Seufzer aus!

So ging ich denn auch mit einem bittersüßen Weh in die Unermeßlichkeit der Nacht hinaus, die freudig still war, wie ein selig Sterbender; die ganze Natur war so klar und so rein, die Luft bewegte sich und wallte so freundlich, wie ein Menschenherz sich hebt und bewegt, wenn es eben eine schöne Handlung begangen. Ich sah hinauf zu dem Sternenhimmel, denn hinter jedem Sterne sieht der wahrhaft gute Mensch noch einen zweiten und einen dritten, und zuletzt seinen eigenen. Ich sah empor, um meinen Schmerz milde werden zu lassen unter dem Handauflegen der Nacht, um mich besser mit ihm bekannt zu machen, und so recht weich und warm an die Brust zu nehmen, und mich mit ihm allein und einsam auszusprechen, um ihn so recht kennen zu lernen, wie man es thun muß mit Jemanden, mit dem man von nun an Hand in Hand wandern muß bis zur letzten Grube von allen uns gegrabenen Gruben! —

Ach, wenn wir es nur einmal wissen, daß ein Schmerz, daß ein Unglück für ewig unser ist, dann richtet man sich darauf ein, und schließt einen stillschweigenden Jammer- und Resignationskontrakt mit ihm; aber die kleinen Zwischenfälle von Licht, die in die Kerkernacht des Unglücks hineindringen; die kleinen Interimshoffnungen zwischen den Fugen einer großen Hoffnungslosigkeit; die kleinen, winzigen Erquickungen und Selbsttäuschungen während eines fortdauernden Schmerzes, diese sind es, die den Muth zerfressen und das Herz entnerven, und die Entsagung grausam zersetzen und zersprengen, so wie eigentlich nicht der grimmige Frost das Fensterglas zersprengt, sondern in dem frostablockernden Zwischenmomenten von Wärme und Gluth kracht die dünne Scheibe entzwei!

Ich aber saß vor dem herabgelassenen Gitter der Nacht, und sie sah mich aus ihrem dunkelfaltigen Schleier traurig-milde an, und sprach sanft und tröstend: »Leidendes Herz, ich will dir senden Tröstersterne, daß sie dich aufrichten und stärken, und kräftigen und ermuthigen zur weiten Fahrt deines dunkel überbauten Lebens!« Und durch die herabstäubende Finsterniß flimmerte ein heller Stern hernieder und umzog mich mit bunten Stralen und sprach: »Ich bin das Glück!«

»Tröste dich, ich bin das Glück; ich will den goldnen Teppich des Lebens vor dir ausbreiten; dir den Freitisch des Daseyns beladen mit allen Schaubroten des Vollgenusses; dein lichttrinkendes Auge will ich gewinnen mit den buntesten Farben und mit dem lieblichsten Schmelz jeder Gestaltung; dein tondürstendes Ohr will ich vollgießen mit den üppigsten Klängen, mit den weichsten, girrendsten Tönen; die Ahnung deiner Wünsche will ich in Erfüllung bringen, bevor sie noch träumend deiner Brust sich entrungen, und jede Stunde deines Daseyns will ich schmücken mit reichen Gewändern und Edelsteinen, und kostbaren Gewürzen, wie eine Braut des Orients zur hochzeitlichen Feier!«

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: »Laß ab von mir, flimmerndes Bild! eitles Glück! trügerische Malerin, die du alle Wesen mit

leerem Scheine überkleidest; Gauklerin, dahintanzend auf dem schwanken, schmalen Seile des Zufalls; eitle Komödiantin, herausgeputzt mit Theaterkronen und Rauschgoldlorber, und mit Dekorationsmalerei den Fernen betrügend; laß ab von mir, ich greife nicht in deine Regenbogenfarben, die in leeren Wasserblasen abtropfen; deine Gaben mußt du ablegen an den fünf Sinnenpforten des Menschen, aber sie dringen nicht in den heiligen und hochgewölbten Dom des Herzens! Laß ab!«

Das zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft, und verschwand im Niederfallen!

Da trat ein zweiter Stern zu mir her und sprach: »Ich bin der Ruhm; ich will die Schläfe dir umziehen mit dem Reif des grünen Lorbers; deinen Namen will ich legen auf die Zungen der Milliarden der Nachwelt; dein Andenken will ich als Votivtafel aushängen in dem Tempel der Geschichte.«

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt nnd verschlossen, und ich sprach: »Laß ab von mir, du eitler Wolkentreter; du Seifenblasenhändler! der du des Lebens blüthenreicher Baum und seine fruchtbeladenen Aeste vergüten willst mit einem Kranz aus dürren Blättern, du Gallakleid der irdisch eitlen Seele; dein trockner Glanz labt nicht die lechzende Empfindung und das Herz, das nach einem andern Herzen sehnend ringt! Laß ab!

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft, und verschwand im Niederfallen.

Da trat ein dritter Stern zu mir heran und sprach: »Ich bin die Phantasie. Ich will eine eigne Welt dir erschaffen, dir anheimgegeben zur eigenen Schaltung. Ich will dir diese Welt zusammensetzen aus den Farben der Iris, aus den Tönen der Nachtigall, aus den Düften der jungfräulichen Rose. Zu den Bergen dieser Welt will ich nehmen den Hybla und den Montblanc; zu den Thälern das Tempe und das Chamounythal; zu den Seen den Comersee und den Genfersee; zu den Weinbergen die Ungarberge und die Tokayerhügel; zu den Fluren den Rheingau und Saragossas Eb nen; zu den Wäldern Italiens Olivenhaine und Hesperiens Gebüsche; zu den Grotten Vaucluse und Montmorency; zu den Inseln Capri und Rügen; zu den Bädern Nizza und Ischia; und diese Klavierauszugswelt will ich dir überbauen mit Spaniens Himmel, mit Grönlands Abendröthen und Nordlichtern, mit Mondscheinregenbogen und flatternden Lichtern; und die Morgenröthen dieser Welt will ich dir weben aus dem Purpur der jungfräulichen Wange, wenn die Scham der Liebe sie musivisch übergoldet; und diese Welt will ich dir bevölkern mit Carlo-Dolce-Gestalten und Jean-Paul-Titane; und die Wälder und die Büsche will ich dir vollsiedeln mit Nachtigallen, mit hochubilirenden Lerchen; und über diese Welt will ich dir eine unendliche Aeolsharfe ziehen, damit jeder Hauch des Herzens, jeder irrende Seufzer in ihren Saiten fortspiele, wie eine unsichtbare Geisterhand, und du, du sollst in dieser Schöpfung herrschen, ein unumschränkter König, zauberhaft, und alle ihre glühenden Blumen pflücken, und sie winden um deine glückliche Schläfe.«

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: »Laß ab von mir, du bunter Kolibri, du Paradiesvogel, der nicht Fuß faßt auf dieser Erde. Die Zeit kommt, die allgewaltige, die höhnende, die stillverschlukkende, und ziehet leise dir eine bunte Feder nach der andern aus, und sie zerdrückt eine schimmernde Glasperle nach der andern, und sie wischt mit ihrem Stundenglase die zauberische Glut von deinen Wangen, und wenn das mattere Blut träger durch mein Geäder treibt, sinkt dein Schmetterlingsfittich nieder, und der erste Schnee, der mein Haupt beschneit, überschneit deinen Montblanc und deine Tempe, und deine Capris, und der adlerbespannte Phaeton der Phantasie schleppt sich als unhörbarer Schleifschlitten durch die froststarrte Schöpfung! Laß ab!«

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft, und verschwand im Niederfallen; und es trat ein anderer Stern zu mir und sprach: »Ich bin die Hoffnung; die reizende Gespielin des Herzens; des Lebens Morgen- und Abendroth; ich male Elysium auf Kerkerwände; ich zeige dem gebrochenen Auge paradiesische Welten; ich gieße balsamische Tröstung in die Seele der Leidenden; ich baue goldne Tage in die Nacht der Kummervollen: ich sage zum Schmerz: »Sey fröhlich!« und zu dem schlaflosen Auge: »Schließ' dich in Frieden!« ich fülle die brennende Zähre mit labender Kühle; ich bestreue das Lager der Kranken mit dem tröstenden Lotus, und ich berühre die unglückliche Liebe mit dem Geisterkusse einer blumenüberbauten Zukunft!« —

Ich aber sprach: »Laß ab, du rührst und bewegst mir mein Herz nicht! Wohl magst du seyn ein Lichtstrahl dem finstern Herzen; ein Carmelthau der welkenden Sehnsucht; eine süße Hora der leidenden Seele; eine Lotusblume auf dem Grabe des Glückes und eine perlende Thräne auf dem gebrochenen Herzblatt unglücklicher Liebe! Aber dein Reich, allgewaltige Hoffnung, sinkt zusammen, und dein Zauberstab verzundert, und deine Magie zerrinnt, und alle deine Tröstung wird Ohnmacht an einem Herzen, welches seines Lebens frischen, rothen Quell, seiner Pulse geheimstes Leben, und seines Wesens tiefste Regung, in unendliche Liebe gesetzt hat an ein anderes Herz, und dieses Herz hat es getäuscht. und sein Aufzittern in inniger Liebe hat getäuscht, und sein warmer Herzensschlag hat getäuscht, und sein Schwur hat getäuscht, und alle die tausend und abermal tausend süßen, heißen, herzinnigen liebedurchwebten, liebedurchwirkten Stunden der Betheuerungen haben getäuscht! Dann, dann, du thörichte Hoffnung, dann stehst du da vor dem Herzen, dessen Resonanzboden zersprungen, und willst einen Ton hineinlügen, dann stehst du da, eine ausgehöhnte Närrin, dein Zauber ist gebrochen, abgetropft dein Schimmer, denn dem Herzen, dessen Wurzel von Täuschung zerfressen, dem kannst du nichts mehr bieten; dem Herzen, das von einem andern Herzen um das Heiligste, um das Vertrauen betrogen wurde, dem kannst du nichts mehr geben Laß ab, arme Hoffnung!«

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen.

Da trat ein anderer Stern her und sprach: »Tröste dich, ich bin die Religion! An meinem Busen ist Trost; in meinem Arme ist Ruhe, in meinem Kusse ist Frieden. Laß nur auszucken dein zerrissenes Herz laß austönen deine Lippen die Passionslieder deiner Seele; laß dein Auge ausleeren seine schneidenden Kristalltropfen und die Tropfsteine des ätzenden Kummers; laß vor dir ausglimmen und abflackern die Augenblicksfronte der täuschenden Feuerwerke, und dann, wenn das Unglück, der Schmerz, die Bosheit, die Täuschung, die Erfahrung, diese geschäftigen Kammerdiener der Seele, dich entkleidet haben von allen irdischen Freuden und Erwartungen, dann werfe dich an meine Brust, in meine Mutterarme, und ich will dich wie einen Neugebornen weich einwickeln in Trost und Liebe. Komm zu mir, ich bin ja selbst die Liebe, die einfachste und darum die höchste Liebe, und alle Liebe auf Erden ist ja nur ein Abfall meiner Liebe; Ich bin Liebesanfang und Liebesfortdauer ohne Liebesende. Nur bei mir ist die Stiftshütte der Ruhe, nur bei mir die Bundeslade des Friedens; ich allein gieße die heilige letzte Oelung in dein sturmbewegtes Herz; komm' in meine Arme!«

Da zog ein Frühlingshauch durch meine Brust, und es war mir, als löste ein warmer Odem die Eisdecke von meinem Herzen, und die neuerwachten und entfesselten Ströme und

Bäche der Empfindungen rannen und rieselten aus meiner Brust wieder freudig hinein in das Leben, und klangen und sangen ein freudig Gebet hinein in die rosenrothe Schöpfung!

Karoline Lindner.

(Fortsetzung.)

Es kann nicht fehlen, daß die Kunst, wo sie sich so von dem Aeußren abhängig macht, mehr oder weniger mit dem Verwelken desselben schwinden muß. Gewiß ist es aber von der anderen Seite, daß sie da, wo sie sich frei und unabhängig, im reinen himmlischen Irisglanze hinstellt, die irdischen Verhältnisse überflügeln muß. Die »reine Kunstkeuschheit«, welche Klingemann im Jahre 1825 als »das Höchste des Talents« der Lindner bezeichnete, hat die Letztere unversehrt bis zum Jahre 1834 bewahrt, und wie sie jene, hat diese wiederum die Künstlerin erhalten. Vorgeschritten in Jahren, erglänzen ihre Leistungen in jener »reinen Kunstkeuschheit«, diese gibt ihnen den ewigen Frühlingskranz, der nicht mit dem physischen Alter verwelkt. Es kann viele Darstellerinnen geben, worauf sich mit Fug und Recht das »Suschen, Klärchen, Gretchen, Liesly Gewesen« anwenden läßt; die Lindner aber wird auch dann noch, wenn der Herbst des Lebens den Baum des Lebens entblättert, in ewiger jugendlicher Schöne der Kunst erglänzen. Ich will mich hier nicht an Allgemeinheiten halten, ich will Spezialitäten und lebendige Beispiele anführen, um meine Behauptung gewissermaßen per argumenta ad hominem zu bewahrheiten. Hat Karoline Lindner nicht in ihrer Egle (Laune der Verliebten von Göthe), in ihrem Gretchen (Faust) in der letzteren Zeit, wie früher, auf der Frankfurter Bühne, vor demselben Publikum, das sie blühen und altern sah, mit hinreißender, allmächtiger Kraft gewirkt? Ist es nur Einem, er sey wer er wolle, ob Kunstverständiger oder Laie, eingefallen, bei diesen Leistungen nach dem Taufscheine der Darstellerin zu fragen, hat nicht ein Jeder die Lindner über die Lindner vergessen? Die Kunst kennt kein Alter, und wenn man bei ihr an das Alter denkt, so ist es doch wohl nie die rechte, wahre, reine, himmlische Kunst gewesen, die Einen früher entzückte. Karoline Lindner kann zwar alt werden, indeß ihr Gretchen im »Faust« kann sicherlich nie altern, so wenig wie die Unschuld altern kann. Ich sah die Künstlerin im Monat März des Jahres 1834 als Gretchen (Faust), und neben mir saß ein nicht jugendlicher Gelehrter, ein scharfsinniger Kritiker, ein Freund der Kunst und Poesie, indeß ein Mann, bei dem, ohne daß er gerade der epikuräischen Philosophie huldigt, das äußere Leben hoch im Preise steht, und der die kindliche Unschuld wohl nur in der Schönheit bewundert, ein lieber, gefälliger, verständiger Mann, allein kein Freund von Idealen. Als jedoch Lindner-Gretchen mit ihrem Liebeleben in der Gartenscene hervortrat, und die frostigsten Herzen aufthauten in der Frühlingssonne der Kunst und Dichtung, und die Kindesunschuld in ihrem Wiegenglanze aus dem Spiele der Künstlerin hervorblickte, und ihr Auge wie ein Kindesauge umherschaute, ihre Worte wie aus Kindesherzen tönten, und alle Blüthen der Erinnerung an längst verflossene Zeiten entsprossen in Aller Herzen, da wurde der Mann neben mir wie ein Kind, und das Gemüthleben brach sich Bahn, und ein »Bravo! Köstlich! Vortrefflich!« nach dem andern entschlüpfte seinem Munde.

Karoline Lindner entnimmt ihr Spiel dem tiefsten Herzen, ihr Spiel dringt zum Herzen. Nie erlaubt sie sich äußere Zusätze, die mit dem Wesen der Dichtung in Widerspruch stehen. Der Dichter befruchtet ihr poetisches Gemüth, und poetisches Leben ist das Resultat der Empfängniß, jeder Effekt von Außen her ist ihr fremd, sie wirkt durch die Kunst allein. Deßhalb kann ich denn mit vollem Rechte von der Lindner behaupten, daß ihre Leistungen, rein und kunstkeusch, wie sie sind, keinem Wechsel erliegen können. Was die Kritik im Jahre 1825 hinsichtlich ihrer Darstellung naiver Charaktere behauptete, wird sie auch noch im Jahre 1834 behaupten müssen. Dem. Lindner kann die Suschen, Emilia's (Emilia Galotti) Margarethen u. s. w. jetzt mit demselben Erfolg spielen, wie früher, obwohl sie mancher dieser Rollen entsagt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstnotizen.

Die Artaria'sche Kunsthandlung in Mannheim hat abermals einen Kupferstich publizirt, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit verdient. Dieß ist nämlich die Madonna della cathedrale di Lucca, nach einem in der benannten Kirche befindlichen Gemälde des Fra Bartolommeo di S. Marco gestochen von Samuel Jeß in Florenz, gewidmet dem Herzog Ludwig von Lucca, Preis 15 fl. Der Gegenstand und der Umfang machen das Bild zu einem Seitenstück der mit so vielem Beifall aufgenommenen Madonna del Trono, nach Andrea del Sarto, gestochen von Felsing in Darmstadt.

Ueber die Geschichte des Urbildes sind nur wenige Notizen vorhanden und dasselbe wird daher wohl von Anfang und immer an der Stelle gewesen seyn, wo es sich noch befindet. Jedenfalls gehört dasselbe zu den besten und bekanntesten Werken des Fra Bartolomeo. Wie dieser Meister immer eine hohe Einfachheit der Komposition mit Korrektheit der Zeichnung verbindet, und auch durch seine Leistungen die enge Freundschaft mit Raphael bekundet, so ist es auch hier. Die Madonna sitzt erhaben auf einem Piedestal und hält das Jesuskind in ihren Armen auf dem Schooß. Zu ihrer Linken steht Johannes der Täufer in männlicher Kraft und zur Rechten ein Geistlicher, welcher die Palme des Ruhmes und Friedens darreicht. Letzterer ist wahrscheinlich der Patron der Kirche, welcher das Bild malen ließ. Die Anordnung erinnert zwar sehr an Raphaels Madonna di S. Sisto, aber es ist doch viel Eigenthümliches darin. So hat z. B. die sitzende Stellung der Mutter Gottes etwas Vertrauliches, Anziehendes, welches in dem andern Bilde nicht anzutreffen ist. Einen besondern Reiz verleihen ferner zwei Engel, die oberhalb schweben, und die Krone über das Haupt der Mutter halten. Ein dritter Engel ruht vorn vor dem Fußgestelle, die Cither spielend. Es gehört eine unbedingte Vorliebe für die italienische Schule dazu, um auch solche Beigaben schön zu finden; es ist an sich widerlich und dem Kunstzweck fremd, daß Engel, d. h. überirdische Wesen, menschlich-irdische Kunstfertigkeiten treiben. Wie paßt eine Cither in die Hand eines idealen Wesens? Und doch ist dieß noch wenig. Andere Italiener, namentlich Baroccio, trieben die Unnatur so weit, daß sie ein vollständiges Quartett und mitunter auch Blasinstrumente, in die himmlischen Scenen einflochten. So groß übrigens die Versündigung ist, so hat sie doch darin ihre verzeihliche Seite, daß in jenem Zeitalter zugleich die religiöse Musik in ihrer höchsten Blüte stand und man daher glauben mochte, daß zu einem vollkommen andächtigen Werke auch eine Andeutung von Musik gehöre. Auch die Madonna Bartolommeo's erscheint hier als Heilige, welcher menschliche Verehrung gezollt wird.

Eine geistreiche Idee durchweht übrigens das Bild. Das Jesuskind deutet nämlich, gleichsam unbewußt, auf Johannes, seinen Verkünder, herab, und dieser, indem er das Gesicht aus dem Bilde herauskehrt und auf den Gesandten Gottes zurückzeigt, gibt die Aufforderung zur Anbetung. Ueberhaupt sind die vier Figuren des Bildes so charaktervoll aneinandergereiht, daß es für den, der davor steht, der Erklärung nicht

bedarf. Das Jesuskind verräth durch den milden Ernst seine erhabene Bestimmung, weis't aber auf den Menschen hin, der es unterstützen soll, um sein großes Werk auf Erden zu vollbringen. Die Mutter schaut in stummer Liebe auf das hoffnungsvolle Kind herab. Johannes, dessen Geist durch den Gottesfunken vorzugsweise schon angeregt ist, will seine hohe Erwartung von dem Kinde beurkunden, und ein Vierter, der mit der geheimnißvollen Weltordnung nicht vertraut ist, ahndet doch das Unendliche, welches in dem Kinde schlummert, und will bloß den Zoll der Frömmigkeit ablegen. Man fühlt sich, wie schon oben angedeutet wurde, recht heimlich in der göttlichen Scene und der Christ überdenkt mit stolzer Beruhigung, welch segensreiches Werk durch den Sohn Gottes mit Beihülfe auserwählter Menschen auf dieser unvollkommenen Erde gelang.

Der Kupferstecher leistete viel Dankenswerthes. Man erkennt den Grabstichel Longhi's an seinem Schüler. Hier ist Weichheit, zartes Uebergreifen der Töne, Fleiß der Ausführung! Schade, daß es dabei etwas an Energie des Ausdruckes und an tieferen Taillen fehlt. Die Longhi'sche Manier ist beibehalten, aber die Longhi'sche Genialität, etwas Unübertragbares, blieb zurück. Dennoch gehört Jesi zu den ersten jetztlebenden Graveurs.

Als wesentlichen Vorzug erkennt man auf den ersten Blick das Bestreben, dem Kupferstiche den Stempel der Färbung und Wärme des Originals aufzudrücken. Gerade darin besteht die gefährlichste Klippe dieser Kunst, daß das Nachgebildete eher an erzene Statuen, als lebensfrische Gemälde erinnert. Die Longhi'sche Schule, wenn sie auch nicht so brillant auftritt, als andere, möchte in dieser Beziehung den Preis verdienen.

Alle Kunstfreunde werden gewiß mit Freuden diesen neuen Beitrag zur Verherrlichung und Verbreitung eines altitalienischen gediegenen Meisterwerks aufnehmen.

L. von Jagemann.

Ueber das Oppenheimische Bild: der heimkehrende israelitische Soldat, und die Beurtheilung desselben in der Preußischen Staatszeitung, Nro. 325.

Der Verfasser dieser Beurtheilung läßt zwar dem Künstler, sowohl was die Wahl des Stoffes als die Behandlung betrifft, volle Gerechtigkeit wiederfahren, verfällt aber in einige so sonderbare Mißdeutungen der Absicht des Künstlers, daß wir uns veranlaßt fühlen, den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem dieses Bild hier in Frankfurt und in Mannheim, wo es einige Tage zur Ausstellung war, aufgefaßt worden ist.

Wir fanden in demselben eine Darstellung des alten jüdischen, durch Religion und äußern Druck so eigenthümlich gestalteten, in seiner Innigkeit so interessanten Familienlebens, das man bis jetzt nur in Karrikatur zu sehen gewohnt ist, in einem bedeutenden, den Kontrast des Alten mit dem Modernen darbietenden Moment, auf eine charakteristische und gemüthliche Weise dargestellt, wie es nur ein damit vertrauter Künstler mosaischen Glaubens auszuführen fähig ist. Alles im Bilde deutet, mit genauer Sachkenntniß die Gebräuche und Gewohnheiten einer israelitischen Familie an, die, obzwar wohlhabend in enger Behausung und altväterischer Beschränkung lebt, und drei Glieder, von Außen zurückgestoßen, einander um so inniger lieben.

In diesen Familienkreis, wo die äußern Verhältnisse die Charaktere verweichlicht haben und aller kriegerische Muth erloschen zu seyn scheint, kehrt ein tapferer, mit Wunden bedeckter und mit Ehrenzeichen geschmückter Sohn aus dem Kampfe für König und Vaterland zurück. Die Erscheinung des Jünglings bildet einen Kontrast, der dadurch noch stärker hervortritt, daß der Vater, als altgläubiger Talmudist, das Zeichen des Kreuzes auf der Brust des Sohnes zwar mit einiger Befremdung, aber doch, als eine Belohnung vom geliebten Fürsten, (dessen obwohl aller ästhetischen Verzierung ermangelndes Bildniß das Zimmer schmückt) mit Wohlgefallen betrachtet. Mit kindlicher Verwunderung sehen die jüngern Geschwister den Bruder in Uniform, mit angeborner Aengstlichkeit berührt der ältere Knabe die abgelegten Waffen; in die Gefühle mütterlicher Liebe und Rührung versunken denkt die Mutter an die überstandenen Gefahren ihres Kindes, den Blick auf die Narbe im Gesicht gerichtet, auf die sie das zur Seite des Soldaten stehende Mädchen (wahrscheinlich dessen Verlobte) aufmerksam macht, und in der Gestalt des Soldaten ist, bei jüdischem Gepräge, doch kriegerische Tapferkeit nicht zu verkennen.

Die Motive zu diesem Sujet boten sich dem Maler in der Geschichte des jüngsten Freiheitskampfes, besonders in Preußen, dar, und es fehlt demselben, wie auch der Beurtheiler anerkennt, gewiß nicht an Interesse. Wie konnte er aber die von uns angegebene und so nahe liegende Bedeutung verkennend, in dem Blick des Vaters auf das Ehrenzeichen ein Forschen nach der Aechtheit des Silbers an demselben finden, und mit einem, wahrhaft erstaunlichen Scharfblick der Physionomie des Mädchens den jüdischen Dialect ansehen und so dem Künstler eine, dem Gegenstand so heterogene Ironie zuschreiben? Stoff zu einer, aber freilich etwas bittern Ironie möchte das Bild dem unbefangenen Menschenfreunde und die Geschichte der israelitischen Verhältnisse seit jenem Kriege bieten, die aber den Eindruck des Bildes eher zu erhöhen, als zu schwächen geeignet seyn dürfte. — Wie wenig in dem Bilde etwas Satyrisches auf Juden zu finden sey, beweiset wohl zur Genüge der Umstand, daß es eine Anzahl freisinniger Israeliten aus Baden angekauft haben, um damit Herrn Dr. Rießer, dem edelgesinnten und geistreichen Verfechter der Emancipation seiner Glaubensgenossen, als ein Zeichen ihrer Anerkennung, ein Geschenk zu machen.

Ein im Berliner Museum Nro. 40 über diesen Gegenstand enthaltener Artikel, der nicht sowohl eine Beurtheilung, als ein widriger Erguß gehäßiger Leidenschaft ist, zeigt in Inhalt und Darstellung eine solche Befangenheit in verjährten Vorurtheilen und ein so wenig gebildetes ästhetisches Gefühl, daß wir es gegen die Würde der Kunst halten, etwas auf denselben zu erwiedern. Dr. M. Heß.

Ueber eine Kupferstichsammlung in Regensburg.

Einer unserer Freunde in Regensburg schilderte uns kürzlich in einem ausführlichen Briefe eine in dieser Stadt von ihm in Augenschein genommene Kupferstichsammlung, die hinsichtlich ihrer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit das höchste Interesse der Liebhaber dieses Kunstzweiges in Anspruch zu nehmen vermag. Diese während einer Reihe von fünfzig Jahren mit warmem Eifer unternommene Sammlung ist mit Fleiß und ächtem Kunstsinne von dem Entstehen der Kupferstecherkunst bis auf die neueren Zeiten nach den Schulen chronologisch geordnet, und ein dabei befindliches trefflich verfaßtes Verzeichniß mit einem alphabetischen Namenregister, und in den deutschen, italienischen, niederländischen, französischen und englischen Schulen abgetheilt, gewährt dem Sachverständigen zugleich eine bequeme Uebersicht zum Behufe einer Beurtheilung. Wir machen die Kunstfreunde darauf aufmerksam, daß man nicht abgeneigt ist, diese Sammlung einem Käufer unter billigen Bedingungen zu überlassen.

K. R.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 207. 3. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Eine wahre Geschichte.

Ich liebe ewig Dich!
Sprach einst zu einer Dame
Ein Mann — gleichviel ist hier sein Name —
Doch sprach er's sicherlich;
Und diese Ewigkeit sie war
Noch kürzer als das nächste Jahr!

Ich liebe sterblich dich!
Sprach einst zu einer Dame
Ein Herr — gleichviel ist hier sein Name —
O, Herrliche, vertrau' auf mich!
Da diese Liebe sterblich war,
So starb sie schon im nächsten Jahr.

Wie unaussprechlich lieb' ich dich!
Sprach einst zu einer Dame
Ein Mann — gleichviel ist uns sein Name —
Ich bitte, ach! erhöre mich!
So unaussprechlich war sein Lieben,
Daß sprachlos er sehr bald geblieben.

Ich liebe Dich! sprach ich zu ihr,
Ich wüßte gar nichts zuzufügen.
Sie sah mich an, und — glaubte mir,
Sie dachte wohl, ich könnt' nicht lügen.
Ich sagte nur: ich liebe dich!
Und sag' es heut' und ewiglich.

Raphael C...

Die Braut von Brasilien.

Erzählt von .....l.

Der Marquis v. Gonsalva war einer der Edlen, die unter den Drangsalen der Invasion Portugals am härtesten litten, und die Johann VI. über den atlantischen Ozean folgten, um in einer andern Hemisphäre eine neue, ruhigere Heimath aufzusuchen. Er war im Besitz einer jungen und schönen Gemalin, die er auf das zärtlichste liebte. Die Trennung von Vaterland und Verwandten hatte sie so sehr erschüttert, daß ihre Gesundheit den Beschwerden und Entbehrungen einer solchen Reise unterlag; und kaum in Brasilien angelangt, entriß sie der Tod im Wochenbette, nachdem sie ihren Gemal mit einem Sohne beschenkt hatte.

Der Marquis blieb Wittwer und verwandte alle seine Sorgfalt auf die Erziehung seines Kindes und die Wiederherstellung seiner zertrümmerten Glücksumstände. Alonzo war ein blühender, feuriger Jüngling, von edler liebevoller Gemüthsart, und ausgezeichnet schöner Gestalt; sein klarer dunkler Teint, seine lachenden Augen, seine weißen Zähne, bildeten ein Ganzes, das durch gefällige Proportion und natürliche Anmuth unwiderstehlich anzog. Am drückendsten fühlte der Vater den Verlust seiner Glücksgüter, wenn er an die Erziehung seines Sohnes dachte; die Umstände des Marquis erlaubten ihm nicht, denselben nach Europa reisen zu lassen; dagegen wurde nichts versäumt, die geringen Mittel, die Rio de Janeiro zu einem solchen Zwecke bot, auf das Beste zu benützen.

»Wie Schade ist's,« sprach der wackre Marquis zu sich selbst, »daß mein Sohn, der ohne alle Widerrede der schönste und talentvollste Jüngling im ganzen Lande ist, irgend einen Vorzug missen soll, der durch Geld zu erlangen ist. Geld, Geld, wo dich herbekommen!« grollte der Vater, ungeduldig im Zimmer auf- und abschreitend: plötzlich stand er stille und blieb eine volle halbe Stunde lang im tiefen Nachdenken versunken; dann raffte er sich auf, befahl sein Pferd zu satteln, und ritt in schnellster Eile nach dem —Kloster, hatte eine lange Unterredung mit der Aebtissin, seiner Schwester; kehrte nach Hause, schlug die Einladung zu einem Balle aus, und verbrachte den Abend mit Briefschreiben.

Ein dickes, gewichtig aussehendes Paket wurde an einen portugiesischen Kaufmann in St. Paul, der als ein Mann von außerordentlichem Vermögen bekannt war, addressirt. Als die Zeit herannahte, wo eine Antwort zu erwarten stand, wurde der Marquis besorgt und ungeduldig; endlich kam ein Brief an, Alonzo brachte ihn seinem Vater, und der Marquis schloß sich in sein Zimmer ein, um den Inhalt zu lesen.

Es dauerte nicht lange, so wurde Alonzo gerufen. »Mein Sohn,« sprach der Marquis, und rieb fröhlich die Hände, »würdest Du wohl gerne heirathen?« Alonzo hatte grade die Siebzehn zurückgelegt, und antwortete daher, ohne sich einen Augenblick zu besinnen: »Sehr gerne, lieber Vater!« — und als er das sagte, da gaukelten die glänzenden Augen Donna Klara's, das zarte Füßchen Donna Julia's, und die Vorzüge von noch einem halben Dutzend anderer Donnas, in reizender Verwirrung vor seinen Augen vorüber. »Wohlan, so sollst Du heirathen,« erwiderte der Vater: »setze Dich, mein Sohn, ich habe Dir Wichtiges zu eröffnen. Ich brauche Dir nicht zu wiederholen, daß wir fast unser ganzes Besitzthum verloren haben, und zwar sind die Aussichten, es jemals wiederzuerlangen, leider nur sehr unsicher; — mit einem Wort, wir sind sehr arm. Mein Wunsch ist, Dich nach Europa zu senden, um Dir während der nächsten Jahre alle Vorzüge zu sichern, welche Reisen, Studium und Umgang mit den höhern Ständen gewähren können: kurz ich wünsche, daß Du Deinen gebührenden Rang in der Gesellschaft einnimmst, — den Rang, zu welchem Dich Geburt und Talente in jeder Hinsicht berechtigen; allein zur Erfüllung dieses Wunsches gehört Geld; und Geld kann in den Umständen, in welchen wir uns befinden, nur herbeigeschafft werden durch — eine Heirath.« —

Eine Pause: — das Blut wich aus den Wangen Alonzo's, und das Haupt beugend, erwiderte er: »ich verstehe Sie, mein Vater!« Der Marquis fuhr fort: »Senhor Joseph Mendez verdankt sein Emporkommen meinem Vater, und großentheils auch mir; wie Du weißt wird er für den reichsten Mann in Brasilien gehalten: er hat ein einziges Kind, eine Tochter, die alleinige Erbin seines großen Reichthums. Ich habe eine Heirath zwischen Dir und ihr in Vorschlag gebracht, und freimüthig einen billigen Austausch von Rang und Stand auf der einen Seite, gegen Glücksgüter auf der andern, angeboten. Ich vermuthete, daß es der geheime Wunsch seines Herzens seyn möchte, durch eine Verbindung seine Tochter in den Adelsstand zu erheben; zum Stolze gesellte sich Dankbarkeit, und er hat mein Anerbieten mit großer Begierde angenommen. Die Verabredung ist so getroffen, daß wir auf der Stelle nach St. Paul abreisen, wo die Zeremonie Statt finden wird; von da gehst Du sogleich nach England. Mein würdiger Freund Mordaunt wird Dich in Falmouth erwarten. Mit dem nächsten Paketbot werde ich ihm schreiben, ihm einen guten Gehalt anbieten, so daß ich nicht den geringsten Zweifel habe, daß er während den fünf Jahren, die Du auf Reisen zubringen und Deinen Studien widmen sollst, die Stelle Deines Lehrers, Deines Führers und Deines Gesellschafters vertreten wird. Nach Ablauf dieser Zeit wirst Du alsdann in Deine Heimath, zu Deinen Freunden zurückkehren, — zu Deiner Braut, und zu Deinem Vater. Mein einziges Gebet zu Gott wird seyn, daß er mich nicht vor diesem glücklichen Augenblick wegnehme; — dann will ich in Frieden sterben!« Vater und Sohn umarmten sich gerührt. »Allein, —« fragte Alonzo zögernd, — »die Braut, Vater?« — »Ja, die Braut«, erwiderte der Marquis, »je nun, — Deine **Braut** ist gegenwärtig nur noch ein Kind, — sie hat noch nicht ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt, und es thut mir herzlich leid, sagen zu müssen (und hier versuchte der Marquis, eine betrübte Miene anzunehmen), daß ihre Gesundheit sehr schwächlich seyn soll: was ihre sonstige Persönlichkeit betrifft, so muß ich bekennen, daß ich durchaus keine nähere Auskunft darüber zu geben im Stande bin.

Die Vorbereitungen zur Abreise waren schnell getroffen. Alonzo, der Jedermanns Liebling war, nahm mit schwerem Herzen Abschied von seinen jungen Freunden; sie wußten weiter nichts, als daß er nach St. Paul und von da nach Europa gehen sollte; die beabsichtigte Heirath blieb ein Geheimniß.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsscenen.

Die Verbrecherin von zehn Jahren.

Mitgetheilt von J. Schuster.

Honorine Vellois war so grausam, zwei kleine Mädchen aus ihrer Nachbarschaft, wovon das eine zwei Jahre und sechs Tage, das andere dritthalb Jahr alt war, in einen Brunnen zu ertränken; noch ein drittes Kind von elf Jahren versuchte sie auf gleiche Weise zu tödten. In einem Zeitraume von vier Tagen beging sie alle diese Abscheulichkeiten; der Beweggrund, den sie dazu angibt, ist unerhört, und — es ist kaum glaublich! — dieses grausam, verderbenbringende Wesen ist selbst ein Kind, zehn und ein halbes Jahr alt! — Nie sah man eine solche Anklage in die Annalen der Gerichtspflege eintragen; es ist eine Anomalie in dem Ganze des Verbrechens, indem diese junge Missethäterin auf solche Weise den Jahren der Leidenschaften zuvoreilt, und es zeigt sich hier etwas Ungeheures, das alle Begriffe des Moralisten über den Haufen wirft. Die Phrenologistik wird nicht ermangeln, in dieser frühreifen Verworfenheit ein neues Argument zu Gunsten ihrer Lehren aufzustellen, und in Wahrheit, wenn man die Stellung Honorinens vor ihren Richtern beobachtet, wenn man ihr trocknes Auge und ihr Lächeln in Mitten der herzzerreißendsten Aeußerungen während der Verhandlungen gesehen, wenn man vor allem gehört hat, wie sie mit einer entsetzlichen Naivetät ganz offenherzig ihre Verbrechen erzählte, so ist es schwer, nicht daran zu glauben, daß man unglückseligerweise in dem Menschengeschlechte auf jene unerklärlichen Wesen trifft, die aus Instinkt das Böse zu lieben scheinen, und die gleichsam auserwählt sind, der Schrecken der andern Menschen zu werden.

Honorine Vellois ist zu Saint-Cyr-la-Rosiere von armen und in üblem Rufe stehenden Eltern geboren, von welchen sie nachlässig auferzogen ward. Dem Vater machte man den Vorwurf einer allzustrengen Behandlung, während die Mutter die schlimmen Angewohnheiten des Kindes nachsichtig übersah. Von ihrer ersten Kindheit an offenbarte Honorine Neigungen zur Grausamkeit; sie schlug und quälte unaufhörlich die andern Kinder; sie fand Freude daran, ihnen Staub in die Augen zu werfen und sie mit Nesseln zu reiten. Ihre Bösartigkeit verschonte auch die Thiere nicht, und mehr als einmal überraschte man sie, wie sie von einem Hunde bald ein Schaf, bald Geflügel, das sie in den Feldern traf, erwürgen ließ. Wenn man sie hierauf über die That ertappte, und über ihre Handlungsweise schalt, so hörte sie stillschweigend zu; aber **ihre Augen wurden** (so erzählt ein Zeuge) **flammend, und sie begann die Zähne wie ein Affe zu fletschen.** Uebrigens zeigte sie, weit entfernt beschränkten Geistes zu seyn, vielen Verstand.

Es sind ungefähr sechs Monate her, daß die Eheleute Vellois Saint-Cyr verlassen hatten und sich in der Stadt Bellême (Ornedepartement) niederließen, wo sie Holzschuhe verfertigten, als am 16. Juni dieses Jahres, gegen elf Uhr des Morgens, die kleine, zwei Jahre und sechs Tage alte Amalie Alexandre, die Tochter eines Holzschuhmachers zu Bellême, ertrunken in einem Brunnen gefunden ward, der sich in der Straße nicht weit von dem Hause, welches ihre Eltern bewohnten, befand. Man glaubte, daß sie hineingestürzt sey. Zwei Tage darauf, am 18. Juni, ward der Leichnam der jungen, dritthalb Jahr alten Virginie Hersant gleichfalls in diesem Brunnen gefunden, der von der Wohnung ihrer Eltern nur einige und dreißig Meters entfernt war. Man suchte sich noch immer zu überreden, daß ein bloßer Zufall dieses neue Unglück veranlaßt hätte; aber eine aufmerksamere Prüfung der Höhe des Brunnenrandes, und die Berücksichtigung des Alters der beiden kleinen Mädchen, die schwache Leibesbeschaffenheit des einen von ihnen, gaben bald die Ueberzeugung, daß sie nicht von selbst in den Brunnen fallen konnten, und daß sie eine verbrecherische Hand hineingestürzt haben mußte. Mehre Umstände bezeichneten **Honorine Vellois** als die Urheberin dieser doppelten Frevelthat. Man erinnerte sich wirklich, daß am 18., am Todestage der Virginie Hersant, dieses Kind im Hause mit seinem Bruder spielte; daß Honorine hereinkam, es bei der Hand nahm und ihm sagte, sie wolle ihm Süßkirschen geben, und daß sie es nach dem Brunnen hin führte. Man vernahm außerdem, daß wenige Augenblicke nachher die Frau Bothereau im Vorbeigehen Honorinen bei dem Brunnen gesehen hatte, wie sie an der einen Hand ihre kleine Schwester und an der andern Virginie Hersant hielt; daß diese Frau sich mit Schrecken des Todes der Amalie Alexandra erinnernd, Honorine ermahnte, die Kinder vom Brunnen zurückzuführen; daß aber Honorine ihr mit großer Heftigkeit geantwortet hatte: **Geh' sie ihrer Wege, das geht ihr nichts an.....**, und daß es eine

halbe Stunde nachher gewesen sey, wo der Leichnam Virginiens in dem Brunnen entdeckt worden war.

Alle diese Zusammenstellungen erregten den lebhaftesten Argwohn der Nachbarn wider Honorine. Um von ihr ein Bekenntniß zu erhalten, stellten sich zwei junge Mädchen, als ob sie alles gesehen hätten, und forderten sie auf, die Wahrheit zu sagen. Honorine erklärte ihnen, sie hätte Virginie Hersant auf den Brunnenstein gestellt, um sie auf ihren Rücken zu nehmen, daß ihr aber, indem sie sich umwandte, das Kind aus der Hand gekommen, und auf diese Weise in den Brunnen gefallen sey; hierauf frug sie die Mädchen, ob keine Gefahr für sie sey, indem sie hinzufügte: vor allem verrathet mich nicht.

Honorine Pellois ward in Verhaft genommen. Nachdem sie sich in den Verhören lange und mit Geschick vertheidigt hatte, wiederholte sie diese Erklärung vor dem Untersuchungsrichter; endlich brachte man sie dahin, daß sie gestand, Amalia Alexandre sey ihr gleichfalls aus dem Arm gerathen, in welchem sie das Kind gehalten hätte, und daß es rücklings in den Brunnen gefallen sey. Bald aber in dem Arreste von Mortagne machte sie bestimmtere Geständnisse; sie erklärte mehren Gefangenen: »ärgerlich darüber, sagen zu hören, daß jene kleine Mädchen geschickter als sie wären, hätte sie dieselben bei den Armen und den Kniekehlen gefaßt und in den Brunnen geworfen.«

Die Untersuchung erkannte noch mehr, daß Honorine Pellois am 20. Juni, zwei Tage nach ihrem zweiten Verbrechen, sich bemüht hatte, die kleine elfjährige Gauchard in eine Fontaine von ungefähr drei Fuß Tiefe fallen zu lassen, aber dieß Verbrechen schien sich nicht hinreichend herauszustellen, um eine dritte Hauptanklage zu begründen. Man beeilte sich, kunstverständige Männer zu Rathe zu ziehen, um den Geisteszustand Honorinens zu konstatiren. Das Resultat ihrer Forschungen war, daß dieses Kind durch seine Antworten und durch die Bildung seiner Hirnschale offenbarte, daß es mit Verstand begabt sey, aber dem Systeme des Doktors Gall nach, die Organe der List und Grausamkeit besäße. (Schluß folgt.)

Frankfurter Museum.

In den vier Sitzungen dieses Vereines hörten wir so viel Schönes und Interessantes, hörten es so vorzüglich ausführen, daß wir nicht umhin können, dieser großen Genüsse dankbar hier wieder zu erwähnen. Beethoven's Meisterwerke, die C moll-, A dur- und Pastoralsymphonie waren die Glanzpunkte jener Abende, denen sich die bekannte Symphonie von Haydn aus G dur mit dem Paukenschlag, die neueste Ouverture von Guhr; der Sommernachtstraum, Ouverture von Mendelsohn, eine ganz originelle Komposition mit ganz neuen Instrumentaleffekten; und die zu der neuen Oper: »der Besuch im Irrenhaus« von Rosenhain würdig anschloßen. Bei diesem Verein, wo keine Kosten gespart werden, da die Vorsteher keinen andern Zweck als den des Vergnügens der Mitglieder haben, werden die Leistungen stets mit unserm vollständigen und immer verstärkten Orchester gegeben. Dadurch gewinnen sie die Oberhand über alle Konzerte fremder Künstler, und drücken solche Unternehmungen gewaltig, wobei jedoch die Kunst im Allgemeinen wahrlich nichts verliert.

Hier machten wir auch zuerst die Bekanntschaft des trefflichen Violoncellisten Griebel und die des ausgezeichneten Violinspielers Molique. Mit Recht kann man Letzteren jetzt unter die ersten Violinspieler Deutschlands rechnen. Sein Spiel trägt eine eigene Farbe; sein Legato, sein Staccato des Bogens ist gleich trefflich, der Ton, ohne grade das Prädikat: groß zu verdienen, ist angenehm und auf allen Saiten gleich. Die Ruhe des Vortrages selbst bei den größten Schwierigkeiten zeugt den großen Künstler, der den mechanischen Theil seiner Kunst gänzlich überwunden. Wir freuen uns, ihn heute in einer größern Komposition im Theater hören zu können, und machen zugleich alle Musikfreunde darauf aufmerksam, und besonders die Mitglieder des Museums, denen er gleich bereitwillig den Genuß seines Spieles vergönnte. S.

Frankfurter Theater.

Seit unserm letzten Bericht über die Oper wurde im Lauf der letzten Hälfte dieses Monats, neu einstudirt, gegeben: Johann von Paris, Oper in 2 Abtheilungen von Bojeldieu.

Hr. Schmezer, als Johann, befriedigte uns heute weit mehr, als in frühern Darstellungen dieser Rolle; sein Spiel war viel freier als gewöhnlich, nur hatte der Charakter des Prinzen in den Scenen, wo er als solcher erscheint, edler gehalten werden können, besonders von dem Augenblicke, wo er weiß, daß ihn die Prinzessin erkannt. Warum treibt Hr. Schmezer überhaupt seine Presa so rasch herunter? — man sieht, daß ihm hier noch die nöthige Ruhe und Sicherheit fehlt, die uns gewöhnlich bei seinem Gesange so wohl thut. Die Arie im zweiten Akt und das Duett zwischen ihm und der Prinzessin, waren heute das Beste seiner Leistung. Auf den Troubadour legt er nicht den gehörigen Werth, darum läßt der Vortrag kälter, als es seine schöne Stimme verdient. Prinzessin von Navarra — Dem. Halbreiter. Wenn wir die Leistungen dieser jungen Sängerin aus Ueberzeugung mit dem süßen Klang des Lobes begleiten, so möge man uns ja nicht der Parteilichkeit beschuldigen, da wir ein für allemal erklären, daß, wenn wir sie beurtheilen, wir immer die Anfängerin im Gebiete der dramatischen Gesangkunst vor Augen haben, auf welchen Standpunkt der Beurtheiler sich stellen muß, der auf Unparteilichkeit Anspruch machen und das aufkeimende Talent nicht in seiner Wurzel ersticken will. Tritt einmal der Zeitpunkt ein, und wir hoffen, er soll nicht lange ausbleiben, wo sie als Künstlerin dasteht, werden wir nicht ermangeln, solches mit Bestimmtheit anzugeben. Bei der heutigen Vorstellung zeigte sie, welche bedeutende Fortschritte sie sowohl im Gesang wie in der Sprache — wir wollen noch nicht sagen im Spiel — in der kurzen Zeit, der sie sich der Bühne gewidmet, gemacht. Besonders war der Vortrag des Troubadours einfach, zart und seelenvoll, das hierauf folgende Duett das Beste ihrer ganzen Darstellung. Ueberhaupt ging aus ihrem Gesang hervor, daß sie nicht unvorbereitet sich ihren jetzigen Beruf erwählt, und die Schule schon gemacht hat, die die meisten Sänger und Sängerinnen sich erst zu erwerben suchen, wenn sie dafür bezahlt werden. — Ihre Intonation hat sich bedeutend verbessert, ihre Höhe ist gleicher und leichtansprechender geworden, nur finden wir, daß sie ihre Stimme noch zu sehr zurückhält, da der dichte Ton derselben gewiß mehr Kraft entwickeln kann. Muth — ist das erste Erforderniß eines Künstlers; ohne Muth — gelingt alles weniger, und wer diesen nicht besitzt, soll sich lieber von der Kunst gänzlich lossagen. Freilich ist auch oft das Publikum daran Schuld, wenn seine Künstler muthlos werden, denn nur ein ganz gebildetes ist im Stande — junge Künstler zu der Höhe zu bringen, die dem einzelnen Individuum nur immer möglich. Daß das Unsrige auf dieses Prädikat Anspruch machen kann, beweisen die vielen, bedeutenden Künstler, die aus unserer Schule hervorgegangen, und deren erste Kunstblüten hier sorgsam gepflegt wurden. Seneschall — Hr. Marrder. War Dobler in dieser Rolle so ausgezeichnet? war seine Leistung von der Art, daß es schwer ist, nach ihm diesen Charakter im Spiel und Gesang darzustellen? — Beides glauben wir verneinend beantworten zu können. Sein Vortrag der Arie war schon gänzlich verfehlt. Das ewige Retardiren, das schleppende Tempo des ganzen Tonstückes, die holperigen Manieren, die in dieser Arie durchaus keinen Platz finden können, zeigten von einer ganz verfehlten Ansicht, und doch ist diese Art des Vortrages stereotip hier geworden. Auch Hr. Marrder hat denselben sich angeeignet, und wir meinen mit Unrecht. Dobler's schöne Stimme machte vieles gut, was sein häufig geschmackloser Vortrag verdarb; und was geht einem Künstler nicht alles durch, der einmal bei seinem Publikum akkreditirt ist? Jedoch ist im Gesang Hr. Marrder eine recht gute Kopie, während er im Spiel Hrn. Dobler weit hinter sich zurück läßt. Wir wollen keineswegs damit sagen, daß Hr. Marrder in dieser Hinsicht seine Aufgabe erschöpft, allein er wußte diesem Charakter doch mehr Lebendigkeit zu geben, die Dobler's Darstellung gänzlich fehlte. Dem. Hill — Page, brav gespielt und recht gut gesungen. Ihr angenehmes Aeußere paßt vorzüglich für Rollen dieser Gattung. Ihr Fleiß ver-

dient die größte Anerkennung. Hrn. Hassels fröhliche Laune als Wirth belebte die ganze Vorstellung, die besonders bei der sehr langen Exposition im ersten Akt in Anspruch genommen wird. Seitdem wurde diese Vorstellung zweimal wiederholt.

Donnerstag, den 16. November: Die Donaunymphe, zweiter Theil, Volksmährchen mit Gesang in 3 Abtheilungen. Wir wüßten hier nichts weiter dem hinzuzufügen, was wir bereits bei der Aufführung des ersten Theils gesagt haben.

Dienstag, den 18. November: Robert der Teufel, Oper in 5 Abtheilungen von Meyerbeer. Mad. Fischer, als Alice, bezauberte durch ihren trefflichen Gesang und ihre vorzügliche Darstellung, und ließ uns wieder fühlen, welches kostbare Juwel wir in ihr besitzen. Sie wurde freundlich vom Publikum empfangen und am Schluß des dritten Aktes stürmisch gerufen. Die Berliner mögen sich bei denen bedanken, die sie um diesen Kunstgenuß gebracht. Dem. Halbreiter sang heute die letzte Arie mit Begleitung der Harfe und Oboe ausgezeichnet schön. Hr. Schmezer befriedigte uns im ersten Akt und in dem Terzett des letzten Aktes außerordentlich. Der Vortrag des Terzetts ohne Begleitung im dritten Akt von Hrn. und Mad. Fischer und Hrn. Schmezer war meisterhaft vorgetragen.

Samstag, den 22. November: Ludovic, Oper in 2 Abtheilungen. Wiederholung. Mad. Fischer im ersten Akt vortrefflich, im zweiten sehr zerstreut und unsicher.

Montag, den 24. November zum Vortheil des Hrn. Kapellmeister Guhr: Gustav, oder: der Maskenball, Oper in 5 Abtheilungen von Auber. Das Publikum, für dessen Vergnügen dieser Künstler stets die größte Sorge trägt, hatte sich, wie es sich wohl nicht anders erwarten ließ, heute sehr zahlreich eingefunden. Bei seinem Erscheinen im Orchester wurde er von dem überfüllten Hause freundlich empfangen. Die Vorstellung war eine vorzügliche.

Mittwoch den 26. November: Zampa, Oper in 3 Abtheilungen von Herold. Der beste Darsteller dieser Rolle in Deutschland — Wild, der vor Kurzem mehremale diese Partie bei uns gab, hatte wesentlichen Einfluß auf die heutige Darstellung des Hrn. Marrder. Wir erinnern uns nicht, diese Rolle so gut wie heute von Letzterem gehört zu haben, denn er leistete alles, was man von einem Baritonisten nur erwarten kann, da bekanntlich Zampa für den Tenor geschrieben, und deßwegen häufige Transpositionen und Umschreibungen nicht zu vermeiden sind, wodurch der Gesang verlieren muß. Mad. Fischer-Achten, Camilla, sang und spielte wie eine Meisterin.

Nächsten Montag, den 8. Dezember, wird Spontini's Prachtoper: Die Vestalin, aufgeführt, und zwar zum Vortheil des Hrn. und der Mad. Fischer, welche die Partie der Julia singt. Bedarf es wohl mehr, als dieser kleinen Anzeige, um die regste Theilnahme eines Publikums zu erwecken, das so gern jede Gelegenheit ergreift, seinem Liebling die Achtung zu erkennen zu geben, welche Mad. Fischer als eine kunstgeübte, anmuthige Sängerin auch mit vollem Rechte in Anspruch nehmen darf? Nicht minder verdient der Fleiß und das für unsere Oper so nützliche Talent des Hrn. Fischer die vollste Anerkennung.

Schuster.

Korrespondenz.

London, den 22. November.

— Ueber unser geselliges Treiben kann ich Ihnen nicht viel Anziehendes mittheilen. London ist, wie der Engländer zu sagen pflegt, im Augenblick „quite, dull.“ Sie müssen noch ein zwei Monate Geduld haben. Unsere Wintertheater haben sich geöffnet, und Haymarket und das neue englische Opernhaus ihre Saison geschlossen. Das letztere bot manches Interessante dar. Wir hörten mehre neue Opern, sämmtlich englischer Komposition; denn es ist Grundsatz dieser Anstalt nur englische Musik zur Aufführung zu bringen. Ob sie diesem Grundsatz treu bleiben kann, wird die nächste Campagne lehren. Unter andern gab man zwei Opern, deren Komponisten Ihrem Frankfurt einen Theil ihrer Ausbildung verdanken, und dort wohl bei Manchem noch in freundlichem Andenken stehen mögen; die erste war von Loder, aus Bath, einem Schüler des bei Ihnen lebenden Ferdinand Ries, die zweite von Thomson, aus Edinburgh, einem Schüler Ihres Schnyder von Wartensee. Beide Opern hatten sich eines glänzenden Erfolgs zu erfreuen, und man hegt für die Zukunft die größten Erwartungen von den beiden talentvollen jungen Männern. Ueberhaupt suchen die Engländer jetzo durch alle mögliche Mittel den Sinn für musikalisches Schaffen unter sich anzuregen und zu unterstützen. So finden von Zeit zu Zeit in dem »Hanover-Square-Saal« Konzerte Statt, welche die »Gesellschaft der britischen Tonkünstler« veranstaltet, und worin ausschließlich bloß englische Komposition, von englischen ausübenden Künstlern vorgetragen, aufgeführt werden. — Cooper's Novelle, der Bravo, ist neulich mit außerordentlicher Pracht über die Drury-Lane-Bretter gegangen. — Werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß am Schlusse des Stücks der verurtheilte Bravo auf die Bühne gebracht, auf das Schaffot geführt und de facto enthauptet wird?! Zwar nicht der Schauspieler, Hr. Cooper, — einen solchen Lohn verdiente sein Spiel nicht, obschon es ziemlich mittelmäßig war, — aber ich versichere Sie, daß diese Scene mit so scheußlicher Wahrheit arrangirt war, — man sah Henker! — Kopfabschlagen! — Blut! — daß sich selbst der starknervige John Bull empörte und ein allgemeiner Ausbruch der höchsten Indignation den Saal erfüllte. Bei der zweiten Aufführung änderte man die Katastrophe und das Stück macht fortwährend »gute Häuser.« — Als ich neulich durch die Grafschaft Norfolk fuhr, stieß mir in einem Dorfe etwas auf, was ich Ihnen der Kuriosität halber erzählen muß. Denken Sie sich eine ältliche Frau, die sich einbildet, sie wäre eine alte Henne: und deren fixe Idee so stark ist, daß sie sich in einem Waschkorb ein Nest gemacht hat, und mit der lobenswerthesten Geduld einen großen Theil des Tages auf drei holländischen Käsen sitzt, und die Umstehenden versichert, daß ohnfehlbar in sieben Wochen die junge Brut auskriechen würde. — Politisches kann ich Ihnen nichts mittheilen, was Sie nicht alles besser und ausführlicher wüßten. Bis zur Rückkehr Peel's ist alles in suspenso. So viel ist gewiß, daß der Austritt der Whigs dem Lande wieder hübsche Summen kostet. Um Ihnen nur zwei „items“ anzuführen, nenne ich Brougham's Pension mit 5000 Pf. St. und Plunket's mit 4000. — Von Lord Melbourne's Verwaltung war es überhaupt vorauszusehen, daß sie bloß eine pro tempore war. Ausgezeichnet hat sie sich durch nichts als die Grey- und Durham-Gastmähler, durch die Brougham- und Durham-Kontroversen, und die Abbrennung der Parlamentsgebäude. Nachstehende Spottverse über den armen Exkanzler sind diese Woche in Cirkulation gesetzt worden. Der König spricht zu Lord Melbourne:

Though forced to change my men at last,
I respect your Heart and Head, Lamb;
My Lord Brougham's day at length is past,
And he may go to Bed-Lamb.

William Lamb war der Name des Lords, ehe er den Titel eines Earl of Melbourne erbte, dieß zur Erklärung der Pointe.

Logogryph.

1 2 3 4 5 6.

Grauses Werk! ich kenne dich
Und dein Unheilsstreben!
Bist so drohend, fürchterlich,
Buhlst um Blut und Leben,
Ja, vermissest dich sogar,
Jupiter'n zu gleichen,
Doch dein Todesspiel, fürwahr!
Stammt aus Pluto's Reichen.

1 2 3 4 5.

Herzenssang, wie liebst du mich,
Durch der Stimmen Klänge,
Bringst so hold und wunderlich
Mich in's Reich der Sänge.
Stimmst die Saiten mir im Herz
Zu der Andacht Feier,
Füllst die Brust mit Wonn' und Schmerz
Ohne Klang der Leier.

Auflösung der Charade in Nro. 205.

Christbaum.

Theateranzeige.

Mittwoch, den 3. Dezember: Der Wasserträger, große Oper in drei Abtheilungen, Musik von Cherubini. Vorher wird Hr. Musikdirektor Molique zwei von ihm komponirte Piecen vortragen. Abonnement-suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 208. 4. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Entsagung.

(Aus dem Taschenbuche der Liebe und Freundschaft für 1835.)

Aurora, wo bist du geblieben,
Wo, Laura, hat der Kukuk dich,
Und wo ist Klara, die sonst drüben
Am Hause still vorüberstrich?
Bringt mir stralend-helle Kerzen,
Spiel, die Zeit mir wegzuscherzen,
Anders fühl' ich einsam mich.

Verdammt sey nun das Kleid von Seide!
Lisette lief zum Ball damit;
Vergebens harrt ein neu Geschmeide,
Kein Flüstern naht, kein leiser Tritt.
Schmückt das Haus nach meinen Launen,
Gäste ruft mir, daß sie staunen
Hier bei jedem Tritt und Schritt.

Nanette sang so schöne Lieder
Zum theuern Instrumente dort,
Ein Singverein — sie kehrt nicht wieder,
Sie bleibt mir sammt den Noten fort.
Wein herauf und laßt uns singen,
Und wenn laut die Gläser klingen,
Trinken wir: ein Mann ein Wort!

Schön Trudchen ließ ihr weiches Händchen
Mir oft, als wär's von Ohngefähr;
Nun eilt sie, kommt ein junges Fäntchen,
Ein Sekundaner nur daher.
Rappen spannt mir vor den Wagen,
Gaffen soll das Volk und sagen:
Herrlich! Keiner lebt wie er!

Sie ging mir nach, das schlaue Käthchen,
Von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort;
Nun lacht sie da mit jungen Mädchen,
Mißt meine Zeit mit schnödem Wort;
Was soll Spiegel, Kirchner, Küster?
Streicht die Mädchen vom Register;
So! nun leb' ich fröhlich fort.

St. Schütze.

Die Braut von Brasilien.

Erzählt von .....l.

(Fortsetzung.)

Den letzten Besuch machte er bei seiner Tante, der Aebtissin. »Mögen die Heiligen Dich schützen, Sohn meines Bruders!« rief die gute Dame aus: »Alonzo, Du bist die letzte Stütze, der letzte Sprosse unsers alten und edlen Hauses; — gesegnet sey dieses Ereigniß, das ihm auf's Neue Reichthum und Unabhängigkeit verleiht! Allein bedenke, Alonzo, daß Du gegen diejenige, deren Hand wir dieses Glück verdanken, eine der zärtesten und schwierigsten Pflichten zu erfüllen hast. Es gibt nichts Vollkommnes in dieser Welt; und jedem Guten ist sein Theil vom Uebeln beigegeben: — mögest Du geduldig Deine goldnen Fesseln tragen!«

Sie schifften sich ein und erreichten in wenigen Tagen St. Paul. Bei ihrer Ankunft kam Senhor Joseph sogleich an Bord, um sie zu empfangen. Senhor Joseph war ein kleiner, ältlicher Mann, pfiffig und thätig, — er trug einen langen Zopf, einen dreieckigen Hut, braunen ausgeschnittenen Rock, und eine geblümte Weste. Seine Freude und sein Stolz waren so groß, daß er kaum Worte finden konnte, und, zum erstenmale in seinem Leben, erdrückte ein Ausbruch natürlichen Gefühls seinen gewohnten ellenlangen Schwall von Komplimenten, was bei einem alten Portugiesen viel sagen will.

Senhor Josephs Haus lag im Mittelpunkt der Stadt, und zeichnete sich weder von Innen, noch von Außen, von den übrigen Nachbarhäusern aus; Geschmack und Bequemlichkeit waren hier noch in geringerem Grade wahrzunehmen, als selbst in Rio. Es war ein schwerfälliges, düster aussehendes Gebäude, mit großen weißgetünchten Stuben, deren nur einige wenige mit Matten ausgelegt waren; Reihen altväterischer Stühle standen längs den Wänden hin, oder waren in zwei steifen Kolonnen, von beiden Seiten eines uralten ehrwürdigen Sophas ausgehend, aufgestellt; zwei kleine Tische, ein Paar, mit Vasen künstlicher, etwas abgeblaßter, Blumen verziert, standen sich gegenüber; eine französische Pendule unter einem Glasgehäuse; alte massive silberne Leuchter mit Kerzen, deren Docht bereits angebrannt, dabei mit zierlichen Kränzen von weißem Papier ausgeschmückt, — dieß war die Einrichtung der großen »Sala« des reichsten Mannes in Brasilien.

Bei ihrem Eintritt in's Haus empfing sie eine kleine, schwärzliche, fette, gutmüthige Senhora, in steifgeblümtem Atlas, welche ihnen Senhor Joseph als seine Schwester Therese vorstellte. Sie beschenkte Alonzo's beide Wangen mit einem derben Schmatz, und führte den jungen Mann in die Sala, worauf sogleich zwei nett gekleidete schwarze Dämchen erschienen, die einen kleinen, mit Kuchen und ausgezeichnet schönen Früchten besetzten Tisch herein brachten. Während Alonzo mit diesen Leckerbissen Bekanntschaft machte, sprachen seitwärts die beiden Väter zusammen. »Das Schiff segelt also morgen

schon!« sagte der Marquis: »sehr zeitig« setzte er mit einem Seufzer hinzu; »doch, wie Sie richtig bemerken, es ist besser, keine Gelegenheit zu versäumen.«

»Viel besser,« erwiderte Senhor Joseph, »Alles ist in Bereitschaft; Erlaubniß des Bischofs, Priester und Zeugen; in Zeit von einer Stunde kann Alles abgethan seyn.«

»Und wie ist's mit Ihrer Tochter?«

Je nun, Herr Marquis, Sie wissen, Isabella ist noch ein bloßes Kind, und ein kränkliches Kind; sie ist gar arg verdorben und verhätschelt worden, und in Folge ihrer schwächlichen Gesundheit und meiner zahlreichen Geschäfte ist ihre Erziehung etwas vernachlässigt; indessen müssen wir suchen, das Versäumte sobald wie möglich nachzuholen.

»Gut, Senhor,« erwiderte der Marquis mit einiger Anstrengung, »je eher die Sache abgethan ist, je besser.« Senhor Joseph wisperte etwas seiner Schwester zu, und Beide verließen das Zimmer. Der Marquis berichtete hierauf Alonzo, daß die Zeremonie sogleich vollzogen werden und er den nächsten Morgen nach Europa segeln würde. Auch hielt es der Marquis angemessen, seinen Sohn auf das Erscheinen der Braut vorzubereiten, und theilte ihm mit, was er so eben vom Vater derselben vernommen, indem er hinzusetzte: »Versprich mir, Alonzo, so viel wie nur möglich jeden ungünstigen Eindruck, den sie auf Dich machen könnte, zu verbergen, und bedenke, daß wir unser Wohl und Wehe auf diesen Wurf gesetzt haben!«

»Das haben wir in der That, Vater!« sprach Alonzo ernst, »aber das Opfer ist groß.« Er wollte durch diese Aeußerung keineswegs ein schmerzliches Gefühl über Aufopferung seiner Persönlichkeit oder seines Ranges kund geben, obschon sein mehr weltlich gesinnter Vater seinen Worten grade diese Deutung gab; nein — sein angebornes Rechtsgefühl und die noch unverdorbene Frische seines jugendlichen Herzens sagten ihm, daß er im Begriff stehe, seine Ehre und seine Unabhängigkeit zu verkaufen, — und das, was der Jüngling für seine Zukunft am höchsten schätzt: freie Wahl einer Lebensgefährtin.

Sie zogen sich in ihre abgesonderten, halb möblirten Schlafzimmer zurück, um die nöthige Toilette in Ordnung zu bringen; kaum blieb ihnen so viel Zeit, damit fertig zu werden, als schon eine Einladung sie ersuchte, sich in das Kabinet des Senhor Joseph zu verfügen; dort fanden sie sowohl ihn, als einen Notar, einen Priester und zwei Zeugen. Ein Dokument wurde dem Marquis zur Durchsicht eingehändigt, welches seinem Sohne ein bedeutendes Einkommen sicherte; der Marquis drückte seine Erkenntlichkeit aus, und Alonzo küßte die Hand seines neuen Vaters: das Dokument wurde unterzeichnet, besiegelt, und beiden Theilen eine Abschrift überreicht. Hierauf wurde Senhor Joseph's Testament verlesen, in welchem er, nach Abzug eines Legats für seine Schwester, und mit Ausnahme des einzigen Hauses das er besaß (seine Wohnung), welches er gleichfalls derselben zudachte, sein ganzes ungeheures Vermögen seiner Tochter vermachte. Auch gab er seine Absicht zu erkennen, daß er alle Kapitalien fest und sicher anlegen wollte, indem er entschlossen sey, noch vor der Rückkehr Alonzo's seine kaufmännischen Geschäfte zu liquidiren; Ländereien wollte er indessen nicht an sich kaufen, da er wußte, daß der Marquis in Portugal große Erbgüter besaß, zu deren Besitz er, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch vor seinem Ende gelangen möchte.

Nachdem diese interessanten Verhandlungen erledigt waren, wurde die Gesellschaft ersucht, sich nach der Kapelle zu begeben, wo die Vermählung Statt finden sollte.

Vater und Sohn konnten sich in Betreff der Braut schlimmer Ahnungen nicht erwehren, hauptsächlich Alonzo, der sich mit pochendem Herzen der Kapelle näherte: sein Vater, in fortwährender Besorgniß wegen der endlichen Katastrophe, flüsterte ihm nochmals nachdrücklichst zu: »Senhor Jose[illegible] hat seine Zusage auf die edelste Weise erfüllt; — mein Soh[illegible] um meinetwillen raffe Dich zusammen, die Deinige [illegible] lösen!« Alonzo drückte die Hand seines Vaters, allein d[illegible] Herz war ihm zu voll, um etwas erwidern zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsscenen.

Die Verbrecherin von zehn Jahren.

Mitgetheilt von J. Schuster.

(Schluß.)

Honorine erschien sonach vor dem Assisenhof des Orn[illegible] departement, zweier Mordthaten angeklagt. Die Menge drängt[illegible] sich im Gerichtssaale, um dieß kleine Ungeheuer zu betrachten[illegible] jedermann bildete sich ein, in ihrem Gesicht irgend einen cha[illegible] rakteristischen Zug ihrer Bösartigkeit zu entdecken. Aber wi[illegible] sehr ward man überrascht, als unter der Begleitung der Gens[illegible] darmen ein kleines Mädchen mit einer recht sanften Gesichts[illegible] bildung und einem Lächeln auf den Lippen, eintrat! Hono[illegible] rine setzt sich auf die Bank der Angeklagten; sie ist klein, abe[illegible] von starker Leibesbeschaffenheit; ihre Züge, ohne schön z[illegible] seyn, sind regelmäßig; ihre Haut ist mit Sommersprosse[illegible] bedeckt, und ihre schwarzen und sehr beweglichen Auge[illegible] glänzen in bemerkenswerther Lebhaftigkeit. Die Einrich[illegible] tung des Gerichtssaales scheint sie zuerst zu erschrecken, den[illegible] kaum hat sie ihren Platz eingenommen, als schwere Thräne[illegible] von ihren Wangen fließen; aber diese Thränen trockne[illegible] sogleich; man sieht ihr Lächeln wiederkehren, und ihre Blick[illegible] schweifen mit einer außerordentlichen Neugierde auf alle si[illegible] umgebenden Gegenstände umher: der Säbel und die Uniform der ihr zur Seite sitzenden Gensdarmen nehmen vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Man verlies't die Anklage; sie erregt Schauder, und ergreift die Seele auf das schmerzlichste durch den Kontrast der Verbrechen, die sie schildert, mit der Sorglosigkeit des Kindes, das solche begangen hat. und dessen Seele im Angesicht seiner Richter nur von dem neuen Schauspiele eingenommen zu seyn scheint, das sich seinem Anblicke darbietet; denn die Anklage selbst läßt das Kind gleichgültig, ja es lächelt, indem es solche vernimmt.

Honorine wird befragt, sie steht auf, und betrachtet unverwandt die Gensdarmen, ohne Antwort zu geben. Der Präsident wiederholt seine Fragen, sie bricht hierauf ihr Stillschweigen, gesteht mit einer entsetzlichen Offenherzigkeit, ohne das geringste Zeichen von Reue zu geben, daß sie, aus Eifersucht, die kleinen Mädchen in den Brunnen geworfen habe. Man schreitet zum Verhöre der Zeugen. Nichts herzzerreißender als die Aussagen der unglücklichen Frauen Hersant und Alexandre; jedes Wort, jeder Ausruf der beiden in Thränen schwimmenden Mütter erschüttert jedes Gemüth — Honorine allein widersteht der allgemeinen Rührung; aber die dramatische Wirkung dieser Scene in dem Augenblicke beschreiben zu wollen, wo es sich in dem belebten und freudigen Ausdrucke ihres durchdringenden Blickes offenbarte, daß ihr dieser mütterlicher Schmerz, dessen Ursache sie ist, gefällt — diese Scene ist nicht mit Worten zu schildern! — Bald entschleiert die Verhandlung einen gräßlichen Umstand, der die ganze Grausamkeit Honorinens charakterisirt. Sollte man es glauben? Man hatte den entseelten Körper der kleinen Alexandre zu ihren Eltern gebracht; diese Unglücklichen zerflossen in Thränen beim Anblick des Leichnams ihres Kindes; plötzlich geht die Thüre auf, und wen sieht man?... Honorine auf der

Schwelle stehend, die Zähne fletschend und laut auflachend wie ein Dämon! Honorine, die Urheberin der Trostlosigkeit dieser ganzen Familie, ist es, die herbeikam, auf solche Weise ihr Unglück zu höhnen. Welch unerhörte Bosheit eines Kindes! man war kaum fähig, dieß höllische Geschöpf wegzujagen; und — nicht minder unglaublich! — am Abend bei der Beerdigung ihres Schlachtopfers sah man, wie sie dem Zuge folgte und eine Kerze zu tragen verlangte.

Am Tage, als man die kleine Hersant, die sie in den Brunnen geworfen hatte, suchte, beeilte sich Honorine, den Weg zu bezeichnen, auf welchem sie, wie sie sagte, das Kind gesehen haben wollte; hierauf fing sie an zu suchen und sie, wie die übrigen, bei dem Namen zu rufen; aber als der Körper des unglücklichen Kindes in dem Brunnen gefunden worden war, stellte sich Honorine auf eine Anhöhe, von wo aus sie sich ganz nach Herzenslust das Entsetzen der Menge betrachten konnte, die den Leichnam umgab.

Noch ein Zug vollendet das Gemälde von dem Charakter Honorinens. Der Präsident fragt sie, warum sie sie sich mehremale bemüht habe, die kleine Gauchard in die Fontaine zu stürzen, als dieses Kind daraus seinen Durst löschen wollte. Honorine antwortete ohne sich zu besinnen: ich wollte sie ersäufen. Jedermann schauderte bei dieser Antwort, die ein neues Verbrechen offenbarte, welches die Anklage selbst zu beseitigen gesucht hatte. Der Vertheidiger Honorinens sagt ihr, sie habe falsch verstanden; aber Honorine erwidert kalt, daß sie wohl verstehe, und daß ihre Absicht gewesen wäre, die kleine Gauchard umzubringen.

Inmitten des unaussprechlichen Eindrucks, den diese Verhandlung erzeugt, wird dem Anwalt des Königs das Wort bewilligt. Die Erschütterung war tief; diese Gerichtsperson vermehrt sie nur noch durch seine beredsame Requisition. Die Thatsachen waren gewiß und eingestanden; es handelte sich nur noch um die Frage der Unterscheidungskraft, und die Unterscheidungskraft Honorinens ist dargethan durch die eifrigen Vorsichtsmaßregeln, die sie zuerst zur Verhüllung ihrer Verbrechen nahm.

Während der ganzen Requision schweiften Honorinens Blicke fortwährend mit der außerordentlichsten Sorglosigkeit von einem Gegenstand zum andern; aber als der königliche Anwalt mit den Worten endigte, daß sie von nun an neben einem Läger gestellt werden müsse, der ein junges Mädchen in seine Höhle geschleppt, sie daselbst geschändet und ihr das Herz dann ausgerissen und ausgesaugt hätte, da hört Honorine allsogleich aufmerksam zu, ihre Augen fangen zu funkeln an, und es ist unverkennbar, wie sehr ihr die schauderhafte Schilderung gefällt.

Hr. Verrier übernimmt nun die Vertheidigung, aber mit mehr Talent, als Glück. Vergebens behauptete er, daß Honorine den ganzen Umfang des verübten Bösen nicht begriffen habe! seine Bemühungen sind nutzlos.

Nach einigen der Berathung gewidmeten Augenblicken, erklären die Geschworenen, daß Honorine mit Unterscheidungsfähigkeit gehandelt habe; demzufolge verurtheilte sie der Gerichtshof zu zwanzigjähriger Gefängnißstrafe in einem Zuchthause, und stellt sie zehn Jahre lang unter polizeiliche Aufsicht. Honorine schweigt, aber das Zusammenziehen ihrer Lippen, die Bewegung ihrer Augenbraunen und das Blinzeln der Augenwimper offenbaren, daß sie ihre Strafe wohl begriff.

Karoline Lindner.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Junimonat des Lebens sich befindend, liegt der Künstlerin ein weites Kunstfeld vor. Manche schöne Blüten ließ sie bereits auf demselben ersprießen. Maria Stuart, Lady Milford, (?) Gräfin Orsina (?) bilden frische Vergißmeinnichtblumen in ihrem Kunstkranze. Wenn Klingemann in »Kunst und Natur« Bd. III. S. 27 der Künstlerin »das Heitere und zart Rührende« als ihren eigentlichen Wirkungskreis zuspricht, so mag man ihm hierin schon beipflichten, wenn er aber behauptet, daß derselben für das Stark-Leidenschaftliche »die Glut, die Kraft und die gewaltigen Mittel« fehlen, so kann man ihm höchstens hinsichtlich des letzteren Punktes Recht geben. Die Glut, die tragische Kraft der Lindner bekundet sich im Ganzen mehr intensiv, aber sie schwingt sich hier zu dem höchsten Gipfel, man fühlt sie im tiefsten Herzen, je weniger man sie mit den Sinnen erfaßt. (?) Wer in ihrer »Milford,« in ihrer »Orsina« keine Glut, keine leidenschaftliche Kraft ersieht, wem sie in diesen Leistungen nicht die ganze Seele, alle Nerven elektrisirt, der ist eben Eis des Gefühles, und solchen Leuten ist nicht zu helfen. (?) Es gibt jedoch tragische Charaktere, die mit Donnerworten erschallen müssen: Phädra und Medea, und für diese mögen die organischen Mittel der Lindner nicht ausreichen, hier mag sie einer Sophie Schröder, die sich mit den fackelschwingenden Eumeniden verbündet, den Vorrang einräumen.

Man hat es der Lindner dann und wann zum Vorwurf gemacht, daß sie sich von ihrem Gefühle zu sehr hinreißen lasse und die Charakteristik dadurch beeinträchtige. Es mag solches in einzelnen Fällen der Fall seyn, obwohl ich nie ein solches Vorwalten des Gefühls an ihr bemerkt habe, welches die Objektivität hätte aufheben können. Der Schauspieler ist mit seiner Leistung von dem Augenblicke abhängig, er kann die gelegene Zeit des Genius nicht erwarten; zu bestimmten nothwendigen Zeitpunkten muß er schaffen. Da kann es denn möglich seyn, daß gerade in dem Augenblicke in ihm vorherrschende Gefühle sich auf die Darstellung übertragen. Im Uebrigen ist die Lindner, psychologisch einsichtig und kunstfest, stets Herrin ihrer Leistung. Obwohl subjektiv, und ihre Individualität in den Charakter hinein verwebend, verwischt sie doch nimmermehr die geringsten und zartesten Farbennuancen der Dichtung, nie geht der darzustellende Charakter in ihrer Individualität unter, die letztere dient vielmehr dazu, ihm die poetische Verklärung des Lebens zu geben. Selbst eine »Orsina,« dieses an und für sich stählerne Weib, erhält das zarte Gepräge Lindner'scher Weiblichkeit, ohne daß dem Charakter dadurch ein Fäserchen seiner Seele entzogen wird. Die Lindner ist subjektiv, wie es Devrient war; ihre geistige Anmuth schlingt sich um die Objektivität des darzustellenden Charakters. Sie wird einen Göthe'schen Charakter, wie z. B. das Klärchen in »Egmont,« mehr idealisiren; dasselbe trägt in ihrer Darstellung schon das Gepräge des Traumbild's Klärchen, wie es Egmont erscheint. Indeß diese Veridealisirung thut dem geistigen Auge wohl. Ein Klärchen, von welchem der Held der Freiheit in den letzten Lebensaugenblicken so schön träumen konnte, dem seine Traumphantasie göttliche Verklärung leiht, kann in ihrem Wesen sehr wohl die Spuren und Motive des Ideals tragen, ohne daß dem Charakter des festen, lebensmunteren Mädchen dadurch Eintrag geschieht. Manche Darstellerin kann Egmont's Klärchen anders geben; wenn die Lindner sie, im Hinblick auf das Traumbild, duftiger, ätherischer darstellt, wer mag ihr deßhalb einen Vorwurf machen. Ueberschreitet sie doch nicht die Gränzen der Dichtung, sondern bewegt sich nur poetisch frei, mit schöpferischer Kraft innerhalb derselben.

Die Rolle der Franziska (Minna von Barnhelm), eine meisterhafte Leistung unserer Künstlerin, erhält in der Darstellung der Lindner mehr herzliche Farbe; die impertinente Naivetät und Keckheit der Kammerzofe wird dadurch

gemildert, aber der Charakter selbst, der offenbar Herzensgüte und treue Liebe zu der Herrin an der Stirn trägt, erhält von der anderen Seite ein poetischeres Gepräge. Dieses Kammerzofen-Benehmen ist nur etwas von den äußeren Verhältnissen auf jenen übertragenes. Es ist mehr die Form. Wie viele Darstellerinnen machen dieses Benehmen zur Hauptsache und bringen nicht selten durch naive Kunstkoketterie die schlagendste Wirkung hervor, wenn man am Ende allen inneren Gehalt in ihrer Leistung vermißt. Man wird es der Lindner nie zum Vorwurfe machen können, daß sie durch übergroße Zartheit die Franziska aus ihrer eigenthümlichen Sphäre ziehe, indeß sie steigt erst in das Herz des Kammermädchens hinab, und von hieraus entwickelt sich ihr Spiel in den feinsten Nuancen und Schattirungen. Wenn sie Franziska's Charakter einfach und schlicht — wie er es ist — hält, so vermeidet sie auf der andern Seite jegliches Auftragen in der Form; in ihrer Leistung findet der schönste organische Zusammenhang Statt. Lessing selbst würde einräumen müssen, daß Franziska-Lindner die Objektivität der darzustellenden Rolle festhalte, ungeachtet sie dieselbe mit allen Rosen ihrer geistigen Anmuth umhüllt.

Eben durch diese geistige Anmuth gibt die Lindner den unbedeutendsten Charakteren — vorzüglich in den neueren französischen Lustspielen, deren Personal ja größtentheils nur aus Menschenpuppen besteht, die auf den Bühneneffekt berechnet sind — möglichste charakteristische Bedeutsamkeit. Hier schafft sie, hier dichtet sie, wenn der Dichter nur Worte machte und sein Hauptaugenmerk auf wirkungreiche Handlung richtete. Ich führe hier nur die Frau in dem Lustspiele: »der Mann meiner Frau,« an. Man vermißt hier keinen Augenblick die feine Weltdame, aber mit welcher Sicherheit und Zuverlässigkeit, wie zart und anmuthig führt die Darstellerin diese Dame durch die französischen Nuditäten hin. Sie gibt ihr Herz und Gemüth in Ton und Geberden, ohne der galanten Leichtigkeit im Aeußeren zu nahe zu treten. Die Unschuld und die Kunstreinheit in dem Spiele der Lindner lassen es den Zuschauer übersehen, zu welcher schlüpfrigen Intrigue die Frau die Hand bietet; sie hauchen poetischen Glanz über die an und für sich ziemlich charakterlose Schöne, die nur der Handlung wegen existirt.

Wie eben angegeben, veranschaulicht sie alle munteren Charaktere des Lustspiels. Alle jene Weltdamen der Töpfer'schen und Weißenthurn'schen Lustspiele erhalten in ihren Händen einen gewissen poetischen Fond, ein zartes Kolorit, das dem geistigen Auge so wohl thut. Die Lindner weiß sehr wohl, daß alle diese Rollen mehr oder weniger auf die persönliche Anmuth der Darstellerin berechnet sind. Diese fehlt ihr in dem Grade, daß sie davon sichern Erfolg erwarten könne. Deßhalb sucht sie eben die geistige Anmuth herauszustellen, sie verschlingt dieselbe mit dem feinen Formwesen der Dame von Welt, und man würde selbst bei einer Baronin Waldhüll das Frauenzimmer, welches durch die blendende Außenseite den Sieg erringt, vor dem, welches durch geistige Liebenswürdigkeit triumphirt, vergessen. Was läßt sich nicht mit dieser Waldhüll kokettiren, liebreizend kokettiren! Die Darstellerin kann hier die weiblichen Schwächen grell, und doch äußerlich anmuthig herausstellen. So spielt Mad. Haizinger, im Vertrauen auf Aphrodite's Gürtel, der sie umschlingt, diese Rolle. Karoline Lindner hat diese Rolle nie gespielt. Möchte sie dieselbe darstellen, sie würde diese Schwächen auch enthüllen, aber ganz mit der reinen Kunstkeuschheit, die ihr eigen; sie würde verschämter und unschuldiger seyn; sie würde mehr das innere Wesen der Dame erfassen, ohne daß die Form zurückträte.

Ich habe in dem Obigen eine Kunstcharakteristik der Lindner aufzustellen versucht, freilich nur in schwachen Umrissen, (?) aber ich glaube doch genügend, indem ich den Grund, auf welchem sich alle Leistungen dieser Künstlerin bewegen, beschrieben, den Grundton, der durch alle ihre Leistungen klingt, angegeben und auseinander gesetzt habe.*)

*) Ob dieses Künstlerportrait der Lindner naturgetreu oder idealisirt ist, überlasse ich der Beurtheilung unserer Leser. S.

Anekdoten von Boucher.

Den meisten Lesern wird das seltsame Mittel unbekannt seyn, dessen sich Boucher bediente, um sich vor dem Könige von Spanien hören zu lassen. Da er sehr jung in Madrid war, ohne Gönner, ohne Unterstützung, aber stark durch seinen Bogen und seine vier Saiten, da er wußte, daß der König leidenschaftlich die Musik liebe und selbst Violine spiele, so nahm sich Boucher vor, sich mit seinem Instrumente bei dem Aufseher des Schlosses unterzubringen. Dieser machte anfänglich Schwierigkeiten, da er aber die Absicht Bouchers nicht kannte, so gestattete er ihm den Eintritt und dieser fing nun mit aller Kraft, die man an ihm kennt, an zu spielen. Das Spiel hatte schon eine Zeit lang gedauert, als endlich der König sich auf die Promenade begab. Sobald Boucher Pferde hörte, verdoppelte er die Kraft seines Bogenstrichs, so daß der König, der, wie erwähnt, ein großer Freund von Musik war, anhielt und fragte, wer also spiele. Endlich fand man Boucher in seinem Verstecke, der König ließ ihn vor sich bringen, fragte ihn nach allem und forderte ihn auf, den nächsten Freitag mit ihm und zwei andern ein Quartett zu spielen. Der König war entzückt von dem Talente Bouchers und ernannte denselben kurz nachher zum ersten Violinisten in der Kapelle.

Kurz nach der zweiten Restauration machte Boucher mit seiner Familie eine Reise nach Petersburg, um dort Konzerte zu geben. Es ist bekannt, daß er dem Kaiser Napoleon außerordentlich ähnlich sah und nicht bloß dessen Züge, sondern auch den Wuchs ꝛc. hatte. Eines Tages, als er sich bei dem Fürsten Nareskin hören lassen sollte, kam der Kaiser Alexander dahin, wie er öfters Gesellschaften zu besuchen pflegte. Sobald er Boucher bemerkte, ging der Kaiser auf ihn zu und sagte mit der größten Artigkeit zu ihm: »Herr Boucher, ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten.«

— »Sire?«

»Etwas, was gar nicht mit Ihrer Kunst in Verbindung steht.«

— »Ich stehe Ew. Majestät ganz zu Befehl.«

»So kommen Sie Morgen gerade um Mittag in den Palast; man wird Sie unmittelbar in mein Zimmer führen und dort werde ich Ihnen sagen, um was es sich handelt. Ich wiederhole, daß es eine Gefälligkeit ist, für die ich Ihnen sehr dankbar seyn werde.«

Boucher sann die ganze Nacht hin und her und konnte nicht errathen, was der Kaiser wohl von ihm haben wolle. Den andern Tag zur bestimmten Stunde ging er in den kaiserlichen Palast und sobald er in das Kabinet des Kaisers trat, entfernten sich die dort Anwesenden, unter ihnen auch der Großfürst Konstantin. Als sie allein waren, bat ihn der Kaiser, mit in ein anstoßendes Gemach zu kommen. Hier lagen auf einem Kanapee ein kleiner Hut ohne Tressen, ein Degen, eine Oberstuniform von den Jägern der französischen Garde und ein Offizierkreuz der Ehrenlegion.

»Nun will ich Ihnen sagen, um was ich Sie bitte. Alle diese Gegenstände haben dem Kaiser Napoleon gehört und wurden in Moskau gefunden. Man hat mir von Ihrer Aehnlichkeit mit ihm erzählt, und ich finde sie noch auffallender als ich glaubte. Meine Mutter bedauert, den Kaiser nie gesehen zu haben, wenn Sie die Güte haben wollten, dieß anzulegen, so würde ich Sie so meiner Mutter vorstellen, welche es Ihnen, so wie ich, sehr Dank wissen würde.«

Boucher willigte ein und machte seine kaiserliche Toilette vor Sr. Majestät, der ihn sodann auf einer geheimen Treppe in das Zimmer der Kaiserin führte. Der Kaiser sagte derselben, die Täuschung sey vollkommen und sie könne nun sagen, einen großen Mann gesehen zu haben; das waren die Worte Alexanders. Dann führte Alexander Boucher in sein Kabinet zurück, wo er die Kleidungsstücke des Kaisers ablegte, um die des Künstlers wieder anzuziehen.

Theateranzeige.

Donnerstag, den 4. Dezember. Herr Hampelmann im Eilwagen. In den Zwischenakten wird Hr. Font die vierte Vorstellung geben.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 209. 5. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Braut von Brasilien.

Erzählt von .....l.

(Fortsetzung.)

Obschon die Sonne hell durch die gewölbten und kleinbescheidten Fenster der Kapelle schien, so war dieselbe doch, dem Gebrauch der katholischen Kirche bei solchen Feierlichkeiten gemäß, mit einer großen Anzahl dicker Wachskerzen erleuchtet, welche eine höchst widerliche Wirkung hervorbrachten. Zwei Reihen Sklaven, männliche und weibliche, waren zu beiden Seiten aufgestellt; Priester und Zeugen nahmen ihre Plätze ein, ebenso der Marquis und Alonzo. Senhor Joseph hatte sich entfernt um Tochter und Schwester abzuholen.

Einige Minuten banger Erwartung verstrichen. Endlich vernahm man ein Geräusch in der Vorhalle, und eine schwache, aber schrille weibliche Stimme schrie in einem weg: „non quero! non quero!" Einen Augenblick später erschien Senhor Joseph mit seiner Schwester, und — im vollen Sinne des Worts — schleiften eine dünne, schwärzliche, hagere Gestalt herein, die durch Beißen, Kratzen und Schreien allen ihr zu Gebot stehenden Widerstand zu leisten suchte. Vater und Tante wurden von vier jungen Mulattinnen unterstützt, deren zerknitterte weiße Kleider und von den Haaren herabhängende Blumen nur zu deutlich bewiesen, was für einen verzweifelten Kampf sie zu bestehen hatten. Das Mädchen selbst war in reichgesticktem indischem Musselin gekleidet, mit kostbaren Spitzen besetzt, die aber, portugiesischem Geschmack nach, beinahe eben so gelb waren, als ihre Haut; in den Ohren und um den Hals herum trug sie plump gefaßte Diamanten von außerordentlichem Werthe; ihr Haar, das man vergeblich sich bemüht hatte in Ordnung zu bringen, fiel lang, straff und schwarz auf ihre Schultern herab. Scham und Aerger drückte sich lebhaft im Gesichte des Vaters und der Tante aus, und alle Gegenwärtige standen bang und erschrocken da. — Und der arme Alonzo! — sein Blut wurde ihm zu Eis; ein Schauer überlief ihn, — und nur der flehende Blick seines Vaters vermochte ihn von unverzüglichem Weglaufen aus der Kapelle abzuhalten. Nachdem das Mädchen endlich in die Mitte des Kreises gebracht worden war, machte sie sich los und strich ihr unordentliches Haar zurück; sie war athemlos vor Wuth und einer Anstrengung, die augenscheinlich über ihre Kräfte ging; zuerst blickte sie auf den Marquis, und dann heftete sie die Augen fest auf Alonzo. Jedermann war in gespannter Erwartung was nun kommen sollte, als zum größten Erstaunen, und nicht minder zu großer Beruhigung der Anwesenden, sie, nach einem langen und kindischen Hinstarren auf Alonzo, sich bedächtig demselben näherte, und an seiner Seite Platz nahm. Der Priester, welcher ihre Gemüthsart genau kannte, hielt den günstigen Augenblick fest, und begann ungesäumt die Feierlichkeit. Während derselben beobachtete sie die größte Ruhe, indem sie nur dann und wann den Kopf erhob, um einen Blick auf den Jüngling zu werfen. Ein einzigesmal schlug Alonzo die Augen auf, und begegnete den ihrigen, — allein er senkte sie schnell wieder nieder, als ob ihn der Blick eines Basilisken getroffen. Sichtbar schauderte er zusammen als er ihre kalte und knöcherne Hand berührte — kurz, es war ihm unmöglich, die Pein zu verbergen, die sein ganzes Wesen durchzuckte. Nichtsdestoweniger wurde die Ceremonie vollständig zu Ende gebracht, und mit einer Art krampfhafter Anstrengung wandte er sich gegen seine Braut, um sie zu grüßen. Allein sie hatte schon die Thür erreicht, (Niemand hielt es für räthlich, sie aufzuhalten;) — dort blieb sie stehen, und heftete noch einmal ihre ungewöhnlich großen schwarzen, in unheimlicher Glut brennenden Augen auf Alonzo; der Ausdruck derselben hatte sich verändert, es war nicht länger mehr der wie vor dem Altare; was aber dieser Ausdruck sagen wollte, konnte sich Alonzo nicht deuten, obschon er Jahrelang seinem Gedächtniß vorschwebte.

Die Gesellschaft verließ die Kapelle. Der Marquis war der Erste, der seine Fassung wieder gewann, und unterhielt sich ungezwungen über alltägliche Gegenstände, bis zur Mittagstafel gerufen wurde.

Senhora Theresa entschuldigte ihre Nichte, welche, wie sie sagte, zu unwohl sey, um bei Tische erscheinen zu können. Die Gäste setzten sich hierauf zum Mahle nieder, das sich mehr durch Fülle als durch Eleganz auszeichnete; und bald verschwand im behaglichen Genuß der Trübsinn von allen Gesichtern — ausgenommen von einem.

Abends, beim Kaffee, hatten die Väter eine lange Unterredung miteinander; und Alonzo, der seine frühzeitige Einschiffung am nächsten Morgen zum Vorwande nahm, zog sich bald auf sein Zimmer zurück.

Nach einem leichten und hastig eingenommenen Frühstück rüstete er sich zur Abreise. Die Senhora drückte ihr tiefes Bedauern aus, daß Isabella sich, nach den bewegten Vorgängen des vorhergehenden Tages, noch nicht genugsam stark fühle, um persönlich Abschied von ihm zu nehmen; und die gute Senhora war im Begriff, eine lange Reihe von Entschuldigungen auszukramen, als Alonzo sie ungeduldig unterbrach und ihr ein Etuis von Saffian einhändigte, in welchem sich eine Garnitur röthlicher Topasen befand, welche er von Rio seiner Braut zum Geschenk mitgebracht hatte. Er murmelte dabei etwas in den Bart hinein, was ungefähr lautete, daß die Senhora das Etuis in seinem Namen überreichen möchte, da es schien, als ob er nicht die Ehre haben könnte, es selbst zu übergeben. Fort eilte die Tante mit ihrer Beute, und kehrte nach einigen Minuten mit einem Ring zurück, den ein einziger tiefgelber Diamant zierte, von solchem Werthe, um ein Dutzend seiner röthlichen Topasengarnituren dafür zu kaufen, und überreichte ihm denselben nebst mannichfaltigen

zierlichen Redensarten seiner Braut, welche die Senhora mit all der glücklichen Gedächtnißtreue wiedergab, die ihrem Geschlechte bei solchen Gelegenheiten so eigen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schottische Wirthshausscene, unter Jakob V.

Es war ein finstrer Dezemberabend unter der Regierung des lustigen Jakob's V., als die sandbestreute Küche im Gasthause zu Markinch in voller Thätigkeit war für zwei Personen, welche sich in der kleinen Stube, worin die Wirthin sich anschickte, das Beste, was ihre Speisekammer enthielt, auf den Tisch zu setzen, wie zu Hause eingerichtet zu haben schienen. Der Eine davon, welcher dem Feuer am nächsten saß, war von kleinem Wuchse; seine Gliedmassen aber waren so stark, und seine Brust und Schultern so breit, daß er das Ansehen hatte, als wenn man einen Menschen von hoher Statur von oben nach unten zusammengepreßt hätte. Seine Physiognomie kündigte beim ersten Anblick List und Selbstsucht an, und seine Positur in dem Moment, in welchem wir uns mit ihm beschäftigen, entsprach der letzten Eigenschaft ganz; denn er hatte sich vor der ganzen Breite des Feuers hingepflanzt und sperrte seinen Nachbar gänzlich davon ab, während dieser sehr bescheiden seinen Stuhl dem Kamine näher rückte, wo auf einem hellen und prasselnden Feuer ein Rost den appetitlichen Anblick von schönen Schnitten geräucherten Lachses darbot. Dieser Zweite war ein langer, magerer und blasser Mann, den Arbeit und Entbehrung vor Wohlbeleibtheit bewahrt zu haben schienen. Seine Schläfen waren eingedrückt und seine Augen hohl; diese Mängel aber wurden durch den wohlwollenden Ausdruck seines blassen Gesichtes reichlich ersetzt, und sein gutes Herz machte ihn in dem ganzen Kirchspiele von Markinch, wo er das Amt eines Schullehrers verwaltete, sehr beliebt. Sein dicker Gesellschafter bekleidete das Amt eines Predigers, und Beiden hatte man die charakterisirenden Spottnamen: Schwelgerei und Hunger, beigelegt. Der Schullehrer nämlich unterstützte mit seinem geringen Einkommen diejenigen, die noch ärmer waren, als er; der Prediger aber schien von seinem reichlichen Gehalte den entgegengesetzten Gebrauch zu machen.

Die beiden Gäste der Frau Klinkstoup wurden in diesem Augenblick durch die Wuth der Elemente in großes Erstaunen versetzt. Das kleine Küchenfenster war von dem gewaltigen Hagel eingeschlagen worden; der Orkan brüllte fürchterlich durch den Kamin und riß plötzlich die Thür des Wirthshauses gewaltsam auf.

»Daß Gott die armen Reisenden in seinen Schutz nehmen möge!« sprach der würdige Schullehrer, indem er sich der Thür näherte, um sie wieder zuzumachen, und indem er auf die Finsterniß außerhalb einen trüben Blick warf. »Die Nacht ist so schwarz, wie das Innere eines Ofens; die Hagelkörner sind so groß, wie die Erbsen, und der Wind tobt so heftig, als wollte er die Häuser des Dorfes ganz und gar wegtragen.« — »Um so mehr Grund, die Thür zu schließen,« sagte der Prediger. — »Himmel und Erde scheinen sich berühren zu wollen,« fuhr der Schullehrer fort. — »Die Welt wird darum noch nicht zu Grunde gehen,« versetzte der Prediger, ohne sich stören zu lassen. — »Das kann seyn,« sagte Jener; »aber ich bedaure diejenigen, deren Gewissen nicht ganz beruhigt ist; denn eine solche Nacht« — — »Es ist genug!« unterbrach ihn hier der Prediger ungeduldig. »Dieß wäre grade der Augenblick, vom Gewissen zu reden! Schließen Sie lieber die Thür ab und nehmen Sie Ihren Platz wieder ein; denn der Lachs wird wohl, während die gute Frau den Tisch zubereitet, fertig seyn. He Frau Wirthin, haben Sie's gehört?« — »Ich höre den Tritt eines Pferdes,« sagte der Schullehrer. — »Es mag zum Teufel gehen, sammt seinem Reiter. Ich hoffe doch, daß er sich hier nicht aufhalten wird!«

Kaum hatte der Prediger diesen liebreichen Spruch geäußert, als der Reiter vor der Thüre vom Pferde stieg und herzhaft in's Zimmer trat. »Gott segne Sie,« sagte der brave Schullehrer; »Sie müssen sich glücklich schätzen, diesen Zufluchtsort in solch einer schrecklichen Nacht gefunden zu haben.« — »Großen Dank,« erwiderte Jener; »die Wahrheit zu sagen, hat mich der Anblick des Lichtes in diesem Zimmer gar herzlich erfreut; denn ich bin von Kälte und Mattigkeit ganz durchdrungen. Gute Frau,« fuhr er fort, sich zur Wirthin wendend, »ich bitte Sie, dafür zu sorgen, daß mein Pferd gut gefüttert werde! Denn sobald der Sturm sich gelegt hat, werde ich mich wieder auf die Reise machen. Wenn das arme Thier,« setzte er hinzu, als er die Schnitte Lachs auf dem Roste bemerkte, »ein so gutes Abendbrod wie sein Herr haben wird, dann ist es nicht zu beklagen.«

Während dieses Zwiegesprächs hatte der Prediger Zeit gehabt, den Neuangekommenen genau zu betrachten. Es war ein kräftiger wohlbeleibter Mann mit eindringenden Blicken und männlichen Zügen, denen ein schöner schwarzer Bart einen stolzen Ausdruck verlieh. Sein sehr einfaches Kostüm bestand aus einem Wamms, einem grauen Ueberwurf von grobem Zeuge und einem noch viel schlechteren Mantel. Auch seine Mütze zeigte, daß sie schon viele Dienste geleistet habe. Diese äußerlichen Zeichen der Armuth entgingen den beobachtenden Blicken des Predigers nicht, und er richtete deßhalb auch keinen Willkommen oder sonst ein höfliches Wort an ihn. Die unfreundliche Laune des Geistlichen, die von der Hitze des Kamins ergriffen zu seyn schien, zog alsbald die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich; und indem dieser seinen Mantel abnahm, schüttelte er denselben so stark ab, daß er den Prediger ganz mit Schnee bedeckte. Der geistliche Herr nahm die Entschuldigungen des Reisenden so kalt auf, daß man ihm leicht abmerken konnte, daß dieser seinen Verstoß gegen die gute Sitte mehr aus Bosheit, als aus Ungeschicklichkeit begangen habe. Es lag aber in dem Aeußern des Fremdlings ein gewisses Etwas, das den Prediger abhielt, sich in einen offenen Streit mit ihm einzulassen. Nachdem nun der Gast auch das Wasser aus seiner Mütze ausgedrückt hatte, nahm er von dem Stuhle Besitz, den ihm der Schullehrer angeboten hatte. Der gute Mann begnügte sich, seine Glieder so gut zu erwärmen, als er nur konnte; er streckte daher seine Beine in den Zwischenraum, den der dicke Prediger zwischen seinem Stuhle und dem Kamine offen gelassen hatte. Endlich brachte die Wirthin das Abendessen.

Kaum dampfte der Lachs auf der Tafel, als der Prediger seinen Stuhl wandte, die Schüssel mit Heftigkeit ergriff und sich die besten Schnitte des Fisches auf seinen Teller legte, den andern Gästen aber nur wenig mehr, als das Zusehen überließ. »Heda, mein Freund!« schrie halb lachend, halb böse der Fremde; »glauben Sie denn, daß dieser Ehrenmann und ich uns mit den Gräten begnügen sollen?« — »Der guten Frau,« sagte der Schullehrer furchtsam, »fehlt es nicht an Brod und jungen Zwiebeln.« — »Brod? Zwiebeln?« erwiderte der Fremde; »Sie glauben wohl, daß ein Mann, der, wie ich, einen so weiten Weg, den Hagel um die Ohren und den Wind um die Nase, zurückgelegt hat, nichts mehr als Brod und Zwiebeln zu seinem Abendbrod bedürfe? Holla, Frau Wirthin, holen Sie einige Stücke Speck, und setzen Sie sie an's Feuer; tragen Sie aber keine Sorge um die Zeche, denn es blieb noch so viel in meiner Börse, um diese Ausgabe bestreiten zu können; wenn Sie nämlich die armen Leute nicht gar zu arg mitnehmen.«

Die Wirthin machte sogleich einige Einschnitte in den Schinken und kurz darauf wurden die appetitlichen Stücke, mit frischen Eiern übergossen, vor dem Fremden auf die Tafel gesetzt, der sich auch alsbald, nachdem er den Schullehrer eingeladen hatte, seinem Beispiele zu folgen, anschickte, seine Mahlzeit mit einem Eifer zu verzehren, wie ihn nur ein langes Gespräch, ein langes Fasten und eine lange Reise hervorzubringen vermögen. Dabei unterließ er auch nicht, einige Anzüglichkeiten über die so kleine Kanne mit hochschäumendem Bier fallen zu lassen.

Im Verlaufe des Gespräches erfuhr der Fremde, daß sein neuer Freund der Schullehrer des Kirchspiels, und das so dicht am Feuer gepflanzte Individuum der Prediger sey. Als nun der Letztere sah, daß der Fremde, selbst nachdem er seinen wichtigen Titel erfahren, ihm darum doch nicht größere Hochachtung erwies, so nahm seine üble Laune merklich zu; und da er es nicht gerathen hielt, mit dem Fremden Händel anzufangen, so beschloß er, seine Wuth an dem armen Schullehrer späterhin auszulassen. — »Freund!« sagte plötzlich der Mann im grauen Wamse zu dem Schullehrer. »Singen Sie doch etwas, den Abend zu vertreiben! Und Sie, Frau Wirthin! bringen Sie Branntwein her, die Kehle auszuspülen.« — »Singen kann ich nicht,« erwiderte Jener; »wenn Sie aber wollen, will ich Ihnen etwas erzählen.« — »Nun so erzählen Sie!« sagte der Fremde. — »Ich werde mein Bestes thun,« sprach der Schullehrer hustend, »und thue es um so lieber,« setzte er, zu dem Geistlichen gewendet, hinzu, »da mir eben eine Geschichte beifällt, die ich Ihnen noch nicht erzählt habe. Sie haben ohne Zweifel alle von dem berühmten Zauberer, Michel Scott, gehört; dieser hatte drei vertraute Geister: Prig, Prim und Pricker — — »Sie haben mir schon von Prig, Prim und Pricker erzählt!« unterbrach ihn der Prediger, »Sie haben diese langweiligen Namen mir schon so vielmal genannt, als ich Zähne im Munde habe.«

»Ihre Unterbrechung ist sehr grob!« schrie der Fremde, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrten. »Ist das wohl anständig, einen Ehrenmann so zu behandeln? Ich verlange durchaus, daß er Ihnen zum Trotz seine Geschichte erzähle; und hätten Sie sie auch so vielmal schon gehört, als Sie Haare auf dem Kopfe haben!« — »Nein, nein,« unterbrach ihn sanft der Schullehrer; »jetzt erzähle ich nicht; erst erzählen Sie uns lieber etwas, alsdann werde ich versuchen, mich irgend einer alten Legende zu erinnern, die solcher Zuhörer würdiger wäre.« — »Wohlan! ich bin's zufrieden,« sagte der Reisende; »obgleich ich kein guter Erzähler bin, will ich Ihnen doch eine wahre, in der glaubwürdigsten Chronik aufgezeichnete Geschichte mittheilen, als eine erschreckliche Belehrung gegen das Laster der Gefräßigkeit. Mein würdiger Herr,« fuhr er zu dem Prediger gewandt fort, »Sie werden wohl gehört haben, daß es in der Grafschaft Angus eine große Anzahl tiefer und finsterer Höhlen gibt?« — — »Das weiß ich ohne Ihre Belehrung!« unterbrach ihn der Geistliche, dem schon der Prolog des Erzählers mißfallen hatte.

»Gut!« fuhr der Reisende fort, »in einer dieser Verstecke wohnte ein Mann, welcher, nachdem er sein ganzes Vermögen verschwendet hatte, um seine Neigungen zu wohlschmeckenden Speisen und Näschereien zu befriedigen, genöthigt wurde, sammt Frau und Kindern eine Zuflucht in einer solchen Höhle zu suchen. Diese Höhle wurde nach dem grausenvollen Ereignisse, welches ich Ihnen jetzt erzählen werde, die Höllenhöhle genannt. Der neue Bewohner derselben, anstatt das Uebel zu bereuen, welches er über sein ganzes Haus gebracht hatte, bedauerte täglich nur die guten Mahlzeiten, die er nicht mehr verzehren konnte, und anstatt seine Sünden zu bereuen, träumte er nur von Wachteln und Rebhühnern, von Gänsen am Spieße gebraten und von Truthühnern mit Zwiebeln besteckt; aber der reizbarste Gegenstand seiner Lüsternheit war« — (hier legte der Fremde einen so bedeutenden Nachdruck auf seine Worte, daß der Prediger zu zittern anfing) — »war, meine Herren! ein geräucherter Lachs auf dem Roste gebraten! Und, wie die Chronik zugleich berichtet, war die Verehrung, die dieser Mensch vor seinem Götzen, dem Magen, hegte, so groß, daß er auch nicht den kleinsten Bissen eines solchen Lachses einem Andern mitgetheilt hätte, wenn er dadurch auch alle die Seinigen vom Verderben hätte retten können. Indessen, in jener Höhle gab es keinen geräucherten Lachs, und es hätte ihm auch an Feuer und Roste gefehlt, um ihn braten zu können. Die Kräuter der Erde waren die einzigen Nahrungsmittel, die sich der Elende verschaffen konnte und, um seinen Durst zu löschen, hatte er nichts als die benachbarte Quelle. Da traf es sich einmal, meine Herren! als er in einer Nacht in den Umgebungen herumstrich, daß er sich vor einer Strohhütte befand, aus welcher ihm Seufzer und Schmerzensausrufungen entgegen tönten; neugierig guckte er durch das niedrige Fensterchen, und erblickte eine weinende Frau, hingestreckt über einem todten Kinde in der Wiege. Sie war ganz allein und blieb lange über dem Kinde hingesunken, dann erhob sie sich, trat in die Nebenkammer, fiel auf die Knie, und indem sie mit der Schürze ihr Haupt bedeckte, fing sie wieder an zu seufzen und zu schreien, als ob ihr das Herz brechen wollte. Dieses alles sah der Gourmand mit an, und als seine Blicke auf dem todten Kinde hafteten, wie es da lag so schön, so weiß, mit seinen kleinen runden Händchen über der Brust gekreuzt, da gab ihm der böse Geist einen schauderhaften Gedanken ein. Er entschloß sich nämlich, das Kind zu stehlen, um seinen Appetit damit zu stillen, und — that es auf der Stelle.

»Das Ungeheuer!« schrie der Schullehrer, von Abscheu ergriffen. »Sehen Sie,« fuhr der Fremde fort, indem er sich wieder zu dem Prediger wandte, welcher vor Wuth darüber brannte, eine Geschichte mit anhören zu müssen, die nur eine Satire gegen ihn zu seyn schien. »Sehen Sie, wie schnell ein Laster zum andern führt. Die Lasterhaftigkeit dieses Elenden blieb hierbei noch nicht stehen. Der Geschmack am Menschenfleische wurde bald zur Delikatesse für den feinen verwöhnten Gaumen. Um demselben genug zu thun, wurde er ein Mörder, und mit Hülfe seiner Familie, die er an seine Mahlzeiten gewöhnt hatte, erwürgte er viele Kinder und tödtete auch erwachsene Personen. Das Verschwinden mehrer Menschen, das sich Niemand erklären konnte, erweckte die Aufmerksamkeit des ganzen Landes; man stellte Nachsuchungen an; die Ungeheuer wurden in ihrer Höhle überfallen und darin so viele unleugbare Beweise ihrer Verbrechen vorgefunden, daß die aufgebrachten Landleute einstimmig verlangten, daß die Thäter an demselben Orte, welcher der Schauplatz so vieler Abscheulichkeiten gewesen, lebendig verbrannt werden sollten. Ein großes Feuer wurde angezündet und das Ungeheuer sammt Frau und Kindern, Eins nach dem Andern, in die Flammen geworfen. Das letzte war eine Tochter, und in demselben Moment, als ein Mann, dessen ältester Sohn auch ein Opfer dieser gottlosen Familie geworden war, ihr die Hand hielt und dabei die bittersten Vorwürfe über ihre Verbrechen machte, drehte sie sich grimmig um und schrie: — »Ihr verdammt mich, als ob ich ein großes Verbrechen begangen hätte, aber wäret Ihr nur in meiner Lage gewesen,« und indem sie dieses sagte, riß sie ihre Hände aus den seinigen und versetzte ihm einen Faustschlag auf's Ohr, grade solchen wie dieser« — und der Fremde, die Bewegung den Worten hinzufügend, versetzte dem Prediger eine so derbe Ohrfeige, daß sie ihn von seinem Sitze warf. Der Geistliche riß bei seinem Sturze den Tisch und mit ihm die zinnerne Kanne

Bier, die Flasche Branntwein nebst Schüsseln und Tellern zu Boden, wobei ein ungeheures Gepolter entstand. Der Fremde sprang alsbald zu seinem Beistand hinzu, bat ihn tausendmal wegen seiner Ungeschicklichkeit um Verzeihung und sagte ihm, daß er von dem Feuer seiner Erzählung so ergriffen worden wäre, daß er nicht mehr gewußt, was er thue. Aber während er sein gefallenes Opfer betrachtete, triefend vom übergossenen Bier und Branntwein und bedeckt mit Schinken, Eiern und Fischgräten, stimmte das Lachen, welches in seinen Augen glänzte, gar wenig mit seinen schmerzlichen und reuigen Worten überein. Der Prediger nahm die Entschuldigungen mit einem düstern Stillschweigen auf, wies alle Hülfsleistungen zurück und beantwortete alle Höflichkeitsbezeugungen mit Ingrimm. Als der Schullehrer endlich seinem Vorgesetzten wieder auf die Beine geholfen hatte, schlug der Fremde ihnen vor, ihre Sitze wieder einzunehmen, um eine andere Geschichte zu hören.

»Wir haben für heute genug an Ihrer Geschichte!« sagte der Prediger im Zorne. — »Frau, machen Sie uns die Rechnung!« — Auf diesen Zuruf erschien die Frau Klinkstoup und überreichte dem Prediger die Karte, und während dieser den Betrag seines Antheils in seinem ledernen Beutel suchte, wagte es der Schullehrer, ihm zu sagen, daß sie Beide allein die Zeche bezahlen müßten. »Bedenken Sie doch, mein würdiger Herr,« sprach er, »wir sind hier zu Hause, während der Fremde doch ein Reisender ist, der vielleicht noch einen langen Weg zu machen hat.« — »Daß er den Weg zur Hölle nehme!« erwiderte der Prediger; »halten Sie mich für einen dummen Esel, daß ich mit meinem Gelde Leute ernähren werde, die ich nicht kenne? Nein, nein, Jeder bezahle sein Theil! Zu gleichen Theilen! ist ein altes Sprüchwort hier in Markinch, und ich will es nicht abändern.« — Hierauf rief der Fremde: »Es sey, es sey, zu gleichen Theilen!« — und indem er das Geld für seine Zeche auf den Tisch warf, verließ er das Wirthshaus, bestieg sein Pferd und ritt im Galopp davon.

Es verging einige Zeit und nichts wurde an dem Statu quo von Markinch geändert; als eines Tages das ganze Kirchspiel durch die betäubende Neuigkeit in Bewegung gesetzt wurde: daß es der König für rathsam befunden habe, die Einkünfte des dasigen Predigers mit denen des Schullehrers gleichzustellen, so daß dem Letztern eine Summe zugelegt, dem Ersteren dagegen abgenommen werden solle. Eine Phrase in der königlichen Ordonnanz klärt die hierbei interessirten Theile über diese unerwartete Maßregel auf und belehrte sie zugleich, daß der Fremde im Wirthshaus kein Anderer, als der verkleidete König Jakob V. war. Die Phrase, von der wir sprechen, und deren sich die Bewohner dieses Ortes wohl noch heute erinnern werden, war in folgenden Worten abgefaßt: »Der König befiehlt, daß die Traktamente des Predigers und des Schullehrers ganz gleich gestellt werden sollen; und thut dieses um so lieber, da er erfahren, daß in diesem Kirchspiele das »zu gleichen Theilen« ein unabänderliches Sprüchwort sey.« (Mag. f. d. Lit. des Ausl.)

Mannigfaltigkeiten.

(Freimüthigkeit.) Ludwig XIV. hatte einst das Todesurtheil eines des Mordes angeklagten Verbrechers sehr rasch unterschrieben und äußerte entschuldigend zum Herzoge von Montosier, dem Erzieher des Dauphins, seines Sohnes, er habe dem Menschen schon einen Mord vergeben, und dieser seitdem zehn andere begangen. „Vous vous trompez, Sire!“ erwiderte ihm Montosier mit edler Freimüthigkeit, „il n'a tué que le premier; c'est votre Majesté qui a tué les dix autres.“ Montosier hatte gewiß Recht; aber er verlor durch diese einzige Aeußerung darum nicht weniger allen Kredit bei Ludwig XIV.

(Beredtsamkeit.) In einem Streite, welchen Frau von Staël mit einer berühmten und hartnäckigen Modehändlerin, wegen einer, einem Turban zu gebenden Form hatte, wurde sie so unendlich beredt, daß die Modehändlerin endlich nachgab. „Ah, madame,“ rief sie gerührt aus, „votre éloquence m'entraine; mais il n'est pas moins vrai que je sacrifie le bon goût.“ Das war vor der Revolution; nach derselben hatte Frau von Staël ihre Beredtsamkeit auf andere Gegenstände zu wenden.

(Schöne Maxime.) Beaumarchais, dem man sonst und nicht ganz mit Unrecht viel Böses nachsagt, hatte doch das Verdienst, ein aufrichtiger und thätiger Freund zu seyn. Er pflegte in letzterm Bezuge zu sagen: „L'amitié n'est pas une sinécure; on ne peut pas rester les bras croisés en face de ses amis!“ Das ist eine ebenso wahre als schöne Maxime, selbst aus dem Munde eines Beaumarchais.

(Ehre und Mehl.) Der Herzog von Aiguillon hatte auf den Procureur général La Chalotois einen unversöhnlichen Haß geworfen. Damit hing es so zusammen. Bei einer Landung der Engländer an den Küsten der Bretagne, wo Aiguillon die zur Vertheidigung zusammengerafften Truppen kommandiren sollte, verkroch er sich aus Poltronerie in einer Mühle. Gleichwohl sagte ein Schmeichler „qu'il s'était couvert de gloire;“ worauf La Chalotois erwiederte: „Dites mieux de farine.“ Dieser kleine Handel hatte übrigens auf den Verlauf der bald nachher eintretenden Revolution keinen unbedeutenden Einfluß. Man sieht, wohin vorwitzige Bemerkungen führen können.

Stuttgart, den 2. Dezember.

Mad. Dobler ist diesen Morgen unerwartet schnell am Schlagflusse verschieden. Gestern Abend waren noch nicht die geringsten Symptome des herannahenden Todes wahrzunehmen; sie genoß wenigstens noch scheinbar einer Gesundheit, welche einen solchen Fall durchaus nicht befürchten ließ. Das Ende brach so schnell herein, daß sie kaum noch ein paarmal nach Luft rufen konnte. Ich beeile mich, Ihnen diese Nachricht mitzutheilen, da ich mir denken kann, daß das Interesse für die Dobler'sche Familie in Frankfurt noch nicht erloschen seyn wird, wie man auch immer in sonstigen Beziehungen gesinnt seyn mag.

Museum am 5. Dezember.

Große Symphonie von Beethoven (B dur).

Ueber die Kultur- und Kunstgeschichte der freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. während des 18. Jahrhunderts. Vom Vorsteher der ersten Klasse. (Dritte Abtheilung: Schluß.)

Scene von Beethoven, gesungen von Dem. Halbreiter.

Trauerkleeblatt, den Napoleoniden geweiht, von Saphir, gesprochen von Fräul. Hirschmann.

Divertimento für die Klarinette, gespielt von Hrn. Brettschneider.

Monologenkranz aus Calderon, Shakspeare und Schiller, gesprochen von Hrn. Lußberger.

Arie von Paer, gesungen von Hrn. Marrder.

»Na!«, einsylbiger Roman, von Saphir, gesprochen von Fräul. Hirschmann.

Ouverture von Hrn. N. Baldenecker. (Neu.)

Theateranzeige.

Samstag, den 6. Dezember. Der Wasserträger, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Cherubini. In den Zwischenakten wird Hr. Font die letzte Vorstellung geben.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, **Nº 210.** 6. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Adresse einzuschicken.

Die Braut von Brasilien.

Erzählt von .....l.

(Fortsetzung.)

Nachdem er die segnenden Wünsche seiner neuen Anverwandten empfangen hatte, begab er sich an Bord, begleitet von dem Marquis, der mit der höchsten Zärtlichkeit von ihm Abschied nahm; wie gebräuchlich, ließ es derselbe an weisen Ermahnungen und guten Rathschlägen nicht ermangeln, zu denen er seine herzlichsten Glückwünsche über Alonzo's großes Glück gesellte. Allein Keiner von Beiden erwähnte auch nur mit einer Silbe derjenigen, die zu gleicher Zeit Schöpferin und Zerstörerin desselben war, — der Nietnagel der goldenen Kette, ohne welchen sie freilich leicht genug zu tragen gewesen wäre. Der Marquis besaß gehörigen Takt, und fühlte wohl, daß Alles, was er über diesen kitzlichen Punkt etwa hätte sagen können, am Besten ungesagt bliebe.

Alonzo brachte ein paar Wochen in Falmouth zu, wo sein Lehrer, Herr Mordaunt, mit ihm zusammentraf. Von da gingen sie Beide auf das Kontinent, um, wie früher ausgemacht worden, drei Jahre auf Reisen und mit Studien zuzubringen; die zwei letzten Jahre sollten ausschließlich ihrem Aufenthalt in England gewidmet seyn. Herr Mordaunt besaß die vortrefflichsten Eigenschaften zu dem Amte, zu dem er ausersehen war, und hing bald mit der wärmsten Theilnahme an seinem Schüler.

Drei der genußreichsten Jahre flogen schnell vorüber. Die interessantesten Gegenden Frankreichs, Deutschlands und des klassischen Italiens wurden von ihnen bereis't. Das Studium der besten Autoren in jeder Sprache; das der Geschichte, Regierung, Manufakturwesen und Erzeugnisse der Kunst jedes Landes; dann die Bekanntschaften mit den ausgezeichnetsten Männern — Alles trug dazu bei, den reichbegabten Geist Alonzo's auszubilden und zu erweitern und sein Herz mit den edelsten Gefühlen der Humanität und Vaterlandsliebe zu erfüllen. Während dieser Periode hätte man ihn füglich den glücklichsten aller Sterblichen nennen können, — wäre es nicht um einen einzigen schwarzen, gallichten Tropfen gewesen, der sich in seinen schäumenden Becher hineinstahl. Der Marquis hatte Mordaunt von Alonzo's Vermählung und von allen Nebenumständen in Kenntniß gesetzt. Im ersten Briefe, welcher Alonzo von seiner Tante, der Aebtissin, empfing, fanden sich die folgenden Worte: »Der einzige Weg, Dir dereinst in Deinen sonderbaren Verhältnissen häuslichen *Frieden* (von Glück wird schwerlich die Rede seyn können) zu sichern, ist, mit der äusersten Sorgfalt über Dein Herz zu wachen: sollte jemals dieser Schatz in den Besitz einer Andern kommen, so würde ein schuldvolles und elendes Leben Dein Loos seyn. Ich wiederhole Dir nochmals, und kann es nicht genug wiederholen: *wache über Dein Herz.*« Alonzo zeigte den Brief seinem Lehrer, der, auf diese letzte Phrase hindeutend, ihm mit Nachdruck zurief: »Dieß sey Ihr Losungswort.«

Während ihres Aufenthalts auf dem Kontinent war Alonzo's Zeit und Aufmerksamkeit zu sehr beschäftigt, der Wechsel seines Wohnorts zu häufig, als daß irgend eine derartige Neigung Gelegenheit gehabt hätte, sich bei ihm einzunisten. Und abgesehen von dem beobachtenden Auge Mordaunts und den warnenden Worten der ehrwürdigen Aebtissin, muß noch bemerkt werden, daß der junge Don keineswegs zu den leicht entzündbaren Naturen gehörte, welche der Glanz eines Auges, das Lächeln einer rosigen Lippe, oder die Berührung einer zarten Hand, augenblicklich in Feuer und Flammen setzen kann. Allein Herr Mordaunt stimmte darin mit der Aebtissin vollkommen überein, daß wenn er jemals lieben *sollte*, diese Liebe glühend, leidenschaftlich, und deßhalb für ihn unheilbringend seyn würde. Zur festgesetzten Zeit kamen sie in England an; und anderthalb nützlich und vortheilhaft verwendete Jahre waren verstrichen, während welcher sie nicht allein dieses merkwürdige Land, sondern auch die Hochlande Schottlands bereis't hatten. Die letzten sechs Monate sollten sie in London zubringen; und, leider! brach jetzo das gefürchtete Uebel herein, und zwar von einer so unerwarteten Seite, daß selbst Mordaunts Wachsamkeit getäuscht zu seyn schien; und, — wie etwa Dichter sich aussprechen möchten — der Gott der Liebe nahm bittre Rache ob Hymens geheiligte Bande frevelhafter Entweihung!

Alonzo wohnte mit seinem Freunde, dem brasilianischen Geschäftsträger, der Oper bei. Schweigend machte er die Bemerkung, indem er im Kreise herumschaute, daß er wohl noch niemals an einem öffentlichen Vergnügungsorte gewesen, wo das schöne Geschlecht sich in so vortheilhaftem Lichte zeige, als in dem englischen Opernhause; die große Anzahl der Anwesenden, die dennoch das Haus nicht gedrängt voll erscheinen läßt; die Beleuchtung, die, obschon glänzend, doch nicht blendet; die prachtvolle Toilette, dieß zusammengenommen schien ihm diese Wirkung hervorzubringen. Er bemerkte, daß der Geschäftsträger irgend Jemand in einer gegenüber befindlichen Loge unverwandt lorgnettirte, und es kam ihm vor [illegible] noch viele andere Gläser [illegible] nach jener Seite gerichtet wären; indem er nun ebenfalls hinüberblickte, fiel sein Auge sogleich auf eines der schönsten jungen Mädchen, die er jemals glaubte gesehen zu haben. In ihrem Gesicht, ihrer Haltung und ihrem Anzug sprach sich jenes sonderbare Etwas aus, das auf den ersten Blick eine Ausländerin erkennen läßt. »Wer ist das?« fragte er seinen Freund; »sie hat das Ansehen einer Französin oder einer Spanierin.«

»Keins von Beiden,« antwortete der entzückte Geschäftsträger; »*uns* gehört sie zu — sie ist eine Brasilianerin.«

»Wirklich!« rief Alonzo überrascht und freudig aus.

»Haben Sie noch nichts von ihr gehört?« fragte sein Freund; man nennt sie nur die schöne Brasilianerin; sie ist

der Glanzpunkt der Saison, und richtet schreckliche Verwüstungen in den Herzen ihrer englischen Anbeter an. Sie steht unter dem Schutze der Gräfin Godolphin, der Dame neben ihr.«

(Fortsetzung folgt.)

Ein Irrenhaus im neunzehnten Jahrhundert.

Wir finden, sagt der »Temps«, in dem »Journal de Maine et Loire« die Beschreibung eines Gefängnisses, wo die Geistesverirrten des Departements aufbewahrt werden: es genügt, sie wörtlich wiederzugeben, daß Jeder selbst die traurigen Kommentare hinzufügen könne, zu welchen die Schilderung einer solchen Barbarei Veranlassung geben muß. Es ist ein Bewohner von Angers, welcher das Nachstehende an den Redakteur des Journals schreibt:

»Am letzten Mittwoch begab ich mich auf das Schloß, um dort einige Untersuchungen anzustellen, deren Gegenstand hier anzuführen unnütz seyn würde; nachdem ich die Verurtheilten Gefangenen, d. h. die Verbrecher, gesehen und befragt hatte, forderte ich auch, die Verrückten zu sehen. Durch Haufen von Schutt führte man mich in einen etwa vierzig Fuß langen und zwanzig Fuß breiten Raum, der von so hohen Mauern umgeben ist, daß die Luft kaum hineindringt und der noch dazu von einem Uebermaaß von Unrath inficirt ist, der von den nicht gehörig gereinigten Mistgruben und Ausleerungskanälen herrührt. Zur Linken sind fünf Logen oder Löcher: jedes derselben ist ungefähr zehn Fuß lang und sechs breit. Sie sind sehr niedrig; das Tageslicht dringt sehr schwach durch eine kleine über der Thür angebrachte Oeffnung hinein. Sie enthalten in diesem Augenblicke eilf Individuen. Ein wenig, nur alle fünf Tage erneuertes Stroh und ein Zuber machen das ganze Mobiliare, im Sommer wie im Winter, aus. Diese Unglücklichen, wovon die einen ganz nackend, die andern nur mit Lumpen bedeckt sind und von Ungeziefer verzehrt werden, sind zu dreien in diesen ungesunden Löchern auf einander gepackt und liegen in Unrath auf Schieferplatten, die immer feucht sind, weil das sie bedeckende Stroh nicht in hinlänglicher Quantität vorhanden ist. Zwei von ihnen, die bisweilen wüthend werden, sind in einer eigenen Loge eingeschlossen und gänzlich des Sonnenlichts beraubt. Die andern kommuniziren zwar während des Tages frei mit einander, aber kein Aufseher ist da, um sie zu bewachen; der Schwache ist daher der Willkür des Starken preisgegeben.

»Um acht Uhr des Morgens bringt man ihnen die Suppe. Sie empfangen täglich ein und ein halbes Pfund schwarzes Brod; ich wohnte ihrer Mahlzeit bei. Eine Art von schwarzer Brühe, worin einige Stückchen Kartoffel schwammen, war über das Brod ausgegossen; ich fragte den Kerkermeister über die Natur dieses Nahrungsmittels: »»es ist eine Vergünstigung,«« antwortete er, »»durch eine Zulage von zehn Sous täglich, die die Administration der Krankenhäuser verwilligt hat.«« — Aber mit zehn Sous täglich könnte man ihnen eine gesundere und reichlichere Nahrung geben. — »»Wie, mein Herr,«« erwiderte er, »»zehn Sous täglich für dreizehn Personen, das macht drei Liards auf den Kopf und noch haben sie nie so viel gehabt als dieß, denn ich habe deren sechszehn und selbst achtzehn von diesen zehn Sous zehren sehen.««

»Wir traten in die Loge eines der Wüthenden, Namens Girard: sein Wahnsinn besteht in einer unwiderstehlichen Neigung, alles zu **zerbrechen**, ohne daß er darum bösartig ist. Zwei Tage vorher hatte er, bloß mit seinen Fingern, enorme Schieferplatten aus dem Fußboden seines Käfigs gebrochen. Der Kerkermeister, der kein anderes Zwangsmittel hat und kennt als Ketten, hatte sie ihm an die Hände [l]lassen. Die unausgesetzten Bestrebungen dieses Unglückli[c] sich davon loszumachen, hatten eine solche Entzündung ve[r]sacht, daß das Eisen in das Fleisch gedrungen und der r[e] Arm schwer verletzt war. Girard war ganz nackend, Lenden mit Lumpen und einem Stricke umgeben. Seine abhängenden Haare und sein langer, dichter Bart mach[ten] ohne seiner Physiognomie ein bösartiges Ansehen zu ge[ben] doch seinen Anblick schauerlich. Der Unglückliche flehte an, ihm seine Ketten abnehmen zu lassen, indem er mir Wunden zeigte. Der Kerkermeister hatte seine Bitte nicht [er]wartet, um Befehl zu geben, den Schlüssel zu holen. der stechende Hunger des Armen erlaubte ihm nicht, Entfesselung abzuwarten; er forderte dringend sein Brod, schob mit seinen Füßen sein Stroh und seine Exkrem[ente] weg; kaum war der Platz etwas gesäubert, so floß schon Theil der schwarzen Suppe auf die Erde; ohne den Rest [sei]ner Portion zu erwarten, stürzte er sich auf die Kniee leckte, in der einzigen ihm möglichen Stellung, die Br[ühe] wie ein Hund, auf. Sein Brod, nur in zwei Stücken [ge]theilt, war kaum vor ihm hingelegt, als er einen dieser e[nor]men Bissen mit den Zähnen erfaßte und ihn gegen den F[uß]boden rieb, um einen Mund voll davon loszureißen. einzige Klage ging aus seinem Munde: Ach! sagte er, **hatte doch um eine Schüssel gebeten.** Ein sol[ches] Schauspiel konnte ich nicht länger aushalten; ich verließ Schreckensort mit schmerzerfüllter Seele. Noch war ich einer Art von Grabeshöhle, ungefähr zwanzig Fuß unter Niveau der Höfe. Man steigt auf einem steilen Pfad hi[n] durch Ruinen, wo Dornen und Nesseln wachsen. Da ein Mensch an die Mauer geschmiedet.

»Am folgenden Tage besuchte ich den armen Girard der; ich erfuhr, daß die Ketten nicht sogleich nach mei[nem] Weggehen hatten abgenommen werden können; der Rost h[atte] sie angefressen. Man schmierte sie mit Oel ein, so wie a[uch] die Arme, um das Herausziehen derselben zu erleicht[ern]. Erst um zwei Uhr in der Nacht gelang es, die Ketten rechten Arme loszumachen. Die Entzündung hatte so z[uge]nommen, daß das Eisen fast im Fleisch verborgen war.

»Wer von uns würde in solchem Falle gewiß seyn, Vernunft zu behalten? Inzwischen fand ich ihn ruhig; er kannte mich, stand auf, kam auf mich zu, dankte mir, ich ihm die Ketten hatte abnehmen lassen und zeigte mir ungeheueren Wunden, die davon zurückgeblieben. Man h[atte] ihm einen Umschlag angelegt, den er aber abgerissen.

»Von dreizehn jetzt auf dem Schlosse befindlichen Wa[hn]sinnigen sind nur vier periodisch wüthend, Girard, More[...] Nour und Turban; die andern sind sanft und ruhig und fähig, Böses zu thun. Einer von ihnen, Namens Delau[...] ist seit neunundzwanzig Jahren hier; vormals hatte er fälle von Wuth, aber seit mehr als sechs Jahren ist er [im]mer ruhig.

»Niemand konnte mir Auskunft über die Art des Wa[hn]sinns der mehrsten geben; man qualifizirt sie in Masse **wüthende und unheilbare Verrückte** und davon [aus]gehend glaubt man sich aller Rücksichten auf sie entbun[den]. Man wirft ihnen nur einen Bissen Brod zu, um dem Vor[wurf] zu entgehen, daß man sich ihrer durch den Hungertod entle[digt] habe. Sie sind unheilbar, sagt man: möglich, ich bin im Stande, die Wahrheit dieser Angabe zu prüfen; aber glaube behaupten zu können, daß an mehren von ihnen keine ärztliche Behandlung versucht worden ist. Zuw[eilen] bringt man sie aus verschiedenen Arrondissements des De[par]tements hierher, ohne dem Kerkermeister die mindeste Ausk[unft] zu geben, was denn zu beklagenswerthen Misgriffen Ve[ran]lassung gibt. Im vorigen Jahre wurden auf diese W[...]

drei Wahnsinnige, ich glaube von Beaupreau kommend, dem Kerkermeister überliefert. Sie schienen sanft und ruhig und man that sie in eine Loge zusammen. Einige Tage darauf wurde einer davon in seinem Blute schwimmend gefunden, von einem seiner Kameraden mit den Fragmenten eines Holzschuhes, die durch die Hirnschale gedrungen waren, auf eine grausame Art ermordet. Es ist in der That unbegreiflich, daß man in einen zehn Fuß langen und sechs Fuß breiten Raum drei, bisweilen selbst vier Wahnsinnige einpfercht.

»Diese Wesen sind unheilbar, entartet, unter das Thier herabgesunken; geben wir dieß für den Augenblick zu. Ist man darum der Pflicht der wesentlichsten physischen und medizinischen Fürsorge für sie entbunden? Muß man sie in Löcher zusammenschichten und sie in ihrem eigenen Unrath ersticken lassen?

Aber die Wahnsinnigen sind nicht unempfindlich. Es gibt deren wenige, die nicht ruhige Momente, helle Augenblicke hätten, wo sie sich der Thatsachen bewußt sind und einen Blick auf die Vergangenheit werfen. Welche bittere Reflexionen muß die unmenschliche Behandlung und das grausame Verfahren gegen sie in ihnen wecken, das allein fähig wäre, sie wüthend zu machen. Im letzten Jahre folgte bei einem von ihnen, nach unerhörten Anstrengungen, den Ring herauszureißen, der ihn an die Mauer schloß, der Erbitterung eine völlige Muthlosigkeit; er starb freiwillig den Hungertod unter Verwünschung seiner Henker.

»Niemand besucht diese Unglücklichen. Der Kerkermeister, (seit beinahe vierzig Jahren in diesem Schlosse) hat mir, so vertraut er auch mit dem menschlichen Elend ist, dennoch gestanden, daß er ein solches Gefühl des Widerstrebens und des Schreckens empfinde, daß er, trotz des Mitleidens, das sie ihm einflößten, sich so viel möglich enthielt, sie zu besuchen, diesen Theil seines Dienstes andern übertragend. Ungeachtet seines guten Willens, ist es ihm unmöglich, die mindeste Verbesserung zu bewirken. Er hat niemand unter sich, der besonders zu diesem Dienste angewiesen wäre. Keine Kleidung wird ihm für die Wahnsinnigen geliefert oder vergütet; er kann ihnen nur die Lumpen von den Kleidern der Verurtheilten geben.

»Der Mensch im Zustande des Wahnsinns ist nicht schrecklicher als die Löwen und Tiger unserer Menagerien; wie sie erkennt er einen Herrn an, der für ihn sorgt. Wenn ich, unter diesem Gesichtspunkt, einen Vergleich zwischen diesen Unglücklichen und diesen Thieren anstelle, so könnte ich doch keinen zwischen ihrem Loose finden. An die letztern wird jede mögliche Sorgfalt verschwendet; ein Aufseher wacht ohne Unterlaß bei ihnen, reinigt jeden Augenblick ihren Käfig, ist bei dem kleinsten Zeichen von Leiden besorgt und eilt, ihm nach Kräften abzuhelfen. Die ersten aber sind von Allem entblößt und mitleidslos ihrem Elend überlassen.«

Schiffbruch zweier französischen Bricks an der Küste von Algier, und Gefangenschaft ihrer Leute unter den Mauren.

Ein französischer Seeoffizier, Namens Hennequin, erzählt im Septemberheft 1834 der Zeitschrift „le Navigateur, Revue Maritime (der Seefahrer, Meer-Revue)“ den Schiffbruch seines Bricks, Silen, im Mai 1830, an der Küste von Algier. Dieß Unglück ereignete sich kurz vor Belagerung und Einnahme der gefürchteten Raubstadt durch die Franzosen, unter Marschall Bourmonts Befehl. Wir wollen von seiner interessanten Schilderung unsern Lesern eine rasche Skizze vorlegen.

Das Brick Silen ging den 9. Mai 1830 von Mahon (auf Minorka) unter Segel, um dem Kapitän der Bellona, Befehlshaber der vor Algier kreuzenden Station, Briefe des Admirals Duperré und frische Lebensmittel zu überbringen. Anfänglich war die Ueberfahrt glücklich und angenehm. Die Balearen verschwanden allmälig vor den Blicken, und bald sah man nur den Himmel über, das weite Meer um sich her.

Den 11. sprang der Wind um und wurde Gurbin (Westsüdwest). Er fiel stoßweise auf die Wasserfläche, durch die er lange Furchen zeichnete, und war fast durchgehends mit feinem Regen begleitet. Indessen war das nichts Außerordentliches, und man hatte bis zum 13. nicht die mindeste Besorgniß, als man am Abend desselben Tages, beim Schein eines starken Blitzes, plötzlich die Küste vor sich gewahrte. Obgleich man ihre Lage ziemlich genau kannte, war die Schifffahrt nichts desto weniger gefährlich. Die Nacht war sehr finster und stürmisch, so daß man besorgen mußte, entweder gegen den Strand zu gerathen, oder zu weit von den kreuzenden Schiffen entfernt zu werden, weßhalb man die meisten Segel einziehen ließ.

Der auf diese Nacht folgende Tag war so düster, Nebel und Wolken ruheten so dicht auf dem Wasser, daß man die Gegenstände in einer Entfernung von 20 Schritt nicht zu erkennen vermochte. Starker Regen floß unaufhörlich, von Windstößen begleitet, gegen die sich nur mit größter Anstrengung laviren ließ. Nichts Traurigeres, als des Meeres Anblick unter solchen Umständen. Die Scene, in deren Mitte das in seinen Fugen stöhnende Schiff sich so bewegt, vermindert, verengt sich unaufhörlich in dem Maße, als der Regen heftiger, durchdringender wird. Der immer mehr sich verdichtende, immer tiefer sich senkende Nebel scheint ein ungeheurer feuchter Bleideckel über einem tiefen, schwarzen, flüssigen Grabe. Lassen wir jetzt den Berichtabstatter selbst sprechen.

»Gegen 10 Uhr Morgens, am 10., gewahrten wir zwei Bricks, die ohne Zweifel zur Division gehörten. Aber ein starker Windstoß machte es uns unmöglich, ihnen nahe zu kommen, und mit ihnen uns zu besprechen. Sie verschwanden vor unsern Blicken, und wir versanken abermals in finstere Einsamkeit.

»Es war Mittag, als uns ein anderes Brick begegnete, mit dem wir, durch telegraphische Zeichen, uns in Berührung setzten. Es war die Aventure, unter Befehl des Schiffslieutenants von Assigny. Er hinterbrachte uns, daß er mit dem Admiral kreuze, sein Manöver, des dichten Nebels wegen, jedoch nicht bemerken könne. Wir beschlossen nun neben einander zu halten.

»Das kommandirende Schiff war östlich von Algier, wir konnten es also nicht leicht verfehlen, da jeder Wellenschlag uns ihm näher brachte. Seit drei Tagen hatten wir die Sonne nicht gesehen, und es war unmöglich, mit Bestimmtheit zu wissen, wo wir uns eigentlich befanden, um so mehr, da die Strömung uns weit gegen Morgen fortgerissen. Wir glaubten deßhalb, noch weit von der Küste zu seyn, als wir uns schon ganz in derselben Nähe befanden.

»Der Tag verstrich während der Mühe, die wir uns gaben, uns zurechtzufinden. Wir folgten der Aventure, die uns gewissermaßen den Weg zeigte. Aber auch sie verschwand mit einbrechender Dunkelheit vor unsern Blicken. Wir wollten eben das Schiff wenden, als die Küste sich uns zeigte. Wir hielten sie jedoch für Nebel, und steuerten solchergestalt unserm eigenen Verderben entgegen. Die vom Wind gegen den Strand gedrängten Wogen häuften sich immer mehr um uns auf, und zogen uns mit sich bis zu einer Untiefe.

»Es war unterdessen gänzlich Nacht geworden. Tiefe Dunkelheit deckte das beständig hohlgehende Meer. Wir ahneten noch immer unser Unglück nicht, obgleich wir die Küste un-

terscheiden konnten, die wir jedoch für den sich aufhellenden Saum des Gesichtskreises hielten. Auf einmal erhielt unser Fahrzeug einen starken Stoß. Wir glaubten einen Augenblick die Aventure zu berühren, und eilten schon aufs Verdeck, um davon uns zu überzeugen, als wiederholte noch heftigere Stöße uns eines andern belehrten.

»Das auf allen Seiten erschütterte Schiff schwankte gleich einem Betrunkenen. Eine ungeheure Welle überschwemmte das Verdeck. Das Reiben des Schiffkiels gegen die Felsen verursachte uns Fieberfrost. Es ließ sich jetzt nicht mehr bezweifeln, daß wir gestrandet waren. Die Mannschaft stieß, wie aus einem Munde, einen Schrei der Verzweiflung aus.

»Im ersten Augenblicke war die Verwirrung allgemein. Man stürzte sich wild und verworren durch einander. Wind und Meer warfen uns ungestüm hin und her. Dazu die pechschwarze Nacht, das Geheule der aufgeregten Elemente, die Angst der Matrosen, Scenen des Entsetzens, die sich nur empfinden, nicht beschreiben lassen; man mache sich nach dem Allem von unserer Lage einen oberflächlichen Begriff. Der Tod schien unvermeidlich. Denn selbst wenn wir dem Schiffbruch entgingen, und das Land erreichten, harrte dort unser die Wuth der Mauren, unserer Feinde, die wir mehr als alles Uebrige fürchten mußten.«

»Um wo möglich so drohender Gefahr zu entgehen, befahl der Kapitän die Masten zu kappen. Das Fahrzeug wurde dadurch zwar ein wenig erleichtert, doch hatte es schon zu viel Wasser eingenommen, als daß man es wieder flott hätte machen können. Gegen 10 Uhr Abends wurde der Wind so ungestüm, und der Wellenschlag so heftig, daß man jeden Augenblick besorgen mußte, das Brick zertrümmert zu sehen. Die Fluth schlug mit solcher Gewalt über das Verdeck, daß man sich darauf nicht mehr festhalten konnte, während man im unteren Raum befürchten mußte, zu ertrinken. Schon waren mehre Personen dem Ersticken nahe, und demungeachtet wollte und konnte man sich nicht entschließen, an's Land zu gehen, so groß war die Besorgniß, welche dieser unwirthbare Theil Afrika's Jedermann einflößte *).

(Fortsetzung folgt.)

Wiesbaden, 3. Dezember.

Sie haben in Ihrem Konversationsblatte vom 28. v. M. aus dem »Magazin der Literatur des Auslandes« die Bettler in Petersburg aufgenommen.

Dieser Aufsatz ist so fern von aller Wahrheit, daß es Ihnen gewiß angenehm seyn wird, denselben in Ihrem geachteten Blatte widerlegen zu können.

St. Petersburg, oder vielmehr der russische Staat, gehört rücksichtlich der verschiedenen Religionssekten bestimmt zu den tolerantesten der civilisirten Welt. Es erhebt das Herz, die griechische Kathedralkirche der römisch-katholischen und der protestantischen so nahe gelegen zu sehen, daß man sie alle drei in einer Entfernung von hundert Schritten erblickt. Jede dieser Religionssekten sorgt mit Aufmerksamkeit für die Armen ihres Glaubens; die St. Petrikirchengemeinde hat selbst ihr eigenes Waisenhaus, die englische ihr eigenes Krankenhaus und sorgt so viel wie möglich für die Zurücksendung verarmter Engländer in ihr Vaterland.

Petersburg hat eine Menge Erziehungshäuser sowohl für höhere Klassen als für geringere Hospitäler für jeden Leidenden.

Hoch erhaben stand die in Gott ruhende Kaiserin Maria Feodorowna, die Mutter der gegenwärtigen Kaiserfamilie, an der Spitze aller dieser Anstalten. Sie widmete denselben ihre ganze Sorgfalt, und besuchte sie im Winter fast täglich mit den edlen Gefühlen, d[ie] das Herz der wahren Mutter des Landes so sehr auszeichneten. D[aß] bei ähnlichen Anstalten der Bettler viele seyn können, wird jeder den[k]kende Mensch leicht beurtheilen. Zwanzig Jahre meines Lebens bracht[e] ich in Petersburg zu, und nur sehr selten erinnere ich mich, daß i[ch] einem Bettler begegnete. Wohl an den Thüren der Kirchen mag sie während des Gottesdienstes ein Bettler einfinden und leise um ein[e] Gabe bitten, hinter herlaufen thut er aber gewiß nicht.

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich jede wahrheitswidrig[e] Einzelnheit des Aufsatzes widerlegen wollte. Bettelvögte gibt es i[n] Petersburg gar nicht, ich weiß nicht, wo der Herr Verfasser dieselbe[n] auffand.

Die Erzählung von dem stummen Bettler ist recht artig; kann abe[r] in Petersburg nicht Statt finden, da der Ruf nach einem Polizeibeam[ten] denselben gleich in's Gefängniß führen würde. Noch elender ist die Geschichte der Kinder von 9 — 12 Jahren, welche es gewiß nicht wagen würden, irgend Jemand anzufassen, und unsinniger, daß dieselben sich aus Verstümmelungen nichts machen, weil sie ihnen zu einer sicheren Einnahme verhelfen. Schwer würde die Verstümmelung an einem Kinde gestraft werden, wer sie auch immer begangen hätte. Uebrigens braucht man, wenn man einmal von einem Bettler auf der Straße angesprochen wird, ihm nur zu sagen: bog-dast — Gott wird's geben! — so geht er gewiß sogleich fort.

Ich übergehe den Rest des Aufsatzes, weil er zu abgeschmackt ist, um einer ferneren Auseinandersetzung werth zu seyn.

Ich bezweifle, daß der Herr Verfasser desselben je in Petersburg war, wahrscheinlich trug ihn ein Fiebertraum in die schöne Kaiserstadt, und so bezog er, was man so oft über die Londoner Bettler gelesen hat, auf dieselben. J. N. Wellner.

Gebührende Abfertigung.

Im Herloßsohn'schen »Kometen« (ein dem Konversationsblatte bekanntlich abgeneigtes, aber sehr unschuldiges Gestirn) wird mit neuer Unverschämtheit behauptet, wir hätten uns die Novelle: »Der Inquisitionspalast zu Valladolid,« von Wachsmann, noch früher, als dieselbe in dem dazu bestimmten Taschenbuche: Vergißmeinnicht für 1835 — also auf eine unrechtliche Weise — zur Benutzung verschafft. Wir erklären, in Beziehung auf unsere Erwiederung in Nro. 196 des Konversationsblattes, und ohne die abgeschmackten Nebenbemerkungen Herloßsöhnchens vor der Hand einer weitern Antwort zu würdigen, daß diese Behauptung nichts weiter, als eine niederträchtige Verläumdung ist, und sind jeden Augenblick bereit, dieß auf das Bündigste zu beweisen. D. R.

Theateranzeige.

Samstag, den 6. Dezember. Donna Diana, oder: Stolz und Liebe, Lustspiel in 4 Abtheilungen, nach dem Spanischen des Don Augustin Moreto, bearbeitet von West. (Vorletzte Gastrolle) Donna Diana: Dem. Klara Hirschmann. — In den Zwischenakten wird Hr. Font die letzte Vorstellung geben.

Sonntag, den 7. Dezember. Robert der Teufel, große Oper in 5 Abtheilungen; Musik von Meyerbeer.

Montag, den 8. Dezember. (Neu einstudirt.) Zum Vortheil der Dem. Klara Hirschmann: Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie in 5 Abtheilungen von Fr. v. Schiller. (Letzte Gastrolle) Johanna: Dem. Klara Hirschmann.

Mad. Fischer-Achten hat diesen, zu ihrer Benefizvorstellung bestimmten Tag, aus besonderer Gefälligkeit, der Dem. Hirschmann überlassen.

---

*) Man war in der Nähe des Vorgebirges Bingut, ungefähr 10 Stunden oder 30 Seemeilen vom Vorgebirg Karina, gescheitert.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, . № 211. 7. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die Braut von Brasilien.

Erzählt von .....l.

(Fortsetzung.)

»Wie ist ihr Name?«

»Donna Viola de Montezuma.

»Ein adlicher Name,« bemerkte Alonzo, »aber in Rio hörte ich ihn niemals nennen.«

»Ihre Familie lebt im Norden Brasiliens; sie selbst indessen kommt so eben von Rio mit ihrer Duenna und Dienerschaft, um hier ihre Erziehung zu vollenden. Sie ist eine reiche Erbin, und hat, wie man sagt, eine Liaison in Portugal. Sollen wir einen Gang herum machen? Ich werde Sie vorstellen.«

»Wenn Sie wollen« — und somit verließen sie die Loge. Der Geschäftsführer stellte Alonzo zuerst der Gräfin vor, und präsentirte ihn dann als Landsmann der schönen Brasilianerin. Sie empfing ihn mit sichtbarem Vergnügen, und rückte ihm einen Sitz neben sich zurecht.

»Ich fühle mich in der That außerordentlich glücklich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Don Alonzo,« sprach sie, »und wäre es auch nur, um Ihnen die Verehrung und Liebe auszudrücken, die ich für Ihre theure Tante, die Aebtissin, hege, in deren Kloster ich einige Zeit zugebracht habe, [illegible] mich mit wahrer mütterlicher Fürsorge und Liebe behandelt hat — ja gewiß, ich verdanke ihr sehr viel.«

»Ihre Sorgfalt und Liebe scheint dem würdigsten Gegenstand zugewendet gewesen zu seyn,« erwiderte Alonzo: »kannten Sie auch meinen Vater?«

»Sehr genau; — und ich darf wohl hinzuzufügen wagen, auch Sie, denn ich habe so Vieles vom Marquis und Ihrer Tante von Ihnen gehört: ich bin überzeugt, daß nie ein Sohn oder Neffe so geliebt wurde, wie Sie es sind.«

Alonzo seufzte, als er daran dachte, daß Keines von Beiden in ihren Briefen je dieser Dame erwähnt hatte: die Ursache lag auf der Hand; — und als er in ihr reizendes und verständiges Antlitz schaute, — sein Blick auf Formen verweilte, die ihm Vollkommenheit selbst zu seyn schienen, sein Ohr ihren geistreichen, ungezwungenen Gesprächen lauschte, — und dann einen Vergleich zwischen ihr und derjenigen zog, an die zu denken ihm allein schon unerträglich war, — da erwachte sein alter Schmerz mit erneuter Heftigkeit.

Am folgenden Morgen erzählte er Herrn Mordaunt, so unbefangen, wie es ihm nur möglich war, den Besuch des gestrigen Abends.

»Ich habe von dieser Dame gehört,« bemerkte Mordaunt. »Sie flößt eine gute Idee von Ihren Landsmänninnen ein, — macht Brasilien viel Ehre, und würde sich herrlich für eine Verbindung hier zu Lande eignen, wenn sie nicht schon bereits verlobt wäre.«

»So wäre sie wirklich schon verlobt?« fragte Alonzo.

»Allerdings — mit einem portugiesischen Edelmann: man hat dieß so viel wie thunlich auszubreiten gesucht, um etwaige Anbeter in gehöriger Entfernung zu halten.«

»Gut,« dachte Alonzo, »da sie verlobt ist, und ich verheirathet bin, so kann keine Gefahr entstehen;« und noch am Abend desselben Tages, (denn er hatte gehört, daß es der Dame nicht gestattet war, Morgenbesuche anzunehmen), machte er der Gräfin seine Aufwartung.

Es entspann sich bald eine Vertraulichkeit zwischen ihm und der schönen Brasilianerin, wie das zwischen Personen von gleichem Alter und Range, die sich in fremden Ländern befinden, wohl natürlich ist. Es gab Niemanden, der auf Viola einen so angenehmen Eindruck machte, oder zu machen schien, als Alonzo. Bei jedem neuen Besuche hatte sie ihm eine neue Romanze zu singen, oder eine neue Zeichnung vorzulegen, oder ein neues Buch zu empfehlen. Sie liebte das Schachspiel sehr, und Alonzo verbrachte auf diese Art manchen glücklichen Augenblick mit ihr, während die Gräfin am Whisttische saß. Allein nie erschien sie seinen Augen reizender, als wenn sie das schwarze Band ihrer Guittarre um die Schultern schlang, und sich zu ihren selbst komponirten, lieblichen Nationalliedern begleitete; ihre Stimme war ausgeender. In solchen Augenblicken schienen ihre [illegible] geistigen Vereinigung zu verschmelzen; und mochte die Anzahl der Hörer und Bewunderer auch noch so groß seyn, was häufig der Fall, so war es doch nur sein Beifall, den ihre reizenden Bemühungen zu gewinnen strebten.

Oft trafen sie an öffentlichen Orten, und auch in Privatzirkeln zusammen. Viola war eine ausgezeichnete Tänzerin, und er fühlte einen gewissen Stolz (weßhalb wußte er selbst nicht, denn was konnte es im Grunde ihn kümmern) über die allgemeine Bewunderung, die sie jedesmal erregte. Manchmal walzte er mit ihr, und dann schlug sein Herz hoch auf, wenn die Zuschauer, an denen sie vorüberflogen, leise flüsterten: »Die zwei Brasilianer — ein interessantes Paar, nicht wahr?«

Man hielt es für besser, daß Viola, ihrer besonderen Verhältnisse wegen, wenn schon in England, dennoch auf das strengste die üblichen Formen ihrer Landessitten beobachten sollte. Unmittelbar nach dem Tanz pflegte sie sich wieder an die Seite der Gräfin zu begeben, oder deren »Chaperone;« ohne dieselben ging sie nie aus, und nur in ihrer Gegenwart empfing sie Besuche. Diese Anordnungen verursachten Alonzo ein gewisses Vergnügen, (weßhalb wußte er selbst nicht, denn was konnte es im Grunde ihn kümmern) obschon er selbst häufig darunter zu leiden hatte. (Fortsetzung folgt.)

Essers Leiden an der Table d'hote. Von M. G. Saphir.

(Wiener Theaterztg.)

Buridan's Esel, welcher zwischen zwei Bündel Heu Hungers starb, hat gewiß an einer Tabel d'hote gespeis't. Die Tabel d'hote ist eine homöopatische Erfindung. Ueberhaupt muß man, um an einer Table d'hote zu essen, kein Deutscher seyn, denn der Deutsche läßt Alles an sich kommen, bis aber an einer Table d'hote etwas an Einen kommt, hat selbst ein Deutscher die Geduld verloren. An einer Table d'hote ist man bei jeder Schüssel Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person; und am Ende der Table d'hote liegt uns nichts im Magen, als diese unglückliche Liebe und ein paar Nachbarn. Um an einer Table d'hote satt zu werden, dazu gehören drei Dinge, man muß sehr gut gefrühstückt haben, man muß sehr gut Mittag gegessen haben, und man muß die Gewißheit haben, sehr gut zur Nacht zu speisen; mit diesen drei schönen Bewußtheiten ausgerüstet, lassen sich an einer Table d'hote mit Anstand die Fügungen des Schicksals und des Kellners ertragen.

Ich habe einmal in einer Gegend Deutschlands, wo das Sattwerden noch nicht allgemein geworden ist, an einer Table d'hote gespeis't, und als ich aufstand, war ich so nüchtern, daß ich vom Kellner mein Frühstück verlangte. Es war ein unglücklicher Tag! Des Morgens hatten mich drei Verleger besucht, Abends war ich zu einem Hausdilettantenkonzerte eingeladen, und Mittags speis'te ich an der Table d'hote, oder eigentlich die Table d'hote speis'te an mir. Ich saß in der Mitte des langen Tisches, auf meiner rechten Seite saß eine Frau mit einem Gesichte, so lang, wie eine Erzählnng in der »Abendzeitung«, und mit einem ganz dünnen, durchsichtigen Näschen, wie eine Zitronenscheibe, sie hatte ihren letzten Coupon, ein Söhnlein von 7 — 8 Jahren mitgebracht, um ihm die Anfangsgründe der Table d'hote Speisekunst beizubringen. An meiner linken Seite saß ein Mann, den die Natur zu einem zarten Esser schuf. Er hatte einen Mund, einen Konversationsmund, dess'n Suplemente ins Unendliche gingen, und nur an beiden Seiten von den Ohren verhindert wurden, die Reise um den Kopf zu vollenden. Er lächelte jede Schüssel an, und sah aus, wie ein lächelnder [illegible] und ein Schüssel, die an ihn kam, war nun ausgestrichen aus der Reihe der menschlichen Wesen;

> »Und schnell war ihre Spur verloren
> Sobald die Schüssel Abschied nahm!«

Außer diesen zwei **Seitengaben** des Glückes hatte ich noch ein **Gegenüber**, welches auch mit langen Armen in mein Geschick eingriff. Es war ein Mann, so zwischen Schafskopf und Liebernarr; ein Gesicht, feist, mit kleinen Sprößlingen der Wurzelwelt übersäet, und ich konnte ihn nie ansehen, ohne an Preßburger Zwieback zu denken. Gleich im Anfange des Tisches hatte die Geschichte dieser Table d'hote damit begonnen, daß mir mein Nachbar links beim Niedersetzen einen derben Rippenstoß versetzte; das Söhnlein meiner Nachbarin im Heraufschweben auf seinen Stuhl mit dem Ellenböglein ins Gesicht fuhr, und mein Gegenfüßler seine beiden überschränkten Füße auf jenen zarten Punkt meiner Füße festsetzte, der in diesem Punkte keinen Spaß versteht. Meine Nachbarin rechts versetzte mir sogleich über ihr Söhnlein hinüber ein Gespräch. »Mein **Luiken** (Louis),« sagte sie, und dabei tönte es aus ihrer beinernen Nase wie aus einer vertrockneten Klarinette, »mein **Luiken** ist etwas vive.« — »Ach, es ist ein kleiner Engel!« erwiderte ich, und liebkos'te den kleinen Jungen, der aussah wie ein aufgewärmtes »Griesnockerl«. **Luiken** hatte auch sogleich seine und meine Semmel mit kindlicher Einfalt umfaßt, und mit seinem Fingerchen in meinem Trinkglase herumgespielt. Die Suppe kam endlich von beiden Seiten auf mich zu. Links die Klöße, rechts die Volaillesuppe. Mein Kopf drehte sich mit gleicher Liebe rechts und links; immer näher kamen die zwei Genien der Suppe. Immer griff eine neue, nimmer müde Hand in die Schüssel; da kamen die Klöße an meinen Nachbar zur Linken, ich machte einen langen Hals, noch drei Klöße trieben sich wie kleine Inseln in diesem Wasser herum; mein Nachbar griff einmal hinein, und zwei davon fielen ein Opfer seiner Wuth, aber noch ruht er nicht, noch einmal schwingt er den schöpferischen Löffel. — »Halt ein, o du mein **Schöpfer**! Halt ein, Barbar!« — Vergebens, schon liegt auch der dritte auf seinem Teller; mit Entsetzen wende ich mich nun zu dem Suppengenius rechts; meine Nachbarin hatte eben die Naturgeschichte der geflügelten Suppen erschöpft, sie und **Luiken** hatten bereits ihr irdisches Theil, noch ein Hühnerflügel streckte mir sehnsüchtig seinen Arm entgegen, aber nein, es sollte nicht seyn; »Jotte doch!« sagte sie. »Sie wissen man jar nich, wie mein **Luiken** gerne ein Flügelken essen dhut,« und damit war auch der letzte Flügel, der letzte Mohikan, für mich verloren! Aber **Luiken** war nicht undankbar; als er das Flügelken gegessen hatte, warf er die Beinchen neben sich fort, und gerade mir auf die Weste.

Auch das Rindfleisch kam von beiden Seiten auf mich zu, schon von Ferne folgte ich mit meinem Blicke dem historischen Gange dieses Rindfleisches, immer dünner wurde die Wand der geschnittenen Schichten, je näher die Schüssel kamen, desto öder wurde sie, Jeder nahm ein tüchtig Stück:

> »Fallen sah ich Zweig auf Zweig!«

Zwei Stücke lagen noch da, als es an meinen Nachbar kam, das eine Stück war dünn aber fett, das andere dick aber mager; ein innerer Kampf spiegelte sich auf seinem Antlitze, endlich blitzt es hell durch seine Seele, ein Gedanke des Lichts hat ihn ergriffen, er ergreift beide Stücke, und schleudert sie auf seinen Teller. Eine kleine Wuth überfiel mich, ich hätte ihm seine Beute gerne entrissen, allein:

> »Ich? eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!«

[illegible] ich mich nach dem zweiten Kellner um, allein er war verschwunden, und ich glaubte eine Zeitlang, **Luiken** habe auch den Kellner gegessen. Also auch dieser Kelch ging unberührt an mir vorüber. Ich wollte nun eine bescheidene Semmel zu Gemüth ziehen, allein **Luiken** hatte sie alle mit seinem Händchen bedeckt. Ich rief zwanzigmal »Kellner!« endlich kam einer, ich trug ihm mein Anliegen ganz gemüthlich vor, und er, durchdrungen von den Vernunftgründen eines wohlerzogenen Magens, sagte: »Gleich!« Seitdem sind zwei Jahre verflossen:

> »Zwei Jahre gehen auf und nieder,
> Den Kellner sah ich niemals wieder!«

Nun kam das Zugemüse, Spinat mit melancholischen Würsteln. Weit entfernt, irgend einen Spinat auf der Welt verläumden zu wollen, oder irgend ein Würstel persönlich zu beleidigen, muß ich doch gestehen, daß es Wesen auf dieser Welt gibt, die ich inniger liebe als Spinat mit Würsteln; allein in diesem Augenblicke liebte ich sie unendlich, und in diesem Augenblick hätte ich mein schönstes Sonett um die ungehinderte Vereinigung mit Spinat und Würstel gegeben, jedoch:

> »Der Mensch denkt und der Kellner lenkt!«

Ich beschloß, meine ungetheilte Aufmerksamkeit dem Kellner Rechts zu schenken; da war er zwischen Mutter und **Luiken**. Sie hatte schon ein paar Würstel für sich auf dem Teller, und auch dem zarten **Luiken** hatte sie schon ein paar auf

den Teller gelegt, und doch blieb noch ein drittes da für mich, ich griff schon darnach, allein:

»Zwischen Lipp' und Bechersaum
Lieget noch ein großer Raum!«

Luiken war ein kleiner Spaßvogel, unbemerkt hatte er die Finger unter der Schüssel hinaufgestreckt, das Würstelpaar an dem äußersten Zipfel erwischt und husch hatte er's herausgerissen, daß der Spinat davon flog. Die Mutter wollte sich zu todt lachen, »o!« sagte ich mit Grimm, »das ist ein Schäcker, der Luiken!« und auch das ging vorüber.

Das vierte Gericht bestand aus kleinen Gänsebrüsten mit Kapernsauce. Die linke Seite hatte ich ganz aufgegeben, da war kein Heil zu finden, denn mein Nachbar von dieser Seite war mein Vormund, d. h., er aß mir alles vor dem Munde fort; also nur links hatte ich zu spekuliren. Die Gänsebrüste nehmen immer mehr ab; so ist der Mensch, er greift nicht gerne in die eigene Brust, aber in die seiner Nebenmenschen. Da kam der Kellner mit der letzten einzigen Gänsebrust und stand zwischen Mutter und Sohn, wie in der Schiller'schen Ballade:

»Zwischen Larven die einzige fühlende Brust!«

Ich weiß mich lange keiner solchen Sehnsucht zu erinnern, wie sie mich jetzt ergriff, denn die Sehnsucht des Magens ist eine ganz andere, als die des Herzens; »ach,« seufzte ich still, »komm an meine Brust, du —« allein der Seufzer erstarrte mir auf der Lippe; mit einem Griff wie eine Klavierspielerin hatte die zärtliche Mutter die letzte Gänsebrust angepackt und sie an ihre eigene gezogen. Der Kellner kam mit Ironie und Kapern auf mich zu, und ich fing schon an, an aller Menschheit zu verzweifeln. Noch lagen Mehlspeis und Braten wie unentdeckte reiche Amerika's vor meiner Phantasie. Die Mehlspeise kam. Zwei kleine Leopoldiberge. Ich war zum Aeußersten entschlossen! Ich mußte Mehlspeise bekommen, hätte ich Luiken ermorden müssen. Die zärtliche Mama hieb in die Mehlspeise hinein, wie ein Bergknappe, ich dachte mir in mir:

»Nur zu, geschäftiger Maulwurf!»

Sie legte einige kleine Mehlspeishügel auf ihren Teller, und eine kleine Gebirgskette auf Luikens Teller: aber es blieb auch noch eine kleine Portion für mich, schon war der Kellner bei mir, schon hob ich den kühnen Löffel, da macht Luiken eine kecke Wendung, stößt den Kellner an Arm, der letzte Rest von Mehlspeis fällt auf den Boden und die Sauce fließt mir über den Frack hinab. Ich sah wehmüthig hinab zu der gefallenen Mehlspeise:

»Da liegen meine Königreiche!«

wischte mir die Sauce und eine stille Thräne ab und saß und harrte auf den Braten.

Da kam er, anspruchslos, in kleine Theile geschnitten; ein kleiner Luftzug, der durch das Zimmer wehte, spielte mit den kleinen Portionen, und der Kellner legte die Gabel darauf, damit die Luft sie nicht fortführe. Von allen Seiten wurden nun die Gäste lauter Wahlherren, ein jeder musterte die ganze Schüssel, und stach sich das Beste heraus. Mein Nachbar links war dem Kellner entgegen gereis't und nahm ihm das Beste fort. Die Mutter meines lieblichen Luiken aber kehrte und wendete an den letzten Portionen, wie an Münzen, von denen alle Gepräge verwischt sind, nahm endlich drei Stücke für sich, und drei Stücke für Luiken, und die Schüssel kam an mich, in mitten der Schüssel lag ein Wesen wie eine kleine Mumie; es war ein kleines Bein mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Fleischanwesenheit. Neben diesem Bein lag eine halbe gelbe Rübe, wie ein verwitterter Leichenstein, und der Kellner sah mich elegisch an, wie der Genius über einem Grabmal, und seine hellen Gesichtszüge sahen auf die Schüssel, zu sagen scheinend:

»Hier ruhen die Reste eines irdischen Kapaunes!«

Ich ließ den Wirth rufen, hielt ihm das Bein, an dem gar nichts daran war, unter die Nase und sagte: »Man spricht, daß man bei Ihnen so gut speis't, ist da was dran?«

Darauf drückte ich Luiken zärtlich an mein Herz, gab meinem Nachbar links den Rippenstoß, den er mir vor Tische geliehen, zurück, trat meinem Visavis mit dem Zwiebackengesicht grimmig auf den Storchenfuß, bezahlte meine Zeche, und ging dorthin essen, wo man nicht Table d'hote speis't, und

»Wort gehalten wird dort in jenen Räumen.«.

Schiffbruch zweier französischen Bricks an der Küste von Algier, und Gefangenschaft ihrer Leute unter den Mauren.

(Fortsetzung.)

Nach langer Zögerung mußte man dennoch endlich diesen Entschluß fassen. Um ihn in Ausführung zu bringen, sollte die Schaluppe und das große Boot ins Meer gelassen werden, was jedoch nie gelingen wollte, indem die kurz abgebrochenen Wellen zu hoch gingen, und sie immer wieder zurück schleuderten. In solcher Verlegenheit ließ der Kapitän zwei Taue zurecht machen, die von den besten Schwimmern ans Land gebracht werden sollten.

Die Aventure hatte unterdessen mit dem Silen gleiches Schicksal gehabt, doch war es einigen Matrosen gelungen, das Land zu erreichen, und dort ein Tau zu befestigen, worauf sodann die zurückgebliebenen über und durch die tobende Fluth hinweggleiteten.

Kaum war die Mannschaft dieses Schiffes auf festem Boden, so eilte sie der [illegible] zwei Uhr nach Mitternacht, als man zwei Taue vom Schiff zum Ufer hinüberbrachte, und dort befestigte, wonach zuerst die Kranken, sodann die Matrosen, nach diesen die Offiziere und endlich der Kapitän, der letzte von allen, auf dieser schwankenden Brücke hinüberrutschten. Die Geretteten umarmten sich ohne Unterschied des Ranges, und beriethen sich über die in Anwendung zu bringenden Mittel, um der sie jetzt von Seiten der Bewohner des von ihnen betretenen Landes bedrohenden Gefahr zu entgehen.

Auf der einen Seite befanden sich Tunis und Bona. Um dahin zu gelangen, waren Lebensmittel und Kriegsmunition erforderlich, woran es den Schiffbrüchigen jedoch gänzlich gebrach. Und selbst wenn man damit versehen gewesen wäre, würde es immer ein sehr gewagtes Unternehmen geblieben seyn, mit 200 Mann, 50 bis 60 Stunden weit ein feindliches, von kriegerischen, grausamen Horden bevölkertes Land zu durchziehen. Anderseits bot sich Algier da, womit man im Kriege begriffen war. Demungeachtet beschloß man, der Nähe wegen, dahin sich zu begeben.

Beim ersten Dämmern des Tageslichtes brach man auf, und umschritt eine kleine Landspitze, als man auf drei bewaffnete Beduinen stieß, die auf die Schiffbrüchigen anschlugen, und ihnen durch Zeichen umzukehren befahlen, während sie ihre noch etwas entfernten Gefährten eilig herbeiriefen. Die Franzosen gehorchten, und gingen wieder ihren Schiffen zu. Bald sahen sie sich jedoch auf allen Seiten von großen Schwärmen bewaffneter Beduinen umringt, die aus der Erde emporzuwachsen schienen. Von den nahen Hügeln wälzte sich

eine ungeheure Lawine dieses in weiße Mäntel gehüllten Raubgesindels herab, welche die Unglücklichen zu zermalmen drohete.

Bald sahen sie auf allen Seiten von den Barbaren sich umschlossen. Einige derselben bedroheten sie mit ihren breiten Säbeln, andere hielten ihnen Flintenläufe gegen die Brust; alle geberdeten sich wie Unsinnige, fluchten und schimpften auf eine entsetzliche Weise, womit sie wahrscheinlich nichts anderes bezwecken wollten, als den Schiffbrüchigen Furcht einzujagen. Mehre Mauren warfen sich mit großen Knitteln über sie her, und schlugen sie unbarmherzig, indem sie zugleich die Franzosen zwangen, den Weg gegen das Gebirg einzuschlagen

Andere plünderten indessen die beiden Fahrzeuge, wobei sie eine so große Habgier und Unordnung beurkundeten, daß eine Sache, die man zuerst auf dem Schiffe genommen, von zehn oder zwanzig Personen sich gegenseitig aus den Händen gerissen wurde, bevor sie, oft ganz zerrissen oder in Stücken, von einem allein behauptet werden konnte.

Unter den Matrosen befand sich ein Malteser, der ziemlich gut arabisch sprach und der, nachdem er empfohlen, ihm ja nicht zu widersprechen, mit einem der Beduinenvorsteher zu reden verlangte, dem er versicherte, daß die Schiffbrüchigen Engländer seyen. Man wollte ihm nicht glauben, und drohete dreimal, ihn zu durchbohren, um ihn zu erschrecken, und ihn zu vermögen, die Wahrheit zu gestehen. Er beharrte jedoch fest und unerschrocken bei seiner Aussage, was die Araber, obgleich sie noch zweifelten, dennoch veranlaßte, die Unglücklichen nicht sogleich niederzumachen, wie sie anfangs gesonnen waren.

Man trieb sie nun auf einen hohen Hügel, wo zwei Hütten standen, aus denen einige Dutzend alter Weiber hervorstürzten, welche die Ankommenden mit Spöttereien und Verwünschungen empfingen. Die frechsten dieser Megären rissen ihnen die Schnupftücher ab, welche sie um ihre Köpfe gewickelt, zupften ihnen an den Haaren, spieen ihnen ins Gesicht und zwickten sie bis aufs Blut, während eine Schaar Kinder Steine und Unrath gegen sie warf. (Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Unsere Bühne nahm dieser Tage durch das Gastspiel der Dem. Klara Hirschmann die Aufmerksamkeit jenes Theils des Publikums in Anspruch, der sich der Superiorität der Oper in dem Tempel der Musen bis jetzt nicht ganz unterwerfen wollte, und für den die Schauspielkunst ihre Anziehungskraft noch nicht verloren hat, obgleich wenig Ersprießliches geschieht, um sie wieder in ihre Rechte einzusetzen. Mit großen Erwartungen sah ich den Gastspielen der Dem. Hirschmann entgegen, deren Lob wir von allen Seiten vernahmen; die Erfahrung lehrt uns zwar oft genug, wie trügerisch zuweilen Fama in die Posaune stößt, allein die Urtheile der Korrespondenten und Zeitschriften stimmten in Betreff der Dem. Hirschmann zu sehr überein, um nicht ein für sie günstiges Vorurtheil zu erwecken. Und nicht die gewöhnlichen Federhelden, wie sie sich täglich in einer Abendzeitung, in einem Kometen ꝛc. herum tummeln, waren es allein, welche das Talent der Dem. Hirschmann als ein seltenes priesen, sondern Männer, wie Tieck, Schenk, Raupach, Menzel u. s. w. gaben ihr die empfehlendsten Zeugnisse. Ich habe drei Gastdarstellungen der Dem. Hirschmann vorüber gehen lassen, um meine Ansicht über ihren Künstlerwerth festzustellen. Leicht ist es, über einheimische Darsteller, an deren Figur, Organ, Geberden, Geist oder Ungeist wir seit Jahren gewöhnt sind, ein Urtheil zu fällen — obgleich gerade die Gewohnheit ein solches Urtheil gar oft einseitig gestaltet — weit schwerer aber über fremde, zumal über solche fremde Darsteller, denen wir es gleich in der ersten Scene anmerken, daß sie von der breitgetretenen Bahn des Gewöhnlichen abweichen, und uns nicht immer wieder ihre eigene Persönlichkeit, sondern den vom Dichter aufgestellten Charakter vorführen wollen. Ein solches Streben offenbarte Dem. Hirschmann: Geist, Gemüth und Fleiß leuchteten aus ihren Darstellungen hervor. Sie trat als Christine (Königin von sechszehn Jahren), Julie (Romeo und Julie) und Leopoldine (der beste Ton), also in Rollen, welche ganz heterogene Charaktere tragen, auf. Herrlich schildert Freishemius in seinem lateinischen Panegyrikus der Königin Christine Charakter; unwillkürlich erinnerte ich mich dieser Zeichnung, als ich Dem. Hirschmann als Christine sah. »In ihrer Königin von sechszehn Jahren« — heißt es in einem Berichte, den bereits im Juli unser verehrter Stuttgarter Korrespondent, Hr. August Zoller für das Konversationsblatt ausarbeitete — »ergriff uns die Regsamkeit des jugendlichen Blutes, das rasche Auffassen der Momente; die Künstlerin suchte hier schlagendere Lichter einzusetzen, als die vielen Schauspielerinnen, die ich bis jetzt in dieser Rolle zu sehen das Vergnügen oder Mißvergnügen hatte; es brachte ihr diese Verstärkung keine Gefahr, weil sie sich wohl den heftigen Wallungen hingab, wie sich die historische Christine hingegeben hatte, dabei aber nie vergaß, daß diese Christine doch eine königliche Erziehung genossen hatte.« Ich weiß diesem Urtheile nur hinzuzufügen, daß auch das bedeutungsvolle Mienenspiel der Künstlerin, als ein seltener Vorzug hervortrat. Ich bemerkte zugleich, daß sie die Abschiedsworte an Bury nicht mit der, den erst halb überwundenen innern Groll bezeichnenden abstoßenden Kürze sprach, wie wir diesen Moment gar oft ganz entstellt sahen, sondern mit einem Ausdruck rührender Resignation, der wahrhaft ergreifen mußte. Auch die Julia war eine ausgezeichnete Darstellung. Wenn der Ausdruck der süßen Schwärmerei und der natürlichen kindlich naiven Einfalt des inbrünstigsten, vollsten Liebeherzens, gleichsam die zur Sprache, zur Mündigkeit kommende Kindespoesie der Liebe — weniger gelungen zu seyn schien, als der Ausbruch der Empfindungen, wo die Prüfungen des Geschickes hereinbrechen, und endlich die lang gedämmte Flut des Schmerzes ausbricht, so müssen wir dieß dem uns ungewohnten Organe der Dem. Hirschmann zuschreiben, welchem es freilich zur rührenden Elegie etwas an Geschmeidigkeit fehlt. Wer jedoch aus diesem materiellen Umstand einen Mangel an Wärme und Innigkeit des Gefühls der Darstellerin ableiten wollte, dem fehlt wohl selbst jedes, zur Beurtheilung einer Kunstleistung nöthige ästhetische Gefühl, oder es sprechen sich Unwissenheit und Befangenheit aus. Die höchste tragische Kraft entwickelte Dem. Hirschmann in und nach der Scene mit Lorenzo, wo vor Juliens Geist alle Schrecken, welche ihrer bei dem Erwachen in der Todtengruft harren, in den gräßlichsten Bildern auftauchen. Auch sprach sich der Beifall ganz dem Verdienste der Leistung gemäß aus. — Als Leopoldine im »besten Ton« bewieß Dem. Hirschmann, daß sie auch den wahren Ton sehr gut zu treffen im Stande sey, wenn es darauf ankömmt, im Lustspiele die liebenswürdigste Laune zu entfalten. Sie war hier ganz die muntere, dezent-muthwillige, und gutmüthig-schalkhafte Frau, welche uns der Dichter in Leopoldinen zu zeigen beabsichtigte, und die schöne Gestalt, das sprechende Auge der Darstellerin unterstützten die Wirkungsfähigkeit der Rolle auf das Vortheilhafteste. Die Leistungen der Dem. H. ernteten verdienten Beifall, den ihr auch Niemand absprechen wird, der mit dem wahren Sinne der Kunst vertraut ist. Wie der Lessing'sche Maler Conti könnte jeder fremde Gast, der unsere Bühne betritt, dem Publikum zurufen: »Wir malen mit Augen der Liebe: und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen;« denn obgleich selbst unsere heimischen Künstler besonders in der neuesten Zeit nicht immer mit der gesitteten Billigkeit behandelt werden, die sie in Anspruch nehmen dürfen, (vorzüglich zeigt sich oft in der Oper ein gehässiger Oppositionsgeist, der höchst unangenehm berührt und gegen dessen Umsichgreifen das gebildete Publikum auf's kräftigste wirken sollte) so kömmt dieß doch fremden Darstellern bei der hier vielbeliebten Vergleichungsmanie wenig zu Statten. Und wie närrisch sich dieselbe oft äußert, erfuhr ich auch während der Darstellung der Dem. H. als Christine: Eine Dame in einer Parterreloge, in ächt Frankfurter Mundart unsern Gast zum Vortheile einer unserer Künstlerin kritisirend, schloß endlich ihre Tirade mit den Worten: »Kurz und gut, nach meinem Geschmack ist ihr Spiel viel zu marinirt!« Sapienti sat! S.

Theateranzeige.

Sonntag, den 7. Dezember. Robert der Teufel, große Oper in 5 Abtheilungen; Musik von Meyerbeer.

Montag, den 8. Dezember. (Neu einstudirt.) Zum Vortheil der Dem. Klara Hirschmann: Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie in 5 Abtheilungen von Fr. v. Schiller. (Letzte Gastrolle) Johanna: Dem. Klara Hirschmann.

Mad. Fischer-Achten hat diesen, zu ihrer Benefizvorstellung bestimmten Tag, aus besonderer Gefälligkeit, der Dem. Hirschmann überlassen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 216. 12. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Menschenversteigerungen in der nordamerikanischen Union.

(Malten's Weltkunde.)

(Schluß.)

Nach einigem Hin- und Herfahren, das vielleicht keinen andern Zweck hatte, als einen schicklichen Platz zur Versteigerung zu finden, das ich aber für eine Art Schauausstellung hielt, und mit dem Vorreiten eines Pferdes verglich, wurde der Sklave am äußersten Ende des Ganges, wo 4 oder 5 Personen den eigentlichen Kern der Kaufliebhaber bezeichneten, zum Verkauf ausgestellt.

Es bildete sich ein Halbkreis von Käufern und bloßen Zuschauern. Man schwatzte, scherzte und lachte viel. Mehr als ein derber Spaß über den zu versteigernden Gegenstand, sein Ansehen, seinen Bau, seine Kräfte, seine Haltung, wurde bei dieser Gelegenheit angebracht. Es war in der That nicht möglich, seinen Witz besser zu verwenden: war es doch um den »Verkauf« eines Menschen zu thun....

Der Neger schien sich um das Alles eben so wenig zu bekümmern, als wäre er Hund oder Pferd. Er blieb ruhig, die Hände übereinandergeschlagen, den Kopf ein wenig gesenkt, mit den Augen auf der Erde verweilend, oder ausdruckslos in die Oede starrend.

Demungeachtet war er kein [illegible], mit dickem Kopf, aufgeworfenen Lippen, zerquetschter Nase und krausem Wollenhaar. Er war vielmehr schmächtig von Gestalt, vollkommen regelmäßig gebaut, von mehr schmutzig gelblicher als schwarzer Farbe. Es fehlte seinem Gesichte an Ausdruck nicht, und von Zeit zu Zeit malten sich sehr bemerklich in seinen Zügen die Empfindungen, welche seine verwaisete Lage und die betrübende Scene ihm geben mußte, deren Hauptgegenstand er war.

Armer Knabe, sein Vater und seine Mutter, seine Brüder und seine Schwestern waren, wie ich später erfuhr, seit Langem von ihrem Eigenthümer verkauft, und nach Florida oder Alabama geschickt worden. Er durfte der Hoffnung nicht Raum geben, sie jemals wiederzusehen....

»Nun, Ihr Herren,« rief der Marschallsadjunkt, »wer setzt den ersten Preis? Seht da, Ihr Herren; betrachtet den Sklaven. Ihr habt nie einen rührigern, lebhafteren Burschen gesehen. Er arbeitet, sage ich Euch, wie ein Tiger.«

Einer der Anwesenden rief: Ich gebe 25 Dollare. Ein anderer bot 30, ein dritter 36, ein vierter 40. Der Preis wurde endlich bis auf 100 Dollare getrieben.

Von der Stelle, wo ich Platz genommen, konnte ich den ganzen Vorgang genau übersehen. Ich fühlte meinen Puls schneller schlagen. Die Scene war für mich so neu, daß ich sie bloß zu träumen glaubte. Vergebens bemühete ich mich, meiner heftigen Aufregung Meister zu bleiben, zu verhindern wenigstens, daß man sie nicht bemerke. In demselben Augenblicke wendete sich der Adjunkt, in der Absicht, den Preis weiter zu steigern, mit den Worten gegen mich: »Nun, Herr, bietet auch einmal.«

Mein Unwille durchbrach jetzt den Damm, den die Vernunft ihm bis dahin entgegengesetzt, und ich entgegnete heftig und rasch: »Nein, nein, Gott sey Dank, dergleichen Verkehr treibt man bei mir zu Lande nicht.«

— Ich wollte auch, erwiderte ganz gelassen der Adjunkt, daß wir dergleichen Verkehr bei uns ebenfalls nicht mehr zu treiben brauchten.

Amen, riefen mehre Stimmen, und — die Versteigerung wurde fortgesetzt.

»Wir können nicht anders,« sagte der Adjunkt, mit einem Blick auf mich, der gewissermaßen sein Verfahren rechtfertigen sollte. Wir müssen unsere Pflicht thun. Also 100 Dollare sind geboten, Ihr Herren; 100 Dollare zum ersten, 100 Dollare zum....«

Der kleine, hagere Mann, mit den tiefliegenden Augen unter den großen Brillengläsern krächzte: 120 Dollare. — Des Negers Kniee schlotterten. Ein kalter Schauer durchbebte mein Gebein. Ich glaubte, beim Anblick dieses Menschen, Satan zu sehen, um eine Armesünderseele feilichend.

»120 Dollare,« wiederholte der Adjunkt.

Indem trat ein Meier herein, der eben vom Lande zu kommen und dem des Negers Haltung und Gesicht zu gefallen schien. Er gab dem Adjunkt ein Zeichen und bot 130 Dollare. Der lange Tabakskauer rief 140, sein neuer Gegner 142 Dollare.

»142 Dollare,« wiederholte eintönig der Adjunkt.

Unterdessen wechselten die beiden Steigernden einen raschen Blick, wonach sie bei Seite traten und heimlich mit einander redeten. Bald darauf nickte der Pächter bejahend mit dem Kopfe, und beide traten wieder in den Halbkreis. Der lange Mann warf seinen Tabak im Munde von der Linken zur Rechten, und sagte gedehnt: 143 Dollare. Sein Mitbewerber überbot nicht mehr. Der kleine Mann biß sich in seine schmale Lippen und blieb stumm.

»143 Dollare (357 fl. 30 kr.), Ihr Herren, 143 Dollare sind geboten,« rief der Adjunkt. »Steigert Niemand mehr, Ihr Herren? 143 Dollare für den Neger. 143 Dollare zum ersten; wer bietet noch? 143 Dollare zum zweiten; bedenkt's, Ihr Herren. 143 Dollare... noch ist es Zeit... Niemand bietet mehr? 143 Dollare zum dritten, und — zum letztenmale. Der Bursch ist Euer, Herr; Sklav auf Lebenszeit.« —

Ich legte meine Hand auf des armen Negers Kopf, und fühlte den kalten Schweiß auf seiner Stirn. Er lächelte halb schmerzlich, halb erkenntlich zu mir empor. Zugleich machte ich dem Käufer mein Kompliment, wonach ich, so schnell meine Beine mich tragen wollten, durch eine lange Baumallee lief, theils um durch rasche Bewegung und Ortsveränderung gewisse unangenehme Gedanken zu verscheuchen, die sich meiner

während der Versteigerung bemächtigt hatten, theils um gewissermaßen physisch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich frei sey, und daß nicht der Erstebeste die Hand an mich legen könne, um nach Gutdünken mit meiner Individualität zu schalten, oder sie zum Verkauf auszustellen, wie ein Stück Vieh.

Tags darauf, noch immer mit dergleichen Ideen mich plagend, fragte ich einen meiner Bekannten, ob dergleichen Menschenversteigerungen hier zu Lande häufig seyen, während ich bereits, im Grunde der Seele, meine eigene Frage verneint.

Statt aller Antwort ergriff er die ihm zunächst liegende Zeitung auf Gerathewohl, übersah sie mit flüchtigem Blick, und deutete mir, ohne ein Wort zu sagen, in Mitte ihrer Spalten mit dem Finger eine Stelle an, die folgendermaßen lautete:

»Marschall's Verkauf.

»Kraft ꝛc. ꝛc. werde ich, Montag den 31. d., nachstehende Gegenstände öffentlich zum Verkauf ausstellen, nämlich: die Sklaven Charity (christliche Liebe), Fanny, Sandy, Jerri, Race, Harry, Jem, Bill, Anna, die Nancy und ihre 5 Kinder Georg, Venn, Maria, Franz und Heinrich; die Flora und ihre 7 Kinder Robert, Joseph, Fanny, Mary, Jane, Patty und Betsi; den alten Harry und vier Maulthiere, 4 Karren, einen großen Wagen, Pferdegeschirr und anderes Geräth, alles gegen gleich baare Bezahlung. Vorstehende Gegenstände, von Johann Threlkeld herrührend, sind laut Urtheilsspruch, ꝛc. mit Beschlag belegt worden, von Seiten der Regierung, um eine von dem Genannten gegen die Bank der Vereinstaaten eingegangene Schuld zu berichtigen.

Tench Ringgold.«

Bei alledem würde ich gegen die Bewohner des Distrikts Kolumbia einer großen Ungerechtigkeit mich schuldig machen, und die volle Wahrheit wo nicht umgehen, doch wenigstens verschweigen, wenn ich nicht hinzufügte, daß fast alle von dem aufrichtigen Verlangen beseelt sind, bald möglichst einen alles Menschengefühl empörenden Gebrauch abgestellt zu sehen, der mit den im Uebrigen in der Union herrschenden Grundsätzen so sehr im Widerspruch steht.

Ich habe eine an Washington's Bewohner gerichtete Denkschrift vor Augen gehabt, worin die menschenfreundlichsten und edelmüthigsten Gesinnungen auf eine durchaus würdige Weise ausgedrückt sind. Unterdessen schien es mir auffallend genug, daß diese Adresse nur in den für die Einwohner der Hauptstadt bestimmten Zeitungsexemplaren befindlich war, und daß man sie in den für die Landbürger oder für die Bewohner der benachbarten Staaten bestimmten Exemplaren, als für dieselben von keinem Interesse, sorgsam weggelassen, und durch schale Anekdoten oder politische Geißelhiebe ersetzt hatte.

Anfänglich glaubte ich, daß der gedachten Zeitung Herausgeber Tadel verdiene, weil er die größere Verbreitung jenes eben so tiefgedachten als ergreifenden Aufrufes durch sein Verfahren verhindert; ich überzeugte mich jedoch bald nachher, als ich die Angelegenheit der Sklaverei in den Vereinstaaten mehr im Großen zu beurtheilen im Stande war, daß er vielmehr klug gehandelt, indem man, da in diesem Lande Jedermann lies't, mit äußerster Vorsicht Gegenstände behandeln muß, die, würden sie unrecht oder verkehrt begriffen, leicht großes Unglück nach sich ziehen könnten.

Ich überzeugte mich, daß die wohlwollenden Maßregeln der nördlichen Staaten, würden sie zu rasch in Ausführung gestellt, der südlichen Staaten unvermeidlichen Verfall nach sich ziehen müßten, ohne für die Neger selbst entsprechende Ergebnisse darzubieten. Ihre Menge ist in den letzten sehr bedeutend, und man bedarf noch unumgänglich ihrer zu des Landes Urbarmachung, während in den ersten, wo ihre Zahl überdem verhältnißmäßig sehr gering ist, ein solcher Beweggrund nicht mehr geltend gemacht werden kann.

In jedem Fall sollte es die erste und dringendste Pflicht des Kongresses, der vollstreckenden Gewalt und sämmtlicher Bewohner von Washington (Sitz der Nationalgesetzgebung) seyn, dem demüthigenden doch gerechten Vorwurfe sich zu entnehmen, daß in dem Mittelpunkte und Hauptorte der nordamerikanischen Union Sklaverei und öffentliche Menschenversteigerungen, in ihrem ganzen ursprünglich empörenden Zustande, immer noch fortbestehen.

Compiegne und seine drei Lager in den Jahren 1698, 1739 und 1834.

1.

Im Jahre 1698 standen 60,000 Mann im Lager bei Compiegne. Der König äußerte, er zähle darauf, die Truppen in guter Haltung zu finden. Hätte er diesen Wunsch nicht ausgesprochen, so würde er statt eines neu und glänzend gekleideten Heeres wahrscheinlich einen zusammengerafften Haufen in Lumpen gekleideter Rekruten angetroffen haben. Der Anblick des Heeres war prachtvoll. Die Offiziere richteten sich durch Aufwand und reiche Uniformen, die einem Hoffeste Ehre gemacht haben würden, zu Grunde. Die Obristen und Hauptleute hielten offene Tafel. Sechs Generallieutenants und vierzehn Generalmajors verewigten sich durch ihre tolle Verschwendung. Der Marschall von Boufflers aber behauptete durch die Pracht seiner Tafel und die ausgezeichnet höfliche Art, mit der er verschwendete, seine Superiorität im Lager, welche man heut zu Tage kaum dem manövrirfähigsten Generale zu Theil werden ließe. Französische und ausländische Weine und Wildpret aller Art überfüllten die Keller und Küchen des Marschalls. Die Küsten Hollands, Englands, der Normandie und der Bretagne wurden ausgeplündert, ungeheure Fische waren von allen Seiten unterwegs, und sogar das Wasser ward von den berühmtesten Quellen aus der Ferne herbeigeholt. Unermeßliche Häuser von Holz, prachtvolle Zelte, mit Allem, was dazu gehörte, beschäftigten alle Handwerker, und schienen in einigem Widerspruche zu stehen mit der militärischen Einfachheit.

Der Aufwand des Herzogs von Boufflers war jedoch nicht umsonst. Zwei Könige, die er in Person bei der Tafel zu bedienen die Ehre hatte, speis'ten in seinem Zelte; sein Schwiegervater, der Herzog von Grammont, unterstützte ihn in diesem Amte. Ein Geschenk von 100,000 Livres sollte ihn für den ungeheuren Aufwand entschädigen. — Ein Tropfen Wasser in einen vertrockneten Brunnen!

Nach dem Beispiele ihres Feldherrn erschöpften sowohl die Offiziere, als die Truppenkorps ihre Ersparnisse. Heut zu Tage wetteifert der Soldat mit seinem knappen Solde, der Unterlieutenant mit seinen 112 Franken des Monats nur noch in Hinsicht der Haltung, Disziplin und Genauigkeit des Exerzirens mit seinesgleichen, — andere Zeiten, andere Unterlieutenants!

Heut zu Tage ist ein Lager nichts Anderes, als der Herd der Instruktion, ein Kursus der Vervollkommnung der Regimenter, die sich kennen lernen. Im 17. Jahrhunderte füllten Müssiggang, Hofklatschereien und Damenränke die dreimonatliche Dauerzeit eines Lagers. Eines schönen Tages sagte vielleicht beim kleinen Lever einer der damaligen Hofleute: »Wie wäre es, wenn wir ein Lager formirten?« Wie man etwa sagt: wie wäre es, wenn wir ein Treibjagen veranstalteten? — Der Offizier begab sich mit allen seinen Bedienten, seiner Toilette, seinen Spitzen, seinen Achselschnüren, seinen seidenen Strümpfen und bauschigen Handschuhen dahin. Livreebedienten nahmen das Vorzimmer seiner zierlichen Ba-

racke ein, und am Morgen empfing der Obrist, noch in Pantoffeln und der baumwollenen Schlafmütze, die Augen geröthet vom gestrigen Ball, den Kopf voll Weindünste und mit 300 Papilloten beladen, die Ordonnanz, die ihm eine Einladung zum Mittagessen überbrachte, oder duftende Billets, die er in die Taschen seines damastnen Schlafrocks steckte. Diese parfümirten Sitten waren damals so ziemlich allgemein in ganz Europa.

Ludwig XIV. wollte, da sich eine große Menge Damen zu Compiegne befand, denselben zeigen, wie es im Kriege hergehe. Auf seinen Befehl ward unter den Augen der Königin, der Frau von Maintenon und des übrigen Hofes des Königs eine Belagerung von Compiegne mit Laufgräben, Sappen und Batterieen vorgestellt. Der König, statt sich an die Spitze seines ritterlichen Adels zu stellen, befindet sich in der Unterhaltung mit der Wittwe Scarrons auf einem alten Walle, umgeben von seinem Hofe, mehr in seinem Elemente. Während des heftigsten Treffens sendet der General von Crenan den Herrn von Canillac, Obristen des Regiments Rouergne, an den König, um dessen Befehle einzuholen; der Obrist ersteigt den Wall und langt auf der Plattform an. Beim Anblick dieses reich geschmückten Frauengartens stutzt der staubbedeckte Krieger, der den König, umgeben von seinen Marschällen und das Fernrohr auf die Ebene gerichtet, anzutreffen hofft; die Stimme versagt ihm. So enden Sie doch, Canillac, sagt Ludwig XIV.; mit starrem Auge und offenem Munde erwiderte Canillac nichts. Gehen Sie, sagt der König. Canillac läßt sich dieß nicht zweimal sagen und verschwindet; der König setzt gemüthlich sein Geflüster mit Frau von Maintenon fort, die, nachlässig hingegossen in ihren Tragesessel, den König von Frankreich manchmal an das Glasfenster der Portechaise pochen ließ, bis es ihr gefiel, dasselbe niederzulassen. In Canillacs stummer Bewegung lag sicherlich noch etwas ganz Anderes, als das Erstaunen.

Dem Vorspiele einer Belagerung folgte das Bild einer Schlacht, in welcher Lieutenant Rose die eine, der Marschall von Boufflers die zweite Heeresabtheilung befehligte. Das Schicksal der Schlacht war zum Voraus durch den König bestimmt. Rose sollte besiegt werden; es bedurfte jedoch eines dreimal wiederholten königlichen [illegible], bis er zum Weichen zu bringen war. (Fortsetzung folgt.)

Probe-Rezension eines jungen Ladendieners sammt deren Appertinenzien.

Von Maltz.

(Aus dem Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835, von Dr. E. Beurmann.)

Der Redaktion eines Unterhaltungsblattes zu Frankfurt a. M. wurde unlängst ein Antrag eines, mit dem Rezensionsfieber behafteten jungen Ladendieners zur Mitarbeit an Theaterrezensionen gemacht. Das in dieser Absicht erlassene Schreiben des jungen Mannes war so lächerlich, und in seiner Art originell, daß der Redakteur das ergötzliche Machwerk für interessant genug gehalten hat, um es als Zeichen der Zeit und zur Belustigung der Leser in seiner Zeitschrift abdrucken zu lassen. Der Absender des Briefes, darob erboßt und in seiner Eitelkeit verletzt, stellt den Redakteur in nachfolgendem Schreiben, nach seiner Art, zur Rede, und als Beweis seines Talentes fügt er überdieß noch eine Proberezension bei, die des Bekanntwerdens um so mehr verdient, als sie sehr charakteristisch Styl und Ideengang solcher unberufenen rezensirenden Ellenritter wiedergibt.

Die Mutter des Briefschreibers, eine schlichte Bürgersfrau, die ihr Söhnchen liebt und es vom Idealen zum Reellen hinleiten möchte, macht ihrem Herzen in einer Epistel an den Redakteur gleichfalls Luft. Diese ergötzliche Korrespondenz, sie sey nun wahr oder erdichtet, ermangelt jedenfalls nicht einer guten Charakteristik, die insbesondere die Bewohner Frankfurts und dessen Umgegend zu würdigen wissen werden.

Nr. 1. Brief des Herrn Lade an den Redakteur.

Bocksdorf, den . . . . .

Herr Redakteur!

Wie kommen Sie mir vor, daß Sie auf mein Schreiben und dessen Anerbieten zum gemeinnützigen Zweck der Kunst im Fach der Kritick keine Nodiz nehmen? — Daß Sie aber auch diesen meinen Brief abdrucken lassen, kann mir zwar egal seyn, denn er enthält nichts gegen die Religion, den Staat und die guten Sitten, und auch sonst nichts; nur hätte ich es wissen sollen, da hätte ich ihn für den Druck bearbeitet in ungewöhnlich gutem Stiel, nicht im Gehenlassen üppiger Schößlinge der Idee, um Ihnen, verehrtester Herr Redakteur, zu zeigen, daß ich auch — wenn ich will — einer höhern Liderațur in meiner Feder Raum geben kann. Sie scheinen meine hingeworfene Gedanken nicht allein nicht zu würdigen sondern auch nicht würdigen zu wollen. Das kränkt! — Glauben Sie vielleicht solche Kritiken, wie Sie deren in Ihrem Abendblatt zu verfertigen belieben könnten dem Bedürfniß des Theilnehmenden Theaterpublikums Ihrer Stadt entsprechen und seinen Durst nach populärer Belehrung des Gegenstandes sättigen. Nein, mein Verehrtester, da sind Sie und Ihr Midarbeiter auf dem Holzweg, welcher seine Leute nicht kennt und nach eichener Ansicht richtet, und sich nicht dem schönen Gefühl, des unverwischten ersten Eindrucks hinzugeben vermag, welcher nicht befangen von etwaiger Gelehrsamkeit, alles lästert was nicht dem Namen nach, von Schiller und Göthe oder Schekespier oder von Schekespier Göthe und Schiller ist. Lieber Freund, auch die andern Dichter sind nicht ohne und sprechen, die Hand auf's Herz! auch wir waren in Arkadien." Das Schöne ist aber schön, wo man es findet, ob in romantischen Thälern oder auf den gangbaren Hauptstraßen einer volksbewegten Stadt. Wie können Sie nur glauben, daß ein ganzes Publikum nur das gut finden soll, was Ihre gelehrten Mitarbeiter anpreißen und den Stempel ihrer Kunstdeorie ausdrücken. Sollten denn nicht so tausend Herzen mehr fühlen, Köpfe mehr denken und Gemüther mehr Geschmack haben als Ihr, aus Ihnen und 4 bis 5 Mitarbeiter bestehendes Triumfirat. Ich ehre Ihr Urtheil, und wo es gerecht — streiche ich die Seegel — jedoch dieses nicht vor anmaßender gelehrt seyn wollender Gelehrsamkeit. Haben Sie beliebt meinen in beeilter Morgenstunde, vor dem Frühstück, hingeworfenen nüchternen Brief abdrucken zu lassen, um mich vielleicht gar vor Ihres Gleichen zu compromediren und zu blamiren, so können Sie mir doch nicht verweigern meine Proberezension ebenfalls der liderarischen Gelehrten-Welt zu übergeben, und mich so unter die Zahl der Muse Huldiger öffentlich gedruckt zu bringen.

Wenn Sie aber dieses vielleicht aus Ursachen nicht thun, so bin ich doch überzeugt, daß wenn Sie es das erstemal thun, Sie in der Folge durch Andere belehrt werden, daß nichts zu schlecht ist, um der Aufnahme in öffentliche Blätter vorenthalten zu werden.

Manche werden alsdenn sprechen, der junge Mann hat recht gehabt, daß er sich nicht abschrecken lassen — denn wo wären so viele Schriftsteller geblieben wenn die Kinder ihrer Laune nicht den ersten Spielplatz in einem öffentlichen Blatt gefunden hätten. Bedenken Sie nur, welchen unsterb-

lichen Ruhm sich der Buchhändler erworben, der die Erstgeburten eines Walter Scott, eines Clauren, eines Blumenhagen, einer Kathinka Halein mit ächter Humanität nicht zurück gewiesen. Wären diese poetischen Lichter abgeschreckt worden, sie hätten vielleicht auf immer geschwiegen, denn nicht jeder hat das Genie einer eisernen Beharrlichkeit. Derjenige Theater-Direktion, welche z. B. das Pfeffer Rösel zuerst gegeben hat, verdanken wir es allein, wenn Mad. Pfeiffer noch mehr schreibt und nicht mit diesem Kunstwerk auf dem letzten Loch gepfiffen hat. (Sie verzeihen diesen Abschweif in das Humorische.) Nun, Gott befohlen Hr. Redakteur, Sie sind als ein edler Mann bekannt und ich erwarte von Ihrer billigen Behandlung, daß meine Offenheit, mit der ich Mann gegen Mann gegen Sie aufgetreten bin, mir nicht allein Ihre Acht, sondern auch Ihre Hochachtung verschafft, mit welcher ich verbleibe Ew. Wohlgeb. ergebenster College

Aug. Lade
Handelsmanns Sohn
en gros & en detail.

(Fortsetzung folgt.)

Saphir in Wien.

Der geniale Saphir, dessen satyrische und humoristische Schriften Deutschland seit zehn Jahren mit der größten Vorliebe lies't, befindet sich seit dem Juli d. J. in Wien und hat sich mit der allgemeinen Theaterzeitung des Hrn. Bäuerle auf mehre Jahre verbunden. Der geistreiche Journalist hat während seiner Anwesenheit in Berlin und München wohl große Sensation zu erregen gewußt, doch nichts gleicht der Aufnahme, welche ihm in Wien zu Theil geworden. Man kann einer hochgefeierten, jugendlich schönen Sängerin nicht mit größerer Verehrung entgegen kommen. Von allen ausgezeichneten Personen mit der größten Achtung empfangen, von den ersten Häusern der Residenz fetirt, bereitet man ihm Ehrenbezeugungen, auf welche nur das entschiedene Talent rechnen kann. In der That sind seine geistreichen Aufsätze in der Wiener Theaterzeitung der Gegenstand des Gesprächs aller Salons. Offenbar hat Saphirs Anschauung des Lebens und der Verhältnisse im Leben, in der Kunst und in ihren Erzeugnissen die höchste Gediegenheit erreicht. Er scherzt zwar noch immer; sein satyrischer Köcher hat noch immer die spitzen Pfeile, allein er ist in der Wahl seiner Zielscheiben behutsamer geworden, und dieß versammelt Gegner und Widersacher unter seine Fahne. Seine in der Theaterzeitung bisher erschienenen Mittheilungen sind wahre Meisterarbeiten. Viele tragen zwar einen kleinen politischen Anstrich, aber sie sind so interessant, daß sie in einem belletristischen Blatte, besonders das den zweiten Titel: »Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben« führt, mit Fug und Recht erscheinen können. Der Aufsatz: »der Maikäfer und der Freiheitsbaum« ist das beste, was Saphir, bis jetzt, geschrieben. Die Erzählung: »die Landpartie, Ich und der Esel« hat freilich eine etwas versteckte Tendenz, sie kann jedoch die allgemeine Wirkung nicht verfehlen. Unübertrefflich ist seine Paralelle: »Witz und Geld« und wirklich unnachahmlich sind seine »Pfennigbriefe.« Das sind »Briefe aus der Zeit an die Zeit, wenn die Zeit Zeit besitzt, sie zu lesen.« Irrthümer und Verkehrtheiten unserer Tage sind nie besser gegeißelt worden. Auch als Kritiker hat Saphir höchst pikante Mittheilungen geboten. Sein Urtheil über Grillparzers neuestes dramatisches Werk: »der Traum ein Leben« hat die verschiedenen Ansichten über den Werth dieses Stückes sogleich unter einen Hut gebracht. Auch mehre tüchtig gesalzene Rezensionen über die Bühnen Wiens, über das Unwesen mehrer Komödianten, über den Zustand der deutschen Musik, über das Verkennen deutscher Virtuosen, über die Ueberschätzung der Tagesgötzen rc. hat Saphir für die Theaterzeitung geschrieben; in allen diesen Aufsätzen zeigt er sich als Oberherr im Felde ungeschminkter Wahrheit, überall als Großmeister freimüthiger Gesinnung. Saphir ist den Wienern auch als Menschenfreund lieb geworden. Der gräßliche Brand, welcher die schöne Neustadt in Schutt und Asche legte, und viele Millionen in wenig Stunden in Staub verwandelte, ist hinlänglich in den öffentlichen Blättern besprochen worden. Hr. Saphir veranstaltete zur Stelle eine große musikalisch-deklamatorische Akademie, zu welcher die Stände Oesterreichs ihm ihren großen Sitzungssaal einräumten. Der Eintrittspreis war höchst bedeutend. Nur die Catalani und Paganini durften solche Leggelder fordern. Ein Sperrsitz kostete beinahe einen Dukaten in Gold. Dessenungeachtet war der Saal so überfüllt, daß eben so viele Menschen zurückgehen mußten als Platz fanden. Alle ersten Künstler Wien's schätzten sich's zur Ehre, mit zu wirken; keiner schloß sich aus. Saphir selbst las eine Abhandlung: »Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr«. Der Beifall war enthusiastisch, oft wurde der Vorleser durch lauten Applaus unterbrochen und am Ende mehremale stürmisch gerufen. Diese Vorlesung ist in der Wiener Theaterzeitung sogleich abgedruckt worden und jetzt bereitet Hr. Saphir wieder eine große Vorlesung vor: Ueber den Einfluß des Halley'schen Kometen auf unsere Winterunterhaltungen, der man mit gespannter Erwartung entgegen sieht. Da Saphir's äußerst anziehende Arbeiten ausschließend in der Wiener Theaterzeitung abgedruckt werden, so setzen wir für diejenigen, welche das Blatt nicht hinlänglich kennen, eine Aufzählung seiner Rubriken hieher. Dasselbe enthält Alles, was die gebildete Welt interessiren kann, und strebt rüstig darnach, den Beifall aller Bessern zu verdienen. Es führt auch, wie wir bereits gesagt, den zweiten Titel: Originalblatt für Kunst, Literatur, Mode, Musik und geselliges Leben, und schließt sonach keinen Zweig aus, der Belehrung und Erheiterung, Veredlung des Herzens und Geistes, Befriedigung der Wiß- und Neubegierde bieten könnte. Es ist reich an frappanten Novitäten, hält ununterbrochen die verlässigste Korrespondenz mit den größten Städten Europa's und hat Mannigfaltigkeit und Abwechslung in jeder Nummer. Es erscheint wöchentlich fünfmal auf dem feinsten italienischen Velinpapier und was es besonders schmückt, das sind die meisterlichen Holzschnitte, wie in ganz Deutschland gewiß keine ähnlichen erscheinen, durchaus nach Originalzeichnungen, fast alle dem Stahlstiche ähnlich. Außerdem gibt es mehr als hundert fünfzig prächtig kolorirte Modeabbildungen. Diese geben in Wien im Gebiete des Luxus den Ton an. Sie sind alle von dem berühmten Geiger gestochen. Seit zwei Jahren erscheinen auch mit der Wiener Theaterzeitung, Kostumebilder, Abbildungen berühmter Schauspieler in ihren eminentesten Leistungen, alle meisterhaft illuminirt, endlich »Zeitkarrikaturen«, ebenfalls mit Farbenpracht dargestellt; kurz, es dürfte schwerlich ein deutsches Journal existiren, welches mit ähnlichem Aufwande ausgestattet wäre. Man pränumerirt hierauf bei allen löbl. Postämtern in ganz Deutschland; in Frankfurt, Darmstadt, Mainz, Kassel u. s. w. Der ganzjährige Betrag ist sammt portofreier Zusendung bis an die österreichische Gränze 28 fl. 48 kr. Reichswährung (24 fl. Konv.-M.) Doch kann man auch halbjährig pränumeriren. Bei der Schönheit der Auflage und der Bilderbeigaben, bei dem Reichthum der Mittheilungen und einem splendiden Honorar von 8 Dukaten in Gold für den gedruckten Bogen, ist dieser Preis gewiß sehr mäßig. D. F. G. H.

An die Rather des Sylbenräthsels in Nro. 215.

Nicht Schlagbaum ist's — so Leichtes spend' ich
Euch Lesern nicht — das Zweit' ist ja,
Ich wiederhol' es, stets lebendig,
Von jeher war's und lebt beständig,
Und war schon vor dem Weltall da.

Und wollt das Ganze ihr ergründen,
Das Ordnung schafft und sie erhält,
Werd't ihr's im Leben wen'ger finden,
Am besten können's euch verkünden
Die Bürger auf der — Bretterwelt.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Theateranzeige.

Samstag, den 13. Dezember. Die Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen, Charaktergemälde aus dem 15ten Jahrhundert, in 5 Abtheilungen. Nach einem englischen Plane von Dr. C. Töpfer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, | № 217. | 13. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Russische Skizzen.

Darum trinke ich keinen Champagner.

Kap. 1.

— Etes Vous amoureux? —
— A vingt ans tout le monde l'est un peu. —
Victor Hugo.

Ich verließ die Universität im Jahre 1829, als ganz Moskau entzückt war von der Schönheit des Fräuleins O.....wov. Und in der That war Lisaweta Nicolajewna höchst reizend. Alles vereinigte sich in ihr: ein liebliches Gesicht, eine schlanke Taille, eine angesehene Familie und eine reiche Aussteuer. Dagegen war ihr Leben keinesweges angenehm: jede Bewegung, jedes Wort, jeder Blick von ihr, ward der Gegenstand der Gespräche und Unterhaltungen der Moskowischen Gesellschaften. Das Haus ihres Vaters war der Sammelplatz von Leuten aller Art, wie es in Moskau gewöhnlich der Fall ist; die beste Aufnahme aber fanden Virtuosen und Literaten. Lisaweta Nicolajewna, das Schooßkind ihres Vaters, war zum Sterben in die russische Literatur verliebt, vertheidigte sie aus allen Kräften [illegible]

Einer unserer bekanntesten Dichter widmete ihr Elegieen, Sendschreiben und Madrigale. Jedermann wußte es; ich — auch.

Ich war erst 17 Jahre alt. In diesem Alter hält man Alles für möglich. Ich beschloß, Lisaweta Nicolajewna dem berühmten Dichter abspenstig zu machen und begann, regelmäßig die Präsnenskischen Teiche zu besuchen, wo sie fast täglich lustwandelte.

Anfangs betrachtete ich sie ziemlich kalt; nur Eitelkeit bewog mich zu dem täglichen Spaziergang in den einförmigen Alleen, die jene Teiche umgeben. Die Kälte hielt aber nicht lange an; nach 14 Tagen konnte ich meine Blicke schon nicht mehr trennen von der Nymphengestalt und den reizenden Füßchen der Moskauischen Schönheit; ohne daß ich es merkte, ward ich ihr Schatten.

Auch sie ward endlich aufmerksam auf mich. Meine Ausdauer schmeichelte ihrer Eigenliebe. Sie erkundigte sich meinetwegen, und erfuhr, daß ich Literat sey, daß ich Verse mache. Der Ruf eines Literaten war eine Eintrittskarte in das O....sche Haus. Ich ward dem Vater vorgestellt und mit offenen Armen empfangen.

Bei dem ersten Besuch überreichte Lisaweta Nicolajewna mir ihr Stammbuch, mit der Bitte, ihr zum Andenken Verse hinein zu schreiben.

Ich kann mich keiner marternvolleren Nacht erinnern, als die war, die ich vor dem verhängnißvollen Stammbuche zubrachte. Ich mußte ein Madrigal schreiben. Für mich war dieses Madrigal Hamlet's »Seyn oder nicht seyn.« Hundertmal ergriff ich die Feder, schrieb hundert Madrigale; sie waren mir aber leer, nichtssagend, nicht würdig meiner Angebeteten. Die Nacht schlich vorüber wie zwei Jahrhunderte, und die Sonne fand mich im Lehnstuhl bei einem Haufen zerrissenen Papiers und mit dem Stammbuch in den Händen.

Da fiel mein Blick zufällig auf einen Pariser Musenalmanach von 1799. Ich nahm das abgenutzte Büchlein in die Hand, blätterte darin fast absichtslos, überlas einige Stellen... Gott! welches Glück! Da ist, da ist, was ich brauche! Eine Elegie, in welcher alle Gedanken, alle Gefühle eines hoffnungslosen Liebhabers auf das geschickteste, zärtlichste und lieblichste geschildert sind! Die Verse fließend und schön — welcher Fund! Mit zierlichen Buchstaben übertrug ich sie in das Stammbuch und setzte mit sacrilegischer Hand meinen schön verzogenen Namen darunter.

Nachdem ich mit Ungeduld bis 12 Uhr gewartet, eilte ich zu Lisaweta Nicolajewna; ich trete in's Vorzimmer — sie ist nicht zu Hause!

Verdrießlich gebe ich dem Diener das Stammbuch ab, und wandelte in meiner üblen Laune nach den Präsnenskischen Teichen. Wie der Tag vorüber ging, weiß ich nicht: ich gehörte mir selbst nicht mehr. [illegible] nenskischen Gartens die von mir so sehnlich erwartete Familie. Man überschüttete mich von allen Seiten mit Lobeserhebungen; man nannte mich Tasso, Byron und Gott weiß, wie noch! Lisaweta Nicolajewna war außer sich: die französischen Verse hatten ihr liebes Köpfchen ganz verdreht.

Längs den Teichen spazierend eilten wir den Alten voran. Zu verwundern war es nicht: die Mütter gehen so langsam! Lisaweta Nicolajewna fragte mich: »Sagen Sie mir: befindet sich in den Versen auch wohl nur ein wahres Wort? Was sind sie? Spiele der Phantasie, oder Worte aus dem Herzen?«

Welche Frage! Und mit welcher Theilnahme, mit welcher Engelsstimme ward sie ausgesprochen....

»Ich bin 17 Jahr alt,« erwiderte ich, »und in diesen Jahren versteht man noch nicht zu lügen. Alles, was ich schrieb, floß grade aus meiner Seele.«

Sie hörte mir mit beifälliger Aufmerksamkeit zu; ihre schwarzen Augen glänzten, ihre Wangen glühten. Ich weiß nicht, was ich jetzt thun würde, wenn ich mich in solcher Lage befände; damals aber, im 17ten Jahre, in der Epoche des Byronismus, suchte ich die Worte nicht in der Tasche; die leidenschaftlichsten Phrasen ergossen sich wie ein Strom. Ich versicherte, daß ich sie bereits mehre Jahre liebte, daß ich mich nur ausgezeichnet hätte, damit sie meinen Namen kennen lerne, daß ich alle Verse nur für sie geschrieben...

— »Sie kannten mich aber nicht?« bemerkte sie, nachdem sie meine Schwüre bis zu Ende angehört hatte. — »O! ich kannte Sie, kannte Sie schon lange. Ich suchte Inspirationen,

ich suchte ein Ideal, dem sich meine Seele anschmiegen konnte! Ich hörte Ihren Namen, las Ihre Verse, sah Sie, und Sie wurden mein Schutzengel. Meine Gedanken waren immer bei Ihnen, weil Ihre himmlischen Züge mir immer vor Augen schwebten... Sie aber, mein Fräulein, mitten in Bällen und Festlichkeiten, gelobt und angebetet von Ihren Verehrern, dachten Sie wohl jemals daran, daß fern von Ihnen in der Einsamkeit, ich Thränen vergoß bei Ihren hinreißenden Stanzen? daß ich früh und spät für Sie zu Gott betete? daß Ihre glücklichen Erfolge meine Freude waren, Ihr Name schon mir durch die Nerven zuckte? daß ich in der Menge nur auf Sie blickte, wie man seine Blicke auf ein leuchtendes Meteor am Himmel richtet, das man nicht erreichen kann?... Wissen Sie, was es heißt — 2 Jahre lang zu lieben, ohne Hoffnung, ohne Linderung, unaufhörlich zu leiden und dabei denken zu müssen: sie kennt nicht meine Qualen, sieht nicht meine Thränen, hört nicht meine Seufzer; nie sprach ihr Mund meinen Namen aus; sie denkt — an einen Anderen; sie liebt — nicht mich....«

Die Ausbrüche meiner pythischen, 17jährigen Verzweiflung hatten den tiefsten Eindruck auf Lisaweta Nicolajewna gemacht. Thränen schwammen in ihren Aeuglein; sie wollte, aber konnte nicht sprechen. In diesem Augenblick liebte ich sie wahrhaft; es verdroß mich, Thränen auf die langen Wimpern gelockt zu haben; die ganze Sache mußte verbessert werden, deßhalb fügte ich hinzu; »Jetzt aber bin ich glücklich, unaussprechlich glücklich! Meine wilde, zügellose Liebe hat sie erschreckt!... O! ich bin bereit, Sie weniger zu lieben, damit Sie ruhig sind, meine Leidenschaft nicht fürchten.... Ich will Ihrer werth werden; ich werde Talente besitzen, wenn Sie mich inspiriren; die Liebe zu Ihnen wird mich begeistern.... Sehen Sie, um Gottes Willen, sehen Sie mich an; meine ganze Glückseligkeit liegt in Ihren Augen....«

Während dieser Erklärungen waren wir stillgestanden; ihre Hand lag in der meinigen, ich fühlte das Beben derselben; zum Unglück näherten sich die Alten, ich ließ die Hand los; der Vater sah mich starr und mit sichtlichem Mißvergnügen an.

Am nächsten, am dritten, am vierten Tage — nicht angenommen. Ich mochte kommen, wenn ich wollte, nie war Jemand zu Hause. Diese Hindernisse steigerten meine Leidenschaft immer mehr; ich quälte, ich peinigte mich, ich suchte Gelegenheit, meine Geliebte auf Spaziergängen, auf dem Twer'schen Boulevard, im Schloßgarten zu sehen, aber Alles vergebens. Ich war in der That unglücklich durch eine eingebildete Liebe, die zu nichts Ernsterem führen konnte.

Endlich traf ein entsetzlicher Schlag mein Haupt; ich erfuhr, daß Lisaweta Nicolajewna sich vermählen würde. Der Vater, welcher bedachte, daß sie 18 Jahr alt sey, und sich an Gribojedoff's Verse erinnerte;

> O, welches Amt, mein Schöpfer,
> Erwachs'ner Töchter Vater seyn.

hatte sich entschlossen, seine Tochter einem alten Obersten zur Gattin zu geben.

Aber auch mein Vater begann an meinen Staatsdienst zu denken. Das Sprüchwort sagt: leben kann man in Moskau, dienen aber muß man in St. Petersburg. — Mein Vater, diesem Axiom folgend, überreichte mir eine Karte der Diligence, ein Adelszeugniß, mein Attestat von der Universität, ein Päckchen mit Banknoten, und führte mich in das Diligencekomtoir. Ich wußte nicht, wie mir geschah; beinah freute ich mich, Moskau zu verlassen, wo die abscheuliche Verrätherin lebte.... Im 17. Jahre glaubte ich noch an weibliche Beständigkeit, und die Untreue meiner Geliebten erschütterte mich tief.

Kap. 2.

> Ach, Füßchen! Füßchen! wo seyd ihr jetzt?
>
> Puschkin.

Zerknirscht, auf's Höchste gelangweilt und halb todt kam ich in St. Petersburg an. Nichts mochte ich sehen, weder Denkmale noch andere Merkwürdigkeiten der Stadt. Gleichgültig spazierte ich auf den Inseln umher, und ohne ein besonderes Interesse daran zu haben, fuhr ich nach Kronstadt und Peterhoff; alle Zerstreuungen der Residenz vermochten es nicht, die drückende Erinnerung an meine erste Liebe aus meinem Kopf zu verdrängen.

Ich trat in Dienst, und arbeitete fleißig, um meine Moskowitische Schöne zu vergessen. Belohnungen blieben im Dienst nicht aus; mir wurden Rangeserhöhungen und Kreuze. Nachdem ich fünf Jahre lang in besonderen Aufträgen das Innere Rußlands bereis't hatte, stand ich zwei Grade höher und hatte zwei Kreuze.

Von Lisaweta Nicolajewna aber war mir in diesen fünf Jahren keine Kunde zugekommen. Meine Eltern hatten darüber absichtlich geschwiegen. Der Dichter, der ihr einst Elegien dedizirte, war in den Ehestand getreten und hatte angefangen, Sonette an seine Frau zu schreiben; nur das hatte ich in den Zeitungen gelesen, daß der Oberst K*** mit seiner Gattin, den Gegenstand meiner Leidenschaft, nach Karlsbald gereis't war.

Im Anfang dieses Jahres erhielt ich einen Auftrag nach Moskau. Welche Freude, — mich den Meinigen mit zwei Bändchen im Knopfloche zeigen zu können; ich hatte Moskau mit dem unscheinbaren Titel eines Dichters verlassen, und nun . . . . .

Nach Verlauf von fünf Tagen sah ich meinen Vater wieder, küßte meiner lieben Mutter die Hand und umarmte meine Schwester. Natürlich erkundigte ich mich zuerst nach meiner reizenden Oberstin. »Sie ist in Moskau,« antwortete meine Schwester; »sie ist Wittwe; ihr Mann starb in Deutschland, und sie lebt jetzt hier, in der Twerskaja, einige Schritte von uns.«

Ohne mich umzukleiden, im Reiseüberrock, eilte ich auf der Stelle zu meiner lieben Wittwe. Ich trat hinein — und ich erinnerte mich der früheren siebzehn Jahre. Mir schien es, als sey ich nie von ihr getrennt gewesen; dieselben himmlischen Augen, dieselbe hohe Gestalt, dieselben kleinen weißen Händchen; Langeweile nur, Beklemmung und Kummer malten sich in den zauberischen Zügen des mir bekannten Antlitzes.

Ich küßte ihr das runde weiche Händchen. Lisaweta Nicolajewna freute sich, mich zu sehen; sie betrachtete mich mit derselben Theilnahme, mit der sie fünf Jahre früher meinen wahnwitzigen Ergießungen an den Präsnenskischen Teichen zugehört hatte. Jetzt standen die Dinge aber anders: ich konnte über mich verfügen, und sie — auch.

Unerwartet trat ich in ihr Schlafzimmer; ich war so schnell gelaufen, daß ihre Leute mich nicht hatten anmelden können. In Folge dessen traf ich sie auf dem Divan liegend, das Haupt auf die rechte Hand gestützt; aus dem weißen Kleide blickte ein kleines niedliches Füßchen heraus, das mich in Verwirrung brachte. Ach! Füßchen, Füßchen!

Das Gespräch begann lebhaft und rasch. Ich erkundigte mich nach ihren Verhältnissen; sie sich nach den meinigen. Wir befragten uns nur einander, da wir keine Zeit hatten, zu antworten. Aus einem Nebenzimmer schallten die Töne eines Flügels herüber; die Gesellschafterin meiner süßen Freundin spielte einen französischen Contretanz aus Robert le diable.

»Ein herrlicher Contretanz,« sagte ich. »Sie lieben den Tanz jetzt gewiß noch eben so sehr, wie sonst. Ganz Moskau lief hinzu, um Sie zu sehen, als Sie noch im adeligen Verein tanzten.« . . . . .

Lisaweta Nicolajewna schlug die Augen nieder und ward weiß wie Marmor.

»Ja,« erwiederte sie verwirrt und betrübt, »sehr, recht sehr liebte ich den Tanz, besonders die Galoppade .... aber jetzt — o! wahrlich, ich bin sehr unglücklich!« ....

Ich näherte mich ihr; ich wollte die Geschichte ihres Kummers wissen, ich wollte alle ihre Geheimnisse kennen lernen. Sie liebte mich, sie war die Gattin eines Anderen — armes Weib! Begierig erwartete ich ihre Eröffnungen; meine Eigenliebe, meine Liebe zu ihr wollten sich daran erquicken. Noch theurer war sie mir durch ihre Trauer geworden — kaum konnte ich mich enthalten, ihr reizendes Füßchen zu küssen.

»O! wie habe ich gelitten, wie habe ich geweint, als mir das Unglück widerfuhr .... Vom Auslande zurückkehrend, hätte ich beinahe mein Leben verloren. Mein Wagen warf um; ich brach das rechte Bein; es mußte abgenommen werden, und jetzt habe ich ....«

»Was? um Gottes Willen, martern Sie mich nicht ... was haben Sie?«

»Ein Bein — aus Korkholz!«

Des Himmels Blitze und Donner, Moskau's Häusermassen stürzten über mich zusammen. Ein Bein aus Korkholz!

Ich lief aus dem Schlafzimmer wie ein Besessener, eilte nach Hause, ließ meinen Mantelsack packen, setzte mich in den Wagen und kam erst wieder zur Besinnung, als vor der nächsten Poststation die Pferde gewechselt werden sollten.

Von der Zeit an kann ich keine zugekorkte Flasche sehen, kann es nicht hören, wenn der schäumende Champagner die — Korkpropfen gegen die Decke sprengt.

Und darum trinke ich keinen Champagner.

Wladimir Pokroffsky.

Probe-Rezension eines jungen Ladendieners sammt deren Appertinenzien.

Von Malß.

(Aus dem Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835, von Dr. E. Beurmann.)

(Fortsetzung.)

Proberecension für das Unterhaltungsblatt von dem auswärtigen Mitarbeiter Lade.

Durch die Anwesenheit der Kloppheller'schen Schauspielgesellschaft in dem freundlichen Bocksdorf mit seinen kunstsinnigen Bocksdorfern, ward auch dieser Stadt ein theatralischer Kunstgenuß zu Theil, indem am verwichenen Sonntag die hiesige Bühne im Gasthofe zur violetten Hoffnung mit dem Schauspiel Johann von Finnland eröffnet wurde.

Dieses Nordisch-skandinavisch finnische Charaktergemälde, obwohl aus weiblicher Feder geflossen, erfreut sich dennoch männlichen Ernstes und manches edelmüthigen Charakterzugs liebenswürdiger Dulderinnen und tyrannischer Tücke, so wie auch einer wacker durchgeführten Intrigue von unglücklichen Katastrophen durchwühlt. Mag man auch über die Weissenthurn'sche Schauspiele, und die, des vielfach physisch und ästhetisch gemordeten Kotzebue sagen was man will, sie bleiben was sie sind — sie rühren! Welcher Mensch hat wohl ein edleres Herz und steht höher am Busen der Natur, der in dessen Brust die Quinte possenhafter Scherzspiele leicht anschlägt? oder der, in dessen Gemüth die Paganinische G Saite tiefer Rührung erklingt!? Die Bühne soll, von derselben herab, veredeln — bilden — und thut sie das, wenn man dem Volke zeigt, was Nebenkinder, Kuppelei, heimliche Zusammenkünfte bei pflichtvergeßnen Mönchen und Weinkneipen sind, wie Schekespier, oder wenn man — wie vor kurzem in einer bedeutenden Handelsstadt am Main — die ich nicht näher bezeichnen will, geschah — wenn man das, was einem anerkannten Dichter in eigner Laune heimlich erklungen, vor's Publikum bringt, Rattenlieder singt und der Unschuld, die von Nichts weiß, verführte Mädchen im Gewande der Kindesmörderin vorführt. Exempela sund otiosa! Auf der Bühne kann ein liebevolles weibliches Wesen in allerley Verwickelungen kommen — das ist nicht mehr wie billig — allein die Tugend darf nicht leiden. Wie unnachahmlich schön handeln hier Kotzebus Emma von Falkenstein und Balduin von Eichenhorst, welche sich im Angesicht des Publikums das Wort geben, bis zu erhaltener Dispens auf der weiten Reise von Nicäa nach Stuttgart sich nur Bruder und Schwester sein, und sich nicht ansehen zu wollen, so lange die Kirche noch ein zweifelhaftes Recht auf Emma hat. Auch Johann von Finnland ist gemein — in der Tendenz mit den bessern Schauspielen einer längst verklungenen Zeit — welche der ächte Künstler die goldne nennt. Diese war es auch in der Wirklichkeit, weil sie mit ihren Stoffen nur auf historischen Helden fußte, wie: Vasa, Bayard, Rolla, Johanna von Montfaucon, Menschenhaß und Reue, Benjowsky, Husiten und Graf von Burgund. Diese Menschen haben eine große Rührung in der Welt hervorgebracht und wenn sie jetzt nichts mehr in ihrem Fache leisten, so tragen daran die Schuld derartige Verstandesmenschen, die wie ein Börne und Consorten, die durch ihre aburtheilenden Kritiken den Leuten ihren Genuß verstümmelt, ohne etwas selbst besser machen zu können. Gute Menschen aber haben immer lieber etwas für das Herz als für den Kopf, und daß es noch viele gute Menschen giebt, bewieß das heutige überfüllte Schauspielhaus (beiläufig gesagt unser wackrer und vielversprechender Direktor Kloppheller nahm fl 300 ein) das Parterre war zum drücken voll, und hätte unser Theater Logen, sie wären gewiß besetzt gewesen.

Die Künst- und Künstlerinnen thaten heute zusammen das ihrige, und überhaupt jeder das seinige zum Gelingen des Ganzen.

Kann man so ganz aus innerem Gemüth lebende Bilder plastisch hervorzaubern, wie es Mad. Schnell vor unsern Augen that, so kann man auf eine wahre Kunsthöhe, im engen Sinn des Worts, Anspruch machen. Wie ergriffen schön war der Moment, wo sie mit königlicher Hand die unglückliche Katharina einem bessern Geschicke zuführt.

Würde in der Mimik, Unschuld und Menschenfreundlichkeit im Gang waren aus der Tiefe erprobter Lebensanschauung gegriffen, und die persönliche Individualität unsichtbar. Eben so tief gegriffen war der Griff in den Schleier, den sie Kenntniß ihrer königl. Person zu geben, lüftete. Die unglückliche Katharina hatte an Dem. Kloppheller eine würdige Repräsentantin — das Unglück und die Verfolgung mit etwas beigefügtem anständigem Wahnsinn kann nicht schöner dargestellt werden. Dieser Künstlerin, welche näher gekannt zu werden verdient, werden wir, nachdem wir den Rausch, in den uns ihr Spiel versetzt hat, ausgeschlafen haben werden, ein eigenes besonnenes Urtheil widmen und in einer nüchternen Ode niederlegen, welches uns in unsrer jetzigen Stimmung, in die uns ihre Persönlichkeit und Spiel versetzt, nicht möglich ist.

Der traurige Johann war einem Künstler (Hr. Blumenhain) anvertraut, dessen äußerer Ausdruck, jederzeit einen leidenden Eindruck hinterläßt und dessen dunkle Kerkerblässe zum Mitgefühl hinreißt. Meisterhaft war sein Spiel in der Gerichtsscene. Schwankung, Haltung, vorgetragene Seufzer,

herzogliche Würde, und durch angeborne Bruderliebe gemilderter Bruderhaß, wie nicht weniger gigantische Verachtung seiner Richter und innige Hinneigung zu dem edelmüthigen Braske (von dem Direktor selbst dargestellt) war in seinen Gesichtszügen zu lesen. Ueberhaupt ist Hr. Blumenhain ein Schauspieler, dessen Talent kein Direktor bezahlen kann (!) Jöran (Hr. Ballamo) gab durch sein durchdachtes und im größten Stiele ausgeführtes Minenspiel zu erkennen, daß er wisse was Intriguen sind und wie man Bösewichter darzustellen habe. Dabei soll Herr Ballamo außer dem Theater ein ganz guter Mensch seyn, was um so verdienstlicher für sein Jenseitiges ist.

Wahrlich so ein Künstler zu seyn ist schön und er kann jederzeit mit Schiller ausrufen. »Heiter ist das Leben, Ernst ist die Kunst!«

Hr. Schnitzspahn, als Erik war ganz er selbst — Tyrann im höchsten Grade, doch nicht ohne versöhnendes Ellement im 5. Act. Nur hätten wir gewünscht, er hätte beim Vorschreiten die Bewegung mit dem rechten Vorderfuß unterlassen. (Schluß folgt.)

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 215.

(Eingesandt.)

Herr Aubenfloh, Sie glaubten gar,
Ich würde »Schlagbaum« rathen,
Ein Anderer vielleicht; fürwahr!
Ich roch sogleich den Braten.
Ich kenn' Sie schon, Sie lieben sehr
Den Leser irr zu führen;
Doch mir passirt das nimmermehr,
Gewohnt, scharf auszuspüren.
Drum rath' ich auch für's Erste: »Stich«
Durch Waffe oder Rede:
Beim ersten ein sehr furchtsam ich,
Beim andern doch nicht blöde.
Die zweite Sylb' ist sicher »Wort«,
Wer mag es gern entbehren?
Es tönt lebendig fort und fort
Und dient uns zu belehren.
Wer nicht genau auf's Stichwort paßt
Und den Souffleur im Kasten,
Der sprach wohl in der ersten Hast
Schon Reden, die nicht paßten.

J. Schelm.

Im Bureau der Theaterzeitung, Wien, Wollzeil, Nro. 780 ist erschienen und durch Gerold, Tendler, Wallishausser, Schaumburg, Mörschner und Jasper, Volke, Bauer und Dirnböck, Buchhändler in Wien zu beziehen:

Was verdankt Oesterreich der Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz I.?

Herausgegeben von Adolf Bäuerle.

Gr. 8., 30 Bogen stark, mit zwei prächtigen Kupferstichen in 4. und 1 trefflichen Portraite des Kaisers. Wien 1834.

Gewiß ist noch kein vollständigeres Werk über diesen Gegenstand erschienen, deßhalb auch der Antheil so groß war, daß binnen vier Wochen über 5000 Exemplare abgesetzt wurden. Dr. Meinert in Dresden erwähnt desselben in seinem Buche »Franz und sein Zeitalter« als eine der besten Quellenschriften mit lauter Anerkennung.

Preis: 4 Thaler sächsisch auf Druckpapier.
5 Thaler auf Schreibpapier.

Eben da ist auch erschienen:

Humoristische Leuchtkugeln

von

M. G. Saphir.

Hr. M. G. Saphir, der rühmlich bekannte Humorist und Kritiker befindet sich wieder in Wien und hat sich dauernd mit der Wiener allgemeinen Theaterzeitung verbunden. Außer sehr werthvollen, höchst witzigen Spenden, mit welchen er diese Zeitschrift bereichert und der er seine ganze literarische Thätigkeit gewidmet hat, schrieb er auch äußerst geistreiche Piecen für eine, von ihm für die durch den Brand von Wiener Neustadt verunglückten Bewohner veranstalteten Akademie, welche Piecen von den ersten Künstlern des Wiener Hofburgtheaters, von den HH. Korn, Löwe, Fichtner, Wothe und den Damen Fichtner, Fournier, Peche und Wildauer vorgetragen und dargestellt wurden, und nun den Inhalt dieses Werkchens bilden. Außerdem enthält dasselbe noch eine große, humoristische Federzeichnung

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr,

verfaßt und in derselben Akademie vorgelesen

von

M. G. Saphir,

sammt einer Beurtheilung von ihm selbst, geschrieben für diejenigen, die seiner Vorlesung beiwohnten und diejenigen, die ihr nicht beiwohnten.

Preis: ½ Thaler sächsisch.

Endlich ist im Bureau der Theaterzeitung in Wien erschienen und kann durch Gerold, Tendler, Wallishausser, Mörschner und Jasper &c., Buchhändler in Wien bezogen werden:

Theatralische Bildergallerie.

Erster Jahrgang. 52 Lieferungen in Querfolio, prächtig illuminirt, mehr als 1000 einzelne Figuren enthaltend.

Davon sind 20 Lieferungen schon ausgegeben, und erfolgt in jeder Woche eine Lieferung, stets die vorzüglichsten Scenen und Tableaux des deutschen Repertoirs enthaltend, ein Unternehmen, das allgemeinen Beifall findet und allen Kunst und Theaterfreunden äußerst willkommen ist. Die vorzüglichsten Schauspieler, Sänger, Tänzer und Pantomimisten sind stets mit der größten Portraitähnlichkeit abgebildet. Die Korrektheit des Stiches, die Schönheit des Kolorits ist überraschend, der Preis höchst gering: *)

8 Thaler sächsisch der ganze Jahrgang.

(Buchhändler und Pränumerantensammler erhalten, wenn sie 12 Exemplare von diesen Werken abnehmen, außer der gewöhnlichen Provision, das 13te Exemplar gratis.)

*) Offenbar ist dieses Bilder-Journal eine äußerst willkommene Erscheinung für alle Bühnenfreunde, Theaterdirektoren, Bühnenkünstler und Schauspielinteressenten Deutschlands. Es ist als Handbuch in Sachen des Kostümes, der Dekorationen und der scenischen Anordnung, in Aufgaben der Mimik, des Gebärdenspiels, der Gruppirungen und Tableaux ein Rathgeber. Es hält alle großartigen Momente berühmter Künstler fest, und bildet sonach ein Werk zur Erinnerung an meisterhafte Leistungen. Da es prächtig kolorirt ist, so kann es auch zur gewähltesten Zimmerverzierung dienen.

Theateranzeige.

Samstag, den 13. Dezember. Die Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen, Charaktergemälde aus dem 15ten Jahrhundert, in 5 Abtheilungen. Nach einem englischen Plane von Dr. C. Töpfer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — Z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 218. 14. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:

An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt

einsenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Compiegne und seine drei Lager in den Jahren 1698, 1739 und 1834.

(Fortsetzung.)

Es war am 21. September 1698. — Hofkutschen eilten auf das Manöverfeld, mit Vergoldungen und Lakirereien überladen, gezogen von spanischen Hengsten mit fliegender Mähne und schäumenden Gebissen. Damenköpfe erschienen hinter den Fenstern der reichverzierten Kutschenschläge, den Miniaturbildern jener Zeit zwischen den goldenen Rahmen nicht unähnlich. Auf der ganzen Linie tritt die Mannschaft unter das Gewehr; die zweite Kompagnie des königlichen Hauses marschirt auf; dem Geräusche des Lagers folgt plötzliche Stille; der Generalmarsch wird geschlagen; der König erscheint.

Ludwig XIV. reitet voll ritterlichen Anstandes ein andalusisches Thier, das, gut dressirt, ungeduldig in die Stange beißt, um die Geschicklichkeit seines hohen Reiters kund zu thun. Der König, den Marschall Boufflers an der Seite, reitet die Fronte der Truppen hinab, salutirt vor den Fahnen und kehrt nach Compiegne zurück. Dieß war die letzte Heerschau. Am 22. September brachen die Truppen aus dem Lager auf und kehrten in ihre Garnisonen zurück.

Ludwig XIV. hatte seinen Hof, seine Herzoge, seine Weiber, den König von England, den Gesandten von Savoyen unterhalten, seine Offiziere und ihre Truppen ruinirt, und sich selbst gelangweilt.

2.

Ludwig XV. hatte eines Tages den Einfall, seine Vergnügungen zu gleicher Zeit nützlich zu machen. Er beschloß daher, das Vergnügen der Jagd mit einigen militärischen Uebungen zu verbinden. Einige Truppenabtheilungen erhielten sofort Befehl, sich nach Compiegne zu begeben. Man sieht hieraus, daß immer noch das Wild die Hauptsache und das Lager Nebensache war. Gleichwohl hatte die Kriegskunst einen ernsteren Charakter angenommen, so daß Kutschen, Tragsessel, ausgesuchte Fische und Weine eine untergeordnetere Rolle spielten, als die militärischen Uebungen. Am 29. April 1739 traf ein königliches Artilleriebataillon ein, das mit Hülfe der Milizen von Soissons und Senlis in der Ebene ein Sechseck aufwarf, gegen welches eine regelmäßige Belagerung geführt werden sollte. Am 10. Junius traf der König von Chantilly aus in Compiegne ein, und am 17. Abends 6 Uhr besuchte er das Lager, während die Offiziere der Artillerie die Verlängerung der Kapitallinien der Angriffsfronte absteckten. Die Traditionen des ersten Lagers hatten sich jedoch keineswegs verloren, und der Graf von Eu gab an demselben Tage dem Könige ein großes Souper. Wenn gleich der Herzog von Biron nicht so viele Pracht entwickelte, als der Graf von Eu, ward ihm doch auch die Ehre zu Theil, Se. Majestät den König zu empfangen, der den größern Theil seiner Zeit mit Vergnügungen aller Art und mit der Jagd — dem Hauptzwecke seiner Reise — zubrachte. Unterdessen arbeitete das Mineurkorps, eine schon damals ausgezeichnete Waffengattung, an der Erbauung des Forts, und die Artillerie übte sich häufig im Feuer, wobei sich ein Kapuziner, Namens Bruder Philibert, rühmlichst auszeichnete. Mit überraschender Leichtigkeit traf er Schuß für Schuß das Ziel, und eben so geschickt zeigte er sich im Bombenwerfen.

Nachdem die Werke vollendet waren, näherte sich das Belagerungskorps, aus Abtheilungen der Regimenter Goudrin, Blaisois und Bourbonnais bestehend. Sie lagerten zwischen der königlichen Artillerie und dem Walde, und schlugen ihre Zelte in Gegenwart des Königs und des Dauphins auf; im Ganzen waren es 1200 Mann und das 2010 Mann starke Regiment des Königs, der über das ganze Korps Heerschau hielt. Die Truppen standen zwischen Marigny und Venette in Schlachtordnung. Der König erschien mit der Königin, dem Dauphin und dem Kardinal Fleury vor der Fronte. Der Prinz von Lichtenstein, so wie die Gesandten von Spanien und England befanden sich in seinem Gefolge. Se. Majestät war, so hieß es, ganz besonders betroffen über die ungeheuren Schnurrbärte, welche die Grenadiere seines Regiments trugen, die eben aus Italien zurückkamen.

Die Chroniken jener Zeit sprechen mit komischem Ernste von der Tapferkeit, die sowohl die Belagerer, als die Belagerten an den Tag legten. Um die Nachahmung eines Sturmes um so täuschender zu machen, ließ man Minen spielen, welche Arme, Köpfe, Beine — von Holz in die Luft schleuderten. Die Illusion wurde so weit getrieben, daß die Belagerten nur mittelst einer in aller Form abgefaßten Kapitulation Gnade erhielten.

So ward damals bei Compiegne Soldaten gespielt, wie man zu Chantilly drei Tage lang Schäfer und Müller spielte. Bald darauf kam Rousseau, der seinem Zeitalter vorschlug, das Thierspiel zu treiben und auf allen Vieren zu kriechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht des Grafen von Nithsdale aus dem Tower, im Jahre 1715.

Der Graf von Nithsdale gehörte zu den Gefangenen, die den Tower nur mit dem Schaffot vertauschen sollten. Er war zur Enthauptung verurtheilt und schien diesem Schicksal ohne alle Rettung preisgegeben; denn schon war der Vorabend des 23. Februar herangebrochen, an welchem Tage die Exekution vollzogen werden sollte. Noch am 22sten wurde im Oberhause eine Petition eingereicht, welche die Frage stellte, ob dem Könige bei Verbrechern, die das Parlament verurtheilt habe, das Begnadigungsrecht zustände? Aber selbst im

Fall diese Frage bejahend beantwortet würde, blieb für den Grafen keine Aussicht auf jemalige Befreiung; denn der König selbst fand seinen Untergang eben so sehr wünschenswerth, als das Parlament aus Rechtsgründen die Todesstrafe über ihn verhängt hatte.

Die Gattin des Grafen war das einzige lebende Wesen, das an der Möglichkeit einer Rettung nicht verzagte; in der erfinderischen Kraft ihres Geistes, welche der Drang der Umstände steigerte, fand sie den Trost, die Zuversicht und das Mittel, wodurch das unmöglich Scheinende möglich wurde. Sie erinnert an die Gräfin Lavalette, die auch, von Angst und Sorge bedrängt, in der Verzweiflung der Seele auf Mittel und Wege sann und einen Plan in Ausführung brachte, wozu das gewöhnliche Bewußtseyn und die regelmäßige Besonnenheit, wie sie der Tag im einfachen Laufe der Dinge mit sich bringt, weder Muth noch Kraft gehabt hätte. Man hat noch einen Brief der Gräfin Nithsdale an ihre Schwester, Lady Lucy Herbert, Aebtissin eines Augustiner Nonnenklosters, in welchem sie, kurz nach gelungener Ausführung ihres Unternehmens, den ganzen Verlauf der interessanten Befreiungsgeschichte erzählt. Wir entlehnen derselben Folgendes.

»Aller Aussicht beraubt, meinen Gatten frei zu sehen durch die Rechtskraft eines königlichen Befehls oder eines Parlamentsbeschlusses, fühlte ich einen Muth in mir, der doch nicht tollkühn genug war, um nicht schlau und sicher meinen Calcul zu machen. Meine Verwegenheit ging Hand in Hand mit einer ruhigen Berechnung, die mich erst Alles überdenken und dann rasch handeln ließ. Ich eilte vom Oberhause, wo ich der Versammlung beigewohnt hatte, nach dem Tower. Ich erzählte den Gefangenwächtern von der Petition, die für die Eingesperrten Manches hoffen ließe. Gerade weil ich so tief und schmerzlich fühlte, es könne sich daraus für meinen Gatten nichts Heilbringendes ereignen, weil der König ihm übel wolle, suchte ich die Wächter zu täuschen und sicher zu machen. Dadurch, daß ich sie auf einen möglichen glücklichen Ausgang hinwies, machte ich sie sicher, daß Niemand an einen Rettungsversuch, der die Ordnung der Gesetze verletze, denken würde. Einiges Geld, das ich unter sie vertheilte, machte sie mir außerdem noch gewogen. Am Abend vor dem zur Hinrichtung meines Gatten bestimmten Tage ging ich zur Mistreß Mills, meiner Freundin, mit der ich lange Zeit zusammengewohnt hatte. Sie und Mistreß Morgan wurden die Genossinnen meines Unternehmens; ihnen vertraute ich mich an. Wir fuhren gemeinschaftlich nach dem Tower. Mir war der Zutritt zum Gefängnisse meines Gemahls gestattet; allein ich durfte nur eine einzige Person mitbringen. So führte ich denn zuerst Mistreß Morgan allein in das Zimmer meines Gatten. Sie war klein und konnte leicht einen doppelten Anzug tragen; Päckchen mitzubringen wäre auffallend erschienen. Mistreß Morgan entledigte sich im Innern ihres zweiten Anzuges, der der Mistreß Mills gehörte und ganz der Größe meines Mannes angemessen war. Dann entließ ich sie aus dem Kerker und sagte ihr in Gegenwart der um uns stehenden Wächter, sie möchte eilen, mir mein Kammermädchen zu senden, die ungewöhnlich ausbliebe und der ich einen wichtigen Auftrag gegeben hätte. Während ich Abschied von ihr nahm, auf der Treppe des Hauses, kam Mistreß Mills verabredeter Maßen und erkundigte sich nach dem Befinden meines Gatten. Sie hielt das Taschentuch vor die Stirn, und es schien nicht auffällig, daß eine Freundin ihr weinendes Auge verhüllte, indem sie meinem Mann den letzten Besuch abzustatten kam. Ich führte sie in das Gefängniß, wo sich mein Gemal bereits in das weibliche Kostüm geworfen hatte und unserer weitern Hülfe bedurfte, um ganz das zu scheinen, was er vorstellen sollte. Die Umstände hatten es ihm nicht erlaubt, sich den Bart abzunehmen; somit war es nöthig, ihm Wangen, Lippen und Kinn mit einer weißen und rothen Schminke zu bemalen, damit der Bart nicht zum Verräther seines Geschlechtes werden möchte. Er war fertig in seinem Kostüme; eine weite Haube, ganz derjenigen ähnlich, welche Mistreß Mills trug, verhüllte sein Haar, Kleid und Tuch glichen eben so sehr denen, in welchen die Freundin so eben bei den Wachen vorübergegangen war. An meiner Hand trat er nun aus dem Kerker hinaus in den Korridor, wo die Wachen standen. Es schien durchaus, als führte ich dieselbe Dame hinaus, die so eben an meiner Seite hineingetreten war. Er hielt sich eben so wie Mistreß Mills das Tuch gegen die Augen. Ich entließ ihn auf der Treppe und eilte in den Kerker zurück. Nach einem Weilchen schien es rathsam, auch die Freundin, Mistreß Mills, die dort geblieben war, hinauszuführen. Es war ja nicht mehr als immer nur eine Person eingetreten, man konnte sich also leicht irren und meinen, falsch gezählt zu haben. Zudem wurde es finster und ich mußte fürchten, der Aufseher würde Licht in den Kerker bringen und dann den Betrug entdecken, wenn er den Gefangenen nicht fand. Somit mußte es gewagt werden, jedenfalls war mein Gatte selbst schon in Sicherheit. Ich trat also hinaus in den Korridor mit Mistreß Mills. Ich weinte laut, daß mein Kammermädchen immer noch nicht erschiene, es handele sich dabei um eine Sache, die die Rettung meines Gemals beträfe, es handele sich um den Bescheid auf eine Bittschrift, die dem Könige heute vorgelegt sey. Mistreß Mills sprach laut mir Muth ein; alle Wächter, die um uns standen, sahen es, daß ich keinen Mann aus dem Gefängniß führte, und so entließ ich die Freundin an der Treppe des Towers, und eilte in den Kerker zurück, der mich jetzt allein umfaßte. Auch mich selbst wollte ich jetzt noch retten; es kam auf den letzten Versuch an. Ich weinte laut, daß man meine Stimme draußen vernehmen mußte und sprach dann tröstend zu mir mit verstelltem männlichen tiefen Organ. Dann öffnete ich die Thür und rief meinem Gatten laut den letzten Gruß zu, beschwor ihn, ich müsse selbst eilen, um die Dienerin zu suchen, und bat ihn, nicht zu verzagen, ich würde noch morgen mit dem Frühesten bei ihm seyn und gewiß die frohe Botschaft einer königlichen Begnadigung ihm bringen können. Ich warf die Thür zu und verließ den Tower. Ich fand meinen Gatten in sicherem Versteck. Einige Tage darauf fuhr er in verkappter Kleidung mit dem Wagen des Venetianischen Gesandten nach Dower, von da brachte ihn ein günstiger Wind schnell nach Calais. So, meine theure Schwester, hat mich das Glück unterstützt und mir den theuersten Mann meines Lebens erhalten!

Der König erfuhr bald die Entweichung desselben, er fürchtete ein Komplott sämmtlicher Gefangenen und täuschte sich um so mehr um die wahre Art und Weise seiner Befreiung.«

Das Original dieses Briefes ist in den Händen eines Herrn Maxwell, eines Nachkommen der Familie Nithsdale. Der Graf von Nithsdale lebte mit seiner Gattin später in Italien und starb 1744 in Rom. (Mag. f. d. L. d. Ausl.)

Napoleon und Canova.

(Aus den Papieren des Letzteren.)

Erste Unterredung.

Am 12. Oktober 1801 um Mittag stellte mich der Marschall Duroc Napoleon vor. Er hatte sich eben mit der Kaiserin *) zum Frühstück gesetzt; Niemand weiter war gegenwärtig. Sein erstes Wort an mich war, er fände mich

*) Wir wissen nicht, auf wessen Rechnung der Anachronismus in dieser Unterredung kommt. Napoleon wurde 1804 zum Kaiser gekrönt.

magerer. Ich erwiederte, das sey die Folge der beständigen Anstrengungen, und sprach den wärmsten Dank für die Ehre aus, daß er mich berufen, um ihm in Dingen der Kunst zu dienen. Doch gestand ich zugleich freimüthig die Unmöglichkeit, Rom gänzlich zu verlassen und setzte ihm die Gründe auseinander.

Hier ist die Hauptstadt, sagte er. Sie müssen hier bleiben; Sie werden sich wohl befinden.

— Sire, Sie sind Herr meines Lebens; aber wenn es Eurer Majestät gefällt, daß ich es in Ihrem Dienste anwende, so erlauben Sie mir nach Rom zurückzukehren, wenn ich vollendet habe, weßhalb ich kam.

Er lächelte und sagte: Hier ist euer Mittelpunkt, hier stehen alle die Meisterwerke der Alten; nur der berühmte Herkules fehlt; aber wir wollen auch den bekommen.

— Gönnen Eure Majestät Italien doch etwas, versetzte ich. Diese antiken Monumente reihen sich zu einer einzigen Sammlung mit unzähligen andern, die sich nicht fortschaffen lassen, weder von Rom noch aus Neapel.

— Italien kann sich durch Ausgrabungen entschädigen. Ich will in Rom graben lassen. Hat der Pabst viel auf die Nachgrabungen verwendet?

Da berichtete ich ihm: es sey wenig, weil er in diesem Augenblicke arm wäre, obwohl hochsinnig und zu den größten Dingen gestimmt. Doch habe er mit ungemeiner Kunstliebe durch thätige Sparsamkeit ein neues Museum zu bilden vermocht.

Nun fragte er, ob die Nachgrabungen der Familie Borghese viel gekostet hätten. Ich erwiederte: die Kosten seyen nur mäßig gewesen, weil der Fürst meist mit andern zur Hälfte grub und die andere Hälfte nachkaufte. Bei dieser Gelegenheit setzte ich auseinander, wie das römische Volk ein heiliges Recht auf die in seinem Gebiete gefundenen Monumente habe; diese seyen ein wesentlich mit dem Boden verbundenes Eigenthum, so daß weder der Adel noch der Fürst selbst ein Recht habe, sie aus Rom zu entfernen, dem sie als Erbe von den Vorfahren, als die Siegespreise der Alten gehörten.

— Ich habe für die Borghesischen Statuen vierzehn Millionen gezahlt, sagte er . . . Wie viel gibt der Pabst jährlich für die Kunst aus? Hundert tausend Scudi?

— Nicht so viel, denn er ist ja so arm.

— Also auch mit weniger läßt sich noch etwas Hübsches machen?

— Gewiß. — Dann kam die Rede auf sein kolossales Bild, das ich gemacht. Es schien, er hätte gewünscht, daß es bekleidet wäre.

— Nicht einmal Gott selbst, versetzte ich, hätte etwas Schönes zu Stande gebracht, wenn er Eure Majestät hätte in diesem Anzuge bilden wollen, mit Hosen, Stiefeln, in französischem Kostume. Wie alle Künste, so hat auch die Sculptur ihre erhabene Sprache. Der Ausdruck des Bildhauers ist das Nackte und eine Tracht, wie sie unserer Kunst eigen ist. — Ich führte ihm viele Beispiele aus der Poesie wie von den alten Monumenten an. Der Kaiser schien überzeugt; doch ging er auf die Reiterstatue über, die ich für ihn eben modellirte, und da er wußte, daß sie bekleidet war, so fragte er:

— Warum machen Sie also die nicht auch nackt?

— Die muß im heroischen Kostume seyn, sagte ich, indem ich bemerkte, wie übel es lassen würde, wenn der Feldherr zu Rosse seine Armee nackt kommandirte; die Alten und auch die Modernen hätten es auf gleiche Weise gehalten, die alten französischen Könige seyen zu Rosse in dieser Art dargestellt, und auch Joseph II. zu Wien. (Schluß folgt.)

Probe-Rezension eines jungen Ladendieners sammt deren Appertinenzien.

Von Malß.

(Aus dem Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835, von Dr. E. Beurmann.)

(Schluß.)

Der lebenslustige Richers, dieser liebenswürdige Verschwörer, war in den Händen unseres flotten Brauß gut gepackt, nur hätte ein rothes Barett sein Haupt besser geziert als ein blaues.

Wenn Hr. Hanselmann den Wolowsky nicht besser spielt, so sollte man ihn vom Theater jagen. Bodwitt, Struen und Theit waren eingeborne Landeskinder, die mit Lust und Liebe mitwirkten. Möge ihnen der Blumenpfad der Kunst fortan dornenlos dahin schwinden!

Die Dekorationen waren richtig und in anständiger Eile von Hrn. Kloppheller geordnet, die Wäsche der Komparsen reinlich, ihre skandinavischen und finnischen Stiefel gewichst, und die Bärte durchaus richtig im Costüm. Die angezündeten Wachslichter brannten helle, die nicht angezündeten thaten ihre Wirkung. Dem Vernehmen nach erwartet Herr Kloppheller eine gesunde erste Sängerin, um uns bald mit einer Oper zu regaliren. Möge hierinn Terpzigore (Terpsichore) dem verdienten Manne wolkenlos entgegenlächeln.

Das Repertoire für die nächste Woche läßt uns viel Schönes erwarten.

Sonntag. Hamster von Hamsterstein oder die blutige Umarmung um Mitternacht. Dramatisch-historisch Schauspiel mit Gesang und Klang in 5 Abtheilungen, nebst einem Vorspiel von Dotzedue.

Dienstag. U. A. W. G. Lustspiel in einem Ackt. Hierauf: G. W. A. U. desgl. in einem Ackt. Zum Beschluß: Geh hin! dramatische Aufgabe in einer Abtheilung von Kerbholz.

Donnerstag. Die Bärenhetze auf Liebenstein oder die Ohrfeige mit eiserner Hand. Altdeutsches Ritterlustspiel mit Rittern und Knappen, Hunden von.... (im fünften Ackt erscheint ein Jesuit zu Fuß, die Tugend zu belohnen.) Eine bedeutende Schauspielerin, worüber sich jedermann wundern wird, spielt darin eine gute Rolle.

Sonntag. (Zum Erstenmal.) Der entartete Sohn, oder Brudermörder, Mordbrenner, Dieb und doch ein guter Mensch. Drama in drei Abtheilungen nach dem Französischen des Ducange mit gelegentlicher Benutzung des Vidocq von Dr. Goldhahn, derzeit. Mitglied der Akademie der portugiesischen Wissenschaften in Lissabon. Die erste Abtheilung spielt im Jahr 1799, die zweite 1830 und die dritte 1851.

N.B In der letzten Abtheilung sind alle Schauspieler steinalt und grundschlecht.

Samstag. Bitte, bitte, lieber Vater, liebe Mutter, lieber Onkel. unschuldiges Scherzspiel in $1/2$ Abtheilung aus dem Deutschen. Hierauf: Das Conzert im Hofe, oder Hawwele Hawwele lane, inländische Operette in 14 Abtheil. zum Beschluß, der angenehme Schwernöther nach l'aimable polisson des Scribe, aus dem Französischen in's Berlinische und dann in's Deutsche — hin und zurück, von Dangely.

Nachschrift.

Sollten Sie, Herr Redakteur, nicht glauben, daß ich diese große und lange Rezension als Selbststeller selbst eigen verfaßt, so bin ich erbötig, in Ihrer Gegenwart bei verschlossenen Thüren ein ähnliches Werk zu liefern.

Nr. 3. Brief der Mutter des Herrn Lade an den Redakteur.

Herr Reirakteur!

Ich habe eine grausame Bitt an Ihne, es wird Ihnen bewußt seyn, daß ich einen Sohn hab, der durch sein Schrifste, die er in die Ihne- übrige Zeitung schreibt, einer betränkte Wittfrau wie auch Mutter, deren ihr Mann schon längst durch den Tod aus dem Geschäft verblichen ist, viel Kummer und Herzenleid macht. Gucken Sie, Herr Reirakteur, der Deiwelsbub hat nix mehr im Kop als die Uffsäzschreiberei und Komediespiel, und verneckelischirt sein Geschäft und dubt nix und verscheucht mir die Kundschaft mit seinen narrigen Redensarte und mischuckene Straich. Ach er trägt Ihne ja seid der Schreiberei ein Brill und lange Haar, wodurch er die hier eingeborne Mederchen erschreckt, die nor noch korze gesehen haben. Seitdem sein Sach bei Ihne gedruckt wird, is gar kein Auskommens mehr. Es ist wohr, der Deiwelsbub hat Schenie — des hat der Herr Amtsschreiber einstimmig auf dem öffentlichen hiesigen Kasino behaupt — awer wann er mir nor mehr auf's Geschäft wär. Mir, seiner selbsteigene Mutter hat er hottement (hautement) in's Gesicht deklamirt (declarirt). Ich bin nicht vor die Ehl gebohren, ich strebe nach dem Höhere. Sagt ich, verdien Geld! Gucken Sie, Herr Docter, seitdem er die Bosse treibt, braucht er auch viel Geld für die Künstler und Wissenschaftler zu dractiren — Helfen Sie mir — Sie sein allein der Mann dervor. Ich bitte Ihne noch einmol, lassen Sie nix von meinem Sohn in Ihre Zeidung drucke, nur darderdorch is mir und ihm und Ihne geholfen. Dann Sie wern sich die Last von einer schwer betrenkte Mutter benebst einem mißlungene Sohn nicht auf Ihne Ihr Gewisse lasten lassen wollen.

Ich bitt Ihne noch recht schön lassen nix mehr in Ihr Zeitung um Gotteswillen nicht drucken, dann wann ich von Frankfurt aus gesichert bin, so is es schon gut, dann in dene andern Städt werd so narrig Zeug nicht gelesen.

Einstweile schick ich Ihne zur vorausigen Erkenntlichkeit 6 paar wollene Socken ich dacht des ist so etwas vor die Herrn Geleerte, dann wann die kalte Füß kriege, so steigt eim die böse Dinst in den Kopf und ich glaube werklich, daß diesesjenige meinem August viel geschaddet hat. Sollte er Ihne mit Gewald dennoch forschiren wolle sein Sach ze drucke, se haben Sie ja die Ausredd die Sensur hots verbotte.

Ich empfehle mich Ihne zu geneigtem Andenke und Ihrer Frau Liebste wann Sie eine haben unbekannter Weis.

Bocksdorf den . . . . Margareta Lade.

Frankfurter Theater.

Am 10. d. M. endlich fand die Benefizvorstellung der Dem. Hirschmann Statt und die Jungfrau von Orleans wurde gegeben. Zwar drohte ihr durch eine zweite plötzliche Unpäßlichkeit eine abermalige Unterbrechung; allein die Gefälligkeit der Mad. Benesch half aus der Noth. — Wir müssen diese schwierige Darstellung im Ganzen gerundet nennen, denn sie erlitt nur zwei bemerkbare Störungen. Einmal durch ein ungewöhnliches Getöse hinter den Coulissen. Was war es? Ein umgeworfener Krug strömte vom Schnürboden herab seinen Inhalt auf die Untenstehenden. Das andremal durch ein unziemliches Lachen im Publikum. Worüber? Weil Talbot von Nüchternheit sprach. Kindisch! Er durfte dieß keck von sich rühmen, denn wir bezeugen ihm, daß er sehr nüchtern war. Der Krönungszug war bedeutend ärmlich ausgestattet. Wenn's eine Oper gewesen wäre, würde er wahrscheinlich imposanter in die Scene gebracht worden seyn. Dieß aber bei einer Tragödie, und gar bei einer Schiller'schen zu verlangen? — Gott bewahre! Einen solchen Mißgriff in die Kasse kann man unserer Direktion nicht zumuthen. Dennoch war (mit Ausnahme mehrer Logen, die bei Abonnements suspendus gewöhnlich diese ehrenvolle Ausnahme machen) das Haus sehr stark besucht. Ein Beweis von dem hohen Interesse, das unser talentreicher Gast eingeflößt hatte. — Auch die Johanna gab Dem. H. mit der ihr ganz eigenthümlichen Sicherheit und Bestimmtheit in allen Umrissen. Da war nichts Schwankendes, nichts Zweifelhaftes, alles klar, fest, entschieden. Vom ersten Moment an, wo sie den Helm an sich reißt, wußten wir auch, was wir von dieser Johanna zu erwarten hatten: Keine schwächlich-wimmernde, keine süßlich-schwärmende Darstellerin, welche die Rollen ihrem beschränkten Ich, dieses aber nicht den Rollen anzupassen pflegt; sondern eine mit Kraft und Muth ausgerüstete, zu kriegerischen Thaten begeisterte Seherin, in der jedoch das zartfühlende Mädchen, die innigliebende Tochter und Schwester nicht untergegangen waren. Den berühmten Monolog, die herrliche Erzählung und den heroischen Schluß des ersten Aktes, dann die Versöhnungsscene des zweiten, die Scene mit dem schwarzen Ritter und Lionel des dritten, das Wiedersehen der Schwestern im vierten, endlich die Kerker- und die Schlußscene des fünften Aktes wurden vortrefflich und mit gewohnter Meisterschaft durchgeführt. Nur in dem reinlyrischen Monolog des vierten Aktes schien sich die junge Künstlerin manchmal zu sehr von ihrem heroischen Feuer hinreißen zu lassen, das doch, durch die unglückselige Liebe in Wehmuth verglimmend, erst dann wieder auflodert, wenn sie erfährt, daß Vaterland und König auf's Neue vom Feinde bedroht sind. Diese Ausstellung soll aber keineswegs eine Ermunterung seyn, den betreffenden Monolog in der beliebten thränenreichen Manier zu sprechen. Sein Vortrag bezeichne nur die innere Zerknirschung und Gewissensqual Johannens zur Motivirung ihres räthselhaften Schweigens bei der fürchterlichen Anklage des bigotten Vaters. — Mit dieser Vorstellung machte Dem. H. den Beschluß ihres hiesigen Gastspiels und, mit innigstem Bedauern sehen wir im Namen aller Theaterfreunde, die sich auf ächte Kunst verstehen, hinzu, ihres hiesigen Auftretens. Ihre Acquisition wäre für unser, besonders im weiblichen Schauspielpersonale sehr schwachbestelltes Theater ein unschätzbarer Gewinn, denn durch sie könnte der so fühlbare Mangel einer heroisch-tragischen und fein-komischen ersten Liebhaberin auf die würdigste Weise ergänzt werden. Und daß diese unsere Ansicht von allen Unbefangenen, das heißt, von der bei weitem größern Mehrheit des Publikums, getheilt wird, sprach sich in dem lauten, oft enthusiastischen Beifall aus, der sich in den sämmtlichen Leistungen der Dem. Hirschmann und in dieser letzten ganz besonders manifestirte. Unter wahrhaften Beifallsstürmen wurde sie am Schluße der Vorstellung gerufen, und, nach ihren hochstimmigen Abschiedsworten, entlassen. Ja, wäre sie eine Sängerin oder Tänzerin von gleicher Qualität, man würde sie mit schwerem Gelde zu gewinnen suchen; aber eine treffliche Schauspielerin — Gott bewahre! Die würde ja dem Schauspiel aufhelfen, sein Repertoir erhöhen und die Zahl seiner Gönner vermehren. Das darf nicht seyn. Singen und springen ist unsere Losung und soll es bleiben. Weg vom Theater mit Gedanken und Empfindungen! Wir brauchen nur Augen- und Ohrenkitzel. O wie süß läßt sich's dabei verdauen! Ihr Weidner, Becker, Meck, Lindner, Benesch etc. lernt bei Zeiten singen oder tanzen. S.

Konzertanzeige.

Die verdienstvolle Harfenspielerin, Dem. K. Arnold, wird nächsten Dienstag, den 16. d. M., unterstützt von Hrn. Schmezer, Mad. Fischer-Achten und andern Mitgliedern des hiesigen Künstlerpersonales, ein Konzert im Saale des Weidenbusches geben, worauf wir das verehrte Publikum hiermit aufmerksam machen wollen.

Theateranzeige.

Sonntag, den 14. Dezember. Der Wasserträger, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Cherubini.

Montag, den 15. Dezember. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Die Laune des Verliebten; Schäferspiel in 1 Akt von Göthe. Hierauf zum Erstenmal: Der Besuch im Irrenhause, Oper in einem Akt, nach dem Franz. des Scribe frei bearbeitet von F. L. Rhode, Musik von J. Rosenhain. Zum Beschluß: Der Plagregen als Eheprokurator, dramatisirte Anekdote in 2 Abtheilungen von E. Raupach.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baprhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 219. 15. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Compiegne und seine drei Lager in den Jahren 1698, 1739 und 1834.

(Fortsetzung und Schluß.)

3.

Der Pariser, der nach Dieppe reist, zupft schon 5 Stunden vorher dem Kondukteur am Aermel, und verlangt, daß er ihm das Meer zeige. — Beim Anblick der ersten Bäume des Waldes von Compiegne suchte ich ein Lager. Links von der Straße gewahrte ich den Abhang eines Hügels, auf dessen Gipfel mir weiße Gegenstände erschienen, nicht unähnlich einer Heerde Schafe. Unmöglich konnte ich glauben, daß sich hier das Ziel meiner Reise befinde. — Ich erfuhr es am folgenden Tage. Den ersten Tag lebte ich ganz der Erinnerung an die beiden glänzenden Lager Ludwigs XIV. und XV. Meine Eindrücke, die eigentlich ganz militärischer Natur seyn sollten, waren an diesem Abende rein historischer Art. Ich nahm mein Absteigequartier neben dem Rathhause. Dieses Gebäude, eines der auffallendsten der alten Zeit, ladet nur wenig zu Untersuchungen ein: es befindet sich so nahe bei Paris! Den Einwohnern der Stadt gleichgültig geworden, von den Reisenden vernachläßigt, muß das arme Gebäude, will es anders einen Blick der Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die Hülfe dreier Stundenschläger zu Hülfe rufen, welche ziemlich unsanft an die Glocke seiner Uhr schlagen. Diese Automaten übersetzen die Unterabtheilungen der Zeit in lärmende und bis zum Ueberdrusse vervielfachte Töne. Für jedes Viertel drei Schläge in b moll, für halb sechs Schläge, für drei Viertel neun Schläge, ohne die Zahl der für jede Stunde nöthigen Schläge zu zählen. Letztere haucht ihre Klage in einer andern Tonart aus. Welcher Mißbrauch des Glockenspiels!

Das militärische Leben ist indessen keineswegs in dem engen Umfange des Lagers bei Compiegne eingeschlossen. Jeden Abend verlassen einige Bienen ihren Korb und schwirren auf den öffentlichen Plätzen der Stadt umher. Hier findet ein lebendiges Treiben Statt. Junge Epauletten- und Gemüsehändler, Eilwagen und selbst Fiakers aus Paris stoßen nicht selten auf einander. Das Geheimniß, 4000 Menschen mit fünf Broden zu speisen, scheint durch die Gastwirthe von Compiegne wieder aufgefunden zu seyn, so sehr haben sie Wohnung und Nahrung ins Unendliche getheilt. Bis Mitternacht dauert das Gewühl auf den Straßen fort. In den Kaffeehäusern — Punsch und Dominospiel, oder Billard; vor den Fenstern dichtes Gedränge; endlich geht man zu Bette und schläft, wenn es Gott und den 3 Stundenschlägern gefällt.

Die Lager gleichen hübschen Frauen! am Morgen muß man sie sehen, um das eigentliche Wesen und die Stimmung des Soldaten kennen zu lernen. Die blaue und krapprothe Kleidung, welche den Infanteristen vom Kopf bis zu den Füßen umgibt, und den Vaterlandsvertheidiger eigentlich konstituirt, verhüllt uns die Sitten, Bewegungen, ja selbst die Sprache desselben. Es ist nicht uninteressant, ihn bei seiner Toilette zu belauschen. Die ersten Töne der Tagwache machen allen guten oder bösen Träumen von 8000 Köpfen ein Ende. Da der Körper des Soldaten nicht dessen ausschließliches Eigenthum ist, so ist er es dem Staate schuldig, vor allen Dingen diesem Individuum seine Sorgfalt zu widmen, das er erst nach 8 Jahren wieder als freies Geschenk zurückerhält. Wascht euch, meine Tapfern, kämmt euch, das Vaterland verlangt es. Auf den ersten Appel entwirrt sich dieser Ameisenhaufen. Jeder besichtigt die wichtigen Gegenstände seiner Ausrüstung. Der Infanterist besitzt eine Uniform, einen Ueberrock, einen Spenzer, drei Hemden, zwei Halsbinden, zwei Paar Schuhe, 1 Paar schwarze, 2 Paar weiße Kamaschen, eine Unterhose, eine wollene Nachtmütze, 1 Nähezeug, 3 Sacktücher, 1 Abrechnungsbuch, 4 Bürsten, 1 Knopfscheere, etwas Pfeifenerde, Seife, Wachs und einen Kugelzieher. In welchem Möbel hebt er diese reiche Ausstattung auf? — In einem kleinen Parallelogramm von Kalbfell, das er auf den Schultern trägt, und sein Tornister ist. Dieser ist sein Kommod, sein Sekretär, sein Schlafkissen, sein Ankleidekabinet.

Auf dem von den Generalstabsoffizieren ausgesuchten Terrain angelangt, bezieht der Soldat mit dem von der Militärverwaltung empfangenen Material die Linien und Straßen seines Lagers, und schlägt sofort auf der ihm bezeichneten Stelle sein Zelt auf. Ist die erste Einrichtung getroffen, so denkt er an die Verschönerung seines Lokals. Die Erstlinge der Poesie werden der Fahne geweiht, diesem Symbole der Ehre, diesem Fetisch von Seide und vergoldetem Holze, dem, wenn es seyn muß, so Viele ihre Familie, ihr Leben opfern. Ein Rasenhügel mit einer Pyramide oder Säule dient ihm zum Fußgestell. Unten lies't man die poetische Aufschrift:

> Français, libres et fiers sous le règne des lois,
> Sachez vivre ou mourir pour le meilleur des rois.

Ueberdieß spricht sich der Kunstsinn jeder Kompagnie noch durch die Errichtung eines besondern Monuments aus, welches das Gepräge der Phantasie und der Vorliebe der einzelnen Korporalschaften trägt. Bei einigen sieht man ein Fort von Rasen mit Zugbänken, Bastionen und Halbmonden; Andere errichten Säulen zu Ehren des Kaiserreichs, auf deren Spitze die Statue des großen Mannes angebracht ist. Unter andern sah ich einen Garten, der St. Helena vorstellte. Ein handgroßes Grab mit einem Hute von der Größe eines Fingerhutes trug die Inschrift: »Ewigen Ruhm seinem kleinen Hute!«

Zehn Bataillone vom 11ten leichten, 31sten, 25sten, 22sten und 35sten Linienregimente bilden das Lager. Die poetische Begeisterung des 31sten Regiments verdient besondere Erwähnung. In diesem Regimente dient der Verfasser der erhabenen Apostrophe: »Franzose! ehre die Frauen! Mißbrauche nie ihre Schwäche, und stirb lieber, als daß du sie entehrest!«

Auf den Ausspruch dieses Satzes kann man eine Marketenderin des Regiments mit eben so viel Vertrauen heirathen, als ein Fräulein aus dem Stifte St. Denis. Mit solchen Männern würde Johanna d'Arc ihre Sendung ohne Mühe vollbracht haben.

Auf der der Fronte entgegengesetzten Seite befinden sich die Küchen, sie sind in den Boden gegraben. Ist die Nahrung des Soldaten auch ohne besondere Kunst zubereitet, so scheint sie doch wenigstens reinlich und gesund. Während der Dauerzeit des Lagers hat der Kronprinz auf den Mann 8 Centimes für Wein u. s. w. bewilligt.

Aus der Sorglosigkeit und der Nothwendigkeit des Gehorsams erklärt sich jene mit Frohsinn gemischte Ergebung, welche den militärischen Typus bildet. Zur Zeit der letzten Hitze vermochte der Soldat es nicht unter den Zelten auszuhalten, die er charakteristisch genug Melonenglocken nannte. Der Kronprinz, der eines Tages an einer Truppe Infanteristen vorüberging, fragte sie, wie es ihnen in der großen Hitze gehe? — Monseigneur, war die Antwort, wir halten die Nase unter den Schatten unserer Schultern. Wenn die Sonne ihnen die Haut verbrannte, gab es immer einen Lustigmacher unter ihnen, der die Bemerkung machte: »Herrliche Witterung für die Trauben!«

Um 7 Uhr wird der Zapfenstreich geschlagen. Um 8 Uhr werden die Feuer gelöscht. Der Tambour kann den Soldaten wohl aufwecken, nicht aber zum Schlafen zwingen, und wenn die Lichter verlöschen, entzündet sich der Frohsinn. Durch die dünnen Wände der Zelte drängen sich Gelächter und Scherz. Um diese Zeit beginnt der Erzähler der Korporalschaft seine Geschichten, die meist mit der Vermählung eines Soldaten mit einer türkischen Prinzessin endigen, während von einer andern Seite Lieder zu Ehren des Kaisers ertönen.

Hat man ein Lager im Negligé gesehen, hat es alle seine innern Geheimnisse gezeigt, seine Hemden vorgezählt, seine Sacktücher gewaschen, seine Kamaschen geflickt, so ist man es dem Soldaten schuldig, ihn auch am feierlichen Tage eines Manövers zu sehen. Durch die Trompeten der Karabiniers wird an jeder Ecke der Straße ein Fanfaron geblasen. Die Trompete führt eine reiche Sprache, die ihre Wörter, ihre Phrasen, ihre Perioden hat, und ganz einfach dem Menschen zuruft: Steh' auf: — Iß deine Suppe! — Tritt ins Gewehr! — Steig zu Pferde! — Laß dich tödten! — Haue ein! — Zieh dich zurück, wenn du noch am Leben bist! — Iß abermals deine Suppe! — Leg dich nieder! Auf die erste dieser Aufforderungen durchzieht der Reiter die Stadt, den Küraß umgeschnallt, den Zügel in der Hand, um sich seiner Schwadron anzuschließen. Jetzt ist für den Zuschauer nichts Eiligeres zu thun, als so schnell als möglich sich nach dem Plateau zu begeben und das Debouchiren der Reiterei mit anzusehen.

Die fünf Infanterieregimenter machen Front gegen die Straße; das 1ste und 2te Karabinerregiment, die Musiken voraus, rücken aus dem Defilé von Compiegne heraus, und schließen sich an das 2te und 3te Dragonerregiment an, welche aus den umliegenden Dörfern, wo sie kantoniren, angelangt sind. Das Wirbeln der Tambours und eine Staubwolke verkündet die Ankunft des Kronprinzen und seines Generalstabes, der sich auf das Manöverfeld begibt. Durch eine Linksschwenkung formirt die Infanterie in tiefer Stille eine mächtige Kolonne. Der frische Morgen, die weichen Dünste der Atmosphäre, der stets furchtbare Anblick bewaffneter Menschen, von denen jeder den Tod eines Menschen bei sich trägt, geben diesem Gemälde einen Ausdruck der Ruhe und Stärke. Dieser dichte Knäul von Soldaten hat nur zwei Beine und ein Haupt. Wenn der Soldat sein Zelt verläßt, so trägt er, wie jener alte Philosoph, all sein Eigenthum bei sich. Man sagt ihm: Auf das Manöverfeld! und er geht. Eben so gut könnte man ihm sagen: Nach Rußland! und er würde gehen. Er ist jeden Augenblick bereit. Diese 8000 Willen liegen ganz in der Hand des Generals.

Keine Zeit verloren! Vorwärts! Die Infanterie setzt sich in Bewegung, entwickelt sich, geht zurück, öffnet, schließt sich, und mischt ihre Divisionen gleich einem Kartenspiele. Die Reiterei bewegt sich im Trab, im Galopp; der Staub steigt in gelblichen Wirbeln empor. Rosse und Reiter verschwinden. Hie und da glänzt ein Helm hervor; eine Säbelklinge blitzt aus der Staubwolke. — Die Artillerie wirft ihre Lafetten und Wagen an die Abhänge, und donnert aus allen ihren Feuerschlünden; ein Leichentuch von weißem Rauche, das nur die feurige Zunge der Ladung durchbricht, hüllt sie ein.

Rührt Euch! — Ein friedliches Geklirr folgt diesem Kommando. Die Glieder öffnen sich, es bilden sich Gruppen; die belebteste sammelt sich um den Kronprinzen, dem Kommandanten des Lagers, die Seele dieses kleines Heeres. Während die Musik spielt, reichen die Marketender den Soldaten Erfrischungen.

Ein Wirbel! — Aufgesessen! — Ergreift das Gewehr, und die Arbeit beginnt von Neuem.

Nach Verlauf einer Stunde trennen sich die Linien; die Infanterie kehrt unter ihre Melonenglocken, die Dragoner in ihre Kantonirungen zurück. Die Karabiniere, diese Kolosse aus der Urzeit, senken sich zu Zweien in das Defilé der Vorstadt und verschwinden in den Häusern der alten Stadt, gleich einer langen Schlange mit goldenen Schuppen, die sich in ihre Felsenspalte zurückzieht. Das Exerziren der Reiterei findet gewöhnlich am Montag, Mittwoch und Freitag, das der Infanterie am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend Statt. Eine Stunde nach dem Einrücken werden die Pferde mit Stroh gerieben und glänzen gleich den Patrontaschen, verzehren ihren Haber und wälzen sich auf der Streu, während die Mannschaft die Hemden trocknet und die Suppe ißt. Zeitvertreib der Garnison nimmt die Zeit derjenigen Offiziere in Anspruch, welche dienstfrei sind; dahin gehören das Billard, Spaziergänge, Besuche und das Zielschießen mit Pistolen.

Um 6 Uhr versammelt sich das zerstreute Offizierkorps an der Table d'hote. Am Morgen sahen wir den in Eisen gehüllten Reiter; jetzt sehen wir ihn in geschmackvollem Frack. Unter die verschiedenen Waffengattungen mischen sich die müssigen Pariser, welche ihre Freunde im Lager besuchen und von diesen mit aller Gastfreundschaft aufgenommen werden. Einige fehlen an der Mittagstafel; sie haben der Einladung des Herzogs von Orleans Folge geleistet, in dessen Händen sich eine Namensliste aller Offiziere befindet, und der nach und nach alle, vom Obristen bis zum Unterlieutenant, zu sich einladt. Die zur Tafel gebetenen Offiziere und diejenigen Personen, welche der Kronprinz aufgefordert hat, einige Tage in Compiegne zuzubringen, versammeln sich um 6 Uhr in der zum Speisesaale eingerichteten Friedensgalerie des Schlosses. Diejenigen Personen, welche der Kronprinz in seiner Nähe vorzugsweise zu haben wünscht, werden den Adjutanten vom Dienste bezeichnet. Die Uebrigen nehmen nach Gefallen Platz. Nach der Tafel wird der Kaffee im Garten getrunken, auch wohl von dem Prinzen und seinen Gästen eine Cigarre geraucht. Jeden Tag fanden neue Gäste den gleich freundlichen Empfang. Die Herren Thiers, Guizot, Montalivet, Sebastiani, Harcourt, Neuville, die Marschälle Mortier, Grouchy, der General Neigre wurden im Schlosse zu Compiegne empfangen und wieder durch andere Besuchende ersetzt.

Einmal in der Woche empfängt der Kronprinz Abends; zuweilen ist Schauspiel. Letztere Unterhaltung gewährt einigen Ersatz für das trostlose Theater der Stadt. In dem ziemlich geräumigen Saale des Schloßtheaters sieht man alsdann nicht Ein weibliches Wesen; auf dem Parterre, in den

Logen von der ersten bis zur letzten Galerie nichts als Uniformen und Schnurrbärte.

Nach dem Theater empfängt der Kronprinz in der großen Galerie, hier werden Erfrischungen gereicht, Schenktische sind aufgestellt, und das Geräusch der Gabeln zeugt bis gegen 1 Uhr Morgens von dem vortrefflichen Gesundheitszustande der Garnison.

Napoleon und Canova.

(Aus den Papieren des Letzteren.)

(Schluß).

— Haben Sie das Bronzebild des General Dessez (Desaix?) gesehen? fragte er. Es scheint mir schlecht gemacht. Der Gürtel ist lächerlich — und da ich antworten wollte, fügte er hinzu: Sie gießen meine Statue gleich? —

— Sie ist schon gegossen, Majestät, und wohl ausgefallen. Sie ist auch gestochen; der Kupferstecher wünschte die Ehre zu haben, sie E. M. zu dediciren. Er ist ein braver junger Mann, und es ist E. M. würdig, junge Künstler in diesen betrübten Zeiten zu ermuthigen.

— Ich will nach Rom kommen, unterbrach er mich.

Ich sagte: Die Stadt verdient, daß E. M. sie sehen. Ihre Seele wird warm werden beim Anblicke des Kapitols, des Forums Trajans, der Via Sacra, dieser Colonnen, dieser Bögen . . . Da beschrieb ich ihm einiges von der römischen Pracht, vorzüglich die Via Appia von Rom nach Brindisi, zu beiden Seiten von Grabmälern eingefaßt, und so auch die anderen Consularstraßen.

— Was für ein Wunder? meinte er. Die Römer waren die Herren der Welt.

— Nicht allein die Macht war es, versetzte ich, sondern das italienische Genie und unsere Liebe zu großen Dingen. Betrachten E. M. was nur allein die Florentiner geleistet haben, bei ihrem kleinen Staate, was allein Venedig gethan hat. Die Florentiner wagten es, diesen ihren wundervollen Dom aufzuführen, indem sie das Pfund Wolle um einen einzigen Soldo im Preis erhöhten. Das reichte für ein Gebäude hin, welches über alle moderne Kraft hinaus liegt. So ließen sie auch von Ghiberti die Pforten bei S. Giovanni machen, die heutiges Tages auf viele Millionen Franken kämen. So thätig und hochsinnig waren sie.

Dieß war meine erste Unterredung mit ihm. Ich holte die Befehle ein, um die Arbeiten für die Statue der Kaiserin zu beginnen.

Zweite Unterredung.

— Wie ist die Luft zu Rom? sagte er. War sie vielleicht auch im Alterthum schlecht und ungesund?

— Es scheint wohl, versetzte ich, wenn man die Geschichte lies't und die Vorsichtsmaßregeln der Alten sieht: wie sie sich mit geheiligten Hainen und Wäldern schützten und der ungeheueren Bevölkerung, welche über das Land verbreitet war. Ich erinnere mich, im Tacitus gelesen zu haben, daß die Truppen des Vitelius, da sie aus Deutschland zurück kamen, krank wurden, weil sie auf dem Vatikan geschlafen hatten.

Er klingelte, damit ihm der Bibliothekar den Tacitus holte. Die Stelle wollte sich nicht finden; aber ich schickte sie ihm später. — Er setzte das Gespräch fort, indem er sagte, daß die Soldaten, wenn sie aus fernen Gegenden versetzt worden, im ersten Jahre immer erkrankten aber nachher sich wohl befanden.

Da die Rede von Rom war, so setzte ich ihm den traurigen Zustand der Stadt auseinander, und wie das Land, von jeder Hülfe entblößt, nur durch seine große Macht unterstützt, sich wieder erheben könne. Alle Minister, mehr als 40 Kardinäle, seyen abgereis't, seitdem der Pabst sein Land verloren, dann über 200 Prälaten und eine große Menge von Domherren und der übrigen Geistlichkeit: überhaupt habe schon eine große Emigration Statt gehabt, und bald werde das Gras auf den Straßen wachsen. Sein Ruhm gäbe mir ein Recht freimüthig zu sprechen und zu bitten, er möge dem Mangel der großen Geldmassen abhelfen, die von allen Seiten nach Rom flossen und nun nicht weiter dahin kämen.

— Dieß Geld war in den letzten Zeiten wenig genug, sagte er, und die eingeführte Baumwollenkultur muß einigen Ersatz bringen.

— Einen sehr geringen, nahm ich das Wort. Nur Lucian hat einen Versuch gemacht. Uebrigens ohne den Schutz Eurer Majestät fehlt es in Rom an allem.

Die Kunst, fügte ich hinzu, könnte der Stadt noch zum Heil gedeihen; aber die Kunst liegt darnieder und außer den großen Arbeiten, die E. M. so wie die ganze kaiserliche Familie bestellt, gibt Niemand dem Künstler zu thun; denn der Religionseifer ist lau geworden, welcher die Kunst nährt. — Bei dieser Gelegenheit berief ich mich auf das Beispiel der Aegypter, Griechen und Römer, bei denen allein die Religion die Kunst zur Blüte trieb: ich berief mich auf die unermeßlichen Summen, die auf das Parthenon verwandt wurden, auf die Statue des Jupiter zu Olympia, auf die der Minerva; ich führte die Bildsäulen an, welche die Sieger in den öffentlichen Spielen den Göttern weihten, und wie sogar die Hetären ihre Statuen als Weihgeschenke in die Tempel stellten; nicht anders hätten es die Römer gehalten, welche das Siegel der Religion auf alle ihre Werke drückten, um ihnen mehr Ansehen und geheiligte Verehrung zu verschaffen; so bei den Grabmonumenten und Ehrenmälern, bei den Statuen im Theater. Dann erwähnte ich auch die von der modernen Kunst im Dienste der Religion geschaffenen Meisterwerke: die Kirche des heil. Markus in Venedig, den Dom zu Pisa, zu Orvieto, den Campo Santo zu Pisa, und die unzähligen anderen Wunderbaue mit ihrem reichen Schmucke an Marmorwerken und herrlichen Gemälden. Alle Religionen, schloß ich, nähren die Kunst, aber mehr als irgend eine andere, unser Christenthum im Katholizismus. Die Protestanten begnügen sich mit einer einfachen Kapelle und dem Kreuze; so lassen sie der Kunst weniger Gelegenheit sich hervor zu thun.

Der Kaiser sah Maria Luisen an und sagte: Er hat Recht; an der Religion hat sich die Kunst immer genährt, und die Protestanten haben keine schönen Werke.

Eines anderen Tages kam das Gespräch auf einen zarteren Punkt, auf den Pabst, auf die Päbste überhaupt und ihre Regierung. Und da wagte ich es, starke Dinge zu sagen und verwunderte mich, daß Napoleon mich so geduldig anhörte; ich glaubte zu erkennen, sein Gemüth sey durchaus nicht tyrannisch; nur die Schmeichler verdarben ihn, welche die Wahrheit vor ihm verbargen.

Da die Rede auf Pius VII. kam, von dem ich so viele Wohlthaten empfangen, hielt ich es für meine Pflicht ihn zu fragen: Aber warum versöhnt sich E. M. nicht auf irgend eine Weise mit ihm? . . .

(Hier bricht die Stelle im »Omnibus« ab, dem Journale, aus welchem wir diese interessanten Unterredungen wörtlich entlehnen. Doch darf man einer Fortsetzung entgegen sehen.)

Korrespondenz.

Hamburg, 6. Dezember.

Am 25. November, Abends, brach auf einem Sahl in einem der Höfe des neuen Steinweges bei einem Tischler Feuer aus, während derselbe von seiner Wohnung abwesend war; er hatte in seiner Werkstätte einige Stücke Holz hinter einen eisernen Ofen gelegt, die von der Hitze in Brand geriethen. Der Tischler ist arretirt worden und die Sache unterliegt der Untersuchung. Am dritten Tage nachher, am 27. November, nach 8 Uhr, entstand in der Ulricusstraße in der Werkstätte eines Rademachers ein Feuer, das so schnell um sich griff, daß das Vorder- und Hintergebäude bald in hellen Flammen standen. Erst um 11 Uhr konnte man des Feuers mächtig werden. In der ersten Stunde des 3. Dezembers schreckte uns schon wieder der Feuerruf aus dem Schlafe. Die Flamme brach in einem Gasthofe in der Steinstraße, genannt Berlin und Leipzig, auf einem Boden aus. — Der bekannte Menagerieinhaber von Aken, der in Geisteszerrüttung verfallen war, wurde dieser Tage in das hiesige allgemeine Krankenhaus gebracht, wo er am 2. d. M. starb. Er tobte fürchterlich und rief in seinem Wahnsinn einmal über das andere: »Ich bin Gottes Sohn!« Der größte Theil seiner Menagerie befindet sich noch in Bremen; nur ein Theil davon ist hier. Zerrüttete Finanzen sollen den unglücklichen Zustand und das Ende des sonst so braven Mannes herbeigeführt haben. — Die Oper: Gustav von Auber hat bereits auf unserer Bühne neun Vorstellungen erlebt; sie ist hier prächtig in die Scene gesetzt und findet stets nach Verdienst ein zahlreiches Publikum. Am 21. November wurde zum erstenmale aufgeführt: Der Krämer und die Herzogsbraut, historische Tragödie-Komödie (?) in vier Akten, nebst einem Vorspiel. Nach einer Novelle von W. Blumenhagen bearbeitet von F. von Holbein. Ein höchst erbärmliches Machwerk! — Die am 27. Nov. zum erstenmale gegebene Oper: »Die Familien Capuleti und Montecchi« von Bellini, ist mit stürmischem Beifall aufgenommen worden. Der November hat uns mehre interessante Konzerte gebracht. Nachdem die beiden eingeborenen Virtuosen, Dem. Fürst und Hr. Pacius, die Saison eröffnet hatten, trat am 13. Nov. eine Pianistin, Bertha Lewig, gleichfalls eine indigena, auf, und zeigte die schönsten Anlagen in dem Vortrage eines Theiles des A-moll-Konzertes von der Komposition des Frankfurter Meisters J. Schmitt und der Tellvariationen von Herz. Am 15. Nov. gab Hr. Eduard Marxsen, gleichfalls ein Sohn Hammonia's, sein Konzert im Apollo-Saal. Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Wien hat derselbe unter Seyfried die Harmonielehre und Setzkunst mit großem Erfolge studirt. Das Programm seines Konzertes umfaßte acht Nummern, und diese acht waren alle von der Komposition des Konzertgebers! — Am 19. Nov. gab der Orgelmeister Apel, Musikdirektor und Organist zu Kiel, ein Orgelkonzert in der St. Katharinenkirche. Wer, der in der musikalischen Welt nicht ganz Fremdling ist, kann diese Orgel hören, ohne daß Erinnerungen sich seiner Seele bemächtigen, die so erhebender als ernster Art sind! Diese Orgel rührte einst zur Ehre Gottes und der ihm geweihten Tonkunst, Johann Adam Reinken, welchen wieder zu sehen, der Heros göttlicher Harmonieen, der Riese der Tonkunst, Johann Sebastian Bach, im Jahr 1717 von Weimar aus eine Reise nach Hamburg machte. Und hier in Hamburg auf der Katharinenorgel ließ der unsterbliche Bach vor einem großen Auditorium während zwei Stunden seine geweihten Töne erklingen. Da tritt der alte hundertjährige Reinken zu dem großen Meister, und spricht unter Thränen: »Ich vermeinte, diese Kunst wäre gestorben; aber ich sehe, ich höre, daß sie in Ihnen noch lebt.« — Diese ganze Scene stand lebhaft vor den Augen meines Geistes, als ich die Kirche zu St. Katharinen betrat, wo ein Apel an kunstgeweihter Stätte seine Meisterschaft übte! Am 26. Nov. gab der treffliche Violoncellist, Hr. S. Lee, ein sehr interessantes Konzert im Apollo-Saal, das die anwesenden Kunstfreunde im hohen Grade befriedigte. Ich werde Ihnen mit meinem nächsten Berichte Näheres darüber mittheilen.

Anagramm.

(Siebenmalige Andersstellung der sämmtlichen Buchstaben.)

Eine Abendgesellschaft.

Einer.

Das Eins ist leider schon zu Ende,
Die schöne, gold'ne Zeit vorbei.

Ein Anderer.

Zur Arbeit müssen Kopf und Hände.
Man darf nicht denken mehr an's Zwei.

Ein Dritter (zum Vierten).

Wär' nur der Winter schon vorüber
Mit seinem dürft'gen Zeitvertreib!

Vierter.

An's Drei gedacht! an's Drei, mein Lieber!
Daß bald dir werd' ein holdes Weib.

Fünfter.

Seht doch das Vier dort jener Streiter!
Der Gegenstand ist Politik.

Sechster.

Gebt Acht — ihr Vier geht immer weiter —
Sie fassen sich im Augenblick.

Siebenter.

Die Nacht wird's kalt — ich wette, morgen
Wird's Fünfe draußen im Gefild.

Achter.

Wir haben — seyd nur ohne Sorgen —
Schon and're Luft, 's wird wieder mild.

Neunter.

Uns bracht' das gute Fünf der Trauben
Dieß Jahr ein herrliches Gewächs.

Zehnter.

Doch war — Sie werden mir erlauben —
Der elfter Wein bei weitem Sechs.

Elfter.

Was gibt's dort in der Stube drüben?
Was mocht' es für ein Lärm wohl seyn?

Zwölfter.

Die lust'gen Zecher all' die Sieben,
Das thut der vier und dreiß'ger Wein.

Nieder-Halt, bei Ahrte. Karl Dietr. Aubenfloh.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 215.

Stichwort.

Theateranzeige.

Montag, den 15. Dezember. Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in 3 Abtheilungen von J. Nestroy, Musik von A. Müller.

Mittwoch, den 17. Dezember. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Die Laune des Verliebten, Schäferspiel in 1 Akt von Göthe. Hierauf zum Erstenmal: Der Besuch im Irrenhause, Oper in einem Akt, nach dem Franz. des Scribe frei bearbeitet von F. L. Rhode, Musik von J. Rosenhain. Zum Beschluß: Der Plapregen als Eheprokurator, dramatisirte Anekdote in 2 Abtheilungen von E. Raupach.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 220. 16. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man nur unter der Adresse:
An die Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition, für das Konversationsblatt
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Farben zu Schillers Bilde.

(Aus: Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß; herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg, Winter 1834.)

Im April 1805 schreibt Voß an Christian Niemeyer aus Weimar:

»Schiller sehe ich nicht so oft als Göthe, weil er des Abends zu arbeiten pflegt; doch gehe ich regelmäßig zu ihm Mittwochs und Sonnabends von 3 — 4 Nachmittags. Ich habe diesen Mann vollkommen so lieb wie Göthe, stehe aber in ganz andern Verhältnissen zu ihm. Zu Göthe ist meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich gränzenlose Liebe, aber nicht so jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unser einer. Göthe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Schiller nun ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco“ versteht und als ein „dulce est“ ansieht. Und da solltest Du ihn einmal in einer heitern Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer nnd noch andern Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war der Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freude muß gesungen haben. Besonders jene Zeile:

Diesen Kuß der ganzen Welt!

paßt auf ihn und enthält seinen Hauptcharakter, seine Liebe und sein Wohlwollen gegen alle Wesen, die er an sein Herz drücken möchte. Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zusammen, brachten darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, der vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nahm. Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauspielhause auf seiner Loge. Da sprach er noch von der Freude, die er am vorigen Abend gehabt habe und versprach, dieselbe Gesellschaft nächstens auf seinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr sey bewirthet worden. »Aber unter uns wollen wir seyn,« fügte er leiser hinzu, »damit wir nicht gestört werden;« wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wollzogen wieß.

Und diese liebenswürdigen Männer wärer mir beide diesen Winter fast durch den Tod entrissen worden. Gegen Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demselben Uebel, an heftigen Obstruktionen. Ich habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4mal gewacht und bei Göthe 2mal. Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner liebenswürdigen Selbstvergessenheit und Theilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich Anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos seyn dürften, zu leben wünsche. — Als ich neulich dem alten Griesbach von Schiller's Liebenswürdigkeit während seiner Krankheit erzählte, sagte er mir: »Und das ist noch nichts gegen Schiller den Krankenpfleger.« Und nun erzählte er mir, wie Schiller vor 6 Jahren die Gattin gepflegt habe, als sie (im Griesbach'schen Hause) ein unglückliches Wochenbett gehalten. — Liebster Freund, warum sitzen wir nicht beisammen? Ganze Tage wollte ich Dir von diesen einzigen Männern erzählen.«

Am 12. August 1806 schreibt Voß an denselben: »— — — Du bittest mich, ich soll Dir von Schiller schreiben, und, theurer Freund, diese Bitte hat meinem Herzen sehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und stündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor dessen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edlen machte, jedes Gespräch aus seinem Herzen, jedes Wort aus seinem Munde, jede Scene, die ich in seiner Familie mit angesehen habe, lebt frisch in meiner Erinnerung. Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen, und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, sterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir ist das traurige, aber süße Geschäft geworden, Tröster seiner trostlosen Familie zu seyn. — Erwarte, wenn ich dießmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialischen Züge; nein! ich will Dir den Hausvater, ach! den sterbenden schildern. Den genialen Schiller kennst Du aus seinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste.

Kurz vor seiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich Dir schon geschrieben habe, die 8 Tage dauerte. In dieser Zeit bin ich ihm, meine Schulstunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war

sehr krank, erschöpft durch Fasten und Obstruktion, aber demungeachtet heiter und sogar fröhlich beim geringsten Anlasse. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. »Bin ich denn wirklich so matt?« fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einigemale auf- und abgegangen waren, stellte er sich vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: »Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können.« Um 12 Uhr ward er sehr unruhig, und es folgte die Scene mit der Gattin, die ich schon früher geschildert habe. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: »Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher?« Ich beruhigte ihn mit Liebkosungen. »Hab' ich auch verwirrt gesprochen?« fragte er mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste »Nein!« versicherte. »Hat meine Frau auch etwas gemerkt?« fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. – Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spassen, und verglich sich mich Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seyen ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Oeffnung so unruhig und bange mache. Ich rieth ihm, nur einen Versuch zu machen und geduldig die Zeit zu erwarten. »Sie haben Recht,« erwiderte er, »Gelegenheit macht Diebe,« und folgte meinem Rath. Als er nun so auf jenem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird als der Thron, saß, verglich er sich mit Cato, der auch einmal in dieser Position gesessen und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei lustige ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergötzten, und so verflossen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulirte. »Nun,« sagte er ganz gleichmüthig, »bin ich wieder gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln.« Und so legte er sich zu Bette, und schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. — »Ach!« sagte er mir am folgenden Tage, »die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre 2 Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde.« — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es sey Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger, nicht diese Freude rauben. Diese Liebe rührte mich zu Thränen. »Mein bester Hofrath,« sagte ich, »Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen.« Als er nun meinen Vorsatz sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu scherzen. »Sie hätten,« sagte er, »nur auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen;« worauf er nach einer kurzen Pause lächelnd hinzufügte: »Nicht wahr? dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sey gestorben und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte?« Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete, und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einathmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde mit ihm »schmarotzen.« Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum erstenmale wieder mit ihm spazieren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiseplane, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du hast nicht erlebt, was Du in den seligen Minuten Dir vorträumtest! Deine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Bald sollte der finstre Winterschlaf folgen. — Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. »Eine Reise nach dem adriatischen Meere,« sagte er, »wird mir zu kostbar; ich brauche dazu 1500 Thaler, die kann ich nicht daran wenden.« Wir machten einen Reiseplan nach Kuxhafen, und ich führte ihn schon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gastfreien Dithmarseyn, in dessen Hütte es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige unendliche All heimgekehrt. Dort ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht, seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kuxhafen; ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schillern starr ins Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in Betrachtung seiner himmlischer Gesichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuern Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letztenmal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. »Da liege ich wieder!« sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon 4 Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrte in diesem Zustande 24 Stunden. Als sein Bewußtseyn zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an, bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geistesgegenwart, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags. Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphta; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. — In dem einliegenden Papier wirst Du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupt des Edlen, und hebe sie auf zu seinem Angedenken.«

»— — — Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchlies't, findet er, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: »der letzte Neujahrstag,« statt »erneute« oder »wiedergekehrte« oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom »letzten« Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besuchte er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sey, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Göthe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu seyn.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Ueberirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. »Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!« Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden.

(Schluß folgt.)

Mantelrede, in den Wind gesprochen, von M. G. Saphir.

(Wiener Theaterztg.)

Es war an einem jener schönen und heitern italischen Novemberabende, wie sie hier gewöhnlich sind: es schnitt eine kalte Luft herab; der Wind pfiff mir in die Ohren, als ob ich ein schlechter Schauspieler wäre, es regnete nicht so eigentlich, aber es thaute nebelich herab, und der Himmel sah aus, wie eine junge Wittwe, die gerne weinen möchte und nicht recht kann; kurz es war so ein politisches Wetter, man hätte es eben so gut für trocken als für naß, für recht schön und für herzlich garstig nehmen können. In einem solchen Wetter muß der Mensch entweder am Schreibtisch hocken und etwas schreiben, von dem man auch nicht weiß, ob es naß oder trocken ist; oder er muß zu seiner Geliebten schleichen, von der man oft auch nicht weiß, ob sie kalt oder warm ist. Ich hatte weder Lust zum Ersten und Mangel am Zweiten, und dennoch beschloß ich auszugehen, um von dem schönen Wetter zu profitiren.

Ich beschloß auch in diesem Herbste zum erstenmale meinen Mantel wieder umzunehmen. Es ergreift mich immer ein wehmüthiges Gefühl, wenn ich alle Jahre wieder meinen Mantel hervorsuche, um mich in ihn einzuhüllen. Er kommt mir dann immer vor, wie ein verlassener Freund, wie ein vernachlässigter Gönner, zu dem man nur immer wieder zurückkehrt, wenn uns der Sonnenschein verläßt, und wenn er uns neuerdings Gutes thun, uns schützen und wärmen soll!

Man hängt oft so einen Freund an den Nagel, wenn man ihn nicht mehr zu gebrauchen gedenkt: so wie überhaupt der Mensch so vielerlei Dinge an den Nagel hängt und sie am Ende wieder holt. Nur Eines hängt der Mensch zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herabnimmt — sich selbst.

Die ganze Kunst im menschlichen Leben besteht darin, die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen; d. h., die rechten Sachen zur Zeit an den Nagel zu hängen, oder eigentlich: die Sachen zur Zeit an den rechten Nagel zu hängen, und sie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen!

Mancher Schriftsteller hätte seinen Ruhm nicht überlebt, wenn er seine Feder zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; mancher Held würde seinen Lorber nicht zerfallen gesehen haben, wenn er sein Schwert zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; und mancher Kaufmann würde seinen Reichthum nicht verschwinden gesehen haben, wenn er seine Spekulationslust zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte. Darum: die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel hängen und zur rechten Zeit wieder herunter nehmen, das heißt man: den Nagel auf den Kopf treffen; wer das verkehrt thut, der trifft den Kopf auf den Nagel und bleibt all sein lebenlang vernagelt! —

Bei keiner Sache, selbst bei einem Diebe, ist das zur rechten Zeit aufhängen so wichtig als bei einem Mantel! Wer seinen Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen und zur rechten Zeit herunter zu nehmen weiß, der ist ein Philosoph und sein Mantel ist ein Sokratesmantel, und ein Doktor Faust'smantel, und ein Deckmantel und ein Glücksmantel.

Den Mantel nach dem Winde hängen, das ist ein Leichtes in unserer Zeit voll Wind, in unserer Welt voll Windbeutel; das eigentliche tiefe Geheimniß der Schlauen und Pfiffigen besteht eigentlich darin, den Mantel nach dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht! Gehorsamer Diener! das ist eine große Aufgabe! Ein wahrer Weltmann, d. h., ein wahrer Mann der Welt, nicht ein Mann der wahren Welt, ein solcher Mann hängt schon im August den Mantel nach dem Winde der im Jänner gehen wird, um dann den Jännerwind nach seinem Augustmantel hängen zu können.

Es gibt Mantelkünstler auf der Welt, Menschen die ihren Mantel so lange nach dem Winde gehängt haben, bis der Mantel zuletzt umgekehrt wiederum seinen Menschen in den Wind hängt. Die Redensart: Man muß den Mantel nach dem Winde hängen, taugt überhaupt nicht; es muß heißen: Man soll den Mantel in den Wind hängen, um zu sehen woher der Wind bläs't, dann erst »muß man

sich nach dem Mantel hängen!« Der Mantel muß stärker seyn als der Mensch, sonst hängt am Ende der Mantel nach dem Winde, aber nicht der Mensch. Im Grunde meint man mit dem Sprüchworte: »Man muß den Mantel nach dem Winde hängen,« nur »man muß sich nach dem Winde hängen,« denn der Mensch, sein Körper ist ja bloß der Mantel seiner Seele, und alle guten, schwachen und kuriosen Seelen hängen diesen ihren Mantel immer nach dem Winde.

Ich habe Menschen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch ihren Mantel so nach dem Winde zu hängen wußten, daß sie in allen Mantelrollen zu Hause und echte Mantelkinder des Glückes waren.

Ich habe andre Menschen gekannt, die es so wenig verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß sich jeder Wind an ihnen hing und sie fortführte und sie beständig den Mantelsack nach dem Winde hängen mußten!

Andre Menschen sind noch ungeschickter und hängen ihren Mantel nach dem konträren Wind! denen geht auch alles konträr, denn wenn auch der Mensch glaubt, er nimmt den Mantel mit, im Grunde nimmt doch der Mantel den Menschen mit.

Es gibt viele Menschen, die, weil sie ihren Mantel nach dem Winde hängen, gewiß alle ihre Worte in den Mantel hängen, jedem Worte, jedem Ausdrucke ein Mäntelchen umhängen, die alle ihr Reden und Thun deßhalb so bemänteln, daß alles was sie sagen dann in den Wind gesprochen ist.

Es gibt viele Menschen, die ihre lustigsten Stunden einem Trauermantel zu verdanken haben und die das traurigste Herz unter einem Bajazzomantel tragen.

Es gibt Menschen, die unter dem Mantel der Scheinheiligkeit den Pferdehuf verbergen; Andre, die unter dem Mantel der christlichen Nächstenliebe dem Nächsten seinen Mantel und Rock ausziehen.

Ich habe Menschen gekannt, die sehr einseitig waren und den Mantel doch auf beiden Schultern trugen; ganz andere hängen den Mantel bloß deßhalb nach dem Winde, damit sie das Futter herausbringen! — Alles dieses und noch Mehres, was noch in meinem Mantel blieb, dachte ich als ich meinen Mantel wieder umnahm; ich wickelte mich fest in ihm ein und dachte: Es ist eine verwickelte Geschichte!

Aus Mailand.

Nebst Mad. Pasta und Ronzi de Begnis, erste Sängerinnen, dann Mad. Bottrigari (Contrealt) werden in nächster Karnevalsstagione noch folgende Künstler in dem k. k. Theater alla Scala beschäftigt seyn. Poggi und Reina, als erste Tenore, Cartagenova und Marini als erste Bässe, die Damen Bayllou, Leva und Ruggieri, und die HH. Pochini, Vaschetti, Boeri, Spiaggi, Novelli und Rodda für Vertretungs- (Supplementi) und zweite und dritte Rollen. Die erste in die Scene gehende Oper heißt Gemma di Vergy, Buch von Bidera, Musik von Donizetti eigends für diese Gesellschaft verfaßt. Abwechselnd mit dieser werden noch folgende Opern gegeben werden: Catorina di Guisa von Coccia, Olivo e Pasquale von Donizetti, Norma von Bellini und die hier noch nicht gehörte Emma d' Antiochia von Mercadaute. Das Balletpersonale hat Hrn. Monticini als Kompositeur; er wird mit dem großen Ballette Varego Duca d' Estonia und dem kleinern lo Sposalizio dopo la morte (die Heirath nach dem Tode) in die Scene gehen. Als erste Tänzer sind Dem. Schlanzowsky von Wien und Hr. Casati engagirt. Mad. Molinari, ihr Gatte, die HH. Bocci, Trigambi, Monti und andere sind bestimmt als Mimen zu wirken. — In dem k. k. Theater alla Canobbiana werden die mit dem 1. d. M. bereits daselbst begonnenen Leistungen der Schauspielergesellschaft Nardelli Statt finden, und vom 26. d. M. an, in den Zwischenakten ein großes Ballett unter dem Titel: Issione fulminato da Giove von Albini gegeben werden. Im Teatro Rè wird die Schauspielergesellschaft Goldoni, im Teatro Carcano jene der HH. Pisenti und Solmi dramatische Darstellungen in die Scene bringen.

Mannigfaltigkeiten.

(Der Alchimist.) Ein berühmter Alchimist, der durchaus von sich behauptete, die unfehlbare Kunst des Goldmachens erfunden zu haben, hatte bei Pabst Leo X. schon mehre Bittschriften eingereicht, um für so glorreiche Bestrebungen eine Prämie zu erhalten. Endlich begab er sich eines Tages selbst in den Vatikan, um Sr. Heiligkeit dieß Anliegen auch mündlich vorzutragen. Leo aber gab ihm eine leere Geldbörse mit den Worten: Da Du das Goldmachen selbst verstehst, so hab' ich nicht nöthig, sie Dir anzufüllen! Der arme Alchimist seufzte aus tiefer Brust und zog beschämt von dannen.

(Kolumbus in Island.) Interesse erregt gegenwärtig in Italien die Mittheilung des Hrn. Prof. Magnussen zu Kopenhagen, daß er binnen kurzem die Beschreibung einer Seefahrt erscheinen lassen werde, welche Christoph Kolumbus im Jahre 1477 nach Island unternahm.

(Genua's Paläste.) Genua könnte man füglich die Stadt der Paläste nennen. Sowohl von den Kaisern Karl V., Philipp II., Joseph II., als auch von König Ludwig XII. wird die Aeußerung gegen genuesische Patrizier erwähnt: »Sie wohnen besser als ich!«

(Wandmalereien in den Schulstuben.) Das zu Florenz erscheinende Giornale dei Fanciulli enthält einen lesenswerthen Aufsatz über die Zweckmäßigkeit, die Wände der Schulstuben mit Zeichnungen oder Malereien zu versehen; und zwar mit solchen, welche dem Fassungsvermögen der Jugend angemessen sind. Der Verfasser gibt den Rath, insbesondere bunte Landkarten mit Oelfarbe daran zeichnen zu lassen, worauf die Flüsse, Bergketten, Gränzbezeichnungen u. s. w. besonders hervorgehoben und die Städte durch größere oder kleinere schwarze Punkte angezeigt wären.

(Der Theatersensal Angelo Solimani.) Dieser Mann, dessen Leben ein wahrer Roman ist, der viele Jahre bald als Impresario, bald als Capo-Comico, als Suggeritore und zuletzt als römischer Theatersensal thätig war, starb vor wenigen Wochen, 80 Jahr alt zu Rom. Er glich einem wandernden Archiv von tausend Theateranekdoten, und in mehr als einer Beziehung, besonders hinsichtlich seiner Kleidung und Witzworte, konnte man ihn als modernen Diogenes bezeichnen.

Konzertanzeige.

Die verdienstvolle Harfenspielerin, Demoiselle K. Arnold, wird Dienstag, den 16. Dezember, unterstützt von Hrn. Schmezer, Mad. Fischer-Achten und andern Mitgliedern des hiesigen Künstlerpersonales, ein Konzert im Saale des Weidenbusches geben, worauf wir das verehrte Publikum hiermit aufmerksam machen wollen.

Theateranzeige.

Dienstag, den 16. Dezember: Der Taubstumme, oder: Der Abbé de l'Epée, historisches Drama in 5 Abtheilungen, von Bouilly, aus dem Franz. übersetzt von Kotzebue. Vorher: Das getheilte Herz, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, №. 221. 17. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York) u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

L i e d.

Die Mutter wiegt ihr Kindlein ein,
Es weinet, ihm ist bang;
»Bald wird dir wieder besser seyn,
»Sey still mein Kind, schlaf lang'!«

Und als das Kindlein schlafen kann
Kein Wort die Mutter spricht,
Sie schaut das Schlummernde kaum an
Und regt und rührt sich nicht!

Doch ach, ein Seufzer ist entfloh'n,
Er stört des Kindleins Ruh',
Es schließt nach diesem leisen Ton
Die Aeuglein nicht mehr zu.

O Gram, entschläfst du nach und nach,
Herz, dann sey Ruh' dir Pflicht;
Denn ruft ein Laut das Leiden wach,
Verstummt es ewig nicht!

Karoline Leonhardt.

Jean Lacroix, oder die Belagerung von Sancerre im Jahr 1573.

(Novelle von J. Schuster.)

König Karl der Neunte von Frankreich verfolgte hinterlistig und verrätherisch seine reformirten Unterthanen, die seinen königlichen Versprechungen harmlos vertraut hatten, mit Feuer und Schwert. Angst und Schrecken herrschten in dem Lande. Die rachedurstigen Hugenotten griffen zu den Waffen und wie durch ein Wunder häufte sich die Zahl der wüthenden Aufrührer auf eine Weise, welche die Königlichen in Furcht und Besorgniß setzte. Mit einem mächtigen Heere zogen letztere in das Feld und überall, wo sie hinkamen, brachten sie Mord und Zerstörung mit sich. So erschien auch der Herr de la Chastre mit viertausend Kriegern vor Sancerre in dem Herzogthume Berry, wohin sich die Hugenotten mit dem Vorsatze geflüchtet hatten, sich auf das hartnäckigste zu vertheidigen. Fürchterliche Anzeichen hatten, wie die damaligen Chronisten erzählen, der Stadt die Unglücksfälle vorher verkündet, die ihr bevorstanden: ein feuriges Schwert war am Himmel gesehen worden, und eine furchtbare Seuche wüthete in der Gegend, von den Aerzten die Kolik von Poitou genannt, weil sie zuerst in dieser Provinz ausbrach. Es war diesen Herren Aerzten leichter, der Krankheit einen Namen zu geben, als sie zu heilen. Obgleich die guten Einwohner von Sancerre in diesen Vorzeichen den göttlichen Zorn wider die römische Kirche wahrnehmen wollten, so genossen doch weder Sancerre, noch andere Städte, die der Reform zugethan, den Vorzug, verschont zu bleiben. Aber trotz allem diesem großen und entsetzlichen Mißgeschicke hielten die Getreuen von Sancerre mit beharrlicher Ausdauer wider die katholische Armee Stand. Der Herr de la Chastre ward, obgleich Meister in der Großsprecherei, mehremal zurückgeschlagen, und besonders war der neunzehnte Tag des Märzes ein Schreckenstag für ihn: kaum gelang es ihm, während eines Blutbades in der Bresche der Gefangenschaft, mit Wunden bedeckt zu entfliehen. Ein anderesmal gelang es dem Herrn de la Chastre, durch Verrath in die Citadelle zu dringen, aber er fand [illegible] solch einen [illegible] Widerstand, daß es ihm unmöglich ward, sich zu behaupten: mißmuthig zog er sich schneller zurück, als er vorgedrungen war. Der Stadtamtmann Johanneau, der bei dieser und andern Gelegenheiten Proben seines Muthes abgelegt hatte, ward von den dankbaren Bürgern zum Gouverneur der Stadt und Festung von Sancerre erwählt, und es gab keinen Einwohner, der nicht von ganzem Herzen diese Wahl gut geheißen hätte. Johanneau war in der That ein Mann von vielem Verstande und seltener Tapferkeit; aber so schön auch die Vorzüge waren, die ihn zierten, so kräftig er auch wider seine und seines Glaubens Feinde stritt, die Feinde in seinem Innern vermochte er nicht zu besiegen: er war der Sklave seiner Leidenschaften, und besonders konnte er der heißen Neigung für die Frauen nicht widerstehen.

Dem Stadtamtmann zur Seite standen viele Offiziere und Soldaten, die im Heldenmuthe mit ihm wetteiferten. Insbesondere aber zeichnete sich einer sowohl durch seine athletische Gestalt wie durch seine kriegerische Thaten vor allen andern aus, und der Gouverneur nannte ihn, wenn er bei guter Laune war, den Roland seiner Krieger. Es war der Büchsenschütze Jean Lacroix, Feldwebel seines Ranges, kräftig wie Herkules, schön wie Apollo, — und verliebt wie Amore. Mariette war es, die Tochter des Posamentirers Ribour, für die der brave Lacroix in heißer Liebe entbrannt war.

Das Mädchen blühte in Liebreiz und Unschuld, aber in ihrer Kindlichkeit hatte sie noch keine Ahnung von den glühenden Gefühlen, die sie in der Brust des jungen Kriegers erweckt hatte. Noch waren nur Bänder und Kopfputz und Mieder die Gegenstände, auf welche sich ihre Wünsche beschränkten, und mit dem Feldwebel kos'te sie in kindischer Unbefangenheit, ohne daß ihr Herz, noch unbekannt mit der Sehnsucht der Liebe, sich zu ihm hingezogen fühlte. Peinliche Lage eines Liebenden, Tag und Nacht nach einem Mädchen zu seufzen, das in ihrer fröhlichen Unschuld, die Flamme, die sie angefacht, nicht zu begreifen im Stande ist! —

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon's verschiedene Gestalten.

Nach P. F. Tissot von J. Schuster.

Die Gestalt aller Menschen erhält durch ihre Lebensgewohnheiten, ihre Erziehungsweise, ihre Gedankenrichtung, durch die Anwendung ihrer Fähigkeiten, die Natur ihrer Leidenschaften, so wie durch ihre gesellschaftliche Stellung und die verschiedenen Aemter, die sie bekleiden, gewisse Modifikationen, welche sie fast ganz verändern, und endlich ein neues Gepräge schaffen, das in die Nachwelt übergeht, wenn sie von der Natur ausersehen sind, in den Jahrhunderten fortzuleben. Große Künstler, große Feldherren, große Fürsten, besonders diejenigen, die alle Prüfungen des Schicksals erfahren, rechtfertigen beständig diese Beobachtung. Jede Epoche ihres Lebens drückt ein eigenes Siegel auf ihre Physionomie, als solle es ihre gegenwärtige Lage offenbaren. Ich fand einen neuen Beweis der Wahrheit dieser Beobachtung in den verschiedenen äußern Metamorphosen Napoleon's, der für mich der Gegenstand einer fortdauernden Aufmerksamkeit seit seinem Erscheinen auf dem Schauplatze, bis zu seiner Abreise nach Sankt-Helena, gewesen war.

Ich sah Napoleon zum erstenmale am Tage des 13 Vendemiaire im Hofe der Tuilerien; er war zu Pferde, steif, ohne Grazie und schlecht genug sitzend, er zeigte durchaus nichts von dem, was man militärische Tournüre nennt. Er war blaß, mager, und hatte eingefallene Wangen; die platten Haare, die auf [illegible] Seiten [illegible] in Hundsohren (en oreilles de chien, ein Ausdruck der damaligen Zeit) herabfielen, gaben ihm ein entstelltes Ansehen. Gleichwohl weiß ich nicht, woher der verächtliche Ausdruck der schönen Gesellschaftsfrauen der Madame de Beauharnais entstand, die ihn den häßlichen General nannten; wenn man auch gerade nicht gefallen kann, so ist man doch nicht häßlich mit einer Figur wie die seinige, mit einem reizenden Lächeln und Augen, welche Blitze schossen. Er schien ernst, strenge, wenig zufrieden mit dem Glücke. Sein Aeußeres trug noch nicht das Anzeichen seines Genies und seines Geschickes. Niemand würde bei seinem Anblicke gesagt haben: »Das ist ein großer Mann.« Der große Mann blieb verborgen während der ganzen Zeit, in der er unter der Hand des Direktoriums zu bleiben verdammt und auf das obskure Amt des Kommandos der siebenzehnten Militärdivision beschränkt war. Er offenbarte ihn erst auf dem Gipfel der Alpen, indem er unserer nur zu lange Zeit auf den Bergen gefesselten Armee die Ebenen des fruchtbaren Italiens zeigte. In diesem erhabenen Augenblicke erschien er den Soldaten und Generalen wie der mit einer unwiderstehlichen Gewalt bekleidete Genius des Kommandos. Zum Unglück für den Erfolg meiner Studien dieses Modells, konnte ich ihn zur Zeit seiner ersten Auffahrt nach den hohen Regionen, die seines Gleichen bewohnen, nicht überraschen; ich sah ihn nicht inmitten seiner Inspirationen, in der Erzeugung seiner Wunder, und als er die unsterblichen Proklamationen diktirte, die unsern Soldaten Dinge geboten, die seine Seele und ihre Kühnheit allein für möglich halten konnten.

Bei der Rückkehr aus Italien — sey es, daß die natürliche oder erkünstelte Ruhe seiner Physionomie, oder der Schleier, in den er sich hüllte, um nicht den Argwohn einer scheuen Autorität zu erwecken, das große Gepräge Italiens auf seiner Gestalt verwischt hatten — fand ich nicht in dem rastenden Napoleon den Charakter, den er zu Montenotte, auf der Brücke von Arcole, auf der Anhöhe von Rivoli hatte, wo er jedem Auge wie jeder Einbildung in übernatürlicher Größe erschien. Statt auf den Schlachtfeldern schnell gealtert zu seyn (eine Aeußerung Napoleons) schien er verjüngt, sein Antlitz war voller und weniger blaß; es herrschte eine Miene der Zufriedenheit und Heiterkeit darauf. Seine kurzsilbigen und bündigen Worte fanden Eingang, glichen aber noch nicht den Orakeln.

Wenige Tage nachher wohnte ich im Hofe des Luxembourg der Ceremonie der Ueberreichung der Fahnen der italienischen Armee bei. Mitten im Beifallgetöse, wovon der Hof des Luxembourg und alle seine Zugänge wiederhallte, hatte Napoleon, mit aufgerichtetem Haupte, funkelnden Blicken und ruhiger Miene, den heroischen Ausdruck der Figur von Italien wieder angenommen, aber derselbe General, der zu Mailand wie ein König Hof hielt und zu seiner Kaiserrolle präludirte, ließ keine Spur eines, durch die Huldigung, die er den Mitgliedern des Direktoriums mit seiner Lorbeerkrone zu bringen sich genöthigt sah, verletzten Stolzes merken; nichts verkündete, daß er über den Plan nachsann, den er selbst durch jenes bemerkenswerthe, zu einem unserer diplomatischen Agenten bei der Regierung zu Venedig gesprochene Wort verrathen hatte: »Ich werde der Brutus der Könige und der Cäsar Frankreichs seyn.«

(Fortsetzung folgt.)

Scene aus einem noch ungedruckten Lustspiele.

Von ....ff.

([illegible] Seitenstück zu dem Artikel »Gäste zu vermiethen« in Nr. 186 dieses Blattes.)

Frau Geheimeräthin Marabout, Herr Bachstelze, (tritt in übertriebnem elegantem Ballanzuge ein, seidne Strümpfe, Lorguette, einen Claque in der Hand) singt:

> Freud' und Lust! wo ich mich zeige
> Schwindet die Verlegenheit;
> Wozu helfen Flöt' und Geige
> Sind die Tänzer nicht bereit!
> Hübsche Gäste jeder Sorte,
> Alles, was den Ball nur ziert,
> Lanner, Strauß, Getränk und Torte
> Wird von mir komplett fournirt!

Mad. Marabout. Mit wem hab' ich die Ehre?

Bachstelze. Ich bin Bachstelze — Erfinder und Arrangeur der Thee dansants und Hausbälle, Entrepreneur der Tänzer à Prix-fix.

(Er übergibt seine Adreßkarte.)

Mad. Marabout. Erklären Sie sich deutlicher, mein leichtfüßiger Herr Spekulant.

Bachstelze. Madame, das schöne Geschlecht, die Blüthe unserer Stadt, erschöpft sich in Klagen darüber, daß auf unseren Bällen beinahe gar keine Tänzer mehr aufzutreiben sind,

die jungen Herren spielen l'Hombre, Whist, oder was schlimmer noch ist, ziehen sich hinter die Vorhänge zurück und sprechen von Politik, da ist denn eine mit Langeweile geschwängerte Atmosphäre unvermeidlich; es folgt eine allgemeine Zersetzung des Frohsinnns in seine Bestandtheile und die Geige und die Klappertrompete freuen sich allein, während jene tanzfähigen aber nicht tanzwilligen Herren die Staatsregierung nach ihrem Sinne modeln. Dieß steht mit den Tänzern meiner Anstalt nicht zu befürchten.

Mad. Marab. Ach, ich verstehe.

Bachstelze. Und vollends die kleinen jungen Mädchen, die lieben Backfischchen, — verzeihen Sie den Ausdruck, er blieb von der Universität — an die man noch nicht denkt und die liebenswürdigen edlen Mütter, an die man nicht mehr denkt? Glauben Sie vielleicht, Ihre Eingeladenen, diese Egoisten aller Bälle, würden sie zum Tanze auffordern? Nein, Madame, dazu bedarf es Männer, Männer, die im Bewußtseyn ihrer Pflicht, Männer, die, so zu sagen, in der Frohne —

Mad. Marab. (schnell) Und kennen Sie solche?

Bachstelze. Ja, Unermüdliche, Dauerhafte, wahre Lokomotivmaschinen, mit einem Worte, Quatrilletänzer, Quadrillegänger, Eilwalzer, ordinäre und obligate Galloppirer, auch junge Herren von nobler Assurance mit Tenor und Baßstimmen die Touren auszurufen, nöthigenfalls springen sie als Ersatzmänner für gefallene Tänzer ein; ich bin mit allem versehen; ich sorge sogar für die Wanddekoration oder Verkleidung.

Mad. Marab. Ah! da liefern Sie auch die Polstersitze an die Wände umher?

Bachstelze. O nicht doch! Unter Wanddekoration verstehen wir den nicht mitwirkenden, den stabilen, auch fossilen Theil der Gesellschaft, diejenige Klasse unserer Bevölkerung, die man längs den Wänden aufstellt, und welcher das patriarchalische Geschäft obliegt, dem Tanze zuzusehen, auf einem bestimmten Standpunkt vor Hitze zu ersticken und daselbst von Zeit zu Zeit mehre Gläser Limonade bis auf die Hefe zu leeren, oder sich durch den Genuß von Gefrornem eine Erkältung des Magens zuzuziehen.

Mad. Marab. Nun verstehe ich, Sie beschäftigen sich einzig nur mit dem Personal.

Bachstelze. Richtig! Sehen Sie, hier ist das Programm zu einer Tanzsoirée, die ich morgen Abend bei dem Mr. Satisfy, dem achtbaren Haupte einer hier privatisirenden englischen Familie, deren Hauptbestandtheil acht erwachsene Töchter sind, anordne; außer einigen eingewanderten Großbritanniern und allenfalls dem Wirthe unseres ersten Gasthauses, dessen Oberkellner, u. s. w. ermangeln sie aller Bekanntschaft. Der Ball wird aus 150 Personen bestehen.

Mad. Marab. Wirklich?

Bachstelze. Sie werden sehen; ich habe hier einen vorläufigen Ueberschlag des Festes, hören Sie — :

Ueberschlag über zu liefernde Gegenstände und übernommenen Arbeit zum Balle und für Rechnung des Herrn Satisfy.

1. 50 Tänzer nach dem neuesten Geschmack hergestellt, blaue Fraks, angenehmes Aeußere, weiße Wäsche, durchbrochene Strümpfe, 5 Fuß 6 Zoll, Claquehüte, untadelhafte Sitten, das Ganze theils neu, theils gut aufgefrischt vom Lager weg . . . . fl. 200 —

Mad. Marab. Das macht per Kopf?

Bachstelze. Sie meinen per Fuß — das macht per Fuß fl. 4.

2. Als Wandverkleidung geliefert sechs gute Mütter, sammt Pelerinen und Turban, diese zu fl. 5 24 per Kopf fl. 32 24

3. Vier ehrwürdige Glazen, die Ecken des Saales zu garniren, desgleichen vier gepuderte Köpfe in die Mitte, alles schwarz gekleidet, Schuhe und Strümpfe. Nota bene, sichere Wirkung. . . . . fl. 44 —

4. und letztens. Zwölf dekorirte zu liefern, den Glanz der Gesellschaft zu erhöhen.

Mad. Marab. Dekorirte, wie?

Bachstelze. Vom Feinsten und Besten, alles ausländisch, Ritter vom goldenen Sporn, bebänderte verabschiedete Offiziere, Kammerräthe mediatisirter Häuser und dergleichen mehr. Das gibt dem Ganzen einen vornehmen Anstrich und sieht gut aus. Genug, Ihr Sallon soll glänzen wie eine Bude auf dem Christmarkt — aber — aber das kostet Geld; unter zehn Gulden per Band ist das nicht zu stellen. . . . . fl. 120 —

Dieß und die obigen zu liefernden Gegenstände betragen eine Totalsumme von fl. 396 24, ein sehr geringer Betrag, den ich, um eine runde Summe zu machen, auf vierhundert Gulden erhöht habe.

Mad. Marab. Das ist aber ein horrender Preis!

Bachstelze. Finden Sie? aber es ist auch alles vom Feinsten und Besten. Sollte Ihnen ein Begräbniß erster Klasse lieber seyn, so stell' ich es um die Hälfte. Uebrigens erfreuen sich meine Leute einer gewissen Erziehung und man ist ihnen einige Aufmerksamkeit schuldig — Die Dame vom Haus ist höflichst ersucht, sie an der Abendtafel Theil nehmen zu lassen, sie nicht nach den Kutschern zu verschicken, noch sich ihrer zu bedienen, die Wagenthüren beim Einsteigen zu öffnen und zu schließen.

Mad. Marab. Und Sie glauben, eine solche Versammlung gewähre wirklich Unterhaltung?

Bachstelze. Eine hinreißende Unterhaltung, ich werde Ihnen einen Begriff davon beizubringen die Ehre haben — Haben Sie die Güte und stellen Sie sich heute Abend in meiner Wohnung zur Probe ein, Sie sollen den herrlichsten Vorgeschmack davon haben.

Mad. Marab. Wohlan, ich komme!

Korrespondenz.

Paris, 10. Dezember.

Im Théatre-français fand eine dramatische Feierlichkeit Statt: nachdem mehre Monate Dem. Mars die Bühne nicht betreten hatte, erschien sie wieder in dem Stücke, der Misanthrop, unter den endlosen Freudenbezeugungen des Publikums, und entzückte dasselbe durch ihre treffliche Darstellung der Celimene. Bei ihrem Spiele läßt sich auch nicht eine einzige lockere Verbindung, auch nicht eine einzige, wenn noch so leise, Nüance von Mangel an Zusammhang entdecken; es herrscht vielmehr darin eine so möglichst vollkommene künstlerische Gestaltung, eine so bis in die innigsten Elemente der Darstellung dringende Einheit derselben, daß auch die scharfsinnigste Abstraktion nichts Vollendeteres zu erdenken im Stande seyn möchte. Das Drama: Pinto erfreut sich fortwährend der außerordentlichsten Theilnahme in der Porte-Saint-Martin. Die kürzlich zum Vortheile des trefflichen Bocage Statt gefundene Aufführung hat 6000 Franken eingebracht. — Der Cirque-Olympique ist wieder eröffnet worden; ich bin noch ganz geblendet von der Pracht des neu verjüngten Saales und ermüdet von der Länge des Schauspiels. Vielleicht theile ich Ihnen nächstens Näheres über diese dramatische Soirée mit, die sieben Stunden lang dauerte. — Im Ambigu-Comique ward ein neues fünfaktiges Drama: der Briefträger von den HH. Desnoyers und Boulé aufgeführt, das nicht ohne Werth ist. Der Held ist ein Unglücklicher, der Frau und Kinder, aber kein Geld besitzt, sie zu ernähren. Durand, durch die Ränke eines Intriguanten zu Grunde gerichtet, wurde Briefträger. Seine Frau stirbt vor Gram und Elend. Der verzweifelnde Briefträger erbricht das Siegel eines Briefes, der eine Banknote von 1000 Franken enthält. Der Unterschleif wird entdeckt, der Briefträger arretirt, und zur Brandmarkung und fünfjährigen Galeerenstrafe verurtheilt. Eine zweite Hauptperson in diesem Drama ist ein junger Engländer, der dem Briefträger sein Leben verdankt, aus Dankbarkeit eine seiner Töchter heirathet, und ihn mit romantischer Aufopferung auf die Galeere begleitet, um daselbst

die fünf Strafjahre bei ihm zuzubringen. Das Drama zeigt viele Unwahrscheinlichkeiten, aber, besonders die ersten Akte, enthalten viele rührende und anziehende Scenen. Albert, der den Engländer Aslew gab, spielte mit vieler Würde, und fand großen Beifall. An demselben Abend ward noch ein neues dreiaktiges phantastisches Vaudeville: die Insel der Buckeligen gegeben, worin der große Brama eine wichtige Rolle spielt, und welches ein tolles Gelächter erregte. Von Rossini ist eine neue Tondichtung: Nizza erschienen; der Text ist von Emil Deschamps. Der Herzog Karl von Braunschweig ist dieser Tage wieder einmal gerichtlich belangt worden. Ein Blechschmidt verklagte ihn wegen einer Summe von 460 Franken, die der Herzog ihm für gelieferte Waaren schuldete. Das Tribunal verurtheilte Letzteren zur Bezahlung.

London, 7. Dezember.

— Seit meinem Letzten hat sich eben nichts Bemerkenswerthes ereignet. Aus unsern Blättern werden Sie entnommen haben, daß wir fortwährend noch im Wellington'schen Interregnum leben. Sir Robert Peel soll indessen morgen oder längstens übermorgen hier eintreffen. Der Hof bleibt so lange in London und kehrt erst nach Ankunft Sir Robert's nach Brighton zurück. Die Rückkehr des königlichen Kouriers, Hrn. Hudson, ist mit erstaunlicher Schnelligkeit vollbracht worden. Er verließ Rom Mittwoch's am 26. Nov. um halb zwei Uhr Nachmittags, kam Mittwochs den 3 d. um halb zwei in Paris an, wo er bis 5 Uhr aufgehalten wurde, weil sein Wagen reparirt werden mußte. Den Tag drauf kam er ein Viertel nach 12 Uhr in Boulogne an, verließ dasselbe um drei Viertel auf ein Uhr in einem offenen Boot, war ein Viertel nach 6 Uhr in Dover, und diesen Morgen, ein Viertel nach 1 Uhr, im Hotel des Herzogs von Wellington. Der Herzog von Gloucester, der Sohn des Bruders von Georg dem Dritten, ist in seinem 58sten Jahre mit Tod abgegangen. Der Herzog war ein allgemein geachteter Mann, zwar nicht mit glänzenden Fähigkeiten begabt, weßhalb er denn auch das immerwährende Stichblatt unserer „unstamped papers" war, die ihren Lesern wöchentlich die plumpsten Albernheiten, die sie dem Herzog andichteten, auftischten, wie z. B. der „Figaro" in London ihm den Spitznamen „Silly Billy" beilegten, und dergleichen Gemeinheiten mehr. — Seit einiger Zeit haben hier bedeutende Feuersbrünste die Einwohner in Schrecken und Angst versetzt, besonders in Rotherhithe, einem entfernteren Theil der ungeheuern Stadt, der von Leuten bewohnt ist, die mehr oder weniger mit Schiffbaumaterialien handeln oder dieselbe verfertigen. Verschiedene dortwohnende Personen haben Drohbriefe erhalten und ich glaube daß bereits ein Dutzend Feuersbrünste in diesem einzigen Quartier Statt gefunden haben, und zwar in einem ganz kurzen Zeitraume. — Unsere beiden großen Theater machen jetzo Zurüstungen zu den Weihnachtspantomimen. In Drury-Lane wird's dem Vernehmen nach ein Pferdespektakel geben, betitelt: die Ritter Karls des Großen. In Coventgarden bleibts bei der gewöhnlichen Harlequinade. Mißtriß Gore hat eine neue Tragödie geschrieben: des Königs Siegel, die gleichfalls nächstens zur Aufführung kommen wird. Von dem bekannten Mathews, der Prototyp des französischen Künstlers Alexander, den Sie kennen, hat man vernommen, daß sich bei seiner Ankunft in New-York eine Verschwörung gegen ihn gebildet, um seine Vorstellungen zu verhindern, da er beschuldigt worden in seiner ungemein köstlichen Scene, »ein Abstecher nach Amerika« das amerikanische Volk und dessen Nationalcharakter in England lächerlich gemacht zu haben. Was that nun Mathews? In größter Schnelligkeit entschloß er sich, das verpönte Stück den Amerikanern vorzuspielen, damit sie selbst entscheiden möchten in wiefern er gegen sie sich vergangen habe oder nicht. Dieses allerdings kühne Wagstück wurde mit dem siegreichsten Erfolge gekrönt, das Haus war überfüllt, und ehe er seine Darstellung begann, hielt er eine Anrede an das Publikum, die zu lang und vielleicht für Sie auch zu uninteressant ist, um sie Ihnen mitzutheilen; genüge es Ihnen zu wissen, daß nach derselben er Alle für sich hatte. — Folgendes artige Bonmot cursirt jetzt in unsern Cirkeln. Einer unserer berühmtesten Dandies (Stutzer), der im Rufe steht, eine größere Fertigkeit im Schulden machen als im Bezahlen zu haben, soll jederzeit seinen Perückenmacher auf das Pünktlichste bezahlen, um mit gutem Gewissen sagen zu können, daß er eigene Haare trage. Nächstens ein Mehres und hoffentlich Interessanteres.

Frankfurter Cäcilienverein.

Am 12. d. M. wurden unsere Musikfreunde durch die treffliche Aufführung der schönsten Tonstücke aus Mozart's Idomeneo und einiger Piecen aus Cherubini's Faniska erfreut. Idomeneo steht an Reichthum der Melodien und herrlicher Instrumentirung keiner Oper des unsterblichen Meisters nach; die Chöre sind von der hinreißendsten Wirkung und die Rezitative von der großartigsten dramatischen Wahrheit. Wie sehr Mozart mit den einfachsten Mitteln doch den gewaltigsten Effekt hervorzuzaubern verstand, den man heutzutage nur mit Hilfe eines türkischen Musikaufwands tobender Orchestereffekte zu erzeugen sucht, beweisen auf das erstaunenswertheste diese Chöre im Idomeneo. Die Ausführung war trefflich, und der Direktor des Vereins, Hr. Schelble, verdient die dankbarste Anerkennung für die Sorgfalt, womit er bedacht ist, solche Tonwerke auf eine würdige Weise vorzuführen. Der Chor ist unter sich in Allem, was zu Schatten und Licht und den feinsten Nüancirungen gehört, so innig, und daher Stärke oder Schwäche der Stimmen gegen einander in so genauem Verhältniß, daß es kaum möglich ist, ein schöneres Ensemble zu hören. Auch auf die Solostimmen wurde großer Fleiß verwandt. Die Mitwirkung des Hrn. Schmezer, der nirgends fehlt, wo der Euterpe gehuldiget wird, trug hier besonders zum schönen Erfolge der Ausführung bei.

S.

Frankfurter Theater.

Classisch nennt man in Deutschland das Werk, was der Masse.
Nimmer behagt und somit auch für die Kasse nicht paßt;
Klassisch heißt's der besonderen Klasse zu Trost, der es ansteht; —
Hält sie der Masse Gewicht — hat's mit dem Werke nicht Noth.

Cherubini's Wasserträger, der am 6. d. M. endlich einmal wieder auf unserer Bühne erschien, ist ein so vollendetes Werk, daß sich an ihm kaum Etwas, selbst Unbedeutendes nicht, mit Fug und Recht tadeln läßt. Das Buch ist, trotz der Monotonie der Rettungsscenen, eins der besten, und konnte den Komponisten wohl lebhaft interessiren, da es ihm reiche Gelegenheit darbot, auf mannichfache Weise sich in Tönen auszusprechen. Cherubini, der einen Hauptplatz in der musikalischen Palästra einnimmt, ließ nur sein Gefühl herrschen und walten, und schrieb, wie es ihm sein Genius eingab, ohne, während der Arbeit selbst, der Reflexion viel Einmischung zu gestatten. Und das ist eben das Rechte. Denn nur so können wahrhaft schöne und natürliche Werke in einer Kunst entstehen, in welcher richtiges und inniges Gefühl die Hauptsache ist. Immer jung, schön, von dem höchsten Ausdruck bleibt das Terzett: »O mein Erretter du!« so oft man es auch hört. Welche hohe, zärtliche Liebe athmet der Gesang des Duett's: »Mich trennen soll ich von dir!« welcher Götterreiz in der Begleitung desselben! — Und das erste Finale!! Wer vermag das Unnennbare auszusprechen! wer alle die Gefühle namhaft zu machen, die es erweckt! — Das Werk des Meisters kann nicht anders als mit den Worten beurtheilt werden: es ist unsterblich! — Die Aufführung war lobenswerth. Hr. Wiegand, der heute die Partie des Wasserträgers zum erstenmale gab, entsprach in der Auffassungs- und Darstellungsweise. Sehr brav sang er die Ariette (es-dur): »Himmel, laß meinen Plan gelingen,« dieß Meisterstück psychologischer Musik und kein Zwang in Haltung und Geberde that der Geradheit und Gemüthlichkeit des Charakters Eintrag. Der Darsteller ward gerufen. — Hr. Schmezer (Armand) verdient unter dem übrigen darstellenden Personal vorzügliche Erwähnung, und sein herrlicher Tenor wirkte heute im Ensemble besonders gut. Die feurigen Soldatenchöre wurden wacker executirt.

(Sowohl über mehre Opernaufführungen, wie über das Konzert des Cäcilienvereins, haben wir so eben einige andere Berichte erhalten, die wir morgen nachtragen werden.)

S.

Buchstabenräthsel.

Mit E sind's Zauberinnen,
Mit I klingt fein der Nam',
Mit R bleibt's fern den Sinnen,
Auch dem, der nah' ihm kam.

D—l. L. K. Ar**ld.

Auflösung des Anagramms in Nro. 219.

Ferien, feiern, freien, eifern, reifen, feiner, riefen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 222. 18. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York) u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Jean Lacroix, oder die Belagerung von Sancerre im Jahr 1573.

(Novelle von J. Schuster.)

(Fortsetzung.)

Der Herr de la Chastre war neuerdings mit großen Verstärkungen von Truppen und Belagerungswerkzeugen gegen Sancerre vorgerückt. Ueberdieß hatten sich die Edelleute des Herzogthums Berry mit allen katholischen Bauern und Arbeitern am Fuße des Berges (denn Sancerre liegt auf der Spitze eines hohen und steilen Berges, der zehn Stunden in der Runde sichtbar ist) versammelt. Die furchtbaren Operationen des Feindes setzten die gute Stadt Sancerre in immer größere Verlegenheit und Gefahr, und die Belagerten, erschöpft von den fortdauernden heftigen Angriffen, sahen sich außerdem von einer schrecklichen Hungersnoth bedroht. Der Chronist Sancerre's, Jean de Léry, schildert auf eine schaudererregende Weise die damalige Bedrängniß der Stadt. Der Mangel nahm endlich so sehr überhand, daß die Ekel erweckendsten Gegenstände mit gierigem Heißhunger verschlungen wurden. Ja, am 24. Juli verzehrte der Winzer Simon Potard mit Frau und Magd — sein eigenes dreijähriges Töchterchen!....

In dieser jammernswerthen Lage beschloß man während einer langen und wichtigen Berathung, Hülfe von Außen nachzusuchen; ein kluger und beherzter Mann sollte erwählt werden, um sich zu diesem Zwecke heimlich aus der Stadt zu schleichen. Der Stadtamtmann und Gouverneur Johanneau ließ demnach Jean Lacroix vor sich kommen, denn er wußte, daß diesem Furcht und Feigheit fremd waren.

»Lacroix,« sagte Johanneau, »Du hast Gelegenheit, Deine Klugheit und Tapferkeit neuerdings zu bewähren. Wir bedürfen eines kühnen und gewandten Boten, um dem Vicomte de Gordon, unserm Bundesgenossen, Nachrichten und wichtige Briefe nach Languedoc zu bringen. Die Botschaft ist keine leichte, und ich darf Dir nicht verbergen, daß ihre Ausführung mit großer Gefahr verknüpft ist. Antworte mir kurz und unumwunden; willst Du den Auftrag übernehmen, und fühlst Du Muth genug dazu in Dir?« Der Feldwebel antwortete hierauf ohne Zögern: »Ja, Herr Amtmann, ich dank' Euch, daß Ihr daran gedacht habt, mein Leben ist dem Lande und Euch geweiht.« Hierauf versprach ihm der Amtmann reiche und ehrenvolle Belohnung. »Nur um eine einzige Gunst bitte ich; — gebt mir nach meiner Rückkehr die Erlaubniß, in rechtmäßiger Ehe Mariette Riboux, meine Braut, zu heirathen.« — »Nun, das heiß' ich wenig fordern!« erwiderte Johanneau; Du sollst sie heimführen, und eine hübsche, runde Summe zur Mitgabe erhalten.« — Unaufhaltsam eilte der gute Lacroix zu seiner Mariette, die ihn mit aller Holdseligkeit empfing; er theilte ihr den Auftrag mit, den er übernommen, und hörte nicht auf, ihr von dem Glücke zu schwatzen, das ihnen noch bevorstände. Sie wünschte ihm gute Reise und baldige Rückkehr, und ließ sich ein Küßchen auf die Wange drücken, eine gar süße Gunst für unsern guten Jean! —

Die Stunde war gekommen, in der unser Abgesandte Sancerre verlassen sollte. Es war eine finstere Nacht, kein Sternchen am Himmel sichtbar; im feindlichen Lager wie in der Stadt lag jedermann in tiefem Schlaf, oder verhielt sich ruhig. Sechsundzwanzig Büchsenschützen zogen durch das Thor Saint-André aus der Festung, und wandten sich nach den Laufgräben links, damit während eines durch sie veranlaßten Scharmützels Lacroix um so sicherer auf der rechten Seite entschlüpfen konnte. Der Plan gelang und unser Held, Weg und Steg in der Umgegend genau kennend, wand sich geschickt durch die Weinberge, und wußte mit solch erstaunenswerther Gewandtheit durch alle Linien zu kommen, daß ihm auch nicht ein einziges: Wer da? zugerufen wurde.

Er wanderte die ganze Nacht hindurch durch Fluren und Gesträuch, die Landstraßen vermeidend, und als der Tag anbrach, sah er die große Stadt Bourges vor sich liegen. Da kniete er nieder, um Gott zu danken. Ein Förster der nahen Burgvogtei, der ihn Gebete in französischer Sprache hersagen hörte, wie es bei den Hugenotten üblich war, ergriff ihn plötzlich beim Kragen, und rief ihm grimmig zu: »Ergib Dich, Ketzer!« Zum Unglück kamen noch zwei baumstarke Holzwärter dem Förster zu Hülfe, und der arme Jean Lacroix war genöthigt, den Unterwürfigen zu spielen.

Dem Anschein nach wanderte er ruhig und fröhlich zwischen den drei groben Gesellen, die bereits in Gedanken die Summe überzählten, die sie für den guten Fang erhalten würden. Aber Lacroix war keineswegs der Mann, um lange Zeit den Zerknirschten zu spielen, und die ihn geleitenden Tölpel verkannten ihren Gefangenen gewaltig. Als sie das Ufer des Auron erreicht hatten und über eine schmale und elende Brücke gehen mußten, nahm Lacroix den rechten Augenblick wahr, unterschlug gewandt ein Bein des einen der drei Gesellen, so daß er strauchelte und ins Wasser stürzte. Hierauf, unbekümmert, ob der Schelm schwimmen konnte, zeigte er den Andern so häßliche Pistolenmündungen, daß sie vor Furcht wie Espen-

laub zitterten. Ohne sich die Zeit zu nehmen, über ihre Feigheit zu lachen, nahm er Reißaus, und war bald dem Gesichtskreise seiner verblüfften Feinde entschwunden.

Noch gar manches Abenteuer hatte unser Büchsenschütze zu bestehen, das nicht minder glücklich für ihn ausschlug. Indem er Aigurandes umgehen wollte, wo die Katholiken alle Gewalt in Händen hatten, stieß er unvermuthet auf einen ehemaligen Kameraden, der seinem Glauben abtrünnig geworden war. Dieser erkannte sogleich unsern Lacroix und rief den nahen Bogenschützen zu: »Nehmt diesen Burschen gefangen, es ist ein Spion! haltet ihn auf, haltet ihn auf!« Aber Jean besaß einen scharfen Dolch, und zwar nicht bloß um Brod damit zu schneiden: er brauchte ihn so schnell und gewandt, daß er dem Renegaten damit in die Brust gestoßen hatte, ehe sich derselbe dessen versah; er fiel leblos zur Erde, bevor ihn jene Schützen recht zu hören vermochten. Ein anderesmal ward er in einem schlechten Wirthshause, wo er müde sich einem festen Schlafe überließ, von seinem Wirthe, einem heuchlerischen Schurken, den Häschern verrathen, aber eine mitleidige Magd benachrichtigte ihn noch zeitig genug von der ihm bevorstehenden Gefahr. Halb nackt entwich er aus dem Hause, und seine Verfolger hatten das Nachsehen.

Nach so gefahrvollen Wanderungen erreichte Lacroix endlich die Provinz Languedoc, und richtete seine Botschaft bei dem Vicomte de Gordon aus, der ihn zwar freundlich aufnahm, von dem er aber eine wenig trostreiche Antwort erhielt.

»Wir sind hier,« sagte der Vicomte, »in keiner guten und festen Lage: die Feinde sind zehnmal zahlreicher, als wir, und lassen uns keine Stunde lang ungeneckt. Ihr werdet daher einsehen, daß wir allzu sehr auf unserer eigenen Hut seyn müssen, um der Stadt Sancerre Hülfe bringen zu können. Indessen soll für sie geschehen, was in unsern Kräften steht; nehmt dieses Kästchen mit Euch; Eure Brüder werden darin fünftausend Livres tournois in Goldstücken finden. Uebergebt es dem Herrn Johanneau, um, so viel ihm vergönnt ist, durch Anwerbungen, Vorräthe und sonstige Bedürfnisse Eure Noth zu mindern. Sputet Euch daher um so mehr, da der Herr de Villars mit dreihundert Pferden das ganze Land in Requisition setzt.«

Beim Anhören dieser Worte schüttelte Lacroix den Kopf, ließ sich hierauf ein gutes, muntres Pferd satteln, und schlug unverweilt den Rückweg nach Sancerre wieder ein, wo er unter göttlichem Schutze gesund und wohlbehalten gegen das Ende der Woche eintraf. Aber es war ihm nicht leicht, in die Festung zu gelangen; er mußte mit seinem goldbeladenen Kästchen die Nacht abwarten, und war unterdessen genöthigt, auf dem Bauche liegend in einem Haferfelde in der Nähe der feindlichen Laufgräben zu verweilen. Gegen Mitternacht ersah er einen günstigen Augenblick und übersprang den Laufgraben mit bewundernswerther List und Gewandtheit.

Mit großem Verdrusse vernahm der gute Lacroix in der Wohnung des Gouverneurs, daß Herr Johanneau nicht zu Hause geschlafen habe, und wahrscheinlich die Runde gehe! Ein unwiderstehlicher Drang führte den Büchsenschützen hierauf nach dem Hause Riboux, denn mehr wie je lebte Mariette's Bild in seinem Herzen. Er gedachte, das geliebte Mädchen freudig zu überraschen. Von dem Thurme herab schlug es Mitternacht. Fenster und Thüren waren in der ganzen Stadt verschlossen, so auch im Hause des Jean Riboux. Der gutmüthige Lacroix beschloß den Tag zu erwarten, denn er glaubte, es wäre doch nicht höflich, die liebe Mariette aus dem Schlafe zu wecken! Und er setzte sich auf eine Steinbank in der Straße, gerade dem Hause gegenüber, in dem seine heißgeliebte Braut ruhte. Gar mancher Seufzer entstieg seinem Busen. Armer Lacroix, Deine treue Seele ahnete nicht, daß wahre Liebe sich nur selten nach ihrem Werthe belohnt findet!

Ein leises Geräusch ließ sich vernehmen. Siehe, ein Fenster vom Hause Riboux öffnet sich, und ein Unbekannte eine große und behende Gestalt steigt aus demselben, kein Laut von sich gebend. Lacroix glaubt zu träumen; dann ri er: »Wer da!« als ob er Schildwache stände. Aber d finstere Nacht verhüllte den Unbekannten so günstig, daß Lacroix bald aus den Augen entschwand. Wüthend schlu dieser hierauf wider die Thüre des Hauses; zitternd öffne sie Jean Riboux, nach der Ursache des seltsamen Lärms z forschen. »Ich bin's, rief Lacroix, bebend vor Wuth, »ic bin's, der zu dieser Stunde zurückkommen mußte, um mic zu überzeugen, wie Eure Tochter mir die Treue zu bewah ren wußte. — »Wie, Du bist es, mein guter Lacroix? Go sey Dank, daß er Dich erhielt! Wir glaubten, Du seye todt.« —

Und in der That hatte man Meister Riboux und sein Tochter durch falsche Nachrichten arglistig hintergangen: si glaubten fest und bestimmt, der Feldwebel habe den Tod ge funden. Unter vielen Erörterungen und Hin- und Herrede der Beiden brach der Tag an, und — Mariette erschien. Vo Schrecken und Ueberraschung bei dem unerwarteten Anblick Lacroix, den sie für todt wähnte, fiel Mariette ohnmächtig z Boden. Lacroix und Riboux, Fragen und Vorwürfe verges send, eilten ihr mitleidig zu Hülfe.

Seit einer Stunde lag Mariette auf ihrem Bette, ohn ein Zeichen des Lebens zu geben; ihr zur Seite saß Lacroix, sie unverwandt mit Blicken der innigsten Liebe und des tiefsten Mitleids betrachtend. Plötzlich ertönte Kanonendonner, Trompeten erschallten, Trommeln wirbelten. Die ganze Stadt war in Bewegung, und mit diesem Getöse mischte sich der tausendstimmige Ruf: **Zu den Waffen!** (Schluß folgt.)

Napoleon's verschiedene Gestalten.

Nach P. F. Tissot von J. Schuster.

(Fortsetzung.)

Die erhabene Poesie seines Geistes und seines ganzen Genies athmete in seinen Blicken und auf seiner Cäsarstirne in der Schlacht der Pyramiden und in jener andern Schlacht des Orients, nach welcher Kleber, einer der Riesen der Revolutionskriege, ihm mit dem Ruf entgegeneilte: »Kommen Sie, mein lieber General, daß ich Sie umarme, Sie sind groß wie die Welt,« aber nach dem Berichte aller Zeugen und aller Theilnehmer der Expedition von Aegypten vermag weder Feder noch Pinsel die Ruhe Napoleons bei der Nachricht des Unglücks der Flotte von Abukir zu schildern. Seine Plane waren fehlgeschlagen; der Orient war für ihn verloren, die Rückkehr nach Frankreich verschlossen; hinfort an seiner Eroberung gefesselt, war die größte Gunst, die ihm das Glück versprechen konnte, als Sultan von Aegypten zu sterben, wenn die französische Armee in eine ewige Verbannung einwilligte; kurz, sein Ruhm, in seinem Laufe gehemmt, konnte sich wie der Nil in der Wüste verlieren. Alle diese großen Gegenstände eines großen Schmerzes sollten in seiner stürmischen Seele wühlen: Herr seiner selbst, zeigte er sich über das Glück erhaben, so wie er eine unerschütterliche Kaltblütigkeit nach der Explosion der Höllenmaschine am 3. Nivose gezeigt hatte. Die Armee beruhigte sich, auf ihren Chef blickend, der das Unglück von Abukir wie eine Verpflichtung annahm, größere Thaten aufzuführen.

Nach der wunderbaren Rückkehr aus Aegypten und jener Reise nach Frankreich, die einer Besitznahme glich, schien Bonaparte bei seiner außerordentlichen Magerkeit, seinem Gesichte, welches wie das Gesicht eines Afrikaners kupferfarbig

war, und seiner Figur, entstellt wie die eines Mannes, dessen Existenz irgend ein tiefes und heimliches Uebel untergräbt, nicht mehr lange leben zu wollen. Alle Schönheit seiner Gestalt war verschwunden; kaum vermochte man ihn wieder zu erkennen, als er in einem sechsspännigen Wagen, von einem kriegerischen Gefolge umgeben, und einigen gleichgültigen und stummen Menschen aus dem Volke begleitet, den Palast des Direktoriums verließ, um in die Wohnung der Könige zu gehen. Kurze Zeit darauf begegnete ich dem ersten Konsul in offenem Wagen zu St. Cloud; ich weiß nicht, welche Gedanken ihn bewegten, ob er irgend eine neue Verschwörung gegen sein Leben entdeckte, aber er glich dem Tiberius, heftig aufgeregt im Innern und entschlossen zu strafen.

Das Ansehen Frankreichs, der neue Zug über die Alpen, die ihm offen waren, wie einst dem Hannibal, durch Wunder der Ausdauer und des Genies, der Tag von Marengo und seine unerhörten Folgen, vor allem die Eroberung des Friedens, gaben Napoleon seine Gesundheit, seine klare Gesichtsfarbe, seinen Adlerblick, die antike Schönheit des Charakters seines Kopfes wieder, von dem der Obertheil, nach David's Meinung, dem Cäsar, und der untere Theil dem Brutus glich. Ich sehe ihn noch, wie er uns erschien am Tage der Bekanntmachung des Traktats von Amiens. Er war an einem der Fenster des Pavillons der Flora; die lebhaften Farben der untergehenden Sonne leuchteten auf seiner heitern Stirne; seine Augen strahlten in Glanz und Freude, er nahm im Gefühle des Glücks die rührenden Ausdrücke der Volksdankbarkeit an. Raphael, Michael Angelo, David und ihre würdigsten Nacheiferer wären unfähig gewesen, dieses Haupt nachzubilden, das wie von einer Glorie umgeben, alle Blicke mit Staunen erfüllte.

Dieser ganze Zauber wich der Ruhe, einer besonnenen Miene, einer ausgezeichneten, den Genius der Beredtsamkeit ehrenden Aufmerksamkeit, als Bonaparte die Ausstellung der Produkte der französischen Industrie mit dem berühmten Fox besuchte. Jedermann fühlte mit ihm den Wunsch, der ihn beseelte, dem englischen Demosthenes zu zeigen, wie sehr er jenen Handel und Gewerbfleiß ehrte, welche die Größe unserer Nebenbuhlerin erzeugt haben. Das Lächeln des Wohlwollens verließ nicht die Lippen des Konsuls; seine ernsten und scharfsinnigen Worte waren zu gleicher Zeit einschmeichelnd und geeignet, Nacheifer zu erwecken. Fox, in seiner einfachen Würde und jener Art von Gutmüthigkeit, die sein Genie zu verbergen schien, wenn man seine funkelnden Augen und seine große Stirne, der Sitz hoher Gedanken, nicht betrachtete, schien von dem bezaubernden Wesen Bonaparte's ganz eingenommen zu seyn.

Am Tage seiner Heirath beim Einzuge in die Tuilerien mit Marie Louise, in Mitte des Volkes und der Elite der Soldaten, trug er die befriedigte Miene eines Fürsten, der das Glück gefesselt und seine Dynastie gegründet zu haben wähnt. Er war korpulenter; sein stärker gewordener Kopf hatte den monumentalen Charakter, der in seinen Büsten von Chaudet und Canova hervortritt. Auf einem Thron sitzend, in einem Saale, dessen Wände mit den Trophäen seiner Siege geschmückt waren, mit dem Hute à la Henri IV. auf dem Kopfe, auf dem der Regent, der schönste Diamant der Krone strahlte, vor sich eine Menge souveräner Fürsten, stehend und mit unbedecktem Haupte, glänzten seine Augen wie der Karfunkel. Niemals fand ich in gleichem Grade diesen unbeschreiblichen Ausdruck eines Stolzes in ihm wieder, welcher die einfache Größe, und das tiefe Bewußtseyn eines Triumphes in sich faßte, welchen Ludwig XIV. an der Spitze seines Jahrhunderts nicht erreichen konnte.

Diejenigen, welche ihn in Dresden sahen, mitten in seiner aus Königen bestehenden Hofhaltung, und zu Tilsit, wo er die Welt in zwei Theile theilte, den einen für sich, den andern für den Kaiser Alexander, vermögen allein diesem nach der Natur gezeichneten Porträte etwas hinzuzufügen. Man weiß, mit welcher Grazie, und durch welche glückliche Inspiration er seinen Stolz und seinen Triumph bei diesen beiden Gelegenheiten zu mäßigen wußte.

Nach dem Unglück von 1812 in Rußland war keine Spur von Schwäche oder Niedergeschlagenheit auf dem Antlitze Napoleons bei der Rückkehr in die Tuilerien sichtbar, aber das Gepräge einer tiefen Trauer, einer starken Entschlossenheit und doch zugleich eine Art von Mißtrauen in die Zukunft leuchtete durch Haltung und Rede. Er träumte nicht mehr von der Theilung der Welt, und sah die allgemeine Koalition Europa's gegen denjenigen voraus, der die Verpflichtung auf sich genommen hatte, nimmer siegreich zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Farben zu Schillers Bilde.

(Aus: Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß; herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg, Winter 1834.)

(Schluß.)

Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sey todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. »Ich merke es,« sagt er endlich, »Schiller muß sehr krank seyn,« und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer Freundin: »Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank.« Der Nachdruck, den er auf das »sehr« legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. »Er ist todt?« fragte Göthe mit Festigkeit. »Sie haben es selbst ausgesprochen!« antwortet sie. »Er ist todt,« wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wohl zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sey.« — — — »Nach Schillers Tode habe ich mit Göthe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Uebel gehabt und ging zum erstenmal im Park spaziren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an

zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. »Schillers Verlust,« sagte er unter andern, und dieß mit einer Donnerstimme, »mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht.« Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wohl 5 Minuten stumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, und drückte und schüttelte sie, wie er es nie gethan. Ich sah ihm in's Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich erquikkendes! Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer. Das war zu viel für mich, ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ich that mir noch einige Augenblicke Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, weil ich in dieser Erschütterung einen Rückfall für Göthe befürchtete. Noch spät erfuhr ich, Göthe sey sehr bewegt nach Hause gekommen, und habe lange Zeit mit dem Gesicht ans Fenster gelehnt gestanden. Endlich sey August in's Zimmer getreten, und des Sohnes Gegenwart habe seine heitere Stimmung zurückgeführt.«

Frankfurter Theater.

In der ersten Hälfte dieses Monats wurden außer mehren oft schon besprochenen Opernwiederholungen unter theilweise neuer Besetzung der Barbier von Sevilla von Rossini gegeben. Ein gewisser Hr. Grabov, vom Theater zu Magdeburg, sang darin den Grafen Almaviva mit schwacher, dünner und dabei sehr unangenehmer Stimme; auch hatte dieselbe nicht Biegsamkeit genug, um eine Partie, wie die des Grafen, durchführen zu können. Diese Proberolle wird der Direktion wahrscheinlich hinlänglich bewiesen haben, daß Hr. Grabov keine wünschenswerthe Acquisition für unsere Oper wäre, da derselbe seit jener Zeit nicht wieder die Bühne betreten hat. — Glückliche Reise! — Dem. Hill überraschte uns heute durch die brave und gelungene Darstellung der Rosine. Wir hätten nicht geglaubt, daß diese junge Künstlerin so viele Kehlenfertigkeit besäße, um Rollen dieser Gattung gehörig durchführen zu können. Schade, daß der natürliche Umfang ihrer Stimme nicht bedeutender, oder vielmehr der künstliche noch nicht gehörig gerundet und abgeglättet ist, damit Dem. Hill mit mehr Selbstvertrauen, Sicherheit und ohne Befangenheit vor dem Publikum erscheinen könnte, wodurch natürlich ihre ganze Darstellung mehr Haltung gewinnen müßte. — Fleißiges Scalasingen in den Tönen, wo die Brustſtimme in die Kopfstimme übergeht, besonders viel mit halber Stimme, würde gewiß den Umfang derselben bedeutend erweitern; wohl wäre es der Mühe werth, daß diese Künstlerin, bei ihrem vortheilhaften Aeußeren und dem recht sonoren Timbre ihrer Stimme, förmlich und ernstlich, Schule machte. Hr. Marrder, Figaro, verdient in dieser Partie mit Recht die volle Anerkennung, was das Spiel und den Gesang betrifft, die ihm auch hier stets zu Theil wird.

Mittwoch, den 3. Dezember, wurde uns der Genuß zu Theil, Cherubini's Wasserträger auf unserer Bühne zu hören. Bei der Masse seichter Modekompositionen, die jetzt alle Bühnen Europa's überschwemmen, kann man die Tage, wo solche Meisterwerke wie heute zur gediegenen Aufführung kommen, unter die Festtage rechnen, an denen die Kunst ihren Sabbath feiert. Es ist allerdings natürlich, daß bei der vorhandenen, nicht kleinen, Anzahl origineller dramatischer Kunstwerke, es täglich schwerer und seltener wird, etwas wahrhaft neu Erfundenes zu hören, daher die zahllose Legion der nachahmenden Echokünstler allerdings einen schweren Stand haben, um mit jenen großen Geistern gleichen Schritt zu halten. Da sie ihnen nun nicht in genialischer Kraft und Erfindung — die das höchste Ziel jedes hochstrebenden Künstlers bleiben muß — gleich kommen können, so halten sie sich mehr an äußere Mittel, an tanzmäßige Rhythmen, lärmende Instrumentirung u. s. w. und siehe da, in einigen Wochen — länger brauchen diese Modehelden nicht — steht die Oper fix und fertig da, und das größere Publikum begafft und bezahlt sie, um sie nach wenig Wochen auf immer zu vergessen. Nicht so bei dem Werke eines wahren Meisters! Nach Jahrhunderten werden Mozart's und Cherubini's Tonschöpfungen unsere Nachkommen beglücken und erfreuen — nie werden sie veralten, ihre Blüte ist unverwelklich. Kein einziger der jetzt lebenden Theaterkomponisten aller Nationen macht mit dem, mit welchem nur überhaupt Etwas zu machen ist, so ganz was er will; keiner führt uns so über alles Gemeine und Alltägliche hinaus, und, wenn er es für gut findet, in den Acheron oder in Elysium; keiner versteht zu diesem Zweck alle Hülfsmittel seiner Kunst, auch die verborgensten, so zu benutzen wie Cherubini. Von dem, was jedem Aufmerksamen sich aufdringt, kein Wort; lieber Einiges über Nebenpartien! Angeline, das Bauermädchen, Antons Braut, kommt nur im dritten Akt vor, hat nicht sechs Zeilen zu singen, und wie bestimmt ist ihr Charakter in der Musik angegeben, so daß die Schauspielerin alle ihre Bewegung daraus abnehmen kann; ja diese kleine Rolle ist so schön vorgezeichnet, man möchte sagen, bloß aus den leiseren Lauten einzelner Instrumente gewebt, daß Angeline, wenn sie das Ihre nur zu suchen und wiederzugeben versteht, eine der liebenswürdigsten Personen des ganzen Stuckes wird. So ist es in den verwickeltsten Situationen Aller; sie könnten pantomimisch ausgeführt werden, und wenn man dann nicht die Stimmen vermißte, würde man kaum etwas vermissen. Alles, alles, was der Schauspieler äußern und der Zuhörer genießen soll, ist in der Musik. Und was für Mittel gebraucht der geniale Komponist dazu? — Je nachdem es die Situation verlangt, jetzt alle Gewandtheit der Melodien, jetzt alle Tiefe der Harmonie, alle Kühnheit der Modulation, und jetzt — einen einzigen Ton (nicht einmal einen Accord) den das Orchester angibt. Doch wohin würde uns das führen, wollten wir hier alle Schönheiten dieses unübertrefflichen Meisterwerks nur ganz kurz analisiren? Ergriffen von der Schönheit dieser Komposition zeichnete sich sämmtlich mitwirkendes Personale der Oper auf das Ehrenvollste aus, um diese Vorstellung zu einer der gelungensten seit längerer Zeit zu stempeln. Die Solopartieen, die hauptsächlich Erwähnung verdienen, waren Micheli — Hr. Wiegand, Armand — Hr. Schmezer, Gräfin — Dem. Halbreiter. Der Soldatenchor wurde mit ergreifender Kraft vorgetragen. Die Vorstellung gefiel ungemein, und wir wünschen sehnlichst eine baldige Wiederholung. Vor der Oper spielte Hr. Molique sein Konzert aus A und eine große Phantasie für die Violine meisterhaft. Mit seinem Tone konnten wir uns heute nur nicht ganz befreunden, er schien uns sehr bedeckt. Die Komposition des Konzertes ist trefflich gearbeitet — hie und da deckt das Accompagnement jedoch die Prinzipalstimme, oder es wird ein stärkerer Ton dazu erfordert, als ihn Hr. Molique aus seinem Instrument zu ziehen weiß.

Konzert des Cäcilienvereins.

[:] Freitag, den 12. Dezember, hörten wir unter der Direktion des Hrn. Schelble mit vollem Orchester Mozarts herrlichen Idomeneus, die Oper, in welcher der Keim aller späteren Opern Mozarts verborgen liegt, wodurch sie für den Kenner, der dem Ideengange Mozarts zu folgen versteht, einen so unschätzbaren Werth erhält. Die Ausführung war meisterhaft; die Chöre grandios, die Solopartien trefflich besetzt durch Hrn. Schmezer, Mad. Gleichauf, Dem. Sackermann, und Dem. Rauch. Besonders zog die letztere die Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Auditoriums auf sich, durch ihre treffliche reine, volltönende Stimme und ihren schon sehr geregelten Vortrag. Der Charakter ihres Organes ist, was der Italiener mit dem Ausdruck „voce granita,“ (körnige Stimme) bezeichnet, denn es enthält Fülle und Rundung, Kraft und Stärke. Mit vielem Ausdruck sang sie die Rezitative beider Arien; (vorher gab man einige Musikstücke aus der Oper: Faniska von Cherubini, wobei auch die erste Arie der Faniska von ihr gesungen wurde). Wie wohlthuend bei schönem Organ deutliche Aussprache ist, empfanden wir heute im hohen Grade. Von dem Talent dieser jungen Sängerin läßt sich bei dem guten Unterricht — Hr. Kapellmeister Gahr ist ihr Lehrer — Außerordentliches erwarten, denn die Natur hat ihr das schönste Geschenk verliehen — eine zum Herzen sprechende, rührende Stimme, die verdient mit aller Sorgfalt behandelt zu werden, und das aus ihr zu entwickeln, was in ihr verborgen liegt.

Widerlegung.

Im »Magazin für die Literatur des Auslandes« wird nunmehr in Bezug auf den Artikel: »Die Bettler in St. Petersburg« und zur Widerlegung der etwas voreilig im Konversationsblatte ausgesprochenen Ansicht des Hrn. Wellner in Wiesbaden, bemerkt, daß derselbe aus dem Russischen übersetzt und der in St. Petersburg erscheinenden »Nordischen Biene« entlehnt sey.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 223. 19. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York) u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Jean Lacroix, oder die Belagerung von Sancerre im Jahr 1573.

(Novelle von J. Schuster.)

(Schluß.)

Jean Lacroix erhebt sich schnell von seinem Sitze, ergreift seine Pistolen, die er stets im Gürtel trug, und eilt entschlossen nach dem Thore Oyson hin, von woher das stärkste Geschrei zu kommen schien.

Die Feinde hatten durch heimliches Einverständniß mit Verräthern in der Stadt zwei Schildwachen überfallen und niedergehauen, und waren in die Ausfallpforte eingedrungen. Schon glaubten sie zu siegen. Aber unaufhaltsam strömten, furchtbar schreiend und drohend, alle Einwohner der Stadt, Edelleute, Bürger, Bauern, Weiber und Kinder, mit Sensen, Flinten, Schleudern, Spießen und Kieselsteinen ihnen entgegen, und warfen sich mit solch wüthendem Ungestüm auf die Feinde, daß sich bald auf dem Platze fast eben so viele Todte als Lebende befanden. Der Stadtamtmann Johanneau kämpfte mit Löwenmuth und eine Menge Feinde fielen unter seinen todtbringenden Streichen. Plötzlich ward er hinterrücks von einem feindlichen Krieger angefallen, der schon im Begriffe stand, ihm den Schädel zu spalten, als Jean Lacroix mit Blitzesschnelle so scharf auf ihn zielte, daß er ihn todt zu Boden streckte. Von nun an thaten Johanneau, Lacroix und andere Streiter Wunder der Tapferkeit; der Sieg blieb nicht lange mehr zweifelhaft. Die Katholischen sahen ihre tapfersten Chefs fallen, und zogen sich endlich in größter Unordnung zurück. So ward die Stadt Sancerre noch einmal auf eine wundervolle Weise gerettet.

Niemand hatte wohl ein größeres Recht, sich über den Erfolg dieses ruhmwürdigen Tages zu freuen, als Jean Lacroix, dessen Heldenmuth das Unglaubliche vollbracht hatte; aber Mariette, die treulose, unglückliche Mariette, erstickte jedes aufkeimende Gefühl der Freude in seinem Herzen. Er entzog sich daher allen Lobpreisungen, womit man ihn überhäufte, und wandte sich düster und in sich gekehrt nach Ribour Wohnung.

Mariette war aus ihrer Ohnmacht wieder erwacht, aber schamerfüllt verbarg sie sich vor Jedermann. Eine Magd war von ihr beauftragt, unserm Jean folgende Zeilen zu übergeben: »Lebe wohl, Lacroix! Gott ist mein Zeuge, daß ich Dich für todt hielt, und den heftigsten Kummer deßhalb fühlte. Ein böser Mensch, den ich Dir nicht nennen werde, weil Du seines Schutzes bedarfst, hinterging und verführte mich durch viele Lügen und Schmeicheleien, welchen ich, wie bezaubert in meiner Unerfahrenheit, unterliegen mußte. Ueberlasse der Vorsehung seine Strafe, und denke nicht mehr an mich, mein Freund, denn nachdem, was Du erfahren, bin ich für Dich verloren. Lebe daher wohl, auf ewig, lebe wohl.«

Unbeschreiblich war die Verzweiflung Lacroix. In der heftigsten Bewegung schritt er im Zimmer einher. Da trat Johanneau ein. »Komme in meine Arme, mein Freund, mein Lebensretter!« sprach er zu Lacroix. Aber dieser erwiderte düster: »Lasset mich, Kommandant, lasset mich, das Herz will mir brechen!« — »Weßhalb bist Du so traurig, sprich!« fragte Johanneau. Und Lacroix reichte ihm Mariettens Brief. Der Gouverneur las und solch eine Todtenblässe überzog sein Gesicht, daß sie Lacroix, trotz der widrigen Gefühle, die seine Sinne bestrickten, doch nicht entgehen konnte. Er richtete einen starren, fragenden Blick auf den Gouverneur. Dann sprach Mariettens Bräutigam: »Nun denn, ist die Wuth, die mich verzehrt, grundlos? Ist die Rache, wonach ich strebe, gerecht?« — Diese Worte erhöhten nur noch die Bestürzung Johanneau's. Lacroix schöpfte immer größern Verdacht, und rief ganz außer sich, daß er seinen Beleidiger zu entdecken und seine Treulosigkeit zu züchtigen wissen werde. Noch immer schwieg Johanneau, aber das Bewußtseyn der Schuld leuchtete aus Haltung und Geberden unverkennbar hervor. »Ein Feiger ist, der sich verbirgt,« nahm Lacroix von neuem das Wort; »ein Schändlicher, der, um zu schaden, lügt!« Johanneau konnte nicht länger an sich halten, und sprach: »Warum nennst Du ihn feige?« Der Ausdruck, der in dieser Frage lag, setzte des Gouverneurs Schuld und Gefühle in das hellste Licht. »So ist es denn wahr,« sagte Lacroix, »und mein Verdacht war nur allzu gegründet; Ihr seyd es, Gouverneur, Ihr, für den ich mit Freuden in den Tod gegangen wäre, der sich als ein feiger Lügner gezeigt hat. Nun, ich werde bald gerächt seyn!« Hierauf ergriff er eine Pistole, die einzige, die sich noch in seinem Leibgürtel befand: »Ich verlor die andre,« sprach er zu Johanneau, »als ich Euch das Leben rettete; diese diene denn dazu, mich dafür zu strafen, daß ich einen so schlechten Menschen dem Tode entrissen habe!« Nach diesen Worten setzte Lacroix die Pistole an und schoß sich vor den Kopf. — —

Johanneau fühlte die bitterste Reue, diese entsetzliche That veranlaßt zu haben. Der arme Lacroix ward auf seinem Befehle mit dem möglichsten Pomp und allen kriegerischen

Ehrenbezeugungen zu Grabe gebracht, und der Gouverneur selbst folgte dem Leichenzuge. Aber Johanneau war keiner langen Trauer fähig; bald vergaß er in den Angelegenheiten des Krieges den unglücklichen Lacroix und Mariette, sein unschuldiges Schlachtopfer. Diese, trotz ihres leichten Sinnes, fand nicht so schnellen Trost; sie ward nie mehr in der Stadt gesehen, und viele Personen wollten behaupten, sie habe ihren Glauben abgeschworen, um in einem Kloster ihre Schande zu verbergen.

Nach vielen wiederholten Angriffen und Heldenthaten von beiden Seiten that endlich die Nachricht, daß Gesandte aus Polen gekommen seyen, die Heinrich, Herzog von Anjou, Karl IX. Bruder, zu ihrem Könige verlangten, dem blutigen Bürgerkriege Einhalt. Der Herr de la Chastre machte der Stadt Sancerre annehmbare Friedensbedingungen und sicherte ihr das Leben und Vermögen der Einwohner, Unverletzbarkeit ihrer Frauen und Töchter und noch andere Vergünstigungen zu, indem er nur eine Summe von sechszig tausend Livres tournois Brandschatzung in Anspruch nahm. Nach langen Berathungen ward die Kapitulation von dem Stadtrathe und dem Gouverneur unterzeichnet.

Die Auszahlung der Brandschatzungssumme war indessen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft; nur mit Mißvergnügen ließen sich die Einwohner von Sancerre besteuern. Der Gouverneur Johanneau hatte den schlimmen Auftrag, das Vermögen der Bürger zu schätzen, und er that dieß, wie man behaupten wollte, nicht mit der gehörigen Unpartheilichkeit. So kam es denn, daß, nachdem die Kapitulation abgeschlossen und der Herr de la Chastre im Triumph in die Stadt eingezogen war, überall das Gerede ging, der Gouverneur habe die Stadt an Karl IX. verkauft und verrathen.

Die Verheißungen des Siegers waren sanft und honigsüß, und man traute seiner Rechtlichkeit; wie man aber Verträge und Kapitulationen zu damaliger Zeit zu würdigen wußte, diese bittre Erfahrnng machte auch Sancerre.

Am Samstage, den 12. September, gegen 9 Uhr Abends kamen die Schergen des Profoßen in die Wohnung des Stadtamtmanns Johanneau, sagten ihm, der Herr de la Chastre wolle mit ihm sprechen, und nahmen ihn mit sich fort. Kaum waren sie hundert Schritte von dem Hause entfernt, als sie mit den Worten: »Du mußt sterben!« über Johanneau herfielen, ihn mit ihren Dolchen niederstießen, und den Leichnam in den nahen Brunnen warfen. Der Chronist erzählt, noch lange Zeit nachher habe der Genuß des Wassers aus diesem Brunnen Fieber und Krankheiten erzeugt. So wurden Mariette und Lacroix gerächt.

Der Herr de la Chastre, der Vergessenheit und Verzeihung versprochen und sein Wort so schlecht gehalten hatte, ward in der Folge Liguist und Marschall von Frankreich.

Napoleon's verschiedene Gestalten.

Nach P. F. Tissot von J. Schuster.

(Fortsetzung.)

Vor der Eröffnung des Feldzuges von 1814 hatte er zu einem seiner Minister gesagt: »Jetzt, wo man den Krieg mit zwölf mal hundert tausend Mann führt, kann ich nicht dafür stehen, daß die Alliirten nicht einen Abstecher (une pointe) bis nach Paris machen werden.« Da demnach Napoleon wohl begriff, daß, wenn die Hauptstadt genommen, alles verloren wäre, so verkündete diese Aeußerung hinlänglich, daß er an dem Glück verzweifelt hatte; indessen hätte er beinahe über das ganze Europa durch die Kraft seines Genies den Sieg davon getragen, und niemals zeigte er sich so groß als Feldherr. Unerschütterlich in Widerwärtigkeiten, unerschöpflich in Hülfsquellen, entflammten die günstigen Erfolge seinen Eifer, und gaben seiner Gestalt den Ausdruck des Vertrauens in das mit seinem Namen verknüpfte Glück wieder.

Während des Aufenthalts auf der Insel Elba und der unruhigen Rast, zu welcher er sich verurtheilt fand, nachdem er das Geschick Europa's in seinen Händen gehalten, weiß ich nicht, welche Revolutionen in seinem Innern Statt gefunden, und seine ganze Person auf eine seltsame Weise veränderte. Man fand keine Spur von tiefen Gemüthsbewegungen, von erhabenen Hoffnungen auf die Eroberung Frankreichs durch einen einzigen Mann und ohne Waffen in dem Ausdrucke seiner Physionomie: er schien niedergedrückt, er war vor der Zeit gealtert; seine Haare waren dünner geworden und ließen seine Stirne fast nackt; sein Kopf hatte ein geringes Ansehen; seine Haltung war nicht mehr fest und aufrecht; sein Geist, stets erhaben, schoß keine Blitze mehr; er war unruhig im Innern, und zeigte nicht mehr die Heiterkeit des Glückes oder das prophetische Vertrauen des Genies.

Nichts beweglicher als die Physionomie dieses außerordentlichen Mannes. Einige Zeit nachher sah ich ihn zu Pferde, im Hofe der Tuilerien, die Petitionen der Arbeiter der Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau vernehmend. Napoleon hatte seine Cäsar- oder Augustus-Physionomie wieder angenommen; sein Haupt, schön wie die Antike, war blaß, ernst und streng. Er hielt an sich, um nicht das Staunen und vielleicht den Zorn merken zu lassen, welchen die stolzen und kühnen Worte jener Männer, die die Freiheit verlangten, indem sie die Hülfe ihrer Arme anboten, in ihm erweckten.

Nach beendigter Anrede ritt der Kaiser in die Reihen der Arbeiter, die mit aller Kraft riefen: »Es lebe Napoleon! es lebe der Kaiser!« Er setzte sein Pferd in Galopp, wie ein Mann, den es drängt, einen Auftritt, der ihm peinlich ist, abzukürzen. Aber welch eine Veränderung in dem Aeußern des Mannes! es war nicht mehr der feurige General der Armee Italiens und des Orients auf einem arabischen Renner, so schnell wie der Wind; sein Körper zeigte einen beträchtlichen Embonpoint; er ritt ein schwerfälliges Pferd, das ihn mit Mühe zu tragen schien. Ach! sprach ich zu mir selbst, als ich ihn erblickte, wird ihm noch einmal eine Sonne von Austerlitz aufgehen? wird er die Wunder der Züge Cäsar's erneuern und fünftägige Schlachten liefern können, wo die Siege auf den Fußstapfen der Sieger nacheilen?

Der große Feldherr begann indessen mit zwei Glücksfällen, die seiner würdig waren. Aber das Glück verließ das Genie, und das Genie hatte auch nicht alles gethan, was es vormals that, um es zu fesseln und zu unterjochen. Es scheint, daß die große Seele des Helden nicht ihren vollen Schwung zu nehmen vermochte, um, wie ehedem, über dem Schlachtfelde zu schweben und dem Schicksale zu gebieten.

Ich wollte Napoleon nicht ziehen lassen, ohne zuvor jenes große Mißgeschick begrüßt zu haben. Es war der letzte oder vorletzte Abend, den er im Palaste des Elysée zubrachte. Ich komme hin; fast Niemand im Hofe, fast Niemand in den Gemächern, die mir um so weitläuftiger vorkamen, da sie verödet waren. Ein alter Krieger hatte mich eingeführt, aber bald wieder verlassen; ich trat in den Garten. Napoleon war allein, stehend, ruhig, ohne Niedergeschlagenheit, aber ohne jene Flammenblicke, ohne jenen Ausdruck, den die Arbeit der mit großen Entwürfen kämpfenden Seele erzeugt; man las auf dem Obertheile seines lebhaft gefärbten Gesichts etwas, das eine Unruhe im Innern offenbart. Vor ihm ging seine Mutter durch den Garten; Thränen entquollen zuweilen ihren Augen, aber verhinderten sie nicht, die Majestät des Schmerzes zu behaupten. Rechts, am Eingange von Marigny, unterhalb der wenig hohen Mauer des Gartens

des Elysée war eine unendliche Volksmenge versammelt, die unaufhörlich: »Es lebe der Kaiser!« rief. Man erwartete ihn, man rief ihn sogar, um ihn in's Lager zu führen. Napoleon, der ohne Zweifel einsah, daß es nicht mehr Zeit wäre, schien den Ruf und die Wünsche des Volksenthusiasmus nicht zu hören. (Schluß folgt.)

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

Das ist ein Name, den Jedermann weiß, und den doch Niemand ausspricht; die Hand zittert Einem, wenn man ihn niederschreibt, und es schallt Einem wie Winseln in's Ohr, wenn man ihn ausspricht. Wer es darauf wagen mag, der gehe mit uns in diesen Pfuhl von Blut und Lastern. Es gehört ein großer Muth dazu, sich mit dieser Biographie zu beschäftigen, und doch wird sie unter denen einen Rang einnehmen, die am besudeltsten, am unfläthigsten sind. Man nehme also, wie auch ich es machen will, den Muth in beide Hände. Wir wollen mit einander ein Werk der Gerechtigkeit ausüben, indem wir eine warnende Laterne an dem Rande dieses verpesteten Abgrundes aufhängen, damit in Zukunft Niemand aus Unvorsichtigkeit hineinstürze. Wir wollen uns das sonderbare Phänomen in der Nähe betrachten, einen mit Verstand begabten Menschen, der auf Dinge verfällt, wie sie keinem von Menschenblut und Branntewein trunkenen Wilden in den Sinn kommen würden, und dieß all die siebenzig Jahre, die er gelebt hat, und in allen Verhältnissen des Lebens: als Kind, als junger Mann, als großer Herr; in seinem Vaterlande und im Auslande, in der Freiheit und im Kerker, unter vernünftigen Menschen und im Tollhause, die Ordnung der Dinge hier wie dort verkehrend, das Gefängniß, den Salon, das Theater, das häusliche Dach und das Hospital in eine und dieselbe Infamie versenkend. Ueberall, wo dieser Mensch auftritt, verspürt man einen Schwefeldunst, wie wenn er durch den sodomitischen See geschwommen wäre. Dieser Mensch ist ausersehen gewesen, in einer unwürdigen Weise das achtzehnte Jahrhundert abzuschließen, dessen gräuliche und zügellose Last er war. Er hat den Henkern von 1793 Schrecken eingeflößt, so daß sie von ihm das Beil abgewendet haben, unter welchem all die vormaligen Freunde Ludwigs XV. umgekommen sind, welche die Orgieen überlebt haben. Er ist die Wonne des Direktoriums und der Direktoren, dieser Könige von einem Tage, gewesen, die mit dem königlichen Laster ihr Spiel trieben, als ob das Laster nicht an und für sich eine Aristokratie wäre, der eben so schwer beizukommen ist als all den anderen; er ist der Schrecken Bonaparte's, als dieser Konsul war, gewesen, dessen erster Akt, als er zur Autorität gekommen, darin bestand, zu erklären, er sey ein gefährlicher Tollhäusler; denn wenn Bonaparte diesen Menschen im Ernste genommen hätte, so wäre es mit ihm aus gewesen. Noch diesen Augenblick ist es ein Mensch, der in den Galeeren hochverehrt wird; er ist deren Gott, deren König, deren Dichter, deren Hoffnung, deren Stolz. Welch eine Geschichte! Aber wo anfangen, und aus welchem Gesichtspunkt dieß Ungeheuer betrachten? und wer bürgt uns dafür, daß wir bei dieser Betrachtung, selbst wenn sie nur von weitem Statt findet, nicht von irgend einer Eiterbeule bespritzt werden? Aber es muß seyn! ich habe es versprochen, ich will es, so lange ich mich auch davor gescheut habe. Man nehme diese Blätter, wie man in der Naturgeschichte die Monographie der Skorpionen und der Kröten nimmt.

Zuvörderst wollen wir die Genealogie des Marquis von Sade beleuchten; sie ist hier mehr von Wichtigkeit als irgend anderswo. Man wird sehen, wie viele Geschlechter redlicher Leute diesem Ungeheuer vorangegangen sind, und welch ein Schandfleck es dieser edlen Familie ist. Wie es zugegangen, daß ein Wesen solcher Sinnesart auf so viele Tugenden hat folgen können, das kann nur Gott bekannt seyn. Gewiß ist es, daß man keiner lauterern Quelle hätte entspringen können. Wer sollte es wohl für möglich halten, daß der Marquis ein Kind des Brunnens von Vaucluse ist. Sein Stammbaum ist von Laura's und Petrarca's Händen in diesem keuschen Vaterlande der Liebessonnette und der italienischen Elegie gepflanzt worden. Der Baum ist unter dem warmen und balsamischen Hauche dieser beiden Liebenden, aller Tugenden Muster, aufgewachsen. Franz Petrach, dieser ganz blonde und ganz rosige Gibeline, den der Bürgerkrieg aus Florenz vertrieb, kam nach Vaucluse, um dort, fern von dem Getöse der Zwietracht, Cicero und Virgil, seine beiden Favoritrömer, zu lesen. Die italienische Sprache war noch nicht ausgebildet. Dante, dieser ganz gebräunte und ganz rauhe Gibeline, hatte die Volkssprache noch nicht zu der Würde der Schriftsprache erhoben; aber endlich gab Dante das Signal; Petrarca vernahm es, und er besang nun, als ein ächter provenzalischer Troubadour, in dieser völlig neuen Sprache seine Liebe, seine Geliebte. Es war dieses die schöne Laura von Noves, die Gattin von Hugues de Sade, der sie siebenzehn Jahre alt, jung und schön, mit einer Aussteuer von 6000 Livres, zwei neuen Kleidern, das eine grün, das andere scharlachroth und einer silbernen Krone, zwanzig Goldgulden an Werth, geehelicht hatte. Er sah, er liebte sie; er liebte den Körper und die Seele von Laura, wie es in dem Dialog zwischen Petracra und dem heiligen Augustin heißt. Welch eine zärtliche Leidenschaft! welch ein Entzücken! welch eine stumme Wonne! wie die Liebe des Dichters sich in den tausend unschuldigen Poesieen kundgibt und entfaltet, wo er sein Märtyrerthum beweint, wo er die Härte seiner Dame besingt, die ihn auch nicht eines Blickes würdigt! Es ist dieses eine Geschichte lauterer Liebe, welcher selbst die skeptischesten Schriftsteller Glauben beigemessen haben. Die Tugend der schönen Laura hat so hoch gestanden, daß Voltaire sie als die Iris in der Luft behandelt. Aber während sie vor dem Liebhaber floh, liebte sie doch den Dichter; sie beobachtete ihn von fern, wenn er mit voller Seele nach ihr hinsah, wenn sie in ihren Gärten spazieren ging.

An dem Tage, wo der Dichter nach Rom zurückkehrte, um auf dem Kapitolium die Lorbeerkrone in Empfang zu nehmen, empfand Laura eine große Freude und einen tiefen Kummer in ihrem Herzen; und als er, nach Verlauf eines Jahres, stets liebend und stets getreu, das Haupt mit dem Dichterlorbeer umkränzt, sie wiedersah, und als er den Ruhm über ganz Europa gesungen, und Laura's Namen zu den Ohren aller Könige gebracht hatte, da konnte die schöne Laura, so streng sie auch war, doch nicht umhin, dem großen Dichter, der sie so innig liebte, gewogener zu seyn. Sie erlaubte ihm, sie nach dem Brunnen von Vaucluse zu begleiten, sie horchte hin auf seine zärtlichen Worte, ohne ihm zu zürnen; und er trug Lauren seine schönen Verse vor, auf welche die Welt wartete. So lebten sie, er ein Wanderer, sie in ihrem Hause: war sie zugegen, so liebte er sie, war sie abwesend, so besang er sie. Sie aber beschäftigte sich in der Zurückgezogenheit ihres Heerdes mit der Erziehung ihrer zahlreichen Familie und verlebte ihre Jahre in der Ausübung aller häuslichen Tugenden. Aber wie groß war das Erstaunen, wie schneidend der Gram des Dichters, als er Laura zum letztenmale sah! Sie befand sich mitten in einem Kreise von Damen, ernst und nachdenkend, ohne Schmuck, ohne Guirlande, ohne Perlen. Schon hatte die Krankheit, die an ihr nagte, ihre Blässe über ihre schönen Wangen ergossen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Leipzig.

Der 28. November 1834 war ein Tag, wo man die ehrwürdigen Beethovianer gesenkten Hauptes und mit halb wehmüthigen, halb zornigen Mienen durch unsere Straßen wandeln sah. War nicht der große Walzer- und Rutschermann eingerutscht in die Thore des musikclassischen Leipzigs, wie im Triumphe; eine Ehre, die weder dem Mozart, noch dem Schöpfer der Schöpfung, noch dem Kompositeur des Fidelio je widerfahren. Sollten nicht diesen Abend in dem alten klassischen Gewandhauskonzertsaale die hüpfendsten Walzermelodieen lustig einher rauschen, wo, mit Ausnahme einiger Abonnementsbälle seit fünfzig Jahren und drüber nur gediegene Piecen waren produzirt worden. O Leipzig! wie weit war es mit dir gekommen! Ein Walzer- und Rutscherkonzert in dem geweihten Heiligthume der Tonwelt!

Das allgemeine Drehen und Kreisen der Völker in den neuesten Zeiten blieb nicht ohne Einfluß auf die Tonkunst. Darum die Walzerepoche. Große Zeiten aber gebären große Männer. Unsere Drehzeit bedurfte daher vor allen Dingen Walzermelodieen. Und so fanden sich bald Schöpfer zu denselben. Sie heißen Strauß und Lanner!

Den Wienern fuhr die Drehkrankheit zuerst in die Füße. Darum traten Strauß und Lanner auch in Wien auf. Bald walzte ganz Deutschland mit. Je stiller es in der Politik, desto lauter ward es auf den Tanzsälen. Der Zeitgeist will sich einmal drehen; es sey nun auf diese oder auf jene Art.

Doch auf den Strauß in Leipzig zurück.

Sehr bescheiden hatte er seine Walzerproduktion für den Abend des 28. November nicht Konzert genannt, sondern nur Abendunterhaltung. Um sieben Uhr war der Anfang festgesetzt, aber schon halb sechs Uhr kein Platz mehr zu bekommen. Sehr viele Damen, die sich in der Toilette etwas verspätigt, mußten es dießmal theuer bezahlen und bekamen keinen Sitz mehr, denn die ächten Strauß-Verehrerinnen hatten sich zeitig aufgemacht und vom sitzbaren Theile des Konzertsaales Posseß genommen.

So standen und saßen die Sachen, als der neue Orpheus in der Mitte seiner Wiener Nobelgarde erschien. Allgemeiner Applaus empfing sie.

Ich muß hier gestehen, mir eine ganz andere Vorstellung von dem Napoleon der Walzer gemacht zu haben. Ich dachte mir so eine Art Paganini von Gestalt, bejahrt, karrikirt. Den Damen möchte es nicht anders ergangen seyn. Wie angenehm überraschte es uns daher, als ein junger zierlicher Wiener, einfach aber geschmackvoll gekleidet vor dem ersten Pulte erschien, rasch die Violine ergriff und tapfer und energisch darauf los strich.

Die Musiker von der Donau eröffneten ihren Ohrenstrudel mit der ziemlich auf Effekt berechneten Ouvertüre zu den »Falschmünzern« von Auber. Die Exekution war ohne Tadel, das Ensemble lobenswerth und das Anschwellen vom tiefsten Piano zum Forte und umgekehrt recht gelungen. Schallender Beifall belohnte die Wiener Tanzmusiker.

Nun folgte der längst nicht mehr unbekannte »Elisabeth-Walzer.« Hier war nun der Strauß ganz in seinem Elemente. Mit Leib und Seele lebte er in seinem Walzer.

Da stand denn der Mann, dem wir so viel anmuthige Tanzmelodieen verdanken, von dem wir so viel gehört, gelesen und gesprochen, und strich seine eigene Komposition mit einer Virtuosität aber auch mit einer Vehemenz herunter, die ein anderer Künstler wohl ebenfalls erreichen kann, aber nimmer kann diese Tanzmusik mehr con amore exekutirt werden als hier vom Meister und seinen Jüngern selbst.

Auf den Elisabeth-Walzer folgte eine seltsame Produktion. Es ließ sich nämlich ein Mitglied des Strauß'schen Orchesters auf der Fistel hören und trug eine Arie der Norma mit vieler Kunstfertigkeit vor. Anfangs sahen sich die Zuhörer verwundert einander an, und wußten noch nicht recht, was sie von dem Mirakel denken sollten, daß ein junger Mann mit empfehlendem Aeußern und mächtigem Schnurrbarte eine Arie wie ein Mädchen girrte. Aber bald siegte die Komik und das ganze Publikum ward durch die Rouladen der falschen Katalani auf das Ergötzlichste amüsirt und in die heiterste Stimmung versetzt. Großer Beifall ward diesem wunderlichen musikalischen Ingano, der Hosen und Frack tragenden Norma zu Theil.

Wie man mir jedoch später erzählte, hat sich der junge Mann aber zu sehr angegriffen und sogar Blutspeien von der Kunstlei, denn anders war's im Grunde nicht zu nennen, davon getragen.

Das Potpourri, welches die erste Abtheilung der musikalischen Unterhaltung beendete, bestand in einer recht geistvollen Auswahl beliebter Piecen mit eingewebten Strauß'schen Melodieen. Den Schluß darin machte eine seltene Schlittenfahrt und Peitschenknall und ein »Te deum« mit Glockenläuten, Kanonenschlägen und »den König segne Gott.« Man hört so etwas gern einmal, zumal wenn es so arrangirt ist und produzirt wird, wie hier der Fall war. Besonders das Glockengeläute nahm sich allerliebst aus und die Leipziger haben kaum noch ein so schönes Glockenspiel gehört, da ihre Thurmglocken bekanntlich gar nichts taugen. (Schluß folgt.)

Palindrom

Vorwärts.

Mehr ist's dem Bergesvolke,
Als Meerbewohnern kund,
Es steigt hinauf zur Wolke,
Und stürzt zur Erde Grund.

Rückwärts.

Mehr ist's dem Meeresvolke,
Als Bergbewohnern kund,
Beim Sturm steigt's nach der Wolke
Und stürzt zum Meeresgrund.

Vorwärts.

Und durch die Kraft der Flügel
Durchschwebt's des Aethers Plan,
Kennt Schranken nicht, nicht Riegel
Auf seiner freien Bahn.

Rückwärts.

Und durch seinen großen Flügel
Durcheilt's die eb'ne Bahn;
Doch Schranken, ach! und Riegel
Trifft's aller Orten an.

O—l. L. K. Ar**ld.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 221.

Feen, fein, fern.

Museum am 19. Dezember.

Simfonia heroica von Beethoven.

Erinnerung an Beethoven, zum Andenken an seinen Geburtstag (17. Dezember).

Aria von Mozart, vorgetragen von Fräul. Rauch.

Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht in Hammerstein, rheinische Sage von Adelheit von Stoltersoth, gesprochen von Fräul. Lindner. (Die Umrisse zu dieser und 15 andern rheinischen Sagen sind im Museum ausgestellt.)

Ouvertüre von Mendelsohn zum Sommernachtstraum. (Auf vieles Begehren wiederholt.)

Skizzen über Mythos und Kunst in Indien und Persien, von Hrn. Dr. Eduard Duller.

Duett von Bellini, gesungen von Mad. Fischer-Achten und Fräul. Rauch.

Ottilie, Volkssage, gedichtet von Fr. Rückert, gesprochen von Fräul. Lindner.

Variationen für die Harfe, gespielt von Fräul. Arnold.

Das nächste Museum ist am 2. Januar. Man erlaubt sich, den verehrten Mitgliedern in Erinnerung zu bringen: 1) daß alle Einlaßkarten nur persönlich sind und nicht übertragen werden können; 2) daß der Eingang nur vom Roßmarkt und der Töpferstraße aus Statt findet.

Theateranzeige.

Samstag, den 20. Dezember. Der Wasserträger, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Cherubini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Baarhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №: 224. 20. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), E. H. Howitt (New-York) u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Die Blumensprache.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl
Der in die Seelen schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet.
Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
Es lös't der Mensch nicht, was der Himmel bindet!

v. Schiller.

Lerne die Blumensprache, in dieser wird heute in der St. Gudula-Kirche *) am Ende des Gottesdienstes, diejenige, welche Dich liebt, sich Dir entdecken!

So lautete ein geheimnißvoller Zettel, welchen Ludwig am Morgen des Charmittwochs erhalten hatte, und über den er nach der Stunde, welche ihm Aufklärung bringen sollte sich sehnend, in banger Erwartung nachsann.

Manchmal sah er in diesen Worten den Herzensausdruck einer edlen, zarten Jungfrau, mit deren Leben, durch unsichtbare Bande das seinige bereits verbunden sey. Das Herz des jungen Schwärmers öffnete sich der Hoffnung, denn er hatte einen Stern gefunden, um ihn zu lenken, einen Glauben, an dem er nicht zweifelte. Unter der glänzendsten Gestalt erschien ihm die Zukunft. Wie herrlich müßte es seyn, dachte er, wenn es ihm gelänge, sich einen Namen zu machen, berühmt zu werden unter den Menschen, um mit seinem Ruhme die Geliebte zu umhüllen, wie mit einem Sternenkleide. Im gewaltigen Fluge erhob immer höher und höher sich seine Phantasie. Er hörte Völker ihn segnen, er vernahm in Preisliedern seinen Ruhm verherrlichen.

Aber schnell wieder vernichtete ein Gedanke den holden Traum, schleuderte ihn herab von seinem Himmel auf die Sandsteppen der Wirklichkeit; dieser Gedanke war nämlich der: Ob nicht die geheimnißvollen Worte etwa eines herzlosen Spaßmachers Werk seyen. Dieser Gedanke, er war ein gräßlicher für ihn, ergrinzte seiner Seele, wie ein tückischer Dämon.

Und doch konnte er ihn nicht lange für möglich halten; freundlichere Vermuthungen verdrängten diese düstere, wie am Himmel die Nebelberge vor den Sonnenstrahlen einstürzen!

Noch gingen auf diese Weise heitere oder betrübende Gedanken, lichte oder düstere Wolken der Traumwelt, an seinem Gemüthe vorüber, als ein Mädchen ihm die bestellten Blumen brachte. Er nahm sie in die Hände, gab jeder von ihnen eine Bedeutung, vertraute jeder eine Idee, legte in einen jeden Kelch einen Wunsch nieder.

Der Abend erschien, er trat in die Kirche; die Chöre sangen die herrlichen Lamentationen, in einem großen Tempel schön ausgeführt, wohl der erhabenste unter den Kirchengesängen des katholischen Ritus. Unwillkührlich blieb er am Eingange der Kirche stehen, theils auf die Eintretenden schauend, theils aber auch ergriffen von den wunderbaren Gefühlen, welche dieser Gottesdienst in ihm erweckte. In seinen Gedanken versunken, stieß er an eine eben hereinkommende junge Schönheit, die einen durchdringenden Blick auf ihn warf, bald aber völlig verschwand. Er senkte die Augen auf den Boden, gleichsam als wollte er sehen, ob diese Erscheinung denn keine Spur auf demselben hinterlassen. Er sah nur ein kleines Hyacinthenblättchen, welches da schimmerte, wie ein Edelsteinchen im Sande.

Und es schien ihm, als ob dieses Blättchen eine ihm bekannte Sprache redete, als ob ein Silberstimmchen ihm zurufe:

»Ich bin der Hoffnung, vielleicht auch des Glückes Sinnbild. Mich suchtest du, als deine Augen sich senkten, als du eben in deinem Innern die Worte vernahmst: Folge ihr! Aber ich bin nicht wie Sie grausam, ich bin zu dir gekommen als eine Bötin der Liebe. Du hast noch nicht gelebt, durch mich wird nun dein Daseyn beginnen. Hoffnung, Glück, Liebe, das Alles fehlte dir, das Hyacynthenblättchen dir es bringt. Ueberlasse es dem Schicksal, dein Lebenskleid zu weben, ich will es dir mit glänzenden Farben schmücken. Sag willst du, willst du! Hebe mich auf vom Boden, wo ich den Fußtritten der rohen Menge ausgesetzt bin, drück mich an deine Lippen. Ja, du wirst geliebt werden; es wird eine Seele die deinige verstehen, ein Herz wird an das deinige schlagen. Liebe, hoffe, sey glücklich!« Wenn es ihm auch vorkam, als ob das Silberstimmchen, wie manches seines Gleichen, ein bischen log, konnte er doch nicht umhin, demselben einiges Vertrauen zu schenken und als er durch eine besondere schöne Stelle des Gesanges auf diesen wieder aufmerksam wurde, schien es ihm fast, als bewegten die Engel auf den Altären sich, als schwebe er mit ihnen hinauf zu Jehovah's Thron!

Er drang nun in der Kirche vor und bald stand er ganz in der Nähe der Schönen, an deren Busen nebst andern Blumen, die Hyacinthe prangte. Da beobachtete er die Holde mit der Aufmerksamkeit eines Malers, welcher ein Gemälde

*) Domkirche zu Brüssel.

bewundert und dessen Vorzüge zu erfassen sucht, eines Geizigen, welcher eine neue Münze betrachtet. In jedem Zuge ihres Gesichts, jeder Bewegung ihres Körpers suchte er die Spur eines Gefühls der Theilnahme für ihn zu entdecken. Er gewahrte nur eins, eisige Ruhe. Die Unbekannte blieb in der Stellung einer in ihrer Andacht vertieften Betenden, ihre Blicke hefteten sich unbeweglich auf die Altäre, die Religion allein schien sie zu beschäftigen.

Da klangen ihm des Propheten Klagerufe über Jerusalem, wie Klagerufe über seine Liebe und von Neuem bemächtigten Zweifel sich seiner Seele. Hatte das Blättchen sich nur zufällig los gemacht? War es wieder eine Täuschung? Endlich nicht mehr im Stande, dem Drange seines Gemüths zu widerstehen, entschloß er sich, durch eine entscheidende Frage seiner Ungewißheit ein Ziel zu setzen; er nahm von seinem Strauße eine Rosenknospe mit Blättern und Dornen und behielt sie so lange in der Hand, bis er überzeugt war, daß die Holde es bemerkt hatte. Dieß bedeutet in der Sprache der Blumen: »Soll ich hoffen oder verzweifeln?« Er harrte und harrte nun auf die Antwort. Die Unbekannte stand unbeweglich regungslos da, wie an der Kanzel herrlicher Schnitzarbeit, Verbruggens, des Antwerpners Meisterwerk, die Gestalt des Todes, der den Engel mit dem flammenden Schwerte begleitend, die ersten Menschen aus dem Paradiese verjagt. Nicht eine einzige Geberde erlaubte ihm auch nur entfernt zu hoffen, daß die Schöne ihn zum Geliebten erkohren wolle. Und doch verging die Zeit immer mehr und mehr!

«Keine Hoffnung mehr!« sagte er zu sich selbst. Wie konnte ich aber auch glauben, daß ein Mädchen, die mich nicht näher kennt, sich mir plötzlich liebend annähern werde, mir, mir, der ich arm und unbekannt bin, während sie ohne Zweifel reich und glücklich ist.

Doch konnte er es nicht über sich bringen, den Kopf von ihr, der Herrlichen, abzuwenden.

Der Gottesdienst ging zu seinem Ende.

Ludwigs Lage war die eines zum Tode Verurtheilten, der den Uhrzeiger der Schreckensstunde näher rücken sieht; ein eiskalter Schauer verbreitete sich über seinen Körper.

Endlich sah er, wie sie langsam, langsam eine Rosenknospe von ihrem Busen nahm und dieselbe der Dornen beraubte.

Hoffe!

In diesem Augenblicke verhallten die letzten Töne der Orgel. Als die Menge [illegible] feierlich aus der Kirche schritt, suchten sich Beider Blicke, trafen einen Augenblick zusammen. Sie hatten bald sich Alles gesagt, waren für immer verbunden.

Die Großmutter hatte wahrlich Recht, wenn sie sagte: Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

(Das Taschenbuch: »Epheukränzchen« von Coremans, welchem auch die »Blumensprache« angehört, ist so eben (Leipzig bei Franke, Gmünd bei Raach) erschienen. Das Aeußere ist hübsch, doch nicht ganz der vielverheißenden Ankündigung der Verleger entsprechend, welche auch auf die Korrektur nicht die gehörige Aufmerksamkeit verwendet zu haben scheinen, indem das Büchlein durch einige sinnstörende Druckfehler entstellt wird).

Napoleon's verschiedene Gestalten.

Nach P. F. Tissot von J. Schuster.

(Schluß).

Ich redete den Kaiser an mit mehr Ehrfurcht, als wenn er in den Tuilerien und auf dem Throne gewesen wäre. Nach einigen Momenten einer politischen Unterhaltung, in welcher ich ihm eine tiefe Bekümmerniß über seine Abreise bezeigte, in dem Augenblicke, wo er Frankreich durch einen Sieg, den sein Genie für unfehlbar halten ließ, noch einen unsterblichen Dienst leisten könnte, fügte ich das Versprechen hinzu, den Interessen seines Ruhmes treu zu bleiben. Er dankte mir auf das Wohlwollendste, und entließ mich, einen letzten Blick auf mich richtend, dessen Ausdruck niemals in meiner Seele verlöschen wird.

Mein Herz war, indem ich Napoleon verließ, so beklemmt, er nahm so sehr alle meine Gedanken ein, daß ich vergaß, den Tribut der Ehrfurcht und des Bedauerns seiner Mutter darzubieten, die in diesem Augenblick der um das Glück ihres Sohnes Leid tragenden Mutter eines römischen Kaisers glich.

Ich habe stets lebhaft bedauert, Napoleon, wie ich gewünscht hatte, nicht nach Sankt-Helena gefolgt zu seyn. Welche verlorene Gelegenheit, ihn zu beobachten, ihn in seinem Kampfe mit dem Mißgeschicke zu studiren! Mit welcher Begierde würde ich die Worte des Helden gesammelt haben, indem er sein Glück, seine Thaten, seine Schlachten, seine, hochherzig von ihm bekannte, Fehler, und vor allem seine Plane für die Größe Frankreichs schilderte! Welche tiefe und verschiedenartige Eindrücke würde der Prometheus von Sankt-Helena, von sich selbst zu seinem Jahrhundert und zur Nachwelt sprechend, auf mich gemacht haben! Welche schöne Erinnerungen würde ich von einem solchen Schauspiel, von einem solchen Manne bewahrt haben! Wie die Zeugen seiner Gefangenschaft berichteten, so war sein Anblick während den Martern von Sankt-Helena oft bewundernswerther, als zur Zeit, wo er mit Ruhm gekrönt, auf einem von Europa geachteten Throne saß.

Uebrigens konnte selbst der Tod den schönen Typus seines Gesichtes nicht entstellen, und der vom Doktor Antommarchi genommene Abdruck desselben, trägt einen großen Charakter. Durch eine sonderbare Metamorphose scheint Napoleon zum Augenblicke des Konsulats zurückgekommen; nur befindet sich etwas Stärkeres in allen Dimensionen des Gesichts. Beim ersten Anblick erinnert man sich an ein Portrait Bonaparte's von dem berühmten Gérard, dem Maler aller Könige der Epoche; ein Portrait von mehr als natürlicher Größe, und von einem äußerst schönen Ausdruck. (Dieß Portrait, das ich im Atelier des Künstlers sah, ward nicht in Kupfer gestochen). Die Maske des Helden zeigt viel Bemerkenswerthes: die Stirn scheint breiter und erhabener zu seyn; die Augen, die nicht ganz geschlossen sind, zeigen eine gewisse Feinheit des Ausdrucks, die sich im Munde, trotz seiner Veränderung, wiederfindet; die Nase, lang und schmal, ohne mager zu seyn, offenbart ein Gefühl des Schmerzes; dieß Gefühl verkündet sich auch auf der Oberlippe, die zum Theil ihre Form verloren hat, während die Unterlippe geblieben ist, wie sie im Leben war. Von der rechten Seite betrachtet, ist das Profil fast ganz dasjenige Bonaparte's nach dem Frieden von Amiens, die Zusammenziehung der Lippe dieser Seite ausgenommen; auf der linken zeigt es einen strengeren Anblick; in der Face athmet die Maske etwas Ernst, so wie Nachdenken, Erhabenheit und die Ruhe des lebenden Schlafs; das Gepräge des Todes befindet sich nicht auf dem Munde; nur offenbart er die Leiden, welche dem Ende des Lebens vorangingen. Wenn man die Maske jedoch in die Höhe hebt, um, sie ein wenig umkehrend, von unten nach oben zu betrachten, dann findet man einen tiefen Ausdruck von Schmerz und man glaubt, einen sterbenden Alexander zu sehen. Ein englischer Maler, der berühmte Lawrence, der Napoleons Bild auf die Leinwand bringen wollte, konnte während zwei Stunden des eifrigsten Prüfens sich nicht an der Betrachtung der Maske sättigen, die in der That eine unerschöpfliche Quelle des Studiums für alle Beobachtungsarten ist.

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Als Laura ihres Geliebten ansichtig wurde, da sah sie ihn mit einem so gutmüthigen und so ruhigen Blicke an, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Eine heillose Pest, die von Asien nach Sicilien gekommen war, breitete sich über ganz Europa aus, und die schöne Laura war eine der ersten gewesen, die davon befallen worden. Gleich bei den ersten Anzeichen des Uebels hatte Laura es gefühlt, daß sie verloren sey; sie bereitete sich gefaßt zum Tode vor, machte ihr Testament und empfing die heiligen Sakramente. Ihre Familie, ihre Kinder, ihre Freunde umstanden, der Ansteckung Trotz bietend, schweigsam ihr Bett. Sie hauchte, stets ergeben, mit heiterem und ruhigen Blick, ihre unschuldige und reine Seele aus. Die ganze Stadt beweinte sie, wie man eine redliche Familienmutter beweint, die in der Erfüllung ihrer Pflichten stirbt.

Sie ward in der Kirche der Franziskaner, in der Kreuzkapelle, im Familienbegräbniß der von Sade beigesetzt. Petrarca befand sich damals zu Verona, und erfuhr den Tod dieses Engels in seinen Träumen. Nun begannen seine Liebesgesänge noch lebhafter als zuvor. Man hatte diese Leidenschaft und mit ihr die Poesie in dem Herzen des Petrarca für erschöpft gehalten; aber er, ein getreuer Liebhaber und getreuer Dichter, liebte und sang nur um so eifriger. Vor allem nach Laura's Tode hat Petrarca seine schönsten Verse gemacht, davon zeugt das schöne Sonnet, welches mit den Worten beginnt: »Ha! wie süß wäre es gewesen, heute vor drei Jahren zu sterben!« und die schöne lateinische Elegie: »Am 6. April, um die erste Stunde des Tages, ward dieß schöne Licht der Welt genommen, als ich, ach! mit meinem eigenen Geschicke unbekannt, zu Verona weilte. Die unglückliche Kunde ward uns durch ein Schreiben meines Freundes Ludwig gemeldet, das mich, am 19. Mai des Morgens, zu Parma vorfand. Der so keusche und so schöne Leib ward in der Kirche der Minoritenbrüder an dem Abend desselben Tages, wo sie gestorben war, beigesetzt. Ihre Seele ist, daran zweifle ich nicht, zum Himmel, von wo sie gekommen, zurückgekehrt.«

Ein rührendes Lob, wohl einer der schönsten und der unschuldigsten Frauen ihres Jahrhunderts werth. Die Verehrung, welche sich um das Grab der schönen Laura begründet hat, ist eine rein poetische Verehrung. Man verehrt sie als eine poetische Person; aber man liebt sie als eine schlichte Bürgersfrau. Sie hatte die Schönheit einer Italienerin und die keusche Haltung einer Französin; sie zog sich nach dem häuslichen Heerde als einem Sanktuarium zurück, das jeder anderen als der heiligen und ewigen Liebe, die auf Erden beginnt, aber im Himmel fortwährt, um nie wieder zu enden, unzugänglich war. Sie war einfach, sie war gut, sie war sanft, sie war demüthig an Geist und Herz, sie war die einzige auf dieser Welt, in welcher sie so sehr besungen ward, die nicht an ihre göttliche Schönheit dachte, in diesem Stücke selbst nicht an Petrarca's Verse glaubte. Laura ist das Ideal einer schönen und bescheidenen Frau; ihre Bestimmung war es sicher, entweder in einem Kloster Jungfrau zu bleiben, oder in der Welt einer zahlreichen Familie Mutter zu seyn; denn sie war eine Frau, die alle Pflichten der Gattin zu würdigen wußte, und die eben so keusch in der Ehe war, als sie es im Cölibat gewesen seyn würde.

Dank so vielen Tugenden, so vielen Schönheiten und auch so vielen Versen, hat das Grabmal der schönen Laura die größten Leute, die größten Fürsten, die schönsten Geister Frankreichs und Italiens zu sich wallfahrten sehen. Dieß Grabmal liegt in der That an der Gränze der beiden poetischen Welten, welchen Laura, Italienerin und Französin zugleich, bei Lebzeiten angehörte; Italienerin durch die Leidenschaft, Französin durch die Tugenden einer Familienmutter. Selbst Franz I., dieser galante König, der Heinrich IV. des sechszehnten Jahrhunderts, verliebt gleich Heinrich und Dichter wie er, kam ganz in Gedanken vertieft zum Grabe der schönen Laura: als er sich dann Angesichts so vieler Liebe und Poesie befand, da fühlte er sich von der Erinnerung an diese beiden Liebenden, Laura und Petrarca, ergriffen, und er improvisirte die folgenden, eines Clement Marot würdigen Verse:

> En petit lieu compris, vous pourez voir
> Ce qui comprend beaucoup par renommée,
> Plume, labeur, la langue et le savoir
> Furent vaincus par l'aymant de l'aymée.
> O gentille ame, étant tant estimée
> Qui te pourra louer en se taisant?
> Car la parole est toujours reprimée
> Quand le sujet surmonte le disant!

Man kann es sich schon denken, daß nach dem Beispiel des Königs Franz alle Dichter der Welt um die Wette dieß bescheidene Grab besangen, dessen Stein statt aller Verzierung und Wappen eine Rose mit der lateinischen Devise: Victrix casta fides, führt. Clement Marot ahmte zuerst seinem Zögling Franz I. nach; der Kanzler von l'Hopital, diese hohe und männliche Tugend, dieß Muster der französischen Magistratur, dichtete schöne lateinische Verse beim Grabmal der Laura von Noves: kurz es war mehre Jahrhunderte lang eine unglaubliche Folge von Lobpreisungen, von Versen und von Thränen, die diesem Grabe dargebracht wurden, bis dieß Grab, Laura's Grab, die so keusch in ihrem Leben gewesen, den Revolutionärs überantwortet wurde, die ihre letzte Ruhestätte öffneten und deren Asche in den Wind streuten. — Aber den Revolutionen ist nichts heilig! Eben so wie Laura's Grab, öffneten sie auch das Grab des braven Crillon, das sich in derselben Kirche befand, Crillon's, der nicht bei der Schlacht von Argues gewesen, der aber, und ganz, in seinem Grabe lag, als die Revolutionärs es wagten, Hand an ihn zu legen.

Das ist die reine und lautere Quelle, das der klare Wasserfaden, ganz ausdrücklich aus den frischen und poetischen Tiefen des Brunnens von Vaucluse hergeleitet, welcher diesen stinkenden Sumpf erzeugt hat, den man den Marquis von Sade nennt. Wie hat der geheiligte Brunnen so viel Schmutz erzeugen, solchen Koth an diesen Ufern absetzen können? Wie war es möglich, daß der melodische und keusche Wiederhall von Petrarca's Sonnetten als letztes Echo so viele schandbare Bücher haben konnte, deren Namen schon eine Schande ist? Gott mag es wissen, Laura weiß es unstreitig nicht. O Gott! was würde sie sagen, wenn sie wüßte, welch eines ehrlosen Geschöpfes Aeltermutter sie ist! Und was würde wohl Petrarca dazu sagen! (Fortsetzung folgt.)

Politisirende Frauen.

Nichts ist der Natur und Bestimmung unserer Frauen mehr entgegen, als das Parteinehmen in politischen Angelegenheiten. Ein Weib, das einem Manne Recht gibt, ist schon eine Unbescheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht gibt, zeigt sich sehr anmaßend, eine Frau aber, die selbst im Streite der Männer mitkämpft, ist eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeist aufbewahre, und in einem Schranke wohl verschlossen halte. Ich will Weiber lieber Tabak rauchen sehen, als politisiren hören. Es ist

nicht bloß lächerlich, wenn sie sich in die Politik mischen, es es ist mehr als das, es ist fürchterlich, es ist trostlos. Nichts ist beständig in dieser irdischen Zeit, nichts ist dauerhaft auf der Wohnstätte der Menschen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Naturereignisse — alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist, und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen; ist selbst die Ewigkeit der Zeit unterthan, und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer keine Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins ist, was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht versengt, der den Stamm zerspaltet — und dieser Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus, haben ihre Kinder getödtet: wanken solche Felsen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieses Mutterherz ist stets das Nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel gewesen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Brittin, und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutsche Hausfrau und die kokette Französin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Tagelöhnerin — sie lieben auf gleiche Weise ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich so geistig, das Fortpflanzende, das Beständige, Erhaltende, sie bilden die Pairskammer der Menschheit. Weiblichkeit ist die Axe der Erde, und die Milchstraße am Himmel. Es ist die Bestimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die sich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu versöhnen, und wo sie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freistätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen, und dieser Bestimmung sollen die Frauen auch stets treu bleiben!

(Konst. Staatsb.-Zeit.)

Aus Leipzig.

(Schluß.)

Der äußerst gefällige Gabrielen-Walzer und der noch wenig bekannte Iris-Walzer folgte im zweiten Theile. Dann kam der Fortuna-Galopp. Als dieser anhob, war's auch, als ob Fortuna alle Seligkeit auf die tanzlustige versammelte Damenwelt ausschüttete. Es entstand eine unwillkührliche Bewegung unter ihnen; ein Beweis, daß zwischen einer Tanzmelodie und einem Damenfuße eine magnetische Wahlverwandtschaft Statt finden muß.

Das Ganze begrenzte und bekränzte der Strauß von Strauß. Eine wahre Flora von liebenswürdigen tanzauffordernden Walzermelodieen.

Die Strauß'schen Tänze haben fast durchgängig das Eigenthümliche, daß man sogleich beim ersten Aufspielen den Kompositeur erkennt, ein Zeichen, daß ihnen einerseits Originalität nicht abzusprechen und sie andererseits aber von einer gewissen Manier, die man eine kokettirende nennen möchte, nicht ganz frei sind.

Recht originell sind in der Regel die Introduktionen gehalten, welche den meisten Walzern vorhergehen. Hier ist es, als ob der Kompositeur die eitle Ballwelt vorher über die Nichtigkeit des Erdenlebens emporheben wollte und er führt sie in metaphysischen Tönen den ewigen Sternen zu. Es ist das Weinen der sterbenden Nachtigall um ein verlornes Paradies. Da mit einemmale sinkt der Himmel in den Kerzenflammenden, Guirlandendurchwundenen Ballsaal nieder und nun wogt es und perlt es, hüpft und schmachtet in beseligendem Hebetakt und wundersüßer Melodie, hier und da von einer Alpenblumigen Tyrolienne zauberhaft durchklungen.

Nach dem Konzerte besuchte ich eine frequente Restauration, um mich an den verschiedenen Urtheilen und Kritiken zu erlaben, die daselbst in der Regel zum Besten gegeben werden. Ein schon etwas bejahrter Herr, der den ächten Leipziger repräsentirte, ward um seine Meinung über das Konzert befragt.

Er äußerte sich ohngefähr folgendermaßen: »Herr Strauß komponirt allerliebste Tänze; ja er macht Epoche hierin und Niemand wird ihm dieses schöne Talent streitig machen. Sein Orchester ist scharmant zusammengespielt und exekutirt vortrefflich. Er wird die Ballwelt noch oft entzücken und besonders die Sommer- und Gartenkonzerte verschönern. Aber mehr verlange man auch nicht. Man erwarte in einem Strauß'schen Konzerte wie das heutige nicht den Genuß, welchen ein Konzert gewährt, worin klassische Musikstücke produzirt werden. Viele haben heute weit mehr gehofft, als geboten werden konnte und sich selbst getäuscht. Daher auch der Beifall und Applaus, den man den Strauß'schen Produktionen zollte, nicht übermäßig zu nennen war. Ich bezweifle daher, ob Strauß, wollte er drei Konzerte hinter einander geben, das dritte, trotz der heutigen ungeheuern Fülle des Publikums, sehr besucht werden durfte!«

»Ja das muß ich gestehen — seufzte ein dicker Herr in der Ecke, — ich bin doch als legitimer Leipziger manches Jahr im Gewandhauskonzert abonnirt gewesen, aber so übervoll ist mir's noch nie vorgekommen, als heut. Meine Rippen singen jetzt noch ein Klagelied über solches Drängen der Menschheit; zumal beim Herausgehen.«

Was der größte Triumph für den Strauß bleibt und für die Meisterhaftigkeit seiner Produktion am überzeugendsten spricht, meinte ein Dritter, das ist, daß trotz der Ueberfüllung keine Dame ohnmächtig geworden. Bei einem Oratorium, wenn es in ihm je so voll werden könnte, möchten ein Paar Dutzend Ohnmachten nicht gefehlt haben. Die Strauß-Walzer mochte aber keine Dame verpassen.

Es ist in neuerer Zeit der schöne Gebrauch in die Mode gekommen, daß wackern, freimüthigen Volksvertretern von deutschen Frauen sinnige Geschenke auf zarte Weise verehrt werden. Das ist eben so schön als lobenswerth. Aber was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Wie wäre es daher, wenn z. B. die Wiener Frauen und Mädchen den Dank für die tänzerliche Freude, die ihnen der Strauß durch seine lieblichen Melodieen bereitet hat, auf eine ähnliche Art wie patriotische süddeutsche Frauen freimüthigen Landtagdeputirten zu erweisen pflegen, durch eine angemessene, selbstverfertigte Gabe an den Tag legten? Für einen solchen Damenkompositeur könnte es nichts Erfreuenderes und Ermunterndes geben.

Fragt man endlich, ob Herr Johann Strauß ein liberaler oder aristokratischer Walzerkompositeur, so muß man ihm auch hinsichtlich seiner politischen Unparteilichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine Walzer sind für alle Welt, alle Stände, große brillante und einfache Tanzsäle. Der neue Orpheus erfreut durch sein schönes Talent die Kaiserin bis herab zur Grisette und darüber hinaus. Das ist das wahre Symbol einer guten und schönen Kunst, daß Alle, sie mögen hoch oder niedrig geboren seyn, dadurch angeklungen und angesprochen werden.

In Hinsicht der Anerkennung der Straußischen Walzer, wenigstens von Seiten der schöneren Hälfte des menschlichen Geschlechts herrscht ein seltnes Einverständniß, und so würden auch Deutschland's holde, tanzlustige Damen keine Emeute beginnen, wenn man diesen Kompositeur zum musikalischen Kaiser in Deutschland erheben wollte. Allerdings nach einer Beethoven'schen Symphonie kann nicht gewalzt und gerutscht werden.

Freue dich Wien, bald wirst Du Deinen Liebling wieder in Deinen Mauern sehen und im Sperl konzertiren hören.

Es ist noch nicht dagewesen, daß eine Truppe, welche größtentheils nur Tanzmusik von einem einzigen Kompositeur aufführt, gleichsam eine Kunstreise von Süden nach Norden unternimmt und trotz des zahlreichen Personals gewiß seine Rechnung findet. Wenigstens dürften die Straußianer sich über Leipzig nicht zu beklagen haben. Die Dresdner dürften nicht zurückbleiben und werden es nicht. So werden Herrn Strauß seine Reisekosten gewiß reichlich gedeckt, trotz der Kostenreichen Fahrt in die Welt mit Neunundzwanzig seiner Nobelgarde – und es wird selbst noch etwas Erkleckliches übrig beiben.

Wenn man die schönen Wienerwalzer hört, so begreift man wohl, warum den Wienern der Himmel im vollen Sinne voller Geigen hängt.

(Lit. Hochw.)

Theateranzeige.

Samstag, den 20. Dezember. Der Wasserträger, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Cherubini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 225. 21. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York) u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

Es wird wenig Geschichten geben, welche ein so interessantes, und, nachdem man es auffaßt, gespensterhaftes oder geisterhebendes Schauspiel gewähren, wie die der Jungfrau von Orleans. Nachdem die gewöhnlichen mechanischen Mittel, die eine Nation zu ihrer Vertheidigung besitzt, erschöpft, nachdem durch die innere Parteiung selbst alle sittlichen Mächte gebrochen zu seyn scheinen, wird gewissermaßen der Geist des im Sterben liegenden Volkes frei, nimmt die Gestalt eines einzelnen und bürgerlich sehr untergeordneten Gliedes der Nation an, entwickelt aber von diesem einzelnen Punkt, auf dem er sich konzentrirt, aus eine solche sittliche Gewalt, daß er bald alle Theile des eben noch in der Auflösung begriffenen Körpers mit Lebendigkeit ergreift, und nach einer kurzen Krisis zur Genesung zurückführt.

Für den, welcher an höhere, geistige Mächte in der Geschichte nicht glaubt, oder welcher keine Augen hat für die Gestalten sittlicher, volksthümlicher, religiöser Geister, für den, dem die Geschichte nur in eine unabsehbare Reihe mechanischer Verbindungen von sinnlich-beobachtbaren Ursachen und Wirkungen zerfällt, muß diese Erscheinung etwas nicht sowohl Unbequemes, als vielmehr im höchsten Grade Widriges haben; denn es bleibt ihm nur Selbstbetrug und Betrug Andrer als Erklärung übrig. Für den, welcher an höhere, geistige Mächte, die in den geschehenden Dingen thätig sind, glaubt, der diese Thätigkeit aber für den Bedarf seines Hauses gewöhnlich in einer abstrakten Vorstellung von der göttlichen Vorsehung zu begreifen pflegt, muß ein so sichtbares Lebendigwerden, Zurgestaltkommen eines sittlichen Volksgeistes in der Person eines armen Bauermädchens etwas durchaus Gespensterhaftes haben, und eine bis in das geringste Detail hindringende Aussöhnung mit der Erscheinung wird nur der in sich zu empfinden im Stande seyn, dem überhaupt der Mensch weniger in seiner zufälligen Individualität, den dessen Thun weniger in seinem einzelnen mechanischen Zusammenhang interessirt, der vielmehr in der Geschichte überhaupt die Gestaltung sittlicher Geister und die Unterhaltung, das dialektische Spiel derselben, sieht, und so das Leben bis in seine eigne kleinste Umgebung, als eine geistige Substanz idealisirend auffaßt.

Die gespenstische Auffassung der Geschichte der Jungfrau von Orleans war bis gegen das 18. Jahrhundert hin die gewöhnliche; es folgte sodann die materialistische, und nirgends wohl ist Voltaire's sittliche Verworfenheit so schnöde an den Tag getreten, als in seinem, überdieß in allem Schmutze langweiligen, Gedicht über diesen Gegenstand. Endlich hat eben diese materialistische Uebertreibung eine Reaktion erzeugt, und man ist mehr und mehr zu der anfänglich in Frankreich hervortretenden frommen Ansicht des Gegenstandes so zwar zurückgekehrt, daß man das Mirakel, was sich in dieser Geschichte begeben hat, durch genaue Verfolgung der Einzelnheiten, soweit sie einen mechanischen Zusammenhang darbieten, gegen die von der materialistischen Seite her erhobenen Vorwürfe sicher zu stellen mit Glück bemüht war.

Unter den französischen Gelehrten, welche neuerdings mit Sorgfalt und Geist diese Geschichte behandelt haben, sind besonders Lebrun de Charmettes und Barante auszuzeichnen. Die Vergleichung aller vorhandenen Nachrichten und Aktenstücke, wie sie diese Männer vorgenommen haben, hat uns das Faktische in großer Klarheit hingestellt, und auf die Relation dieses Faktischen nach Barante's Bearbeitung glauben wir uns getrost beschränken zu können, da diese Bearbeitung alles von Wichtigkeit, wenn auch nicht immer angeführt, doch berücksichtigt hat. —

In der Zeit, wo Karl VII. von Frankreich nach seines Vaters Tode von den Engländern und von dem Herzoge von Burgund auf das Härteste gedrängt wurde, ja! schon fast alle Aussicht auf die Behauptung seiner Krone verloren hatte, lebte in dem Dorfe Domremy an den Gränzen der Champagne, gegen Lothringen und die Freigrafschaft Burgund hin, ein armes Bauermädchen, Jeanne d'Arc, welche sich des Glückes besondrer Visionen erfreute *). Sie war in strenger Fröm-

*) Ein Brief in dem Königsberger Archive, dessen Inhalt, soweit er hierher gehört, mitgetheilt ist in der »Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwicklung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Louis XV.« schildert das Aeußere des Mädchens, nachdem sie am Hofe aufgetreten war, folgendermaßen: »Sie ist einer angenehmen Gestalt, übet männliche Werke, redet wenig, wunderbare Klugheit sie zeiget, in der Sprache und Gesprächen hat sie eine feine Stimme nach Art eines Weibes. Sie ißt wenig, sehr mäßig genießt sie den Wein, in der Pracht der Pferde und der Waffen ist sie ....., die gewappnete Manne und Edlen sie größlich liebet, vieler Reden sie ist verdrossen, das Wort ihr überflüßig fleußt, ein fröhliches Angesicht liebet sie, sie erduldet unerhörte Arbeit und ist im Tragen der Waffen und Enthaltung so beständig, daß sie sechs Tage lang Tag und Nacht vollkommen gewaffnet bleibt.«

migkeit erzogen worden, und wurde ihres reinen Wandels und ihrer Gottergebenheit halber von allen Nachbarn hochgehalten. Das französische Nationalgefühl mochte in ihr, wegen der Nähe der burgundischen Besitzungen und wegen der daraus entspringenden nachbarlichen Feindschaft der Landleute in den champagnischen und burgundischen Dörfern ebenfalls von Jugend auf genährt worden seyn, denn die Burgunder der Freigrafschaft gehörten damals zum römischen Reich und waren mit ihrem Fürsten der Franzosen Feinde. Alles Elend, aller Jammer ihrer Umgebung kam auf Rechnung der Kriege Englands und Burgunds gegen Frankreich. Sie mußte mit ihren Eltern vor den Plünderungen der Burgunder eine Zeitlang aus der Heimath flüchten und andre Drangsale erdulden.

Schon in ihrem 13. Jahre begannen ihre Visionen. Die Erscheinung überirdischer Helle und zu Keuschheit und Tugend ermahnende Rufe begannen die Reihe derselben. Bald sah sie auch Gestalten; eine ermahnte sie, zum Könige zu eilen; sie werde ihm das Reich retten. Als sie sich mit ihrer Armuth und Untüchtigkeit, mit ihrer Ungeschicklichkeit im Reiten und Fechten entschuldigte, wurde sie von ihrer Stimme an Herrn von Baudricourt gewiesen, den Stadthauptmann von Vaucouleurs, der sie zum Könige bringen lassen würde. Die heilige Katharina und Margaretha würden ihr beistehen.

Machen wir hier einen kurzen Halt in der Erzählung, um über das bereits Vorgetragene ein Urtheil zu gewinnen. In wie großer Noth und sittlicher Auflösung Frankreich damals war, die Hülfe war leicht; denn sie bestand in sittlicher Aufraffung, in dem Glauben an das eigne Recht, an die Beiseitewerfung aller kleinen irdischen Berechnungen. Die Einsicht, wie leicht mit diesen Mitteln zu helfen sey, konnte sich Leuten gemeinen Standes weit näher legen, weit energischer in ihnen zum Bewußtseyn kommen, und konnte in einer Weise in ihnen zum Bewußtseyn kommen, wobei eine Reihe verständiger Vermittelungen übersprungen wurde. Abgesehen von dem Umstande, daß Jeanne durch Alter, Stand und Geschlecht ohne Mirakel ganz ausgeschlossen war davon, des Königs Rathgeberin, die Führerin seiner Ritter zu werden, mußte die klare Einsicht, daß sie ja aber doch durch ihre unmittelbare, frommsittliche Erscheinung wirklich helfen könne, daß eben in dieser Erscheinung die göttliche Hülfe lebendig schon vorhanden sey, zu einer ganz ungewöhnlichen inneren Aufregung führen. Der durch das Handeln der Fremden, durch das Benehmen der eignen Fürsten und Großen bitter gereizte, nach Rettung schreiende und das Bewußtseyn von seiner noch vorhandenen Würdigkeit tragende Volksgeist kehrte in Johannen ein, und erhob ihren Seelenzustand ganz über die Berechnungen, welche man bei Menschen gewöhnlichen Daseyns etwa anstellen könnte. Was in einem andern Geist als verständige Ueberlegung hervorgetreten wäre, aber eben dann auch der Energie unmittelbaren Triebes ermangelt hätte, gestaltete sich in diesem Geist als unmittelbare Aufforderung und Hülfezusagung der Heiligen und ehrwürdigen Geister, welche die Jugend des Mädchens begleitet hatten. (Fortsetzung folgt.)

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Hier muß ich noch die Biographie mehrer rechtlicher Leute, direkte Ascendenten dessen, von dem die Rede ist, geben. Um so besser wird man sehen, welch ein großes Verderben über diese Familie gekommen ist, und mit welchem unvorhergesehenen Unglück der Himmel zuweilen die ältesten Häuser heimsucht, um sie mit dem, was es auf Erden am versunkensten gibt, gleichzustellen. Das sind die traurigen und bitteren Früchte der Lehren von der Gleichheit; ja, das sind sie!

Der Gatte der schönen Laura nannte sich Fouques de Sade; er sah in seiner Frau nur eine ehrliche Bürgersfrau und in diesem Sinne beweinte er sie. — Paul de Sade, einer seiner Söhne, war ein redlicher und barmherziger Bischof von Marseille, der nach einem langen, in der Ausübung christlicher Tugenden zugebrachten, Lebenslaufe sanft erlosch und all seine Habe der Hauptkirche der Stadt vermachte. Ein Neffe des Bischofs von Marseille, Johann de Sade, war eine berühmte und vorwurfsfreie Magistratsperson, ein gelehrter Jurist; er ward von Ludwig II., König von Anjou, zum ersten Präsidenten des ersten Parlaments der Provence ernannt. — Eleazar de Sade, sein Bruder, Oberstallmeister und Obermundschenk des Gegenpapstes Benedikt XIII., leistete dem Kaiser Sigismund große Dienste, daher er von diesem die Erlaubniß erhielt, dem Wappen seines Hauses den kaiserlichen Adler beizufügen. — Peter de Sade war zuerst, die drei Jahre von 1565 bis 1568, Landrichter von Marseille. Diese Stadt ward damals arg vom Gesindel heimgesucht. Karl IX. gab Peter von Sade den Auftrag, es aus seiner guten Stadt fortzuschaffen. Er machte sich sofort ans Werk. Er war ein entschlossener und herzhafter Mann; sein hoher Wuchs, sein männliches Gesicht, seine ernste Stimme, sein durchdringender Blick und seine Gerechtigkeit waren der Schrecken aller Nichtswürdigen, die denn auch, Dank dieser Magistratsperson, den Platz bald räumten. — Zur nämlichen Zeit finden wir auch einen Johann Baptist de Sade, einen tugendhaften und gelehrten Prälaten, der ein christliches Buch, „Christliche Betrachtungen über die Bußpflichten,“ geschrieben hat, als Bischof von Cavaillon vor. — Joseph von Sade, Malteserritter, Kapitän der Grenadiere, dann Obrist der Infanterie, hernach Brigadier der Armee des Königs, und endlich Gouverneur von Antibes, vertheidigte und rettete diese Festung, den Schlüssel von Frankreich, der zugleich von einer österreichisch-sardinischen Armee und von einer englischen Flotte angegriffen wurde. Er starb im Jahr 1761 als Marechal-de-Camp. — Sein Sohn, Hyppolit, war ein braver Seemann; er zeichnete sich in dem Treffen von Quessant, im Jahr 1778, aus; im folgenden Jahre brachte er zu Anfang der Blockirung von Gibraltar ein Geschwader von Toulon nach Cadix; hernach diente er unter den Befehlen des Admirals Guillen in Amerika; er starb in offener See, Angesichts von Cadix, im Jahre 1788; er war der dritte Chef der Eskader nach der Anciennetätsfolge.

Das sind doch wahrlich ehrenwerthe und berühmte Vorfahren, wahre Familienhäupter, würdige Nachkommen der schönen Laura! Alle Würden und alle Tugenden begegnen sich in dieser Familie. Der christliche Bischof, die Magistratsperson, der Krieger, das Haupt der Munizipalpolizei, der Seemann, der Reisende, lauter thätige und ausgezeichnete Leute, das ist doch wohl eine Familie, die hoch steht! Und man glaube nur nicht, daß diese Familie bei all ihrem Glückswechsel je ihre große und liebenswürdige Ahnfrau, die von Petrarca besungene Laura von Noves, vergessen hat. Im Gegentheil, sie war der Gegenstand der Verehrung dieses Hauses. Laura war der gute Genius, die weiße Frau von Avenel des Hauses Sade; man rief sie an, wenn der Familie Gefahr drohte; man dankte ihr in den Tagen des Wohlergehens; sie war ihr Ruhm, ihr Stolz. So trat mitten im achtzehnten Jahrhundert, Franz Paul von Sade, ein zierlicher Schriftsteller, ein Mann von Geist und Styl, früher Abbe von Uzeuil und in allen frivolen und reizenden Freuden des achtzehnten Jahrhunderts zu Hause, zeitig ab, und nachdem er dem Witze, dem Skepticismus, den wenig verschleierten Grazien, dem guten Geschmacke und dem Luxus des Paris unter Ludwig XV.

Valet gesagt, zog er sich in ein kleines Haus zurück, das er in der Nähe von Vaucluse besaß, und brachte dort sein Leben, nicht in den Austeritäten der christlichen Buße, nicht in der vagen und unfruchtbaren Reue über sein vergangenes Leben, sondern in dem Kultus zu, den er dem guten Genius seiner Familie gewidmet hatte. Die schöne Laura war für Franz von Sade in der That der Gegenstand, mit welchem er sich sein ganzes Leben lang beschäftigte. Er widmete ihr einen förmlichen Kultus, er trug ihr seine Gewissensbisse und seine Reue vor, wenn er deren hatte, denn er hatte an der Seite der schönen Frau de la Popelinière, einer Liebschaft des Marschalls von Sachsen, profane Jahre und glückliche Stunden verlebt. So hat Franz von Sade uns Denkwürdigkeiten über das Leben Franz Petrarca's hinterlassen, eine bewundernswürdige Biographie; eine vortreffliche Uebersetzung von Petrarca's Werken, und endlich — denn diese beiden sind mit einander verschmolzen — Petrarca und die französische Poesie, eine sehr vollständige Arbeit über die ersten Dichter und über die Troubadours der Provence. Zur nämlichen Zeit, wo Franz von Sade diesen edlen Werken oblag, die er zur Ehre der Frau unternommen hatte, die sein Abgott war, verband sein ältester Bruder, der abwechselnd Gesandter in Rußland und zu London war, sich durch das Fräulein von Maille, einer Nichte des Kardinals von Richelieu, die den großen Condé geheirathet hatte, mit dem Hause Condé. Das ist demnach eine Familie, die mit Laura von Noves beginnt, die den Adler des Hauses von Oesterreich in ihrem Wappen führt, und die im Hause Bourbon Halt macht. Man finde einmal eine, die, wenn nicht größer, mindestens glücklicher gewesen wäre wie diese! (Fortsetzung folgt.)

Die 25 Louisd'or.

Kurze Zeit nach der Verlegung der Konsularregierung in die Tuilerien empfing Napoleon von einem Ausgewanderten, Hrn. Durosel de Beaumanoir, der lange Zeit sich auf Korsika aufgehalten und nachher auf die Insel Jersey sich zurückgezogen hatte, ein sehr sonderbares Schreiben.

Wie dieser Brief aufgenommen ward, die Thatsachen, welche er enthielt, so wie die Antwort, die der erste Konsul afertigen ließ, geben Zeugniß, wie sehr diejenigen im Irrthume sind, die da meinen, daß es Napoleon übel aufgenommen hätte, wenn man ihm auf seiner glänzenden Stufe des Glücks das Andenken an weniger günstige Zeiten zurückgerufen habe.

Herr Durosel de Beaumanoir schrieb unter andern: »Sie werden sich noch daran erinnern können, Bürger und erster Konsul, daß sich Ihr Herr Vater damals, als er Verhältnisse halber sich genöthigt sahe, Ihre Herren Brüder aus dem Kollegium zu Autun herauszunehmen, von wo Sie selbst nach Brienne abgingen, von allem baaren Gelde entblößt sahe; er ging mich um 25 Louisd'or an, die ich ihm denn auch mit dem größten Vergnügen geliehen habe. Bei seiner Rückkehr war es ihm nicht möglich, die Schuld wieder abtragen zu können, und als ich Ajaccio verließ, wollte Ihre Frau Mutter einiges Silberzeug veräußern, um mich befriedigen zu können. Ich nahm aber dieses Anerbieten nicht an, und sagte ihr, daß ich dem Herrn Souirez die Schuld Ihres Herrn Vaters abtreten würde, bei dem sie dieselbe, wie es in ihrem Geschicke stehe, abmachen könne. Ich urtheile nun, daß sie keinen passenden Zeitpunkt gefunden haben mag, da die Revolution ausbrach, um ihre Zusage zu erfüllen.

»Sie werden es seltsam finden, Bürger und erster Konsul, daß ich Sie wegen einer so kleinen Summe belästige, aber meine Lage ist jetzt so beschaffen, daß diese Wenigkeit für mich etwas Erkleckliches ist. Denn vertrieben und exilirt aus meinem Vaterlande, genöthigt, einen Zufluchtsort auf dieser Insel zu suchen, wo mir der Aufenthalt eben so viel Ueberdruß als Geldaufwand verursacht, wird diese Summe, die mir ehedem gleichgültig gewesen wäre, wenn Sie die Güte haben wollten, sie mir auszuhändigen, ein beträchtliches Hülfsmittel gewähren.

»Sie werden mir einräumen, Bürger und erster Konsul, daß ich in dem Alter von 86 Jahren, nachdem ich ohne die geringste Unterbrechung beinahe 60 Jahre hindurch dem Vaterlande meine treuen Dienste gewidmet, überall vertrieben, nicht anders umhin konnte, als mich hierher zu flüchten, um von der geringen Unterstützung zu leben, die die Regierung den französischen Emigranten bewilligt, ich sage Emigranten, obwohl man mich zwang, ein solcher zu werden, da ich nicht die mindeste Lust dazu hatte; aber ich hatte in den Augen der Räuberbande, die mein Haus zu Caen bestürmte, ein hinreichend großes Verbrechen begangen, um mich zu morden, weil ich nämlich der älteste General des Kantons, und mit dem Großkreuze des heil. Ludwig's geziert war: das war zu viel für sie. Ich lebte daselbst ruhig und von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Ohne den Hülferuf meiner Nachbarn wäre ich ermordet worden; man schlug meine Thüre ein, und ich hatte kaum so viel Zeit, um durch eine Hinterthüre zu entfliehen, ohne etwas anders mitzunehmen, als was ich auf dem Leibe hatte.«

Wir übergehen den Schluß dieses Schreibens, worin Herr Durosel de Beaumanoir ein eben so einfaches als rührendes Gemälde von seiner traurigen Lage entwarf.

Napoleon las es ganz durch. Er befand sich während der Lektüre von einer sichtbaren Rührung ergriffen, die er sich selten so offen merken ließ. Als er geendet hatte, rief er: »Das ist ein schreiendes Unrecht!« wobei er sich an seinen Sekretär wandte; »verlieren Sie keine Minute: dieser gute Greis!... Schicken Sie ihm die Summe zehnfältig und schreiben Sie dem General, daß ich Sorge um ihn tragen werde. Er soll augenblicklich aus der Liste der Emigranten gestrichen werden!... Was haben nicht diese Räuber des Konvents alles für Uebel angerichtet!... Ich sehe nun wohl ein, daß ich nicht Alles wieder gut werde machen können.«

Korrespondenz.

Paris, 15. Dezember.

In der italienischen Oper wurde nach langer Zeit Rossini's Semiramis mit außerordentlichem Erfolge wieder aufgeführt. Mademoiselle Brambilla debutirte in der Rolle des Arsace, und zeigte ein ungewöhnliches Talent. Ihre sehr angenehme Stimme, die in Mailand wahrhaftes Entzücken erregte, ist doch mehr Mezzo-Sopran als entschiedener Alt; sie singt mit vielem Geschmack und Gewandtheit. Mademoiselle Juliette Grisi sang die Partie der Semiramis ausgezeichnet; in dieser Rolle hat sie Gelegenheit, alle Vorzüge ihres Talentes und ihrer Schönheit geltend zu machen. Tamburini (Assur), Santini (Oberpriester) erhöhten den Glanz der Vorstellung, die auch von Seiten des Orchesters und der Chöre herrlich unterstützt wurde. — Am vergangenen Dienstag feierte der Cirque-Olympique seine Wiedereröffnung vor einem höchst zahlreichen und glänzenden Publikum. Der Circus entsagte für diesesmal seinen wunderbaren Evolutionen, seinen gigantischen Schlachten, er nahm Abschied von Kleber, Lannes, Murat, von den Murrköpfen der alten Armee, ja von Napoleon selbst, von Napoleon, der sein Glück gegründet hatte; der Undankbare! seine Manege, seine Bereiter, seine so geschickten, unterwürfigen Pferde, alles was wir liebten, alles was wir in diesem Theater bewunderten, verschwand wenigstens zum größten Theile. Der Bereiter Gontard und die junge Lagoutte sind uns allein von der herrlichen Truppe der HH. Franconi geblieben. Der Circus hat seine Originalität verloren; er warf sich in das Gebiet des Dra-

ma's und des Vaudeville's. Die Administration glaubt sich mit Schauspielern und Stücken reichlich versehen, um mit ihren dramatischen Nebenbuhlern zu kämpfen. Sie betrog sich. Die Direktoren werden diese Wahrheit bald begreifen, und dann, wir hoffen es, zu dem Genre zurückkehren, das dem Nationaltheater des Cirque-Olympique allein gebührt. Die neue Verwaltung schien in ihrer ersten Soirée den Thermometer ihrer scenischen Mittel, des Werthes ihrer Schauspieler und ihrer Stücke geben zu wollen. Das Debut hätte glücklicher, aber gewiß nicht brillanter seyn können. Kein Theater, die komische Oper vielleicht ausgenommen, ist prachtvoller ausgestattet. Der Plafond ist reizend, mit gothischer Musivarbeit vom besten Geschmacke verziert. Die Seitenlogen zeigen Tapeten von einem sanften Blau, das den Toiletten sehr günstig ist, und die für die vornehme Welt bestimmten Vorderlogen sind groß, geräumig, bequem, und die Tapeten von einer äußerst schönen Amaranth-Farbe. Das aufgeführte Schauspiel, wie die Schauspieler haben indessen der wahrhaft asiatischen Pracht des Saales nicht entsprochen. Nur der Prolog: „Au Rideau!“ betitelt, schien allein Vergnügen zu gewähren. Er enthält eine etwas lange, vielleicht etwas verbrauchte, aber durch einige geistreiche Einzelnheiten verjüngte Revue aller Pariser Theater, worin ihre im Ansehen stehenden Schauspieler and ihre Stücke, welche Glück machten, repräsentirt sind. Sehr vielen Beifall fand die Karrikatur Lepeintre's und besonders Dem. Leontine, die mit vielem Erfolge die Manieren der lebhaften Déjazet imitirte. Thadéus le Ressuscité, das Drama, das dem Prologe folgte, entsprach den Erwartungen des Publikums nicht; es ist nur eine schlechte Nachahmung des trefflichen Werkes der HH. Masson und Luchet. Möge der Circus so schnell wie möglich zu seinen Schlachtrossen, zu seinen Evolutionen, seinen kriegerischen Epopeen zurückkehren! — Die deutschen Chöre erfreuen sich im Théâtre Nautique eines äußerst zahlreichen Zuspruchs. In der Straße Vivienne werden die Gemälde, Statuen und Möbel Lafitte's verkauft. Ganz Paris läuft dahin. Unter den bemerkenswerthesten Gemälden zeichnen sich die Passage über die Brücke von Arcole von H. Vernet, und die Apotheose Napoleon's von demselben Meister aus. Noch ein anderes Tableau von Vernet, eine Episode aus dem spanischen Kriege vorstellend, befindet sich daselbst. Der letzte Tag von Missolunghi von H. Scheffer ist eine der schönsten Produktionen dieses Malers. Aber ein Gemälde, das alle Blicke auf sich zieht, und stets von einer neugierigen Menge umringt ist, die jeden Zutritt fast unmöglich macht, ist die Entführung Rebekka's durch den Tempelherrn Boisguilbert, eine Scene aus Walter Scott's Ivanhoe. Der Meister ist Leon Cogniet, durch viele schöne Erzeugnisse berühmt.

Wiesbaden, im Dezember.

Zufolge frühern in öffentlichen Blättern erschienenen Nachrichten hat unsere Regierung sich bewogen gefunden, das Privilegium der Hazardspiele in sämmtlichen Kurorten des Herzogthums Nassau, nach Ablauf der bisherigen Pachtzeit, an einen einzigen Unternehmer in der Person des Hrn. Chabert aus Baden zu übertragen, zu welcher Wahl man sich um so mehr Glück wünscht, als dieser Mann alle die Eigenschaften in sich vereinigt, welche eine so wichtige Unternehmung erforderlich macht. Denn es darf nicht unbemerkt bleiben, daß mit Ausübung der Hazardspiele auch die Verwaltung der Kurhäuser in den verschiedenen Bädern vereinigt ist und es wird Niemand in Abrede stellen, daß von einer zweckmäßigen Einrichtung und Betreibung dieser das öffentliche Vergnügen befördernden Anstalten die Annehmlichkeiten des Aufenthalts erhöht und dadurch viele Fremde angezogen und bewogen werden, ihre Anwesenheit zu verlängern. In dieser Beziehung ist also eine solche Unternehmung von Einfluß selbst auf den Wohlstand unserer Kurorte, indem von der größern oder geringern Anzahl von Kurgästen der Verdienst aller Ortseinwohner, der Hauseigenthümer, der Gastwirthe, der Krämer, der Handwerker, kurz aller Klassen von Bürgern abhängt. So wie man vernimmt hat der neue Unternehmer verschiedene Vorschläge zu einer zweckmäßigen Einrichtung und Benutzung des hiesigen Kursaales eingereicht und es läßt sich nicht bezweifeln, daß unsere, alles Gute und Schöne unterstützende, Regierung solche genehmigen werde, und da zugleich das Kurhaus mit den dazu gehörigen Spiel-, Tanz- und Gesellschaftssälen durchaus mit neuen Möbeln im modernsten und elegantesten Geschmack versehen werden wird, so ist man mit Recht auf die nächste Kurzeit gespannt, wo alle diese Herrlichkeiten zur öffentlichen Schau ausgestellt seyn werden. Ob die im großen Saale befindlichen Bildsäulen und Brustbilder von carrarischem Marmor, welche ein Eigenthum der bisherigen Pächter sind, darin verbleiben werden, ist noch nicht bekannt; doch wäre es sehr zu wünschen, daß diese von einem der ersten italienischen Bildhauer (Franzoni) gefertigten Kunstwerke, welche eine Zierde dieses Orts waren und es immer bleiben werden, da solche nicht dem Wechsel der Zeiten und der Mode unterworfen sind, demselben erhalten würden. Von der früher beabsichtigten Erbauung einer zweiten Kolonade, gegenüber der schon bestehenden, nebst Quadranten zur Verbindung derselben mit dem Kurhause ist es wieder stille und man weiß nicht, ob und wann solche Statt finden wird; dagegen ist der Bau so vieler öffentlicher und Privatwohnungen im Werke, daß solche zwei neu angelegte aber nicht vollendete Straßen ausfüllen werden. In Ems dürfte dem Vernehmen nach ein neues Kurhaus in einem grandiosen Styl erbaut werden und dadurch dieser Ort, der sich in den letzten Zeiten sehr gehoben hat, noch mehr gewinnen. — Schon hat man dieses Jahr mit der Aufführung einer hohen Mauer von Quadersteinen begonnen, wodurch die Lahn nach dem jenseitigen Ufer hingedrängt und der nöthige Raum zur Stellung des neuen Saales nicht allein, sondern auch für eine zweite Reihe neuer Häuser längs des Flusses her gewonnen wird, ohne daß die Promenade in der schon vorhandenen Allee darunter im Geringsten litte. Schlangenbad erfreute sich Anfangs des Jahres schon vieler Verschönerungen, indem einige alte Gebäude, welche die beiden obern Kurhäuser von einander trennte, abgelegt und in einen schönen freien Platz verwandelt wurden; eins dieser Kurhäuser selbst erlitt einige Veränderungen, die dessen Aeußeres hoben und an der Chaussee nach Neudorf erstand eine Reihe neuer Privathäuser, welche die Aufnahme der sich jedes Jahr mehrenden Kurgäste erleichtern werden. In Schwalbach, dem das vor einigen Jahren neu erbaute herrschaftliche Badhaus recht nützliche Dienste leistete, wurde dieses Jahr eine neue Straße, welche sich unterhalb des Alleesaales über den alten Kirchhof nach dem Amthause hinzieht, angelegt und bereits mit mehren neuen Häusern geziert; die noch leeren Bauplätze sollen dem Vernehmen nach das nächste Jahr mit neuen Gebäuden besetzt werden. Auch geht das Gerücht, daß der als Gastwirth rühmlichst bekannte Eigenthümer der goldenen Kette (Hr. Kunkler) daselbst ein neues Hotel, welches zugleich als Kurhaus dienen und Tanz- und Gesellschafts-, Spiel- und Speisesäle enthalten soll, in einem edlen Styl zu bauen beabsichtigt; ein Unternehmen, wodurch einem in Schwalbach längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen wird. Auf diese Art versteht unsere Regierung, theils vorangehend durch nützliche Unternehmungen auf eigene Kosten, theils leitend und befördernd die Unternehmungen von ihren Unterthanen den Umfang und die Annehmlichkeiten unserer Kurorte zu erhöhen und dadurch eine Menge Ausländer anzuziehen, die sich sowohl ihrer Gesundheit als auch ihres Vergnügens wegen hier aufhalten und große Summen Geldes in Umlauf bringen, das den Wohlstand aller Einwohner vermehrt. Unsere Heilquellen werden zu wahren Goldquellen für das Land, dem es übrigens sonst an Hülfsquellen auch nicht fehlt. So besitzen wir neben andern Reichthümern der Natur etwa 15,000 Morgen Weinberge, welche in diesem gesegneten Jahre eben so viele Stück Wein, das Stück zu 600 Maß rheinisch oder 1300 gewöhnlichen Bouteillen gerechnet, hervorgebracht haben mögen. Nimmt man nun den Werth eines Stücks zu 250 fl. an, so gibt dieß einen Ertrag von 3,750,000 fl.; man kann auch 4 Millionen Gulden sagen. Denn wenn die geringen Weine des Unterrheins nur 150 fl. das Stück kosten, so wachsen doch andere im edlen Stein- und Johannisberg, dem Rüdesheimer Berg und der Hochheimer Domdechanei, welche 5 bis 6000 fl. werth seyn mögen, also ist 250 fl. für's Stück, eins in's andere gerechnet, nicht zu viel. Wird sich unser Herzogthum erst dem großen Zollverband anschließen, was aus einem höhern Gesichtspunkt betrachtet gewiß sehr wünschenswerth ist und auch allgemein gewünscht wird, obgleich das pekuniäre Interesse der Konsumenten darunter leidet, so ist nicht zu bezweifeln, daß sich die Weinpreise noch heben werden, so wie dieß auch in den Nachbarstaaten geschah. So wie man hört, sind wegen des Beitritts schon Unterhandlungen eingeleitet oder wenigstens die Vorbereitungen dazu getroffen worden, so daß man solchem mit dem nächsten Jahre entgegen sehen kann.

Theateranzeige.

Sonntag, den 21. Dezember. Robert der Teufel, romantisches Schauspiel in 5 Abtheilungen von E. Raupach.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, | № 226. | 22. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. C. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Fortsetzung.)

Bald nämich wurden ihre Visionen deutlicher und sie erkannte bald in ihrem Ermahner den heiligen Erzengel Michael, der bitter Frankreichs Jammer beklagte, sie zur Keuschheit und Tugend stärkte und ihr Gottes Beistand versprach. Sie sah die heilige Katharina und die heilige Margaretha; sie hörte ihre himmlischen Stimmen, und wurde ihre Knie zu umfassen gewürdigt. Sie sah sie öfter, und hörte sie noch öfter; wenn die Glocken der Kirche ihre feierlichen Töne über die heimathliche Flur erklingen ließen, hörte sie die Stimme ihrer freundlichen Heiligen, die von des Landes Noth und von Gottes Hülfe redeten. Mehr und mehr wurde für sie der sittliche Geist Frankreichs und dessen Forderungen zu einer innern heiligen Stimme, die sie überall begleitete, deren unmittelbaren Befehlen sie folgte. Sie und Frankreichs Engel waren Eins. Unter Thränen und Gebet vernahm sie die Befehle des Herrn.

Je mehr sie heranwuchs, je martervoller wurde für sie das Bewußtseyn, diesen heiligen Stimmen noch keine Folge geleistet zu haben. Sie hatte keine Ruhe mehr vor ihrem eignen, den Befehlen Gottes nicht entsprechenden, Wesen — und um dieser Qual ihres Gewissens zu entgehen, beschloß sie endlich, ihrer Stimme zu gehorchen und an den Hof zu wandern. Ihr Vater war über den Entschluß seiner Tochter, der sie mit wüsten Hof- und Kriegsleuten nothwendig in vielfache, unvermeidliche Berührung bringen mußte, so erzürnt, daß er lieber ihren Tod gesehen hätte; aber sie war nicht mehr zu bewegen, und einer ihrer Oheime mußte sie nach Vaucouleurs begleiten zu Herrn von Baudricourt. Dieser hielt sie für toll, und wollte nichts von ihr wissen; man solle sie zu ihrem Vater zurückführen und ihr die gehörige Tracht Ohrfeigen geben lassen, erklärte er. Als er sie dennoch vor sich ließ, und sie ihm erklärte: »Der Herr, der Himmelskönig, sende sie, denn ihm, nicht dem Dauphin, gehöre Frankreich; doch wolle er es retten und dann den Dauphin gern verwalten lassen als irdischen König« — wurde er keineswegs andrer Meinung, und hieß sie heimgehen.

Sie blieb aber in Vaucouleurs im Hause eines Stellmachers, und ihre Frömmigkeit erbaute bald den ganzen Ort. Man sah sie täglich zur Beichte gehen; man sah sie fast stets in der Kirche in inbrünstigem Gebete zu Gott und seinen Heiligen; strenges Fasten begleiteten diese frommen Uebungen, und dabei blieb sie sich durchaus gleich in dem Ausspruche, sie sey bestimmt, Frankreich zu retten, und den Dauphin nach Rheims zur Krönung zu führen. Endlich wurde der Herr von Baudricourt selbst an seinem frühern Benehmen gegen sie irre. Er besuchte sie in Begleitung des Pfarrers, der Pfarrer beschwor unter Vorhaltung des Kreuzes, wenn ein böser Geist in ihr wohne, diesen, zu entfliehen; sie aber betete vor dem Kreuze und blieb ihrer Aussage treu. Doch that Herr von Baudricourt auch nun nichts für sie.

Endlich nahm sich ein Edelmann der Umgegend, Jean de Novelompont, der sie kannte, und dem sie versicherte, »sie müsse bis Mitfasten den König sprechen, und solle sie sich die Beine weglaufen, weil sie allein ihm helfen könne,« ihrer an, wurde von ihrem Beruf überzeugt, und schwor ihr in die Hand, sie mit Gottes Hülfe zum Könige zu bringen. Mehr und mehr hatte sich die ganze Umgegend von dem heiligen Triebe des Mädchens überzeugt und ein Freund des Herrn de Baudricourt, Bertrand de Poulengy, entschloß sich, Herrn de Novelompont und das Mädchen nach Hofe zu begleiten.

In dieser Zeit, wo sich der Ruf des frommen Mädchens immer weiter verbreitete, lag René d'Anjou, der Herzog von Bar, krank darnieder, ohne bei Aerzten Hülfe finden zu können. Er hoffte diese von Johannen zu erhalten, und ließ sie rufen; sie aber ermahnte ihn (statt wunderbaren Einwirkens auf seinen Körperzustand, was er gewünscht hatte) zur Gottesfurcht und zu keuschem Leben, und verlangte von ihm, wie von allen andern, ihren Weg nach Hofe bahnen zu helfen. Er dankte ihr für ihre Mühe und schenkte ihr einiges Geld.

Endlich ließ Baudricourt, der Stimme des Volkes in der Ortschaft und Gegend nachgebend, sie von Vaucouleurs nach Hofe ziehen. Die Einwohner von Vaucouleurs statteten sie mit allen Reisebedürfnissen aus. Sie erhielt Männerkleider, Reiterstiefeln und Sporen, ein Roß, einen Degen, und die beiden Edelleute, welche sie begleiten wollten, leisteten dem Herrn de Baudricourt einen Eid, daß sie sie zu dem Könige führen wollten. Die ganze Stadt war bei ihrer Abreise in Bewegung. Außer den beiden Edelleuten bildeten noch zwei Diener derselben, ein Bogenschütze und ein Bote, der in kö-

niglichem Dienst stand, den Zug, der sich nun durch eine von englischen und burgundischen Streifkorps, sowie durch Freibeuter aller Art unsichere Landschaft zu bewegen hatte. Es war mitten im Winter; dennoch mußte man die Landstraßen vermeiden, durch Wälder auf Nebenwegen ziehen, die Flüsse an Stellen, wo keine Brücken waren, durchreiten, die Nächte in einsamen Weilern zubringen. Johanna zweifelte keinen Augenblick an der glücklichen Vollendung der Expedition, und ihre Begleiter hatten genug zu thun, um sie vom täglichen Besuche der Messe, oder, was dasselbe ist, von bewohntern Theilen der Gegend, durch die sie zogen, zurückzuhalten. Zuweilen hielten sie sie gradezu für toll, und wenn dann doch gelang, was ihnen unmöglich zu wagen geschienen, glaubten sie wohl auch einmal, sie sey eine Hexe, und überlegten, ob sie sie nicht lieber tödten sollten. Nur die fromme Zuversicht, die sie überall, selbst bei dem Ungewöhnlichsten, begleitete, gab ihnen immer von neuem wieder Zuversicht zu ihr.

Auf diesem Zuge hörte Johanna in Gien von der Noth der Stadt Orleans, und sofort erklärte sie, Gott habe sie erwählt zur Befreiung der Stadt. Als der Zug in die Nähe von Chinon, wo der Hof war, kam, machte er Halt in dem Dorfe Ste. Katharine-de-Fierbois. Johanna ließ dem König in einem Briefe melden, »sie komme weither, ihm zu helfen, und habe ihm gute Zeitung zu bringen.« Die Erlaubniß, an den Hof kommen zu dürfen, blieb nicht lange aus, und am Tage nach ihrer Ankunft wurde sie von den Räthen des Königs ausgeforscht, weigerte sich anfangs, irgend Jemand Rede zu stehen, als dem Könige selbst, gab dann aber doch Auskunft über das, was sie im Auftrage des Herrn bereits vollbracht hatte.

Die meisten der Räthe hielten sie für wahnsinnig, und waren der Meinung, man solle sie nicht vor den König lassen; einige meinten, der König könne ihr ja doch eine Audienz bewilligen. Einstweilen wurde sie im Schlosse zu Coudray unter der Aufsicht des grand-maitre de la maison du roi, Herrn von Gaucourt, untergebracht, bis aus ihrer Heimat bestimmtere Nachrichten über ihre Person eingezogen wären. Auch in Coudray aber imponirte ihr frommes, in allen Dingen dem Herrn hingegebenes Wesen ihrer Umgebung so mächtig, daß sie ein Gegenstand der Neugier für die Hofleute, endlich für den König selbst wurde, der sie drei Tage später zu sich rufen ließ, ungeachtet die Berichte über sie ihm wenig Vertrauen zu ihr eingeflößt hatten, und er nur wegen der wunderbaren Unangefochtenheit, in der sie zu ihm gereis't war, einiges Vertrauen zu ihr hegte. Ueberdieß war ihr Ausspruch in Beziehung auf Orleans schon in diese Stadt gedrungen, und Boten, die von da aus an den Hof kamen, wollten wissen, wie die Sache zusammenhinge.

(Fortsetzung folgt.)

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Aber hier hat dieß große Glück sein Ende. Diese illustre Familie wird erlöschen — erlöschen? nein, sie wird in einem Pfuhl von Schandthaten untergehen; sie wird von der Höhe ihres Rufes in die scheußlichsten Extravaganzen hinabstürzen, welche einem Galeerensklaven im Kerker an einem Sommertage durch den Sinn fahren können. Es ist darum gethan, am 2. Juni 1740, wo, in dem Hotel des großen Condé selbst, dem edlen Wohnsitze, durch welchen das ganze siebenzehnte Jahrhundert durchgegangen ist, der erlauchten Schwelle, welche der große Condé, der große Corneille, Bossuet, Racine und alle die anderen großen Männer des großen Jahrhunderts betreten haben, der furchtbare und famöse Marquis von Sade auf die Welt kam, dem Ansehen nach ein wohlgestaltetes Kind, und dessen Schrei dem Schrei von andern Kindern ähnlich war. Die Mutter des Marquis von Sade war eine redliche Frau, die Ehrendame der Prinzessin von Condé. Kaum war ihr Sohn sechs Jahre alt; als die Mutter ihn nach der Provence schickte, unter blühende Orangen, damit er eine reine Luft einathme, damit er in einen blauen Himmel schauen könne, damit er wie ein Kind der Provence mitten unter Blumen, die sich öffnen, am Ufer von Flüssen, die murmeln, im Lichte von Gestirnen, die hell funkeln, aufwachse, und nicht wie ein jämmerlicher Pariser zwischen den vier Wänden eines Hauses, und wenn es auch ein Fürstenhaus wäre. Was hätte die Mutter des kleinen von Sade wohl Besseres für ihren Sohn thun können? Aus der Provence kam das Kind nach Ebreuil in Auvergne, zu seinem Onkel, dem Abbé von Sade, demselben geistreichen Schriftsteller, dessen wir eben erwähnt haben, der ihn in den Briefen Laura's und in den Sonnetten Petrarca's im Lesen unterwies. Der Abbé gab sich alle erdenkliche Mühe mit dem Neffen, der ihm von Laura, seiner letzten Neigung, zukam; er führte ihn in den schönen Gebirgen der Auvergne herum, er lehrte ihm die tausend kleinen Wissenschaften, die allen Kindern beizubringen sind, als: eine Fabel Lafontaine's oder das Vaterunser aufzusagen; dem Armen die Hand zu reichen, der seine Hand nach uns ausstreckt; den Fremden wohl aufzunehmen, der uns um ein Nachtlager anspricht; die Namen der großen Männer Frankreichs im Gedächtniß zu behalten, vor allem den Namen seiner Ahnfrau, Laura von Noves, die Laura des Petrarca, zu segnen. So ward dies Kind erzogen, welches aus dem Wasser der Taufe in das Wasser des Brunnens von Vaucluse, dieser zweiten Taufe, getaucht wurde; dann, als es kräftig genug war, als es zur Genüge seine glückliche Kindheit verlebt hatte, da brachten sein Onkel, sein Vater, seine Mutter und die Prinzessin von Condé es unter im Kollegium Ludwigs des Großen, in der St. Jakobsstraße, der Heimath Gressete, dieses geistreichen Mannes, der die Ehre hatte, einem Voltaire Unruhe zu machen, und dem wir le Méchant und Vert-Vert verdanken.

Dieß Kollegium Ludwigs des Großen hat merkwürdige Leute ins Leben gerufen. So denke man denn daran, daß der Marquis von Sade auf diesem großen Hofplatze neben der Mauer der Kapelle herumspazieret ist; ein anderer junger Mann ging, zehn Jahre später, an derselben Stelle, auch schweigsam, mit verschränkten Armen, und schon so düster, daß seine Mitschüler Scheu vor ihm hatten, spazieren. Dieser Andere hieß — Maximilian von Robespierre. Ha! ein würdiges Paar, der Marquis von Sade und Robespierre! Der Eine, der so viele Mordthaten im Sinne gehabt, als der Andere ausgeführt hat. Der Eine, dessen Leidenschaften Blut und Laster waren, der aber nur diese letzteren befriedigen konnte; der Andere der nur eine Leidenschaft, den Blutdurst, hatte, diese aber auch bis zur Uebersättigung befriedigte. Zwei Männer, die aus den Trümmern der Gesellschaft erstanden sind, zwei sociell Brandmale; aber jener war ein so schmutziger Schandfleck, daß die Gesellschaft ihn durch Bonaparte's Mund, der ihr Oberhaupt geworden, für toll erklärte; dieser hingegen war ein so furchtbares Ungeheuer, daß die Gesellschaft ihm die Ehre angethan hat, ihn auf dem Schaffotte zu tödten, und so ist beiden ihr Recht geschehen? Robespierre ist gestorben, wie alle die ehrlichen Leute, die er getödtet hat, und der Marquis von Sade ist unter all den elenden Tollhäuslern verschieden, die das durch ihn geworden sind.

Als der Marquis von Sade vierzehn Jahr alt geworden war, verließ er das Kollegium, und dieß war für sein Kolle-

gium ein Festtag. Es umgab diesen jungen Mann schon eine, ich weiß nicht welche, verpestete Luft, die ihn allen verhaßt machte. Er war schon ein Fanatiker des Lasters. Er schwärmte von dem Laster, wie andere von der Tugend schwärmen, und schon würden alle die Schwärmereien seines Kopfes hinreichend gewesen seyn, die Assisengerichte der Hölle zu ergötzen. Er verließ das Kollegium in demselben Augenblicke, wo Robespierre es betrat. Ha! die arme französische Gesellschaft, die keine Ahnung von dem hat, was ihr bevorsteht, und die es nicht gewahrt, daß sie verloren ist, obgleich die Bastille noch steht! Aus dem Kollegium ging Herr von Sade über in das Regiment Chevaux-legers; dann ward er als Unterlieutenant beim Regiment des Königs angestellt, hernach als Lieutenant bei den Karabiniers, und endlich als Kapitän bei einem Kavallerieregimente. Er machte den siebenjährigen Krieg in Deutschland mit. Zurückgekehrt nach Paris, ließ man ihn das Fräulein von Montreuil, die Tochter eines Präsidenten beim Steueramte, heirathen, ein armes junges Geschöpf, sanft, liebenswürdig, hübsch, tugendhaft, schüchtern, die nur einen Kavallerieoffizier als Gatten zu bekommen glaubte, und die einen Marquis von Sade zum Mann erhielt!

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisch-hypochondrische Betrachtung.

(Echo.)

Man behauptet, die jetzige Zeitperiode leide in intellektueller und ästhetischer Hinsicht eben so wie, nach Aussage der Aerzte, in physischer an Schwäche aus Ueberreiz — an direkter Asthenie, um mit Vater Brown zu reden. Von diesem Uebel nun einiges in Bezug auf den heutigen Stand der Tonkunst überhaupt, und auf die heutige italische Oper insbesondere. Wirft man einen flüchtigen Blick auf die seit dem Beginne dieses Jahrhunderts fortgeschrittene musikalische Kultur, vornehmlich auf die allenthalben gränzenlos verbreitete Liebhaberei zur Musik, auf die ungeheure Zahl von Opern, Konzerten, großen und kleinen Musikgesellschaften, u. s. f., so scheint es weder unerwartet noch unnatürlich, daß diese Genüsse in solchem Ueberflusse stets gleichgültiger werden, ja selbst das Bessere und sogar das Vortreffliche weniger befriedigen müssen. Welcher aufmerksame Beobachter sieht, hört oder liest nicht häufig die Belege hierzu? Welche von den heutigen neuen Opern in Italien ist denn wirklich neu zu nennen? In ihnen gleicht das Präsens dem Perfektum und Plusquamperfektum, und ersucht mich mein Freund diesen Abend mit ihm in die neue Oper del Maestro N. zu gehen, so kann meine Antwort lauten: die habe ich schon längst gehört. Aber Landessitte und Etikette fordern es, ihr wenigstens einen Besuch abzustatten, und so trollen wir uns denn fort in die modern-musikalische Geisteswüste, wo es indeß bei aller meilenweiten Langeweile Abwechslung genug gibt. Hier wandelt ein durch die große Trommel, zu italienisch Gran Cassa, begeisterter schnurbärtiger Jüngling, und sagt: ich bin die Musik; dort nagen einige heißhungrige Enthusiasten an den Knochen der Gloria ihres vergötterten Maestro. Rückwärts eine holde Schöne, die bei den tanz- und marschmäßigen Melodien unwillkürlich auf dem Geländer der Loge mit ihrer Engelshand den Takt dazu schlägt. Rechts freudenstrahlende Gesichter über die so eben von der Klappertrompete (incredibile dictu!) vorgetragene wollüstige Cabalette. Links beklatscht man feurig Gemeinplätze, die sich schon seit mehr als 20 Jahren um den Bratspieß des Stifters der modern-italischen Oper drehen, immer schmorren und nie gar werden. Weiter oben ein Haufe Dreisechszehntel-Musiker, die ein so eben zum Schlusse des ersten Aktes abgesungenes, höchst mittelmäßiges A quattro, ein sublimes Finale nennen. Ganz unten zwei Menschen, die sich unter den Andern etwas kurios ausnehmen, denen die moderne Oper seit langer Zeit lästig geworden zu seyn scheint; ihrem Munde entschlüpft oft das Quousque tandem, sie bejammern laut das heutige musikalische Weltübel, und lassen sogar ein Wörtchen fallen von einer Emanzipation der betrübten Ohren der musikalischen Rechtgläubigen. Neben ihnen her läuft ein alter Doremifaliberaler: das Wort Felicità schlug wie ein Blitz durch sein Trommelfell in die Herzkammer, und erweckte dadurch seine vorhin allzu sehr schlummernden Lebensgeister: er ist ganz glücklich, l'homme bonheur, wie die Franzosen sagen. Bei all dieser Kurzweile kommt einem doch oft die Lust zum Gähnen an; wem aber, wie mir, eine starke Dosis Philantropie eigen ist, den freut es ungemein, wenn sich eine Klasse Menschen bei so was und dem ewigen Einerlei immerwährend ergötzen können.... Scherz bei Seite, was wird aus all dem werden? Stillstand? Gleichgültigkeit? wirklicher Rückgang? — Vielleicht alle drei zusammen. Hört aber die Musik auf, Modewaare zu seyn; werden ihre Afterjünger und Dilettanten weniger, wird die Musik, besonders die schlechte, seltener gehört: dann kann sie nach einem kurzen Schlafe neu und jugendlich wieder hervorgehen, und eine bessere Epoche kann für sie und ihre Verehrer anheben.

Ein Duel.

Zwei Engländer treten eines Tages in ein Kaffeehaus in Paris, wo sie einen Mann von hoher Gestalt und origineller Haltung sitzen sahen, der ein Ausländer zu seyn schien, und der mit dem Ernste einer unerschütterlichen Geduld alles beobachtete, was um ihn her vorging. Der eine von den Engländern sagt zu seinem Freunde, daß es heiße, daß ein merkwürdiger Zwerg angekommen und zu sehen sey, worauf jene ernste Person den Mund öffnete und sprach: »Ich komme an, du kömmst an, er kömmt an, wir kommen an, ihr kommet an, sie kommen an.« Der Engländer, dessen Bemerkung diese mysteriösen Worte erzeugt zu haben schien, ging zum Fremden, und fragte ihn höflich: — Sprechen Sie mit mir, mein Herr? — Ich spreche, erwiderte das sonderbare Individuum auf englisch, du sprichst, er spricht, wir sprechen, ihr sprechet, sie sprechen. — Was soll das heißen, nahm der Engländer von neuem das Wort; wollen Sie mich beleidigen? — Ich beleidige, du beleidigest, er beleidiget, wir beleidigen, ihr beleidiget, sie beleidigen. — Das ist zu viel, rief der Engländer; Sie werden mir Genugthuung geben; wenn Sie Muth haben, so folgen Sie mir! — Ich folge, du folgest, er folget, wir folgen, ihr folget, sie folgen. Und hierauf erhob er sich mit großer Kaltblütigkeit, und folgte seinem Herausforderer. Nachdem sich jeder mit einem Degen versehen hatte, gingen sie nach dem Kampfplatz, der Engländer zog den Degen und sagte: — Nun, mein Herr, müssen Sie fechten. — Ich fechte, du fechtest, er fechtet, wir fechten, ihr fechtet, sie fechten. Hier machte das Original eine Finte und entwaffnete seinen Gegner. — Gut, sagte der Engländer, das Glück war Ihnen günstig, und ich hoffe, Sie werden zufrieden seyn. — Ich bin zufrieden, du bist zufrieden, er ist zufrieden, wir sind zufrieden, ihr seyd zufrieden, sie sind zufrieden. — Es ist mir lieb, daß jedermann zufrieden ist, sagte der Engländer, aber ich bitte Sie, geben Sie diesen possenartigen Ton auf, und sagen Sie uns, was bezwecken Sie, indem Sie so handeln? — Der ernsthafte Mann ließ sich endlich zu einer Erklärung bewegen. — Ich bin ein Holländer, sagte er, und lerne Ihre

Sprache. Ich finde, daß es sehr schwer ist, sich an die Modifikationen der Zeitwörter zu erinnern, und mein Lehrer rieth mir, jedes englische Zeitwort, das ich aussprechen höre, zu konjugiren, um es mir so einzuprägen. Ich habe mir diesen Rath zur Regel gemacht. Ich habe es nicht gern, mich in meinen Uebungen unterbrochen zu sehen, nach welchen ich mich darüber erklärt haben würde. Nach dieser Auseinandersetzung mußten die Engländer herzlich lachen; sie luden den konjugirenden Holländer zum Essen ein. — Ich werde essen, du wirst essen, er wird essen, wir werden essen, ihr werdet essen, sie werden essen. — Ja, wir werden alle zusammen essen. Gesagt, gethan. Man erzählt nicht, ob der Holländer mit derselben Ausdauer aß oder konjugirte. S.

Korrespondenz.

Stuttgart, im Dezember.

Wenn Sie in meinem heutigen Berichte über Stücke, welche hier zum erstenmale seit der Wiedereröffnung aufgeführt worden sind, auch nicht so glänzende Punkte, so viele Erscheinungen finden, als im vorigen Jahre, so treffen Sie doch einige Produktionen, würdig einer genaueren Betrachtung. Dem eifrigen Bemühen der Intendanz, die Lücke im weiblichen Personale des Schauspiels auszufüllen, scheint das Glück noch nicht in die Hände gearbeitet zu haben und des Glückes bedarf es, um eine tüchtige jugendliche Liebhaberin zu gewinnen, denn die benachbarten Bühnen zu Karlsruhe und München verweisen uns stets auf dieses Gebrechen, mahnt man sie an den Stillstand und die Schwächen ihres Repertoires. Ebenso scheitert bei uns hieran mancher Plan und wird zum bloßen Wunsche. So viel ist indessen mit Sicherheit vorauszusetzen, daß die alte, in der Wahl der Stücke vorherrschende, Ansicht alsbald wieder aufgenommen werden wird, sobald uns der Himmel eine Liebhaberin schenkt, die Ansicht nämlich, daß als solider Grund des Repertoires dem Publikum stets das klassische Stück gegeben werden müsse, daß dabei aber die Periode, in der wir leben, nicht vergessen werden dürfe, und somit die Stücke der neuesten Zeit, Raupach und die französischen Komödien wie bunte Blumen nach neueren Dessins als Modemuster der Zeit dem Gewebe aufgedrückt zu erscheinen haben.

Die erste neue Erscheinung, welche wir zu sehen bekamen, gehörte in das Melodramenreich: die beiden Pächter, nach dem Englischen des Buckstone. Ich war von jeher der Idee, daß bei den Melodramen keine so große Forderung an die Motivirung gemacht werden darf. Solche Speisen sind wie ein Ragout zu betrachten, wo man der Zuthaten, der Gewürze und Saucen wegen am Ende nicht mehr unterscheiden kann und soll, von welchem Theile das Fleisch gewesen ist. Knallende Mordversuche, aufgelöste Haare, dem Verbrechen eine — ich möchte sagen, auf physischer Kraft beruhende Rechtlichkeit gegenüber gestellt — die Musik mit blassem Antlitz, dabei ein Fest unter alten Linden — und der Olla Potrida ist fertig. Die beiden Pächter gehören indessen nicht zu den Melodramen unterster Klasse. Die Charaktere sind auf englische Weise fester gehalten. Es mangelt nicht an der Hauptwürze der Stücke, die in London erst gegen Mitternacht, nachdem Shakespeare verarbeitet worden, gegeben werden — nämlich an den Prügeln. Die physische Rechtlichkeit ist hier repräsentirt durch einen Matrosen — von Seydelmann mit ächt seemännischer Biderbheit dargestellt. Es will mir nicht munden, daß unsere Schriftsteller im Schauspiele die Matrosenausdrücke so sehr häufen, für uns Festländer ist diese Sprache beinahe durchgängig unverständlich. Was Buckstone seinen Engländern reichen durfte, hätte der Bearbeiter, L. Schneider, kecklich ummodeln können. Es spielt ein Junker im Stücke mit — ganz im Geschmacke jenes lockern Kavaliers in Goldsmiths Vicar of Wakefield. Die beiden Pächter haben dem hiesigen Musikdirektor Lachner eine schöne Gelegenheit gegeben, sein Talent für Kompositionen dieser Art zu erproben.

König Philipp, von Raupach. Babo war bairischer Historiograph und durfte daher seinen Pfalzgraf Otto nicht in seiner ganzen Nacktheit hinstellen. Raupach ist, weil er kein bairischer Geschichtschreiber, darum doch nicht gerade beauftragt gewesen, den Wittelsbacher in so gehässigem Lichte zu zeichnen. Der Charakter des Philipp von Hohenstaufen ist so gutmüthig, der römische König glaubt sich in seiner angestammten Würde so sicher, daß es keines so wüthenden Todtschlägers zur Katastrophe bedarf. Bei der Aufführung auf unserer Bühne wurden die Kontraste dadurch noch schärfer, daß Seydelmann den Philipp nach einer gewissen Grundidee, die er sich für die Hohenstaufen festgestellt zu haben scheint, darstellte, daß er in jener königlichen, würdevollen Ruhe durch die Scenen schritt, während Hr. Maurer an seinem Otto, dem Blutwüthenden, zum mindesten — wie es erlaubt gewesen wäre — nicht durch die Darstellung milderte. Unerträglich ist mir an Raupach, daß er uns die Diener der katholischen Kirche so gerne als Hebel niedriger Intrique vorführt und dabei so wenig schonend in seinen Ausdrücken gegen die Genossen dieser Kirche verfährt. Der Kampf der Hohenstaufen mit dem päbstlichen Stuhle ist ein mächtigerer, als daß der Dichter zu Ausführung seiner Gemälde solche — nach der Unduldsamkeit der protestantischen Konventikel riechende Ausfälle beizumischen nöthig hätte. Die genannte Tragödie kann von diesem Vorwurfe durchaus nicht frei gesprochen werden. König Philipp ist überhaupt nicht auf der poetischen und dramatischen Höhe gehalten wie Kaiser Friedrich. Friedrich ist durchweg ein Meisterwerk der Dichtkunst, Philipp hat nur schön gedichtete Stellen. Bis zum Tode des Königs hält sich das Interesse des Publikums aufrecht; mit seiner Ermordung aber bricht dieses Interesse zusammen, und die poetische Gerechtigkeit verlangt nur noch ihr Opfer durch die Strafe am Pfalzgrafen von Baiern. Daß aber Raupach hier noch Scenen auf dem Hohenstaufen anhängt, daß er da Philipps Wittwe, Irene, noch im Schmerze verschmachten läßt, kann nur Langeweile erregen. Ueberdruß aber erzeugt es, daß der Gegenkönig, Otto von Braunschweig, auf der Burg erscheint und durch das angemaßte Protektorat über Philipps Kinder das Kaiserhaus gleichsam erniedrigt. — Man sollte glauben, es gäbe zwei Raupache! Indessen bleibt es immerhin verdienstlich, daß wir auch dieses Stück zu sehen bekamen und somit nach und nach den ganzen Cyklus erschauen werden. Ein weiteres Verdienst liegt im Fleiße unserer Bühnenmitglieder bei Durchführung aller größeren Aufgaben. (Schluß folgt.)

Norma, von Bellini.

Nachdem diese Meisteroper ganz Italien, Frankreich und die Hauptstädte Deutschlands, Wien und Berlin, entzückt, werden wir künftigen Donnerstag, den 25. Dez. nun auch die Musik derselben in einer musikalischen Akademie, welche in unserm Theater gegeben wird, vollständig hören. Das Urtheil aller Kenner stimmt darin überein, daß Norma das beste Werk Bellini's ist, das nicht nur durch den Reiz seiner bezaubernden Melodieen, sondern auch durch die fleißige harmonische Behandlung und eigene Instrumentirung, jeden Hörer fesselt. Bellini's Hauptvorzüge sind auch hier die elegischen Weisen, die mit ihren Zauberklängen die Phantasie des Hörers anregen und in eine wunderbare Traumwelt versenken; Weisen, die eigentlich Sizilien, dem Heimathlande dieses Tondichters, ihren Ursprung verdanken. Ihr Charakter ist Schwärmerei und Grazie. — Bei der trefflichen Besetzung der Hauptpartieen — Mad. Fischer-Achten als Norma, Hr. Schmezer — Sever, Dem. Halbreiter — Adalgisa — können wir einen hohen Genuß erwarten, da auch für die Chöre und die beiden Orchester, die darin beschäftigt sind, alles gethan werden soll. S.

Theateranzeige.

Dienstag, den 23. Dezember. Ein Tag vor Weihnacht, Drama in 2 Abtheilungen, von Töpfer. Hierauf folgt: (Neu einstudirt) Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in einem Akt; nach dem Angelysches Vaudeville für die hiesige Bühne bearbeitet.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhofer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, | №: 227. | 23. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. C. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Fortsetzung.)

Um sie auf die Probe zu stellen, trat der König, als Johanna hereinkam, mehr unter seine Umgebungen zurück. Der Graf von Vendôme führte Johanna, die, obwohl sie ganz in der Weise eines armen Bauermädchens auftrat, durchaus nicht verblödete, herein, und sie fand den König sofort aus allen heraus. Sie kniete nieder und umfaßte seine Knie. Er läugnete, daß er der König sey, und zeigte auf einen seiner Hofleute; sie aber ließ sich nicht irre machen, und sagte ihm: »Ihr seyd's, bei Gott! und kein andrer! Der Himmelskönig sendet mich zu Euch, edler Herr und Dauphin! Ihr sollt gesalbt, in der Stadt Rheims gekrönt und zu seinem Statthalter in Frankreich von ihm bestellt werden!«

Sie hatte nun auch dem Könige so imponirt, daß er sie bei Seite nahm, wo ihr langes Zwiegespräch nicht überhört werden konnte. Man sah nur, wie er mit Wohlgefallen sich unterhielt und immer heitrer wurde. Man sagte nachher, sie habe dem Könige damals über Dinge Auskunft gegeben, die außer dem Könige nur Gott bekannt seyn konnten. Sie selbst erzählte, sie habe andre Berichte mit dem Zusatze geschlossen: »Ich sage Dir, im Namen des Herrn, daß Du der wahre Erbe Frankreichs und Sohn des Königs bist!« Nun hatte der König unmittelbar vor dieser Audienz, niedergedrückt von der Last des Unglücks und Kummers, welche auf ihn gekommen war, in seiner Kapelle von Herzensgrunde zu Gott gebetet, er möge, wenn er der König, wahrer Erbe des Landes, Abkömmling des edlen Hauses von Frankreich und zu dem Königreiche berechtigt sey, ihn schützen und bewahren; wenigstens ihm Gefängniß und Tod durch seine Feinde ersparen, und ihm doch die Mittel zur Flucht nach Schottland oder England gewähren. Natürlich sah Karl nun in Johanna's Aeußerung eine unmittelbare Antwort auf sein Gebet.

Einer von den Leuten am Hofe hatte sich grobe Späße mit Johannen erlauben wollen, und hatte in die unsaubern Reden gotteslästerliche Flüche verflochten. Sie sagte ihm: »Wie kannst Du so lästern, da Du so nahe vielleicht dem Tode bist?« Kurze Zeit nach diesem Vorgang und noch an demselben Tage ertrank der Mensch, und natürlich nahm nun jeder Johanna's Worte als Prophezeiung, und glaubte fest an ihre Sendung, da auch der König glaubte.

Es gab eine alte Weissagung, die unter dem Namen des Zauberers Merlin kursirte, und der zufolge eine lothringische Jungfrau, e nemore canuto, Frankreich erretten sollte. Natürlich fiel sie Jedermann bei Johannen ein, und man fragte sie nach dem Namen des Waldes in ihrer Heimath; es hieß derselbe aber Chesnu. Alle solche Zufälligkeiten wurden durch ihr einnehmendes Aeußere unterstützt: die Gnade, in welcher sie nun offenbar bei dem Könige stand, hob sie in den Augen des ganzen Hofes. Der Herzog von Alençon, der durch die Nachricht von dieser Erscheinung unmittelbar nach seiner Lösung aus Gefangenschaft an den Hof gezogen wurde, war bald ganz für sie eingenommen. Sie hatte die natürlichste Anlage zu Reitübungen und zu Führung der Waffen, und durch alle diese Umstände bestimmt wollte ihr der König nicht länger wehren, gegen die Engländer auszuziehen. Mit den enthusiastischesten Hoffnungen kehrten die Abgeordneten aus Orleans dahin zurück.

Der Kanzler allein und die Räthe des Königs hemmten noch die Wirkungen der Begeisterung, die am Hofe für das Mädchen entstanden war. Es schien ihnen zu lächerlich, daß der König von Frankreich in seinen Entschließungen von einer überspannten Bauerdirne geleitet werde. Gesetzt man glaubte, so raisonnirten sie, an ihre Visionen, wer stand dafür, daß es nicht Eingebungen des Teufels waren, statt Eingebungen Gottes und seiner Heiligen?

Dieser Einwurf war zu gewichtig, um ihn leicht beseitigen zu können. Der König entschloß sich, mit dem Hof und mit dem Mädchen nach Poitiers zu gehen, wo eine berühmte Universität und damals auch das Parlament von Paris Residenz hatte. Ein so hohes theologisch-wissenschaftliches und ein noch höheres juristisches Kollegium mußten in dieser Angelegenheit Gewißheit verschaffen können. Johanna ging getrost diesen Prüfungen entgegen.

Der königliche Rath wurde beauftragt, in Poitiers das Mädchen einem Verhöre durch die Theologen der Universität und durch die Juristen des Parlaments zu unterwerfen. Der Kanzler (es war Regnault de Chartres, Erzbischof von Rheims) wählte die ausgezeichnetsten Theologen für die Untersuchung. Sie stand allen Rede. Als sie einer derselben, ein Mönch Seguin, mit limousinischem Dialekt fragte: »Welche Sprache reden denn Deine innern Stimmen?« antwortete sie ihm sogar

heiter: »Eine bessere als Ihr!« Als ihr derselbe sagte, wenn sie nicht mächtigere Zeichen gebe, könne ihr der König unmöglich seine Ritter anvertrauen, antwortete sie: »Hierher nach Poitiers hat mich der Herr nicht gesandt, um Zeichen zu geben! führt mich nach Orleans mit so wenig Rittern, als Euch beliebt, und ich will Euch Zeichen geben; denn ich werde der Belagerung ein Ende machen!« Sie blieb bei ihren Aussagen, daß Orleans befreit, der Dauphin gekrönt und dann auch Herr von Paris werden werde. Alle Verhöre führten zu keinen verschiedenen Aussagen, und auf das gelehrte Zeug, was ihr die Doktoren vortrugen, antwortete sie: »Ich weiß nichts von A und weiß nichts von B; aber der Himmelskönig schickt mich, der Belagerung von Orleans ein Ende zu machen, und den König krönen zu lassen.« Auf die gelehrten Citate antwortete sie: »In dem Buche des Herrn steht mehr als in den Eurigen allen!«

Was zuletzt den untersuchenden, ausforschenden Männern auch in Poitiers die Ueberzeugung von Johanna's höherem Berufe gab, war ihr unausgesetzt frommer Wandel. Niemand sah an ihr das geringste Böse; aus ihrer Heimath ertönte ungetrübtes Lob; die Frauen waren bezaubert von ihr, und endlich erklärte des Königs Beichtvater, Christophe de Harcourt, Bischof von Castres, laut, Johanna sey die Frankreich als Retterin verheißene Jungfrau. Jacques Gelu, der Erzbischof von Embrun, bewies deutlich, daß es gar nichts so Ungereimtes sey, daß Gott einmal unmittelbar in die Angelegenheiten dieser Welt eingreife, und sich zu diesem Ende statt der Engel sterbliche Menschen bediene. Daß hier kein Teufelsspiel im Werke sey, glaubte er unzweifelhaft aus dem Wandel der frommen Jungfrau schließen zu können.

Inzwischen kam man immer noch nicht über den Zweifelspunkt in Betreff des Teufels hinweg, bis jemand daran erinnerte, daß der Teufel nicht die Macht habe, mit einer reinen Jungfrau einen Pakt zu schließen; daß man sich also nur dieses Punktes in Beziehung auf Johannen zu versichern brauche, um der Sache gewiß zu seyn. Die Königin von Sicilien (Mutter der Königin von Frankreich) und die Gemahlin des Herrn von Gaucourt wurden mit der Untersuchung beauftragt und legten Zeugniß für die Unbeflecktheit Johannens ab.

Das ganze Resultat aller dieser Prüfungen wurde hierauf in einem Berichte der Doktoren der Universität an die Räthe des Königs zusammengefaßt, und erklärt, daß an Johanna kein einziger böser Zug zu entdecken; daß sie fromm und klug sey, und daß — rücksichtlich der großen Gefahr der Stadt Orleans, deren Einwohner nur noch von Gott Hülfe erwarten könnten — die Doktoren der Meinung seyen, der König könne sich der Dienste, welche das Mädchen von Domremy anbiete, getrost bedienen.

Sobald dieß Resultat gewonnen war, wurde Johanna mit einer Anführerstelle bekleidet. Jean, Edler Herr Daulon, Rath des Königs und eben so tapfrer als keuscher Ritter, wurde ihr als Beistand und Schildknecht zugegeben. Schon längre Zeit war ihr Louis de Contes als Page gegeben worden; sie erhielt nun einen zweiten; sowie zwei Herolde; Guyenne und Ambleville. Ein frommer Mönch, Pasquerel, wurde ihr Kaplan. Eine Anzahl Knappen und andre Dienstleute vervollständigten ihr Gefolge.

Als alles soweit bestellt, Johanna auch mit einer ihr passenden Rüstung ausgestattet war, verlangte sie ein altes Schwert mit fünf Kreuzen bezeichnet, was in der Kapelle der heiligen Katharine de Fierbois, wo sie früher Messe gehört, zu finden seyn sollte. Man fand das Schwert in der genannten Kapelle bei einem Haufen alter dahin geweihter Waffen am Altar. Ihre Stimme befahl ihr, eine weiße Standarte, mit den Lilien und dem Bilde des Heilandes, machen zu lassen, wie derselbe auf dem Richterstuhl in den Wolken sitzt, den Erdball (Reichsapfel) in Händen. Zwei kniende Engel, deren einer eine Lilie trug, vor ihm in Anbetung. Die Namen „Ihesus, Maria“ bildeten die Inschrift der andern Seite. Ende Aprils erschien sie in Blois. Ein Transport Lebensmittel sollte mit ihr nach Orleans hereingebracht werden; fast alle die ausgezeichnetsten Führer des Heeres: der Herr von Gaucourt, der Kanzler, der Marechal de Boussac, der Herr de Raiz aus dem Hause Laval, la Hire, Ambroise de Loré, der Admiral de Coulant rc. kamen noch vor ihrem Abzug in Blois zusammen. (Fortsetzung folgt.)

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Man kann keine Epoche unserer Geschichte mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, dieser feierlichen Geistesepoche, die von Voltaire, ihrem obersten Meister und Hohenpriester, so raschen Schrittes ihrem Abgrunde zugeführt ward, vergleichen. Ich glaube nicht, daß es je in einer andern Epoche so viel Geist und eine so große Sorglosigkeit hinsichtlich der Zukunft gegeben hat. Es ist eine von der Liebe und dem Luxus ganz versengte Epoche, wo ein jeder das, was ihm geblieben, auf eine Karte setzt, dieser seinen großen Namen, jener seinen großen Reichthum, wieder ein anderer seine Jugend und seine Schönheit; wo der König um seinen Thron, der Priester um seinen Gott spielt! Und was war der Gewinnst bei diesem gräulichen Hazardspiel? Ein Augenblick der Trunkenheit, ein Herzklopfen von einer Viertelstunde, einige ironische Applaudissements von Ferney — das war alles. Wenn man hinhorcht auf das Geräusch, was dieß Jahrhundert macht, so gewahrt man bald, wie all den Freuden alle Leiden beigemischt sind: Geburten, Selbstmorde; Wonne und Verzweiflung; verderblicher Tod, endlose Liebe; ein Gemisch, das die Ewigkeit aufmerksam machen könnte, wenn die Ewigkeit ein Auffassungsvermögen hätte. Welch ein Treiben, welch ein Chaos, welch ein Gelärm! Dann wieder welch eine Stille, nachdem der Thron zusammengebrochen ist und man auf dem Revolutionsplatze nur noch das Messer fallen hört, das auf dem Schaffotte in Bewegung gehalten wird.

So waren die Greise, so war die Jugend damals beschaffen. Niemand unter ihnen, jung oder alt, nahm eine Sache ernst, und sie würden, wenn man ihnen gesagt hätte, die Welt sey im Begriffe unterzugehen, zuförderst gefragt haben, wo die besten Plätze zu haben wären, um dem Untergang der Welt zuzusehen. Demnach liegt es am Tage, wie sehr gefährlich die kleine Zahl derjenigen war, welche damals eine Sache ernst nahm. Damals hätte dasjenige, was die Gesellschaften in der Regel zu Grunde richtet, die französische Gesellschaft retten können: sie wäre gerettet worden, wenn sie frivol geblieben wäre — aber konnte sie das? Dem sey nun, wie ihm wolle, genug, dasjenige, worauf der Marquis von Sade es im Ernst abgesehen hatte, war nicht die Freiheit, wie bei Mirabeau, auch nicht die Ausrottung des Adels, wie bei Robespierre, es war das Laster. Der Marquis von Sade war der Wortführer des Lasters, wie die anderen die Wortführer der Freiheit waren. Ein furchtbares Argument sowohl gegen die Freiheit als gegen das Laster in jener Zeit ist es, daß beide zum Morde führten.

Und wie hätte sich nicht auch unter diesem Volke, das alles, alles übertrieb, ein Mann finden sollen, um so viele scheußliche Bücher zu überbieten, welche auf Anregung der Sinne basirt waren, und mit welchen so viele Schriftsteller und so

ele Buchhändler einen täglichen Handel trieben! Man öffne 'n schlechten Büchern die Thür, und es wird bald alles von nen überschwemmt seyn. Ha! meine schöne französische esellschaft, Du hast immer Zeit übrig; Du bist es nicht frieden, die Tage im Trinken, die Nächte im Spiel zuzuingen! Weder das Spiel, noch die Intrigue, noch die ebe, noch das politische Gewäsch, noch die Geschichten vom irschpark, noch das Lächeln der Frau vom Pompadour, ch das verführerische Augenspiel der Madame Dubarry, ch die nächtlichen Feste der beiden Trianons, noch die Operntriguen auf dem Maskenball, noch all dieß Gold, noch all ser Luxus, noch dieser Thron, der auf Erden untergraben rd, noch dieser Gott, den man im Himmel umstößt, befriejen Dich! Dir thut noch anderes als Voltaire Noth, der h in dem Becher leichter Poesie, den er gefüllt hatte, um dere zu berauschen, selbst berauschet hat. Ha! es genügt ir nicht, daß Du den Präsidenten von Montesquieu gezwun- hast, in dem alten Vaterlande der Venus, auf Gnido, en Tempel aus schlechtem Porphyr und mit mythologischen airlanden aufzuführen; es genüzt Dir nicht, daß Du Jean icques Rousseau, den feurigen Reformator, dahin gebracht t, einen Liebesroman zu schreiben, weil er die Sitten sei- Jahrhunderts gesehen hat.

Wie konnte es bei einer solchen Fluth von zügellosen hriften, und wenn die größten Literatoren, ein Voltair, ein an Jacques Rousseau, ein Diderot, ein Montesquieu, dem rherrschenden Geschmacke opferten, wenn die einmendsten Geister jener Zeit in ihren Büchern nur darauf acht waren, den Sinnen über alle Maßen zu schmeicheln, wohl anders seyn, als daß die jungen Leute, welchen plötz- die tolle Sucht, für die traurige Leidenschaft der Menn zu schreiben, anwandelte, diese leichte Aufgabe in Ausrung brachten? So schrieb der größte Politiker des Jah- 1789, Mirabeau, als er wegen Vergehungen gegen die tlichkeit auf Befehl des Königs gefangengesetzt wurde, in Kerker von Vincennes schlechte Bücher, welche der Popräfekt für Rechnung seines Gefangenen an die Buchhänd- verkaufte, es sich vorbehaltend, dieselben Werke, welche er auft hatte, um dem Grafen von Mirabeau Kleider und sche anzuschaffen, späterhin, wenn sie gedruckt worden, Magistratsperson zu verfolgen.

lber man verstehe mich recht; der Marquis von Sade kann nicht einmal auf die jämmerliche Ehre Anspruch machen, verirrten Schriftstellern zugesellt zu werden, die im Gan- doch nur langer geschriebener Schlüpfrigkeiten schuldig . Wenn dieß der Fall wäre, so würden wir vom Marquis Sade gar nicht sprechen; dergleichen kommt in allen Literen der Welt zu häufig vor, als daß wir es ihren Ver'rn hoch anrechnen sollten. Selbst Virgil, der keusche gil, ist in diesem Stücke nicht ganz vorwurfsfrei. Aber r Held, der Marquis von Sade, hat aus diesen schlüpf- Büchern die Beschäftigung seines ganzen Lebens gemacht, einen ganzen Codex von Schmutz und Lastern aus dem, in den Köpfen der andern Schriftsteller nur Schlüpfrign waren. Aber während seine Konfratres die Libertins Alters nur auf eine oder ein paar Stunden unterhalten ten, hat er aus dem Laster eine Lehre machen und aus schandbaren Theorie zur Praxis übergehen wollen. i, und weil ich mich doch einmal aussprechen muß, wie nich auch drehen und wenden mag, so höre man, und mir, unbesorgt, denn der Marquis von Sade ist todt, h habe, indem ich dieses niederschreibe, selbst seinen Schä- or Augen.

er wo anfangen und wo endigen? Wie diese Analyse Blut und Koth machen, wie alle diese Mordthaten auf- ? Wo befinden wir uns? Nur unter blutigen Leichen, unter Kindern, die den Armen ihrer Mütter entrissen worden, unter jungen Frauen, die am Ende einer Orgie erwürgt werden, unter Bechern, die mit Blut und Wein gefüllt sind, unter unerhörten Torturen, unter Stockschlägen, unter scheußlichen Geißelungen. Es werden große Kessel glühend gemacht, es werden Folterbänke aufgerichtet, es werden Hirnschädel eingeschlagen, es werden Menschen lebendig geschunden; man kreischt, man schwört, man blasphemirt, man beißt sich, man reißt sich das Herz aus dem Leibe, und dieses fünfzehn endlose Bände hindurch, und dieses auf jeder Seite, in jeder Zeile, immerwährend! Ha! welch ein rastloser Bube! Schon in dem ersten Bande hat er alle Niederträchtigkeiten, alle Qualen aufgehäuft. Derjenige, der es wagen würde, zu berechnen, wie viel Blut und Gold dieser Mensch hätte haben müssen, um nur ein einziges seiner wahnwitzigen Gelüste zu befriedigen, würde schon ein großes Ungeheuer seyn. Man zittert, wenn man nur in den Schandpfuhl blättert.

Und hätte der Marquis von Sade es nur bei seinem ersten Buche bewenden lassen; aber die Bahn ist gebrochen, er muß zu einem zweiten schreiten. Kaum zu Ende mit diesem Roman, sagt dessen verabscheuungswürdiger Verfasser, indem er es noch einmal überlies't, zu sich selbst, daß er weit hinter dem zurückgeblieben, was er hätte schaffen können. Seine scheußliche Einbildungskraft hat ihn betrogen: er hielt sie für erschöpft, und sie ist nur noch feuriger wieder erwacht. Er glaubte ein Meisterwerk geschaffen zu haben, und er hat nur Schülerarbeit geliefert. Er hat das Menschengeschlecht dezimirt; er will es aber gänzlich hinopfern. So macht er sich denn frisch wieder ans Werk. Er predigt nicht bloß Orgien, nein, auch Diebstahl, Elternmord, Kirchenraub, Entweihung der Gräber, kurz alle Gräuel. Er hat Verbrechen ausgesonnen, an welche kein Strafkodex gedacht hat; er hat Qualen erfunden, auf welche keine Inquisition verfallen ist. Ha! wage es doch niemand, diese Schandschrift anzurühren, er wird mit eignen Händen seinen Schlummer tödten, den sanften Schlummer, diesen süßen Tod des täglichen Lebens, wie Macbeth sagt.

Aber man wird wissen wollen, wie ich dazu gekommen bin, dieß Buch zu lesen, ich, der ich nicht wie andre meine Müssigkeit und das süße far niente der vier Jahreszeiten zu meiner Rechtfertigung anführen kann. O Gott! es ist dieses eine traurige Geschichte meiner ersten Jugend, die sich in einem keuschen Gebirgslande zugetragen hat, und die ich nun, so wie sie ist, ohne Umschweife und ohne etwas daran zu ändern, mittheilen will. (Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Stuttgart, im Dezember.

(Schluß.)

Der Schauspieler Rohde gab zu seinem Benefiz »der unzusammenhängende Zusammenhang.« Darin war auch gar kein Zusammenhang. Die Scenen folgten so zufällig, wie die Bilder beim Schütteln des Kaleidoskops – ohne Uebergang, wie die Perlen und Glasstückchen sich so oder anders herumkugeln, diesen oder jenen Stern bilden. Es war eine Spekulation auf die Anwesenheit der Naturforscher, woran die Attraktionskraft studiert werden sollte.

Obgleich Landsleute und treue Anhänger Schiller's hatten wir doch seinen Parasit bis vor Kurzem noch nicht auf der Bühne zu Gesichte bekommen. Was die Wahl dieses Stückes bis daher verhindert, vermag ich nicht zu begreifen. Die hiesige Bühne hatte eine Schuld an den Landsmann abzutragen, wenn es der individuellen Ansicht der früheren Direktionen auch als ein Mißgriff erscheinen wollte, daß sich Schiller gerade diese Komödie zur Bearbeitung ausgewählt. Die Probe war überdieß am Publikum zu machen und in dieser Beziehung rechtfertigte es sich vollkommen, daß der Parasit endlich zur Aufführung gebracht wurde. Das Stück wurde im Kostume der Zeit gegeben, der die Dichtung angehört. Der lebhafteste Beifall lohnte den

Fleiß bei der Ausführung. Hr. Seydelmann, Selicour, Hr. Maurer, Minister, Hr. Schmitt, la Roche. Ich brauche meine Achtung vor Schiller hier kaum mehr vorauszusenden, ich habe sie an andern Orte im Zusammenhange vergleichend mit den übrigen Dichtern meines Vaterlandes des Weiteren ausgesprochen, ich glaube aber weder den Bearbeiter des Parasit zu verletzen, noch ein zu großes Wagniß zu begehen, wenn ich trotz der Anerkennung der Stuttgarter meine abweichende Ansicht vorlege. Auf mich konnte der Parasit von der Bühne herab nicht die Anziehungskraft gewinnen, die ich mir von einem gut ersonnenen und tüchtig ausgearbeiteten Stücke denke. Vor Allem erschien mir der Witz kraftlos; beim Lesen fand ich das nicht, und das mag wohl daher rühren: wenn ich das Buch in vollkommener Ruhe durchlas, so sprangen aus dem gleichsam todten Wesen die Funken flammend und lebendig genug auf; im Theater sehen wir Bewegung und diese neutralisirte für mich den Witz und entnahm ihm durch die Verbindung mit der Handlung, die vor meinen Augen vorging, während sie im Buche gleichsam schlummerte, die Hälfte der Wirkung. Der Witz im Parasit ist keiner, der durch die äußere Darstellung, durch Mimik und skurile Accentuirung ein besonderes Relief erhält. Eine solche Neutralisirung konnte bei dem durch das Ganze sich fortziehenden Humor nicht bemerkbar werden — aber nimm dem Humor den Witz, dann geht es, wie bei der Fontaine im Feuerwerke, deren Eingeweide man die farbigen Sternchen einzumischen vergessen hat, die sie der Abwechselung wegen ausspeien soll; entzündet wirft sie eine zu gleichmäßige Flamme aus, um das Auge fortwährend in Thätigkeit zu erhalten, während die Sternchen der Trägheitskraft von Zeit zu Zeit einen passenden Stoß beigebracht haben würden. Ein weiterer Grund, warum das Stück jedes frischeren Eindrucks auf mich mangelte, mag darin liegen, daß viele Lustspielschreiber, was sie im Parasit Gutes fanden, gleichsam auf Schiller's Autorität hin, weitläufig zu neuen Stücken und Scenen verarbeiteten, wodurch hier Manches als unvollendet, als gleichsam unbewußt daliegend erscheinen muß. Sonderbar und ungereimt kommt es mir vor, daß Selicour gerade dort gefangen wird, wo er seine Stärke haben soll, in seinem Metier, während er da durchschlüpft, wo er am schwächsten ist, bei dem Kapitel von den Kenntnissen. La Roche nennt Selicour einen Hohlkopf, aber la Roche verwechselt in seiner unmäßigen Wuth den Mangel an Kenntnissen mit dem Mangel an Verstand. Parallel mit dieser Verzeichnung in der Entwickelung läuft eine Verzeichnung in der Charakteranlage des Ministers. Einer strengen, im ländlichen Kreise erprobten Tugend wegen, fleißiger, doch nur dem stillen Gemache bekannter, Studien wegen, wird man in Frankreich nicht zur Ministerwürde berufen; wer vom Pfluge her zu einer solchen Stelle gelangen soll, muß den scharfen Geist und die praktische Fähigkeit vorher erprobt haben. Warum ist aber dieser Präsident bloß ein tugendhafter Mann und erkennt den Schelm nicht, wo dieser sich zum Kuppler anbietet? Die Prüfungsscene kann ich am wenigsten verschlucken. Der Dichter mag sich seinen Minister hier als einen über die Erfordernisse zum Gesandten in eigenen Reflexionen fortplaudernden Mann gedacht haben, dann hätte er ihm aber die Prüfung nicht als Vorsatz in den Mund legen sollen, die Scene hätte sich nur gesprächsweise ergeben müssen, wenn sie doch einmal zur Anschaulichmachung des Hippokriten gehört. Es ist gewiß fehlerhaft, daß der Minister erklärt: »ich werde ihn prüfen« — und da er nur als ein autodidaktischer Schwätzer erscheint. — Wenn mir diese und andere Ungereimtheiten auch erst bei der Darstellung aufgefallen sind, so bin ich doch weit entfernt, die verfehlte Wirkung nur im Geringsten einer Verfehlung in der Leistung unserer Schauspieler zuzuschreiben — neugierig wäre ich nur, die Wirkung bei einem andern Publikum zu gewahren.

Die Tochter der Luft, mythische Tragödie von Raupach. Der Dichter scheint sich diese Mythe nicht ganz klar gemacht zu haben. Die Wechselwirkung hat wenig dramatischen Gehalt. Es ist, als hätte Raupach sein Stück für eine bestimmte Schauspielerin geschrieben, und die Welt um sie her an sie angeknüpft, wie an einem Kleide die nach dem Modegesetze erforderliche Anzahl von Schleifen. Die Scenen sind nach dem Zufalle aufgestapelt, darunter dann auch gestohlene und entlehnte Waare, wie die Belisar's Geschichte. Zu bewundern war der Fleiß und die Ausdauer der Dem. Stubenrauch in der Rolle der Semiramis, Tochter der Luft. Hr. Moritz hatte den Menon (diese Kopie des Belisar) im Grundtone gut angelegt, sein Vortrag zeichnete sich durch eine würdigere, dem Heldencharakter entsprechendere Haltung aus.

Der Ehestifter, Lustspiel, frei nach Goldoni von Micksch. Der Ehestifter will einen in seinem Hause wohnenden Offizier an die Tochter seines Nachbars verheirathen, in der Meinung, diese beiden jungen Leute lieben sich, während der Offizier ein Liebesbündniß mit des Ehestifters Tochter selbst geschlossen hat. Der Vater gibt so seinem Kinde alle geeigneten Rathschläge, wie sie ihn hintergehen kann, findet das Hintergehen, weil es sich auf Dritte bezieht, ganz unschuldig, ja er treibt seine Tochter beinahe mit Gewalt fort, um insgeheim die Ehe zu schließen. Aus dieser Verwechselung ergeben sich die köstlichsten Situationen. Man sieht sich so angenehm ergötzt, so komisch angesprochen, daß des Lachens kein Ende werden kann. Nun vollends bei uns mit Seydelmann's liebenswürdiger Bonhommie in der Titelrolle, mit diesem eigenthümlichen Ausdrucke in der Geschwätzigkeit, mit dieser originellen gleichmäßig bis zum Schlusse durchgeführten Haltung des ganzen Wesens! Ich möchte sagen, Sie haben verloren, daß S., als er bei Ihnen gastirte, diese Rolle noch nicht gab; wenn er wieder zu Ihnen kommt, so lassen Sie sich diesen Genuß nicht entziehen.

Lindpaintner's Bürgschaft ist verschiedener Hindernisse wegen nicht wiederholt worden. Außer dieser Oper haben wir noch gesehen: Hermia, Oper in einem Akte von Siber, einem Mitgliede der hiesigen Hofkapelle. Das Stück spielt in Neugriechenland. Von Anfang hat der Komponist seine Aufgabe mehr als ein Liederspiel behandelt, und in diesem Genre der Komposition so wie in der Instrumentirung für Blechinstrumente scheint er auch mehr zu Hause zu seyn. Wo der dramatische Theil beginnt, da konnte der Komponist sich nicht zu der erforderlichen Effekthöhe hinauf schwingen. Dazu kam noch, daß Dem. Haas als Hermia bedeutend hinter der Komposition zurückblieb, und zur Störung des Erfolges beitrug.

Ferner: Rodenstein, große Oper in vier Akten mit Tanz, nach der allgemeinen Volkssage bearbeitet von Kr. (soll wohl heißen: nach der allgemein bekannten Volkssage bearbeitet von Krebs, Opernregisseur in Stuttgart.) Musik von Rössel. Der Letztere war früher Kapellmeister der Chevauxlegersmusik in Augsburg, und ist jetzt in derselben Eigenschaft bei der Militärmusik in Ludwigsburg angestellt. Seine Oper ist von einer Masse reizender Gedanken durchzogen, die meisten liegen in der Instrumentalmelodie, der gewiß eine recht fleißige Benützung bevorsteht. Hier ist unter Anderem das zweite Ballet herauszuheben, welches mit einem Klarinettesolo, vorgetragen von dem trefflichen Künstler Beerhalter, beginnt, dessen sich Strauß nicht geschämt haben dürfte. Auch in der Vokalmusik ist manch tüchtige Arbeit anzupreisen, so ein brillantes Duett zwischen Rodenstein, dem wilden Jäger, und dem schwarzen Ritter. Dieser, von Hrn. Dobler dargestellt, ist das böse Prinzip — der Linke und ein Knabe (Fr. v. Pistrich) das gute Prinzip — der Rechte. Schade, daß Hr. Rössel sich so wenig auf richtige Vertheilung versteht und einen so matten, oft in's Lächerliche fallenden, Text erwischt hat. Arien und Duette häufen sich zu sechs, sieben aufeinander, ohne Unterbrechung durch Chöre, Ballete oder scenische Veränderungen. Die Frevelthaten des wilden Jägers erscheinen wie die des Doktor Faust in der Puppenkomödie und in diesem Genre ist auch ungefähr die Sprache des Buches gehalten. Rodenstein entführt seine Geliebte einzig und allein, weil er den Priestersegen scheut. Die Geliebte muß natürlich sterben, aber dem Hrn. Krebs hat es nicht gefallen, sie als ein Opfer der Wuth des wilden Ritters sterben zu lassen; dieser wird nur des Hindernisses überdrüssig und befiehlt Bertha umzubringen, gerade wie man seinen Mops umbringen heißt, weil man seines ewigen Hustens in der Nacht müde geworden ist!!

Von Gästen ist nur wenig zu sprechen. Dem. Carl habe ich in meinem vorigen Berichte berührt. Sie ist jetzt von München zurückgekehrt und singt auf unserer Bühne, wie es indessen nach dem Theaterzettel scheint — fortwährend als Gast. Die einzige Rolle, welche wir neu von ihr gesehen haben, war die Prinzessin von Navarra. Ich möchte ihr hier mehr Beifall bei einer eingelegten Arie, als bei der Aufgabe der Prinzessin selbst zollen.

Eine Dem. Häser, Tochter des hiesigen Hofsängers, ist hier als Emmeline in der Schweizerfamilie aufgetreten. Allzu große Beklommenheit entriß ihr einen günstigeren Erfolg. Die junge Sängerin hat indessen ein Engagement in Koburg angetreten.

Unsere Oper dürfte immer mehr an Umschwung gewinnen, namentlich wenn vollends einige Hindernisse des Herkommens beseitigt sind. Die HH. Rosner und Vetter sind nach der Verschiedenartigkeit der Richtung ihres Gesangs vortheilhaft bei einer Bühne zu verwenden. Der Erstere zeichnet sich täglich mehr durch seine edlen mächtigen Töne und die Schönheit seines Vortrags aus, seitdem er sich wieder von seiner Krankheit erholt hat. Eine schwache Seite sind bei uns die komischen Baßpartieen. Die Stimme des Hrn. Rohde fängt an, gewaltig zu altern. Wollte Hr. Pezold sein wahres Interesse vor Augen haben, so müßte er zunächst nach diesem Rollenfache trachten, da bei ihm die komische Kraft weit vorherrschend vor der tragischen erscheint. Dieser Uebergang dürfte der Direktion und dem Publikum nur höchst willkommen seyn und das Ganze würde wesentlich gewinnen. Die Zeit muß uns diese Rosen bringen.

Die Intendanz hat für bessere Beleuchtung der Bühne Sorge getragen und so einem drückenden Mangel abgeholfen.

Ueber unsere Konzerte das nächstemal. August Zoller.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — J. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. T. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, №: 228. 24. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. C. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Eine Blume der Erinnerung auf Beethoven's Grabeshügel.

(Auszug aus der allgemeinen Wiener Theaterzeitung vom 25. März 1828.)

Louis van Beethoven, geboren zu Bonn, am 17. Dez. 1772, starb zu Wien am 26. März 1827 um 3/4 auf 6 Uhr Abends im 55. Jahre seines Alters. Mit dem Sonnenuntergange rang sich sein unsterblicher Geist los von der irdischen Hülle, um hinüber zu schweben in das Land der ewigen Harmonien. Es war

— — — sein Leben mit tönenden Klängen umgeben
Bis er im letzten Accord hörte der Engel Gesang.

Der gefeierte Tonkünstler hat sich hienieden durch seine unübertrefflichen Meisterwerke ein unzerstörbares Monument erbaut, und wie die Memnonssäule wird dasselbe erklingen, und seinen Ruhm verkünden in allen Reichen bis in die späteste Zukunft. Sein Geist hinaufgehoben in die Sternenwelt, umschwebt uns noch immer auf den Zauberschwingen der Musik, und die Seele erzittert dann im süßwehmüthigen Erinnerungsschauer, wie die Aeolsharfe im sanften Frühlingswehen. Gewiß wird jeder Verehrer des großen Meisters am Gedächtnißtage seines Hinüberscheidens, eine Blume der Erinnerung auf sein Grab legen. Darum glaubt auch die Redaktion dieser Blätter die Gedächtnißfeier seines Todes auf keine würdigere Weise zu begehen, als wenn sie der Lesewelt einen Brief mittheilt, welchen Beethoven an seinen Jugendfreund, den jetzigen königl. preuß. geheimen Regierungs- und Medizinalrath Dr. Wegeler in Koblenz im Jahre 1800 von Wien aus geschrieben hatte. Dieser Brief ist als ein werthvoller Beitrag zu seiner Biographie zu betrachten, indem er von seinem Wirken und Streben als Künstler und Mensch ein reines Spiegelbild aufstellt. Herr Anton Schindler, Musikdirektor in Pesth, welcher sich ebenfalls der innigsten Freundschaft Beethovens erfreute, hat der Redaktion die Abschrift dieses Briefes nebst einem Beglaubigungsschreiben des Dr. Wegeler zur öffentlichen Bekanntmachung, mit dem Versprechen eingesendet, noch mehre denkwürdige Notizen aus dem Leben des Verewigten mittheilen zu wollen.

Wir sind überzeugt, daß dergleichen Mittheilungen den Freunden des großen Tondichters ein besonderes Interesse gewähren werden.

Zuerst wollen wir aus dem Schreiben des Dr. Wegeler an Herrn Schindler ein Fragment herausheben, welches als Beglaubigung des folgenden Briefes und als Einleitung zur besseren Würdigung desselben vorausgeschickt werden muß.

Koblenz, am 17. November 1827.

— — — Ich fange damit an, Ihnen die Abschrift eines so großen Briefes mitzutheilen, als unser verewigter Freund wohl je geschrieben haben mag. Er dient zuerst dazu, einen großen Theil desjenigen näher zu beweisen, was ich Ihnen über Beethoven's Erziehung im v. Breuning'schen Hause sagte. Dann aber ist in diesem Briefe gewiß die erste Herzensergießung über seine Harthörigkeit anzutreffen; so wie Manches über seine Plane u. s. w. Im Ganzen ist er ein reiner Abdruck seines Herzens, und der Leser kennt unsern Freund schon viel genauer, wenn er diesen Brief gelesen hat. Wenn Sie ihn bekannt machen, so mögen Sie die zugesetzten Bemerkungen ganz nach Belieben benützen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß ich immer bereit bin, das Original des Briefes jedem Bewunderer Beethoven's vorzulegen. Diese Versicherung bitte ich nicht wegzulassen.

Gefallen Ihnen meine Bemühungen und das Andenken unsers Unvergeßlichen, so bin ich bereit fortzufahren, Ihnen theils Auszüge aus seinen Briefen, theils andere Nachrichten aus seinem Leben und Wirken mitzutheilen, da ich zwei Jahre in Wien mit ihm lebte und ihn fast täglich bei mir sah.« —

Nach Vorausschickung dieses Bruchstückes theilen wir den Lesern Beethoven's Brief selbst mit.

Wien, den 29. Juni 1800.

Mein guter lieber Wegeler!*)

Wie sehr danke ich Dir für Dein Andenken an mich; ich habe es so wenig verdient und um Dich zu verdienen gesucht, und doch bist Du so sehr gut, und läßt Dich durch nichts, selbst durch meine unverzeihliche Nachlässigkeit nicht abhalten, bleibst immer der treue, gute, biedere Freund; — daß ich Dich und überhaupt euch, die ihr mir einst alle so lieb und theuer waret, vergessen könnte, nein das glaubt nicht, es giebt Augenblicke, wo ich mich selbst nach euch sehne, ja bei euch einige Zeit zu verweilen wünsche. — Mein Vaterland, die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte,

*) Dieser den Verehrern Beethoven's längstbekannte Brief ward im hiesigen Museum am 19. d. Mts. vorgelesen, und um dem Wunsche einiger unserer verehrten Abonnenten zu genügen, theilen wir denselben hier nochmals mit. S.

ist mir noch immer so schön und deutlich vor meinen Augen, als da ich euch verließ; kurz ich werde diese Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines Lebens betrachten, wo ich euch wieder sehen, und unsern Vater Rhein begrüßen kann. — So viel will ich euch sagen, daß ihr mich nur recht groß wiedersehen werdet, nicht als Künstler sollt ihr mich größer, sondern auch als Mensch sollt ihr mich besser vollkommener finden, und ist dann der Wohlstand etwas besser in unserm Vaterlande, dann soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen. O glückseliger Augenblick wie glücklich halte ich mich, daß ich Dich herbeischaffen, Dich selbst schaffen kann. — Von meiner Lage willst Du was wissen; nun sie wäre eben so schlecht nicht. Seit vorigem Jahr hat mir L...., der, so unglaublich es Dir auch ist, wenn ich Dir sage, immer mein wärmster Freund war und geblieben, (kleine Mißhelligkeiten gab's ja auch unter uns, und haben eben diese unsere Freundschaft nicht befestigt!) eine sichere Summe von 600 fl. ausgeworfen, die ich, so lange ich keine für mich passende Anstellung finde, ziehen kann; meine Kompositionen tragen mir viel ein, und ich kann sagen, daß ich mehr Bestellungen habe als es fast möglich ist, daß ich befriedigen kann. Auch habe ich auf jede Sache 6, 7 Verleger, und noch mehr, wenn ich mir's angelegen seyn lassen will, man accordirt nicht mehr mit mir, ich fordere und man zahlt.

(Schluß folgt.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Fortsetzung.)

Trotz alledem hatte der Reiterhaufe, den sie führen sollte, nicht eben ein besonderes Vertrauen zu ihr. Sie verlangte von Allen, sie sollten die sie begleitenden liederlichen Mädchen fortschicken; sie sollten zur Beichte gehen vor dem Zuge. Flüche litt sie nicht, und ließ sie selbst la Hire nicht ungerügt hingehen. Ihr Einfluß zeigte sich aber bald so mächtig, daß selbst dieser rohe Kriegsmann, der sie anfangs mit gotteslästerlichen Witzen geärgert hatte, zur Beichte ging. So lange sie in Blois war, zog sie täglich unter Psalmen in Begleitung der Geistlichkeit in Bittgängen durch die Straßen der Stadt.

Für das arme Volk, welches in seiner Noth, rings umgeben von sündigen, die Ordnungen Gottes höhnenden Rotten, fast schon allen Glauben an den lebendigen Gott aufgegeben hatte, war Johanna's Erscheinung, ihre Zuversicht, ihre Strenge Balsam vom Himmel. Wie mitten in der Verwesung blühte in ihr die Blume heiliger Gottesfurcht auf, und wurde allen ein Zeichen der Hoffnung und der Gnade. Von neuem wagten die Prediger eindringlich den Greueln jener Zeit den Stab zu brechen und das Wort von des Herrn Gericht ertönen zu lassen.

Johanna wollte, als man aufbrach, grade auf Orleans ziehen, längs des rechten Loireufers, durch die Landschaft Beauce, ungeachtet grade in dieser Richtung die mächtigsten Truppenabtheilungen der Engländer und deren bedeutendste Festen waren. Aber die Kriegsobersten willigten nicht in dieß Verlangen, namentlich setzte sich der Bastard de Dunois dagegen. Man kam überein, ihr glauben zu machen, daß geschähe, was sie wünsche, sie aber bei alledem andre Wege zu führen durch die Sologne. Die List gelang. Auch der Marsch ging in Gebetübungen und strengen Ermahnungen hin, und als endlich Johanna bei ihrer Ankunft vor Orleans bemerkte, daß sie getäuscht worden sey, war sie sehr böse, und wollte sofort eine der englischen Verschanzungen angegriffen wisse[n]. Auch machte sie nachher dem Bastard von Orleans die bi[t]tersten Vorwürfe; versicherte, als der Wind beim Ueberschiffe[n] der Lebensmittel nach Orleans hinderlich zu seyn schien, [er] werde sich ändern; und als man auf die Hinderungen vo[n] den nahen englischen Befestigungen aufmerksam machte, von d[a] aus würde nichts unternommen werden. Der Herr wollte es s[o].

Wirklich drehte sich der Wind und der Transport kam ohne einen Angriff erfahren zu haben, in die Stadt. Glei[ch] ihr Eintritt in Orleans schien von Mirakeln begleitet. Neue[n] Unwillen erregte in ihr die Umkehr der Reiterschaar, mi[t] welcher sie vor Orleans angekommen war, die aber Befeh[l] hatte, sich nicht in die Stadt zu werfen, sondern zurückzukehren, sobald die Lebensmittel und das Mädchen glücklich nach Orleans hereingebracht wären. Mit Mühe war sie zu bewegen, sich von diesen Reitern, deren eigentliche Bestimmung man ihr bis dahin verhehlt hatte, zu trennen, und nur mit la Hire und 200 Gliven in die Stadt zu gehen.

Ganz gewappnet, auf einem weißen Rosse, zur Rechten des Bastards von Orleans, ritt sie in Orleans ein unter kriegerischem Geleite. Die ganze Bevölkerung war in Bewegung, sie zu sehen; alle lebten gewissermaßen schon in dem Bewußtseyn, durch Gott selbst von der Belagerung befreit zu seyn; solches Vertrauen hatte Johanna schon gewonnen. Man drängte sich an sie, um nur ihr Pferd zu berühren — wie ein Engel Gottes erschien sie den Menschen. Ueberall ermahnte sie zur Zuversicht auf die göttliche Gnade, und ihr erster Weg war zur Kirche, wo ein Te Deum angeordnet war. Ihre Wohnung nahm sie bei einem angesehenen Bürger von Orleans, dessen Frau unter die ehrbarsten Matronen der Stadt gehörte. Ein glänzendes Abendessen, was ihr bereitet war, lehnte sie ab, und erquickte sich nur mit einigen in Wein und Wasser getauchten Brodschnitten. Jede ihrer Aeußerungen wurde Gegenstand des Gespräches in der Stadt.

Auch in den Lagern und Festen der Engländer war eben zu dieser Zeit alle Unterhaltung mit Johannen beschäftigt. Seit sie am Hof aufgetreten war, hatte das Gerücht den Feinden Frankreichs eine Nachricht über sie nach der andern, natürlich ausgeschmückt und vergrößert, zugeführt, und immer war doch an diesen Nachrichten bei genauerem Zusehen so viel Wahres, daß man sich ihrer nicht entschlagen konnte. Daß das Mädchen prophezeihen könne, erschien als entschieden erwiesen. Man wußte von den großen Schwierigkeiten, die sie hatte überwinden müssen, und sie hatte dieselben überwunden. Das Bewußtseyn in Frankreich begangner unerhörter Gewaltsamkeiten und Sünden ließ den Engländern selbst als glaubhaft erscheinen, daß nun die göttlichen Gerichte, nachdem sie lange genug auf dem armen Lande gelastet, über sie hereinbrechen würden. Schon von Blois aus hatte Johanna den englischen Anführern folgendes Schreiben gesandt:

†

Ihesus Maria.

„Roi d'Angleterre, et Vous, duc de Bedford, qui Vous dites régent le royaume de France; Vous Guillaume de Poule comte de Sulford, Jehan sire de Talbot, et Vous Thomas sire de Scales, qui Vous dites lieutenant dudit duc de Bedford, faites raison au roi du ciel; rendez à la Pucelle, qui est ici envoyée de par Dieu le roi du ciel, les clefs des bonnes villes que Vous avez prises et violées en France. Elle est ici venue de par Dieu, pour réclamer le sang royal. Elle est toute prête de faire paix si Vous lui voulez faire raison; par ainsi que Vous laisserez là la France, et paierez ce que Vous y avez pris. Et entre Vous, archers, compagnons de guerre, gentils hommes ou autres, qui êtes devant la

ville d'Orléans, allez-Vous-en en votre pays, de par Dieu. Et si ainsi ne le faites, attendez nouvelles de la Pucelle, qui Vous ira voir bien fièrement à Votre grand dommage. Roi d'Angleterre, si ainsi ne le faites pas, je suis chef de guerre et en quelque lieu que j'atteindrai Vos gens en France, je les en ferai aller, qu'ils le veuillent ou non. Et s'ils ne veulent obéir, je les ferai tous occire. Je suis ici envoyée de par le roi du ciel, pour Vous bouter hors de toute France; et s'ils veulent obéir, je les prendrai à merci; et n'ayez point en Votre opinion que Vous tiendrez le royaume de Dieu, le roi du ciel, fils de sainte Marie; ainsi le tiendra le roi Charles, le vrai héritier, car Dieu le roi du ciel le veut. Et cela lui est révélé par la Pucelle et il entrera dans Paris avec bonne compagnie. Si Vous ne voulez croire les nouvelles de par Dieu et la Pucelle, en quelque lieu que nous Vous trouverons, nous frapperons tout à travers, et ferons un si grand hahay, qu'il n'y en a pas eu un si grand en France, depuis mille ans, si Vous ne faites raison. Et croyez fermement que le roi du ciel enverra plus de force à la Pucelle que Vous ne sauriez en mener à tous vos assautes contre elle et ses bons gens d'armes; et aux horions, l'on verra qui a meilleur droit. Vous, duc de Bedford, la Pucelle Vous prie que Vous ne Vous fassiez point détruire; si Vous lui faites raison, Vous pouvez venir en sa compagnie, où les Français feront le plus beau fait qui onques fut fait pour la chrétienté, et faites reponse si Vous voulez faire la paix en la cité d'Orléans: et si Vous ne la faites, de Vos biens grands dommages; il Vous souviendra brièvement. Ecrit ce samedi de la semaine sainte." (Fortsetzung folgt.)

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Wir hatten eben das Kollegium verlassen — die schöne Zeit glänzender Ahnungen, wo das Leben sich so schön, so geschmückt, so glücklich zeigt! Es ist dieses ein erster, ein feierlicher Augenblick der Freiheit, wie er sich nie wiederholt. Fröhlich und wohlgemuth waren wir abgereiset, einer meiner Freunde einer meiner Landsleute und ich, um zu den gekrümmten Ufern unsers ungestümen und vagabundirenden Flusses, der Rhone, zurückzukehren; der Rhone, unserer Liebe, unserer Leidenschaft, unsers Walles, die uns gewiegt und eingeschläfert hat, als wir noch Kinder waren. Und siehe da, da ist sie ja, die Rhone: man sieht sie von fern so hoch wie der Himmel; sie glänzt, sie strahlt, sie braust. Da sind wir, ich und mein armer Julian, er in den Armen seiner Mutter, ich in den Armen meines Vaters und meiner Mutter, und beide fetirt, wie ich das wohl sagen kann, da meine Eltern todt sind. Man riß sich im Dorf darum, uns das Haus, das Herz zu öffnen; denn Julian und ich, wir waren, wie alle sagten, ein paar Gelehrte, ein paar Phänomene, ein paar Pariser, ein paar große Männer der Zukunft: so klang der Ausspruch meines Onkels Karl und seines Onkels Gabriel. Und der Onkel Gabril des Julian war eben so wie wir ein Gelehrter, ein Lateiner, ein Mann der den Virgil las, und er war überdem der Pfarrer eines kleinen Dorfes an der Rhone. Dieses Dorf, an den Seiten eines Kalkfelsens hängend, mitten unter Reben und Pfirschen, war die Domaine oder vielmehr das Königreich des guten Pfarrers Gabriel. Man kann es sich denken, daß der gute Mann nichts angelegentlicheres zu thun hatte als uns beide, Julian und mich, nach seiner reizenden Pfarrwohnung zu führen, wo wir, er und wir, ganz nach unserm Gefallen Lateinisch sprechen konnten, wir beide nur mit Essen, mit Schlafen, mit dem Ersteigen der Berge, dem Hinhorchen auf das Toben des schäumenden Wasserfalles beschäftigt waren, während er die Armen besuchte, die Messe hielt, in seinem Brevier las, stets der einfachste, der sanfteste und der wohlthätigste der Landprediger war, so wie wir die losesten und undisciplinirtesten Schüler.

Ich sehe es noch, das niedliche Pfarrhaus, den Hofplatz voll Holz für den Winter, den großen Garten, zur Hälfte für Gemüse, zur Hälfte als Weinberg, der alle Hausbedürfnisse lieferte, das Stroh für das alte Maulthier im Stalle und das Brodt und den Wein für den Herrn. Das Haus des Pfarrers Gabriel war im Uebrigen ein eben so wohl gelehrtes als wohlbedachtes Haus. Ich glaube nicht, daß ich im Stande bin, alle die Reichthümer seines zweiten Stockwerks zu beschreiben. Das Zimmer des Pfarrers hing voller Bilder in Rahm und Glas; man sah dort zwischen einem schönen Christusbilde aus Elfenbein und einer Magdalene ein altes kleines Spinet stehen, das ehemals vergoldet gewesen und noch jetzt mit einer Rosenguirlande geschmückt war. Wie oft haben wir uns daran ergötzt, auf diesem alten Kasten die beiden Volksarien: Ah! vous dirai-je, maman, und J'ai du bon tabac, zu trommeln, daß er ach und weh schrie!

Aber die interessanteste Piece für ein paar ungestüme Schüler, wie wir damals waren, das war ein großes Gemach mit einem einzigen Fenster, welches der gute Pfarrer als Bibliothekzimmer gewählt hatte. Welch eine Menge Bücher, großer Gott! und welch dicke Bücher. Sie waren dem Pfarrer zu Händen gekommen, wie Bücher zu Händen kommen, eins bei eins: denn die gebundenen Bücher haben eine, ich weiß nicht welche, Anziehungskraft, welche sie alle auf einem und demselben Fleck versammelt; man darf ihrer nur einige haben, und man kann sich ihrer bald nicht mehr erwehren; wider unsern Willen überflügeln sie uns, nehmen sie alle Plätze in Beschlag, spielen sie den Herrn. Das ist so ungefähr die Geschichte der Bibliothek des guten Pfarrers; aus jedem Hausverkauf bekam er einige Bände, jeder Todesfall mehrte dieser Bände Zahl, und so auch jede Reise. Sein Haus war die Generalniederlage der Bücher aus der ganzen Umgegend geworden, und er hatte dabei nichts weiter gethan, als all dieß Papier, ob gut oder schlecht, und ohne es erst genau zu prüfen, gehörig aufzustellen, um eine gelehrte und bestaubte Sammlung zu haben, die er mit Stolz den andern Pfarrern, seinen Nachbaren, vor Tisch zeigte, wenn dieser noch nicht gedeckt worden war.

Und doch ist diese unschuldige Bibliothek meinem armen Freunde Julian, dem Neffen des Pfarrers Gabriel, dem eignen Sohne seiner Schwester, die nur dies eine Kind hatte und keinen Mann mehr, so verderblich geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Skizzen.

Das Weib mit den Rechten des Mannes.

Epilog zu den philosophischen Thorheiten des 19ten Jahrhunderts.

Gefunden! Gefunden!
Archimedes.

In den letzten 50 Jahren haben die Philosophen das arme menschliche Geschlecht durch alle mögliche Thorheiten gejagt. Wie hat man uns nicht für unsere Sünden gegeißelt! Mit

Republiken, mit natürlicher Religion, mit universellen repräsentativen Monarchieen, mit Guillotinengleichheit und mit Dingen aller Art, die man in keiner Fabel schildern, die keine Feder beschreiben kann. Und woraus entsprang all' dieses Unglück? Aus dem einzigen menschenfreundlichen Grundsatz — »was Dein ist, ist Mein, und was Mein ist, darum hast Du Dich nicht zu bekümmern.«

Man hätte glauben sollen, die Menschen würden endlich einmal zur Vernunft gekommen seyn: aber Nein! — je weiter in's Wasser, desto tiefer. So erhob sich in unsern Tagen eine Sekte, die der St. Simonisten, die dem menschlichen Geschlecht ganz ernsthaft den Vorschlag macht, allem Besitzthum zu entsagen, das Vermögen brüderlich zu theilen, und zwar nach Maßgabe der Verstandeskräfte und Fähigkeiten eines Jeden, und unter Absingung von Psalmen aus der Feder der Stifter der Sekte, gemeinschaftlich zu leben. Interessant wäre es zu wissen, was die Bankiers bei dieser Theilung gewonnen, und was Müssiggänger, Trunkenbolde und dergleichen Leute dabei verloren haben würden? Doch das beunruhigt die Herren St. Simonisten nicht. Sie versprechen ihren Jüngern große Dinge, namentlich das Recht, den Bart wachsen zu lassen, das Recht, in einer Narrenjacke durch die Straßen zu gehen, das Recht, sich um die Erziehung ihrer Kinder und um die Aufführung und Ernährung ihrer Weiber nicht zu bekümmern, und das Recht, eigene und fremde Stiefeln zu putzen, und in einem gemeinschaftlichen Garten die Erde zu bearbeiten. Das ist nun Alles recht schön; die neuen Apostel vergaßen aber, daß man alle diese vortrefflichen Dinge umsonst haben kann, ohne sein Vermögen zu theilen; daß unsere russischen Kutscher, die keine St. Simonisten sind, große Bärte tragen; daß unsere modischen Fracks fast eben so lächerlich sind, als die St. Simonistischen Jacken, daß es bei uns, auch ohne St. Simonisten, schon lange Gebrauch ist, sich um Weib und Kind keine Sorge zu machen, und daß das Reinmachen der Stiefeln und die Bearbeitung der Erde den Liebhabern solcher Beschäftigungen durch kein Gesetz verboten ist. Das menschliche Geschlecht beantwortete den Aufruf der St. Simonisten mit den Worten: »Nachtigallen füttert man nicht mit Fabeln!« und die Pariser Polizei, nachdem sie dahinter gekommen, daß die Moral der St. Simonisten sich von der hohen Moral der Taschendiebe durchaus in nichts unterscheide, da die Letzteren das fremde Eigenthum gleichfalls unter sich vertheilen, mit der Abweichung vielleicht, daß sie es im Stillen thun, während jene Psalmen dazu singen, — die Pariser Polizei geleitete die Herren Philosophen bis zum Schlagbaum, nur den Vorsteher der Sekte im Gefängniß zurückbehaltend, und zwar in Gesellschaft von Dieben, um gleichen Ursachen gleiche Wirkungen folgen zu lassen. Da schlug sich der Vorsteher der Sekte, der sich „Père suprême" nannte, Hr. Enfantin, früher Privatlehrer in St. Petersburg, an die Stirn, und sprach zu seinen Jüngern: »Brüder! das menschliche Geschlecht ist noch nicht reif genug, es ist dumm und will nicht die Früchte seiner Arbeit und Sparsamkeit unter uns vertheilt sehen, unter dem Vorwande, daß man von uns eben so wenig Vortheil ziehen könne, als von einem Ziegenbock, — weder Wolle noch Milch; man muß dem menschlichen Geschlecht eine neue Erziehung geben, und dieses große Werk mit den Weibern beginnen, weil unsere Jugend ihrer Pflege anvertraut ist, und von ihnen die ersten Eindrücke empfängt. Um aber die Weiber für uns zu gewinnen, muß man ihnen irgend etwas geben; da wir aber nichts zu geben haben, und das menschliche Geschlecht Hab und Gut noch nicht mit uns getheilt hat, so müssen wir irgend etwas versprechen. In Folge der mir von Euch übertragenen Macht, verspreche ich mithin den Weibern Unabhängigkeit von den Männern und das Recht, alle Stellen und Aemter zu bekleiden, die bisher nur von Männern besetzt waren. Erwägt doch nur, wozu ein Weib sich nicht entschließt, um das Recht zu haben, einen ungetreuen Liebhaber vor Gericht zu stellen, oder einen lästigen Eheherrn in Arrest zu senden. Stellt Euch doch nur vor, was ein Weib nicht thun würde, um ein Regiment von Parteigängern in Person kommandiren zu können! Ich verkünde Euch also hiermit die Befreiung des weiblichen Geschlechts, l'émancipation de la femme. Um diese Angelegenheiten aber mit Erfolg zu betreiben, bedarf es eines Musters; deßhalb müssen wir, wo es auch sey, ein schon befreites Weib, la femme emancipée, aufsuchen. Diese nennen wir „Femme suprême." Unter diesem Vorwand, meine Freunde, laßt uns in die weite Welt wandern, und mit dem Orient, mit dem muhamedanischen Glauben beginnen. Da ist das menschliche Geschlecht nicht so dumm, wie in unserem veralteten Europa, und erlaubt uns die Theilung fremden Eigenthums. Dort, im Osten, wie Ihr wißt, ist die Saat des St. Simonismus schon ausgestreut; überdem werden Wanderer dort umsonst ernährt, wenn sie kein Geld haben, weil Muhamed verordnete, auch einen Hund umsonst zu füttern, wenn der Hund seinen Herrn verlor. Also, meine Herren, den Bart zwischen die Zähne, das Ränzel auf den Rücken, und — Marsch!« f.(Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

(Paganini's großes Konzert zu Genua.) Der Stadtmagistrat von Genua veranlaßte den letzt verflossenen zweiten Dezember zur Feier der Anwesenheit JJ. kk. MM., im großen Stadttheater ein Konzert, bei welchem Ritter und Baron Paganini sich neue Lorbeern sammelte und einen wahren National-Enthusiasmus erregte, da Paganini bekanntlich ein Genuese ist. Mehr als dreitausend Personen waren in dem taghell erleuchteten, festlich ausgeschmückten Theater zugegen, welche mit Ungeduld das Erscheinen des großen Meisters erwarteten. Ergreifende Noten entquollen dem Druck seines Bogens, bewundernswürdige Harmonien verbreiteten sich durch den goldig schimmernden Saal; die Töne, die Stimmen, ja man könnte sagen die Worte, welche aus dem magisch belebten Instrument hervordrangen, wirkten auf die tief bewegten Zuhörer mit unwiderstehlicher Kraft, bald Schmerz, bald Freude erregend, Gefühle und Gedanken beflügelnd. Unzähligemale wurde das tiefste Stillschweigen durch wahren Beifallssturm unterbrochen, Alles war hingerissen, Alles entzückt und noch jetzt ist Genua's allgemeinstes Gespräch — Paganini und sein Zauberbogen!

(Arcangelo Corelli.) Dieser Paganini früherer Tage stammte aus altrömischer Familie und wurde 1653 zu Fusignano unfern Faenza im Gebiet von Bologna geboren. Den ersten Unterricht im Kontrapunkt erhielt er durch Matteo Simonelli, päbstlichen Kapellmeister, so wie Bassani zu Bologna ihn im Violinspielen unterwieß. Längere Zeit hielt sich Corelli auch in Deutschland auf, und war unter andern 1680 in Diensten des Kurfürsten von Baiern. Drei Jahre später sehen wir ihn jedoch schon wieder in Rom, wo er 1683 sein erstes Werk herausgab, aus zwölf Sonaten für zwei Violinen und einem Baß bestehend. König Jakob II. von England sandte im Jahre 1686 den Grafen von Castelmain als Gesandten nach Rom, zu dessen Ehren die daselbst anwesende Königin Christina von Schweden in ihrem Palaste ein großes allegorisches Drama aufführen ließ, gedichtet von dem Veronesen Alessandro Guidi, in Musik gesetzt von Bernardo Pasquini. Corelli leitete das aus 150 Musikern bestehende Orchester. Sein Ruf war damals schon durch ganz Europa verbreitet; Deutschland's Musikkritiker Mattheson nannte ihn den Fürsten aller Musiker, Gasparini bezeichnete ihn als virtuosissimo di violino, als wahren Orpheus jener Tage. Kardinal Ottoboni, zu Rom jeden Montag ein großes Konzert in seinem Palaste gebend, besoldete Corelli'n auf das freigebigste, und machte ihn zum Direktor seiner Kammermusik, welche Stelle er bis zu seinem den 18. Januar 1713 erfolgten Tode verwaltete.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, № 229. 25. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. E. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Eine Blume der Erinnerung auf Beethoven's Grabeshügel.

(Auszug aus der allgemeinen Wiener Theaterzeitung vom 25. März 1828.)

(Schluß.)

Du siehst, daß es eine hübsche Sache ist, z. B. ich sehe einen Freund in Noth, und mein Beutel erlaubt eben nicht, ihm gleich zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen und in kurzer Zeit ist ihm geholfen — auch bin ich ökonomischer als sonst; sollte ich immer hier bleiben, so bringe ich's auch sicher dahin, daß ich jährlich immer einen Tag zur Akademie erhalte, deren ich einige gegeben. Nur hat der neidische Dämon, meine schlimme Gesundheit, einen schlechten Stein ins Brett geworfen, nämlich mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden und zu diesem Gebrechen soll mein Unterleib, der schon damals wie Du weißt elend war*), hier aber sich verschlimmert hat, indem ich beständig mit einem Durchfall behaftet war, und mit einer dadurch außerordentlichen Schwäche, die erste Veranlassung gegeben haben. Frank wollte meinem Leib den Ton wiedergeben**) durch stärkende Medizinen, und meinem Gehör durch Mandelöl, aber prosit! daraus ward nichts, mein Gehör ward immer schlechter, und mein Unterleib blieb immer in seiner vorigen Verfassung; das dauerte bis voriges Jahr Herbst, wo ich manch Mal in Verzweiflung war. Da rieth mir ein medizinischer Asinus das kalte Bad für meinen Zustand, ein Gescheiterer das gewöhnliche lauwarme Donaubad, das that Wunder, mein Bauch ward besser, mein Gehör blieb, oder ward noch schlechter. Diesen Winter ging's mir wirklich elend, da hatte ich schreckliche Koliken und ich sank wieder ganz in meinen vorigen Zustand zurück, und so blieb's bis ungefähr vier Wochen wo ich zu Vering*) ging, indem ich dachte, daß dieser Zustand zugleich auch einen Wundarzt erfordere, und ohnedem hatte ich immer Vertrauen zu ihm. Ihm gelang es nun fast gänzlich diesen heftigen Durchfall zu hemmen, er verordnete mir das warme Donaubad, wo ich jedesmal noch ein Fläschchen stärkender Sachen hineingießen muß, gab mir gar keine Medizin, bis vor ungefähr vier Tagen Pillen für den Magen, und einen Thee für's Ohr, und darauf kann ich sagen, befinde ich mich stärker und besser; und meine Ohren sausen und brausen Tag und Nacht fort. Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu, seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil's mir nicht möglich ist den Leuten zu sagen: ich bin taub. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so gings noch eher, aber in meinem Fache ist das ein schrecklicher Zustand dabei meine Feinde, deren Anzahl nicht geringe ist, was würden diese hierzu sagen. — Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit entfernt bin, höre ich nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute giebt, die es niemals merkten, weil ich meistens Zerstreuungen habe, so hält man es dafür. Manchmal auch hör' ich den Redenden, der leise spricht, kaum, ja die Töne wohl, aber die Worte nicht; und doch sobald Jemand schreit, ist es mir unausstehlich. Was es nun werden wird, das weiß der liebe Himmel. Vering sagt, daß es gewiß besser werden wird, wenn auch nicht ganz. Ich habe schon oft mein Daseyn verflucht; Plutarch hat mich zu der Resignation geführt. Ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes seyn werde. Ich bitte Dich, von diesem meinem Zustande Niemanden, auch nicht einmal der Lorchen**) etwas zu sagen, nur als Geheimniß vertrau ich Dir's an; lieb wäre mir's, wenn Du einmal mit Vering darüber briefwechseltest. Sollte mein Zustand fortdauern, so komme ich künftiges Frühjahr zu Dir; Du miethest mir irgendwo in einer schönen Gegend ein Haus auf

---

*) Erst am Nachmittag des zweiten Tags vor der Aufführung seines ersten Konzerts (C dur) schrieb er das Rondo und zwar unter ziemlich heftigen Kolikschmerzen, woran er häufig litt. Ich half durch kleine Mittel, so viel ich konnte. Im Vorzimmer saßen drei Kopisten, denen er jedes fertige Blatt einzeln übergab. Hier sey noch eine Abschweifung erlaubt; bei der ersten Probe, die am Tage darauf in seinem Zimmer Statt hatte, stand das Klavier für die Blasinstrumente einen halben Ton zu tief. Beethoven ließ dieses statt nach a, nach b stimmen, und spielte das Konzert aus Cis.

**) Beethoven unterstrich wahrscheinlich das Wort: Ton, weil er es mit der schönen Bedeutung, die er kannte, nicht in Einklang bringen konnte, oder lachte er darüber?

*) Staabsarzt in Wien.

**) Eleonore von Breuning, welcher die Variationen über ein Thema aus »Figaro« mit Violinbegleitung gewidmet sind.

dem Lande und dann will ich ein halbes Jahr ein Bauer werden. Vielleicht wird's dadurch geändert. Resignation! welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzige übrige. — Du verzeihst mir doch, daß ich Dir in Deiner ohnedem trüben Lage auch diese freundschaftliche Sorge aufbinde. — Stefen Breuning *) ist nun hier und wir sind fast täglich zusammen; es thut mir so wohl die alten Gefühle wieder hervorzurufen. Es ist wirklich ein guter herrlicher Junge geworden, der was weiß, und das Herz, wie wir alle mehr oder weniger, auf dem rechten Flecke hat. Ich habe eine sehr schöne Wohnung jetzt, welche auf die Bastey geht **) und für meine Gesundheit doppelten Werth hat. Ich glaube wohl, daß ich es werde möglich machen können, daß B. zu mir komme. Deinen Antiochum ***) sollst Du haben, und auch noch recht viele Musikalien von mir, wenn Du anders nicht glaubst, daß es Dich zu viel kostet. Aufrichtig, Deine Kunstliebe freut mich doch noch sehr. Schreibe mir nur, wie es zu machen ist, so will ich Dir alle meine Werke schicken, die nun freilich eine hübsche Anzahl ausmachen, und die sich täglich vermehren. — Statt dem Portraite meines Großvaters, welches ich Dich bitte mir so bald als möglich mit dem Postwagen zu schicken, schicke ich Dir das seines Enkels, Deines Dir immer guten und herzlichen Beethovens, welches hier bei Artaria, die mich oft darum ersuchten, so wie viele andere; auch auswärtige Kunsthandlungen, herauskommt. — Stoffeln †) will ich nächstens schreiben, und ihm ein wenig den Text lesen über seine störrische Laune — — — auch der guten Lorchen will ich schreiben. Nie habe ich auch einen unter euch lieben Guten vergessen, wenn ich auch gar nichts von mir hören lies: aber Schreiben, das weist Du, war nie meine Sache, auch die besten Freunde haben jahrelang keine Briefe von mir erhalten. Ich lebe nur in meinen Noten, und ist das eine kaum da, so ist das andere schon angefangen. So wie ich jetzt schreibe, mache ich oft drei, vier Sachen zugleich. — Schreibe mir jetzt öfter, ich will schon Sorge tragen, daß ich Zeit finde, Dir zuweilen zu schreiben. Grüße mir auch die gute Frau Hofräthin ††), und sag' ihr, daß ich noch zuweilen »einen raptus han.« Was K. angeht, so wundere ich mich gar nicht über deren Veränderung. Das Glück ist kugelrund und fällt daher natürlich nicht immer auf das Edelste, das Beste. — Wegen Ries, den mir herzlich grüße, ein Wort; was seinen Sohn anbelangt, will ich Dir näher schreiben, obschon ich glaube, daß um sein Glück zu machen, Paris besser als Wien sey; Wien ist überschüttet mit Leuten, und selbst dem besten Verdienst fällt es dadurch hart, sich zu halten. Bis den Herbst oder bis zum Winter werde ich sehen, was ich für ihn thun kann, weil dann alles wieder in die Stadt eilt — Leb' wohl guter treuer Wegeler! Sei versichert von der Liebe und Freundschaft

Deines Beethovens.

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Fortsetzung.)

Von Orleans sandte Johanna nochmals einen ähnlichen Brief an die Anführer der Engländer, und erhielt Schimpfreden und die Drohung, sie als Hexe zu verbrennen, wenn man ihrer habhaft werde, als Antwort. Die Engländer wollten sogar einen der überbringenden Herolde als Ketzer verbrennen, wendeten sich aber doch vorher, um sich ihres Rechtes oder Unrechtes in dieser Sache zu versichern, an die Universität zu Paris, und inzwischen hatte ihnen der Bastard von Orleans durch Ambleville sagen lassen, sie sollten Guyenne freigeben, oder alle englischen Gefangenen würden als Geißel für ihn einstehen müssen. Guyenne wurde frei.

Die innere Gewaltsamkeit, welche sich in der Entgegnung der Engländer aussprach, war der beredtste Zeuge der Angst vor dem gespenstischen Wesen, als welches Johanna ihren Feinden erschien. Sie suchten sich durch solche Ausbrüche selbst in der Ueberzeugung aufrecht zu halten, daß sie es mit einer nicht zu fürchtenden Weibsperson zu thun hätten; — aber jeden allein packte die Angst um so unbehaglicher. Johanna hatte prophezeit, sie werde einen Transport Lebensmittel nach Orleans bringen; die Engländer hatten die Prophezeiung gekannt, und doch deren Erfüllung nicht zu hindern vermocht. Das vermehrte die Angst, die zu der durch die Langwierigkeit der Belagerung herbeigeführten moralischen Mattigkeit der englischen Truppen hinzukam.

Johanna wünschte den ersten Eindruck der Nachricht von ihrer Ankunft in Orleans zu benutzen, und wollte bereits am andern Tage gegen die Engländer ziehen. La Hire und der Sire d'Illiers waren derselben Meinung; aber die übrigen französischen Anführer in Orleans waren dagegen, und drangen darauf, man solle erst noch in Kurzem ankommende Verstärkungen erwarten. Johanna, die durchaus der Meinung war, der König habe sie zur obersten Befehlshaberin seiner Truppen gemacht, und welche durchaus auf nichts Rücksicht nahm als auf ihre Stimme, gab nur sehr schwer fremden Ansichten nach, und der Herr de Gamaches, den dieser Ton des Bauermädchens beleidigte, brach endlich heraus: »Weil man denn durchaus auf den Rath einer so gemeinen Zungendrescherin mehr achten will als auf meinen, habe ich nichts mehr dagegen zu sagen. Schicklichen Orts wird mein Degen weiter reden; vielleicht falle ich auch — auch gut! der König und meine Ehre befehlen es so. Aber ich werde nun nur als gemeiner Edelknecht fechten, und will lieber mir von einem Edelmann als von einem Mädchen befehlen lassen, die Gott weiß was vorher getrieben hat!« —

Der Bastard von Orleans hatte viel zu thun, daß er die beiden wieder versöhnte, und endlich fügte sich Johanna auch besserem Rath, inzwischen sollte die Herbeiziehung der erwarteten Mannschaften beschleunigt werden. Die Engländer beschränkten sich in dieser ganzen Zeit auf die Vertheidigung ihrer Verschanzungen. Als einmal Johanna von einem der Bollwerke der Stadt aus ähnliche Worte, als früher ihre Schreiben enthielten, nach den englischen Schanzen hinrief, verhöhnten und schmähten sie Sir William Gladesdale und der Bastard von Granville, und riethen ihr, ihre Kühe zu melken. Sie antwortete ihnen, in kurzem würden sie gezwungen thun müssen, was sie freiwillig nicht thun wollten, nämlich abziehen.

Der Bastard von Orleans war unterdessen selbst nach Blois gegangen, und führte nun eine Verstärkung, die er erbeten, durch die Landschaft Beauce, also auf dem Wege, den früher Johanna als den zweckmäßigsten bezeichnet hatte, nach Orleans. So wie diese Verstärkungen sich der Stadt naheten, ritt ihnen Johanna mit la Hire, d'Illiers und andern Rittern entgegen. Man zog zwischen verschiedenen Schanzwerken der Feinde hindurch; diese aber rührten sich nicht. Der gemeine Mann bei den Feinden war zu entsetzt vor Johanna; die Anführer wagten mit solchen Leuten nichts zu unternehmen. Der Bastard von Orleans brachte die Nachricht mit,

---

*) Der nachherige k. k. Hofrath von Breuning.

**) Im Pasqualat'schen Haus?

***) Ein bekanntes Bild von Füger, wie Erasistratus die Liebe des Antiochus zu seiner Stiefmutter Stratonice erkennt.

†) Christoph von Breuning, Appelationsrath in Köln

††) Die Mutter von Breuning.

Fastolf (einer der englischen Anführer) ziehe ebenfalls mit Verstärkung und Lebensmitteln heran. Ganz erfreut darüber rief das Mädchen aus: »Bastard! Bastard! ich befehle Dir im Namen Gottes, es mir sofort zu melden, wenn dieser Mann ankommt! Ich lasse Dir den Kopf abschlagen, wenn Du es versäumst!«

Die Anstrengung des Marsches hatte Johannen sehr ermüdet. Sie suchte zu schlafen; es war unmöglich; sie war zu unruhig. Plötzlich rief sie Daulon, und sagte: »Meine Stimme ruft mich auf gegen die Engländer! nun weiß ich aber noch nicht, ob gegen die Schanzen oder gegen Fastolf. Ich will mich einstweilen rüsten.« Daulon legte ihr die Wappenstücke an. Während dessen hörte man wachsenden Lärm auf der Straße; sie hörte, die Franzosen würden hart bedrängt durch Engländer — und nun war sie nicht mehr zu halten; ohne Schildknecht und Pagen, ihre Standarte in der Hand, ritt sie eiligst nach dem burgundischen Thore, wo der Lärm herzukommen schien. (Fortsetzung folgt.)

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Dieser kleine Julian war ein naives Kind, von lebhaftem, aber wenig ausgebildetem Geiste, von vulgairen aber raschen Begriffen; seine wenig angeregte Einbildungskraft hatte ihn in einer vollkommenen Unschuld erhalten; er spielte, lachte und schwatzte gern und war dabei sehr neugierig. Um es ihm recht bequem und angenehm zu machen, hatte sein Onkel ihm ein niedliches kleines Zimmer eingeräumt, zu welchem der Weg durch die Bibliothek führte, so daß dem armen Julian, da er diese Morgens und Abends passiren mußte, am Ende die Lust anwandelte, ein Buch daraus zu lesen, falls es ein amüsantes wäre, und darnach suchte er dann.

All den Büchern, welche auf den untern Realen standen waren ihre Titel aufgeklebt; aber ganz oben in der Bibliothek, in einer vom Staube ganz geschwärzten Reale, standen einige Bücher, deren Titel durch eine Papier-Enveloppe unsichtbar gemacht worden waren, welche die Bestimmung hatte, nicht das Buch vor dem Leser, sondern den Leser vor dem Buche zu schützen. Aber eben diese unglückselige Enveloppe war es, welche die Wahl des armen Julian entschied. Anfangs schwankte er; eine innere Stimme sagte zu ihm, er thäte etwas Unrechtes; aber allmälig ward er wieder dreister. Zuvörderst suchte er dem Titel beizukommen; dieß war ein Frauensname, wie man ihn auf allen Romanen von Ducray Duminil findet. Endlich zerreißt das Kind nun die ganze Enveloppe, welche von vier schwarzen Siegeln zusammengehalten ward. Als es das Buch aufschlug, da war es ihm, als ob es von einem Schwindel befallen würde; als es sich aber von seinem ersten Schrecken erholt hatte, da schloß es sich mit — den Werken des Marquis von Sade auf seinem Zimmer ein.

Man kann es sich denken, wie diesem unwissenden, schüchternen und zarten jungen Manne bei dem Lesen eines Buches zu Muthe ward, welches auch die festete Organisation würde erschüttern können. Man denke sich diesen unglücklichen Jüngling, wie er erbleicht, wie er zittert, als er dieß lange Pamphlet gegen das Menschengeschlecht in Händen hält. Was that er, der arme Julian, so ganz allein mit dem Marquis von Sade, Tête-à-Tête mit diesem vor Wuth heulenden Tiger, dieser von Blut triefenden Hyäne, diesem ganz in Laster gewälzten Anthropophagen? Welch furchtbare Scenen! Wie dieß arme Herz in dieser kleinen Brust klopfte! Wie dieß blonde, geringelte Haar sich vor Schrecken aufrichtete und dann zitternd und straff wieder auf die blasse und gelbgewordene Stirn niederfiel! Wie der arme kleine Julian ganz und gar dem Gifthauche des Marquis von Sade erlag! Welche Schauer, welch ein Schrecken! Ha! eine Nacht dieses Lesens hatte ihn um zwanzig Jahre älter gemacht. Es ist mir, als sähe ich ihn noch, wie er beim zweiten Morgenmahl erschien. — Bist Du es, Julian? Er, sonst der fröhliche Julian, schlug die Augen nieder, sein Kopf war feuerroth, seine Haltung war gezwungen, sein Blick unstät, wie im Delirium. Den ganzen langen Tag hatte er auch nicht ein Wort für mich, für niemand eine Liebkosung; leider war sein Onkel schon des Morgens ausgegangen, um fern jenseits der Rhone einem seiner Beichtkinder die letzte Oelung zu geben, ohne daß es dem unglücklichen Priester ahnte, daß in seinem Hause eine Seele, die Seele seines kleinen Julians, zu Grunde gehe. So konnte der Greis seinem Neffen also nicht sogleich zu Hülfe kommen. Es war Niemand im Hause als die Magd, eine gute und ehrliche Person, die nicht lesen konnte und der es wohl nicht einfiel, daß das Lesen eines Buches den Tod zur Folge haben könnte; und ich, das Kind der Pariser Rhetorik, das in Hinsicht auf verbotne Verse noch nichts gelesen hatte als die Ode an Pyrrha in unserm Dichter Horaz. Kein anderer, niemand konnte die moralische Krankheit Julians errathen, so daß derselbe, als es Abend geworden, unter dem Vorwande, er sey unwohl, sich noch einmal auf sein Zimmer zurückziehen und mit Muße seine scheußliche Lektüre fortsetzen konnte. Gerade an diesem Tage umwölkte sich der Himmel, brach der Sturm los, brüllte die Rhone, zerriß das Tau der Fähre, welche die beiden Ufer mit einander verband, und so mußte der alte Pfarrer die Nacht am jenseitigen Ufer zubringen. (Fortsetzung folgt.)

Russische Skizzen.

Das Weib mit den Rechten des Mannes.

Epilog zu den philosophischen Thorheiten des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Gesagt, gethan. Die St. Simonisten machten sich auf den Weg. Zuerst wandten sie sich nach Konstantinopel, wo man sie aber höflichst wieder hinausgleitete. Nun richteten sie ihre Schritte nach Egypten zum alten Ali Pascha, der aus Allem Vortheil zieht und allenfalls Stricke aus Sand macht. Obwohl die Thorheit der Bewohner Frankistans belächelnd, jagte er die St. Simonisten dennoch nicht aus Egypten fort; er setzte voraus, es würden sich unter ihnen, wie in allen Sekten, Narren, aber auch pfiffige Kerle befinden — er beschäftigte sie Alle, um sie nicht umsonst zu füttern, und machte sie zu Schullehrern, wofür er ihrem Vorsteher erlaubte, auf allen Basars die Rarität zu suchen, um derentwillen sie sich auf die Reise gemacht hatten, indem auf den egyptischen Basars alle zänkischen alten Weiber und alle häßlichen Sklavinnen zu finden sind. Unsere St. Simonisten befinden sich also dermalen in Egypten, das Wunder der Wunder aufzusuchen — das von der Herrschaft des Mannes befreite Weib.

Augenscheinlich hat Vater Enfantin, entweder aus Kummer oder aus Freude den Kopf verloren. Er war ja doch in St. Petersburg: wie konnte es ihm da unbekannt bleiben, daß es bei uns von alten Zeiten her einen, von aller männlichen Gewalt befreiten Weiberstamm gibt, einen Stamm, der ein besonderes Amazonenvolk bildet, einen Stamm, unter dessen Herrschaft beinah drei Viertheile von St. Petersburg stehen, einen Stamm, regierend in den Küchen und auf allen Märkten der Staat, wo Lebensmittel zu haben sind? Dieser Stamm ist der — der finnischen Köchinnen.

Es gibt unter ihnen auch junge und hübsche; diese sind aber ausgeschlossen. Sie sind nur Lehrlinge, Rekruten, und bevor sie nicht ganz ausgelernt haben, werden sie nicht zum Stamm gezählt. Auch geschieht es wohl, daß eine reizende Kasserollenheldin Stubenmädchen wird, und nach Umständen höher und immer höher steigt, oder tiefer und immer tiefer fällt. Ihr Schicksal ist noch nicht entschieden. Der Feuerheerd ist für eine frühbeginnende Köchin, was der Opfertisch dem egyptischen Priester. Die auf demselben lodernde Flamme verbirgt ihr künftiges Loos. Auch ohne hübsch, ja, nicht einmal sehr jung zu seyn, kann sie vom Feuerheerd gerade in Fortunas Tempel gelangen. Eine angehende Köchin weiß das, und überläßt sich häufig süßen Träumereien, während die Suppe verkocht und der Braten verbrennt. Träume und Hoffnungen, erstarrt im Haupte des Dichters und nach und nach erlöschend im Herzen des unglücklichen Supplikanten, schweben bisweilen herbei, um sich in Küchen zu wärmen und zu beleben.

In Petersburg, wie in einen großen Bienenstock, fliegen von allen Theilen der Welt Bienen und Hummeln herein. Der arbeitsliebende Handwerker, der Kommissionär eines Handlungshauses oder der Künstler kommt zu uns nach Brod, von den malerischen Ufern des Rheins, von den Rebenhügeln Frankreichs oder aus den Nebelwolken Englands. Die ersten, auf rechtliche Weise verdienten tausend Rubel — die ersten werden fast immer ehrlich erworben — gebraucht man dazu, eine Wohnung zu miethen und eine kleine Haushaltung einzurichten, wobei das erste Erforderniß eine Köchin ist. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge wird sie bald die Hauptperson im Hause des sich ansiedelnden Fremdlings. Unsere Werkstätten sind mit finnischen und russischen Arbeitern angefüllt; der Deutsche und Franzose glänzt nur auf den Aushängeschildern. Ohne den Beistand seiner Köchin würde der Herr und Meister taub und stumm seyn, und was noch schlimmer ist, er würde zehnmal des Tages von unseren schlauen Kleinhändlern, Fleischern, Gemüse- und Mehlhändlern betrogen werden, die schon bei Herberstein's Anwesenheit in Moskau die klugen Deutschen zu überlisten vermochten. So muß der Hausherr unwillkürlich von seiner Köchin abhängig werden, die, ihre Stellung benutzend, sich der Klauen des Herrn bemächtigt und sie bald mit, bald gegen die Häare streicht. Endlich wird die Abhängigkeit eine Gewohnheit, die Gewohnheit zur andern Natur, und wenn der Herr und Meister, oder der Halbkaufmann nicht Gelegenheit findet, sich durch eine Heirath mit der Wittwe eines Zunftgenossen oder mit der Tochter eines Kaufmanns der Abhängigkeit von der Köchin zu entreißen, so endigt die Sache damit, daß die Köchin eine Frau Schlosserin oder Tischlerin, oder gar eine Kaufmannsfrau wird, sich in Seide und Batist kleidet, Bälle besucht und den Bürgerklubb, wo man höchst gründliche Kritiken hören kann über verbrannte Butter und über Haselhühner, die nach dem Kirchhofe riechen. (Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

London, den 14. Dezember.

— Mein kurzer Bericht beschränkt sich heute auf Literarisches. Versäumen Sie ja nicht unsern prachtvollen Flor von Taschenbüchern — wenn auch nicht zu kaufen, doch durchzublättern. Das »Forget me not,« »Amulet,« »Friendship-Offering« u. s. w. wetteifern mit einander in Schönheit und Pracht der Ausstattung, obschon sie an eigentlich literarischem Gehalt frühern Jahrgängen nachstehen dürften. Eines namentlich, das »Oriental Annual«, ist ein wahres Prachtwerk zu nennen. Unsere Romanenliteratur ist um ein neues Meisterwerk vermehrt worden, ich meine Bulwers »letzte Tage von Pompeji.« Lesen Sie es ja sobald als möglich, ich stehe Ihnen für einen der seltensten Genüsse. In diesem Werk zeigt sich Bulwer's Genius im glänzendsten Triumph. Achtzehnhundertjährigen Todten verleiht er Sprache, und diese Sprache entzückt uns; ganze Völkerschaften erweckt er aus ihren tausendjährigen Gräbern, und sie ziehen an uns vorüber und athmen, und leben, und handeln. Sie müssen dieses Werk das Erstemal mit der Schnelle durchlesen, zu welcher das hinreißende Interesse der Handlung zwingt; dann mit Muße, um dessen moralischen und poetischen Schönheiten in sich aufzunehmen, und zum drittenmal mit der Bedächtigkeit des Denkers, um die tiefe Philosophie desselben zu verstehen. Kurz, lieber Freund, lesen Sie! lesen Sie! lesen Sie! mehr kann ich nicht sagen, und wenn ich noch einen Bogen voll schriebe. — Von Lady Morgan wird dieser Tage ein neues Werk erscheinen unter dem Titel »die Prinzessin.« Glänzende Imagination, historische Thatsachen, und manche neue philosophische Ansicht sollen dieses Buch auszeichnen. Kapitän Marryat's »Jacob Faithful« macht großes Aufsehen und mit Recht. Die einfachen ungekünstelten Skizzen von Gegenständen, die wir tagtäglich vor unsern Augen sehen, sind wahrhaft bewunderswerth. Das Surrey- und das Victoria-Theater haben das Werk auch bereits auf die Bühne gebracht. Beide Theater sind natürlich vom Original ziemlich abgewichen, die Victoria-Bearbeitung hat indessen einen Vorzug — den, daß das Stück eine halbe Stunde früher aus ist. — Miß Landon's neuer Roman »Francesca Carrara« ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in diesem Fach. Die Scene ist in die frühere Epoche der Regierung Ludwig des Vierzehnten verlegt; ich bin gewiß, daß es in Kurzem ein Favoritroman unserer Damen seyn wird. Für die Romanliebhaber überhaupt beginnt mit dem 1. Januar 1885 ein interessantes Unternehmen; »Colburn's modern Novelists« erscheinen von diesem Zeitpunkt an regelmäßig, jeden Monat ein Band, der, wo möglich, einen vollständigen Roman enthält, mit Aenderungen und Noten von den Autoren selbst, für dieses Werk bestimmt; mit Auszierungen, Vignetten, Facsimiles 2c., wozu die Herausgeber sich des Grabstichels der berühmten Brüder Finden versichert haben. Der Preis ist sehr billig, 5 Schilling der Band. Bulwer's »Pelham« eröffnet den Reihen. — Ueber Amerika können wir mit Nächstem etwas Gediegenes erwarten. Mr. Arfwedson ist von seinen Reisen in Amerika und Kanada zurückgekehrt. Er hat sich längere Zeit in New-York, Boston, Philadelphia, Charlestown, Washington und allen Hauptstädten der Union aufgehalten; war in Kanada ebenfalls emsig bemüht, den Zustand der dortigen Niederlassungen zu untersuchen, und drang selbst bis in die westlichen Wälder, unter die Stämme der Indianer, vor. Man verspricht sich viel Interessantes und vorzüglich — Unparteiisches. So weit mein literarischer Neuigkeitsvorrath. Nächsten Montag wird uns im Strandtheater eine Neuigkeit vorgeführt werden, betitelt »die zwölf Monate.« Jeder Monat hat einen Repräsentanten, oder eine Repräsentantin. Mrs. Waylett spielt den May, Miß Horton den April, und Hr. Mitchell den Oktober. Die Idee ist nicht übel. — Noch Eins, und zwar für Ihre Leserinnen: ein Hr. M'Phail hat eine neue Art Gold erfunden, das allgemeines Aufsehen erregt; die schönsten, geschmackvollsten und reichsten Byjouteriearbeiten verfertigt er aus dieser Komposition. Zeit und Tragen hat nicht den geringsten Einfluß auf die davon verfertigten Gegenstände, die vom ächten Golde nicht zu unterscheiden sind; der Preis ist achtmal wohlfeiler als in ächtem Metall.

O—l.

Sylbenräthsel.

(Vier Sylben.)

Die Erst' und Zweit' sind tiefe Grüfte,
Das Dritte steigt hoch in die Lüfte,
Das Viert' hallt lieblich durch die Trifte,
Das Ganze ist ein deutscher Riesenberg,
Wogegen, glaubt! der Feldberg nur ein Zwerg.

L. K. Ar**w.

Auflösung des Palindroms in Nro. 223.

Aar. Raa (Segelstange.)

Theateranzeige.

Donnerstag, den 25. Dezember. Große musikalische Akademie, in welcher die Musik der großen Oper Norma, von Bellini, mit doppeltem Orchester aufgeführt wird. Norma: Mad. Fischer-Achten; Adalgisa: Dem. Halbreiter; Sever: Hr. Schmezer. Abonnement-suspendu.

Die bereits mehremale angekündigte Vorstellung zum Besten des Pensionsfonds findet nächsten Montag den 29. d. Statt.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, | № 230. | 27. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. E. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Ha! wenn Du je die tobenden Fluthen besänftiget hast, mein Gott; wenn Du je vom Rasen des Sturmes erwacht bist, und gesagt hast: Kleingläubige, was fürchtet Ihr? jetzt ist es an der Zeit, daß Du, rettender Heiland, noch einmal über das Wasser schreitest, noch einmal den Sturm zügelst, und dem kleinen Julian zu Hülfe eilst, den der Marquis von Sade mit seinem tödtlichen Gifte umfangen hält! Der Sturm hielt die ganze Nacht an, der Fluß brüllte unaufhörlich, der Himmel stand im Feuer, und der Donner machte das Echo in den Bergen matt: mein unglücklicher Freund gewahrte nichts von alle dem: er las den Marquis von Sade!

Beim ersten Strahl der Sonne besänftigte sich die Rhone, der Himmel ward wieder blau, der Vogel sang, der Baum hob sein gebeugtes Haupt aufs Neue empor, der Schiffer betrat wieder sein Boot, und der würdige Pfarrer kehrte zu seinem Heerde zurück. Zuvörderst geht er aber nach seiner kleinen Kirche, stellt das geheiligte Ciborium wieder auf seine Stätte auf dem Altare hin, und nachdem er noch ein Gebet verrichtet hat, betritt er dann sein Haus. Ich, ich stand in all der Wonne des Frühlingsmorgens in der Thür, um den guten Pfarrer zu erwarten; ich sang, ich lockte den Hund, der seinen Herrn vor der Kirche erwartete, ich sagte Katharine guten Tag, die von ihrer Kuh fortgezogen wurde, theilte die Trauben des Weinstocks, welcher das Haus zierte, unter die Hühner und Tauben auf dem Hofe aus. Ich war unbeschäftigt, allein, Julian war noch nicht aufgestanden, und ich wartete auf ihn.

Als der gute wohlbeleibte Pfarrer Gabriel aus der Kirche zurückkehrte, schloß er mich kräftig in seine Arme und sagte im heitersten Tone zu mir: Quomodo vales? Und ich antwortete rasch, ebenfalls lateinisch: Valeo. Dann sah er sich nach Julian um, nach seinem kleinen, ganz blonden, niedlichen und schmächtigen Julian, den er lieb hatte, wie ein Vater seinen Sohn liebt, nach seinem Julian, seiner Familie, seinem Erben, dem Kinde seines Namens, während er, ein heiliger Priester, keinem Kinde seinen Namen geben konnte. — »Wo ist Julian?« sagte er zu mir.

— Der ist unwohl, lautete die Antwort, und er hat die Thür verschlossen; er wird wohl schlafen.

Aber Julian erwachte nicht.

Schon unruhig, geht sein Onkel nach dessen Zimmer und ruft ihn bei Namen. Keine Antwort. Er klopft an; die Thür bleibt verschlossen. Er forcirt die Thür, er tritt hinein; o Jammer! bei dem Anblick dieses schwarzen Gewandes, bei dem Anblick dieses Priesters, der die Arme ausstreckt, um ihn zu umarmen, stößt Julian einen furchtbaren Schrei aus. Er zittert, er zieht sich zurück, er fürchtet sich, er möchte sich unter der Erde [illegible] Julian, was ist [illegible] fragte der Priester. Julian springt auf und entflieht. Ich will ihn aufhalten, er sieht mich an, erkennt mich aber nicht und stößt mich zurück. Die Haushälterin eilt herbei; auch sie erschreckt ihn. — Hülfe! Hülfe! schreit das Kind und läuft halbnackend weiter. Die Kirche stand auf, aber es schauderte bei diesem Anblick zusammen, und als die Glocke des Angelus des Mittags anzog, da fiel es ohnmächtig zu Boden. Es war ein verlornes Kind: eine furchtbare Nervenkrisis hatte es zusammengebrochen; es ward bewußtlos wieder in sein Bett getragen.

Bald war das ganze Dorf versammelt, und alle fragten sich, was hier zu thun sey; da fährt eben der Arzt des benachbarten Dorfes über die Rhone — denn der leibliche Arzt hatte seine Wohnung unter den reichsten Leuten, der Seelenarzt die seinige unter den ärmsten. Deßhalb ist der Pfarrer in diesem Kanton der König des rechten Ufers, während der Doktor der König des linken Ufers ist. Julian sprach kein Wort. Von Zeit zu Zeit seufzte er tief auf, und zuweilen schoß er schreckhaft zusammen. Er wollte niemand sehen, er wollte niemand hören, er kannte niemand. Seine Mutter eilt jammernd und in Thränen schwimmend herbei; er stößt auch sie zurück. Man weiß gar nicht, was das für ein Uebel seyn mag, das so plötzlich gekommen und so hartnäckig ist. Endlich erklärt ein Arzt, der von Lyon gekommen ist, das Kind sey epileptisch, und geht dann seiner Wege. Armer Julian! arme Mutter des Julian! armer Onkel des Julian!

Ich habe diesen Unglücklichen eine lange Zeit gesehen. Er lebt noch jetzt, wenn ein ewiger Schrecken ein Leben zu nennen ist. Seine junge Vernunft hatte dem unerwarteten Anlauf der Raisonnements des Marquis von Sade nicht Stand halten können. Diese einfache und naive Seele hat es sich nicht einreden wollen, daß ein Mensch zu solchen Erdichtungen

fähig sey; sie hat die schandbaren Lügen für baare Münze genommen: auch ist das Kind plötzlich zum Manne gereift; seine liebliche Unwissenheit in allen Dingen ist gleich dem ersten Angriff unter der Wissenschaft des Marquis von Sade erlegen. Ich, der ich Julian während der beiden ersten Monate seiner Krankheit nicht verlassen habe, ich bin Zeuge seiner namenlosen Schrecken gewesen. Zwei Nächte Lesens waren hinreichend gewesen, diese so redliche Intelligenz von Grund aus zu vernichten. Er sah in der Natur nur noch Ungeheuer. Bei dem Anblick seines Onkels fragte er sich leise, ob er ihn nicht verschlingen werde, wie es all die Priester des Marquis von Sade mit den kleinen Kindern thun. An den, mit niedlichen Kieseln in tausend Farben bestreuten, Ufern der Rhone spähte er nach den Leichen von Neugebornen, die über Nacht dahin geworfen worden. Wenn irgend ein junges Mädchen in einer Kalesche rasch über die Straße fuhr, so rief der arme Julian nach Hülfe, fest überzeugt, das junge Mädchen sey ihren Eltern entführt worden, um in irgend eine der Höhlen des Lasters und der Gewaltthätigkeiten geworfen zu werden, die er seit seiner gräulichen Lektüre überall und auf jedem Schritte sah. Seit jenen beiden Nächten hatte Julian jede Vorstellung von einem Moralgesetz, das nicht ersterben kann, jede Vorstellung von einem politischen Gesetze, das durch das Zusammenwirken aller Bürger aufrecht erhalten wird, verloren. Er war, das Herz voran, in den Abgrund des Marquis von Sade hinabgestürzt; so viele unglaubliche Schrecknisse hatten ihn mit einem Worte in einen epileptischen Zustand, in den traurigen Traum des Geistes und des Wahnsinns versetzt, der einen Menschen im Winkel eines Marksteins, auf der Heerstraße, in den Armen seiner Mutter überfallen kann. Julian war ein junger, ewig verlorner Mensch.

Ich stehe davon ab, diese grausame Geschichte in allen ihren Einzelnheiten zu erzählen. Dieß Kind, gesund geboren, [illegible] erzogen, von edler Sinnesart, ist jetzt mehr als wahnwitzig: es ist [illegible] die nie endet; überall sieht es nur Fallthüren, Folterwerkzeuge, Henker, Gift und Hinrichtungen. So lebt es schon zwölf Jahre. Seine Mutter ist darüber vor Gram gestorben; sein Onkel lebt noch jetzt; er lebt für seinen Neffen; aber wenn er ihn sprechen will, muß er erst sein Priestergewand ablegen. Selbst das Kruzifix ist aus dem Hause verschwunden; denn Julian fürchtete sich vor dem Kruzifix. (Fortsetzung folgt.)

Russische Skizzen.

Das Weib mit den Rechten des Mannes.

Epilog zu den philosophischen Thorheiten des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Bisweilen hängt auch ein adeliger Mantel von den Schultern herab, erwärmt von den Flammen des Feuerheerdes. Ein armer arbeitsamer Staatsdiener, ohne Familie und Verwandte, ohne Verbindungen und Bekanntschaften, richtet sich en garçon einen kleinen Haushalt ein. Er hat viel zu thun, liebt es, im Schlafrock zu Hause zu sitzen und seine Lieblingsschüssel auf der Tafel zu haben. Das Restaurationsleben ist theuer, die Wäscherin noch theurer; er nimmt sich eine finnische Köchin, die ihn ernährt, für ihn wäscht und näht, ihn pflegt und tröstet, ihn schmeichelt und ermuthigt, und endlich... nimmt die Sache ein Ende, wie mit dem Schlosser und Tischler. Die Köchin wird Ihre Wohlgeboren, Ihre Hochwohlgeboren u. s. w.

Dieß sind jedoch nur immer Ausnahmen von der Regel. Der ehrwürdige Vater Enfantin, der Père suprême der St. Simonisten, muß nicht in dieser Klasse die Mère suprême, die Frau mit männlichen Rechten, une vraie femme émancipée, suchen. Er findet sie in der Zahl jener Köchinnen, die schon durch Feuer und Wasser gingen, bei Meisterleuten dienten, bei Kaufleuten und Staatsbeamten, bei Hagestolzen, Wittwen und Verheiratheten, und die ihrem Berufe treu blieben, bis das Haupthaar grau und die Nasenspitze kupfrig ward. Jede dieser Kandidatinnen zur Mère suprême einzeln zu schildern, ist eben so unmöglich, als es in einer Ethnographie und Statistik unmöglich ist, jeden einzelnen Staatsbewohner zu bezeichnen. Vater Enfantin ist der Kern des ganzen repräsentirenden Systems; wir haben daher die Ehre, ihm die Repräsentantin aller Kandidatinnen zur Mère suprême vorzuführen, die wir auf gut Glück aus Tausenden herausholen.

Schwer nur wird es dem Père suprême werden, sich mit seiner künftigen Gefährtin und Mitarbeiterin an dem Riesenwerk der Umwandlung des menschlichen Geschlechtes in einen philosophischen Staat, verständlich zu machen. Die würdigen Köchinnen reden eine Sprache, zu deren Verständniß man die Wörterbücher der finnischen, ehstnischen, deutschen und russischen Sprache beständig zur Hand haben muß; ihre Phrasen sind mit Wörtern aller genannten Sprachen gespickt, und erscheinen dem Ohr wie ein aus den gestrigen Ueberresten von allerlei Fleischsorten zusammengesetztes Fricassé. Außerdem muß man es noch gewohnt seyn, sie sprechen zu hören; sie hauen mit der Zunge die verbundenen Vokale von einander, wie man die Klauen von gebratenem Geflügel abhaut. Um diese Sprache zu verstehen, bedarf man indessen keiner Grammatik, weil die Petersburger Köchinnen, wie alle gebornen Genies, diese schwere Nahrung nicht nöthig haben. Und daß unsere Petersburger Köchinnen genial sind, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Sie lernen ihr Gewerbe eigentlich nicht; sie kommen nach der Residenz aus Reval oder aus [illegible] halten, und eine Famelie, sich mit einer Köchin begnügend, nie mehr, selbst an Festtagen, als drei Schüsseln auf der Tafel hat. Diese Schüsseln bestehen aus unschuldigen Kartoffeln, frommem Kohl und bescheidenen Erbsen und Bohnen mit sehr wenig Fleisch und einer ganzen Flut von Milch. Jetzt fragt es sich: auf welche Weise, wenn nicht durch Inspiration des Genies, diese Köchinnen bei Engländern einen vortrefflichen Pudding und Rostbeef, bei Italienern Maccaroni, bei Deutschen süße Saucen, bei Russen herrliche Kohlsuppen und Fischpasteten, und bei Franzosen schmackhafte Ragouts mit Trüffeln liefern, da sie doch in ihrem Leben alle diese Wunderwerke nicht sahen? Die Köchin gleicht großen Dichtern und ausgezeichneten genialen Menschen, hält sich nicht an Schriften, sondern an Traditionen. In ihrer Seele, diesem unsterblichen Feuerheerd, brennt die Liebe zur Kunst, und nur die Liebe zu ihrer Beschäftigung bringt Wunder hervor; ihr Haupt durchkocht wie eine Kasserolle alle auf die Kochkunst sich beziehenden Ideen. Deßhalb aber auch genießt die Köchin in und außer dem Hause die größte Hochachtung. Der Hausknecht, der Holz und Wasser trägt; der Kutscher, der in die Küche kommt, um sich zu wärmen; das Dienstmädchen, das seinen Kaffee am herrschaftlichen Heerde wärmt; der Diener, der die Ueberreste des herrschaftlichen Mahles verzehrt, und sogar die jungen Damen vom Hause, die in der Küche die Bolzen und die Papillotteneisen glühend machen — Alle schmeicheln der Küchenmonarchin, Alle erkennen ihre Herrschaft in dem wichtigsten Theil des Hauswesens an. Das Zeichen ihrer Macht, gleichsam der diktatorische Scepter, ist eine ungeheure kupferne Kaffeekanne in der vom Morgen bis in die Nacht ein delikates Getränk aus Zichorien mit einem Zusatz von Kaffee kocht. Diese Kaffeekanne

ist ein unentbehrliches Attribut der Köchin, so wie eine große weiße Haube, eine Stutznase, rothe oder grau-blonde Haare und Katzenaugen. Wie ein Gebirgsecho ertönt ihre Stimme in der Küche, und erschreckt sogar die Personen, die auf der Hintertreppe auf- und absteigen. Wehe dem Dienstboten, der bei einer von der Herrschaft geliebten Köchin in Ungnade fällt! Nicht einmal lecken darf er die herrschaftlichen Teller, und nicht nähern darf er sich dem gesegneten Heerd, um den balsamischen Duft der Kasserollen einzuziehen! Doch, wer wagt es, der zu widersprechen, die vom Gemüsehändler, vom Fleischer, vom Mehlhändler Tribut empfängt, ja sogar von der verschmitzten Ochtaschen Milchfrau, die, mit der Köchin Erlaubniß, anstatt dicker Sahne, der Herrschaft einen aus Waizenmehl und Kreide oder Kalk fabrizirten Milchbrei liefert! Alle Lieferanten von Lebensmitteln müssen ihren Gewinn mit ihr theilen, wie einst die friedlichen Städtebewohner es thun mußten mit den feudalen Baronen, und jetzt die Lieferanten en gros mit . . . . . mit wem? Dieß ausführlich zu erzählen, ist meine Sache nicht; es versteht sich aber von selbst, daß es mit denen geschieht, die theilen können und wollen. (Schluß folgt.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Fortsetzung.)

Einige Kriegsleute, ermuthigt durch die Schüchternheit, welche die Feinde beim Heranziehen der Verstärkungen zeigten, hatten auf eigne Gefahr einen Ausfall bis zu dem Schanzwerke St. Loup gemacht, welches die stärkste Feste der Engländer im Osten der Stadt war. Sie hatten in wildem Anlaufe schon die ersten Befestigungswerke genommen, waren aber in zu geringer Anzahl, um sich halten zu können. Eben flohen sie, als die Jungfrau, der Bastard und eine Menge andrer Kriegsleute zu Hülfe kamen. Die Flüchtigen wendeten sich und griffen von neuem an; doch dauerte der Kampf um das Schanzenwerk drei volle Stunden. Von allen Seiten, von welchen die übrigen englischen Truppen demselben Hülfe bringen wollten, wurden diesen Detachements aus der Stadt entgegen gesandt. Endlich war die Feste genommen; alle Vertheidiger waren oder wurden erschlagen, und nur einige wenige, die sich rasch in der Kirche von St. Loup in Priesterkleider gesteckt hatten, rettete Johanna, welche während des Kampfes gleich dem tapfersten Ritter vorgedrungen war.

Das Gerücht, daß ihre Stimme sie erweckt, sie zum rechten Thore geführt, wurde nun erweitert: wo sie erschienen sey, habe kein Franzose mehr eine Wunde erhalten. Wenn sich dergleichen auch in der Stadt leicht widerlegte; — im Lager der Engländer fand es festen Glauben und die Anführer wußten nicht mehr, was sie mit ihren Leuten anfangen sollten.

Andern Tags war das Himmelfahrtsfest. Die französischen Anführer hielten Kriegsrath ohne Johannen. Man beschloß, die Schanzwerke des rechten Ufers durch einen Scheinangriff zu bedrohen, und sich dann mit aller Macht auf die des linken zu werfen. Als nach abgemachter Sache das Mädchen zugezogen wurde, sagte man ihr blos von dem Angriff auf die Festen des rechten Ufers; sie aber, ahnend, daß noch ein Geheimniß zu Grunde liege, verlangte Alles zu wissen: »sie könne so gut schweigen als ein andrer.« Als ihr Wunsch erfüllt war, billigte sie Alles, verlangte aber durchaus, daß alle zum Angriffe Bestimmten vorher beichteten, und sie that dasselbe. Auch sendete sie noch ein ähnliches Schreiben, wie die frühern beiden, an einen Pfeil gebunden ins feindliche Lager. Die Antwort bestand in den ekelhaftesten Verhöhnungen, worauf sie weinend gen Himmel blickte, und ausrief: »Gott und Herr! Du weißt, daß das alles Lügen sind!«

Am folgenden (Freitag) Morgen gingen die vornehmsten Anführer aus der Stadt und Johanna nach einer kleinen Insel, dicht am Ufer des Flusses. Zwei Kähne, die man der Länge nach quer über den übrigen Theil des Flusses stellte und verband, bildeten eine Brücke von da zum linken Ufer, wo die englischen Befestigungen: St. Jean-le-Blanc, les Augustins, les Tournelles und St. Privé standen. Die englischen Kriegsleute waren so von Gespensterfurcht ergriffen, daß sie St. Jean le-Blanc gar nicht zu vertheidigen wagten. So bald sie die Absicht der Franzosen gewahr wurden, zogen sie sich nach der stärksten Feste les Tournelles und nach les Augustins zurück. Als aber die Franzosen dann les Augustins nicht anzugreifen wagten, weil man noch nicht wußte, wie es auf dem rechten Ufer stand, erholten sich die Engländer von ihrem Schreck und machten einen Ausfall unter fortwährenden Schimpfreden auf Johanna, die schon wieder auf der Insel war. Sofort kehrte sie auf einem Kahne zurück mit la Hire; ihre Rosse schwammen, am Zügel gehalten, neben her; dann sprengte sie vor allen auf die dichtesten Haufen der Feinde, die abermals, von Gespensterfurcht ergriffen, davon liefen. Johanna drängte nach bis an die Palissaden der englischen Feste. Verstärkungen kamen nach. Der Herr de Partada, ein Spanier, der mit Daulon die Kommunikationsfahrzeuge hatte bewachen sollen, aber zum Kampfe herbeigelaufen war, war nebst Daulon der erste in den Palissaden. In wenigen Augenblicken war die Feste genommen, und fast die ganze Besatzung mußte über die Klinge springen. Die Gebäude wurden niedergebrannt, um die Truppen nicht durch Plünderung zerstreuen zu lassen, und Johanna wollte die Nacht über nebst den andern auf dem linken Ufer bleiben; allein da sie (als am Freitage) den ganzen Tag gefastet hatte, und am Fuß ein wenig verwundet war, ließ sie sich doch zur Rückkehr in die Stadt bewegen.

Auf dem rechten Ufer war inzwischen von allem dem, was man verabredet hatte, nichts geschehen, und die Engländer verstärkten sich hier nun dadurch, daß sie auf dem andern Ufer auch St. Privé räumten und nur les Tournelles zu halten suchten. Die französischen Anführer wollten unter dem Vorwande, die Stadt nicht zu sehr zu entblößen, nicht einmal die nöthigen Truppen zum Sturm auf les Tournelles nach der andern Seite schicken. Johanna aber rief: »Sie sey mit ihrem Rathgeber gewesen, und des Herrn Rath werde bestehen, der Menschen Rath vergehen. Man solle früh gerüstet seyn; sie habe vor, mehr am nächsten Tage zu vollbringen als bisher; auch werde sie verwundet werden.«

(Fortsetzung folgt.)

Die Uhr des Polizeikommissärs.

(Aus dem »Entr'acte«.)

Der Taschenspieler ist ein allerliebstes Wesen, das ich nie begriffen habe; ich habe nie gewußt, wie es zuginge, daß die Kügelchen verschwanden, daß die Taschenuhren von Breguet, nachdem sie in einem Mörser zerstoßen, wieder unversehrt in die Hosentasche ihrer Eigenthümer gelangten, wie zerschnittene Sacktücher in einer Minute wieder zusammen genäht wurden, wie Hyacinthen, Rosen und Nelken in einem blechernen Topfe wie in einem Treibhause des Herrn Bourault ausschlugen. Ich habe von all diesem nie etwas verstanden, und danke dem Himmel dafür. Ich habe mehre Freunde, die in

Gesellschaft mit eben so viel Leichtigkeit Taschenspielerkünste treiben, als Herr Thiers akademische Reden verfaßt. Desto schlimmer für sie, ich beklage sie, daß sie die Geheimnisse der Fingerfertigkeit erschlichen haben. Sie haben alsdann nicht wie ich lange und wonnige Stunden auf den Boulevards um einen Zauberer unter freiem Himmel neben einem von der Sonne Algiers gebräunten Konscribirten zugebracht. Sie kennen die Ursache und die Wirkung des Kügelchens, alle Wunder der Büchsen mit doppelten Böden, die List des Künstlers. Sie haben nicht wie ich Miette, den Escamoteur des Pont-neuf, die herrliche Gestalt gekannt, die zu einer der besten Karikaturen Karl Vernet's als Modell gedient hat.

Man erinnert sich noch des Olivier, jenes großen Taschenspielers, welcher den Hof Ludwigs XVI. entzückte; nach ihm kam Robertson, so gewandt in den Schattenspielen; endlich Comte, unser berühmter Zeitgenosse, den ich noch auf den Liliputer Bergen *) genöthigt sehe, seine Sitzung einzustellen, weil ein damaliger Stutzer, der eine zu jener Zeit eingeführte soldateske Tyrannei benützte, darauf bestand hinter die spanische Wand zu sehen, wo der behende Fingerkünstler seine Vorbereitungen machte.

Zu Lyon befanden sich neulich mehrere Reisende an einer Wirthstafel versammelt, die von dem und jenem sprachen, um die schlechte Küche zu vergessen. Die Unterhaltung fiel wechselweise auf die Adresse; auf die Rede des Herrn Dupin, auf die Aufnahme des Herrn Scribe in die Akademie, auf Robert Macaire, der ohne Zweifel ehestens in Lyon auf dem Celestiner Theater einen Versuch machen werde.

Plötzlich, als von Robert Macaire die Rede war, sieht einer von den Gästen nach seiner Uhr und bemerkt, daß sie verschwunden ist; sein Nachbar sucht die seinige gleichfalls vergebens; eben so der dritte und der vierte; endlich erlangen die acht Gäste die Gewißheit, daß ihnen ihre acht Uhren entwendet worden sind. Sogleich wird an der Wirthstafel Lärm geschlagen: »Holla! die Aufwärterin! man verschließe die Thüren, man lasse den Polizeikommissär und die Municipalgarde holen!«

Der Polizeikommissär kommt mit Friedensworten bewaffnet und mit den Nationalfarben an seiner Schärpe; allein in dem Augenblicke, wo die Gäste ihre Klage zu den Füßen des Polizeikommissärs niederlegen wollen, bemerken sie, daß ihre Uhren wieder an ihrer Stelle sich befinden, mit Ausnahme des achten jedoch, der auf seiner Klage besteht, und seine goldene Uhr mit großem Geschrei zurückfordert. In einem Gefühle von Mißtrauen durchsucht sich Jeder alsogleich, der Polizeikommissär so wie Jedermann. Welch' Erstaunen! die Uhr des achten Gastes findet sich in der Tasche des unglücklichen Polizeikommissärs!

Die Lyoner sind offenherzig und rechtschaffen, allein nicht von sehr geduldiger Gemüthsart; man weiß überdieß, daß sie stets mit der Justiz einen alten Groll abzumachen haben. Man schickt sich also an, dem Polizeikommissär eine Tracht Schläge zu spenden, und das Abenteuer nach Weise des Polichinels zu entwickeln. Alsdann erhebt sich der letzte Gast, der wieder in die Rechte seiner Uhr gelangt war, und sagt: »Beruhigen Sie sich, meine Herren, der Polizeikommissär ist unschuldig; es ist nur ein Schuldiger hier; dieser Schuldige bin ich! Ich bin erst seit einigen Tagen in der Stadt Lyon, und beabsichtige hier einige Vorstellungen zu geben. Ich hoffe, Sie werden im Voraus meinen bescheidenen Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen: ich bin Bosco, der Fingerfertige!«

*) Montagnes lilliputiennes ein Vergnügungsort in Paris.

Federproben.

Forderung.

An Einer Hand fünf Finger:
Für jeden Einen Spruch!
So, Dichter, sey willkommen,
Wenn kurz ist dein Besuch! —

»Ich liebe selbst die Kürze,
»Schon frei, nach eig'ner Wahl:
»Der Dichter bringt die Würze,
»Der Koch besorgt das Mahl.«

Philosophie.

Das Seyn und Nichtseyn, schon seit Jahren
Sie liegen derb sich in den Haaren,
Die Philosophen steh'n dabei,
Zu sehn, wer endlich Sieger sey;
Mit dem gedenken sie's zu halten
Und helfen ihm die Welt gestalten.

Feinheit.

Welch feines Ohr! das geht gar weit
Bei jungen Dichtern uns'rer Zeit,
Sie hören selbst die Farben klingen;
Das geht nicht zu mit rechten Dingen.

Aehnlichkeit.

Ein Häring und ein Kritikus
Sind beißend im Geschmacke,
Der Zweite legt den Dichter gern
Als Häring in die Lake.

Epigramm.

Das Epigramm des Römers
Ist wie sein Schwert so spitz,
Es stürzt aus einer Wolke
Verzehrend wie der Blitz;
Das Epigramm des Griechen
Es gleicht dem süßen Kuß,
Zwei weiche warme Lippen
Begegnen sich zum Schluß.

J. E. Nänny.

Theateranzeige.

Samstag, den 27. Dezember. Don Karlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Fr. v. Schiller.

Die bereits mehremale angekündigte Vorstellung zum Besten des Pensionsfonds findet nächsten Montag den 29. d. Statt.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — d. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, **№ 231.** 28. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. C. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Erst einen Monat nach diesem furchtbaren und unerklärlichen Ereignisse entdeckte der unglückliche Pfarrer die Ursache davon. Die Magd fand, als sie das Bett des Julian aufmachte, einen Band des Marquis von Sade, welchen Julian darin verborgen hatte. Sie brachte dieß Buch ihrem Herrn; der würdige Mann that einen Blick hinein, hatte aber kaum einige Zeilen gelesen, als er einsah, daß, wenn er weiter ginge, es um seinen Verstand geschehen sey. Nun war ihm das Unglück des armen Kindes in seinem ganzen Umfange klar. Dieser alte Pfarrer ist ein schlichter und guter Mann, großherzig und sehr streng gegen sich selbst, wie es alle diejenigen sind, die große Nachsicht für andre haben. Er erkannte sich demnach straffällig, daß er so das Gift verborgen gehabt, welches eine Seele nach dem Bilde Gottes getödtet. Das Erste, was er that, war, daß er sich seinem Neffen zu Füßen warf, ihn um Verzeihung bat, seine Barmherzigkeit anflehte: aber sein Neffe stieß ihn mit Abscheu zurück. Dann, den nächsten Sonntag, vor der Messe, als die Bewohner des Dorfes versammelt waren, nahm der alte Pfarrer seinen Platz vor dem Altar ein. Obwohl es der Tag eines heitern großen Festes war, hatte der Abbé Gabriel doch sein schwarzes Gewand für Todtenmessen angelegt, und hielt dann folgende Rede:

»Brüder, Ihr wißt, welch ein Unglück dem armen Julian überkommen ist, den Ihr so lieb gehabt. Gott hat ihm die Vernunft genommen; er weilt noch auf dieser Welt, aber er ist todt für das Gebet, er ist todt für die Liebe zu Seinesgleichen, er ist todt für alle sanften Gefühle des Lebens. Einige unter Euch haben, als sie gesehen, wie der Schaum ihm vor dem Munde gestanden, gesagt, er sey vom bösen Geiste besessen. O mein Gott! betet zu Gott, meine Brüder: ein schlechtes Buch ist es, das Julian zu Grunde gerichtet hat, ein Buch, das ihn im Innersten vergiftete. Aber was Ihr nicht wißt, was ich Euch sagen muß, meine Kinder, die Ihr vor den weißen Haaren Eures Pfarrers Achtung habt, was ich vor Dir, o Gott, bekenne, damit Du siehst, ob meine Zerknirschung so groß ist als mein Kummer, das ist, daß ich Unglücklicher es gewesen bin, der das schändliche Buch, welches alles versengt, das von ihm berührt wird, welches aller Herzen in Stein verwandelt, welches Julian um seinen Verstand gebracht hat, meinen kleinen Julian, so redlich und so sanft, so sehr geschaffen für die Tugend, beherbergte! Ha! ich kannte seinen Inhalt nicht: es war ein Beichtdepositum; aber ich Unglücklicher, der ich es hätte vernichten sollen, ich habe das scheußliche Buch in mein Haus aufgenommen, und mein Haus ist nicht über mir eingebrochen, und des Himmels Blitze haben mich nicht erschlagen! Unerforschlich sind Deine Wege, o mein Gott! Du wolltest mich grausamer strafen: nun, Dein Wille geschehe, auf Erden, wie im Himmel!

»Brüder, vereinigt Euer Gebet mit dem meinigen, erhebt Eure Hände gen Himmel. Wir wollen heute die Todtenmesse für Julian, mein Opfer, halten; und wenn Euch noch ein Gebet, noch einige Thränen übrig bleiben, so betet auch, o betet für Euren unglücklichen Pfarrer: er bedarf in hohem Grade des Mitleids hienieden und der Barmherzigkeit dort oben.«

Diese sehr einfache [illegible] in meiner Seele gehalten habe, wird über die Werke des Marquis von Sade eine bessere Ansicht geben, als es irgend jemand auf der Welt möglich seyn dürfte. Wie es gekommen ist, daß ich, nachdem ich dieser Geschichte Zeuge gewesen, dennoch dieß Buch gelesen habe, das hatte, wie ich schon gesagt habe, darin seinen Grund, daß ich vor mir selbst mit meiner moralischen Kraft Parade machen wollte; denn das ist eben eine der größten Gefahren dieser scheußlichen Bände, daß es immer einen Vorwand gibt, sie in die Hand zu nehmen; man thut es in seiner Unschuld, oder aus Neugier, oder aus Muth, wie eine Art Selbstherausforderung. Was die betrifft, die sie mit Wohlgefallen lesen würden, denen kommen sie nicht zu Gesicht: die sitzen auf den Galeeren oder sind im Tollhause eingesperrt!

Aber ich habe die vollständige Geschichte dieses Menschen versprochen, und ich will sie geben. Ich habe schon gesagt, daß er eine junge, sanfte und schöne Person geheirathet hatte; aber bald hatte er während dieser Ehe seine ganze scheußliche Natur geoffenbart. Seine grausamen Gelüste hatten sich bald in tausend kleinen Mordversuchen, von gräulichen Umständen begleitet, kundgegeben. Anfangs wollte das Publikum, selbst seine Frau, selbst die Justiz jener Zeit nicht daran glauben; doch ward er, in Folge einer bloßen polizeilichen Maßregel, ins Exil geschickt. Im Exil vervollkommnete er sich nur noch in seiner Wissenschaft, er erweiterte seine Theorie, er überließ sich tausend Einbildungen, wovon die eine noch verderbter war als die andere, kurz er vervollkommnete sich in allen schlechten

Handlungen, aus allen schlechten Büchern von ganz Europa. Er studirte das Laster aus Prinzipien, vom Bekannten zum Unbekannten übergehend, und bei sonderbaren Problemen vom Leichtesten zum Schwersten. Mit der Hälfte Mühe, die er sich gegeben, um die verderblichsten Dinge zu erfinden, hätte der Marquis von Sade ein eben so großer Berechner als Monge, ein eben so großer Naturforscher als Cuvier werden können.

Es wäre übrigens ein Irrthum, wenn man glauben wollte, daß dieser Mensch der einzige gewesen wäre, welcher sich auf das scheußliche Studium des Lasters durch Mordthaten gelegt gehabt; schon das Alterthum hat mehre Beispiele davon aufzuweisen: Nero bediente sich, um seine nächtlichen Orgien zu beleuchten, der Christen, die er lebendig verbrennen ließ, der Fackeln von Menschenfleisch, die ein ergötzliches Geheul ausstießen. Man erinnert sich der Ausschweifungen des famösen Marschall Retz, unter der Regierung Karls VII., der, nachdem er sich mit Ruhm und Muth geschlagen, sich eine ehrlose Berühmtheit durch die scheußlichsten Laster erwarb, indem er kleinen Kindern die Eingeweide und das Herz aus dem Leibe riß, um sie den höllischen Geistern als Opfer darzubringen; und dazu nahm er die schönsten, die ausgewähltesten Kinder, und selbst aus seiner eigenen Familie. Vierzehn Jahre lang besudelte der Marschall von Retz seine Schlösser von Machewal, von Chantonce, von Tiffurges, sein Hotel de la Saze zu Nantes und alle die Orte, wo seine Leidenschaft ihn hinzog, mit unschuldigem Blute.

Und doch ist dieser Bösewicht in meinen Augen minder straffällig als der Marquis von Sade! Der Marschall von Retz hat nur die Kinder umgebracht, die ihm in die Hände fielen; mit seinem Tode haben alle seine Verbrechen aufgehört; aber die Bücher des Marquis von Sade haben mehr Kinder getödtet, als zwanzig Marschälle von Retz hätten tödten können; sie tödteten deren tagtäglich, sie werden deren ferner tödten, und sie tödten sowohl deren Seele als deren Leib; und der Marschall von Retz hat seine Missethaten mit seinem Leben gebüßt, er ist unter der Hand des Henkers gestorben, sein Körper ist den Flammen preisgegeben, dessen Asche dann in den Wind gestreut worden; welche Macht aber könnte all die Bücher des Marquis von Sade ins Feuer werfen? Das kann niemand ausführen, das sind Bücher und folglich Missethaten, die nie ein Ende nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Fortsetzung.)

Gaucourt und die andern Offiziere in der Stadt waren einstimmig, dießmal dem Mädchen nicht nachzugeben, und ihr nicht Artillerie und Truppen zum Angriff auf les Tournelles zu lassen; allein nun hatte sie schon alles Volk in der Stadt auf ihrer Seite; sie war selbst vis-à-vis der Befehlshaber eine furchtbare Macht geworden, und ob sie auch ihr Wirth zu einem leckern Maifischchen zu Mittag zu bleiben bat — ob auch der Herr de Gaucourt das burgundische Thor hatte schließen lassen, durch welches sie ausziehen mußte, wollte sie doch fort, und mit dem tobenden Volke, welches verlangte, man solle das Thor öffnen und Johannen den Willen thun, vereinigten sich nun auch die Kriegsleute. Johanna nannte den Herrn von Gaucourt einen elenden Menschen, der dem Siege in den Weg treten wolle; doch es werde nichts helfen. Gaucourt wäre beinahe ermordet worden. Die Thore öffneten sich, und das Mädchen führte ihren tapfern Haufen aus der Stadt, während die Bürgerschaft zugleich einen Angriff auf les Tornelles von der Wasserseite beschloß.

Das Schanzenwerk les Tournelles stieß mit einer Seite an den Fluß; auf den drei andern war es von Gräben umgeben, die vom Fluß aus ihr Wasser erhielten. Ein festes Bollwerk lag vor diesen Gräben, ebenfalls von einem Graben umgeben, und die Feste vom tapfersten Kämpfer der Engländer, von Sir William Gladesdale, vertheidigt. Um zehn Uhr früh begann der Sturm. Unerschütterlich hielten die englischen Ritter Stand; ihre Artillerie, ihre Pfeile warfen Alles zurück; sie selbst schlugen schon angelegte Sturmleitern mit Streitäxten und Morgensternen um. Als Johanna gegen ein Uhr Mittags sah, wie allmälig die Franzosen matt wurden, nahm sie, die schon immer kühn sich bloßgestellt hatte, selbst eine Leiter in die Hand, stürmte vor und war die erste auf dem feindlichen Wall. In dem Augenblick aber erhielt sie einen Pfeilschuß, wo Hals und Schulter an einander stoßen, sodaß sie in den Graben fiel; die Engländer drangen sofort heraus über den Wall. Da vertheidigte sie noch der Herr de Gamaches mit seiner Streitaxt, und bot ihr sein Roß. Ihre Wunde war aber zu schwer, sie konnte nicht in den Sattel; die Pfeilspitze stand einen halben Fuß jenseit der Wunde heraus. Man trug sie vom Schlachtfelde; sie weinte vor Schmerz, als man den Pfeil ausziehen wollte — dann betete sie. Ihre Heiligen erschienen ihr, und sie war wieder so ruhig, daß sie den Pfeil selbst herausziehen konnte. Zaubersprüche über ihre Wunde duldete sie durchaus nicht; nur mit Oel und Speck ließ sie sie verbinden.

Inzwischen hatte Johanna's Fall vollends die Angreifenden entmuthigt. Der Bastard von Orleans gab das Zeichen des Ablassens vom Sturm, und wollte seine Leute zurückziehen; Johanna aber bat dringend, man solle das Volk nur kurze Zeit ruhen lassen, nicht abführen; der Augenblick müsse an dem Tage, müsse in kurzem kommen, wo man die feindliche Feste nehmen könne. Wie in dem Rausche der Verzückung griff sie trotz ihrer Wunde wieder zu den Waffen, betete allein in einem nahen Weinberg und schwang sich dann auf ihr Roß. Inzwischen hatte Daulon ihr Panier fortwährend in den vordersten Reihen getragen, und nun gab er es einem Waffenknechte des Hrn. de Villars. Sie allein begannen gegen den Graben zu stürmen, in der gewissen Hoffnung, das Volk werde folgen. Schon von weitem erblickte Johanna ihre Standarte, sie eilte hinzu, riß sie dem Diener des Hrn. von Villars aus den Händen, und um sie zu Roß erheben zu können, machte sie unwillkürlich damit eine Schwenkung in der Luft, welche von dem nah aufgestellten Heer als Zeichen des wieder beginnenden Sturmes betrachtet wurde. Alle wurden von einem neuen Aufflackern des Muthes, von einer gewaltsamen Aufregung ergriffen, während Entsetzen die Engländer ergriff, die eben bei dem Anblicke der mit einem Pfeil im Halse Hinweggetragenen gejubelt hatten, und nun die ihrer Meinung nach zum Tode Verwundete den Sturm wieder beginnen sahen. Es war dieß grade der Augenblick, wo auch der Angriff der Bürger von Orleans von der Flußseite mit aller Kraft begann. Sonst hatte eine Brücke über den Fluß geführt, wo das Fort les Tournelles stand. Nur der letzte Bogen war abgebrochen. Tapfern Zimmerleuten aus Orleans gelang es, über diesen Bruch Balken zu spannen, und stürmend drangen die Franzosen auch von daher in die Feste. Gladesdale wollte sich nun auf die Vertheidigung der innern Feste beschränken und das Bollwerk aufgeben — Johanna schrie ihm, als sie ihn sich zurückziehend erblickte, zu, er solle sich ergeben — er aber hörte nicht auf ihre Mahnung, und als er eben über die Zugbrücke in die innere Feste wollte,

schlug eine Bombe die Brücke entzwei. Gladesdale fiel in den innern Graben und ertrank. Die Brücke wurde von den Angreifenden rasch durch Bohlen und Bretter ersetzt; ohne daß es einen neuen Sturm kostete, kam man in Besitz auch der innern Feste, und Johanna konnte, wie sie es vorausgesagt hatte, über die rasch wieder hergestellte Brücke in die Stadt zurückziehen. Die Engländer hatten alle festen Punkte auf der linken Seite des Flusses verloren. Die Glocken tönten die ganze Nacht; man sang Te Deum, und die Mirakel, welche man von der Jungfrau erzählte, gingen über alle Schranken.

Die Engländer auf der rechten Seite hatten unterdessen nicht das Mindeste unternommen. Als sie das Schicksal Gladesdale's und der Feste vernahmen, hielten der Graf von Suffolk, Lord Talbot und die andern Anführer einen Kriegsrath, und beschlossen die Belagerung, die nun kein gutes Ende mehr absehen lasse, aufzuheben. Die kriegerische Ehre verlangte, daß sie vor ihrem Abzuge den Franzosen noch ein Treffen boten – dieß geschah am folgenden Tage. Die Engländer stellten ihr Heer unter den Mauern der Stadt auf; die französischen Anführer führten ihre Truppen aus den Thoren; schon sollte auf einigen Punkten die Schlacht beginnen — als Johanna, die auf ihrem Krankenbette von dem Vorhaben der französischen Anführer, die Ausforderung anzunehmen, hörte, sofort sich ermannte, aufsprang, aus dem Thore ritt und mit aller Gewalt die Franzosen vom Kampf abmahnte. »Es sey Gottes Wille, daß die Engländer abzögen.« Nur vertheidigen solle man sich, nicht angreifen, in diesem Falle. Sofort ließ sie dann einen Altar errichten; Geistliche mußten Messe lesen und Hymnen singen.

Da, als die Engländer sahen, daß die Franzosen nicht angriffen; daß die Jungfrau geistliche Uebungen (es war Sonntag) vornehmen ließ — wendeten sie sich, und zogen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ab. Nur ihr Nachzug wurde beunruhigt. Die Festen aber, die sie um Orleans errichtet, waren nun alle verlassen, und die Stadt wieder frei, wie Johanna es prophezeiet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Skizzen.

Das Weib mit den Rechten des Mannes.

Epilog zu den philosophischen Thorheiten des 19ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Wenn Männer ein Frauenzimmer, das nicht schön ist, auszeichnen und sie beschenken, so geschieht es gewiß, weil ihr Vater, ihr Mann, ihr Bruder oder ihr Schwager bedeutende Leute sind. Nur die Köchin läßt sich in Folge ihres Amtes Tribut zahlen, folglich genießt nur sie allein des Mannes Rechte.

Man muß sie in Katharinenhoff oder bei den Schaukeln sehen, wenn sie, nach gestilltem Hunger ihrer Herrschaft, einen Spaziergang macht, angethan mit einer Musselinhaube, einem Anzuge von Kattun oder gar von Seide, ohne Korset und einem großen baumwollenen Umschlagtuch, am Arm feierlich geführt von ihrem Landsmann, dem Schlosser oder dem Schuster, und die eine Hand voll Pfefferkuchen und Nüsse. Stolz sieht sie auf das ganze weibliche Geschlecht hinab, drängt sich kühn durch die Haufen hübscher schüchterner Stuben- und Näthermädchen und geht nicht einmal den Frauen des Grob- und Kupferschmidts, ihrer ehemaligen Freunde, aus dem Wege. Während ihres 25jährigen Aufenthaltes in Petersburg diente sie wenigstens in 15 Häusern und kennt viele Menschen. Eine Menge Diener, Hausknechte und Viktualienhändler kennen und grüßen sie, dem Schicksal nicht trauend, das sie auf's Neue in einer und derselben Küche vereinigen könnte. Sie fühlt ihre Wichtigkeit und nimmt diese Grüße gleichgültig entgegen. Wozu sollte sie sich auch erniedrigen? Eine reife Jungfrau oder vieljährige Wittwe, eine von ihrem Manne geschiedene Frau, oder eine Frau, die ihrem Manne den Abschied gab, weil er in Reval oder in Wiburg zu sehr dem Trunke ergeben war, sucht unsere Köchin schon keinen Gemahl mehr in dem Volkshaufen, braucht also nicht die Anspruchslose zu spielen, wie es die jungen Mädchen öffentlich thun, um später zu Hause die Maske abzuwerfen. Die Köchin bleibt stets in ihrem Charakter, wie es einem selbstständigen Manne geziemt: sie verstellt sich vor fremden Leuten nicht, wie alle solche, die Männer suchen; sie ist immer gleich zänkisch, eigensinnig und laut, bei den Schaukeln wie in der Küche, auf dem Markt wie im Laden. Und ist das nicht ein Vorrecht des Mannes?

Obgleich die Köchin gewöhnlich aus Ehstland oder aus Finnland nach St. Petersburg kommt, so ist ihr Vaterland dennoch — terra incognita — ein unbekanntes Land. Sie sagt immer, sie sey eine Wedin. In der Geographie aber gibt es kein Land, das Weden heißt und kein Volk mit Namen Weden. Dem System aller Sprachforscher folgend, versuchte ich dieser Benennung einzelne Buchstaben hinzuzufügen und fand, daß zu dem Worte Wedin am besten das Sch paßt. Sollte meine Kandidatin zur Femme suprême am Ende wohl gar eine Landsmännin von Gustav Wasa und der Königin Christine seyn? Es gibt schwedische Worte in der Sprache der Köchin, aber auch deutsche und russische. Ich habe ihren Paß, ich habe Traditionen zu Rathe gezogen, ich habe Alles mit ihren eigenen Aussagen verglichen, aber in dem ganzen Geschlechtsregister weder einen Schweden noch eine Schwedin gefunden, wohl aber eine ganze Reihefolge von Ehsten und Finnen, deren Herkunft sich im Dunkel der Geschichte der Sardellen verliert. Gleichergestalt leiten einige Stämme Afrika's und Amerika's ihre Geschlechter von Löwen und Tigern ab, stehen aber deßwegen nicht höher als meine Köchin, weil Löwen und Tiger den Menschen verschlingen, der Mensch aber die Sardellen verzehrt.

Oh! père suprême, Herr Enfantin! Komme aus Aegypten zu uns, wirf die ägyptische Gelehrsamkeit von Dir und falle zu den Füßen der Petersburg'schen finnischen Köchin. Rufe aus, wie Archimedes, als er zufällig eine mathematische Aufgabe lös'te: »Gefunden! Gefunden!« Begrüße, o père suprême, Deine Gefährtin, die mère suprême! Dieses Mütterchen wird Dich pflegen, wird Dich waschen, Deinen St. Simonistischen Bart kämmen, Dir zuhören, Kaffee vorsetzen und Dich mit einer guten Suppe erquicken, die vielleicht Deinen Magen verbessert und in Folge dessen auch Deinen Kopf, was Dir sehr noth thut. Ich habe Dir alle erhabenen Eigenschaften, alle Vorzüge meiner Kandidatin auseinandergesetzt, und danach kann bei Dir kein Zweifel mehr obwalten, daß sie die femme émancipée »das Weib mit allen Rechten des Mannes« sey. Nicht nur, daß sie, selbstständig lebend und waltend, unabhängig von Männern ist und sie beherrscht, — sie nimmt auch Sporteln entgegen, was bei allen Völkern das unbestreitbare Privilegium der Männer ist, die, bestehenden Gesetzen zufolge, nur allein die Erlaubniß haben, mit Sporteln verbundene Aemter zu bekleiden. Freuen wir uns Alle, die wir uns Menschen nennen. Die Zeit der Umgestaltung ist für uns gekommen. Der père suprême, Herr Enfantin, hat seine mère suprême gefunden, und von diesem Augenblicke an beginnt die Emanzipation oder die Befreiung des weiblichen Geschlechts aus der Gewalt des Mannes und dessen Zulassung zum gleichen

Genuß der männlichen Rechte. Welcher Meisterstreich! Nur darum bitte ich, daß man zu Richtern und Protokollführern hübsche, freundliche und geschmeidige Damen wähle. Ich habe einen höchst ärgerlichen, langweiligen Prozeß, aber auch 4 schöne und muntere Vettern unter den Husaren. Ihnen werde ich die Führung meines Prozesses übergeben. Und Sie, meine achtbaren Besitzer und meine behenden Besitzerinnen von Modemagazinen, nicht wahr, auch Sie wünschen es, daß Damen die Kassen führen, Tarife abfassen und Zollämter verwalten? Dann würde es gewiß keinen Schleichhandel und kein langes Schuldenregister in Ihren Büchern geben. Eines nur fürchte ich: den Damen nämlich die Briefposten anzuvertrauen. Sollte wohl die Eifersucht es sich versagen können, den Brief eines Liebhabers nicht zu erbrechen? Schwer möchte es doch wohl werden, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Was würden wir dagegen für köstliche Bälle, — welche vortreffliche Sänger würden wir in der Oper haben, wie lustig würden wir leben! Ich danke Dir schönstens Monsieur Enfantin, für Deine Erfindung, wiewohl ich nicht gesonnen bin, mein kleines Vermögen mit Dir zu theilen; Du aber mußt mir doppelt dankbar seyn, weil ich Dir eine mère suprême gab und nichts dafür von Dir verlange, weder Deinen Bart, noch Deinen Kopf, noch Deinen Esel, ja nicht einmal Dich selbst! (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Interessante Bittschrift.

Unsern Lesern ist aus öffentlichen Blättern der Prozeß des Kapitäns Lindeberg bekannt, der in Norwegen und Schweden so allgemeine Theilnahme gefunden hat. Durch die jüngste Amnestie, die der König von Schweden hinsichtlich politischer Vergehungen erlassen hat, ist nun zwar sein Verdammungsurtheil, von welchem er nicht auf dem Wege persönlicher Begnadigung befreit seyn wollte, aufgehoben, aber nichts desto weniger ist nachstehende Bittschrift für ihn, die das in Christiania erscheinende Blatt, »Morgenbladet,« mittheilt, der Aufmerksamkeit sehr werth, weil sie den edlen, wahrhaft konstitutionnell gesinnten und handelnden König eben so sehr wie den anonymen Bittsteller ehrt und zugleich ein erfreulicher Beweis der durch Mäßigung verdienten Preßfreiheit in Norwegen ist.

Sire!

Die Gerechtigkeit, die Fürsorge und die Milde des besten der Könige sind von ganz Scandinavien anerkannt: das macht denn, daß Ew. Majestät von Ihren Völkern geliebt werden. Den Königen liegt die schwere Aufgabe ob, über die Vollstreckung der Gesetze zu wachen; aber die besten Gesetze können schlecht interpretirt werden. Darum sind die Könige mit einer göttlichen Autorität bekleidet, der nämlich, die von den Gesetzen aufgelegte Strafe zu mildern oder ganz zu erlassen; so daß sie dem abhelfen können, was sie Ungewisses oder bisweilen selbst Gehässiges haben. Denn da das Menschengeschlecht der Vervollkommnung fähig ist, so darf man sich nicht wundern, daß in den alten Gesetzen manches Verkehrte und nicht mehr passende ist, was durch einen feinen und durchdringenden Geist verbessert oder auf gewisse Weise paralysirt werden kann.

Man muß einräumen, daß nichts schwieriger ist, als der rechte Gebrauch der Milde, denn die Menschen mißbrauchen zuweilen die Güte und diese kann in Schwäche ausarten, eine beklagenswerthe Eigenschaft für einen Souverain. Aber in denen Fällen, wo die Anschuldigungen ungewiß sind, kann man an der richtigen Anwendung des Gesetzes zweifeln, vor Allem, wenn die Strafe mehr als streng scheint. In diesem Falle ist es besser, gar nicht, als zu hart zu strafen. Und, wenn es sich von der Todesstrafe handelt, wie sehr muß man da anstehen, sie vollstrecken zu lassen, besonders wenn die Rede nur von excentrischen Aeußerungen und unschicklichen Ausdrücken ist. Hier gilt denn wohl mit Recht das Axiom: »Es ist besser, zehn Schuldige zu begnadigen, als einen einzigen Unschuldigen aufzuopfern.« Welche Wolke hat nicht den Ruhm Napoleons durch die servile Verurtheilung und Hinrichtung des Buchhändlers Palm verdunkelt!

Vergießet nicht Menschenblut, wenn es nicht zur Ruhe und zum Glücke der Völker unerläßlich nothwendig ist.

Ich glaube, daß der Kapitän Lindeberg sich in dem oben angeführten Falle befindet, d. h. daß es besser sey, ihn gar nicht zu strafen, als ihn die Todesstrafe erleiden zu lassen; und ich bin gewiß, daß die Feinde der regierenden Dynastie nichts mehr wünschen, als den Ruhm Ew. Maj. getrübt zu sehen, um einen Vorwand für die Zukunft zu haben, wenn sie das Volk an die Hinrichtung eines Mannes erinnerten, dessen Verbrechen nur ein gewagtes Wort, ein ungeschickter Ausdruck ohne Folge ist.

Sir, ein Mann, der Sie liebt, der Sie für den weisesten Fürsten Europa's hält, schaudert, indem er den unglückschwangern Augenblick herannahen sieht, wo so viel erworbener Ruhm, so viele Erinnerungen von Großthaten schwinden und dem Bedauern und der Gleichgültigkeit Platz machen sollen! Dieser Mann wagt seine Gefühle gegen Sie auszusprechen, die nur von seiner Liebe zu Ihnen diktirt sind, und die nicht nur die seinigen, sondern auch die Ihrer Ihnen ergebensten Unterthanen sind, der Männer, die ihr Vaterland lieben und glauben, daß es zu seiner Glückseligkeit Ihrer noch bedarf. Lassen Sie die Sonne scheinen, die uns erhellt und wärmt und versäumen Sie die Gelegenheit nicht, sich eben so als großer König zu zeigen, wie Sie auf dem Felde der Ehre nie die entschlüpfen ließen, sich als großer Feldherr zu zeigen; dann werden Sie die undankbaren oder gleichgültigen Herzen zwingen, sich dem Throne zu nähern; sie werden ihn, wenn er je bedroht würde, wie ihr eigenes Vaterhaus, mit Blut und Leben vertheidigen und Ihre Autorität, weit entfernt, zu sinken, wird wachsen und stark, groß und erhaben dastehen. Honni soit qui mal y pense!

Die Sprache der Liebe.

Gern möcht' ich Dich besingen,
Du, mein geliebtes Herz,
Doch will es nicht gelingen
Zu meinem größten Schmerz.

Vergebens ist mein Ringen,
Denn der Gefühle Schwall
Vermag ich nicht zu bringen
In kalten Redeschall.

Das Herz will mir zerspringen,
Bis endlich still und licht,
Was keine Lippen singen,
Aus feuchtem Auge bricht.

Adolf Bube.

Theateranzeige.

Sonntag, den 28. Dezember. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Cherubini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 232. 29. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. C. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Malerische Stadtreisen. Von M. G. Saphir.

1. Das Konzert durch die Fensterspalte.

Jeder Tag ist wie ein Spargelstück, man kann nur die oberste Spitze: den Morgen, genießen, das andre holzige Ende wirft man fort: man geht in Gesellschaft oder ins Theater. Je kürzer der Tag und der Spargel werden, desto holziger wird ihr Ende. Ach, was ist ein Hamster für ein glücklicher Mensch! Er schläft den ganzen Winter! Der Mensch aber ist ein sonderbares Geschöpf! Er schläft nie weniger, als wenn er recht schläfrig ist! Im Winter ist er den ganzen Abend schläfrig, und kann die ganze Nacht nicht schlafen.

Man sagt, die Liebe ist erfinderisch. Das mag seyn, allein die Langweile ist noch erfinderischer; die Liebe erfindet, die Langweile schafft; in einem langweiligen Augenblicke schuf der Mensch Kartenbilder, Kartenfiguren; und diese Wesen machen oft das Paradies der Menschen aus. Wenn ich so dasitze und Coeurdame oder Treffkönig in der Hand habe, so glaube ich immer, sie sehen mich höhnisch an und denken sich: »Du glaubst mit uns zu spielen, und wir spielen doch eigentlich mit dir!« Und doch wiederum, welche Wohlthat liegt in der Erfindung der Karten! Was die Erfindung der Rumforder Suppen für den leeren Magen ist; was die Erfindung des Courmachens für das leere Herz ist, das ist die Erfindung der Karten für den leeren Geist! Das Kartenspiel ist eigentlich nichts, als das wundersame Mittel, durch welches Menschen, die nichts denken können, dennoch wissen, was sie gegenseitig denken.

Und dann, welche Rettungsmaschine, welcher Blitzableiter ist das Kartenspiel nicht, wenn man lauter Dukaten und Tausender denkt, und gar keine kleine Münze, keine kleine Scheidemünze zum Gespräch hat; wenn man grade keine Pfennig- und Hellergedanken hat, um sie in der Gesellschaft auszugeben, und dennoch geht die Konversation mit dem Klingelbeutel herum, und will, daß man sein Diskursschärflein beitrage; dann, in solchen Augenblicken, wo der innere Geist die große Nothglocke zieht, dann kommt das Kartenspiel wie ein Retter in der Noth, wie das letzte Mittel, und man greift nach den Karten, um seine Gedanken zu schonen und sie nicht verwechseln und ausgeben zu müssen! Dann am Ende rechne ich gewöhnlich zusammen: »Verloren im Whist oder Boston drei Gulden dreißig Kreuzer, gewonnen an ersparten Reden und geschonten Gedanken neun Gulden acht und vierzig Kreuzer!« Da ist am Ende noch ein großer Gewinn dabei. Wenn ich in Gesellschaft gehe, so stecke ich einige Gulden, vier Whistmarken, drei Anekdoten, zwei Originalgedanken und einen halben Seufzer zu mir. Damit kann man in jeder Gesellschaft auskommen, war der liebenswürdigste Gesellschafter, und bringt am Ende seine Gedanken unverzehrt zurück. Der halbe Seufzer aber läßt sich überall ausgeben, und kann man ihn auch nicht in der Gesellschaft anbringen, so drückt man ihn beim Hinausleuchten dem Stubenmädchen in die Hand.

Die guten Gedanken lieben keine Gesellschaft, die kleiner ist, als die Zahl der Grazien, und keine, die größer ist, als die Zahl der Musen. Die Karten und Anekdoten aber sind für die kleinste, wie für die größte Gesellschaft; und hat man keine neuen, so spielt man mit überspielten Karten, und erzählt überspielte Anekdoten.

So wie aber in der Kunst, in jeder Kunst, der Dilettantismus das gräßlichste ist, so ist es auch im Kartenspiel. Die Kartendilettanten, das sind die Würgengel der menschlichen Geselligkeit! Ein Mensch, der gar keine Karten spielt, ist bloß ein Gedankenstrich, eine Pause in der Gesellschaft; man kann sich etwas bei ihm denken, man kann sich auch nichts bei ihm denken; ein Mensch, der gut Karten spielt, ist wie ein geschickter Barbier, er rasirt mir die Zeit mit einer Schnelligkeit, mit einer Glätte weg, daß ich es kaum weiß und kaum empfinde; ein Mensch aber, der auf den Karten dilettirt, der schlecht Karten spielt, der ist wie ein schlechter Barbier, der mir mit einem stumpfen Krautmesser, mit steifer Hand, die Zeit jämmerlich abzwickt. Wer sich mit einem schlechten Kartenspieler an den Spieltisch setzt, der nehme nur ja sogleich einen Mantel aus Wachstaffent um seine Geduld! So ein Kartendilettant ist wie eine schlechte Sängerin, die eine Arie verdirbt und maltraitirt! Wenn sich nun noch obendrein so ein Kartendilettant noch dazu lange besinnt und dann immer richtig einen Fehler spielt, dann mache man sogleich sein Testament und hinterlasse seinen Kindern nie mit Dilettanten Karten zu spielen. Kartenspiel ist ein Gift, ein Gift, welches die Zeit tödtet; gut! Will man sie tödten, so tödte man schnell, man gebe aus Menschlichkeit ein schnellwirkendes Gift; schlecht spielen aber ist ein langsam tödtendes Gift, es operirt nur schleichend, die Zeit wird gequält, und gemartert,

und langsam zu Tode gekneipt! Es ist entsetzlich! Wer schlecht Karten spielt, der rädert die Zeit von unten hinauf, und die Zeit zappelt immer, nicht todt und nicht lebendig unter seinen Marterhänden.

Noch eine Hauptregel beim Spielen ist, man spiele nie mit einer Person, die liebt, wenn der Gegenstand ihrer Liebe in demselben Zimmer oder im Nebenzimmer ist; die vergibt immer die Farben und wenn man Treff spielt, gibt sie doch stets Herz zu. Da aber in der Regel von drei Frauenzimmern immer eine liebt und zwei verliebt sind und die vierte eben auf dem Sprunge ist, sich zu verlieben, so sehe man, wenn man mit Frauenzimmer spielt, daß ihr Gegenstand auch mitspiele; dann spielen sie doch aufmerksamer. — So muß sich der Mensch stets ein eigenes Erfahrungsbüchlein schreiben, über die Art und Weise, wie er seine Abende todtspielen, todtsprechen oder todtlieben will. Ich habe zuweilen noch eine vierte Manier, nämlich die, meine Abende todtzujagen. Ich gehe dann den ganzen Abend auf den Straßen herum, in die entferntesten Vorstädte, in die kleinsten Gäßchen. Solche Reisen sind nicht übel und man lernt immer etwas, oder erfährt etwas, oder es begegnet einem etwas, was belehrt, amüsirt und was nützlich ist. (Schluß folgt.)

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Wer den Marquis von Sade ins Innere seines Hauses folgen, sehen könnte, wie er an der Seite seiner jungen und und hübschen Frau schweigsam und düster über seinen großen Missethaten brütete und sich darauf vorbereitete, der könnte ein Drama von hoher Bedeutung schreiben. Ich glaube nicht, daß es je einen gräulicheren Gegenstand für philosophische Studien gegeben hat. Dennoch war über diesen Menschen noch nichts laut geworden, bis sich einst, am 3. April 1768, ein großer Rumohr über den Marquis in Paris erhob und man erzählte, was folgt:

»Er besaß ein kleines Haus zu Arcueil, an einem abgelegenen Orte, mitten in einem großen Garten, unter dickbelaubten Bäumen. Dort überließ er sich am häufigsten seinen Ausschweifungen; das Haus war schweigsam und verborgen, mit doppelten Fensterladen nach Außen, und nach Innen verpolstert, also ganz zu Verbrechen eingerichtet. An diesem Abend nun, es war an einem Ostertage, hatte der Kammerdiener des Marquis von Sade, sein Gefährte, sein Freund, sein Complice, ein paar feile Dirnen von der Straße her in dieß Haus gebracht. Der Marquis selber begegnete, als er sich zu seinem nächtlichen Feste nach Arcueil begab, einem armen Weibe, Namens Rose Keller, Wittwe eines Pastetenbäckers Valentin. Diese Frau war auf dem Heimwege nach Hause begriffen. So wie der Marquis ihrer ansichtig wird, redet er sie an und läßt sich in ein Gespräch mit ihr ein, verspricht ihr dann ein gutes Abendessen und ein Nachtlager. Verführt durch freundliches Reden, durch zärtliche Blicke, gibt sie dem Marquis den Arm, steigt mit ihm in einen Fiaker, und so kommen sie an vor einer niedrigen Thür. Rose weiß nicht, wo sie ist; aber was thut es, ihrer wartet ja ein gutes Abendessen!

»Auf ein gegebenes Zeichen öffnet die kleine Gartenthür sich und verschließt sich wieder; der Marquis tritt mit seiner Begleiterin ins Haus. Das Haus war kaum erleuchtet und alles still darin. Rose wird unruhig, aber ihr Begleiter führt sie zur zweiten Etage hinauf; dort sieht sie einen gedeckten Tisch, an welchem die schon erwähnten Dirnen sitzen, das Haupt mit Blumen bekränzt und schon halbtrunken. Von ihrem ersten Schrecken wieder zu sich gekommen, will Rose Keller sich zu ihnen setzen, da fallen der Marquis und dessen Kammerdiener über die Unglückliche her, stecken ihr einen Knebel in den Mund, daß sie nicht schreien kann, und reißen ihr die Kleidung vom Leibe. Dann werden ihr die Arme und Beine zusammengebunden, und nun geißeln die beiden Henker sie mit starken Riemen, an welchen eiserne Spitzen befestigt sind, so lange, bis ihr ganzer Körper eine einzige Wunde ist. — Erst den andern Morgen, als die Kannibalen gänzlich trunken sind, gelingt es dem armen Weibe, sich aus ihren Banden zu befreien und, ganz nackend und ganz blutig, aus dem Fenster zu springen. Sie schwingt sich über die Gartenbefriedigung hinweg, sie fällt nieder auf die Straße, und bald entsteht da ein fürchterlicher Tumult: alles Volk läuft herbei, auch die Wache kommt hinzu; dann werden die Thüren des gräulichen Hauses erbrochen, wo man noch den Marquis und seinen Domestiken nebst den beiden Dirnen unter Wein und Blut sich wälzend vorfindet.«

Dieser Vorfall machte großes Aufsehen; die ganze Stadt sprach davon. Dieser Epoche des eleganten und geistreichen Lasters gehörten nur die Verbrechen der guten Gesellschaft an: Duelle, Verrath, Entführungen ꝛc., aber die Gesellschaft jener Zeit hatte Mühe, an eine so niederträchtige, so nutzlose, so grausame Unthat zu glauben. Dem Marquis von Sade ward in aller Eile der Prozeß gemacht; aber leider ward die Procedur, aus Rücksicht für die Familie, welcher der Strafbare angehörte, auf Befehl des Königs unterbrochen. Der Marquis ward nach Lyon, in das Gefängniß, Pierre-Encise gebracht, welches nur noch eine Ruine ist, und wo dennoch mehr von dem Marquis als von dem Herrn de Thou oder vom Cinq-Mars gesprochen wird. Wer sollte es für möglich halten! sechs Wochen nach seiner Haft hatte die Familie des Marquis von Sade einen Begnadigungsbrief für ihn ausgewirkt. Dieser Begnadigungsbrief besagte im Wesentlichen, daß das Vergehen, dessen der Marquis von Sade sich schuldig gemacht habe, einer Art sey, welche die Gesetze nicht vorbedacht hätten, und das Ganze ein so scheußliches Bild, daß es bis auf die Erinnerung vertilgt werden müßte. — Ein schöner Vorwand, um dieß Raubthier wieder loszulassen. Kaum wieder auf freien Füßen, kehrte der Marquis zu seinen Ausschweifungen und zu seinen Lastern zurück. In Folge einer gräulichen Orgie, die er im Jahr 1772 zu Marseille gehalten, verurtheilte das Parlament von Aix ihn und seinen Kammerdiener zum Tode; aber beide flüchteten sich nach Chamberi, wo sie auf sechs Monate auf die Festung kamen. Hier wäre es wohl am Orte, der Nutzlosigkeit und der Grausamkeit der Lettres de Cachet zu erwähnen. Bei der ersten Mordthat des Marquis von Sade kommt er mit sechs Wochen, bei der zweiten mit sechs Monaten Haft frei, während der unglückliche Latude sein ganzes Leben lang unter Schloß und Riegel bleibt, weil er die Frau von Pompadour insultirt hat! So richten sich die Gesellschaften unter einander zu Grunde; denn wenn sie den Unschuldigen einkerkern, haben sie nicht das Recht, die Bestrafung des Schuldigen zu verlangen.

Endlich ward der Marquis von Sade jedoch wegen seiner stets wiederholten Missethaten zu Vincennes festgesetzt. Er war dort so unglücklich, wie man es im Kerker von Vincennes seyn kann. Von allem entblößt, ohne Wäsche, ohne Feuerung im Winter, ohne Bücher, ohne Möbeln, mußte er auch noch sein eigner Diener seyn und sich sein Bett selbst machen; sein Essen ward ihm durch eine Oeffnung in der Thür zugeschoben. Seine arme Gattin, die ihm schon so oft geholfen hatte, brachte ihm auch dießmal Beistand; sie verschaffte ihm Kleidung, Bücher, und, o verderbliche Gefälligkeit, der wir so viele teuflische Werke verdanken, auch Schreibmaterialien.

Bis dahin hatte der Marquis von Sade es bei der Ausübung des Lasters bewenden lassen, ohne auf dessen Theorie einzugehen; so wie ihm aber die Gelegenheit, in seiner Gefangenschaft schreiben zu können, geboten worden war, verfiel er darauf, seine Gedanken und seine Erinnerungen geordnet zu Papier zu bringen. Den Kopf erhitzt durch die Kasteiungen des Kerkers, verfolgt von den tollen Bildern einer verhaltenen Leidenschaft, beschloß der Elende, einmal den Versuch zu machen, wie weit die Ruchlosigkeit sich treiben lasse. Er setzte sich also hin und sinnet, und schreibt, und ordnet seine Bücher. O Schicksal! während der Marquis seine Bücher schreibt, kommt Mirabeau in denselben Kerker zu sitzen, um fast ähnliche Bücher zu schreiben: und doch war Mirabeau empört darüber, daß man ihn in dasselbe Gefängniß gesetzt habe, in welchem der Marquis von Sade, der ihm ein Abscheu war, eingesperrt worden! (Fortsetzung folgt.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Fortsetzung.)

Nach Orleans Befreiung kehrte Johanna sofort an den Hof zurück. Der König behandelte sie mit der auszeichnendsten Gnade, und sie verlangte nun, man solle ohne weitre Zögerungen nach Rheims ziehen zur Krönung. »Ihre Macht dauere nur ein Jahr etwa; sie müsse eilen.« Mochte nun aber Johanna noch so oft wiederholen, daß die Sache der Engländer sofort nach der Krönung in unaufgehaltenem Abnehmen sein werde; alles war umsonst; die Anführer der Heeres behaupteten in der Normandie, nicht in der Champagne, sey die Hauptmacht der Engländer, gegen diese aber müsse man ziehen. Endlich warf sich Johanna dem Könige zu Füßen, und bat, er möge nach Rheims ziehen zur Krönung; ihre Stimmen drängten sie in aller Weise. Sie habe gebetet, und sich im Gebete beklagt, daß man ihr keinen Glauben schenke, da habe die Stimme gesagt: »Geh! Geh! meine Tochter, ich helfe Dir!« So oft sie diese Stimme höre, sey ihr unendlich wohl, gab sie noch auf Befragen zur Erklärung, und sie wünsche diese Stimme ohne Aufhören zu vernehmen.

Der König wurde durch diese Vorstellung endlich wirklich für der Plan, nach Rheims zu ziehen, gestimmt. Vorher mußten jedoch die Städte zwischen der Loire und Seine den Engländern genommen werden. Man sammelte wieder Truppen, die aus Mangel an Geld größtentheils eine Zeit lang entlassen worden waren. Der Herzog von Alençon, eben erst aus englischer Gefangenschaft gelöst, wurde Anführer des Heeres, welches freilich nur aus 1200 Gleven — also mit den zu den Rittern gehörigen Armbrustern und Panzerstechern aus etwa 3600 Reitern — bestand. Er scheute sich, mit so geringer Macht die von den Engländern besetzte Stadt Jargeau anzugreifen; aber Johanna trieb auch hier wieder und verhieß glücklichen Ausgang. Am 11. Juni erschienen hierauf die französischen Truppen vor Jargeau, und wurden, ehe sie sich noch ordnen konnten, von den Engländern aus der Stadt überfallen. Johanna's Zuspruch stellte Ordnung und Haltung her, die Engländer wurden in die Stadt getrieben. Am dritten Tage begann der Sturm; Johanna bei demselben wieder unter den Kühnsten wurde von einem Steine, der beim Anlegen der Leiter ihr von der Mauerhöhe auf den Helm geworfen wurde, niedergeworfen — aber sie sprang wieder auf und rief: »Hinan! hinan! nun hat sie der Herr in unsere Hände gegeben!«

Die Stadt wurde unmittelbar nachher genommen. Noch in den Straßen überall metzelte man die Engländer nieder. Nur etwa 50 wurden durch Johanna und die übrigen Anführer der Franzosen gerettet. Der Ruf Johanna's zog inzwischen, als der Feldzug wieder begonnen hatte, Edelleute von allen Seiten zur Verstärkung des Heeres herbei. Mit größerer Macht als vor Jargeau zog der Herzog von Alençon vor die Citadelle von Beaugency, die sich nach kurzer Belagerung gegen freien Abzug der Besatzung mit Sattel und Zeug ergeben mußte. Dann kam es, da auch die Anführer der Engländer Verstärkungen an sich gezogen hatten, bei Patai in der Landschaft Beauce zu einer Schlacht, in welcher die Engländer eine gänzliche Niederlage erlitten und fast alle ihre Anführer gefangen wurden. Der Herzog von Bedford erhielt die übelsten Zeitungen von allen Seiten, und schon zweifelten die Räthe des Königs von England, ob es möglich seyn werde, Paris zu behaupten. Bedford suchte dringend Unterstützungen nach in England, und um nur einigermaßen den Schrecken des gemeinen Mannes, namentlich der englischen Bogenschützen, vor der gottgesandten Jungfrau zu mindern, behandelte man diese englischer Seits als notorische Hexe, welche Ansicht freilich durch die Nachrichten von der Frömmigkeit Johanna's viel Eintrag erlitt in Verbreitung und Wirkung. Erst als am 10. Juli der Herzog von Burgund nach Paris kam, kehrte einige Zuversicht wieder. Er blieb zwar nicht gegenwärtig, ließ aber doch einige Verstärkungen zurück, zu denen auch bald Zuzüge aus England kamen.

Unterdessen war Johanna unmittelbar nach dem Siege von Patai wieder nach Sully bei Orleans, wo der Hof damals war, gegangen, und trieb den König weiter, »er solle sich nun in Rheims salben und krönen lassen.« Ungeachtet einige Räthe des Königs auch Cosne und la Charité vorher eingenommen wissen wollten, gab der König ihren Bitten doch nach; denn auf diese Ortschaften durfte man zuvörderst wegen eines Waffenstillstandes mit Burgund nichts unternehmen. Gegen Ende Juni setzte sich der König von Gien aus gegen Rheims in Bewegung, mit etwa 12,000 kriegsgerüsteten Begleitern. Auxerre lieferte gegen das Versprechen, daß der König die Stadt nicht belagern, noch sonst gewaltsam behandeln lassen wolle, Kontributionen an Geld und Lebensmitteln, und versprach Unterwerfung, sobald sich Troyes, Chalons und Rheims unterwürfen. Troyes wurde hierauf aufgefordert, sich zu ergeben, und weigerte sich. Sechs Tage etwa lag man vor der Stadt, ohne etwas auszurichten, und kam durch Mangel an Artillerie, an Lebensmitteln, an Geld in Verlegenheit. Der Kanzler des Reiches suchte den König zur Rückkehr nach Gien zu bewegen; fast alle Räthe des Königs unterstützten die Ansicht des Kanzlers; nur Robert le Masson der Herr de Trèves, war andrer Meinung, und verlangte, man solle Johannen in den Rath holen. Er erklärte, als der König den Zug unternommen, habe man weder auf die Menge der Reisigen noch auf die Fülle des Geldes, noch auf die sinnliche Möglichkeit überhaupt gebaut — sondern auf ihre, der Jungfrau Johanna, Aussprüche, welche diesen Zug erklärt habe für übereinstimmend mit dem Willen Gottes und für leicht auszuführen. Sie also müsse man auch nun, da man in Verlegenheit sey, vor allen Dingen hören.

Als Johanna kam, wollte sie eine Versicherung, daß ihre Aussprüche auch Glauben fänden. Sie erhielt sie bedingter Weise: »wenn sie Verständiges vortrage.« Sie aber wollte sie unbedingt, und der König gab sie endlich. Da verlangte sie binnen zweien Tagen den Sturm der Stadt, die sich geben müsse; und antwortete dreist auf die Zweifel des Kanzlers: am andern Tage Abends werde er sich überzeugt haben.

Soweit hatte sie es nun schon gebracht, daß der König auf ihre Versicherung hin den Sturm anordnete. Sie ergriff ihre Standarte, ließ die Gräben mit Holz und Faschinen füllen, und am äußern Rande derselben mit Faschinen und Säcken verdeckte Standorte für Mannschaft und einige kleine Kanonen bilden; bis zum nächsten Morgen war alles für den Sturm vorbereitet.

Nun aber war die Besatzung der Stadt gering und die Bürgerschaft hatte weder an bewaffneter Abwehr, noch (und dieß am wenigsten) an der Aussicht auf Einnahme durch Sturm, irgend eine Freude. Ein Aufsehen in der Stadt machender Geistlicher, der Mönch Richard, hatte schon längere Zeit gegen die Engländer gepredigt und der Aufnahme des Königs vorgearbeitet. Der Anblick der Jungfrau, wie sie unter den Mauern der Stadt überall, mit ihrer Standarte in der Hand, anordnete, setzte ohnehin alles in Furcht — kurz! sowie der Sturm beginnen sollte, kamen der Bischof, die Anführer der Besatzung, die vornehmsten Magistratspersonen in das Lager des Königs, und unterhandelten eine Kapitulation. Die Besatzung erhielt freien Abzug, die Stadt Amnestie. Als Johanna einzog, kam ihr Richard entgegen, machte vor ihr das Zeichen des Kreuzes, und besprengte sie mit Weihwasser, denn viele in der Stadt hielten sie für eine Hexe; als sie aber die Probe bestanden hatte, war bald auch hier alles für sie gewonnen. Als der König einzog, war sie mit ihrer Standarte wieder an seiner Seite, und Richard schloß sich als Bußprediger dem Zug an.

Châlons nahm den König, als er dahin kam, sofort als unterthänige Stadt auf. In Rheims versammelten die Anführer der kleinen burgundischen Besatzung, die Herren de Chatillon und de Saveuse, die Bürger, und suchten sie zur Vertheidigung zu bewegen. Aber der Kanzler von Frankreich, Regnault de Trie, der zugleich Erzbischof von Rheims war, hatte unter den Bürgern Einverstandene, und die andern fürchteten Johannen wie ein Gespenst. Die burgundische Besatzung, die allein die Stadt nicht halten konnte, mußte abziehen, und am 16. Juli 1429 zog der König ein.

Am nächsten Tage wurde König Karl von dem Herzog von Alençon zum Ritter geschlagen, und erhielt sodann die Krone. Während der Krönungsfeierlichkeit stand Johanna mit ihrem Panier in der Nähe des Altars, und nach Beendigung derselben fiel sie vor dem Könige nieder, küßte ihm die Füße unter Thränen, und rief: »Nun ist Gottes Wille erfüllt, der Euch nach Rheims führte zur Krönung, daß die Welt erführe, Niemand als Ihr sey wahrer König von Frankreich!« Alles weinte.

Noch am nämlichen Tage sandte Johanna dem Herzoge von Burgund (dem sie schon früher Botschaften geschickt, er solle sich von den Engländern trennen) ein Schreiben, dem bald eine Gesandtschaft des Königs in gleichem Sinne folgte. Ehe man aber von dieser Seite Antwort erhalten konnte, beschloß der König, nun nach Isle de France vorzudringen. Corbeny, Vailly, Laon, Soissons, Crecy, Coulomiers, Provins öffneten dem König rasch nach einander ihre Thore, und erkannten ihn als ihren Herrn. In Chateau-Thierry war eine burgundische Besatzung, aber die Bürger waren königlich gesinnt, und als die Jungfrau unter der Feste erschien, als man zufällig sah, daß weiße Schmetterlinge um ihr Panier flatterten, faßte die Besatzung die Angst vor irgend einer Zauberei, und sie übergab die Stadt gegen freien Abzug. Auch nach Paris dehnte sich der Schrecken aus; von allen Seiten kamen Leute, die vor des Königs Heer aus den kleinern Ortschaften geflüchtet waren, und theilten ihre Stimmung der Hauptstadt mit, bis der Herzog von Bedford die Mittel brachte zu erfolgreichem Widerstande.

Wir übergehen nun die Herausforderung zu einer Schlacht, welche der Herzog von Bedford dem Könige von Frankreich sandte, ferner wie der König sie annahm, aber ohne auf die Verabredung von Zeit und Ort einzugehen mit seinem Heer in die Nähe des Schlosses von Nangis kam, um sich wo möglich demnächst der Stadt Paris zu bemächtigen; wie dieß fehlschlug und man nun nach Dammartin zog.

Auf diesem letzten Zuge war es, daß Johanna dem Bastard von Orleans erklärte: »sie habe nun die Aufträge des Herrn vollbracht, und wünsche nichts sehnlicher, als daß der König sie wieder zu ihren Aeltern bringen lasse, sie wolle wieder deren Vieh hüten.« Trotz aller Erfolge, trotz aller Ehren war sie noch so fromm und einfach, wie da, als sie zuerst an den Hof kam. Ihre Haltung war so gewesen, daß die frechsten Höflinge, die sich zuweilen vorsetzten, ihr galante Anträge zu machen, in ihrer Gegenwart verstummten. Niemand konnte ihrer Keuschheit einen Flecken anhängen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

(Erste Sängerinnen in der nächsten Karnevalsstagione.) Mailand: Mad. Pasta — Sonne, sich zum Niedergange neigend. — Mad. Ronzi de Begnis — Vollmond. Bergamo: Dem. Gned — Talent aus Deutschland, das sich akklimatisiren wird. Cremona: Dem. Aman — bescheiden. Bescheidenes leistend. Crema: Dem. Parlamagni — dieser Bühne zusagend. Mantua: Dem. Demery — Glockenstimme und feuriger Vortrag. Brescia: Mad. Lipparini — Kunsterfahren. Verona: Mad. Micciarelli-Sbriccia — wenig gekannt. Vicenza: Dem. Schiassetti — gewesen. Venedig: Mad. Lalande — sonst Gestirn erster Größe, die Eklipse (so hoffen wir) nur vorübergehend. Giuditta Grisi — vulkanisch-elektrisirend. Triest: Mad. Tadolini — reizend in Gestalt und Sang. Turin: Mad. Schoberlechner, geborne Dall'Occa — ausgezeichnet; Gattin des bekannten Wiener Klaviervirtuosen dieses Namens. Genua: Mad. Tacchinardi-Persiani — vortreffliches Filigran. Novara: Dem. Brighenti — auch auf größeren Theatern mit Beifall aufgenommen. Rom: Theater Tordinona: Dem. Ungher, ihrer Vaterstadt, Wien, überall Ehre bringend. Theater Valle: Dem. Spech — hübsche Züge, niedliches Organ. Ferrara: Mad. Galzerani-Battaggia — auweh! Reggio: Dem. Trivulzi — gute Schule. Piacenza: Dem. Pastori — läßt sich hören. Parma: Mad. Schütz — vollendet, gediegen. Livorno: Mad. Garcia-Ruiz — angenehmer Abglanz ihrer Schwester (Mad. Malibran). Pisa: Mad. Cosatti — in jeder Beziehung lobenswerth. Lucca: Dem. Vial (aus München) gute Stimme, Methode läßt noch Manches zu wünschen. Florenz: Dem. Palazzesi — nicht ohne Verdienst. Palermo: Mad. Toedi — Französin durch Geburt und Grazie — Italienerin durch Kunstmethode. Neapel: Mad. Malibran — unerreichbar.

Theateranzeige.

Montag, den 29. Dezember. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Die Laune des Verliebten, Schäferspiel in Versen und in einem Akt; von Göthe. Hierauf folgt: (Zum Erstenmale) Der Besuch im Irrenhause, Oper in einem Akt, nach dem Französischen des Scribe, frei bearbeitet von F. L. Rhode, Musik von J. Rosenhain. Zum Beschluß: (Zum Erstenmale) Der Platzregen als Eheprokurator, dramatisirte Anekdote in 2 Abtheilungen, von Raupach.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, | № 233. | 30. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. C. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Malerische Stadtreisen. Von M. G. Saphir.

1. Das Konzert durch die Fensterspalte.

(Schluß.)

Ich schlenderte also Abends, um mir die Stadt aus den Gliedern herauszugehen, in die ***Vorstadt, und strich in den Straßen herum. Da ertönte aus dem Fenster eines Erdgeschosses Musik und Gesang; ich sah mich um, und erblickte ein Mädchen, welches durch eine Spalte des Fensterladens in das Zimmer hineinsah, aus dem die Töne herausklangen. Musik, Gesang und ein Mädchen, was braucht ein vazirender Dichter mehr, um angezogen zu werden? Ich nahete mich dem Mädchen, welches halb gebückt da stand, und in das Zimmer hineinsah, um über sie auch in das Zimmer hinein zu sehen. Das Mädchen hörte mich kommen, doch ohne umoder aufzuschauen fragte sie bloß: »Lorenz, bist du's?« Die Stimme klang so sanft, und es lag so viel Hautgout der Liebe in ihr, daß ich beschloß, Lorenz zu heißen; und warum soll der Mensch aus reiner Nächstenliebe nicht auch einmal Lorenz heißen können? Ich fühlte mich in diesem Augenblicke durch und durch Lorenz, und ließ ein halbes »Ja« hören. »O!« fuhr die ungesehene Stimme fort, »da drin ist Konzert und Dekelmatorium.« Ich konnte unmöglich lange meinen Posten behaupten, und über dem Kopfe des Mädchens auch durch den Laden sehen, ohne mich an ihr festzuhalten. Der Mensch muß im Leben einen Anhaltspunkt haben. Durch die Spalte konnte ich den größten Theil des kleinen Zimmers übersehen, in welchem ein Dutzend Dilettanten, Dilettantinnen und Dilettantchens ein deklamatorisches Konzert verarbeiteten. Ein kleines Mädchen saß bei einem Klavier, und spielte etwas; was es war, das mögen die Götter wissen, ich und Lorenz wir konnten es nicht errathen. Das gute, kleine Ding von 10 — 12 Jahren hatte drei große Schleifen auf dem Kopfe, wie zum Dohlenfang; sie schüttelte den Kopf wie eine chinesische Pagode, und die drei Schleifen bamelten wie die Sturmglocken hin und her. Auf dem Sopha gegenüber saßen ihre drei Mütter, denn sie waren alle in demselben Grade entzückt, und wiegten die drei Köpfe hin und her und vorwärts, wie drei nervenkranke Papageien. Ein junger Mensch mit einem getreidesackfarbenen Frack und einem rothen Halstuch, stand mit einem Glas Bier in der Ecke, und war ganz selig, er nippte immer ein Bischen Bier, und verdrehete dann die Aeuglein wie ein Stieglitz, wenn er trinkt. Das Mädchen arbeitete immer darauf los, und war endlich fertig; ein allgemeines Klatschen und Bravo erscholl. Das Mädchen ging, wie ein Fangball, von Hand zu Hand, bis es endlich den drei Sophapapageien in die Hände fiel, welche wie die Raben mit ihren Schnäbeln es zusammenpickten. Ein Mann, den ich an seinem behaglichen Gesichte sogleich als den Konzert-Arrangirer erkannte, nahete sich mit einem Stück Brod und einem Anschnitt Schinken, und reichte es dem Mädchen, welches es auch sogleich mit einem eben solchen Eifer verarbeitete, als ob es ein Klavierstück gewesen wäre. Eine der drei Damen sagte endlich: »Na, Sie glauben gor nit, was der kleine Wurm für ein Genie in sich hat. Stundenlang kann sie Takt halten, ohne »und den Generalbaß spielt sie nur vom einmal hören.« — »Und die vierhändigen Sachen spielt der kleine Teufel ganz allein, sie braucht keinen Menschen dazu.« — Während dieses Gespräches kam von dem Ende des Zimmers eine Figur hervor, die sich in die Mitte des Zimmers hinstellte, wie ein Maibaum. »Ah!« rief eine Dame vom Sopha, der Herr Göth wird deklamiren!« Der Herr Göth fing an sich die Hände zu richten wie ein Telegraph, knöpfte sich den untersten Westenknopf auf, bließ von sich und fing an: »Der Erlkenig, eine Ballate von Göde!«

Ach, von Göde! das is scharmant! das is ein lieber Kerl, der Göde!« — »Ach, von Göde! der is meine Leiblektüre! Er ist immer so romantisch, und dabei doch so pädagogisch!« — Indessen hatte der Telegraph sich fertig gemacht, und fing an wie ein Faßziehey:

»Wer reidet so spät durch Nacht und Wind?«

Bei dem: »Wer reitet,« fing er zu reiten an, und spornte sich selbst mit dem linken Fuße, und den »Wind« bließ er von sich, daß er bald die drei allen Frauen fortgeblasen hätte. Bei der Stelle:

»Es scheinen die alten Weiden so grau!«

spreizte er die Hand gra'e nach dem Sopha aus, wo die drei Frauen wirklich wie drei alte, graue Weiden dasaßen. Endlich, nachdem sich der Deklamator einigemale selbst beim Kragen nahm, endete er, und fiel nach dem Schlusse: »In seinen Armen das Kind war dot!« wie ein morscher Meilen-

zeiger auf einen Sessel hin. Der Enthusiasmus war unbeschreiblich! Die drei grauen Weiden zitterten vor Entzücken! »Ach, ja, wenn man den Göde so hören kann, dann weiß man erst, was der Göde für ein Göde ist, und was der Göde eigentlich will!« Der Hausherr kam wieder mit seinem Dank mit obligaten Schinken. Der Deklamator aber lag in den letzten Zügen, und röchelte nur schwach all diesen Dank ein. »Nun, sagte die mittlere Sophadame, werden Milli und Pepi ein Duett aus der »Vestalin« singen!« — Milli und Pepi erschienen. Milli hatte ein hochrothes Kleid an, grüne Schuhe, einen gelben Shawl und blaue Bänder in den Haaren, sie sah aus wie ein pensionirter Tuschkasten. Pepi aber, ein langer, dürrer Dilettant, mit weißen Beinkleidern und Weste, mit einem gränzenlosen schwarzen Frack, kam daher wie eine Meerschwalbe mit weißem Bauch. Sie fingen das Duett aus der »Vestalin« an. Julie-Tuschkasten und Licinius-Meerschwalbe setzten Töne zusammen, von denen der kleinste Ton homöopathisch einen Spontini-Anbeter hätte kuriren können. Julie preßte die Tönchen heraus, wie aus dem Halse einer engen Bouteille und warf diese Tönchen mit ihrem spitzigen Näschen immer in die Höhe, wie ein indianischer Gaukler; dabei zuckte sie am ganzen Leibe, daß sie aussah wie ein zitternder Regenbogen. Julius hingegen gab Töne von sich wie die Brocken, und biß alle Augenblicke in die Unterlippe als wollte er diesen Brocken wieder hinunter schlücken. Dabei schmachtete er nach Julien-Tuschkasten und nahm eine regungslose Stellung an, wie ein Apollo aus carariſchem Parmesan. Gottlob, es war bald zu Ende; ein »hurrah,« und »bravo« und »göttlich« erscholl ringsum; es war ein Tosen als ob ein Wochenmarkt in Musik gesetzt worden wäre; Julie und Licinius sahen sich an wie die Turtelgänse, und der Hausherr näherte sich mit zwei Portionen Schinken, und »dem Verdienste seine Kronen!« Die Vestalin-Sänger bekamen den besten Schinken. Auch dieser Sturm ging vorüber, ich wollte schon meinen Posten verlassen. Da hieß es: »Die Fräulein Ellis wird nun deklamiren!« Fräulein Ellis trat hervor. Ein Gesicht wie ein rother Fenster-[illegible] von einer Nase, die zwischen den beiden dicken Wangen in die Enge kam, und mit dem kleinen Stümpfchen noch um Rettung zu rufen schien. Ein paar dünne lebzeltenfarbne Härchen gaben sich alle Mühe ein glänzendes Kämmchen zu tragen. Sie trat hervor: »Na!« »Ein Gedicht von Saphir.«

Ich erschrack, daß mir alle Manuskripte im Leibe zitterten, und ich mußte in meinem Schrecken das Mädchen neben mir stark in die Seite gezwickt haben, denn sie schrie laut: »Ober Lorenz, was thuest denn?« In diesem Augenblicke hätte ich alle Haarlocken von Fräulein Ellis darum gegeben, ein Lorenz und kein Saphir zu seyn; denn Fräulein Ellis stand schon da mit Aeuglein wie die Gans wenn es wetterleuchtet, und suchte alle fünf Sprachwerkzeuge zusammen und zog das Mündchen zusammen als ob sie eine Oblate mit sechs Rhabarberpillen geschluckt hätte, und begann mit einer Stimme wie ein gebratener Apfel in der eisernen Röhre:

»Man glaubt gewöhnlich so im Leben,
Es käm' bloß auf die Größe an.«

Dabei stellte sie sich auf die Fußzehen um die Größe anzuzeigen, dann modulirte sie die verschiedenen »na! na!« so heraus, daß ich glaubte ein geladener Wagen knarre über einen Eisberg herab! Ich seufzte: »Ach, Ellis, warum hast du mir das gethan!« Sie war fertig, glühend roth und der Schweiß rann ihr über das Ponceau-Antlitz, und sie sah komplet einer schöngebräunten gebratenen Gans ähnlich. Alles umringte und umarmte sie, und klatschte, und der Hausherr schleppte neuen Schinken heran, und eine von den drei Damen, eine graue mit gefleckten Wangen, eine wahre Forelle, rief ganz hingerissen aus: »Ach, wenn ich den Saphir jetzt da hätte, ich könnt' ihn küssen!« Eine süße Ahnung von einem Nervenschlag durchrieselte mein Gebein; ich glaubte die Forelle habe mich schon bei den Ohren, schon wähnte ich ihre Lippen zu fühlen; ich sprang entsetzt vom Fenster zurück und lief die Straße hinab. Das Mädchen neben mir, lief mir nach und schrie: »Aber wie g'schicht dir denn, Lorenz? Wo rennst denn hin, Lorenz?« Ich aber hörte nichts, sondern sah in Gedanken immer die Forelle hinter mir mit gespitztem Munde, da packte mich das Mädchen am Rocke, ich sah mich um, und siehe da es war keine Forelle, sondern ein allerliebster Backfisch, ich stand verdutzt da wie ein Stockfisch, so sahen wir uns lange an, endlich fielen dem Backfisch die Schuppen von den Augen und sie sagte: »I bitt' um Verzeihung, i hob glaubt Sie seyn der Lorenz.« Ich aber erwiederte mit unbeschreiblicher Lieblichkeit: »Ach, ich bitte, der Lorenz ist auf meiner Seit', ich muß um Entschuldigung bitten; aber es ist meine Schuld nicht, daß ich der Lorenz nicht bin. Aber Sie sind so hübsch, daß ich ein Lorenz werden möchte, und da man jetzt alles in der Geschwindigkeit lernen kann, so werde ich gewiß auch Jemanden finden, der mich unterrichten wird, in »der Kunst, in drei Stunden ein Lorenz zu werden.«

— »Mit wem hab' i die Ehr zu sprechen? fragte sie mit einem Tone, der schon weniger Lorenz-Klang hatte. »O,« erwiederte ich, »Namen nennen mich nicht; aber die Blinden in Genua kennen meinen Tritt; ist dieß deinem Ehrgeize genug, so schlag' ein, laß mich deinen Lorenz seyn, für diese kurze Spanne Zeit.« Hier rollte ein Fiacker vorüber und der Leser kann zu meinem Leidwesen nicht mehr hören was weiter gesprochen wurde. — (Wiener Theaterztg.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Fortsetzung.)

Als der König bei Dammartin lag, kam ihm Bedford mit etwa 10,000 Mann nach dem Dorfe Mittry entgegen. Die Franzosen erwarteten bei Lagny le Sec den Angriff. Bedford wollte aber die Schlacht nicht beginnen und ging nach Paris zurück, welcher Stadt er auch nicht mehr recht traute. Um diese Zeit unterwarfen sich dem Könige Karl auch Compiegne und Beauvais. Hierauf zog Bedford, um die Normandie zu decken, wieder aus Paris gegen Senlis; dahin zog auch das königliche Heer. Es kam zu mehren Gefechten in der Nähe von Senlis, wo die feindlichen Heere einander einige Zeit gegenüber lagen. Dann ging König Karl nach Compiegne, Bedford nach Paris zurück; aber die Franzosen gewannen täglich mehr Terrain gegen ihre Feinde, da diese im Ganzen die Bevölkerung des Landes gegen sich hatten. Auch der Herzog von Burgund fing schon an zu wanken, und unterhandelte mit seinem König. Am 28. August ging er zum Behufe weitrer Friedensverhandlungen einen Waffenstillstand ein für einen großen Theil der Landschaften an der Seine, welchem Vertrag auch die Engländer sich angeschlossen hatten. Auf andern Punkten dauerte der Krieg fort. Senlis ergab sich. Am 25. August war St. Denys von den Königlichen besetzt worden, und am 29. kam Karl selbst dahin. Die ganze Umgegend unterwarf sich. Auch Johanna kam nach St. Denys, und war der Meinung, man müsse Paris angreifen; allein

die Ausschweifungen des königlichen Heeres, welche Johanna umsonst zu hindern bemüht gewesen war, machten die Einwohner besorgt, und hielten sie auf englischer Seite.

Einmal, als Johanna Reisige, die mit einer liederlichen Dirne ihr Wesen trieben, antraf, schlug sie so hart mit flacher Klinge auf sie los, daß ihr Schwert sprang. Sie hatte die Waffe lieb gehabt; auch der König bedauerte es; doch hatte sie an ihrer Standarte genug, denn mit dem Schwerte tödten hatte sie nie wollen. Sie bediente sich allenfalls einer kleinen Streitaxt, die sie am Gürtel trug.

Als es zum Angriff auf Paris kam, war Johanna wieder in den vordersten Reihen. Sie stürmte vor; kam an den zweiten tiefen, mit Wasser gefüllten Graben, ordnete ruhig unter Pfeil und Kugelregen die Füllung mit Faschinen zu einem Uebergangspunkt an, erhielt aber endlich einen Pfeilschuß in den Schenkel, und konnte nun nur, auf der Erde an einem bedeckten Orte liegend, den weitern Angriff leiten: inzwischen rückte die Nacht heran, es war keine Hoffnung mehr über den Graben zu kommen. Der Befehl zum allgemeinen Rückzuge war schon gegeben; Johanna wollte nicht, blieb allen Vorstellungen taub, bis endlich der Herzog von Alençon selbst kam und sie holte. Nach diesem verfehlten Angriffe mußte das Unternehmen auf Paris aufgegeben werden. Johanna hing ihren blanken Harnisch und Helm am Grabe des heiligen Dionysius auf nebst einem Degen, den sie beim Sturm auf Paris einem Engländer abgenommen hatte, Der König zog sich von Paris zurück, und Johanna konnte mit Mühe bewogen werden, noch beim Heer und Hofe zu bleiben. Ihr göttlicher Auftrag war, wie sie früher geäußert, vorbei; sie hatte aus gewohnter Zuversicht und ohne Beirath ihrer innern Stimme den Sturm auf Paris betrieben und er war fehl geschlagen. Sie hatte nun das Bewußtseyn ihres Waffenglückes, ihrer Gottbegeisterung eingebüßt — und war auf diese Weise nichts mehr als ein armes Bauermädchen. Dieß aber sah man bei Hofe nicht ein, wollte die Wirkung ihres Wesens auf das Volk weiter benutzen, und nöthigte sie auch nun noch zu bleiben, wo sie sich doch nur noch in neue Verlegenheiten verwickeln konnte, und bald alle gegen sich haben mußte.

Nach dem Rückzuge von Paris ging der Herzog von Alençon gegen den burgundischen Anführer Perrinet Grostet, der die Gegend von la Charité, Loire-aufwärts noch besetzt hielt. Johanna begleitete bei dieser Unternehmung den Sire d'Albret, der einen Haufen Reisige von Bourges gegen St. Pierre le Moutier führte. Schon hatte die Belagerung dieses Ortes mehre Tage gekostet, mehre Angriffe waren von der tapfern Besatzung abgeschlagen worden. Einmal, als die Angreifenden auf allen Seiten wieder von den Wällen flohen, blieb Johanna allein vor denselben. Ihr Schildknecht, der Sir d'Aulon, wollte sie hinwegführen und rief ihr zu: »Ihr seyd allein, Johanna!« sie aber sagt, ihren Helm abnehmend: »Nein! ich habe 50,000 Mann und werde die Feste nehmen!« Er hielt sie für wahnsinnig, aber ihr lautes Rufen sammelte die Fliehenden wieder, und in wenigen Minuten war die Stadt mit stürmender Hand genommen.

Die Erfolge Johanna's brachten inzwischen Spekulationen in Gang von andern, die in ähnlicher Weise auftreten wollten. Eine heilige Frau, Katharina von la Rochelle, versprach dem Könige Wunderdinge, und berief sich auf die Erscheinung einer weißen Dame. Da Johanna nun schon in anerkanntem Besitze der Visionsfähigkeit war, konnte Katharina ihr Verlangen, die weiße Dame sehen zu wollen, nicht abwenden. Die beiden Visionärinnen blieben eine Nacht beisammen; so lange Johanna wachte, sah sie nichts; als sie einige Zeit eingeschlafen war, behauptete Katharina, die weiße Frau sey da gewesen. Dieß ergrimmte Johannen nun so sehr, daß sie am Tage schlief, um die Nacht wachen zu können: aber keine weiße Dame erschien. Nun konnte man freilich Johanna auch den Einwurf machen, ihre Visionen sehe ja auch Niemand als sie, allein daß sie deren habe, konnte aus den vielen bestimmten, durch den Erfolg bestätigten Voraussagungen als bewiesen betrachtet werden, und so glaubte man ihr, wenn sie behauptete, die Unreinheit und Sündhaftigkeit hindre andre nur an der Theilnahme an ihren Visionen. Sie fragte nun ihre Heiligen bei deren nächster Erscheinung, was es mit den Visionen der Katharina von la Rochelle auf sich habe, und erfuhr, es sey Betrug. Sie wollte Katharinen nach Hause geschickt wissen, dennoch duldete man sie ferner am Hofe.

Es scheint, daß Johanna nach und nach anfing, allen unbequem zu werden, aber daß man es für mal-honnête und vielleicht auch für unklug hielt, sie ganz in ihre frühern Verhältnisse zurücktreten zu lassen, noch geschmückt mit dem ungekränkten Ruhm ihrer Thaten und ausgestattet mit einer sittlichen Gewalt über die Gemüther des Volkes, die leicht einmal dem nicht eben sehr tugendbeflissenen Hofe selbst gefährlich werden konnte. Viele von den Höflingen glaubten gewiß nicht an einen unmittelbaren Zusammenhang göttlicher Vorsehung und der Erscheinung dieses Mädchens, sondern erklärten sich alles entweder mechanisch durch die Aufraffung des abergläubigen französischen Volkes in Folge des wunderlichen religiös umkleideten Auftretens Johanna's und durch den panischen Schrecken der ebenso abergläubischen Feinde — oder sie hielten alles für das Werk des Zufalls oder der Hexenkünste. Aberglauben, Zufall und Hexenkünste konnte man aber ebenso leicht einmal gegen sich als ein andresmal für sich haben, und so schien es eine Aufgabe politischer Klugheit, Johannen vor ihrer Entlassung politisch unschädlich zu machen. Vielleicht hatte man sie trotz ihres Widerwillens nach dem Abzuge von Paris beim Heere gehalten, in der Hoffnung, sie solle bei einer der nächsten Unternehmungen ihren Tod finden; vielleicht war Katharina gradezu aufgestellt, Johanna's Macht zu schwächen, in Zweifel zu bringen und allmälig zu vernichten, — aber der Plan scheiterte an Johanna's innerer Zuversicht, an ihrer Energie.

Nach der Einnahme von St. Pierre le Moutier zog Johanna mit d'Albret vor la Charité. Johanna war gegen diese Unternehmung. Nach wenigen Wochen mußte auch die Belagerung aufgegeben werden; man wandte sich wieder vorzugsweise nach den Seinelandschaften, in denen la Hire schon wieder bis vor die Thore von Rouen streifte. Die Pariser waren täglich unzufriedner mit ihrer englischen Besatzung; gegen ihre Stadt vorzüglich dirigirte der König seine Truppen, und bei dieser Abtheilung war Johanna, welche behauptete, nur mit dem Schwerte in der Hand werde man Frieden erhalten, während Katharina behauptete, man müsse mit dem Herzoge von Burgund unterhandeln.

Johanna trieb die englischen Truppen, die vor Melun (was die englische Besatzung verjagt hatte) lagen, zurück, und überfiel St. Maur: dann wandte sie sich gegen einen burgundischen Freibeuter, Franquet von Arras, der unter wüsten Greueln die Umgegend plünderte. Alle seine Leute fielen und er selbst wurde wegen seiner Greuelthaten in der Gefangenschaft hingerichtet, wodurch die Anführer der Engländer und Burgunder entsetzlich erbittert wurden; aber der Schrecken des gemeinen Mannes wurde nur um so größer, seit sich das Gerücht verbreitete, Johanna sey blutdürstig und schone niemandes.

Die Engländer bewogen unterdessen den Herzog von Burgund durch fast ungemessene Zusicherungen, auf ihrer Seite zu bleiben, und streuten das Gerücht aus, er sammle ein mächtiges Heer, Heinrich VI. (damals erst neun Jahre alt) werde nach Frankreich kommen und sich in St. Denys krönen

lassen. So verging der Winter. Im Anfange des nächsten Sommer's galt es, Gournay sur Aronde zu unterstützen, sowie Choisy sur Oise, welche Festen von den Burgundern bedroht waren. Der letztern eilte Johanna mit dem Grafen von Vendôme aus den Marnegegenden zu Hülfe; doch waren die Schwierigkeiten des Zuges zu groß bei Soissons; der Heerhaufe trennte sich und Johanna ging mit geringer Begleitung auf Compiegne. Hier überfiel sie in der Nähe bei Pont l'Evêque ein Korps Engländer unter Sir John Montgommery; dieß war schon im Weichen, als es neue burgundische Unterstützung erhielt und Johanna's Korps zurückschlug; Choisy mußte sich ergeben, und der Herzog von Burgund kam nun vor Compiegne, was von einem tapfern, aber grauenhaft grausamen Menschen, Guillaume de Flavy, befehligt, und in aller Weise zu guter Vertheidigung vorbereitet war.

(Schluß folgt.)

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Aus dem Kerker von Vincennes ward der Marquis von Sade nach der Bastille geschafft. Es waren dieß die letzten Tage der Bastille. Das arme Gefängniß war brüchig, und krachte auf allen Seiten. Die Vorstadt St. Antoine umging das alte Monument und sah mit drohendem Blick und mit Groll im Herzen zu ihm hinauf. Zur nämlichen Zeit ließ sich von fern das erste Rollen vernehmen, welches die französische Revolution ankündigte. Frankreich ward von dem Wirbelwind der Leidenschaften und der Reformen ergriffen, der es so weit weg über so blutige Wege führen sollte. Der Marquis von Sade machte sich die Schwäche der Autorität zu Nutze, welche sich am Fuße des Thrones wie in der Kerkertiefe bemerkbar machte. Als dem Marquis einst die Erlaubniß, auf dem Söller des Gefängnisses spazieren zu gehen, genommen worden war, ergriff er, außer sich darüber, ein langes, blechernes und trichterförmiges Rohr, von Weißblech, das als Wasserrinne für ihn bereitet worden war, und schrie durch dasselbe, sich seiner als Sprachrohr bedienend, auf die Straße: »Zu Hülfe! zu Hülfe! man will mich morden!« Es entstand ein Auflauf, und das Volk bedrohte von fern die Bastille. Der Gouverneur, Herr von Launay, berichtete den Vorfall nach Versailles und erhielt von dort die Antwort: das Geschick des Gefangenen stehe ganz in seiner Hand und er könnte, wenn er das nöthig fände, selbst über sein Leben verfügen. Herr von Launay begnügte sich damit, ihn nach Charenton zu schicken. Endlich, am 17. März 1790, erschien das Dekret der konstituirten Versammlung, welches allen Gefangenen, die auf Lettres de Cachet festgesetzt worden, also auch dem Marquis von Sade, die Freiheit wiedergab. — Gebe Gott, daß er glücklich sey! sagte seine Schwiegermutter.

Es folgten die Jahre 1792 und 1793, die blutige Reaktionen, die allmächtigen Diktatoren, Danton und Robespierre; alle öffentlichen Plätze füllten sich mit den rothen Maschinen, die von Morgens bis Abends im Gange waren. Nun glaubt man wohl, daß der Blutmensch, der Marquis von Sade, nach so vielen geschriebenen Mordthaten sich recht an dem Gemetzel ergötzen, sich am Fuße des Schaffots an all den Todesstrafen, an all den Thränen weiden werde. Aber da kennt man diesen Menschen nicht: die Henker von 1793 sind in seinen Augen nur jämmerliche Wichte! Er hat keinen Begriff von einem politischem Tode, ihm ekelt das Blut an, welches nicht zu seiner Lust vergossen wird. Und doch gab es unter den Opfern von 1793 viele junge und schöne Frauen, viele junge Leute von großen Hoffnungen und von großen Namen; es gab dort höchst bittere Thränen, und nie hat, wie ich glaube, ein Mensch dieses Charakters einem vollständigeren und reizenderen Feste von Morden und Leichenbegängnissen beigewohnt; aber dieser Mensch hatte, wie schon gesagt, in seinen Büchern so unmögliche Lebensstrafen kombinirt, so außerordentliche Todesarten geträumt, so grausame Qualen ausgedacht, daß ihm die Schreckenszeit nicht mundete. Er war nun im Gegentheil gut, menschlich, gnädig, edelmüthig. Auf die Reputation seiner Bücher hatte man ihn zum Sekretär der Pikengesellschaft gemacht; er benutzte seine Gewalt, um seinem Schwiegervater und Schwiegermutter das Leben zu retten, welchen er, und dieß mit so vielem Rechte, verhaßt war, und die seiner nicht geschont hatten. Kurz er trieb es in seinem Abscheu vor dem Blute so weit, daß er zu großer Mäßigung angeklagt, für verdächtig erklärt und in den Madelonnetten gefangengesetzt wurde. Daß er nicht als altadeliger den Tod auf dem Schaffot gefunden, verdankte er unstreitig der Achtung, die man seinem Genie zollte. Kurz, so lange man in Paris nur mit Massacren, mit Septembrisiren, mit Bürgerkrieg beschäftigt war, Könige aufs Schaffot brachte und ein verlassenes Königskind Miethlingen in die Hände gab, wünschte der Marquis von Sade die Schwächen, den Glanz, die Sorglosigkeit, den Geist, ja selbst die Bastille des alten Königthums wieder herbei.

Erst unter dem Direktorium, während dieses Halts von einem Tage in dem Kothe des verschiedenen Königthums, fühlte der Marquis von Sade sich wieder etwas behaglicher. Seit lange hatte er ein elendes Leben geführt. Er machte, um zu leben, schlechte Komödien, in welchen er oft für einige Louisd'or eine Rolle übernahm, erborgte sich hie und da ein Stückchen Geld für seine Mätressen und vermehrte seine noch nicht herausgegebenen Bücher mit neuen Scheußlichkeiten. Als ihm die ganze Verderbheit des Direktoriums, die ganze Gemeinheit dieser Macht ohne Gehalt und Tugend einleuchtete, da wagte der Marquis von Sade es, seine beiden Meisterwerke in den Druck zu geben. Es handelte sich nur noch darum, einen Unternehmer zu finden. Es fanden sich deren drei, welche die Herausgabe gemeinschaftlich unternahmen, und die nicht zweifelten, daß ein solch Geschäft unter einem Barras schon gelingen müßte. Zwei dieser Männer waren Buchhändler, der dritte, der straffälligste unter diesen Dreien, war ein reicher Kapitalist. Das Buch ward vermittelst des Geldes dieses Letzteren, dessen Namen wir verschweigen wollen, gedruckt und in dem Katalog der beiden Buchhändler mit aufgeführt. Der Verfasser und die beiden Buchhändler hatten die rührende Aufmerksamkeit, fünf Exemplare besonders, auf schönem Velinpapier, für die fünf Direktoren, abziehen zu lassen. Ja, man wagte es, diese zehn Bände den Männern zuzuschicken, welchen die Regierung Frankreichs übertragen worden war; und statt ein solches Verfahren für die bitterste Ironie zu nehmen und es als eine blutige Insultirung zu ahnden, ließen diese Männer dem Verfasser danken und ihn bekomplimentiren. Unter einem solchen Patronat wurde das Buch nun öffentlich verkauft. Es kaufte dasselbe, wer Lust hatte, und aus der gesammten täglichen Presse fand sich auch nicht Einer, der den Muth gehabt hätte, dieß Produkt zu brandmarken, wie es das verdiente.

(Schluß folgt.)

Theateranzeige.

Dienstag, den 30. Dezember. Die Waise und der Mörder, Drama in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen, von J. F. Castelli.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — f. d. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. E. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, №. 234. 31. December 1834.

Beiträge zum Konversationsblatt, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, ebenfalls unter obiger Aufschrift einzuschicken.

Die besseren deutschen Literatoren und Novellisten werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen. Unsere bisherigen verehrten Mitarbeiter, besonders die HH. John Clare (London), Cremieux (Paris), Nicolai und Sobernheim (Berlin), St. Schütze (Weimar), Zoller (Stuttgart), Baur (Darmstadt), K. Leonhardt (Dresden), von Jagemann (Heidelberg), Bäuerle (Wien), C. H. Howitt (New-York), Adolf Bube, J. C. Nänny, u. s. w. werden auch gewiß in dem nächsten Jahre unserer Verbindung treu bleiben.

Die Jungfrau von Orleans.

(Aus dem dieser Tage erschienenen fünften Theile, dritter Sektion, der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.)

(Schluß.)

Johanna wollte sich hier mit einschließen lassen, kam von Crespy, wohin sie gegangen war, in die Stadt und machte sofort einen Ausfall, der Anfangs glücklichen Erfolg hatte; allein bald mußte sie, ungeachtet sie an der Spitze ihrer Leute tapfrer als je kämpfte, weichen vor der Ueberzahl der Feinde, und indem sie unter den letzten der Ihrigen, deren Rückzug in die Stadt decken wollte, wurde sie von den Feinden an ihrem Panier und an dem scharlachenen Oberkleid erkannt, konnte nicht rasch genug eingelassen werden, und sah sich in wenigen Augenblicken umringt. Sie wehrte sich tapfer mit einem großen Reiterschwerte, was sie bei Lagny wieder erobert hatte, wurde aber von einem picardischen Armbruster am scharlachsammtnen Oberkleid (huque) aus dem Sattel gerissen; sie schlug sich noch zu Fuß durch bis an den Graben; ein Ritter Pothon und andre wenige bei ihr ausharrende thaten noch, was in Menschenkräften war, um sie zu retten, aber endlich mußte sie sich doch an Lionel, den Bastard von Vendôme, ergeben.

Unbeschreiblich war die Freude im Belagerungsheer, als sich die Kunde von Johanna's Gefangenschaft verbreitete. Alles, selbst der Herzog von Burgund, wollte seine Neugierde befriedigen, und lief, sie zu sehen. Ein Te Deum wurde gesunzen und Boten gingen nach allen Seiten.

Unter dem Volke französischer Seits verbreitete sich sofort das Gerücht, Johanna sey von den Hofleuten absichtlich ins Verderben geführt worden, um sie mit guter Manier los zu werden. Der ganze Haß des Volkes konzentrirte sich auf Guillaume de Flavy, der schon seiner Grausamkeit wegen verabscheut war. Er sollte Johannen verrathen und verkauft, Johanna sollte es vorher gewußt und sollte an dem Morgen des Tages, an welchem sie gefangen wurde, nach der Kommunion geäußert haben: »sie sey verrathen, werde nächstens dem Tod übergeben werden; man möge für sie beten.« — Alles das war aber unwahr, denn Johanna war nie muthiger als an dem Tag, und hatte ihre Reisigen durchaus zu dem Ausfalle getrieben.

Wenige Tage nach Johanna's Gefangennehmung verlangte sie der Predigermönch Martin, Doktor der Theologie und Generalvikar des Inquisitors von Frankreich, als gotteslästerlicher Verbrechen verdächtig, vom Herzog von Burgund ausgeliefert; der Sire de Luxembourg aber, welcher Johannen dem Bastard von Vendôme abgekauft hatte, gab sie nicht heraus, sondern sandte sie nach seinem Schlosse Beaurevoir in die Picardie, wo sie von den Frauen des Hauses wohl gehalten wurde.

Von neuem erging nun von der Universität in Paris das Ersuchen an den Herzog, er solle Johannen dem Generalvikar und dem Bischofe von Beauvais, in dessen Diöces sie gefangen worden war, ausliefern lassen. Der Herzog antwortete nicht. In kurzem kam ein neuer Brief an von der Universität; zugleich schrieb diese an den Sire de Luxembourg. Wieder kein Erfolg. Da ließ der Bischof von Beauvais dem Herzoge von Burgund öffentlich durch päpstliche Notare eine Requisition übergeben, worin sich der Bischof zugleich für eine bedeutende Summe als Lösegeld verbürgte. Dieß wirkte; der Herr de Luxembourg lieferte Johannen aus.

Um nun Johannen ein übleres Loos noch zu bereiten, als sie ohnehin auch von den Engländern zu erwarten hatte, trugen die mannichfachen Unglücksfälle vieles bei, welche diese in der nächsten Zukunft in Frankreich betrafen. Sie sahen Johannen als die Veranlassung des Glückswechsels an, in welchem sie begriffen waren; denn wie früher im Steigen, waren sie jetzt auf der Waage des Kriegsglückes, seit Johannens Auftreten, in stetem Fallen gewesen. Sie ließen eine arme bretonische Frau in Paris, die nur behauptete, durch eine Vision in Kenntniß gesetzt zu seyn, daß Johanna eine gute Christin wäre, als Hexe verbrennen. Soweit ging ihr Grimm. Pierre Cauchon, der Bischof von Beauvais, obgleich Franzose von Geburt, doch ein wüthender Anhänger der Engländer, that alles in seinen Kräften, um Johannen in dem Prozesse, der nun begann und den er wesentlich mit zu leiten hatte, zu verderben. Die Doktoren der Pariser Universität, der Herzog von Bedford und der Graf von Warwick waren nicht weniger im feindlichen Sinne thätig.

Johanna war endlich, nachdem sie in Beaurevoir, Arras und Crotoy gefangen gehalten worden war, nach Rouen gebracht worden, wo König Heinrich und die englischen Re[illegible]rungsbehörden Residenz hatten. Weil man sie fortw[illegible] noch für eine Hexe hielt, bekam sie nun nicht bloß eise[illegible] Fesseln an die Füße, sondern wurde auch in ihrem Gef[illegible]

nißgewölbe noch besonders in einem eisernen Käfig eingeschlossen. Englische Bogenschützen bewachten sie unter Verhöhnungen und übler Behandlung mannigfacher Art; auch willigten die englischen Behörden nicht darein, daß sie, wie es in der Ordnung gewesen wäre, in den erzbischöflichen Gefängnissen in Haft gehalten wurde.

Der Bischof Cauchon wollte, der öffentlichen Meinung wegen, den Prozeß nur unter Mitwirkung einer größern Anzahl gelehrter Theologen und Juristen führen, und die schlechtesten Interessen, besonders Furcht vor seinem Eifer und vor der despotischen Rache der Engländer, schafften ihm eine Anzahl Genossen aus dem gelehrten Stande. Unter den nur gezwungen Beistand Leistenden stand Jean Lemaitre, der Generalvikar des Inquisitors, oben an; er suchte sich fortwährend so frei als möglich zu halten von der speziellen Theilnahme an dem grausamen Verfahren gegen das unglückliche Mädchen, und nur unmittelbare Befehle des Generalinquisitors konnten einige Schwierigkeiten, die er erhob, beseitigen. Der Prozeß selbst wurde auf das Scheußlichste geführt.

Zuerst wurde einem Geistlichen, Namens Nikolas l'Oiseleur, der sich für einen Landsmann Johanna's und heimlichen Anhänger König Karls bei ihr ausgab, Zutritt zu ihr gewährt. Er hatte den Auftrag, ihr Zutrauen zu gewinnen, und so sich gewisser Informationen zu versichern. Der Bischof von Beauvais und der Graf von Warwick waren niedrig genug, dabei die versteckten Zeugen zu machen, während sie nicht einmal einen Notar finden konnten, der dergleichen thun und über das Gespräch Johanna's und l'Oiseleurs ein Protokoll führen wollte. L'Oiseleur wurde nachher Johanna's Beichtvater und ertheilte ihr allewege solchen Rath, der sie ins Verderben bringen mußte. Alles was Johannen günstig seyn konnte, theilten diejenigen, welche den Prozeß leiteten, soweit dieß möglich war, den zugezogenen Gelehrten gar nicht mit.

In den Verhören trat Johanna so muthig und zuversichtlich auf, wie auf dem Schlachtfeld; ungeachtet sie mehrfach die Ueberzeugung aussprach, die Engländer würden sie doch tödten. Ihre Herzenseinfalt und Gradheit machten einen Advokaten oder Beirath, den man ihr verweigerte, fast unnöthig. Ihre Antworten waren oft so, daß nur der Jähzorn Cauchons den offenen Beifall der gelehrten Beisitzer des Gerichts hinderte.

Sie behauptete nie einen Menschen getödtet zu haben, nur vorgedrungen sey sie, und habe die sie hindern wollenden abgewehrt, aber nie selbst getödtet. Ueber ihre Visionen rc. gab sie ganz dieselbe Auskunft, wie früher am französischen Hof, und ohne alle Furcht wiederholte sie den anwesenden Engländern und den Satelliten derselben im Gericht mehrfach, daß ihre Visionen sie unterrichtet hätten, daß die Engländer aus Frankreich gejagt werden würden, sie möchten anfangen, was sie wollten. Ihre Visionen gingen auch im Gefängnisse fort, und sie folgte in ihren Antworten ihren heiligen Rathgebern. Bei allen Eiden, die sie schwören mußte, wahrhaftige Auskunft auf alle ihr vorgelegten Fragen zu geben, machte sie eine Exception zu Gunsten dessen, was sie dem Könige von Frankreich persönlich gesagt oder von ihm gehört hatte. Die Engländer wurden durch Johanna's ganzes Benehmen zu wahrhaft brutaler Wuth fortgetrieben, so daß sie den zum Gerichte gezogenen Räthen, wenn sie sich irgend günstig für Johanna äußerten, drohten, sie wollten sie in die Seine werfen lassen. Die Notare konnten sich kaum den Anmuthungen, die Protokolle zu verfälschen, mit Erfolg entgegensetzen.

Daß von Zauberei nicht die Rede seyn könnte, erwies der ganze Prozeß. Um sich zu überzeugen, daß sie mit dem Teufel keinen Bund gehabt haben könne, mußte sie sich einer abermaligen Untersuchung der Zeichen ihres jungfräulichen Standes durch Frauen unterwerfen, und der Herzog von Bedford war Schuft genug, sich während dieser Untersuchung in einem Nebenzimmer aufzuhalten, und durch eine kleine Oeffnung in der Wand zuzusehen.

Da nun weder auf Zauberei noch auf Teufelsverbindung weiter untersucht werden konnte, reduzirte sich der Prozeß auf zwei Klagepunkte: 1) daß sie Männerkleider trage; 2) daß sie sich der Kirche nicht unterwerfe.

Die Männerkleider hatte sie im Kriege aus Rücksicht auf größere Bequemlichkeit getragen; im Gefängnisse blieb sie hartnäckig dabei, weil sie dadurch etwas mehr gegen die schamlose Behandlung gesichert war, die sich ihre Wächter oft gegen sie erlaubten. Was den Kirchenpunkt anbetraf, so hatte sie diesen nur dem Schandbuben l'Oiseleur zu danken, denn dieser hatte ihr den Unterschied der ecclesia triumphans und der ecclesia militans erläutert, und ihr eingeflüstert, sobald sie die Macht der streitenden Kirche ohne Vorbehalt anerkenne, erkläre sie zugleich, daß sie das von ihren Feinden besetzte Gericht als ein rechtes Gericht erkenne. Um nun das Letztere nicht zu thun, verstand sie sich nicht zu einer unumwundnen Anerkennung der Kirche.

Allmälig suchte jeder honnete Mensch unter den Zugezogenen eine Gelegenheit, sich von dieser niederträchtigen Schlachtanstalt, welche die Engländer Gericht nannten, loszumachen. Mehre ergriffen gradezu die Flucht, da der Graf von Warwick fast niemanden eine Wahl ließ, als entweder Johannen verderben zu helfen, oder in der Seine gebettet zu werden.

Als die Untersuchung geendigt war, wurde die Substanz der Antworten Johanna's in zwölf Artikel gefaßt. Einer der Assessoren bemerkte, diese Substanz sey nicht überall richtig gefaßt; sofort fragte Cauchon die Beisitzer gar nicht weiter, sondern schickte die Lügenartikel ohne den Namen der Angeklagten der Universität in Paris, dem Stift in Rouen, den Bischöfen von Lisieux, Arranches und Coutances und etwa 50 Doktoren, die zum Theil schon selbst Assessoren des Gerichts gewesen und geblieben waren. Alle Stimmen der Befragten (die man natürlich vorsichtig erlesen hatte) waren gegen Johannen, was auch bei der lügenhaften Darstellung des Prozeßresultats gar nicht anders möglich war.

Während man die Antworten der Befragten erwartete, erkrankte Johanna plötzlich. Der Graf von Warwick war aufs Höchste bestürzt; »man habe sie so theuer gekauft und nun sollte sie eines natürlichen Todes sterben, das gehe nicht, man solle sie so rasch als möglich heilen, damit sie verbrannt werden könne.«

Endlich kam nun nach ihrer Genesung der Spruch der Richter zu Stande: »Sie solle aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche ausgestoßen und dem weltlichen Richter übergeben werden.« Nun wünschte man von ihr vor ihrer Hinrichtung noch eine öffentliche Anerkennung der Gerechtigkeit dieses Spruches zu erhalten. L'Oiseleur mußte ihr vorstellen, sie werde sich durch einen solchen Schritt eine Art Begnadigung verschaffen können. Am 24. Mai 1431 führte man sie auf den Kirchhof von St. Ouen, wo zwei große Gerüste aufgeschlagen waren. Auf einem der Kardinal Winchester, der Bischof von Beauvais und andre Bischöfe und Richter; auf dem andern Gerüste waren Notare, Wächter, auch l'Oiseleur, und dahin führte man auch Johannen. Daneben stand der Henker mit seinem Karren, um Johannen zu dem Scheiterhaufen, der auf dem größten Platze der Stadt errichtet war, zu führen. Johanna wußte dieß, und hörte unter diesen Umständen eine Predigt an, die sie unterbrach, als sich der Prediger Beschimpfungen König Karls erlaubte. Nach beendigter Predigt legte man ihr eine Abschwörungsformel vor. »Was heißt das: abschwören?« sagte sie. Wenn sie sich weigere, die Formel anzunehmen, so werde sie nach dem Scheiterhaufen geführt werden, war die Antwort; die

Formel aber enthalte nur eine Unterwerfung unter die allgemeine Kirche. »Gut,« entgegnete sie, »wenn es die Kirche so will, will ich abschwören!« allein als man nun eine Anerkennung des Rechtsspruches verlangte, war sie lange durchaus zu nichts zu bewegen, und blieb dabei: »was sie gethan habe, habe sie müssen thun, und sie habe wohl daran gethan.«

Da diese Unterhandlungen sich in die Länge zogen, wurden die Engländer ungeduldig, sie nannten den Bischof von Beauvais einen Verräther, und der Kardinal Winchester mußte ihnen Ruhe gebieten.

Endlich unterlag Johanna's Standhaftigkeit dem unausgesetzten Zureden und den Vorstellungen des Augenblicks. Sie erklärte, nichts zu wollen, als was die Kirche wolle, und wenn diese ihre Visionen für unglaublich erkläre, wolle sie nichts weiter zu deren Vertheidigung sagen. Da rief ihr der Geistliche, welcher vorher gepredigt hatte, zu: »Nun so unterzeichne!« Ein englischer Schreiber hatte inzwischen das Blatt verwechselt, und eine Erklärung untergeschoben des Inhalts, daß alles erlogen gewesen sey, was sie von ihrer höhern Begabung gesagt, und daß sie um Gnade bitte wegen ihrer Verbrechen. Sie ließ geschehen, daß man ihre Hand ergriff, und sie unter das Papier ein Zeichen des Kreuzes als Symbol ihrer Unterschrift malen ließ.

Die anwesenden Franzosen waren hoch erfreut, denn sie glaubten Johannen nach diesem Nachgeben gerettet; die Engländer aber, in brutaler Wuth, griffen zu Steinen. Alles beruhigte sie aber sofort durch einen Wortbruch. Man hatte sie als Preis der Unterzeichnung hoffen lassen, daß sie aus den Händen der Engländer befreit, der französischen Geistlichkeit allein weiter übergeben seyn würde. Cauchon aber publizirte nun das Urtheil, was sie zu lebenslänglicher Einsperrung mit dem Brode des Schmerzes und mit dem Wasser der Angst verurtheilte. Was sie auch sagte, man führte sie in ihren Thurm zurück. Trotz dem wollten die Engländer den Bischof von Beauvais noch umbringen, und der Graf von Warwick wurde nur dadurch beruhigt, daß ihm einer der Assessoren versicherte, Johanna werde sich nicht lange auf dem eingeschlagenen Wege halten.

Sie hatte sich nach dem Willen der Kirche endlich auch zu Ablegung der männlichen Kleider verstanden. Treuloser Weise ließ man diesen Anzug in ihrem Gefängnisse, während die englischen Wächter, (ja sogar ein englischer Edelmann!) sich fortwährend Brutalitäten erlaubten, die durch ihre weibliche Kleidung begünstigt wurden. Dabei hielt man sie elender als je. Sie mochte schon wünschen, daß sie lieber verbrannt seyn, als ein so ohnehin durch schwaches Nachgeben erkauftes Gnadenleben weiter führen wollte. Da nahm man ihr vollends, um sie zur Verzweiflung zu treiben, während sie ausgekleidet auf ihrem Lager schlief, ihre Frauenkleider wieder. Als sie erwachte, verlangte sie dieselben. Es sey ihr verboten, Männerkleider zu tragen. Man gab ihr aber weder die Frauenkleider zurück, noch ließ man sie ruhig im Bett. Da endlich legte sie die Männerkleidung wieder an. »Nun haben wir sie! rief hocherfreut der Graf von Warwick. Cauchon wurde gerufen; das Gericht geordnet; ohne irgend eine Entschuldigung zu hören, schritt man zu neuer Untersuchung. Auf die Frage, ob sie ihre Stimmen noch höre, und was sie sagen, antwortete sie: »Ja! sie machen mir Vorwürfe, Eure Formel aus Furcht vor dem Tod unterzeichnet zu haben« &c. Auch sprach sie nun zuversichtlicher als je ihren Glauben an den göttlichen Ausfluß ihrer Visionen und Stimmen aus. Sie habe nicht gewußt, was eigentlich eine Abschwörung seyn solle, und lieber wolle sie sterben, als ein solches Leben weiter führen.

Sie hatte sich durch diese Aussagen bei ihren Richtern das Leben abgesprochen. Farewell! rief Cauchon beim Herausgehen aus der Gerichtsstube Warwick zu, und deutete auf Johannen. Das geistliche Gericht übergab sie dem weltlichen. Johanna weinte und riß sich die Haare aus. Bei dem Gedanken an den Feuertod war sie wieder völlig vernichtet. Sie würde es als eine Gnade angesehen haben, durch das Schwert hingerichtet zu werden, und rief Gott zum Rächer solcher Greuel an.

Am 30. Mai schon bestieg sie nun doch den Karren des Henkers. Man hatte nur soweit Gnade geübt, sie wieder zur Beichte und Kommunion zu lassen, ihren niederträchtigen Beichtvater l'Oiseleur, den man nicht mehr brauchte, zu entfernen, und ihr zwei günstig gesinnte Mönche, Martin l'Advenu und Isambert zu geistlichen Beiständen zu geben. 800 englische Kriegsleute geleiteten sie zum Feuer. Unterwegs betete sie andächtig und in milden Klagen — plötzlich drängte sich ein halbwahnsinniger Mensch durch ihr Gefolge und stieg auf den Wagen, es war l'Oiseleur, ihr Judas, in Verzweiflung, in Vernichtung — er bat sie um Vergebung und bekannte sich als nichtswürdigen Schelm. Die Engländer wollten ihn todtschlagen, doch wurde er gerettet.

Angekommen auf dem Platze der Hinrichtung rief sie: »O Rouen! Rouen! da soll ich sterben.« Abermals waren Bühnen errichtet, abermals mußte sie eine Predigt hören, an deren Schlusse sie feierlich dem weltlichen Gericht übergeben wurde. Sie betete und empfahl sich Gott und der heiligen Jungfrau, allen Heiligen und insbesondre ihren himmlischen Rathgebern. Der Bischof von Beauvais ließ das Urtheil über sie als eine Wiederabtrünnige verkündigen, und nun bat sie nur noch um ein Kreuz. Ein Engländer machte ihr ein solches aus zwei Stöcken; sie küßte es, bat aber um das Kirchenkreuz, was sie erhielt und an sich drückte.

Die Engländer wurden ungeduldig. Sie trieben den Henker, der ohne den eigentlichen Befehl zu erwarten, Johannen faßte und nach dem Scheiterhaufen führte. Englische Kriegsknechte schleppten sie in teuflischer Wuth hinauf. Der Bischof von Royen und andre Geistliche konnten den Greuel nicht mit ansehen und verließen ihre Plätze. Man drückte ihr eine Mütze auf mit der Inschrift: »Ketzerin, Wiederabtrünnige, Abgefallene, Götzendienerin.« Schon brannte der Holzstoß, als noch Martin l'Advenu bei ihr war, und sich rasch retten mußte. Sie rief ihm zu, ihr aus der Ferne noch das Kruzifix hoch zu halten, daß sie dazu beten könne. Auch rief sie noch (wie schon mehrmals) dem Bischof Cauchon von Beauvais zu: »Ihr seyd mein Mörder!« Dann rief sie, sie höre ihre Stimmen, sie seyen doch wahr, und Rouen werde für ihren Tod zu leiden haben. Ihr Gebet und die Betheuerungen ihrer Unschuld hörte man noch durch die Flammen und der letzte vernehmliche Laut war: Jesus! — Alles weinte. Selbst die Engländer waren zum Theil gerührt. Sie schlugen sich durch die Behandlung Johanna's eine tiefere Wunde, als Johanna ihnen je freiwillig beigebracht, denn sie verbreiteten Abscheu vor englischem Wesen in der Provinz, wo bisher die französischen Einwohner wirklich am meisten von Herzen zu ihnen gehalten hatten. Johanna's Tod, kann man sagen, kostete den Engländern die Normandie, die sie — ohne das Entstehen des Abscheues und Grauens vor ihnen in den Gemüthern der Einwohner — behauptet haben würden. Sogar der Henker war zerknirscht worden, und suchte am Abende verzweiflungsvoll seinen Beichtvater, um zu erfahren, ob er Vergebung bei Gott finden könne. Wundergeschichten aller Art wurden verbreitet. Cauchon, in größter Bestürzung über die Stimmung der öffentlichen Meinung, ließ sich vom Könige Heinrich besondre Briefe ausstellen, daß er ihn vor Papst und Konzil vertreten wolle.

H. Leo.

Der Marquis von Sade.

Von Jules Janin.

(Schluß.)

Währenddem brachte Bonaparte, von Aegypten zurückgekehrt, in seinem Kopfe die Ideen von Ordnung und Autorität zurück, ohne welche Frankreich ganz und gar verloren gegangen wäre; Bonaparte, der Heros, der Sieger, die Macht, der große Gedanke unsers Jahrhunderts; Bonaparte, der zärtliche Gatte Josephinens, mäßig, ernst, wachsam, schon sinnend über dem Civilkodex und der Eroberung der Welt. Man denke sich sein Erstaunen, seinen Ekel, als er bei seinem Zuhausekommen die beiden Werke des Marquis von Sade, gebunden und mit goldenem Schnitt, mit der Ueberschrift: Ehrfurchtsvoll von dem Verfasser, vorfindet. Der Marquis von Sade hatte den General Bonaparte als ein Mitglied des Direktoriums behandelt. Als Bonaparte erster Konsul geworden war, fand er dieselben Bücher, die er noch nicht vergessen hatte, noch einmal vor. Eines Tages, als er im Staatsrathe präsidirte, sah er unter seinem Portefeuille ein zweites Exemplar, dem ersteren gleich, liegen: er ließ es wegnehmen und ins Feuer werfen. Am andern und an den folgenden Tagen hatte dieselbe unbekannte Hand dasselbe Werk auf denselben Platz gelegt, und jedesmal erblaßte der erste Konsul vor Abscheu bei jedem neuen Exemplar, das er verbrennen ließ. Endlich hörte man auf, diese vergeblichen Insulte zu wiederholen; aber der Kaiser mußte sich schon der Beleidigung erinnern, die dem ersten Konsul wiederfahren war.

Und in der That war er kaum Kaiser geworden, als er eigenhändig dem Polizeipräfekten den Befehl zusandte, einen gewissen Sade als unheilbaren und gefährlichen Tollhäusler ins Narrenhaus von Charenton einzusperren. Gleich nach erhaltenem Befehl begab sich nun die Polizei nach der Wohnung des Marquis. Er befand sich in einem Kabinette, in welchem er die scheußlichsten Scenen seines scheußlichen Romans hatte malen lassen, und sein ganzes Haus war in demselben Sinne möblirt. In einem abgelegenen Gemache befanden sich zwei Ausgaben seiner Werke, mit hundert Abbildungen ausgestattet. Unter seinen Papieren fand man eine Unzahl von Mährchen, Beschreibungen, Romanen, Dialogen und anderen Schriften, eins noch schmutziger als das andere. Er ward sodann, ehe man ihn nach Bicetre brachte, nach demselben Gefängniß im Charenton geführt, das er vor dreizehn Jahren verlassen hatte.

Einmal Gefangener des Kaisers hieß für immer Gefangener seyn. Der Marquis von Sade hatte seine Gruft betreten. Dort hat der Elende die vierzehn Jahre, welche er noch gelebt, seinem scheußlichen Gelüste noch gefröhnt, so weit ihm dieses möglich war. Nichts hat ihn bessern können, nicht Abgeschlossenheit, nicht Hunger, nicht das Alter, die ernsteste Mahnung, welcher sich auch die Verstocktesten fügen. Wenn Jemand zu ihm kam, so war gleich sein erstes Wort eine Zweideutigkeit, und alles dieses mit einer sehr sanften Stimme, bei schönem weißen Haar, mit der lieblichsten Miene, mit einer bewundernswürdigen Höflichkeit; wenn man ihn ansah, ohne auf seine Reden zu hören, hätte man ihn für einen ehrenwerthen Großvater irgend eines alten Hauses halten mögen, der seine Enkel erwartete, um sie in seine Arme zu schließen. So war das Räthsel beschaffen, welches alle Intelligenzen seiner Zeit beschäftiget hat, und das keine zu lösen im Stande war.

An das Leben in der Gefangenschaft gewöhnt, und wohl wissend, daß er mit des Kaisers Willen da sey, richtete der Marquis von Sade sich bestens in der unermeßlichen Welt des Wahnsinns und der Verbrechen ein, die man Bicetre nennt. Jeder Tag bot ihm eine neue Zerstreuung dar. Bald war er zugegen, wenn eine Kette Galeerensklaven abgeführt ward, deren Mitglieder ihm als einem alten Bekannten Lebewohl sagten; bald sah er einen zum Tode Verurtheilten bei sich eintreten, der diese Mauern nur mit dem Schaffott vertauschen sollte, und dieser Verurtheilte blickte dann mit Lust zu ihm auf, als wollte er sich in der Vorstellung bestärken, daß wir keine unsterbliche Seele haben. Er fühlte sich in diesem Gefängnisse wie ein freier Mensch; er war der Weise unter den Narren, der Unschuldige unter den Verbrechern, der Geistreiche unter den Blödsinnigen. Er war die Seele dieser Welt für sich; er war ihr Dämon; man betete ihn an, man hörte auf ihn, man glaubte an ihn. Wer nicht so glücklich war, ihm nahe zu kommen, der blickte von fern zu ihm hinüber. Unter all diesen großen Straffälligen, all diesen großen Verbrechern und all diesen großen Banditen, von welchen (nach dem kaiserlichen Styl) die hundert Stimmen der Fama zu erzählen wissen, war der Marquis von Sade stets der erste, den man sehen, den man hören wollte; er war ein Phänomen unter all diesen Phänomenen. Dieß alte Gefängniß Bicetre, unter der Wucht des Verbrechens ganz zusammengedrückt, war stolz auf seinen Marquis von Sade, wie die Gallerie des Louvre stolz auf seine Rubens ist.

Zuweilen — denn nachdem er hart behandelt worden, ließ man ihm die größte Freiheit im Bicetre — verfertigte der Marquis von Sade eine Komödie; wenn sie fertig war, führte er auf dem Hofe ein Theater auf, und die Akteurs suchte er sich unter den Verrückten des Hauses aus. Er ließ diese dann zusammenkommen, um die Rollen unter sie zu vertheilen; bald waren die Rollen gelernt, und das Stück des Marquis von Sade kam zur Aufführung. Alle die armen Verrückten leisteten Wunderbares, und auch der Marquis führte die Rolle, welche er selbst übernommen hatte, auf's Beste aus. Das Fest endigte gewöhnlich mit Couplets, die er zu Ehren der anwesenden Damen und des Direktors des Gefängnisses, eines vormaligen Abbé's Goulmier, sang. Dieser Abbé war der Protektor und sogar der Freund des Marquis von Sade geworden!

Ich gestehe, daß es für einen Jeden, der nur irgend einigen Beobachtungsgeist hatte, ein merkwürdiges Schauspiel gewesen seyn muß, so eine Komödie von dem Autor so vieler ehrlosen Handlungen, im Hofe von Bicetre durch Verrückte aufgeführt, und den Marquis von Sade mit einem ganz literarischen Stolze den Applaus der Galeerensklaven, seiner Haftgefährten, empfangen zu sehen!

Am 2. Dezember 1814 ist er endlich eines ruhigen und sanften Todes gestorben, fast ohne einmal krank gewesen zu seyn. Den Tag zuvor hatte er seine Papiere in Ordnung gebracht. Er war damals fünf und siebenzig Jahre alt, und ein robuster Greis, ohne alle Gebrechlichkeiten. Kaum war er verschieden, als die sämmtlichen Jünger Gall's sich um seinen Schädel rissen, als eine kostbare Beute, die ihnen das Geheimniß der sonderbarsten menschlichen Organisation geben sollte, wovon man je gehört. Dieser Schädel aber war, als er entblößt worden, wie alle anderen Schädel von alten Leuten: ein sonderbares Gemisch von Lastern und von Tugenden, von Wohlthätigkeitssinn und von Verbrechen, von Haß und von Liebe. Dieser Kopf, den ich vor mir liegen habe, ist klein, wohlgeformt; man könnte ihn auf den ersten Blick für einen Frauenkopf halten, um so mehr als die Organe der mütterlichen Zärtlichkeit und der Kinderliebe darauf so vorspringend sind, als selbst auf Heloisens Kopf, diesem M[illegible]ter der Zärtlichkeit und Liebe.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxische Zeitungs-Expedition. — z. Z. verantwortlicher Redakteur: Dr. G. C. Thomas. — Drucker: Bayrhoffer.